MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1831.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt festsetzen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Frühlingslieder, von K. Felder. 109.
Die Blümlisalp, von A. Stöber. 113.
Sägemüllerlied, von A. Stöber. 115.
Der sterbende Kosmopolit. 119.
Liederflüchtlinge, von A. Stöber. 121.
Der Einsiedler, von Fallati. 124.
Blücher. Speckbacher. Hofer. 127.
Die Töchter des Rheins. 129.
Logogriph: Koth. Loth. Noth. Roth. 109.
Räthsel: Echo. 115. — Die Zeit. 121.
Homonyme: Bank. 127.

Romane und Erzählungen.

Der Abendstern. 106 — 124.
Geschichte eines Regenschirms. 125. 126.

Länder- und Völkerkunde.

Samogitien. 108. 109.
Die polnischen Juden. 111. 112. 113. 116. 117.
Sitten und Leben in den Pyrenäen. 123. 124. 125.

Alterthumskunde.

Egyptische Alterthümer, nach Champollion. 128. 129.

Reisen.

Reise durch Kalabrien, von Baumann. 3ter Brief. 101. 105. 106. 107.

Naturgeschichtliches.

Naturgeschichtliche Betrachtungen über einige Thiere, welche auf einem Basrelief vom Tempel des Jupiters zu Olympia abgebildet sind. 120. 121. 122.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefe eines Auferstandenen. 104. 105. 110. 114. 115.
Zustand des Elementarunterrichts in Frankreich. 112.
Neueste Briefe des Verstorbenen aus Berlin. Nr. 2. 118.
Schreiben an einen vornehmen Kavalier, betreffend den Krieg in Polen. 126. 127. 128.
Miszellen. 129.

Korrespondenz.

Paris. 101. 103. 109. 110. 114. 117. 118. 119. 120. 121. 125. 127. 128. 129. — Straßburg. 105. 106. — Berlin. 107. 108. — Alexandrien. 111. 112. 113. 122. 123. 124. — Frankfurt. 115. 116. 117. — Napoli di Romania. 126. 127.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Der Saal des Herkules im Pallast Pitti zu Florenz, gemalt vom Ritter Benvenuti. — Antike Baukunst. Der Apollotempel zu Bassä in Arcadien, von Baron v. Stackelberg. (Beschluß.) — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 36.

Ueber zwei Bilder im Besitze des Herrn Winter in Heidelberg. — Aus Prag. — Bemerkungen über Kunst.

Digitized by Google

Nro. 37.

Neue Bildwerke in Italien. — Kupferstiche. Ansicht der Stadt Nürnberg, gest. von Geißler. — München, — Zum Dürerstage 1831.

Nro. 38.

Kunstausstellung in Brüssel 1830. — Nekrolog. Notiz über Joseph Longhi, mitgetheilt von Monsig. Muzzarelli. — London.

Nro. 39.

Kunstausstellung in Brüssel. (Forts.)

Nro. 40.

Kunstausstellung in Brüssel. (Beschluß.) — Farbe und Wort.

Nro. 41.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. (Beschluß von Nr. 11.) — Aus England. — Farbe und Wort. (Forts.) — Italien.

Nro. 42.

Lithographie. 1) Auswahl der vorzüglichsten Gemälde der Pinakothek, herausgegeben von der liter. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München. — 2) Auswahl der vorzüglichsten Gemälde der herzogl. Leuchtenbergischen Gallerie, herausgegeben von derselben. — Aus England. (Forts.) — Farbe und Wort. (Forts.)

Nro. 43.

Lithographie. 3) Die vier Jahrszeiten, eine Folge ländlicher Darstellungen, komponirt und größtentheils in Basrelief ausgeführt als Fries in dem königl. würt. Landhause Rosenstein, von Conrad Weitbrecht. — 4) Entwürfe und Studien eines niederl. Meisters aus dem 15ten Jahrhundert, nach den in der königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Originalen. — Aus England. (Forts.) — Farbe und Wort. (Beschluß.)

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Romane. 33) Memoiren eines Schornsteinfegers, von L. Lax. — 34) Die Bekehrer, von L. Lax. — 35) Skizzen in der Manier des seligen A. G. Meißner, von A. v. Schaden. — 36) Der schwäbische Landjunker in Bavariens Hauptstadt, von A. v. Schaden. — 37) Erzählungen, von A. v. Schaden. — 38) Die Schlittenbekanntschaft, von Fr. Laun. — 39) Die Rache des Amor, von B. Falco. — 40) Schellenklänge, von W. Schumacher.

Nro. 46.

Romane. 41) W. Alexis gesammelte Novellen. — 42) Miszellen von K. Immermann. — 43) Sagen und romantische Erzählungen von L. Rellstab. — 44) Novellen von A. Lewald. — 45) Ulla, die Schetländerin 2c. von Agathe ***. 46) Leben und Träume, von G. W. Zimmermann.

Nro. 47.

Romane. 47) Sämmtliche Schriften von C. F. van der Velde. — 48) Sämmtliche Schriften von Tromlitz. — 49) Neuer Novellenkranz von Blumenhagen. — 50) Erzählungen und Novellen von C. v. Wachsmann. — 51) Diorama, herausgeg. von Archibald. — 52) Hortensien, von J. Graf v. Soden. — 53) Pantheon. — Erdkunde. Narrative of discovery and adventure in Africa by Jameson, Wilson and Murray.

Nro. 48.

Literargeschichte. 1) Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. — 2) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner.

Nro. 49.

Romane. 54) Sämmtliche Werke von Caroline Pichler. — 55) Hermenegild und Jugunde, von Oefele. — 56) Der Zug nach Canossa, von Adeline v. T. — 57) Kaiser Conrads Kreuzzug, von W. Hesse. — 58) Der Rachegeist oder die Strafe des Brudermords, von Chlodwig. — 59) Die Bürger von Cölln, von Fr. Laun. — 60) Otto v. Rheinberg, von Dr. Rathe. — 61) Kunigunde, Königin von Böhmen, von Isidore Grönau. — 62) Die Sterner und die Psitticher, von Varnhagen von Ense. — Geschichte. Essai historico-politique sur la constitution et le gouvernement du Portugal par J. Liberato Freire de Carvalho. — Literarische Notiz.

Nro. 50.

Romane. 63) Jurji Miloslawski oder die Russen im Jahr 1612, von Sagoskin. — 64) Iwan Wuishigin, von Bulgarin, aus dem Russischen von A. Oldekop. — 65) Derselbe von A. Kaiser.

Nro. 51.

Romane. Iwan Wuishigin, von Bulgarin. (Forts.) — 66) Die Uzkokin, von Spazier. — 67) Die Freunde, von Igel. — 68) Die Geusen, aus dem Franz. von Kaiser. — 69) Die Fanatiker, von L. Storch. — [illegible] Richelieu. — 71) Das Höckermännchen, von Bilderbeck.

Nro. 52.

Romane. 72) Coopers sämmtliche Werke. — 73) Die Wassernixe, nach Cooper von Friedenberg. — 74) Conanchet, nach demselben von demselben. — 75) The works of Cooper. — 76) Hauptmann Rek, von Arnim. — 77) Soldatenleben, aus dem Engl. von Lindau. — 78) Neue Kettenglieder. — 79) Der Creole, von H. Zschokke. — 80) Der Hirtenkrieg, von G. Döring. — 81) Firn-Matthes, von Harro Harring. — 82) Förberts-Henns, von L. Storch. — 83) Vittoria Iturbide, von [illegible]. — 84) Don Miguel, von A. v. Schaden. — 85) Algier und Paris im Jahr 1830, von Rellstab.

Nro. 53.

Dichtkunst. Fünfzehn politische Gedichte. — Alterthümer. Antiquities of Mexico by A. Aglio.

Nro. 54.

Romane. 86) Pelham, aus dem Engl. von Richard. — 87) Paul Clifford, übers. von demselben.

Nro. 55.

Romane. 88) Der Maurer, nach M. Raymond v. L. Kruse. — 89) Seyn und Schein, von Bilderbeck. — 90) Die Freiensteiner, von Th. v. Haupt. — 91) Siegfried von Lindenberg, von J. G. Müller von Itzehoe. — 92) Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier. — 93) Sämmtliche Schriften von G. Schilling. — 94) Magellans Reise um die Welt, von Henriette Wilke. — 95) Die Braut, aus dem Italienischen von C. G. Hennig. — 96) Reisebilder, aus dem Englischen von Th. Hell. — 97) Romantik und Liebe, aus dem Engl. von B. v. Alvensleben. — 98) Hans-Hinrtschoan oder die gleichmäßige Heirath, nach der französischen Bearbeitung von Matthias Weise. — 99) Die Brautfahrt nach China oder Wenn's nur chinesisch ist! Von Freimund Ohnesorgen.

Digitized by Google

№. 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. Mai 1831.

„Willst dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue so gar kein Gewicht?“
Umlernen müßte man immer, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

Goethe.

Briefe eines Auferstandenen.

Den 2ten März 1831.

Ich bin endlich auf dem Wege nach meiner Heimath. Die erste Tagreise ist zurückgelegt. Das Zusammentreffen mit der Schnellpost in J.... hat mich manche neue Entdeckung in der Physiognomie der Gegenwart machen lassen.

Ich war eingeschlafen. Der Schall des Posthorns weckte mich; wir fuhren in munterem Trabe durch das Thor, eine lange, schmale Straße entlang, bogen dann links ein und hielten vor dem Posthause. In einiger Entfernung kündigte zweiter Hörnerschall noch mehr ankommende Reisende an; die Leute stürzten vor die Thür; ich stieg aus. Die verbindliche Eil auf mich beziehend, sagte ich sehr freundlich: „darf ich bitten, mir schnell zwei Postpferde, und während diese vorgelegt werden, ein Tasse Bouillon zu geben?“ Niemand antwortete. Ein kleiner, blasser Kellner öffnete mit verdrossener Sicherheit und langweiligem Gleichmuth die Thüre zum Gastzimmer. „Spazieren Sie nur da hinein,“ sagte er halblaut. Er zog das eine Auge und die Stirn ein wenig seitwärts in krause Falten, während er mich mit faden Blicken überlief. Ich wiederholte mein Gesuch. „Gleich!“ entgegnete er kurz. Einige Minuten blieb ich allein; die Schnellpost rollte heran. Ich besah mir die Bilder an den Wänden: alle Fürsten und Fürstinnen des regierenden Hauses, das Monument auf dem Kreuzberge bei Berlin, Demoiselle Henriette Sontag, der Dom von Köln, Karl der Zehnte im Krönungsornate, der alte Blücher, Paganini prangten über dem Sopha. Ein wenig weiterhin fand ich den Auszug der Freiwilligen vom Jahre dreizehn neben dem Pferderennen im Thiergarten, mit andern allusorischen Lithographien, deren Beziehung ich nicht verstand. Ich gedachte dabei früherer Zimmerverzierungen in Posthäusern, und mußte mir gestehen, daß ein anderer Sinn aus diesen hervorgehe. Größeres Geschick, gebildeterer Geschmack, umgreifenderer Verkehr mit der Welt, selbst in diesem entfernten Winkel in der Provinz, war nicht zu verkennen.

Eine junge Dame von kränklichem Aeußern, doch schönen, reinen Zügen, ward jezt von einer ältern Begleiterin in das Zimmer geführt. Die Erstere schien angegriffen; sie ging langsam nach einem Sitz am lezten Fenster. Hier ließ sie sich nieder mit allen Zeichen der Erschöpfung, ja des Lebensüberdrusses. Mich rührte ihr blaßes Gesicht und der matte, traurige Blick, den sie zu der Freundin aufschlug, als diese, über sie gebeugt, mehr durch stumme Unruhe als Worte nach ihrem Befinden fragte. Gleich hinter den beiden, zu ihnen gehörend, kam ein Herr von mittlern Jahren, rüstig im Aeußern, wenn gleich mit weißem Haar und etwas steifen Füßen. Er trug bürgerliche Kleider, verrieth aber durch Haltung, Bart, Orden und jenen Anstrich des Militärischen in der Tracht, daß er Soldat gewesen oder noch war. Während die Stirn sich verdrießlich faltete und der hängende Mund

Digitized by Google

ärgerliches Mißbehagen ausdrückte, lag das gute blaue Auge mit banger Zärtlichkeit auf der jungen Person. Er blickte immer wieder, doch jedesmal flüchtig und verstohlen auf diese hin. Ich glaubte einen Seufzer in seiner Brust aufsteigen zu sehen, den er gleichwohl niederdrückte und mit kurzer, rascher Bewegung nach dem Kellner rief. Dieser war nicht da, was ihm Gelegenheit zu ungeduldigem Murren gab. Draußen ward sehr laut geredet und gelacht. Der gewöhnliche Hamburger Postwagen war ebenfalls angekommen. Das Zimmer füllte sich mit allerlei Gestalten, Männern, Frauen und Kindern. Der Offizier ward immer grader und strammer. Er vermied, die etwas laute Gesellschaft anzusehen. Ein Paarmal fragte er, zu den Frauen gewendet: „wo bleibt denn der Doktor?“ Endlich kam dieser, in Begleitung noch zweier andern Reisenden, herein. In seinen Bewegungen eilig, doch bestimmt, nahete er sogleich dem Offizier, welchen er Herr Oberst anredete. Er sprach ein Paar leise Worte mit ihm und wandte sich dann, indem er scharf, aber flüchtig nach dem Fenster zu der jungen Person hinsah.

Das Frühstück wurde jezt auf verschiedene Tische getragen. Meine Pferde kamen noch immer nicht; es war mir ziemlich einerlei; das Treiben im Zimmer fing an mich zu unterhalten. Unter denen, welche mit der Hamburger Post gekommen waren, bemerkte ich einen Knaben von ohngefähr funfzehn Jahren, dessen geschäftige, bewegte Blicke aus einem Paar dunkeln Augen mich unwillkührlich anzogen. Er gehörte zu Niemanden, forderte, zahlte, betrieb seine kleinen Angelegenheiten allein, redete wenig und wechselte nur einige Worte mit einem Engländer, dem Faktor eines Handlungshauses in Lübeck, wie ich später hörte. Es lag etwas in seinem Gesicht, das den Juden nicht verkennen ließ. Sein Aeußeres verrieth übrigens weder Armuth noch Reichthum, eben so wenig Verlegenheit. Im Gegentheil konnte man ihm anmerken, daß dieß nicht seine erste Ausflucht war, er vielmehr ähnlicher Fahrten gewohnt, sich vollkommen selbstständig und sicher dabei zu benehmen wußte.

Unterdessen war, Niemand wußte recht woher, das Gerücht von einer Bewegung der Kammern in Paris verbreitet worden. Man sprach von der Vertagung derselben bis zum Monat Juli. Mehrere traten sogleich zusammen, und sichtlich wurden unter den Anwesenden Geldgeschäfte gemacht. Der kleine jüdische Gesell saß indessen mit einem Butterbrod, emsig kauend, in der Ecke und spielte mit einem Hündchen. Nicht weit von mir hatte sich die Reisegesellschaft aus der Schnellpost zusammengesezt. Während seine Gefährten ihr Frühstück einnahmen, sprach der Doktor fast allein; man hörte, er war es gewohnt, Gedanken, Begebenheiten oder kürzlich gemachte Erfahrungen mitzutheilen und dadurch auf natürliche, unabsichtliche Weise in seinem Zirkel zu dominiren. Ein gutes Aeußere, wohlklingendes Organ und angenehme Gefügigkeit der Worte sicherten ihm überall die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Die Nachricht aus Paris schien ihn sehr zu beschäftigen. Ohne daß er es aussprach, waren die Interessen der linken Seite auch die seinen. Er ließ sich mit Eifer über das Auseinandergehen der Deputirten vernehmen, und wenn er nur Neugier über die Resultate der königlichen Maßregel äußerte, so weissagten doch Miene und wachsendes Feuer eine Opposition, die er mit Zuversicht von den frischern, kräftigern Elementen eines Volkes erwartete, das nicht gewohnt sey, Rückschritte zu thun. „So!“ sagte der Oberst und stürzte ein Glas Wein hinunter. „Ich weiß,“ erwiederte jener; „Sie meinen unter Napoleon. Das war kein Rückschritt. Der Geist der Zeit schmolz mit dem Geist des großen Menschen zusammen; dieser herrschte einen Augenblick scheinbar allein, aber die Nation wie die Zeit gingen ihren Weg ungehindert weiter.“ Der Oberst lachte laut auf. „Der Napoleon,“ sagte er, „war ein Gestirn, das an dem französischen Himmel vorbeifuhr, ohne daß sie ihm einen Platz auf der astronomischen Karte zu geben wissen, nach der sie die Welt berechnen. Von dem Meteor verstanden sie nichts, als daß es ein Heer von Unruhen, Erderschütterungen, Stürmen und einzelnen scharfen Sonnenlichtern nach sich zog, die sie inkommodirten und die sie bequemerem Wohlseyn zum Opfer brachten. Ich sehe keinen Grund, weßhalb ein König nicht eben so gut Recht behalten soll, wie ein Kaiser, wenn jener es ordentlich will, wie dieser es wollte.“ — „Das ist ganz unmöglich geworden,“ entgegnete mit weicher, leiser Stimme ein Mann, den die andern unsern Freund, den Buchhändler, nannten. Der Oberst machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn er sagen wollte: „geht mir doch mit solchen Axiomen! Was wissen wir von dem, was möglich oder unmöglich ist.“ — „Und doch, gewiß,“ lächelte der andere, „ganz unmöglich.“ Sein überaus gutes, liebevolles Gesicht, die treuen Augen, die ehrliche Zuversicht in Blick und Ton ließen an keinen zweideutigen Hinterhalt, noch egoistische Täuschung denken. „Der Mensch,“ fuhr er, bequemer im Stuhl Platz nehmend, fort, „der Mensch hat einmal seine Bestimmung erkannt; er muß ihr folgen. Die Franzosen gehen von der Materie aus und nehmen es materiell, wenn andere dem Geiste nur durch die umgeformte Materie Bahn machen wollen. Alle müssen wegräumen, was allgemeiner Vereinigung entgegen ist. Ein Hirt und eine Heerde! dahin treibt uns das geoffenbarte Wort.“ — „Also ein Gott und ein Volk!“ rief der Oberst lauter, als jene beide sich zu sprechen erlaubt hätten. „Ich gratulire! Sie sind im Paradiese, oder wollen doch den schmuzzigen Ball gemischter Stoffe, den wir bewohnen, dazu machen. Noch einmal, ich gratulire!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reise durch Kalabrien.

Von J. Baumann.

Dritter Brief.

Von Cosenza aus wird die Reise durch den Silawald wieder ziemlich beschwerlich, selbst wenn man auf der neu angelegten, schönen Straße sich hält, die in vielen Windungen über die Berge und durch die Thäler sich fortzieht. Der Silawald fängt gleich unterhalb Cosenza an und erstreckt sich bis hinunter nach Catanzara und Nicastro. Swinburne schlägt seinen Flächeninhalt auf 200 Meilen an. Eine Beschreibung dieses Waldes lesen wir schon in Virgils Aeneide; auch in seinen Georgicis finden wir ihn wieder berührt *). Man muß sich darunter aber keinen zusammenhängenden Wald vorstellen, sondern eine bergige, waldreiche Landstrecke, die zu den fruchtbarsten Gegenden in Kalabrien gehört und besonders reich ist an Weiden, auf denen das Vieh fast das ganze Jahr über geht. Die beständige Feuchtigkeit des Bodens, unterhalten durch den auf den Bergspitzen schmelzenden Schnee, ist die Hauptursache dieser oft außerordentlichen Fruchtbarkeit. Hin und wieder aber bilden die von den Höhen herabrinnenden Wasser auch Sümpfe und Moräste, die im Sommer dann verpestende Dünste aushauchen und die Hirten zwingen, ihre Triften oft plötzlich zu verlassen und auf die Berge sich zu flüchten. — Pyrrhus, von den Tarentinern zu Hülfe gerufen, führte einst seine Truppen und Elephanten durch diesen Wald. Von Messina herüberkommend, landete er im terenäischen Meerbusen, da wo der Fluß Lametus, jezt Lamata, ins tyrrhenische Meer sich ergießt, und zog über Nicastro, durch das Land der Mamertiner, jezt Marataner, von denen er angefallen und verwundet wurde, nach Cosenza und Tarent.

Rogliano ist das erste Städtchen unter Cosenza; es hat eine heitere und schöne Lage, und rüstiges Leben und Treiben herrscht darin. Von da fällt die Straße bald in eine tiefe Schlucht hinab, in der ein wildes Waldwasser rauscht, und steigt auf der andern Seite äußerst jäh im Zickzack wieder hinauf nach Carpenzena, einem elenden, ruinenartigen Dorfe, von wo aus sie dann einige Miglien weit durch eine einsame, fast wilde Berglandschaft, wo meist nur hohe Eichen und lange Farren stehen, mühsam sich fortwindet bis Soveria. Fünf Gensdarmen zu Pferd waren die einzigen Menschen, die mir von Carpenzena an begegneten; sie ermahnten mich, zu eilen, um noch vor Nacht aus dieser etwas unsichern Gegend hinauszukommen. Daß derlei Ermahnungen einen äußerst unangenehmen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers machen, kann man sich leicht vorstellen. Ich weiß wenig von Furcht, aber ich gestehe doch, daß mich öfters, und gerade auch auf diesem Wege wieder, ein unheimliches Gefühl anwandelte, und daß ich herzlich froh war, wie ich Soveria vor mir erblickte. — Der Wirth, der mich wahrscheinlich wieder für den Vorläufer eines französischen Kriegsheeres ansah, wollte mir weder zu essen noch zu trinken geben, und erst nachdem ein junger Geistlicher, den ich von der Straße herein zum Fürsprecher gerufen, ihm lang und breit erklärt hatte, daß ich ein Deutscher sey, erlaubte er mir, die Nacht in seinem Hause zuzubringen. Darauf fing jener an, die abentheuerlichsten Dinge von Deutschland zu erzählen, und wurde deshalb von den Treibern und patrouillirenden Bauern, die aufmerksam zuhorchten, als ein Mann angestaunt, der ungemeine Weltkenntnisse besitze. Die einzige Frage, die endlich an mich gethan wurde, war, ob ich ein Christ sey, und wie ich dies bejahte und zum Beweise noch mein Skapulir hervorzog, erheiterten sich plötzlich die finstern Gesichter, man reichte mir Wein und hieß mich näher zum Feuer rücken, ja sogar ein Bett wurde mir eingeräumt.

Wer so, wie ich, Kalabrien durchreisen will, der dürfte in diesen Mittheilungen, in denen ich derlei, manchen Lesern vielleicht unbedeutend scheinende, meines Erachtens aber den Volkscharakter und das Volksleben am besten schildernde Züge absichtlich immer so umständlich heraushebe, manche gute Weisung finden; und wer anders reist, als so, der weiß am Ende nicht viel mehr, als daß er auch einmal da und dort gewesen.

Der Weg von Soveria nach Triola ist etwas öde, aber eine herrliche Aussicht eröffnet sich, so wie man einige hundert Schritte vor jenes, an der Rückseite eines runden Berggipfels reizend gelegene Städtchen hinauskommt. Hier, wo Kalabrien am schmälsten ist, da an der Ostküste der Golf von Squillace, an der Westküste der Golf von S. Eufemia tief ins Land eindringen, so daß die Entfernung von dem einen zum andern nur ungefähr 18 Miglien beträgt, erblickt man auf einmal beide Meere, das jonische und das tyrrhenische, und in lezterm die liparischen Inseln, mit dem brennenden Stromboli, der in verschwimmender Ferne aus den grünlichen Wassern auftaucht und mit seiner Rauchsäule finstere Wolkenhaufen bildet, die gleich Ossianischen Geistern über die Meereswogen dahinschreiten. Ein enges Thal, das nach beiden Küsten hin sich ausweitet und in das man von Triola jäh hinabsteigt, durchschneidet hier die Kette der Apenninen, trennt das diesseitige Kalabrien von dem jenseitigen, und führt beiden Meeren beträchtliche Ströme zu, die wie breite Silberstreifen sich rechts und links hinausschlängeln. Oestlich, unweit der Küste, liegt auf reizenden Hügeln Catanzara, die Hauptstadt von Calabria ulteriore, und westlich, etwas mehr landeinwärts, gewährt das Städtchen Nikastro, am sonnigen Bergabhange

*) At velut ingenti Sila u. s. w. Aen. lib. XII. Pascitur in magna Sila formosa juvenca. Georg lib. III.

mit seinen rothen Ziegeldächern aus frischgrünen Oelwäldern emporragend, einen freundlichen Anblick. Das unterhalb dieses Thales gelegene jenseitige Kalabrien, das man von der Höhe von Triola aus großentheils überblickt, erscheint milder und sanfter, als das diesseitige; halbkreisförmig zieht die Firste der Apenninen, mehr am jonischen Meere hinlaufend, ununterbrochen sich hinab bis zum Kap Spartivento, während ein schönes Hügelland, mit weiten Ebenen, nach dem tyrrhenischen Meere hin sich ausbreitet. Ich habe nicht leicht eine schönere Aussicht genossen, als hier; schon der Gedanke, auf zwei Meere mit einem Blicke hinauszuschauen, ist entzückend.

Von Triola beugt die neue Straße, die mich fast mitten durch das diesseitige Kalabrien hinunter geführt, plötzlich hinaus nach der tyrrhenischen Küste. Es war bereits Nacht, als ich in Casino, einem einzeln auf der Höhe jenseits des herrlichen und fruchtreichen Thales stehenden Hause ankam, wo ich mit Noth ein Unterkommen fand. Wegen Unsicherheit der Gegend riethen mir am andern Morgen einige Gensd'armen, einem Zug mich anzuschließen, der einen Neapolitaner mit seiner Tochter nach Messina brachte und von mehreren bewaffneten Bauern, einer sogenannten Guardia, gedeckt war. Ich ging eine Strecke weit mit, allein das grelle Geklingel der vielen Schellen, womit die Maulesel behangen waren, entleidete mir, ich blieb zurück und schlenderte, wie früher, allein fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Tuilerien und das Palais royal.

Bis jezt stehen die Tuilerien noch leer, und dieser Pallast hat seit Ende Julius vorigen Jahres keine andern Bewohner als einige alte Kammerdiener, denen man verstattet hat, in ihren Wohnungen zu bleiben. Dieses Schloß ist zwar sehr geräumig; allein in allen alten Gebäuden dieser Art hat man den Staatszimmern den besten Platz aufgeopfert, und für die eigentlichen Wohnungen, besonders wenn die königliche Familie zahlreich ist, bleibt wenig Platz übrig. Da nun die jezige königliche Familie sehr reich an Kindern ist, so bieten die Tuilerien nicht Raum genug dar, um bequem wohnen zu können. Auch bedarf dieser Pallast, an welchem vielleicht seit einem halben Jahrhundert keine vollständige Reparatur vorgenommen worden ist, einer durchgreifenden Wiederherstellung, womit jezt begonnen wird. Um solche Sachen bekümmerte sich der im Allgemeinen so sorgenlose Karl X. nicht im mindesten. Wenn er nur alle Tage nach der Messe auf die Jagd gehen konnte, so war ihm das Uebrige ziemlich gleichgültig. Er blieb in seinem Kabinette sitzen, empfing die Minister und Kardinäle, und Abends war in den Tuilerien wenig Gesellschaft. Nur von Zeit zu Zeit wurden Soirées gegeben, und bei außerordentlichen Festen war Schauspiel am Hofe. Bälle wurden nie gegeben, ausgenommen bei der jungen Herzogin von Berry. Jezt ist es ganz anders. Ludwig Philipp ist ein thätiger und einsichtsvoller Mann, der gern alles mit eigenen Augen beobachtet, mit seinem Baumeister den Pallast von oben bis unten in Augenschein nimmt und untersucht, und mit ihm die vorzunehmenden Verbesserungen bespricht, ohne sich auf Intendanten zu verlassen. Wäre Ludwig Philipp so saumselig und gleichgültig gegen alle Verschönerung gewesen als Karl X., so würde das Palais royal nicht das geworden seyn, was es jezt ist; und im Nothfalle könnte der neue Hof hier ziemlich gut wohnen, so sehr ist dieser Pallast seit zwölf Jahren verschönert worden. Er hat einen viereckigen Vorderhof und einen noch größern Hinterhof, um welchen sich jezt zwei Flügel ziehen; diese sind neuerbaut oder wiederhergestellt. Die vierte Seite besteht aus der neuen Gallerie, welche an die Stelle der ehemaligen hölzernen Buden gekommen ist. In dieser Gallerie spaziert die müßige Welt unter einem gläsernen Gewölbe zwischen zwei Reihen prächtiger Buden, die einzig aus Stein und Eisen gebaut und also der Gefahr des Verbrennens nicht bloßgestellt sind. Ueber den Buden ist zu beiden Seiten des gläsernen Gewölbes eine Terrasse angebracht, der einzige Ort im Pallaste, wo die königliche Familie Luft schöpfen und im Freien spazieren kann; denn was den eigentlichen Garten des Palais royal betrifft, so ist dieser ein öffentlicher und die königliche Familie könnte nie ungehindert darin spazieren. Weit besser wird sie also in den Tuilerien wohnen können und dabei eine Ruhe und eine freie Aussicht genießen, die im Palais royal fehlen; denn lezteres ist von allen Seiten mit Häusern umringt und liegt gerade in dem größten Gewühle der Stadt. Hier kann Niemand von der regierenden Familie aus- und einfahren, ohne sogleich bemerkt zu werden und eine Menge Neugieriger herbeizulocken. Der jetzige König geht gern zu Fuß spazieren, und seine Gesundheit scheint dieser Bewegung zu bedürfen; im Palais royal ist dies aber kaum thunlich. Er hat es mehrmals versucht, aber bald darauf Verzicht leisten müssen, wofern er nicht sehr früh des Morgens ausgeht, wenn die Pariser noch großentheils in ihren Häusern und Betten versteckt sind. Wäre der König aber nicht als Herzog von Orleans so lange im Palais royal geblieben, so würde dieser Pallast auch wahrscheinlich nicht alle die Verschönerungen bekommen haben, die ihn nun von Neuem zu einem der Hauptstadt würdigen Kaufhofe erhoben haben. Die dunkeln Eingänge sind meistens weggefallen und dagegen schöne Vestibüle mit Säulen entstanden, welche das beständige Aus- und Eingehen der Menschenmenge erleichtern. Statt mancher finstern Buden sind schöne Kaufläden angelegt, und auch die kleinern Krämer haben Gelegenheit, ihre Waaren auf eine vortheilhafte Art den Vorübergehenden zur Schau zu stellen. Nicht weit vom Palais royal, in der Straße Montesquieu, ist seit einem Jahre ein neuer Bazar eröffnet, den man den eisernen nennen könnte, weil hier wirklich das ganze Zimmerwerk aus Eisen besteht. Man denke sich einen sehr hohen und langen Saal, welcher das Tageslicht von oben durch ein gläsernes Dach bekommt. In diesem Saale sind vier Reihen von kleinen offenen Buden der Länge nach angebracht, zwischen denen man spazieren kann. Eben so läuft eine Reihe kleiner Buden oder Kaufstellen längs den vier Wänden des Saals umher. Ueber diese lezte Reihe erhebt sich eine auf eisernen Pfeilern ruhende und mit einem eisernen Geländer versehene Gallerie, auf welcher wiederum längs den Wänden eine ununterbrochene Reihe von Buden angebracht ist. Die Treppen, welche in den vier Ecken zu dieser Gallerie hinaufführen, sind ebenfalls von Eisen. In diesem Saale ist also nichts Brennbares, als die Waaren selbst. Abends wird dieser Saal mit Gas beleuchtet und nimmt sich sehr schön aus. Jeder Kaufmann hat eine Stelle von etwa 8 — 12 Fuß in der Länge.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. Mai 1831.

Wie traurig schön bescheinst du, Sonne,
Den Schutt der alten Herrlichkeit!

Delavigne.

Reise durch Kalabrien.

(Fortsetzung.)

Drei bis vier Miglien unterhalb Cassino führt die schöne Straße durch einen langen Oelwald hinaus ans Meer in eine paradiesische Gegend. Es war der 6te November, aber so schön ist nie ein Maitag bei uns. Alles blühte und duftete, Vögel sangen, Bienen summten, bunte Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume. Hier schließen die Gärten der Hesperiden sich auf. Um hohe Cactus, wo Frucht und Blüthe neben einander prangen, schlingt sich die Rebe, Wälder von Zitronen und Orangen bedecken die Bergabhänge, an den gebeugten Zweigen hängen schwer die köstlichen Gaben; es ist, als seyen in das dunkle Grün Tausende von glühenden Goldkugeln hingesäet. Rechts unten brechen sich schäumend die rollenden Meereswogen, in dämmernder Ferne taucht Insel an Insel auf, wo das Auge nur hinschaut, liegt eine unbeschreibliche Herrlichkeit ausgegossen, die das Herz mit Wonne und Entzücken füllt.

In dieser himmlischen Gegend, da, wo die Straße um einen tiefen Thaleinschnitt wieder landeinwärts beugt, liegt Monteleone, welches, wie die Mythe sagt, Proserpina von Sizilien aus einst besuchte, um hier Blumen zu pflanzen. Diese mit ohngefähr 6000 Einwohnern bevölkerte Stadt ist Hauptort eines Distrikts in Calabria ulteriore; sie wurde von dem Erdbeben im Jahre 1783 fürchterlich verwüstet, hat sich aber durch ihren bedeutenden Handel mit Oel und Seide schnell wieder erhoben.

Unweit Monteleone, wo Gelo den berühmten Hain einst anlegte, den er Horn des Ueberflusses nannte, liegen die Trümmer der alten griechischen Stadt Hipponium, die bei den Römern später Vibona Valentia hieß. Sie verdankte ihre Entstehung einem Markte, den Agathokles von Syrakus hier errichtete, und zu dem aus allen Gegenden der Welt Menschen strömten, um Theil zu nehmen an dem Reichthum des Landes und Blumen zu sammeln für die Altäre ihrer Götter. Damals erscholl Hipponiums Ruhm überall; auch Orest besuchte den Tempel der Proserpina. Die Stadt wurde in den Sarazenenkriegen zerstört.

Ungefähr acht Miglien unter Monteleone lag Milet. Das jetzige Mileto, ein unbedeutendes Städtchen, steht auf der Anhöhe, eine Viertelstunde von den Ruinen der alten Stadt entfernt. Es war ein heiterer, schöner Morgen, als ich mich auf den Weg machte, die ehrwürdigen Reste zu besuchen. Sie liegen auf einem runden, oben abgeplatteten Hügel. Der jezt angebaute Boden ist mit Bruchstücken von Säulen, Kapitälen und andern Trümmern bedeckt, die meist das Gepräge der christlichen Zeit tragen. Unter diesen Ueberresten zeichnete sich durch Größe und Schönheit das Grabmal des Gatten der Adelaide aus; es konnte seiner Schwere wegen nicht hinaufgenommen werden in das neue Mileto, wohin man den Sarg der Gattin, der einst in der alten Basilika gestanden, nebst mehrern andern Sachen, gebracht hat. Auf dem Boden

der verschütteten Stadt ist jezt ein hübsches Gärtchen angelegt, mit einem bunt bemalten Sommerhäuschen, das ganz von Trümmern umlagert ist, die theils zu Sitzen, theils zur Einfassung der Blumenbeete dienen. Auf den Bruchstücken um die Gartenbeete stehen Blumentöpfe und Kürbisse. Unter ihnen findet sich ein noch ziemlich gut erhaltenes Stück, worauf Gott Vater abgebildet ist, den gekreuzigten Sohn in den Armen haltend.

Ich habe den Namen des Mannes vergessen, der dieß alles so hergestellt hat; aber auf jeden Fall muß man ihm Geschmack und Achtung für das Alterthum zugestehen. Noch nie auf meiner Reise war ich so froh, so selbstvergnügt, wie in diesem Gärtchen, unter diesem milden, heitern Himmel. Die Aussicht hinüber über das blaue Meer nach dem heitern Messina, an die Berge Siziliens, an den Aetna, der seinen beschneiten Gipfel, von Wolkenmassen, die seinem Schooße entstiegen, umlagert, hoch in den Himmel streckt, ist unbeschreiblich schön.

Auf den Ruinen einer der ruhmvollsten Städte Großgriechenlands darf ich wohl einen Augenblick der Geschichte gedenken. — Troja war gefallen; Trojaner verließen unter Aeneas Anführung ihre Heimath und siedelten an den Küsten Kalabriens sich an, von wo aus sie nach und nach ins Innere sich verbreiteten. Mächtig durch höhere Bildung, gewannen sie bald die Oberherrschaft. Die Zeit der Bildung mächtiger Republiken kam heran; Pythagoras und seine Schüler erhoben durch ihre Weisheit und Gesetzgebung die Staaten auf eine hohe Stufe des Ruhms und der Aufklärung; da erschien Großgriechenland in seinem Glanze und eröffnete eine Quelle der Weisheit, aus der selbst der stolze Römer schöpfte. Die Bruttier, unsere jetzigen Kalabresen, die ihren Namen von den Griechen erhalten, standen im Rufe der Tapferkeit; ihr Vorbild waren die Spartaner. Sie lebten in Feindseligkeit mit allen ihren Nachbarn, und zu Hülfe gerufen von diesen, kamen die Tyrannen Dionys und Agathokles von Syrakus, Alexander von Epirus herüber; es entzündeten sich blutige Kriege. — Mit den Einwohnern Großgriechenlands vermengten sich allmählig römische Kolonien; sie brachten ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprache und Gesetze mit, unterwarfen sich endlich die Griechen, und Kalabrien ward römische Provinz. Bruttien traf in den punischen Kriegen ein schweres Loos, es wurde ein Raub der Karthager, bis es die Römer sich wieder eroberten. Damals waren die Weisen Großgriechenlands längst schon alle zu Grabe gegangen. Christus trat auf, lehrte eine neue Religion und sandte seine Schüler aus in alle Welt. Petrus, Paulus und Markus kamen, so sagt man, nach Kalabrien und predigten das Evangelium. Beide Umstände, Unterjochung unter die Römer und Einführung des Christenthums, schwächten den kriegerischen Geist der Bruttier und brachten ihn fast zum Erlöschen. — Seit dieser Zeit wird Kalabriens Geschichte traurig. Nur einmal sehen wir den alten Muth wieder aufleben, als nämlich die Bruttier gegen Alarich und seine Gothen sich vertheidigten; allein sie mußten der Uebermacht erliegen; Cosenza, ihre Hauptstadt, wurde zerstört, hatte aber auch den Triumph, den Sieger fallen zu sehen. Von da an finden wir in Kalabrien nur Schreckensscenen; Erdbeben, Pest und zerstörende Kriege brachten das Land auf die tiefste Stufe des Elends herab, auf der es jezt steht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Der sanfte Freund erwiederte mit gedämpfter Stimme: „Die Kreatur sehnt sich nach Befreiung der Eitelkeit, die Erde soll verklärt werden.“ — „Soll werden,“ fiel der Oberst ein. „Machen läßt sich aber die Verklärung nicht, am wenigsten wenn Ihr die Elemente zusammenrührt und den Brei eine Einheit nennt. Guter, lieber Mann,“ fuhr er, die Hand auf des Andern Arm gelegt, fort, „ich sehe es Ihnen an, Sie kommen mir schon wieder mit dem Vergleiche von der heitern Ruhe des beschwichtigten Meeres, das in seiner gesetzlichen Bewegung ein Bild des freigewordenen Daseyns abgeben soll. Meinetwegen! Ihr werdet einander mit Eurer Verklärung und heitern Ruhe ein X für ein U machen, und wenn Gott den Schaden besieht, den Grund so aufgewühlt haben, daß kein Mensch vor noch zurück weiß.“ Der Doktor, welcher mit dem Auge bei dem Gespräche der beiden und mit dem Ohre bei den Passagieren der Postkutsche war, sagte, als belächle er den lezten Ausfall des Obersten: „Da hat einer dem andern auch ein X für ein U machen wollen, aber es ist ihm nicht gelungen; es gibt Lärm.“

Es richteten jezt Alle ihre Aufmerksamkeit auf das Gewühl, das sich mehr und mehr nach der Thüre zog. Diese wurde geöffnet und Jemand unter heftigen Worten hinausgestoßen. Es handelte sich, wie wir nun hörten, um nichts anderes, als den kleinen Reisesack des Judenknaben, den ein Neugieriger zu durchsuchen und auf die Seite zu bringen versucht hatte. Der Besitzer selbst schien am wenigsten dadurch erschüttert; er hatte sein Eigenthum nicht einen Moment aus den Augen gelassen und durch ein leises: „halt den Dieb!“ die Hand auf jenen legend, den Raub verhindert, welcher Allen so gering vorkam, daß sie mit halbem Lachen, des Kindes Rechte schützend, den Thäter entschlüpfen ließen, ohne ihn weiter zur Verantwortung zu ziehen. Der Auftritt hatte so sehr jene ernsteren Diskussionen unterbrochen, daß der Oberst seiner Ironie schon eine andere Richtung gab, als ein dumpfer Schrei der jungen Kranken ihn mit allen Zeichen des Schreckens zu dieser hinzog.

Schneller wie der Blitz trugen der Doktor und er sie aus dem Zimmer. Die Freundin folgte mit einem Kästchen, worin sich wahrscheinlich Arzneien befanden. Der Buchhändler blieb allein zurück; ich näherte mich ihm. In meinen Zügen mußte wohl die Theilnahme liegen, welche mir die Unglückliche einflößte; der freundliche Mann erwiederte mit Herzlichkeit meinen Gruß; ich sprach ihm aus, was ich empfand. „Ja," entgegnete er, „es ist ein großes Kreuz, das der brave Vater in seinem Alter zu tragen hat; das junge Mädchen ist seit Jahr und Tag nicht allein ähnlichen Zufällen unterworfen, sie sinkt auch moralisch zusammen und alle ihre Seelenkräfte schwinden. Die Familie ist auf dem Wege nach * * *. Vielleicht daß die Berathung mehrerer Aerzte dem Uebel noch Einhalt thut." Ich hatte gleich einen ganzen Roman in mir fertig; die Melancholie des jugendlichen Gemüthes nur auf Rechnung tiefer und durch das Geschick widersprochener Gefühle schiebend, sagte ich: „Glauben Sie, daß ein ärztlicher Rathschluß die Wunden des Herzens und der Phantasie heilen werde?" Mein Nachbar lächelte. „Sie irren, mein Herr," sagte er freundlich; „das gute Kind lebte ganz unschuldig und vergnügt in ihrem Frühling fort, tanzte, sang und sprang, hatte nie einen Wunsch, den der sorgsame Vater nicht zuvor errieth, und schreibt das Unglück, was sie traf, wohl nur der Erkältung nach einer Schlittenfahrt zu. Ach nein," sezte er, meinem Irrthume mit Güte begegnend, hinzu; „was Sie meinen, davon ist im Entferntesten nicht die Rede. Für die höchste Liebe in religiösem Sinne wohl noch nicht reif genug, vor den Verirrungen einer weltlichen durch Erziehung und die anders gewonnene Richtung der Zeit glücklich bewahrt, ist sie rein physisch krank." — „Rein physisch?" wiederholte ich. „Ja wohl!" war die Antwort; „nervös! Die Erregbarkeit des Nervensystems hängt außerordentlich von der Beschaffenheit der Atmosphäre ab. Man sieht in den Städten wie auf dem Lande die traurigsten Resultate davon." Ich sah überrascht und fast beschämt vor mich hin. Meine voreilige Theilnahme kam mir altmodisch, ich mir selbst lächerlich vor.

Der Doktor trat hier aus dem Nebenzimmer. „O, schon vorüber! schon vorüber!" entgegnete er leichthin auf des Buchhändlers fragenden Blick. Der Fall war ihm so oft vorgekommen; zudem hatte er etwas anderes im Sinne. Er mischte sich unter die Reisenden am andern Ende des Zimmers; bald darauf sahen wir ihn im Gespräch mit dem Knaben. Dieser interressirte ihn überaus; er war mit sichtlichem Vergnügen bei dem Gespräch; oft bemerkte ich einen schlauen, forschenden Blick in seinem lächelnden Auge. Was hat er mit dem Judenjungen? dachte ich. Die Schnellpost war indeß zur Abfahrt bereit. Der Oberst trug seine Tochter durch einen andern Ausgang in den Wagen. Die Tante, der Arzt und der Buchhändler schickten sich an zu folgen. Während der Erstere den Mantel überwarf, sagte er seinem Begleiter halblaut: „Ich erkannte den Burschen gleich. Es ist der Neffe des reichen * * *d; ich habe ihn bei dem Onkel gesehen. Dieser sendet ihn mit ungeheuern Summen nach B...., um auf diese Art das Porto und Disconto zu ersparen. Früher schon hörte ich davon; ich reimte mir die Sache bei dem Auftritt mit der Reisetasche zusammen. Hätte der Dieb gewußt, was diese enthielt!" Er sagte das leztere schon im Hinausgehen; beide lachten. Ich kam nicht sogleich über das Gehörte hinaus. „Lieber, dachte ich, dem Zufall vertrauen, das Gesetz umgehen, als der einfachen Ordnung langsam folgen! Die Schwingungen der Erde brauchen jezt künstliche Springfedern."

Endlich waren auch meine Pferde da. Der Kellner stand während der ganzen Zeit, unbekümmert um das, was um ihn vorging, und las in einer Zeitschrift. Als ich ihn jezt anrief, meine Rechnung zu machen, sah er von den Blättern ganz verstört und zerstreut auf. Die blassen Augen starrten mich an, mit einemmale, ohne zu antworten, warf er alles aus der Hand und flog zur Stube hinaus. Jemand, der neben mir stand, hob die zerstreuten Hefte vom Boden auf und legte sie mit einer Verbeugung neben mich auf den Tisch. Neugierig, was den einfältigen Burschen so erschreckt habe, blickte ich auf die Zeilen. Das Erste, was ich las, war eine Anekdote über das Gespenst von achtzehnhundertdreizehn. Es war boshaft genug abgefaßt; ich erkannte Wellborns Styl. Indem ich nun wieder aufsehe, streift mein Auge einen gegenüberhängenden Spiegel; mein schneeweißes Haar, das graugelbe Gesicht, der leberfarbene Pelz — ich erklärte mir des Kellners Entsetzen, denn die Beschreibung war recht steckbriefartig abgefaßt. Lachend wandte ich mich; hinter mir lachte auch Jemand; es war der, welcher die Hefte aufgehoben hatte; ich glaubte erst, Wellborn wiederzuerkennen; ich irrte mich; sein Herr oder Begleiter in der Dorfschenke mochte es seyn, sie glichen einander. Ich lachte nicht mehr und ging, meine Reise fortzusetzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

Sand, von einem Franzosen geschildert.

Meinem Versprechen gemäß folgt hier der Schluß der Auszüge aus dem französischen Sand. Die Scene, wo Sand auf dem Heidelberger Schloß seiner Braut, einer Heidelbergerin, die sich darauf freut, Frau Pfarrerin, wo nicht gar Frau Professorin zu werden, in versteckten Worten seinen Entschluß, Deutschlands Retter zu werden, verkündet, lasse ich weg; sie ist so schaal, daß mich das Uebersetzen zu viel Ueberwindung kosten würde.

„Am 23. März war Theater in Mannheim; ich fuhr dahin mit zwei Studenten in einer schlechten, offenen Kalesche mit einer magern Mähre, einem jener bescheidenen Fuhrwerke.

wie sie die Philister der Universitätsstädte für die Herrn Studenten halten. Der junge Graf Wilhelm v. B., eine Art von germanischem Dandy, saß auf dem Bock; er ließ es sich nicht nehmen, zu kutschiren; denn so konnte er ganz natürlich darauf zu sprechen kommen, wie er zu Hause bei seinem Vater, dem Rath, das Vorderpferd an einer Droschke im kurzen Gallop, das Pferd in der Gabel dagegen kunstgerecht im scharfen Trab gehalten habe. Neben mir saß ein Mediziner, ungehobelt und schweigsam wie Faust, ehe ihn der Teufel zum Weltmann gemacht. Gesprochen wurde nicht viel, desto kräftiger geraucht; Wilhelm führte eine Porzellanpfeife, so groß wie ein Bierglas, mit einem biegsamen Rohr, das er um den Leib geschlungen hatte; mein gerades Pfeifenrohr war nicht länger als drei Fuß; der Mediziner rauchte Cigarren; die Leute seines Gewerbes sind immer darauf aus, jeden sinnlichen Genuß zu raffiniren, und so demonstrirte er uns, wie sich der Tabaksgeschmack nach und nach, wie die Cigarre abbrenne, nach oben ziehe; ein sechs Linien langer Cigarrenrest sey concentrirte Ambrosia. Mit einemmal hören wir eine Kalesche dicht hinter uns; Wilhelm will sich als Kutscher zeigen, faßt seine furchtbare Pfeife fest im Mund, nimmt die Zügel in die Linke und bearbeitet mit der Peitsche in der Rechten die Kroupe der Mähre. Im Wagen, der uns vorfahren wollte, saßen zwei Personen: ein zwölfjähriger Junge, der kutschirte, und mein unbekannter Jenenser. Nun begann ein olympisches Rennen; war nun das Pferd des Knaben besser, wie uns Wilhelm später darzuthun suchte, oder war des leztern Kunst nicht weit her, nicht lange, so zogen wir den Kürzern. „Sand,“ rief Wilhelm, athemloser noch, als unser Renner, „Sand, dein ist der Kranz!“ — „Den hole ich mir in Mannheim,“ war Sands rasch herübergeworfene Antwort, und es schien mir, als erwache er dabei aus einem schweren Traum. Seine Kalesche war uns bald aus den Augen. „Sie kennen den jungen Mann?“ fragte ich Wilhelm. — „Ob ich Friedrich Sand kenne! Fragen Sie auf allen vierzehn Universitäten, ob Einer den Namen nicht kennt; Friedrich Sand, den feurigsten Burschen, der zweimal den Landwehrrock unter den Gallerien des Palais royal zu Paris getragen hat!. Den kenne ich von Kindheit auf; er ist aus Wunsiedel im Baireuthischen, ein Paar Meilen von meines Vaters, des Raths, Schlosse. Sein Vater war damals auch Rath, eine recht brave Familie. Wir haben miteinander in Tübingen studirt; er war es, der uns dort fast sammt und sonders für die Landwehr warb; ja unsere beiden Pedelle brachte er auf die Beine. Was mich anlangt, nun, ich freute mich, Land und Leute zu sehen; aber er — ich höre ihn immer noch, wie er sagte: Wilhelm, ich beneide dich, darum, daß du so gut französisch sprichst. Damals schon ließen mir sogar Franzosen die Gerechtigkeit —“ ... „Sie sprechen wirklich vortrefflich,“ fiel ich rasch ein; diese Artigkeit mache ich Jedem, der meine Sprache spricht, und wäre es ein Elsässer.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Allgemeiner Verkehr. Buchhandel. Spekulationen.

Für den Verkauf kleiner Waaren sind dergleichen Bazars vortrefflich, indem alles öffentlich zur Schau liegt; bei manchen Waaren sind die Preise bemerkt. Die Kauflustigen können aussuchen und wählen, ohne sich mit dem Kaufmanne in weitläufige Unterhandlungen einzulassen. Man bekommt hier Lust zu Manchem, woran man sonst nicht würde gedacht haben, und sieht hier Sachen, die einem anstehen und wovon man zuvor keinen Begriff hatte. Was jezt besonders, der verschiedenen Formen, Zeichnungen und Farben halber, in solchen Bazars ins Auge fällt, sind Meubeln, baumwollene Zeuge und metallene Verzierungen, vorzüglich in falschem Golde und in Bronze. Auch die Glasfabrikation hat seit einigen Jahren bedeutende Fortschritte gemacht; die ächten, geschliffenen Krystalle sind dadurch im Preise gesunken, daß die nachgemachten, gegossenen jenen sehr nahe kommen, gerade wie die blitzenden falschen Diamanten den Werth der ächten herabgesezt, und wie die schönen lithographischen Blätter den Preis gestochener Meisterstücke vermindert haben. Man kann keinen Bazar besuchen, ohne auf mehrere kleine Buchladen zu stoßen. Bücher werden überall feilgeboten, sogar auf den Gassen und auf den Brücken. Nie sind wohl so viel Bücher ausgestellt worden und so wohlfeil zu haben gewesen, als jezt; aber auch nie sind wohl so wenige gekauft worden. Die Buchhändler behaupten, das Publikum habe keine Zeit mehr zum Lesen; wenn alle diejenigen, welche an ihre Amtsgeschäfte oder an ihre sonstigen Tagesbeschäftigungen gehen müssen, des Morgens die langen und breiten Journale durchgelesen haben, so bleibt ihnen keine Zeit mehr übrig, etwas anders zu lesen. Die Schuld läge also nicht so sehr an den Journalen, als an der Zeit, welche so viel Wichtiges mit sich bringt, daß die ganze Aufmerksamkeit der meisten Leser dadurch in Anspruch genommen wird. Freilich muß dies anders seyn in Ländern, wo die Tageblätter unter dem Censurjoche stehen und die Wahrheit nur halb und halb sagen können, wenn sie nicht ganz und gar das Wichtigste verschweigen müssen. Die Tageblätter haben daher eine außerordentliche Menge von Lesern in Frankreich, und die eigentliche Literatur weit weniger als sonst. Freilich kann man jezt die Geschichte stückweise im Schauspiele kennen lernen und die wissenschaftlichen Entdeckungen in den Zeitungen; denn diese sind wahre Omnibus geworden, die von allem etwas liefern, so weit der für die Politik erforderliche Raum es erlaubt. Die eigentlichen Omnibus, das heißt die Stadtdiligencen, sind nun ganz eingebürgert und ein unentbehrliches Bedürfniß für die Pariser geworden. Zwar hat sich derjenige, welcher sie zu Paris eingeführt hatte, im vorigen Jahre aus Verzweiflung ertränkt, weil das Unternehmen so große Kosten erforderte, daß er dadurch endlich in Verlegenheit gerieth; die Anstalt besteht aber deßhalb nicht minder und hat sich seitdem erst eigentlich recht festgesezt. Dieß ist keineswegs das erste Beispiel eines Unternehmens oder einer Anstalt, deren Begründer oder Erfinder im Elende gestorben ist, wogegen seine Nachfolger sich bereichert haben. In der lezten Zeit sind die meisten Unternehmer großer Anstalten neuer Art zu Grunde gerichtet worden, z. B. diejenigen, welche die Gasbeleuchtung angelegt hatten. Da nun diese Anstalten nichtsdestoweniger ihren Fortgang haben, so scheint es doch, als hofften andere glücklicher zu seyn, als ihre Vorgänger. Diese Hoffnung ist auch vernünftig; denn die Nachfolger können sich die Erfahrung der Vorgänger zu Nutze machen, einschränken, wo die vorigen überflüßig ausgaben, Theile abschneiden, die nichts einbrachten, und anderswo nachhelfen, wo Nutzen zu erwarten steht. Manche nützliche Anstalten sind auch blos durch den heftigen Stoß der lezten Revolution im Julimonate umgestürzt. Solche Erschütterungen werden nicht allein in der politischen Welt empfunden, sondern die Gewerbe fühlen sie auch, und indeß sich die Politik über den Erfolg der Revolution erfreut, müssen Handel und Gewerbsfleiß zuweilen lange trauern.

D g.

Berichtigung.

In der Charade in Nro. 102 ist zu lesen: siehst du mich hier, statt nicht.

Beilage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 106.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Mai 1831.

Was für ein Zauber weilt auf dieser Stelle?
Welch holder Wahn schleicht in die Brust sich ein?
Wie wallt das Thal, bewegt von leichten Schatten,
Von klarer Fluth geküßt und Sonnenschein;
Wie lieblich sich hier Lust und Ruhe gatten!

Sophie Mereau.

Der Abendstern.
Eine Novelle.

Mitten in den gesegneten Fluren des Argaus, da wo die Aar ihre schäumenden Wellen durch ein enges Felsenbette drängt, um dann, zu einem sanfteren und ruhigeren Laufe gelangend, sich bald mit der Limmat und der Reuß zu vereinigen, liegt ein Städtchen, dessen Häusermasse zwar nur klein ist, das aber dennoch dem Reisenden freundlich entgegen schaut und in seiner lieblichen Lage, in der anmuthigen Umgebung, in der einfach reinlichen Ausschmückung der Wohnungen und Gärtchen einen Zauber trägt, der den Besucher oft schon gegen seinen Vorsatz längere Zeit in den Mauern desselben zurückhielt. Ueberall, auf welche Seite der Spazierende seine Schritte lenkt, sieht er die üppige Fülle einer reichen Natur, und nicht leicht vermöchte man ein Plätzchen zu finden, wo die Mannigfaltigkeit der Aussichten, die schöne Uebereinstimmung zwischen thätigem Regen und Walten und stiller, genußreicher Einsamkeit so reizend und überraschend dem Auge entgegen träte. Wenn aber irgend etwas die lieblich heitere Gegend noch anziehender machen kann, so ist es der Gedanke, daß der Fuß auf klassischem Boden wandelt, und daß aller Orten, wohin man sich wendet, dem forschenden Sinne die Denkmäler einer grauen Vergangenheit sich darstellen, deren Spuren eben so gewaltig zu dem Herzen sprechen, als sie den Geist unwiderstehlich in jene Zeiten zurückführen, deren Verschwinden mit ihrer rohen und ungebildeten Kraft wir zwar nicht bedauern, in deren Erinnerungen wir aber gern untertauchen.

Von jenem grünen, waldigen Hügel schaut, von der untergehenden Sonne bestrahlt, die Habsburg in das friedliche Thal herunter, dessen fruchtbare Gelände sie bebauen, dessen Dörfer und Städtchen sie entstehen und sich verschönern, dessen Generationen sie werden und verschwinden sah. Zu ihren Ruinen wallfahrteten von jeher die Schaaren von Jünglingen und Mädchen, wenn sie in heiterer Gesellschaft einen schönen Sommerabend genießen und sich an munterem Spiel ergötzen wollten; zu den alten, ehrwürdigen Ueberresten wandern seit undenklichen Zeiten schon die Kurgäste von Baden und Schinznach, wenn die heilenden Quellen ihnen Kraft und Gesundheit wieder geschenkt haben, und oft schon hat sich im Schatten der hundertjährigen Buchen, unter dem heimlichen Flüstern ihrer Zweige, ein zartes Verhältniß entsponnen, dessen angenehme Folgen die alte Habsburg für ein glückliches Paar zum leuchtenden Pharus auf dem Meere des Lebens gemacht haben. In der Ebene hingegen schimmern die Mauern von Königsfelden, malerisch mit Epheu dicht bewachsen; sie umschließen zwar nicht mehr eine Schaar keuscher Jungfrauen, sondern sind zum Krankenhause bestimmt; aber in ihren dunkeln, mit Gras bewachsenen Höfen, in ihren düstern Gewölben, in der Kapelle, in welcher Bilder und Glasmalereien eine ferne Vergangenheit hervorrufen, belebt sich die Phantasie des Beschauers, er sieht längst entschwundene Gestalten geisterhaft an sich

vorüber wanken, und die Schauer der Ewigkeit umwehen ihn. In dem Dörfchen, das auf seinem felsigten Grunde fast rings von den Fluthen der Aar bespült wird, finden sich noch einige Ueberreste der ehmaligen Veste Altenburg, von welcher der kleine Ort seinen Namen hat, und an deren verfallene Mauer sich jezt eine friedliche Hütte lehnt; weiter entfernt blicken die wohlerhaltenen Thürme von Brunegg und auf der andern Seite die zerrissenen Steinmassen von Schenkenberg auf die blühenden Fluren nieder. An dem Ufer der Aar nach Zurzach zu steht noch ein einzelner Thurm der ehemaligen Freudenau, und unter dem Boden, wo jezt der Landmann säet und erndtet, ruhen die Trümmer einer großen Vorzeit in den versunkenen Mauern der ehemaligen Vindonissa.

Mitten unter diesen erhabenen Bildern früherer Tage waltet ein reges und freundliches Leben, das einer heitern Gegenwart angehört und die Betriebsamkeit der Menschen so wie die fortschreitende Kultur beurkundet. In dem ganzen blühenden Thalgelände, das sich von Arau bis eine Stunde unterhalb Brugg längs der Aar fast in gerader Linie hinzieht, zeigt sich Dorf an Dorf, Schloß an Schloß, und schön bebaute Weinberge wechseln mit Kornfeldern, grünem Wiesenteppich und dunkeln Waldungen. Bis auf die Höhen des Jura sieht man die rothen Dächer netter Häuser durch die Obstbäume blinken; jährlich werden neue Wohnungen geschaffen, immer mehr breitet sich die Bevölkerung aus, und wenn auch der Reichthum der Landbesitzer im Allgemeinen nicht groß und die Armuth in vielen Hütten zu Hause ist, so bleibt doch das Ufer der Aar, die sich wie ein Silberstrich durch die grünen Auen windet, ein Anblick, der selbst ein übersättigtes oder ein tief betrübtes Herz zu heiterer Begeisterung erwecken könnte.

Das kleine Brugg bildet mit seinen altersgrauen, von der neuern Zeit nur flüchtig übertünchten Mauern und seinem schwarzen Thurme, der, einen Theil des Rathhauses ausmachend, sich noch aus den Tagen der Römerherrschaft herschreiben soll, gleichsam den Mittelpunkt dieses anziehenden Gemäldes, während Altenburg, Umiken, Habsburg, Königsfelden, Windisch und Gebistorf einen Kranz um dasselbe schließen, die Gewässer der drei Flüsse seine Nähe beleben und Landhäuser und Fabrikgebäude hie und da zwischen den Bäumen durchschimmern, indessen das heimliche Siggenthal mit seinen Schatten und wohlhabenden Dörfern sich wie ein Vorhang quer hinüber zieht, gleichsam als wolle es das freundliche Gelände einschließen, damit es fremd bleibe dem Treiben der übrigen Welt. Ohne daß eigentlich großes Gewerbe getrieben würde, bilden die Messen von Zurzach, die Nähe der Heilbäder von Schinznach und Baden, und die große Landstraße, welche von der deutschen und französischen Grenze herkömmt, eine gewisse Betriebsamkeit, die durch einige neu erbaute Fabriken noch erhöht worden ist. Die dunkeln und kleinen Häuser der breiten Hauptstraße haben sich allmählig vergrößert und verschönert; jeder der einzelnen Bürger hat sich bestrebt, seinem Eigenthum ein gefälligeres Ansehen zu geben, schöne Brunnen mit vortrefflichem Wasser tragen nicht wenig zu dem freundlichen Anblick des Ganzen bei, und wer beschauend von einem Thore zum andern geht, wen rasche Pferde schnell vorüberziehen, oder wer sich auf der schönen steinernen Brücke, die in einem einzigen Bogen sich über der schäumenden Aar wölbt, dem Eindrucke überläßt, den die Uebersicht der Gegend Strom auf- und abwärts auf jedes empfängliche Gemüth machen muß, der wird gestehen müssen, daß das Städtchen, so unbedeutend sein Umfang immer seyn mag, des Vorzugs nicht ganz unwürdig sey, dessen es als Geburtsstätte berühmter und edler Männer genießt.

So wie Brugg jezt gezeichnet worden ist, daß jeder Reisende, den Laune oder Geschäft dahin führen möchten, es wieder erkennen würde, stand es vor ungefähr achtzig Jahren noch nicht da, ein Zeitpunkt, in welchen wir unsere Leser zurückzuführen wünschen, und mancher der damaligen Bewohner, wenn er aus der Umgrenzung des kleinen, freundlichen Friedhofs sich wieder erheben und seine Vaterstadt beschauen könnte, würde dieselbe kaum mehr erkennen, vielleicht auch, wie dieß so oft geschieht, die alte Zeit mit ihren geringern Ansprüchen der neuen vorziehen, die mit vermehrten Genüßen dem Menschen auch vermehrte Sorgen gebracht hat. Die Mauern und Häuser der Stadt waren damals noch völlig in dem Zustande, in welchem sie nach Falkensteins Brande theils gelassen, theils wieder aufgebaut worden waren. Zwischen Brugg und Königsfelden waren nur einzelne Gärten und uneingehägte Pflanzungen zu finden und von allen jezzigen, theils hübschen, theils ländlich anmuthigen Gebäuden und Anlagen fand sich noch keine Spur.

So wenig die Wohnungen von außen anziehend genannt werden konnten, eben so wenig waren sie es von innen, wo der Rauch aus den meist im Hausflur angebrachten Küchen die Mauern und Thüren geschwärzt hatte, wo Luft und Licht wünschenswerthe Dinge waren, die sich selten nur fanden, und wo der Raum so beschränkt war, daß selten mehr als ein Zimmer die Breite des Hauses einnahm.

Dennoch waltete damals ein eben so helles und fröhliches, ja im Grunde vielleicht noch befriedigenderes Leben als jezt, wo sich so manche alterthümliche Gewohnheit verloren, so manche, der guten alten Zeit angehörende Sitte vornehmer scheinenden Gebräuchen Platz gemacht hat; wo man sich schämt, die Kleinstädterei in ihrem ganzen Umfange an den Tag zu legen und dadurch den Kontrast nicht vermeidet, welcher nothwendigerweise an kleinen Orten aus der beschränkten Macht und dem unum-

schränkten Wunsche hervorgeht. Der jezige Kanton Argau stand noch unter Berns Oberherrschaft; es lebten Landvögte und Verwalter der Regierung in und um Brugg, welche mit den vornehmern Einwohnern einen Umgang pflogen, in dem freilich von der einen Seite Stolz und Uebermuth, von der andern Demuth und Unterwürfigkeit öfters sichtbar wurden, der aber dennoch dem Städtchen einen lebhafteren Verkehr gab. Auch unter den Eingebornen selbst fanden sich mehrere, jezt theils ausgestorbene, theils weggezogene Familien, in deren Kreisen man eine feinere Bildung keineswegs vermißte, und aus deren Schoße bedeutende Individuen hervorgegangen sind, welche die Nachwelt mit Ehrfurcht und Liebe nennt und nennen wird.

(Die Fortsezung folgt.)

Reise durch Kalabrien.

(Fortsezung.)

Milet wurde von den Milesiern, die, nachdem Darius ihre Stadt zerstört hatte, nach Kalabrien herübergekommen, gegründet. Seine wissenschaftliche Bedeutung unter den Griechen ist bekannt. Unter den Normannen war es der Lieblingsort von Roger Basso; er vergrößerte seinen Bezirk, verschönerte es durch viele Kirchen und verlegte den Siz des Bischoffs dahin. Jezt sind nur schwache Spuren mehr übrig von der Stadt, die einst einen Thales unter ihre Bürger zählte.

Von Mileto führt die neue Straße über den Metramafluß nach Rosarno, und von da nach dem, am Fuße des hohen und rauhen Berges S. Elia gelegenen, mit Oelbäumen umschatteten Städtchen Palmi. Es ist sehr regelmäßig gebaut und hat einen weiten, mit einem schönen Brunnen verzierten öffentlichen Plaz; allein mehrere der größern Gebäude liegen seit dem lezten Erdbeben halb in Schutt. Zur Wiederaufbauung der Kirche S. Nicola soll der König 5000 Dukati hergegeben haben; aber das Geld wurde anders verwendet; die Kirche blieb unvollendet und dient jezt zu einem Mistbehälter, obgleich in dem rechten Seitenschiffe mehrere Glocken hängen, die täglich geläutet werden. Ein reges Leben und Treiben herrschte in dem Städtchen, das bedeutenden Handel mit Oel treiben soll.

Anstatt hinunter zu gehen bis Reggio, das noch ungefähr eine starke Tagreise von Palmi entfernt liegt, ließ ich mich hier bereden, mit einigen Fischern in einer elenden Barke nach Messina hinüberzufahren. Es war ein schöner Sonntagmorgen, als wir aus der Felsenbucht stießen. Das Meer war spiegelglatt, und schnell gleitete das mit Menschen fast überfüllte Schifflein dahin.

Da ich jezt Abschied nehme von Kalabrien, so will ich noch einen Blick zurückwerfen auf das Land, in dem ich wohl viel gelitten, aber im Anschauen der schönen Natur auch viel genossen habe.

Hohe Berge, vom Hauptzuge der Apenninen nach allen Richtungen auslaufend, oft rauh und kahl, oft üppig bewaldet, mit dazwischen liegenden tiefen Thälern und einzelnen Ebenen, hier wenig bebaut und wild, dort plözlich wieder mit allem Ueberflusse des Südens gesegnet — dies ist die Gestalt der Oberfläche des Bodens. Die Städte und Dörfer, oder Paesi, wie der Kalabrese sie nennt, liegen meistens hoch an den südlichen Gebirgsabhängen, sind eng und gewöhnlich in Form von Pyramiden gebaut, und gewähren dem Auge einen reizenden Anblick. Die Kleidung der Einwohner ist fast durchgehends dieselbe. Sie besteht bei den Frauen aus blauen und rothen Tüchern, die um den Leib geschlagen und fest gebunden werden. Arme und Oberleib bedeckt eine Art von Spenser, dessen Aermel aber mit dem Bruststück nicht zusammengenäht, sondern blos mit Bändern angeknüpft sind, so daß sie nach Belieben abgelöst werden können. Der Kopf wird mit einem weißen, zuweilen gefranzten Tuche, das in ein Viereck so zusammengefaltet ist, daß ein Theil desselben etwas über den Nacken hinabfällt, bedeckt. Dieser ganze Anzug gibt dem Körper, weil er alle Formen zu sehr verwischt, etwas Steifes und erinnert nicht selten, besonders wenn die Tücher gar zu enge umgebunden werden, an egyptische Statuen aus der spätern Zeit. — Die Männer tragen blaue oder graue tuchene Hosen und eine lange Jacke aus gleichem Stoffe. Statt der Schuhe ist ein Stück ungegerbte Haut um den Fuß gebunden, und mit demselben Bande, welches diese Sandalen hält, werden auch die, vom Knie an um das Bein gewickelten Lumpen befestigt, die statt der Strümpfe dienen. Den Kopf bedeckt ein wollener Hut, der tief in das Gesicht gedrückt wird, oder eine lange blaue oder rothe Müze. In der kältern Jahreszeit kommt zu dieser Kleidung noch der zerrissene Mantel, wie man ihn in ganz Unteritalien antrifft, und den, wenn er auch noch so zerfezt ist, der Italiener doch so umzuwerfen und sich darin auf eine Art hinzustellen weiß, daß er imponirt. — Die Zigeuner, die oft in zahlreicher Gesellschaft in Wäldern oder an Bergabhängen liegen, weichen in ihrem Anzuge wenig ab.

Kalabrien nährt im Durchschnitte einen kräftigen Schlag von Menschen, unter denen schöne Männer sowohl, als Weiber gar nicht selten sind. In Betreff der Bildung steht der Kalabrese sehr tief; seine Unwissenheit und seine Befangenheit in allen Ansichten übersteigen oft jeden Begriff. Es ist himmelschreiend, daß in einem von der Natur so gesegneten Lande alle geistige Kultur so darniederliegt. Man messe aber die Schuld dem Volke nicht zu, sondern lediglich der Regierung. Es fehlt

dem Kalabresen nicht an Talent, und ich bin fest überzeugt, auch nicht an Willen, etwas zu lernen, wenn man ihn nur auf vernünftige Weise dazu anleiten würde. Aber wo soll da Licht und Aufklärung herkommen, wo die Regierung, wie dieß im jenseitigen Kalabrien der Fall war, die Klöster, in denen noch einiger, wenn auch kümmerlicher, Unterricht ertheilt wurde, aufhebt, und dann die eingezogenen Güter, anstatt sie für Bildungsanstalten zu verwenden, größtentheils wieder für Erbauung von Kirchen, woran das Land schon längst Ueberfluß hat, wegwirft?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

(Beschluß.)

Sand, von einem Franzosen geschildert.

„Spräche ich französisch, wie du, meinte Sand,“ fuhr Wilhelm fort, „so drängte ich mich verkleidet zu Napoleon. Ein Dolchstoß, und Tausende von Menschenleben wären gerochen! Wilhelm, du kannst ein Scävola werden! — Sie können sich denken, daß ich davon nichts hören wollte. Ich bleibe so lang als einer in der Schlachtlinie stehen und rühre mich nicht, mache troz einem mein Heckenfeuer mit, gehe auf das Kommando: Marsch! auf eine Batterie los — aber kopfüber sich in einen Höllenrachen stürzen! Nein! aus der Gefahr, in die ich mich begebe, muß man davon kommen können, mag dies auch noch so unwahrscheinlich seyn.“ — „Und dann ist ein Mord doch immer etwas, vor dem einem graut. Nur ein Feiger kann ihn begehen.“ — „Je nun, das doch nicht; denn Sand hätte Napoleon ermordet, und Sand ist brav, ja heldenmüthig. Er war zart, schwächlich wie ein Kind, als Soldat erlag er fast unter Sack und Pack; aber oft und viel auf dem Marsch blieb ich hinter ihm zurück, und habe acht Zoll mehr als er. In beiden Feldzügen war er nicht ein einzigesmal im Spital. Da, fällt mir eben ein, wie wir einmal eine Kanone nahmen. Sand hatte sein Gewehr weggeworfen und lief zehn Schritte vor uns her. Als ich hinkam, sah ich ihn, halb auf der Kanone liegend, das Zündloch mit seinen kleinen Händen bedecken; ein Kanonier wollte ihm eben mit dem Ladstock den Kopf zerschmettern. Ich sah mich nach dem sichersten Mittel um, den Freund zu retten, da fuhr eine Kugel hinter mir vor dem Franzosen durch die Brust, und er stürzte quer über Sand nieder.“ — „Das heiße ich Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben.“ — „Das ist Sand mit zwei Worten. Auf der großen Versammlung im Mai 1818 zu Jena, wohin jede Universität Abgeordnete schickte, hatte ich die Ehre, mit ihm Erlangen zu repräsentiren. Hier wurden die vierzehn Hauptstatuten der Burschenschaft ausgemacht, hier wurde den Königen geflucht, die den Tugendbund aufgelöst. Was wir da für ein Freudenfeuer machten mit den Werken von Kozebue und Consorten! ja, unter uns, ihr Herrn, die Bundesakte loderte mit auf; wir tanzten umher; das war ein Fest! in meinem Leben war ich nicht fideler.“ — „Das glaube ich gerne.“ — „Und wer war der flotteste Bursche, der beste Redner unter uns? Sand und kein anderer. Bei jedem Saze, den er sprach, erscholl lautes Bravo und die Müzen flogen in die Luft; die meinige war nicht die lezte: eine rothe Müze mit goldner Eichel; so trug man sie damals. Wenn er so von der Unterdrückung Deutschlands sprach, die Verbrechen der Paar Verräther, Kozebues Schandthaten malte — und alles das war mir schon durch den Kopf gegangen, aber erst jezt stand alles im hellsten Lichte vor mir — da lief mir ein Schauder über die Haut, krampfhaft zitterten meine Glieder, mir selbst unbewußt, hatte ich vorne meine Polonaise ganz zerrissen; eine blaue Polonaise, wie diese hier; sie war in Berlin gemacht, die Schnüre allein hatten hundert Gulden gekostet. Ja, ihm floß es nur so vom Munde, in der herrlichsten Ordnung, die körnigsten Schlüsse, die erhabensten Gedanken, die feurigsten patriotischen Gefühle; all das geht wohl auch mir im Gehirn um, aber so verworren, durcheinander, alles drängt sich im Wirrwarr, und heraus will nichts. Beim Schlagen bin ich besser bei der Hand, als beim Sprechen; Sand schlägt sich, wie er spricht. O, Sand ist mehr als ein Mensch, er ist ein Genie, ein Halbgott!“ —

Diesem Panegyrikus, den der gute Wilhelm, auf dem Bock hin und her rutschend, bald zu uns herein, bald wieder zu seinem Roß sich wendend, in abgerissenen Säzen von sich gegeben, hatte der Mediziner mit unerschütterlichem Phlegma zugehört; endlich nahm er auch das Wort: „Geht mir mit eurem Halbgott! Gerade eben sah ich ihn zum erstenmal, nur einen Augenblick, und noch dazu von der Seite; aber bei seinem Profil fiel mir ein Gemälde des Franzosen Guerin ein: Clytemnestra, die sich zu Agamemnons Mord anschickt. Die zusammengepreßten, blauen Lippen, der herabgezogene Mundwinkel, der starre Augapfel, um Nase und Stirn alles straff angespannt, erdfahles Gesicht...“ — „Und,“ fuhr ich lachend fort, „der Arm hängt zur Kalesche heraus, und die Hand klammert sich — um einen Dolch? — nein, um eine Pfeife.“ — „Ich sage Ihnen, das war ein ganz eigener Ausdruck in dem Profil. Das Gemüth des Menschen befand sich in furchtbarem Aufruhr, oder es leidet irgend ein Organ bei ihm an acuter Entzündung.“ — „Hin wie her, Aderlässe und antiphlogistica!“ sagte ich im Doktorton. „Da solltet ihr mich einmal nach einem Kommerse sehen!“ rief Wilhelm; „nein, Sand kam mir eben ganz vor wie sonst, ein recht hübscher Junge. — Da sind wir in Mannheim, vor dem Gasthofe zum großen Blücher. Wenn ich Sand sehe, soll er mit uns zu Nacht essen; der französische Wein soll ihm schon wieder rothe Wangen machen.“ ...

Auf dem Wege ins Theater betrachtete ich das nette, kleine, leider so berühmt gewordene Haus, die hübsch verpuzte Façade, die grünen Laden, die drei Stufen vor der Thüre, links und rechts die hölzerne Bank; da machte uns ein verworrener Lärm drinnen aufmerksam. Auf den Ruf: Mord! stürzen wir zur Thüre; ein Mensch, es war Sand, fliegt heraus, einen Dolch in der Faust: „Der Verräther Kozebue ist todt, das Vaterland ist gerettet! vivat Teutonia!“ — Was weiter geschah, weiß ich kaum. Alles wirrte sich vor meinen Augen durcheinander; endlich, als ich wieder mit meiner Gesellschaft fast allein in der Straße stand, sah ich Wilhelm mit funkelnden Augen ein Schnupftuch aus dem Busen ziehen: „Ich habe es in sein Blut getaucht! Das Vaterland ist gerettet! Sand ist ein Held!“ Schaudernd rief ich: „Nein, nein, Sand ist ein Mörder!“ — „Mein Herr,“ sagte gravitätisch der Mediziner, die Cigarre zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, die Rechte in die Weste geschoben; „ich gäbe viel, hätte ich Sand den Schädel befühlt; ich wette, er hatte den Mordsinn, war zum Mörder prädestinirt.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Mai 1831.

— Angstvoll steuerten wir in den engenden Meerschlund;
Denn hier drohete Skylla und dort die grause Charybdis.

Homer.

Reise durch Kalabrien.

(Beschluß.)

Bartels ist meines Wissens der Einzige, der die Kalabresen in Schutz nimmt, sonst werden sie von den meisten Reisenden als schlechte, rohe, räuberische Menschen angeklagt. Wenn die Herren doch nur, bevor sie so unbedingt und leichtsinnig absprechen, einen Blick auf die Geschichte des Volkes werfen möchten, so würde ihr Urtheil gewiß milder ausfallen. Es ist lieblos, die schlimme Seite einer Nation ans Licht zu stellen, ohne zugleich die Ursachen anzuführen, aus denen all die Fehler entspringen mußten. Was war das Volk Gottes einst in der egyptischen Knechtschaft? und was sind in neuerer Zeit die Griechen unter dem Joche der Türken geworden, bis der Götterfunke wieder in ihre Herzen schlug? Uebrigens bin ich überzeugt, daß ein großer Theil von dem, was man Böses und Schlechtes von Kalabrien liest, nur ersonnen wurde, um Reisebeschreibungen damit auszuschmücken. In einem Lande, das einmal wegen Banditen und Straßenräubern in übelm Rufe steht, erblickt eine kranke Phantasie in jeder Schlucht eine Mördergrube, zumal wenn von der Polizei oder von den Einwohnern selbst immer gewarnt wird, sich da und dort in Acht zu nehmen. Ich habe in Kalabrien, wo ich bei Tag und bei Nacht, auf der offenen Straße und in unwegsamen Gebirgen, allein reiste, wohl auch böse Menschen, aber doch weit mehr gute kennen gelernt, und ich bin selbst geneigt, alles, was mir Schlimmes widerfahren, mehr der, von oben herab bewirkten, schrecklichen Geistesverwahrlosung zuzuschreiben, als es auf Rechnung unbildsamer, schlechter Herzen zu bringen. Man gebe Kalabrien, so wie Sizilien, diesem Stiefkinde von Neapel, nur Volksbildungsanstalten, und es wird in kurzer Zeit alles anders werden.

Die ganze Reise von Neapel bis Messina, ungefähr 260 Miglien, kam mich kaum auf 18 Gulden rhein. zu stehen, und ich habe doch überall bezahlt, was man von mir verlangte, ohne irgendwo nur im Geringsten zu handeln, wie ich sonst im übrigen Italien gewohnt war.

Nach diesen Bemerkungen komme ich wieder auf meine Ueberfahrt nach Sizilien zurück. An der Mündung des Metaurus, wo einst Orest mit seiner Schwester Iphigenia ausruhte, vorübergleitend, hatten wir bald die berüchtigte Scylla erreicht, die Homer und Virgil so schrecklich schildern, und durch die selbst Ulysses mit bangen Sorgen schiffte. Seneca dagegen sagt schon, daß sie den Schiffern keineswegs gefährlich sey *). Es ist weiter nichts an der ganzen Sache, als daß bei stürmischer See die Wogen an einigen Klippen und zuletzt am Fuße des weit ins Meer vorstehenden, hohen und senkrecht abgeschnittenen Felsen, auf dem einst ein Tempel der Minerva stand, jetzt aber ein Kastell aus den Zeiten der Normannen sich

*) Scyllam saxum esse, et quidem non terribile navigantibus, optime scio. Brief 79.

erhebt, zerschellen und wieder zurückprallen, was kleinern Schiffen, wenn sie zu nahe kommen, allerdings gefährlich werden mag. Wir gleiteten ruhig vorüber und befanden uns bald in der fabelreichen Meerenge, wo sich ein Wunderbild von Naturschönheiten mir darstellte, das sich nie in meiner Erinnerung verwischen wird. Vor mir und hinter mir breiteten lichtglänzende Meere sich aus, während rechts und links paradiesische Küstenlande, mit heitern Städten geschmückt, aus den grünen Wassern emporstiegen; ein Anblick, der nicht zu beschreiben ist! Ich bedauerte, wie die Schiffer mir sagten, daß wir weit unter der Charybdis vorbeikommen, und lachte, als sie die Gefahren schilderten, die jedes Fahrzeug in dieser Meerenge bedrohen; allein bald hatte ich Ursache genug, daran zu glauben. Ein heftiger Sturm, dessen Anzug der Steuermann aus gewissen Zeichen des Aetnarauches lange schon gefürchtet hatte, brach plötzlich aus, und in wenig Minuten ging das Meer so hoch, daß mir zu grausen begann. Die Weiber heulten und hingen sich an ihre Männer, die Schiffer ermahnten zum Gebete, und einer der Geistlichen, die mit uns fuhren, umklammerte so fest meine Knie, daß ich ihn nicht von mir losbringen konnte, während der andere in halber Betäubung dalag und Madonna santissima schrie. Statt nach Messina hinüber zu kommen, wurden wir immer weiter hinauf getrieben gegen die gefürchtete Charybdis. Ich stand etwas betroffen da und rief dem Jünger Jesu zu meinen Füßen unabläßig zu, sich lieber an seinem Gotte zu halten, als an mir; indem es mir auf diese Weise nicht einmal möglich gewesen wäre, im schlimmsten Falle mich durch Schwimmen zu retten. Durch kräftiges und besonnenes Wirken des Steuermanns kamen wir indessen dem Lande nahe, aber durch die allzustarke Brandung wurde das Schifflein immer wieder zurückgeschleudert. So schwankten wir, von den Wellen ganz durchnäßt, eine Weile hin und her, jezt hoch auf der Spitze einer Welle, jezt wieder tief unten zwischen hochgethürmten Wogen, bis wir endlich auf eine seichte Stelle gelangten, wo wir Männer alle hinausspringen mußten, um an einem Stricke, mit dem der Steuermann sich hinausgeworfen hatte, das Fahrzeug mit den heulenden Weibern aufs Trockene zu ziehen.

So endete meine kalabresische Reise. Doppelt froh nun, auf sizilianischem Boden zu stehen, zog ich, durchnäßt wie ich war, mit meinem Tornister auf dem Rücken, hinab nach Messina.

Der Abendstern.

(Fortsezung.)

Es war in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts einer der schönsten Frühlingssonntage angebrochen, der den Bewohnern von Brugg eine Reihe von Freuden verkündigte; denn die Sonn- und Festtage gehörten in jenen Zeiten noch ganz einem eifrigen Gottesdienste und, war dieser beendigt, unschuldigen Erholungen an, welche für die Mühen und Arbeiten der sechs Werktage entschädigen und belohnen sollten. Das harmonische Geläute der Glocken, auf welchen Vorzug man sich viel zu Gute that, rief die Andächtigen in die heitere, freundliche Kirche, und die Straßen füllten sich mit Menschen aus allen Klassen, die sich in ihrem besten Sonntagsstaate zu dem Tempel des Herrn drängten, um die beginnende Woche mit Gebet und frommen Empfindungen würdig anzutreten. Da schritt, angethan mit einem zimmtfarbenen Tuchkleide, mit wohlgesteiften Schößen und Ermeln, einer damastenen, weit über die Beine herabhängenden Weste, auf welcher die buntesten Farben durcheinander glühten, mit kurzen schwarzsammtnen Beinkleidern, schneeweißen, über das Knie gewickelten Strümpfen, abgestumpften Schuhen, mit silbernen ungeheuren Schnallen geziert, einem kleinen dreieckigten Hütchen unter dem Arm und ein großes, mit goldenem Knopf versehenes spanisches Rohr in der Hand, Herr Abraham Saltinger aus seinem kleinen, unscheinbaren Häuschen, nachdem er zuerst noch sorgfältig an der Thüre seines Ladens das Schloß und die eisernen Stangen geprüft und sich versichert hatte, daß keine diebische Hand an seinen Schätzen sich vergreifen werde. Dicht hinter ihm, und möglichst in die Fußstapfen des hochverehrten Bruders tretend, trippelte die ehr- und tugendsame Jungfer Martha Saltinger, ihre etwas scharfen Züge zu einer holdseligen Freundlichkeit zwingend, mit welcher sie links und rechts die Knixe und Verbeugungen erwiederte, die von den Vorübergehenden dem, an der Hausfrau Statt unumschränkt waltenden Faktotum des bemittelten und angesehenen Bürgers und Rathsherrn gespendet wurden. Ihre Kleidung, der Geschmacklosigkeit jener Zeit angehörend, war ein Mittelding zwischen Mode und demüthiger Bescheidenheit, und wenn die unermeßliche Drathhaube, mit einem Ueberfluß von Band und Flor geschmückt, zur Bewunderung aller ihrer Mitbürgerinnen auf der langen, nach den Forderungen des Schönheitssinnes etwas zu hagern Gestalt majestätisch thronte, so söhnte hingegen das kurze Röckchen von geblumtem Zitz, mit keiner Schleppe, keinem Reifrocke und kaum mit einigem Wulst auf den Hüften versehen, die neidischen Herzen ihres Geschlechts mit ihr aus. Auch das enge, steif anliegende Mieder, das keinen vorhandenen Reiz hervor hob und keinen mangelnden nachahmte, das einfache Halstuch, mit keiner Stickerei geziert und dicht um Hals und Brust schließend, so wie die sparsamen Locken, die verschämt unter dem hohen Haubengebäude hervorschauten, statt sich nach der damaligen Mode in hohen Tuppen zu blähen, zeugten von der bescheidenen Zurückhaltung der tugendbelobten Jungfrau,

und nur die unförmlich hohen Stelzschuhe, mit blinkenden Steinschnällchen geziert, die grünseidnen Strümpfe mit bunten Zwickeln und eine an der Seite herunterhängende schwere goldene Uhr mit breiter und massiver Kette, bezeugten wieder den Stand und die Wohlhabenheit der Besitzerin und zogen die Blicke der Nachbarinnen auf sich.

Wer ist aber der Gegenstand, auf den sich alle Augen richten, wenn sie sich von der grotesken Gestalt der Jungfer Martha Saltinger hinweggewendet haben? Wem gilt das freundliche Lächeln, das nicht nur auf alten und jungen Männergesichtern, das sogar in den Zügen der weiblichen Kirchgängerinnen entsteht? wem die Winke und Grüße, das freundliche Kopfnicken und die ehrerbietigen Bücklinge? Seht ihr die holde Mädchengestalt, die an der Seite ihrer Tante bescheiden und sittsam dahin schwebt, mit sanftem Erröthen und kleinen, grazienhaften Knixen die Aufmerksamkeit ihrer Umgebungen verdankend, verschämt in sich selbst geschmiegt und die braunen Augen auf die Straße gesenkt, auf der sie in angenehmer Verlegenheit die Steine zu zählen scheinen. Schaut den schlanken und doch füllreichen Wuchs, die kleinen Füße, den blendendweißen Hals, den das Tuch, so sorgfältig es auch gesteckt ist, nicht ganz verhüllen kann; die heitere Stirn, auf welcher Unschuld und ein heller Verstand thronen, die fein gebildete Nase, die runden, von Jugend und Gesundheit gerötheten Wangen, auf denen zwei Grübchen ihr Lächeln bezaubernd macht, und ihr werdet begreifen, warum die Blicke der Vorüberschreitenden schnell von Herrn Abraham Saltinger und seiner Jungfer Schwester weggleiten, um auf dem lieblichen Bilde geheftet zu bleiben, das wir so eben gezeichnet haben.

Und dennoch seht ihr Christine Saltinger, wenn sie in ihrem steifen Sonntagsputze an euch vorüberzieht, nicht in ihrem schönsten Lichte. Die herrlichen braunen Locken, mit Puder und Pommade reichlich versehen, sind dann steif von der Stirn in die Höhe gestrichen und auf dem Scheitel mit einem vergrößernden Wulst versehen, während kleine bunte, zitternde Blümchen, hie und da eingesteckt, der Frisur das Ansehen eines Zuckergusses mit gemalten Verzierungen geben; der Schnürleib, über den das seidene Kleidchen in geschmacklosen Falten gezogen und an den Seiten unförmlich aufgepufft ist, die Halskrause, vorn mit einer Schleife zusammengebunden und nicht, der eigentlichen Forderung der Mode gemäß, einen Theil der Brust dem Blicke preisgebend, und das ungewohnte Gehen auf den Schuhen mit hohen Absätzen, das alles verhüllt gleich einem leichten Schleier den Reiz des Mädchens; aber ihn ganz zu vernichten, vermag selbst die ungereimteste Verunstaltung nicht, und wenn heutzutage Christine Saltinger mit all ihrer jugendlichen Frische, mit dem anmuthig unschuldigen Wesen, das ihr eigen war, mit all dem Zauber eines heitern, unverdorbenen Mädchens vor die Augen meiner Leser treten könnte, so würde sie vor ihnen, trotz ihrem altmodischen und geschmacklosen Anzuge, Gnade finden. Nachbarn, Freunde und Mitbürger aber, denen sie nur an Festtagen in dem beschriebenen Putze erschien, die sie weit öfter, ja die ganze Woche hindurch, in ihrem einfachen kattunenen Kleidchen mit der blendend weißen Schürze, dem Halstuche, das leicht, aber sittsam um die wohlgebauten Schultern geworfen war, mit den braunen, ungekünstelten Locken, um welche sich nachlässig ein himmelblaues Band schlang, zu sehen bekamen, an welchen sie auf unbedeutend erhöhten Schuhen vorüberhüpfte, wenn sie zu den Arbeitern in den Garten und auf das Feld ging, die sie freundlich, nachgiebig und sorgsam um den etwas strengen Vater und die wunderliche Tante beschäftigt sahen, die trugen dann wohl das Bild aus den Werkeltagen auf die Sonntage über und erblickten Christinen so, wie sie wirklich war, und nicht so, wie Sitte und Gewohnheit sie zuweilen veränderten.

In langsamem, würdigem Gange war der Zug bis an die Kreuzstraße gelangt, welche zu der Kirche führt, und noch hatte das junge Mädchen weder rechts noch links geschaut, ja nicht einmal das Auge sichtbar erhoben, um diesen oder jenen Gegenstand zu betrachten; jetzt aber, als sie um die Ecke bog, lehnte sich der Kopf auf die linke Schulter, die langen Augenwimpern schlugen sich auf und es schwebte einer jener Blicke an die andere Seite der Gasse hinüber, die, wenn sie von geliebten Augen geschenkt werden, den Empfänger in den dritten Himmel zu zaubern vermögen; und daß die unsichtbar magnetische Berührung auch diesmal ihr Ziel nicht verfehlte, bewies die starre Unbeweglichkeit, mit welcher der junge Mann, den sie getroffen hatte und der an einem Fenster der gegenüber stehenden Häuser lehnte, Christinen nachsah und die Augen nicht von ihr wandte, bis sie hinter der Kirchhofsmauer verschwunden war.

Um aber unsere Heldin bei den zart- und feinfühlenden Wesen weiblichen Geschlechts darüber zu entschuldigen, daß sie sogar auf dem Kirchwege einem jungen Menschen freundliche Zeichen zuwirft und sich zu freuen scheint, wenn sie von ihm aufgefangen werden, müssen wir bekennen, daß es vielleicht wenig Mädchen gegeben hätte, die bei diesem Individuum nicht aus bloßer Menschenliebe ein Gleiches hätten thun müssen; denn nicht nur sprachen aus den gutmüthigen, heitern und schuldlosen Zügen Liebenswürdigkeit, Edelmuth und Treue, sondern in der ganzen kräftigen Gestalt lag übrigens noch jenes unnennbare Etwas, das unwiderstehlich die Herzen aller fühlenden Menschen an sich zieht. Besonders anmuthig und auffallend möchte übrigens die Erscheinung des Jünglings, um welchen es sich handelt, schon darum seyn, weil er in jener Zeit, wo alles an und in dem Men-

schen den Stempel der Steifheit trug, von der Mode überall abwich, wo sie dem gesunden Menschenverstande gerade entgegenlief, daher er seine Haare unfrisirt, in angenehmen Locken trug, daher seine Kleidung dem Körper passend und bequem war; weil in allen seinen Bewegungen und Worten eine Freiheit des Geistes, ein von Frechheit und Uebermuth eben so sehr als von demüthiger Unterwürfigkeit entferntes Betragen herrschte, und er dabei mancherlei kleine Talente besaß, die seinen gewichtigeren Kenntnissen zur erhebenden Folie dienten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Oeffentliche Schulactus. Gymnasialbildung. Populäre Versuche. Neues Berlinisches Gymnasium.

Unter den Butter- und Käseartikeln, welche in traulichem Verein mit Theaterkritiken und Wetteranzeigen unsern politischen Zeitungen ein so eigenthümliches Gepräge geben, finden sich auch seit Alters gewisse Anzeigen, die füglich ganz aus den Intelligenzblättern wegbleiben sollten, oder wenigstens nicht dahin gehören, wo der Seiltänzer und Kunstreiter seine Kunststücke dem hohen Adel und verehrten Publikum bekannt macht. Ich meine die Anzeigen unserer Gymnasialdirektoren von dem bevorstehenden jährlichen Schulactus und öffentlichen Examen. Eltern, Verwandte und Gönner, meint Ihr Korrespondent, könnten auch auf anderm Wege, als durch die Avisen, von der Schulfeierlichkeit unterrichtet werden, und der Zweck, den man vernünftigerweise dabei im Auge haben könnte, nämlich auch solche, die noch nicht Gönner sind, und Eltern, die ihre Kinder noch nicht auf dies Gymnasium gebracht haben, darauf aufmerksam zu machen und anzulocken, vertrage sich wenig mit der sittlichen und wissenschaftlichen Basis, auf der unsere Schulanstalten ruhen. Die öffentliche Schulprüfung ist überhaupt eine Antiquität und zur leeren Komödie geworden. Sie stört durch ihre lästigen Vorbereitungen die Lehrstunden, sie inkommodirt Direktoren, Lehrer, Eltern, die armen Schulephoren und Schulräthe, welche **nolens volens** sich dabei ennuyiren müssen; die Knaben studiren darum nicht mehr, sondern bereiten sich nur auf gewisse Fragen und Antworten vor, gewisse Schaustücke, zur möglichen Beförderung der Eitelkeit, werden eingeexercirt, und Lust daran möchten nur wenige eitle Eltern aus den niedern Ständen empfinden. Dem Geiste der Schulbildung im Preußischen, der bis jezt kein anderes Ziel vor Augen hatte, als ächt wissenschaftliche Bildung, die sich selbst genug ist, zu fördern, sind diese Schulactus und Ankündigungen derselben ganz entgegen. Indessen, als aus alter Zeit, namentlich der Zeit der Reformation, herrührende Institute läßt man sie bestehen. Sie können keinen Anstoß geben, so lange gebildete und ernstwissenschaftliche Männer an der Spitze der Gymnasien stehen; wie aber, wenn hier einmal Charlatanerie eindränge und die Rektoren sich in ihren Programmen und Einladungen wie die Seifensieder in der Anekdote in Versprechungen und Betheuerungen überbieten wollten?

Der vortrefflichen Einrichtung unserer Schulen und Gymnasien lassen auch Gegner alles Preußischen vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Bei uns selbst dagegen haben sich längst Spaltungen gezeigt hinsichtlich der Beaufsichtigung und der Tendenz der Gymnasien. Bis jezt waren diese im Grunde genommen nach dem Leisten der sächsischen Fürstenschulen zugeschnitten. Griechisch und Latein und Latein und Griechisch waren die Fundamente, die einzige Aussicht: die Universität, und hier vorzugsweise: die Philologie. Es war eine idealische Präsumtio, jeder Schüler müsse ein Heineccius und Hemsterhuys werden. Eine unsägliche Masse trockenen Materials wird den Jünglingen eingepfropft, was bei neun Zehntheilen von ihnen, sobald sie ins Leben treten, in die Rumpelkammer muß. Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften blieben Nebensachen, in die nachmittäglichen Verdauungsstunden für Lehrer und Schüler verlegt. Nur die Mathematik wurde doch schon mehr gepflegt. Was zu Gunsten einer allgemein humanen und praktischen Bildung geschah, ging mehr von den einzelnen Direktoren aus. Eine Opposition gegen diese allein gelehrte Tendenz der Gymnasien hat sich schon längere Zeit laut geäußert, jedoch heftigen Widerstand gefunden. Eltern, die ihren Kindern für irgend ein Geschäftsfach eine wissenschaftlich gründliche, aber nicht gerade eine gelehrte Bildung geben zu lassen wünschten, fanden es unbequem, daß drei Viertel der Zeit auf Lateinisch und Griechisch verwandt wurden; aber andererseits fand es das Ministerium ungerecht, um dieser Eltern willen in dem trefflichen Schulplan eine Ausnahme zu statuiren, und meinte, das Bischen Lateinisch und Griechisch, welches die jungen Leute mit auf ihren Lebensweg nehmen, könne ihnen nichts schaden. Der preußische Normalschuh drückt hie und da, das ist gewiß; aber eben so gewiß ist, daß er in keinem Fache besser zugeschnitten ist, als dem Schulfach, nämlich für norddeutsche Bildung und unser Bedürfniß. Zu verargen ist daher der Widerstand nicht, er kam aus einer liberal tüchtigen Ansicht. Endlich ist der Magistrat, der diese Ansicht nicht theilte, durchgedrungen, ein eigenes Gymnasium nach der seinigen begründen zu dürfen. Früher ein Appendix des alten Gymnasiums zum „grauen Kloster,“ unter dem Namen „Köllnische Schule,“ ist es jezt zu einem besondern Gymnasium, unter der Benennung des „Neuen Berlinischen,“ herangewachsen und für eine mehr praktische Bildung der höhern Bürgerstände bestimmt. Latein und Griechisch wird zwar auch gelehrt, aber nur neben den Naturwissenschaften, Mathematik, Geographie und Geschichte, welche leztere jedoch auf allen Schulen, und so auch auf dieser, eine allzu beiläufige Stellung einnimmt. Sollte Preußen einst eine öffentliche Repräsentativverfassung erhalten, müßte dies auch auf die Gymnasialbildung einen rückwirkenden Einfluß haben und manches, jezt ganz zurückgeschobene Studium anders gepflegt werden. Die freien Reden, Antworten und Proklamationen unserer Staatsmänner und Generale zeigen leider nur allzuoft, wie wohlthätig jezt schon freie Redeübungen wären. Das neue Berlinische Gymnasium, gehegt und gepflegt vom Magistrat, der ihm eben ein schönes Gebäude aufrichtet, möchte bei seiner praktischern Tendenz diese Humaniora noch zu wenig im Auge haben. Mehr dafür wirkte mancher rege Geist unter den Direktoren in den ältern Instituten. So hat namentlich der selige Bernhardi auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium wohlthätig für eine freiere Geistesbildung gewirkt. Der Direktor Spillеke wirkt jezt in ähnlicher Weise auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, und es kann als ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit angesehen werden, daß das neueste Programm dieser gelehrten Schule einen Aufsaz: „Ueber Goethes Charakter,“ vom dortigen Professor Irem, als **leading article** vor der Stirn trägt. Was würden die alten Schuldirektoren in Puderperrücken dazu sagen, wenn eine solche Schrift unter ihren schweinsledernen Büchern Aufnahme forderte?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 108.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 6. Mai 1831.

Kaum hegt, irgend umher, einfachere Menschen die Erde.
Mög' euch Segen verleihn ein Gott, und jeglichem Tagwerk.

Platen.

Samogitien.

Samogitien, von den Eingebornen Szamaite, polnisch Zmudz genannt, diejenige der ehemals polnischen Provinzen, in welcher der Aufstand gegen die russische Regierung vor wenigen Wochen zuerst ernstlich ausbrach, ist ein Landstrich zwischen der Ostsee, Kurland, dem eigentlichen Lithauen und dem Niemen. Die Samogitier sind gleichen Ursprungs mit den Lithauern. Das Wort Szamaite bedeutet in der lithauischen Sprache Niederland. Mit Wäldern bedeckt, von verschiedenen Flüssen durchströmt und einigen großen Seen bewässert, liefert Samogitien, dessen Boden meist aus Thonerde besteht, reiche Erndten von Flachs und Hanf, die nirgends zu größerer Höhe gedeihen, und über Königsberg, Memel, Libau und Riga ausgeführt werden; die Bienen, wovon es in jedem Gehölze wimmelt, liefern trefflichen Honig und ein sehr weißes Wachs. Ehemals gab es hier Heerden von Elendthieren und Büffeln; heutzutage sieht man keine Büffel mehr, aber man trifft noch viele Bären, Wölfe und andere wilde Thiere. Die großen Vipern, die man in den Wäldern findet, wurden von den alten Samogitiern göttlich verehrt. Erst unter der Regierung Sigismund Augusts (1548—1572) fingen die Einwohner an, sich zu civilisiren. Jakob Laskowski führte dort den Gebrauch des Kalenders ein, ließ die heiligen Haine niederhauen und gewann das Volk dem Christenthum. Zwar hatte man schon unter Wladislas-Jagellon und seinem Vetter Witold um 1415 den Versuch gemacht, das Licht des Glaubens in diesen Gegenden zu verbreiten, Wladislas hatte selbst ein Bisthum in Miedniki gegründet; aber diese Völkerstämme schritten immer nur sehr langsam voran, und jezt sind sie zwar sehr gute Katholiken, und eine Unzahl künstlich in Holz geschnizter, an den Straßen und in den Dörfern errichteter Kreuze zeugen dafür, aber nicht leicht wird man irgendwo mehr Spuren alten Aberglaubens finden als hier. Natürlich gilt dieß nur von der ackerbautreibenden Klasse, und was zum Adel und überhaupt zum aufgeklärteren Theile des Volks gehört, hat von jeher in allen Verhältnissen, wo Polen seine Hülfe in Anspruch nahm, sich für die öffentliche Sache mit rühmlichem Patriotismus aufgeopfert.

Die Samogitier haben nur kleine Pferde, und ihre Stiere gehören gleichfalls keinem großen Schlage an; aber diese Thiere sind stark und zahlreich. Mit Beharrlichkeit bedienten sich früher die Landleute eines ganz hölzernen Pflugs oder vielmehr Grabscheits; sie behaupteten sogar, ein mit Eisen beschlagener Pflug bringe ihrem Lande Unglück. Heutzutage ist es anders. Mit der Aussaat fangen sie erst drei Wochen nach Pfingsten an; aber die sehr starke Sommerhitze bringt das Getreide in sechs bis sieben Wochen zur Reife. Die Wohnungen der Samogitier sind zwar in den verschiedenen Landestheilen nicht mit gleicher Sorgfalt gebaut, im Ganzen aber in viel besserem Zustande, als die der Lithauer, und bequemer eingerichtet.

Mehrere früher üblich gewesene oder noch jezt bestehende Gebräuche in diesem Lande sind ziemlich merkwürdig. Die in Samogitien, Kurland, Lithauen und bei den alten Preußen gebräuchlichen Hochzeitfeierlichkeiten gleichen in manchen Zügen denen der Griechen und Römer. Die künftige Gattin wird scheinbar mit Gewalt aus dem elterlichen Hause, nicht von dem Bräutigam, sondern von zweien seiner Freunde entführt. Am Hochzeittage führt man die Neuvermählte drei Mal um den Hausherd des Mannes, wascht ihr die Füße und besprengt mit demselben Wasser, das zu diesem Gebrauch gedient, die Geräthschaften, das Hochzeitbett und sämmtliche Gäste. Dann streicht man ihr Honig auf die Lippen, ohne Zweifel als Warnung, jeden Zank mit ihrem Gatten zu vermeiden, bedeckt ihr das Gesicht mit einem Hochzeitschleier und führt sie an alle Thüren im Hause; sie klopft mit dem Fuße daran und zugleich streut man Weizen, Roggen, Haber, Gerste, Erbsen, Bohnen und Mohn um sie aus. Der diese Zeichen des Ueberflusses vor ihr ausbreitet, wendet sich an die Vermählte und spricht: „Bleibst Du fromm und führst Deinen Haushalt gut, so wird es Dir an nichts mangeln.“ Bei diesen Worten nimmt man ihr den Schleyer ab und läßt sie an der festlichen Tafel niedersitzen. Des Abends schneiden ihr junge Mädchen, während sie tanzt, geschickt das Haupthaar ab und führen sie unter Schlägen zum Hochzeitbette.

Hier noch einiges über ihre heidnischen Gottheiten. Ihr höchster Gott hieß Aurteia visgist, ein isländischer oder gothischer Name, denn der Isländer würde noch jezt Heugste visa geist sagen, um den höchsten weisen Geist zu bezeichnen. Gott des Donners war Perkunas, der ungefähr mit dem Perun der slavischen Völker übereinkommt. Nach der Erndtezeit beteten sie zu dem Schutzgotte des Landes mit Namen Ziemienik. Auf der Spitze eines Hügels brannte beständig ein heiliges Feuer zu Ehren des Gottes der Jahrszeiten Parei. Bäume, Quellen, Pflanzen, alles wurde für göttlich gehalten. Die heiligen Schlangen hießen Givoite. Es gab einen Gott für die Bienen, einen andern für die Gänse, einen dritten für die Stiere u. s. w. Der Gott der Schweine hieß Kremata, ein Name, der an das griechische Wort Ktemata *), Viehstand, erinnert. Die jungen Mädchen opferten dem Gotte des Flachses und Hanfes, Waisganto; die Priesterin mußte während des Opfers auf einem Beine stehen; wenn sie auf das andere sich zu stützen genöthigt war, bedeutete dieß eine schlechte Erndte dieser Gewächse, welche von jeher den Samogitiern ihre Kleidung geliefert zu haben scheinen.

*) Möchten nach einer glücklichen Restauration der Dinge auch in Polen Etymologieen wie diese leztere ihren ehrenvollen Abschied erhalten.

Anmerk. des Uebers.

Endlich hatten sie ein Fest zu Ehren der Todten. In einer, mitten im Walde errichteten Hütte sezten diese guten, leichtgläubigen Leute einen Tisch voll Speisen, mit Stühlen umher und Messern und Handtüchern. Hierauf luden sie die Todten feierlich ein, aus ihren Grabstätten hervorzukommen und sich die für sie bereiteten Speisen belieben zu lassen. Den Todten zu Ehren wurden noch verschiedene andere Feierlichkeiten angestellt. Sobald Jemand gestorben war, bekleideten die Samogitier den Leichnam mit dem Besten, was er hatte, sezten ihn auf einen Stuhl, tranken ihm zu Ehren Bier und sangen Lieder, wovon eines folgendermaßen lautet:

„Wehe! warum bist du todt? Hattest du nicht Trank und Speise?
„Wehe! warum bist du todt? Hattest nicht ein liebes Weib?
„Wehe! warum bist du todt? Hattest du nicht Stiere, Pferde rc.“

Bei der Beerdigung begleiteten sie den Leichnam zu Pferde mit bloßem Schwerte in der Hand und führten Hiebe in die Luft, wodurch sie das Herankommen böser Geister verhinderten. Beim Niederlegen auf den Hügel, der ihm fortan zum Aufenthalte dienen sollte, gaben sie ihm einen Mundvorrath an Bier und Brod, warfen ihm einige Stücke Geld hin, und wenn es eine Frau war, legten sie noch ein wenig Zwirn mit Nadeln neben sie. Die nächsten dreißig Tage mußte die Gattin beim Auf- und Untergehen der Sonne über dem Grabe des Gatten trauern. Den dritten, vierten und sechsten Tag nach dem Leichenbegängniß versammelten sich die Verwandten des Verstorbenen zu einem traurigen, schweigsamen Mahle, wobei auch die Seele des Verstorbenen, in Begleitung von mehreren andern Geistern, als gegenwärtig angenommen wurde. Man bot ihnen einen Theil der Speisen und Getränke an, die man auf die Erde sezte. Der Gebrauch der Messer war bei diesen Mahlzeiten nicht gestattet. Nach dem lezten Todtenessen erhob sich ein Priester, fegte mit ernster Miene das Haus, und sagte dann in seiner Sprache: „Ihr habt gegessen, Ihr habt getrunken, Seelen, nun geht, geht hin.“ Diese Todtenfeier gab dem berühmten Schriftsteller Adam Mickiewicz den Stoff zu einem seiner Gedichte.

(Der Beschluß folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Mit solchen Empfehlungen war es wohl natürlich, daß Eduard Lindsay nicht nur von den jungen Frauenzimmern seiner Bekanntschaft, sondern auch von den ältlichen Damen und den Männern geschäzt und geliebt ward, die ihm näher standen; daß er hie und da aufmunternde und liebevolle Blicke erhielt, von denen aber

keine weder bemerkt, noch in Empfang genommen wurden, die nicht aus Christinens freundlichen Augen kamen, und daß diese Leztere, deren Nachbar er von den ersten Kinderjahren an gewesen war, die mit ihm alle Freuden und Leiden der schönen jugendlichen Zeit getheilt hatte, sich so enge mit ihm verbunden fühlte, als zwei junge Bäume es seyn können, die dicht neben einander stehend, ihre Zweige allmählig in einander verflochten haben.

Gelegenheit, sich täglich zu sehen, Uebereinstimmung der Gefühle und Ansichten und die süße Macht der Gewohnheit hatten Eduards und Christinens Herzen so enge und unauflöslich verknüpft, daß ihnen allmählig der Gedanke, eins ohne das andere zu leben, immer fremder und am Ende so undenkbar wurde, daß sie eine so heftige Anregung dazu erhalten mußten, als sie ihnen zu Theil ward, um das Unbegreifliche als eine schmerzliche Möglichkeit in ihren jungen Gemüthern aufzunehmen. Christinens Erinnerung trug sie nicht mehr in die Zeiten zurück, wo sie Eduarden noch nicht in jedem freien Augenblicke ihr zur Seite gesehen hatte, denn sie hatte erst das zweite Jahr vollendet, als Frau Waller, eine in Brugg geborne Person, die sich lange in fremden Ländern herumgetrieben haben sollte, mit ihrem Mann, der gleichfalls ein Bürger des Städtchens war und als Messerschmied viele Jahre in England gearbeitet hatte, und dem kleinen Eduard in die Heimath zurückkehrte. Daß Waller der Vater des achtjährigen Knaben nicht war, bewies schon der Name desselben, der mit seinem fremden Laute die Neugierde reizte; ob aber Frau Waller in einer frühern Ehe gestanden hatte, oder ob das Kind, wie einige böse Zungen behaupten wollten, die Frucht einer unrechtmäßigen Verbindung sey, das war schlechterdings nicht auszumitteln, denn Waller sowohl als seine Frau beobachteten über ihre Vergangenheit tiefes Stillschweigen, und das Benehmen des erstern gegen seinen angenommenen Sohn war so zärtlich, seine Liebe und Achtung gegen die Gattin so augenscheinlich, daß aus allen Zusammenstellungen nicht so viel zu entnehmen war, als den wißbegierigen Einwohnern von Brugg zu erfahren noth that.

Einmal freilich war auf Anregung einiger Senatorenfrauen Meister Waller vor den versammelten Rath gefordert worden, um über seinen Pflegesohn und überhaupt von der frühern Geschichte seiner Frau Rechenschaft abzulegen. Allein der kühne Mann hatte den verehrlichen Vätern seiner Stadt die Bürgerschaftsrechte seines Eduards in einem unbedeutenden Orte des nördlichen Englands, seine Geburts- und Taufscheine vorgelegt, hatte erklärt, daß er ihn zwar in allem und jedem wie sein eigenes Kind zu halten, aber nie durch ihn der Stadt beschwerlich zu fallen gedenke, daß übrigens die Vergangenheit seiner Frau, die er herzlich ehre und liebe, und die durch ihr untadelhaftes Leben nie Veranlassung zum Nachforschen gebe, keinen Menschen, außer ihn, etwas angehe, und er war nach diesem peremptorischen Bescheide zwar mit den gewöhnlichen Achtungsbezeugungen, aber zugleich mit so fester Haltung aus dem Rathssaale geschieden, daß alle Mitglieder dießmal übereinstimmend urtheilten: „mit diesem Menschen sey nicht viel anzufangen!“

Bei seiner Ansiedelung in der Vaterstadt hatte Waller ein Häuschen dicht neben der etwas größern Wohnung des Herrn Abraham Saltinger an sich gebracht, und zufälligerweise auch ein Gärtchen kaufen können, durch welches er ebenfalls sein Nachbar geworden war. Nachbarsleute zu seyn, hatte aber in jenen Zeiten eine große Bedeutung, eine weit größere als jezt, wo wir oft kaum wissen, wer Wand an Wand mit uns lebt, seufzt, weint und sich freut. Man stand in den mannigfaltigsten Berührungen mit einander, man traf sich vor der Thür und in dem Hofe, man sprach von häuslichen Bedürfnissen und von Begebenheiten der Stadtgemeinde, und zu jeder Stunde hatte der Nachbar gegründeten Anspruch an Theilnahme, Hülfe und Freundlichkeit. Selbst wenn die übrigen Lebensverhältnisse trennend zwischen die Nachbarn traten, wenn man sich in Gesellschaft nicht zu sehen bekam, so blieben doch immer Tage übrig, welche man einem Verkehr widmete, den man als eine der ersten Nächstenpflichten betrachtete, und wo man nach Möglichkeit das alte Wort zu Ehren brachte: „ein guter Nachbar und desgleichen.“

Herr Abraham Saltinger und Meister Hieronymus Waller schienen nun freilich den äußern Umständen nach zu der leztern Klasse von Nachbarsleuten zu gehören; denn der erste stand mit den besten Familien des Ortes in naher Freundschaft und verwandtschaftlichen Verhältnissen; er war, wenn auch nicht reich, doch sehr wohlhabend, hatte vielen Einfluß in der Bürgerschaft, den er täglich vermehrte, weil er ihn nie für sich selbst gebrauchte, und war um dieses Einflusses willen auch bei den gnädigen Herrn wohlgelitten, die um Brugg herum auf ihren Schlössern ihr oberherrschaftliches Wesen trieben. Oft kam ein Wagen mit vier Pferden vor das kleine, ungeschmückte Haus gefahren, und der Herr Landvogt nebst der Frau Landvögtin, zuweilen auch die kleinen Herrschaften ließen sich den Kaffee und die schmackhaften Kuchen in der braungetäfelten, reinlichen Stube trefflich schmecken. Die Herren verkehrten miteinander freundschaftlich über die Angelegenheiten der Stadt und der Welt, während die Frauen ihr Gespräch in das Gebiet des Hauswesens und der Küche führte, und wenn die Bürger sahen, wie die vornehmen Leute Herrn Saltinger beim Abschiede so freundlich und traulich die Hand drückten, wie es der Herr Landvogt nicht litt, daß der ehrliche Wirth mit entblößtem Haupte und das Sammt-

käppchen in der Hand vor ihm stehe, wenn sie zuweilen an einem schönen Sonntage die herrschaftliche Kutsche vor der kleinen Hausthüre warten sahen, die Saltingern mit seiner Familie auf dieses oder jenes Nachbarliche Schloß zum Mittagessen abholen mußte, dann stieg jedesmal der ehrsame Gewürzhändler in ihrer Achtung, und tiefer noch wurde Kappe und Hut abgezogen, wenn sie vor den runden Fensterchen vorübergingen, hinter welchen Herr Abraham seinen Kaffee und Zucker verkaufte.

Wallers ganzes Daseyn hingegen beschränkte sich auf sein Gewerb und das Innere seines Hauses. Zwar hatte sich sein Geist durch Reisen und vielen Umgang mit den verschiedenartigsten Menschen sehr ausgebildet, und er stand in dieser Hinsicht vielleicht weit über den meisten seiner Mitbürger. Er hatte in Frankreich und England lange gearbeitet und sprach beide Sprachen geläufig, was damals noch etwas Ungewöhnliches war; er hatte viel gelesen, noch mehr gedacht, und sein Verstand hatte jene praktische Bildung und Lebensweisheit gewonnen, die man sich nicht im Zimmer, nicht hinter Büchern, noch weniger im Verkehr mit gewöhnlichen Menschen verschaffen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Bürgerstand. Adel. Handel. Schleiermacher.

Die Bildung, oder wenigstens das Streben darnach und die Theilnahme daran, macht unter der eigentlichen Bürgerklasse unzweifelhaft Fortschritte. Das Geld fließt allmählig ganz diesem tiers état zu; der große Beamtenstand erübrigt nichts (er ist vielleicht bei der strengen Sparsamkeit unserer Verwaltung jezt am übelsten daran), der eigentliche Kaufmannstand (mit wenigen Ausnahmen, z. B. in Magdeburg) ist nicht mehr reich, das imaginäre Vermögen der Banquiers zerfließt, der Adel und Grundbesitzer hält sich kaum über dem Wasser; so sind die, welche mit ihren Händen arbeiten, jezt die einzig Erwerbenden. Unsere Kriegsrüstungen, die den Staat, wie behauptet wird, wöchentlich eine Million kosten, füllen nur die Kassen der Ouvriers. Sie sind jezt die Reichen, wenigstens die Besitzenden. Es ist daher billig und gerecht, daß Künste, Wissenschaften und gemeinnützige Unternehmungen, zu denen Adel und Particuliers kein Geld mehr haben, nun auch vom Bürger gefördert werden. Es würde gewiß auch mehr geschehen, wenn man ihnen nur den Weg zeigte, ihren Reichthum in der Art wohlthätig anzuwenden. Ein hiesiger Schmied gewann neulich bei der Verloosung des Kunstvereins das schönste Bild desselben, den Raub des Hylas von Sohn. Man sollte nicht darüber lächeln, sondern sich freuen, daß schon so viel Sinn unter unsern Professionisten erwacht ist, einem Institute der Art beizutreten. Bei der nothwendigerweise bevorstehenden populären Umbildung unserer Bildung wäre nur zu wünschen, daß die öffentliche Meinung den Rücktritt in diesen ehrbaren dritten Stand begünstigte. Warum muß sich jeder Sohn eines Beamten, Gelehrten, Künstlers wieder der Wissenschaft widmen, warum hält er es noch für eine Art Schande, statt der Feder den Hobel zu ergreifen, wenn er doch zu jener kein Geschick hat?

Was macht unser Adel? — Einige wenige suchen das Gerettete zusammenzuhalten; sie gründen Familienstiftungen, Majorate. Das ist nur zu billigen; will der Adel bestehen, kann er es nur, indem er im festen Grundbesitz seine Haltung in den Stürmen der Zeit sucht. Es ist wohlthätig für den Staat, was auch die liberalen Theorien dagegen sagen mögen. Was aber thun die andern Adeligen? Sie jagen nach Präsidentenstellen. Es gelingt ihnen; es wird ihnen noch mehr gelingen, wie der Anschein ist. Aber kein arglistiger Feind des Adels könnte ihm ein schlimmeres Manövre anrathen. Statt sich mit der Zeit zu befreunden, ladet der Adel dadurch alles Odium auf sich. Der Thron, statt, wie die Theorie einiger Nebelfeudalisten will, sich durch dieses Umgeben mit Adeligen zu befestigen, schwächt sich in der öffentlichen Meinung. Man muß Preußen kennen, um davon überzeugt zu seyn. Gott sey Dank steht Preußen und sein Königshaus indessen auf so festem Grunde, daß einige Dutzend adelige Präsidenten, vorgezogen verdienteren Bürgerlichen, dem gesunden Gebäude keinen Stoß geben können. Sich selbst schadet der Adel durch diese Begünstigung am meisten. Wir fragen, welchen materiellen Vortheil hat er davon, daß zwanzig bis dreißig von seinen zahllosen Mitgliedern wenig einträgliche hohe Aemter erhalten, während dadurch die Erbitterung gegen den ganzen Stand, den bis jezt kein Makel in der Geschichte des preußischen Staates trifft, bei Beamteten und Bürgern wächst? Man fragt sich: ist der Staat da, um für die verarmten Adeligen Aemter ausfindig zu machen? Wäre doch auch hier das Vorurtheil zu überwinden, und der arme Adelige verschmähte es nicht, in den arbeitenden Bürgerstand zu treten. Statt es zu erniedrigen, könnte dies das Adelsinstitut wieder heben, ja ihm eine neue Begründung sichern. Bis jezt weiß man nur, daß die Adeligen allenfalls aufs Theater gehen.

Unsere Banquiers haben gewaltige Schlappen erhalten. Sie hoffen und spekuliren auf den Frieden, und die neuesten Vorfälle in Italien und Frankreich haben ihren Lebensmuth und zum Theil ihren Unternehmungsgeist wieder geweckt. Anders verhält es sich mit dem Nichtpapierhandel; er stockt. Kredit und Verkehr hoffen unsere Kaufleute erst mit dem Frieden, der einem Kriege folgt, rückkehren zu sehen. Namentlich seufzen Luxus und Buchhandel. Die Theater sind ziemlich voll. An neuen Bonmots fehlt es nicht; jede Woche gebiert die ihrigen. Als es so fürchterlich stürmte, „verpusteten sich die Russen.“ Eine Karrikatur auf Jemanden, der im Koth steckte bis an die Knie und dem gewisse Sensenträger einen Weichselzopf drehten, ist eben weggenommen worden. — Man erklärte sich, weshalb überall so viel von der Civilliste die Rede sey, daher: daß die Betheiligten jezt mehr auf gute Behandlung, als auf großes Gehalt sehen u. s. w. Die ernste, bange Theilnahme für den Heroismus der Polen ist daneben allgemein, fast eine Stimmung wie 1813. Man reißt sich um die Neuigkeiten und vermißt schmerzlich die Extrablätter. Schleiermachers abfertigende Antwort gegen den französischen Berichterstatter im Messager des chambres, der ihn als grand Schleiermacher auf unsere extreme Gauche placirte, in unserer Staatszeitung abgedruckt, weil der Messager sie nicht aufnehmen wollen, hat großes Aufsehen gemacht und die allgemeinste Billigung gefunden.

*

In Folge des von dem Calligraphen Heinrigs in Köln herausgegebenen, großen, calligraphisch-componirten Kupferstiches: „Das Königsblatt,“ ist derselbe von Sr. Majestät dem Könige von Preußen mit einer großen goldenen Medaille begnadigt worden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Mai 1831.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!

Uhland.

Frühlingslieder.

Von K. Felder.

Frühlingslust.

Aufgeschlagen ist die Bühne
Tausendfacher Lust;
Aus der Amsel Brust
Schallt sie durch des Waldes Grüne,
Lacht vom Apfelbaum
Roth und weiß in Blüthenrosen,
Scherzet in der Lüfte Kosen
Um den Waldessaum.
Ja, an mir soll man ersehen,
Daß nun auch der Gram
Frohsinnsmienen nahm;
Denn was hälfe widerstehen?

Heilung.

Sey dein Sinn auch schwer und bang,
Bei der Vögel frohem Sang
Wandle nur die Wies' entlang;
Unter jedem Grabensprung
Fühlt dein Herz Erleichterung;
Heimwärts gehst du frisch und jung!

Trost und Mittel.

Wollt ihr wissen die Arznei,
Die nun meine Stärkung sey?
Waldeskühl, demantenhell
Sprudelt sie im Blumenquell.

Wo erruh' ich meinen Trost?
Auf dem Bette, grün bemoost.
Unter Waldeswipfelpracht
Webt der Hoffnung grüne Nacht.

Verzüglichkeit.

Die Wiese steht in Dolden,
Der Lenz ist vorgerückt,
Und Manchem mit der Holden
Noch nicht ein Wort geglückt.

Die Wiese steht in Saamen,
Reif für der Sense Zahn;
Noch redet er mit Namen
Die Liebliche nicht an.

O daß der Lenz im Fliehen
Dem Lieben hielte still!
Daß Liebesgruß verziehen
Bei Lenzeseile will!

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Waller wußte alle seine Kenntnisse unter dem bescheidenen Wesen des einfachen Handwerksmannes zu verbergen, sein Haushalt war, obschon er nicht nur ein artiges eigenes Vermögen hatte, sondern auch durch seine Kunst, die er in einer seltenen Vollkommenheit ausübte, viel erwarb, auf den bürgerlichsten Fuß eingerichtet; er sah keine Gesellschaften bei sich, ging nirgends hin als in sein Gärtchen und alle Sonntage mit Frau und Kind in die herrliche Umgegend, und Niemand ahnete, wenn man ihn von Tagesanbruch an auf seinem Arbeitsstuhl sitzen sah, daß unter dieser anspruchslosen Außenseite ein Geist sich verberge, der in mancher Hinsicht seinem Zeitalter vorausgeeilt war. Sein Benehmen gegen die, welche zuweilen in Berührung mit ihm kamen, war ernst, trocken, ja fast abstoßend, und Niemand hatte jemals ein frohes Lachen von ihm gehört; allein wenn man ihn im Umgang mit dem Knaben und besonders mit seiner Gattin beobachten konnte, so mußte man dem sonderbaren Manne von Herzen gut werden, denn es war, als ob dann seine Stimme, seine Worte, sein ganzes Wesen etwas Freundliches, Weiches, sogar Wehmüthiges bekämen, das ihn anziehender machte als alles, was man von seiner Bildung wußte oder vermuthete.

Frau Waller mochte vor Jahren einen hohen Grad von Schönheit besessen haben; jezt war sie eine anmuthige Ruine, deren Züge, deren mildes und sanftes Benehmen jedes Gemüth an sich ziehen mußten, und von früheren Reizen war ihr nichts geblieben, als ein Auge, dessen Ausdruck unwiderstehlich war und die Theilnahme Aller erregte, die sie kannten. Ganz nur ihrem Hauswesen und ihren Pflichten als Gattin und Mutter lebend, unterhielt sie nicht den mindesten Umgang und wich allem aus, was ihr einen solchen hätte verschaffen können; doch stimmten alle diejenigen, welche sie zufällig sahen und sprachen, darin überein, daß sie eine Frau sey, welche sich in Sitte, Sprache und Betragen weit über ihren Stand erhebe, ja daß sogar Niemand in und um Brugg sey, der ihr an Feinheit des Anstandes beikomme. Immer sah man sie beschäftigt, immer thätig, aber niemals froh; ihr Benehmen gegen ihren Mann glich eher der freundlichen Dankbarkeit und Ergebenheit einer liebevollen Schwester, als der heißen Anhänglichkeit der Gattin, und nur wenn man sie mit ihrem Sohne sprechen, ihn unterrichten sah, wurde man überzeugt, daß diese stille Seele einer großen leidenschaftlichen Heftigkeit fähig sey, und daß in ihrem Innern ein tiefer Schmerz wohne.

Nach der Kenntniß dieser beiden Charaktere darf man sich wohl nicht wundern, daß Herr Saltinger, der, obschon unter altväterischen Sitten und Vorurtheilen groß gezogen und ergraut, dennoch im Stande war, das wahre Verdienst aufzufinden und zu würdigen, der anscheinenden Ungleichheit ungeachtet, dem Nachbar nicht nur, wie es die Christenpflicht erforderte, wohlwollte, sondern ihn wahrhaft ehrte und liebte, und jede Gelegenheit ergriff, die ihn den beiden sonderbaren Menschen näher bringen konnte. So war nach und nach ein Verhältniß zwischen den zwei Familien entstanden, zu ehrerbietig von der einen Seite, um Freundschaft, zu herzlich und zart, um bloße Bekanntschaft genannt zu werden. Im Sommer saß man nach dem früh eingenommenen Abendbrode, das in allen Häusern um sieben Uhr verzehrt wurde, noch vor der Hausthüre und besprach sich über der Welt Händel und der Stadt Neuigkeiten, oder man fand sich in den kleinen Gärtchen an dem Ufer der Aar, die nur eine niedere Mauer von einander schied, und im Winter vereinigte man sich bald in diesem, bald in jenem Hause zum Kilt, wie diese Tageszeit noch jezt genannt wird, das heißt in den Stunden, die zwischen der frühen Nachtmahlzeit und dem Schlafengehen liegen; die Männer lasen die Zeitungen und schmauchten behaglich ihr Pfeifchen, die Frauen spannen und strickten, wobei Frau Waller, wenn sie schon nicht immer die anziehendste Unterhaltung in Jungfer Marthas Gesellschaft haben mochte, doch immer freundlich und zuvorkommend blieb. Eduard und Christine aber hatten, als sie erst groß genug waren, um diesen Zusammenkünften beiwohnen zu dürfen, sich so mancherlei zu erzählen, einander zu necken und wieder zu versöhnen, daß gewöhnlich die Zeit nicht hinreichte, und man am frühen Morgen endigen mußte, was am späten Abend begonnen worden war.

Frau Waller, welche überhaupt für die Kinder etwas Anziehendes besaß, liebte die kleine Christine ungemein und bot ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um das Mädchen an sich zu fesseln, das so viele treffliche Anlagen, so manches Talent zeigte, welches bei den elenden Erziehungsanstalten, die damals noch für das zweite Geschlecht vorhanden waren, schlechterdings unausgebildet bleiben mußte, wenn nicht sie selbst sich der Bildung der Kleinen annehmen wollte. Die Bibel und die Gesangbücher ohne Anstoß lesen, war beinahe das Höchste der höhern Künste, die den Mädchen beigebracht wurden, ihre Waschzettel zu schreiben, wurden sie nur ganz unvollkommen angewiesen, und rechnen lernten sie gar nicht. Selbst in demjenigen, was ausschließlich den weiblichen Unterricht betrifft, war alles mangelhaft; Nähen und Stricken wurden unvollkommen gelehrt, und wollten sich die Töchter der Honoratioren in höheren Geschicklichkeiten, als Sticken, Putz, oder gar Musik, unterweisen lassen, so mußten sie sich entweder entschließen, einige Jahre nach der französischen Schweiz in eine Pension zu gehen, oder man war genöthigt, eine Erzieherin kommen zu lassen.

Niemand hatte bis jezt vermuthet, daß unter dem anspruchlosen und einfach häuslichen Wesen der Frau Waller eine höhere Bildung verborgen sey. Als aber die sechsjährige Christine ihrem Vater an seinem Geburtstage ein Paar hübsche, selbstgefertigte Filetmanschetten schenkte, als sie durch die Hülfe ihrer mütterlichen Freundin schneller und angenehmer lesen lernte denn alle ihre Gespielinnen, und schon mit dem zehnten Jahre einen wohlgesezten Brief zu schreiben im Stande war; als ihr Vater nach und nach die Bemerkung machte, Christine rechne fast besser als er und könne ihm in seinem Gewürzladen von großem Nutzen seyn, ja als sogar einst, da er in seiner Freude über das geliebte Kind den Wunsch geäußert hatte, er möchte nur noch ihr sichtliches Talent für die Musik entwickelt sehen, sich Frau Waller erbot, sie Lautenspiel und Gesang zu lehren, wenn der Vater ein Instrument anschaffen wolle, da durfte Tante Martha nicht mehr brummen, wenn die Nichte fast den ganzen Tag bei der Nachbarin zubrachte. Meister Waller hatte so sehr seine Freude an dem bildsamen Mädchen als seine Frau, auch lehrte er sie in seinen Freistunden die französische Sprache, die schon in jenen Zeiten anfing, für die höheren Klassen Bedürfniß zu werden, und er erzählte den beiden Kindern manches, was ihm auf seinen Reisen vorgekommen war und sie über Länder und Menschen aufklären konnte. Als indessen Eduard sein achtzehntes und Christine das dreizehnte Jahr zurückgelegt hatten, und die Vertraulichkeit zwischen beiden eher zu als abnahm, da warf der verständige Mann, der seine Zeit und den Geist seines Städtchens wohl kannte, besorgliche Blicke in die Zukunft und begann die Gelegenheiten, wo die jungen Leute sich sehen konnten, so weit er es unbemerkt zu thun vermochte, zu vermindern. Daß diese Vorsicht schon zu spät war, daß des Menschen schwache Hand Gefühle nicht mehr zu zerstören, Neigungen nicht mehr zu entwurzeln vermag, die durch alles, was in dem menschlichen Herzen Edles und Gutes liegt, befestigt worden sind, das sollte erst die Zeit lehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

S a m o g i t i e n.

(Beschluß.)

Vor Vernichtung der Republik Polen im Jahr 1795 war Samogitien in achtundzwanzig Distrikte getheilt. Heutzutage gehört diese Provinz zum Gouvernement Wilna und zählt deren nur drei, nämlich Rossienie, Telsze und Szawle.

Von den beinahe unzählbaren Distrikts-Hauptorten verweilen wir uns nur bei den bedeutenderen. Es sind folgende: M i e d n i c k i oder Wornim, ehemals Hauptstadt von Samogitien und seine bedeutendste Stadt, wurde ums Jahr 1413 auf Befehl des Großherzogs Witold erbaut, der hier ein Bisthum stiftete; die Familie der Fürsten Giadroyc besezte dieses beinahe ausschließlich. Die Stadt liegt 36 Meilen von Wilna und 4 von Telsze. K i n y d o n y, eine Stadt an der Niewieza, wurde von einem Fürsten Radziwill für eine Kolonie Schottländer, die in diesen Gegenden gegen die religiösen Verfolgungen Königs Jakob I. van England Schutz suchten, gegründet. Sie war lange blühend und behauptet ihren alten Glanz noch ziemlich gut. Die Einwohner sind beinahe alle Protestanten. Ihre Bevölkerung beträgt 3000 Seelen. R o s s i e n i e, 13 Meilen von Kowno, Hauptort des Distrikts gleichen Namens. In diesem Distrikte (sonst dem Distrikt von Korszew) liegt ein dem Bürger Dionys Proszkinwicz gehöriges Landhaus, Bordzin genannt, das sonst durch eine ungeheure Eiche, die in der Landessprache B a u b l i s hieß, merkwürdig war. Der Baum, der noch in den heidnischen Zeiten verehrt worden war, wurde an seinen Wurzeln vom Feuer ergriffen, worauf ihn endlich sein Eigenthümer im März 1812 umhauen und in seinen Park führen ließ. Als er zersägt war, konnte man sein Alter deutlich erkennen und fand, daß er nahe an zehn Jahrhunderte gestanden hatte. Der Stamm dieses Nestors maß 19 lithauische Ellen und 6 Zoll (38½ Pariser Fuß) im Umfang, der Durchmesser betrug 7 Ellen (14 Fuß). Der Eigenthümer ließ den Baum zu einem kleinen Salon von 13 Ellen und 5 Zoll (26½ Fuß) im Umkreis aushöhlen, und zierte ihn mit Bildnissen berühmter Polen und anderer Männer. Beim Einrücken des 10ten Armeekorps der großen Armee unter dem Marschall Macdonald im Jahre 1812 bewunderten die Franzosen diesen außerordentlichen Baumstamm allgemein.

Im Norden des Landes treffen wir noch auf folgende Orte, die einige Aufmerksamkeit verdienen: K r o z e besizt ein von dem berühmten General Johann Karl Chodkiewicz gegründetes Kollegium. Es war eine den Fürsten Radziwill gehörige Grafschaft. Gegenwärtig befindet sich daselbst ein sehr gut ausgestattetes Gymnasium. In dieser kleinen Stadt war es, wo die Studenten 1812, als polnische Lanciers verkleidet, die Russen in Schrecken sezten und sie glücklich aus ihren Mauern vertrieben. Das dankbare Vaterland ehrte diese patriotische That durch ein Theaterstück, das unter allgemeinem Jubel aufgeführt wurde, und „die Studenten in Kroże“ betitelt ist. P o l o n g a, deutsch Polangen, ist ein alter Seehafen des Königreichs Polen, den im Jahr 1701 die Schweden verschütteten. S a n c t H e i l i g e n, ein anderer alter Seehafen, liegt auf der Grenze von Kurland. Eine Gesellschaft Engländer erhielt von Johann III. Sobieski das Privilegium, eine Handelskolonie hier anzule-

gen, an deren Spitze sich ums Jahr 1685 ein Engländer, mit Namen Horscht, stellte.

Kehren wir ins Innere von Samogitien zurück, so zeigt sich uns die Stadt Telsze, Hauptort des Distrikts gleiches Namens, an einem See gelegen.

Datnow, mit Bernhardiner Schulen. Es gehört Anton Chrapowicki, ehemaligem Oberst im lithauischen Heere von 1812. Jurborg oder Georgenburg, ebenfalls mit einem alten Schlosse, dessen Erbauung in die Zeiten der Deutschordens-Ritter zurückgeht. Retow, an der Jura, sonst Hauptort eines Distrikts und Starostie, gegenwärtig der Familie Oginski gehörig. In dieser weitläufigen Domäne trifft man auf Eigennamen alter römischer Familien.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Langlois Panorama der Schlacht von Navarin.

„Wollen Sie nicht so gefällig seyn, die Sonnenfinsterniß noch einmal machen zu lassen? denn ich höre, sie soll vorüber seyn." sagte jener junge Mann zum Sternseher, und wurde ausgelacht. Dasselbe wäre vielleicht vor einigen Wochen Einem begegnet, der den Admiral Rigny gebeten hätte: „Haben Sie doch die Güte, mir die Schlacht von Navarin noch einmal aufführen zu lassen." Wen heute ein Gelüste nach diesem mörderischen Schauspiele anwandelt, der gehe nur zu Hrn. Langlois in der Straße des Marais Nr. 40 hinter dem Chateau-d'Eau und sehe zu, ob er eine Fehlbitte thut.

Ich komme geradewegs aus der Schlacht von Navarin, ich komme aus der Bucht, in der sie geliefert worden ist; ich habe die Berge gesehen, die sie umkränzen, dort das alte Pylos, dort die Felsen von Sphakteria; beinahe wäre ich auf dem kleinen Fußpfad hinabgestiegen, der sich an den Festungswerken hinschlängelt; er hätte mich nach Modon geführt. Dort lag Navarin; sein azurblauer Himmel spiegelte sich in seinem Gewässer, auf dem sich Kriegsschiffe von 60 und 80 Kanonen, Fregatten, Goeletten bewegten, türkische, französische, russische und englische Flaggen wehten; auf einmal brüllt aus hundert ehernen Schlünden der Donner, Brander lodern, Schiffe platzen und fliegen in die Luft, andere werden von den Fluthen verschlungen, Mastbäume brechen, hier bluten Verwundete, dort liegen Todte, auf den Wogen treiben Leichen und Lebendige umher. — Doch ich muß nur wieder zur Besinnung kommen, sonst werden die Leser nimmermehr aus mir klug werden. Ich habe geträumt; nein, ich habe nicht geträumt, ich habe ja alles mit offenen Augen gesehen. Stand ich denn nicht auf dem Scipio, dem der verdammte türkische Brander so heiß machte? Ist denn nicht vor meinen leiblichen Augen die türkische Fregatte Isania mit Mann und Maus in die Luft geflogen? Doch Sie sollen erfahren, wie Alles dieses zugegangen ist. Denken Sie sich, Sie haben Ihre Eintrittskarte gelöst und abgegeben, Sie wandeln einen Corridor entlang, beugen um die Ecke und treten in — eine wirkliche und leibhaftige Batterie von achtzehn Kanonen! Sie wissen nicht, wie Ihnen geschieht, es ist Ihnen wie ein Traum. Brauchen Sie nur Ihre Hände, greifen Sie um sich her; es sind und bleiben Sechsunddreißigpfünder. Oder wollen Sie selbst Ihren Fingerspitzen nicht trauen? Sie haben Recht; wie leicht wird man in unserer Zeit somnambul und sieht mit dem Magen und den Fingern Dinge, die kein vernünftiger Mensch sich träumen läßt. Wohlan, so fragen Sie da die Gruppe von Matrosen, die einen ihrer Kameraden herabtragen; wahrscheinlich ist er auf dem Verdeck verwundet worden. Nun, glauben Sie endlich, daß Sie sich auf einem Kriegsschiffe und mitten in einer Seeschlacht befinden? Nicht wahr, Sie laufen jetzt an die Lucken, um auf das Meer hinauszusehen, das Ihnen der unverkennbare Theergeruch ankündigt? Aber die Barthölzer liegen drunter und drüber, und um mehr von der Sache zu sehen, müssen Sie sich schon bequemen, die Leiter da hinaufzusteigen, die, Sie können sich darauf verlassen, in die Kajüte des Kapitäns führt. Da sieht es ganz anders aus: Tapeten, Sopha's, eine Hängematte, elegante Möbeln, Seestücke in Rahmen von Acajou, überall Luxus und guter Geschmack, doch alles gut soldatisch; hier der Barometer, das Sprachrohr, ungeheure See- und Himmelskarten, dort Waffen, ein prächtiger Säbel, Pistolen, ein Dolch, ein damaszirter Karabiner, aber keine lebende Seele zu sehen und zu hören. Kein Wunder, oben schlägt man sich. Welch Getümmel!.... Wenn Sie wieder zur Besinnung gekommen sind, wollen wir weiter von der Sache sprechen. Siehe da Navarin! Wie gern möchte ich diese Gegend bewundern, wie gern einathmen die Luft des griechischen Himmels; dieses in den Segeln spielende Lüftchen kommt vielleicht von Athen! Doch jetzt ist keine Zeit zu sentimentalen Naturschwärmereien. Man schlägt sich, um eine große Frage werden die eisernen Würfel auf dem nassen, schwankenden Schlachtboden geworfen; ich bin umgeben von Verwundeten, von Sterbenden, von brennenden, donnernden Vulkanen; ein andermal von der schönen Gegend.

Doch hören wir da den braungebrannten, einarmigen Matrosen, der uns Alles ordentlich expliziren will, sonst wissen wir noch immer nicht, wo und woran wir sind. Die Bay von Navarin bildet einen großen Kreis, der sich auf einer einzigen Seite gegen das mittelländische Meer hin öffnet; dies ist der Eingang in diese Bucht, die groß genug ist, die Flotten mehrerer Völker zu einem furchtbaren Kampfe aufzunehmen. Rechts erblickt man Navarin und seine Festungswerke; ein wenig weiter gegen den Mittelpunkt hin beginnt die Schlachtlinie, in der die türkische Flotte aufgestellt ist. Diese Linie beschreibt einen kleinen Bogen; die türkischen Schiffe haben sich sämmtlich quer vor Anker gelegt, eins an dem andern befestigt, und bilden so allerdings eine furchtbare Kette, die ihnen aber verderblich werden muß, sobald sie durch die Bewegungen ihrer Feinde sich genöthigt sehen, zu manövriren. Das Schiff, auf dem wir uns befinden, ist der Scipio; gleich weit entfernt von den Festungswerken Navarins und den türkischen Kanonen, eine der Fregatten, die am wenigsten gelitten haben. Erst gegen das Ende der Schlacht sendete das türkische Admiralschiff einen Brander gegen dieselbe, der ihr nicht wenig zusetzte.

(Der Beschluß folgt.)

Logogriph.

Mit k helf ich von schweren Ketten
Ein edles Volk erretten.
Mit l — habt in der Bibel Ihr's gelesen? —
Bin meiner Enkel Vater ich gewesen.

Mit n bin ich als schwere Last
Der ganzen Welt verhaßt.
Mit r zier' ich das schönste Angesicht,
Nur liebt man drin mich auf der Nase nicht.

N. N.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. Mai 1831.

— Wackre neue Welt,
Die solche Bürger trägt!

Shakespeare.

Briefe eines Auferstandenen.

Den 16ten April 1831.

Seit einem Monate bin ich an diesem Orte der Widersprüche und sonderbar gemischten Eindrücke. Tausendmal habe ich mich hingesezt, das aufzuzeichnen, was in einem Augenblicke so laut, so deutlich, so unwiderruflich in mir feststand, daß ich es keinem Zweifel zugänglich glaubte. Der Augenblick ging vorüber, und alles war anders, meine Bemerkung einseitig, mein Urtheil unzähligen Modifikationen unterworfen. Es wäre vergebens, sagen zu wollen, so ist der Geist, so sind die Menschen, das ist die vorherrschende Richtung. Eine ausgesprochene Physiognomie hat hier nichts, und doch kann man nicht behaupten, das Schaffen und Wirken sey charakterlos. Ich will mir Eins und das Andere anmerken, was ich erlebte, was mir begegnete. Vielleicht daß nach Jahren einmal der Blick klarer darüber wird.

Gestern war Sonntag. Der Bediente, den ich seit Kurzem angenommen habe, trat früher als gewöhnlich zu mir ins Schlafzimmer. Die Uhr schlug gerade sieben, da er die Fensterladen öffnete. Ich fragte ihn, weßhalb er mich schon jezt wecke? Er entschuldigte sich damit, die Stunde verwechselt zu haben. Ich merkte aber, daß er den Vorwand nur gebrauchte, um den wahren Grund zu verbergen. Indeß that ich ihm den Gefallen; ich ließ es dabei, stand denn auch auf und kleidete mich an. Wie ich fertig war und er mir das Frühstück brachte, fragte ich ihn dennoch lachend: welche Plane er eigentlich für heute habe? er solle ehrlich seyn, ich gönne jedem sein Vergnügen und werde dem seinigen nichts in den Weg legen. — „Meine Eltern,“ vertraute er mir nun offen und natürlich, „sind gewohnt, alle Sonntage in die Kirche zu gehen; sie sehen es nicht gern, wenn ich daraus wegbleibe. Meine Mutter war gestern Abend hier; sie schien ängstlich, da ich sie vorbereitete, daß ich vielleicht nicht werde abkommen und mit ihr in den Dom gehen können. Sie sagte zulezt, sie wolle es mir weiter nicht zurechnen, doch müsse sie mich nochmals bitten, nicht wissentlich eine Gelegenheit zur Erbauung zu versäumen. Ich versprach es ihr und dachte nun —“ — „Schon gut, Heinrich,“ fiel ich ein; „geh mit Deinen Eltern zur Kirche. Ich werde auch hingehen.“ Er machte einen höflichen Diener und eilte, sichtlich einer Sorge entledigt, aus dem Zimmer.

Noch dachte ich bei dem Allem nichts, als daß der redliche Mensch guter Leute Kind sey, die, wie es bei schlichten Bürgern in großen Städten oft der Fall ist, ihren Glauben, ihre strengen Sitten mitten im Strome des Lebens unberührt erhalten haben. Allein ich sah bald, daß unter allen Klassen jener Drang nach warmer, lebendiger Erhebung, nach Heiligung des Innern, nach besserer Heimath, die alle wollen, alle suchen, Hunderte Hunderten nachzog und dieselben Kirchen, welche sonst leer geblieben waren, zum Erdrücken füllte. Vor siebzehn Jah-

ren wäre das in dem protestantischen Deutschland unerhört gewesen.

Ich ging mit wachsender Erhebung durch die fortströmende Menge, begegnete überall stillen, ernsten Gesichtern, gesammelter Haltung und jener Zurückgezogenheit, die dem Göttlichen eine bescheidene Stätte im Herzen bereitet. Der gewerbtreibende Bürger mit seiner Familie, Soldaten, junge Offiziere, Damen in ihren Equipagen, sie naheten mit gleicher Ehrfurcht dem Orte frommer Andacht. Heinrich und seine Mutter machten hier keine Ausnahme. Es bewegte mich tief; ich mußte die Stadt, die Menschen lieben, die es so natürlich an den Tag legten, um was es ihnen zu thun sey. Meine neueste Reisebekanntschaft, der Buchhändler, fiel mir ein. Ich erinnerte mich mit lebhafter Erregung seiner Worte: „Ein Hirt und eine Heerde!" Wenn er sich auch übersliegt, dachte ich, er hat doch die Richtung.

Die Predigt überraschte, erschütterte mich. Es bebte noch alles in mir, als ich wieder hinaus in die Gasse, auf den freien Platz vor dem Dome trat. Ich stand hier einen Augenblick still; ich fand mich nicht sogleich wieder. Vor mir trennten sich die Kirchgänger; sehr natürlich suchte jeder seine Wohnung. Kurz zuvor lag diese hinter ihnen, sie dachten nicht an sie; etwas Höheres, verstanden oder nicht, drängte sie dem Weiten, Unermeßlichen entgegen; jezt forderte das Leben sein Recht. Der Einzelne wandte sich den Beschränkungen des Daseyns mit anders gerichtetem Sinne wieder zu; einer nach dem andern verlor sich in verschiedenen Straßen. Das Nothwendige, was hierin lag, hinderte nicht, daß es dem Bilde von einem Hirten und einer Heerde seine Anwendung auf das praktische Außenleben nahm und mich überhaupt an Irrthümer denken ließ, zu welchen willkührliches Hinüberziehen von einer Region in die andere Anlaß gibt.

„Wer nur," sagte ein Mann neben mir, der einen andern unter dem Arm gefaßt hatte, „wer nur den Aufsatz in der . . . . . Zeitung mag geschrieben haben. Wenn man so etwas liest," sezte er hinzu, „wird man ganz irre. Ich habe die halbe Nacht davor nicht schlafen können. Herrlicher Styl, und so klar!" — „Ja? ist er das?" fragte der andere. „Gleichwohl machte Sie der Inhalt irre?" Ich hielt meine Schritte, vielleicht nicht ganz redlich, an, um die Antwort zu hören, die freilich nicht an mich gerichtet, doch auch kein Geheimniß war. Sie erfolgte nicht sogleich; jener stuzte einen Augenblick. „Ja so!" lächelte er; „ich verstehe. Ach! das ist ganz was anders! Die Meinung, die Prinzipien, und wie sie angewendet werden, das kann ich noch nicht reimen, aber die Art, mit der das Alles gesagt ist — unbegreiflich schön!" — „Ja, unbegreiflich, vielleicht unbegriffen!" war die launige Erwiederung." — „Sie meinen," folgerte der erstere, „der Mann verstehe sich selbst nicht?" — „Der, wie ein anderer," war die Antwort. „Es dreht sich in den Meisten um einzelne Begriffe; sie drehen sich mit. Hat das erst eine Weile gedauert, so weiß der Zuversichtlichste kaum noch, wo er steht." — „Nicht wo er selbst steht?" wiederholte jener; „aber mein Gott, das wäre ja ganz erschrecklich! Wo bliebe denn die Wahrheit?" Der Humorist hob das leichte, moderne Spazierstöckchen, das er in Händen hielt, auf und schrieb damit willkührliche Zeichen in die leere Luft. Der andere machte eine Art bejahender Bewegung mit dem Kopfe, als fasse er ihn vollkommen, während sein Gesicht den unverkennbaren Ausdruck der Unsicherheit trug. Sie bogen jezt seitwärts in eine Gasse. Ich hörte den Wohlunterrichteten noch sagen: „der Widerspruch, der Widerspruch! darauf beruhen die Bewegungen der Zeit, daran wetzen die Menschen den Verstand so scharf, daß sie tief in das Leben einschneiden, und Alle rufen einander zu: à qui le mieux. Es gibt so viel Wunden als verlezliche Stellen. Zulezt werden die armen Krüppel wohl aus Noth eine Tugend, aus Unvermögen Frieden machen müssen." Er lachte und ging. Das waren auch Kirchgänger, dachte ich. Hofft er auf keinen andern als den kalten Frieden der Ohnmacht?

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Jede Freistunde, ja sogar einen Theil der gemeinschaftlichen Unterrichtszeit hatten Eduard und Christine seit eilf Jahren mit einander zugebracht. Durch ihre sorgfältigere Bildung den gewöhnlichen Kreisen und Belustigungen entrissen, durch ihre gegenseitige Freundschaft vor jeder andern Verbindung bewahrt, hatten sie allmählig ihre ganze Welt, alle ihre Freuden auf den Umgang beschränkt, der ihnen zum unentbehrlichen Bedürfnisse geworden war. Ihre Wünsche, ihre Hoffnungen beruhten einzig auf ihrem Zusammenleben, ohne daß sie sich dieses anders ausgemahlt hätten, als es wirklich war. Jede Beschäftigung freute sie besser, jede Arbeit zog sie inniger an, wenn dieselbe gemeinschaftlich betrieben werden konnte, und als der Unterricht des Jünglings von dem des Mädchens in vielen wichtigen Dingen abzuweichen begann, da versäumten sie wenigstens nie, am Schlusse des Tages sich zu wiederholen, was jedes in seinem Fache getrieben hatte, und Eduard ermangelte nicht, seiner jungen Freundin eine Uebersicht aller der Kenntnisse zu geben, die er sich, theils in den öffentlichen Schulen, welche schon damals für die männliche Jugend ausgezeichnet genannt werden konnten, oder untrr seines Vaters Aufsicht, erwerben mußte. Da saßen, wenn der Abend, und mit ihm die Feierstunden, gekommen waren, unter einer breitblätterigen Linde, die Waller gleich nach seiner Ansiedlung auf einem kleinen Wiesenteppich gepflanzt hatte, der sein

Gärtchen auf der Seite des Flusses begrenzte, Eduard und Christine in süßer Traulichkeit. Die Menschenstimmen schwiegen in diesem heimlichen Erdenwinkel; nur der Gesang der Vögel, das Sausen von tausend Insekten, das Rauschen der Aar und das Plätschern eines kleinen Brunnens hallte wie ein harmonisches Konzert in das Ohr der lauschenden Kinder, die, wie alle, welche nicht im Getümmel einer schimmernden Welt erzogen sind, frühe schon den höchsten Genuß in der schönen, immer wieder auflebenden Natur zu finden wußten. Ihr einer Arm lag auf seinem Knie, ihr Mund, halb geöffnet, lächelte freundlich zu seinen Worten, und wenn er bei seinen Erzählungen, bei den lebendigen Gemälden vergangener Zeiten, bei den Wünschen seines jungen, feurigen, wiß- und ehrbegierigen Herzens, oder bei den Bildern einer heitern Zukunft einen Gegenstand berührte, der sie ergriff, oder einem Traume Worte gab, den sie selbst, nur noch zarter, nur noch lieblicher geträumt hatte, dann senkte sie den Kopf Sekundenlang auf den ruhenden Arm, und wenn sie die braunen Augen wieder erhob, so lag ein feuchter Schimmer in ihnen, von dem sie nicht wußte, ob die Freude, oder ein leiser, süßer Schmerz ihn hinein gezaubert hatte.

Wenn die Alten oben im Garten genug geschwazt hatten, fing man an die Kinder zu vermissen, man suchte sie auf, fand sie auf ihrem Lieblingsplätzchen, man blieb ihnen zur Seite und bewunderte den immer stiller, immer schöner werdenden Abend. Wo jezt durch unbarmherzige Vogelfänger die Bäume entvölkert sind, auf den kleinen Inselchen, welche die Aar mit ihrem Geschiebe allmählig angelegt hat, sangen damals Hunderte von Nachtigallen. Immer zärtlicher, immer seltener wurden die schmelzenden Laute, je mehr die Schatten sich in den Tiefen verbreiteten; auf den Höhen des Petersberges glühten noch die lezten Strahlen der sinkenden Sonne; sie beleuchtete die einzelnen Häuser und Gehöfte des Siggenthals, so wie die Klostermauern und die Kirche von Windisch, und ihrem endlichen Verschwinden folgte ein allgemeines Verstummen. Auch unsere Freunde beendigten dann ihr Gespräch und sahen schweigend dem feierlichen Einschlummern der Schöpfung zu; die Sterne traten aus dem tiefen Blau des Aethers hervor und schimmerten Trost und Freude in die Herzen frommer, glaubiger Menschen. Schon oft hatte in solchen Minuten, wenn Eduard und Christine sich herzlicher noch als sonst einander zuneigten, Waller ein aufmerksames Auge auf sie gerichtet und bange ahnend die Hände seiner Lieblinge ergriffen, aber der heitere Friede, der in ihren schuldlosen Zügen ruhte und von der klaren Stirn lächelte, hatte in seiner Seele die steigenden Besorgnisse wieder in Schlummer gewiegt, und freudig war er mit ihnen und den übrigen in seine stille Wohnung gezogen.

Reiften dann die Früchte und Freuden des Herbstes, sammelten sich die jungen Leute zu Spiel und Tanz, wie das in den Rebgeländen des Argaus gebräuchlich ist, wenn man die Trauben keltert, so war Eduard Christinens immerwährender Begleiter, dem der Vater sie zur Obhut übergab, wie er es einem ältern Bruder gethan hätte. Ging es bei diesen Versammlungen etwas bunt und allzu lustig in dem jugendlichen Kreise zu, erhizten sich die Gemüther bei dem süßen Most, bei dem vorjährigen Weine und den Spenden einer derben, aber guten Küche, dann stahlen sich wohl die beiden Freunde aus dem bunten Gewirr auf die Höhe des Rebberges, und in stiller Traulichkeit blickten sie über die entblößten Felder, über die zum Theil schon bunt gefärbten Bäume und die ganze schöne Erde hin, die selbst in ihrem herbstlichen Kleide noch so anziehend und befriedigend war. Und hatte die Natur jeden Schmuck abgezogen, lag Flur und Wald öde da, breitete sich ein weißes Leichentuch über das weite Grab, dann fanden Eduard und Christine in ihren Winterfreuden, im traulichen Gespräche im warmen, heimlichen Zimmer vollen Ersatz für die Genüsse, die ihnen unbemerkt entschwunden waren und die sie nicht zurückwünschten, weil ihnen die Gegenwart vollkommen genügte. Glücklich, selig preise ich das Herz, das in dem befreundeten Herzen seine Welt findet! Wie auch die äußern Dinge sich gestalten, welche Veränderungen in seiner Nähe vorgehen, spurlos eilen sie an ihm vorüber, denn sie rauben ihm das Einzige nicht, was ihm Friede, Freude und Trost gewährt.

Noch stand Eduard in der ersten Hälfte seines neunzehnten Jahres, und war nun in Allem, was einem jungen Menschen, der sich den Wissenschaften widmen will, zu wissen Noth thut, so weit vorwärts geschritten, als es bei den vorhandenen Hülfsmitteln möglich war; da fühlte sich sein Pflegevater von Beschwerden überfallen, die seinen Zustand bedenklich machen konnten und ihn zwangen, mit mehr Sorge noch als sonst auf das Schicksal seiner Lieben zu blicken, wenn er ihnen vielleicht schnell entrissen werden sollte. Fest überzeugt, daß bei dem Verhältnisse der jungen Leute, welches nach seinen Ansichten zu keiner ernstern Verbindung führen konnte, Trennung immer nothwendiger werde, und daß es überdies Zeit sey, Eduarden in die Welt treten und dort lernen zu lassen, was er sich in seiner beschränkten Lage hier nicht zu eigen machen konnte, faßte er im Einverständnisse mit seiner Gattin den Entschluß, den jungen Mann auf ein Jahr zu einem seiner Freunde, welcher nahe bei Heidelberg Pfarrer und ein äußerst gelehrter und gebildeter Mann war, reisen, dort seine Studien vollenden und dann die Universität beziehen zu lassen. Freilich mußten sich, der Lage der Dinge nach, auf seiner Laufbahn immerhin Hindernisse zeigen; allein besser war es jeden Falls,

ihn seiner eigenen Neigung bei der Wahl eines Broderwerbs folgen zu lassen, als ihm eine Beschäftigung aufzudringen, die nicht nach seinem Sinn gewesen wäre.

Wie ein Schlag aus heiterem Himmel traf, nachdem Alles in der Stille war vorbereitet worden, die zwei jungen Leute die Nachricht von Eduards naher Abreise. Zwar hätte es mit dem kräftig jugendlichen Geiste des leztern nicht übereingestimmt, wenn nicht seine erste und stärkste Empfindung dabei die Freude gewesen wäre, endlich einmal in eine Welt zu treten, von welcher jedes unerfahrene Gemüth sich herrliche Dinge träumt, und in die das junge Wesen sich gemeiniglich mit eben so viel Begierde und Erwartung hineinstürzt, als es schnell gesättigt und enttäuscht zurückkehrt; aber wenn er dann von der innern Freude hinweg, die sich mächtig in seiner Brust regte, auf Christinen schaute, welche bei dem ersten Gedanken an eine Jahrelange Trennung erblaßt und verstummt war; wenn er, wie es bei enge verbundenen Seelen so oft geschieht, ihren Schmerz in seinem Busen sich wiederholen fühlte, dann verdunkelten sich auf einige Augenblicke die reizenden Bilder, die ihm aus weiter Ferne zuwinkten, und er hätte in solchen Momenten, wenn es ihm nicht allzu unmännlich vorgekommen wäre, gerne den Vater gebeten, ein Vorhaben aufzugeben, das ihn von seiner Freundin, aus dem elterlichen Hause, von allen Freuden und Genüssen seiner jugendlichen Jahre hinweg reißen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Langlois Panorama der Schlacht von Navarin.

Diese Episode hat Hr. Langlois gewählt, und glücklicherweise gerade bei unserer Ankunft. Die Schlacht ist in diesem Augenblick noch in vollem Gange, doch kann man so ziemlich mit Gewißheit bereits ihren Ausgang voraussehen. Folgen Sie mit dem Auge der Linie der verbündeten Schiffe, zur rechten Hand anfangend. Hier zunächst steht der Darmouth, ein englisches Kriegsschiff, das den Kampf begann; dann zunächst dem Scipio der Trident; ohne sich von der Stelle zu rühren, erwiedert er das Feuer aus den Batterien der Forts. Streift der Blick zur Linken an der Schlachtlinie hinab, so gewahrt er die Fregatten Gambrian und Glasgow, und nicht weit davon eine andere, zerrissen, verwüstet, von Kugeln durchlöchert, die kühne Syrene, das Admiralschiff Rigny's; das türkische Schiff, das ihr zur Seite in die Luft fliegt, ist die Isania; weiter zur Linken, näher gegen uns her, sieht man die Asia, die einen Mast einbüßt und der in ihrer Noth Hr. von Bretonnière, der Kapitän des Breslau, zu Hülfe kommt; endlich den Talbot, dem die Armida unter dem Befehl des tapfern Hugon gleichen Dienst erweist. Alle jene in der Ferne in Rauch und Flammen stehenden Schiffe sind türkische, die noch lebhaft von dem Azow beschossen werden, dem einzigen russischen Kriegsschiffe, das auf entscheidende Weise an dem Kampfe Theil nahm.

Hier haben Sie die Beschreibung der Seeschlacht, wie sie vor Ihren Augen vorgeht, freilich unvollständig genug. Fragen Sie, wie es der Künstler angestellt hat, aus der Verwirrung der ungeheuern Massen ein Bild zu klarer Anschauung zu entwickeln, wie es ihm möglich wurde, aus dem Chaos eines so furchtbaren Kampfes, voll Getümmels und Wirrwarr, ein wohlgeordnetes, harmonisches Ganze mit der größtmöglichen Sinnentäuschung darzustellen? Ich weiß es nicht. Das ist das Geheimniß des Hrn. Langlois, das noch Keiner versucht hat und nicht so leicht Jemand nachmachen wird. Aber meines Bedünkens ist dies nicht einmal das größte Verdienst dieses ungeheuern Gemäldes. Was noch bei weitem wunderbarer ist, ist die geschickte Mischung des Wirklichen mit der Täuschung des Gemalten; eine Mischung, die so glücklich abgestuft ist, daß man nicht zu sagen weiß, wo jenes aufhört und dieses anfängt. Man stelle sich nur in die Mitte des Scipio, dicht unter den großen Mast, und hefte den Blick auf den links zunächst liegenden Trident, und dann sage man, wo auf dieser Leinwand, auf der kein lebendes Wesen sich bewegt, die Hand des Künstlers angefangen hat. Man wird es nicht im Stande seyn. Die Pinselstriche sind so täuschend mit dem wirklichen Bau des Schiffes verschmolzen, ihre Magie schließt sich so harmonisch der Realität an, daß man den Versuch, sie von einander zu scheiden, aufgeben muß. Wie? so rufen Sie mir hier zu, so ist an diesem Panorama Alles unvergleichlich, unübertrefflich, vollkommen? Ein Kunstkenner redet mit uns, und weiß nichts zu tadeln? Nur Geduld, wir wollten eben den Künstler wegen seines Himmels zur Rede stellen, der uns ein für allemal nicht wie ein rechter Himmel vorkam, wir wollten ihm die zweifelhafte Tinte seiner Landschaft, nicht sowohl an seinem herrlich ausgeführten Navarin, als an Pylos nachdrücklich verweisen, wir wollten ihm sagen, daß er bei dem Brand der Schiffe allzusehr mit den Farben geschürt hat, wir wollten — nun, was wollten wir noch Alles? Wir wollen ihm am Ende sagen, daß sein Werk demungeachtet von keinem Lob erreicht wird, wir wollen sagen, was wir gleich zu Anfangs gesagt haben: wir haben Navarin und seine Bucht gesehen, und sind wirklich noch nicht mit uns im Reinen, ob wir dem glorreichen Kampfe am 20. Oktober 1827 in der That beigewohnt haben oder nicht.

Unser einarmiger Cicerone, der verständige, artige, obgleich Tabak kauende, doch äußerst elegante Matrose hat uns bis vor die Thüre begleitet. Ich muß seiner, zum Dank für seine einsichtsvollen Erklärungen, hier noch mit einigen Worten erwähnen. Man las vor einiger Zeit in den Pariser Blättern folgenden Brief: „Mein Herr, ein braver Seemann, Jean Pierre Labatte, gebürtig aus Brest, der vierzig Jahre auf der französischen Flotte gedient hat, bei Trafalgar einen Arm verloren, aber dennoch dem Treffen von Navarin beigewohnt hat, ist gegenwärtig angestellt, das nautische Panorama dieser glorreichen Schlacht den Zuschauern zu erklären. Am 22. Februar faßte ein Unbekannter die noch übrige Hand dieses braven Seemanns, drückte ein Billet von 500 Franken hinein und entfernte sich eiligst. Da ich Zeuge dieses Vorfalls war und Pierre Labatte den lebhaften Antheil bemerkte, den ich an dieser edeln Handlung nahm, so bat er mich, diesen Zug der Großmuth in seinem Namen bekannt zu machen und dem unbekannten Wohlthäter hierdurch seinen gerührten Dank zu erstatten u. s. w.“ Dieser Jean Pierre Labatte war also unser Cicerone.

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 111.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. Mai 1831.

Ich will mit euch handeln und wandeln, mit euch stehen und gehen, und was dergleichen mehr ist: aber ich will nicht mit euch essen, nicht mit euch trinken, noch mit euch beten.

Shakespeare.
Kaufmann von Venedig.

Die polnischen Juden.
Erster Artikel.
Ihre frühere Geschichte.

Die Niederlassung der Juden in Polen, ihre in furchtbarem Verhältnisse zunehmende Bevölkerung, ihre Abhängigkeit von unbekannten Obern, die selbst wieder von unsichtbarer Hand geleitet werden; dieses nur oberflächlich gekannte Volk, das kein Vaterland erkennt, als Palästina, und die Stätte, wo es geboren wird, als fremdes Land behandelt, das, einzig dem Handel ergeben und den Ackerbau verachtend, unermeßliche Reichthümer besizt und jede Maßregel der Regierung, die darauf ausginge, sie zu nationalisiren, lähmt; dieser Inbegriff von Verworfenheit und versteckter Kunst, von allgemeiner Knechtschaft und individueller Tyrannei verdient besondere Aufmerksamkeit in einem Lande, für das die Juden zur herrschenden und unheilbaren Plage geworden sind.

Wir entlehnen das Folgende seinem Hauptinhalt nach einer Schrift unter dem Titel: „Blicke auf die Juden in Polen, 1818, von Vinzenz Corvin, Graf Krasinski, Divisions-General und Reichstags Marschall.“ Der Verfasser stüzt sich in diesem Werke auf die Arbeiten seiner Vorgänger und besonders auf eine Schrift des berühmten Thadäus Czacki.

Als Polen im zehnten Jahrhunderte christlich wurde, reiste es schnell zur Kultur jener Zeit und schloß sich an das übrige Europa an, indem es seine Handelsverbindungen erweiterte und zum gemeinschaftlichen Stapelplatze der Waaren Asiens und des mittäglichen Europas wurde. Es war reich durch seinen Ackerbau und mannigfachen Produkte, besaß auch zahlreiche Gold-, Silber- und Salzwerke und bot somit für den Handel große Hülfsquellen. Um dieselbe Zeit nöthigte der Geist der Intoleranz und Habsucht viele jüdische Familien, ihre Wohnsitze in Deutschland zu verlassen und sich in diesem Lande anzusiedeln. Nach Wenceslas Grabowski sollen ums Jahr 1096 die ersten Juden in Polen gesehen worden seyn. Dasselbe Jahr sah man eine Masse dieser Flüchtlinge aus Böhmen anströmen, die in Polen Schutz und Ruhe fanden. Nichtsdestoweniger mußte die Zahl der deutschen Juden beträchtlicher seyn als die der böhmischen, wenn man nach dem deutschen Idioms, das sich bis auf diesen Tag in ihren Gebeten und ihrer gewöhnlichen Sprache erhalten hat, schliessen darf. Viel früher noch kannte man sie in den südlichen Provinzen von Polen und Rußland. Die Rabbiner reden in ihren Schriften von jüdischen Königreichen, die nicht fern von den Küsten des kaspischen Meeres bestehen sollen. Der berühmte arabische Geograph Ebnhaacul, der zu Anfang des zehnten Jahrhunderts schrieb, spricht von einem jüdischen Königreiche, durch das der Fluß Atel (gleichbedeutend mit Wolga) fließt. Er fügt hinzu, der König dieses Staats wohne in seiner Hauptstadt, Bat genannt, und habe eine Leibwache von 1200 Kriegern. Massoudy, ein anderer, mit dem erstern gleichzeitiger Geograph, sagt, es gebe in Rußland ein Königreich mit

Namen Koasar, dessen Einwohner dem größten Theil nach Juden seyen; der König so wie die obersten Staatsbeamten bekennen sich zur Religion Mosis und die Hauptstadt des Reichs heiße Atool. Der Mönch Nestor, ein russischer Schriftsteller, erzählt, die Juden des Reichs Koasar haben Gesandte mit ansehnlichen Geschenken an den Reussenherzog Wladimir den Großen geschickt und ihm den Vorschlag gemacht, abzufallen und Jude zu werden. Er antwortete ihnen, Gott verwerfe ihre Religion, weil Jerusalem nicht mehr in ihrer Gewalt sey, und er halte diese Religion nicht für gut, da Gott sie nicht beschütze. Hätten die Juden damals nicht ein ausgebreitetes Land besessen und eine gewisse Bedeutung gehabt, so würden sie wohl nie gewagt haben, einem so mächtigen Fürsten einen solchen Vorschlag zu machen. Benjamin von Tudella spricht beinahe nichts von polnischen Synagogen, während er, vielleicht selbst mit Uebertreibung, von den Reichthümern der russischen Juden zu erzählen weiß.

Die erste, den Juden ausgestellte und in den polnischen Annalen aufbehaltene Urkunde wurde im Jahr 1264 von Herzog Boleslas von Großpolen verwilligt. Kasimir der Große, dem die Geschichte seine zu große Schwäche für Esther, eine junge Jüdin von Opoczno, zum Vorwurf macht, gab diesem Privilegium seine königliche Bestätigung und selbst noch größere Ausdehnung. Die Stadt Krakau war um diese Zeit eine Hanseestadt und mit vierzig europäischen Städten verbunden; ihre Handelsverbindungen mußten sehr ausgebreitet seyn. Als derselbe Kasimir der Große seine Enkelin Elisabeth, von seiner eigenen Tochter Elisabeth und Bogislas, Herzog von Stolpe, dem römischen Kaiser Karl zur Gemahlin gab, erbat sich ein Krakauer Bürger, Wierzynek, von seinem Gebieter die Ehre, der jungen Vermählten 100,000 Goldgulden, eine in damaliger Zeit ungeheure Summe, und so viel, als der König selbst seiner Enkelin zur Ausstattung gegeben hatte, zum Hochzeitgeschenk machen zu dürfen.

Die christliche Religion duldete damals noch weder Zinsen noch unerlaubten Verkehr; nur die Juden trieben sowohl das eine als das andere, und legten so allmählig den Grund zu jenem Hasse, den alle Staaten seither auf sie geworfen haben. Stets mäßig, von Wenigem lebend, an Erniedrigung gewöhnt und gerade auf ihr Ziel zusteuernd, häuften sie unter der folgenden Regierung unermeßliche Reichthümer an, und als ihre Bevölkerung im Verhältniß zur christlichen ums Dreifache sich vermehrt hatte, fing die Regierung an, unruhig zu werden. Der Großherzog Witold von Lithauen, Vetter Wladislas Jagellons, verwilligte indessen den lithauischen Juden dasselbe Privilegium, das Kasimir der Große den polnischen zugestanden hatte.

Ludwig von Ungarn, der 1371 den polnischen Thron bestieg, der Eidam und Nachfolger Kasimirs, hatte nichts von seiner Vorliebe für die Juden geerbt, und beschloß ihre Vertreibung. Der Großherzog Wladislas Jagellon von Lithauen, der die Tochter Ludwigs, Hedwig von Anjou, zur Gemahlin nahm und Polen von Ungarn, dessen Krone ihre Tochter Maria bekam, trennte, befahl den Juden, die noch polnische Kleidung trugen, ein Stück rothes Tuch darauf zu heften. Den Christen verbot man bei Strafe der Exkommunikation, Fleisch von ihnen zu kaufen, mit ihnen zu essen oder Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Stephan Batory und Sigismund III. gaben diesen Beschlüssen ihre königliche Bestätigung. Der König Johann Albrecht, beunruhigt durch ihre stets wachsende Bevölkerung, die sich nicht mehr übersehen ließ, befahl, daß die Juden in jeder Stadt sich in einem besondern Viertel vereinigen und unter der Aufsicht des Bürgermeisters stehen sollten. Als er im Jahr 1496 sah, daß die Juden jungen Männern aus Familien, die alles daran setzten, um ehrenvoll zum Streite für das Vaterland ausziehen zu können, auf Zinsen liehen, daß sie die größten Hypotheken auf alle bedeutenderen Häuser besaßen, die durch ihre übermäßigen Interessen ruinirt waren, und merkte, daß sie, gleich den Mönchen in Deutschland und Frankreich beim Auszuge des Adels zu Eroberung des heiligen Lands, sich gerne die Ländereien der jungen Edelleute zugeeignet hätten, vernichtete er alle ihre hypothekarischen Ansprüche und verbot ihnen, sich der Rechte des Adels zu bedienen und Ländereien zu kaufen, ließ ihnen jedoch die geliehenen Summen mit einem billigen Interesse zurückbezahlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Mehr noch beinahe als seine Tochter, fühlte sich Herr Abraham Saltinger von der plötzlichen Wendung betroffen, die des von allen geliebten Jünglings Schicksal nehmen sollte. Ganz einverstanden damit, daß er kein Handwerk lernen müsse, hatte er schon seit geraumer Zeit Anspielungen fallen lassen, wie es bei Eduards geistiger Ausbildung ihm ein Leichtes seyn würde, irgend ein ehrenvolles Gewerbe zu ergreifen, das ihn nähren und ihm zugleich Muße für fernere wissenschaftliche Studien lassen könnte; wie er selbst, ohne Sohn und einen nahen männlichen Verwandten, seine schöne Einrichtung nach seinem Tode in fremde Hände übergehen lassen müsse, wenn nicht etwa seine Tochter einen Mann heirathe, welcher derselben vorzustehen im Stande wäre; wie er nicht auf vornehme Verbindungen sehe, wenn sie nur sonst tadellos seyen, wie er diese bei Eduard voraussetze, und wie die Großvaterfreuden, im Schooße einer geliebten Familie ge-

nossen, dem Glücke eines einfach bürgerlichen Lebens erst recht die Krone aufsetzen würden. Er hatte auch schon mehrmals von der Nothwendigkeit mit Wallern gesprochen, seinen Pflegesohn als Bürger des Städtchens annehmen zu lassen, und nicht selten darauf hingedeutet, wie er Eduarden durch seinen Einfluß späterhin wohl noch eine Rathsstelle oder etwas dergleichen verschaffen könne; kurz, man konnte sich nicht verhehlen, die Freundschaft für Wallern und seine Gattin, die Liebe für sein einziges Kind, das er an Eduards Seite wohl am besten aufgehoben glauben mußte, und der Wunsch, einen kräftigen jungen Gehülfen bei seinen ihm allmählich beschwerlich werdenden Geschäften zu erhalten, nebst der Hoffnung, daß der junge Mann einst Wallers nicht unbedeutende Verlassenschaft zu erben haben würde, hatten über Familienstolz und Familienrücksichten, die nirgend tiefer eingewurzelt sind als an kleinen Orten, gesiegt, und er wünsche sich denjenigen zum Schwiegersohn, den er unter seinen Augen hatte aufwachsen sehen. Die Einwendungen, die er gegen einen Plan machte, der mit einem Male seine unausgesprochenen Entwürfe vernichten sollte, das Mitleiden, das er, durch die väterliche Würde und die Steifheit gemäßigt, welche in jener Zeit — ob zu guter oder schlimmer Wirkung, mag unentschieden bleiben — das Verhältniß des Vaters zu den Kindern bezeichnete, mit Christinens Thränen fühlte, war er ungemein rührend, und Waller besonders, der tiefer als alle andern Herrn Saltingers Wünsche und Erwartungen durchschaut hatte, fühlte sich zuweilen von der Gutmüthigkeit und dem Wohlwollen des alten Mannes so ergriffen, daß er sehr wichtige Gründe haben mußte, um seinem Verlangen nicht zu entsprechen. Er stellte ihm indessen vor, wie eigentlich durch die einstweilige Entfernung von Hause in Eduards Zukunft nichts weder verändert noch entschieden werde, und derselbe immer noch den Weg wählen könne, den er einzuschlagen wünsche; wie es jedem jungen Manne vortheilhaft seyn müsse, sich eine Zeitlang unter andern Menschen, in andern Verhältnissen herumzutreiben, sich nicht nur durch Bücher, sondern durch sich selbst neue Kenntnisse zu sammeln, und durch vermehrten und mannigfaltigeren Umgang das Kleinbürgerliche zu verlieren, das bei den vergrößerten Ansprüchen der Zeit an die Menschen immer weniger geduldet werde. „Lassen Sie ihn ziehen," sprach er, indem er traulich und herzlich des Nachbars Hand schüttelte, „lassen Sie ihn ziehen! Er ist nicht eine Pflanze, welche in diesem Erdenwinkel aufzublühen und zu verdorren bestimmt ist; er wurde durch sein früheres Schicksal gleichsam ein Erdenbürger, der seine Heimath erst noch zu suchen hat und sein Loos sich selbst bestimmen muß. Verderben wird die Welt nichts an ihm, dafür stehen ich und die Grundsätze Ihnen gut, die ich tief in sein Herz gegraben habe. Lassen Sie ihn sich umsehen unter den Menschen, in der Natur; lassen Sie ihn schwelgen in all dem Ungesehenen, Ungeahneten, das Wissenschaft und Kunst dem unverdorbenen Jüngling darbieten; wenn er dann einst zurückkehrt, bereichert an Kenntniß und Tugend, gereift durch das wirkliche Leben, von dem er bis jezt nur die idyllische Parthie gesehen hat, dann wird er unser stilles Glück mehren, unsere Freundschaft befestigen und mit dem Sohne, den Ihnen der Himmel vielleicht unterdessen durch Christinen bescheert, enge verbunden, unser eigenes Daseyn wieder aufleben lassen."

Mochte der Schluß dieser wohlgesezten Rede, der mit seinen heimlichen Wünschen und Hoffnungen so ganz im Widerspruche stand, Herrn Abraham Saltinger gleich übel behagen, mochten auch seine alterthümlichen Begriffe und spießbürgerlichen Ansichten sich gegen die Nothwendigkeit auflehnen, daß ein junger, hoffnungsvoller Mann in der Welt für dieselbe gebildet werde, so regte sich dennoch eine Empfindung in ihm, die, wenn gleich leise nur und undeutlich, ihm sagte: sein nachbarlicher Freund handle und denke in der wichtigen Angelegenheit gut und richtig; ohne fernere Widerrede, aber mit verschlossenem Schmerz sah er den Tag heranrücken, wo durch Eduards Austritt aus dem gewohnten Familienkreise ein unheilbarer Riß in diesem sich darstellen würde.

Schon war der lezte Abend angebrochen, den Eduard noch in der lieben Heimath zubringen sollte, die bis jezt seine Welt gewesen war, und Wallers Familie hatte sich in Herrn Saltingers Gärtchen versammelt, um dort den Abschiedsschmaus zu halten und Jungfer Marthas Kuchen zu kosten, welche diese mit frohem und leichtem Herzen gebacken hatte, denn ihrem etwas altväterischen Gemüthe hatte des jungen Menschen heiteres, oft zum Spott geneigtes Wesen nie angenehm seyn können, und sie hatte an ihrer Nichte traulichem Umgange mit ihm oft ein geheimes, aber nichtsdestoweniger tiefes Aergerniß genommen; „denn," meinte sie, „man weiß ja doch nicht, welches Mannes Kind er ist." Christine hatte sich, in Folge einiger ernsten Winke des Vaters, mühsam eine Art von Fassung errungen, welche wenigstens dazu diente, die Thränen zurückzuhalten, die vorher in Strömen geflossen waren, und die an sie gerichteten Fragen mit ziemlichem Menschenverstande zu beantworten. Ihrer Festigkeit mißtrauend, erhob sie gleichwohl die Blicke nicht, um den Gegenstand nicht zu sehen, dessen Verlust ihr Leben zu einer unerträglichen Einöde machen mußte, und wenn der Ton seiner Stimme, dessen ruhige Besonnenheit mit ihrem gereizten Gemüthe grell kontrastirte, ihr Ohr traf, so fühlte sie den Unterschied in Empfindung und Betragen, der doch ganz natürlich aus der Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Charakters hervorging, als ein schmerzliches Unrecht ihres Freundes.

Von Allen aber, welche Liebe und Freundschaft an

dem lezten Abend seines Hierseyns um den jungen Mann versammelt hatte, vermochte wohl keiner der Mutter nachzuempfinden, die, einzig und ausschließlich an diesem Pfande einer unglücklichen, aber heiligen Liebe hängend, dasselbe nun zum erstenmale und vielleicht, das konnte sie sich bei ihrer erschütterten Gesundheit nicht bergen, auf immer verlieren sollte. Wer vermöchte aber auch in Schmerz oder Freude die Gefühle des mütterlichen Herzens zu ermessen, oder gar dieselben mit Worten zu bezeichnen?

Frau Waller bewies zwar, wie in allen Verhältnissen ihres Lebens, so auch jezt, eine große Gewalt über sich selbst. Ihre Züge waren unumwölkt, ihre Haltung deutete keinen Schmerz an, und sie nahm ungezwungen Theil an der Unterhaltung der Männer, die sich laut und lebhaft um Eduards Reise und alles dasjenige drehte, was er zu thun und zu lassen habe. Wenn man aber die Blässe ihres Gesichts betrachtete und in die Tiefe des schönen Auges schaute, in welchem jede ihrer Empfindungen sich mit unverhüllter Klarheit spiegelte, wenn man das Zittern der zarten, feinen Hände beobachtete, das sie zu verbergen strebte, so konnte man nicht zweifeln, es arbeite in dem Herzen der edlen Frau ein Schmerz, um desto größer und schwerer, als ihm keine Worte gegeben wurden.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, den 24. Februar 1831.

Seereise von Algier nach Alexandrien.

Sie sehen an dem Datum dieses Briefs, daß der am Schlusse meines lezten (s. Nr. 94) ausgedrückte Wunsch, Algier bald zu verlassen, erfüllt ist, daß ich mich weiter nach Osten gewendet und schon das gesegnete Egypten erreicht habe. Da ich meine Reise hieher ohne längern Aufschub beschreiben möchte, so werde ich später wieder auf Algier zurückkommen, um noch das Interessanteste über die Stadt, deren Bewohner und Umgebungen mitzutheilen. Ich fand ein Schiff, das 50 in Medea gefangene Türken nach Alexandrien bringen sollte. Da der Kapitän weder türkisch noch arabisch verstand, erlaubte er mir gerne, unentgeldlich mit ihm zu reisen, ja er bot mir sogar seinen Tisch an. Da eine solche Gelegenheit sich höchst selten darbietet, indem man gewöhnlich 150—200 Franken für diese Ueberfahrt bezahlt und ich leider im Ganzen nur 81 Fr. 75 Cent. besaß, so zögerte ich nicht, das Anerbieten anzunehmen, troz der Warnungen meiner Freunde, mich nicht einem Fahrzeuge mit 50 Gefangenen anzuvertrauen, die zu Allem fähig sind, und denen der Kapitän nur ein halb Duzend Matrosen entgegenzusezen hat. Ich schiffte mich am 2. Februar Nachmittags ein, und ein heftiger Südwestwind trieb uns pfeilschnell in die weite See. Erst Abends, als ich sehr an der Seekrankheit litt, als mir der Kapitän mit der bei Leuten dieser Klasse gewöhnlichen Brutalität begegnete, als die Türken bei Gelegenheit ihres aus Reis ohne Fleisch bestehenden Nachtessens anfingen, sich rebellisch zu zeigen, bereute ich meine Verwegenheit. Doch nicht lange dauerte meine Muthlosigkeit; ich athmete freier, als ich meine Matraze aus dem Zimmer des Kapitäns auf das Verdeck hatte bringen lassen; bald versank ich in einen tiefen Schlaf und erst bei Tagesanbruch erwachte ich wieder. Ich brachte den größten Theil des folgenden Tages damit zu, mir von meinen mahomedanischen Reisegefährten türkische Worte und Säze sagen zu lassen, die ich sogleich aufschrieb und nachher auswendig lernte. Ich bemerkte, daß diese Männer mich dadurch liebgewannen und meinen Worten mehr als denen des Kapitäns Gehör gaben. Troz des kalten, feuchten Nordwestwinds wählte ich auch die folgende Nacht die auf dem Verdeck stehende Schaluppe zur Schlafstelle, denn im Zimmer konnte ich es nicht länger als eine Viertelstunde aushalten. Denken Sie sich ein kleines Loch, an allen Ecken mit allerlei, die verschiedensten Gerüche verbreitenden Lebensmitteln ausgestopft, in dem vier mit Stockfisch, Knoblauch und Zwiebeln wohlgefütterte Schiffsleute lautschnarchend umherliegen.

Freudig erstaunt erblickte ich am Morgen des 4. Februar in der Ferne das Vorgebirg Tavolara, obschon ich nicht die mindeste Hoffnung hatte, an den Küsten Sardiniens zu landen. Mit neuer Lust nahm ich bei meinen Türken Unterricht, die mir tausend Komplimente über meine raschen Fortschritte machten. Auch war ich schon an diesem Tage von der Seekrankheit ganz befreit, und mit Vergnügen wandte ich mich zu meiner Vorrathskiste, die mit Pomeranzen, Eiern, Mandeln, Feigen, Sardellen u. dgl. reichlich versehen war. Zum zweitenmale, und zwar mit Recht, waren unsere Gefangene gegen den Kapitän aufgebracht, der ihren Zwieback gegen schlechtern vertauscht hatte und ihnen zu wenig Oel zu ihrem Reiße geben wollte; ohne meine Vermittelung wären wahrscheinlich die Türken in sein Zimmer eingedrungen, um sich seines Speisemagazins zu bemeistern. Als wir in der Mitte des Kanals, der Sizilien von Tunis trennt, uns befanden, zwischen dem Vorgebirge Zibeb (wahrscheinlich das promontorium Apollinis der Alten) und dem Vorgebirge Bon oder Ras-adar (prom. mercurii oder hermaeum), nöthigte uns ein stürmischer Nordostwind, in den Meerbusen von Tunis einzulenken und in dem Hafen von Goeletta den Anker zu werfen. Aeusserst erwünscht war mir dieser Zufall, da ich bei dieser Gelegenheit sowohl die Stadt Tunis, die eine Stunde südlich von Goeletta liegt, als die Ruinen Karthagos, die westlich von Tunis und näher am Meere sich befinden, sehen konnte. Der Kapitän versprach mir, auf jeden Fall sich vier Stunden aufzuhalten, und ich eilte daher zu dem französischen Vicekonsul, dessen Neffen ich von Algier aus kannte, und bat ihn um einen Begleiter. Ich durchlief mit diesem die Stadt Tunis, die mir im Ganzen unbedeutend vorkam; sie ist im Allgemeinen wie Algier gebaut, nur sind die Straßen etwas breiter, die Häuser hingegen kleiner; die Bewohner fand ich artiger, reinlicher und freundlicher. Es drängte mich aber zu Karthagos Ruinen, die mich weit mehr interessirten. Ich gedachte unterwegs der Zeit, wo Karthagos Schiffe alle Meere durchkreuzten, dem ganzen nördlichen Afrika gebietend, und von den Küstenstädten Spaniens, Siziliens und Sardiniens gefürchtet: aber wie ward mir, als ich kaum die Stelle finden konnte, wo einst die Krone aller Seestädte so herrlich geblüht! Erschüttert rief ich mit Tasso:

„Giace l'alta Cartago et a pena i segni
„De l'alte sue ruine il lido serba etc.“

Ich fand hier kein Ueberbleibsel von Triumphbogen, von Festungswerken, von Granitsäulen; man sieht nur noch einige Stücke Pflaster, einige Cisternen und Wasserleitungen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Mai 1831.

— Trennung vom geliebten Freunde
Ist uns wie des Todes dunkle Blindheit;
Für die Krankheit gibt es keinen Arzt mehr.

Herder.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Schon war die Sonne hinter den Gipfel des Berges gesunken, immer stiller und stiller wurde es in dem befreundeten Kreise. Da faßte Christine leise Eduards Hand und beide, von dem nämlichen Wunsche getrieben, stahlen sich unvermerkt aus dem Zimmer, zu jenem Plätzchen hin, wo so viele Jahre hindurch ihre Herzen die süßesten Freuden einer gegenseitigen Zuneigung genossen hatten. Lange standen sie schweigend unter den beschattenden Zweigen der Linde und blickten in den duftenden Abend hinaus, während die ganze Natur um sie her durch die feierlichste Stille den Abschied zweier liebenswürdiger Wesen bezeichnen zu wollen schien. Endlich lehnte sich Christinens Haupt sanft an ihres Freundes Schulter; ihre Thränen flossen und ihr leises Schluchzen führte mit einem Male des Jünglings Blicke aus der heitern Ferne zu der Heimath, zu seinen Lieben und zu allen Freuden zurück, die er mit ihnen verlassen sollte. Es wurden wenige Worte gewechselt; Auge, Hand und Herz nur sprachen, und Empfindungen, die beiden in ihrem ungestörten Beisammenleben bis jezt fremd gewesen waren, Wünsche, Hoffnungen, die sie sich niemals deutlich gedacht hatten, standen in der Minute des Scheidens mit Klarheit vor ihrer Seele und belehrten sie über das, was sie von der Zukunft fordern sollten. Eduards Arm hatte das Mädchen umschlungen; immer enger und fester drückten sie sich an einander, immer schmerzlicher ward die Empfindung, die beider Herzen zugleich mit dem Bewußtseyn durchzuckte, sie seyen eigentlich einander weit mehr, als sie jemals geahnet hatten; ihre Herzen seyen so unauflöslich mit einander vereinigt, daß ein getrenntes Leben gar nicht denkbar erscheine, und wenn die Zukunft ihre Wünsche erfüllen wolle, so müsse die Hand der Vorsehung sie später auf immer zusammenknüpfen. „Siehst Du,“ flüsterte Christine nach einer langen Pause, „siehst Du jenen Stern, den Du mir so oft den Stern der Liebe nanntest, bei dessen Anblick Du mir erzähltest, wie alle die, welche sich im Leben treu ergeben seyen, dort wieder vereinigt werden würden, um sich dann nie mehr zu trennen? Wird sein sanfter Glanz, wenn Du nun ferne von mir bist, Dich an die liebende Freundin in der Heimath erinnern? Wird er Dich, wenn Du in heiterer Umgebung, mitten in den Genüssen eines fröhlichen Lebens schwelgst, mit seinem lieblichen Schimmer an die Thränen mahnen, welche meinen Augen entfließen werden, bis Du mir wiederkehrst? Eduard! wird er einst uns so vereinigt noch einmal leuchten, und werden wir dann die Jahre nicht zu beklagen haben, die zwischen diesem Augenblick und jener Zeit liegen?“ — „Er sey Dir Bürge meiner Liebe und meiner Treue!“ rief der Jüngling mit der ganzen Kraft seines männlichen Gemüthes. „Christine! eher werden wir ihn vom Himmel schwinden sehen, als daß ich Dich vergesse! Was ich noch nicht deutlich wußte, hat mich dieser bange Augenblick gelehrt. Dich zu erwerben, mich

Deiner würdig zu machen, ziehe ich in die Welt, und Dein Bild soll im Kampfe mit Schicksal und Leidenschaft, in dem heißen Streben nach Kenntniß und Tugend mich umschweben. Vergiß mein nicht!" stammelte er, indem seine Lippen Christinens Mund zum erstenmal mit dem Feuer einer jugendlichen Liebe bedeckten; schnell zog er die Geliebte mit sich fort, nahm von Herrn Saltinger und Jungfer Martha einen herzlichen, aber flüchtigen Abschied, und die nächste Morgenröthe traf ihn schon auf dem Wege nach Heidelberg.

Mehrere Monate waren seit Eduards Abreise verflossen, als Waller, dessen Gesundheit sich zu erholen geschienen hatte, neue Anfälle seines früheren Uebels erlitt. Die Symptome mehrten und verschlimmerten sich, Gattin und Freund sahen mit schmerzerfüllter Seele die Abnahme seiner Kräfte, und er selbst zeigte bei jedem Anlaße, daß er sich über seinen Zustand keineswegs täusche. Eduard wurde zwar nicht in Täuschung erhalten, aber doch mit der Gewißheit getröstet, daß keine dringende Gefahr vorhanden sey. So war das Jahr beinahe abgelaufen, das zu seinem Aufenthalte bei Wallers Freunde bestimmt war, und es wurde bereits von seiner nahen Abreise nach Halle gesprochen, als seines Pflegevaters Gesundheitsumstände sich schnell und bedeutend verschlimmerten. Frau Waller, versunken in bangen, aber selten ausgesprochenen Schmerz, wünschte ihren Sohn herbeizurufen, damit er den lezten Segen des sterbenden, treuen Freundes empfangen möge; allein der Leztere versagte sich selbst ein Wiedersehen, das, wie er sich äußerte, Eduards begonnene Laufbahn nur stören konnte. Hingegen beschäftigte er sich bis in die lezten Tage seines Lebens schriftlich mit dem geliebten Zögling und zeichnete ihm in einfach kräftigen Zügen alles vor, was er von seinen Talenten, seiner Ausdauer und seinen Tugenden hoffte und erwartete. Wenige Zeit vor seinem Scheiden verlangte er noch eine Unterredung mit Herrn Abraham Saltinger, welcher mit tiefem Gram der baldigen Trennung von dem ihm sehr lieb gewordenen Manne entgegen sah. Der Kranke blieb einige Stunden allein mit ihm eingeschlossen, ließ dann seine Frau rufen, meldete ihr, daß er seinen Freund zum Vormund für sie und Eduarden bestellt und ihm überhaupt alles entdeckt habe, was ihre und seine eigene Vergangenheit betreffe, legte die Hand der weinenden Gattin in die zitternde Hand Saltingers, und als der leztere von der erschütternden Unterredung nach Hause kam, schloß er sich in sein Zimmer, ohne an diesem Tage wieder vor seinen Hausgenossen zu erscheinen; ja die Folgen der erlangten Mittheilungen blieben lange noch fühlbar, so viele Gewalt der ehrliche Mann auch in andern Fällen über sich selbst ausübte. Bevor die Woche abgelaufen war, entfloh Wallers reiner Geist dem dunkeln Treiben des irdischen Lebens und ging freudig und hoffnungsvoll zu einem Daseyn über, dessen Räthsel seine ahnende Seele so oft zu durchdringen gestrebt hatte.

Eduards Schmerz war groß und seinem Verluste angemessen. Als er die Nachricht desselben erhielt, war er eben im Begriff, seinen bisherigen Aufenthalt mit der Universität zu vertauschen, und sein erster Wunsch war nun, bevor dieß geschehe, nach der Heimath zu eilen und an seiner Mutter Busen das erste große Leid seines Lebens auszuweinen; allein die gemessenen Befehle seines Pflegevaters, ohne Zögerung seine Laufbahn zu verfolgen, und Herrn Saltingers lakonische, aber kräftige Vorstellungen hielten ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurück, das seine kindliche Liebe und seine innige Sehnsucht nach der Jugendfreundin ihm gleichzeitig als eine angenehme Pflicht vorgespiegelt hatten. Sein Verkehr mit der leztern war immer sparsam gewesen und mußte sich nach der Sitte der damaligen Zeit auf einige allgemeine Erkundigungen und Grüße beschränken; denn damals war das Briefwechseln eines jungen Mädchens überhaupt, und vollends mit einem jungen Manne, der weder ihr Bruder, noch ihr Vetter war, eine allzu unerhörte Sache, als daß Vater Saltinger nicht das bestimmteste Anathem gegen dergleichen Ungebührlichkeiten hätte aussprechen sollen. Dennoch hatte sich zuweilen hie und da ein Stückchen Kontrebande in die Sendungen an Eduard eingeschlichen, deren Bedeutung von der kontrollirenden Aufsicht nicht errathen werden konnte und die gleichwohl den liebenden Herzen volle Befriedigung verschaffte. Eine getrocknete Lieblingsblume, ein Blatt von der wohlbekannten Linde, die erste Blüthe des Hagedornbusches im Garten, oder auch ein Endchen Band, der Name eines Buches, das gemeinschaftlich gelesen worden war, das Datum eines, in dem Kalender ihrer Liebe bedeutenden Tages, das alles vermochte auf Tage und Wochen die Sehnsucht und das Heimweh zu stillen und den jedesmaligen Empfänger zu überzeugen, daß in dem geliebten Wesen noch keine Veränderung vorgegangen sey. Aber nach Wallers Tode ging eine sehr trübe Zeit für die arme Christine an. Nicht nur war der Vater mehr als gewöhnlich ernst, ja sogar mürrisch, wie wenn ihm früher einige Centner Kaffee oder Zucker verdorben waren, nicht nur weigerte er sich durchaus, irgend ein Erinnerungszeichen in die Briefe einzuschließen, die er an Eduard schrieb, und meinte, solche Dinge schickten sich nicht mehr für ein nun erwachsenes Mädchen, sondern das betrübte Kind fand nicht einmal bei ihrer mütterlichen Freundin Trost, die einem schweren Geschicke zu unterliegen schien, und deren Umgang wenig geeignet war, einen schmerzlichen Seelenkummer zu zerstreuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die polnischen Juden.

(Fortsetzung.)

Schon im Jahr 1540 behaupteten die Juden in ihren Schriften, daß es in ganz Polen nur fünfhundert christliche Großhändler gebe, während man deren 3200 jüdische zähle, die 9600 Arbeiter beschäftigen. Alle polnischen Gesetze verboten durchgängig den Juden, gebrannte Wasser zu verkaufen, Schenken zu halten und mit den Landleuten Handel zu treiben, die sie auszogen, indem sie sie betrunken machten. Sie stellten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung zweimal so viel Rekruten als die Christen. Sie durften sich am Hofe einen Herrn wählen, der ihre Bevölkerungslisten zu führen, Gericht über sie zu halten hatte u. s. w. Sigismund August war erstaunt über ihre außerordentliche Bevölkerung, die sich täglich vermehrte. Wie er sah, daß sie sich den Auflagen jeder Art zu entziehen wußten, und in allen ihren Schriften ihre Ueberlegenheit über die Christen geltend zu machen suchten, unterwarf er sie einer Kopfsteuer. Vergebens stellten sie vor, daß diese Maßregel gegen ihre Gesetze sey *); nach vielen Verhandlungen hin und her ward verordnet, daß jeder Jude, männlichen oder weiblichen Geschlechts, einen polnischen Gulden zahlen solle. Man schätzte ihre Bevölkerung auf 200,000 Individuen. Die Zählung geschah, und der Hof war sehr erstaunt, nur 16,599 Juden beiderlei Geschlechts auf der Steuerliste zu finden. Sigismund August sagte bei dieser Gelegenheit zu seinem Jugendfreunde, dem Bischof von Krakau, der durch seine Bemühungen für Erhaltung des Religionsfriedens in Polen bekannt ist, und gerade wieder bei dem Könige gegen Inquisition und Hexenprozesse sprach: „Sagt mir doch, Freund, der Ihr nicht glaubt, daß der Teufel sich in unsere Angelegenheiten mischen könne, und nichts von der Zauberei haltet, sagt mir, wie geht es zu, daß die Juden, deren gestern 200,000 waren, sich im Boden verstecken konnten, so daß heute, wo es sich um die Bezahlung der Kopfsteuer handelt, ihrer nicht mehr erschienen als 16,599?“ — „Eure Majestät wissen,“ erwiederte der Bischof, „daß die Juden den Teufel nicht nöthig haben, um Hexenmeister zu seyn.“

Auf dem ersten Reichstage verbot man ihnen bei Todesstrafe, Handel mit Pferden zu treiben und Pachtungen oder Herbergen zu haben. Da die Tracht der reichen Juden sich in nichts von der der Herrn am Hofe unterschied, so verbot man ihnen, goldene Halsketten zu tragen, was ein Vorrecht des Adels war, ferner Säbel und Degen, mit kostbaren Steinen ausgelegt. Die polnischen Edeln hatten noch die von den alten römischen Rittern herrührende Gewohnheit, goldene Ringe zu tragen, worauf ihre Wahlsprüche und Wappen eingegraben waren. Da die Juden sich auch dieses Privilegium angemaßt hatten, so verbot es ihnen das Gesetz ausdrücklich, und es war ihnen nur gestattet, Handelszeichen, den Namen der heiligen Jerusalem oder des Stroms Sabation auf ihren Ringen zu tragen. Der Kardinal und apostolische Nuntius bei Sigismund August, Commendoni, spricht viel von den Juden und bemerkt, daß sie sich wie die Edelleute und Bürger kleiden und sogar die erstern an Luxus übertreffen. Um eben diese Zeit wurden sie aus Preußen vertrieben.

Unter Sigismund III. bildeten die Juden durch ihre Zahl und ihre Reichthümer beinahe einen Staat im Staate. Sie druckten viele Bücher, worin sie die Gebräuche der christlichen Religion ins Lächerliche zogen und zu beweisen versuchten, daß Polen ein zweites Idumäa werden könnte, wenn die Polen sich entschlössen, ihre Religion zu wechseln und das Gesetz Mosis anzunehmen, wodurch ein Dekret des Reichstags veranlaßt ward, daß jeder Jude, der es wagen würde, über die christlichen Gebräuche sich lustig zu machen, des Landes verwiesen werden solle. Die Menge dieser Werke verursachte eine Art Zank unter den christlichen und jüdischen Schriftstellern. Polen, das damals viele Druckereien besaß, wurde mit Flugschriften beider Partheien überschwemmt. Der Federkrieg nahm indessen, zum großen Nachtheile der Drucker, bald ein Ende.

Wenn von der einen Seite die jesuitische Intoleranz und die Plackereien der Starosten unter Johann Casimir viel dazu beitrugen, daß die Kosacken für Polen verloren gingen, so muß man auf der andern Seite den Aufstand dieser Völker in der Ukräne und in Zeporoz den Juden zur Last legen, die dem Gesetze zuwider Pachtungen und Gastherbergen hatten. Erst nach der Schlacht von Beresteczko erließ der Reichstag ein Dekret, um ihren Räubereien Einhalt zu thun. — Eine neue Zeitrechnung begann bald darauf für die Juden, ein neuer Messias erfüllte ihre Hoffnungen und störte die Ruhe Polens. Sabataycavit hielt Versammlungen, die nur mit Waffengewalt auseinander getrieben werden konnten. Genöthigt, Polen zu verlassen, ging er nach Konstantinopel, wo er festgehalten wurde. Juden aus der ganzen Welt eilten, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Mehany, ein polnischer Jude, schrieb gegen ihn und begab sich selbst nach Konstantinopel, um ihn vor dem Divan der Betrügerei zu überweisen und die Falschheit seiner vorgeblichen göttlichen Sendung darzuthun.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) David wurde von dem Himmel mit der Pest heimgesucht, weil er das Volk gezählt.

Zustand des Elementarunterrichts in Frankreich.

Die jährlichen Rekrutirungslisten geben ein weit zuverlässigeres Mittel an die Hand, den Zustand des Elementarunterrichts in den verschiedenen französischen Departements kennen zu lernen, als die meisten Dokumente, nach denen der Statistiker Dupin die Karte von Frankreich weiß, schwarz und grau bemalt hat. Unter den 294,975 Individuen, welche die Altersklasse von 1830 ausmachen, befanden sich 12,801, welche allein lesen, 121,079, welche lesen und schreiben, 153,635, welche weder lesen, noch schreiben konnten, 7460, bei denen nicht auszumitteln war, was sie wußten. Auf hundert junge Leute der ganzen Altersklasse kommen zweiundfünfzig Ununterrichtete; unter dem wirklich ausgehobenen, 59,944 Mann starken Kontingent aber auf hundert nur sechsundvierzig. Es kommt dies daher, daß aus den niedrigsten, sich am kümmerlichsten nährenden Volksklassen, welche zugleich die unwissendsten sind, die meisten Individuen ausgemustert werden. In den folgenden acht Departements ist es mit dem Unterricht am besten bestellt; auf 1000 junge Leute kommen Ununterrichtete: im Dep. Niederrhein 164, Seine 191, Obere Marne 204, Jura 209, hohe Alpen 221, Oberrhein 229, Obere Saone 235, Marne 254. Das entgegengesetzte Ende der Reihe bilden folgende acht Departements; es gibt in denselben nahezu so viel Ununterrichtete, als in den erstern Unterrichtete. Auf 1000 Individuen kommen Unwissende: im Dep. Allier 863, Cher 821, Finistère 794, Morbihan 791, Dordogne 780, Nièvre 774, Côtes-du-Nord 761, Vienne 729.

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, den 24. Februar 1831.

(Fortsetzung.)

Seesturm. Malta.

In trauriger Stimmung wandte ich mich von dannen, da überdies die vier Stunden beinahe zu Ende waren, und kaum war ich in das Schiff gestiegen, als ein milder Südwestwind uns zur Abfahrt einlud. Ich entdeckte etwas südlich am Vorgebirge Bon die kleine Stadt Clypea, jezt Aklibia genannt, wo einst M. Valerius gegen die Karthaginenser eine große Seeschlacht gewann. Einige Stunden später blies der Nordwind mit stürmischer Heftigkeit, und Nachts zwischen 9 und 10 Uhr ward er so stark, daß er unser mittleres Segel zerriß; zugleich ward das Meer so tobend, daß wir jeden Augenblick fürchten mußten, verschlungen zu werden; die sturmbewegte See mit ihrem Schaume, vom Mondscheine hell beleuchtet, glich einer unendlichen Reihe grüner, mit Schnee bedeckter Hügel. Zum größten Unglücke waren wir nicht weit von der afrikanischen Küste entfernt, und da wir mit zerrissenen Segeln dem Nordwinde nicht entgegensteuern konnten, so befürchteten wir, jeden Augenblick an einen Felsen geworfen zu werden, oder an ein von wilden Beduinen bewohntes Land, die uns tödten oder wenigstens ausplündern würden. Der Kapitän ward so bestürzt und niedergeschlagen, daß er, der sonst immer donnerte und wetterte, der ein paarhundertmal in einer Stunde sein sacré nom de Dieu wiederholte, jezt mit rührender Zärtlichkeit von einem zum andern lief, uns die Hände drückte und uns Muth einflößte, während ich leicht sah, daß er selbst der verzagteste war. Er selbst und seine Matrosen, die sonst blos aus Uebermuth, ohne zu wissen warum, der Religion spotteten, das Priesterregiment verfluchten, wurden auf einmal so fanatisch religiös, daß der eine in einemfort schrie: Gott wird uns beschützen, der andere sein Paternoster betete, der dritte zu Boden fiel und Ave Maria rief, der vierte endlich der Alexandrinischen Kapelle Wachskerzen gelobte. Und als ich ihnen predigte: Betet, wenn wir gerettet sind, jezt aber seyd auf eure Arbeit bedacht und gebraucht euren euch von Gott geschenkten Verstand, lief ich Gefahr, Jonas gleich, als Ketzer, dem Himmel zum Sühnopfer, in die See geworfen zu werden. Zweimal lief der Kapitän wie ein Rasender auf mich zu und fragte mich, warum ich nicht bete; zweimal erwiederte ich ihm ganz gelassen: „Ich kenne keine Gottheit, die willkührlich Stürme zusammenbläst und dann wieder um einiger Worte, Thränen oder Wachskerzen willen sie verschwinden läßt.“ Und als einen Augenblick die Gefahr wirklich höchst dringend war, da ein schrecklicher Windstoß unser Schiff ganz auf eine Seite warf, stürzte er wüthend auf mich los, packte mich am Halse und sagte: „Si vous ne priez pas, je vous fonds dans la mer.“ Glücklicherweise waren einige Türken auf dem Verdecke, die zu meiner Rettung herbeieilten, und nur mit größter Mühe konnte ich den Kapitän vor Schlägen bewahren. Nach Mitternacht war die größte Gefahr vorüber, und da der Wind gegen zwei Uhr nach Mitternacht von Norden nach Westen sich drehte, so suchte der Kapitän, um sein Schiff auszubessern, den Hafen von Malta, von dem wir etwa 24 Meilen entfernt waren, zu erreichen; glücklicherweise kam eine englische Goelette hinter uns her, deren Kapitän unser Schiff durch ein Tau an das seinige befestigen ließ, und so wurden wir in einigen Stunden bis Malta bugsirt, wo wir mit der Morgenröthe ankamen.

Da die von Algier kommenden Schiffe eine vierzehntägige Quarantäne halten müssen, so konnte ich die Stadt nicht besuchen; ich durfte nur bis an ein eisernes Gitter gehen, das ein kleines, nahe am Hafen gelegenes Stückchen Land von der Straße, die in das Stadtthor führt, trennt. Doch dies allein war hinlänglich, in mir ein heißes Verlangen nach einem Aufenthalte von einigen Monaten in Malta zu erwecken. Ich vernahm zum erstenmale wieder, seitdem ich Toulon verlassen, ein freundliches Glockengeläute, das an alles Schöne, Gute und Heilige mich mahnte, was eine Christenstadt so hoch über ein rohes Mahomedanernest erhebt. Noch heftiger ward meine Begierde, einige Zeit in Malta zuzubringen, als ich einige hübsche Engländerinnen innerhalb des Gitters erblickte, die von der gutbesezten italienischen Oper sich unterhielten. Ich hatte diesen Genuß schon so lange entbehren müssen, denn Sie haben zwar in französischen Journalen von einem in Algier erbauten Theater gelesen, wo die arabischen Weiber in einer abgesonderten Loge sich versammeln u. s. w.; ich sage Ihnen aber, daß ich nicht nur den Grundstein desselben noch nicht gesehen, sondern sogar von dem Platze nichts gehört habe, auf welchem es errichtet werden soll.

Während der zwei Tage, die wir im Hafen von Malta zubrachten, stand ich entweder, ein wahrer Tantalus, am eisernen Gitter, um Europäer vorübergehen zu sehen, oder ich blieb auf dem Verdecke und richtete meine Blicke auf eine Citadelle, wo die englische Besatzung von Morgen bis Abend exerzirte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Mai 1831.

Da röchelt in Qual und Reue,
Zerschellt der Ungetreue.
Des Herrn Gericht, wie bist du schnell!

G. Schwab.

Die Blümlisalp.

Eine Schweizersage.

Beim Lauterbrunnerthale, da starrt ein Gletscher auf:
Die Winde blasen frostig um seinen eis'gen Knauf,
Kein armes Blümchen duftet auf seiner Felsenwand,
Und ist doch rings im Thale die Blümlisalp genannt.

Wie doch so milder Name dem rauhen Gletscher kam?
Das weiß die alte Sage zu deuten wundersam:
Einst blühte diesen Höhen ein frischer Wiesengrund,
Wo viele Brünnlein sprangen, wo Blumenfülle stund.

Ein reicher Senner wohnte dort unten einst im Thal,
Dem lag, seit vielen Jahren, ein krankes Ehgemahl.
Das macht ihm lange Weile, das macht ihm großes Leid,
Er kühret bald zum Schätzchen sich eine junge Maid.

Erst kommen sie zusammen auf einem fernen Steg,
Und wandeln stiller Weise manch öden Felsenweg;
Doch bald erheischt die Dirne schamlosen Uebermuth,
Der Senner hehlet nimmer die freventliche Gluth.

Mit Bäumen läßt er zieren den breiten Wiesenpfad,
Darauf er seiner Buhle bei Nacht und Tage naht;
Er bringet viele Bänder und manchen bunten Strauß,
Und manch ein goldnes Ringlein in seiner Liebsten Haus.

„Viel Dank für deine Spenden, du hast mich reich beschert;
Doch Eines fehlt mir immer — zur Stunde sey's gewährt!
Du sollst mit diesen Bändern, in dieser Blüthen Strahl,
Hinunter mich geleiten zu deinem Ehgemahl.“

Der Senner hat's gewähret, er schmückt die stolze Maid,
Und führet sie am Arme hinab zu seiner Haid',
Er schwinget hoch sein Käppchen und hebt ein Singen an
Und küßt dem Lieb die Wangen und tanzt mit ihm heran.

Im Thale vor dem Hause, da sitzt die kranke Frau
Und sieht mit stillen Mienen hinauf in's Himmelblau;
Die Abendhelle röthet ihr blaßes Angesicht
Und haucht um ihre Wangen ein sanftes Jugendlicht.

Sie hat die zwei gesehen und schaut dem Treiben zu,
Das trübt ihr nicht im Herzen die himmelvolle Ruh.
Den Mund umspielt ein Lächeln, die Hände falten sich —
So ist sie drauf entschlafen, gar mild und sänftiglich.

Und wie die zwei vom Berge die Todte kaum geseh'n,
Da heben gleich die Winde eisfrostig an zu weh'n.
Weh! wie die Dirne grausig den Senner angestarrt!
Sie steh'n zu Eis gefroren, zwei Felsen dicht und hart.

Und auf der Au gefrieren die Brünnlein allenthalb —
Ein Gletscher ist geworden die holde Blümlisalp!
Aus ihrem Grunde sprießet kein Alpenröslein mehr,
Die Winde blasen eisig um ihre Spitze her.

Adolph Stöber.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Ohne sich von ihren Befürchtungen eine bestimmte Rechenschaft ablegen zu können, fühlte doch Christine wohl, daß nicht mehr alles war, wie es ehedem gewesen; das trauliche Verhältniß zwischen beiden Häusern war durch Wallers Tod beinahe aufgelöst, denn seine Wittwe lebte ganz eingezogen und still. Der Vater schien den vertrauten Umgang mit dem Nachbarhause schmerzlich zu missen, ohne daß er darum versucht hätte, mit Frau Waller, die er übrigens mit freundlicher Achtung und Güte behandelte, in eine nähere Berührung zu kommen, als sie selbst es zu wünschen schien, und Tante Martha legte, wenn sie auf dieses Kapitel gebracht ward, bedeutungsvoll den Finger an den Mund und sprach: „Ja, ja, Hochmuth kömmt vor dem Fall! Hätte einer nicht glauben sollen, die Frau Nachbarin habe alle Weisheit und Tugend für sich allein behalten, und andere ehrliche Leute müßten sich vor ihrem Wissen verkriechen? Aber — aber — nun ich sage nichts, aber so ganz lauter und klar mag es wohl um der Madame vergangenes Leben nicht stehen! Ja, ja, Christine! Nur hübsch in der Demuth geblieben, so hat der Satanas keine Macht über uns.“ Noch nie war die Base dem jungen Mädchen so unanmuthig erschienen, als wenn sie über die verehrte Frau solche Urtheile fällte. Um einigermaßen ihren Freund mit den Besorgnissen bekannt zu machen, welche sie quälten, und ihn zugleich die Ursache ihres gänzlichen Stillschweigens ahnen zu lassen, wußte Christine kein anderes Mittel, als einen Stern von schwarzem Papier auszuschneiden, auf dessen Rückseite sie mit zitternder Hand die Worte schrieb: „er hat sich uns verhüllt,“ und dieses Sinnbild, das sie mit großer List in ein Paket einzuschwärzen wußte, welches der Vater nach Halle abzusenden hatte, veranlaßte in des Empfängers Herzen einen solchen Sturm von Angst und bedrohter leidenschaftlicher Liebe, daß er nur mit großer Mühe durch einen Freund, den er sich erworben hatte, und der seine ganze Lage kannte, von einer unbesonnenen Heimreise abgehalten werden konnte. Um aber seinen Zweifeln ein Ende zu machen und sich Gewißheit zu verschaffen, schrieb er an seine Mutter, entwarf ihr eine einfache Schilderung von seinen und Christinens Gefühlen, sprach von seinen Wünschen, ohne deren Erfüllung für ihn kein Glück auf Erden möglich sey, von dem Kummer, welchen ihm seiner Freundin Stillschweigen verursache, und bat am Ende die geliebte Frau, der Schutzgeist einer unschuldigen Liebe zu werden, welche unter ihren Augen entstanden sey, und zwei Herzen ihren Segen nicht zu versagen, bei deren Vereinigung ihr selbst ein frohes Alter erblühen müsse. Er sandte ihr Zeugnisse seiner Lehrer, die sie überzeugen sollten, daß er mit Ablauf des zweiten, nun begonnenen Universitätsjahres im Stande seyn werde, als Rechtsgelehrter in seinem Vaterlande mit Erfolg aufzutreten. Mehrere Wochen mußte er auf Antwort harren; die aufgeregte Stimmung begann seine Gesundheit zu erschüttern, und schon wollte Haller, sein besorgter Freund und Stubengefährte, selbst Nachrichten zu erhalten suchen, als endlich ein Päckchen, von seiner Mutter Hand überschrieben, an ihn gelangte. Von schlimmer Ahnung ergriffen, öffnete er das Siegel, und der Inhalt zerstörte mit einem Male alle frohen Aussichten seines Lebens, alle schönen Hoffnungen seines jungen Herzens.

Nach vorhergegangener Entschuldigung wegen Verzögerung der Antwort, die nur aus der Gewißheit entstanden sey, wie ihre Nachrichten ihn betrüben müssen; nachdem sie ihm ihr ganze Mutterliebe ausgesprochen, ihn beschworen hatte, durch die Eröffnungen, die sie zu machen sich gedrungen sehe, sich nicht von ihrem Herzen loszureißen, sie nicht büßen zu lassen, was heiße Liebe und jugendlicher Leichtsinn verbrochen, meldete Frau Waller ihrem Sohn, daß er, obschon das Leben einem edlen und liebenswerthen Manne verdankend, nicht das Recht habe, seinen Namen zu führen. In früher Jugend von ihrem Vater, dessen Gattin gestorben war, nach England geführt, wo sein Talent (er hatte sich der Landschaftsmalerei gewidmet) reichliche Ermunterung und Unterstützung fand, hatte Karoline Müller eine weit über die Bedürfnisse ihrer Zeit gehende, sorgfältige Erziehung erhalten, welche sie in den Stand sezte, in ihrem achtzehnten Jahre, nachdem ihr Vater gestorben war und ihr nur ein geringes Vermögen hinterlassen hatte, die Stelle einer Erzieherin in einem der angesehensten Häuser Londons anzunehmen. Hier lernte sie nach einiger Zeit einen jungen Mann kennen, der an Vorzügen des Geistes und Herzens, an Schönheit der Gestalt und an Liebenswürdigkeit in seinem Benehmen eben so sehr über seine Altersgenossen hervorragte, als sein Name und sein Stand ausgezeichnet waren. Karolinens angenehme Bildung, die sanfte Grazie in ihrem ganzen Wesen, die Bescheidenheit, welche jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen begleitete, zogen ihn an, ihre Tugenden hielten ihn fest, und nur zu bald überzeugte er sich, es sey ihm unmöglich, das Mädchen zu vergessen, noch ohne dessen Besitz glücklich zu werden. Gleichwohl gehörte Eduard Lindsay nicht zu denjenigen Menschen, die sich unbedingt den Forderungen ihrer Leidenschaft überlassen, um dann, wenn diese erfüllt sind, die Hindernisse geltend zu machen, die sich zwischen sie und ihre nun schon befriedigten Wünsche stellen. Er fühlte wohl, welche Schwierigkeiten es haben würde, Karolinen zu seiner Gattin zu erheben, da sein Vater noch lebte und dessen stolzer Sinn die Verbindung mit einer der ersten Familien des Königreiches allein seiner würdig hielt. Er machte mehrere ernstlich gemeinte Versuche, sich loszureißen, da-

mit nicht seine Liebe den Gegenstand derselben in den Abgrund des Unglücks reißen möge; allein nicht nur seine Sinne, sein Herz und seine Seele waren von dem innigsten Gefühl befangen, und sein unvermeidliches Zusammentreffen mit der Geliebten, da er als ein naher Verwandter das Haus, in welchem sie lebte, nicht vermeiden konnte, vereint mit all den Täuschungen, denen sich ein liebendes Gemüth so gerne hingibt, entschied der Beiden Schicksal. Bei einer Spazierfahrt auf der Themse fand er Gelegenheit, Karolinen das Leben zu retten; die Dankbarkeit des unschuldigen Mädchens, deren Wohlgefallen an dem blühenden Lindsay nun leicht in ein ernsteres Gefühl überging, führte eine Erklärung herbei, dieser folgten Zusammenkünfte, bei welchen meistens unausführbare Plane gebildet wurden; immer herzlicher wurde die Neigung des jungen Paares, immer fester Lindsays Entschluß, allem in der Welt Trotz zu bieten, um den Besitz der Geliebten zu erlangen; beide waren unschuldig, unerfahren, leidenschaftlich, und Einsamkeit, Liebe und Unbesonnenheit knüpften sie in einer unglücklichen Stunde enger zusammen, als ihre Verhältnisse es erlaubten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die polnischen Juden.

(Fortsetzung.)

Unter der Regierung Michael Wizniowieckis entdeckte man neue Einverständnisse zwischen den Juden und der Türkei. Johann Sobieski, dem sie seine Thronbesteigung vorhergesagt hatten und den sie in ihren Schriften den Sohn der Sonne, König der Könige nannten, sezte das blindeste Zutrauen in sie und hatte einen jüdischen Günstling. Der polnische Senat bat im Jahr 1682 diesen Fürsten, das Beste des Landes zu bedenken und nicht alle Gnaden und Belohnungen, die vom Throne flossen, durch die Hände der Juden gehen zu lassen. Unter August II. sezte man das Gesetz wieder in Wirkung, wornach den Juden verboten war, in den Dörfern Gastherbergen zu halten. Unter August III., wo Alles erschlaffte, waren die Juden bald Unterdrücker, bald Unterdrückte, und erlagen endlich, nachdem sie eine Zeitlang dem Lande Gesetze vorgeschrieben.

Im Jahr 1750 stiftete ein Neubekehrter aus der Wallachei, mit Namen Franck, eine neue Sekte. Er glaubte sich von der Vorsehung bestimmt, alle Religionen zu vereinigen, schied viele Dogmen der jüdischen Religion von seiner Lehre aus, behielt jedoch das Wesentlichste bei und richtete sich nach dem römischen Kirchengebrauch. Bei seiner Ankunft in Polen predigte er öffentlich, brachte die Gerichte wider sich in Bewegung und wurde in der Feste Czenstochowa eingesperrt. Von den moskowitischen Truppen in Freiheit gesezt, begab er sich nach Wien und von da nach Mähren. Joseph II. ließ ihn des Landes verweisen. Er sezte sich darauf in Offenbach (?), wo er starb und mit königlichem Pompe beerdigt wurde. Während Franck eine Menge Neophyten um sich vereinigte, stiftete Michael Hirszowicz, ein Rabbiner aus Mindzyborg in Polen, eine neue Sekte nach der Lehre des egyptisch-alexandrinischen Juden Moses Maimonides. Aus Furcht vor dem Einflusse dieser neuen Sekte bildete Franck eine Art Association, zu deren erblichem Haupt er sich machte. Sein oberster Grundsatz war, daß ein Jude immer Jude bleiben müsse, öffentlich aber die Gebräuche der herrschenden Religion befolgen könne, vorausgesezt, daß er für sich im Innern die seinigen beobachte. Jede Heirath, sowohl mit den Töchtern der Juden, als der Nichtjuden (Gentilen), war verboten, aus Furcht, das Geheimniß möchte verrathen werden. Er machte den Neophyten zur Pflicht, ihren Kindern eine dem Lande, wo sie wohnten, angemessene Erziehung zu geben, sich auf jede Weise emporzuschwingen, jede Art von bürgerlicher Beschäftigung zu treiben und so ihre verschiedenen Kasten, zwischen denen nur Reichthum einen Unterschied machen kann, überall zu verbreiten. In jeder Hauptstadt hatten sie einen Dekan, der für jedes Kind eines Neophyten den Beruf wählte, dem es sich widmen sollte. Die Verwaltung, die Polizei, die Armen, der Handelsstand zählten bereits viele Mitglieder dieser Sekte.

Unter der gegenwärtigen Regierung der Tochter Francks *) schicken sie ihre Söhne und Töchter nicht mehr an den Hof ihrer Gebieterin, wie sie zur Zeit ihres Vaters gethan. **) Die Aeltesten beschränken sich darauf, die kirchlichen Beiträge einzusammeln, die sie mit dem Generalberichte ihren Obern einhändigen, und diese schicken beides nach Oppenheim (?), der Hauptstadt dieser neuen Christen. Die französische Polizei gab sich früher alle erdenkliche Mühe, das Geheimniß dieser politisch-mystischen Sekte zu entdecken; es wurden Agenten in alle Länder, selbst nach Warschau geschickt, aber sie brachten nur Vermuthungen zurück.

Unter der Regierung des Stanislas August Poniatowski wurde die Stelle des ersten Rabbiners unter den Juden im Lande aufgehoben. ***) Auf dem denkwürdigen

*) Frank hatte seine Garden, seine Kämmerlinge, seine Pagen. Er wurde mit großem Pompe begraben; eine Herzogskrone schmückte den Sarg und sein ganzer Hof war bei der Leichenfeier.

**) Die am besten erzogenen Kinder jeder Stadt wurden dahin geschickt, und blieben da bis zum Alter von neunzehn bis zwanzig Jahren.

***) Der erste Rabbiner, der die Stelle des Oberpriesters versieht, lebt in Asien. Er ist zu beständiger Wanderung verbunden, und führt im Hebräischen den Titel Fürst der Knechtschaft.

konstituirenden Reichstage (1788 — 1792) schlug man verschiedene Mittel vor, sie dem Lande nützlich zu machen. Man wollte sie dem dritten Stande näher bringen, ihnen den Genuß aller Rechte der Bürger einräumen, bestimmte sogar Belohnungen für die, die sich dem Ackerbau widmen wollten; aber der auf den Reichstag folgende Krieg und die zweite Theilung von Polen (1793) vereitelte diese weisen Maßregeln. Jeder der zugreifenden Höfe behandelte sie, ohne einen Unterschied zwischen seinen alten jüdischen Unterthanen und den polnischen Juden zu machen, nach seinen hergebrachten Grundsätzen. Was diese Länder bei einem solchen Systeme gewonnen haben, kann man daraus abnehmen, daß die jüdische Bevölkerung sich fortwährend dreimal stärker vermehrt als die christliche, so daß man im Ernste besorgen kann, dieser Landstrich möchte ein zweites Idumäa werden.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, den 24. Februar 1831.

(Beschluß.)

Rebellion der Gefangenen. Ankunft in Alexandrien.

Nachdem das Schiff ausgebessert und mit frischen Lebensmitteln versehen war, verließen wir Malta, doch mit nicht sehr günstigem Winde; am Abende des 9. Februar und am 12. des Morgens hatten wir noch so wenig Weg zurückgelegt, daß wir immer noch die kahlen Felsen dieser unfruchtbaren Insel hinter uns erblickten. Ich sezte indessen mein Studium der türkischen Sprache mit Eifer fort, und schon hatte ich über 1200 Wörter auswendig gelernt und über 200 kleine Säze, die zu einem Gespräche allernöthigsten. Nun erst ward uns der Wind sehr günstig und blieb uns bis zum 18., wo wir hier ankamen, immer treu. Es ereignete sich nichts Merkwürdiges bis zum 15., wo wir die Küsten des hundertstädtigen Creta gewahrten.

In diesem Augenblicke kämpften die Bewohner von Candia gegen den Pascha von Egypten, dem der Sultan diese Insel überlassen hat. Wir sahen etwas mittäglich von Candien die kleine Insel Gaulos, jezt Gozzo di Candia genannt. Unsere Gefangene, die Candia noch von Türken beherrscht glaubten und alle entweder in der Nähe von Smyrna oder Konstantinopel ihre Heimath hatten, erklärten auf einmal, sie wollten nicht weiter südlich gen Alexandrien schiffen, sondern nordöstlich nach Candien. Da manche unter ihnen vermuthlich Seeräuberei getrieben hatten, so waren sie geschickt genug, um die Segel so zu spannen, daß der Wind das Schiff gen Norden trieb. Vergebens sagte ich ihnen, auf Kandia wüthe der gräßlichste Bürgerkrieg, wir könnten nicht ohne die größte Gefahr daselbst landen. Da sie fast alle auf dem Verdecke waren, so konnten wir in diesem Augenblicke keine Gewalt gegen sie brauchen. Ich rieth daher dem Kapitän, ihnen nachzugeben, bis zur Mittagsmahlzeit, die er schnell zubereiten lassen möchte, dann, wenn der größte Theil im untersten Schiffsraume sich befinde, das nur ellenbreite Schlupfloch zu bedecken, die Decke mit zwei eisernen Haken, die wir aus Vorsicht von Algier mitgenommen hatten, zu befestigen und dann später nie mehr als zwei oder drei zumal auf das Verdeck steigen zu lassen. Der Kapitän gehorchte mir und ließ sogleich Feuer machen und den Reis überstellen; wir alle stellten uns ganz zufrieden, in den Hafen von Candia einzulaufen, bis die Suppe gekocht und nur noch acht Türken auf dem Verdecke waren. Nun bewaffnete man eilends die Matrosen und gebot den acht Türken, auf der Stelle das Verdeck zu verlassen, wenn sie nicht sogleich hingestreckt werden wollten. Drei unter ihnen flohen sogleich, die übrigen fünf riefen ihre Kameraden zu Hülfe; als aber sechs bewaffnete Matrosen auf sie losgingen, zogen sie sich zurück; nur zwei von ihnen wurden verwundet. Als Alle unten waren, versperrten wir die Oeffnung und ließen aus Vorsicht immer einen Mann mit zwei geladenen Pistolen und einem Säbel dabei Wache stehen. Wir waren nun ganz ruhig bis zum folgenden Morgen, da drohten sie uns, das Schiff in Brand zu stecken, wenn wir sie länger eingesperrt ließen; schon wollte der kleinmüthige Kapitän mit ihnen über die Zahl der auf einmal Heraufsteigenden unterhandeln, da versicherte ich ihn, ich habe mich während des Sturmes vollkommen überzeugt, daß diese Leute viel zu feig seyen, sich selbst den Tod zu geben. Einen Tag vor unserer Ankunft in Alexandrien versuchten sie die Thüre, die den Raum, in dem sie sich befanden, von dem Zimmer des Kapitäns scheidet, einzuschlagen. Man schoß von der Oeffnung aus einigemal auf sie; als drei der Ihrigen verwundet waren und man ihnen erklärte, sie würden bei der geringsten neuen Bewegung in Alexandrien auf des Konsuls Antrag sämmtlich hingerichtet werden, wurden sie demüthig, und am 18. Abends erreichten wir endlich, nach so mannigfaltigen, glücklich überstandenen Gefahren, den Hafen von Alexandrien. Schon Morgens zeigte uns die von dem Ausflusse des rosettischen Nilzweigs weißlich gewordene See, daß wir nicht mehr weit von der Küste Egyptens entfernt seyen. Allein die Küste ist so niedrig, daß man sie erst ganz in der Nähe entdeckt, und da der Kapitän nicht genau wußte, in welcher Richtung Alexandrien lag, so schifften wir den ganzen Tag hin und her, bis wir endlich in der Ferne die Pompejussäule erblickten. Es würde mir schwer fallen, Ihnen die Ungeduld zu schildern, in welcher ich diesen Tag zubrachte. Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, wo ich den klassischen Boden Mizraims *) berührte. Die lezten paar Stunden kamen mir weit länger vor, als die sechszehn Tage, die ich im Schiffe zugebracht hatte. Da es schon anfing dunkel zu werden, als wir vor Anker lagen, mußte ich, um nicht wie in Algier in Verlegenheit zu kommen, noch im Schiffe übernachten. Aber kaum war die Sonne des 19. Februar dem Meere entstiegen, so ließ ich mich ans Land bringen, und mein nächster Brief wird Ihnen zeigen, wie ich die ersten paar Tage hier zugebracht habe.

---

*) Der biblische Name Mizraim (zwei Landengen) ist der Dual des jezigen el=masr. Beide sind richtig, je nachdem man das ganze Land oder jede Seite des Nils als Eins betrachtet.

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Mai 1831.

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen. Denn er mißt nach eig'nem Maß
Sich bald zu klein, und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jeden, was er sey.

Goethe's Tasso.

Briefe eines Auferstandenen.

Den 20ten April 1831.

Man mag noch so sehr bemüht seyn, die Außenwelt auf sich beruhen zu lassen und gesammelt im Gemüthe fortzustreben, es geht nicht mehr. Das Privatleben ist auf tausendfache Weise mit dem allgemeinen verflochten; unberührt bleibt Niemand, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar. Theilnahme und Freundschaft ziehen unwillkührlich in fremde Interessen hinein.

Ich ging heute zu einer Bekannten, deren Haus mir durch sie angenehm ist. Ich fand sie im lebhaften Gespräch mit einem ältern Manne, welcher, das Heft eines Journals in der Hand, neben ihr saß. Sie lachte, doch lag etwas Gespanntes, der Heiterkeit widerstrebendes, in ihrer Miene. Wie sie mich ansichtig ward, winkte sie dem andern; unwillkührlich wandte sich dieser nach mir um. Ich erkannte den Obersten aus dem Posthause. Er mochte sich wohl nicht auf mich besinnen, denn ich habe, eingedenk der Warnung jenes Signalements in den öffentlichen Blättern, meinen Bart abgeschnitten, das Haar modern zustutzen lassen und den berühmtesten Pariser Schneider über meine Toilette konsultirt. Mit der Farbe der Zeit gefärbt, gelte ich hier für einen interessanten Reisenden. Niemanden fällt das Gespenst von achtzehnhundert dreizehn bei mir ein. Da ich so der Gegenwart näher gerückt bin, tritt sie mir auch ohne Umstände näher. Ich werde, wie andere, ein Kind der Zeit, und fange an, nicht mehr blos negativ zu ihr zu stehen. Dieß war wohl die Ursache, weßhalb Frau von ......e ihrem Nachbar bei meinem Eintritte zu schweigen winkte. Sie stellte uns einander vor. Mein erborgter Name läßt Polen für mein Vaterland gelten; das legt einen gewissen Accent auf meine Stellung zur Gegenwart. Der Oberst maß mich fast ein wenig zu militärisch; doch kannte ich seinen Ideengang und errieth ihn, ohne mich dadurch stören zu lassen.

„Wie weit sind Sie mit des armen Dichters Nachlaß?“ fragte unsere Wirthin, sichtlich etwas Außerhalbliegendes erfassend. Schon mehr im Geiste von heute, erwiederte ich mit ruhigem Gleichmuthe, daß ich auf wahrscheinliches Mißlingen vorbereitet gewesen, und eigentlich nichts Besseres erwartet habe. Da einmal das Bedürfniß der Zeit jedwedem Individualisiren der Lebensrichtungen entgegen sey, so könne auch die Poesie durch dasjenige, was sie als Gattung bezeichne, länger keinen Zugang finden. Der Oberst sah seine Freundin mit einer Bewegung der Schultern an, die mir sagte, daß er sie lieber gehoben als ruhig gelassen hätte; er vermochte gleichwohl nicht, seinen Unwillen ganz zu zügeln. Den Rücken fest an die Stuhllehne gelegt, fragte er, ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen: „Wie meinen Sie das? Was verstehen Sie unter Bedürfniß der Zeit?“ — „Was die Zeit darunter versteht,“ lächelte ich; „Auflösung des Einzelnen, Durchdringung des Ganzen. Seit ich darüber belehrt wurde,“ fuhr ich fort, den Zorn des Obersten nicht zu Worte kommen lassend, „daß es grobe Unwissenheit

verrathe, ein einflußreiches, beherrschendes Genie von der Gegenwart zu fordern, überhaupt von dem Individuum Erwartungen zu hegen, ergab ich mich darein, daß länger nichts Großes von dem Einzelnen, dieses hingegen nur vom Volke ausgehen könne, der Geist der Völker die Geister der Einzelnen beherrschen, und in der Poesie, wie überall, jedes von unten, aus der Masse aufsteigen, das Ideale sich aus ihr entwickeln und keinesweges aus höherer Welt sich in ihr zurückspiegeln müsse."

Der Oberst war vor Ungeduld vom Stuhle aufgesprungen. Frau von ......e sah den Augenblick kommen, wo er losbrechen würde, sie erkannte mich nicht ganz in meiner neuen Doctrin und fragte daher mit gutmüthigem Spott: „Was machen Sie denn aber mit den alten Göttern in dem neuen Reich der jungen Zeit?" — „Ich? gnädige Frau, ich mache nichts mit ihnen, denn sie existiren länger nicht mehr." Mein eifernder Gegner blieb, wie vom Schlage getroffen, mitten im Zimmer stehen und starrte mich in einem Gemisch von Verachtung und Erstaunen an, das mich schnell hinzusetzen ließ: „der Quell, aus dem ich schöpfe, sagt ausdrücklich, die Zeit schreitet vorwärts, und stößt um, was ihrem Zuge nicht folgt. Was gestern noch neu erschien, ist heute schon alt." — „Aha!" rief Frau von ......e, die nun mit einem Male zu Hause war; „Sie sagen Ihr Pensum gut her. Ich sehe, Sie waren seither fleißig. Also dergleichen lesen Sie doch auch? Mein theurer Freund hier will mir solche Lektüre gar nicht erlauben. Er war eben daran, mich deßhalb zu schelten, meinen Unwillen über die Herabwürdigung lieber Freunde eine Schwäche zu nennen, Er sollte es übrigens doch auch wissen, daß es Zeit braucht, ehe man sich im Innern wie im Aeußern an die scharfen Luftzüge einer veränderten Atmosphäre gewöhnt."

„In dieser Gewohnheit," fiel der etwas besänftigte Oberst mit weit milderem Tone ein, „in dieser Gewohnheit erhielt uns die auf Bewegung und Wechsel gestellte klimatische Lage unseres deutschen Vaterlandes von jeher. Ich wiederhole Ihnen hier aus dem Gedächtniß, was der alte Voß in der Lebensbeschreibung Höltys sagt. Es heißt da ohngefähr so: „Er war von Natur neugierig, mußte immer zuerst wissen, was die Messe Neues gebracht hatte, wo in Rezensionen seiner oder seiner Freunde in Ehren oder Unehren gedacht war, obgleich ihm beides ohngefähr gleiche Freude machte, da schon damals auf dem deutschen Parnaß Lob und Tadel meist von Besoldeten oder Unmündigen ausgetheilt ward." — „Recht gut, lieber Oberst," entgegnete Frau von ......e, „es mag immer so gewesen seyn, allein hofft nicht ein jeder, und glaubt auch daran, daß es einmal besser werden könne? Gibt es nicht Zeiträume, die das glauben lassen? und sagen Sie ehrlich, überrascht Sie der rauhe, widerwärtige, zerstörende November nicht jedes Jahr nach einer recht warmen, reifenden Oktobersonne?" — „Hm!" meinte der Oberst, „da ist etwas dran! Aber das bleibt immer unsere Schuld; wir sollen es vorher wissen, daß der Himmel nicht auf Erden ist, und vergessen es nur aus Bequemlichkeit; wer heißt uns denn so empfindlich seyn und die Saiten allzuharmonisch stimmen wollen? Ein falscher Griff weckt falsche Töne, und falsche Töne sind unangenehm; allein Kinder müssen falsch greifen, ehe sie den Accord richtig treffen lernen; laßt die Kinder der Zeit immer ein Bischen klimpern; hält's das Instrument aus, Ihr werdet ja stark genug seyn, nicht vor einem Schall zu beben. Was ist denn fest in Euch, wenn der Wind nur so oder so zu pfeifen braucht, um das Schiff den Wogen Preis zu geben?" — „Nicht so stolz," warnte seine Freundin; „es sind noch keine zehn Minuten, daß Sie die Aeußerungen des Herrn hier im Tone einer neuerlich erschienenen Zeitschrift aus allem Gleichgewicht zu bringen drohte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Von diesem Augenblicke an hatte der junge Mann keinen andern Gedanken mehr, als den einer schleunigen Vereinigung, und er that dafür alles, was redlicher Wille und unerschütterliche Ehrliebe vermochten. Er entdeckte seinem Vater seine Neigung, seinen unwandelbaren Entschluß, und als er kein Gehör fand, theilte er ihm auch die Verpflichtungen mit, die er gegen Karolinen eingegangen hatte und die er in seinem edlen Sinne heilig nannte; aber die Vorurtheile des alten Mannes widerstanden den Vorstellungen wie den Bitten, und selbst die Drohungen, die Lindsay sich erlaubte, machten nicht den mindesten Eindruck auf ihn. Der verzweifelnde Sohn rief den Beistand der Verwandten und Freunde an, welche, den Werth der beiden jungen Leute kennend, in freundlicher Ueberredung dazwischen treten wollten; allein je mehr man sich anstrengte, zu einem freundlichen Ziele zu gelangen, je eigensinniger wurde der alte Herr, und seine Aeußerungen waren und blieben so bestimmt, daß Niemand mehr eine Hoffnung zu hegen wagte.

Aufs Aeußerste gebracht und entschlossen, dem Gefühl zu folgen, mit dem sich nun auch die Ehre vereinte, die jeder rechtliche Mann im Herzen trägt, und die ihm nicht erlaubt, ein auf ihn gesetztes Vertrauen zu täuschen, wagte es Lindsay, Karolinen das einzige übrige Rettungsmittel, eine heimliche Verbindung und Flucht, anzutragen, und was die Liebe allein nicht erlangt hätte, das vermochte die Furcht vor Schande und die leise emporkei-

mende mütterliche Angst; denn die Folgen ihrer Schwäche waren nicht ausgeblieben. Hingerissen von dem Zusammentreffen der Umstände, willigte sie in Lindsays Begehren; ein Geistlicher wurde erkauft, die Anstalten zur Flucht getroffen, wobei dem jungen Manne sein angeerbtes mütterliches Vermögen gute Dienste leistete. Alles war bereit, das neugetraute Paar wollte gleich nach vollzogener Verbindung auf das feste Land hinüber gehen und sich in irgend einem Winkel der Erde ansiedeln; als in der Nacht vor der Ausführung des Planes Lindsay aufgehoben und auf ein Schloß des alten Grafen gebracht ward, das er in Schottland besaß, wo der erzürnte Vater zuerst seinen ganzen Unwillen über ihn ausschüttete, ihn mit seinem Fluche bedrohte und ihm am Ende ankündigte: er werde seinen jetzigen Aufenthalt eher nicht verlassen, bis er unbedingten Gehorsam gelobt habe.

Unterdessen befand sich die unglückliche Verlassene am Rande der Verzweiflung. Sie hatte vergeblich zur angesezten Stunde den Bräutigam erwartet, die Ahnung eines schweren Unheils war in ihre Seele gedrungen, und einige Nachforschungen hatten sie nur zu bald von der Richtigkeit derselben überzeugt. Rathlos, wie sie war, wagte sie es nicht, sich der Frau zu entdecken, unter deren Schutze sie stand, und die sie nicht verstoßen haben würde; sie war sich bewußt, Unfrieden und Unglück in eine ehrenwerthe Familie gebracht, durch eigene Schwäche sich und ihren Geliebten in Elend und Jammer gestürzt zu haben, und nur die Furcht, auch zur Kindesmörderin zu werden, wenn sie sich durch einen schnellen Tod dem Entsetzlichsten entzöge, konnte sie abhalten, einen unbesonnenen Schritt zu thun. Sie raffte ihre Baarschaft und einen Theil ihrer Kleidung zusammen, bestieg einen Postwagen und gelangte so in die Nähe von Edinburg, wo Lindsaykastle stand, und wo sie sich unfern von dem Geliebten in einem Bauernhause einmiethete. Welche Hoffnung sie hieher geleitet hatte, konnte sie sich selbst nicht ganz deutlich machen; unbekannt und hülflos, durfte sie nicht hoffen, eine Verbindung mit Lindsay anzuknüpfen oder ihn auch nur wissen zu lassen, daß sie in seiner Nähe lebe; aber in ihrer traurigen Lage war die tiefste Verborgenheit das Wünschenswertheste, und es gewährte ihr doch einigen Trost, von ferne die Thürme zu sehen, in deren einem der Liebling ihres Herzens lebte, athmete und sich nach ihr sehnte.

So waren Monate dahin gegangen; die Bäuerin, bei welcher Karoline sich aufhielt und die eine gute, theilnehmende Frau war, hatte längst bemerkt, daß die Fremde, die durch ihre Freundlichkeit ihr Herz gewann, im Begriffe stand, Mutter zu werden, und je mehr die bange Zeit heranrückte, um so mehr verdoppelte sie mit herzlichem Mitleid ihren Beistand, den sie, wie sie wohl erkannte, einer sehr unglücklichen Frau leistete. Zu Anfang des Winters sah Eduard das Licht der Welt, und in seinem Anblicke vergaß die Mutter auf einige Stunden den Jammer, der sonst unausgesezt an ihrem Herzen nagte. In der Wonne des mächtigsten aller Gefühle bekam Karoline auch die Kraft, an ihre Zukunft zu denken, wenn, wie sie zu glauben anfangen mußte, eine Wiedervereinigung mit dem Geliebten unmöglich war. Sie hatte nun nicht allein mehr für sich selbst zu sorgen, sie sollte den Unterhalt eines Geschöpfes gewinnen, das ihr unendlich theurer, als ihr eigenes Daseyn war; aber wie sie auch ihre Phantasie in Anspruch nehmen mochte, sie konnte kein Mittel finden, sich und ihr Kind auf ehrliche Weise durch das Leben zu bringen, und ihre Baarschaft ging, troz der äußersten Sparsamkeit, gewaltig auf die Neige. Endlich rieth ihr ihre Hausfrau, sich in ein nahe gelegenes Städtchen zu begeben und dort, wo einige angesehene Familien wohnten, durch feine Nätherei und Unterricht für Kinder so viel zu erwerben, als sie zu ihrem Lebensunterhalte bedurfte. Der Vorschlag wurde beinahe eben so schnell ausgeführt, als gemacht; Karoline bekam bald Arbeit in Menge; sie lebte mit ihrem Knaben, der ihr einziges Glück auf dieser Welt ausmachte, stille für sich, machte nicht die mindeste Bekanntschaft, und durch die tiefe Ruhe, welche sie umgab, durch die nützliche Thätigkeit, welcher sie sich widmete, und die mächtige Hülfe der Zeit gelang es ihr, nach zwei Jahren eine Art von sanftem Frieden in ihr Herz zurückzubringen, der zwar nicht Vergessenheit vergangener Leiden zu verschaffen, nicht die stille Wehmuth zu unterdrücken vermochte, mit welcher sie alles betrauerte, was ihr das Schicksal geraubt hatte, aber doch den wilden Schmerz beschwichtigte, der in manchen Stunden beinahe den Keim ihres Lebens zerstört hatte.

In diesem Zeitpunkte lernte Karoline einen Mann kennen, der für ihre Zukunft von der größten Bedeutung seyn sollte. Waller hatte lange in London gearbeitet, nachdem er vorher Reisen in Deutschland und Frankreich gemacht und sich Kenntnisse der mannigfaltigsten Art erworben hatte, was er um so eher thun konnte, da sein nicht unbeträchtliches Vermögen ihm den Vortheil gab, nicht angestrengt und nicht allein um des Brodes willen arbeiten zu müssen. Er hatte nun den Entschluß gefaßt, in sein Vaterland zurückzukehren und sich dort häuslich niederzulassen; zuvor aber wollte er noch einen seiner Lieblingswünsche befriedigen und das Hochland besuchen. Auf dieser Wanderung war er durch einen kleinen Unfall in dem Städtchen aufgehalten worden, in welchem Karoline lebte; das Verlangen, an seiner Wäsche etwas ausbessern zu lassen, gab Veranlassung, sie kennen zu lernen, und da seine Aussprache den Fremdling und einige Aeußerungen den Schweizer verriethen, so mochte der jungen Müller überraschtes Gefühl sich nicht bergen und die Einsame, seit so

vielen Jahren Heimathlose sich die Freude nicht nehmen lassen, den Landsmann zu begrüßen, dessen Aeußeres sie beim ersten Anblick angesprochen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. Mai.

Namenstag des Königs.

Es hat sein Angenehmes, ein hoffähiger Mann zu seyn und von dem Mittelfenster der Tuilerien aus den grün eingefaßten gelben Weg zu betrachten, der sich in schnurgerader Linie durch den Garten des Schlosses, über die Place de la Charte, durch die elysäischen Gefilde stundenweit bis ins Boulogner Gehölz erstreckt. Nicht zur Bequemlichkeit der reisenden Unterthanen wurde einst die Straße in gerader Linie angelegt; es ist eine fürstliche, keine Landstraße, und sie macht keinen Umweg, weil es eben für einen hoffähigen Mann recht angenehm ist, hübsch bequem einer stundenweiten Aussicht zu genießen. Vergebens möchten die Bäume des Schloßgartens und der elysäischen Felder ihre Zweige über den Weg verbreiten und den Fußgänger beschatten; man hat die Bäume frisirt, zugeschnitten, zu weibischen, eunuchischen Hofdienern gemacht. Für den glücklichen hoffähigen Mann, der oben auf dem Balkone steht, bildet der gerade Weg einen imposanten Kontrast gegen die regellose Mannigfaltigkeit der umliegenden Stadtgebiete, der schlängelnden grünen Seine, der stracken schwarzen Vendomesäule und der Goldkuppel des Invalidenhauses, während der arme Fußgänger, von frisirten Bäumen umgeben, Stundenlang geradeaus geht, der Nase nach, bis er damit an den Triumphbogen der Barrière stößt, der für Napoleon begonnen, für Angouleme fortgesezt, jezt für Ludwig Philipp beendigt wird. Um sich die Langeweile dieses Weges zu ersparen, bleibt kein anderes Mittel übrig, als von der Seite aus in die elysäischen Gefilde einzutreten und sie nach allen Seiten zu durchstreifen; bei solcher Methode verwandelt man den geraden klassischen Wald in einen regellosen, romantischen, und wenn zumal der überzogene Himmel die Bäume dunkler färbt, wenn sich ringsum durch die Zweige flatternde dreifarbige Fahnen zeigen und dreifarbige Flaggen an den Lustschiffchen der Carrousels auf- und niederschwanken, so freut man sich am Ende, daß man kein hoffähiger Mann ist und nicht aus zu weiter Ferne von dem Balkone aus das muntere Volksleben zu überblicken hat. Heute besonders, an dem 58sten Namenstage Ludwig Philipps, wogte das Volk recht munter durch das Wäldchen. Es schien für diesen frohen Tag die häuslichen Sorgen vergessen zu haben, und man konnte lange aufmerksam herumwandeln, ohne eine Klage zu hören. Nur ein rothbackigter Knabe, der mir zur Seite ging, ärgerte seine Eltern durch unaufhörliches Schmollen und wollte sich nicht zufrieden geben, weil, wie er sich ausdrückte, das Programm eine Unwahrheit enthielt. Das Programm hatte nämlich für heute eine Musterung der Nationalgarde versprochen; man traute dem Himmel nicht und verschob sie daher auf ein andermal. Dies ärgerte den Jungen, und vergebens kaufte ihm sein Vater Lebkuchen, ließ ihn nach der Scheibe schießen und Lotto spielen, wobei er ein königliches Porträt gewann; der böse Junge gab sich nicht zufrieden, und schmollt vielleicht noch in diesem Augenblicke über das falsche Programm. Den ganzen Tag sah ich keinen andern Mißvergnügten, und in der That, die Leute führten heute in den elysäischen Feldern ein wahres Schlaraffenleben. Auf zwei mats de cocagne waren goldene und silberne Geschmeide, Fahnen und Kränze für die besten Kletterer aufgehängt. Bei diesem anstrengenden Spiele ist der Fähigste gewiß, den Preis zu erringen. Die Kletterer führen Asche und Sand in den Taschen, nicht um leztern den Nachstrebenden ins Auge zu streuen; der Obere erleichtert im Gegentheile seinem Nachfolger den Weg, indem er den glatten Baum mit Asche und feuchtem Sande überstreicht. Der Untere klammert sich am Baume fest und bietet dem Obern seine Hand zum Fußgestelle; dann klammert sich der Obere an und erlaubt dem Untern, sich an seinem Fuße emporzuziehen. Kurz, bei dieser Gelegenheit kommt der Fähigste zu Ehren, und ein Mensch hilft dem andern: ein wahres Schlaraffenleben. Früher waren die Festlichkeiten in den Champs Elysées an königlichen Namenstagen sehr erniedrigend für das arme Volk; man warf ihm Brod und Würste an den Kopf; der bluttriefende Pöbel kletterte auf die Bäume, um sich wie Harpyen auf brod- und weinbeladene Gerüste herabzustürzen. Diesen Scenen hat die liberale Presse durch ihre gegründeten Klagen ein Ende gemacht. Man schickt jezt am königlichen Namenstage den armen Leuten Brod und Geld ins Haus, und wenn sie dann gesättigt nach den elysäischen Feldern kommen, haben sie Zeit, sich gemächlich zu amüsiren und sogar zu belehren. In zahllosen Hütten zeigt man dem Volke Naturseltenheiten, als da sind Boaschlangen, ein Weib mit langem Barte, den ungeheuren Belgier und Krokodille; von da strömt die Menge zu den revolutionären Guckkasten, rebellischen Marionetten, historischen Vaudevilles, und bewundert die Schiffe mit dreifarbigen Flaggen, welche Algier beschießen. Freilich, seitdem man dem Volke nicht mehr das Brod und die Würste an den Kopf wirft, finden sich weniger fashionable Herrn, zartfühlende Damen, philanthropische Engländer unter den Zuschauern des Volkslebens ein, aber desto mehr Bürger der Mittelklasse mit ihren heitern Familien, die sich unter freiem Himmel vor unzähligen, großentheils improvisirten Cafés und Restaurationen vom Ballspielen, Carrouselfahren, Scheibenschießen erholen, während auf der Erde wandernde Köchinnen allerlei Fleischwerk, Fische, Mehlspeisen kochen, braten und sieden, und dem ungeduldigen Handwerker zurufen: „Un instant, Monsieur, vous êtes dans la friture.“ Ich kann nicht sagen, daß ich an diesem ganzen Tage ein einziges mißvergnügtes Gesicht gesehen habe, mit Ausnahme des früher erwähnten rothbackigten Knaben und eines blassen jungen Mannes, dem ich im Gedränge begegnete und der zu einem Begleiter sagte: „Alles gut, aber das Programm...“ Diese Worte machten mich stuzig und ich fand sonderbar, daß auch der ernste junge Mann sich mit denselben Worten beklagte, wie jener schmollende Knabe; ich hätte gern seine Rede zu Ende gehört, aber in demselben Augenblicke fingen alle Instrumente an zu trommeln, zu blasen, und überstimmten die Klage des blassen jungen Mannes; nur einige Worte konnte man noch vernehmen, Frankreich, Institutionen, Polen, und ich glaube auch Italien. All dieser Lärm wurde noch durch eine Kanonensalve überstimmt, und der lustige Tag endete mit einem Feuerwerke auf der Place de la Charte. Die Anfangsbuchstaben des königlichen Namens und der gallische Hahn erschienen in der Mitte des Bouquets. Die Tuilerien, die öffentlichen Gebäude, das Hotel des russischen Gesandten, ein großer Theil der Privathäuser waren beleuchtet.

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Mai 1831.

Vernunft und Liebe hegen jedes Glück
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! rette dich zu mir! Ich kenne mich
Und weiß, was ich versprechen darf und kann.

Goethe.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Waller fühlte sich durch Karolinens Wesen seltsam angesprochen. Das unverkennbare Leiden, welches über ihre ganze rührende Gestalt ausgegossen war, ihre sichtliche Verlassenheit und ihre herzliche Mutterliebe für den schönen Knaben nahmen nicht nur seine Theilnahme, sondern sein Herz in Anspruch, und er fühlte sich werth, das Vertrauen dieses liebenswerthen Weibes zu erwerben. Daß ihm dieses Vertrauen zu Theil wurde, nachdem sein Aufenthalt sich statt auf Tage, auf Wochen ausgedehnt hatte; daß er, nachdem er mit der kläglichen Geschichte und der traurigen Lage seiner jungen Freundin bekannt gemacht worden war, sich selbst verhieß, sie nicht zu verlassen, bis es ihm gelungen seyn werde, sie in andere, sicherere Verhältnisse zu bringen, das geht schon aus den Charakteren der handelnden Personen hervor. Einige Zeit vor Wallers Eintritt in ihr stilles Leben hatte Karoline durch das Gerücht Lindsays Freilassung und seine Abreise nach London erfahren; diese Nachricht hatte ihrem Herzen wohl gethan, weil sie sich nun den noch immer so zärtlich geliebten Mann nicht mehr hinter dumpfen Mauern eingeschlossen denken mußte; allein jahrelange Leiden und tiefes Nachdenken über ihr Schicksal und ihre Pflicht hatten auch den Entschluß bei ihr hervorgebracht, diese günstige Wendung in Lindsays Schicksal auf keine Weise zu ihrem Vortheil zu benutzen, und durch die Nachricht ihres Lebens und ihres Aufenthalts nicht noch einmal zwischen Sohn und Vater zu treten.

Anders als sie dachte Waller über diesen Punkt. Wenn sie selbst für sich allein in der Welt gewesen wäre, so hätte sie, meinte er, nach ihrem Gefallen oder nach ihrer Ueberzeugung handeln können; allein hier betraf der zu fassende Entschluß nicht nur ihre eigene Zukunft, sondern die ganze Existenz ihres Kindes, welchem sie den Vater zu erhalten schuldig war. Lindsays Liebe zu ihr konnte, nach allem, was sie von seinem Charakter erzählt hatte, durch ihre um ihn getragenen Leiden nicht vermindert worden seyn; sie und ihr Kind besaßen heilige Rechte auf ihn; heiligere sogar als der Vater, dessen Benehmen dem freien Schweizer als ein Mißbrauch seiner Macht erschien, und die Verlassene mußte allem aufbieten, um ihm sichere Nachricht von sich zu geben. Dieß zu bewerkstelligen, selbst nach London zu reisen, zu dem jungen Mann zu dringen und seinem Herzen Trost, Beruhigung und die Möglichkeit zu verschaffen, seine Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, dazu erbot sich Waller, und schon war er im Begriff abzureisen, als ein Gerücht, dessen Wirklichkeit sich nur zu bald bestätigte, Karolinen jede Hoffnung raubte, mit dem Gegenstand ihrer Liebe jemals wieder vereinigt zu werden. Es hieß, der junge Lindsay habe sich, gequält und verfolgt von seinem Vater, endlich entschlossen, in die Verbindung mit einer der reichsten und edelsten Erbinnen Altenglands zu willigen, und die Vermählung sey bereits vollzogen. Gerne

wäre Waller auf der Stelle nach London gereist und hätte sich selbst von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, allein der unvermuthete Schlag hatte auf Karolinen eine so heftige Wirkung geäußert, daß die Kräfte ihres Körpers unterlagen und es zweifelhaft war, ob ihr verirrter Geist sich jemals wieder finden würde.

Monate vergingen, und die Bande einer immer wachsenden innigen Freundschaft hielten Wallern in der Nähe der Unglücklichen fest, die in der ganzen Welt keinen andern Beschützer, keinen andern Versorger hatte als ihn. Nur allmählig traten in ihrem zerrütteten Gemüthe lichte Augenblicke ein, in welchen sie ihren Jammer, aber zugleich auch den Edelmuth wieder zu empfinden vermochte, mit welchem Waller alles für sie und ihren Sohn that, was ein Bruder oder ein liebender Gatte zu thun vermocht hätte; ebenfalls nur allmählig und sehr unvollkommen erholte sich auch ihre körperliche Kraft. Schon in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft hatte sich Waller für einen ihrer Verwandten aus der Schweiz ausgegeben, und dieser Name gab ihm das Recht, brüderlich für sie zu sorgen; allein an diesem Orte bleiben konnte er unmöglich, da weder seine Beschäftigung noch sein Herz ihm dieses gestattet haben würde, indem lezteres ihn mit heißem Verlangen wieder nach seinem Vaterlande zog. Karolinen hier lassen, war eben so undenkbar, da, zwar nicht, was man gewöhnlich unter Liebe versteht, aber ein so herzliches und warmes Gefühl, ein so inniges Mitleid, ein so mächtiger Wunsch, ihre Lage zu verbessern, ihn an sie fesselte, daß er sich eine Trennung von ihr unter solchen Umständen nicht als möglich vorstellen konnte. Für die Genesende schien es gleichsam keine Zukunft zu geben; sie gedachte ihrer nicht, sie lebte in ihrer stillen Trauer einen Tag um den andern, aber der Freund, den das Schicksal ganz eigentlich zu ihrem Vormund und Beschützer bestimmt zu haben schien, warf sich an ihrer Statt die wichtige Frage: was soll aus uns werden? desto öfter auf, und immer hatte sein Verstand wie sein Herz nur eine Antwort zu geben.

An einem der schönsten Frühlingsabende, als Karoline an seinem Arm einen kleinen Spaziergang gemacht hatte, während der kleine Eduard wie ein Liebesgott vor beiden herum gaukelte und dem Vetter Waller, den er über alles in der Welt liebte, bald auf den Schooß stieg, bald ihn von hinten mit den zarten Armen umfing, faßte der edle Mann seiner Freundin Hand, und nachdem er ihr vorgestellt hatte, daß er selbst seine Abreise nicht länger verzögern, daß er aber auch sie nicht hülf- und hoffnungslos zurück lassen könne, bat er sie, ihm das Recht zu ertheilen, sie beschützen und ihrem Sohn Vater seyn zu dürfen. Mit Zartgefühl berührte er dabei ihre beiderseitige Lage und die Stimmung, die sie wahrscheinlich eher überreden möchte, ihrem ersten unglücklichen Gefühl selbst äußerlich treu zu bleiben, als einen andern Mann auch nur dem Namen nach an die Stelle des immer noch Geliebten treten zu lassen; allein er entwickelte ihr seine Ansichten wie ihre Pflichten so klar und edelmüthig, ließ sie mit solcher Feinheit ahnen, daß er nur dann wirkliche Ansprüche an sie zu machen gedenke, wenn ihr Herz einst mit denselben übereinstimme, daß die Ueberraschte und Erschütterte nach einigen Tagen Ueberlegung, während welcher Gefühl und Vernunft, eine schwärmerische Ansicht der Verhältnisse und wirkliche Rücksicht auf ihr verlassenes Kind einen harten Kampf bestanden hatten, ihre Hand vertrauend in Wallers redliche Hand legte und in kurzer Zeit als seine Gattin die Reise nach ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande antrat. Karoline hatte gewünscht, so schnell als möglich England zu verlassen und nicht nur keinen von den Orten zu berühren, wo sie sich früher aufgehalten hatte, sondern auch keine fernere Nachricht von Lindsay einzuziehen, der für sie, wie sie für ihn, jezt todt seyn müsse; darum schifften sie sich in einem der westlichen Seehäfen ein und gelangten nach schneller und glücklicher Reise in Wallers Heimath.

Ob diese Ehe wohl so glücklich war, als sie es nach den Vorzügen des Paares und den edlen Absichten hätte seyn sollen, die sie geknüpft hatten, das mag jeder sich selbst beantworten, der tief in das menschliche Herz geblickt hat.

Die ganze Leidensgeschichte, nur weit umständlicher, mithin für den Sohn auch ergreifender, als wir sie wiedergeben konnten, hatte Frau Waller Eduarden übersandt und ihr Schreiben auf folgende Weise geendigt: „Es wird sich Dir, mein geliebter Sohn, von selbst die Gewißheit aufdringen, daß Herr Abraham Saltinger mit seinem bürgerlichen Stolz und seinem zwar edlen, aber nicht vorurtheilsfreien Sinne, durch die Nachricht, die Dein verstorbener Pflegevater ihm von Deiner Abkunft zu geben verpflichtet war, ganz von seinem früheren Plane abgekommen ist. Wäre Dein Vater der ärmste Tagelöhner gewesen, hätte er Dir weder Vermögen, noch einen geachteten Namen hinterlassen können, wäre Deine Mutter nur nicht schwach gewesen und Du nicht ein sogenanntes Kind der Liebe, so würde er Dir Christinen nicht versagt haben. Der alte Herr hatte sich an Dich gewöhnt, er hatte mehrmals gegen unsern verstorbenen Freund sich auf eine Weise geäußert, welche den ehrliebenden Mann unruhig machte, der keiner Täuschung ein Glück verdanken mochte, das auch ihm so manche frohe Stunde gebracht hätte. Allein von dem Augenblick der Entdeckung an war seine Stimmung sichtlich verändert, und man sieht aus allem, daß sein Entschluß über diesen Punkt so fest gefaßt ist, daß weder Deine Bitten, noch seiner Tochter Thränen ihn wankend machen werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Der Oberst wollte etwas erwiedern, doch sie legte die Hand auf seinen Arm, indem sie lebhaft fortfuhr: „Lassen Sie mich enden, ich muß noch etwas hinzusetzen. Es sey das lezte Mal, daß wir einen Gegenstand berühren, bei dem es immer schwierig ist, persönliches Gefühl, vornehme Gewöhnung und freie Abstraktion in reinen Einklang zu bringen. Zugegeben, das Seyn der Seele gehe seinen ruhigen Gang durch die Bewegungen der Zeit und mache da, wo es sein göttliches Wesen in der Form zurückspiegelt, diese unsterblich wie sich selbst, wird das vollendete Kunstwerk darum roher Betastung unzugänglich bleiben? wird es Ihr Auge nicht verletzen, den Spuren der gemeinen Hand, die sich daran wagte, zu begegnen? Hegen Sie noch so erhabene Begriffe von dem verehrten Künstler, dem Freunde, oft dem Angehörigen, die rohe Verstümmelung muß Sie ärgern, und Sie können es nicht dulden, die Gaffer dadurch irre werden zu sehen. Hüllen wir uns immerhin mit dem, was wir mit dem tiefsten Innern verwandt glauben, in eigene Größe ein; es ist nicht wahr, es ist ein Spiel, das die Eitelkeit mit der Eitelkeit treibt, wenn wir sagen, der Pfeil des Tadels durchdringe die Hülle nicht. Er faßt, und rizte er auch nur die Haut, es thut immer wehe.“ — „Nun, dem Tadel,“ bemerkte ich bescheiden, „dürfen wir selbst die gefeiertsten Namen nicht ganz entwachsen glauben. Auch hat er da, wo wir ihn gewiß nicht anerkennen, noch seine interessante Seite. Es spiegelt sich immer eine Richtung des Geschmackes, vielleicht der Gesinnung darin ab, die belehrend seyn kann; denn das Vollendete mögen wir nicht wähnen erreicht zu sehen.“ — „Das Vollendete vielleicht,“ entgegnete sie, „das Vollkommene schwerlich. Ich lasse es aber auf sich beruhen, wie ein beschlossenes Ganze dennoch hinter seinem Urbilde zurückbleiben, vollständig seyn kann, ohne vollkommen zu seyn, die Ordnung irdischer Natur gleich zum Beispiel nehmend, bei welcher nichts hinzuzudenken ist, ob sie gleich so viel Mangelhaftes empfinden läßt, was wir tadeln, aber mit jenem Bedauern, welches unzulängliches Ringen nach dem Ideale einflößt. Es mischt sich weder Hohn noch Grausamkeit, weder Stolz noch Entwürdigung in dem nothgedrungenen Empfinden dessen, was wir vermissen. Und reden wir auch oft davon, wie solche, die nur im Einzelnen fühlen, ohne das Ganze zu durchdringen, so wird dieß Gefühl nicht boshaft, es wird vielleicht kränklich, melancholisch, zuweilen selbstvernichtend seyn, doch in der Verzweiflung noch die Flügel spannen, um sie höher zu schwingen. Sehen Sie, der Schwung fehlt der Kritik unserer Tage; sie zerbricht die Flügel und tritt mit plumpen Füßen das Zerbrochene in den Staub.“

Sie schwieg, von innerm Affekt übermannt. Der Oberst sah sie unruhig an; er zwang sich gleichwohl, mit halbem Lachen auszurufen: „Was Sie den Füßen doch für Ehre erzeigen, wenn sie zuvor den Kopf vom Rumpfe geschlagen! Stellen Sie die Kritik so niedrig, so wissen Sie ja von Hause aus, bis wie weit sie reichen kann. An die duftigen Schwingen des Geistes trägt kein krampfhafter Luftsprung hinan. Sie empört, ich weiß es wohl, das unritterliche, ja barbarische Benehmen gegen Damen in öffentlichen Blättern. Ja, lieber Gott, weshalb treten Frauen aus ihrem Boudoir in die schmutzige Gasse? Es hilft dem tapfern Paladine nichts, sie durch das Gewirr hindurchtragen zu wollen; Steinwürfe fallen am häufigsten aus den Dachkammern herab. In unserer republikanischen Zeit wird das schöne Geschlecht wieder in die Gynäceen verwiesen. Seit das Baret, der Henri quatre, das knappe Wamms und der kurze Mantel der Toga weichen mußten, seit es weder Minne, noch Liebe, seit es nur Schulverbrüderungen und Staatsinteressen gibt, ist nicht länger auf sittliche Berücksichtigung jener Verwöhnten zu hoffen, welche eine harte Hand erst wieder in die neue Form der Dinge hineinzwingen muß.“ Er sagte das lezte mit so großem Eifer, daß Frau von —n sogleich gesammelt und klar seine Trostgründe mit lustiger Neckerei beantwortete, hinzusetzend, er möge außer Sorge seyn, sie, das wisse er wohl, habe sich nie außerhalb der Grenzen angewiesener Beschränkung gewagt, und was die Freundin anbetreffe, in deren Seele sie leide, so sey diese kräftiger als sie. Ihr lezter Brief sage wörtlich: „War Alles Schein, täuschte ich, täuschten Andere mich, was verliere ich, wenn Nichts in Nichts sich auflöst? War Seyn darin, so wird es seyn. Die Farbe der Zeit thut da nichts zu, nimmt da nichts ab.“ — „Denkt sie wirklich so,“ entgegnete der Oberst, „so ficht sie wohl selbst den Kampf aus. Weshalb trauern Sie denn?“ — „Daß sie zum Fechten geboren ward,“ erwiederte jene. —

Der Oberst war aufgestanden. „Gehen wir noch ein wenig durch die Stadt oder draußen ins Freie?“ fragte er, mit Wohlwollen zu mir gewendet. Ich war sogleich bereit. „Sie müssen mir noch mehr von dem erzählen,“ lächelte er, „was Sie zuvor Ihr Pensum nannten. Ich führe Sie dann zu unserm Freunde, dem Buchhändler. Wir wollen mit ihm Krieg führen über das, was in seinem Bereiche vorgeht; es streitet sich hübsch mit ihm.“

Wir gingen. Es ist doch auch jezt noch möglich, Gedanken gegeneinander auszutauschen, wenn nur die Menschen darnach sind.

Sägemüllerlied.

Im kühlen Tannenwalde
Da steht mein kleines Haus,
Da rauscht am Felsenspalte
Das Bächlein wild heraus.

Die Säge knarrt und flittert
Mit ihrem scharfen Zahn,
Der Eichenstamm erzittert
Und stöhnt so bang mich an.

Er weiß, nun muß er scheiden
Von seinem stillen Thal,
Er sieht die grünen Haiden
Zum allerleztenmal.

Darf nimmer lustig rauschen
Mit seinem Laube frisch,
Darf nimmer still belauschen
Die Vöglein im Gebüsch.

Sie wollen aus ihm zimmern
Wohl einen glatten Schrank,
Da soll er stehn und schimmern
Im Saale spiegelblank.

Ach! sterben müßt' ich balde,
Käm' ich zum Thal hinaus —
Im kühlen Tannenwalde
Da steht mein kleines Haus!

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Mai.

Jahrestag der Senkenbergischen Gesellschaft. Vorträge über das Klima Deutschlands.

Am jüngstverflossenen ersten Mai feierte, herkömmlicher Weise, die Senkenbergische naturhistorische Gesellschaft den Jahrestag ihrer Stiftung durch eine Sizung im großen Saale des Museums. Eröffnet ward dieselbe durch den Senator von Heyden mit einer kurzen Darlegung der Leistungen der Gesellschaft in dem lezten Jahre. Dr. Kretzschmar, der hierauf die Rednerbühne betrat, ertheilte der Versammlung unter andern einige nähere Auskunft über eine zweite, von dem um die Sammlungen des Museums so wohlverdienten Eduard Rüppel unternommene Reise nach Afrika. Ziel dieser Reise ist hauptsächlich das noch so wenig bekannte Abyssinien. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß ein Neffe des k. russ. Feldmarschalls Diebitsch Sabalkansky Reisegefährte Rüppels seyn wird. — Hofrath Meyer aus Offenbach theilte sodann ein Bruchstück aus seiner demnächst im Druck erscheinenden „Reise der deutschen Naturforscher und Aerzte von Hamburg nach der Insel Helgoland" mit. Höchst anziehend, besonders durch den darin vorherrschenden Humor, war die Schilderung, die M. von dieser zwar kleinen, aber in vielem Betracht äußerst merkwürdigen Insel entwarf. Helgolands Thierwelt und Flora sind hiernach sehr dürftig, ja in mancher Hinsicht noch dürftiger als die isländische. Auch hat sicherlich der Gedanke etwas ungemein trauriges, daß dieses Felseneiland, wenn auch nicht in den nächsten Jahren, so doch schon in dem nächsten Jahrhundert von den Meereswogen gänzlich verschlungen werden dürfte, da diese bisher von Jahr zu Jahr dessen Flächenraum verkleinert haben. — Zum Beschlusse dieser Sizung erstattete Dr. Mappes einen ausführlichen Bericht über die innern Angelegenheiten der Gesellschaft, deren stetes Fortschreiten bei der thätigen Theilnahme, die ihr von allen Seiten her bewiesen wird, dadurch außer allen Zweifel gesezt ward.

Im physikalischen Vereine fuhr Hr. Eläpius aus Köthen fort, ein stets zahlreiches Auditorium über das Klima von Deutschland zu unterhalten. — Zu den Verhältnissen des Windes, als der vierten Klasse klimatischer Erscheinungen, übergehend, bemerkt der Redner, daß für die Erforschung dieser Verhältnisse bisher noch wenig geschehen, wenn schon deren Einwirkung auf das animalische und vegetabilische Leben von großer Bedeutsamkeit sey. „Wer kennt nicht," sagte derselbe in dieser Beziehung, „die wohlthätige Milde des Westwindes und dagegen die schädliche Kraft des Ost- und Nordostwindes, die so oft übermäßige Trockenheit und entzündliche Krankheitsformen verursachen?" — Zuerst von der Richtung des Windes redend, zeigte E., daß dieselbe im Allgemeinen in den flachen norddeutschen und in den von Gebirgen etwas entfernter liegenden süddeutschen Gegenden ziemlich übereinstimmend, dagegen in den Landstrichen, welche den Gebirgen nahe sind, oft sehr verschieden ist, so daß nicht selten an benachbarten Orten ziemlich bedeutende Abweichungen vorkommen. Jedoch treten auch in den zuerst erwähnten Gegenden zuweilen Verschiedenheiten ein. So wehen in Hamburg die Westwinde am häufigsten, die Nordwinde am seltensten. In Lüneburg und Curhaven sind zwar ebenfalls die Westwinde vorherrschend, aber Nordwinde häufiger als Ostwinde. In Straßburg macht sich der Südwind am meisten bemerklich, am wenigsten der Westwind. In den von Gebirgen entferntern Gegenden gehören überhaupt die Südwest- und Westwinde zu den gewöhnlichsten, die Nordost- und Ostwinde aber zu den seltensten Erscheinungen. Herrschen aber im Allgemeinen die Westwinde in der gemäßigten Zone bedeutend vor, so ist dies als eine Gegenwirkung der tropischen Passatwinde zu betrachten. Schwer hält es, die verschiedene Stärke der Winde durch Beobachtungen zu ermitteln; eigentliche Anemometer werden hiezu fast gar nicht angewandt. Indessen ergibt sich aus der Beschaffenheit Deutschlands im Allgemeinen, daß in den Küstengegenden der Nord- und Ostsee im Ganzen die Winde am stärksten, und in den von Gebirgen eingeschlossenen, tiefern Landstrichen am schwächsten sind. Es gilt dies jedoch nur für die niedern Gegenden, die sich auch in diesem Betracht nur wenig von einander unterscheiden. Auf den Gebirgen ist, je höher sie sind, gewöhnlich auch die Luftbewegung um so stärker.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 109:
Koth. Loth. Noth. Roth.

Räthsel.

Es denket nimmer, was es spricht;
Es klaget, ohne daß es leide;
Es zanket, aber zürnet nicht;
Es jubelt, aber ohne Freude.

Sobald du zu ihm redest, spricht's,
Doch niemals hinter deinem Rücken;
Du hast es stets nur Angesichts,
Doch wirst Du's nimmermehr erblicken.

Du bist vielleicht ihm nachgerannt;
Hier wähnst du, steckt es — doch mit nichten:
Du findest nackte Felsenwand,
Verfallne Mauern, stumme Fichten.

J.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Mai 1831.

— Hochheilig bewahren sie jüdische Satzung,
Alles, wie Moses voreinst in geheimlichter Rolle gelehrt hat:
„Zeige du keinem den Weg, der im selbigen Tempel nicht opfert.“
Schuld hieran ist der Vater, der immer am siebenten Tage
Werklos blieb und die Händ' abzog von irdischer Arbeit.

Juvenal.

Die polnischen Juden.

Zweiter Artikel.

Ihr gegenwärtiger Zustand.

Immer einig unter sich, von ihren Aeltesten und Obern, die das Gesetz nicht anerkennt, regiert, machen die Juden in ihrem gegenwärtigen Zustande aus der geringsten Streitigkeit zwischen einem Juden und einem Christen eine Nationalangelegenheit, an der die ganze Gemeinheit Theil nimmt. Sie regieren sich nach fest bestimmten Grundsätzen. Jede kleine Stadt hat ihren Richter, jeder Distrikt einen Rabbiner, jede Provinz einen Morenum (Gelehrten unter den Rabbinern), jeder Theil von Polen, der einem besondern Souverän unterworfen ist, hat seinen Rabbi-Morain (Herrn der Gelehrten). Alle Juden des alten Polens stehen unter einem einzigen Obern, der von dem allgemeinen Oberhaupte abhängig ist, das in Asien seinen Sitz hat und, wie schon oben angeführt, den Titel Fürst der Sklaverei führt, dem jedoch Politik oder Gesetz ein stetes Umherziehen von einem Ort zum andern vorschreibt *). Alle diese Richter und Obern schreiben bei der geringsten Geldverlegenheit ein allgemeines Fasten aus, und jede Familie, will sie sich nicht dem Bannfluche aussetzen, muß den Betrag ihres täglichen Verbrauchs zur allgemeinen Kasse abgeben; so geschah es, daß zum Beispiel die lithauischen Juden in dringenden Fällen den posnischen, warschauischen, lembergischen zu Hülfe kamen und umgekehrt. Sie haben drei furchtbare Verwünschungsformeln, Niddony, Gherem und Schamatha. Ihr Eid ist auch eine Art Verwünschung gegen den Meineidigen; der Eid ist wirkungslos, wenn er einen Christen betrifft; nach ihrem Gesetze ist jeder vor einem Christen, für oder wider einen Christen, oder auf Geheiß desselben geschworene Eid null und nichtig. Sie verheirathen sich fast noch als Kinder, werden sehr jung Familienväter und erleben so in ganz kurzer Zeit mehrere Generationen. Sind ihre Kinder eingerichtet, so machen sie fast immer Bankerot, um ihnen das Geld, das sie betrüglich zu ihrem Vortheile unterschlagen, heimlich zuzustellen. Da sie keine andern Gesetze über sich erkennen, als die ihrigen, so umgehen sie die der Regierung.

Man hat vielerlei Berechnungen angestellt, um ihre Bevölkerung auszumitteln, aber man kam zu keinem sichern Resultat. Ihre Religion und ihr Interesse sträuben sich gleich sehr dagegen; da der größte Theil durchaus kein Grundeigenthum besitzt, so konnten sie sich leicht den Augen der Administration und der Polizei entziehen, und es ist sehr glaublich, daß kaum die Hälfte ihrer Bevölkerung auf den gegenwärtigen, namentlich den neuesten (1829) Listen eingetragen ist.

*) Die Idee, daß damit die Sage vom ewigen Juden in Verbindung zu bringen seyn möchte, liegt so nahe, daß wir zweifeln, ob wir sie mit unserer Bemerkung hier zuerst ausgesprochen haben.

Anmerk. des Uebers.

Die Kleidung des polnischen Juden besteht in einem Rocke von schwarzer oder dieser ähnlicher Farbe, der vom Hals bis an den Gürtel zugeknöpft ist, und einem weiten, einer Mönchskutte ähnlichen Mantel. Ihre Haare sind kurz geschnitten, oder auf dem Wirbel des Kopfes, den sie mit einem Käppchen bedecken, sogar abgeschoren, aber auf der Seite lassen sie sie in langen Büschen wachsen; sie tragen lange Bärte und Hüte mit breiten Krempen, oder wollene Mützen, selbst im Sommer; sie gehen immer in Pantoffeln. Diese Tracht ist gleichförmig im ganzen Umfange von Polen; indessen fangen einige an, sich deutsch zu kleiden. Das Elend, worin der größere Theil der Juden lebt, gibt ihren Gesichtern ein bleiches, gelbliches Aussehen, das, verbunden mit ihrer entsetzlichen Unreinlichkeit, ihr Aeußeres wirklich eckelhaft macht.

Die allgemeine Abneigung gegen die Juden in Polen schreckt diese keineswegs zurück; im Gegentheile stehen die Sachen so, daß die Grundeigenthümer die Ansiedlung der Juden auf ihren Ländereien gerne dulden. Die Lebensmittel hätten ohne sie keinen Werth; unter ihren Händen erhalten sie die nöthige Zubereitung zum Verbrauche; durch ihre Fürsorge werden sie zum Nutzen des Grundherrn verschlossen, und der Mäckler bezieht als Lohn einige Heller fürs Pfund. Die Bereitung und der Verschluß von gegohrenen und geistigen Getränken, die Mühlen und Schenken sind die Goldminen des Grundeigenthümers, die aber blos durch den mäckelnden Juden ihren Werth erhalten. Es gibt immer eine Hauptschenke, die gleichsam den Markt vorstellt, wo sich die Konsumenten und die übrigen Schenkwirthe mit ihrem Bedarfe an Korn, Salz, Meth, Bier, Branntwein und Futter versehen. Der jüdische Schenkwirth trägt dem Eigenthümer des Platzes am meisten Geld ein, daher begünstigen sie auch die Edelleute vorzugsweise vor den Christen; sie gehen sogar darauf aus, den Bürger zu ruiniren, indem sie sich alle ihre Bedürfnisse durch Vermittlung der Juden vom Auslande kommen lassen, an denen sie ihre Laune nach Gefallen auslassen können. So ist es gekommen, daß die Juden überall das Bürgerrecht haben, die einträglichsten Gewerbe treiben, in der Mitte der Städte wohnen und den Christen nichts übrig lassen als Arbeiten, die nichts einbringen, und eine Wohnung in den Vorstädten; ja ihre Vorrechte gehen so weit, daß der größte Ort, der von Christen und Bauern bewohnt wird, immer nur für ein Dorf, Wies, gilt; ein Dutzend jüdischer Familien ist dagegen hinreichend, dasselbe Dorf zu einer Miasteczko, kleinen Stadt, zu machen. Während die Polen nur mit vieler Schwierigkeit den ausgezeichnetsten Fremden das Adelsrecht verwilligen, ist ein Jude, der Katholik wird, ipso facto Edelmann; ist er reich genug, Güterbesitz zu erwerben, so ist er eben damit fähig, zu allen Aemtern der Republik gewählt zu werden. So herrlicher Lockspeise ungeachtet, sah man indeß nur wenige Juden den Glauben ihrer Väter abschwören.

Beinahe alles baare Geld des Landes ist in den Händen der Juden; der Adel verpfändet ihnen den besten Theil seines Grundbesitzes. Mit einem Wort, die jüdische Nation bildete nach dem Adel den wichtigsten Stand im alten Polen. Sie haben überall, wo sie zahlreich sind, ihre Synagogen; früher aber hatten sie sich in der ganzen Republik nach Provinzen abgetheilt, hielten hier ihre regelmäßigen Tagsatzungen und schickten ihre Abgeordneten nach Warschau, wo sie einen großen Rath bildeten. Alle sechs Jahre ernannten sie einen Marschall, der von der Regierung bestätigt wurde.

Nach der gemeinen Meinung gelten die polnischen Juden für die gewandtesten Spitzbuben in Europa; sie haben hier aber auch die meiste Gelegenheit, ihre habsüchtige Industrie in den verschiedenen Gewerben, welche sie treiben, zu üben; sie sind in der That die einzigen Unterhändler von Geschäften, ja oft fast die einzigen Handwerker. Sie können zwar ungehindert jedes Gewerb treiben, ohne durch Zunftordnungen oder Kosten für Gewerbscheine beschränkt zu seyn, ergreifen jedoch meist nur solche, die am wenigsten Mühe und Nachdenken erfordern; so sind sie z. B. Müller, Flicker, Riemer, Bortenwirker, Zinngießer. Ihre zunehmende Bevölkerung, und somit die Noth, zwingt sie indeß in neuester Zeit, auch andere Gewerbe zu ergreifen, die mehr Mühe oder Verstand erfordern, namentlich Zimmerleute, Weber, Apotheker, Schneider, Schuster, Buchdrucker, Buchhändler ꝛc. zu werden. Vorzugsweise lieben sie die Goldarbeiter- und Uhrmacherkunst wegen der Leichtigkeit, in diesen Gewerben Betrügereien mit den Metallen zu spielen. Man ist sicher, bei neun Zehntheilen der Prozesse einen Juden als Kläger oder Beklagten zu finden. Es ist äußerst selten, daß die Polizei bei einem irgend bedeutenden Diebstahle nicht einen Juden als Urheber oder Gehülfen im Hintergrund entdeckt. Sie kennen die Schlupfwinkel fast aller Privatwohnungen und sind somit die Hauptbehler durch ganz Polen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

„Fühlst Du, Eduard," fährt Frau Waller in ihrem Schreiben fort, „fühlst Du, was es Deine Mutter kostet, Dir zu sagen, daß sie, sie allein die Ursache Deines Unglücks sey? Fühlst Du, daß diese Ueberzeugung den Kelch meines Jammers füllen muß, und daß Deine zärtlichste Liebe nicht mehr im Stande ist, mir Freude an einem vergifteten Leben zu erwecken? Mein Sohn, ich beuge mein Gesicht

in den Staub und unter heiß rinnenden Thränen höre ich ohne Aufhören das Wort „schuldig“ über mich aussprechen! Ich weiß, wie wehe es Deinem Herzen thun wird, in die Heimath zurückzukehren, die unter den veränderten Verhältnissen alles Anziehende für Dich verloren haben muß; darum habe ich Haus und Garten kürzlich verkauft und mich in eine kleine Wohnung eingemiethet, deren möglichste Entfernung von der bisherigen Nachbarschaft mir einige Erleichterung gewährt, und ich bin nun bereit, Dir überall hin zu folgen, wo Du Dich häuslich niederzulassen wünschest. Du möchtest vielleicht noch eine Frage an mich thun, die für Dich von äußerster Wichtigkeit seyn muß; aber, mein Sohn, es steht nicht in meiner Macht, sie genügend zu beantworten. Ein geheimes, aber tief empfundenes Gefühl hielt mich ab, durch unsern verewigten Freund über Deinen Vater Nachricht einziehen zu lassen, und sein Name ward unter uns so wenig als möglich genannt. Ein einzigesmal hörte ich fast zufällig, Lord Lindsay lebe nicht glücklich mit der ihm aufgedrungenen Gemahlin; seine Gesundheit habe heftige Erschütterungen erlitten und die Hoffnung, durch Kunst und Sorgfalt sein Daseyn zu fristen, werde durch Erinnerungen an eine Jugendliebe vernichtet, die mit seinem ganzen Wesen enge verwoben zu seyn scheine. Ich habe Gründe zu glauben, daß Dein Pflegevater mehr wußte als ich, und daß eine Schwäche des Gefühls, die nicht nur verzeihlich, sondern bei der übrigen Festigkeit seines Charakters wahrhaft rührend für mich ist, ihn abhielt, mir mehr darüber zu entdecken. Vielleicht enthält auch das inliegende Blatt, das er mir erst dann in Deine Hände zu liefern befahl, wenn Du in die Heimath zurückgekehrt seyn würdest, das aber in diesem entscheidenden Augenblicke dir zu übergeben mir rathsam scheint, etwas Näheres von demjenigen, was mir nicht geziemte, erforschen zu wollen. Liebling meines Herzens! Du einzige Freude meines Lebens! vergib Deiner unglücklichen Mutter und trachte, daß keine Schuld jemals Deine Zukunft verdunkle!“

Kaum hatte Eduard die Thränen getrocknet, die mehr das Schicksal und der Schmerz seiner Mutter, als das Gefühl seines zerstörten Lebensglückes in diesem Momente seinen Augen entlockten, so lösete er mit ungeduldiger Hand das Siegel, das seines Vaters lezte Worte an ihn verschloß. Außer der gedrängten Uebersicht einer Vergangenheit, die er nun schon durch seine Mutter kannte, enthielt es noch den Segen des würdigen Mannes für seine künftige Laufbahn, für die er gerne selbst gesorgt hätte; am Schlusse aber standen die wenigen bedeutenden Zeilen: „Wenn meine Nachrichten und ihre unausweichlichen Folgen Dein Herz zerreißen, wenn die Heimath Dir dadurch entfremdet wird und Du Dich hinweg sehnst von Deinen bisherigen Verhältnissen und Umgebungen; wenn der Schmerz einer Neigung, die unter den obwaltenden Umständen schwerlich eine glückliche seyn dürfte, Dich zu dem Entschlusse führt, einen neuen Lebensplan zu entwerfen und Dich aus dem Lande zu entfernen, wo Deine liebsten Träume untergingen: dann rathe ich Dir, Dich nach England zu wenden und Deinem Vater nachzuforschen, den wohl nicht, wie ich es früher glaubte, Leichtsinn und Untreue, sondern Irrthum zu seiner Handlungsweise bestimmt haben mag. Vielleicht ändert sich dort Dein Geschick, vielleicht findest Du dort zum zweiten Male die Liebe eines Vaters, und dann gedenkst Du mit Wehmuth und Anerkennung deßjenigen, den zwar nicht die Natur Dir gab, der aber seine treue Anhänglichkeit an Dich mit allem bewiesen hat, was ihm zu Gebote stand.“

Wenn das Herz des Menschen noch jugendlich denkt und fühlt, so grenzt oft der höchste Schmerz an die lebhaft wieder aufkeimende Hoffnung, und nur das herannahende Alter und eine Reihe bitterer, aber belehrender Erfahrungen mögen die Seele vor allzuraschem Auffassen der Gefühle bewahren. Hatte der Mutter Erzählung Eduarden niedergeworfen und plötzlich all seinen Himmeln entrückt, so hoben und trösteten ihn des Vaters Worte eben so schnell, die schon um ihrer Dunkelheit willen eine desto stärkere Wirkung auf des jungen Mannes lebendiges Gemüth machen mußten. Der unbekannte Vater, dessen Daseyn vor einer Stunde noch gar nicht geahnt worden war, fing an, eine bedeutende Rolle in den Träumereien zu spielen, denen er sich überließ, und als um Mittag sein Freund Haller heimkehrte, fand dieser ihn mit dem Schicksale beinahe versöhnt und überzeugt, er werde auf der neuen Bahn, die sich vor ihm öffnete, nicht nur Ehre und Wohlstand, sondern, was ihm mehr galt als alles Andere, auch Christinens Hand erwerben. Freilich machten nach und nach diese lebhaften Einbildungen der Wirklichkeit und dem wann und aber der Vernunft Platz; freilich trat die Nothwendigkeit, vor allem seine wissenschaftliche Bildung zu vollenden, und dann die Möglichkeit, Christinen zu verlieren, ehe er Zeit gehabt habe, seiner Lage eine günstigere Wendung zu geben, vor seinen Geist; allein dessen ungeachtet halfen die Bilder einer süßen Hoffnung manche schwere Stunde hinbringen, sie spornten seinen Fleiß, sie erhoben für ihn das gewöhnliche Streben junger Männer zu einem kühnen Wettlauf nach dem Ziele, und führten ihn nach wohlbeendigten Studien zu Anfang des vierten Jahres seiner Abwesenheit nach der Heimath seiner Jugend zurück.

Möchte doch meine Feder geübter seyn, um den Augenblick würdig zu zeichnen, der zu den wenigen Seligkeiten gezählt zu werden verdient, die das arme Leben bietet: den Augenblick, in welchem der Mensch nach langem Umhertreiben in einer Welt, in der er ein Fremdling bleibt, nun wieder die Wiege seiner Kindheit, die Ge-

gend betritt, wo tausend schöne Erinnerungen ihm entgegen lächeln, wo jeder Baum, jedes Haus, jede kleine Hütte ein Bild aus der Rosenzeit seines Lebens auffrischt, wo der Duft der Blumen herrlicher, wo der Gesang der Vögel melodischer ist, als an jedem andern Orte, wo in einer Minute ganze Jahre der Entfernung versinken und der Geist die Stunde des Scheidens an die Stunde des Wiedersehens knüpft! Vieles im Leben ist Wahn und liebliche Täuschung, aber dieser Genuß gehört wahrlich der Wirklichkeit an.

Eduard war über Basel gereist, er hatte die lezte Nacht zu Hülfe genommen, weil Ungeduld und Liebe ihn mächtig trieben; die nächtlichen Schatten hatten sich zerstreut, als er aus des Frikthals blühenden Fluren tretend, die gesegneten Gefilde seines Argaus begrüßte, und als er den Punkt des Bözbergs erstiegen hatte, den man heutzutage „bei den drei Linden" heißt, da hatte sich eben auch die Sonne leuchtend über den weiten Horizont erhoben und bestrahlte zauberisch die unter ihm liegende, glühende, duftende, entzückend schöne Landschaft. Der junge Reisende stieg aus dem Wagen und trat hin auf die Stelle, von welcher er früher so oft, aber wohl nie mit dem nämlichen Gefühle, Gottes herrliche Schöpfung angestaunt hatte. Mit gefaltenen Händen schaute er in das Thal hinunter, in welchem noch wie vormals die Aar in sanften Biegungen sich schlängelte und dann die ruhigen Wasser der Limmath, vereint mit den graulichten Fluthen der Reuß in sich aufnahm. Dort unten begrenzten noch immer die Gebirge des Schwarzwaldes die Aussicht, näher standen die Felsen der Rheinfluh im Morgenlichte und die freundliche Pfarre von Rein schien ihm, von der Sonne beglänzt, einen Gruß zuzuwinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Mai.

(Fortsetzung.)

Vorträge über das Klima Deutschlands.

Was die in Betreff der Richtung der Winde allen deutschen Gegenden gemeinschaftlichen Erscheinungen betrifft, so bezeichnete Cläpius (im physikalischen Verein) als solche im Wesentlichen folgende: Die Westwinde sind fast überall weit häufiger, als die Ostwinde; in nassen Jahren aber kommen auch die Nordwestwinde sehr oft vor. Die kältesten Winde im Durchschnitt für das ganze Jahr sind die Nordost- und Nordwinde, und die wärmsten die Südwest- und Südwinde. Es finden jedoch Ausnahmen von dieser Regel statt. So trat z. B. die stärkste Kälte des Winters 1827 in dem größten Theile von Deutschland mit Südwestwind ein. Auch modifizirt sich jene Regel in einzelnen Jahreszeiten. Im Sommer nämlich ist fast durchgehends in unserm Vaterlande der Südostwind der wärmste und der Nordwestwind der kälteste; im Winter dagegen gehört der Nordwestwind sogar mit zu den wärmern, der Südostwind aber zu den kältern. Dies folgt aus dem Naturgesetze, wornach das Wasser ein schlechterer Wärmeleiter als das Festland ist, so wie aus der geographischen Lage Deutschlands, das im Nordwesten und Norden vom Meer, im Südosten und Süden aber von andern Kontinentalländern begrenzt wird. — Ferner herrscht in allen deutschen Gegenden eine große Veränderlichkeit hinsichtlich der Richtung des Windes, so daß dieser an ein und demselben Tage nicht selten fast die ganze Windrose durchläuft. Endlich hat auch überall der Wind die schwer zu erklärende Eigenthümlichkeit, daß er sich bei weitem häufiger von Osten durch Süden nach Westen u. s. f. wendet, als umgekehrt von Westen durch Süden nach Osten u. s. f. — Was die Stärke des Windes betrifft, so haben sämmtliche deutsche Gegenden Folgendes mit einander gemein: Im Ganzen genommen übertreffen die Westwinde an Heftigkeit die Ostwinde; in den wärmern Monaten aber sind die starken Winde viel seltener, als in den kältern; im Sommer namentlich zeigen sich eigentliche, anhaltende Stürme fast gar nicht, sondern nur zuweilen kurze Gewitterstürme. Schließlich bemerkte C. noch, daß solche Winde, die einen bedeutenden Nachtheil für die Gesundheit haben, wie z. B. der Sirocco, in Deutschland fast gar nicht vorkommen. Gleichwohl machen sich, wenn schon selten, Erscheinungen ähnlicher Art bemerklich, wie unter andern am 21. September 1825, wo sich ein erschlaffender Südwind erhob, während dessen zu Würzburg das Thermometer auf 21°, zu Berlin auf 24° und zu Halle auf 25° stieg, was zugleich, wie unser Redner glaubt, beweist, daß dergleichen Winde fast noch häufiger das nördliche, als das südliche Deutschland heimzusuchen pflegen. — Hierauf zu der fünften Klasse klimatischer Erscheinungen, die man vorzugsweise Witterung nennt, übergehend, verbreitete sich C. zuerst über den Regen. Auch hinsichtlich dieses Phänomens will derselbe in den niedern deutschen Gegenden, unter welchem Breitegrade sie immerhin liegen, nur wenig Verschiedenheit gewahren; diese aber, sagt er, bedinge sich vornämlich durch die bereits dargelegten Feuchtigkeitsverhältnisse. Die meisten Regentage sollen die Küstengegenden an der Nord- und Ostsee, weniger die südlichern niedern Landstriche und die wenigsten im Allgemeinen das flache norddeutsche Binnenland haben. Die Menge des Regens hält hiermit ungefähr gleichen Schritt. In dieser Beziehung dürfte das Extrem in manchen Thälern zu suchen seyn, wie z. B. in Göttingen, wo jährlich im Durchschnitt die Menge des Regens 32 Pariser Zoll beträgt, in dem der Nordsee so nahen Curhaven aber nur 29¼ Zoll. Dagegen gehören Berlin, und noch mehr Wittenberg zu denjenigen Orten Deutschlands, wo der wenigste Regen fällt. An zulezt genanntem Orte ist die mittlere jährliche Regenmenge nur = 16 Zoll. Sind aber die den Gebirgen nicht sehr nahe liegenden Gegenden nur wenig von einander verschieden, so fällt auf den Gebirgen selbst mehr und häufiger Regen, als in den Niederungen. — Uebereinstimmend haben alle Gegenden Deutschlands den meisten atmosphärischen Niederschlag in den Sommermonaten, den geringsten in den Wintermonaten. Hierher rechnet C. außer dem Regen auch Schnee und Hagel, dessen Wassermenge ebenfalls in den obigen Angaben mit einbegriffen ist. Die meisten nassen Tage haben fast überall die Sommermonate, besonders der Juli, die wenigsten September und Oktober.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 117.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. Mai 1831.

Wie Knaben aus der Schul' eilt Liebe hin zum Lieben,
Wie Knaben an ihr Buch wird sie hinweggetrieben.

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Der glänzende Purpurschein, welcher in weitem Kreise sich Eduards Standpunkte gegenüber am Horizont zeigte, waren es nicht die Alpen und Schneegebirge, deren Anblick dem Schweizer die Heimath verkündigt und denen sein Herz in lauten Schlägen entgegen pocht? Vermochte das forschende Auge nicht beinahe, die Schlucht durchdringend, welche dort sich öffnet, die freundlichen Ufer des Hallwyler und Surfees zu erschauen? Und wenn es dem Laufe der Aar aufwärts folgte, war nicht der Anblick der Schlösser, Dörfer und einsamen Hütten, die im leichten Morgennebel malerisch da lagen, so hinreißend schön, daß selbst der Fremdling sich von dem Gemälde hätte ergriffen fühlen müssen? Unten aber, am Fuße des Berges, standen Bruggs schwärzliche Mauern, über die sich wirbelnd der Rauch der Kamine hinzog; Eduard vermochte jedes einzelne Haus zu erkennen, sein Herz schwoll bei jedem Athemzuge immer mehr und mehr, und endlich neigte er sein Gesicht in beide Hände, zwischen denen die Thränen hervorrannen, welche Freude des Wiedersehens, Schmerz um das Verlorene, Bangigkeit vor der nahen, vielleicht entscheidenden Zukunft und jene Wehmuth seinen Augen entlockten, die oft in den freudigsten Augenblicken eine unnennbare Ahnung erregt.

Haller, der treue Freund und Reisegefährte Eduards, war weit entfernt, den Jüngling in seinen Gefühlen zu stören; schweigend stand er neben ihm und ehrte den Ausbruch einer Empfindung, die immer den Werth des Herzens verkündet, das sich solchen heiligen Regungen überlassen kann, und erst als Eduards Brust sich weniger krampfhaft hob, als sein Auge durch feuchten Schimmer die Gegenstände wieder zu erkennen vermochte, bot er ihm freundlich die Hand und leitete ihn zu dem Wagen zurück, der nun pfeilschnell mit den beiden Reisenden den Abhang hinunter rollte und bald die engen Thore des Städtchens erreichte.

Ich werde nicht versuchen, die Gefühle des Sohnes und der Mutter bei dem schmerzlichsüßen Wiedersehen, oder die Regungen von Eduards Herzen zu beschreiben, als er zum erstenmale Herrn Abraham Saltingers düsteres Ladenstübchen wieder betrat. Schon der Umstand, daß er das alte Häuschen nicht mehr betreten durfte, nach dessen niederer Thüre es ihn unwillkührlich zog, und daß, statt seines Vaters reinlicher Werkstatt, ihm die schwarze Umgebung eines Schlossers entgegenschaute, war für Eduarden schmerzhaft; auch schien ihm die neue Wohnung seiner Mutter weder angenehm noch traulich, und obschon sein Zimmer, das Haller, welcher in der Umgegend Verwandte hatte, auf einige Zeit mit ihm theilen wollte, mit der ganzen Sorgfalt ausgeschmückt war, deren nur die Mutterliebe fähig seyn konnte, so sah man doch aus

den Fenstern desselben nicht auf den kleinen gemeinschaftlichen Hof, wo er mit Christinen ehmals Hühner und Kaninchen gefüttert und späterhin Stundenlang auf den Lichtschimmer gewartet hatte, der in den Abendstunden zuweilen das Fensterchen ihres kleinen Zimmers beleuchtete.

Als er bei seinem ersten Besuche vor Herrn Abraham Saltinger trat, schob dieser überrascht das kleine schwarze Sammtkäppchen vom Kopfe und starrte den blühenden Jüngling an, dessen kräftige Gestalt, dessen männlich gewordenen schönen Züge und dessen ganzes einnehmendes Wesen ihm zwar dunkle Erinnerungen vor die Seele brachten, aber doch in den ersten Minuten den Zögling nicht erkennen ließen, der früher seinem Herzen so nahe stand, welchem er Großes zugedacht und alsdann, seiner Ansicht nach, nur durch die herbste Nothwendigkeit gezwungen, die früher erregten Hoffnungen wieder geraubt hatte. Als aber mit der Schnelligkeit des Gedankens immer heller das Bild des geliebten Jünglings, so wie er es in seiner Erinnerung trug, aus der Persönlichkeit des vor ihm stehenden Unbekannten sich entwickelte, als Eduard stammelnd seinen Namen nannte und mit diesem einzigen Laute eine ganze glückliche Vergangenheit vor Saltingers Blicke zurückzauberte, da übermannte den alten Mann ein Gefühl, das seine Förmlichkeit und alle seine Rücksichten auf einen Augenblick besiegte; mit zitternder Hand zog er Eduarden näher, schlang den andern Arm um seine Schulter und drückte einen väterlichen Kuß auf seine Stirn, während den Augen zwei Thränen, seltene Zeugen seiner tiefen Rührung, entquollen und langsam über die gefurchten Wangen herunter rollten. Nach diesem ersten Momente überraschten Gefühls aber wußte er sich schnell wieder in die Schranken zurückzuziehen, die er sich selbst in jener Stunde gesetzt hatte, wo ihm Eduards Herkunft, die Schande seiner Geburt, die Schwierigkeit, sich in der Welt weiter zu bringen, und mit all diesem auch die Unmöglichkeit klar geworden, daß er in seiner angestammten und selbst erworbenen Bürgerwürde, als Bekannter und Freund so vieler edler Herrn, als Mitglied des Rathes und bald wahrscheinlich als Schultheiß, diesem Unglückskinde seine einzige Tochter vermählen, damit die Mißbilligung der gesammten Bürgerschaft auf sich laden und die scharfen Zungen aller Tanten, Basen und Nachbarinnen bis in das zwanzigste Glied gegen sich waffnen sollte. Wenn zwar bei dem Gespräche, das er nun mit ihm einleitete, sich Eduards Kenntnisse auf eine ungesuchte Weise überall verriethen, wenn die Zeugnisse seiner Lehrer den Werth seines Kopfes und Herzens ins hellste Licht stellten und tausend kleine Züge seines Charakters ihn ansprachen, dann wurde auf einige Sekunden das Gesicht des alten Herrn wunderbar verändert, seine bebende Stimme zeugte von der innern Rührung, die ihn um seine schwer errungene Fassung zu bringen drohte, aber schnell gewann auch sein fester Entschluß wieder die Oberhand, und Eduard verließ ihn nach einer Stunde mit der festen Ueberzeugung, daß jede Hoffnung verloren sey, wenn er nicht den Fluch wegschaffen könne, der auf seinem unschuldigen Leben lag.

Christine, deren holdseliges Gesicht er jeden Augenblick an der offenen Thüre zu erblicken glaubte, hatte er nicht gesehen, denn sie war vorgeblich mit der Tante ausgegangen; allein als er am Abend des nämlichen Tages einsam in der wohlbekannten Gegend umherschwärmte und vor die Thüre des ehemaligen Wallerschen Gartens gelangte, als er sich nicht versagen konnte, diesen Schauplatz seines schönsten Glückes wiederzusehen, und mit gewohnter Behendigkeit die äußere Mauer überstiegen hatte, als er in den stillen Raum getreten war, der, so schien es ihm, alle seine verlornen Freuden umschloß, da sah er in dem nachbarlichen Garten in der Laube sinnend ein junges Mädchen sitzen, dessen braune Locken, dessen liebliche Züge ihn an die Freundin seiner Jugend mahnten, während so mancher ihm unbekannte Reiz, die ausgebildete Gestalt, der sanfte Ernst, die jungfräuliche Würde, die über dem ganzen liebenswürdigen Wesen wie ein heimlicher Zauber ausgegossen lag, ihn in seiner Vermuthung wieder irre machten. War es seine Christine, oder war sie es nicht? Sein Herz bejahte laut und heftig klopfend die Frage; ein leiser Ruf schallte an das Ohr der Träumerin, ein Blick reichte hin, um jeden Zweifel zu heben, und in der nächsten Minute feierte die treue und unschuldige Liebe eines edlen Paares in heißer Umarmung das Fest des seligsten Wiedersehens. Nach den ersten flüchtig genossenen Momenten eines unaussprechlichen Glücks meldet sich gewöhnlich bald das Gefühl der Unvollkommenheit desselben, das den Menschen mit ernster Stimme erinnert, daß die Welt keine unvermischte Wonne zu geben vermöge. So ging es auch unsern Liebenden, die, nur zu bald aus ihrem Taumel erwacht, die Menge von Hindernissen erblickten, die sich ihren Wünschen entgegen zu stellen drohten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die polnischen Juden.

(Beschluß.)

Bei dem Einrücken der französischen Heere in Polen in den Jahren 1806 und 1812, wurden die Juden gebraucht, die Bewegungen des Feindes auszukundschaften, und haben hier einige den französisch-polnischen Truppen wirklich Dienste geleistet, so machte andernseits, besonders in dem Feldzuge nach Moskau, der größere Theil den Verräther und leistete der Sache der Moskowiter so sehr Vorschub, daß zu den mannigfachen Gründen des

Mißlingens dieses Feldzugs wirklich auch das Betragen der Juden gerechnet werden muß. Die Juden von Wilna übten die furchtbarsten Gräuel an den Trümmern der rückkehrenden Armee aus. Sie hofften sich dadurch bei den Russen ein Verdienst zu erwerben; aber die Plackereien, die sie von den Regierungsbeamten zu erdulden haben, und besonders in neuester Zeit eine Ukase des Kaisers Nikolaus vom April 1827, nach welcher sie ganz wie die Christen zum aktiven Heeresdienst ausgehoben werden, haben ihren Eifer für die Russen ein wenig abgekühlt. Sie verwünschen den Untergang Polens und verfluchen die Urheber von Befehlen, denen sie sich durch keine Bestechung entziehen können. Man versichert, daß ihre Anwesenheit bei dem lezten Feldzuge gegen die Türken im Jahr 1828 nicht wenig dazu beigetragen habe, die Unternehmung zu lähmen. Keiner der zahlreichen Versuche, die man angestellt hat und noch anstellt, die Juden in den verschiedenen Provinzen des alten Polens zu reformiren, hat bis jezt zu einem [illegible], und die Juden bleiben für Polen eine schwer vernarbende Wunde.

Wir können nicht umhin, einiges über die in Polen befindlichen caraitischen Juden anzuführen. Das Wort Cara heißt so viel als Schrift. Die Caraiten folgen buchstäblich der heiligen Schrift und verwerfen den Talmud. Bartolocci vergleicht sie den Samaritanern. Die rabbanitischen Juden nennen sie Ketzer und behaupten, sie hängen den saducäischen Meinungen an. Die Caraiten versichern dagegen, sie haben nichts mit den Saducäern gemein, als ihren Kalender; indessen nehmen sie in Uebereinstimmung mit dem Glauben der leztern die Unsterblichkeit der Seele an und schreiben den Engeln keinen Körper zu.

Was die Caraiten hauptsächlich von den Rabbaniten unterscheidet, ist, daß sie alle Traditionen, den Talmud und die rabbinischen Träumereien verwerfen. Verschieden von allen Rabbaniten, erkennen sie Ben Moses für ihren Gesetzgeber. Ihre Festtage werden anders berechnet als die der Juden. Alles Fleisch, das die Schrift erlaubt, ist nach ihnen rein, sofern das Thier keine Hautkrankheit hatte oder verstümmelt war. Im zwölften Jahrhundert waren die Caraiten in Spanien ansäßig, wurden aber auf Verlangen der Rabbaniten vertrieben. In Assyrien waren sie die einzigen Juden und mußten dort nach der Angabe Mardochais sehr zahlreich seyn. Die Geschichte von Polen erwähnt nichts von dem Zeitpunkte, in dem sie in dieses Land kamen. Die ersten Privilegien, die sie erhielten, sind von Sigismund I. für die Caraiten von Luck und Volhynien, von Stephan Bakory für die von Halicz und Gallizien, und von Kasimir Jagellon im Jahr 1441 für die von Troki in Lithauen. Witold, Großherzog von Lithauen, brachte im dreizehnten Jahrhundert 324 Familien aus der Krimm nach Troki; sie sprechen zuweilen die tatarische Sprache unter sich. Ohne Zweifel kamen sie überhaupt aus der Krimm nach Polen, aber es ist unmöglich, die Zeit ihrer ersten Einwanderung mit Bestimmtheit festzusetzen.

Die Bibel, der sie sich bedienen, ist eine hebräische, für Christen gedruckte Bibel. Es ist aus den Akten der polnischen Regierung erwiesen, daß im Laufe von vier Jahrhunderten gegen keinen Caraiten ein Urtheil in peinlichen Sachen gefällt worden ist, was von ihrer Religion und Sittenlehre einen sehr vortheilhaften Begriff gibt. Sie sind nicht sehr zahlreich und der größte Theil wohnt in den südlichen Provinzen des alten Polens. Ihre Kleidung ist weiß.

Am Schlusse dieses kurzen Ueberblickes über die in Polen wohnenden Israeliten, dessen Ausdrücke vielleicht in den Augen derjenigen unserer Leser, die in diesem Lande noch nicht gereist sind, hart erscheinen, müssen wir nach des edelmüthigen Benehmens der Juden im Nationalkriege von 1794 rühmend gedenken. Alles erhob sich gegen die eindringenden Fremden, ja es bildete sich ein Regiment, das ganz aus Juden bestand. Unter dem Befehle des Obersten Berek-Jasielowicz, auch eines Juden, zeichneten sich diese unerschrockenen Krieger bei mehreren Gelegenheiten durch die größte Tapferkeit aus. Sie unterlagen fast alle mit den Waffen in der Hand. Der Oberst Berek, der ihren Fall überlebte, befand sich später unter den Truppen des Großherzogthums Warschau, und erst in dem denkwürdigen Feldzuge von 1809 wurde er in einem Dorfe Namens Kock, unweit Lubarkow, von einem Detaschement östreichischer Husaren, das sich unversehens über ihn herstürzte, niedergehauen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Dupin über französischen Nationalreichthum.

Am 30. April hielten die vier Klassen des Instituts vereinigt ihre Jahressitzung. Es wurden mancherlei Vorträge gehalten, der interessanteste war aber ohne Zweifel der von Karl Dupin über die Fortschritte des französischen Nationalreichthums. Wir theilen den Lesern einen Auszug daraus mit.

Soll eine Wissenschaft begründet werden, so ist das allererste, nach dem man sich umzusehen hat, ein Maaß, mittelst welches man die an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Beobachtern ausgemittelten Fakta miteinander vergleichen kann. Zur Lösung dieses Problems, hinsichtlich der Schätzung des Nationalreichthums, soll man zuvörderst das Einkommen eines jeden Individuums in einem und demselben Jahre ausfindig machen; man summirt nun diese Einkünfte, und die Summe derselben nennt Dupin den Jah-

resreichthum des Volks. Sodann sezt man nach möglichst genauer Schäzung den Taglohn für reine Handarbeit fest, oder mit andern Worten den Werth der physischen Menschenkraft bei dem Volke, das man zum Gegenstande der Forschung macht; dieser Taglohn ist die Maaßeinheit. Nehmen wir nun an, irgend ein Volk bleibe sich in seiner gesellschaftlichen Ordnung, in seinem Gewerbfleiße, seinem individuellen Reichthum durchaus gleich, die Bevölkerung aber nehme in jedem Stande, in jeder Volksklasse ums Doppelte, Dreifache, Vierfache zu, so wird offenbar der gesammte Nationalreichthum ums Doppelte, Dreifache, Vierfache zunehmen. Der erste Faktor des Jahresreichthums ist also die Bevölkerung. Nehmen wir ferner an, der Werth der physischen Kraft steige ums Doppelte, Dreifache, Vierfache, indessen sonst Alles sich gleich bleibt, so wird der Erwerb sich verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen. Der zweite Faktor des Jahresreichthums ist somit der Taglohn. Noch gibt es einen dritten Faktor, den Multiplicator des Reichthums, wie ihn Dupin nennt; er spielt in der Theorie des Nationalreichthums die wichtigste Rolle, und Dupin sucht den Begriff desselben durch folgende Definition festzustellen: Der Multiplicator des Reichthums ist die Zahl, welche, multiplicirt mit dem Taglohn, das mittlere Einkommen jedes Individuums gibt, und welche ferner, multiplicirt mit der Gesammtzahl der [illegible] den Jahresreichthum des ganzen Landes gibt; z. B.: zweiunddreißig Millionen sechsmalhundert vierzigtausend Franzosen haben im Jahr 1830 ein Totaleinkommen von 8.800.000.000 Franks; zu gleichen Theilen fallen davon auf den Kopf 269 Fr. 60 C. Der mittlere Taglohn beträgt 1 Fr. 25 C., und diese Summe ist $215\frac{68}{100}$ mal in jenen 269 Fr. 60 C. enthalten; $215\frac{68}{100}$ ist also der Multiplicator des französischen Nationalreichthums im Jahr 1830.

Jeder geistige Fortschritt, alle Verbesserungen, alle neuen Erfindungen vergrößern diesen Multiplicator, und der Zuwachs dieser Zahl ist der eigentliche Maaßstab für die Fortschritte des Wohlstandes und der Civilisation. Dupin betrachtet nun diese Fortschritte bei dem französischen Volke.

Im Jahr 1730 betrug der Jahresreichthum Frankreichs 2.125.000.000 Fr.; der Multiplicator dieses Reichthums war $181\frac{52}{100}$ Fr.; 1780 betrug der Jahresreichthum 4.260.000.000 Fr., und der Multiplicator war $194\frac{44}{100}$ Fr.; 1830 ist, wie wir gesehen haben, der Reichthum 8.800.000.000 Fr., und der Multiplicator $215\frac{68}{100}$. Multiplicirt man nun in jedem dieser Zeitpunkte das Taglohn mit dem Multiplicator, so ist das Produkt das mittlere Einkommen jedes Individuums. Dieses mittlere Einkommen betrug

1730	107 Fr.	98 Cent.
1780	169 „	38 „
1830	269 „	61 „

Man kann also sagen: das mittlere Einkommen jedes Franzosen war 1730 gleich dem reinen Handarbeitslohn für $181\frac{52}{100}$ Tage; 1780 gleich dem Arbeitslohn für $194\frac{44}{100}$ Tage; 1830 gleich dem für $215\frac{68}{100}$ Tage. Also schon am Multiplicator des Reichthums sieht man, um wie Vieles sich der Zustand der Individuen in Frankreich seit einem Jahrhundert, vorzüglich aber in den lezten 40 Jahren, verbessert hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M., Anfangs Mai.

(Beschluß.)

Vorträge über das Klima Deutschlands.

Schnee fällt, wie sich zum Theil schon aus den frühern Vorträgen ergibt, am häufigsten in den süddeutschen Gegenden und auch wohl an der Ostseeküste, in Folge ihrer kältern Temperatur; minder häufig im norddeutschen Binnenlande und am mindesten im Allgemeinen an der Nordseeküste, wo es nicht selten regnet, wenn es gleichzeitig in den zwar südlicher, aber landeinwärts gelegenen Landstrichen schneit, wie vergleichende Beobachtungen beweisen. Selbst in den würtembergischen tiefern Gegenden lag im Winter 1827 der Schnee so hoch, daß solcher die jungen Obstbäume bis zur Krone bedeckte und die Landstraßen Hohlwegen glichen. In solchen Massen fällt aber der Schnee in dem ebenen norddeutschen Binnenlande nie, vielweniger denn an den Nordseeküsten. Dies widerlegt thatsächlich, meint unser Klimatologe, die von Vielen irrigerweise aufgestellte Behauptung, daß man im nördlichen Deutschlande mit ungleich größerer Gewißheit, als im südlichen, auf Schlittenbahn rechnen könne. Ist nun, fährt derselbe fort, erwiesen, daß auch in fraglicher Beziehung kein bedeutender Unterschied zwischen den niedriger liegenden Gegenden stattfindet, so weichen desto mehr die Hochgebirgsthäler ab, wo der Schnee nicht selten die ungeheure Tiefe von 10 bis 12 Fuß erreicht. — Hagel, bemerkt ferner Clävius, fällt wegen der Kälte der Gebirge im südlichen Deutschland allgemein etwas häufiger, als in dem nördlichern. Der meiste fällt im Frühjahr, der wenigste im Herbste. Besonders reich daran [illegible] Stuttgart der Mai und in Straßburg der Juli den meisten Hagel. Wie im September der wenigste Regen fällt, so auch der wenigste Hagel. — Was endlich die Nebel betrifft, und hiermit schloß für diesmal C. seine Vorträge, so zeigt sich derselbe am häufigsten und stärksten von allen niedern und ebenen Gegenden Deutschlands im Allgemeinen an der Nord- und Ostseeküste, seltener und schwächer aber in den süddeutschen Niederungen, und im mindesten Grade in dem flachen norddeutschen Binnenlande. Die unterschiedlichen Modifikationen dieser Erscheinung aber ergeben sich ganz natürlich aus den schon in vorhergehenden Vorträgen dargelegten Verhältnissen der Luftfeuchtigkeit.

Zum Schlusse unsers Berichts erwähnen wir noch einer höchst interessanten und mannigfaltigen Nuzen verheißenden Erfindung, deren Urheber seit einiger Zeit in unserer Mitte lebt. Dieselbe betrifft eine Maschine, mit deren Hülfe man nicht nur die gewöhnlichen Rechnungsarten ausüben kann, sondern die auch ganz besonders für logarithmische Rechnungen eingerichtet ist, und mittelst deren sich daher auch trigonometrische Berechnungen sehr leicht ausführen lassen. Erfinder dieser Maschine ist Hr. Schiereck aus Posen, Lehrer der Rechenkunst und Mathematik. Vornämlich merkwürdig dabei ist die sehr einfache Zusammensezung der Maschine, woran man keinerlei mechanische Hülfsmittel, als Räderwerk, Federn u. dgl. m. bemerkt, so wie auch, nach des Erfinders Angabe, der Gebrauch derselben keines mühsamen Nachdenkens bedarf. Hr. S. hat kürzlich, gelegentlich einer Reise nach Göttingen, seine Maschine den berühmten Mathematikern HH. Gauß und Thibaut vorgezeigt, deren ihm darüber ausgestellten Zeugnisse die vollkommene Zweckmäßigkeit seiner Erfindung auch in den Augen des Laien außer Zweifel sezen. Wie man hört, so beabsichtigt Hr. S., diese Erfindung an einen Mechanikus zu verkaufen, dessen Betriebsamkeit es alsdann überlassen bleibt, dieselbe zu exploitiren und durch Verbreitung im Publikum gemeinnüzig zu machen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Mai 1831.

Wie neu ihr seyd in dieser alten Welt! —
So rasche Eil, so mit Bedacht gelenkt,
So weise Ordnung bei so kühnem Lauf,
Ist ohne Beispiel.

Shakespeare.

Neueste Briefe des Verstorbenen aus Berlin.
Nr. 2. im April 1831.

(s. Nr. 55.)

Geliebte Julie!

Todtmüde — denn obgleich Dein Verstorbener ein Geist ist, so muß er doch umgehen allhier und wird es also — todtmüde komme ich von der Ersteigung des Templower Berges zurück. Es gehört zu dem bon ton der Berliner aller Klassen, sich über alles, was sie besitzen, ja über sich selbst, lustig zu machen; und so moquiren sie sich denn auch, daß sie jenen kaum bemerkbaren Sandhügel den Templower Berg nennen. Aber Alles auf Eurer Erde hat seine Kehrseite. Eines Führers bedarf man freilich nicht, um diesen Berg zu ersteigen; keine Spur von Basaltsäulen, Felsenkesseln, Wasserfällen, oder sonst groteskromantischen Formationen; droben weder eine Ruine aus dem Mittelalter, die einem Herrn von Haller staatswissenschaftliche Seufzer auspreßt, noch ein verfallener Tempel antiker Götter, wo sich das Bedürfniß zwischen Trümmer erhabener Vergangenheit seine Hütte einflickt, und den wandernden Goethe zu einem seiner anmuthigsten und tiefsinnigsten Lieder begeistert. Und doch, welche Betrachtungen erweckt die Aussicht von diesem Hügel auf die flache, weithin gedehnte Sandebene! — Du lächelst, liebe Freundin; aber ich frage: Was erhebt die Seele beim Anblick des gewaltigen Kriegsschiffes, oder eines meerbändigenden Schleusenwerks, oder einer meilenweit hinschreitenden Wasserleitung? Ist es nicht der Gedanke an die Macht des Menschengeistes, an seine Herrschaft über die gewaltigen Naturkräfte? — Nun, dieser Gedanke drängte sich mir in seiner ganzen Fülle auf, dastehend auf dem Templower Berg und hinabschauend, bald in die weite Sandebene, die ihre nackte Armuth hinter Kieserngehölz vergebens zu verbergen sucht, bald auf die flachen Sumpf- und Schilfufer der trägen, unbedeutenden Spree, deren kaum gekannte Anwohner noch kümmerlich vegetirende Ichthyophagen waren, als Rom schon längst in Ruinen lag, schon längst zum zweiten Male die Zügel der Weltherrschaft ergriffen und zum Theil wieder verloren hatte. Und nun, inmitten dieser kargen und traurigen, dieser mehr abschreckenden als einladenden Natur, die schönste und in vieler Hinsicht auch die größte, die Hauptstadt Deutschlands; hervorgezaubert in weniger als zwei Jahrhunderten, hervorgezaubert aus dem Geiste heldenmüthiger, weiser und sittlicher Herrscher! Dort liegt er mit seinen zahllos intellektuellen Kräften, der lebendige Mittelpunkt einer, rein dem Geiste entsprungenen, und daher absolut neuen, Staatsschöpfung; mitten in dem alten Europa ein nordamerikanischer Freistaat; doch nicht wie jener aus einer Revolution und aus der Gesammtheit hervorgegangen, sondern die Schöpfung seiner großen vorangeschrittenen Regenten, und also — nicht im alten, wohl aber im neuesten und haltbaren Sinne — der monarchische Staat par excellence.

So wenig, meine theure Julie, so wenig Deines Freundes abgeschiedener Geist sich, hinsichtlich der Mate-

rialität, ich will nicht sagen mit einem korpulenten Bierbrauer, aber auch selbst nur mit dem lustigsten Windbeutel messen kann, und doch auf seine ätherische Kraftfülle vertrauend, siegreich zwischen beiden dahin schwebt, eben so wenig darf Preußen aus einer anderen Region sein Heil erhoffen, als aus jener des Lichts und der Fortschreitung, der es entsprang, und außer welcher es gar keine historische Bedeutung hat. Es darf weder Rußland, noch Frankreich, weder Oesterreich, noch England werden wollen; es kann, wenn es sich nicht selbst aufgeben will, nur Preußen seyn; d. h. ein Staat, der in der nun abgelaufenen Aera gar nicht existirte, der mit und aus der neubeginnenden Zeit erst entstand, und der — nicht durch das physische Gewicht seiner materiellen Natur — sondern durch ein wahrhaftes Wunder: durch schöpferische Entfaltung intellektueller und sittlicher Kräfte, sich zu der Bedeutung einer europäischen Großmacht erhob.

Wenn dort ein Staat durch gewaltsame Revolutionen sich Bahn bricht und über die Trümmer des Veralteten in Sprüngen fortstürmt, dort ihm ein anderer Staat, durch Festklammern an das Bestehende, Grenzen sezt, und Centrifugal- und Centripetalkraft sich das Gleichgewicht halten müssen, so hat Preußen die Bedeutung und die Aufgabe, jene Kräfte in dem eigenen Schooße und auf geregelte, durch Sittlichkeit geregelte, Weise zu ununterbrochener Entwicklung walten zu lassen. Diese ununterbrochene und geregelte Entwicklung ist aber nichts anderes als Reformation, und zwar unausgeseztes, allmählig fortschreitendes Reformiren, im Gegensatz plötzlich und unbändig vor- und zurückspringender Revolutionen, Revolutionen einer zwiefachen und entgegengesezten Art, die, auf einer sittlicheren Stufe der Bildung, künftighin in Europa nicht mehr möglich seyn werden.

Ich habe, nicht ohne Bedacht, das Wort Reformation gewählt; ich wollte Dich aufmerksam machen, daß au bout du compte selbst der nur kalkulirende Staatsmann zu dem Unendlichen, ja zu dem Ewigen gelangt; d. h. er muß endlich einsehen, daß der Staat auf allgemeiner Sittlichkeit, diese Sittlichkeit auf Religion beruht, eine Religion aber nur dann erst, wann sie aus dem unverletzlichen Asyl der innerlichsten Persönlichkeiten hervortritt, sich zu einer sichtbaren Kirche gestaltet, und nur erst in so gestalteter Erscheinung dem Staate erkennbar wird, erkennbar als die Wurzel seiner organischen Entfaltung. Wo Stockungen in dieser seiner Entfaltung eintreten und der Organismus kränkelt, oder wo ein verhaltenes Uebermaß an Lebenskräften wucherndes und schädliches Nebengeschoß treibt, da ist der eigentliche Quell des Uebels — wo sonst auch die Symptome sich zeigen mögen — in der Wurzel des Staats, in der Kirche zu suchen und zu finden. Diese tief-innerliche Gesammtreligion der Staatsindividuen, die eigentlich herrschende Religion, ist dann gewöhnlich eine andere geworden, als die, welche früher in der Kirche zur Erscheinung kam und sich noch immer die herrschende nennt. Am deutlichsten trat dieser Fall in jener Zeit ein, welche ausschließlich die der Reformation genannt wird, und es sollte nun in dieser reformirten, oder protestantischen Kirche niemals wieder weder eine solche Stockung, noch eine solche Uebertreibung stattfinden; sie sollte, ihrem Grundprinzip treu, zu allen Zeiten eine protestirende und reformirende bleiben. Sie kann zwar, wie solches auch geschehen ist, von Zeit zu Zeit jenes Lebensprinzip aus den Augen verlieren und für den Moment stagniren; aber sie wird sodann immer wieder reformiren und protestiren müssen, wenn sie anders nicht aufhören will, sie selbst zu seyn. Daß sie aber solches zu seyn nicht aufhören kann, dafür ist eben so gesorgt, als daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Von diesem Standpunkte aus können wir den preußischen Staat auch den reformirenden par excellence (im Gegensatz der stagnirenden und revolutionirenden) nennen. Mit wenigen Grundlinien läßt sich sodann, sowohl seine äußere als seine innere Politik . . . .

Eben trat W. bei mir ein, um Abschied zu nehmen: er ist versezt. So unangenehm es mir auch war, gestört zu werden, so lieb ist es mir jezt, nun mich da eben das Wort Politik so strafend anblickt. „Ein politisches Lied, ein schlechtes Lied,“ heißt es im Faust; aber ein politischer Brief an eine Herzensfreundin ist wahrlich noch viel schlimmer! Ich kann mir diese Incongruité nur so erklären, daß nicht ich sie beging, nicht der Geist Deines abgeschiedenen Freundes, sondern l'esprit du siècle oder vielmehr l'esprit du jour, der, wie der Tod zu Basel, Alle und Jeden ergreift und im betäubenden Tanze so lange wirbelnd umdreht, bis Einer wie der Andere schwindelnd zu Boden stürzt. Zwei Musikchöre spielen dazu auf, auf der einen Tribüne die Journalisten einen wilden Galoppwalzer, auf der andern die Auto . . . wollt ich sagen, die Diplomaten eine ehrbare Menuet. Man wird unwillkührlich an Don Juan erinnert; es ist das Hochzeitsfest der reizenden Zerline, der jungen unschuldigschuldigen Freiheit; Alles wirrt bunt und laut durcheinander, erst lustig, dann unheimlich, bis zulezt der arme ehrliche Landmann Massetto, der die Braut heimführen sollte, ihr eigentlicher Freier, auch der einzige und eigentliche Geprellte bleibt. Bon gré mal gré muß er bonne mine à mauvais jeu machen, der leichtsinnigen Schmeichlerin verzeihen, und hat nicht einmal die Satisfaktion, es mit anzusehen, wie den Verführer am Ende der Teufel holt. Man könnte die Analogie noch weiter verfolgen, und dann wären in der verlassenen Donna Elvire die Ansprüche der Legitimität nicht zu verkennen, so wenig als in den beiden andern vornehmen Masken die der Aristokratie; mein Kollege, der steinerne

Gast, ist unstreitig die todtgeschlagene Vernunft, die nun als abgeschiedener Geist der Wahrheit, vor dem sich alle, sammt und sonders, wie vor einem Gespenst fürchten, als die Gewalt der rächenden Thatsachen erscheint; der unbezahlte Wucherer, den Leporello mit gewaltsamer Höflichkeit die Treppe hinunter führt, repräsentirt die leibhaftige Stockbörse, und Leporello, der glückliche Narr des Stücks, der noch am besten darin fortkommt, deutet auf jene erhaltende Naturgabe der Menschheit, von welcher der Dichter sagt: Es wäre auch nicht zu ertragen, hätte uns die Natur den holden Leichtsinn nicht verliehen. — Erhalte ihn Dir, theure Freundin! und wäre es auch nur als Präservativ gegen die Cholera. — Und nun genug für heute, und künftig, wo möglich, von andern Dingen.

Dein treuer L . . .

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Christine sprach mit ihrem Freunde von der seltsamen Grille des Vaters, der mit einem Male scheide, was er selbst hatte zusammen fügen wollen, und von dem noch sonderbarern Einfall, sie mit dem Sohne eines seiner entfernten Verwandten zu verbinden, welcher außer einem ziemlich beträchtlichen Vermögen und der Kunst, den Leuten den Pfeffer und Kaffee anzupreisen, auch nicht eine einzige leidlich gute Eigenschaft besitze. Herr Samuel Fries sey erst vor einem halben Jahre heimgekommen, gewaltig hochmüthig darüber, daß er ein Jahr lang in einer der größern Städte Deutschlands als erster Ladendiener gestanden, und durch die Hülfe seines Vaters habe er dem alten Saltinger gegenüber einen Kaufladen mit den nämlichen Artikeln eröffnet, die der leztere seit dreißig Jahren führe, habe ihm dadurch wesentlich geschadet, und obschon dieser nicht nöthig hätte, so auf Gewinn zu sehen, ja sehr wohl das ganze Geschäft aufgeben könnte, so sey dieser Umstand doch wahrscheinlich die Veranlassung zu dem Plane gewesen, dessen Ausführung gewiß ihr Tod seyn werde. Diese Erzählung erwiederte dann Eduard mit der Auseinandersetzung seiner Lage und Verhältnisse, von welchen Christine durch die vielen Andeutungen der Base Martha wohl einen Theil hätte ahnen können, deren ganzer Ueberblick aber ihr nun auf einmal jedes Räthsel enthüllte. Vergeblich strengten die beiden Liebenden ihre Einbildungskraft an, um irgend einen befriedigenden Ausweg, irgend einen haltbaren Trost zu entdecken; ihnen blieb nur die einzige unsichere Hoffnung, daß Eduard vielleicht seinen Vater finden, daß dessen Herz ihm geneigt werden und daß Herr Saltinger, seiner Tochter zu Liebe, den Plan zu jeder andern Verbindung aufgeben könnte. Wenn man liebt und jung ist, so wird jeder kleine Hoffnungsschimmer zu einer leuchtenden Flamme, die auf dem Meere des Lebens den nahen Hafen zu zeigen scheint, und diesen erblickten auch Eduard und Christine, als sie zwar mit Seufzen und Thränen, aber doch auch mit der heiligen Freude im Herzen, eins von dem andern innig geliebt zu seyn, von einander schieden.

Die nächste Zukunft erfüllte keine der bescheidenen Erwartungen, welche sie zu hegen gewagt hatten. Vater Saltinger hielt strenge Polizei, und was etwa seinem aufmerksamen Auge hätte entschlüpfen können, das wußte Tante Martha mit löblicher Wachsamkeit zu erlauschen. Die beiden Liebenden sahen sich nie mehr allein, so sehr auch Eduard Augenblick und Gelegenheit zu benutzen suchte, und so gerne Christine sich den lauernden Blicken ihrer Verwandten entzogen hätte. Besuchte Lindsay Herrn Saltingers Haus, so konnte er versichert seyn, zu welcher Tagesstunde dieses geschehen mochte, daß entweder Vater Abraham bei seinem Eintritt ins Haus seine Hand zum Willkomm aus der Ladenthüre entgegenstreckte, oder daß, wenn es ihm gelang, die Treppe zu ersteigen, Jungfer Marthas spitze Nase sich an der Küchen- oder der Zimmerthüre zeigte, und in beiden Fällen war keine Hoffnung zu irgend einer einsamen Minute, in welcher die zwei gepreßten Herzen unter wiederholten Betheuerungen gegenseitiger Liebe und Treue frischen Muth hätten gewinnen können; und da bei den Abendgesprächen vor der Hausthüre, wo in dem günstigen Dämmerlichte vielleicht ein unbeachteter Augenblick hätte eintreten mögen, Herr Samuel Fries unausgesezt seine Aufwartung bei der liebholden Jungfer Nachbarin machte und diese durch seine verhaßten Liebeswerbungen meistens schnell in das einsame Kämmerchen verjagte, so blieb dem unglücklichen Paar nur die Augensprache als Mittel gegenseitigen Verkehrs, und eben bei einer dieser Uebungen haben wir die Hauptpersonen dieser Geschichte den Lesern zum erstenmal vorgeführt. Eduards Mutter sowohl, als sein Freund, der so gerne in dieser Angelegenheit ein Retter geworden wäre, wußten nicht mehr, wie sie den Schmerz mildern sollten, der des jungen Mannes Seele immer sichtlicher zerriß und seiner moralischen Kraft nachtheilig zu werden drohte. Beide suchten ihn tröstend wieder auf den Punkt zurückzuleiten, von welchem er selbst vor nicht langer Zeit seine Zukunft betrachtet hatte, und ihr angelegentlichstes Geschäft blieb, ihn zu überreden, daß er seines treuen Pflegevaters Rath befolgen und seine Reise nach England antreten möchte. Zwar hoffte weder der eine, noch die andere ein sehr günstiges Resultat von dieser Unternehmung, allein beide sahen, daß unter den gegenwärtigen Umständen für den theuren Sohn und Freund nicht viel Angenehmes zu erwarten war, und beide glaubten, Entfernung und Zerstreuung sey das einzige anwendbare

Mittel gegen einen Gram, der an diesem Orte, wo die ganze Umgebung ihm Nahrung gab, nicht gehoben werden konnte. Auf alle Bitten und Ermahnungen seiner Lieben hatte aber Eduard immer nur eine und dieselbe Antwort: „Ich muß Christinen noch einmal allein sehen, ich muß sie ohne Zeugen sprechen, mich ihrer Treue versichern und ihr meine Plane mittheilen, eher gehe ich nicht von der Stelle. Verzeihung, Mutter," rief er dann oft, wenn er sah, wie der Schmerz um sein unverdient hartes Geschick sie in Bangigkeit im Zimmer umhertrieb, „Verzeihung dem Sohne, der täglich Ihre Wunden wieder öffnet! Aber ich kann von Christinen nicht lassen, ich kann es nicht. Unsere Seelen sind von den ersten Jahren unserer Kindheit an ineinander geflossen, unsere Herzen hat alles verbunden, was dem Menschen heilig ist, und wir können uns nicht trennen, ohne zugleich jedem Glück dieses Lebens zu entsagen."

„Nun, bei Gott," rief Haller, als wieder einmal ein solcher Austritt Mutter und Sohn außer sich gesezt hatte, „nun, bei Gott, Du sollst Deinen Wunsch erfüllt sehen, wenn mich nicht alles verläßt, was sonst an List und Scharfsinn mir zu Gebote stand. Du sollst Christinen sehen und sprechen. Aber dann, Bruder, mach keine weitern Sprünge; dann reise mit Gott und laß den Spleen daheim, der doch im Grunde das schlimmste Erbtheil ist, das Dein Vater Dir geben konnte."

Der folgende Tag war kaum angebrochen, als Haller schon munter auf den Füßen war, ohne Jemanden vom Hause Rede stehen zu wollen, und die zehnte Stunde hatte noch nicht geschlagen, als ein geputztes Dienstmädchen in Frau Wallers Zimmer trat, einen freundlichen Empfehl von dem Herrn Landschreiber Falk vermeldete und die beiden jungen Herrn zu einem Lustgang auf die Habsburg einlud, wo die Frau Landschreiberin, eine nahe Verwandte Hallers, mehreren jungen Leuten ein kleines Fest geben wolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Dupin über französischen Nationalreichthum.

Diese Multiplicatoren geben einerseits dem Bürger hinsichtlich der Abgaben, die er zu entrichten hat, andernseits aber auch den Regierungen die befriedigendste Aufklärung. Die gesammten Abgaben, welche das französische Volk der Regierung und der Geistlichkeit zusammen bezahlte, waren im Jahr 1730 gleich $44\frac{4}{10}$ Tagwerken, 1780 = $32\frac{1}{10}$, 1830 = 22. Die Abgaben betrugen 1730, 15 Procent vom Einkommen der Unterthanen, 1780, 20 pCt., 1830, $11\frac{1}{4}$. Das Wachsen des Multiplicators einerseits, die Verminderung der Lasten andernseits weisen auf eine zwiefache Ursache des größern Wohlstandes hin, in dem das Volk im J. 1830 gegen das im J. 1730 lebt.

Dieser namentlich seit fünfzig Jahren so rasch zunehmende Wohlstand des französischen Volks ist Ursache und Folge zugleich der Zunahme des mittlern Lebensalters; dieses betrug 1780, $28\frac{44}{100}$ Jahre, 1830 dagegen $35\frac{30}{100}$ Jahre. In einem halben Jahrhundert hat also das mittlere Lebensalter des Franzosen um 7 Jahre, das heißt um das Viertheil des Lebensdurchschnitts im J. 1780, zugenommen. Es rührt dies allerdings zum Theil, aber durchaus nicht allein von den Kuhpocken her.

Vom höchsten Interesse und von der größten praktischen Wichtigkeit wäre es, wenn man alle Völker Europas einem ähnlichen Kalkul unterwerfen könnte, wenn man ihren Reichthum mit ihren Gesetzen, ihrer Kulturstufe, ihren Sitten zusammenstellte. Es ließe sich daraus nicht nur rückwärts, sondern auch für die Zukunft ableiten, nach welchen Gesetzen unter diesen und jenen Verhältnissen der Nationalwohlstand zunimmt. Dupin versucht dies für Frankreich. „Frankreichs Nationalreichthum," sagt er, „hat sich im vorlezten Jahrhundert um mehr als das Doppelte, im leztverflossenen um mehr als das Vierfache vermehrt; soll nun dieses Wachsthum, das seit dreihundert Jahren nicht Bürgerkriege, nicht Religionskriege, nicht die lange Umwälzungsperiode zwischen 1790 und 1830 zu hemmen vermochten, gerade jezt in Stocken gerathen? hat etwa der Wohlstand seine höchste Entwicklungsstufe erreicht, und muß er jezt im selben Verhältnisse sinken, in dem er gestiegen ist? Diese Fragen beantworten sich, wenn man den Ursachen des wachsenden Wohlstandes seit drei Jahrhunderten näher nachforscht." Dupin entwirft nun eine Skizze der innern Verwaltung Frankreichs seit dem ersten Herzog von Orleans bis auf unsere Zeit; er zeigt, wie die fortschreitende Entwicklung der Künste und Wissenschaften mit der Ausbreitung des Volksunterrichts gleichen Schritt hält, und wie lezterer sich in gleichem Maße verbreitet, als der Privatwohlstand und somit der Nationalreichthum zunimmt. Soll dieser Wohlstand wieder sinken, müßte die Regierung die Wissenschaften feindlich verfolgen, statt sie zu beschützen, müßte sie die höhere Bildung stören, den Volksunterricht unterdrücken. Lezterer wird aber jezt mehr gefördert als je: in den fünfzehn Jahren seit der Restauration war nur eine Million Franken aus dem Staatsschatz darauf verwendet worden, jezt ist jährlich eine Million, d. h. fünfzehnmal mehr, dazu angewiesen. So große Fortschritte auch in neuerer Zeit Künste und Wissenschaften gemacht haben, so gibt es doch wohl keine Kunst, keine Wissenschaft, die nicht durch neue Entdeckungen und Erfindungen noch unendlich vervollkommt werden könnte. Lassen wir die neuen Erfindungen, welche der Nachwelt vorbehalten seyn mögen, ganz aus dem Spiel, und sehen nur, welcher ausgedehnten Anwendung die bereits gemachten Erfindungen fähig sind. Der Mensch benuzt die Körperkraft mancher Thiere; dieser Thiere sind nun in Frankreich noch viel zu wenig, ihre Raçen sind überdies schlecht, schwach; überall hat die Staatswirthschaft mit Unwissenheit und Vorurtheil zu kämpfen, um künstlich dem Futterbau mehr Ausdehnung zu geben. Die Kunst, gleichsam ganz neue Thiere zu schaffen, nach Bedürfniß, durch die Kraft der Intelligenz jedem Körpertheil diese oder jene Größe, Gestalt, Kraft und Consistenz zu ertheilen, diese Kunst, in der es Deutsche und Engländer so weit gebracht haben, kommt in Frankreich kaum erst auf.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 119.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Mai 1831.

— Menschenfeind soll ich im Blüthenhaare noch werden,
Der hier stets obstand, siegend kämpfete? Nein!
Menschenelend soll mich zum Menschenfeinde nicht machen;
Thränen im Blick, nicht Zorn, scheid' ich, Brüder, von euch.

Klopstock.

Der sterbende Cosmopolit.

So brechet aus, der Seele Klagen!
Und fraget meiner Jugend Gott:
Wie soll ich's deuten, wie ertragen?
Ist's Fügung, ist's des Schicksals Spott:
Daß man mich aus der Menschheit Bunde,
Den Einsamen, hinausgedrängt?
Daß über meiner lezten Stunde
Nicht Ein geliebtes Auge hängt?

Du grüner Wald, in dem zur Stunde
Ein heißes Leben kühl erlischt!
Du stiller Ort, mit dessen Grunde
Sich meine Asche bald vermischt!
Ihr Wellen, die ihr, wie mit Klagen,
Vielleicht um mich? hinunter rollt!
Ihr sollt es doch den Menschen sagen,
Daß ich mit ihnen nicht gegrollt!

Ein edler Geist entsagt dem Lobe,
Weil heil'ger Sturm die Räder treibt;
Doch ernst und bitter wird die Probe,
Wenn auch die Liebe außen bleibt,
Wenn mit den Stürmen, mit den Klippen
Die eigne Mannschaft sich verschwört,
Und wenn das Ohr von theuern Lippen
Die Worte der Verdammung hört.

O süßes Bild, das mir die Tage
Der Jugend hell und froh gemacht!
Oft feierte dich meine Klage,
Wohl öfter, als ich selbst gedacht!
Von Mängeln frei und rein vom Staube —
So stand'st du glänzend oft vor mir;
Das Herrlichste, an was ich glaube —
Ich gab es, o Geliebte, dir!

Die Wünsche, die mein Herz erfaßten,
Hatt'st du zu ehren nicht gelernt;
Wohl weiß ich, wie du den Fantasten
Mit leichter Art von dir entfernt.
Ach, zögernd hab' ich dich beschuldigt!
Man mißt den schönen Traum mit Schmerz!
Doch dann — nicht länger dir gehuldigt;
Die Wahrheit forderte mein Herz.

Jezt wußt' ich es: nicht einer Grille
Der Jugendliebe Opfer galt!
Es war der tiefste heil'ge Wille,
Und theuer hab' ich ihn bezahlt!
Doch wenn die Brust in Sehnsucht krankte —
Mehr hatt' ich noch, als ich verlor;
Am stolzen Baum der Tugend rankte
Des Geistes Rebe sich empor.

Was war die Thorheit, der man grollte?
Daß ich mein selbstgepflanztes Brod
Von meinem Acker essen wollte,
Und nicht erpreßt von Andrer Noth;
Nicht leise sprach, wenn ich vom Hasse,
Wenn ich von Liebe war beseelt;
Daß ich die peinlich enge Straße
Entnervter Höflichkeit verfehlt;

Daß ich, was thöricht und was kränklich,
Für klug nicht und gesund erkannt,
Und was ich schaute, unbedenklich
Mit seinem Namen gleich benannt;
Daß ich den Tadel in dem Munde,
Zuwider altem Recht und Fug,
Und doch in meines Herzens Grunde
Die Hoffnung beſſ'rer Zeiten trug.

So hat der Liebe tiefes Streben
Den Jüngling wahrlich nicht verwöhnt;
Nur immer mehr hat mich das Leben
Mit der Geliebten ausgesöhnt.
Die sich dem Dienst der Menschheit weihen —
Ich weiß, was man von ihnen spricht.
Ich lernte dulden und verzeihen;
Doch widerrufen kann ich nicht!

Ich schwang in blutigen Gefechten
Hoch das Pannier von Washington;
Rang deine Enkel zu entknechten,
Stiefmütterliches Albion;
Vom Polenkampf die heiße Wunde
Verkühlt' ich in Siberiens Schnee;
Aus Cosziusko's bleichem Munde
Hört ich: „Finis Poloniae.“

Ich schaute der Bastille Trümmer,
Vom Licht der Freiheit roth erhellt;
Begrüßte sie im Morgenschimmer
Auf Ayacucho's blut'gem Feld;
Entgegen zog ich Deutschlands Dränger,
Zu rächen alte, tiefe Schmach;
Das Vaterland der alten Sänger
Rief den betagten Fechter wach.

Nicht Kampf und Blut war meine Freude,
Und nicht nach Lorbeern ging mein Geiz;
Gern trennt' ich mich vom Waffenkleide
Und prahlte nicht mit ehrnem Kreuz.
Für meines Volks bedrohte Rechte
Spart' ich die freie Rede nicht;
Ich tröstete die schwarzen Knechte
Durch meines reinern Glaubens Licht.

Ich ruhte nicht bei fremdem Golde
Auf weichen Pfühl behaglich aus;
Ich nährte mich von meinem Solde
Und grub mein eignes Feld zu Haus.
Der Bach, von dem ich trank — er kehrte
Nicht Nachbarhütten brausend um;
Das Eisen, das ich schwang, versehrte
Nicht fremden Glückes Heiligthum.

Mich heilte nicht besorgte Pflege,
Wenn ich für fremde Wohlfahrt litt;
Die Wandrer zogen ihr Wege
Gleichgültig, mit beeiltem Schritt.
Und dennoch treu und unerkaltet
Schlug für die Menschheit dieses Herz;
Denn immer frisch und unveraltet
Sprach zu dem Fühlenden ihr Schmerz.

Und wie man hört von edlen Rossen,
Daß sie sich Adern aufgewühlt,
Und mit dem Blut, der Brust entflossen,
Des Durstes heiße Qual gekühlt:
So lockt' ich, wenn in finstrer Stunde
Das Leben seinen Glanz verlor,
Oft aus der Seele tiefem Grunde
Der Dichtung rothen Strahl hervor.

Ihr, die so nüchtern und geschäftig
Dem Sänger seine Lust vergällt,
Wißt: dichtend wird die Seele kräftig,
Und Träume deuten uns die Welt!
Wie in des Lenzes grünem Laube
Die Frucht des Herbstes sich verheißt:
So zieht dem Sieg voran der Glaube,
Den Helden zeugt des Dichters Geist!

Und wie der Schwalben muntern Schaaren
Von einem ew'gen Frühling träumt,
Obwohl schon oft in frühern Jahren
Dem Winter sie das Feld geräumt:
So sah ich, oft vom Schnee betroffen,
Der Garten mir begrub und Haus,
Doch stets mit ungebeugtem Hoffen
Nach neuer goldner Zeit hinaus.

Von Ungemach in Süd und Norden,
Bei Menschen, ungeschlacht und wild,
Sind meine Wangen braun geworden,
Mein Angesicht erscheint nicht mild;
Und sanft doch, wie die erste Blüthe,
Die sprosset aus des Frühlings Grund,
Bin ich im innersten Gemüthe,
Und Segen wohnt auf meinem Mund.

Gestalten ziehen bunt vorüber!
Sie winken mir, sie grüßen mich;
Ich komme bald! mein Blick wird trüber —
Ha, schönes Bild, erkenn' ich dich?
Es sind die Züge der Geliebten,
Die mich so lange nicht verstand;
Jezt reicht sie reuig dem Betrübten,
Geläutert, über's Grab die Hand.

Jezt drängen all' die Liebesflammen,
Die ich der Menschheit Dienst geweiht,
Vor Einem Bilde sich zusammen,
Und dennoch bleibt das Herz mir weit.
Ein Leben, das ich, hoch gemuthet,
Verpfändet für der Völker Glück,
Aus den geliebten Augen fluthet
Mir's als Unsterblichkeit zurück.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Die Freude, welche Eduarden diese unerwartete Einladung machte, bei welcher ihm seines Freundes Plan plötzlich klar ward, wurde freilich in Herrn Saltingers Hause nur von einer einzigen Person getheilt, denn Tante Martha hatte, als man Christinen ebenfalls eine Einladung zukommen ließ, nach den gebührenden Komplimenten sich sogleich um die Theilnehmer der Parthie erkundigt und leicht in Erfahrung gebracht, daß Eduard dabei seyn werde. Indessen eine solche Höflichkeit von dem ersten Hause im Städtchen konnte und durfte nicht ausgeschlagen werden, und überdieß hatte Haller die Vorsicht gebraucht, auch Herrn Samuel Fries auf die Liste der Einzuladenden zu setzen, unter dessen Geleitschaft, wie er mit Recht muthmaßte, man Christinen weit eher Theil nehmen lassen würde.

Der schönste Juniushimmel wölbte sich wolkenleer über der heitern Erde, als nach Tische die Gesellschaft von ungefähr zwanzig Personen beiderlei Geschlechts durch die Thore von Brugg ging und sich über die ehmalige Heide, die jezt größtentheils angebaut ist, gegen den Hügel zog, auf dessen romantischem Gipfel Habsburgs Trümmer stehen. Alle erschienen aufs schönste nach dem Geschmacke jener Zeit gepuzt; großgeblumte Zitze, hier und da ein Kleid von dichtem und schwerem Stoff, in welchem die Eigenthümerinnen zu Ehren der Mode bei der gewaltigen Hitze fast erlagen, Schuhe mit hohen Absätzen, auf denen man allerdings in der Schwebekunst sich üben konnte, hohe Frisuren, auf welchen kleine Hütchen thronten, und hundert andere hübsche Dinge waren zur Augenweide ausgestellt, und mehr als eins der jungen Frauenzimmer vergaß, wie denn das auch jezt noch zuweilen der Fall seyn soll, die Schönheit des eigenen Anzugs, um über den der Freundin zu glossiren und der Nachbarin leise allerlei wohlwollende Bemerkungen ins Ohr zu flüstern.

Mehrere Fußpfade führen jezt und führten schon damals durch ein liebliches Buchenwäldchen zur Höhe, und die muntere Gesellschaft theilte sich, von Hallern dazu veranlaßt, um zu versuchen, welcher Weg am schnellsten zum Ziele führe. Er selbst faßte den Brautwerber, Herrn Fries, unter den Arm, indem er dessen Eitelkeit die Freude machte, sich von dem Aufenthalte in Deutschland und all den wichtigen Bemerkungen erzählen zu lassen, die er auf seinen Reisen zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Wie sich auch, wenn das Interesse des Gesprächs einigermaßen zu fallen begann, der Gefangene wand und drehte, um wieder loszukommen und Christinen, die er ganz aus den Augen verloren hatte, aufzusuchen, so konnte er doch nicht dazu gelangen, und vermochte sich, troz aller guten Meinung von sich selbst, nicht zu erklären, woher wohl die plötzliche Freundschaft des jungen Mannes entstanden sey, der ihn nicht mehr von seiner Seite lassen wollte. Dabei hielt Haller alle Mitgehenden immerwährend in Athem, bald durch fröhlichen Zuruf, bald durch ein munteres Liedchen, bald durch einen heiteren Scherz, und die ganze Versammlung langte so aufgeregt auf dem freien Platze vor dem Schlosse an, daß es Niemanden sonderlich auffiel, als Christine an Eduards Arm etwas später und von einer ganz andern Seite heraufkam, ja daß sogar außer Herrn Fries kein Mensch von dem vorgeblichen Irregehen Arges zu denken schien. Ein einziger Blick auf Christinens sanft geröthete Augen und Lindsays bewegte, aber zufriedene Züge reichte indessen hin, Hallern zu überzeugen, daß sein Zweck erreicht sey, daß der junge Mann seiner Freundin den festen Entschluß der nahen Abreise entdeckt habe, und daß sie vollkommen mit einander einverstanden seyen.

Unter heiterm Gespräch und fröhlichem Spiel entflogen Nachmittag und Abend auf den Schwingen der Freude. Es hatten sich bei den Ruinen, wie das jezt noch häufig geschieht, Kurgäste von Schinznach eingefunden und zum Theil unter die Gesellschaft gemischt, die in fröhlicher Lebendigkeit sich auf dem Schloßplatze herumtummelte. Ein ältlicher Mann, dessen feine und anziehende Züge durch den Ausdruck eines tiefen Leidens verdunkelt waren, saß abgesondert unter einer hohen Buche und sah mit freundlichem Ernst dem Treiben der jungen Welt zu. Seine Blicke hefteten sich öfters mit Theilnahme auf unser junges Paar, und nach einem kurzen Gespräch theils über die Umgegend, theils, von dieser ausgehend, über die Vergangenheit, welches er Gelegenheit nahm, mit Eduard anzuknüpfen, schüttelte er ihm so traulich die Hand, daß dieser sich unwillkührlich von dem Manne angezogen fühlte und noch mehrmals während des Abends sich in kleine

Unterhaltungen mit ihm einließ. Er schien allerdings ein Fremder zu seyn; welcher Nation er aber angehören mochte, blieb unentschieden, da er die deutsche Sprache vollkommen geläufig sprach; den Stand hätte man allenfalls an seinem zwar einfachen, aber kostbaren Anzuge errathen können; indessen gab eines der Frauenzimmer, die sich von Schinznach eingefunden hatten, den gewünschten Aufschluß, indem sie ihn „Graf Lieben“ nannte und mit diesem Titel auch zugleich die Achtung des größern Theils der Anwesenden vermehrte.

Allmählig hatten sich die abendlichen Schatten verlängert; die Gesellschaft wollte noch den spätern Aufgang des Mondes zur Heimkehr erwarten, und hatte sich hier- und dorthin zerstreut. Fries saß, von Hallern in eine Ecke des Tisches komplimentirt, aus welcher er, um wegzugehen, über seinen neuen muthwilligen Freund hätte wegsteigen müssen, hinter einigen Weinflaschen, aus welchen nach und nach Vergessenheit aller gestörten Hoffnungen dieses Tages in ihn überzugehen begann; Eduard aber und Christine hatten diesen freien Augenblick benuzt, um in einiger Entfernung von der Burg, auf dem Abhang des Hügels stehend, freundliche Abschiedsworte zu wechseln. Wie vor drei Jahren in dem Garten unter der Linde glänzte der Abendstern traurig mahnend zu ihnen hernieder; wie damals lag die schöne Landschaft im Abenddufte vor ihren Blicken, aber heißer und inniger waren jezt ihre Gefühle, als in jener ersten Trennungsstunde, denn ihre Liebe hatte sich bewährt; sie sollte mehr noch sich erproben, und sie wußten jezt beide deutlich, daß nur vereinigt ihnen das Lebensglück erblühen konnte. „Christine,“ sprach Eduard mit ernster Stimme, „wir stehen wieder an einem neuen Abschnitte unsers Daseyns; wirst Du dem scheidenden Freunde Wort halten können und wollen? Werden nicht die Schmeicheleien derer, die, vielleicht in schönerer Gestalt, als Herr Samuel Fries, um Dich freien werden, sollen nicht Deines Vaters Bitten, der Verwandten und Freunde Zureden Dich vermögen, ein anderes Anerbieten anzunehmen, bevor ein Jahr verflossen ist? Willst Du ein Jahr lang treu und liebend meiner harren, und wenn ich dann nicht wiederkehre, wenn ich Dir dann keine gegründeteren Hoffnungen geben kann, als jezt, willst Du mir dann eine Thräne schenken und mein Bild heilig bewahren bis an jenen großen Tag, wo auch wir uns wiedersehen werden?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Dupin über französischen Nationalreichthum.

Die todten Kräfte sind noch weit größerer Entwicklung fähig. Vor 1730 besaß Frankreich eine Kanalstrecke von höchstens 150 Lieues; gegenwärtig sind die Kanäle 600 Lieues lang, und ehe sechs Jahre vergehen, werden sie 1000 Lieues lang seyn, wenn die zu drei Viertheilen vollendeten Arbeiten beendigt sind. In ähnlicher Progression ist die Verbesserung der Landstraßen fortgeschritten; indessen sind sie noch nichts weniger als vollkommen. Nicht lange, so wird das System der großen Kommunikationslinien an allen Orten, wo die Masse des Transports den Aufwand zu decken verspricht, durch Eisenbahnen vervollständigt werden; bald wird Frankreich 50 Lieues Eisenbahnen haben, bereits aber hat England deren 1000. Mehrere Reihen Eisenbahnen nebeneinander verbinden Manchester und Liverpool, zwei Städte, die zusammen 350,000 Einwohner zählen. Wie erstaunlich rasch heutzutage die Kommunikation geworden ist, geht daraus hervor: ein Schiff von 300 Tonnen (300,000 Kilogramm) wird am Kai von Liverpool ausgeladen, die Waaren werden auf Wagen gepackt, auf der Eisenbahn fortgeschafft, und wenige Stunden darauf, am selben Tage, ist die ganze Ladung in Manchester. Weit entfernt also, daß die Transportmittel zu Wasser und zu Land in Frankreich die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht hätten, haben die Franzosen noch sehr viel zu thun, wollen sie nur das Ziel erreichen, das ihre Nebenbuhler erreicht haben und mit immer wachsender Eile überfliegen. Noch auffallender ist der Unterschied in der Benutzung der Kraft des Dampfes. Man hat berechnet, daß die Dampfmaschinen in den drei Königreichen mehr leisten, als 7 Millionen Menschen leisten könnten; in Frankreich leisten sie noch nicht so viel als 500,000. In den 39 Jahren von 1778 bis 1817 bekommt Paris nur neun Dampfmaschinen, in den vierzehn Jahren von 1817 bis 1831 bekommt es 149, und troz dieses ungeheuren Zuwachses verhält sich noch die in Frankreich angewendete Dampfkraft zu der in England angewendeten wie 1 zu 14. — Dupin berechnet nun nach dem Multiplicator des Reichthums diesen Voraus der Engländer. Der französische Multiplicator war 1730 $=181\frac{32}{100}$, 1830 $=215\frac{69}{100}$; der englische war 1830 $=250$. Der französische hat demnach in einem Jahrhundert um $34\frac{37}{100}$ zugenommen; der englische ist vor dem französischen voraus um $34\frac{31}{100}$; somit brauchten die Franzosen ein volles Jahrhundert, um die Engländer auf ihrem jezigen Standpunkt einzuholen, wenn sie nicht rascher vorwärts streben, als ihre Väter.

Dupin schließt mit folgenden Worten: „Wenn mitten im überall zunehmenden Wohlstande das Nationalvermögen plözlich einen Stoß zu erleiden scheint, wenn an die Stelle des anfänglichen unbedachtsamen Zutrauens ein noch unbedachtsameres Mißtrauen tritt, so ist es die Aufgabe der Theorie, deren Resultate ich heute zum Theil dargelegt habe, zu beweisen, auf welch unerschütterlicher Grundlage der französische Wohlstand ruht. Allen Unbilden, womit man seine Blüthe bedrohen könnte, zu trotzen vermag er allerdings nicht; man dürfte ihm nur mit eiserner Consequenz fort und fort störend entgegenwirken. Der durch die Industrie der Nation kapitalisirte Reichthum eines Staats gleicht einer chemischen Auflösung: so lange der Chemiker die Flüssigkeit schüttelt, bringt er nichts aus derselben heraus; hört er aber auf, zu rütteln, läßt er sie ruhig stehen, so sieht er bald, wie sich Krystalle an den Seiten des Gefäßes ansetzen; über die erste Schichte legt sich eine zweite, über diese eine dritte, und das Werk der Natur wächst in geregeltem Gange. So ist die Bedingung, ohne welche der Reichthum eines Volkes seine Schätze, wenn ich so sagen darf, nicht niederschlagen, krystallisiren, konsolidiren kann, gesellschaftliche Ruhe. Diese Ruhe kann nur aus der Ordnung entspringen, und nur eine gute Regierung kann dem Vaterland diese Ordnung verschaffen.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 120.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 20. Mai 1831.

Jedes Denkmal rede für sich und erkläre sich selbst, ohne daß wir irgend aus einer Lieblingsgegend die Erklärung holen.

Herder.

Naturgeschichtliche Betrachtungen über einige Thiere, welche auf einem Basrelief vom Tempel des Jupiters zu Olympia abgebildet sind.

Die französische wissenschaftliche Expedition in Morea hat sehr interessante Bruchstücke eines marmornen Basreliefs, das die zwölf Thaten des Herkules vorstellte, nach Paris geschickt. Diese Trümmer rühren von dem berühmten Tempel des Jupiters zu Olympia am Ufer des Alpheus her. Olympia ist zwar völlig vom Boden verschwunden; aber die Andeutungen des Pausanias führten auf die Spur des alten Orts, und der Architekt Blouet ließ im aufgeschwemmten Boden des Alpheus Nachgrabungen anstellen; hier entdeckte man nun einen Theil vom Giebel des Tempels des olympischen Jupiters, und daran namentlich eines der Basreliefs, welche Pausanias beschreibt und als die Arbeit des Alcamenes, des ausgezeichnetsten Schülers des Phidias, rühmt. Auf diesem Basrelief, so weit es aufgefunden wurde, sieht man verschiedene der Thiere abgebildet, von denen der Heros Griechenland gesäubert hat. Ueber diese Thiere hat der bekannte Naturforscher Geoffroi St. Hilaire eine Abhandlung bekannt gemacht, und die zahlreichen Leser, welche sich für das Alterthum und für Naturgeschichte zugleich interessiren, werden einen Auszug daraus nicht ohne Vergnügen lesen.

* * *

Bei Betrachtung dieser kostbaren Reste des Alterthums mußte sich mir als Naturforscher bald die Frage aufdringen: was waren das für Thiere, die zu Phidias und Alcamenes Zeit Gegenstände der Sculptur wurden? was war dieser nemeische Löwe, diese lernäische Hyder, dieser Stier von Creta, dieser Eber von Erymanthus? Wie weit hielt sich damals die bildende Kunst an die wirkliche thierische Natur? Es gibt verschiedene Arten von Löwen, Stieren, Ebern; früher hatte man freilich im Allgemeinen mit solchen Thiernamen sehr vage Begriffe verbunden und sich damit begnügt; wenn aber nun zu erwarten stände, daß sorgfältigere wissenschaftliche Untersuchung solcher alter Materialien für die mythische oder die historische Zeit zu wichtigen Aufschlüssen oder auch nur zu interessanten Bemerkungen führen könnte, warum sollte man sich die Mühe verdrießen lassen? Der Sinn für Zoologie ist heutzutage entwickelter, der Blick für die Formen der Thierwelt geschärfter, warum sollten wir uns also nicht umsehen, wie weit bei solchen sehr ausgearbeiteten Produkten der Kunst die lebende Natur zu Rath gezogen worden ist? Denn wenn auch solche Darstellungen nicht immer wirkliche Porträts sind, so konnte doch der Künstler nimmermehr gegen seinen eigenen Zweck handeln, und die Formen absichtlich so zeichnen, daß man nicht wußte, was das Dargestellte bedeuten sollte.

Nun fehlt es aber nicht an Alterthumsforschern, welche sagen, der Naturgeschichte komme es nicht zu, bei rein mythologischen Fragen ein Wort mitzusprechen, in einem

Streit über die Bedeutung von Symbolen mitzustimmen, wie denn z. B. die zwölf Thaten des Herkules lauter fabelhafte Beziehungen haben. Nach dieser sehr verbreiteten Ansicht stellen die Thaten des Herkules nichts als die zwölf Zeichen des uralten Thierkreises vor, die Scenen und Motive, welche allegorisch die uralte, allen Völkern gemeinschaftliche Kosmogonie darstellen, sind hiebei nur in griechischen Styl übertragen. Mehrere Jahrhunderte, bevor in Europa die Kultur nur Wurzel geschlagen hatte, legte die Entdeckung des Thierkreises den Grund zu einer indischen Theogonie; wie kann man also aus einem zu Olympia entdeckten Basrelief, das nur eine Version dieses uralten Themas ist, die Elemente einer altgriechischen Zoologie herausfinden?

Leute, die einmal den Hang haben, Alles zu generalisiren, sind schnell fertig mit Sätzen, die für alle Zeiten und alle Völker gelten sollen. Man darf sich aber wohl vorsehen, ehe man solchen Denkern mit lebhafter Einbildungskraft auf ihr Wort glaubt, und so ist wohl auch die Frage noch nichts weniger als ausgemacht: ob die Griechen, als sie sich zu kultiviren begannen, die indischen Fabeln gekannt und unter sich aufgenommen haben; oder ob sie vielmehr, sich auf dieselbe Weise wie alle andern Völker aus der Barbarei emporringend, dieselben Hindernisse zu überwinden, ähnliche Schicksale zu erleben hatten, ob ihre Siege über die Elemente ihnen dieselbe Freude verursachten und sie ihre Gefühle ungefähr auf gleiche Weise äußerlich zur Darstellung brachten. Ist ja doch der Mensch auf der ganzen Erde derselbe; auf den verschiedensten Punkten der Erde wird ihm ja Anfangs dieselbe Aufgabe, dasselbe Geschäft zu Theil; er denkt hier wie dort, einer wiederholt den andern, aber sie entlehnen nicht von einander. Jeder Volksstamm feiert seine Siege über die Natur mit denselben Triumphgesängen, und nur Völker von uralter Kultur haben eine geschriebene Geschichte. Davon wollen aber jene Philosophen häufig nichts wissen, und sie leiten daher die Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit in Zweck und Mitteln, die man überall bemerkt, wo der Mensch die ersten Schritte auf der Bahn des geselligen Lebens macht, von Erfindungen des ältesten Volkes ab, und erblicken in den geistigen Aeußerungen der folgenden Geschlechter lauter Reminiscenzen. Bei den zwölf Thaten des Herkules insbesondere aber ist ja vollends Charakter und Ausdruck durchaus und ausschließlich griechisch. Sämmtliche Namen der Allegorie beziehen sich auf Lokalverhältnisse: sie spricht zu Griechen von ihren Städten, Thälern und Bergen; der Stier von Gnossus oder Kreta, der Löwe von Nemea, der Eber von Erimanthus oder Calydon u. s. w., das ist lauter griechische Erfindung, lauter hellenische Geschichte und Geographie.

Aus dem erwähnten Basrelief, das nicht nur durch sein Alter von zweiundzwanzig Jahrhunderten merkwürdig, sondern auch als ein Werk aus der höchsten Blüthezeit der griechischen Skulptur und als das Original zu einem Kommentar des Pausanias wichtig ist, lernen wir leider nur drei Thiere aus dem alten Griechenland kennen, den Stier, den Löwen und den Eber; ein Schlangenkopf, der zur Darstellung der lernäischen Hyder gehört zu haben scheint, ist nicht nach Europa gekommen, und die übrigen Darstellungen der Thaten des Heros sind nicht aufgefunden worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

„Ich gelobe es!“ sprach Christine mit fester Stimme, indem sie den Blick gen Himmel hob und die Thränen zurückhielt, die sich hervordrängen wollten; „aber Du selbst — wird nicht, wenn Deine Hoffnungen sich erfüllen, wenn Glanz und Ehre Dich umgeben, wird dann nicht das arme Mädchen, das hier einsam um Dich weint, Dir zu gering werden, wird die Heimath, die Dir jezt ein Paradies scheint, sich Dir dann nicht entfremden?“ — „Nie, o nie!“ rief Eduard, das zarte Mädchen umschlingend, aus der Fülle seines Herzens; „sieh nur, dort leuchtet es ja auf uns nieder, das helle Gestirn, der Zeuge unserer Liebe; es hat unsere Schwüre vernommen; jede seiner sanften Strahlen würde dem Eidbrüchigen zur strafenden Flamme werden.“ Ein nahes Rascheln im Gesträuche machte die beiden Liebenden aufmerksam; sie schauten besorgt dahin, woher es gekommen war, und entdeckten mit einiger Ueberraschung den fremden Herrn, der schnell auf sie zutrat. „Auch ich war Zeuge Eurer Gelübde, meine lieben jungen Freunde,“ sagte er, indem er beider Hände freundlich ergriff, „gedenkt dieser Stunde, wenn das Leben scheidend zwischen Euch tritt. Leicht ist der Schwur, wenn er gethan wird, schwer liegt er auf dem Herzen dessen, der ihn gebrochen hat; Gott gebe, daß Ihr den Jammer eines auf diese Weise verscherzten Glücks nie zu tragen haben möget.“ Ein leiser Druck der Hand galt statt des Abschiedes, und das erstaunte Paar sah den Fremden mit einiger Eile den steilen Abhang hinunter klimmen, der zu den Badgebäuden führt.

In diesem Augenblick kamen einige Personen der Gesellschaft, um zu melden, daß so eben der Mond hinter dem Berg heraufsteige, und die ganze muntere Karavane machte sich fröhlich und ein wenig lärmend auf den Weg. Die einen sangen, die andern, denen der Gott des Weines etwas zu viel Begeisterung eingeflößt hatte, führten wunderliche Reden und unterbrachen mit Halloh zuweilen der Gefährten harmonische Töne; Eduard aber führte die

Geliebte am Arm und beide waren in der Freude, sich so nahe zu seyn, in dem Genuß des herrlichen Abends und in dem Schmerz der nahen Trennung dermaßen versunken, daß nur leise innige Worte zwischen ihnen gewechselt wurden, bis sie vor dem Thore des Städtchens anlangten, wo das Mädchen für den kleinen Rest des Weges Hallers Sorge übergeben wurde, welcher den taumelnden Herrn Samuel, den er bis dahin vor Unfall bewahrt hatte, nun seinem Schicksal überließ.

Acht Tage später hatte Eduard sich mit allen nothwendigen Papieren versehen, und bereit, am folgenden Morgen seine Reise anzutreten, ging er die Straße zu Herrn Saltingers Hause hinunter, um ihn mit seinem Vorsatze bekannt zu machen und sich einen freundlichen Abschied zu erbitten. Die Hoffnung, Christinen noch einmal allein zu sehen, bewegte zwar sein Herz dießmal nicht, denn er hatte an jenem Abende einstweilen allen andern Erwartungen entsagt und sich mit der Kraft einer edlen Seele über jede Entbehrung erhoben, welche die nächste Zeit ihm noch auferlegen mußte; aber dennoch pochte seine Brust gewaltsam und Hand und Stimme zitterten, als er die Thüre des Ladenstübchens öffnete, als er vor dem immer noch verehrten und geliebten Mann stand und ihm sein Vorhaben kund that. „Wie, nach England willst Du gehen, mein Junge?“ fragte Herr Abraham mit halb erstaunter, halb zufriedener Miene, schritt dabei in dem kleinen Raume gravitätisch auf und nieder, nickte und schüttelte wechselsweise mit dem Kopfe und ein „hm“ nach dem andern war alles, was er während einiger Minuten von sich hören ließ; aber mit jedem Laute wurde sein Gesicht freundlicher und sein Ton beifälliger. „Höre Eduard!“ sprach endlich der Alte, indem er sich vor seinen jungen Freund hinstellte; „ich glaube die Ursache Deines Planes wohl zu errathen, denn Deine und meiner Tochter Gesinnungen sind mir keineswegs fremd geblieben, ja sie haben mir, da ich mich in der Unmöglichkeit sah, Eure Wünsche zu erfüllen, manche trübe Stunde gemacht. Jezt denke ich, Du willst in das ferne Land reisen, um einen Ausweg zu ermitteln, um zu versuchen, ob Menschen und Schicksal Dir und Deiner Mutter, die ich, troz ihres Jugendfehlers, achte und liebe, nicht endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen und Dich in den Fall setzen werden, um eines ehrlichen Vaters ehrliches und unbescholtenes Kind zu werben. Einige Aeußerungen Deines verstorbenen Pflegevaters, der auch ein braver und würdiger Mann war, lassen mich vermuthen, Deine Schritte möchten nicht ganz erfolglos seyn, und ich bin denn auch der unbillige Mensch nicht, der eigensinnig auf seiner Ansicht beharrt, wenn sich ihm eine bessere darbietet. Sieh, ich hätte freilich meine Tochter gerne dem jungen Fries da drüben gegeben; der hätte meine Spezereihandlung übernehmen und ich hätte mich in dem Kreise meiner Kinder und Großkinder behaglich zur Ruhe setzen können, ohne den schönen Erwerb aufhören zu sehen, der mich und meine Familie so lange Jahre reichlich genährt hat. Allein ich sehe wohl, wie tief die Liebe zu Dir in dem Herzen des Mädchens sizt, wie sie mir bleich wird und abfällt; Du hast denn auch immer einen großen Platz in meinem Herzen behauptet. Dein seliger Pflegevater war mein bester Freund, dessen Verlust ich noch täglich beklage, und wenn ich mit Ehren, verstehst Du, mit Ehren euch vereinigen könnte, so möchte meinetwegen die Handlung auch hingehen. Darum segne Gott Dein Vorhaben, mein Sohn,“ sezte er hinzu, indem er ihn mit Thränen in den Augen herzlich umfaßte; „reise unter des Allmächtigen Schutze, betreibe Deine Angelegenheit, so gut es gehen will, und gib fleißig Nachricht. Christine soll, das verspreche ich Dir, noch unverbunden bleiben, bis Du entweder fröhlich heimkehren kannst, oder uns melden mußt, Du habest Dein Ziel verfehlt. Dann aber erwarte ich von Deiner Rechtlichkeit, daß Du billigermaßen auch meine Ruhe und das einzige Glück meines Alters in Rechnung nehmest, welche beide nur durch eine gute Heirath Christinens gedeihen können. Dann kehre, binnen einiger Jahre wenigstens, nicht mehr hierher zurück; die Zeit, die Vernunft und der Wunsch, ihren alten Vater in Frieden sterben zu sehen, werden mein Kind mit ihrem Verlust aussöhnen und sie meinem Verlangen geneigt machen, und mein Segen für Deine Schonung soll Dich dann überall, wo Du auch bist, erreichen.“ Gerührt streckte Saltinger bei diesen Worten die Hand aus, um die Verheißung seines jungen Freundes zu empfangen. „Ja, Vater, ich verspreche es Euch!“ rief der Jüngling begeistert, indem er den Alten mit stürmischer Heftigkeit an seine Brust drückte. „Grüßt mir Christinen zum leztenmale!“ flüsterte er noch mit halberstickter Stimme und eilte dann aus dem kleinen Hause, indessen Herr Saltinger sich in seinen Sorgenstuhl sezte, die Hand über seine nassen Augen legte und brummend zu sich selbst sagte: „Eine dumme Welt! eine recht dumme Welt!“

Von den Thränen und Segnungen seiner Mutter und den herzlichen Glückwünschen seines Freundes geleitet, der nun ebenfalls ungesäumt an den Ort seiner Bestimmung abgehen sollte, hatte Eduard am folgenden Tage seine Reise angetreten, die er über Bern machen mußte, weil seinem Reisepaß noch eine Beglaubigung fehlte. Im Begriff, mit sehr unsichern Hoffnungen die theure Heimath auf unbestimmte Zeit zu verlassen, und alle die Gegenstände seiner heißesten Anhänglichkeit auf dem kleinen Punkte wissend, von welchem das Schicksal ihn wegzog, vermochte er nicht schnell von der lieben Ge-

gend zu scheiden, die einen solchen Schatz von Erinnerungen in sich faßte. Als er sich den Bädern von Schinznach näherte und die Mauern des kleinen Bruggs immer weiter in den Hintergrund traten, da hielt es ihn gewaltsam fest; er beschloß, die Nacht hier zuzubringen und am Abend noch einmal den kurzen Gang auf die Habsburg zu machen, um von dort aus seinen Lieben ein leztes herzliches Lebewohl zuzurufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Theaterdirektoren, die Theaterdichter und das Ministerium.

Die Napoleons sind nun auf einmal alle von den Theatern verschwunden, nachdem einige freilich beinahe an hundert Darstellungen erhalten hatten. Hiermit hat es folgende Bewandtniß. Seit der im Juliusmonat vorigen Jahres eroberten Freiheit hatte sich, wie ich bereits früher erwähnt, eine neue Laufbahn für die Theaterdichter eröffnet. Zum erstenmale konnten sie nach Belieben Stoff und Darstellungsart wählen, und Lebende und Todte zu dramatischen Personen machen. Wie man sich oft für eine lange Entbehrung durch einen übermäßigen Genuß entschädigt, so stürzten sich auch die Pariser Theaterdichter, besonders diejenigen, denen es mehr darum zu thun war, die Menge der Neugierigen herbeizulocken und die Kasse zu füllen, als etwas ästhetisch Schönes zu liefern, in die neue Bahn. Mancher Schmerz, welcher geheim bleiben wollte, wurde hervorgezogen, und Niemand konnte die Theater abhalten, Personen und Familien darzustellen, die gar nicht dargestellt seyn wollten. Besonders war dies mit der Madame Lavalette der Fall, welche sich durch die List, wie sie ihren Mann vom Tode gerettet, berühmt gemacht hat. General Lavalette ist jezt todt, die Frau ist verrückt, vermuthlich weil die heftigen Gemüthserschütterungen ihre schwachen Nerven angegriffen haben, und sizt schon einige Jahre in einem Irrenhause. Ihre Familie hielt es bei so bewandten Umständen für ungeziemend, daß man die arme Frau auf der Bühne darstellte. Sie konnte es aber nicht verhindern, und ihr blieb kein anderes Mittel übrig, als in den Zeitungen ihren Unwillen über die Unbescheidenheit des Theaterdichters auszudrücken. Das Stück wurde oft gegeben, und zwar mit ziemlich großem Beifalle. Eben so wurde Murat gegeben und „das Halsband der Königin,“ und so vieles andere, was unter den Augen des jezigen Geschlechts vorgefallen ist, was sie bewegt, erschüttert, erfreut oder betrübt hat. Die Familien klagten; allein kein Gesez war vorhanden, welches verbot, unsere Zeitgenossen auf der Bühne darzustellen. Eine Volksrevolution hat im vorigen Jahre stattgehabt; Theaterfreiheit mußte eine Folge derselben seyn; Theaterfreiheit wurde verlangt und erobert. Andernseits fühlte man doch die Nothwendigkeit irgend einer, wenn auch nur gelinden Beschränkung, damit die erworbene Freiheit nicht durch den Mißbrauch untergehe. Montalivet, der damalige Minister des Innern, legte der Deputirtenkammer einen Gesezentwurf vor, nach welchem es nicht erlaubt seyn sollte, Personen, welche noch keine 20 Jahre lang todt sind, auf der Bühne darzustellen; da aber die Kammern wichtigere Dinge zu berathen hatten, als solche Fragen, so wurde jener Gesezentwurf, der übrigens noch mehrere Verfügungen enthielt, mit denen man nicht zufrieden war, bei Seite gelegt, und da nun die Deputirtenkammer aufgelöst werden soll, so wird auch wahrscheinlich von dem Montalivetschen Gesezentwurf weiter nicht mehr die Rede seyn. Indessen wollte die Obrigkeit doch auch das Uebel, oder was sie als ein Uebel ansah, nicht weiter um sich greifen lassen; der jezige Minister des Innern versammelte daher die Pariser Schauspieldirektoren und verlangte von ihnen das Versprechen, keine in den lezten 20 Jahren gestorbene Person auf die Bühne zu bringen. Dieses Versprechen scheinen sie in der That abgelegt zu haben; denn wenn ein Minister, welcher die Macht in Händen hat, ein Theaterprivilegium zu geben und zu nehmen, ein Versprechen verlangt, so bedeutet dieses ungefähr so viel, als ob er geböte, was er sich versprechen läßt. Seitdem sind also die Napoleons, die Murats, die Brune und alle andern Helden der Napoleonschen Zeit wie weggeblasen von der Bühne. Manche Direktoren hatten großen Aufwand gemacht, um ihre Napoleons würdig darzustellen, und obschon sie dieselben oft genug gegeben haben, so hofften sie wahrscheinlich doch auf eine noch längere Dauer ihres Glücksterns. Was sollen sie aber machen, so lange ihr Seyn und Nichtseyn von einem Minister abhängt? Hören einmal die Theaterprivilegien auf, was wahrscheinlich später geschehen wird, wenn sich alle Freiheiten werden entwickelt haben, so werden auch die Direktoren nicht mehr genöthigt seyn, etwas zu versprechen, was sie ungern halten und was gegen ihren Vortheil ist. Damit aber noch nicht zufrieden, soll der Minister von ihnen auch noch das Versprechen gefordert haben, ihm die Manuskripte der neuen Stücke vor der Aufführung mitzutheilen. Natürlich war dies nichts anders, als die abgeschaffte Theatercensur; denn wenn auch zuvor die Theaterdirektionen etwas anders behandelt wurden, indem ein Urtheil der Censur eine dramatische Dichtung verstümmeln oder gar ganz von der Bühne verbannen konnte, wogegen jezt wahrscheinlich alles mit Höflichkeit vor sich geht, so ist es für die Schriftsteller ungefähr dasselbe, ob der Minister bittet oder befiehlt, daß ihre Stücke nicht aufgeführt, oder daß sie verstümmelt werden. Für den jezigen Augenblick ist freilich die Regierung noch allzu liberal, als daß sie die kleinlichen Ansichten der vorigen ängstlichen Theatercensur theilen sollte; was sie gegen neue Stücke zu bemerken hat, beschränkt sich also wohl auf einzelne Ausdrücke und unschickliche Personen oder Situationen. Allein die Autoren wollen auch diesen Zwang nicht dulden, und die meisten Theaterdichter haben daher gegen die von den Theaterdirektionen dem Minister gegebene Zusage protestirt und sich einander versprochen, keinem Theaterdirektor, welcher seine Manuskripte irgend einer Art von Censur unterwerfe, ein neues Stück zu geben. Der Entschluß ist etwas rasch und hart; es ist aber in gegenwärtigem Zeitpunkte wichtig, keine der im Julimonate vorigen Jahres erworbenen und so theuer erkauften Freiheiten wieder fahren zu lassen, und da die Censur, von welcher Art sie auch seyn möge, in Frankreich allgemein verhaßt ist, so glauben die Dichter es ihrem Vaterlande schuldig zu seyn, in dieser Angelegenheit nicht nachzugeben, sondern sich allem, was zu dem vorigen schimpflichen Joche zurückführen könnte, fest und nachdrücklich zu widersetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Mai 1831.

— Freundliche Blümchen,
Wie uns der Frühling gebar, treten wir kunstlos hervor.

Körner.

Liederflüchtlinge.

Von August Stöber.

1. Frühlingseinzug.

Ein Vöglein kommt geflogen
Gar lustig in den Hain,
Weiß nicht, hat sich's betrogen,
Spricht, Frühling möcht' herein.

Das hat ein Rab' vernommen,
Im schwarzen Leichenkleid,
Der sagt: es mag nicht frommen,
Noch ist's nicht an der Zeit!

Doch haben's auch vernommen
Die Knospen all' im Hain,
Sind schnell heraus gekommen
Zum lichten Sonnenschein.

Das Veilchen hat ergossen
Schnell seinen süßen Duft,
Das Brünnlein ist geflossen,
Von Liedern tönt die Luft.

Der Rab' mit Flügelschlägen
Sich stumm zum Schlafe streckt,
Derweil ein Blüthenregen
Ihn ganz mit Duft bedeckt.

2. Mein Himmel.

Ihr klugen Herrn, ihr großen Herrn,
Zu weit ist mir das Ziel!
Am Himmel seh' ich euern Stern,
Für euch ist er ein Spiel.

Doch mir zu ferne liegt der Raum,
Mag nicht so hoch hinauf —
Fünf Schuhe von der Erde kaum
Geht schon mein Himmel auf.

Zwei Sternlein hat er freundlich=klar,
Draus fromme Liebe bricht;
Ein Morgen, blühend immerdar,
Schwebt um ihn her, so licht.

Fahrt nur, ihr Herren, kühn empor
Zu euerm Stern, so bleich;
Es öffnet schon das ros'ge Thor
Mein irdisch Himmelreich.

3. Die Mutter.

Ich rath' euch, ihr Winde,
Geht sachte! nur sachte!
Bringt würzige Düfte vom Blüthengewinde,
Bringt liebliche Kühlung dem schlummernden Kinde!
Geht sachte! nur sachte!

Ich rath' dir, o Quelle,
Nur stille! nur stille!
Ein andermal sprich mir, du silberne, helle,
Von Blumen am Ufer, den Liebchen der Welle,
Nur stille! nur stille!

Ich rath' euch, im Haine,
Nur leise! nur leise!
Lenzvögelein singet, beim mondlichen Scheine.
O weckt nicht, o weckt nicht die rosige Kleine!
Nur leise! nur leise!

Wie's strahlet, so milde!
Wie's lächelt im Traume!
O spielst du wohl selig im Palmengefilde,
O siehst du wohl, Liebchen, viel Engelsgebilde?
Wie's lächelt im Traume!

4. Glaube.

Grämlich Männlein, gedrückt und gebückt,
Tief in gründliche Bücher blickt,
Wühlet und grübelt im Staube:
Wie man wohl richtig glaube.

Draußen schaut, aus der grünen Au,
Frisches Auge in's Himmelblau.
Es schlägt ein Vogel in weiter Fern,
Es duftet mild ein Blumenstern.
Halb hat sich das Aug' geschlossen,
Thränen draus herniederflossen.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Vor achtzig Jahren hatte die Kunst noch wenig für Schinznach gethan, und von den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten aller Art, die man jezt dort findet, sah man damals noch beinahe keine Spur. Da, wo jezt ein Wäldchen als eine Art von Park, mit mannigfaltigen Pfaden durchschnitten, dem Vergnügen und der Erholung der Kurgäste an heißen Nachmittagen sich darbietet, wo Akazien und Platanen sich über den Ruhenden wölben, breitete sich die dichte Waldung des Wülpelsberges, die Landstraße ausgenommen, noch pfadlos aus, und wo einem heute das herrliche Gebäude in halber Zirkelform gefällig entgegen glänzt, in dessen Innerem wohleingerichtete Bäder und zierliche Zimmer dem Besuchenden zu Gebote stehen, da fand sich früher ein leerer Platz und die Gäste waren auf das alte Haus beschränkt. Was die Natur für den schönen Ort thun konnte, war freilich damals schon geschehen, als Eduard Lindsay, in wehmüthige Gedanken vertieft, sich dem Hause näherte. „Ei, sieh da, mein junger Freund!“ sagte eine angenehme Stimme, deren sonorer Laut schon einmal seinem Ohre wohlgethan hatte; „willkommen bei den Thermen von Schinznach! Ich habe mich seither nicht zufrieden geben können, daß wir uns gar nicht wiedersehen sollten, und nun führt Sie mein guter Genius in meine Nähe; dafür will ich aber auch mein freundliches Geschick fest erfassen, und Sie müssen durchaus heute mein Gast seyn.“ Eine Unterbrechung in seinen schmerzlichen Gefühlen wäre Eduarden in jedem andern Falle verdrießlich gewesen, allein in dem gegenwärtigen paarte sich eine geheime Sympathie, die ihn zu dem Fremden zog, mit dem herzlichen Empfang, gegen den sein Herz niemals hätte undankbar seyn können, und so gewann die Aussicht, mit diesem Manne den lezten Tag hinzubringen, den er in der Nähe seiner Heimath verleben sollte, einen eigenthümlichen Reiz. Die Unterhaltung bewegte sich vor, bei und nach Tische um hundert interessante Gegenstände, und die beiden Männer waren einander gegenseitig sehr werth geworden, ohne daß es einem von ihnen eingefallen wäre, sich nach den nähern Umständen oder nach dem Namen des neuen Bekannten zu erkundigen. Schon rückte der Abend heran und Eduard, welcher, ungeachtet seiner Neigung zu dem Grafen, bei dem Abendspaziergange auf die Burg allein zu seyn wünschte, machte Anstalten zum Ausbruch. „Sie gehen?“ fragte sein Begleiter; „werden Sie mir wohl in dem lezten Augenblicke, den wir wahrscheinlich mit einander auf Erden zubringen, vertrauen wollen, wohin Sie gehen?“ — „Ich gehe, mein Glück zu suchen!“ erwiederte Eduard mit ungewisser Stimme und indem seine Augen sich schüchtern zu Boden schlugen. „Ich habe kein Recht, weiter in Sie zu dringen,“ fuhr der Graf nach einer Pause fort; „sagen Sie mir nur, denn Sie sind mir während unserer kurzen Bekanntschaft herzlich lieb geworden, kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen? Ich bin reich, habe bedeutende Verbindungen; könnte ich Ihnen vielleicht mit dem einen oder dem andern den Weg zu Ihrem Glücke erleichtern? Sie sehen mich traurig an, Ihre verneinende Bewegung weist meinen freundschaftlichen Antrag zurück, indem Ihr herzlicher Händedruck mir dafür dankt? Nun, so reisen Sie mit Gott, mein junger Freund! Sie suchen Ihr Glück, mögen Sie dasselbe schnell und vollendet finden! Immerhin haben Sie Großes vor mir voraus; denn während die Hoffnung noch leuchtend in Ihr Leben bricht, ist sie mir schon längst und auf immer untergegangen. Indessen wünschte ich doch, in dem Fall, wo etwa das Schicksal Sie nicht ganz begünstigen sollte, Ihnen den wahren Namen eines Mannes zu hinterlassen, der immer bereit seyn wird, versöhnend zwischen Sie und das Geschick zu treten; darum nehmen Sie dieß Papier, durch dessen Beihülfe Sie mich an jedem Ort ausfindig machen können. Auch ich reise diesen Abend noch ab, dem Norden zu, eine Ruhe zu suchen, die mich flieht; ich werde in Brugg die

Nacht zubringen und Ihre Grüße mit dorthin nehmen, wo ja wohl Ihr Herz zurückbleibt. Leben Sie wohl, junger Mann!" fügte er hinzu, indem er ihm die Hand schüttelte und in den Hofraum zurückschritt, während Eduard, nachdem er dem seltsamen und seltenen Mann noch einige Minuten nachgesehen hatte, das erhaltene Papier, ohne es in seiner Gemüthsbewegung näher zu beschauen, in den Busen schob und mit schnellen Schritten den Ruinen zueilte, die bereits vom Abendrothe beglänzt, in das Thal herunterblinkten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliche Betrachtungen über einige Thiere, welche auf einem Basrelief vom Tempel des Jupiters zu Olympia abgebildet sind.

(Fortsetzung.)

Wir beschreiben nun diese drei Thiere.

1) Der Stier (siebente That). Der Stier ist in natürlicher Größe von der Seite dargestellt, den Kopf aber sieht man von vorne; der Heros beugt sich in einer Stellung, in der er seine ganze athletische Kraft entwickelt, etwas zurück; sein Rücken bedeckt die Seite des Thiers; er ringt es, nicht allein durch sein eigenes Gewicht, sondern auch durch mächtige Kraftanstrengung nieder. So sieht man vom Ochsen hinten das Kreuz und den künstlerisch geschwungenen Schwanz, vorne den Kopf. Der Hals ist dick, das Horn ist ganz gerade, seitlich angesezt und sehr kurz; die Schnautze fehlt, der Marmor ist hier abgesprungen; doch läßt sich die breite niedrige Stirne noch deutlich erkennen. Der Form des am Ende mit einem kleinen Haarbüschel versehenen Schwanzes, besonders aber dem wichtigern Charakter des Kopfes nach, ist es ohne Zweifel der wilde Ochse, der ehemals in Europa so häufig war, der bos urus, der Auerochs, von dem Cäsar in seinen Kommentarien so oft spricht; jezt kommt er in den Wäldern von Deutschland nicht mehr vor, und die fortschreitende Kultur wird ihn bald auch da ausrotten, wo er sich noch findet, wie in den Wüsteneien Polens, Rußlands und der Türkei. Nur auf diese Art passen die folgenden Stellen des Pausanias: „Von allen wilden Thieren ist keines schwerer lebendig zu fangen als der Ochs von Päonia; dieses Thier hat lange Haare am Körper, besonders am Hals und der Brust." Zur Zeit des Pausanias war also der Auerochs bereits an die Grenze von Macedonien, in die Schluchten, wo der Fluß Arius entspringt, zurückgedrängt. Ein Umstand auf dem Marmor von Olympia könnte unsere Annahme zweifelhaft machen: der Schwanz ist zu lang; aber Alcamenes arbeitete wohl aus dem Gedächtniß und hielt sich hier nicht streng an die Natur, um mehr Leben in diesen Theil der Komposition zu bringen.

2. Der Löwe (erste That). Das Basrelief zeigt drei Darstellungen von Löwen; einmal einen zu Boden geworfenen Löwen, auf den der Heros einen Fuß sezt; ferner zwei Löwenköpfe über Lebensgröße, die als Ornamente am Gesimse des Frontons angebracht sind; einer ist von vorne, der andere von der Seite genommen. Mit einem Löwen soll Herkules, dessen Geburt Herodot hundert Jahre vor dem trojanischen Kriege, d. h. etwa in das Jahr 1382 vor der christlichen Zeitrechnung sezt, im Walde von Nemea gekämpft und ihn getödtet haben. So hieß dieser Wald, weil er nahe bei einer Stadt dieses Namens in Argolis am Fuße des Bergs Apesas lag. Lassen wir diese historischen Angaben gelten, so gab es also zu jener Zeit Löwen im Peloponnes; achthundert Jahre später aber hielten sie sich nur noch an der Nordgrenze von Griechenland auf. Es ist erwiesen, daß jezt auf dem Boden von Europa kein Löwe mehr lebt. Aus Herodot wissen wir, wo es zur Zeit der Kriege des Xerxes noch Löwen gab: im Landstrich zwischen dem Achelous und Nessus, d. h. in einem Theil von Macedonien und Thracien waren sie damals noch sehr häufig. Als Xerxes durch Päonien zog, wurde ein Theil der Kameele von Löwen, die sich bei Nacht von den Gebirgen herabgezogen hatten, angefallen und zerrissen. Auch Aristoteles führt dies an, erzählt es aber offenbar dem Vater der Geschichte nach.

Hatten nun der Peloponnes und später die europäischen Landstriche im Norden von Griechenland ihren eigenen Löwen, oder hatte nur die zunehmende Bevölkerung den Löwen des Atlas hier allmählig ausgerottet? Noch nicht lange hätte man diese Frage mit der gemeinen Meinung abgethan, es gebe nur Einen Löwen, den felis leo der Autoren. Und dies ist doch schon gegen den Ausspruch des Aristoteles, der ausdrücklich sagt, es gebe zwei verschiedene Löwenarten: die eine sey gedrungener, mit krauserer Mähne, und furchtsamer, die andere muthiger, der Körper merklich länger, die Mähne schöner und größer. Diese Behauptung des alten, großen Naturforschers verdient desto mehr Aufmerksamkeit, als wir jezt mehrere streng geschiedene Arten kennen; sie sind: 1) der Löwe des Atlas; langgestreckter Körper, prachtvolle Mähne, welche Kopf und Hals bedeckt und ganz voll über die Schultern fällt. Es ist dies die zweite Art des Aristoteles. 2) Der Löwe vom Senegal; er ist schwächer, die Mähne nicht so lang, die Schulter ziert nur ein Haarbüschel. 3) Der Löwe von Bagdad oder Syrien; Olivier spricht von ihm in seiner Reise in Syrien; die Mähne fehlt ganz oder fast ganz; er ist weder so muthig, noch so groß und schön, als die afrikanischen Löwen. 4) Die schwarzen indischen Löwen. 5) Endlich die Löwen vom Cap, besonders durch den auffallend kurzen Schwanz ausgezeichnet.

Betrachten wir nun nach unserer Kenntniß von diesen verschiedenen Racen die Stücke am Basrelief von Olympia.

Der ganze Löwe, mit dem Herkules kämpft, liegt am Boden; er ist in voller Wuth, daß er der Uebermacht des Siegers unterliegt; die Lippen sind zurückgezogen, stehen weit in die Höhe; die Schnautze ist mit den Vertiefungen bezeichnet, in denen die Barthaare stehen; die Hündezähne sind sichtbar, die übrigen nicht ausgeführt; die Ohrmuschel ist breit, faltig, die Mähne in gleichen Haarbündeln angelegt. Das Thier ist auffallend klein und sein Hauptcharakter der sehr kurze Kopf. Darnach springt wohl in die Augen, daß der Löwe des Alcamenes nach der ersten Löwenart des Aristoteles gebildet ist. Entspricht er aber der zweiten oder der dritten der oben von uns aufgeführten Arten? Allem nach wohl der Art, welche noch jezt in der Nachbarschaft von Syrien lebt, also der dritten oben angeführten. Sonst gab es auch in Syrien selbst und in Egypten Löwen; jezt sind sie ausgerottet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Schicksal der decretirten Denkmäler in Frankreich.

Man sieht übrigens nicht wohl ein, warum sich die Regierung so viele Mühe gegeben hat, die Napoleons von der Bühne zu schaffen, da sie ja selbst den feierlichen Entschluß gefaßt hat, Napoleons Bildsäule wieder auf die Siegessäule des Vendomeplatzes zu setzen, was doch wahrlich mehr heißt, als dessen Leben auf der Bühne darzustellen. Zwar heißt es, die Errichtung der Bildsäule habe einen politischen Zweck, nämlich die Generale der alten französischen Armee zufrieden zu stellen, welche jene Siegessäule als ihr eigenes Denkmal betrachten und das Andenken an ihre ehemaligen glänzenden Siege über die Hauptmächte des europäischen Festlandes daran knüpfen. Wenn dies nun auch wäre, so bliebe doch immerhin die feierliche Huldigung, welche die Regierung durch eine Bildsäule dem Andenken Napoleons darbringt, weit wichtiger, als alle Theaterstücke, welche die Dichter aus freiem Antriebe zu seinen Ehren verfertigt haben. Wie man nun aber Vieles, was in Frankreich beschlossen und befohlen wird, ganz verkehrt angreift und verdirbt, so hat es auch bei der Napoleonschen Bildsäule Schwierigkeiten gegeben. Ueberhaupt scheint man mit den Befehlen zur Errichtung von Denkmälern etwas zu rasch zu Werke zu gehen. Napoleon hatte durch ein Dekret die Errichtung eines ungeheuern Denkmals seiner Siege befohlen, das oben auf den Alpen angelegt werden sollte. Zu diesem Denkmale ist aber nicht einmal der erste Stein gelegt worden. Nicht besser ist es dem Ehrendenkmale oder vielmehr der königlichen Verordnung zur Errichtung eines Ehrendenkmals gegangen, welches die Eroberung Algiers unter der Regierung Karls X. verewigen sollte, welcher Verordnung ebenfalls der Sturz des Thrones unmittelbar gefolgt ist, ehe das Werk begonnen war. Man sollte fast glauben, es sey ein unglückliches Vorzeichen für eine Regierung in Frankreich, wenn sie die Errichtung eines Denkmals befiehlt. Diesmal ist glücklicherweise nicht von der Errichtung eines neuen Denkmals die Rede, sondern von der Wiederherstellung eines alten, indem bekanntlich bereits unter der Regierung Napoleons seine Bildsäule oben auf seiner Siegessäule prangte, aber nach der Rückkehr der Bourbons heruntergeworfen wurde. Eine königliche Verordnung befiehlt, sie solle am 5. Mai, dem Todestage Napoleons, wieder aufgestellt werden. Natürlich mußte man aus dieser Verordnung schließen, die Regierung habe die Bildsäule in irgend einem ihrer Magazine, und es komme nur darauf an, sie hervorzuziehen und wieder aufzustellen. Allein als die Verordnung erschienen war und Jedermann fragte, wo sich denn die Statue befinde, die man wieder aufrichten wolle, fand sich, daß sie nicht mehr vorhanden war. Es wurde in den Zeitungen darüber hin und her geschrieben, und zulezt ergab sich aus dem Streite, daß keine Bildsäule mehr da war, indem die vorige nicht, wie man ziemlich allgemein geglaubt hatte, vom Kaiser Alexander mit nach Rußland, oder vom Herzoge von Wellington mit nach England genommen, sondern eingeschmolzen und zur Bildsäule Heinrichs IV. verwendet worden war. Von der Errichtung oder Wiederaufstellung der Statue am 5. Mai konnte also keine Rede mehr seyn; wahrscheinlich hatte der Minister die königliche Ordonnanz entworfen, ohne sich darnach zu erkundigen, ob die Bildsäule wirklich noch vorhanden war. Es hieß hernach, man wolle einstweilen eine hölzerne oder gipserne aufstellen, allein auch dieses ist unterblieben, und die Neugierigen, die sich auf dem Vendomeplatze versammelt hatten, um die Freude zu haben, die Statue ihres verehrten Napoleons wieder auf seiner Siegessäule zu erblicken, sind in ihrer Hoffnung getäuscht worden; es erschien weder ein hölzerner, noch ein gipserner Kaiser. Jezt soll erst ein Konkurs eröffnet werden, zu dem alle Bildhauer eingeladen sind. Vor einem oder zwei Jahren wird die Zinne der Siegeskolumne also nicht besezt werden können. Auch ist man noch nicht einig über die Art, wie Napoleon dargestellt werden soll. Die vorige Bildsäule stellte ihn als römischen Kaiser mit einer Weltkugel in der Hand und in einem Mantel dar. Man hat in einigen Zeitungen bemerkt, dies sey schicklich zu einer Zeit gewesen, da er noch regierte und als Weltbeherrscher verehrt werden wollte; allein jezt, da man in ihm vielmehr den genialen Mann, den großen Krieger, als den despotischen Kaiser verehrt, heißt es, soll man ihn darstellen, wie er in der Erinnerung des Volks lebt, mit seinem kleinen dreieckigen Hute, Ueberrocke und gekreuzten Armen. Man könnte dann etwa ein Halbdutzend Kronen und die Staatsverfassung unter seine Stiefeln legen, um das Bild vollständig zu machen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 115:

Das Echo.

Räthsel.

Kennst du das grause Weib, das ungescheut
Des eignen Leibes unglücksel'ge Sprossen,
Da sie das holde Daseyn kaum genossen,
Mit eigner Hand dem bittern Tode weiht?

Die in der Jugend Spott und Hohn erduldet,
Ob Segen sie verleiht, ob Weh verschuldet,
Der jung die Welt nicht Huld, nicht Liebe weihst,
Das höchste Alter höchsten Reiz verleiht.

Kennst du das schnöde Weib, das jeden fliehet,
Der, sie zu fesseln, liebend sie umfängt,
Und wieder, wenn er selbst zu fliehn bemühet,
Ihm schwer wie Blei sich an die Fersen hängt?

So nenne sie! und mußt du mir bekennen,
Daß ich geschickt sie jezt von dir gescheucht,
Und doch sie wieder brauchst, um sie zu nennen,
Ist dieser Räthselworte Zweck erreicht.

J.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Mai 1831.

Am Ende nun löst alle Zweifelsknoten —
Was ihm unmöglich blieb — des Zufalls Hand.

Tasso.

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Schon lag tiefer Schatten auf dem mit Bäumen umgebenen Schloßplatze, als Eduard ihn erstiegen hatte, und das ganze weite Panorama, das sich unter ihm ausbreitete, zeigte nur noch einige lichte Stellen, worunter die Mauern von Königsfelden in schauerlichem Glanze am meisten hervortraten. Alles war still, es regte sich kein Lüftchen; selbst die Stimmen in der sonst so belebten Natur schwiegen alle, und die unbewegte Luft war drückend und schwül. Auf der ganzen sichtbaren Kette des Jura lagen dichte Wolken und über Arau hinauf thürmte sich majestätisch ein Gewitter empor, das unbeweglich stille zu stehen schien und nur durch die herrlich leuchtenden Blitze und das ferne Murmeln des Donners sein Daseyn verkündigte. Des Jünglings Blicke ruhten auf den kaum noch erkennbaren Mauern von Brugg, wo Christine gewiß eben jezt seiner gedachte, in ihrem frommen und treuen Herzen für ihn betete und ihm Beharrlichkeit und Ausdauer verhieß. Und seine Mutter! Mit welcher Bangigkeit, mit welcher mütterlichen Sorge waren in dieser Minute und jeder folgenden ihre Gedanken und Empfindungen ausschließlich auf ihn gerichtet; wie geleitete ihr Blick den geliebten Sohn so ängstlich auf dem weiten Wege, und mit welcher Inbrunst wandte sich ihre Seele zu Gott, um Segen und Glück für ihn zu erflehen! Dann hob sich Eduards Auge wieder zu dem Himmel empor, allein nur einzelne Sterne waren sichtbar und der Stern der Liebe hatte sich verhüllt. Beinahe erschreckt von diesem Zufall, schlug er seinen Blick zu Boden und versank in trübes, schmerzliches Nachsinnen. Schon war die zehnte Stunde vorüber und er schickte sich, erwachend aus unheimlichen Träumen, eben an, sein Nachtquartier aufzusuchen; er sandte noch einen lezten Gruß in die liebe Heimath hinüber, da schien es ihm, als liege eine der Wolken, die sich am Himmel zeigten, dicht über der Stadt. Er schaute noch einmal und immer wieder hin; jezt wurde die Wolke röthlich-schwarz gefärbt, er konnte nun wirbelnden Rauch erkennen, und der Schein vieler Lichter, welche sich in den Straßen bewegten, fing an, ihn die Wirklichkeit ahnen zu lassen. „Gott im Himmel, das ist Feuer!“ rief fast bewußtlos Lindsay; „und wenn mich nicht alles trügt, in der Nähe von meiner Mutter Hause!“ Indem die Gewißheit mit Blitzesschnelle ihn durchzuckte, donnerten hinter ihm erschütternd die Böller der Habsburg, das Noth- und Feuerzeichen der Gegend, und zugleich fingen die Glocken des Städtchens in klagenden Lauten an, den Nachbarn den Jammer zu verkündigen.

Wie Eduard durch die verschlungenen Waldpfade, bei stets sich mehrender Dunkelheit sich gefunden, wie er mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf den Schauplatz des Unglücks gekommen war, wußte er später nicht zu sagen, sich auch keines deutlichen Gedankens während des Hinuntereilens zu erinnern. An Ort und Stelle gelangt, überzeugte er sich alsbald, daß weder seiner Mutter Wohnung,

noch das Saltingersche Haus bedroht waren, allein die Aufforderungen zu schneller Hülfe waren so dringend, daß er sich keinen weiteren Betrachtungen überlassen konnte. Das Feuer war durch Unvorsichtigkeit in einem Gebäude dicht neben dem Wirthshause ausgebrochen, und wirklich stieg die Flammensäule, trotz der Menge von Spritzen und helfenden Menschen, hoch in das Dunkel hinauf. Mitten unter dem Lärm und Gewühl aber lag, von seinem Bedienten unterstützt, ein, wie es schien, beschädigter Mann auf einer Bank, der sich klagend hin und her wandte, sich aufraffen wollte und immer wieder kraftlos in seines Dieners Arme zurücksank. Ein Blick beim Scheine der Feuerlaternen reichte hin, Eduarden den Grafen erkennen zu lassen, an dessen Seite er in dem nächsten Momente Hülfe bietend stand. „Mein junger Freund!" rief ihm die wohlbekannte Stimme entgegen, „ich habe einen unersetzlichen Verlust erlitten! Ermüdet hatte ich mich frühe zur Ruhe gelegt; mein Zimmer lag dicht neben dem brennenden Hause; Rauch und Qualm weckten und erstickten mich fast, mein treuer Johann riß mich, ehe ich Besonnenheit gewonnen hatte, mit sich fort, halb bewußtlos taumelte ich die Treppe herunter, fiel, verrenkte mir den Fuß und liege nun da und kann nicht zurück in die Flamme, meinen einzigen, höchsten Schatz zu retten." Ein jammernder Laut, der diese Wort begleitete, erschütterte Eduards mitleidiges Herz, und er sprach rasch: „Ruhig, ruhig! sagen Sie mir, was Sie vermissen, ich kenne in dem Hause jede Gelegenheit." — „Ein Kästchen neben meinem Bette, aber ich beschwöre Sie, setzen Sie Ihr Leben nicht aus!" Ehe die Bitte verhallt war, hatte Eduard schon unter den Wasserströmen der arbeitenden Spritzen hindurch den Weg in das Wirthshaus zurückgelegt und war durch den dichten Rauch in des Fremden Zimmer, dessen Lage er sich hatte bezeichnen lassen, gedrungen; die Flamme, die von dem benachbarten Hause sich einen Weg gebahnt hatte, war im Begriffe, die Vorhänge des Bettes zu erreichen, als er bei ihrem Leuchten das bezeichnete Kästchen erblickte, es erfaßte und mit eilenden Schritten zu der Stelle zurückkehrte, wo jetzt der Graf mehr noch um ihn als um seinen Verlust zagte. Indem er ihm den geretteten Schatz überreichen wollte, wurde er in dem Gedränge hart gestoßen, so daß das Kästchen seiner Hand entglitt, im Fallen sich öffnete und eine Menge Papiere, Geld u. s. w. auf die Straße fielen. Eifrig bemüht, den Inhalt wieder zusammen zu raffen, bekam er ein Miniaturbild in die Hand, dessen Züge ihn bekannt anlächelten, allein der Graf entzog es ihm, bevor er es genau betrachten konnte, und sagte, indem er dasselbe mit Innigkeit an sich drückte: „Hier ist das Einzige, was ich aus den Stürmen meines Lebens gerettet habe, und Ihnen danke ich seine Rettung! Edler junger Mann, lassen Sie mich hinfort Theil an Ihrem Schicksal nehmen, Sie haben mich auf ewig verpflichtet." Eduard, der wohl sah, wie erschöpft der Mann war und daß es nothwendig sey, einen ruhigen und bequemen Aufenthalt für ihn zu finden, schlug ihm vor, sein eigenes, heute erst verlassenes Zimmer bei seiner Mutter zu beziehen, die allem aufbieten werde, um seine Herstellung zu befördern. Nach erhaltener dankbarer Einwilligung hob er schnell mit Johanns Hülfe den Kranken auf und trug ihn durch das Getümmel in das friedliche Häuschen, dessen Eigenthümerin aber, gleich den meisten Einwohnern, durch Schreck und Besorgniß auf die Straße getrieben worden war. Dieser Umstand verursachte indessen keine Verzögerung; Eduard eilte, nachdem der Graf auf seinem Bette bequem gelegt worden war, den Wundarzt zu suchen, der den gequetschten Fuß besichtigte und verband; erst nachdem jeder mögliche Beistand geleistet war und der Leidende ein wenig zu ruhen wünschte, eilte Lindsay zu dem brennenden Hause zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliche Betrachtungen über einige Thiere, welche auf einem Basrelief vom Tempel des Jupiters zu Olympia abgebildet sind.

(Beschluß.)

In Cilicien, Armenien und dem Lande der Parther waren die Löwen nach Oppian sehr zahlreich; jetzt sind sie in diesen Ländern sehr selten, wenn es ja noch welche gibt.

Sprechen wir nun von den Löwenköpfen. An dem von vorne genommenen wollte der Künstler sichtbar Kraft und Majestät ausdrücken; die Lippen sind blos halb zusammengezogen, die Nase ist breit und bedeutend kürzer als beim Löwen vom Atlas, die Ohren erscheinen stärker gefaltet, weniger offen und niedriger als bei den jetzigen Löwen. Die Mähne ist in so regelmäßigen, symmetrischen, geringelten Büscheln angelegt, daß man sieht, der Künstler wollte hier nicht naturgetreu kopiren, sondern ließ sich vom Kunstsinne leiten.

Der im Profil abgebildete Kopf ist ganz wie der vorige gearbeitet; sichtbar führte der Künstler das Ideal, das er sich einmal für das Sujet geschaffen, und seine poetische Intention hier wieder aus. Aber dieser Kopf gab mir zu einer weitern interessanten Beobachtung Anlaß, und ich wußte nicht recht, was ich aus der Sache machen sollte. Sechs gut aneinandergereihte, vollkommen ausgearbeitete Zähne nämlich füllen die ganze eine Seite der obern Kinnlade; dasselbe Relief ist an der untern Kinnlade bemerklich, aber so gestellt, daß die Zähne zum Theil versteckt sind. Man sieht sogleich, daß die sechs obern Zähne nach den sechs breiten Backzähnen des Pferdes gebildet sind. Wurde nun das Gebiß des Pferdes aus Unwissen-

heit, wurde es absichtlich auf den Löwen übergetragen? Die Wahl ist hier nicht groß: das eine ist unwahrscheinlich, das andere seltsam. Unter solchen Umständen sagt mir das Gefühl, daß die Verwechslung wohl berechnet war, daß der Künstler im Geiste des Jahrhunderts des Phidias irgend eine mythologische Beziehung dadurch andeutete. Sprünge der Art, wogegen unsere Praxis der sklavischen Naturnachahmung, unsere Begriffe von Unerläßlichkeit der Lokalwahrheit sich mit Recht empören, machte der Grieche mit Absicht, nach Grundsätzen, und kam so zu Kombinationen, welche nicht das Naturwahre, sondern das konventionell Wahre zur Anschauung brachten. War es nicht geradezu ein gröblicher Irrthum, so folgte Alcamenes ganz der Sitte seiner Zeit, wenn er durch etwas, außerhalb seines Gegenstandes Liegendes den malerischen Effekt desselben erhöhte, und statt der Naturwahrheit, die er aufopferte, mehr Leben und Poesie in die Darstellung legte. Ideen wollte man damals versinnlichen, nicht wirkliche, getreu kopirte Formen. Das Profil einer Kinnlade nun, welche starke, mächtige Zähne füllen, mochte einen drohendern Ausdruck geben, oder doch weit mehr Kraft aussprechen als die vier spitzen, von einander abstehenden Zähne des Löwen, die, getreu kopirt, gar mager unter dem Meisel hervorgekommen wären. Kurz, Alcamenes machte es wohl, wie es die Griechen zu poetischen Zwecken immer machten: er erhöhte die Grandiosität seines Gegenstandes durch glückliche Verletzungen der Wahrheit, er suchte durch berechnete Zusammenstellung verschiedener Züge, deren jeder seine naive Bedeutung hatte, mehrere Ideen zugleich zu versinnlichen und so ein sprechendes Bild aufzustellen.

3) Der Eber (dritte That). Ein Bruchstück des Basreliefs zeigt uns nichts als den Rüssel eines Ebers, und mehr braucht der Naturforscher zur Bestimmung der Species nicht. Was für ein Eber war dieser Eber von Erymanthus oder von Calydon? Erymanthus hieß ein Berg in Arcadien und Calydon ein Wald, der nördlicher und an der andern Seite des Meerbusens von Lepanto lag. An jenem Ort soll Herkules ein ungeheures Schwein lebendig gefangen, an diesem getödtet haben.

Der Rüssel, den wir vor Augen haben, gibt die charakteristischen Hauptzüge des Ebergeschlechts sehr gut wieder: die erhabene Nasenscheibe und die vorspringenden Hauer, welche die Lippe umstülpen und nach oben drücken. Die Hauzähne sind dünn, rund, so lang, daß sie an die Spitze der Schnauze reichen, symmetrisch gebogen u. s. w., kurz, mehr als genug, daß man das Geschlecht Eber nicht verkennen kann. Mehr wollte auch Alcamenes nicht; was aber dem Künstler nach den Begriffen seines Zeitalters genügte, genügt uns, da wir in dem unsrigen einmal an Genauigkeit gewöhnt sind, nicht. Es fragt sich also, nach welcher Eberart Alcamenes modellirt haben mag.

Vorerst aber, an welcher Art von Eber hat sich wohl Herkules verherrlicht? Das vorliegende Modell läßt uns darüber im Zweifel. Wir kennen mehrere Arten von Ebern. Rührte das Stück von einem neuern Bildhauer her, so wären wir geneigt, eine unbekannte Art darin zu erblicken; da wir aber wissen, wie die Alten zu Werke gingen, so müssen wir unter den bekannten Ebern wählen. Von den amerikanischen Schweinen mit gekreuzten und gleich den Hundezähnen der Löwen geradeauslaufenden Hauzähnen, vom Eber des indischen Archipelagus oder dem Babyrussa, mit sehr langen, dünnen, spiralförmig gewundenen Hauern, vom Eber auf Madagascar, der hinter den Hauern einen warzenförmigen Auswuchs hat — von diesen Thieren allen kann schon nach diesen Andeutungen nicht die Rede seyn. Es bleiben also nur zwei Schweinarten übrig: sus scropha und sus aethiopicus. — Der gemeine Eber, Scropha, lebt in der ganzen alten Welt. Lange glaubte man bei uns, er gehöre Europa ausschließlich an; aber ich selbst habe ihn in Egypten gesehen, und er ist wohl in allen Ländern ringsum zu Hause, was Aristoteles mit Unrecht läugnet. Auch in Indien lebt er. Die andere Art, der äthiopische Eber, den früher schon Adanson auf dem grünen Vorgebirge gesehen haben muß, was verschiedene Knochen des Thiers beweisen, die er in das königliche Kabinet geliefert hat, wurde erst 1777 durch Pallas bekannt. Er wendet im Eingang seiner Beschreibung das römische Sprüchwort: Africa ferax monstris auf ihn an, und gibt damit zu erkennen, welch lebhaften Eindruck der erste Anblick dieses furchtbaren Thiers auf ihn gemacht hat. Sein Aussehen ist schrecklich, es ist unbändig wild und ganz unzähmbar, sein Element ist der Schlamm, sein einziges Geschäft Verheerung, ist es erlegt, gibt es nicht einmal ein erträgliches Wildpret: Gründe genug, daß man es auszurotten sucht; und wenn dieses gräßliche Thier Griechenland zur Zeit der Abentheuer des Herkules verwüstete, so ist wohl kein Zweifel, daß es dieser ungeheure Eber war, den der Halbgott auf dem Berge Erymanthus verfolgte und in den Forsten von Calydon erlegte. Aber lebte dieses Schwein damals in Griechenland? Vor wenigen Jahren noch, vor Rüppels Reisen in Kordofan und Abyssinien, hätte man dies, wegen der großen Entfernung der Westküste von Afrika, für unmöglich erklären mögen; jetzt kann man dies nicht mehr: Rüppel hat diesen Eber über den Cataracten am Nilufer und im mitteln Afrika gesehen; dort ist er aber mit jenem Löwen von kleinerem Wuchse beisammen. Warum sollten nun nicht dieselben Ereignisse auf beide Thierarten den gleichen Einfluß geäußert haben? Gleich dem attischen Löwen ist wohl der ungeheure aethiopische Eber nach und nach durch die sich ausbreitende Bevölkerung von der griechischen Halbinsel verdrängt worden. Welcher von beiden Schweinarten, dem gemeinen oder

dem mit vier Hörnern, wie der afrikanische Eber auch heißt, nähert sich nun das Bruchstück vom Tempel zu Olympia am meisten? Im Umfang, der geringern Länge und den Verhältnissen der Fangzähne im Großen, dem gemeinen Schwein; dem andern dagegen in der stärkern Krümmung und der mehr runden Form der Zähne, denn bei dem gemeinen Schwein sind sie platt gedrückt und im Durchschnitt dreieckigt. Aber beim afrikanischen Eber ist der obere Fangzahn an Größe so bedeutend vom untern verschieden, daß man schon darum den Gedanken, den von Alcamenes gehauenen Rüssel dem Eber mit vier Hörnern zuzuschreiben, ganz aufgeben muß. Wir sind somit überzeugt, daß der Künstler die Formen des gemeinen Ebers vor Augen gehabt hat, und wir dürfen daraus schließen, daß dreihundert fünfzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung nur noch unser gemeines Schwein in Griechenland lebte, woraus übrigens durchaus nicht folgt, daß sechs Jahrhunderte früher nicht auch die andere Art, die ein würdigerer Feind für einen Herkules war, daselbst gehaust habe.

Wir glauben nicht, daß wir uns bei diesem Gegenstande allzu lange aufgehalten haben; denn dieses Denkmal, dessen Ursprung und Alter uns vollkommen bekannt sind, ist in der That ein wiederaufgefundenes Blatt der alten Geschichte, und zwar ein sehr interessantes Blatt; bewundern wir doch darin ein Werk aus der Blüthezeit griechischer Kunst, ist es uns doch vergönnt, nach mehr als zweitausend Jahren die Gedanken eines schöpferischen Genius darauf zu lesen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, Ende Februars.

Eintritt in Egypten.

Nachdem ich in meinem lezten Brief die wichtigsten Begebenheiten meiner Reise von Algier hierher erzählt habe, schildere ich nun meinen ersten Aufenthalt in dieser Stadt. Am 19. Februar erwachte ich fröhlich mit der Sonne und ließ mich sogleich mit meinen Effekten ausschiffen, ward aber bald übel gelaunt, als ich gleich beim Aussteigen ein Zollhaus fand, wo man mir sagte, ich müsse eine Stunde warten, bis man meinen Koffer visitire. Vergebens öffnete ich den Koffer; der Zollhüter antwortete mir, es sey nicht seines Amts, die Koffer zu besichtigen. Als ich mich auf eine Bank vor dem Zollhause niedersezte, war ich im Augenblick von ein paar Dutzend arabischer Bettler umgeben, unter denen sich acht- bis zehnjährige Kinder beiderlei Geschlechts ganz nackt befanden; jeder wollte ein Chamsa (etwa vom Werth eines Kreuzers) haben. Bald kamen auch einige ganz roth gekleidete Soldaten hinzu, die Cigarren und Tabak von mir forderten. Diese konnte ich befriedigen und mir durch sie vor den Uebrigen Ruhe schaffen. Die Kleidung der Männer bestand größtentheils nur in einem blauen Hemde, die der Weiber in einem schwarzen baumwollenen Rock; sie hatten das Gesicht ebenfalls mit einem schwarzen Tuche, in dem nur die Augen ausgeschnitten waren, bedeckt, und das zwei Finger breite Band, das vom obern Theile der Nase über die Stirne sich hinaufzieht, war mit Korallen und Goldmünzen behangen. Ich bemerkte gleich bei den ersten Worten, die diese Leute an mich richteten, daß die hiesige Sprache von der algierschen sehr verschieden ist, und sich, obschon noch ein himmelweiter Unterschied zwischen ihr und der des Korans stattfindet, doch lezterer weit mehr nähert, als die in der Barbarei verbreitete Mundart, so daß der egyptische Dialekt mit dem des Koran etwa in dem Verhältnisse steht, wie die italienische Sprache zur lateinischen, der barbarische Dialekt hingegen höchstens wie das Spanische oder Portugiesische zum Lateinischen. Endlich erzeigte man mir die Gnade, meinen Koffer zu visitiren, und zwar so, daß alle meine Effekten durcheinander geworfen wurden, bis man endlich auf einen Koran stieß, welcher der Untersuchung ein Ende machte. Ich mußte jedoch einige Piaster für eine mir übrig gebliebene Flasche Wein und einige Tropfen kölnisches Wasser bezahlen; dann wurde ich von allen Angestellten umringt, die einer nach dem andern einen Regal, wie sie es nannten, haben wollten. Kaum war mein Koffer wieder geschlossen, so schlugen sich mehrere Araber, um ihn zu tragen. Ich selbst ward von Eseltreibern hin und her gerissen, und ein jeder schrie mir sein burico bono questo ins Ohr. Die Zahl der Esel ist hier so groß, daß man an allen Ecken der Stadt welche zu miethen findet, und für einige Kreuzer kann man etliche Stunden lang reiten. Des Abends macht man hier gewöhnlich in großer Gesellschaft einen Spazierritt zu Esel. Ich warf mich auf den nächsten besten und ließ mich in ein fränkisches Wirthshaus treiben. Sie wissen, daß die Europäer oder Franken ein eigenes Stadtviertel bewohnen, worin die schönsten und größten Gebäude sich befinden, während der übrige Theil der Stadt ganz nach türkischer Weise, das heißt höchst unregelmäßig gebaut ist. Ich war sehr erstaunt, als man mir 20 spanische Thaler monatlich (etwa 50 fl.) für Zimmer und Mittagsmahlzeit forderte, da ich seit meiner frühesten Jugend Egypten als das gelobte Land hatte schildern hören. Doch verzieh ich bald dem Wirthe, als ich hörte und sah, in welch unaussprechlichem Elend durch des Paschas Despotismus dieses herrliche Land schmachtet. Er allein ist der Eigenthümer aller Landesprodukte; der arme Bauer behält nicht einmal so viel, als er zu seinem eigenen Gebrauche bedarf. Wie wenig Eifer daher den Arbeiter beseelt, ist leicht zu denken. Auch ist natürlich, daß der Pascha den Preis aller Lebensmittel willkührlich festsezt. Nehmen Sie noch hinzu, daß die kräftige Jugend dem Landbau entzogen und zu Soldaten umgeschaffen wird, so ist leicht zu begreifen, daß ein Theil des fruchtbarsten Bodens brach liegen muß. Alles, was von Europa eingeführt wird, muß ungeheuern Zoll bezahlen; das Wasser selbst muß hier gekauft werden, da es in ledernen Schläuchen auf Kameelen von dem Nilkanale in die Stadt gebracht wird. Nur Geflügel, Fische und Obst hat man hier in großem Ueberflusse und um sehr billigen Preis. Da ich vor Ende des Monats kein Geld zu erwarten hatte und daher mit 84 Franken leben mußte, so verließ ich dieses Gasthaus und suchte ein gemeineres, wo ich nur etwa 38 fl. für Mittagessen und ein kleines Zimmerchen zu bezahlen hatte. Hier kleidete ich mich sogleich um und besuchte einige Konsuln, denen ich empfohlen war. Die hoch über den Dacheszinnen flatternden Fahnen mit den Nationalwappen ersparten mir die Mühe, mich nach ihrer Wohnung zu erkundigen. Ich kann die gute Aufnahme, die ich allenthalben fand, nicht genug loben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Mai 1831.

Dort dämmern schwarze Gründe,
Wo nie ein Blümchen lacht,
Hier bergen grause Schlünde
Des Chaos alte Nacht.

Matthisson.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

Dritter Abschnitt.

(s. Nro. 42.)

Ich wollte erst in diesen Bemerkungen über die Pyrenäen nichts aufkommen lassen, was an eine Reisebeschreibung erinnerte. Leben und Sitten der Gebirgsbewohner sollten mich allein beschäftigen. Nun denke ich aber, daß einige Worte über meine Besteigung des Mont-perdu hier nicht an unrechter Stelle seyn dürften, zumal sich manches Sittenbild daran knüpft. Ich verschone Sie mit der Einleitung und will Ihnen nur so viel sagen, daß der riesenhafte Berg, bei dem das Verlorengehen nicht zu fürchten ist, wie sein Name andeutet, den ganzen Tag über in Nebel gelegen hatte. Erst gegen Abend zerriß dieser, und einige rothe Sonnenstrahlen vergoldeten das uralte, ehrwürdige Haupt. Da sollte ich hinauf, wohin mein muthiger Führer Ramond zweimal umsonst zu bringen versucht; nur Rondo, mein anderer Guide, wollte durch heimliche, blos ihm bekannte Schluchten hinaufgekommen seyn. Ich läugne es nicht, einige Bangigkeit mischte sich in meine freudige Unruhe; doch Hoffnung und Muth blieben Herr.

Wenn man die sanftansteigende Höhe von weitem sieht, denkt man, das Aufsteigen sey nicht schwer. Gelangt man aber in die Nähe, so zeigt sichs, daß gerade abgeschnittene Terrassen auf einander stehen, und nur ein Vogel scheint von einer auf die andere kommen zu können. Rondo war, wie gesagt, einmal im hohen Sommer durch Schluchten und Wasserrisse hinaufgelangt; diesen Weg konnten wir aber jezt nicht einschlagen, denn wir waren schon im September und das Wetter drohte mit Regen. Dieß alles schlug jedoch unsere Hoffnung für den folgenden Tag nicht nieder, und da es anfing dunkel zu werden, so kehrten wir in der armseligen Sennhütte eines Hirten ein, um da die Nacht zuzubringen. Er empfing und verpflegte uns aufs Gastfreundlichste, so gut er konnte. Wir theilten unsere mitgebrachten Lebensmittel und Wein mit ihm, und dafür machte er uns in dem eisernen Topf, seinem einzigen Küchengeräth, eine Leckerei, die sich diese Leute nur selten erlauben; dazu nahm er Wasser, ein gutes Stück gelbliches Talglicht, Salz und hartes schwarzes Brod; alles zusammen wurde zu einer dicken Suppe verkocht. Hernach legten wir uns auf den bloßen Boden, denn an Stroh oder Heu war nicht zu denken, umgeben von dickem Rauch, der mich keinen Augenblick schlafen ließ. Meine Führer aber ließen sich dieß nicht anfechten. Ich fand, daß die ärmlichste Sennhütte der Schweiz eine reinliche, behagliche Wohnung gegen diesen Aufenthalt sey. In der Nacht kam ein heftiges Gewitter mit Platzregen, und wiewohl das elende Dach schlecht dagegen verwahrt war, so hatte ich doch meine Freude daran, denn nun war Gutes für den künftigen Tag zu hoffen. So kam es auch. Gegen drei Uhr verließen wir die Hütte; die Sterne auf dunklem Grund blizten und funkelten prachtvoll und verkündeten damit eine strahlende Sonne. Unser

Wirth kannte vom Mont-perdu nichts als den Bereich seiner Weide, und vermochte uns also über den Weg hinauf keinen Bescheid zu geben. Wir nahmen Abschied von ihm und zogen im Mondschein gegen Osten bergauf. Dieß bleiche, fahle Licht gab den Gegenständen etwas Trauriges und Mysteriöses. Geisterartig lagen die großen Massen da und schienen vor uns zurückzutreten. Die Stille dieser Wüste, in der nur unsere Schritte hörbar waren, hob recht den Abstand zwischen diesen ungeheuren, aber stummen, leb- und lautlosen Räumen und dem schwachen, gebrechlichen Menschen mit der denkenden, wollenden, bewegenden Seele hervor. Wie hoch steht er über den mächtigsten Massen, die kein Geist bewegt!

An der Südseite des Mont-perdu liegt ein sonderbarer Berg, Tour de Gollis genannt. Diesen Namen verdankt er seiner anscheinenden Form. Von fern glaubt man, er sey von Menschenhänden gemacht; kömmt man aber näher, so vergrößern und erweitern sich die Verhältnisse, und aus dem Thurm wird ein Berg. Ich war darauf gefaßt, denn ich kannte aus vielfacher Erfahrung die optischen Täuschungen im Hochgebirg. Wir kletterten an dem Fuß schräg hinauf und wandten uns westlich zu einer hohen Terrasse; als wir endlich oben waren, sahen wir, daß sie ein schiefer Felsen und Schneerain von einer andern Terrasse trennte; darüber war eine dicke Eiskruste gezogen, und dadurch wurde die Gefahr noch viel größer. Es mußten Stufen ins Eis gehauen werden, um hinaufzuklimmen. Dergleichen Passagen kamen noch vielmal vor, bald höher bald niedriger, bald steiler, bald bequemer. Endlich kamen wir aber an eine Stelle, der nicht ausgewichen werden konnte und wo es unmöglich schien, hinaufzukommen. Joseph, der dritte Führer, versuchte es östlich und wir folgten ihm. So kamen wir bald zu Felsen, die durch ihre Vorsprünge zugänglich schienen; wir hätten auch diesen Weg eingeschlagen, wenn wir nicht in die Tiefe geblickt hätten. Ein einziger falscher Tritt, eine unrichtige Bewegung mit der sich festhaltenden Hand machte, daß wir auf den Gletscher stürzten, der tief unter uns war, und von da in eine nahe Schlucht, deren schwarzer Abgrund heraufgähnte. Uns allen graußte, und meine drei Führer riethen mir, die Besteigung des Mont-perdu aufzugeben und hier umzukehren. Dieß sagt mehr, als alle meine Beschreibung; zwei kräftige Männer scheuten vor ihm zurück, die von Jugend auf daran gewöhnt waren, das Schmuggelhandwerk zwischen Felsen und Abgründen zu treiben, dabei große Lasten über die steilsten Stellen und die wildesten Gletscher des Bergs zu tragen, zwei Männer, denen die Tollkühnheit und Verwegenheit zur Gewohnheit, ja zur Pflicht geworden war; es muß also gewiß arg seyn. Indessen hatte ich doch in der Schweiz bemerkt, daß die Führer, besonders in Grindelwald, mehr Muth haben; dieß erhöhte den meinigen. Ich bestand auf der Fortsetzung der Ascension und dieß riß sie fort. Es wurden nun mit kleinen Beilen Stufen ins Eis gehauen, zum Einsetzen der Hände und Füße. Jeder Schritt erforderte eine neue Arbeit, war eine neue Gefahr, denn erst mußte ausgeruht, dann neue Stufen und Handhaben ins Eis gehauen werden. Mit jedem Schritt wurde unsere Lage schwieriger und gefährlicher, denn wir hingen immer höher über dem Abgrund, in den wir bei der geringsten Unbesonnenheit oder Ungeschicklichkeit gestürzt wären. Endlich gelangten wir hinauf, und von da in kurzer Zeit auf den Gipfel des Bergs.

Auf der spanischen Seite besteht die Kuppe nur aus zerbröckelten Felsen. Auf der französischen Seite aber liegt Schnee, der sich in den Vertiefungen weit hinabzieht. Hier stehen auch bedeutende Bergvorsprünge, wodurch ein Theil der französischen Pyrenäen versteckt wird. Indessen erblickt man doch so ziemlich die große Hauptmasse der Pyrenäen. Von hier erkannte ich all die Spitzen und Berggipfel wieder, die ich, von Osten kommend, nach und nach erstiegen. Weit hin herrscht der Blick; furchtbar ernst, aber schön ist der Vorgrund, wo ungeheure Piks in die Wolken starren und glänzende Gletscher wie Silberbänder von ihren Häuptern hinabrollen, oder rauhe Zacken mit tiefen schwarzen Narben ringsum stehen. Wolken und Nebel verdeckten die französischen Thäler und aus ihnen ragten rauhe Gebirgskuppen wie wüste Inseln herauf. Spanien hingegen war ganz frei von Dünsten und lag in voller Anmuth da. So scheint die Pyrenäenmauer den Norden von dem glänzenden tropischen Süden zu scheiden.

Will Jemand einen Begriff von den arabischen Wüsten haben, so komme er nur her und sehe das Land im Süden des Mont-perdu an. Weder in den Pyrenäen selbst noch in den jenseitigen Heiden in Nordwest habe ich je so große unbewohnte Strecken gesehen. Das ganze Land gleicht den Meeresküsten am Pol. Nichts zeigt sich als Felsen, Schnee und Eis in glühender Sonne. Ihr Wärmen ist hier umsonst, und sie bringt nirgends Leben hervor. Unbändig wüthen am Südabhang die Winterstürme und lassen den Schnee in den Sommer hinein liegen. Denn von dem Kalkboden kann die Unfruchtbarkeit nicht kommen, weil dieser anderwärts sehr produktiv ist. Nur ganz kurzes und dünnes Gras fanden wir in der Gegend, wo der aragonische Hirt weidete, in dessen armseliger Hütte wir eingekehrt waren. Es soll aber doch sehr nahrhaft seyn, denn kaum sind die magern Schaafe einige Wochen hier, so werden sie fett und kräftig. Was ist aber eine einzige Schaafheerde in dieser weiten Einöde? Sie macht die Einsamkeit nur noch auffallender. Wie verschieden ist auch in dieser Hinsicht der Mont-perdu vom weit höhern und weit nördlicher liegenden Montblanc, wo die Gletscher auf allen Seiten mit herrlichen Tannen- und Lerchenwäldern, mit Ackerfeldern, Wiesen, Gärten und Woh-

nungen umgeben sind. Lachende Farben und schöne Pflanzenformen mildern da das Rauhe der Granitnadeln und Höhen und die wilde Zerrissenheit der Gletscher. Welcher Unterschied zwischen dem frischen, reichen Chamounythal und den kärglichen Weiden am Mont-perdu. Nirgends habe ich in den Schweizer- und Savoyeralpen diese traurige Oedé, Leere und Armuth gefunden; ewig lange, durch nichts unterbrochene Linien. Hier könnten Eremiten eine zweite Thebais finden, und Anachoreten würden die fernen Wüsten gar nicht vermissen, um ihren Leib abzutödten, der ihnen ein Greuel ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abendstern.

(Fortsetzung.)

Hier hatte sich unterdessen die Gefahr vermindert; das Feuer war durch kräftige Maßregeln gedämpft worden und man hatte durch das Abreißen des brennenden Daches die nebenstehenden Häuser gerettet. Aber dem ruhigen Zuschauer der Szene, die nun das Furchtbare allmählig zu verlieren begann, mußte es zweifelhaft bleiben, ob in seinem Gemüthe die Freude über die überstandene Gefahr, oder der Lachreiz siegen werde, der sich seiner bei dem Anblicke der Gruppen bemächtigte, die eines Hogarth würdig gewesen wären. Die allerseltsamsten Kostüme waren in bunter und mannigfaltiger Mischung zu schauen: die einen in flatternden Schlafröcken, die das Wasser von oben bis unten durchdrungen, und über welche sie großblumigte Westen mit langen Schößen gezogen, die andern mit hoch aufgepolsterten Taschen, in welche sie gesteckt hatten, was am nächsten lag und was eben darum den wenigsten Werth haben mochte; die Frauenzimmer in Nachttoiletten mancherlei Art, in welchen sie sich in ruhigem Zustande vielleicht ungern vor einer solchen Menge gezeigt hätten; denn viele, die am Tage geschmackvoll gekleidet umhergingen, fragten des Nachts weder die Grazien noch die Göttin der Reinlichkeit um Rath. Hier stand ein ehrbarer Bürger mitten auf der Feuerleiter und hielt den Schlauch noch in die Höhe, während man von unten in das schon gelöschte Feuer kein Wasser mehr hinauf trieb; statt der Perrücke hatte er die Flügelhaube seiner gebietenden Hausehre aufgesezt, deren Bänder im Winde wehten und die von den herrschenden Elementen garstig zugerichtet war. Unten stand die Besitzerin des unglücklichen Schlachtopfers, die mit einer um die Schultern geworfenen Schürze ihre Reize zu verdecken strebte und ihren Gatten mit kräftigen Worten ermahnte, herunter zu kommen. Dort lagen aber auch Kinder in den Armen ihrer Eltern, Bräute drückten ihre Geliebten ans Herz, froh des glücklichen Endes, und wenn man zu diesen Bildern den Umstand fügt, daß alles durch einander schrie, lärmte, schwazte, daß jeder einzelne erzählen wollte, wie ihm geschehen, auf welche Weise er zur Kenntniß der Gefahr gelangt sey, wenn man weiter bedenkt, daß das Gewitter, welches zu Anfang der Nacht gedroht hatte, nun mit all seiner Pracht und seinen Schrecken herauf gezogen war, daß es Schlag auf Schlag die Luft mit elektrischem Feuer füllte und der Regen in Strömen herabzurauschen begann, so wird man sich ungefähr die Wirklichkeit vorstellen können. Auch Herr Abraham Saltinger hatte seine Bürgerpflicht nicht hintangesezt, die ihn an den Ort der Gefahr rief; der dicke, ansehnliche Mann in seinem gewöhnlichen Kleide, mit dem Mäntelchen der Schwester Martha über den Schultern, welches ihm diese mit sorgsamer Schwesterliebe ohne sein Wissen umgeworfen hatte, lief im Eifer seines Amtes, mit einem großen Feuerstabe bewaffnet und Befehle mit lauter Stimme ertheilend, hin und her. Seine Perrücke hatte sich gewaltig verschoben, und der Haarbeutel kam bei seinen heftigen Bewegungen oft über die Schulter zu liegen, was ihm bei dem erhizten, von Ruß geschwärzten Angesicht allerdings ein etwas fremdartiges Ansehen gab; Christine aber und Tante Martha hatten strengen Befehl erhalten, zu Hause zu bleiben, denn einer von Herrn Saltingers Grundsätzen war: die Weiber gehören in die stille Wohnung, sie sollen uns Männern ihre Rettung und Beschützung anvertrauen, und es gibt nur sehr seltene Fälle, wo ihnen erlaubt seyn kann, sich unter das Getümmel zu wagen.

Eduard hatte unterdessen seine Mutter in dem Gewühle aufgefunden und sie benachrichtigt, welchen Gast er in ihre Wohnung gebracht habe. Die edle Frau, begierig, Hülfe zu leisten, wo es Noth that, eilte nach Hause, wo die Versicherung des Bedienten, daß der Herr ruhe und jezt gar nichts bedürfe, sie einstweilen zufrieden stellte und ihr die Freiheit gab, sich mit ihrem Sohne in ihr Zimmer zurückzuziehen, um ihn näher über die Ereignisse dieser Nacht sowohl, als über seine unerwartete Rückkehr zu befragen. Bei den Erkundigungen seiner Mutter nach dem Namen und Stande des Fremden fiel ihm plötzlich das Blättchen ein, welches ihm dieser gegeben hatte; er zog es hervor, näherte sich dem düster brennenden Licht, entfaltete es, heftete wieder und wieder seine Augen darauf, starrte seine Mutter halb bewußtlos an und sank endlich mit dem Ausrufe: „Mein Gott, mein Gott! Das war also meiner Mutter Bild! Mein Gott und Herr! So wunderbar führtest du uns!“ in einen Stuhl hin. Frau Waller, erschrocken, von unbestimmten Ahnungen ergriffen, flog auf ihren Sohn zu, entriß seiner abwehrenden Hand das verhängnißvolle Papier und las nebst den Orten, wo man Nachricht von ihm einziehen könne, den Namen: „Lord Eduard Lindsay.“

Ich schildere nicht die Freuden eines seligen Wiedersehens, das der nächste Morgen herbeiführte; ich schildere nicht, wie der alternde Mann nach vierundzwanzig langen und schmerzvollen Jahren die Geliebte seiner Jugend, und mit ihr den Sohn seiner ersten und einzigen Liebe wiederfand, wie er wechselsweise Karolinens bleiche, durch den Gram zerstörte Züge und die kräftige Jugendgestalt Eduards betrachtete, bei dessen erstem Anblicke schon eine Stimme in seiner Seele gesprochen hatte, und wie er nicht müde werden konnte, die theuren Wesen an sein bisher so verarmtes Herz zu drücken.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, Ende Februars.

(Fortsetzung.)

Die fränkische Gesellschaft. Der Ramadan.

Diese europäisch gebildeten Männer nehmen doch manche im Orient gebräuchliche Sitte an. So zum Beispiel bietet man einem sogleich Kaffee in einem porzellanenen Täßchen auf einem silbernen Gestelle an, wie wir sie haben, um gesottene Eier zu essen. Hierzu überreicht ein schwarzer Sklave eine Pfeife mit einem langen Rohre, das oben ein dickes Mundstück von Bernstein hat; und so findet man sich oft Nachmittags in einer Gesellschaft von zehn bis zwölf Personen, deren Pfeifen sich übereinander kreuzen, obschon auch Frauenzimmer zugegen sind; denn der Tabak, der aus Salonika oder Syrien hierher gebracht wird, ist so vortrefflich, daß Geruch und Geschmack höchst angenehm sind; nur der Rauch verscheucht hie und da ein zartes Mädchen, das, frisch aus Europa kommend, daran noch nicht gewöhnt ist. Später, wenn die Gesellschaft nicht zu groß ist, bietet man dem Besuchenden meist eine Parthie Billard an, und man findet bei allen diesen Herren einen besondern Saal dazu, der, weil man mit den langen Pfeifen nicht spielen kann, mit den besten Cigarren garnirt ist.

Obschon unter den europäischen Sprachen die italienische hier am meisten verbreitet ist, so ist doch die französische, wie überall, die Hofsprache, d. h. die der großen Gesellschaft. Die englische Sprache ist bei Nichtengländern hier wenig bekannt, und von der deutschen will Niemand etwas wissen. Mit den jungen hübschen Damen spreche ich am liebsten arabisch, denn sie wissen diese schöne, klangreiche Sprache sehr angenehm zu machen, indem sie die harte Aussprache der Gutturalen mit weiblicher Zartheit zu mildern suchen. Ich sah mit Vergnügen in einigen Häusern Kinder von sechs bis acht Jahren, die sehr gut französisch, italienisch und arabisch verstanden. Noch am Tage meiner Ankunft ging ich gegen drei Uhr Nachmittags nach dem Dorfe Komadeko, das etwa eine starke halbe Stunde nördlich von Alexandrien auf einer kleinen Höhe nahe am Meere liegt. Der Weg dahin führt über die Stelle, wo das alte Alexandrien gebaut war; man sieht überall große Ziegelhaufen, die zum Theil umgegraben sind, weil man Alterthümer zu finden hoffte; man hat wirklich vor einigen Jahren manches Schätzenswerthe, besonders viele Münzen gefunden. Nahe am Thore ist die katholische Kirche oder vielmehr Kapelle mit einem großen Kloster, von armenischen und griechischen Priestern bewohnt, die meistens auf Kosten der ankommenden Schiffe, deren jedes einige Thaler für die Geistlichkeit dem Konsul geben muß, unterhalten werden. Längs des Wegs sind kleine steinerne Häuschen, die armen Arabern zum Obdach dienen; diese kriechen, so oft ein Europäer vorübergeht, aus ihren Winkeln hervor und betteln. Sobald man einem etwas gibt, ist man im Augenblick von Hunderten umzingelt, gibt man nichts, so schreien Alle dem Fremden aus Einem Halse: ben el kelb (Hundesohn) nach. Ich kehrte in einem solchen Häuschen ein; es hatte blos einige Quadratschuhe im Umfang und war von einer Frau mit drei Kindern bewohnt. Ich sah kein anderes Hausgeräth, als eine aus Stroh geflochtene Decke, ein kupfernes Pfännchen und einen steinernen Wasserkrug.

Ich machte diesen Spaziergang mit einem hiesigen Kaufmanne, dem ich empfohlen war und der mich gebeten hatte, ihn in dieses Dorf, wo seine Frau und Tochter ihrer Gesundheit willen sich aufhalten, zu begleiten. Den ganzen Weg dahin hörte er nicht auf, mir die Tugenden seiner Tochter zu preisen, und dies ließ mich schon zum Voraus schließen, daß ich wohl an ihr keine große Schönheit finden werde. Dennoch erwartete ich sie nicht so häßlich, als ich sie in der That fand; dabei war sie noch so unfreundlich und mürrisch und ihre Mutter so abgemessen steif, daß ihre Gesellschaft für mich wenig Angenehmes hatte, und ich vor Ungeduld und Langerweile fast verging. Es war bereits Nacht, da wir die Stadt wieder erreichten. Die Straßen fand ich jezt viel belebter, als bei Tag; überall begegneten mir fröhlich singende Araber, mit einer langen Pfeife in der einen und einer papiernen Laterne in der andern Hand. Dies befremdete mich sehr, da ich immer gelesen und in Algier selbst gesehen hatte, daß die Araber sich bei Sonnenuntergang in ihre Wohnungen zurückziehen und bald zu Bette gehen. Ich fragte deshalb in meinem Wirthshause, ob es hier gebräuchlich sey, Nachts spazieren zu gehen, und man antwortete mir, wir seyen im Monat Ramadan, während dessen die Mahomedaner den Tag durch fasten, weder essen noch trinken, ja nicht einmal rauchen, die ganze Nacht hindurch aber sich belustigen und bis zu Sonnenaufgang, wo sie die lezte Mahlzeit halten, in den Kaffeehäusern des Bazars sich vergnügt herumtreiben.

In diesen Kaffeehäusern findet man nichts als schwarzen Kaffee ohne Zucker, und in dieser Festzeit sind immer arme Leute daselbst zu treffen, welche Lieder singen. Ihr Gesang hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Gesang in manchen europäischen Synagogen der Hebräer. Freilich lautet er ganz anders, als in den jüdischen Bethäusern, wo die Sänger Mozarts, Rossinis und Boildieus Arien dem ersten besten Gebete anpassen; er gleicht dem in vielen Dorfsynagogen, wo aus Aberglauben der alterthümliche Gesang sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf unsere Zeit ziemlich rein erhalten hat. — Ich wollte denselben Abend noch auf den Bazar gehen, allein das Gedränge war so stark und die Anzahl der von Branntwein berauschten Araber so groß, daß ich es unterlassen mußte. Diese Leute sind abergläubisch genug, um dreißig Tage hintereinander zu fasten, was doch besonders denjenigen, die dabei ihre gewöhnliche Arbeit zu verrichten haben, sehr lästig seyn muß; Abends aber trinken sie berauschende Getränke in Wirthshäusern, was doch ausdrücklich im Koran verboten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Mai 1831.

— Die Verwirrung end' ich,
Die Wunderdinge wend' ich
Zum Schluß, der schön sich fügt.
Vier müssen Hand in Hand
Hier knüpfen Hymens Band,
Wenn nicht die Wahrheit lügt.

Shakespeare.

Der Abendstern.

(Beschluß.)

Dem ersten Rausche der Freude folgten die Erklärungen von beiden Seiten. Nur durch täuschende Vorspiegelungen, denen man den Anschein der Wahrheit zu geben verstand, hatte man Lord Lindsay dahin bringen können, eine Verbindung einzugehen, welcher sein Herz widerstrebt haben würde, wenn auch nicht Karolinens Andenken ausschließlich in seiner Seele geherrscht hätte. Ein falscher Todtenschein, mit großer Kunst verfertigt, nach welchem die Unglückliche in Folge einer zu frühen Niederkunft gestorben seyn sollte, machte ihm den Verlust der Geliebten zur Gewißheit und stürzte ihn in einen Gemüthszustand, in welchem man ihn leicht überreden konnte, den armen Rest eines vergifteten Lebens dem Gehorsam zum Opfer zu bringen. Wie es sich voraus sehen ließ, war seine Ehe unglücklich und blieb kinderlos. Sein Herz vermochte nur einmal zu lieben. Endlich löste der Tod die Bande, welche unbeglückend ein verschiedenartiges Paar umschlungen hatten, und der Lord, getrieben von innerer Unruhe, und vielleicht auch, wer kennt alle die unsichtbaren Fäden, welche uns mit fernen Geliebten verknüpfen? von einer heimlichen Ahnung geleitet, ging auf Reisen, blieb aber immer am liebsten und längsten in der Schweiz, dem schönen Vaterlande seiner unglücklichen Freundin.

Was nun folgt, wird der Leser sich schon selbst ausmahlen können. Die glücklich vereinigte edle Familie sah mit jeder Stunde ihre Seligkeit wachsen, weil mit jeder sich neue Eigenthümlichkeiten und Eigenschaften in den einzelnen Individuen entwickelten, die ihnen für die Dauer ihres Glücks bürgen mußten. Herr Abraham Saltinger ward gebeten, den kranken Lord zu besuchen, und er trug nach einem langen Gespräche mit demselben gar kein Bedenken, Christinen ebenfalls ihrer mütterlichen Freundin Haus wieder betreten zu lassen; es geschah dieß auch unter einem Namen, der einstweilen dem Publikum noch ein Geheimniß bleiben mußte, der aber nichts desto weniger das junge Paar zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Sobald Lord Lindsay genesen und einige nothwendige Formalitäten erfüllt waren, ließ er sich in einer der nahe gelegenen Pfarrkirchen mit Frau Waller im Beiseyn seiner Kinder und des ehrlichen alten Herrn trauen und reiste gleich nachher mit seiner Gemahlin nach England ab, wo sie im Lauf eines Jahres ihre Angelegenheiten in Ordnung brachten, um dann auf immer in die Schweiz zurückzukehren und hier, nicht weit von ihren Kindern entfernt, an den schönen Ufern des Zürichsees den Rest ihres Lebens, von dem höchsten Glück der Erde, einer unwandelbaren häuslichen Liebe und Zufriedenheit gesegnet, fröhlich und dankbar hinzubringen.

Eduard aber und Christine schloßen bald nach der Abreise ihrer Eltern den Bund noch enger, der sie von früher

Kinderzeit an vereinigt und beglückt hatte. Vater Saltinger genoß das Vergnügen, am Trauungstage mit dem Namen und Herkommen seines Schwiegersohnes vor allen Gästen prunken zu können, und Tante Martha, mit dem Neffen, der ihr ein köstbares Halsband zum Geschenk gemacht hatte, vollkommen ausgesöhnt, hatte sich nicht nur auf diesen Ehrentag herrlich geschmückt, sondern sie wandte alle ihre Kunst an, um mit den Hochzeitkuchen eben so sehr zu glänzen als mit ihrer eigenen Person. Alles war freudig und guter Dinge, sogar Herr Samuel Fries, der sich philosophisch in sein Schicksal gefügt und bereits an einem andern Orte angefragt hatte, woher keine abschlägige Antwort zu vermuthen stand, und lange noch redeten die Bürger des Städtchens von der glänzenden Hochzeit des Herrn Eduard Lindsay und der Jungfer Christine Saltinger.

Die jungen Eheleute verließen die Heimath nicht, die sie groß und glücklich gezogen hatte, und ihre sanften Hände drückten dem ergrauten Vater spät erst die Augen zu. Sie lebten ein langes und, wenn man das Glück des Daseyns von den Gefühlen und Eigenschaften des Herzens abhängig macht, auch unwandelbar glückliches Leben; von Kindern und Enkeln allmählig umblüht, im Genusse einer herrlichen Natur, im Umgang mit gleichgestimmten Freunden, denn auch Hallers Geschick hatte ihn wieder in Bruggs Umgebung geführt und er hatte in seiner Frau eine der besseren ihres Geschlechts gefunden, in einer angemessenen Thätigkeit mochten die Stürme des Lebens, die Keinen verschonen, sie nicht niederwerfen, und oft, wenn Eduard und Christine in dem väterlichen Garten, der mit dem ehemaligen Wallerschen sich vereinigt und verschönt hatte, an hellen Sommerabenden unter der Linde saßen, die sie jeden Frühling mit Blüthen bestreute, suchten ihre Augen den Abendstern, schlugen die treuen Hände in einander und sprachen: „Dort oben wird die ewige Liebe uns einst wieder vereinigen.“

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Wie wohlthuend war es uns nach Besteigung des Mont-verdu und des Pic du midi, durch das schöne Ossanthal wieder in die Ebene zu den Menschen herabzusteigen. Aus lezterem kamen wir in das von Machebat, eine schöne Weide, die mit hohen weißen Marmormauern umgeben ist. Oben hängt der Pic du midi wie ein großes Damoclesschwerdt. Die Einwohner erfreuten mich sehr durch ihre offenen, heitern Gesichter. Sie sehen den Fremden ruhig und besonnen an, nicht mit dem widerlichen und beschränkten Staunen, in dem etwas Wildes liegt und das weit häufiger auf bösem Grund fußt denn auf gutem. Es ist wahr, die Berge haben hier noch immer etwas Rauhes, Wildes und Drohendes, nicht aber die Menschen, die gut, gaßlich und zuvorkommend sind. Wie in der ganzen Pyrenäengegend, so ist es auch in der Larunser Kirche. Beide Geschlechter sind scharf von einander getrennt. Die Frauen, dicht in ihre weißen Kaputzen gehüllt, knieen in der Mitte der Kirche und haben ein gar bescheidenes, frommes Ansehen. Nachbarvölker tauschen immer ihre Sitten aus wie ihre Kunst- und Naturerzeugnisse. So zeigt sich in dieser Sitte die spanische Eifersucht und das dem ganzen Süden eigenthümliche Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht. Ich erkundigte mich genau, ob diese anscheinende Decenz nicht blos erborgt sey, erfuhr aber das Gegentheil. Die Frauen sind sittlich und keusch; die Männer ehren und achten sie. Es wäre schwer, in den Dörfern arme Mädchen mit einer Handvoll Goldstücke vom Weg der Sitte abzubringen. Die Verirrte und Gefallene fände keinen Umgang und keinen Mann mehr, sie dürfte sich nicht mehr beim Tanz und Spiel der andern blicken lassen. Seit dreißig Jahren soll in dem ganzen Thal nichts dergleichen vorgefallen seyn. Streit und Zank sind unter den Männern sehr selten, und nur der Wein ist daran Schuld; noch seltener sind Schlägereien, und sehr auffallend in der Nähe von Spanien ist die leichte Versöhnlichkeit der Partheien, die von Herzen geht und keine Art von Haß und Rache zur Folge hat.

Nahe bei dem Ossanthal liegen östlich die warmen Bäder von Eaux-bonnes, die den Brustkranken sehr empfohlen werden. Die heitere, lachende Lage des Orts soll in Verbindung mit der Quelle wundersam auf sie wirken. Ich sah einen jungen Mann in der Straße, der mit zwei jungen Damen an einem Fenster des ersten Stockwerks sprach. Alle drei hatten das Aussehen von stark angegriffenen Lungensüchtigen. Das eine Mädchen hustete nach jeder noch so kurzen Aeußerung fast konvulsivisch, sezte aber doch gleich darauf die Unterhaltung wieder fort. Das andere Mädchen wurde Mamsell Rose von dem jungen Mann genannt. Ihre Leiden hatten sie ganz bleich und entsetzlich mager gemacht, ich konnte aber doch auf ihrem Gesicht die Spuren ehemaliger Schönheit sehen. Es war mir peinlich, sie so ausgelassen lustig und zweideutig sprechen und in einem Zuge lachen und husten zu hören. Dergleichen stand nicht gut zu ihren bleichen, bläulichen Lippen. Der junge Mann mit der hohlen Stimme war eigentlich nur ein Strich von einer Mannsgestalt, oder ein dünner englischer Bleistift. Augenscheinlich war er am kränksten unter den Dreien, aber doch am gesprächigsten und lustigsten. Scherzend fragte ihn eine der jungen Damen, wie es mit seiner Gesundheit gehe. „Trefflich,“ war seine Antwort; „lediglich durch die Kraft meiner Konstitution habe ich heute früh mein Thermome-

ter im Bad um drei Grad in die Höhe getrieben.“ In demselben Ton sprach er vom nächsten Ball und von dem Vergnügen, das er sich da verspreche. Dabei war er aber so schwach auf den Beinen und schwankte so sehr, daß ich mehrmals im Begriffe stand, ihn zu unterstützen und aufrecht zu halten.

Als ich am folgenden Tag wieder ins Gebirg stieg, hatte ich Francho, den ehemaligen Maire von Urdos, zum Führer. Nachdem er lange meine Cassinische Karte angesehen, sagte er bewegt und halblaut zu sich selbst: „Warum habe ich doch nicht mehr gelernt!“ — „Und warum das?“ fragte ich ihn. „Um Ihnen über unsere Gebirge besser Rede und Antwort geben zu können, um mein Brod auf eine angenehmere Weise zu verdienen und meine Kinder besser zu erziehen.“ So sind alle Bearner: voll edler Wißbegierde, voll Gefühl für das Schöne in der Natur und im menschlichen Leben. Wie es mir aber schon einigemal früher ergangen, so auch mit Francho. Ich konnte den überaus redlichen ehemaligen Maire doch gar nicht von der Nothwendigkeit der Douanen überzeugen. Diese Gebirgsleute denken darin ganz überein und gehen kein Haar breit von ihrer Meinung ab. In einem Zollbeamten und Zollsoldaten sehen sie einen Feind aller Völker. Wenn man ihnen von der Theorie der Prohibitivgesetze spricht, so lachen sie entweder laut auf, oder werden böse, und einen Augenblick darauf betrügen sie den Fiskus mit List oder Gewalt. Sie erzählen von ihren Zügen und Abentheuern gegen die Douaniers, gerade wie von ihren Gemsen- und Bärenjagden. Die Regierungen werden nicht eher ebenso über die Zollverhältnisse denken, *als bis* sich die Völker nicht mehr wie Nebenbuhler und Feinde, sondern wie Freunde und Brüder betrachten. Diese Schmuggler äußern alle dies Gefühl allgemeiner Brüderlichkeit, und es ist die Grundlage all ihrer Ideen, wenn sie solche auch manchmal nicht ganz klar ausdrücken können. Was kann man ihnen Haltbares darauf erwiedern? Lächelt man aber ihren einfach beredten, oft gefühlvollen Worten Beifall zu, so werden sie dadurch noch mehr in ihrer Meinung bestärkt.

Francho, der mehr Hirt als Publizist ist, hat mir alle Gebräuche und mündlichen Verträge zwischen den benachbarten französischen und spanischen Hirten erzählt. Auf einer Strecke von fast hundert Lieues, wo eine Menge kleiner Völkerstämme mit verschiedenen Sprachen, Gebräuchen und Sitten neben einander wohnen, und wo die Erzeugnisse des Bodens noch verschiedener sind, denn die Menschen, müssen natürlich die Weideordnungen zwischen den französischen Gemeinden und die Ordnungen zwischen Franzosen und Spaniern sehr verschieden seyn. Ueberall richten sie sich nach der Oertlichkeit; darum hat denn jedes Thal seinen eigenen traditionellen Gesetzkoder. Die Spanier übertreten diese Ordnungen viel häufiger als die Franzosen. Sie dringen nicht selten mit Macht auf das französische Gebiet, wovon wir in neuester Zeit wieder Beispiele hatten. Dabei kommt es denn gewöhnlich zu blutigen Kämpfen, bei denen die Franzosen meistens den Kürzern ziehen. Woher kommt dies wohl? Auf dem spanischen Pyrenäenabhang sind die Weiden viel besser, weil sie auf der Südseite nicht von Lawinen verdorben werden; das Vieh und die Hirten sind bei weitem zahlreicher; ihre Ueberlegenheit ist also leicht zu erklären.

Durch das mildere Klima und die Trefflichkeit der Weidekräuter nach Neucastilien und Estremadura hinunter sind Schaafe und Ziegen auf dem spanischen Pyrenäenabhang viel zahlreicher als auf dem französischen; hier hingegen ist das Hornvieh viel bedeutender. Die nomadischen Spanier stehen dadurch in der Civilisation bedeutend hinter dem ackerbauenden Franzosen zurück. Ueberdieß sind in der französischen Schaafzucht in den Pyrenäen eine Menge Irrthümer und Fehler eingerissen, die es erklärlich machen, daß die Schaafe da ausarten und an Zahl abnehmen. Es wird von den Bergabhängen zu viel Weideboden in Ackerland verwandelt und dadurch den Schaafen im Winter ihre Nahrung so geschmälert, daß man sie schon in den ersten noch unzuverläßigen und rauhen Frühlingstagen auf die Weide treibt, was ihnen sehr schädlich ist. Die Ställe sind zu eng und haben nicht genug freie Luft. Das Verfahren bei der Bereitung der Schaaf- und Ziegenkäse ist noch gar wenig vervollkommt. Daher kömmt es, daß nach den neuesten Zählungen kaum neunmalhunderttausend Schaafe in den französischen Pyrenäen weiden, auf der spanischen Seite hingegen mehr als das Doppelte. Freilich ist in Spanien das Klima besser; desto mehr aber müßte die französische Regierung thun, um die Schaafzucht durch künstliche Mittel in ihrem Lande in die Höhe zu bringen. England liegt unter einem rauheren, kälteren und nebligteren Himmelsstrich, und doch ist seine Wolle besser als die französische und die heutige spanische. Dieß kömmt von der außerordentlichen Begünstigung, welche die Regierung diesem Industriezweige angedeihen läßt. Die Pairs von England sitzen in Westminster auf Wollsäcken, um sie immer an die Wichtigkeit dieses Erzeugnisses zu erinnern.

Die Nahrung der Hirten von Ossau und Aspe besteht aus Maisbrei, grobem Brod und bisweilen einem Stückchen Speck. Hier und da werden auch Ziegen der Milch wegen gehalten. Ihre ganze Fahrniß ist kurz beisammen: ein Kessel für die Molke, ein Topf, worin sie ihren Brei kochen, eine Form von Eisenblech für die Käse, eine Kappe und eine grobe wollene Decke. Jede Woche kömmt Jemand vom Eigenthümer des Viehs zu ihnen hinauf, um ihnen Lebensmittel zu bringen. Dieser Bote ist oft das einzige menschliche Wesen, das sie den ganzen Sommer hindurch sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Einsiedler.

Es sizt der Greis in dunkler Frühe
Im Garten, schaut nach Osten hin,
Und harret, daß der Morgen glühe,
Und heiligt betend still den Sinn,

Bis daß am Himmel purpurblühend
Des Morgens offne Knospe loht,
Da breitet er die Arme glühend:
„„O meiner Jugend Morgenroth!““

Und schweigend spinnt er seine Träume
Und merket nicht der Stunden Zahl,
Bis durch des Himmels finstre Räume
Hinlodert rother Blitze Strahl.

Da fährt er auf und schaut die Flammen,
Und sinket schauernd wieder ein,
Die Hände faltet er zusammen:
„„O meiner Thaten Wetterschein!““

Am Himmel schwarze Wolken ziehen,
Und Schatten decken sein Gesicht,
Bis abermals ein helles Glühen
In sein getrübtes Auge bricht.

Hinschaut er mit dem ruhig festen,
Friedhellen Auge, selig ganz,
In den erbleichend ros'gen Westen:
„„O meines Alters Abendglanz!““

Und wie die Nacht ihn rings umdüstert,
Am Himmel Stern um Stern erwacht,
Das Haupt er neigt und sterbend flüstert:
„„O sternenhelle Todesnacht!““

J. Fallati.

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, Ende Februars.

(Beschluß.)

Blinder Lärm wegen der Pest.

Den folgenden Morgen fand ich ganz Alexandrien, alle Franken wenigstens, in höchster Bestürzung; überall zeigten sich kleine Gruppen mit todtbleichen Gesichtern im größten Negligé, während die Straßen von Konsuln und Vicekonsuln im größten Galla, aber mit niedergeschlagener Miene, wimmelten; viele schwarze Sklaven liefen hin und her, allerlei Lebensmittel tragend. Jeder Europäer hatte eine Cigarre im Munde und einen Stock in der Hand. Mein erster Gedanke war, nachdem ich vergebens meinen Hauswirth um die Ursache dieser Verwirrung befragt hatte, man habe etwa eine Verschwörung der Mahomedaner gegen die hiesigen Christen entdeckt, was vor einigen Jahren während des Türkenkriegs wirklich der Fall war. Ich steckte daher aus Vorsicht meine beiden Pistolen zu mir und ging in qualvoller Ungewißheit zu Herrn ***, um über den Grund dieser seltsamen Erscheinungen Aufschluß zu erhalten. Dieser erzählte mir in einem betrübten Tone, in Satali herrsche eine wüthende Pest; vor einigen Tagen sey ein Schiff von dort angekommen, das auf dem Wege zwei Matrosen verloren habe, die (wie man sich gleich einbildete) an der Pest gestorben seyen, und nun werde die Bevölkerung Alexandriens von den andern aus Syrien gekommenen Reisenden wahrscheinlich angesteckt werden; „denn, sezte er hinzu, nicht die heißen Sommermonate, wie man fälschlich in Europa glaubt, sondern Januar und Februar sind am allergefährlichsten für die Verbreitung dieser Seuche. Bekanntlich wollen die Türken wegen eines Verbots des Korans von Quarantänen nichts wissen; da aber das ganze Corps der Konsuln an den Pascha deshalb geschrieben, und bei Muchram Bey, Gouverneur der Stadt, angehalten hat, daß einstweilen keine Syrer das Land berühren dürften, so kann man wohl für die Zukunft ruhig seyn, wenn nur nicht die schon Ausgeschifften die hiesige Bevölkerung angesteckt haben.“ Er bot mir einen Stock an, um nach Hause zu gehen, damit ich dadurch die mir begegnenden Menschen oder Thiere von mir entferne, auch eine Cigarre, um die Luft zu reinigen, und empfahl mir sehr, wenn die Pest sich erklären sollte, ja nicht auszugehen, sondern vierzig Tage lang auf meinem Zimmer zu bleiben. So unangenehm es einem Fremden ist, von der Pest bewillkommt zu werden, besonders wenn man mehr Lust hat, nach Europa zurückzukehren, als in diesem Lande zu sterben, so konnte ich doch mich des Lachens nicht enthalten über die Kleinmüthigkeit dieser verzagten Leute. Ich war fest entschlossen, mich nicht im Geringsten in meinem gewöhnlichen Leben stören zu lassen, sondern lieber einmal zu sterben, als tausendmal von der Todesangst gequält zu werden.

Mir war vor nichts bang, als vor den vielen Leichenzügen der Araber, die vor meinem Zimmer vorbeigehen und mir den Kopf toll machen würden. Denn die Männer, die dem Todten die lezte Ehre erzeigen, singen ein so melancholisches Lied und die Weiber stoßen ein so fürchterliches Geschrei aus, daß, wenn dieses während der Pest sich oft wiederholt hätte, ich es unmöglich in meinem Zimmer hätte aushalten können. Männer sowohl als Weiber gehen oder laufen vielmehr in größter Unordnung, erstere vor und leztere hinter der Bahre. Diese schlagen sich gegenseitig ein großes Tuch um den Kopf unter einem schrecklich gellenden Geheule. Sie gehen deshalb nicht zu zwei oder drei, weil sie mit manchen Juden Europas den Aberglauben theilen, daß ein böser Geist in unglücklichen Stunden alles Zählbare zu beschädigen trachte; daher laufen sie durcheinander, um vom Todesengel nicht gezählt werden zu können. So wie bei uns die Anzahl der geläuteten Glocken groß oder klein ist, je nachdem das Geld der Erben klingelt, so richtet sich hier die Zahl der weinenden Weiber, die keinen Seufzer umsonst ausstoßen, und die Höhe ihrer Stimme nach dem Vermögen des Verstorbenen. Außer den gedungenen Weinerinnen und den Blutsverwandtinnen begleitet keine Frau einen Leichenzug.

Die schreckliche Furcht der Franken, besonders der Italiener, dauerte drei Tage lang; da man aber am vierten Tage noch nicht die mindeste Spur von einer Pest entdeckt hatte, und auf Befehl des Paschas alle später in den Hafen eingelaufenen Schiffe Quarantäne machen mußten, so verlor sich nach und nach die Blässe aus den europäischen Gesichtern; sie wagten es wieder, ohne Stock auszugehen und gratulirten sich gegenseitig, diesem grenzenlosen Unglücke so schnell entgangen zu seyn. Später erfuhr man, in Satali sey man so gesund, als in Alexandrien, und die zwei Matrosen müssen also an andern Krankheiten gestorben seyn. Während die meisten Franken Gott dankten, daß er ihnen das Leben gelassen, dankte ich ihm, daß er mir die Gabe verliehen, es, bis es mich verläßt, festzuhalten und zu genießen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Mai 1831.

Ein altes Sprichwort sagt: Oft glaubt ein Mann zu fischen,
Und krebst.

Wieland.

Geschichte eines Regenschirms.

Unter den unzähligen Produkten des regen Erfindungsgeistes unserer Zeit gibt es eines, ohne das manche Leute nicht leben können, das aber ich sonderbarerweise nie habe leiden können: ich meine den Regenschirm. Wann, auf welche Weise, durch wen diese Maschine erfunden worden ist, darnach frage ich nicht; ich erzähle hier nur, wie viele Verlegenheiten, oder vielmehr wirkliche Widerwärtigkeiten mir ein Regenschirm zugezogen hat.

Jedermann hat sich wohl schon in seinem Leben geärgert, wenn ihm der Schirm verloren ging, gestohlen oder verwechselt wurde; Jedermann weiß, wie schwer es ist, mit einem offenen Schirm durch eine volkreiche Straße zu wandeln, oben auf einer Postkutsche oder in der Straße bei heftigem Wind damit zu manövriren; Jedermann ist schon von einem schlecht regirten Schirme vor die Nase gestoßen worden, oder ist doch dieser Gefahr mit knapper Noth entgangen. Die Unlust, welche Regenschirme jedermänniglich bereiten, ist also groß genug; aber ganz besonderes Unheil war mir Unglücklichen vorbehalten, und zwar war übelangebrachte Sparsamkeit die Quelle meiner Leiden durch einen Regenschirm.

Im Jahr 1819 wandelte ich eines Tages durch die Stadt. Der dickbehangene Himmel drohte mit einem Regenguß, da fiel mein Blick auf das Aushängeschild einer Bude, nach welchem hier Allerlei sehr wohlfeil zu haben war. Ohne Absicht durchlief ich die lange Liste der Artikel, und eben wollte ich mich nach einem Wagen umsehen, um mich vor dem Regen zu bergen, da kam mir auf einmal der Gedanke, ich könne meinen Zweck eben so gut erreichen, wenn ich mir einen Schirm kaufe; er kostete wohl nicht mehr, als ein Fiacre, und dann behielt ich ihn ja, während ein Wagen ... doch was brauchte es Weiteres? ich trat in die Bude. Der Kaufmann zeigte sich äußerst geschäftig auf meine Nachfrage; ein Heer von Schirmen von Seide und Baumwollenzeug in allen Farben wurde vor mir aufgepflanzt. Kaufe ich einen seidenen, dachte ich, so ist er fort, ehe drei Tage vergehen, und ich bin ja eben aus purer Oekonomie hier. Damit warf ich die Blicke auf den bescheidenen Baumwollenzeug, den der Handelsmann so tief herabgesetzt hatte, so lange er meinte, ich habe es auf einen seidenen abgesehen, nun aber gar nicht genug preisen konnte. Ich hielt mich endlich an einen grünen Gingham, und wenn man den Kaufmann hörte, so war er so wasserdicht, so dauerhaft ..., wie dem sey, er kostete sein Geld; fast schäme ich mich, es zu gestehen, er kostete drei Schillinge! Ich war aber höchlich vergnügt, spannte selbstgefällig das neue Eigenthum aus und trat zuversichtlich in die Straße, den Schirm zu probiren. Ich hatte weit zu gehen, und somit Zeit genug, zu beobachten, wie es mit seiner Kraft des Widerstands gegen den Regen beschaffen war. Das Resultat fiel ganz zu meiner Zufriedenheit aus; ich freute mich meiner Acquisition und meinte, ich werde sie nie zu bereuen haben; bald sollte ich eines andern belehrt werden! Die rege

Erwartung, die wir von einem neuen Freund, einem neuen Projekte haben, wird ja leider fast immer getäuscht, und die Geschichte meines Regenschirms liefert einen auffallenden Beleg für diesen Satz.

Eine ganze Woche lang freute ich mich ungestört meines Kaufs. Der Schirm stand für mich und meine Freunde beständig bereit und hatte seinen Platz neben der Uhr im Vorzimmer. Nicht lange aber, so hatte der Regen den künstlichen Glanz des Stoffes abgewaschen, und mein Respekt vor dem Schirm bekam einen bedeutenden Stoß. Die Dienerschaft, die dieß merkte, ermangelte nun nicht, sich Freiheiten mit ihm herauszunehmen; manchmal nahm ihn einer ohne Erlaubniß, wenn er schnell einen Gang zu machen hatte, und ließ ihn, wenn er wieder heimkam, am gewohnten Platz unvorsichtig trocknen. Da dieß straflos hinging, so wurde es immer ärger, und nicht lange, so war mein armer Schirm Gemeingut. Ich ließ dieß so hingehen, denn eines Tags hörte ich so etwas wie „der Herr mit dem Gingham" munkeln, und da verging mir die Lust, das Möbel beständig mit mir herumzuschleppen. Ja mein angeborner Widerwillen gegen Regenschirme war wieder rege geworden; von jeher hatte ich mich ungerne mit einem geschleppt; ich konnte damit nicht recht gehen, nicht bequem an die Fenster hinaufsehen, er hinderte mich auf alle Weise. Ich gestehe es, am Wiedererwachen meiner Antipathie war der Umstand Schuld, daß sich die Gestalt meines Regenschirms gar sehr verändert hatte. Durch den Wind, durch das Angreifen mit schmutzigen Händen war seine ursprüngliche Farbe ganz unkenntlich geworden; der zierlichen Symmetrie, in der er seine Stäbe ausbreitete, hatte die Nässe ein Ende gemacht; der kupferne Ring ließ sich nur noch schwer über die plumper gewordenen Falten schieben; kurz, er war in einem Zustande, daß ich die Sparsamkeit verwünschte und meistens lieber naß wurde, als ihn mitnahm. Eines Tags aber — ich mußte in Geschäften ausgehen und schwarze, schwere Wolken verkündeten augenscheinlich starken Regen — sah ich, als ich über die Flur ging, meinen Regenschirm kläglich an der Wand lehnen. Da fühlte ich ordentlich Mitleid; es wird regnen, dachte ich; es begegnet mir Niemand; mein Schirm darf mit. In der ersten halben Stunde sah ich kein bekanntes Gesicht, aber bald gewahrte ich zu meinem Entsetzen, daß sich der Himmel aufhellte. Wahrhaftig, auf den drohenden Regen folgte heller Sonnenschein. Zum Umkehren war es zu spät, ich sezte also meinen Weg fort und verwünschte die Sonne, den Regenschirm und die Gemüthsregung, die mich veranlaßt, mir die Last aufzubürden. — Jedermann weiß, daß in London, wenn im Frühjahr die Sonne scheint, alle Welt, wer nur einen Fuß vor den andern setzen kann, sich auf die Beine macht, des schönen Wetters zu genießen. So war es auch heute, und es begegneten mir mehr Bekannte, als seit zwei Monaten her. Umsonst wollte ich schnurgerade, und als hätte ich große Eile, mit einem bloßen Kopfnicken vorbeischießen; es war nicht anders, als hätten sie sich verabredet, mich zu stellen und zu schwatzen, obgleich mir keiner etwas zu sagen hatte. Zehnmal und öfter kam jener fatale Moment, wo, wenn die hergebrachten Höflichkeitsphrasen zwischen zwei Bekannten abgemacht sind, eine Stille eintritt und man sich umsieht, was man sagen wolle, bevor man sich verabschiedet, und jedesmal sah ich die Blicke sich auf meinen Regenschirm heften. Umsonst suchte ich ihn zu verbergen; es war, als ziehe er durch einen Zauber die Blicke an; ich wünschte ihn tausend Fuß unter den Boden.

(Der Beschluß folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Die Weltleute suchen das Lebensglück lediglich in der immerwährenden, wechselnden und mannigfachen Bewegung, im Aufsteigen in der gesellschaftlichen Hierarchie. Ihnen wird das Leben dieser Hirten allerdings traurig vorkommen und ein entsetzliches Exil scheinen; indessen spricht die Erfahrung gegen sie. Heiterkeit, Frohsinn und Gesundheit spricht aus den Augen derselben; auf ihren Lippen ist das Lächeln so zu Haus, wie Freude und Frieden in ihrem Herzen; ihnen genügen die einfachsten Naturgaben.

Ich kam auf einen Punkt, der merkwürdig ist durch den Kontrast der Ansicht, die man da hat. Hier endigen die Pyrenäen, die sich gen Osten in großen Massen übereinander aufbauen; ich erkannte alle Gipfel wieder und begrüßte sie als Freunde; westlich hingegen rundet sich das mächtige Gebirg in die sanften baskischen Anhöhen ab, die sich endlich bis zum Meeresufer verflachen, oder in die langen Haiden (Landes) hinziehen. Gen Mittag sieht man die Gebirge von Navarra, Anfangs niedrig, wie die baskischen Höhen, hernach aber in hohern Zügen hinstreichend.

Gebirge können nur durch zweierlei gefallen, entweder durch großartige Wildheit oder durch Anmuth. Beides fehlt in den westlichen Pyrenäen. Sie haben keine Gletscher, die der Gebirgsnatur immer etwas Erhabenes, Polarisches geben. Sieht man sie von meinem Standpunkt, so erscheint der Rasen verbrannt und gelblich, die Frische der hohen Thäler verschwindet, man sieht nichts als die dunkeln Tannen, die zerrissenen Gipfel, ihre weißlichen Einstürze und die farblosen untern Gründe. Um die niedrigen Pyrenäen schön zu finden, muß man sie von der Mittelhöhe sehen. Da erblickt man ihre krystallenen Waldbäche, die rauschend und schäumend niedergehen, Heerden ziehen auf dem Rasen umher, kleine Wohnungen erheben sich in allen Ecken. Hier ganz oben aber verschwinden all diese

Einzelnheiten wie dunkle Punkte, die Wüste, die einen umgibt, scheint sich aber auf die ganze Natur auszubreiten. In der Mittelhöhe sehen die Berggipfel recht malerisch und imposant aus. In der Nähe sind sie rauh und häßlich, alles Ländliche und Idyllische im Grund verschwindet, weil es zu fern liegt. Die Berge verflachen sich und werden alle Jahre niedriger, ja diese Grenzscheiden, die von der Natur zwischen die Völker gesezt wurden, werden in den künftigen Jahrhunderten fast ganz verschwinden. Möchte es doch auch so mit dem Sinn der beiden Nachbarvölker werden! Die Natur strebt sichtlich dahin, die Pyrenäen zu einem firen, ruhigen Zustand zu bringen, wo die Vegetation nicht mehr durch Lawinen und Bergstürze zerstört werden wird. Dann werden auch die engen, gefährlichen Gebirgsübergänge verschwinden und das Land von beiden Seiten offen da liegen.

Wenn man in das Aspethal tritt, so bemerkt man gleich ein ganz anderes Volk als im Ossanthal. Ein gewisses höhnendes Lächeln spricht eine feindselige Heiterkeit aus und verkündet dem Fremden nichts Gutes. So ist's in allen demoralisirten Ländern, wo sich Beschränktheit mit Neid und lokalem Sinn mischt. Umsonst suchte man hier die freien und offenen Gesichter der Männer, die weiße und rosige Farbe der Frauen. Die kleineren und zusammengedrängteren Züge deuten auf Tücke, List und Bosheit. Die gallige Konstitution zeigt sich auch in ihrer Gesichtsfarbe. Die Frauenkleidung und Kappe ist hier schwarz, was ihnen etwas Düsteres und Feindseliges gibt. Nun fragt sich's: wie geht es zu, daß Nachbarn, unter derselben Regierung, in demselben Land und unter denselben Gesetzen, Nachbarn, die alle zusammen Bearner heißen, die dicht bei einander im Gebirg wohnen, dasselbe Klima, dieselben Erzeugnisse haben, wie geht es zu, daß diese Nachbarn in physischer Bildung und in moralischer Hinsicht so ganz verschieden sind? Dieß hat einen ganz einfachen Grund. Der Handel mit Spanien kann viel leichter an den niedern Pyrenäenübergängen bei Aspe als bei Ossan getrieben werden. Allein dadurch ist Oleron schnell zum Wohlstand gekommen. Die Vermischung und die unausgesezte Berührung mit den nördlichen Spaniern hat auf die Franzosen viel von dem Charakter und von der Physionomie der Nachbarn übergetragen, die lange unter der Herrschaft der Inquisition, despotischer Regenten und der Geistlichkeit gestanden haben, und die daher Verstellung, Mißtrauen und Angst in ihr Leben und Handeln, wie in ihre Gesichtszüge aufnahmen. Außerdem heirathen die Bewohner von Oleron häufig über das Gebirg, wodurch dann spanisches Blut ins Land kömmt und sich in alle Dörfer verbreitet. Nirgends ist die Schmuggelei leichter und darum häufiger als hier. Sie ist aber weit gefahrloser als in den östlichen Pyrenäengegenden, erhebt daher das Gemüth weniger zu Muth und Kraft, als zu Hinterlist, Schlauheit und Bestechung. Außerdem trägt wohl auch die Gebirgsnatur bedeutend zu dieser Verschiedenheit bei. Im Ossanthal hat sie einen großartigen Charakter, etwas Erhebendes, das auf Körper und Seele wirken und großen Einfluß haben muß. Um Oleron herum neigt sich der Pyrenäenzug in die Fläche.

Es ist in diesen Bemerkungen schon manchmal von der Schmuggelei in den Pyrenäen gesprochen worden. Hier im Aspethal hat sie einen ganz andern Charakter als östlich; sie ist viel ausgedehnter, weil sie mit Leichtigkeit, ohne Gefahr und ohne Muth betrieben werden kann. Vor mehreren Jahren ging sie in Zügen zu fünfzig, achtzig bis hundert Maulthieren vor sich. Sie gingen des Nachts in einer ununterbrochenen Reihe über das Gebirge. Bei drei Saumthieren war immer ein Führer, der eine angezündete Fackel und eine Doppelbüchse trug. Es sah gar anmuthig aus, wenn in der Dunkelheit diese beweglichen Lichter an den Bergen weg, bald hinter, bald über einander zogen, je nachdem die Wendung des Wegs war. Es wurden zwar manchmal Flintenschüsse in der Ferne oder an der Seite gehört; dies kümmerte aber Niemanden, am wenigsten die Führer des Zugs, denn sie wußten, daß die Douaniers auf einer gewissen vorausbestimmten Stelle Lärm machen und schießen würden. Die von Paris ausgehenden Zollordnungen waren ganz auf die Seite gesezt und dafür war eine neue in Oleron gemacht worden. Es wurden drei Franken für jedes Maulthier bezahlt, das ungehindert passirte. Als endlich die französische Regierung diesem Unfug steuern wollte, mußte sie von Bayonne einen General mit einem Infanteriekorps und Kanonen hinschicken, und dieser hatte seine Noth. Jezt ist der Unfug fast wieder eben so arg.

Durch das Einverständniß mit den Douaniers und durch die lokale Bequemlichkeit hat diese Schmuggelei durchaus nichts Kühnes und Unternehmendes, sondern ist mehr eine ganz gewöhnliche Spitzbüberei. Sie kann also die nicht erheben, die sich damit abgeben, wie dies in Gavarnie und der Tour-de-Carol der Fall ist. Daher haben auch die Schmuggler aus dem Aspethal nicht das Würdige im Gemüth, was denjenigen eigen ist, die sich großen Muths und großer Anstrengung bewußt sind. Zwar sind sie gar nicht so gewaltsam in ihren Maßregeln wie jene; ich rathe aber doch Jedem, ihnen das Zutrauen nicht zu schenken, das die Ossauer unbedingt verdienen.

Die Einwohner von Lescun treiben hier am meisten Contrebande, und von allen Bewohnern des Aspethals sind sie wegen ihrer Bösartigkeit, Tücke und Rachsucht am meisten gefürchtet. Dabei halten sie für vergangene und künftige Unthaten fest zusammen, und gegen ihren Bund vermag die Obrigkeit nur wenig. So wurde vor einigen Jahren ein Steuereinnehmer beim Herausgehen aus der Kirche erschossen. Der Instruktionsrichter kam

mit zahlreichen Gensdarmen gleich darauf nach Lescun; es war aber nicht möglich, etwas zu entdecken oder einen Zeugen zu finden. In Oleron sagte mir ein Mann, der lange und überall in den Pyrenäen herumgekommen war: „Durch das ganze Ossanthal können Sie ruhig mit einem goldbeladenen Maulthier ziehen, und Ihre Pistolen sind Ihnen dabei ganz unnütz. Im Aspethal hingegen hätten Sie an zwanzig Kanonen nicht genug.“ Diese Aeußerung ist allerdings übertrieben, sie bezeichnet aber ganz die beiden Gegensätze. Bei allen übeln Eigenschaften der Leute verläugnen sie aber doch den Bearner Charakter nicht ganz; nach einigem Umgang werden sie sogar herzlich und zutraulich. Da ich den Felsen und Steinen eine große Aufmerksamkeit widmete, so kamen sie bald auf den Gedanken, ich sey von der Regierung abgeschickt, um Metalle zu suchen und die Anlage von Bergwerken zu betreiben. Ich ließ sie dabei, denn ich war nun um so sicherer, und sie erwiesen mir allerhand Aufmerksamkeiten. Der Sinn des unbemittelten Volks ist immer auf Reichthümer gerichtet; wenn es auf einer Stelle hohl klingt, so heißt es gleich bei den Gebirgsleuten, da haben die Mauren (Mouros) Schätze vergraben. Grotten werden für Wohnungen de las Hadas monedaras, Münze schlagender Feen, gehalten.

(Schluß des dritten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Paganini. Sitzung der philotechnischen Gesellschaft.

Paganini hat nun seine Konzerte beendigt und von den Parisern eine Summe von ungefähr 120,000 Franken als Zoll ihrer Bewunderung und ihrer Neugierde erhoben; eine Summe, die mancher verdienstvolle Mann in seinem ganzen Leben Mühe hat zusammen zu bringen. Paganini kann mit dem Bewußtseyn sich entfernen, daß er den Beifall einer der größten Städte der Welt errungen hat; allein etwas muß ihm mißfallen: die Künstler haben während der verschiedenen Konzerte, die er gegeben, sein Spiel mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und durch das strenge Vergleichen der verschiedenen Stücke, die er hat hören lassen, entdeckt, daß seine Hauptstärke in der Ausführung der von ihm selbst gesezten Stücke besteht. Die Ausführung von Rodes und Kreuzers Concertos hat sie keineswegs befriedigt, und sie meinen, es gebe in Paris fünf bis sechs Künstler, welche diese Concertos eben so gut, wo nicht noch besser spielten, als Paganini. Hier fanden sie sein erstaunliches Talent nicht wieder, wohl aber in den Bocksprüngen und allen den wunderlichen, unnachahmlichen Griffen, die er in seinen eigenen Kompositionen angebracht hat. Natürlich hat seine Persönlichkeit ebenfalls das Pariser Publikum ungemein beschäftigt, und die bereits in andern Gegenden über seine vorgeblichen Abentheuer verbreiteten Gerüchte haben auch in Paris Eingang gefunden, und sind nicht allein in Zeitschriften erzählt, sondern auch in Kupfern oder im Steindrucke dargestellt worden. Der Mann hat sich die argen Gerüchte zu Gemüthe gezogen und sich die Mühe gegeben, sie in einem öffentlichen Schreiben zu widerlegen. Freilich ist es Niemand willkommen, für einen Mörder und zum Kerker verurtheilten Verbrecher ausgegeben zu werden; allein wäre der Mann nicht so berühmt, so würde man nicht so Manches über ihn erdichtet haben; er zahlt den gewöhnlichen Tribut eines großen Ruhmes. An seiner Stelle hätte ich also die Leute reden und die Lithographen zeichnen lassen, ohne mich weiter darum zu bekümmern. Lieber hätte ich ein Schreiben zum Abwälzen eines Vorwurfs von ihm gesehen, der ihm öffentlich gemacht worden ist. Man hatte ihn nämlich gebeten, einem Konzerte beizutreten, welches zum Besten der unglücklichen Flüchtlinge aus Italien gegeben werden sollte. Als Italiener hätte er, so scheint es, wohl ein Stündchen seine große Kunst verbannten Landsleuten weihen dürfen. Er hat es ausgeschlagen, ob aus Furcht vor den Machthabern Italiens, oder aus einem andern Beweggrunde, weiß ich nicht. Auf jeden Fall ist ihm die Weigerung sehr übel genommen worden. Ein großer Künstler, wie er, darf selbstständig handeln und braucht sich nicht von kleinlichen Bedenklichkeiten einschüchtern zu lassen, die einen aller Hülfe und Vorsprache entblößten Privatmann von einer edeln That zurückhalten können. Das französische Volk würde es ihm unendlichen Dank gewußt haben, wenn er den Muth gehabt hätte, öffentlich als der Wohlthäter seiner besiegten Landsleute aufzutreten, wovon Manche Gut, Familie und Ruhe, kurz Alles, was sie besaßen, aufgeopfert haben. Zwar hat er ein Konzert zum Besten der Armen gegeben und einen Theil der Einnahme zu Privatwohlthaten verwendet; ist dieser den geflüchteten Italienern zu Gute gekommen, so macht es seinem guten Herzen mehr Ehre, als seinem Muthe; haben sie nichts davon bekommen, so besteht der Vorwurf, den man ihm in den hiesigen Tageblättern gemacht hat, in seiner ganzen Stärke. Wenn es darauf ankommt, fremden Völkern seine Theilnahme zu bezeugen, so ist man in Paris muthiger, als im nördlichen Europa. Konzerte und andere Gelegenheiten werden so häufig zu Kollekten, für die Bewohner Polens z. B., benuzt, daß man sie kaum alle in den Tageblättern erwähnt. So hielt neulich die philotechnische Gesellschaft wieder eine öffentliche Sitzung, deren Hauptzweck war, eine Kollekte zum Besten der für ihre Freiheit kämpfenden Polen zu veranstalten. Bouilly, Verfasser Fanchons und der bekannten Erzählungen für seine Tochter, hielt eine Anrede ans Publikum halb in Prosa und halb in Versen, worin er ihnen das Schicksal der bedrängten Polen ans Herz legte. Madame Malibran, die bekannte italienische Opernsängerin, und andere Damen gingen mit dem Teller umher und brachten über 300 Franken ein. Lafayette, welcher zugegen war, gab ein Goldstück; andere Anwesende gaben eben so viel. Zwei schöne Porträts Kosciuskos und Ad. Czartoriskis, von polnischen Kupferstechern, waren im Saale aufgehängt. Hernach wurde ein kleines Konzert gegeben; ein polnisches Mädchen von zwölf Jahren spielte ein Concerto auf der Geige. Der Opernsänger Nourrit sang mehrere Arien und zulezt den Aufruf an die Polen, von Casimir Delavigne. Es geziemte einer literarischen Gesellschaft, welche viele Gelehrte Polens unter ihren Korrespondenten zählt, etwas für das Vaterland derselben zu thun. Diese Theilnahme äußert sich übrigens häufig, und wenn die Kollekten nicht reichlicher ausfallen, so rührt dies wohl daher, weil der Kollekten kürzlich sehr viele stattgefunden haben, und Frankreichs Bewohner selbst an die Wohlthätigkeit ihrer Landsleute haben Anspruch machen müssen. Griechen, Polen, Italiener, kurz alle für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Völker haben der Unterstützung bedurft und Frankreich um Hülfe angesprochen. Es hat jedem nur eine geringe Gabe reichen können, besonders seit einem Jahre, da in Frankreich selbst der Hülfsbedürftigen leider eine Menge ist. Desto thätiger sind Dichtkunst und die bildenden Künste beschäftigt, um die Heldenthaten jener Völker zu verewigen, und Niemand spottet, wie anderswo, der Unglücklichen und Besiegten, es seyen denn etwa einige Ultrablätter, welche auch unter der jezigen freien Regierung ihren alten servilen Geist nicht verläugnen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Mai 1831.

Pistol. Die Litanei ist recht: Humore sind im Schwang;
Gehn Püff' und kommen, Gottes Knechte sterben;
Und Schwerdt und Schild
Im Blutgefild
Erwirbt sich ew'gen Ruhm.

Shakespeare.

Sendschreiben an einen vornehmen Kavalier, betreffend den Krieg in Polen.

(Aufgefunden und mitgetheilt von — tt —)

Im Jahr 1655 brach der König von Schweden, Karl X. Gustav — aus dem Hause Pfalz=Zweibrücken, des großen Gustav Adolphs Schwestersohn, — den Waffenstillstand mit Polen, man kann sagen ohne gerechte Ursache, im bloßen Uebermuthe, der den Schweden aus dem im dreißigjährigen Krieg gewonnenen Uebergewichte erwachsen war. In einem einzigen Feldzuge bemeisterte er sich fast des ganzen Königreichs und ließ sich sogar huldigen. Das war aber nur das Ende vom Anfang: denn der Ausgang schlug bekanntlich dennoch fehl, und Schweden sammt seinem kriegsgewaltigen König ward gedemüthigt. Die Eifersucht der bei Schwedens Glück betheiligten Nachbarmächte (nämlich Rußland, Oesterreich, damals noch deutsches Reich genannt, Dänemark, Preußen, damals noch Herzogthum, und die Niederlande) trieb zu einem allgemeinen Bündniß und Krieg gegen Schweden, in welchem Karl Gustav alle seine polnischen Eroberungen verlor und, trotz eines glücklichen Zugs und Schlags gegen Dänemark, zuletzt von den damals zur See mächtigen Holländern zur Ruhe genöthigt wurde.

Zu der Zeit, da Schweden das Kriegsmanifest gegen Polen erließ, ließ sich die öffentliche Meinung, die damals in vielen deutschen, besonders protestantischen Ländern noch auf Seite der Schweden war, in einem Sendschreiben, das wir hier in Abkürzung und nach heutiger Schreibart, jedoch mit unverändertem Texte, zu Vergleichung des Jezt mit dem Sonst, mittheilen, also vernehmen:

„Ew. hochgeehrtes Schreiben habe ich wohl empfangen, darin Er von mir begehrt, Ihm candide zu eröffnen, was ich von dem Krieg zwischen Schweden und Polen halte, und zu welcher Parthei ein deutscher Kavalier sich ohne Verletzung seines Gewissens begeben könne. Das ist eine schwere Frage! Denn wenn ein Kavalier einem fremden Potentaten im Kriege mit gutem Gewissen dienen soll, so muß er wissen, ob auch die causa belli legitima sey? Ist die Kriegsursache rechtmäßig, so ist ein Soldat nichts anders als executor justitiae (Vollstrecker der Gerechtigkeit), geht in seinem Beruf und kann Gott im Kriege eben so wohl dienen, als ein Prediger auf der Kanzel. Wo aber die causa belli nicht ist legitima, da ist ein solcher Krieg nichts anders als eine Mördergrube. Wer sagt uns aber, die wir weder in der schwedischen noch polnischen geheimen Kanzlei gewesen, ob dieses Krieges Ursach rechtmäßig sey? Eben deßwegen schlagen sie sich die Köpfe, weil ein jeder will Recht haben. Da der Krieg in Polen anging *), verwunderten sich viel große Herrn über den

*) Unter Gustav Adolph, der den Krieg mit Polen wieder anfing und 1617 einen großen Theil von Liefland, 1621 den übrigen Theil davon, 1625 Kurland und Litthauen, und 1626 das ganze polnische Preußen eroberte.

glücklichen Succeß des Königs (Gustav Adolph) von Schweden, hielten es für ein göttlich Werk und dachten: Hie Schwert des Herrn und Gideon! Man sagt, ganz Konstantinopel sey damals erschrocken und viel große Herren haben ihre Schätze nach Kleinasien geschickt. Jezt aber, da das Schwert bald diesen, bald jenen trifft, meint fast ein jeder Bauernvogt, er könne die schwedische Armee in der Buttermilch auffessen, als wenn es holländischer Zwieback wäre. Eben solche Reden geschahen, da Kaiser Gustav (Adolph) auf deutschen Boden kam: da wußte ein jeder Dorfprediger fast aus dem Daniel und der Apokalypse zu sagen, was es für einen Ausgang mit den Schweden und Papisten gewinnen werde. Allein da der Prager Frieden gemacht wurde *), da stand nichts mehr im Daniel und der Apokalypse. Die Schweden aber hatten nach diesem Stoß größern Sieg und Glück als vorhin. Und dieses ihr jetziges Spiel ist noch nicht ausgespielt: die Würfel liegen noch auf dem Tische.

Ich weiß, daß vor einem Jahr viel große Herren, viel gelahrte und ungelahrte Leute trefflich gut schwedisch waren: jezt aber pfeifen sie all anders und sagen, man hätte es so und so machen sollen. Allein ich erinnere mich an jenen Arzt: als der siebenzig Jahr alt wurde, schrieb er allezeit in die Stammbücher: Medicum non decet mori juvenem (ein Arzt darf nicht in der Jugend sterben); da sagte ein anderer: Wenn der gute Mann das vor vierzig Jahren geschrieben hätte, so wollte ich viel von ihm halten.

Mancher will jezt das schwedische Manifest examiniren und fragen, ob auch die Schweden genugsame Ursache haben, das Königreich Polen mit Krieg zu überziehen; allein Gott ist in Uebertragung der Obmacht ein wunderbarer und verborgener Gott. Zwar, wenn ein Statist (Staatsmann) Ursach zu einem Krieg will haben, so kann er sie leicht finden. Einsmal ritten etliche Kaufleute aus der Leipziger Messe. Als nun ein großer Regen kam, stellten sie sich mit ihren Pferden unter einen großen Eichbaum und wollten warten, bis der Regen vorüberging. Kurz hernach kam eine streifende Parthei, und einer unter ihnen grüßte die Kaufleute und sagte: „Glück zu, Ihr Herren, was machet Ihr da?“ Einer unter den Kaufleuten antwortete: „Hier halten wir ein wenig, bis das böse Wetter vorüber geht.“ — „Was?“ sagte der Partheigänger; „wollt Ihr Gottes Wetter und Wind verachten? Ihr gottlosen Vögel, Ihr Gotteslästerer, herunter von den Pferden! herunter, oder wir wollen Euch schießen, der Dampf soll Euch aus dem Hals gehen!“ So mußte der theure Name Gottes ein Deckel ihrer Räuberei seyn. Jener Soldat stahl einmal einem Bauern, bei welchem er im Quartier lag, eine Kuh. Der Bauer verklagte den Soldaten bei seinem Kapitän, dieser läßt den Soldaten zu sich kommen und sagt: „Was hast Du für Ursach, ihm die Kuh zu nehmen?“ — „Herr Kapitän!“ sagt der Soldat, „wenn der Bauer zwo Kühe hat, und der Soldat hätte gerne eine davon, ist das nicht Ursach genug?“ Wann kann ein Statist nicht einen scheinbaren Vorwand finden, einen Krieg anzufangen?

Was nun diesen schwedischen Krieg in Polen anlangt, so dünkt mich, es sey Gottes Finger dabei. Ich mag zwar von solchen Dingen ungern urtheilen; und da mein hochgeehrter Herr als versuchter Kavalier, der seine Waffen in unterschiedlicher Potentaten Dienste rühmlich getragen, auf Antwort dringt, hab ich mich an jenen Superintendenten in Mecklenburg erinnert, welcher eindmals Visitation hielt und die Leute aus dem Katechismus examinirte. Als er nun zu einem alten Bauern kam und fragte: „Wie viel sind Hauptstücke der christlichen Lehre?“ da antwortete der Bauer: „Herr Superintendent, das ist eine seltsame Frage, das wisset Ihr besser als ich.“ Ich zweifle nicht, daß mein hochgeehrter Herr diese Sache schon längst werde reiflich erwogen haben. Er verzeihe mir, daß ich hinwiederum eine Frage an ihn thue. Ich frage, was hatten die Israeliten für Ursach, das Land Kanaan einzunehmen und die Einwohner daraus zu vertilgen? Was hatten die Kanaaniter den Israeliten gethan? Wie erschrecklich ging der Feldmarschall Josua mit ihren fünf Königen um!

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Regenschirms.

(Beschluß.)

Auf dem Heimweg kam ich auf den unseligen Gedanken, durch den Garten von Kensington zu gehen und dadurch etwas Weg abzuschneiden; das hatte ich bitter zu bereuen. Ich ging seitab durch eine der schattigen Alleen, in denen es bei hübschem Wetter so angenehm ist; zu meinem Troste ließ sich kein Spaziergänger blicken, und ich konnte mit Gemüthsruhe die verschossene Farbe meines Ginghams mit dem frischen, satten Grün des feuchten Rasens vergleichen; da gab das veränderliche Aprilwetter auf einmal seinen Drohungen Kraft, und ich spannte meinen Schirm auf. Während dieses Geschäftes ging der Ring los und fiel zu Boden. Ich hob ihn auf, steckte ihn in die Tasche, und als ich aufsah, kam ein grün gekleideter Mann rasch auf mich zu. Ich mochte bei dieser plötzlichen Erscheinung etwas zusammengefahren seyn und dieß den Mann in seiner vorgefaßten Meinung noch bestärkt haben. Er vertrat mir den Weg und fragte

---

*) Durch welchen Schweden seine Bundesgenossen (Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig, Anhalt und viele Städte) verlor.

ohne Weiteres: „Herr, was haben Sie in die Tasche gesteckt?“ — „In die Tasche? wie so in die Tasche?“ fragte ich erstaunt. „Frei heraus mit der Sprache!“ erwiederte er. „Wir wissen wohl, warum gewisse Leute bei Regenwetter so gerne in den finstern Alleen spazierengehen.“ — „Wahrhaftig,“ antwortete ich, „da wissen Sie mehr als ich.“ — „Ohne Umstände, Herr! Geben Sie her, was Sie aufgehoben haben. Nach der Verordnung muß Alles, was gefunden wird, im Hinausgehen beim Portier abgegeben werden.“ Ich wußte nicht, sollte ich über das Mißverständniß des Burschen lachen, oder mich über seine Unverschämtheit ärgern; aber schnell war mein Entschluß gefaßt, der impertinenten Aufforderung keine Folge zu leisten; ich sah ihn daher ernst an und bat ihn, mich in Ruhe zu lassen. „Nein, Herr,“ antwortete er, „ich lasse Sie nicht eher gehen, als bis Sie mir zeigen, was Sie in die Tasche gesteckt haben.“ — „Auf Ihr Geheiß,“ rief ich, „werde ich wohl die Taschen umwenden! Wer sind Sie, daß Sie mir so in den Weg treten? Lassen Sie mich gehen, guter Freund; ich habe Eile.“ — „Das will ich glauben, lieber Herr. Weil Sie aber wissen wollen, wer ich bin —“ und damit hielt er mir das Amtszeichen des Konstabels vor die Augen. Nun wurde die Sache ernstlicher und ich allen Ernstes böse; ich zog den verdammten Ring aus der Tasche und rief: „Hier, wunderlicher Mensch! der Ring von meinem Regenschirm! Jetzt halten Sie mich noch länger auf, wenn Sie das Herz haben!“ Der Konstabel schien nur halb befriedigt; er wandte sich um und murmelte etwas zwischen den Zähnen, woraus ich die Worte „alter Schirm“ herauszuhören meinte, die mir den ganzen Tag um die Ohren gesummt hatten. Da kam ich außer mir; schnell wie der Blitz machte ich den Schirm zu und streckte damit den Konstabel der Länge nach in das Gras. Nach dieser Heldenthat wandte ich mich und war in vier Sätzen aus dem Garten. Kaum weiß ich noch, wie ich nach Hause kam und warum ich die schuldlose Ursache meiner Demüthigung nicht in die Themse warf. Den andern Tag konnte ich die Geschichte, wie sich Jemand an einem der Konstabel des Gartens von Kensington gröblich vergriffen, vermehrt und verbessert in den Zeitungen lesen. Der Vorfall selbst war zu sehr entstellt, als daß man daraus den wahren Hergang hätte errathen können; der Regenschirm aber war vollkommen getreu signalisirt, und aus Furcht, er möchte mein Verräther werden, ging ich stehenden Fußes in ein Magazin am Strand und kaufte einen hübschen braunseidenen Schirm, der zehnmal mehr kostete, als mein Gingham. Acht Tage darauf ward er mir von einem Rechtsmann im Saale von Westminster abgeführt. Den Gingham fand ich, als ich heimkam, in statu quo neben der Uhr.

Der Mensch ist gar veränderlich in seinen Entschlüssen, besonders wenn ein Augenblick der Leidenschaft sie geboren hat. Mehr als einmal schwur ich, den alten Schirm nicht mehr anzurühren, und mehr als einmal ließ mich die Eile oder irgend ein Vorfall meinen Schwur brechen; aber immer hatte ich Ursache, es zu bereuen. Einmal stieß ich damit eine mächtige Glasscheibe an einem Laden ein; nach diesem Unglück kam der Schirm zwei Monate lang nicht mehr an das Tageslicht. Ein andermal lud ich mir im Theater fast ein Duell auf den Hals, weil ich beim Applaudiren den Fersen eines Nachbars in Schnurrbart und seidenen Strümpfen mit meinem Schirm gar zu derb zugesezt hatte. Nach einem lustigen Abend fiel es meiner Gesellschaft ein, das Schilderhaus eines Watchman niederzureißen, und ich hielt mit. Das Unternehmen brachte uns nach einer im Arrest zugebrachten Nacht vor den Polizeikommissär, und mein Schirm, der im Treffen um seine Spitze gekommen war, wurde als Zeuge gegen mich vorgebracht. Vergeblich läugnete ich die Vaterschaft, in der Hoffnung, des lästigen Freundes endlich los zu werden: der Watchman gab nicht weich und der Kommissär war kurz angebunden; ich mußte eine Buße erlegen und meinen Schirm wiedernehmen.

Dreimal versuchte ich es, mir ihn dadurch vom Halse zu schaffen, daß ich ihn bei Bekannten stehen ließ, und eben so oft kam ein achtsamer Bedienter damit angezogen und sprach: „Ich merkte gleich, daß er dem Herrn gehörte.“ Dem gefälligen Menschen mußte noch dazu ein Trinkgeld gegeben werden. Diese fruchtlosen Versuche hatten mir die Lust benommen, und ich unternahm nichts weiter gegen den Unglücklichen. Indessen hatte ihm die Zeit neue Unbilden zugefügt: der Griff von bemaltem Holz, mit dem er in seinen schönen Tagen prangte, war wacklicht geworden, und oft und viel kam einer in der Straße mit dem Stück Holz in der Hand hinter mir hergelaufen und rief: „Herr, der Griff von Ihrem Regenschirm!“

Metaphysische und psychologische Betrachtungen sind nicht meine Sache; ich weiß daher nicht zu sagen, welch seltsamer Dämon in mir mich zwang, den Feind meiner innern Ruhe fort und fort zu behalten. Besondere Umstände veranlaßten mich, eine Reise auf das Festland zu machen, und über den Anstalten dazu kam mir eine Zeitlang der Regenschirm ganz aus dem Kopfe. Ich sezte mich, ohne an ihn zu denken, in die vollgepfropfte Dover Postkutsche. Schon war der Ruf erschallt: Alles fertig! schon hatte der Kutscher den Pferden den ersten Hieb gegeben, da rief es plözlich: Halt! halt! Der Conducteur stieß einen Fluch aus, der wie ein Echo durch die Gesellschaft lief, und Aller Augen richteten sich auf einen keuchenden Boten, der etwas hoch in der Luft schwang — und zwar nichts anders, als meinen Regenschirm. Vernichtet, aber anscheinend ruhig saß ich da, streckte die Hand aus, und meine Finger klammerten sich um den vermaledeiten

Gingham, den ich lieber dem Unglücksboten in den Rachen gestoßen hätte. Bald waren wir in Dover und hatten günstigen Wind zur Ueberfahrt. Ich war die ganze Nacht aufgewesen und ruhte nun in Calais aus, bis der Wagen nach Boulogne abging. Ermüdet, schlaftrunken, ließ ich einen Kommissionär für meine Effekten sorgen. Als ich den folgenden Tag mein Gepäck musterte, fand sich, daß zwei Artikel zurückgeblieben waren, eine Uniform und mein Regenschirm. Die erstere wollte ich nicht zurücklassen und schrieb daher an den Wirth in Dover, hütete mich aber wohl, des Schirms zu erwähnen. Nicht lange, so erhielt ich beide verlorne Objekte zurück.

Ich bin nun seit mehreren Monaten in Paris. In dieser lustigen Stadt kann Jeder thun und treiben, was er mag, und so darf ich auch meinen Schirm tragen, ohne zu fürchten, daß er einem Menschen auffällt. Läuft mir indessen ein Landsmann in den Weg, so lasse ich ein Wort davon fallen, daß ich vom Portier einen Regenschirm habe entlehnen müssen. Gestern goß es in Strömen, da ich eben im Jardin des Plantes war; ich flüchtete mich in einen Omnibus und überließ meinen unseligen Regenschirm seinem Schicksal. Gott sey gedankt! ich bin seiner los und kann somit die Geschichte meines alten Regenschirms schließen. . . .

Eben wollte ich meine Namensschiffer unter diesen Aufsatz zeichnen, da tritt der Portier in mein Zimmer. Er hat einen Bruder, der bei der Polizei angestellt ist und Jedermanns Adresse kennt; dieser Herr Bruder kommt hinter ihm drein und hat meinen alten Regenschirm in der Hand. D. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Napoli di Romania, den 18. April 1831.

Griechisches Schulwesen.

Da die innere Staatsökonomie des griechischen Staats in seiner jetzigen Regeneration noch nicht so weit gediehen ist, daß Anstalten zum öffentlichen Unterricht der Jugend überall und in hinreichender Menge gegründet werden können, insofern es immer noch an tüchtigen Schulmännern und dem so nöthigen Material gebricht, so hat man wenigstens in den Kreisstädten Elementarschulen und Schulen des gegenseitigen Unterrichts (nach der Lancasterschen Methode) zu gründen gesucht. Ohne Unterlaß fährt man fort, in den verschiedenen Provinzen Sammlungen an Geld und wissenschaftlichen Hülfsmitteln zur Errichtung öffentlicher Schulen zu veranstalten, und außer den vorhandenen ist der Bau von zwanzig begonnen, welche bald vollendet seyn werden.

In die Klasse der ausgezeichnetsten Unterrichtsanstalten Griechenlands gehört das Orphanothroph zu Aegina unter der weisen Leitung des würdigen Hellenen A. Mustoxidi (Präsident des Orphanothrophs, Direktor des Nationalmuseums, Ephor der Centralschule ꝛc.), welcher seit ungefähr zwei Jahren dieser Anstalt vorsteht. Diejenigen Kinder griechischer Familien, welche eltern- und heimathlos umherirrten und von der Regierung an Kindesstatt angenommen, erst in Poros und dann in Napoli untergebracht werden, fanden endlich ein bleibendes Asyl in dem neu und zu diesem Zweck erbauten Waisenhaus zu Aegina, wo Ende 1829 ihre Anzahl 495 betrug, nämlich aus dem Peloponnes 145, aus Festgriechenland 175, von den Inseln des Archipels 25, von geflüchteten auswärtigen griechischen Familien 155. Im Verlauf des Jahres 1830, wo viele griechische Familien, theils durch Sklaverei, theils durch andere Kriegsereignisse von ihren Kindern getrennt, in ihr Vaterland zurückkehrten und ihre todtgeglaubten Angehörigen im Waisenhaus wiederfanden, äußerten manche von ihnen den Wunsch, ihre Kinder in die Heimath zurückzunehmen. Das Gouvernement war ihnen willfährig, und 98 kehrten zu ihren Eltern zurück. Die Regierung beschloß, den erwachsenen Zöglingen bei der Wahl eines Standes freie Wahl zu lassen und nach getroffener Wahl auf Kosten des Staats für ihre fernere Erziehung zu sorgen. Demnach bestimmten sich 12 für das wissenschaftliche Fach, 110 für verschiedene Künste und Gewerbe. Von der ersten Kategorie traten ein: in die Kriegs-Centralschule zu Napoli di Romania 6, in die Centralschule zu Aegina 5, in das geistliche Seminar zu Poros 1; von der zweiten Kategorie traten ein: in die Ferme-Modèle zu Corinthos 15, in die Staatsdruckerei zu Napoli di Romania 2, in die Druckerei zu Aegina 4, in die Marine 65, in verschiedene Handwerke in Syra, Hydra ꝛc. 24. Einer Verordnung des Präsidenten vom 1. Januar a. c. zufolge, hat der Staat für jeden Zögling des Orphanothrophs, welcher ein Gewerbe gewählt hat, eine wöchentliche Zulage von einem Phönix (6 Phönix = 1 span. Coll. Thaler) ausgeworfen, wovon $\frac{1}{10}$ an den Lehrling ausgezahlt, $\frac{9}{10}$ aber für Rechnung des leztern zurückgehalten, in einer Sparkasse verzinst und nach Verlauf seiner Lehrjahre als ein Kapital ausgezahlt werden, welches ihm zur ersten Einrichtung und Anschaffung der für sein Gewerbe nöthigen Geräthe und Handwerkszeuge dienen soll.

Der Bestand der Schule war zu Ende 1830, 407, und in diesem Jahr waren 35 gestorben. Diese Zahl dürfte bedeutend erscheinen, indeß muß man bedenken, daß das zarte Kindesalter, in welchem sich die meisten Zöglinge befanden, der Sterblichkeit mehr unterworfen ist, als die spätern Lebensjahre, und daß fast alle Waisen aus egyptischer Gefangenschaft zurückkehrten, wo sie viele Drangsale erlitten hatten; ein großer Theil von ihnen war mit der schrecklichen Ophthalmie oder gar mit gänzlicher Blindheit behaftet.

Bei der Centralschule in Aegina sind drei Lehrer angestellt, welche die Zöglinge, deren Anzahl am Schluß des lezten Trimesters 122 betrug, in der altgriechischen und französischen Sprache, Geschichte, Mathematik ꝛc. unterrichten. Die Bücher, welche hierbei zu Grunde gelegt sind und deren Anzahl für den Augenblick noch unbedeutend ist, sind (in neu- und altgriechischer Sprache) ein Auszug aus den Gesprächen Lucians, Theophrasts Charaktere, kleine Stücke aus dem Isokrates und Plato ꝛc. In der obersten Klasse befinden sich einige schon erwachsene Schüler, welche, in Kenntnissen den übrigen voraus, als Schullehrer für das Innere Griechenlands und auf die kleinern Inseln des Archipels abgehen werden.

Um dem Mangel an unterrichteten Geistlichen abzuhelfen, wurde Ende Oktobers 1830 auf der Insel Poros das Kloster St. Moni zu einem geistlichen Seminar umgewandelt. Zwei Professoren unterweisen die Novizen in der altgriechischen Sprache, im Katechismus, in der Geschichte und in der Ausübung der geistlichen Pflichten. Sobald der Kursus weiter vorgerückt ist, werden die Vorträge über Logik, Homiletik, Kanzelberedtsamkeit, Theologie ꝛc. beginnen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Mai 1831.

— Leben noch zwei Römer, diesen gleich?

Shakespeare.
Julius Cäsar.

Blücher *).

Sprach's Luther in den guten Zeiten,
Als wir noch etwas zu bedeuten:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang;
So ist uns noch der Ruhm geblieben,
Daß wir wie sonst den Becher lieben.

Doch bleibt auch wohl ein Narr sein Leben,
Wer rückwärts schiebt, um sich zu heben,
Wer am verdorrten Baume Frucht,
Im welken Kranze Blüthen sucht;
Denn rastlos vorwärts gilt's zu dringen,
Soll sich die kranke Zeit verjüngen.

Und beides hat ein Held verstanden,
Den sie der Wahlstatt Fürsten nannten;
Drum glaub' ich, wem die Art gefällt,
Der ist der ächte deutsche Held:
Der früh gleich wildem Wein gegohren,
Ward spät zum Rächer uns erkoren.

Und nächst dem Säbel blieb dem Zecher
Sein liebster Adjutant der Becher;
Er war's, mit dem er oft gespielt,
Dann wieder ernsten Kriegsrath hielt;
Und galt es, Schlachten zu gewinnen,
So mußt' auch Blut der Rebe rinnen.

Besonders aber half dem Alten
Ein Wort, das wir so schlecht behalten:
Wenn Vater Blücher: vorwärts! rief,
Klang's nach aus jeder Seele tief,
Die Rache schwang sich in den Bügeln,
Und vorwärts ging's auf Sturmes Flügeln.

Dieß Wort — o könnt' er's Alle lehren,
Die stets noch alten Götzen schwören,
Aus Schutt und Moder Schlösser bau'n,
Von allen Gipfeln rückwärts schau'n,
Statt nach den seligen Gestalten,
Die vorwärts deutend Kronen halten!

Speckbacher.

Speckbacher ist ein deutscher Mann,
Kein Modeheld, der Welt zur Plage,
Des Kaisers schlichter Unterthan
Ist er noch ächt vom alten Schlage,
Und hat auch wenig sonst studirt,
Als wie man frei die Büchse führt.

Den Bären früh zum Ziel er nahm,
Er weiß der Kugel Flug zu lenken;
Doch seit das Heer der Franken kam,
Die seiner Väter Land verschenken,
Dünkt ihm verloren jeder Schuß,
Wo nicht ein Blaustrumpf stürzen muß.

*) Aus dem so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer.

Da trifft auch ihn das falsche Blei;
In einer Höhle, krank, verlassen,
Doch in der kühnen Seele frei,
Will ihn die List der Fremden fassen;
Er hört sie kommen, springt vom Grund,
Ruft: „jezt, Speckbacher, sey gesund!“

Er tritt hervor und sezt den Hut
Sich ruhig auf der Stirn zurechte,
Im Wehrgehäng die Büchse ruht,
Speckbacher geht nicht zum Gefechte;
Doch schaut er sie mit Blicken an,
Daß Manchem drob das Blut gerann.

Kein Säbel blinkt, kein Schuß wird laut,
Sie weichen scheu zu beiden Seiten,
Und sehn den Mann, der sich vertraut,
Durch ihre Gasse langsam schreiten;
Doch bald tönt rings der Alpen Mund:
Speckbacher hält noch unsern Bund!

Und wollt ihr wissen, wie er's macht,
Daß selbst die Sieger vor ihm zagen?
Gethan ist's schwerer als gedacht,
Will's euch auf Treu und Glauben sagen:
Kein Zwingherr und kein Heer besiegt
Den Mann, der lieber bricht als biegt.

Andreas Hofer.

Der Sandwirth, der's so gut verstanden,
Wie man das Wild auf Alpen hezt,
Hat sich vom Streit mit Söldnerbanden
Zu Insbruck an den Tisch gesezt,
Und seine kecken Schützen liegen,
Des Rufs gewärtig, müd vom Siegen.

Da regt sich's drängend in den Gassen,
Vermischte Stimmen werden laut,
Der Platz kann kaum die Menge fassen,
Und Jung und Alt erwartend schaut;
Sie wollen unter Sang und Klingen
Ein Lebehoch dem Sandwirth bringen.

Doch er, des Landes Schirm und Stütze,
Tritt mit entblößtem Haupt daher:
„Laßt das, ich bin ein schlichter Schütze,
Und wenn ich selbst der Kaiser wär',
Ihr solltet einen Höhern preisen,
Daß er uns beisteht — will's euch weisen.“

Drauf faltet er die rauhen Hände,
Und jeder auf den Knien fleht,
Daß Gott des Sieges Engel sende;
Viel tausend Seelen ein Gebet!
Die Kämpfer ziehn — und wenig Stunden,
So strömt ihr Blut aus frischen Wunden.

Und soll ich weiter noch verkünden,
Wie er der Treue Lohn empfing?
Das ist der Fluch von unsern Sünden,
Daß er, der fest am Glauben hing,
Verlassen starb den Tod der Schächer
Und fand nur droben einen Rächer.

Doch nun der Sandwirth ausgestritten,
Seit ihm die Kugel schlug durchs Herz,
Kränkt euch der Tod, den er gelitten,
Er aber schwang sich himmelwärts,
Und jagt wohl, wo die Sterne blitzen,
Den Steinbock mit des Himmels Schützen.

Sendschreiben an einen vornehmen Kavalier, betreffend den Krieg in Polen.

(Fortsezung.)

„Ich frage, was man dazu sagen würde, wenn heutiges Tages der König von Schweden thäte, was Josua gethan hat? Gleichwohl war der Krieg des Herrn Krieg, und der Herr war mit Josua. Fragt ihr, was die Ursache sey, daß Josua also habe müssen metzeln, sengen und brennen? Die Ursach werdet ihr finden, wenn ihr leset das achtzehnte Kapitel im dritten Buch Mosis. Da stehet der Schweden eigentliches Manifest, und Gott selbst ist der Herold, der den Krieg in Polen ankündigt. Betrachtet wohl, was Gott sagt, Vers 21 ff.: „Ich will ihre Missethat an ihnen heimsuchen, daß das Land seine Einwohner ausspeie rc., denn welche diese Greuel (wie die Kanaaniter) thun, deren Seelen sollen ausgerottet werden vor dem Volke.“ — Nun sind im Königreich Polen solche Sünden vorgegangen, wie im Lande Kanaan, darum ist kein Wunder, daß ihm Gott einen solchen Arzt zugeschickt, der ihm eine Purgation eingeben soll. Ich zweifle nicht daran, es werden noch viel fromme ehrliche Leute darin seyn, welche Gott in Gnaden ansehen werde. Ich bin in meiner Jugend durch Polen gereist und habe gesehen, daß die Leute, welche gottesfürchtig sind, die lassen sich ihre Gottesfurcht einen Ernst seyn; die aber Epicuräer sind, die sind rechte Erzepicuräer. Und solcher Epicuräer sind viel unter den Schlachtzitzen (Edelleuten), welche ihre armen Bauern und Knechte traktiren wie die Hunde, und sie mit solcher Last überladen, wie Pharao die Kinder Israel in Egypten *). Allein es sind auch,

*) So ganz unrecht hatte also der theologische Politikus nicht, wenn er den damaligen Krieg in Polen als eine Purgation für dieses Land ansah, durch welche nicht eigentlich der König von Schweden, der den Krieg ohne Ursache anfing, sondern die Vorsehung, die ihn zuließ, gerechtfertigt werden sollte. Ist ja doch der Gedanke an die volle Emancipation des polnischen Bauern in den Köpfen der polnischen Edelleute erst in dem heutigen Kampfe mit Rußland zur rechten Klarheit gekommen und als „eine Nothwendigkeit“ erkannt worden.

(wie gesagt) viel fromme, ehrliche Herzen in diesem Königreich, und ich zweifle nicht daran, daß solcher Leute Seufzer zu Gott durch die Wolken dringen, und Gott der Herr mitten in seinem Zorn seiner Barmherzigkeit eingedenk seyn werde und sich über sie erbarmen, wie über die Niniviter: „aber da Gott sahe, wie sie sich bekehreten von ihrem bösen Wege, da reuete ihn des Uebels, das er geredet hatte, ihnen zu thun, und thät's nicht.“ (Jon. 3.)

Ich bitte abermals, mein hochgeehrter Herr wolle meiner Offenheit verzeihen, welche mich zwingt, frei heraus zu reden. Er weiß, daß ich der schwedischen Nation allezeit sehr affektionirt gewesen bin, und habe noch viel große Gönner unter ihnen. Allein ich sorge, es seyen viele von den Schweden etwas hoffährtig geworden, als sie in Polen und Preußen kamen und sahen, daß die Städte seyen wie Feigenbäume mit reifen Feigen, welche, wenn man sie schüttelt, dem ins Maul fallen, der sie essen will. Ich sorge, sie werden abermal hoffährtig worden seyn, als sie gesehen haben, daß das tapfere polnische Kriegsvolk zu Weibern geworden, und daß die Thore ihres Königreichs, welche bisher den Erbfeind des christlichen Glaubens aufgehalten haben, zu Verwunderung der ganzen Welt diesem eröffnet worden seyen. Ich sorge, sie werden des christlichen Mitleids ein wenig vergessen haben, als sie gesehen, daß es dem König von Polen ergangen sey, wie der Prophet Nahum dem Königreich Assyrien gedroht (Kap. 2.) Ich sorge, daß ihr Herz sich erhoben habe, als sie gesehen, daß ganz Polen wie ein Teich voll Wasser gewesen sey, das, wann der Damm los geht, unversehens verfließt, und darf sich demnach Niemand verwundern, wann um solcher Hoffahrt willen Gott der Herr den Schweden auch ein wenig auf die Finger klopfet *). Auch bei einer legitima causa zum Kriege ist nicht allzeit Glück und Sieg. Was recht und billig ist, das muß man auch durch billigmäßige Mittel vollführen. Es kann die beste Sache, wann man sich dabei nicht gottselig und klüglich verhält, böse und ungerecht werden. Die Kinder Israel hatten eine rechtmäßige Ursach zu streiten wider die Benjamiter; gleichwohl bekamen sie Stöß'; warum? sie verließen sich mehr auf ihre Macht als auf Gott. „Der Sieg kommt vom Himmel und wird nicht durch große Menge erlanget,“ sagt Judas Maccabäus. Jetzo aber scheints, als wenn man unsern Herrgott hintern Ofen setze und thue, als ob an ihm nicht viel gelegen sey. Man will nicht daran denken, daß Gott allein derjenige sey, der den Königen das Schwert abgürtet (Jes. 45, 1.) der den Kriegern den Muth nimmt (Jes. 19, 3.) und den Streitenden das Herz feig macht, daß sie ein rauschend Blatt jagt, daß sie davor fliehen, als jagte sie das Schwert (3. B. Mos. 26, 36.). Wer jezt den Soldaten solche Dinge sagen will, der wird nur ausgelacht. Wenn jezt ein Soldat des Morgens ein Vaterunser betet und hernach ein paar hunderttausend Sacrament herauswirft, und die Trompeten anfangen zu blasen, so meint er, unser Herrgott müsse gleichwohl, weil er einem evangelischen Herrn diene, alsbald Zeichen und Wunder thun und die Mauern über'n Haufen fallen lassen, wie zu Jericho.

Zu wünschen wäre es, daß beide Königreiche, Schweden und Polen, bei Zeiten miteinander Frieden machten, ihre beiden Armeen vereinigten und erstlich dem Moskowiter einen guten Morgen wünschten, als der an ihnen beiden untreulich gehandelt, der weder den Römisch-Katholischen, noch den Protestanten treu und hold ist, der, wo er Lust hat, ärger tyrannisirt, als der Türk, der fürwahr den Polen nicht halten wird, was er ihnen zusagt. Zu wünschen wäre zweitens, daß, wenn die Herrn Moskowiter ein wenig gedemüthigt wären, die schwedische und polnische Armee hernach vor Konstantinopel ginge und jagte den Türken aus.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ist eingetroffen, wie aus der Einleitung zu ersehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Napoli di Romania, den 18. April 1831.

(Beschluß.)

Bibliothek und Museum zu Aegina. Aufruf an deutsche Philhellenen.

Als Nebeninstitute Behufs des öffentlichen Unterrichts müssen wir noch erwähnen: Die Nationalbibliothek zu Aegina, welche bis jezt ungefähr aus 2000 Bänden besteht und größtentheils aus Schenkungen und Legaten griechischer, im Auslande lebender Familien entstanden ist. Sie würde zahlreicher seyn, wenn nicht die Regierung, um nach dem muthmaßlichen Zwecke der menschenfreundlichen Geber zu handeln und die Wohlthaten gemeinnütziger zu machen, die Büchersendungen in drei Theile getheilt hätte, deren einer den Schulen des Landes überlassen, ein zweiter an obige Bibliothek abgegeben und für die Zukunft aufbewahrt, der dritte zu herabgesezten Preisen verkauft wurde, um auch durch dieses Mittel Aufklärung unter den niedern Ständen zu verbreiten. Es wäre zu wünschen — und der menschenfreundliche, bei so vielen Gelegenheiten bewährte Charakter der Deutschen, an welche vorzüglich diese Zeilen gerichtet sind, ist zu bekannt, als daß man befürchten müßte, eine Fehlbitte zu thun — daß sich einige edle Männer dieser Nation vereinten und dahin wirkten, daß durch Zusendung theils altgriechischer Autoren in den einfachsten Schulausgaben, theils anderer zum Unterricht der Jugend nöthiger Bücher, theils leichter Vorlegeblätter für Calligraphie, freies Handzeichnen ꝛc., dem neuauflebenden hellenischen Staat in der Gründung und Verbreitung der Kultur hülfreiche Hand geleistet würde; sie würden sich dadurch ein bleibendes Denkmal in den Herzen aller Philhellenen stiften. Denn groß ist der Mangel in allen bis jezt bestehenden Schulen an den nöthigen Lehrbüchern, Vorschriften, Schiefertafeln, Landkarten ꝛc., und bei der zunehmenden Be-

pulation wird die Armuth an Hülfsmitteln noch fühlbarer werden. Groß und oft erstaunenswürdig ist der Trieb der griechischen Jugend, etwas zu lernen und sich aus der Ignoranz herauszureißen, in welche die Sklaverei ihrer Eltern und Vorväter sie gestürzt hatte; reißend sind ihre Fortschritte, die sie fast in allen Wissenschaften und Künsten machen; aber wie traurig und öfters herzbrechend muß es für den beobachtenden Menschenfreund seyn, wenn er sieht, wie segensreich die Bemühungen der studirenden Griechen seyn könnten, wenn sie mit mehrern und bessern materiellen Hülfsmitteln versehen wären. Einsender dieses, selbst ein Deutscher und von der Regierung an einer der Hauptlehranstalten des Landes als Lehrer angestellt, ist täglich Zeuge des innern Wesens und Treibens in den griechischen Schulen, und glaubte diese Gelegenheit nicht übergehen zu dürfen, um zum Besten der griechischen Jugend ein paar Worte den deutschen Menschenfreunden ans Herz zu legen.

In Verbindung mit der Bibliothek steht noch ein Museum, welches aber bis jezt nur eine Mineraliensammlung, ein zoologisches Kabinet und einen Antikensaal in sich begreift. In den beiden ersten befinden sich Proben einheimischer Naturerzeugnisse, gesammelt von Virlet, Mitglied der gelehrten Gesellschaft, welche auf Befehl des französischen Gouvernements Griechenland in wissenschaftlicher Hinsicht untersucht hat. Der Antikensaal ist erst vor Kurzem eingerichtet worden und wird, da die Regierung vor einiger Zeit ein Dekret erlassen hat, dem zufolge alle Antiquitäten, welche man im Innern auffinden dürfte, in das Nationalmuseum eingeliefert werden sollen, um sie theils einer weitern Zerstörung zu entziehen, theils ihre Ausführung ins Ausland zu verhindern, bald sehr bedeutend werden und für den Kenner reichen Stoff zu antiquarischen Untersuchungen darbieten. Bis jezt besteht die Sammlung aus 1090 bemalten Vasen von verschiedener Größe, Form und Beschaffenheit, 108 Lampen und 24 kleinen Statuen von gebrannter Erde, 16 kleinern irdenen Gefäßen, 19 gläsernen Vasen, 34 alabasternen Vasen, 137 kupfernen Geschirren, theils Opferschaalen, theils andern zum heiligen Dienst bestimmten Gefäßen, 71 Steinplatten mit Inschriften, 24 Statuen, mehr oder weniger gut erhalten, 14 Basreliefs, 53 Bruchstücke von Bildhauerarbeit, 539 Münzen und Medaillen.

Paris, Mai.

Die öffentliche Sizung des Institut de France.

Wenn bei der jezigen bewegten Zeit die Literatur wenig beachtet wird und der Buchhandel so unthätig ist, daß nur dann und wann ein Aufsehen erregendes Buch erscheint, so läßt sich begreifen, warum auch die Verhandlungen der Pariser Akademien oder Klassen des Institut de France wenig beachtet werden. Zwei öffentliche Sizungen dieses Instituts haben jedoch in diesen Tagen eine Menge Zuhörer herbeigezogen, vielleicht weil seit langer Zeit keine solche Sizungen stattgefunden hatten. Die erste dieser Sizungen war die allgemeine der vier Klassen oder Akademien des Institut de France, die nach einer Verordnung Ludwigs XVIII. an dem Jahrestage statthaben sollte, an welchem er Frankreich wieder betreten hatte. So wenig die Bourbons beliebt waren, so konnte man damals doch einen solchen Jahrestag feiern, weil von diesem Tage an eine verfassungsmäßige Ordnung in Frankreich eingeführt wurde, die leider sein Bruder und Nachfolger im vorigen Jahre umwerfen wollte, wofür er mit dem Verluste seines Thrones bestraft worden ist. Die Sizung ist durch eine neulich erschienene Verordnung auf den lezten April, als den Tag vor dem Namensfeste des jezigen Königs, verlegt. Besser wäre es gewesen, sie auf den 27. Juli zu verlegen; sie hätte alsdann jedes Jahr den merkwürdigen Tag ins Gedächtniß zurückgerufen, an welchem die Pariser den Muth hatten, eine meineidige Regierung zu verwerfen und sich von dem Joche eines ihnen gehässigen Hofes zu befreien. Jedoch ist dieser Tag schon an sich unvergeßlich und bedarf keiner akademischen Sizung, um ewig im Angedenken aller Franzosen zu leben; sie genießen ja täglich die Früchte ihres raschen Entschlusses und ihrer kühnen That. Da nun also die öffentliche Sizung der vier Akademien des Institut de France dieses Jahr zum erstenmale an dem Tage vor dem Feste des Königs statthaben sollte, so hatte sich auch eine Menge Neugieriger eingefunden, um derselben beizuwohnen. Lethière, Mitglied der Kunstakademie, hatte den Vorsiz. Er gehört zu den wenigen Malern, die noch große historische Gemälde ausführen und mit ihren Kompositionen die ganze Wand eines großen Saales auszufüllen im Stande sind. Jedoch war diesmal von seinen Gemälden nicht die Rede. Der Volneysche Preis, der mehrere Jahre nacheinander deutschen Gelehrten zugefallen war, wurde diesmal einem jungen französischen Orientalisten, Burnouf, ertheilt. Raoul Rochette las einen Bericht über die schönen Bildwerke vor, welche die französische Kommission zu Olympia in Griechenland aufgefunden hat und die in einem eigenen Saale des Louvre aufgestellt werden sollen. Dies ist wohl die wichtigste Ausbeute jener Expedition, die bei weitem nicht das geleistet hat, was man von ihr erwartet hatte, weil fast nichts zu ihrem Zwecke in Griechenland vorbereitet war.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 121:

Die Zeit.

Homonyme.

Des Bettlers Unstern.

Schon in der Jugend lernt' ich zu meinem Aerger dich kennen,
Wenn in der Schule die Zeit sich ausdehnte so lang.
Da verließ ich dich nur, um dich auf's Neue zu finden.
Denn zu der Kaufmannschaft hatte Papa mich bestimmt.
Und nachdem ich auf dir lang deine Geschäfte versehen.
Schickte man endlich hinaus mich auf die offene See;
Was du mir mitgabst, schüzte mich dort vor Hunger und Kummer;
Aber ich fand vor dir selbst auf dem Meere nicht Ruh;
Dort auch stieß ich, ach! wieder auf dich; bald hätte das Ufer,
Dein verrätherisches, uns Tod und Verderben gebracht.
Endlich entrannen wir dir, und nach verschiedenen Fahrten
Nahm der Hafen uns auf einer bedeutenden Stadt.
Doch in der Stadt auch fand ich nur dich bei verderblichem Spiele,
Und mein böses Geschick wollte noch, daß ich dich hielt.
Freilich rächte zunächst sich an dir das grausame Schicksal;
Aber in deinen Zerfall zogst du mich leider hinein.
So bin ich Bettler geworden, dem traurigsten Tode verfallen.
Bald von Rasen vielleicht deckst du mein bleiches Gebein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Mai 1831.

„Wir haben funden, funden!
Herzu, daß man euch nenne,
Wir sind die Nenner, wir!"
Und so ward viel des Schreibens
Und des Ausrufens viel.

Herder.

Ueber egyptische Alterthümer.

Nach Champollions Vorlesungen.

Am 10ten Mai hat Champollion am Collège de France seine Vorlesungen über egyptische Alterthumskunde begonnen. Wenn gleich seine Ansichten oft in Hauptsachen von Seiten anderer, namentlich deutscher Forscher Widerspruch finden und auch zum Theil später aus dem Tiegel der Kritik modificirt hervorgehen mögen, so verdienen doch die Worte eines Mannes, der der Wissenschaft sehr große Dienste geleistet und wohl im Lande der Pharaonen mehr gesehen hat, als alle bisherigen Reisenden, die höchste Beachtung, und wir unternehmen gewiß kein undankbares Geschäft, wenn wir hie und da aus seinen Vorträgen das Interessanteste und Neueste mittheilen. Wir beginnen, zur Verständigung für die Zukunft, sogleich mit seinem einleitenden Vortrag, obgleich von dem Gegenstande desselben schon einigemal in diesen Blättern die Rede gewesen ist.

* * *

Das Studium der egyptischen Alterthümer theilt sich in zwei Zweige, den philologischen, der sich mit der Sprache, den verschiedenen Schriftsystemen, der Erklärung der Inschriften auf den Denkmalen beschäftigt, den archäologischen, der die Monumente als Kunstwerke betrachtet und von ihrer Bestimmung zu Zwecken der Religion, Staatswirthschaft oder Kriegskunst handelt.

Die Alterthumsforscher begnügten sich, als dieses Studium in Europa aufzuleben begann, mit der Betrachtung römischer Denkmale; bald, als man erkannte, daß die Römer in Sachen der Kunst nur Nachahmer und Erben der Griechen waren, richteten sich die Blicke auf Griechenland; aber die Ansicht, Griechenland sey die Wiege der Kultur, Künste und Wissenschaften seyen ursprünglich und selbstständig diesem herrlichen Boden entsprossen, mußte auch wieder modificirt werden, als man die Sagen und Denkmale der Hellenen näher zu untersuchen begann, und man gelangte zu der Ueberzeugung, die wirklich hellenische Bevölkerung des Landes sey von Norden herabgekommen, die Kultur hingegen später von Süden eingewandert, und zwar mit Fremdlingen, die aus dem Orient der alten Welt gekommen waren. Im Orient also sucht und findet gegenwärtig die Archäologie die Vorbilder hellenischer Kunst. Die Geschichte lehrt, die ersten Verbreiter der Kultur seyen zur See aus Egypten nach Griechenland gekommen; Egypten war lange Zeit die Schule, in der die Gesetzgeber und Weisen der Griechen Unterricht suchten. Durch genaue Kenntniß der egyptischen Monumente, durch immer nähere Bekanntschaft mit der uralten Kultur an den Ufern des Nils und dem regen Verkehr des jugendlichen Griechenlands mit dem bereits alternden Egypten, gelangen wir zu den Uranfängen griechischer Kunst, zu der Quelle eines bedeutenden Theils der Mythen und des Kultus dieses Volks.

Zwei Ursachen haben bisher unsere Kenntnisse von

Egypten höchst mangelhaft erhalten, einmal die Seltenheit ächter Alterthümer und sodann unsere Unbekanntschaft mit der Sprache der alten Egypter. Seit dem siebzehnten Jahrhundert wurden in manchen Kabinetten Kunstgegenstände aus diesem halb fabelhaften Lande als Kuriositäten gesammelt: Amulette, kleine Figuren von gebrannter Erde, gewöhnliche, nicht sehr merkwürdige Mumien. Später erhielt man Stücke von beschriebener Leinwand, Binden mit heiligen Schriftzeichen und mit Inschriften bedeckte Särge. Diese Gegenstände machten die Gelehrten auf die Schrift der Egypter aufmerksam; man studirte die römischen Obelisken und die Archäologie bereicherte sich mit einer neuen Disciplin, die aber lange Zeit keine Früchte trug, weil die gelehrte Welt ihre Forschungen ganz verkehrt anstellte. Den Unterschied, den die alten Schriftsteller zwischen den verschiedenen Schreibarten der alten Egypter machen, faßte man unrichtig auf; man hielt es für ausgemacht, daß die Hieroglyphenschrift durchaus nicht die Laute der wirklichen Sprache ausdrücke, sondern daß im Gegentheil jedes Zeichen einen bestimmten Begriff bedeute, kurz daß diese Schrift rein symbolisch, emblematisch sey. Durch solchen Grundsatz war nun natürlich der Einbildungskraft ein unendliches Feld aufgethan. Kircher wagte sich darauf und gab unter dem Titel Oedipus aegyptiacus (1652) vorgebliche Uebertragungen der hieroglyphischen Legenden auf den römischen Obelisken heraus; was ließ sich aber von einem Mann erwarten, der ohne Methode, ohne die mindeste haltbare Basis, die Hieroglyphen a priori entziffern wollte? Er trug besonders viel zu Verbreitung des Vorurtheils bei, daß die geheimen hieroglyphischen Inschriften durchgängig nur von den Personen haben gelesen werden können, die in die ersten Grade der religiösen Mysterien eingeweiht gewesen seyen. Man war der Meinung, alle diese Texte beziehen sich einzig und allein auf geheime, mystische Dinge, enthalten blos die Lehren der egyptischen Theosophie. Allermittelst dachte man nicht daran, sich den einzigen Schlüssel zu den hieroglyphischen Inschriften zu verschaffen, d. h. sich mit der Sprache, welche die Egypter gesprochen haben, bekannt zu machen; und ohne dieß kam doch mit allen Hypothesen über ihre Schreibmethode nichts heraus. Denn bestand die Hieroglyphenschrift wirklich blos aus ideographischen Zeichen, d. h. bedeutete jedes Zeichen einen Begriff, so mußte man die gewöhnliche Umgangssprache verstehen, weil die in jener Schrift statt der Worte der Sprache angewendeten Symbole doch gewiß in derselben logischen Ordnung an einander gereiht, nach denselben Konstruktionsregeln gestellt waren als die Worte; denn es handelte sich ja um nichts, als durch die bildende Kunst ganz dieselben Ideenverbindungen zu versinnlichen wie durch die Rede. Waren im Gegentheil die einzelnen Charaktere des Hieroglyphensystems ausschließlich Laut- oder phonetische Zeichen, so konnten diese Zeichen oder Buchstaben nur den Laut der Worte und Buchstaben der gewöhnlichen Sprache bedeuten. Will man endlich annehmen, ideographische und phonetische Zeichen seyen dabei gemischt gewesen, so war auch dann wieder Kenntniß der Sprache die unerläßliche Grundlage aller vernünftigen Forschung.

Den Gelehrten fiel es aber nicht ein, dieses nothwendige Werkzeug anzuwenden, und doch war es seit dem siebzehnten Jahrhundert außer Zweifel gesezt, daß die von den Missionarien nach Europa gebrachten koptischen Manuscripte wirklich in egyptischer Sprache geschrieben seyen; und diese Handschriften konnte man lesen, denn das koptische Alphabet ist nichts anders als das griechische Alphabet, das die zum Christenthum übergegangenen Egypter angenommen und mit einigen Zeichen vermehrt hatten. Kircher selbst lieferte in seiner Lingua aegyptiaca restituta eine Grammatik und ein Wörterbuch der koptischen Sprache; dieses Werk trug troz seiner Mängel viel zur Verbreitung des Studiums dieser Sprache bei. Später, als durch Wilkins und Lacroze das Studium der koptischen Sprache sehr erleichtert worden war, machten sich die Alterthumsforscher mit neuem Eifer an die egyptischen Denkmale, in der Hoffnung, zum Religionssystem der alten Egypter dadurch einen Schlüssel zu finden, daß sie die zerstreuten Stellen in den griechischen und lateinischen Schriftstellern zusammenstellten und die Namen der von diesen erwähnten Gottheiten nach dem koptischen Wörterbuche deuteten. Dieß war Jablonskys Zweck in seinem Pantheon Aegyptiorum; es war aber wohl zum voraus anzunehmen, daß die Griechen und Lateiner nur höchst mangelhafte Nachrichten vom Religionssystem der Egypter geben, und was die Interpretation der Götternamen mittelst der koptischen Sprache anlangt, so war wohl sehr unwahrscheinlich, daß jene Schriftsteller diese Namen beim Umschreiben nicht verändert haben sollten. Aus Allem geht im Gegentheil hervor, daß die Namen nicht anders entziffert werden können, als wenn man weiß, wie sie egyptisch geschrieben wurden, und die phonetischen Elemente, welche auf den Hieroglyphentexten die Eigennamen der Gottheiten bilden, haben allerdings mit der Orthographie, die ihnen Jablonsky gab, nichts gemein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sendschreiben an einen vornehmen Kavalier, betreffend den Krieg in Polen.

(Beschluß.)

„Es haben mich glaubhafte vornehme Schweden bei ihrem Eid und Gewissen versichert, daß ihrer königl. Majestät niemals in den Sinn gekommen sey, das König-

reich Polen an sich zu bringen. Und ich glaube es auch wohl: denn was wäre der Krone Schweden mit dem Königreich Polen gedient? Es würde dem König von Schweden, wann er beide Kronen auf sein Haupt setzen wollte, ergehen, wie dem König von Spanien mit seinen vielen Königreichen, cui ipsa copia est inter causas inopiae (bei dem der Ueberfluß mit Schuld am Mangel ist). Wenn der König von Schweden Polen in Ruhe besitzen wollte, müßte er allezeit eine Armee von 50,000 Mann auf den Beinen halten. Ob dieses die Polen, wenn auch ihr Acker im besten Flor stehet, ertragen können, davon laß ich andere urtheilen. Das ganze Königreich ist gleichsam bisher mit Hufeisen bedeckt gewesen: es warden viele Jahre dazu gehören, daß der Ackerbau und die Viehzucht wieder in Flor kommen.

Der König von Schweden hat der ganzen Welt erwiesen, daß er ein guter Soldat, ein guter General sey. Wenn er nun ein Heer polnischer Löwen neben seinen edeln Deutschen und wohlgeübten Schweden wollte vor Konstantinopel führen, so könnte er die gerüsteten Hasen, die Türken, nicht allein aus Konstantinopel, sondern aus ganz Asien jagen; er könnte das ganze orientalische Kaiserthum wieder einnehmen, welches der Bluthund, der Türk, der Christenheit entzogen hat. O wie viel hundert Tausend Christen würden dadurch erfreut werden, die jezt unter dieses Blutshunds tyrannischem Joch seufzen! Wenn das geschähe, wollte ich meinem hochgeehrten Herrn rathen, daß er nicht eine Stunde länger sitzen bliebe, sondern seinen Küraß wieder anzöge und zu der Armee ritte, denn das wäre ein Gott und Engeln und Menschen wohlgefälliger Krieg. Sehet doch, wie Gott die venetianischen Waffen segnet *), welche sie gegen diesen Tyrannen tragen! Kann diese einzige Republik diesem Bluthund solchen Widerstand durch Gottes Hülfe thun, was würden diese mächtigen und streitbaren Völker nicht thun, wenn sie ihre Waffen vereinigten und für Einen Mann stünden! Daß die periodus fatalis des türkischen Reichs herannahe, hat mit vielen Argumenten ein gelehrter Mönch in Brabant, Philippus Bosquirius, erwiesen. Warum nehmen sie diese Gelegenheit nicht in Acht? Wozu dient es, daß sie mit güldenen Hamen wollen Kuhlbarsch in der Weichsel fangen, da sie dort mit eisernen Hamen könnten Wallfische fangen? Wenn ich ein schwedischer Feldprediger wäre, so wollte ich dem König immer zurufen, daß er viel getaufte Christen vor sich habe und das Christenblut mit dem Blute des Sohnes Gottes theuer erkauft sey. Scipio Afrikanus sagte: „er wolle lieber Einen Bürger erhalten, als tausend Feinde tödten." Hat dieser heidnische Kavalier seiner Soldaten und Unterthanen Blut sparen wollen, wie viel mehr soll ein christlicher Potentat mit Christenblut sparsam und behutsam umgehen? Und wenn ich ein Jesuit wäre, so wollte ich dem König Kasimir und der ganzen polnischen Ritterschaft zu Gemüth führen, was Seneca sagt: „kein Feind ist gefährlicher, als dem Noth und Bedrängniß Muth geben;" ich wollte ihnen zeigen, daß die Schweden ihre Pferd' an die polnischen Zäune binden, die Polen aber viel werden zu thun haben, bis sie durch und über die schwedischen Scheeren und Steinklippen kommen.

Summa: wenn ich auf einem hohen Berge zwischen beiden Armeen stände, wie Abner auf dem Hügel Amma (2. Sam. 2.), so wollte ich ihnen zurufen, wie Abner dem Joab: „Soll denn das Schwerdt ohne Ende fressen? Weißst du nicht, daß hernach möchte mehr Jammers werden? Wie lang willst du dem Volke nicht sagen, daß es ablasse von seinen Brüdern?" Ich wollte beiden Königen sagen: Macht Frieden, macht Frieden! oder ihr werdet allesammt bei diesem Kriege keine Seide spinnen; sondern der Besiegte wird umkommen und der Sieger wird weinen! — Wollten dann die unruhigen und blutdürstigen Esauwiten (Ismaeliter, d. i. Moskowiter) fernere Aufwicklung (Intriguen) machen und mehr Blutvergießen anrichten, so wollt' ich den Schweden zurufen: Wohlan! im Namen unsers Gottes werfet Panier auf! Mit Gott könnt ihr über die Mauern springen! Ich wollte ihnen vor Augen stellen den königlichen Propheten David, welcher sagt: „Durch dich, Gott, wollen wir unsere Feinde zerstoßen! In deinem Namen wollen wir untertreten, die sich wider uns setzen; denn ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwerdt kann mir nicht helfen, sondern du hilfst uns von unsern Feinden und machst zu Schanden, die uns hassen."

Ast manum de tabula! — Bleibe allezeit
meines hochgeehrten Herrn

treuer und willigster Diener
Ambrosius Mellilambius.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Laborde. Constant. Cousin. Viennet.

Die französische Expedition in Griechenland hatte, wie es scheint, mit Hindernissen zu kämpfen, die man zuvor hätte wegräumen sollen. Kaum konnte sie das nöthige Geld bekommen, um Nachgrabungen anzustellen, und einmal mußte einer

*) Um diese Zeit führte die Republik Venedig schwere Kriege mit der Türkei, die abwechselnd guten Erfolg hatten; späterhin, 1699, verlor sie zwar Kandia an die Osmanen, gewann aber einen Theil von Dalmatien und ganz Morea.

von den Gelehrten schnell nach Frankreich reisen, um wenigstens so viel Geld zu holen, daß sie nicht genöthigt waren. Alles liegen zu lassen und unverrichteter Sache nach Hause zu gehen. Sie hatten es nicht allein mit einem sumpfigen und schädlichen Klima zu thun, sondern mußten ihre Kunstsachen sogar gegen das griechische Volk schützen, das in Hinsicht auf Kunst nicht vernünftiger dachte als das türkische. Unter diesen Umständen muß man sich noch wundern, daß die französischen Gelehrten und Künstler so Vieles untersucht und gesammelt haben. Die Kommission wünscht ihre zerstreuten Beobachtungen und Forschungen in einem großen Prachtwerke, wie das über Egypten, herauszugeben; dazu wird es aber schwerlich kommen. Besser wäre es, sie gäbe ihre Abhandlungen mit weniger Pracht und schneller heraus. Graf Laborde las wieder ein Stück seiner orientalischen Reisebeschreibung vor, das allgemein gefiel, wie denn überhaupt dieser Gelehrte einen sehr gefälligen Vortrag hat und einer großen Popularität sich erfreut. Daß man ihn neulich seiner Stelle als Adjudant des Königs entsezt hat, weil er die berüchtigte Associationsakte mit unterschrieben hatte, thut ihm in der öffentlichen Meinung nicht den geringsten Schaden. Man weiß wohl, daß Männer unter einer konstitutionellen Regierung von den Ministern wegen Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten außer Dienst gesezt werden können, ohne daß hieraus etwas Nachtheiliges in Betreff ihres Charakters folgt. Graf Laborde und andere angesehene Männer glaubten, ein Verein, welcher eine beständige Verbindung der Bürger wider die Rückkehr der ältern Linie der Bourbonschen Familie bezwecke, sey heilsam, ja sogar nöthig. Die Minister hingegen fürchteten, solch eine Verbindung könnte zu unedeln Absichten mißbraucht werden; ihrer Meinung nach war auch ein Verein der Art ein Beweis von Mißtrauen gegen die Regierung, die ja eben so sehnlich die Entfernung der ältern Bourbons wünschen muß, als die einzelnen Bürger. Beide Partheien konnten Recht haben, oder wenn eine von ihnen irrte, so war der Irrthum wenigstens sehr verzeihlich. Dupin, der mit den Zahlen umgeht, als wenn er mit bloßen Buchstaben zu thun hätte, las in derselben Sitzung eine vergleichende Abhandlung über den Wohlstand Frankreichs und Englands vor; ein Gegenstand, über den er schon viel geforscht, geschrieben und geredet hat, und der ihm daher sehr geläufig seyn muß. Die Zahlen sind aber für Zuhörer, besonders für Damen, nicht sehr anzüglich; daher erhielt dieser Vortrag, obschon er mit Lebhaftigkeit und Nachdruck gehalten wurde, nicht den Beifall, den der wichtige Inhalt verdient hätte. Die beiden Dupins haben an Popularität viel verloren, seitdem sie allzusehr sich zur ministeriellen Seite gewendet haben; in den kleinern Journalen werden sie häufig mit Epigrammen begrüßt. Das muß sich in einem konstitutionellen Staate jeder ins öffentliche Leben tretende Mann gefallen lassen, daß sein politisches Benehmen frei beurtheilt, gelobt, getadelt oder bespöttelt wird. Einige Tage nach dieser Sitzung hatte eine öffentliche Sitzung der **Académie française** zur Aufnahme zweier neuen Akademiker statt; es war Cousin, der bekannte Professor der Philosophie, und Viennet, Dichter und Deputirter; lezterer ist leider dem berühmten Benjamin Constant vorgezogen worden, und hat dadurch vielleicht den Tod des großen Redners beschleunigt. So viel ist gewiß, daß Benj. Constant ein besonderes Gewicht darauf legte, in die Akademie aufgenommen zu werden, und daß er sich außerordentlich darüber grämte, daß sein Konkurrent Viennet mehr Stimmen bekommen hatte, als er. Bekanntlich waren seine lezten Worte der Anfang eines Satzes, worin er sich darüber zu beschweren schien, daß man seine durch 30jährige Arbeit erworbene Popularität so wenig beachtet hatte. Unerklärlich ist es, daß die Akademie irgend Jemand dem berühmten Redner und Staatsmanne hat vorziehen können. Im Grunde hatte, wie ich glaube, die Akademie die höchste Achtung vor Benj. Constants Talente; da sie aber so eben Cousin ernannt hatte, welcher den ächt klassischen Leuten in der Akademie schon zu sehr germanisirt ist, so fürchtete sie sich vor der Gefahr, ganz germanisirt zu werden, wenn sie auch noch Benj. Constant wählte; denjenigen, welche ihren Ruf und ihren Sitz in der Akademie ihren Reimereien verdanken, war bange, es möchte zu viel Philosophie hineinkommen, und sie wählten daher lieber, als Gegengewicht zu Cousin, einen Dichter, damit die Verschen hübsch die Oberhand behielten. Benj. Constant dachte diese Dichterzunft wahrscheinlich später zu wählen, denn ihn ganz auszuschließen, wäre doch allzu ungerecht gewesen. Unglücklicherweise aber trug Benj. Constant schon den Keim einer tödtlichen Krankheit in sich; acht Tage nach der Kränkung, die er von Seiten der Akademie erfahren hatte, starb er, und sie hatte nun die verdiente Unannehmlichkeit, daß das Publikum ihr den Verlust des großen Redners zuschrieb und ihr die Journale ihre Ungerechtigkeit bitter vorwarfen. Viennet, den man statt seiner gewählt, oder den man ihm vorgezogen hat, besizt auch Popularität und hat sich in mehreren Fächern der Dichtkunst versucht, doch nicht in allen mit gleichem Glücke. Einige Trauerspiele hat er geschrieben, unter andern Clovis, welchen Talma, wie gewöhnlich, vortrefflich darstellte; dennoch hat Talma diesen König Clovis nicht auf der Bühne erhalten können. Auch eine Oper hat Viennet geschrieben, sie ist aber bereits in Vergessenheit gerathen. Mehrere Trauerspiele von ihm sind noch gar nicht gegeben worden und werden vermuthlich nie dargestellt werden. Im vorigen Jahre ließ er ein komisch-episches Gedicht erscheinen, **la Philippide**, worin die Sitten des Mittelalters, besonders unter dem Könige Philipp August von Frankreich und dem Könige Johann von England, auf eine komische; aber etwas herbe und übertriebene Weise dargestellt werden. In dieser Gattung haben die Franzosen mehrmals den Ariosto gut nachgeahmt, aber ihren Witz hinzugesezt. Das Haupttalent Viennets besteht in seinen politischen Dichtungen, den sogenannten Epitres, deren er sechszehn geschrieben hat, alle oder fast alle voll Kraft, Feuer und ziemlich satirischer oder stark ironischer Bitterkeit. Solche Dichtungen können nur in einem Lande entstehen, wo die Presse völlig frei ist und der Dichter nicht zu befürchten hat, daß man ihn wegen einiger Verse aus seinem Vaterlande verbanne, oder wie einen Verbrecher in einem Kerker schmachten lasse. Viennet hat seine poetischen Episteln meistens in einem Gusse, bei Veranlassung großer politischer Begebenheiten, die sein lebhaftes südländisches Gemüth plözlich anregten, geliefert, und einige, welche sich auf Frankreich beziehen, mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, das Publikum zu bestimmen, sich entschieden gegen gewisse Maßregeln oder Gesetzentwürfe Karls **X.** auszusprechen, deren Abgeschmacktheit Viennet ins klarste Licht gestellt hatte. Viennet ist seit zwei Jahren auch Volksdeputirter und hat einige ziemlich merkwürdige Reden gehalten; allein im Ganzen ist er keiner der ausgezeichnetsten Redner der Deputirtenkammer, und jene Kraft, jene Schärfe, die seiner poetischen Episteln Hauptverdienst sind, trifft man in seinen politischen Reden nicht an.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 31. Mai 1831.

Derweil mein Volk mit Fleiß
Alles erkennt und weiß,
Hat es eines vergessen,
Was sollen es hätt' ermessen.

Rükert.

Der Rhein und seine Töchter.

Die Sehnsucht trieb mich einst zum Rhein,
Bei seinem Rauschen nickt' ich ein,
Die Sterne leis am Himmel zogen,
Sie glänzten auf den breiten Wogen:
Da flog mit triefendem Gewand
Ein Schwarm von Mädchen an den Strand.

Mir däuchten sie gar fremd von Art,
Muthwillig, lustig, leicht und zart,
Sie tanzten, kicherten und sangen;
Drauf kam ein ernster Greis gegangen,
Der trank aus mächt'ger Urne Wein;
Es mochte wohl der Flußgeist seyn.

Ein Lieblingskind trat vor ihn hin,
Nahm sanft den alten Herrn am Kinn:
„Du, Vater, kannst seit alten Tagen
So schön die Wasserorgel schlagen,
Und diese warme Mondennacht
Ist wie zum Tanz für uns gemacht.“

„Erlkönig uns schon lange plagt;
Wir hätten's ihm ja zugesagt;
Auch hab' er jezt viel hübsche Knaben,
Die bringt er und noch andre Gaben!
Dann unser Liebling, Ariel, —
Ich sorge wahrlich, daß er schmähl'.“

„Denn auch sein König Oberon
Vergißt bei uns der Lüfte Thron;
Du selber sagst, der möge werben,
Du dürfest's nicht mit ihm verderben,
Weil seine Frau, Titania,
Dich immer gern bei Mondlicht sah.“

„Doch ist dir unser Lärm zu viel,
So laß uns nur allein zum Spiel!
Und kommt der Puck mit plumpen Späßen,
Dem wollen wir das Hemd durchnässen;
Ein Stündchen unter uns allein
Kann ja nicht so gefährlich seyn.“

„Ach! mit den Menschen ist's doch aus,
Die finden nicht mehr unser Haus:
Denn wir sind jung und froh geblieben,
Sie wissen nur den Strom zu trüben,
Und rudern auf und ab den Rhein,
Als könnt' nichts drinn wie Fische seyn.“

„Zwar die Franzosen wären recht,
Seitdem die Deutschen gar so schlecht;
Wenn sie nur besser deutsch verständen,
Längst hielt ich sie mit beiden Händen:
Ach, lieber Vater, geht's wohl an,
Daß ich Französisch lernen kann?“

Da schnaubt der Alte, zornentbrannt:
„Was plapperst du für Unverstand!
Das fehlte noch, bei meiner Ehre,
Daß ich mein Kind Französisch lehre!
Ich schwör's, daß ich ein Deutscher bin,
Und will's auch bleiben immerhin."

„Meint ihr, ich hätte, felsgezwängt,
Sonst meine Bahn im Sturz gesprengt,
Und triebe, nie vermischt, die Wellen,
Durch Wasserschlünde, tief wie Höllen,
Ja, stürbe lieber Durst im Sand,
Als daß ich ließ mein theures Land?"

„Jezt freilich sind die Deutschen schlecht!
Drum, wo sonst Männer froh gezecht,
Soll auch mein Wein zur Erde laufen,
Den jezt die Diplomaten saufen!
Und ihr seyd ganz den Deutschen gleich!
Nur fort in's Haus! Gott besser' euch!"

Am Boden floß der edle Wein;
Doch drang der ganze Schwarm schon ein
Mit Schmeichelbitten auf den Alten,
Da half kein Zank, kein Stirnefalten;
Der Leichtsinn jauchzt, indeß er grollt
Und trauernd fern die Woge rollt.

Ueber egyptische Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts machte man neue, gleich fruchtlose Versuche, in der Deutung der egyptischen Alterthümer weiter zu kommen. Die Manie, Alles a priori construiren zu wollen, lähmte die Fortschritte der Wissenschaft, und es kamen dadurch die seltsamsten, widersprechendsten Ansichten zu Tag. Die Liebhaber der Archäologie begnügten sich, in den Museen egyptische Kunstwerke zu sammeln; ernstlich begannen die Forschungen erst mit dem Werk des Dänen Zoega über die römischen Obelisken. Dieser große Mann beleuchtete kritisch, was sich in den alten Schriftstellern über die Schreibmethode der Egypter findet, und faßte die Frage aus dem richtigen Gesichtspunkte auf; er war auch der erste, der, wenn auch nur dunkel, die Idee hatte, daß in der Hieroglyphenschrift ein wirkliches Lautelement enthalten seyn möchte; er wandte aber diesen Gedanken nur auf wenige Charaktere an, welche die Laute nach Art der Wortspiele, welche die Franzosen rébus nennen, ausdrücken sollten. Er bekämpfte das gemeine Vorurtheil, daß die Hieroglyphen eine Geheimschrift gewesen seyen; nach seiner vernünftigen Ansicht diente diese Schrift zu Materien aller Art; indessen meint er doch, im großen Haufen möchte sie nur schwer Eingang gefunden haben. Daß auch diese Einschränkung ungegründet ist, kann nach den neusten Forschungen nicht mehr bezweifelt werden.

Ganz kurze Zeit, nachdem Zoega sein Werk herausgegeben hatte, eroberte das französische Heer Egypten. Die Gelehrten, welche die Expedition mitmachten, gaben dem Studium der Archäologie einen neuen Schwung. Die Denkmäler wurden genau abgezeichnet und die Zeichnungen in dem großen Werke der Description de l'Egypte bekannt gemacht. Erst von dieser Zeit an bekam die gelehrte Welt richtige Begriffe von der Kultur des alten Egyptens. Im August 1799 fand ein Genieoffizier bei Rosette eine in zwei Sprachen verfaßte Inschrift, welche gegründete Hoffnung gab, daß es jezt gelingen möchte, das Räthsel der Hieroglyphenschrift zu errathen. Es ist ein schwarzer Granitblock, an dessen einer Seite drei Inschriften in drei verschiedenen Schriftzeichen zu sehen sind; die eine, welche zum Theil verwischt ist, besteht aus Hieroglyphen, der Text in der Mitte zeigt egyptische Cursivschrift, der dritte ist griechisch, mit griechischen Buchstaben geschrieben. Es ist ein Dekret des Priesterkollegiums, welches große Ehrenbezeugungen für den König Ptolemäus Epihanes anordnet. Mit Recht hegte man die höchsten Erwartungen von dieser Entdeckung. Man hatte nun einen egyptischen Text, daneben eine Uebersetzung in einer bekannten Sprache, und somit zahlreiche feste Punkte, von denen aus man vergleichen und so die Schreibmethode der Egypter ausmitteln konnte. Von nun an mußte man alle Hypothesen fahren lassen und sich einzig an Thatsachen und den Augenschein halten. Im Jahr 1802 erhielt Sylvester de Sacy ein Facsimile vom Stein von Rosette; er verglich den egyptischen demotischen Text mit dem griechischen und gab eine Schrift heraus, welche die ersten Elemente zu Entzifferung des mittlern der oben angeführten Texte enthielt. Nicht lange, so machte der gelehrte Schwede Akerblad eine Auflösung der griechischen Eigennamen bekannt, welche in dem mit gemein-egyptischen Schriftzeichen geschriebenen Texte vorkommen, und brachte so ein kurzes demotisches oder populär-egyptisches Alphabet heraus. So glücklich aber nun Akerblad mit Auflösung der Eigennamen gewesen war, so wenig gelang es ihm mit der übrigen Inschrift; denn er kam nicht auf den Gedanken, daß die Egypter die Vokale in der Mitte, gleich den Hebräern und Arabern, großentheils weggelassen haben möchten, und andernseits konnte er nicht wissen, daß mehrere Schriftzeichen dieses Textes zur Klasse der symbolischen Charaktere gehörten. Er wurde des Steins von Rosette endlich überdrüßig; so viel blieb aber erwiesen, daß die gemeine Schrift der alten Egypter die fremden Eigennamen mit wirklichen alphabetischen Schriftzeichen schrieb. Mit dem hieroglyphischen Text des Steins gab man sich nicht viel ab, weil

dieser oberste Theil des Denkmals sehr übel zugerichtet war; besser erhalten hätte er den Gelehrten das lange Tappen im Finstern erspart.

Die Verfasser der verschiedenen Abhandlungen, welche den Text der Description de l'Egypte ausmachen, beschäftigten sich mit den verschiedenen egyptischen Schriftarten blos in rein materieller Hinsicht: sie lieferten von einer Menge Inschriften möglichst getreue Kopien, handelten aber die Frage über die eigentliche Beschaffenheit der Schriftzeichen nur ganz oberflächlich ab. Dieses wichtige Werk führte indessen zu der Ueberzeugung, daß in den hieroglyphischen Inschriften, welche ja eine unerläßliche Zierde jedes egyptischen Bauwerks waren, große Schätze verborgen sind; aus den an den Decken mancher Tempel angebrachten astronomischen Bildwerken zog man aber Schlüsse, welche grobe Irrthümer hinsichtlich des relativen Alters der Bauwerke in Umlauf brachten. So nahm man durchaus falsch an, jedes mit Hieroglyphen gezierte Denkmal in egyptischem Styl gehe über die Eroberung Egyptens durch Cambyses hinauf.

Ein gelehrter Engländer, Young, entdeckte auf der Inschrift von Rosette in den erhaltenen Theilen der demotischen und der Hieroglypheninschrift die Gruppen von Schriftzeichen, welche manchen Namen in der griechischen Schrift entsprechen. Er lieferte materielle Beweise für die Behauptung der Alten hinsichtlich des Gebrauchs symbolischer Charaktere in der Hieroglyphenschrift, aber das Verhältniß der leztern zu der Umgangssprache, Zahl, Wesen, Kombinationen ihrer Grundelemente, dieß Alles blieb noch dunkel. Young huldigte hintereinander zwei gerade entgegengesezten Ansichten; i. J. 1816 glaubte er, sämmtliche Buchstaben, aus denen der mittlere Text von Rosette besteht, seyen alphabetische Zeichen; 1819 behauptete er dagegen, sämmtliche egyptische Schrift sey rein ideographisch.

Champollions Forschungen nun haben bewiesen, daß die Wahrheit zwischen diesen entgegengesezten Annahmen just in der Mitte liegt, d. h. daß die Egypter zu gleicher Zeit mit Ideenzeichen und mit Lautzeichen geschrieben haben; daß leztere, die ihrem Wesen nach ganz den Buchstaben unsers Alphabets entsprechen, den beträchtlichsten Theil der egyptischen Texte ausmachen und Zeichen für die Töne und Artikulationen der Worte der gemeinen Sprache sind.

Während eines sechszehnmonatlichen Aufenthalts unter den Trümmern in Ober- und Niederegypten hat Champollion keine Gelegenheit gefunden, diesen Grundsatz aufzugeben; seine Zuverläßigkeit und Fruchtbarkeit hat sich ihm zu oft bewährt. Ganz allein durch Anwendung desselben ist es ihm gelungen, die phonetischen Theile, welche zum wenigsten drei Viertheile jedes hieroglyphischen Bildes ausmachen, eigentlich zu lesen, und er ist dadurch zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß die alte egyptische Sprache von der gemeinhin sogenannten koptischen Sprache durchaus nicht wesentlich abweicht; ferner daß die egyptischen Worten in Hieroglyphenschrift auf den ältesten Monumenten von Theben, und die Worte mit griechischen Buchstaben in den koptischen Handschriften gleiche Bedeutung haben und im Allgemeinen nur dadurch von einander abweichen, daß in der alten Schrift, nach orientalischer Sitte, die Vokale in der Mitte ausgelassen sind. Die symbolischen Zeichen wurden dadurch immer klarer, und Champollion glaubt so ziemlich die Gesetze, nach denen sie kombinirt wurden, aufgefunden und sämmtliche grammatische Formen und deren Bezeichnung in den egyptischen Texten ausgemittelt zu haben.

Wegen des Zusammenhangs mit der Beschreibung der Entdeckungen in Egypten und Nubien, welche Champollion im Verlauf seiner Vorlesungen geben wird, glaubten wir diese kurze Geschichte der Bemühungen, das Hieroglyphenräthsel zu lösen, voranschicken zu müssen. Daß der Forschungen neuerer deutscher Gelehrten darin nicht gedacht wird, mag der Leser dem Umstand zuschreiben, daß der Franzose mit der deutschen Literatur nicht so auf dem Laufenden ist, wie wir mit der französischen.

Miszellen.

Newcastler Kohlen sind in Egypten wohlfeiler als in London, Champagner ist in Paris theurer als in Südamerika. Durch Douanen macht sich ein Land arm und bereichert die Fremde.

Die Rue de la Mortellérie gehört zu den Pariser Straßen, wo am meisten arme Leute in enge, schmuzzige, dunkle, luftarme Wohnungen eingeschlossen sind. Es gibt hier Zimmer, worin zehn bis zwanzig Handwerker zusammen wohnen; die meisten dieser Handwerker sterben im Spital. Die Sterblichkeit der Straße Mortellerie zu der an den Kais der Insel St. Louis verhält sich wie fünf zu drei.

Es ergibt sich aus den englischen Parlamentsakten, daß die von den 1817 gestifteten Sparbanken bis jezt eingenommene Gesammtsumme 20,760,228 Pf. St. beträgt. Davon wurden 5,648,338 Pf. wieder ausgezahlt. Uebrig bleiben 15,111,890 Pf.

In der lezten Sizung der Royal Institution zu London las Hr. Cowper eine Abhandlung über die Schnelligkeit der Papierfabrikation und der Druckmaschienen vor. Aus dieser Rede ergibt sich, daß die Londoner Bibelgesellschaft jährlich 50 bis 60,000 Pf. St. für Papier und Druck ausgibt. Manche englische Gesellschaften zur Verbreitung des Unterrichts lassen 20,000 Exemplare ihres Blatts in einem Tage drucken, und von der neuen Ausgabe von Walter Scotts Erzählungen sind in einem Tage 1000 Bände gedruckt worden.

Von 1789 bis 1831 hat Frankreich 223 Minister gehabt, die sich nach den verschiedenen Departements folgendermaßen vertheilen: Krieg 40. Auswärtige Angelegenheiten 40. Inneres 35. Marine 25. Justiz 25. Finanzen 23. Polizei 15. Oeffentlicher Unterricht und Kultus 10. Schatz 2. Oeffentliche Arbeiten 1.

Im selben Zeitraum sind zehn Regierungen auf einander gefolgt, und zwar: Ludwig XVI., der Convent, das Direktorium, das Konsulat mit drei Konsuln, das lebenslängliche Konsulat, das Kaiserthum, die erste Restauration, die hundert Tage, die zweite Restauration, Ludwig Philipp. . . . .

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Villemain. Chateaubriand.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß mehrere Männer, die man für sehr fähig hielt, auf der Rednerbühne zu glänzen, dort gar nicht den Ruf bewährt haben, den sie sich anderswo erworben hatten. Da ist z. B. Villemain, Professor an der literarischen Fakultät der Universität. Kein Professor in Frankreich redet mit einer solchen Leichtigkeit und Eleganz, und entwickelt aus dem Stegreife eine solche Fülle von Gedanken. Seit Fourcroy hat man Niemand in Frankreich mit gleicher Vortrefflichkeit vortragen hören. So oft er auftrat, war der größte Hörsaal fast zu klein für die Menge von Zuhörern, welche sich hinzudrängten, und Niemand schien die Beredtsamkeit tiefer studirt zu haben und besser zu besitzen, wie er. Man sagte allgemein: dieser Mann ist ganz für die politische Rednerbühne geschaffen; hier ist seine wahre Stelle; hier wird ihn ganz Frankreich bewundern können, wie wir ihn auf dem Katheder bewundern. Man hatte keine Ruhe, bis Villemain zum Deputirten ernannt worden war. Man spizte die Ohren, man horchte; allein Villemain hielt unbedeutende Reden, sprach überhaupt wenig und verlor in der Deputirtenkammer zum Theil den Ruf, den er sich als Professor erworben hatte. Man hatte nicht bedacht, daß Jemand ein vortrefflicher Literator, ein sehr guter Professor seyn kann, ohne deshalb ein beredter Staatsmann zu seyn, und umgekehrt. Ferner gibt es auf der Rednerbühne noch andere Rücksichten, welche die Beredtsamkeit zuweilen lähmen. Entweder hat der Deputirte Verbindlichkeiten gegen das Ministerium eingegangen, oder will diese oder jene Parthei (vor allen die seinige) schonen, und kann daher seinen Eingebungen im Reden nicht den freien Lauf lassen, sondern muß bedenken, was und wie er sprechen soll, damit er nicht zu weit gehe und den Ministern, seiner Parthei, dem Publikum, oder gar allen zugleich mißfalle. Nur diejenigen, welche mit wahrer Beredtsamkeit begabt sind und alle diese Rücksichten bei Seite sezen, werden große Redner, so z. B. Chateaubriand, der sich von seiner Phantasie leiten läßt und daher nach seinen Eingebungen redet und schreibt. Meiner Ansicht nach hat Chateaubriand keine Anlagen zum Staatsmanne und ist zu befangen in seinen Vorurtheilen; aber als Staatsredner ist er sicher einer der merkwürdigsten Pairs de France. Es kommt nun eine prächtige Ausgabe seiner Schriften in zwanzig Bänden bei Lefèvre heraus. Liest man sie der Reihe nach durch, besonders die politischen, so fällt einem das sonderbare Geschick eines Mannes auf, der berufen worden ist, über die wichtigsten Ereignisse seiner Tage in Frankreich zu reden, und dessen Grundsäze ein Ueberrest der alten höfischen Unterwürfigkeit und des modernen Freisinns, der heutigen Aufklärung sind; ein Mann, der aus dem Könige, wie zu der Zeit Ludwigs XIV., einen Gözen macht, vor dem er auf den Knieen liegt, und der zuweilen, wenn man nicht nach seinem Sinne gehandelt hat, die Minister eben so hart mitnimmt, als ob er in der englischen Parlamentsopposition erzogen worden wäre. Bald kämpft er wie ein französischer Hofritter aus dem Mittelalter für Thron und Altar, bald nimmt er alle durch die Revolution erworbene Freiheit in Anspruch, um seine Ansichten durchzusezen, und sonderbar genug ist es, daß er sowohl mit liberalen Ministern, als mit Ultramännern zerfallen ist, woraus man also schließen kann, daß er kein eigentliches Regierungssystem hat, sondern sich von gewissen, aus der uneingeschränkt-monarchischen Zeit ererbten und mit neuern Begriffen sonderbar vermengten politischen Glaubensartikeln lenken läßt. Bei dem lezten Regierungswechsel hielt er die berühmte Rede, worin er zwar das alberne Benehmen des vorigen Hofes tadelte, aber dennoch seine Anhänglichkeit an diese Dynastie frei bekannte. Vielleicht hätte ihn die jezige Regierung noch gewinnen können, wenn sie ihm auf geschickte Art beizukommen gesucht hätte. Dies scheint sie aber verschmäht zu haben. Und in der That kann ihr ein Mann wie Chateaubriand, alles seines genialen Schriftstellertalents ungeachtet, von keinem großen Nuzen seyn. Nun ist wohl auch die politische Rolle Chateaubriands zu Ende, wofern nicht andere Revolutionen ihn wieder auf den Schauplaz rufen. Zum Unglücke für ihn ist Sparsamkeit keine der Tugenden, die er besizt, und auf Geldeswerth hat dieser geniale Mann nie viel gehalten; daher auch bei aller seiner Devotion vor dem Hofe der Bourbonen diese ihn doch nie haben bereichern können. Nun hatte er zwar eine sichere Quelle des Reichthums, nämlich seine Schriften; diese sind aber bereits gesammelt, und er müßte sich jezt wieder auf große Werke legen, wozu er aber zu bejahrt ist und wahrscheinlich auch zu zerstreut lebt. Ich muß hier einen Zug erzählen, der ihm große Ehre macht und den ich von seinem eigenen Verleger gehört habe. Es hatten sich ihrer zwei oder drei zusammen vereinigt, um ihm das Verlagsrecht seiner Schriften abzukaufen. Sie boten ihm, ziemlich großmüthig, eine halbe Million Franken dafür an. Chateaubriand fand sich willig dazu und ließ sich Schuldverschreibungen oder Wechsel zu verschiedenen Terminen ausstellen. Als schon 300,000 Franken bezahlt worden waren, gestanden ihm die Buchhändler, daß sie ihre Rechnung nicht dabei fänden und, statt zu gewinnen, nothwendig verlieren müßten. Ein habsüchtiger Mann hätte geantwortet: das ist eure Sache und kümmert mich nicht. Chateaubriand aber stellte ihnen die übrigen Wechsel zurück und verlor also 200,000 Franken. Im Grunde waren die Buchhändler etwas zu freigebig gewesen. Das erworbene Geld scheint aufgezehrt zu seyn, und da sich keine andere Aussicht zeigt, so will Chateaubriand aus Frankreich ziehen und sich in einem stillen Winkel niederlassen. Aber er war schon einmal schmollend fortgegangen und wollte sich in der Schweiz niederlassen. Er kam aber bald wieder nach Paris zurück. So wird er es auch jezt wieder machen. Chateaubriand kann nur in Paris leben, obschon die Stadt ein theures Pflaster hat. Paris ist sein wahres Element; die Schweiz würde eine Wüste für ihn seyn.

D g.

Auflösung der Homonyme in Nr. 127:
Die Bank.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 43. und Monatsreg. Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 35.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 3. Mai 1831.

Der Saal des Herkules im Pallast Pitti zu Florenz gemalt vom Ritter Benvenuti.

Es sind im Ganzen, mit dem Deckengemälde, fünf Bilder, welche das Leben des Herkules von seiner ersten Kinderthat bis zu seiner Versetzung unter die Halbgötter umfassen. Auf dem ersten Bilde sehen wir ihn im Kampf mit den gewaltigen Schlangen, welche schon die äussersten Theile seines Körpers umschlungen haben. Aber es ist für ihn nicht zu fürchten; ihn hat die Natur so stark gebildet, daß man zu ihm, dem Kinde, das Zutrauen hat, er werde diesen gefährlichen Kampf mit Ruhm und Sieg bestehen. Wie den Rafaelischen Christuskindern, namentlich von der zweiten Manier an, alles bloß Natürliche genommen ist, und dafür ein, so zu sagen, göttlicher Verstand aus den Augen leuchtet; so hat der Maler seinem Helden schon in der Kindheit die physische Kraft zum Wesen geben wollen. Es ist Schade, daß dieses zu bloß materiell, und zu modellartig ausgefallen. Der Herkules, namentlich der Herkules, welcher für die Malerei gehört, ist mehr als bloß physische Kraft. Diese Einseitigkeit oder Schwäche der Auffassung klebt allen Bildern an, hängt auch zu genau mit der Italiänischen Persönlichkeit zusammen, als daß sie in der Kunst sich sobald gänzlich verlieren sollte. — Zu diesem in der Wiege sitzenden, aber kräftig sich anstemmenden Herkules kontrastirt die Umgebung auf merkwürdige Weise. Die Männer fliehen, die Frauen schreien, alle verrathen die höchste Angst, theils wohl um den Herkules, theils um sich selber besorgt. Aber der Kontrast erscheint hier zu beabsichtigt, daher auf beiden Seiten etwas Grelles, Herkules zu sicher, zu leichtes Spiel habend, die Umgebung zu bewegt, zu wenig beachtend, daß Herkules doch im Moment des Sieges ist. Das Licht ist auf gleiche Weise vertheilt; denn wenn die Sicherheit und Kühnheit gelobt werden muß, womit der Künstler die Nebengruppen ganz in Schatten hat treten lassen, so ist dieß doch hier auf eine so arge Weise geschehen, daß der Kontrast zu den helleren Partbieen als eine Koquetterie mit dem erscheint, das dem Maler das heiligste seyn sollte. — Oben erscheint die Juno in Wolken; auf ihrem großen, würdevollen Antlitz scheint der Zorn und der Triumph des sicher geglaubten Sieges der Besorgniß des Mißlingens Platz zu machen. Sie ist die bedeutendste Person auf diesem Bilde, das, weil es zwischen zwei Fenstern liegt, den Künstler hin und wieder beengte.

Auf dem zweiten Bilde erscheint Herkules am Scheidewege. Eigentlich ist aber die Wahl schon überstanden, oder keine dagewesen; der Held erscheint zu ruhig, zu sicher. Alles, was nur die Sinnlichkeit in ihrer edelsten, schönsten Weise aufzeigen kann, rührt ihn nicht, ja berührt ihn kaum. Umsonst schlingt die Venus den Arm um ihn, indem sie sich vom Lager erhebt und dadurch auf die zierlichste Weise alle ihre Reize enthüllt, umsonst sieht sie ihn an mit dem Blick der zärtlichsten Sehnsucht, welche mehr will als bloß sinnliche Befriedigung, umsonst läßt ein schöner Amor die Lyra ihm erklingen, umsonst suchen drei andere, nicht minder schöne Knaben mit vereinten Kräften die Löwenhaut von seinen Schultern zu ziehen, umsonst endlich ein naives dreistes Kind von Vorne ihn zurückzustoßen, den Weg ihm zu hemmen. Diesen Herkules lockt nicht das schöne, frische Grün des Laubes, nicht die Knaben, welche mit den schneeweißen Schwänen um die Wette dem Strom nachziehen und ihn einladen zu ihnen in das feuchte Element herabzusteigen. Und warum lockt ihn diese Herrlichkeit nicht? warum bringt sie ihn nicht wenigstens zum momentanen Zweifel? Es mag dieser Moment immer Schwierigkeit für die Malerei haben, er kann aber sicher glücklicher, ideeller aufgefaßt werden, als es hier geschehen. Man muß es jezt ansehen, als sey er von Haus aus, durch Vaters Befehl, an die Minerva gewiesen. Sie steht mit ihren gewöhnlichen Attributen ruhig da, den festen Blick auf den Herkules richtend, ihres Sieges ganz gewiß. Sie erhält dadurch, und weil sie auch zu wenig geistig aufgefaßt ist, den Anschein einer bloßen Allegorie, und jeder fragt, wie sie zu dieser ungeheuren Macht über den Göttersohn gekommen sey, zu einer Macht, welche Stand hält in Gegenwart der höchsten irdischen Schönheit. Man ist dann geneigt, dem schönen, tiefen Blick des Genius

die drei Grazien der Hebe den Kranz, die Viktorie dem Herkules den Lorbeer; Merkur schwingt sich in die Höhe um die Apotheose zu verkünden. Ueber dem Ganzen wölbt sich der Bogen der Iris. —

Zu diesen großen Darstellungen gesellt sich von außen eine würdige, geschmackvolle Pracht, welche doch mit kleineren auf dieselbe Geschichte sich beziehenden Basreliefs nirgends anmaßend und störend hervortritt. Wer den Pallast Pitti besucht, läßt dieses Zimmer nicht ungesehen; es schien aber auch jezt noch, nachdem es schon eine Weile vollendet ist, eine öffentliche Erwähnung zu verdienen.

Antike Baukunst.

Der Apollotempel zu Bassä in Arcadien und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke. Dargestellt und erläutert durch O. M. Baron von Stackelberg. S. 148 mit 31 Kupfertafeln und mehreren Vignetten. Rom 1826. Frankfurt am Main, gedruckt mit Andreäischen Schriften. Gr. Folio.

(Beschluß.)

Bekanntlich betreffen die Darstellungen die Amazonen- und Centaurenkämpfe und die dazu gehörige Erscheinung des Gottes auf dem Wagen mit seiner Schwester. Nach der Anordnung des Vfs. nimmt jede der beiden Vorstellungen eine lange und eine kurze Seite des Cellenfrieses ein, so daß der Amazonenkampf dem Centaurenkampf gegenüber zu stehen kam und die Götter auf hirschbespanntem Wagen über dem Standbild des Gottes dem Eingang gegenüber aufgestellt waren. Wir glauben die sehr weitschichtige Behandlung des Mythos der Amazonen- sowohl als der Centaurenkämpfe um so eher übergehen zu können, als dieß einerseits dem Zweck dieser Blätter mehr fern liegt, und andrerseits es doch dem Vf. nicht möglich gewesen ist uns zu überzeugen, daß es so und nicht anders habe seyn können. Bei der Erklärung der Bildwerke selbst zerlegt der Vf. jedesmal nach dem mythologischen Excurs die Darstellung mit der zartesten und genauesten Kritik. Ueberall ist er hier bemüht die Erklärung des Kunstwerks von innen heraus zu bewerkstelligen und ein ungetrübtes Verständniß vorzubereiten. Vorerst gilt es hier die Haupthandlung ins Auge zu fassen. Diese liegt in dem Amazonenkampf offener da als in den übrigen Gegenständen. Drei Frauen zu Rosse erscheinen als die drei Schwesterköniginnen in der Mitte der Schlacht. Mitten unter ihnen steht Theseus als sieghafter Kämpfer. Orithyia und Hippolyte sind noch in den kräftigen Aeusserungen ihrer Tapferkeit dargestellt, während die dritte der Schwestern, die von Theseus geraubte Antiope, als trauriges Opfer des Götterwillens, von ihrem eigenen Gemahl erschlagen, mit dem Schlachtroß zusammenstürzt. Von diesem Punkt aus geht die Handlung ihrem Ausgang zu, der in dem friedlichen Abzug beider Parteien wirklich erfolgt ist. Die Scene, worin der Vf. die Vertreibung von dem Altar des Apollo sieht, würden wir lieber eine Episode, als eine zweite Haupthandlung nennen. Abweichend von dem Vf. ist Hirts Ansicht, welcher in dem Helden mit der Keule den Herkules sieht, wobei freilich dann die schöne Deutung des Todes der zusammenstürzenden Amazonen-Königin auf das Orakel des Gottes verloren geht. Auch macht es Schwierigkeit wenn wir mit jenem Gelehrten auf der Tafel Nr. 7 den Theseus annehmen sollen.

Auf dem Wagen mit zwei Hirschen bespannt erscheinen Apollo und Artemis, welche leztere ohne Bogen und Köcher dargestellt ist, während der jugendlich zürnende Gott seine verheerenden Pfeile bereits abschleudert, nachdem er von dem Wagen herabgesprungen ist. In der Darstellung des Centaurenkampfes zeigt sich unter den vielfachen Wechseln zwischen Sieg und Niederlage, die Verschüttung des Cäneus am ersten als fester Punkt und somit wenn nicht ein Mittelpunkt doch ein Ruhepunkt. Nächstdem tritt Perithous der als Freund des Theseus besonders ausgezeichnete Held, unter dessen rükkenbändigenden Last ein Centaur zusammensinkt, hervor. An dem Altar mit alterthümlichem Idol, nach dem Vf. der Ehegöttin, kniet ein schönes Weib, geflüchtet, von Kleidern entblößt, den Altar umfassend. Neben ihr die Brautjungfer welche mit ihr hatte opfern wollen; die hierher geflüchtete Braut ist nach des Vfs. Annahme die Hippodamia, welcher der Retter Theseus nahe ist, der den Centauren Eurytion im Rücken bekämpft und dessen Frevel an der keuschen Braut mit dem nächsten Keulenschlag rächt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir nachweisen, wie es dem Vf. gelungen ist, in seiner Erläuterung das ganze Bildwerk als ein in sich vollendetes Kunstwerk darzustellen. Einen großen Theil seiner Arbeit hat er der künstlerischen Beurtheilung der Kunstdarstellungen im Einzelnen und der Rechtfertigung derselben gegen die Angriffe von Dodwell, Payne, Knight ꝛc. gewidmet. In diesem Theil der Abhandlung erhalten wir Notizen über die Kleidungen und Trachten der dargestellten Personen und dergl., sowie über den muthmaßlichen Meister des Bildwerks. Diesen vermuthet der Vf. in dem Alkamenes und, da nicht alle Theile des Bildwerks von gleichem Werth sind, so meint er in einigen Tafeln die Hand des Päonius zu sehen. Diese Muthmaßung — denn für mehr können wir sie doch

wohl nicht anschlagen — stützt sich auf die Nachricht, daß Alkamenes nach Ol. 56 im Peloponnes am Olympischen Tempel gearbeitet habe, mit welcher Zeitangabe die Berufung des Iktinus ungefähr gleichzeitig (zwischen Ol. 83 — 85) fällt.

In dem zweiten Abschnitt dieser zweiten Abtheilung werden die Fragmente der Skulpturen des dorischen Frieses und der Tempelstatue abgehandelt. An jeder Seite befanden sich zwischen den Triglyphen sechs Metopen von dem besseren Meister; jede Metope hatte die Größe von 2′ 7½″ × 2′ 7″. Sie stellten die Vereinigung der bacchischen und apollinischen Religion vor, wie sich der Vf. ausdrückt. Unter den vorgefundenen Fragmenten, die der Vf. in ausgeführten Abbildungen mittheilt, lassen sich unterscheiden 1) ein Silenskörper, 2) bacchische Tänzerinnen und 3) Apollo als Citharöde. Von der Statue des Gottes haben sich, wie bereits erwähnt, Hände und Füße vorgefunden. Nach dem Verhältniß der Fragmente, unter denen eine Hand vom Gelenk bis zu den Fingerknöcheln 6½″, die Sohle des Fußes in der Breite 4½″, in der unvollständigen Länge 6½″ mißt, hatte sie das Maaß des von Pausanias erwähnten Erzbildes.

Es ist noch übrig von der prachtvollen Kupfersammlung zu reden, welche sämmtliche Reliefs befaßt. Die Zeichnungen, welche der Vf. in Griechenland genommen, liegen den Stichen zu Grunde. Der Vf. ist mit großer Genauigkeit, wie es scheint, zu Werke gegangen und sucht die Originale möglichst getreu wiederzugeben, doch zweifeln wir, ob der Kupferstecher Dom. Marchetti, welcher nach seinen Zeichnungen gearbeitet hat, sie vollkommen erreicht habe. Die Figuren erscheinen im Vergleich mit dem Bildwerke selbst etwas breit von Formen und stumpf in der Ausführung, was wohl von ungenügender Behandlung der Halbschatten herrühren mag. Dagegen ist nichts gespart was den Tafeln an sich den Reiz des Grabstichels verleihen kann.

In mehreren Excursen stattet der Vf. Bericht ab von Ausflügen in die Umgegend, unter welchen der merkwürdigste über das von ihm fälschlich so genannte Panhellenium auf Aegina ist. Neuere Entdeckungen haben seine Gründe, die meistens aus der Localität des Berges, auf welchem die äginetischen Statuen ausgegraben sind, abgeleitet werden, wieder in den Hintergrund gestellt und nähere Bestimmungen und Berichtigungen stehen noch zu erwarten.

Das Werk verdient auch in Hinsicht seiner typographischen Ausstattung ein Prachtwerk genannt zu werden. Möge das eben so vortrefflich ausgeführte über die griechischen Gräber, zu welchem die Kupfertafeln längst vollendet sind, baldigst erscheinen.

Brn.

Bemerkungen über Kunst.

Alte Klage, das Schöne müsse so oft nur der Unterhaltung, dem Zeitvertreibe dienen und gehe größtentheils an die Rohheit, Stumpfheit, den Leichtsinn, die Frivolität verloren! — Man bedenke aber nur, welche Umstände sich vereinigen müssen, wenn das Schöne in seiner ganzen Würde und Herrlichkeit auftreten soll. Wir fordern dazu 1. große, tiefe Intention, Idealität eines Kunstwerks; 2. Enthusiasmus der Darsteller; 3. Virtuosität der Leistung, harmonisches Zusammenwirken wie aus einer Seele; 4. Inneres Verlangen und Bedürfniß des Schauenden, Genießenden; momentane günstigste Stimmung; 5. Glücklichste Constellation der Zeitverhältnisse und Interessen im Allgemeinen, so wie des speziellern Moments, der räumlichen und andern Neben-Umstände; 6. Ungehemmte Leitung und Mittheilung des Eindrucks, der Gefühle, Ansichten, Wiederspiegelung der Kunstfreude im Auge des andern.

Ist ein solches Zusammentreffen nicht ein Wurf mit sechs Würfeln von sechsmal Sechse?

•

Ein rechtes Kunstwerk weckt das Verlangen nach Totalität der Anschauung: wir möchten nun die Kunstreihe kennen, in die es gehört, den Kreis der Kunstart, sofort ihre Gegensätze, die andern Kunstarten. Wir sind vom Kunst-Eindruck gesättigt und dennoch unersättlich, wir möchten das Leben des Meisters, die Erzeugnisse seiner verschiedenen Kunstepochen (bei vielen unterscheidet man deren drei); wir möchten seine Zeitgenossen, seine Lehrer und Vorgänger, die ganze Schule, die andern Schulen kennen lernen, und all dieses durch Anschauen erworbene Wissen wäre erst der wahre Leiter zum tiefern Anschauen und Verständniß des vorliegenden Kunstwerks.

•

Ueber das Lob geht ein wohlwollend gefördertes Streben; — über den Ruhm, bei dem man sich dennoch einsam fühlen kann, der Verkehr mit Gleichgesinnten, Höhern; — über den Lohn die Anschauung einer dankbaren, weiter wirkenden Aufnahme; — über die Unsterblichkeit die allgemeine, frohe Anerkennung der Mitwelt.

•

Classisch möchte ich nennen: das Geniale im Gewand des Volksthümlichen, das Unbegreifliche in dem des Faßlichen, das überschwänglich Reiche in dem der haushälterischen Wohlhabenheit, das Unendliche des nationellen Stoffs in lieblicher Rundung der Form, das Grenzenlose in anmuthiger Beschränkung, das Schwere in leichter Erscheinung, das Dunkle in durchleuchtender Klarheit, das Körperliche vergeistigt, das Wirkliche durch seine Idee geadelt.

Nº. 36.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 5. Mai 1831.

Ueber zwei Bilder im Besitze des Herrn Winter in Heidelberg.

Herr Winter, durch die glückliche Acquisition des größten Theils des Fochem'schen Bilderschatzes allen Kunstfreunden schon bekannt, besitzt gegenwärtig in seiner nicht unbedeutenden Sammlung guter Bilder zwei Kunstwerke, welche die höchste Bewunderung erregen.

Luther auf dem Todtenbette, ein Bruchstück, gemalt von Lucas Kranach.

Das Bild hat ganz nach der Art dieses Meisters auf dem obern Rande diese Inschrift:

D. M. L. NAT. 1483. 10. Nov. OBIIT 1546 18. Febr.

Nicht ohne Rührung und Scheue naht man der Leiche des muthigen Streiters für Licht und Wahrheit. Daß der Kampf mit dem Tode heftig war, beweist ein Zug über den Augenbraunen und die Haltung des Wenigen, was man von dem weiß bekleideten Körper sieht. Doch Ruhe und Friede sind nach überstandenem Todeskampfe in die festen Gesichtszüge wiedergekehrt; der greise Held scheint nur zu schlafen und von der Vollendung seiner Arbeit zu träumen.

Obgleich Kranach hier postöser und mit markigerem Pinsel gemalt hat, als er sonst zu thun pflegte, so erkennt man doch die Hand dieses Meisters. Die porzellainartig bläuliche Carnation läßt sich nicht verkennen und die Behandlung der Haare zeigt deutlich die bekannte Manier. Selbst in der, als Folge des Todeskampfes erklärlichen, Stellung der linken Schulter erkennt man diesen Künstler, der sich leider oft in der Darstellung etwas verschobener Glieder gefiel.

Lesen wir nun, Luther sey auf dem Todesbette gemalt worden, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß wohl dieses das besprochene Bild seyn könnte; geschieht aber auch eines andern Künstlers Erwähnung, der Luther auf dem Todesbette gemalt habe, während das Gleiche von Kranach nicht gesagt wird, so erklärt sich das Stillschweigen leicht dadurch, daß Luthers Freunde dieses von einem Maler, der den Verstorbenen so vielfach gemalt hatte, als bekannt voraussetzen durften.

Gewiß ist dieses Bild eines der merkwürdigsten von Kranachs Werken. In Hinsicht des Technischen gehört es unstreitig zu seinen besten; zwar ist von Beiwerk wenig auf der Tafel zu sehen und der Künstler konnte sich daher nicht in seiner Meisterschaft hinsichtlich der Darstellung von Stoffen und reichen Nebensachen, wie er es so gerne that, zeigen; daher aber hat er den Kopf mit viel mehr Kühnheit gemalt, als er sonst zu thun pflegte. Alle Züge und besonders die Nase treten wie modellirt frei hervor, wie man dieses nur auf wenigen seiner vorzüglichsten Bilder sieht. Zählt man nun zu diesem künstlerischen Werthe des Bildes noch den, daß es das Bildniß der Leiche des großen Reformators darstellt, so wird man es mit Recht als ein Kunstwerk achten, auf dessen Besitz eine jede Gallerie stolz seyn könnte.

Ein Christuskopf mit der Dornenkrone von Albrecht Dürer mit der Jahrszahl 1519.

Die Darstellung ist ganz nach dem alten Typus und mahnt sehr an den Christuskopf von Hemling in der ehemaligen Boisserée'schen Sammlung.

Auf einem dunkeln Grunde, der wie bei dem Hemling'schen nur wenig Raum zwischen dem Kopfe und dem Rande des Bildes läßt, so daß die Dornenkrone an den Rahmen anstößt, schwebt das Haupt des leidenden Erlösers, etwas über Lebensgröße, ganz gerade von Vorne gesehen und ohne in dem Grunde auch nur die geringste Spur des übrigen Körpers sehen zu lassen, — wie eine Vision. Kein Heiligenschein bezeichnet den Gottes-Sohn, aber die übermenschliche Kraft läßt ihn erkennen, die ihm trotz den Zeichen des allerhöchsten Schmerzens — aus den Augen strahlt. Mit peinigender Wahrheit sieht man die Dornenkrone sein Haupt verletzen. Die Haare sind von dem herabrieselnden Blute gefärbt, die Augen sind geröthet vom Weinen und Schmerz und klare Thränenperlen fließen die schönen Wangen herab. Aber noch thronet Hoheit auf dieser herrlichen Stirn, noch scheinen

diese Augenbrauen die Welt beherrschen zu können und noch prüft er Herzen und Nieren mit diesen klaren Augen. Gerade und majestätisch behnt sich die griechisch schöne Nase zu dem Munde herab, der allein von allen Gesichtstheilen am meisten das Ungeheure des Schmerzens zeigt und über dessen geöffneten Lippen Seufzer aus der Tiefe der wogenden Brust zu entfliehen scheinen.

Obgleich in allen Gesichtszügen, ja selbst im Arrangement der Haupt- und der Barthaare, das Bild nach dem alten Typus dargestellt scheint und deßhalb auch mit dem der heiligen Veronika sehr übereinstimmt, so ist doch dieser Dürer'sche Christuskopf erhabener dargestellt und scheint nicht so sehr dem Schmerze zu unterliegen: daher sind auch die Augen und Augbraunen nicht so sehr verzogen, wie auf dem Christuskopfe der heiligen Veronika in der ehemaligen Boisserée'schen Sammlung, und das Ganze gewährt hier dem Beschauer mehr Beruhigung; ja unwillkührlich drängt sich der Gedanke auf, als wenn dieser, der durch den Schmerz mit solchen Augen um sich sieht, nicht sterben könnte.

Was nun die Ausführung des Bildes betrifft, so wird man nicht leicht eines von Dürer finden, welches diesem darin gleich käme. Der Fleischton, wie immer bei Dürer, so auch hier geldlich braunlich, ist höchst wahr. Das Ganze ist mit breitem Pinsel unendlich fleißig gemalt und könnte als ein Beleg zu der Stelle in dem Briefe Dürers an Jakob Heller in Frankfurt am Main dienen, wo er sagte, daß er sechs- bis siebenmal übermalt habe. Die Augen und die ihnen entströmenden Thränen sind wie von Eyck oder Hemling. Obgleich die Zeichnung ersterer etwas Ungewöhnliches an sich hat, so ist dieses doch höchst wahr und daher auch sehr oft bei vorzüglichen Bildern der guten Zeit zu finden. Man findet nämlich häufig bei Künstlern der alten Teutschen, sowie der alten Italiänischen Schule, die Augen so dargestellt, daß sie keinen bestimmten Gegenstand fixiren, sondern daß sie, wie es bei einem in tiefen Gedanken versunkenen Menschen häufig vorkommt, ohne daß es scheint, als wäre der Beschauer der einzige Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, sie scheinen eher in die Tiefe ihres eigenen Selbstes zu blicken. Sehr weise war es nun von Dürer, solche ruhig scheinende Augen diesem leidenden Christuskopfe zu geben, und gewiß würden die Augen eines den Beschauer starr fixirenden Christuskopfes (wie man das bei neuern Portraiten leider so oft sehen muß) nicht den gleichen Eindruck machen. Der Ausdruck der Augen ist um so größer, da sie treu nach der Natur gemalt sind und zwar so treu, daß man die wohlbekannten Kreuzstöcke der Fenster in Dürers Wohnung in denselben sich spiegeln sieht.

Mit ausgezeichnetem Fleiße und mit wahrer Meisterschaft sind die Haare behandelt; die großen Massen sind lustig und leicht und die einzelnen, die sich auf die Stirne verloren haben, glaubt man wegnehmen zu können. Die Verschiedenheit der Barthaare und der Haupthaare ist bewunderungswürdig dargestellt.

Aus allen Nebensachen des Bildes leuchtet des Künstlers bekannte Hand, und in der Dornenkrone, sowie in den Weidenbändern, womit sie zusammengebunden ist, erkennt man um so sicherer Dürers Pinsel, als er in solchen Nebendingen, deren Ausführung er bekanntlich nie vernachläßigte, sich ganz der einmal angenommenen Führung seines Pinsels überließ, nach Gewohnheit auf dunklen Grund helle markige Lichter auftrug und das zusammen mit einer durchsichtigen Localfarbe lasirte.

Das ganze Bild zeigt dabei deutlich, wie alle seine spätern namentlich die Männer der Familie Maria's in der Boisserée'schen Sammlung, wie sehr schon frühe die Niederteutsche Schule auf den reisenden Künstler einwirkte; daher auch manches in seinen späteren Bildern zu finden ist, was man leicht für die Arbeit der besten niederteutschen Maler zu halten geneigt seyn dürfte. Der Hemling'sche Christuskopf, damals gewiß in den kunstsinnigen Niederlanden sehr bekannt, wirkte wohl auch in soferne auf die Ideen unseres trefflichen Meisters ein, daß er durch denselben um so mehr für den alten Typus eingenommen, diesen leidend darstellte, indem er die Urform beibehielt und ihr nur Leben durch seine geübte Hand mittheilte. Und so mag wohl dieser Christuskopf entstanden seyn, den gewiß jeder Kenner und Kunstfreund als einen Hauptjuwel in Dürers Krone schätzen wird, und der wohl so manchen matten und verzeichneten durch Unwissenheit zu Dürers Arbeit erhobenen Christuskopf von der ursurpirten Stelle stürzen dürfte. Man wird künftig Dürers Werke nicht vollständig aufzählen können, ohne auch dieses Meisterwerkes Erwähnung zu thun, welches Hr. Winter vor Vielen allein so glücklich war, wieder an das Tageslicht zu bringen.

Beide Bilder, Luther und besonders der Christuskopf, sind gut erhalten und der Leztere durch die bekannte kunstreiche Hand des Hrn. Köster wieder in den besten Zustand versezt. Retouchen werden freilich bei solchen ausgezeichneten Bildern häufiger gefunden als bei solchen, die nicht so sehr durch ihre Vorzüglichkeit die Bewunderung des Publikums erregen und somit der Gefahr des Verleztwerdens weniger ausgesezt sind. Doch hier sind sie dem Nichtkenner unbemerkbar und erscheinen dem Kenner nicht störend. Lauter.

Aus Prag.

(Eingesandt.)

Um die übliche Sitte des Glückwünschens am Neujahrstage in eine neue Quelle des Wohlthuns für Arme

und Leidende umzuwandeln und diesen althergebrachten Brauch in bleibendem freundlichen Andenken zu erhalten, führte Herr Graf Karl Chotek als Gouverneur von Tyrol alldort zuerst sogenannte Entschuldigungskarten ein, die zum Besten der Armen gelöset wurden. Seine wohlgemeinte edle Absicht krönte der herrlichste Erfolg, der zugleich die Hoffnung darbot, Böhmen werde sich diesem schönen Beispiele mit wohlthätigem Eifer freudig anreihen.

Von Sr. k. k. Majestät im Jahre 1826 als Oberstburggraf nach Böhmen berufen, brachte Graf Chotek diesen Brauch mit dem Neujahre 1828 auch hier in Anregung, und mit innigem Vergnügen spendete Jeder einen kleinen Beitrag auf den heimatlichen Altar der Wohlthätigkeit (in der ersten Hauptstadt zum Besten des Privatvereines für Hausarme und auf dem Lande zum Besten der Localarmeninstitute) durch Lösung solcher Entschuldigungskarten, das Stück zu 20 kr. Conv., die am Neujahre 1828, 1829 und 1830 den sämmtlichen Localarmeninstituten jedesmal einen Ertrag von mehr als 21,000 Fr. zuwendeten.

Wohl suchte man diese Karten möglichst zierlich auszustatten und mit passenden Devisen oder Darstellungen zu versehen — allein das Vollendete paart sich selten mit dem Beginne! — Den Armen und Leidenden war zwar eine neue Hilfe geworden, aber nun sollte auch die schöne Kunst und der gute Geschmack hiedurch möglichst gefördert, der fromme Sinn und die Liebe zum Vaterlande erhöht werden — und so äusserte Graf Chotek den Wunsch, die Darstellungen für die jedes Jahr aufzulegenden Entschuldigungskarten möchten aus der Geschichte, vorzugsweise der des Vaterlandes, aus der heiligen Schrift und den Legenden der Heiligen entlehnt, mit Sorgfalt und Zartheit aufgefaßt und von geübter Künstlerhand würdevoll behandelt und ausgeführt werden.

Zugleich wurde bestimmt, diesen Blättern stets eine gleiche äussere Form und Größe zu geben, um so aus ihnen mit der Zeit ein schönes Ganze bilden zu können.

Dieser Anregung sind die schönen, zum Neujahre 1831 für die 16 Kreise Böhmens (mit Ausnahme der Hauptstadt), aufgelegten drei Entschuldigungskarten zu danken. Die ersten Beiden sind für diesen wohlthätigen Zweck eigens gearbeitete und gewidmete Compositionen des genialen Joseph Führig, aus Gratzau in Böhmen gebürtig, den des Vaters Hand den Pinsel führen lehrte, der später, vom Herrn Grafen Clam Gallas und dem Herrn Fürsten von Metternich unterstützt, zu Rom seine Studien vollendete und jetzt im Vaterlande der Kunst und ihren Freunden lebt. Von dieser zeigt die Erste eine Winterlandschaft, in der auf der einen Seite die flache Ebene, in weiter Ferne kahle Berge begrenzen und auf der andern Seite sich ein friedlicher Landsitz erhebt, an dem vorüber ein wenig gebahnter, durch einfaches Geländer umschränkter Fahrweg führt, auf dem im Vordergrunde St. Martin, geharnischt, auf einem feurigen Streitrosse sitzend, anhält, als ihn ein von Alter, Kummer und Noth gebeugter, fast entblößter Greis um ein Almosen mitleidsvoll anfleht. — Und der edle Krieger hat sein Schwert gezogen und mit der Linken seinen Mantel erfaßt, um mit dem Armen zu theilen und seine Blöße zu decken — und als St. Martin, die Gabe freundlich und fromm dem Armen spendet, da erscheint ihm in dem verlassenen Armen Christus der Herr und, vom heiligen Schauer durchbebt, erfassen ihn mit Allgewalt die Worte der Schrift: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan! —“ (Matth. 25, 70.)

Der in Prag lebende Kupferstecher G. Döbler hat dieses schöne Bild, dem nur mehr Ausführung zu wünschen wäre, mit vieler Sorgfalt in Stahl gestochen und der Herr Gubernialrath und Kreishauptmann Graf Lützow, der dasselbe vorzugsweise für den Kaurzimer-Kreis bestimmte und die von dem Herrn Oberstburggrafen angeregte Idee zuerst verwirklichte, bestritt aus der ihm eigenen Wohlthätigkeitsliebe die Kosten dieses Stahlstiches.

Auf dem zweiten Blatte erscheint der Böhmerherzog St. Wenzl, den Herzogshut auf dem Haupte, mit einem hermelinverbrämten langen Mantel angethan, eine goldene Fürstenkette um den Hals, der im Geleite seines treuen Dieners Podiwin, baarfuß, voll christlicher Selbstverleugnung, auf heimlichen Wegen ein Bund Holz herbeibringt und durch die Fensteröffnung in eine arme, mit Strohschobern eingedeckte Hütte legt, deren innerer Raum eine ländliche Wohnstube zeigt, in der auf dem Herde ein kleines Feuer auflodert, um das sich die armen Hausleute mit den Ihren lagern. Da hält mit Liebe die Mutter den kleinen stehenden Knaben zwischen den Armen, und ihr zur Seite gesellt sich der rüstige Gatte und der bejahrte Großvater. — Fromm und sinnig ist der hiefür gewählte Spruch; „Seyd barmherzig, wie Euer Vater barmherzig ist.“ Lukas 6, 36.

Die schöne Idee zu diesen zwei Darstellungen ist nicht nur mit dem unserem Führig eigenthümlich frommen Sinne auf das Vollendetste durchgeführt, sondern die seelenvolle zarte Behandlung des Ganzen bekundet zugleich den, mit Overbeck, Cornelius, Schnorr, Koch und Veith — Roms gefeyerten Meistern — innig befreundeten Künstler und es wäre nur zu wünschen, daß dieses mehr radirte Blatt von Herrn Döbler mit dem ihm sonst eigenthümlichen Fleiße gestochen wäre, wodurch das Bild bedeutend an Effekt gewinnen würde.

Das *dritte* Blatt zeigt den heiligen Bischof Adalbert, wie er aus dem Kloster Monte Cassino im Geleite mehrerer Gefährten nach Böhmen, seinem Vaterlande, rückkehrt, in dem seit seiner Abwesenheit eine ausserordentliche Hungersnoth herrschte, da im Lande wegen großer Dürre nichts gedieh. Tief erschüttert über die Noth und die Leiden seiner Landsleute, betet St. Adalbert zu Gott um Segen und Rettung, und wie er noch dasteht im festen vertrauensvollem Aufblick zum Himmel — da zeigt sich reichlicher Regen über der Umgegend von Pomuk und der öde Hügel, auf dem er stand, begann nun zu grünen.

Aus den Seitengründen des Hügels eilt ein Skladike mit mehreren Landsleuten herzu, deren Antlitz vor Freuden über den erflehten Segen erglänzt. Dieses, groß in Oehl von *Tkadlick**) (geboren zu Unhoscht in Böhmen) ausgeführte Gemälde befindet sich in der Gallerie patriotischer Kunstfreunde in Prag. Es wurde von Herrn *Friese* aufs gelungenste copirt und von Herrn *Döbler* gestochen. — Herr Gubernialrath und Kreishauptmann *Ritter* hat es vorzugsweise für den *Berauner Kreis* bestimmt und Herr Doktor Professor A. *Klar*, der die Devisen für diese Blätter wählte, hat recht passend auf die sturmbewegten Tage der Gegenwart, aus der uralten Böhmischen Volkshymne zum h. Adalbert, die herrlichen Worte entlehnt: „*Gieb, Herr, Brod und Frieden dem Vaterlande*" auf die Kornähren und die Oelzweige deuten, mit denen die Einfassung des Bildes geziert ist.

Diese neue geistvolle Einrichtung erfreute sich rings im Vaterlande der höchsten Theilnahme und überall gewahrte man mit dankvoller Anerkennung die sinnreiche zarte Wahl der Darstellungen mit besonderer Rücksicht auf das Vaterland und die würdevolle Behandlung von geschätzter Künstlerhand, die diese drei Blätter nicht nur fürs Neujahr, sondern für bleibende Zeit zu einer recht erfreulichen Gabe eignen.

Bis jezt wurden gegen 19,000 Exemplare abgesezt, wodurch den Localarmenanstalten ein Gesammtbetrag von mehr als 7,000 fl. C. M. zugewendet wurde und um ihre Anschaffung auch nach dem Neujahr möglich zu machen, hat der menschenfreundliche Oberstburggraf bereits die Verfügung getroffen, daß diese Blätter im Wege des Kunst- und Buchhandels, das Exemplar um 6 kr. C. M., beigeschafft werden können, welchen Ertrag derselbe für die in *Prag*, nach dem Beispiele *Wiens* und *Ofens* zu errichtende *Kleinkinderwartanstalt* bestimmt hat.

*) Lebt als k. k. österreichischer Stipendiat zu Rom, wo er allem Anscheine nach verbleiben wird.

Bemerkungen über Kunst.

Was nicht in *religiös-nationalem Sinne* rein und wahr empfunden und gedacht werden kann, das ist kein rechtes Dichter- und Bildwerk, und wenn das geistreichste Talent, die gewandeste Technik daran gewendet worden wären. Wo uns aber ein Werk begegnet, das in solchem Sinne uns anmuthet, da wollen wir uns nicht durch Frömmler oder Zeloten, durch Enthusiasten oder Fanatiker, durch Critiker oder Radical-Reformer, weder durch Orbil noch Zoilus in unserm Urtheil irre machen, unsern Kunstgenuß verkümmern lassen.

*

Das gewöhnliche Publikum hat kein *critisches Urtheil*; doch will der Künstler den Eindruck wahrnehmen, und merken, ob er volksthümlich ist. *Gefallen* ist süß; mißfallen macht die Kunstleistung verdächtig. Einen Hauptanstoß geben — ist ein *halber Beweis* gegen den Künstler, Beifall des großen Publikums ein halber für ihn.

Mehr nicht; — aber während der Markt- und Meßwaaren-Künstler sich mit dem leztern begnügt, traut sich der wahre zu, den andern halben in seinem Selbstbewußtseyn als gestellt vorausnehmen zu dürfen.

*

Abgebildet werden, ist *schmeichelhaft*; malen heißt aber Form runden, Colorit verschönern; also heißt: gut portraitiren, doppelt schmeicheln. Malend idealisiren wäre demnach: dreifach schmeicheln.

*

Ein rechtes *Urtheil* in höchster Instanz über ein Kunstwerk ist fast so selten, als ein *Kunstwerk* in höchster Potenz.

*

„Ich frage nicht, von *welchem Meister* ein Gemälde sey; ich sehe nur ob es *gut* ist." — So mag wohl, wer selbst ein Meister ist, oder ein Kenner sagen. Dem Tieferstehenden, dem Laien dient der Name zur Orientirung im Schauen. Freilich wollen Manche durch den Namen zum Respekt electrisirt seyn; der richtigere Sinn aber will die Meister kennen, die Meisterschaften unterscheiden lernen. Es ist doch ein großer Unterschied, ob eine „heilige Familie" von Raphael gemalt, oder nach ihm von Carl Maratti copirt ist, ob ich einen „Johannes" von Dominichino im Original, oder ein vollkommen ähnliches Nachbild von dem talentvollen Mignard vor mir habe. „Gut" in der Kunst ist sehr relativ, und der Werth gelungener Werke steigt in der Höhe nach dem Quadrat, wie der Preis des Diamants.

N°. 37.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 10. Mai 1831.

Neue Bildwerke in Italien.

Canova's Denkmal in der Kirche ai Frari zu Venedig.

Canova selbst hatte dieses Denkmal für Tizian entworfen, die Schüler brauchten nach dem Geiste des Kunstwerks und der Schule wenig zu ändern um dem Meister selbst in diesem Werk ein Ehrendenkmal zu setzen. Die ganze Einrichtung desselben ähnelt genau dem Werke Canovas in der Augustinerkirche zu Wien; wie dort sind es allegorische Figuren, welche in passender Beziehung auf das Leben des Verstorbenen stehen sollen; wie dort schreiten sie auf Stufen zu der pyramidenförmigen Erhöhung hinan. Das Ganze ist aber hier in kolossalerem Maaßstab gehalten, die Hauptfiguren sind über Lebensgröße. — Voran geht die Skulptur, im Begriff in die geöffnete Thüre hineinzuschreiten. Sie trägt gesenkten Hauptes die Todesurne, ist mit einem langen Unter- und noch längerem Obergewande bekleidet, das den Kopf bedeckt, in großen Massen herabfällt und nachschleppt. Die Figur selbst ist nicht ohne Adel, das Gesicht aber unbedeutend und leer und, wie man es auch bei Canova gewohnt ist, durch nichts als Skulptur zu erkennen. Deshalb muß der Genius, welcher ihr auf den Stufen nachzufolgen im Begriff ist, ausser der Lebensfackel noch den Meißel tragen, um den immerwährenden Commentar zu seiner Vorgängerin zu bilden, welche auch sonst nicht leicht jemand in ihrer Eigenthümlichkeit erkennen würde. Auf diese ist sein Blick voll Trauer und Sehnsucht gerichtet, so daß hier wirklich kein Körper passen kann, der nach gewöhnlicher Weise mit weichen, verfließenden Umrissen gearbeitet ist. Von der rechten Schulter fällt das Gewand herab; die linke Seite bleibt auf diese Weise frei, und dürfte ein zu langes Bein zeigen. Ihm folgen die Architektur auf der zweiten, die Malerei auf der dritten Stufe, durch einen großen Blumenkranz, welchen sie in den Händen tragen, schwesterlich verbunden. Die erste legt die Hände unter der Brust zusammen und blickt süßlich nieder; auf ihre Schulter legt die zweite ihre Rechte, das Haupt leise an ihren Arm neigend. Sie blickt die Schwester wehmüthig an, der sie schon deswegen ausserordentlich ähnelt, weil sie, wie jene, ohne allen individuellen Ausdruck ist. Die Gruppirung ist hier einfach und leicht, die Gewandung mit Geschick behandelt; an der Malerei ist der linke Arm weniger gelungen, wie denn auch an der Architektur die Hände zu voll sind; das Haar ist so, und um nichts einfacher als man es bei Canova zu sehen gewohnt ist. Hinter ihnen stehen nun auf der untersten Stufe ihre erklärenden Genien, mit den bezeichnenden Werkzeugen und den brennenden Fackeln. Sie blicken beide nieder, der eine etwas weniger, der andere mehr; der Genius der Malerei ruht mit der Rechten im Arm des Andern. Es wird durch dieses zu ängstliche Anschließen an die Stellung der zwei größern Figuren, welches zugleich große Armuth der Erfindung verräth, auch der an sich guten Composition der zwei Künste ihr eigenthümlicher Werth geschmälert. Sonst ist der zuleztgenannte Genius bloß Modell, sein Körper aber weicher und voller behandelt, als der zu flache seines Gefährten; das Gewand beider fällt wieder von der rechten Schulter herab.

Auf der entgegengesezten rechten Seite liegt der Thür zunächst ein Löwe, unter seinen Tatzen das Buch der Geschichte haltend, über welches er zu wachen scheint. Man kann nicht gerade sagen, daß die so hochstehenden Flügel ihn auf irgend eine Weise heben. Unter ihm sizt schlafend die Adria, durch einen schönen Jüngling mit umgestürzter Fackel, Mohnkranz in den Haaren, und zwei Flügeln, auf unmöglich kenntliche Weise dargestellt. Sein Gewand breitet sich unter ihm aus, so daß er nackt da sizt; das linke Bein hat ganz nachgelassen, und liegt ausgestreckt da, das rechte ist im Knie gestüzt. So gut die Figur im Ganzen gearbeitet ist, so wenig dürfte doch ein Schlafender in dieser sitzenden Stellung verharren können. Neben ihm liegt ein Lorbeerkranz, und Werkzeuge in demselben.

Ueber der Eingangsthür halten zwei schwebende Genien das Bildniß Canovas, in Relief gearbeitet. Eine recht pompöse Inschrift läßt der Italiäner sich nicht leicht nehmen, er will nicht allein seinen Gegenstand, er will

auch sich verewigen, er will, überhaupt nach Aussen gewendet, nicht stumm verehren, sondern durch die Verehrung auch zugleich genießen, nicht bloß hingeben, sondern auch empfangen. Sie lautet hier:

Antonio Canovae Principi Sculptorum Aetatis Suae
Collegium Venetum Bonis Artib. Excolend, Sodali Maximo
Ex Conlatione Europae Universae A. MDCCCXXVII.

Dem Grafen Cicognara, welchem es mehr als jedem andern zustand, für Canovas Verherrlichung zu sorgen, gebührt von den Verehrern des Meisters der vorzüglichste Dank für die Errichtung dieses Denkmals, an dessen Ausführung folgende Künstler gearbeitet haben. Die Skulptur ist von B. Ferrari, ihr Genius und der Löwe von Rinaldi, die andern zwei Künste von Zandomeneghi, die zwei Genien von Jacopo de Martini, die Adria von del Fabris, das Bildniß mit den Genien von Bosa. Welche Mängel nun die Erfindung eines solchen Werkes im Allgemeinen haben muß, hat Ferinow zu seiner Zeit in der immer noch gründlichen Abhandlung über Canova an dem Wiener Werke genügend dargethan. Canova verstand es nicht, aus und über den Gräbern einen individuellen Geist in seine allegorischen Figuren hineinzubeschwören, und man kann nicht sagen, daß seine über Italien verbreiteten Schüler es auf irgend eine Weise mehr vermögen. Es ist daher nicht bloß Pietät gewesen, welche dieses, von dem Meister ursprünglich für Tizian bestimmte Werk, ohne weiteres zu Canovas Verherrlichung verwendete, sondern vorzüglich wohl die Meinung, daß jede Figur mit ihren gewöhnlichen Motiven die Sache klar genug darstelle, d. h. bestimmter ausgedrückt, daß allegorische Darstellungen dieser Art ihrer Natur nach todtgeborene sind, und seyn müssen.—

Dante's Denkmal in der Kirche Sta Croce zu Florenz.

Die Florentiner sagen es mit Stolz, und sie haben ein Recht dazu, daß es ihnen in unsern Tagen gelungen ist dem größten Dichter Italiens ein Ehrendenkmal zu errichten, nachdem ihre Vorfahren vergeblich seine Asche von Ravenna nach Florenz zu bringen, vergeblich in Stein ihn zu verherrlichen gesucht hatten. Wenn sie dieses nicht ganz der Wahrheit gemäß in der Inschrift ausgesprochen haben, so wird ihnen dieß so wenig verargt werden können, als es dem Künstler so hoch anzurechnen ist, wenn er bei einer so schwierigen und für ganz Italien so eigentlich bedeutenden Aufgabe den strengeren Forderungen nicht immer genügte.

Das Ganze ist ohne großen Schmuck, würdig und einfach, wie man es dem Dichter schuldig war, kolossal gehalten, etwa von 14 Fuß Höhe, die einzelnen Figuren ungefähr von 12 Fuß. Auf einem nicht verzierten Basement steht der schmucklose Sarg, auf welchem der Dichter sitzt. Seine Rechte, auf einem Buche ruhend, stützt sein Kinn; die Linke liegt horizontal auf dem Buch. Das Gewand fällt hinten in großen Massen herab und läßt Brust und Leib frei. Das Gesicht ist nach dem hergebrachten Typus beibehalten, die Strenge aber, welche ihm eigen ist, tritt hier in den einzelnen Theilen selbst in dieser Entfernung zu scharf und schneidend hervor, so daß es an den Ausdruck erinnert, welchen die bedeutendsten Maler des 15ten und 16ten Jahrhunderts gefesselten Göttern oder Göttersöhnen zu geben pflegten. Die Schläfe deckt natürlich der Lorbeer. Die Stellung der Figur verdient sonst im Ganzen alles Lob, wenn auch das linke Bein unter dem schweren Gewande nicht schön hervortreten dürfte. Neben dem Dichter liegt seine Harfe.

Auf dem Postament steht rechts die Italia, in der Rechten ein Scepter haltend, mit der aufgehoben Linken auf den Dichter zeigend. Wem die Bewegung der aufgehobenen Linken unverständlich seyn sollte, dem können die überflüßigen Worte auf der Urne auf die Spur helfen: onorate l'altissimo poeta. Um aber die Figur selber zu verstehen, wäre doch die Unterschrift Italia nöthig, sonst kann sie für alles Andere genommen werden. Daß sie bethürmt ist, und wie Canovas Büste der Weisheit einen Stern auf dem Haupt, und über der weiten Tunika ein kürzeres Obergewand trägt, macht die Sache um nichts einfacher und bestimmter, so daß der Unbefangene sie gar leicht, zumal wenn er das große Scepter und die Inschrift sieht, für eine kriegerische Beschützerin des Dichters und des Denkmals halten könnte. — Ihr Körper würde sich noch schöner entwickeln, wenn das Obergewand breiter wäre.

Dieser Figur gegenüber steht die Poesie, auf dem Sarkophag leicht hingelagert. Ihr Haupt ruht auf ihrem rechten Arm, welcher über die linke Hand geht, die Rechte hält einen Lorbeerkranz, die Linke stützt sich auf die aufgeschlagene Divina Comedia. Das Untergewand ist nachlässig auf den Arm herabgefallen, das Obergewand läßt die Hälfte des obern Körpers frei; das lange Haar hängt aufgelöst auf die Schulter herab. Der Ausdruck des Gesichts bleibt auch hier unbedeutend und allgemein, so daß der Künstler hier aufs Allerbestimmteste dem Canova'schen Einfluß erliegt. Man kann darnach nicht gerade behaupten, daß Stefano Ricci in diesem spätesten Werke weiter gekommen, wenigstens zeigen die früheren einen eigenthümlicheren Geist, der solcher unbestimmten Allgemeinheit sich erwehrte. Es gehen diese aber zu sehr mit dem Standpunkt der jetzigen italienischen Kunst, mit dem Nationalcharakter überhaupt Hand in Hand, als daß sie sehr befremden dürfen. — Die Inschrift, welche natürlich nicht fehlen darf, lautet:

Danti Aligherio Tusci
Honorarium tumulum
A majoribus ter frustra decretum
Anno 1829
Feliciter excitarunt.

Sie hat ausser dem schlechten Latein noch einige Unrichtigkeiten. Celli erzählt nur, daß man im Jahr 1396 beschlossen habe dem Dante ein Denkmal zu setzen; da der Plan aber nicht zur Ausführung kam, wollte man im Jahre 1429 die Asche des Dichters von Ravenna nach Florenz schaffen. Doch dieß gelang so wenig, als später die Bitte gewährt wurde, welche die Florentiner deshalb im Jahr 1519 an Leo X. richteten. —

Denkmal Brunelleschis und Arnulphs da Lapo am Domplatz zu Florenz.

Freundlicher als die beschriebenen Bildwerke sprechen offenbar die Statuen an, welche im vorigen Jahr dem Brunelleschi und Arnulph in der Nähe ihres eigenen unsterblichen Werkes errichtet sind. Sie stehen ganz in der Nähe des Plätzchens, welchen Neugier und Verehrung für den Sasso di Dante ausgibt. Sind auch sie noch bedeutend von den glücklich gewählten und das ganze Leben des Helden durch einen einzigen Moment concentrirenden Standbildern des Rauchschen Meißels entfernt, so lassen sie doch von den italiänischen Marmorwerken neuester Zeit am ersten eine Annäherung an ein einfaches Studium der Natur und der Antike hoffen. Es ist schon viel gewonnen, daß der Künstler nur die Personen selber dargestellt, und von allen allegorischen Motiven, namentlich von solchen, welche selbstständig hervortreten, sich loszusagen gewagt hat. Wenn der gegebene Raum ihm hier Schranken sezte, und alle ungehörige Beiwerke wegschnitt, so gebührt doch dem Künstler das Verdienst, denselben mit Sinn und Verstand benuzt zu haben; wenn der Auftrag vielleicht bestimmt gegeben war, so könnte man es für ein noch erfreulicheres Zeichen nehmen, und glauben, daß die Stadt, welche die Kunst ehemals auf dem einfachsten und naturgemäßesten Wege bis zu ihrer Höhe entwickelte, jezt zuerst der Hohlheit allegorischer Larven überdrüßig geworden.

Zu bemerken ist noch, daß dieß dieselben Statuen sind, welche ein sprachliches Mißverständniß der französischen Zeitungen im vorigen Jahre als alte wiederausgegraben und von neuem errichtet seyn ließ. Das Alte dürfte sich höchstens auf die Nachahmung der Büste erstrecken, welche die dankbare Nachwelt schon vor vielen Jahren dem Gedächtniß des Brunelleschi im Dom errichtete.

Auf einem passenden, mit einer weitläuftigen Inschrift verzierten Piedestal sizt Brunelleschi, mit einem Zirkel an dem Riß der Domkuppel arbeitend. Er scheint denselben eben vollendet zu haben und deshalb hinaufzublicken. Der Künstler hat sich ihn wahrscheinlich so gedacht, daß er nach vollendetem Riß hinaufsieht um zu vergleichen ob die entworfene Kuppel zu der noch unvollendeten Kirche passen könnte. Da stört aber durchaus der jezt vollendet dastehende Bau, und der Künstler hat hier offenbar sein Kunstwerk von dem andern abhängig gemacht, und ihm seine Selbstständigkeit auf eine jezt verwirrende Weise genommen. — Von dem vorne kahlen Haupt fallen hinten etwas steife Locken herab; das Gesicht zeigt den entschiedenen, durchgebildeten Mann, welchem aber in den schärfern Zügen etwas von Erasmischer Feinheit und Klugheit einzuwohnen scheint. Bekleidet ist er nach Art der damaligen Zeit, mit einem langen, am Hals gebundenen Oberkleide, und einem Untergewand, das den Arm für die Arbeit freiläßt; die Beinkleider decken zugleich die Füße, und sind von starkem Zeuge. Obwohl die Figur über Lebensgröße ist, so tritt das linke Bein in der Wade zu stark hervor, wie denn auch auf die Hände mehr Sorgfalt zu wenden gewesen wäre.

Arnulph ist im Momente des Sinnens vorgestellt, und blickt gerade vor sich hin. Die Rechte ist deshalb aufgestüzt und hält den Stift; die Linke hält eine beschriebene Rolle. Das Gewand gleicht dem des Brunelleschi, fällt hier aber an der Brust gerade herab und bedeckt den untern Theil des Körpers bis auf die Füße. Auf dem Haupt trägt er das Käppchen, welches die Maler der Zeit ebenfalls häufig ihren Figuren meist in rother Farbe zu geben pflegten. — Der Akt des Sinnens ist noch sehr allgemein, und Rolle und Stift müssen noch gewaltig dazu beitragen um den Architekten zu erkennen. Von solchen Darstellungen bis zu dem als Feldherr gekleideten, im und über den Krieg nachdenkenden Scharnhorst bleibt noch ein gewaltiger Schritt. Es steht aber zu hoffen, daß nach diesem kühnen Vorgang von Luigi Pampaloni Aehnliches gewagt, und noch Vollendeteres erreicht wird.

Die Inschriften fehlen auch an diesen zwei Statuen nicht, sie beziehen sich hier in großer Breite auf das Leben der zwei Personen, ohne etwas Eigenthümliches zu enthalten. Man thut den Künstlern Italiens gewiß Unrecht, wenn man meint, daß die Schrift ihnen zur erklärenden Hülfe dienen müsse, weil sie die Sprache des Marmors nicht gehörig verständen. Hat man doch auch Thorwaldsens Werk in Pisa auf diese Weise zieren zu müssen geglaubt.

Der Marmor ist an allen drei Denkmälern nicht von der besten Sorte.

G.

Neue Kupferstiche.

Ansicht der Stadt Nürnberg, großes Blatt, gestochen von Friedrich Geißler.

Der als landschaftlicher Kupferstecher Vorzügliches leistende Hr. Geißler hat eine Ansicht der Stadt Nürnberg und ihrer Umgebung, von der Freyung der Veste herab als dem Punkte, von welchem aus die Stadt am schönsten übersehen werden kann und der von keinem Fremden unbesucht bleibt, in Arbeit genommen und wird sie im Laufe dieses Jahres noch vollenden. Die Zeichnung ist von G. Chr. Wilder mit gewohnter Accuratesse und der sorgfältigsten Genauigkeit aufgenommen. Die Größe des Stiches wird 16, die Höhe 10 pariser Zoll, so daß das Blatt als Gegenstück zum Münster in Straßburg, von Schnell gestochen und bei Engelmann in Heidelberg herausgekommen, gelten kann. Daher der Preis dem jenes Blattes, 4 fl. für den Abdruck mit Schrift auf schönes Papier, gleich seyn wird. Mit Recht darf etwas Vorzügliches erwartet werden.

L.

München am 8. April.

Am 6. April feyerten eine Anzahl Künstler die Erinnerung an das Dürerfest in der Nähe von München am Starenberger See mit gewohnter Freude, die durch Begünstigung des schönsten Wetters sehr erhöht wurde. Das Gedächtniß der frohen Tage in Nürnberg stand wiederum so lebendig da, daß in den Meisten der Wunsch rege ward, wieder einmal in jener Stadt, die so vieles in sich schließt, was künstlerische Stimmung geben, läutern und heben kann, das Dürerfest zu begehen. Denn gerade der Künstler, dessen Berufsthätigkeit eine so abgeschlossene ist, scheint ausser der Werkstatt mehr wie Andere, jener Vereinigung mit Vielen zu bedürfen, damit er nicht verwöhnt durch das eine, halb verhängte Fenster, durch welches er sein Licht empfängt, die ganze Welt unter einer und derselben Beleuchtung sehe. Ohnedieß dient ihm nicht in dem Umfange, wie dem Dichter und Gelehrten, die Presse zur Mittheilung seiner Schöpfungen und es ersehen alle Vermittelungen nur wenig. — Bei einem einfachen Mahle wurde nachstehendes Lied gesungen, welches, aus der Stimmung der Gesellschaft hervorgegangen, leicht in dieselbe eingriff, und entfernten Freunden als der Gruß dienen kann, mit welchem ihrer gedacht wurde.

Zum Dürerstage 1831.

Es liegt im Bayerlande wohl eine schöne Stadt,
Die in dem deutschen Reiche nicht ihres Gleichen hat:
Die Thürme prangen herrlich, hoch stehen Mauer und Thor
Und über Thor und Thürmen ragt frei die Burg empor.

Sie habens laut gesungen, sie habens oft gesagt,
Daß, wer in fremden Landen nach deutscher Weise fragt
Dem soll man Nürnberg nennen, der edlen Künste voll,
Drin deutsche Art und Sitte niemals veralten soll.

Da weht durch alle Straßen ein wunderbarer Hauch,
Die Häuser schmücket Bildwerk, das ist ein alter Brauch.
Das schuf mit regem Fleiße gar manche Künstlerhand,
Wem wär'n Veit Stoß und Vischer, nicht Adam Kraft bekannt.

Doch in den Reih'n der Männer steht einer obenan,
Das ist der Albrecht Dürer, ein auserwählter Mann,
Wie hat ihn seine Zeit schon vor Allen hochgeehrt!
In dreimalhundert Jahren hat sich sein Ruhm bewährt.

Und als vor dreien Jahren der Frühling zog ins Land
Da gings von Mund zu Munde, da gings von Hand zu Hand:
Ein Fest dem Albrecht Dürer! und Nürnberg ist der Ort!
Da ward für deutsche Künstler Nürnberg das Losungswort.

Da zogen sie von der Elbe, dem Neckar und dem Rhein
Aus allen deutschen Gauen im schönen Nürnberg ein.
Das war ein Händedrücken, das war ein solcher Gruß,
Davon noch heut Jedwedem das Herz erbeben muß.

Und Meister und Gesellen die gingen Hand in Hand,
Ob man sie bei der Arbeit, ob bei dem Becher fand
Und draußen sproßte lustig die junge grüne Saat;
Wohl Mancher in seinem Herzen das Feld bestellet hat.

Und wenn im jungen Jahre die Schwalbe wiederkehrt,
Und neue Sonnenwärme durchdringt die gräuende Erd',
Und tausend Knospen brechen und tausend Blüthen auf,
Dann wacht in unseren Herzen die alte Sehnsucht auf.

Dann wird der schönen Stunden, die uns das Fest gebracht,
Da wird der fernen Freunde und Nürnbergs wird gedacht.
Da tönts von allen Lippen und Gläser klingen drein,
Der Tag des Albrecht Dürer soll ewig ein Festtag seyn!

No. 38.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 12. Mai 1831.

Kunstausstellung in Brüssel 1830.

(Verspätet.)

Da die Zeitungen täglich und regelmäßig das hier Vorfallende sogleich mit Extrapost zu melden pflegen, so schweige ich davon und wähle für heute lieber einmal die neuesten Kunstsachen der hiesigen Sommerausstellung, weil davon noch viel zu wenig in deutschen Blättern gesagt ist und auch die ausländischen Journale meistens davon schweigen, indem die Insurrektion dazwischen trat und die sonst so geschwätzigen Zungen der Musenjünger gelähmt zu haben scheint. Gegen das Politische muß jezt freilich wohl das Artistische verschwinden und bescheiden in den Hintergrund zurücktreten; wenn aber die Künste des Friedens so plötzlich wechseln mit der Tuba des Krieges, so beispiellos zurückgedrängt, verachtet und mit Füßen getreten werden, so verdient eine solche Epoche doch wohl irgend einen Denkstein oder eine historische Würdigung, um die Hauptmomente eines so raschen und unvorhergesehenen Uebergangs festzuhalten. Hier ist freilich die Ausstellung vergessen, denn Alles schnaubt nur Rache und Krieg; für den ruhig beobachtenden Ausländer muß sie aber auch jezt noch wichtig genug seyn, um einige Worte darüber zu lesen, da sie eine so seltene Erscheinung war und unter den deutschen Kunstausstellungen vielleicht vergebens ihres Gleichen sucht. In Berlin wechselt die Gemäldeausstellung meistens mit der Gewerbeausstellung ein Jahr um's andere. Hier in Brüssel waren aber beide in Einem Sommer zusammen vereinigt und lockten eben dadurch so viele zahllose Fremde herbei, die in ihrem Vergnügen so bitter gestört worden sind. Hier von der Gemäldeausstellung. Sie nahm drei Säle in fortlaufender Reihe und noch ein viertes Zimmer ein, welches seitwärts lag. Diese drei Säle waren mit architektonischen Ornamenten reich verziert und durch korinthische Doppelsäulen mit Bogen getrennt, ganz eben so wie die neuesten Säle der Akademie und der Ausstellung des Museums in Paris, wie man auf einem Gemälde der Brüsseler Ausstellung auch genau sehen kann, worauf der Pariser Ausstellungssaal des Museums mit seiner schönen Perspektive abgebildet ist (Nr. 63 des Katalogs.) Das Licht fiel bloß von oben herab durch schrägliegende Glasfenster; dieß Lokal war also eigens dazu eingerichtet, aber nicht in dem Pallast der Gewerbausstellung befindlich, sondern daneben in einem andern pallastähnlichen, weitläuftigen Gebäude, worin zugleich Bibliothek, Naturalienkabinet, Modellkammer mit physikalischen Instrumenten, und das Museum der Bildhauerarbeiten sich befindet. Man sieht, wie der König und die Regierung für alle diese Anstalten Sorge getragen, und mit welchem Undank dagegen die Brüsseler in Einem Augenblick sie so frevelhaft der Zerstörung preisgaben, so vieler anderer neuen Anlagen hier nicht zu gedenken, wie z. B. des neuen botanischen Gartens am Schaerbecker Thor, der bei der Erstürmung ruinirt worden ist, und der so reizende Partien, Terassen mit Springbrunnen, marmorne Wasserbecken, Bildsäulen und geschmackvolle Glashäuser enthielt. Da die Gemäldeausstellung blos lebenden Meistern gelten sollte, so waren leider die alten Bilder der früheren Schulen abgenommen, um dadurch Platz zu gewinnen, weil man sonst kein passendes und so gut von oben erhelltes Lokal gehabt hätte, oder man hätte denn schon ein zweites bauen oder einrichten müssen, was zu viele Kosten erfordert haben würde. So bekam dann leider der Fremde nicht die alten ächten Meister zu sehen, von denen es hier allerdings auch eine schöne Sammlung gibt, denn diese waren ganz bei Seite gestellt, und auf die Frage, ob man sie denn nicht für eine Gratifikation zu sehen bekommen könne, erhielt man kurz und gut zur Antwort: Monsieur, ce n'est pas l'époque à présent, c'est impossible. Kenner hätten wohl gar zu gern die lebenden Maler ungesehen gelassen, um nur bei den todten Meistern verweilen zu können, indeß war diesem Uebelstande nun einmal nicht abzuhelfen und das Schicksal war so unerbittlich wie die Direktion. Dem Neugierigen oder Wißbegierigen mußten hier die Reisebeschreibungen aushelfen. Indessen wurde man für diesen Verlust doch in der That reichlich entschädigt durch einige wahre Meisterstücke der lebenden niederländi-

schen Schule! Diese pflegt man jezt in Deutschland, wo nicht zu verachten, doch mit einem mitleidigen Achselzucken zu bedauern und abzuweisen (met schouderophalen en met kritikastersch hoofdschudden te veroordeelen, wie der Holländer zu sagen pflegt), allein aus grober Unwissenheit und mit dem größten Unrecht!! Freilich lag diese Schule neuerlich und zur Zeit der französischen Revolution in einem lethargischen Schlummer, allein jezt hat sie sich zu einer bewundernswürdigen Höhe kraftvoll emporgeschwungen, und was die Verleumdung oder der Neid auch sagen mag, sie hat ihren alten Glanz und Ruhm wieder errungen. Und durch wen? durch den Schutz des Königs und des königl. Hofes, indem die königl. Familie und namentlich der Prinz von Oranien durch wahrhaft fürstliche Belohnungen die Künstler anfeuert und auch sonst durch Ausstellungen, Akademien, Museen und Preisvertheilungen sie auf alle Weise ermuntert. Alles dieß ist aber in Deutschland noch sehr wenig bekannt; manche kleben auch so sehr am Alten, daß sie sich mit diesem Aufschwung und Fortschritt nicht befreunden können oder wollen, und Alles, was nicht aus Rubens und Rembrandts Zeit ist, verdammen. Das sind Leute die nicht mit der Zeit fortzuschreiten wissen. Aber auch diese Ermunterungen und Wohlthaten der königl. Familie haben die Belgier mit schwarzem Undank, mit schnöder Vergessenheit erwidert, weil sie — Katholiken sind und weder von einem „philosophischen Collegium“, noch Wissenschaften, Aufklärung und schönen Künsten etwas wissen wollten. Lieber werfen sie sich in die Arme ihrer Pfaffen und Jesuiten zurück, und stürzen sich wieder in Unwissenheit, Gräuel und Verwüstung. Kurzer Rausch eines republikanischen Fiebers! aus solchem Taumel und Schwindel werden sie doch am Ende unbefriedigt und mit Eckel erwachen. —

Das gedruckte Verzeichniß unter dem Titel: Société royale pour l'encouragement des Beaux Arts, instituée à Bruxelles. Explication des ouvrages de peinture, sculpture, architecture, dessin et gravure, exécutés par des auteurs vivans, et exposés au Salon de 1830. (Brüssel gedruckt bei Remy in 8., 70 S.) enthält zwar nur 692 Nummern, es waren jedoch noch viele neue Stücke später hinzugekommen, als der Druck des Katalogs schon beendigt war, so daß die Gesammtzahl sich wenigstens auf 720 Stücke beläuft und vielleicht noch weit höher steigen mag; Referent hat noch bis Nr. 718 selbst gezählt und geschaut. — Nehmen wir zuerst die Historienmaler. Hier tritt uns vor allen ein Stern erster Größe entgegen: es ist der Maler Wappers in Antwerpen, dem ohne Frage vor den übrigen der Preis gebührt. Sein großes Bild (Nr. 163) stellt eine rührende Scene aus der Hungersnoth der Stadt Leyden zur Zeit der spanischen Belagerung dar, wie nämlich der Bürgermeister Van der Werf im Begriff steht, sich den Degen in die Brust zu stoßen, um durch seine Standhaftigkeit und Selbstaufopferung allen ein schönes Beispiel des Muthes zu geben und lieber dem Tode sich zu weihen, als den Spaniern in die Hände zu fallen.*) Er steht umringt von Jammernden, die um Brod flehen und vergeblich nach ihm die Hände ringen. Dieß ist ohne Uebertreibung und fast ganz ohne theatralische Affektation dargestellt, die man bekanntlich in den Arbeiten der Franzosen und besonders der David'schen Schule so selten vermißt. Der Schmerz ist edel ausgedrückt, die Hauptfigur, der brave Van der Werf mit entblößtem Haupt steht in der Mitte, die Mütter halten ihre Kinder in mannichfaltiger Gruppirung, Alt und Jung ist in Verzweiflung. Die Zeichnung ist richtig, nur der Kopf des Bürgermeisters vielleicht etwas zu jugendlich; die Farbengebung ist nicht zu bunt, sondern gehörig abgedämpft; dieses Bild, kann man sagen, vereinigt das Colorit von Rubens mit der Beleuchtung eines Rembrandt, denn vor allem ist hier Licht und Schatten so kräftig und effektvoll behandelt und mit so markigem Pinsel ausgeführt, wie man es nur in der besten Zeit der flamändischen Schule antreffen kann. Die Formen treten mächtig aus dem Bilde hervor, nichts Flaches, nichts Kaltes, alles ist plastisch und doch dabei Wahrheit der Natur ohne gesuchte Mimik. Wer dennoch sagen wollte, es wäre ein jämmerliches Bild, der hätte freilich vollkommen Recht, denn es schildert ja den Jammer der Sterbenden. Auch ist es in einem guten Tone gehalten, der angenehm gelbbraun bleibt und somit mehr zur Rembrandtschen Schule hinneigt. Kurz, nichts Störendes ist in dem Bilde, nichts Steifes und Eckiges. Das empfand auch der kunstliebende Prinz von Oranien recht wohl. Als er hörte, daß der Maler viertausend holl. Gulden für sein Bild fordere, bot er ihm sogleich das Doppelte dafür, und man behauptet, er habe diese Summe erhalten. Freigebiger und großmüthiger kann doch wohl kein Prinz einen Künstler aufmuntern.

*) Gerade den nämlichen Gegenstand aus der Geschichte der Stadt Leyden hat früher auch schon der ältere Van Brée, erster Hofmaler des Prinzen von Oranien und Direktor der Antwerpener Malerakademie, auf der Leinwand ebenfalls mit vielem Glück dargestellt — ein Bild, welches Referent jedoch nicht gesehen. Eine detaillirte Vergleichung beider Stücke würde gewiß Liebhabern der Kunst willkommen und lehrreich seyn, um zu erfahren, worin beide Meister von einander abweichen, und in welchen Punkten sie einander gleichstehen mögen, oder aus welchem Gesichtspunkt jeder auf verschieden individuelle Weise die Scene aufgefaßt habe. Man rühmte damals auch in Van Bree's Bilde das Rubens'sche Colorit, die gute Gruppirung und den kühnen markigten Pinsel. Wir haben indeß Ursache zu glauben, daß Gustav Wappers doch den Sieg davon getragen habe. S. das Convers. Lexicon.

Gustav Wappers ist noch ein junger Mann, er arbeitete bisher in seinem Geburtsort Antwerpen und besizt selber eine hübsche Sammlung von Oelgemälden alter Meister. Er hat bereits mehrere Schüler gebildet z. B. Franz Wens, Charlotte Hay, geborene Militis u. s. w. Auch andere Personen stellen Wappers am höchsten und noch über Van Bree, Odevaere und Navez, die freilich auch sehr geschäzt werden. Es ist also nicht bloß mein eigenes Urtheil, wenn ich diesen Maler so hoch erhebe. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß er im Allgemeinen vorgezogen wird, ohne jedoch den Andern ihr Verdienst nehmen zu wollen.

Ausser diesem großen Gemälde mit Figuren in Lebensgröße war nur noch Ein kleines Bild (Nr. 236) von Wappers auf dieser Ausstellung, nämlich ein Offizier in alter spanischer Tracht bei seiner Geliebten, in der ganz ächten alten Manier von Terburg oder Netscher, ein Genrebild oder ein Interieur. Der rothe Teppich ist so zart und fein behandelt wie von Caspar Netscher oder Franz Mieris. Leben und Wärme ohne die fatale moderne Koketerie herrscht in den Stellungen und Gesichtern, gesunde Natur, nichts Gezwungenes und Gesuchtes. Colorit, Ton und Haltung sind nach Wunsch. —

Den nächsten Rang nach diesem Künstler verdient der Historienmaler F. J. Navez, in Brüssel wohnhaft. Von ihm waren dreizehn Stücke auf dieser Ausstellung. Das gröste und glanzvollste war Nr. 482 Athalia und Joas, Figuren in Lebensgröße, eine Scene aus Racine's Trauerspiel Athalia, zweiter Akt, siebente Scene, wo sie die Worte sagt:

O ciel, plus j'examine et plus je le regarde, c'est lui,
— — d'horreur encore tous mes sens sont saisis.

Mag auch die Zeichnung richtig, die Gruppirung großartig und wohl berechnet seyn, so ist doch das Colorit zu auffallend grell und seltsam, der Ton sehr hart, der Ausdruck der Gesichter übertrieben französisch und theatralisch, so daß man an Talma's Declamation und Affektation erinnert wird. Kurz, es ist ein recht französisches Stück, dem man wo nicht Davids Schule, doch Davids Einfluß anmerkt, in dessen Atmosphäre es ja auch entstanden ist, denn David lebte ja seine lezte Zeit bekanntlich in Brüssel, wo auch Hr. Navez lebt. Dabei hat dieß Bild aber zugleich viel Antikes, es scheint mehr ein Basrelief zu seyn als ein Gemälde, denn es ist sehr flach und tritt wenig hervor, es hat eben so viel Licht oben und unten, als wie rechts und links, kurz gerade das Gegentheil von Rembrandts Beleuchtung. Es sind antike steinerne Köpfe, doch mit wildem, feurigem Blick, interessanten und grandiosen Mienen; die Stellungen und Formen sind steif und eckigt, doch freilich tragisch und edel, nur schmeckt es allzusehr nach dem Kothurn, es geht auf Stelzen und macht Parade.

Nr. 375 von Navez ist angenehmer: die Flußnymphe Salmacis in Karien, wie sie den schönen Hermaphrodit, der sich in die krystallne Fluth ihrer Quelle taucht, aus Liebe so fest umarmt, daß sie durch keine Gewalt sich von ihm wieder trennen lassen will; sie erhielt daher von den Göttern die Erhörung ihres Wunsches, mit ihm zu Einem Wesen zusammenzuwachsen. Ovid erzählt dieß in seinen Metarmophosen und sagt, seitdem habe der Gebrauch dieser Quelle weichlich und weibisch gemacht (IV. Buch 285 und 380)

Ergo ubi se liquidas, quo vir descenderat, undas
Semimarem fecisse videt — — etc.

Auch in dem Epitomator des Ovid, Lactantius Placidus, findet man dieses artige Mährchen (Narrat. IV. eilfte Fabel. Man verwechsele ihn nicht mit Lactantius Firmianus, der aber auch einen Hermaphroditen des Mercur erwähnt I. 17.) Dieß Bild ist zwar auch bunt und grell, die Landschaft ist schülerhaft, aber es hat gute Zeichnung, viel Ausdruck, weiche üppige Formen, edle, fast idealische Gestalten, die dem Auge sehr wohl thun, Figuren in Lebensgröße von schlankem Wuchs und elegantem Gliederbau. Sie schweben wie ätherisch in tanzender, verführerischer Stellung, beide halten sich sanft umschlungen. Affectation ist ziemlich vermieden, die Carnation ist weich und verschmolzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Notiz über Joseph Longhi, mitgetheilt von Monsig. Muzzarelli im Poligrafo, Febr. 1831 nach eigenhändigen Aufzeichnungen des Verstorbenen.

Joseph Longhi war zu Monza, drei Meilen von Mailand, am 13. Okt. 1766 geboren. Sein Vater war ein Seidenhändler, und bestimmte ihn, nachdem er den ersten Schulunterricht empfangen hatte, zum geistlichen Stande, um ein reiches Benefiz genießen zu können, auf welches die Familie Anspruch hatte. Der junge Longhi machte seine Studien zur Zufriedenheit seiner Lehrer; fühlte sich aber durch unüberwindliche Neigung zur Kunst getrieben. Ohne Anweisung machte er sehr ähnliche Bildnisse seiner Gespielen und Bekannten, und der gute Erfolg dieser Versuche bestimmten ihn zum Uebertritt in die Künstlerlaufbahn. Seine erste Neigung zog ihn zur Malerei; da er aber mit Eifer die Schriften über diese Kunst gelesen und sich überzeugt hatte, daß das Glück des Malers oft von sehr zufälligen Dingen,

von herrschenden Ideen, Gunst der Reichen, Schmeichelei und Intriguen abhänge, entschloß er sich zur Kunst des Kupferstechers, der keiner Aufträge bedarf um Arbeiten zu können, der nicht auf einzelne Gönner oder Behörden zu zählen braucht, sondern dessen Käufer die ganze gebildete Welt ist, für den, während er ruhig an der Arbeit sitzt, eine Menge von Kaufleuten zu ihrem eigenen und zu seinem Nutzen Geschäfte machen. Nicht ohne große Schwierigkeit erhielt er die väterliche Erlaubniß sich nach Mailand in die Schule des Florentiners Vincenzo Vangelisti zu begeben, der, ein Schüler des berühmten Joh. Georg Wille, in jener Zeit von der östreichischen Regierung aus Paris nach Mailand als Professor der Kupferstecherkunst berufen worden war. Hier theilte Longhi seine Zeit in die Uebungen bei Vangelisti und das Studium der Malerei unter Leitung des Professors Giuliano Traballesi, ebenfalls Florentiners von Geburt. Der Wunsch, sich noch mehr im Zeichnen zu vervollkommnen, bewog ihn, auf einige Zeit nach Rom zu gehen, wo er ein enges Freundschaftsbündniß mit dem berühmten noch lebenden Kupferstecher Rafael Morghen schloß, das auch bis an seinen Tod gedauert hat. In Rom stach er nichts in Kupfer, sondern übte sich abwechselnd im Zeichnen und in der Poesie, studirte viel in den vatikanischen Stanzen und in der Capelle Sistina, und machte wiederholt den anatomischen Cursus unter Corvi in S. Spirito. Am meisten aber beschäftigte ihn ein bis dahin nicht durch Kupferstich bekanntes Bild von Guido im Pallast Chigi, nach welchem er bald darauf sein erstes großes Blatt arbeitete. Er versah dieses mit folgender Unterschrift:

Il genio della Musica
Vince persin Cupido;
Non sempre il caso averasi,
Ma tal lo pinse Guido.

Nach Mailand zurückgekehrt gab er noch mehrere andere Kupferstiche heraus, und begann schon damals die Galatea auf der Muschel nach Albano; aber eine Menge von Aufträgen für Miniaturbildnisse entzog ihn auf einige Jahre der Beschäftigung mit dem Grabstichel, bis er von Bonaparte den Auftrag erhielt, dessen Bildniß, von Gros gemalt, in Kupfer zu stechen. Der General war dargestellt, wie er bei der Brücke von Arcole einem Soldaten die Fahne aus der Hand nimmt und allein voranstürmt um seiner Division Muth zu machen. Bonaparte trug die Kosten des Stichs. In dieser Zeit starb Vangelisti, Longhi wurde zu seinem Nachfolger erwählt und hatte das Glück durch die gute Einrichtung seiner Schule und die treffliche Methode seines Unterrichts Zöglinge zu bilden, die ihren Ruhm durch ganz Europa verbreiteten. Unter seinen Kupferstichen sind besonders zu nennen: die Magdalena nach dem Correggio in Dresden; die Grablegung nach Crespi, die Enthauptung Johannes des Täufers nach Gerh. Honthorst, mehrere Blätter nach Rembrandt und seiner Schule, die Vision des Ezechiel nach Raphael, die Bildnisse von Eugen Beauharnais, Washington, Michel Angelo Buonarroti, Enrico Dandolo, Lady Burghers, Andrea Appiani, Giov. Battista, seines Bruders Longhi und des jezt regierenden Kaisers von Oestreich: ferner stach er einige Basreliefgemälde von Appiani, den Triumph des Scipio nach Pierin del Vaga, das Sposalizio nach Raphael, eine h. Familie nach demselben, eine Ruhe in Aegypten nach Procaccino, die h. Jungfrau mit dem Kinde und h. Johannes nach Leonardo da Vinci, einen Pan und Syrinx von eigener Composition u. a. m. Seine lezte Beschäftigung war der Stich des jüngsten Gerichts von Michel Angelo nach einer trefflichen Zeichnung des römischen Malers Minardi. Ausser einigen Gedichten gab er auch eine in der Akademie der schönen Künste gehaltene Rede über die Vorurtheile der Maler heraus, eine andere über das Schöne, das Leben des Michel Angelo, eine Lobrede auf Appiani und den theoretischen Theil einer Abhandlung über die Kupferstecherkunst. Er starb am 2. Januar 1831 an einem Schlagfluß, im 61sten Jahre seines Alters. An seinem Sarge, der von seinen zahlreichen Schülern und unzähligem Gefolge seiner Freunde begleitet wurde, sprachen Franc. Longhena und der Sekretär der Akademie, Fumagalli, Worte der aufrichtigen Liebe und Verehrung. *)

*) Esequie di Giuseppe Longhi, incisore celeberrimo, descritte da Francesco Longhena. Milano, Bonfanti, 1831.

London.

Im Februar erschien hier die Lebensbeschreibung des im J. 1825 verstorbenen Historienmalers Heinrich Füßli, nebst einer Sammlung seiner nachgelassenen artistischen und kunsthistorischen Schriften, herausgegeben von John Knowles Esq. einem vieljährigen Freunde des Verstorbenen. Dieß Werk, aus drei Bänden bestehend, wurde mit großem Beifall aufgenommen und wird ohne Zweifel auch in Deutschland Theilnahme finden, da Herr Dr. Johann Füßli aus Zürich, welcher dazu schon interessante Materialien geliefert hat, damit beschäftigt ist, eine deutsche Ausgabe davon zu veranstalten, welche noch durch eine Anzahl sehr charakteristischer deutscher Briefe des Verstorbenen an Lavater und andere Freunde, so wie durch einige seiner Gedichte bereichert werden wird.

Nº. 39.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 17. Mai 1831.

Kunstausstellung in Brüssel 1830.

(Verspätet.)

(Fortsetzung.)

Nr. 595 die Muttergottes und das Kind Jesus in Lebensgröße auf dem Thron in einer Nische, nach Art des Perugino und der älteren römischen Schule, von den Strahlen einer Glorie umgeben, Blumen sind in Menge umhergestreut. Allerdings sehr interessant, sehr ausdrucksvoll, höchst edle antike Gesichter, aber die heil. Maria ist doch eine zu kalte griechische Marmorstatue. Das Colorit ist harmonisch und prachtvoll. Nr. 615 die Hoffnung, und Nr. 593 der Glaube, ebenfalls würdevoll und edel; Nr. 378 ein Porträt, und 379 wandernde Musiker, meist Lazaronigesichter, braun, wild, verbrannt und ernsthaft. Fast immer trifft man Ein böses, mürrisches Gesicht in jedem der Navezischen Bilder, so auch hier, wie in Joas und Athalia. Dieß ist ein charakteristisches Kennzeichen von Navez, so wie auch die braunen Gesichter und die hohlen Augen mit dem tief ernsten Blick. Das Porträt stellt eine alte Pächterin im Lehnstuhl sitzend dar und erinnert stark an Balthaser Denners Bildnisse. Nr. 709 eine Mutter mit zwei Kindern,*) von Navez 1830 gemalt, war noch später hinzugekommen und recht brav.

Ausser diesen 8 Oelbildern waren nun noch 5 Handzeichnungen oder Skizzen von ihm da, nämlich Nr. 411 bis 414: eine Ruhe, ein Gebet, Hagar und Ismael, und das Bild eines jungen Mädchens. Nr. 616 ein Satyr und eine junge Nymphe, in schwarzer Kreide gezeichnet. Von allen diesen läßt sich nichts weiter sagen, als daß Navez darin durch eine gewisse ihm eigene Manier äußerst kenntlich ist. Herr F. J. Navez ist gebürtig aus Charleroi, der bekannten belgischen Festung unweit Namur (welches letztere auf Holländisch Namen heißt). Er hat in Italien studirt. Das Bildniß der alten wallonischen Pächterin und die drei Zeichnungen: Hagar und Ismael, das Morgengebet und die Ruhe der Pilgrime (Nr. 411 — 413) waren schon einmal in Amsterdam im Jahr 1828 ausgestellt und das Erstere wurde damals als steif, hart, scharf und ohne Harmonie des Tons beschrieben.

Der Maler Navez (das z am Ende wird nicht mit ausgesprochen), hat schon eine zahlreiche Schule um sich her gebildet — sollen wir sagen gottlob? oder leider? denn zu bedauren wäre es doch, wenn ein falscher Geschmack, eine französirende Manier sich so leicht weiter verbreiten und sich auf die Schüler vererben sollte. Mögen diese sich also zeitig gewarnt seyn lassen und lieber zur Wapperschen Schule übergehen. Doch wird die belgische Revolution auch darin wahrscheinlich eine große Unterbrechung und Umgestaltung hervorbringen. Zu Herrn Navez's Schülern zählen wir folgende Namen: Paul Mercier in Brüssel, J. B. de Landtsheer der Sohn in Brüssel, Henry Joseph Duwez, C. C. Lamy in Brüssel, J. Bataille in Brüssel, Adam Spitaels in Brüssel, D. Vincent ebendaselbst, Julien Joos de Terbeerst in Brügge, Haseleer der Sohn in Brüssel, Hr. N**** in Brüssel, (ein Dilettant) und folgende vier Damen: Demoiselle Adele Kindt Portraitmalerin zu Brüssel, Madam Delvaux t'Kint Blumenmalerin daselbst, zugleich Portrait- und Historienmalerin, Demoiselle Julie Noel Genremalerin zu Brüssel, und Madame Sophie Vogien Historien- und Portraitmalerin zu Brüssel. In allen diesen ist auch eine gewisse Nachahmung oder Nachfolge der Navezischen Manier fast unverkennbar, wiewohl freilich diese Schüler sehr respectabel sind, auch selbst die genannten Frauenzimmer mit eingerechnet. Dieß gilt in geringerem Maaß auch noch von drei andern: Demoiselle Caroline Feron und Fanny Corr, beide Genremalerinnen in Brüssel, und Hrn. Albert Robert gleichfalls Genremaler. Unter diesen sind am meisten affektirt und modernfranzösisch die Maler Mercier und Duwez. Doch wir werden darauf zurückkommen.

*) Wahrscheinlich soll es „die Mutterliebe" darstellen. Dann hätte dieser Maler also mit den zwei obengenannten, dazu passenden Bildern „Glaube, Liebe und Hoffnung" gemalt, vielleicht für eine Kirche.

Vorher müssen wir noch den Meister nennen, der den dritten Rang nächst Gustav Wappers einnimmt, nämlich Van Bree, Direktor der Akademie von Antwerpen und wohnhaft daselbst. Von ihm waren dießmal nur zwei Stücke ausgestellt, und beide nur kleine Bilder, nämlich Nr. 25 das Grabmal des Nero bei Rom mit einer Gruppe von Lazaronis und Musikanten, die sich auf ihrer Wanderung vor Müdigkeit daneben gelagert haben. Die Gesichter sind gut gerathen, von der Sonne verbrannt und ächt national, besonders der Sackpfeifer ist trefflich, allein die Frau ist steif und hart, die Steine des Denkmals sind gar nicht natürlich und nicht leicht behandelt, und das Ganze nicht besonders fleißig ausgeführt; es scheint mehr in Nebenstunden flüchtig hingeworfen, als con amore behandelt. Was Referent noch sonst von seiner Hand gesehen, spricht auch eben nicht ausserordentlich zu seinem Lobe, wenigstens steht es unter Wappers und Navez. So z. B. sein sehr großes Gemälde im Museum zu Antwerpen (wo ausserdem noch kein Bild von lebenden Meistern aufgenommen ist, sondern nur die alten ächten Meister ausgestellt sind). Es stellt den großen Rubens sterbend in seinem Armsessel dar, umgeben von weinenden Verwandten, wie er eben sein Testament diktirt hat. Ich sah eine Menge Zuschauer vor diesem Bilde stehen, worin die Figuren in Lebensgröße sind. Allein ich kann nicht sagen, daß ich mich sehr angezogen fühlte: die Zeichnung der Figuren ist nachläßig, steif und eckigt, die Gruppirung leidlich, aber die Beleuchtung matt; Ton und Haltung zwar gut, aber das Colorit hat nichts Pikantes, der Ausdruck der Trauernden nichts Fesselndes. Kurz, das Bild hat nur negative Verdienste: eine Abwesenheit von Fehlern nämlich. Auch in einer holländischen Kritik, die in Amsterdam gedruckt ist, hat es wenig Gnade gefunden. In der Augustinerkirche zu Antwerpen hängt in dem südlichen Kreuzgang die Taufe des heil. Augustin von Van Bree, ein nicht übles Bild. Im Haag sind ein paar kleine historische und Genrebilder von ihm, die nicht viel bedeuten wollen, und selbst auch als Skizzen betrachtet, wenig Sensation machen, z. B. wie der Prinz von Oranien das Waisenhaus in Amsterdam besucht und die dort durch die Ueberschwemmung vom Jahr 1825 Verunglückten tröstet. Doch sagt der Katalog des Museums nicht, ob es von Philipp van Bree, oder M. J. van Bree sey. Ein anderes ist von M. J. van Bree; es stellt den berühmten Lamoral Grafen von Egmont dar, wie er in seiner lezten Lebensstunde vor der Hinrichtung zu Brüssel Trost und Beistand durch den Bischof Bithovius erhält. Egmont sizt auf seinem Ruhebett und ist en face dargestellt; sein Blick zum Himmel jedoch zu theatralisch und modern-affektirt, wie in einem Roman von Spieß oder Cramer, kalt und nichtssagend. Bithovius, im Profil, scheint ihm zureden zu wollen. So wie dieser Name mit Beethoven Aehnlichkeit hat, so hat wirklich auch dieß Profilgesicht auffallende Aehnlichkeit mit dem Portrait des berühmten Componisten Ludwig van Beethoven. Da dieser leztere aus Bonn am Rhein gebürtig war und einen offenbar niederländischen Namen hatte, so wäre es ja sehr wohl möglich, daß er von jenem Bischof Bithovius abstammte.

In der Amsterdamer Kunstausstellung von 1828 war noch ein Bild von Philipp van Bree aus Antwerpen, der sich damals in Rom befand, mit der Scene, wie der holländische Kapitän Barends auf Novazembla nach langen öden Nächten plötzlich die Sonne durchbrechen sieht, umgeben von seinen Holländern. Auch dieß Bild fand nicht unbedingtes Lob. Die Figuren haben zu sehr italiänische Formen, da es doch Holländer sind. Der beliebte holl. Dichter Tollens hat dieß besser verstanden, indem er bei dieser poetischen Schilderung einige Holländer auftreten läßt, die noch von ächtem alten Schrot und Korn, von wahrhaft holländischem Schlage sind. Indeß rühmt man doch die Landschaft auf diesem Bilde, besonders wie die aufgehende Sonne die ersten Spitzen der grünlich-blauen Eisberge und die Schneegipfel zu erröthen anfängt.*)

*) Hier ist noch zu bemerken, daß obiges Bild: „der Tod des Malers Rubens“ von M. J. van Bree gemalt ist, und nicht von Philipp van Bree. Der eine von beiden Brüdern ist Direktor der Malerakademie zu Antwerpen, nämlich der ältere Mathieu van Bree, geboren 1773 in Antwerpen. Der jüngere Bruder Philipp Jakob van Bree ist 1786 geboren in Antwerpen und lebt noch in Rom zufolge des Brüsseler Katalogs, in welchem Seite 18 auch ein Porträtmaler J. van Bree, wohnhaft in Merxem, vorkommt. In den holländischen Katalogen heißt der eine immer bloß Philipp mit Vornamen, und nicht Philipp Jakob, wie im Conversations-Lexicon steht; der andere aber jedesmal M. J., also Mathieu Jakob, wornach die Angaben im Conversations-Lexicon zu berichtigen seyn dürften. †). Beiläufig hier noch dieß: die diesjährige Brüsseler Ausstellung enthielt 720 Bilder und Zeichnungen, die diesjährige Amsterdamer Ausstellung nur 375 und mit den nachgelieferten gegen 400, worunter auch Bildwerke. Dagegen enthielt die Amsterdamer Ausstellung von 1828 über 620 Nummern, die Haarlemer Ausstellung vom Jahr 1825 enthielt 501 Stücke der Malerei und Bildhauerkunst. Die Gemäldeausstellung im Haag von 1825 hatte nur 164 Stücke aufzuweisen, unter welchen jedoch Wappers, Navez und beide van Bree's ganz fehlten. Jezt hat man den Plan, im königlichen Pavillon zu Haarlem ein stehendes Museum bloß von Gemälden lebender holländ. Maler zu errichten, wohin auch aus dem amsterdamer Museum oder Tripenhaus die dahin gehörigen Bilder lebender Meister gebracht werden sollen.

†) In Hrn. de Bast's Annales du Salon de Gand vom J. 1823 heißt der leztere Mathieu der erstere Philippe-Jaques. A. d. H.

Den Rang nach van Bree und Novez pflegt man den Herren Kremer und de Fiannes einzuräumen. Von dem ersteren in Antwerpen lebenden Maler waren hier keine historische Stücke vorhanden; von dem zweiten, der eine Pension vom König genießt und auf dessen Kosten bisher in Rom studirte, nun aber nach Brüssel zurückgekehrt ist, sah man vier ganz artige Bilder: ein Faun mit einer Bacchantin, die Heilung des Tobias, ein Bettler mit einem kranken Kinde und ein Portrait (Nr. 362 bis 365). Nur ebenfalls nicht ganz frei von französischer Manier. Mit diesen stehen auf gleicher Stufe die Historienmaler C. Kruseman im Haag und Otto de Boer in Leuwarden; von lezterem war dießmal nichts eingesendet. Von Kruseman sah man einen Christus im Grabe, auf ausdrückliches Verlangen des Königs gemalt und daher vermuthlich eine Copie nach irgend einem der besseren älteren Meister. Wirklich hat auch dieses Christusbild viel ächtes Altes und Gutes, was man nicht so leicht von einem modernen Maler erwarten sollte. Der Blick der Maria zum Himmel ist vortrefflich. Man sieht den Heiland auf der Leinwand ruhend und schlafend, kaum daß man an den Todesschlaf denkt; diese Figur ist jedoch hart und die Hände sind steif, vermuthlich weil der Maler recht absichtlich die kalten, gelähmten Glieder ausdrücken wollte. Seine Portraits werden unten vorkommen. Früher bewunderte man eine heil. Familie von diesem noch jungen Künstler, worin er Raphael und Carlo Dolce (?) nachahmte. Viel angeborenes Talent kann man ihm nicht absprechen, was besonders sein Johanneskopf darthut. Sehr hoch geschäzt ist ferner der Historienmaler van Maes Canini in Gent, von welchem zwar kein eigenes Bild da war, aber doch eines von seinem Schüler Henri Dillens. Viele Zuschauer lockte ein großes Bild von F. J. Luckx in Mecheln herbei (Nr. 115), einem Schüler von Hersent und von Serrure in Paris. Es schildert eine episodische Scene aus der Zeit der grausamen Massacre der Griechen in Konstantinopel in den Jahren 1821 bis 1825. Der Sultan befiehlt einem Mohren, vor seinen Augen einen jungen Griechen zu köpfen, für dessen Erhaltung flehend eine Griechin auf die Kniee fällt, vielleicht die Braut des Unglücklichen. Der seinen runden Säbel schwingende Neger ist kräftig, der Sultan imposant, das Ganze leicht und gut gemalt, sehr effektvoll, viel Leben und Energie, aber der Ausdruck ist übertrieben, viel zu modern-französisch, affektirt und theatralisch. Noch war ein Portrait von demselben jungen Maler da, Nr. 681, nicht übel gerathen. —

Von dem berühmten J. Odevaere aus Brüssel, den man zu den ersten und besten der neuesten Maler zählt, war leider keine Arbeit vorhanden, da er erst kürzlich gestorben. Sein an Kunstsachen schätzbarer Nachlaß sollte eben am 27. August versteigert werden, als die Revolution den Verkauf hinderte und verschob. Der gedruckte Katalog war schon vergriffen und nicht mehr zu haben; sonst wäre ich im Stande Einiges davon zu melden. Nach dem Anfange der Unruhen war die Besichtigung dieser Sachen gesperrt, so wie auch die Kunstausstellung gesperrt war, indem Bürgersoldaten (ohne alle Uniform) die Wachen besezten und auch vor den beiden Ausstellungsgebäuden die königl. Schildwachen abgelöst hatten. Wie viel von den Sachen beschädigt seyn mag, ist noch nicht genau bekannt und ich konnte nichts Sicheres in Erfahrung bringen. Da jedoch die Zeitungen gänzlich darüber schweigen, so ist dieß ein Zeichen, daß die Ausstellung wenig oder gar nicht beschädigt seyn muß, was um so mehr anzunehmen, da Brüssel ja nicht bombardirt ist und die Ausstellungsgebäude ziemlich hinter andern Häusern zurückliegen, obwohl nahe bei der place royale und dem Park, wo es am hitzigsten herging, übrigens aber auch beständig verdoppelte Sicherheitswachen oder Sauvegarden hatten, um die Kunstwerke gegen muthwillige Angriffe zu beschützen.

Ein historisches Bild, was mehr Aufsehen als ächte Beifall erregte, war: die Entdeckung der neuen Welt durch Columbus, von dem genialen L. Riquier aus Brüssel, jezt in Antwerpen, früher in Paris, wo er noch im Jahr 1828 die Kunst studirte. Er ist zwar nicht so sehr von französischer Manier angesteckt, wie viele andere, aber es fehlt noch an Klarheit und Ruhe. Die Figuren sind wild und sehr outrirt, es ist keine Haltung, es sind keine Gruppen und Massen da, nur der Ton ist einfach und gut, das Colorit nicht zu bunt. Die Figuren etwa ein Viertel Lebensgröße und in großer Anzahl vorhanden, daher zu dicht gedrängt. Columbus ist gelandet und nimmt mit dem Degen in der Hand feyerlich Besitz von dem Lande im Namen des Königs Ferdinand. Die freudetrunkene Mannschaft wirft sich ihm zu Füßen und bittet um Verzeihung wegen der kurz zuvor ihm zugefügten Beleidigung, als man ihn ins Meer werfen wollte. Columbus zeigt zum Himmel, denn nur Gott konnten

damit alle Bilder der lebenden niederländischen Schule auf Einem Punkte vereinigt seyen. Dieser Plan ist aber wahrscheinlich jezt durch die kriegerischen Unruhen der Revolution aufgehoben, wo nicht vielleicht ganz aufgegeben. Der genannte Pavillon ist nicht das Schloß des Königs im Haarlemer Bosch, sondern wurde von einer Tante des Königs bewohnt, die vor einigen Jahren starb, wodurch dieses Gebäude nun also erledigt und zu keinem andern Zweck weiter bestimmt ist. Es liegt aber auch nahe an dem bekannten und schönen Haarlemer Bosch, worin die herrlichsten Baumgruppen und ein Jagdgehege für Dammhirsche und Wildpreit nebst einer Försterei. Das königl. Lustschloß im Bosch hatte ursprünglich der verstorbene reiche Banquier Hope in Amsterdam bauen lassen und an den König verkauft.

sie Dank sagen für den guten Erfolg, und nicht ihm. (Nr. 487 des Katalogs). —

Von Henri Renardy, Schüler von Abel de Pujol, Ansiaux und Baron Gros, wohnhaft in Lüttich, sah man ein Bild, betitelt: der Kreis des Popilius, (Nr. 150), die Figuren etwa in halber Lebensgröße. Als nämlich der römische Consul Cajus Popilius Länas mit Briefen des römischen Senats sich zum Antiochus Epiphanes, König von Syrien, begab, um ihm anzukündigen, er solle den Krieg gegen Aegypten oder gegen Ptolemäos und Kleopatra einstellen, wollte Antiochus nicht sofort gehorchen, sondern forderte Bedenkzeit. Popilius aber, rasch bei der Hand, zog mit seinem Stab einen Kreis um den König Antiochus und verlangte gebieterisch, er solle nicht eher aus diesem Kreise herauszutreten wagen, als bis er versprochen, Gehorsam zu leisten. Antiochus, verblüfft durch diese Dreistigkeit, gelobte Alles zu thun, was der römische Senat haben wolle. Nun reichte ihm Popilius die Hand als einem treuen Freunde der Republik. So erzählen uns mehrere römische und griechische Schriftsteller, als Livius (45, 12.), Vellejus Paterculus (1, 10.), Valerius Maximus (VI. 4, 3.), Cicero, Polybius und Plutarch. Diese Scene hat der junge geschichtskundige Maler mit Feuer und Liebe vorgestellt, doch ist nicht zu leugnen, daß man wiederum den Franzosen in dieser Arbeit erkennt. Ueberhaupt will es uns scheinen, als ob die Nähe Frankreichs gar nicht vortheilhaft auf die jetzige niederländische Schule einwirke, und leider in der Kunst eben so sehr eine Revolte einführen möchte, als es unglücklicherweise jezt auch in der Politik eine so arge Revolution Belgiens bewirkt hat.

Johann Ludwig van Hemelryck hat ebenfalls den Grafen Egmont wieder dargestellt, wie er seine lezte Unterredung mit Graf Wilhelm I. von Oranien im Dorfe Willebroek hält (Nr. 154). Der Katalog bemerkt dabei: „diese beiden hohen Personen sind nach einer langen Verhandlung im Begriff, sich zu trennen. Der Prinz sagt noch zum Grafen Egmont: die Gnade des Königs wird Euch unfehlbar vernichten, und ich sehe es voraus — gebe Gott, daß es nicht wahr werde — Ihr werdet den Spaniern gleichsam zur Planke dienen, auf welcher sie desto leichter in die Niederlande hereinkommen werden, und sich vermittelst derselben den Weg bahnen.“ Die Wahl dieses Moments ist gewiß vortrefflich, auch die Gruppirung gut; aber die Figuren sind steif und allzu modern. Besser ist ein verwundeter Kürassier (Nr. 157) von demselben mit markigtem Pinsel ausgeführt. Noch zwei andere Stücke von ihm: eine militairische Scene und ein Portrait, waren auch nicht mißlungen.

Nahe am Eingang des Saals hieng Nr. 125, die Mutterliebe einer Römerin (bloß betitelt: „la charité romaine“ von Nicaise de Keyser in Antwerpen, Schüler des Herrn van Bree (wahrscheinlich wohl des Mathäus van Bree.) Sehr edle, würdige Formen, und angenehmes Colorit! Im Katalog steht nicht dabei, daß es die bekannte Pero ist, die im Gefängniß aus Mitleid ihren alten Vater Cimon an ihrem Busen säugte; wie Valerius Maximus uns erzählt (V. 4, 5, 7 und 1.) Es ist die Scene, woraus der englische Dichter Alexander Murphy das bekannte und jezt noch beliebte Trauerspiel: the grecian daughter, geschaffen hat — eine Rolle, in welcher einst die berühmte Schauspielerin Mistreß Siddons mit so glänzendem Erfolge auftrat. Doch muß man diesen Cimon nicht verwechseln mit dem berühmten griechischen Feldherrn Cimon in Athen. —

Eine Kreuzabnahme von Decaw er in Gent, (Nr. 239) hatte in der Behandlung und Farbengebung viel von Rubens. — Moses aus den Wellen gerettet durch die Tochter Pharaonis (Nr. 281) von F. Haseleer in Brüssel, war viel zu grell und bunt von Farbe und allzu modern = affektirt in Zeichnung und Ausdruck, daher ohne Wirkung. Schon auf der Amsterdamer Ausstellung von 1828 befand sich eben dieses Stück und ist schon damals sehr scharf kritisirt worden. — Nicht ohne Verdienst war: eine Frau aus Megara, nachdem sie die Gebeine des patriotischen Helden Phocion von Athen gesammelt hatte, verbirgt sie dieselben unter ihrem Feuerherd und vergräbt sie, um sie für ihr Vaterland aufzubewahren. (Nr. 311), von Hrn. Ange Francoi, der noch sechs andere kleinere Genrebilder zu dieser Ausstellung geliefert hatte. —

Drei große Bilder von B. Vieillevoye in Verviers, früher in Antwerpen, litten auch wieder an der ansteckenden Krankheit der modern=französischen Manier: die Nymphe Salmacis und der schöne Hermaphrodit (Nr. 322), auch von Navez schon besser gemalt (siehe oben), waren zu grellbunt, doch gut beleuchtet und ebenfalls von schönen üppigen Gliederformen, welche die Sinne reizen und die Phantasie mächtig aufregen. Es ist als ob beide Künstler in diesem nämlichen Thema mit einander hätten wetteifern wollen. Doch muß Vieillevoye zurückstehen. Die Sündfluth, (Nr. 323) nach Geßner's poetischer Schilderung, war schon 1828 in der Amsterdamer Ausstellung vorgekommen; ein Hund rettet ein Kind aus dem Wasser. Der Faltenwurf und das Kind sind gut gelungen, doch ist das Colorit zu schwarz, und der Ausdruck zu theatralisch geziert und manierirt, ohne Naturwahrheit. Das dritte Stück von demselben: eine büßende Magdalena (Nr. 324) laborirte wiederum an der französischen Manier.

(Der Beschluß folgt.)

Nº. 40.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 19. Mai 1831.

Kunstausstellung in Brüssel 1830.

(Verspätet.)

(Beschluß.)

Herr F. Tasson in Brüssel, Schüler des Malers Paelink, hatte Folgendes eingesandt (Nr. 366): Numa Pompilius begegnet nach seiner Verbannung aus Rom dem Leo in einer Höhle und erzählt ihm seine Schicksale und Abentheuer. Man lese Florian's schön geschriebene Geschichte des Numa im Französischen, die der Maler wahrscheinlich vor Augen hatte. — Von Hrn. Ramier aus Brüssel sah man folgendes Bild (Nr. 1): König Oedipus in Kolonos, wie seine Tochter Antigone die Verzeihung ihres Bruders Polynikes erfleht, als Oedipus ihn verflucht hatte. Nach den bekannten drei Trauerspielen des Sophokles. Ein nicht ganz mißlungener Versuch. — Von Felix Devigne in Brüssel war ausgestellt: die Liebesgeschichte von Anthia und Abrokome, ein bekannter antiker Roman von dem Erotiker Xenophon aus Ephesus, nachgeahmt von einem neugriechischen Dichter, Constantin Manou, unter dem Titel: Kleanthes und Abrokome, in gereimten Versen, wovon Proben in deutscher Uebersetzung in der Schrift Eunomia (I. 41) zu finden sind. Die Ausführung dieses Bildes hat manches Lebenswerthe. (Nr. 420).

Von einem andern Brüsseler Maler J. B. de Landtsheer, Schüler von Navez, war eingeliefert: der verwundete Held Tancred, dem Herminia Pflege und Heilung widmet, eine bekannte Episode aus Tasso's befreitem Jerusalem. (Nr. 449). Derselbe hat auch Portraits geliefert. — Weniger Verdienst hatte das Stück von V. De Lacroix in Brüssel: die Hexen zeigen Macbeth die Insignien der Königswürde und zeigen ihm an, daß er bald in den Besitz derselben kommen werde (Nr. 452, nach Shakspeare). Dieß Bild ist eine Art von Höllen-Breughel, nur nicht eben so meisterhaft. Der Mond scheint hell auf die Gerippe, die Hexen tanzen, aber Alles ist outrirt und excentrisch. Eine nackte Odaliske, ebenfalls von ihm (Nr. 454) ist höchst graziös und die Sinne reizend, aber, wie gewöhnlich! zu modern, wie eine Pariser Opertänzerin. — Etwas besser war: der Abschied des Marcus Junius Brutus von Porcia (Nr. 472), gemalt von Rousseaux in Namur. — Eine Gruppe aus der Sündfluth, von Anton Van Ysendyk in Antwerpen (459) fand Beifall. Man sieht einen Mann, von Schlangen umwunden und doch noch ein Mädchen haltend, das er aus den Fluthen retten möchte. Ysendyk wird im Allgemeinen sehr geschätzt, und gehört zu den besten der heutigen Antwerpener Schule, jedoch ist er bald von größerem, bald von minderem Verdienst, er ist sich nicht immer gleich, ein Zeichen, daß er noch Anfänger seyn mag und noch strengere Studien machen muß, um seinen Ruf sich zu bewahren.

Nun noch wieder zwei Schüler von Paelink, beide in Brüssel, nämlich F. Cautaerts und T. Frys. Von lezterem sah man Telemach und Kalypso am Eingang der Grotte am Meergestade (535). Vom ersteren eine Scene aus Sir Walter Scott's Werken: wie Roland über den See Lochleven schifft, um zu dem Fest von Kinroß zu eilen, und wie er dann die schöne Katharina am Fenster des Schlosses erblickt. Siehe den Roman: der Abt, Fortsetzung des Klosters. Man glaubt hier auf den ersten Blick Wilhelm Tell in seinem Nachen auf dem Vierwaldstädter-See im Sturmwetter zu sehen. Gewaltiger Ausdruck, kühne Formen, doch das Colorit nicht genug verschmolzen und nicht angenehm. (Nr. 532)

Eine andere Walter Scott's-Scene war von Jolly in Brüssel gemalt: eine Episode aus dem Roman: die Braut von Lammermoor. Der vom Künstler gewählte Moment ist der, wo Edgar von Ravenswood der Lucie Ashton das Versprechen gibt, sie zu heirathen, und wie er ihr das Goldstück zurückreicht, welches sie als Unterpfand ihrer Treue ihm gegeben hatte. Colorit, Ton und Führung des Pinsels erinnert lebhaft an die Manier von Gustav Wappers, und sollte Hr. Jolly ein Schüler von diesem seyn, so kann er nicht besser berathen und nicht in bessern Händen seyn. Dieß spricht sehr zu seinen Gunsten, nur muß noch ein gründlicheres Studium hinzu kommen. (Nr. 537). —

Weniger Lob verdiente: Daphne und Milon, ein Schäferstück von E. E. Lamy (Nr. 560). Die Geliebte bekränzt ihren zarten Freund, nur sind leider ihre Füße zu groß gerathen, Zeichnung und Formen, Anstand und Ausdruck sind abermals zu modern = französisch, zu manierirt und gesucht; auch sind die Arme zu dünn, kurz man bemerkt noch zu sehr den Anfänger. — Einen zweiten Milon, aber sehr verschieden von dem ersten, nämlich den kraftvollen und gewaltigen Boxer Milon von Krotona, hatte der talentvolle Maler Verboeckhofen der Vater, in Brüssel, mit Glück dargestellt. Seltsam ist die Todesart dieses berühmten griechischen Athleten: einsam im Walde wollte er an einem Baumspalt seine Kraft zeigen, blieb aber mit den Fingern in der Klemme stecken und konnte, völlig hülflos, sich nicht befreien, bis er von wilden Thieren zerrissen und verschlungen ward. (Nr. 589). —

Merkwürdig durch kräftige Formen und Gliedmaßen, so wie durch grelles, brillantes Colorit war die Gruppe, wie der Czar Peter der Große den empörten Strelitzen glücklich entflieht. Als Peter bei dem ersten Aufstande der Strelitzen in den Armen seiner Mutter ermordet werden sollte, rettete ihn bekanntlich nur die Heiligkeit des Orts und die Hochachtung vor der geweihten Stätte, wohin er sich geflüchtet hatte, das Leben. (Nr. 627). Der Maler Haseleer in Brüssel, Sohn des obengenannten und Schüler von Navez, hat sich zwar löbliche Mühe gegeben, aber den gräßlichen Ausdruck dieser Mordscene so sehr übertrieben, daß man diese Darstellung nicht anders als mit dem Namen: ächt französisch-theatralisch, stempeln kann. Auch ist offenbar der Lehrmeister Navez ganz darin kenntlich, den man überhaupt fast in allen Bildern seiner Schüler sogleich erkennen kann. Fleiß und sorgfältige Ausführung kann man zwar allen diesen Schülern nicht absprechen, allein dieß ist doch nur erst ein sehr geringes Verdienst, es ist nur die erste und unterste Stufe der Vollkommenheit, der niedrigste Grad von Anforderungen, es ist nur etwas Mechanisches, was jeder lernen kann. Das Höhere aber ist Geschmackssache und Geschmack läßt sich nicht lernen, er ist eine höhere Eingebung des Geistes und des Zartgefühls.

Die noch übrigen 40 bis 45 historischen Bilder fasse ich etwas kürzer zusammen, da sie an Werth unter den andern stehen. — Die königliche Familie, von M. Goubeau (Nr. 18) ist sehr steif, bunt und modern: auf dem Throne stehen zwei Trophäen, die eine unterstüzt von der Weisheit und Gerechtigkeit, die andere getragen durch die Kraft und die Toleranz, welche leztere umgeben ist von den Attributen aller Religionen. Dieser Gedanke ist schön und verdient rühmliche Erwähnung; möchten doch alle Belgier eben solche Gedanken denken und gedacht haben, dann wäre diese Revolution nicht ausgebrochen. An der einen Seite bemerkt man die Statue des Grafen Wilhelm des Stillen, und an der andern des Prinzen Moritz.

Adonis geht auf die Jagd und Venus sucht vergebens, ihn zurückzuhalten. Von Fries in Mecheln (Nr. 16).

Die Versuchung des heiligen Antonius, von P. van Schendel in Breda, einem sonst sehr guten, verdienstvollen Maler*) (84).

Der heil. Johannes, wie er in den heil. Schriften studirt (101), und Galiläi, wie er eben die Figur seines astronomischen Systems an einen Pfeiler seines Zimmers gezeichnet hat (102), beide von Th. Schaepkens in Mastricht, Schüler von Hersent in Paris und früherhin von van Bree in Antwerpen, nicht zu verwechseln mit dem Thiermaler A. L. T. Schaepkens in Antwerpen.

Ein Neugrieche hat einen Muselmann besiegt und nimmt ihm die Fahne weg. Von Ph. Bron in Brüssel (106). Er ist auch Landschafts = und Genremaler. Dieß Bild ist hart und steif.

Eine Ruhe in Aegypten, von Steyaert dem Vater in Gent (115), erinnert an den Styl von Franz Albano.

Wilhelm Prinz von Oranien, mit dem Beinamen au cornet, verläßt seine Staaten, um Paris zu Hülfe zu eilen, das von den Saracenen bedroht wird. Von Groenia in Gent gemalt. (141).

Eine heilige Familie, von F. M. Tielemans in Aerschot, vielleicht verwandt mit dem revolutionären und verbannten Gefährten des bekannten de Potter. (175).

Scenen aus der Ueberschwemmung von Holland am 4. Februar 1825, von E. Coene dem Vater, in Brüssel. Steif und theatralisch, doch sind die Bauern mehr Natur. In einem andern Bilde hat er Teniers gut nachgeahmt und fast täuschend zu erreichen gewußt. (178).

Die Verwüstung der Stadt Maarden, einer Festung an der Südersee bei Amsterdam, durch die Spanier um 1573; der Hufschmiedt Wilhelm van den Eiken vertheidigt sein Leben und das Leben seiner Tochter, fällt aber als Opfer seines Muthes, indem er mit gezücktem Messer auf sie los geht und ein spanischer Offizier schon in sein Haus eindringt. Kleines, aber ziemlich gut gemaltes Bild von L. A. Vintcent im Haag (185).

Der Dichter Tasso und die Prinzessin Eleonore von Este, nach Goethe, gemalt von Demoiselle F. Sommé in Antwerpen (212). Die Prinzessin in rothem Samtkleide ist gut dargestellt, aber Tasso zu theatralisch = modern, nicht der ideale Dichter, sondern ein Schauspieler.

---

*) Ein P. van Schendel ist auch in Amsterdam und auch Historien = und Genremaler — vielleicht der nämliche?

Die Muse Euterpe, in Miniatur von Madame L. C. Neufville in Brüssel.

Die Ceremonie der Einweihung des Erzbischofs von Gent, van der Velde, in der Kirche St Bavo daselbst. In modernem Styl von P. van Hanselaer in Gent (245).

Die schöne Helena macht dem Paris Vorwürfe über sein Betragen. Von Joseph Meganck in Brüssel, Schüler von Paelink (261).

Die Figur des berühmten Masaniello von Neapel. Von Eduard de Biefve, Schüler von Paelink. In der Manier von Franz Frank, aber ebenfalls zu theatralisch (301). Dieser Masaniello trifft sonderbar zusammen mit der Stummen von Portici, einer Opernmusik, mit welcher der Ball der Revolution bekanntlich am 25. August eröffnet wurde.

Mirabeau's Aufnahme in die elysäischen Gefilde, Kreidezeichnung von Madame De Lebelin in Brüssel. Die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande, von derselben (335 und 347).

Camillus und Brennus, Federzeichnung von Madame Louvet in Brüssel.

Amor und Psyche, Oelgemälde von F. Verheyden in Yssel (Ixelles) sehr moderner Tapetenstyl, ächt französisch. Nur der Kopf des Amor ist gut, auch der Faltenwurf ist brav (377).

Vier Bilder von J. François (vielleicht verwandt mit obigem Ange François?) 1) Die Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung des Römers Curtius. 2) Mütterliche Liebe, oder Latona mit ihren Zwillingskindern Apoll und Diana. 3) Die heil. Jungfrau, ihr Kind anbetend. 4) Die Versuchung des heil. Anton. (380 — 383) nicht ganz zu verwerfen.

Paris und die Nymphe Oenone auf dem Gebirge Ida. Von Henri Joseph Duwez, Schüler von Navez. O wie modern und elegant! auch das Colorit schlecht, doch die Zeichnung gut.

Die Prinzessin Begge und ihr Sohn Pipin empfangen den Segen des Pabstes. Großes Bild von Riffard in der Manier von de Poorter. Das Atlas-Kleid erinnert an Terburg oder Metzu (440).

Liebeshändel des Flußgottes Meles und der jungen Nymphe Kritheis. Von E. E. Lamy in Brüssel, Schüler von Navez. Zeichnung gut, Gewänder gut, übrigens sehr französisch manierirt (441).

Von E. Lamy in Brüssel: ein Basrelief mit Faun und Bachantin, nach einem antiken Basrelief. Ein anderes mit einem Hymen. — Amor als Sieger, von A. Wutfaert de Tergoe in Brügge (457).

Eine heilige Familie, Emaillemalerei, von H. Faber dem Sohn, recht zart ausgeführt (481). — Ausser Emaille waren auch Glasmalereien da, z. B. von Brasines, Künstler in Antwerpen und Glasgemälde von Dubois Mortelegue in Tournay. Auch in Wachs, z. B. die Taufe und der Tod der Clorinde von Gratpanche in Brüssel (631). So wie auch Bleistift- und Sepiazeichnungen. —

Eine heil. Familie von A. Spitaels in Brüssel, Schüler von Navez (506). — Cephalus und Procris von D. Vincent in Brüssel, Schüler von Navez (507). Auch hier gilt wieder der alte Refrain: zu grell-bunt und zu modern-französisch.

Der lezte Tag von Ipsara, in Oel gemalt von Désiré Defoer in Brüssel, war eines der schlechtern dieser Abtheilung (515). — Eine heil. Jungfrau, von De Cower in Gent (571). — Die Abdankung oder Thronentsagung der Maria Stuart, von Eckhout in Brüssel der schon einige Schüler gebildet hat (577). Diese Königin war drei bis vier mal auf der Ausstellung, aber keine so schön, wie die von Hrn. T. Bataille in Brüssel mit schwarzer Kreide gezeichnet — in der That ein wunderschöner, englisch-süßer Kopf, griechische Nase, reizende große Augen, weinend und ernst (488). — Das dritte war: Maria Stuart auf dem Schloß Loch Leven, im Mondschein schwermüthig sinnend, von Demoiselle Adele Kindt, Schülerin von Navez, aber weniger gelungen als das vorige (255). — Das Almosen, von Julien Joos de Terbeerst in Brügge, Schüler von Navez. Moderne Figuren, aber mit markigtem und saftigem Pinsel gemalt; viel Routine, wenig Geist; viel technische Vollkommenheit, aber kein Geschmack. Das ist in wenigen Worten die kurze Charakteristik der Navezischen Schule. (Nr. 624). — Hagar in der Wüste, gestochen von E. Corr in Brüssel. — König Franz I. von Frankreich und Eleonore von Oestreich. Als Franz I. bei Pavia gefangen genommen war, wurde er nach Spanien gebracht, wo er unfehlbar der Last seines Unglücks unterlegen seyn würde, wenn nicht Carl V., deutscher Kaiser, sein Loos dadurch gemildert hätte, daß er ihn durch Leonore verpflegen ließ. Mit Würde und Anmuth dargestellt von der Mademoiselle Adele Kindt in Brüssel, Portraitmalerin und Schülerin von Navez. Nicht ohne Spuren der mehrgedachten Mängel dieser Schule. (Nr. 656). Ausser dem Katalog noch später hinzugekommen waren folgende: Nr. 706 vermuthlich eine historische oder biblische Scene, nämlich ein alter Jude im Kerker mit der Wagschale neben einer fürstlichen oder vornehmen Person als Wächter. Gut gemalt. Ohne Namen. — Nr. 712 Abraham bei Isaaks Opfer, zu moderne Figuren, nicht würdig genug, etwas fade. — Nr. 715 ein Grieche bei der Leiche seines alten Vaters, neben dem türkischen mit Dolchen bewaffneten blutigen Mörder. Sehr ausdrucksvoll. — Nr. 718 türkische und griechischen Krieger, meist zu Pferde. —

Werfen wir schließlich, nach dieser Betrachtung der Qualität der Gemälde, nun auch noch einen Rückblick auf das quantitative Verhältniß der heutigen niederländischen Schule, so finden wir nach einer flüchtigen Uebersicht des Katalogs, daß bis zum 25. August gegen zweihundert Künstler allein in Brüssel wohnten, daß bloß aus Brüssel hundert sechs und sechzig Künstler und Dilettanten Werke zur Ausstellung lieferten, daß aus der großen Stadt Gent dagegen nur 39 Künstler ihre Arbeiten eingesandt hatten, aus dem sonst so kunstfleissigen Antwerpen nur 29 lebende Künstler ihre Gemälde schickten, aus Amsterdam 18 lebende Maler und Dilettanten, aus Mecheln 10, aus Brügge 9, aus dem Haag gleichfalls 9, aus Lüttich 7, aus Löwen ebenfalls 7, aus Ypern 5, aus Paris desgleichen 5, aus London gleichfalls 5, aus Rotterdam nur 3, aus Tournai 3, aus Courtrai 3 und aus Rom auch nur 3, aus Dortrecht 4, aus Mastricht 2, Nimwegen 2, Nevele 2, Verviers 2, aus Hilversum 2, Rörnmonde 2, aus Ath 2, und aus allen folgenden Städten nur jede 1: Alost, Aerschot, Breda, Groningen, Delft, Leuwarden, Lierre, Merrem, Middelbarnis, München in Baiern, Namur, Negelsfürst, St. Nicolas, Philippeville, Tilbourg, Wetteren, Yssel, Zwynarde und das durch die Nähe von Brüssel so bekannt gewordene Städtchen Vilvorde, wo der Prinz von Oranien noch erst vor Kurzem sein Hauptquartier hatte. Auffallend ist es, daß einige so nahe liegende und bedeutende Städte gar nichts eingesandt hatten, als Haarlem, Leyden, Utrecht, Harlingen, Franecker, Arnheim, Deventer, Amersfort, Aachen, Cöln, Lille, Ostende, Mons oder Bergen und andere. Daß aus dem großen und so nahen Rotterdam nur 3 Künstler etwas schickten, ist auch auffallend wenig und zeigt, daß diese Stadt sich fast nur mit Handel beschäftigt. Seit dem Jahr 1820 besteht in Brüssel die königliche Gesellschaft der schönen Künste, la Société royale pour l'encouragement des beaux arts. Unter den wirklichen Mitgliedern derselben (membres Souscripteurs) war auch sogar der berüchtigte Rebell von Brüssel, Ducpetiaux, der in allen Zeitungen figurirt, ferner der eben so bekannte Agent der Rebellen, Sylvain van de Weyer, der als Abgesandter nach London ging, so auch Herr T'Serclas de Kessel, welcher wahrscheinlich mit dem berüchtigten Rebellenanführer und Eroberer von Antwerpen eine und dieselbe Person ist. Aus der Familie des Herzogs von Ursel waren auch mehrere Personen Mitglieder dieses Kunstvereins, so wie auch der Baron de Secus, der Banquier Rothahn in Amsterdam, zwei Grafen Robiano, Baron van der Linden d'Hoogvorst u. a., lauter bekannte Namen.

J.

Farbe und Wort.

In der Malerei ist natürlich die Kritik der Farbe das Wichtigste, wie in der Musik die des Tones und in der Sprach- und Denkwissenschaft die des Wortes. Wie die feinste Unterscheidung der Worte, als Denkzeichen, den Denker, das zarteste Empfinden der Töne den Musiker bilden hilft, so das schärfste Wahrnehmen der Farbe — den Maler.

Aber wohin ein reiner, wohlorganisirter, offener Sinn im Ganzen und bei den Hauptverschiedenheiten schnell und richtig führt, daran hat doch der Künstler, wenn von leisern Abstufungen und Uebergängen die Frage ist, sein Lebelang zu lernen, zu prüfen und zu vergleichen, und kein Tag des Fortschreitens ist, der ihn nicht früherer Irrthümer überführt und neue, noch nicht beobachtete und gefühlte Unterschiede lehrt.

Er darf nur mit mehr Zuversicht als Einsicht sagen: der Gegenstand A sieht blau ꝛc., und ich nehme hier auf meine Palette auch blau ꝛc., so ist meistens schon ein siebenfacher Irrthum begangen.

Ein vergleichender Hinüberblick auf die Musik, aus welcher namentlich auch die Malerei so manche Benennungen entlehnt, verschaffe dem Sinne dieser Behauptung leichtern Eingang.

Ein Zögling der Tonkunst sieht die Note A und sagt: jetzt singe ich A; — er singt aber As; — oder er singt A, aber zu hoch, zu tief, wankend, ab- oder aufschwebend; oder, in Verbindung gedacht, stark statt sanft, gestoßen statt getragen, abnehmend statt wachsend, kalt statt gefühlvoll u. s. w.

Fruchtbarer noch möchte die Vergleichung der Farbe mit dem Worte seyn.

Dem Wortlaute könnte man das Pigment vergleichen, so wie die reine Aussprache und das Vermögen des richtigen Lesens der Kenntniß der Pigmente, ein wichtiges Capitel der Malerkunst, deren höchste Virtuositäten an schlechten Pigmenten zu Grunde gehen, wie das sinn- und empfindungsvollste Gedicht an einer unrichtigen und schlechten Aussprache. Die Aquarell-Pastell-Fresko-Oel-Wachs-Glas- und übrige Schmelz-musivische ꝛc. Malerei sind verschiedene Sprachen, die ihren Wortschatz aus dem thierischen und vegetabilischen Saft der Erdfarben und Metallkalken nehmen.

Die optische Farbe, der spezifische Eindruck auf den Sinn ist in der Sphäre der Kunst das, was in der Sprache die Bedeutung des Wortes ist, das Bild in der Welt der Anschauung, welches durch das Wort bezeichnet wird, der Sinn des Wortlautes, der geistige Inhalt der körperlichen Klänge und im höchsten Ausdruck könnten wir die Farben den Begriffen vergleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№. 41.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 24. Mai 1831.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen.

(Beschluß von Nr. 21.)

Die ägyptische Sammlung.

Ich werde von Ihnen erinnert, daß meine Nachrichten über Kunst und Kunstsachen in Berlin mehreres übergehen, z. B. die Sammlung von Münzen, geschnittenen Steinen und ägyptischen Alterthümern.

Von den Münzen habe ich, da ihre Sammlung nicht hervorragend ist, keine nähere Notiz genommen, die Sammlung geschnittener Steine aber noch in ihrem alten Lokale mit dem erfahrenen Vorsteher durchgesehen und mich gefreut in dem Stosch'schen Vorrathe die durch langen Ruhm seit Winckelmann bekannten Stücke nun auch im Original, neben ihnen auch aus anderem, zum Theil älterem, zum Theil späterem Brandenburger Erwerb, mehrere Werke von Auszeichnung zu sehen. Ungegründet ist das Gerücht, daß aus der Stosch'schen Sammlung Manches durch Veruntreunung unter einer früheren Aufsicht abhanden gekommen sey. Wir dürfen erwarten, nach Versetzung dieser kostbaren Vorräthe in ihr neues Lokal, sie in der allgemeinen Katalogirung des Museums begriffen und dadurch noch nutzbarer gemacht zu sehen. Sehr erwünscht sind dem Liebhaber die eben so genauen als billigen Gypsabdrücke derselben, welche der akademische Former Winckler besorgt hat, und im Ganzen oder Einzelnen verkauft.

Die ägyptischen Sammlungen mußte man, weil der Raum im Museum für sie nicht ausreichte, getrennt halten. Sie sind nicht weit vom Museum in dem Garten von Monbijou aufgestellt und nehmen den untern Saal eines geräumigen Pavillons in ihm ein. Eintretend hat man von der Sammlung, welche nach ihrem Hauptinhalte in zwei Theile geschieden, zur Rechten den Vorrath des Hrn. Passalacqua, zur Linken den des Hrn. Grafen von Minutoli, mit welchem der alte Brandenburger Besitz, desgleichen was der Hr. Graf von Sack geschenkt hat, und was aus der Bartholdyschen Sammlung stammt, ist vereinigt worden. Da zu beiden Seiten sich Kunstgegenstände aus allen Gattungen der ägyptischen Archäologie finden, auch sehr Vieles in gleichen oder ähnlichen Exemplaren sich wiederholt, so sind eigentlich hier zwei ägyptische Museen unter einem Dache vereinigt, von denen jedes für sich reich und des Beachtens würdig ist. Anordnung, Aufstellung und Bezeichnung der sämmtlichen Gegenstände ist (abgerechnet, daß der Raum Beschränkung und oft Häufung gebot) vortrefflich und meisterhaft, und die genauen und sehr belehrenden Etiketten an den einzelnen Gegenständen oder Klassen der Gegenstände ersetzen wenigstens zum Theil den Mangel eines gedruckten Kataloges, den für die Passalacqua'sche Sammlung der im Jahre 1826 gedruckte, wegen seiner auf die frühere Aufstellung und Lokalität berechneten und dadurch unbequemen Anordnung nur zum Theil aufhebt; doch gibt es diesem einen bleibenden Werth, daß er ausführliche Nachrichten von der Entdeckung des priesterlichen Grabes in der Nekropolis von Theben, Beobachtungen in den Gräbern und über die Gräber, und eine Sammlung von wissenschaftlichen Abhandlungen Pariser Gelehrten über den naturhistorischen, technologischen, archäologischen Inhalt der Sammlung enthält. *)

Den Schmuck der Passalacqua'schen Sammlung bildet ausser einer Reihe vortrefflich erhaltener Stelen und Weihtafeln von weißem Kalkstein und Sarkophagen, der Inhalt jenes Grabes, das er, wie bekannt, im Jahre 1823

*) Der besondere Titel faßt dieselben so zusammen: Par Messieurs Brongniart pour la mineralogie, Kunth pour la botanique, Geoffroy Saint-Hilaire et Latreille, pour la zoologie; Vauqublin, Darcet et Le Baillif pour la chimie, Jomard, Mérimée et Brongniart sur differens instruments et produits de l'art et de l'industrie des Egyptiens; Letronne et Reinaud, sur des manuscrits et des inscriptions grecs et arabes, de Verneuil et Delot, sur les momies et les embaumements; Champollion-Figeac pour l'Archéologie et la chronologie. Es sind grossentheils kurze aber genaue Notizen über die genannten Gegenstände, zu denen die Sammlung Gelegenheit gegeben hatte.

in der Nekropolis von Theben unberührt und mit seinem ganzen Inhalte gefunden hat. Die drei hölzernen Särge, welche, in einander geschachtelt, den mitlern Raum einnahmen, gehören zwar nicht zu den merkwürdigeren der Sammlung, und die Mumien, welche darin waren, hat Passalacqua ausgewickelt und zerstückelt; aber sie waren mit allerlei merkwürdigen Geräthschaften umstellt. Vier Vasen, zwei Priesterstäbe, der Schädel und andere Knochen eines bei der Beerdigung geopferten Stieres, die Opferfladen in irdenen Geschirren auf Sykomortellern umgaben den Sarg, dazu zwei kleine Frauen, etwa zwei Spannen hoch, aus Sykomor, offenbar aus der Familie des Verstorbenen, die dem Beschauer zur Rechten mit einer Wanne auf dem Haupte und einem Kruge in der rechten Hand, die zur linken Seite, der andern ähnlich, doch mit faltigem Kleide, beide an der Stirne offenbar absichtlich beschmuzt und dadurch als Leidtragende bezeichnet. Besonders merkwürdig aber sind die Abbildungen von zwei Nilschiffen, zu beiden Seiten mit voller Ausrüstung der Geräthe und der Bemannung, das eine mit der Mumie, welche von einem Leidtragenden am Kopfe gehalten wird, während vor dem gebundenen Opferthiere, dessen Haupt und Rücken in das Grab kommen sollten, der Schlächter steht; das andere, welches die Leidtragenden heimzuführen scheint, mit 16 Matrosen und dem Steuermann, alle von röthlicher Farbe, und einige mit Wäsche beschäftigte Frauen von gelblichter. Die priesterlichen Krummstäbe, so wie die hohenpriesterlichen Symbole auf den Papyrusrollen der Mumie lassen Herrn Passalacqua vermuthen, das Grab eines Hohenpriesters entdeckt zu haben. Wie dem auch sey, die Entdeckung hat großen Werth, nicht durch irgend eine Kunst der Gegenstände, denn Alles nimmt sich vollkommen wie ein Nürnberger Kram aus, Puppen, Schiffe und Geräthe, und hat sich auch in der Farbe ganz sauber erhalten, wohl aber der Anschaulichkeit wegen, mit der es uralte Sitten und Gebräuche uns gleichsam vorzaubert und den Nachrichten über ägyptische Alterthümer zur Ergänzung oder Bestätigung dient.

Dasselbe gilt auch von der ausserordentlich zahlreichen und mannichfaltigen Sammlung aller möglichen Geräthschaften für das häusliche Leben und seine Geschäfte, und die Vorräthe des Hauswesens in Küche und Keller, die sich hier beisammenfinden: Geräthe für Ackerbau und Fischfang, für Weberei und Schneiderei, für Medicin und Pharmacie, für diese eine kleine Hausapotheke, bestehend aus einem Kästchen mit sechs Büchsen, das in einem zierlichen Behälter und mit ihm in einem kleinen Koffer eingeschlossen gewesen ist; dann Waffen, Bogen, Pfeile, Lanzen, Tischgeräthe, darunter Messer, Löffel mit menschlichen Figuren als Stielen, Geräthe der Kalligraphie und Malerei, darunter Pinsel, Palette und ein Kasten mit sechs Farbenmuscheln, musikalische Instrumente zum Theil mit Saiten; dazu eine große Fülle von Gegenständen des Schmucks, bronzene Spiegel mit Götterbildern, Nadeln, Halsketten, Ohrenringe und Fingerringe, Armbänder, die Schmuckgeräthe großen Theils aus Gold und edlen Steinen, nicht ohne die Kämme und selbst das Schminkkästchen, die Augen zu färben, aber auch mit Schlüsseln, Rocken, Spindel, Hechel für die Geschäfte der Hausfrau, ferner Siegel, Würfel und anderes Spielzeug — Alles in der größten Verschiedenartigkeit und großen Theils mit Feinheit und Geschmack gearbeitet. Dazu kommen viele Getreidearten und Garten-Sämereien, Datteln, Nüsse und andere Früchte in zierlich geflochtenen Henkelkörbchen und irdenen Schalen, das Ganze des Lebens der Aegyptier, und seine Bedürfnisse, Freuden, Ergötzlichkeiten und Leiden durch diese reiche Fülle des Hausrathes mit ungemeiner Lebhaftigkeit vor Augen stellend, so daß man glaubt, diesem seltsamen Volke, das uns wie seine Leiber, so auch seine Lebensart in Mumien überliefert hat, in alle Theile seiner Wirthschaft hineinsehen zu können.

Ich habe diese Gegenstände etwas im Einzelnen erwähnt, weil sie das Unterscheidende der Sammlung bilden, keineswegs das allein Merkwürdige; im Gegentheil wetteifern mit ihnen an Merkwürdigkeit die Gegenstände des Cultus, die Bilder der Götter und heiligen Thiere in Bronze, Stein, Emaille, die Papyrusrollen, besonders jene vortrefflich gemalte mit dem Todtengerichte und der Psychostasis aus der Nekropolis von Theben, und die ausserordentlich reiche Sammlung von Mumien aus allen Gattungen des Thierreiches, Ibis, Sperber, Adler und andere Vögel, Fische und Krokodile, Affen, Mäuse, Widder. Sogar die Mumie einer menschlichen Mißgeburt, gewiß die größte Seltenheit dieser Art ist hier zu sehen. *)

Die minutolische Sammlung wetteifert in vielen Theilen mit diesem Reichthum an häuslichen Merkwürdigkeiten und Götteridolen der Passalacqua'schen und geht ihr an Schönheit der Sarkophage und Mumien voran. Merkwürdig, auch durch seine Gestalt, ist der große mit hervorragenden vier Ecksäulen, und von den Mumien sind zwei, die eine in einem blauen Netze, die andere mit den goldenen Figuren der vier Nothhelfer und

*) Als solche von Hrn. Geoffroy Saint-Hilaire erkannt, der sie S. 230 beschreibt. Sie war in einem Affengrabe gefunden und von Hrn. Passalacqua für einen Kynoskephalos gehalten worden. Hr. S. H. rechnet sie zu den Anenkephalen und bemerkt, daß sie ohne Gehirn und Rückenmark ist, und die dem gemäße Struktur der Knochen und Glieder hat, wodurch sie zu den Affen herabgedrückt wird, in deren Gesellschaft sie gefunden wurde.

dem in goldene Flügel gefaßten blauen Scarabäus auf der Brust, vielleicht die schönsten, welche bis jezo gefunden worden.

Die Stücke der Bartholdy'schen Sammlung sind sämmtlich gewählt, besonders die Gläsersammlung merkwürdig, auch gereichen diesem Theile zwei große, katzenköpfige Isisbilder von grauem Granit, ein Geschenk des Hrn. Grafen von Sack zur besondern Zierde, und faßt man Alles zusammen, so ist auch der Vorrath von ägyptischen Alterthümer vollkommen geeignet, um das Studium der Archäologie jenes merkwürdigen Urvolkes, so weit es von solchen Sammlungen abhängt, hier in allen Theilen möglich zu machen und zu begründen.

Mir aber wird es erfreulich seyn, wenn meine Briefe beigetragen haben, Ihnen Berlin, das schon lange als der Hauptsitz der deutschen Intelligenz und Bildung gegolten hat, auch von Seite der Kunst, der ihr gewidmeten Sammlungen und Anstalten und ihre Leistungen in dem Lichte seines Ruhms zu zeigen, und dazu beizutragen, daß es als das, was es unter seinem guten und weisen Könige geworden ist, auch bei Ihnen anerkannt werde, als diejenige deutsche Stadt, welche mit allen übrigen an Bildung auf allen ihren Stufen, Wegen und Erfolgen theils wetteifert, theils auch ihnen unbestreitbar vorangeht.

Fr. Th.

A u s E n g l a n d.

1.

Obgleich man von dem größern Theile vorzüglicher Gemälde englischer Meister gute Stiche hat, wodurch der Ausländer in den Stand gesezt wird, sich einen allgemeinen Begriff von dem Charakter derselben zu bilden; so sind diese Stiche doch in der Regel so theuer und deren Habhaftwerdung ist mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß man ein Unternehmen, wie das hier anzuzeigende, höchst willkommen nennen muß. Ein eben so talentvoller als gewandter Künstler, Lane, hat angefangen lithographische Nachahmungen von Gemälden neuerer englischer Künstler herauszugeben, welche so trefflich gearbeitet und so wohlfeil sind, daß ihre Verbreitung auf dem festen Lande wünschenswerth und leicht ausführbar ist. Wenn wir nicht irren, beabsichtigt Lane hier und dort, den Geschmack des englischen Publikums fein zu bespötteln, indem er ein oder das andere Blatt einmischt, das nicht sowohl den Ansprüchen der Kunst als den Anforderungen oder Liebhaberei seiner zuweilen wunderlichen Landsleute entspricht; vielleicht wollte er sich durch diese wohl auch die Mittel sichern, Werke höheren Werthes in ausgedehntere Kreise der Gesellschaft einzuführen. Wie dem auch sey, im Allgemeinen hat er mit Einsicht und Geschmack gewählt. Wir wollen einige Blätter näher beschauen.

Eine Dame, lesend, nach einem Gemälde von Th. Lawrence. Wir haben Gelegenheit gehabt, das Original zu sehen und die Einfachheit der Draperie, das Geschmackvolle und die Leichtigkeit und die Anmuth der Begleitung zu bewundern: das Gesicht ist reizend, der Kopf entzückend gehalten, die sanft gehobene Brust voll züchtigen Liebreizes. Lane's Copie gibt den ganzen Zauber des Originals mit einer Zartheit und Wärme wieder, die nur den Farbenglanz von Th. Lawrence's Pinsel vermissen läßt. — Don Quijote und Sancho Pansa, Studien von Leslie. Bekanntlich ist der herbe, starke, dunkle Ton der Färbung vorherrschend in den Arbeiten dieses Künstlers; diese Eigenthümlichkeit hat Lane mit vielem Geschick hervorzuheben gewußt; Don Quijote ist besonders mit Fleiß und Liebe behandelt, der Diener weniger. — Signora Ronzi in der Rolle der Fatima, von Chalon; die Zierlichkeit der ganzen Erscheinung, der Ausdruck, die Haltung, das Costüm sind vollkommen reproducirt. Zartheit und Kraft sind hier wunderbar verschmolzen; wenn man dieses Blatt mit dem nach Lawrence gearbeiteten und dem Don Quijote nach Leslie zusammen hält, gewahrt man recht die Vielseitigkeit des Talents unseres Lithographen und die Kunst, mit welcher er sich jedem Tone anzuschmiegen vermag. — Willie's Kirchspiel-Büttel ist oft copirt worden; wir sehen auf einem der Lane'schen Blätter den Knaben mit dem Affen; der leztere ist meisterhaft wiedergegeben, der Knabe ist gleichfalls gut, nur ist das Gesicht gänzlich verunglückt. — Liebe, Eifersucht, Rache und Verzweiflung nach Stephanoff. Stephanoff's Pinsel ist für die Darstellung sanfter Triebe geschaffen; das Zarte, Weiche, Anmuthige, Hingebende weiß er wahr und schön auszudrücken, wie unter andern das holde weibliche Wesen in seinem Gemälde, „Inconstant" genannt, hinreichend darthut; das Gräßliche, Schauerliche gelingt ihm nicht; so ist die Verzweiflung hier in der That verzweifelt dargestellt: der Verzweifelte stürzt sich von einem Felsen in die schaurige Tiefe und faisant chemin sticht er sich ganz unnöthiger Weise mit der einen Hand auch noch einen Dolch in die Brust, wobei der staunende Zuschauer sich nur wundert, daß die andere Hand nicht mit einer Pistole bewaffnet ist, um sie gegen das Gehirn abzudrücken. Lane's Copie ist eben so wahr als charakteristisch.

Möge Lane's Unternehmen auch in Deutschland Unterstützung finden. (Die Fortsetzung folgt.)

F a r b e u n d W o r t.

(Fortsetzung.)

Wie aber manchen Menschen gewisse Begriffe fehlen, so gibt es Augen, die gewisse Farben nicht sehen. —

Gallenkranke sehen alles gelb. Wie manche Menschen sich die einseitigsten Begriffe von der Welt machen, wie die Ansichten über Hauptinteressen der Menschheit sich oft ganz entgegengesezt sind, so daß die hitzigsten Streite darüber entstehen, was Bestimmung des Menschen, Pflicht, Tugend, geordnetes Daseyn, Freiheit, Recht, Gehorsam ꝛc. seyen, und diesen Begriffen nach Zeit, Umständen und Stellung des Redenden der verschiedenste Sinn unterlegt wird; so sehen wir auch die Maler ihre Farben bei denselben Objekten aufs verschiedenste anwenden, so daß in ihren Gemälden Himmel, Erde und Meer, Flüsse und Wolken, Felsen und Wald, Gesträuche und Wiesen — hier blau dort grün, hier braun dort gelb ꝛc. colorirt sind.

Wenn aber hiebei der Mißgriff leicht in die Augen fällt, weil, wie in der Begriffsweit das Menschenverhältniß, so in der Natur die optische Erscheinung zur Vergleichung bereit steht, so ist derselbe schon schwerer nachzuweisen, wenn in der Gedankenwelt die Modifikation der Begriffe, die Erweiterung, Einschränkung, der Uebergang, die Relation derselben zu einander, und in der Malerei die Nüancirung der Farben, die Verschwebung der Töne in einander, die chromatische Tonleiter zur Sprache und Anwendung kommt. Blau, Roth, Gelb, das kennt im Allgemeinen Jeder, auch noch Violet, Orange, Grün. Aber „zu blau," „zu roth," „zu grün," — darüber erwächst Streit, so wie über die unzähligen Mittelstufen der Haupt- und Zwischenfarben. Wie nun manche Sprechende in starren Begriffen befangen sind und in einer lebenden, bewegten, rastlos thätigen und sich entwickelnden Welt voller Relativitäten alles Vorkommende mit dem pedantischen Absolutismus ihrer Schulweisheit entscheiden wollen, so gibt es Künstler, die ohne Sinn für die unendlichen leisen Unterschiede der Farbentöne Alles mit schreienden ganzen Farben malen, oder bei Anwendung von Mitteltinten ganz verkehrt zu Werke gehen.

Wir sind aber bis jezt immer noch in einem Allgemeinen der Wort- und Farbensprache. In der Welt ist aber das Besondere das Wichtigere, und keine allgemeine Begriffe und Aussprüche vermögen dieses ganz genügend zu bestimmen, keine Theorie paßt auf lebendige Institute und Wesen so, daß sie sich decken.

So will nun auch die Farbe der Naturdinge, ihre unendliche Verschiedenheit, nach Klassen, Geschlechtern und Arten, das Reich der Gebilde, als optischer Bilder, in der Wirklichkeit studirt seyn.

Wer immer im Allgemeinen, theoretisch, und von Ideen spräche, dem würde man sagen: es ist von wirklichen Verhältnissen des praktischen Lebens die Rede, von bestehenden Sphären und Instituten.

So muß nun auch der Maler leibliches Leben malen; er muß in der Landschaft die unterschiedenen Naturerscheinungen in ihrer Färbung so auffassen, daß schon im ersten Entwurf und Auftrag die treue Natur durchblickt; im historischen Fach ist das Colorit, also Localität; perspektivische Architektonik, Draperie und Incarnat, was ihn stets beschäftigt, ein Feld der größten Mißgriffe, Unterlassung und Uebertreibung, so wie der herrlichsten Siege. Insbesondere ist der Fleischton ein Concretes von den tiefsten Geheimnissen, und wie in der Gedankenwelt eben von Seele, Geist, Gedanken und Leben selbst die verschiedensten Ansichten herrschen, und man noch auf den Philosophen wartet, der das lezte Wort darüber auszusprechen wüßte, so ist es in der Farben-Welt die Mischung und Behandlung derselben zur Darstellung des menschlichen Leibes, die auf der sorgsamsten Beobachtung, auf unausgesezten Versuchen, auf dem höchsten Zartgefühl in der Anwendung, auf Genialität des Blickes beruht, so daß wir auch noch dem neuen Tizian entgegen sehen, in dessen Gebilden wir das wahre Fleisch wieder erkennen.

Diese Mannichfaltigkeit der Gebilde, als concreter Eigenthümlichkeiten in Beziehung auf das Studium des Colorits hängt aber doch noch immer etwas Allgemeines an; und, wie es gebildete Menschen gibt, die in die natürlichen und menschlichen Dinge im Allgemeinen mit richtigem Sinne hineinsehen, darüber weise, wohlgemeint zu reden wissen, denen aber doch in vorkommenden wirklichen Fällen das abgeht, was man „Takt" nennt, das richtige Erfassen des Persönlichen und Sächlichen, das scharfe Wahrnehmen des Moments, oder, nach der sprüchwörtlichen Redensart, das Treffen des Nagels auf den Kopf; in Ansicht, Urtheil, Rath und That im individuellen Falle; — so gibt es auch, und nicht wenige Maler; denen der Sinn für das fehlt, was wir Individualisirung des Colorits nennen wollen, für die Harmonie, Lebendigkeit und Wahrheit der Färbung, wodurch uns das Gemälde als lebende Natur anspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italien.

La Scienza del Bello. Palermo 1830. 1 Vol. 8. p. XLVI und 160.

Opere di G. G. Winckelmann. Prima edizione italiana completa. Prato, Fratelli Giachetti. 1830. 8. Bis jezt 5 Theile und 16 Lieferungen der Kupfer in Folio.

Etrusco Museo Chiusino, dai suoi Professori pubblicato con aggiunta di alcuni ragionamenti del Prof. Domenico Valeriani, e con brevi esposizioni del cav. francesco Inghirami. Firenze 1831. Poligrafia fiesolana. Fasc. 1 — 4.

Nº. 42.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 26. Mai 1831.

Lithographie.

1) Auswahl der vorzüglichsten Gemälde der Pinakothek, herausgegeben von der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München. 1stes Heft, 4 Bl. gr. Fol.

2) Auswahl der vorzüglichsten Gemälde der herzoglich Leuchtenbergischen Gallerie, herausgegeben von der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München 1stes Heft. 4 Blätter. gr. Fol.

Der Gang, den die deutsche Lithographie genommen hat, unterscheidet sich wesentlich von dem der französischen und englischen. Während in Paris und London schnell das Technische der Zeichnung und des Druckes zu einer Vollendung gedieh, hinter welcher die deutschen Bestrebungen dieser Art auffallend zurückblieben, wurden doch die verschiedenen lithographischen Manieren meist nur zu fliegenden Blätter angewandt, die als flüchtige Erzeugnisse des Tages auf keinen reellen und höhern Kunstwerth berechnet waren. Die Franzosen und Engländer haben trotz ihrer Geschicklichkeit in der Kreide- und Federzeichnung auf Stein, doch verhältnißmäßig sehr wenig große, durch vollendete Ausführung wie durch höheren Kunstwerth ausgezeichnete Lithographien geliefert; einige historische Gemälde neuerer Meister ausgenommen, bestehen ihre ausgeführten Blätter in Kreidemanier meistens in Porträts, in denen sie allerdings eine große Zartheit und Virtuosität der Behandlung erreicht haben. Dagegen erschienen unzählbare Genrestücke, landschaftliche und architektonische Sachen, meistens mit Geist und Geschick, aber selten mit besonderer Gründlichkeit behandelt; unzählbare Skizzen, zum Theil von ausgezeichneten Künstlern selbst auf Stein gezeichnet, woraus den Liebhabern von Handzeichnungen ein wahrer Vortheil erwuchs; endlich eine Unzahl flüchtig hingeworfener Tagesscenen, Karikaturen u. s. w. die eben so schnell als sie erschienen, auch vergessen waren. Die üble Folgen dieser oberflächlichen Anwendung der lithographischen Kunst sind schon jezt in den meisten Pariser und Londoner Erzeugnissen sichtbar. Troz der Reinheit, Klarheit und Kraft der Ausführung, troz der Zartheit und Vollendung des Druckes ermüdet uns darin Monotonie der Behandlung und Einförmigkeit der Manier, und einige deutsche Lithographen thun sehr Unrecht, wenn sie, ausser der technischen Praktik auch diese manierierten Contraposte zarter und kräftiger Töne, diese willkührliche, bald skizzenhafte, bald tapetenartige Andeutung der Stoffe jeder Art, sich zum Vorbild nehmen.

Die besseren deutschen Lithographen, sind dagegen der Richtung treu geblieben, welche die Lithographie unter uns schon von Anfang an genommen hatte. Sie haben die Kreidezeichnung mehr auf Nachbildung vorzüglicher Gemälde älterer Meister angewandt, wozu sie wegen der freien Behandlung und der Möglichkeit, farbige Abstufungen anzudeuten, vorzüglich geschikt ist. Dieß Bestreben war zwar minder schöpferisch, aber für die Ausbildung der Lithographie als Kunst ernster und gründlicher; die Lithographie blieb hier nicht mehr bloß Zeichnung, Skizze, Entwurf, sie behauptete sich als Zweig der Malerei, wie der Kupferstich. Dem Lithographen war nicht gestattet, sich einer und derselben Manier in allem was er zeichnete, zu bedienen, mit demselben Zuge der Hand das Verschiedenste zu behandeln; er mußte sich dem Charakter seines Originals zu nähern und dessen Eigenthümlichkeit auf den mannichfaltigsten Wegen zu erreichen suchen. Daher war vorauszusehen, daß die Deutschen, sobald sie in Besitz derselben technischen Mittel und Fertigkeiten seyn würden, die den Franzosen und Engländern früher als ihnen zu Gebote gestanden hatten, auch auf eine sicher gegründete und den schwierigsten Unternehmungen gewachsene Kunstübung in diesem Fache würden zählen können. Das Boisserée'sche Werk hat diese Erwartung in den seit den lezten Jahren erschienenen Lieferungen durch eine Reihe von Blättern gerechtfertigt, die nicht blos die Eigenthümlichkeiten der

verschiedensten altdeutschen und altniederländischen Maler aufs treueste wiedergeben, sondern auch in Hinsicht auf Zartheit und Vollendung der Zeichnung, Klarheit und Kraft des Drucks den besten französischen und englischen Lithographien, (die, wohl zu bemerken, fast niemals in so großem Formate sind), nicht nachstehen, an Gründlichkeit und Fleiß der Behandlung aber sie weit übertreffen.

Als weitere Belege unserer Behauptung können die beiden vorliegenden Hefte dienen, Anfänge großer Unternehmungen, die, so fortgeführt, sich den Beifall des Publikums erwerben werden. Das erste ist eine Fortsetzung des zulezt von Piloty, Flachenecker und Selb herausgegebenen Münchener Galleriewerks. Obgleich eine große Anzahl von Bildern in den älteren Heften schon bekannt gemacht ist, so bietet doch die neue Auswahl aus der seitdem so ansehnlich vermehrten königl. baierischen Gallerie, die in der Pinakothek aufgestellt werden wird, noch den reichsten und würdigsten Stoff dar, an welchem ausgezeichnete Künstler Talent und Geschicklichkeit bewähren können. Die vier Blätter, welche das erste Heft enthält sind von Flachenecker, Leiter, Hohe und Piloty gearbeitet. Der erstere hat das Bildniß des Herzogs Wilhelm Wolfgang von Neuburg und seiner großen Dogge, nach dem lebensgroßen Gemälde von Anton van Dyck in der Münchener Gallerie geliefert, ein prachtvolles Blatt, das zu den gelungensten lithographischen Nachbildungen von Gemälden gehört. Der Charakter des van Dyck, das Weiche und Verfliessende seiner Umrisse, das körperlich Hervortretende der Formen, das Naturgemäße der Stoffe, die wirkungsvolle Harmonie des Tones, sind auf bewundernswürdige Art nachgeahmt. Der Druck, von Selb besorgt, ist von der größten Klarheit, Kraft und Frische und gibt den besten Blättern der englischen und französischen Pressen nichts nach. Das gröbere Korn, welches der Künstler für seine lithographische Behandlung gewählt hat, ist für ein Blatt von so großem Umfang geeigneter als das feinere der Franzosen und Engländer. — Nicht minder dem Originale treu, fleißig, harmonisch und kräftig gearbeitet ist das Tischgebet der Spinnerin nach Gerh. Dow lithographirt von N. Leiter. Das feinere Korn ist hier dem kleinern, zartausgeführten Originale angemessen und der Druck ist eben so klar und kräftig wie bei dem vorigen. Dadurch ist die Wirkung des Sonnenlichts, welches durch das kleine gewölbte Fenster in die dunkle Stube fällt, und das gedeckte Tischchen, den schlafenden Hund und einige Geräthe erleuchtet, mit großer Wahrheit ausgedrückt. — Hr. Hohe hat die Falkenbeize nach Philipp Wouwermanns geliefert. Ueberaus charakteristisch und mit ungemeiner Zartheit der Behandlung nachgebildet ist die duftige Morgenlandschaft mit den hochaufgethürmten Wolken wie Wouwermanns sie so vortrefflich malte; der Schimmel, dessen Reiter abgestiegen ist, und hinter ihm eine Bauerndirne liebkost, hebt sich glänzend aus der Mitte des Bildes hervor; in Figuren, Gebüschen und Gewändern erkennt man den markigen, freien und dennoch feinen und fleißigen Pinsel des Meisters, so wie das ganze Blatt die gewöhnliche glänzende Harmonie seiner Gemälde zeigt. — Nicht eben so wie die drei vorhergehenden befriedigt uns das vierte Blatt, die Madonna mit dem Kind und kleinen Johannes nach Anton van Dyck lithographirt von Piloty. Zwar ist in der Zeichnung der Formen der Charakter des Originals sehr gut wiedergegeben, aber es fehlt die malerische Vollendung, welche die Lithographie der Behandlung des Gemäldes ähnlich macht. Es ist nicht die Haltung und Wirkung an der man den Meister erkennt, und die Ausführung der Theile hat zu viel Zeichnungsmanier. Deßhalb steht dieses Blatt auch an Klarheit, Kraft und Harmonie den übrigen nach. In einer Sammlung von so vollendeter Ausführung wie diese muß der einzelne Künstler billig auf die Freiheit verzichten, irgend einmal eine willkührliche, wenn auch geistreiche, Behandlungsweise statt der vom Original unmittelbar geforderten anzuwenden.

Nr. 2 ist ein völlig neues Unternehmen, das sich aber in Format und Ausführung an das vorhergehende anschließt. Die Gallerie der Herzogin von Leuchtenberg enthält eine Auswahl schöner Italiäner, Spanier und Niederländer, dabei eine nicht geringe Zahl interessanter Werke von deutschen, französischen und italiänischen Künstlern unserer Zeit, welche niemals bekannt gemacht worden sind. Den Liebhabern wird also hier ein ganz neuer Genuß dargeboten. Die erste Lieferung eröffnet eine Madonna mit dem Kind nach Murillo, lithographirt von Hanfstängel, ein Lieblingsbild aller, welche die Leuchtenberg'sche Gallerie besuchen. Der Lithograph hat den wunderlieblichen Ausdruck des Madonnenkopfes, der bei sehr porträtartigen Zügen doch etwas unbeschreiblich Ideales hat, aufs vollkommenste wiedergegeben; in dem Kopf des Kindes erscheint uns am linken Auge ein kleiner Mangel, vielleicht nur der eines beschattenden Tones. Die kräftige und gesättigte Haltung des Blattes ist eben so treu dem Originale, doch wäre es wohl der sehr zarten Ausführung des Gemäldes angemessener gewesen, wenn Hr. H. auch hier das feinere Korn angewendet hätte, das er mit so viel Glück bei dem schönen Brustbild nach van Dyck auf dem folgenden Blatte gebraucht hat. Dieses stellt sich dem von Flachenecker gearbeiteten in Nr. 1 völlig an die Seite; auch hier erkennt man sogleich den weichen und charaktervollen Pinsel des Meisters. Die beiden folgenden Blätter sind von Hohe lithographirt: Kosaken die auf ein Bivouac lauern nach Peter Heß,

und ein Angriff französischer Kürassiere nach Carl v. Heidegg. Auch in diesen erkennt man auf den ersten Blick die Eigenthümlichkeit der Originale, die überaus vollendete, bestimmte und saftige Ausführung von Peter Heß, und den keckeren flüchtigeren aber höchst geistreichen Pinsel von Heidegg. Das Kosakenbild ähnelt auch im Originale durch seine weiche Vollendung und den lebendigen Charakter der Gruppen den Werken von Wouwermanns; denselben Charakter trägt die Nachbildung die mit ausserordentlich zarter und bestimmter Hand ausgeführt ist. In dem Blatte nach Heidegg dürfte wohl die stürmische Luft in den Wolkenpartien etwas dunkler gehalten seyn; die Gruppen auf dem Hügel, so wie der Vordergrund erreichen nicht ganz die Haltung des Originals.

Was den von Selb besorgten Druck sämmtlicher Blätter betrifft, so müssen wir auch hier wiederholen, daß er uns dem der französischen und englischen Pressen an Schwärze, Klarheit und reiner Erhaltung der feinsten Nüancen völlig gleich zu stehen scheint.

Den beiden Werken wird ein erklärender Text in französischer Sprache, von der Hand eines bewährten Kunstkenners beigegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus England.

(Fortsetzung.)

2.

Henderson's Charakterskizzen, lithographirt von Gauci, übertreffen alles, was man neuerer Zeit von dieser Gattung in den Kunstläden vorzeigt. Man nennt sie mit Recht ein Seitenstück zu den humoristischen Volksskizzen von Bellan'ge, welche die französischen Sitten so treffend darstellen und das Lächerliche und Eigenthümliche derselben so fein und wahr hervorheben. Henderson, heißt es in einem englischen Blatte, scheint eine lange Tagreise mit dem Skizzenbuch in der Hand durch das unendliche London gemacht und Alles angemerkt zu haben, was ihm vom östlichen bis zum westlichen Ende der Stadt aufstieß. Der Gang beginnt mit dem frühen Morgen und endigt nicht eher als nach Mitternacht; wir können jedoch einem jeden, welcher dem Wege des Künstlers folgen und seine Augen brauchen will, vielfachen und vielseitigen Genuß versprechen. Henderson ist ein trefflicher Führer und ein Humorist von reichem und eigenthümlichem Charakter. Er weiß die kleinsten Züge und Vorgänge, welche die meisten übersehen, lebendig zu erfassen, und das Gesehene auf die beredteste Weise darzustellen: seine Skizzen sind Karrikaturen, ja; allein sie sind, was man von Karrikaturen nicht immer sagen kann, sprechend wahr. Wer in der Stadt bekannt ist, oder gewisse Orte, deren nähere Bezeichnung der Künstler nicht versäumte, häufig besucht, kann gewiß seyn, manchem bekannten Gesicht zu begegnen; seine Kutscher, Kohlen-Träger, Gassenkehrer und Aehnliche wird jeder mit London einigermaßen Vertraute beim ersten Blick als identisch erkennen. Den Anfang macht ein junger Eisenfresser, welcher zwei erwachsene Schüler aus irgend einer milden Stiftung bedroht, weil sie ihn verspotteten; Kostüm und Ausdruck in den Gesichtern und Bewegungen der beiden Knaben sind höchst charakteristisch. Der Künstler läßt zwei Kohlen-Träger folgen, welche in ihrer Weise Bier trinken d. h. den Schaum erst abblasen und ihr „Glück euch!" murmeln. Ein Seitenstück dazu ist ein Kutscher, dessen Scharlach-Nase ganze Bände erzählt, und der mit einem ganz eigenen Blick und Pathos, dem er durch das Glas in der Hand Nachdruck gibt, dem Aufwärter zu wissen thut, „Branntwein sey die Hauptsache." Nicht minder ergötzlich sind die Aufwärter auf einem andern Blatte, der voller Ungeduld und Aerger einen Herrn anblickt, welcher zaudert, in die Tasche zu greifen und den Burschen zu befriedigen, und der Zweipfennigspostbube, der dahinsprengt und mit aller Kraft des Armes die blinde, abgejagte Mähre seine Peitsche fühlen läßt, indem er den Hieb mit einem dem Anscheine nach donnernden „Lustig, mein Krüppelchen" begleitet. Man sehe ferner den Kutscher, der seine Reiseroute zu lesen bemüht ist, den alten tauben Herrn, der mit gekrümmtem Rücken dahin wankt, das Gesicht orangengelb, die dünnen Lippen, den Schaufelhut und die Stutzperrücke, während ihm ein fröhlicher junger Bursche, voll Kraft und Leben begegnet, die vertrocknete, knöcherne, zitternde Hand faßt und ihm in das Ohr brüllt: „Ihr seid jünger, denn je, lieber Herr!" Wir wollen noch eines Blattes gedenken, einer Mitternachtsscene, welche aber, wie die meisten Londoner Mitternachtsscenen, durchaus nicht das Düstere und Schauerliche hat, das mit dieser Stunde sonst verbunden zu seyn pflegt. Wir müssen bemerken, daß es in England Sitte ist, in der Weihnachtszeit arme Musikanten in der Nacht vor den Häusern angesehener Bürger erscheinen zu sehen, wo sie durch ihre schlechte Musik die schlaftrunkene Ohren so lange kitzeln, bis ihnen ein kleines Geschenk verabreicht wird. Man nennt diese Künstler Christmas-waits und sagt, daß sie nicht immer freundlichen Empfang fänden und sogar von arbeitsmüden Spießbürgern, denen die Nachtruhe so lieb wäre, wie ihre Schillinge, für ihre sanften Töne oft rauhe zu hören bekommen. Zur Sache. Die Mitternacht hat ihre ziemlich dunklen Fittige auf die Straße gesenkt und drei arme Bursche mit Klarinet, Horn und Posaune haben eine fröhliche Melodie begonnen.

„Wie viel sind euer?“ fragt ein ältlicher Herr; der, scheinbar aus tiefem Schlafe aufgeschreckt, den Kopf aus einem Fenster steckt. Die Töne verstummen und „drei, Herr!“ versezt der Hornist. „Gut, theilt dieß unter euch“ — ruft der Mann am Fenster, während er auf die mitternächtlichen Künstler einen Wasserstrom niedergießt, den der Klarinetist auf den Rücken empfängt und sich zusammenkrümmt, als gelte es, dem furchtbarsten Sturzbad zu entfliehen; der Mann mit der Posaune beugt schlau den Kopf und kommt mit einer durchweichten Schulter weg; aber der unglückliche Hornist, der Sprecher des musikalischen Häufleins, mit seinem auswärts gewendeten und freudig hoffenden Antlitz erhält die ganze Fülle des Stroms ins Gesicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Farbe und Wort.

(Fortsetzung.)

Aber auch diese individuelle und charakteristische Wahrheit ist noch nicht das Lezte und Beste der Kunst, da auch ihr noch materielle Härten inwohnen können. Zu große Offenheit des Wortes ist schreiend, drückend, wehthuend und zu natürlich in der Färbung ist nicht künstlerisch.

Der Scala der Naturfarben vom höchsten Lichtglanze bis zur dicksten Finsterniß steht eine arme Tonleiter von Pigmenten gegenüber. Nur eine relative Natürlichkeit läßt sich mit diesen spärlichen Mitteln erlangen. Was in Gottes Schöpfung das Auge blendet, das ist in der des Menschen ein schmutziges Weiß oder Gelb, und er ist in dem Fall eines Musikus, der ein brillantes Orgelkonzert auf einem kleinen Clavicimbel nachspielen soll.

Somit muß der Maler alle Naturerscheinungen in seine Farbensprache übersetzen, und damit seine höchsten Töne als Licht wirken, alle andern in Verhältniß herabstimmen. Er muß die Natur, die Dinge an sich sehen, aber sie unter der Hand in eine Erscheinungswelt, wie sie seiner Kunst gemäß ist, transponiren, die absolute Wahrheit in eine relative umsetzen und die Verhältnisse eines Unbeschränkten, Unendlichen in einem beschränkten, endlichen Mittel wiederzugeben versuchen.

Die wirklichen Farben der Gegenstände geben zu wollen, wäre also eben so unkünstlerisch, als es unklug und unsittlich wäre, alle natürlichen und menschlichen Dinge, gerade wie sie erscheinen, troz dem, was Anstand, Sitte, Scham, Achtung und Ehrfurcht gebieten, laut nennen und beschreiben zu wollen. Ja jenes ist überdieß so unmöglich, als es über das Vermögen der Sprache und des Denkens geht, das Höchste und Tiefste des Daseyns, die Geheimnisse der Natur und des innern Lebens auszusprechen.

Wie nun hier eine andeutende Symbolik die Stelle der wirklichen Manifestation vertritt, so ist das Aeusserste, was die Malerei durch Farbe geben kann, auch nur eine Symbolik, hinter welcher unsere ergänzende Einbildungskraft die Natur selbst wahrzunehmen geneigt ist.

Unter den Sprechenden gestatten wir demjenigen den höchsten Rang, der, seine Zeit, sein Volk, seine Gemeinde und ihre Institute im Gemüthe tragend, die Gesammt-Gegenwart, die zusammenwirkenden Umstände, die Stellung der Sachen und die Gesinnungen der Personen in seinem Herzen bewegt, und uns so in klarem Zusammenfassen von dem Momente die beste Deutung gibt; der uns orientirt, belehrt und in eine milde, beruhigende Stimmung versezt.

Aehnliches leistet auf seiner höchsten Stufe der Maler durch die kunstreichste Anwendung, durch Klarheit, Verbindung, Gegensatz, Brechung und Abdämpfung seiner Farben nach den Gesetzen der Luftperspektive und des Helldunkels. Die absoluten Tinten werden zu Lokaltönen, die Ferne tritt zurück, der Vorgrund fühlbar nahe, Luft ist zwischen den Gegenständen, sie gehen auseinander, um freier auf einander durch Beleuchtung und Wiederscheine einzuwirken. Auf einer Hauptmasse ruht aber das Auge vorzüglich und findet das Todte lebendig, das Körperliche vergeistigt. Sie wird dem Sinne wohlthuend, dem Gedächtnisse unvergeßlich; das ganze Bild wirkt, was es soll, eine durch Künstlers Geist und Hand gegangene erhebende Anschauung; — wie die Darstellung des weisen Mannes eine durch sein Wort uns zufließende klare, befriedigende Ansicht der Lebensverhältnisse.

Wie es zu gehen pflegt, — wenn man kurz ist, wird man dunkel, und wenn man klar seyn möchte, wird man weitläuftig, ohne vielleicht ganz deutlich zu seyn. Durch Erfahrung überzeugt, daß Gepaartes sich leichter behalten lasse als Einzelnes, kam ich dahin, eine Parallele zwischen Wort und Farbe, die mir zuerst bloß als ein vergleichendes Bild vorschwebte, weiter auszuführen. Ich fand, daß es sich ungezwungen thun ließe und hatte den Vortheil, daß, was in der Mnemonik willkührlich und mechanisch verbunden wird, hier in naturgemäßer Aehnlichkeit der Gliederung durchgeführt werden konnte. Aber dem Leser möchte leicht der Ueberblick durch die Auseinandersetzung verkümmert worden seyn.

(Der Beschluß folgt.)

N°. 43.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 31. Mai 1831.

Lithographie.

(Fortsetzung.)

3) **Die vier Jahrszeiten**, eine Folge ländlicher Darstellungen, componirt und größtentheils in Basrelief ausgeführt als Fries in dem königl. Würtembergischen Landhause Rosenstein, von **Conrad Weitbrecht**. 1stes Heft. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1831. 30 Bl. gr. q. Fol.

Ueber die Basreliefs, welche Hr. **Weitbrecht**, Inspektor der K. W. Eisengießerei in Wasseralfingen, für das K. Landhaus Rosenstein bei Stuttgart ausgeführt hat, ist bereits von einem andern Mitarbeiter des Kunstblatts in Nr. 71. 1830 gesprochen worden, auf dessen Urtheil über Auffassung und Ausführung des plastischen Werks wir uns bei der Anzeige der hier vorliegenden lithographirten Umrisse berufen. Dieses Heft enthält auf 12 Tafeln den Frühling und auf 18 Tafeln den Sommer, in der Abtheilung noch mehrere Gegenstände, welche in dem Fries wegen Mangel an Raum nicht angebracht werden konnten, und ist in so fern nicht bloße Copie des plastischen Originals. Man sieht hier die Arbeiten und Sitten der schwäbischen Landleute in einer Folge einfacher Scenen geschildert, die keinen andern Anspruch machen, als treue und naive Auffassung der Natur und edle künstlerische Darstellung derselben. Es ist keine Dichtung, kein höheres poetisches Motiv liegt dem Ganzen oder den einzelnen Scenen zu Grunde, es herrscht kein anderer Zusammenhang unter ihnen als der der Jahrszeit, in welche die Beschäftigung fällt; aber das tägliche Leben des einfachen Landvolks ist mit ungemeiner Wahrheit, Heiterkeit und Naivetät der Natur abgesehen, gar manche frische und zarte Aeusserung des Gemüths ist fein und sinnig empfunden, und in anmuthigem Bilde festgehalten worden. Es ist, wenn man will, eine Reihe von plastischen Genrebildern, aber edel gedacht, und den Bedingungen des Reliefs so glücklich unterworfen, daß man nicht bloß die Beobachtungsgabe und das glückliche Auge, sondern auch das künstlerische Talent ihres Urhebers darin bewundern muß. Jedem, auch dem gewöhnlichsten Geschäft ist eine anmuthige Stellung oder eine gefällige Gruppe abgewonnen; die schönen Linien, in welchen sich die so lebendigen und naturgetreuen Gestalten bewegen und zusammenordnen, befriedigen und erfreuen das Auge; die Vertheilung auf einen oder zwei Pläne ist gleichmäßig, und die Haltung der Flächen, wie es scheint, vollkommen den Gesetzen des Reliefs angemessen. Ueberraschend ist die gute Behandlung des Costüms, das überall die nationale Eigenthümlichkeit erkennen läßt, aber mit Freiheit veredelt und den schönen menschlichen Formen angepaßt, welche die Plastik verlangt. Hr. Weitbrecht schlug hier denselben Weg ein, den die Alten giengen, indem sie ihre einfache Nationaltracht als künstlerischen Schmuck benützten und ausbildeten; er hielt das Wesentliche fest und verschönerte mit künstlerischem Sinn das Zufällige nach dem Bedürfniß der Darstellung. Das Einzige was man ihm bei dieser Umwandlung zum Vorwurf machen kann ist eine zu gleichmäßige Behandlung des Faltenwurfs, welcher fast überall denselben Stoff zu erkennen gibt, während es doch auch der Plastik vergönnt ist, die Eigenthümlichkeit verschiedener Stoffe bis auf einen gewissen Grad nachzuahmen, wie die schönsten Beispiele des Alterthums beweisen. Derselbe Vorwurf einer zu großen Gleichmäßigkeit trifft aber auch die Zeichnung seiner Figuren. Es ist keine Frage, daß er ohne Gefahr, die Gesetze des Reliefs zu verletzen, welche allerdings eine gewisse Harmonie der Gestaltung verlangen, den Individualitäten größere Mannichfaltigkeit, den Charakteren größere Verschiedenheit hätte geben können. Männer und Frauen, Bursche und Dirnen, Knaben und Mädchen, sind fast alle nach demselben Typus, es sind lauter Brüder und Schwestern. Dabei sind die weiblichen Gestalten meist im Nachtheil gegen die männlichen, sie sind überall etwas breit und schwerfällig, während jene meist sehr schön gebaut, schlank und kräftig erscheinen. Hr. W. hat hierin seinen Landsmänninnen Unrecht gethan, was

er auf ähnlichem Wege wieder gut machen muß. Um endlich unsern Tadel zu schließen, fügen wir noch hinzu, daß wir glauben Hr. W. hätte einige zu unbedeutende Scenen hinweglassen sollen, um nicht dem einfachen naiven Charakter seiner Darstellungen etwas Spielendes beizumischen, so namentlich das Einjochen der Ochsen, das Hühnerfüttern, Gänsehüten u. dergl., was sich wenig plastisch componirt und neben so sinnigen und zarten Vorstellungen wie z. B. des Knaben der schon auf der Mutter Schoos nach des Vaters Peitsche greift, oder neben den kräftigeren Bewegungen schöner Menschen- und Thiergestalten zu prosaisch ausnimmt.

Die Umrisse sind den Originalzeichnungen sehr getreu mit Leichtigkeit und Reinheit von Wenung gravirt. Der erklärende Text hätte billig in gleichem Format mit dem Hefte gedruckt werden sollen.

4) Entwürfe und Studien eines niederländischen Meisters aus dem XV. Jahrhundert. Nach den in der Kön. Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Originalen. Berlin gedruckt in der Druckerei der K. Akad. der Wissenschaften in Commission bei Dunker und Humblot 1830. 18 lithogr. Blätter mit 14 S. Text. Quer 8.

Die 18 lithographirten Zeichnungen, durch deren Herausgabe in diesem Büchlein Hr. Hofr. Wilken sich ein wahres Verdienst um die Kunstgeschichte erworben hat, sind nach den Entwürfen und Studien eines Künstlers aus dem 15ten Jahrhundert gefertigt, die unter dem Namen der Schreibtafel eines alten Künstlers auf der k. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt werden. Diese Schreibtafel besteht aus 12 Tafeln von Buchsbaumholz, von welchen die beiden, welche als Deckel dienen, nur an der innern Seite, die übrigen auf beiden Seiten mit Zeichnungen versehen sind. Die Größe der Tafeln beträgt $4\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge und $3\frac{1}{12}$ Zoll in der Höhe und ist in den Nachbildungen gewissenhaft beibehalten. Die Zeichnungen sind sämmtlich mit einem feinen Stifte gemacht und leicht schattirt, und die Lichter mit Weiß angewischt. Hie und da kommen goldne Scheine und goldne Zierrathen vor, auch sind einige Halsbänder und sonstige Verzierungen durch aufgetragenes Gold geschmückt. Die Namen auf der ersten Tafel sind mit weißer Farbe auf Goldgrund erhöht. Von andern Farben sind nun kaum merkliche Spuren vorhanden. Achtzehn Zeichnungen, welche hier in lithographirten Nachbildungen mitgetheilt werden, sind ziemlich wohl erhalten; die vier übrigen dagegen so sehr verwischt, daß der Lithograph (Hr. Paltzow) es nicht gewagt hat, deren Nachbildung zu unternehmen. Die lithographirten Blätter sind (warum, gibt das die Vorrede, aus der wir diese Notizen entlehnen, nicht an) nicht in der Ordnung der Originalzeichnungen an einander gereiht und enthalten folgende Gegenstände:

1) die Evangelisten Matthäus und Markus, beide sitzend und an Pulten schreibend, der leztere mit ganz verhülltem Haupte. Ihre Namen sind in den großen cirkelförmigen Glorien, jedoch nicht in gerundeter Linie angebracht, und zwar abbrevirt: Mathe und Marc. Der Engel des heil. Matthäus schwebt über seinem Pult und hält die Rolle, worauf er schreibt; der Löwe des h. Markus steht wie ein Wappenlöwe auf der Lehne seines Stuhls und stüzt seltsamerweise seine Vordertatzen auf die Glorie. Unten steht der Name des Künstlers etwas verwischt, so daß nur der Vorname Jaques mit Sicherheit zu lesen ist; den Zunamen las Hr. Hofr. Hirt: Dalime; der Lithograph: Daliar, und andere Kunstfreunde haben sich für Dalwe erklärt. Wir würden den Zügen der Lithographie zu Folge lesen: Jaques Dalin f oder p, indem uns der lezte halbverwischte Buchstabe, der die Form eines f oder p hat, zu weit von dem vorlezten entfernt scheint um zu ihm zu gehören, der vorlezte aber ziemlich unversehrt und am meisten einem n ähnlich aussieht. Indessen bleibt der Name immer ein unbekannter.

2) Der h. Lukas die h. Maria zeichnend. Er sizt am Pult, über ihm schwebt der geflügelte Ochse, wie Er mit einer Glorie versehen; die h. Jungfrau kniet in einem Zelt im Augenblick der Verkündigung; ein Engel schlägt die Zeltdecke auf der einen Seite zurück, während auf der andern der Engel mit dem Band, worauf das Ave Maria, heranschwebt. Die h. Taube berührt das Haupt der Jungfrau und in der Luft erscheint leicht angedeutet das Haupt Gott Vaters in einer Glorie von Engeln. Das Kissen worauf Maria kniet, und die innere Seite der Zeltdecke ist mit französischen Lilien geziert.

3) Ein Einsiedler (Paulus Eremita), welcher aus seiner Höhle nach zwei, wahrscheinlich durch das Bellen seiner Hunde scheu gewordenen Ochsen sieht. Nur mit Mühe werden die Thiere von dem Bauer festgehalten, welcher sie führt.

4) Antonius Eremita in der Umzäunung, von welcher seine Behausung und Capelle umgeben ist, sitzend, ein Buch haltend und nachdenkend. Vor ihm sieht man einen Krug, eine Henne mit ihren Jungen unter einem Korb, eine Katze und ein Schwein, das in seinen Stall eingeht.

5) Hieronymus und Paulina, Köpfe, der leztere um vieles größer, als der des Hieronymus, der jedoch die Hand auf ihre Schulter legt.

6) Eine Jungfrau, nur mit einem um den Leib

geschlagenen Mantel bekleidet, und mit Schild und Speer bewaffnet, erlegt in einer Felshöhle einen Drachen.

7) Eine Jungfrau in langem Gewand, mit Schild und Keule bewaffnet, reitet auf einem Hippogryphen durch einen Bergwald, wo ein alter Hirt Schafe und Ziegen weidet. Zwischen durch sieht man zwei Haasen und vorne einen Hund, der einen Fuchs in seine Höhle jagt. Beide Bilder scheinen sich auf ein altes Gedicht zu beziehen.

8) Ein Schwan, welcher sich gegen einen Adler vertheidigt.

9) Christus beruft Petrus und Andreas zum Apostelamt. Halbe Figuren.

10) Die Krönung Mariä. Beide sitzen, jedoch in ziemlicher Entfernung von einander auf einem Thron; Christus hält mit der Linken die Weltkugel auf dem Schooße, und streckt die Rechte segnend nach Maria aus; diese, gesenkten Hauptes, macht mit beiden Händen eine demuthsvolle fast ablehnende Bewegung. Den Thron umgeben vier Cherubim, als Vögel mit Menschengesichtern vorgestellt.

11) Vier weibliche Gestalten in niederländischer Tracht und zwei ältliche Männer; halbe Figuren. Studien nach dem Leben. Die Hauptfigur scheint eine Braut zu seyn, welche von den Brautjungfern geschmückt wird. Die Köpfe der Männer sind nach Verhältniß zu groß gegen die weiblichen.

12) Ein alter und ein junger Mann mit einem Mädchen, welches an einem Veilchen riecht. Köpfe. Studien.

13) Zwei junge Männer im Zanke. Zwei Frauen suchen, sie zu verständigen. Köpfe. Studien. Die Frauenköpfe wieder viel zu klein gegen die der Männer.

14) Fünf Köpfe nach der Natur: eines Kindes, eines Mannes im mittlern Alter, eines Alten, eines Mädchens und einer jungen Frau. Sämmtlich von ungleichem Verhältniß.

15) Zwei alte Männer und eine jugendliche weibliche Gestalt (vielleicht Susanne und die beiden Aeltesten) halbe Figuren.

16) Drei alte Männer und eine jugendliche Frau. Brustbilder. Studien.

17) Zwei Alte, von welchen der Eine einen jungen Mann mit einem Mädchen zu vereinigen scheint. Halbe Figuren.

18) Acht Charakterköpfe nach dem Leben, wieder in verschiedenen Verhältnissen.

Der Styl der Zeichnungen, sagt die Vorrede, „ist „nach dem Urtheile des Hr. Hofr. Hirt, der niederteut-„sche, wie er am Ende des 15ten Jahrhunderts sich ge-„bildet hatte, aber mehr dem Style der van Eyck'schen, „als der Cöllnischen Schule verwandt.“ Diesem Urtheile können wir uns nicht anschließen, ja wir fürchten, daß darin sogar ein Druckfehler steckt, indem es wohl „am Anfang“ statt „am Ende“ des 15ten Jahrhunderts heißen sollte. Denn nur zu Anfang des 15ten Säculums kann man noch von der Cöllnischen Schule und von einer Annäherung an die Eyck'sche reden, da die erstere um diese Zeit aufhörte, oder sich in die zweite auflöste, die sich bekanntlich zu Ende desselben schon völlig ausgebildet hatte. Die Art wie Köpfe und Figuren gezeichnet und die Gewänder gelegt sind, die Unkenntniß der Verhältnisse, der Mangel an Perspektive in Zeichnung der Geräthe, Landschaften und Gebäude, und in Vertheilung der Gründe, die tellerförmigen Glorien, kurz alle Eigenthümlichkeiten sprechen für die Cöllnische Schule. Insbesondere sieht man nirgens die strengen Linien in Zeichnung der Köpfe und das Geradlinige und Eckige des Gewandwurfs, das in der Eyck'schen Schule vorherrscht, sondern alles ist weich und rundlich behandelt, dem älteren byzantinischen Style angemessen. Was Hrn. Hfr. Hirt bestimmt haben mag, ist die große Individualität der nach der Natur gezeichneten Köpfe, die ein Streben nach Naturwahrheit kund gibt, das erst in der van Eyckschen Schule seine völlige Ausbildung fand; aber gerade darin besteht das Merkwürdige dieses Zeichenbuchs, daß es das Erwachen dieses Strebens mitten in einem herkömmlichen Typus zeigt, weshalb auch Edles und Unedles ohne Wahl neben einander gestellt ist, wie z. B. die Christusköpfe auf Nr. 9 und 10 etwas sehr Edles haben, während die Apostel und Evangelisten zum größern Theil sehr unedel erscheinen.

Was das individuelle Talent des Künstlers betrifft, so zeigt er sich in freien Erfindungen und hie und da auch in Auffassung der Natur, wie in Nr. 11 und 12, noch mit allen Unvollkommenheiten seiner Schule, in andern Studien aber keck (wie in Nr. 3) und nicht selten sicher und geistreich. So kann man den Adler und Schwan vortrefflich gezeichnet nennen, nicht minder trefflich ist der Ausdruck in den beiden männlichen Köpfen Nr. 13, der beiden Alten Nr. 15 und des Hieronymus auf Nr. 5. Daß die Zeichnungen von einer und derselben Hand sind, scheint auch uns nicht zweifelhaft, so wie, daß der französische Name des Künstlers nach den Gegenden der Maas hinweist, in welchem der Styl der Cöllnischen Schule, wie in ganz Niederland und einem Theil von Frankreich verbreitet war. — Die Schreibtafel kam auch wahrscheinlich aus den Niederlanden in die k. preußische Bibliothek. Die Lithographien sind sorgfältig und dem Anscheine nach dem Original sehr getreu mit der Kreide gemacht und mit gelbem Ton gedruckt. Die weggelassenen Zeichnungen stellen die Heimsuchung Mariä, die Auferstehung Christi, eine Pilgerfahrt nebst einer Kirche im Style des Mittelalters, und den leidenden Heiland in der Umgebung von Engeln, mit Maria und Johannes, vor.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — Nº. 45. — 2. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

An komischen Romanen leiden wir den fühlbarsten Mangel. Einige wenige satyrische werden wir später noch unter den Tendenzromanen erwähnen. Der eigentliche komische Roman aber, der heiter scherzende, ist fast ausgestorben in Deutschland. Die Familien- wie die historischen Romane befleißigen sich durchgängig einer ernsthaften Altklugkeit und steifen Feierlichkeit, bei der die Scherze fliehen, wie Kinder vor dem Orbil. Man scheint sich der Lustigkeit zu schämen und mancher Autor würde erröthen, zu scherzen, wie wenn er eine Unanständigkeit begienge. Und gar die schreibenden Damen? Mit der Miene der Oberhofmeisterin von Olivarez wissen sie sich nicht mehr zu erinnern, je gelächelt zu haben. Und so wie die komischen Romane fehlen uns auch gute neue Lustspiele. Es ist eine triste, prude, förmliche Zeit, scherz- und herzlos.

38) **Memoiren eines Schornsteinfegers**, herausgegeben von Louis Lax. Drei Bändchen. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830. Der Verfasser ahmt Jean Paul nach, und zum Beweise, daß es ihm dazu gar nicht an Witz und Phantasie fehlt, heben wir einige Stellen aus: „Despotische Staaten, mein Prinz, sind Baumannshöhlen, die zwar finster sind, und in denen man leicht anstößt, die aber doch seit Jahrtausenden in ihrer schroffen Starrheit feststehen. Die Tropfen, die darin geweint werden, erweichen den Felsen nicht, und versteinern im Fallen. Ein unumschränkter Herrscher läßt die Thränen der Unterthanen von seinem dekartirten Herzen abrinnen und braucht das Wasser, weniger um sich rein, als dem Volke den Kopf damit zu waschen. — Ihnen gegenüber, mein Prinz, darf man ohne Scheu sprechen, und nicht allein übertrieben — denn das zu Grelle prallt von jedem Menschen ab, weil dieser gern in dem sehr Schlechten das unmögliche Schlechte sieht — sondern auch mäßiges Böse von Ihrem Stande sprechen, für den ja der ohnedies nichts kann, der das Unglück hat, ein geborenes Once et demi zu seyn. — Fürsten, mein Prinz, sind der reine Aether, der Spiritus, der durch den Kolben — Flinten-, oder Destillirkolben — aus der Gährung abgezogen wird. Was niederschlägt ist das Phlegma, nämlich das Volk, das eben darum von dem aufsteigenden Geiste sich so plegmatisch verachten läßt.

Deutlicher, wenn ich bitten darf, erwiderte der Fürst.

So? sagte ich. — Aber auch das, Ew. Durchlaucht. Despoten sind Pappeln, die, hochaufgeschossen, das unter ihnen Liegende übersehen, aber hager, dürr und

unfruchtbar mit den Stechbeeren ihrer langen Wurzelklauen das ganze Erdreich aussaugen, und die Säfte, die ein Kornfeld ernähren könnten, in ihre Krone hinauftreiben lassen. Denn die Völker sind leider dumm und furchtsam, wie die Hasen, (von denen sie sich nur dadurch vortheilhaft unterscheiden, daß sie nicht wie diese, mit offenen Augen schlafen, sondern leztere vielmehr im Wachen zudrücken) — die ewig nur für ihr glattes Fell sorgen, das sogar im Tode noch das wenige restirende Fleisch und Fett auszieht und es in den Pelz schießen läßt. — Hasen und Völker kommen nicht eher in Feuer, als bis ihnen die Haut über die Ohren gezogen ist.

Wie kommt es doch, daß das Theater jezt und erst seit Kurzem, im lieben Deutschland wenigstens — in so unglaublicher Schnelle, wie die Schmarotzer=Pflanze, in die Höhe zu schießen und alles ernste Mark des Stammes, an den es sich lehnt, auszusaugen anfängt? Denn leider ist es ja fast schon dahin gekommen, daß die Bühnenprinzessin mit der Fürstin auf dem Throne auf gleiche Art gepriesen, besungen und triumphirend eingeholt wird; daß die Aufgabe wichtiger geworden ist, einer Tänzerin, als einem Staate, oder einem Kollegium auf die Beine zu helfen; daß der chromatische Lauf einer Sängerin einem ganzen Publikum, wie ein Korkzieher das Gefühl so heraus schraubt, daß es gegen alles Andere gefühllos wird, und — nur Ohr für Eine Stimme, taub gegen den Seufzer der Unterdrückung — seine eigne Stimme vergißt, und sich stumm das Aergste gefallen läßt. So lang es Deutsche gibt, haben sie nicht gewußt, was Maaß ist, und sie waren entweder übertrieben großmüthig, oder erbärmlich klein. Sie lassen sich eine Ewigkeit schlagen, ehe sie sich von der Stelle rühren, auf der sie sich einmal zusammengekauert haben, aber kommen sie einmal ins Rasen, so kann man dafür stehen, daß sie über Schranke und Ziel blind wegsetzen, und, wie jener Tyger im Sprunge nach dem Büffel, dem lauernden Krokodile in den Rachen stürzen. Sie treffen immer eine Elle zu kurz, oder zu weit, und schlagen sie je einmal den Nagel auf den Kopf, so kann man gewiß seyn, daß sie ihn zerschlagen haben. — Auf einmal sieht der gute Deutsche ein, wie schmählich es sey, nach ausgerotteter Leibeigenschaft einen Stand, eine Gesellschaft Künstler, die so gut, so ehrlich wie Andere zum Vergnügen der Menschen beitrüge, — von sich zu speien, und siehe da! er reißt nicht nur alle bestehenden Dämme ein, — was gut war — sondern nimmt auch die Histrionen und noch mehr die weiblichen Geschlechtes auf den Arm, und sezt sie, wie die Tibetaner den Dalai Lama, auf den Thron, und applaudirt, wie jene, zu ihrem Abgange. Sollte morgen das gefährdete Vaterland durch die Größe Eines Mannes gerettet werden, das höchste Verdienst um das Wohl der Menschheit von Einem Bürger ausgehen: wie sehr müßte das unter der Last der Dankbarkeit ächzende Volk wohl seinen Verstand anstrengen, und raffiniren, eine Belohnung auszudenken, die nicht schon von einer Sängerin abgegriffen, von einer Schülerin der Terpsichore in den Staub getreten, von den falschen Thränen einer wattirten Heldin schmutzig geweint wäre?"

Nach diesen Proben läßt sich eins der witzigsten Bücher der neuern Literatur erwarten, und es würde dies auch seyn, wenn der Verfasser in diesem Tone fortgeschrieben hätte. Zu unserm Bedauern aber kommt sein Witz nur zu bald außer Athem und geht, von den ersten Kapriolen erschöpft, in den regelrechten Paßgang der Romanprosa über. Unbegreiflich! Wie kann man aufhören, geistreich zu schreiben, wenn man einmal angefangen hat? Doch die Sache verhält sich so. Der Verfasser führt uns durch ein von Juwelen und Gold schimmerndes Thor, das uns einen arabischen Feenpallast verspricht, in ein bürgerliches Romanfabrikgebäude, und durch Rabatten voll prachtvoll blühender satyrischer Fackeldisteln auf die Gemeinwiese. Der Schornsteinfeger, von dem wir schon hofften, er werde mit dem diable boiteux von Lesage und dem Luftschiffer Giannozzo von Jean Paul das witzige Kleeblatt voll machen, versteht sich durchaus nicht auf die schwarze Kunst und kommt nie zum Gefühl der Erhabenheit seines Standes. Kaum hat er sich ein bischen schwarz gemacht, so wäscht er sich schon wieder ab, und wird Student, Schauspieler, endlich der treue Diener eines abgesezten Fürsten, aber alle seine Satyre hat er im Schornstein zurückgelassen. Statt der witzige Teufel zu seyn, der sich in die tugendhafte, weißgewaschne Welt einschwärzt, spielt er selber den moralischen edlen Jüngling, und der alte Leibkutscher Peters III. kann vom Publikum nicht rührender Abschied nehmen, wie dieser treue Kammerdiener, der doch zu Anfang des Romans seinen Prinzen mit den Sarkasmen bewirft, die wir oben gelesen haben. Wie reimt sich das? — Wir müssen Herrn Lax dringend ermahnen, alle seine Seiten gleichförmig zu brillantiren, oder der Mit- und Nachwelt nicht alles, sondern nur sein bestes zum Opfer zu bringen. — Derselbe Verfasser hat ferner geschrieben:

54) **Die Bekehrer**, Novelle von **Louis Lax**. Aachen und Leipzig, Mayer, 1830. — Mag es uns der Himmel verzeihen, daß wir eine Aversion vor den Juden in der modernen Poesie, sowohl vor den edeln als unedeln haben. Vor den alten in der Bibel haben wir allen möglichen Respekt, aber die neuen christelnden, ästhetelnden, liberalisireinden jungen Hebräer, die ihre langen Vatermörder wie Sauzähne hervorstehn lassen,

gleichsam um zu zeigen, daß sie mit ihren bärtigen Vätern die Rechnung abgemacht, — diese Renegaten lieben wir nicht. Auch bietet der Kampf zwischen dem verstockten Talmudismus und der Proselytenmacherei in neuester Zeit nur eine politische, aber keine poetische Seite dar. An Martyrerthum ist nicht mehr zu denken, und was sich etwa von poetischen Reizen an die Töchter von Jerusalem knüpft, so muß uns doch der Papa Polkwitzer, und der Schwager Jakob Hersch die Lust verleiden. Es ist da wirklich für die Poesie nicht viel zu machen, außer für die satyrische. Ein sentimentales, rührendes, patriarchalisches, romantisches Judenthum muß man nicht heutzutage in Frankfurt, Hamburg oder Breslau, sondern vor dreytausend Jahren im alten gelobten Lande und in der Bibel suchen, in den Büchern Mosis und der Könige, im Buch Ruth und in den Maccabäern. — Wir fordern nochmals Herrn Lax auf, sein schönes Talent, von dem er Proben abgelegt, mit besserer Auswahl zu kultiviren.

35) Skizzen in der Manier des seligen A. G. Meißner. Herausgegeben von Adolf von Schaden. Vier Sammlungen. Mit dem Bildniß des Verfassers und Titelkupfern. Augsburg und Leipzig, Jenisch und Stage, 1827—1830. — Obgleich wir einen gewissen deutschen Humor, der sich in Titeln ankündigt, wie: schnurrige Originalanekdoten, Original-Feenmährchen, moralisch-psychologisch-homöopathische Original-Erzählung ꝛc. nicht gerade für das Summum des guten Geschmacks halten, so fehlt es doch dem Verfasser nicht an ächter guter Laune und mancher seiner Schwänke ist derb und gut à la Don Quichote und Gil Blas und hat uns aufrichtig lachen gemacht, das Einzige was wir verlangen können. Im Ganzen sind die kurzen Anekdoten besser als die längern Erzählungen. Das Ländlich-Sittliche und Lokale hat uns besonders angesprochen. Adolf von Schaden ist der Repräsentant einer gewissen Lustigkeit, die wir wohl ausschließlich die bayrische nennen dürfen. Nicht Jedermann diesseits der Donau und des Lech ist auf diesen Ton der Lustigkeit gestimmt, aber item, wenn man nur lustig ist. Es lebe die Lustigkeit! kann man in diesen traurigen Zeiten nicht laut genug schreien.

36) Der schwäbische Landjunker in Bayeriens Haupt- und Residenzstadt. Humoristisch-romantisches Original-Sitten-Gemälde unserer Zeit. Von Adolf von Schaden. Neue Auflage, mit einem Kupfer. Augsburg und Leipzig, Jenisch und Stage, 1830. — Diesmal hat sich der Verfasser in der Originalität seines Gemäldes doch etwas versehn, denn es ist wirklich nur eine Kopie, und zwar der Reise nach Braunschweig von Knigge, eines Buches voll Witz, das beste, was Knigge je geschrieben. Wie in diesem ächten Original, so läßt Adolf von Schaden auch in der Kopie einen ehrlichen Landmagnaten mit seinem einfältigen Sohne in die Hauptstadt reisen, um deren Herrlichkeiten zu sehn, und sie müssen eben so viele hinderliche Abentheuer bestehn. Der Amtmann Waumann Knigges und sein Valentinchen ist hier der schwäbische Landjunker und sein Sohn; der Reisegefährte, Ehrn Schottenius, die Dorfgelehrsamkeit, ist hier ein mitreisender Ludimagister; und selbst die holde Meta ist nicht vergessen, und auch nicht der Offizier, der sie entführt. Wir müssen aber das Kniggische Original um vieles vorziehn, schon deßwegen, weil es original ist. Warum hat der Verleger jener meisterhaften Reise nach Braunschweig nicht schon längst daran gedacht, dieses Buch, das nie seinen Werth verlieren kann, das immer aufs neue ergözt, neu aufzulegen? Unsre komische Literatur hat wenig besseres producirt.

37) Erzählungen. Die Vielgeprüfte und der Doppelgänger von A. v. Schaden. Gera, Heinsius, 1831. — Die Vielgeprüfte hat uns aufrichtig gejammert. Sie glaubt ihren Geliebten todt und heirathet einen andern. Da kommt der todtgeglaubte zurück und ihr Mann, der darüber eifersüchtig wird, bringt in einem Anfall von Tollheit sein eignes Kind um, und ermordet sich dann selbst. Da sie unterdeß hört, daß ihr alter Geliebter eine Andre geheirathet, verlobt auch sie sich zum zweiten Mal, aber ihr Bräutigam stirbt an einem Sturz vom Pferde. Ihr alter Geliebter hat nicht geheirathet, ist aber dennoch zum dritten Mal für sie verloren, weil er erschossen wird. Endlich, um das Maaß voll zu machen, bleibt auch ihr einziger Sohn im Kriege. — Die zweite lustige Erzählung hat uns besser gefallen. Ein junger Mann, der einem andern sprechend ähnlich sieht, wird mit demselben verwechselt, und muß für dessen tolle Streiche büßen, schnappt ihm dafür aber auch seine schöne Braut weg, die ihn anfangs für ihren alten Bräutigam hält, und nachher, als sie den Irrthum entdeckt, damit zufrieden ist und jenen Wildfang laufen läßt, der sich auf andre Weise entschädigt. Es ließe sich ein gutes Lustspiel daraus machen.

38) Die Schlittenbekanntschaft. Eine komische Geschichte von Fr. Laun. Leipzig, Nauck, 1830. — Menschen und Begebenheiten sind von zu gewöhnlichem Schlage, als daß sie ächt komisch wirken könnten, wie in Romanen von Sterne, Smollet, Jean Paul. Das Komische liegt daher mehr nur in der Sprache des Verfassers, die in der That viele witzige Gedanken darbietet. Einige derselben würden Jean Paul oder Börne oder Heine

wahrscheinlich noch weiter ausgesponnen haben z. B. „Ich unterließ nicht, manche Idee von eigner Schöpfung unter uraltem Namen einzuschwärzen. Das geschah besonders mit meiner Darstellung des großen Umfangs der menschlichen Freiheit, selbst unter dem beschränkendsten Regierungssysteme, die ich, ich weiß nicht mehr, ob dem Pufsendorf oder dem Grotius, zur Last legte. So schätze man, meinte ich, die Freiheit des Athemholens, welche einem noch in der schlechtesten Verfassung garantirt werde, lange nicht genug und legte die Annehmlichkeit desselben dar, an einem so milden Wintermittage, mitten aus der Schneedecke heraus, und die noch weit beträchtlichere, wenn der Mai alles mit seinem grünen, buntgestickten Blumenteppiche belegt habe. — Ich sah deutlich, wie derjenige Theil des Schlittenpersonals, welcher sich wach erhalten hatte, jedes nach seiner Weise, lauter aufathmete und sich des angerühmten Genusses versicherte. — Von da nahm ich den Flug in eine weit kühnere Freiheit, die darin besteht, eine Menge, den Andern ganz unschädliche, Dinge ins Werk setzen zu können. So sey es allenthalben, wo Hunde und Katzen nicht vielleicht schon an sich zu den unerlaubten Dingen gehörten, Jedermann unbenommen, sich einen Hund oder eine Katze oder wohl gar ein Pferd, ja wohl auch mehrere zu halten, wenn man die Taxen bezahle, die etwa darauf gelegt wären. Einen Stock könne man ebenfalls tragen. Es verstehe sich mit den gehörigen Restriktionen, wie denn die guten Sitten, die überall eine Stimme behalten müßten, bei Aufwartungen, die vornehmen Herrn zu machen wären, das Mitbringen von Stöcken, oder gar Hunden, nicht gut hießen. In der Kleidung aber könne einer, vermöge des Rechts seiner natürlichen Freiheit, zumal wenn er nicht solche Aufwartungen oder kirchliche und andere Feste vorhätte, bei denen gewisse Vorschriften gälten, besonders excediren und auf seinem Rechte bestehend, selbst in der absurdesten Tracht den höchsten Staatsoberhäuptern keck unter die Augen treten. Natürlich auf die Gefahr hin, wenn mans zu toll mache, für einen Narren geachtet zu werden. Allein auch das sey ja ein unbestreitbares Menschenrecht, ein Narr zu seyn, wenn man es wolle, sobald kein Nachtheil für Andere daraus erwachse.

Ich hatte den Satz durchgeführt, und erfreuete mich wirklich des ziemlich allgemeinen Applauses. Nur beispielsweise hieng ich noch eine Menge Dinge an, wie die Freiheit, langsam oder geschwind, vorwärts oder rückwärts zu gehen, zu stehen oder zu sitzen oder zu liegen. Mit einem Worte, ich hatte die außerordentliche Summe menschlicher, durch keine Staatsgewalt, sondern etwa einzig durch besondere Verhältnisse oder Beziehungen, zu beschränkender Freiheiten dergestalt herausgehoben, daß meine andächtigen Zuhörer ganz berauscht wurden, von dem süßen Gefühle ihrer Freiheit, als der Schlitten vor dem Wirthshause hielt."

Ein artiges Thema in der That, zu dem aber der Autor noch viel reichere Noten hätte setzen dürfen. Jean Paul hätte gewiß ein neues Freiheitsbüchlein darüber geschrieben.

39) Die Rache des Amor. Eine Gallerie von Nachtstücken in Teniers Manier. Von Basilius Falco. Zwei Abtheilungen. Gera, Heinsius, 1831. Ein launiger Roman voll Krähwinkliaden und Studentenstreiche in Prätzels und Langbeins bekannter Manier und in Tableaux, die man schon von Ramberg gestochen vor sich zu sehn glaubt. Schade daß man für den deutschen John Bull noch immer nicht den rechten Ausdruck gefunden hat. Der deutsche Michel ist etwas zu bäuerlich, um auf die Honoratiorenwelt angewandt zu werden; Philister ist ein gar zu willkührlicher und fremder Name; Schildbürger, Krähwinkler ist zu lokal. Unter dem englischen John Bull denkt man sich einen ehrlichen, groben aber kräftigen und zu Zeiten wilden Stier; unter dem deutschen kann man sich denken Hund, Schaaf, Esel, Schwein, oder alles beisammen. Immer spielen seine Eigenschaften aus dem Kräftigen ins Kriechende und Niederträchtige, und aus dem Ehrlosen ins Dumme und Gemeine. Doch, daß wir uns nicht an der Nation versündigen! Alles Schlechte an uns wurzelt nur in unsrer Nichtnationalität, ist nur Unart und Aussatz der politischen Kinderkrankheit, der jede Nation in ihrer Entwicklung unterworfen ist.

40) Schellenklänge. Scherze, Schwänke, Glossen und Satyren. Ein Büchlein für unbefangne, lachlustige Leser. Von Wilhelm Schumacher. Berlin, Enslin. — Wie der Titel sagt, lustige Schwänke, die sich größtentheils in niedrer Sphäre halten, z. B. Sonnenaufgang eines Schneidergesellen, Vermählung Peters mit der Seilerstochter (dem Galgenstrick), Stundengesang des Nachtwächters von Rummelsburg ꝛc. Nicht übel ist folgende kleine Geschichte: „Steffen nahm sich ein Mädchen zur Frau. Als Braut war sie holdselig und im Umgange leutselig. Steffen fühlte sich dabei glückselig. Als sie seine Frau war, ward sie ihm zu redselig, und es däuchte ihm der Umgang mit ihr mühselig; bald fieng sie auch noch an Verse zu schreiben und wurde dadurch schreibselig. Steffen wurde darüber erst trübselig, dann armselig, und starb fromm und ergeben, um — selig zu werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 46. — 4. Mai 1831.

Romane.

(Fortsezung.)

Wir wollen nun einige Sammlungen vermischter Erzählungen und Novellen betrachten, die, zum Theil schon geschichtlichen Inhalts, uns zu den historischen Romanen hinüberführen werden.

41) W. Alexis gesammelte Novellen. Erster und zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1830. Ich kann dem Verfasser eine kleine Sünde wider den heiligen Geist (der Wahrheit), die er in der Vorrede begangen, um so weniger ungerügt hingehn lassen, als er troz seines mir gegebenen Versprechens noch keine Anstalt gemacht hat, seinen Irrthum öffentlich zu widerrufen. Er wäre das der Wahrheit und dem ehrenden Vertrauen, das ich in ihn gesezt, wohl schuldig gewesen. Wenn man in die Welt hineinschreibt, das, was ich gesagt, sey falsch, so lasse ich gern der Polemik ihren Lauf; wenn man aber schreibt, ich habe etwas gesagt, was ich durchaus nicht gesagt habe, so muß ich gegen die Entstellung meiner Worte protestiren, um so mehr, wenn die Entstellung von einem Schriftsteller ausgeht, den man seiner Tendenz nach unter die wohlwollenden, und seinem Talent nach unter die beliebten zu rechnen pflegt. Willibald Alexis sagt in der Vorrede Seite VI, er „benutze diese Gelegenheit ein Wort über die Gattung (der Romane und Novellen, im Gegensaz gegen Epos, Drama und Lyrik) zu sprechen, gegen eine vorgefaßte Meinung, welche selbst von geistreichen Kritikern vertheidigt wird, und im gebildeten Publikum auch unter ächten Freunden der Poesie Anhänger findet. Diese Anfechter, unter denen — — — Wolfgang Menzel einen bedeutenden Plaz einnimmt, werden nicht durchdringen: schon daß ihre Abneigung sich weniger offen ausspricht, als in unwilligen Aeußerungen, beweist, daß sie gegen einen Strom kämpfen, der bereits mächtiger ist, als ihr Verdict. — Es sind die, welchen die neuere Novellenliteratur eine Abirrung von der Poesie dünkt. Ich möchte sie die lyrischen Kritiker nennen. Als einmal alle Poesie aus der deutschen Dichtung zu verschwinden drohte, erhob sich die lyrische Opposition gegen die Nüchternheit des Geschmacks, und die romantische Schule erfocht einen glorwürdigen Sieg. Sie benuzte ihn zu Diktatorsprüchen; Die und Jene wurden allein für Dichter erklärt; Andere, die bis dahin in der Werkeltagsmeinung der Kompendien dafür gegolten, wurden mit einem Mal als Dichter annullirt, weil ihnen das eine Etwas fehlte. Die Begeisterung mußte aus einem Quell fließen, jeder Dichter mußte ein Naturdichter seyn, und die Poesie dachte man wenig anders als einen Seelenrausch, eine Trunkenheit der Gefühle. Kaum daß man damals dem Witz sein Recht ließ; kaum, daß Viele mit dem Gedanken sich vertrugen, auch ein Lustspiel sey

eine Dichtung. Welche Mühe gibt sich noch Schlegel, es in seiner Dramaturgie für die Poesie zu vindiciren. Die strenge Zeit ist milder geworden, die Schule ins Leben übergegangen. Sie hat erkannt, daß Farben noch kein Gemälde sind, daß zur Dichtung die Gestaltung gehört, daß die romantische Lyrik wohl Poesie, aber nicht allein Poesie ist, und daß die Phantasie, vom Geiste, vom Verstande verlassen, nicht die Gedichte schafft, welche Momente für die Ewigkeit bleiben. Die gerettete Poesie hat sich wieder ganz mit dem Leben verschwistert. Davon sprechen die Dichter, die in allen Nationen jezt aufgestanden und anerkannt sind. Davon spricht namentlich der weitausgedehnte Beifall, den die englische reale Poesie, metamorphosirt aus der blanken baaren Küchenwirklichkeit eines Fielding in eine sonnenhelle historische Wahrheit durch Scott neuerdings errungen. Der angeschlagene Ton aus Schottland hallt wieder in Westen und Osten, nicht vermöge überwiegender Genialität des Ersten, der ihn traf, sondern vermöge innerer Nothwendigkeit. Auch der Schalksdämon, der die Gardinen von den Heiligthümern des herkömmlich Bewunderten fortzieht und einen Blick thun läßt in die überall thätige Werkstätte des Egoismus, — auch er zeugt, wie die Dichtung mit und im Leben wandelt. Daher die ungemeine Theilnahme in ganz Europa an des Amerikaners Irving Tableaux, deren dichterische Tiefe sie ihnen kaum verschafft hätte. Wie viele wandeln hinter, neben ihm. Endlich ein Mann, selbst einst der thätigste, der gefeyertste jener romantischen Lyriker, L. Tieck, dichtet Novellen, in denen das baare Leben unserer Häuser und Straßen vorkommt, wo unsere Handwerker und unsere Titulirten, unsere Gelehrten und unsere Künstler auf ebenem Boden gehen, reiten, Treppen steigen, — Novellen, in denen unsere täglichen Interessen, selbst die von Kapitalien, eine Rolle spielen, und Witz und Verstand eben so viele Rechte haben, wie sonst in seinen Dichtungen die grüne Natur und die katholische Phantasie. Diese Rechte, eingeräumt der lebendigen Wirklichkeit, sind unsere lyrischen Kritikern ein Aergerniß. Mehr oder minder deutlich lassen sie merken, daß sie die neuere Novellendichtung nicht für Poesie achten, die nämlich, wo nicht mehr das Individuum und seine Gemüthswelt die Hauptsache ist, sondern der Kreis des Universums, mit dem es in Berührung tritt. Unzufrieden mit dem Leben, gelten ihnen nur die für Dichter, welche sich aus demselben herausheben. Daher das unmäßige Lob, welches von dort den Liederdichtern erschallt; daher die Anpreisung aller, die nur je einmal aus frischer Kehle gesungen."

Und so geht die schöne Litanei fort, in der Willibald Alexis mich belehren will, während er sie fast wörtlich — aus meiner Schrift über die deutsche Literatur entlehnt hat, worin ich genau die nämlichen Ansichten zu Gunsten der zu gering geachteten Romane und Novellen gegen die sich überschätzenden Lyriker ausgesprochen habe, wie dort Jedermann nachlesen kann. In demselben Sinn habe ich mich auch jederzeit im Literaturblatt ausgesprochen, und weit eher als Willibald Alexis habe ich die Trennung der Poesie vom Leben verdammt, die innere Verbindung beider gefordert. Dies war gerade das Princip, von welchem ich in meiner deutschen Literatur ausgegangen bin, und welches ich im Literaturblatt unausgesezt befolgt habe. Mit dieser Idee steht und fällt meine ganze Kritik, sie ist mit meinem literarischen Namen unzertrennlich verbunden, und ich bin von der Gegenseite oft genug darum bekämpft worden. Und nun liest mir Herr Willibald Alexis den Text aus meinem eignen Buche und ertheilt mir väterliche Lehren, deren eigentlicher Vater ich selbst bin. Was insbesondre Walter Scott betrifft, so habe ich mich unter dem Titel: Walter Scott und sein Jahrhundert bei Eröffnung des Literaturblatts 1827, also schon vor länger als vier Jahren, in einem langen Aufsaz über ihn ausgesprochen, und darin zwar die unzweifelhafte Langweiligkeit des berühmten Schotten gebührend getadelt, aber den historischen Roman, wie den Roman überhaupt, als die unserm Zeitalter am meisten angemessene poetische Form, und als die wirksamste und wichtigste poetische Gattung anerkannt, und dies Urtheil habe ich bei jeder Gelegenheit wiederholt, so daß, wenn man auch nur oberflächlich meine Schriften liest, über meine Meinung in dieser Hinsicht kein Zweifel obwalten kann.

Doch ich will die Sache nicht ernster nehmen als sie ist. Ich könnte Herrn Willibald Alexis fragen, ob er vielleicht, da ich einigemal seine eignen Romane und Novellen gelind getadelt, unschuldigerweise geglaubt hat, ich tadle alle Romane? Ich könnte ihn fragen, ob es vielleicht Leute in Berlin gibt, die öfters meiner Meinung sind, die aber doch diesmal andrer Meinung waren, und deren Meinung er nun unschuldigerweise mit zu den meinigen rechnet? Doch er mag sich das alles selbst beantworten, ich habe nie mehr von ihm verlangt, als daß er einmal des Irrthums überführt, denselben auch öffentlich eingestehn und sich nicht den ehrenrührigen Vorwurf zuziehn solle, wissentlich eine Beschuldigung auf mir haften zu lassen, die mich wenigstens bei einem Theil des belletristischen Publikums, das vielleicht nur das seinige und nicht auch das meinige ist, in Mißkredit sezt, und mir Sottisen ausbürdet, die ich nie begangen.

Kaum wäre dieses Falsum eines übrigens gutmüthigen Dichters, der nur zu viel spricht und zu wenig denkt, der Erwähnung werth, wenn es eine blos vereinzelte Erscheinung wäre, wenn es nicht daran erinnerte, daß die zahlreichen literarischen Klatschbuden, in ihrer Redseligkeit und bei ihrer gänzlichen Gehörlosigkeit, das Publikum in eine einzige große, weitläuftige, endlose Lüge verstricken. In Berlin, Leipzig, Dresden (und wo nicht

noch?) wimmelt es von Schreibern, die nichts thun und können, als schreiben.

Schreibend schreibet im Schreiben geschriebene Schriften der Schreiber.

Hegelsche absolute Schreiber, Schreiber an und für sich, Schreibernichtse, nichts von nichts für nichts schreibend, schreiben sie doch immerfort, und wie Lichtwehr in seiner schönen Fabel von den Spielern sagt: Sie hören nicht, sehn nicht, riechen nicht — sie spielen! so kann man von ihnen sagen: sie sehn nicht, hören nicht, riechen nicht — sie schreiben! Sie haben keinen Körper und keine Seele, außer der, die in der Federspule steckt. Was um sie vorgeht, sie achten es nicht; was andre schreiben, sie lesen es nicht; was sie selbst geschrieben haben, sie wissen es nicht mehr, denn sie schreiben nur immerfort. In dieser Duselei schreiben sie ein ganzes Leben lang und füllen ungeheure Papiermassen; als ob die Menschheit nicht zu retten wäre, wenn nicht alles Papier beschrieben würde. Rastlos auf und ab fliegen die Federn, hast du nicht gesehn, hopp, hopp, in sausendem Galopp! Wer fällt, er falle! nicht umgeblickt! Haben wir gestern gelogen, wer denkt an gestern, wir lügen heute wieder, und morgen ist es wieder vergessen. Am Ende war alles nur ein langer wüster Traum. Aber Calderon sagt, man soll auch im Traum wahr seyn, auch im Traum nicht verläumden!

Dies beiläufig. Sollen wir über die Leistungen des Herrn Willibald Alexis ein Urtheil fällen, so geht dasselbe dahin: Sein Talent steckt mehr in der Hand als im Kopfe. Er schreibt eine geläufige, zuweilen sogar schöne Prosa, aber es fehlt ihm die originelle Erfindungskraft. Er hat daher auch von jeher nur andere Dichter nachgeahmt, Callot-Hoffmann, Tieck, Walter Scott. Die beiden ersten hat er nie erreichen können, sein Humor ist stets kümmerlich und affektirt geblieben, und wenn er auch zuweilen sein kühles Wesen zu erhitzen gesucht, ist es doch unter dem Wärmegrad geblieben, in dem Tieck sein innres Feuer ermäßigt und gedämpft. Besser ist es ihm mit Walter Scott geglückt, dessen ziemlich treue Nachahmung möglichst wenig Geist erfordert. W. Alexis hatte die Freude, zu erleben, daß sein Waladmor, den er für eine Uebersetzung nach W. Scott ausgab, eine Zeitlang wirklich dafür gehalten wurde, und dieser literarische Schwank begründete seinen Ruf. In der jüngsten Zeit hat er (in der Reise nach Skandinavien und in kritischen Aufsätzen) sein Sprachtalent in der Nachahmung Goethes zur Vollendung zu bringen getrachtet, d. h. in der Nachahmung des spätern, ceremoniösen, die Gedankenlosigkeit des Alters in den zierlichsten Phrasenpapilloten frisirenden Altmeisters, woran weiter nichts auszusetzen ist, als daß Willibald Alexis nicht Goethe, der junge Mann von dreißig Jahren nicht der Nestor der deutschen Literatur ist, daß daher, was bei Goethe sehr natürlich und verzeiblich ist, bei Willibald Alexis affektirt und altklug erscheinen muß.

42) Mißzellen von Karl Immermann. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830. — Das Talent des Herrn Immermann hat sehr viel Verwandtschaft mit dem des Herrn Willibald Alexis. Wie dieser schön in Prosa, so schreibt jener schön in Versen, aber einer hat so wenig Originalität als der andre, und beide schwanken beständig zwischen den Nachahmungen andrer Dichter. Man vergleiche darüber, was ich schon früher über Immermanns Gedichte und Trauerspiele in diesen Blättern gesagt. In den Manieren andrer Dichter befangen und damit abwechselnd, hat sich Immermann noch nicht zu einer eignen Manier erhoben. Das vorliegende Werkchen enthält die schelmische Gräfin, ein kleines Lustspiel, nach einer bekannten Anekdote in der Manier Kotzebues bearbeitet, ein Pendant zu Kotzebues Beichte; ferner zwei Erzählungen in Prosa. Die erste. Ein reicher Baron liebt ein armes Mädchen, die zu seinem Hause gehört, und sie liebt ihn, aber eine zarte Scham läßt sie zu keiner Erklärung kommen. Da ist endlich ein Maler bei der Hand, der malt die Geliebte des Pygmalion und jenes junge Mädchen muß ihm dazu sitzen, versteht sich in aller Dezenz. Im Nebenzimmer seufzt der Baron laut nach Liebe, das Mädchen horcht, hört, daß sie gemeint sey, und springt, gleich der Statue des Pygmalion, vom Postament herab, ins Nebenzimmer und in die Arme dieses baronisirten neuen Pygmalion. Ich möchte mir diese Erfindung nicht zur Ehre anrechnen, wenn sie die meinige wäre. — Die zweite Erzählung ist eine Ehestandsgeschichte, die eine traurige Wahrheit enthält. Schuld erzeugt Mißtrauen, Mißtrauen Eifersucht und Eifersucht verräth die Schuld. Warum hat Immermann diesen richtigen und tragischen, so viel uns bekannt ist, auch neuen Gedanken, nicht lieber dramatisch behandelt?

43) Sagen und romantische Erzählungen von Ludwig Rellstab. Drittes Bändchen. Berlin, Laue, 1829. — Auch Herr Rellstab gehört zu den guten Stylisten, denen der erfindende Geist nicht so zu Gebote steht, wie die Feder. Indeß zeichnet ihn vor vielen andern eine gewisse natürliche Wärme aus. Wenn er in seinen musikalischen Novellen Callot-Hoffmann und Tieck nachahmt, so ahmt er doch noch mehr als ihre Formen nach, nämlich auch ihre warme begeisterte Liebe für Musik.

44) Novellen von August Lewald. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831. — Der Verfasser, der, wie es scheint, hier zum ersten Mal auftritt, besitzt ein schönes Talent der Darstellung, und

wir wünschen nur, daß er es immer an würdigen Gegenständen üben möchte. Dies ist bei der ersten und lezten der hier vorliegenden Erzählungen nicht ganz der Fall. Der Held der ersten kommt auf eine in der That gezwungne und unwahrscheinliche Weise mit Napoleon in den seltsamsten Situationen desselben in Berührung, und unter andern auch in der eckelhaften Ohnmachtsscene bei einer berühmten Schauspielerin, die skandalöseste Scene unter allen, welche die skandalöse Chronik von Napoleon erzählt. Wäre dies alles humoristisch, satyrisch behandelt, so gienge es wohl an. Da dies aber nicht der Fall ist, können wir der Sache keinen Geschmack abgewinnen. Die lezte Erzählung dreht sich um einen Wortwitz. Ein General verlangt einen Solosänger und man schickt ihm einen Solosänger. Dergleichen ist der Erzählung nicht werth. — Das beste in der Sammlung ist der **Familienschmuck**, eine wahr seyn sollende Geschichte. Ein griechischer Fürst gibt auf der Flucht durchreisend, seinen kostbaren Familienschmuck einem Frankfurter Juden in Verwahrung, der ehrlich genug ist, ihn nicht zu veräußern, obgleich Niemand kommt, ihm die dafür dem Fürsten geliehene kleine Summe wiederzuerstatten. So geht der Schmuck auch auf die Nachkommen des Juden über, bis eine schöne Tochter des Hauses sich, von Eitelkeit und Liebe zu einem fremden Grafen verblendet, nicht enthalten kann, beim Fest der Kaiserkrönung in Frankfurt auf dem Maskenball, mit dem reichen Schmuck geziert, sich unter die hohen Gäste zu mischen. Doch auf dem Heimweg in derselben Nacht wird die Unglückliche ermordet und der Schmuck ist auf geheimnißvolle Weise verschwunden. Erst lange nachher entdeckt es sich, daß der Graf, ein Nachkomme des rechtmäßigen Besitzers jenes Schmucks ihn rauben ließ, aber auf dem Todbette seinem Sohne befahl, ihn dem unschuldig ermordeten Mädchen ins Grab zu legen. „So ward ihr endlich die Krone zu Theil, nach der sie so sehnlich im Leben gestrebt hatte.“ — **Das Geheimniß** ist eine eben so romantisch-schauerliche Mordgeschichte, und wie dort die schöne Jüdin mit der Juwelenkrone so spielt hier eine verlarvte Braut, deren Anblick, als sie sich entlarvt, den Bräutigam tödtet, die Hauptrolle. Solche moderne Mährchen, wie sie namentlich Callot-Hoffmann eingeführt hat, verfehlen nie, die Phantasie der Leser zu ergreifen, und in dieser Manier kann der Verfasser sehr glückliche Fortschritte machen, besonders wenn er das humoristische Element dabei nicht außer Acht läßt. — **Rousseaus Canarienvogel** ist eine kleine idyllische Anekdote aus dem Leben Jean Jeacques.

45) **Ulla, die Schetländerin und andre Erzählungen von Agathe ***.** Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1829. — Aehnliche Erzählungen, romantisch, schauerlich, mährchenhaft. Die erste, Ulla, enthält einige hübsche Naturschilderungen, indem sie die nordischen Schetlandsinseln und Italien kontrastirt. — Eine schottische Dame hat die italienische Geliebte ihres Sohns gewaltsam von ihm gerissen und diesem eine andre Gemahlin gegeben. Seine Tochter kommt später nach Italien und wird dort die Braut eines vermeinten Grafen, der aber ein Sohn jener verstoßnen Italienerin und ein Räuberhauptmann ist. Edler als diese Rache des Schicksals ist die Versöhnung des Schicksals in der folgenden Erzählung, die mit dem Familienschmuck von Lewald viel Aehnlichkeit hat. Ein Glöckner raubt aus Armuth die Edelsteinkrone, womit Perchta, Gräfin von Orlamünde, in der Gruft geschmückt ist, und um die Todte gleichsam dafür zu entschädigen, nimmt er sie als Pathe für seine Tochter und tauft diese nach ihrem Namen. Diese junge Perchta wird später die Geliebte eines Grafen von Orlamünde, und seine Mutter, die anfangs die Mesalliance nicht zugeben will, wird durch ein Traumgesicht, in der ihr die Todte erscheint, dazu bewogen. Als aber das junge Brautpaar die Gruft der Todten öffnet, da findet sich der Schmuck wieder, denn der alte Glöckner, längst verschollen, ist aus Indien heimgekehrt mit reichen Schätzen und hat die Todte mit einer neuen Krone geschmückt. Die übrigen Erzählungen sind weniger unterhaltend. Die lezte, die Geschichte eines Mädchens, die aus Indien nach England reist, sich dort verliebt, und dann wieder ihrem Bräutigam nach Indien nachreist, um ihn daselbst krank zu finden und am Hochzeittage zu verlieren, ist rührend genug, wenn sie wahr ist, hat aber kein eigentliches poetisches Interesse.

46) **Leben und Träume.** Eine Sammlung von Erzählungen, Sagen und Gedichte. Herausgegeben von **G. W. Zimmermann.** Bamberg, Dresch, 1831. Größtentheils freundliche Familiengeschichten und ländliche Idyllen. Daß es dem Verfasser nicht an Phantasie fehlt, mag folgendes anmuthige Bild darthun: „Kommst du wieder, süßer Frühling? Ja du lächelst wieder, du schreitest mit Jünglingsschritt an den Bergen auf und ab, wie ein frischer rosenwangiger Tyroler, der in die Matten und auf die Almen steigt. Auf dem Kopf trägst du einen grünen, mit Veilchen und Schneeblüthen geschmückten Hut; du bist angethan mit einer bunten Jacke und hast vor der Brust einen gewaltigen Strauß. In der einen Hand hältst du einen Vogelbauer mit singenden Vögeln, in der andern einen Korb mit buntblumigen Teppichen gefüllt, auf welchen glänzend rothe Ostereyer uns entgegenwinken. So schreitest du frisch daher, pfeifst muthig hinein in die blaue reine Luft und breitest lustig deine Teppiche vor und aus.“ — Unter die modernen Familiengeschichten hat sich auch eine Sage geschlichen, von einem Soldaten, der in einen Esel verwandelt worden. Diese Sage ist dem Apulejus nachgebildet, aber weder so keck noch so geistreich, wie das antike Original.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 47. — 6. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

47) Sämmtliche Schriften von C. F. van der Velde. Erster bis neunter Band. Rechtmäßige und wohlfeile Taschenausgabe. Dresden und Leipzig, Arnold, 1830. Van der Velde bildet den Uebergang zwischen unserem Fouqué und dem großen romantischen Agitator von Schottland, und wenn er nicht alle ihre Eigenthümlichkeiten theilt, so verbindet er doch so ziemlich die Vorzüge, welche jene beide nur einzeln besitzen. Man darf unbedenklich Fouqué mehr Poesie zugestehn als Walter Scott, während dieser gehaltener und männlicher ist und nie ins Berliner Kindischthun fällt, wie der goldgeharnischte deutsche Freiherr. Van der Velde nun ist ebenfalls poetischer als Scott, und ebenfalls gehaltener als Fouqué. Schon daß er in der Wahl der romantischen Gegenstände sich eben so oft an die Sagenwelt, als an die historische Zeit wendet, ist ein Beweis, daß es ihm weniger um die Genremalerei geschichtlicher Beschreibungen, als um ein wirklich ächtes poetisches Interesse zu thun ist, welches leztere er auch in historischen Darstellungen geltend zu machen weiß. Er beschäftigt die Phantasie auf eine angenehme Weise und wir dürfen ihn in jeder Hinsicht einen guten Erzähler nennen, in dem Sinn, wie es im Orient eine ganze Klasse von Erzählern gibt. Obgleich redselig, wie es einmal die Erzähler seyn müssen, fällt er doch nie in die unerträgliche Breite der Engländer, und so vieler deutschen Walter Scotte; und besonders müssen wir an ihm loben, daß er die Mährchenwelt oder romantische Vorwelt nicht blos als müßige Dekoration zur Seite und in den Hintergrund stellt und den Vordergrund mit einem ganz modernen Liebespaare und Zubehör anfüllt, wie so viele historischen Romanschreiber thun, die den Herrmann Lange von Lafontaine nur in einem Harnisch und die Tante der Madame Schopenhauer in ein Nonnengewand stecken und dann den alten Kinderbrei für einen historischen Roman ausgeben. — Die vorliegenden Theile enthalten: Asmund Thyrsklingurson, der Flibustier, die Trude Hiorba, Gunima, die Tatarenschlacht, Arel, Prinz Friedrich, die Eroberung von Meriko, der Maltheser — fast durchgängig Gegenstände, die schon an sich poetisch sind, und denen des Verfassers glückliches Erzählertalent ein einfaches, bequemes und gefälliges Gewand geliehen hat. Möchten doch so viele unsrer neuern Erzähler ihn in der Wahl von guten Stoffen zum Muster nehmen, denn daran fehlt es ihnen vorzüglich, und die Erfindung ist, wie wir aus so vielen Beispielen in unsern jährlichen Romankritiken dargethan haben, gerade das Schlechteste in den meisten neuen Romanen und Novellen, während die Sprache und hin und wieder auch die Ma-

lerei Lob verdient. Was hilft ein guter Styl, wenn er an elende Erfindungen, an unnatürliche und unpoetische Charaktere und Situationen verschwendet ist? Selbst die edelste Klassicität des Styls vermag einen gemeinen Gegenstand nicht zu heben, während schöne Sagen und Geschichten sich auch in unvollkommner Erzählung lange und ewig erhalten. Unsre Erzähler dürfen aber wahrlich um Stoff nicht verlegen seyn. Die alte Sagenpoesie, die Geschichte und die Reisebeschreibungen bieten ihnen noch unermeßliche Schätze roher unbearbeiteter Poesie dar, gediegenen Goldes, das nur auf die Façon wartet. Wem die Genialität der eignen Erfindung mangelt, kann hier immer noch viel Dank als bloßer Bearbeiter erwerben.

48) Sämmtliche Schriften von A. von Tromlitz. Erstes bis dreizehntes Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold, 1829—1830. Die meisten Romane von Tromlitz spielen in dem Zeitalter der Reformation, (Franz von Sickingen) Heinrichs IV. (Fleurettes Denkmal) und des dreißigjährigen Krieges (Pappenheimer, Rittersinn, der Page des Herzogs von Friedland), und Darstellungen aus diesem Zeitalter gelingen ihm auch am Besten. Er ist der poetische Wouvermann, der Maler der Schlachten und Pferdegruppen, der wallonischen und spanischen Kriegs- und Hoftracht, und dergleichen malt er brav. Mit diesen Bildern einer rauhen und wilden Zeit kontrastirt aber wunderlich die Sprache des Dialogs, in welchem Tromlitz die moderne Süßlichkeit Fouqués und Lafontaines nachahmt. Die lieben süßen Mädchen unter den altfränkischen Riegelhäubchen und mit dem großen Schlüsselbund am Gürtel plaudern gerade so mondsüchtig und altklug, als wären sie in einer modernen Pensionsanstalt verzogen worden, und die sonnverbrannten Partheigänger des dreißigjährigen Krieges, die das Kind in Mutterleibe nicht schonten, flüstern wie die schriftstellenden Lieutenants in unsern Residenzen. Freilich hat Tromlitz ein edles Motiv, er ist ein Damenschriftsteller, er muß also zärter als zart mit zärtester Zärtlichkeit den Anstand beobachten. Aber dann erscheint es wieder wunderlich, daß er gerade die Kriegsgurgeln der rohesten und sittenlosesten Zeit zu schildern unternimmt. Doch vielleicht ist es auch nicht wunderlich. Hat doch schon Goethe gesagt, wenn man die Damen sicher gewinnen wolle, müsse man sowohl anständig als auch unanständig seyn, und vom Schein martialischer Frechheit süß eingeschreckt, welche Dame widerstünde der fußfälligen, handküssenden, liebeflehenden Wirklichkeit? Wenn Tromlitz schreibt, was vielen Damen gefällt, so thut er wohl daran. Auch uns, obgleich wir nichts vom Gewissen einer Dame in uns spüren, gefallen die dreißigjährigen Schnurrbärte besser, wenn sie fein höflich sind, als die glatten Gesichter von heute, wenn sie unartig seyn möchten und nicht das Zeug dazu haben.

49) Neuer Novellenkranz von Wilhelm Blumenhagen. Erster Band. Braunschweig, Vieweg, 1829. Blumenhagen ist Tromlitz nahe verwandt. Auch er gefällt sich und gefällt andern am besten in Darstellungen aus dem Zeitalter der Reformation. Auch er weiß die alten Schlachtrosse, Pickelhauben und Schnurrbärte, die Bürgermeister mit Pelzrock und schwarzem Barett, die frommen Töchter mit silberbeschlagnen Gebetbüchlein recht nett zu malen, und hält dabei mit Gewissenhaftigkeit auf den steifen und ehrbaren Ton jener Zeit. In Darstellungen aus der neuern Zeit ist er weniger eigenthümlich. Uebrigens würden wir wahrscheinlich mehr an ihm haben, wenn er nicht so breit, so viel und so patriotisch schriebe. Er hätte sich auf weniger, aber ganz mit Fleiß und Liebe ausgeführte Darstellungen beschränken sollen, statt jährlich alle Taschenbücher mit neuen Novellen anzufüllen. Und was seinen braunschweigischen Patriotismus betrifft, so sollte er bedenken, daß heute und alle Tage Braunschweiger Wurst dem Publikum am Ende den Magen verdirbt.

50) Erzählungen und Novellen von C. von Wachsmann. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus, 1830. Mit Recht sagt der Verfasser in der Vorrede, im historischen Roman dürfe der Poesie nie auf Kosten der historischen Wahrheit gedient werden, erst müsse der Dichter die Geschichte, dann erst das Poetische darin auffassen. Dies ist die erste Bedingung des historischen Romans und das, was ihn von andern Romanen unterscheidet, denn überall sonst ist in den Romanen das Geschichtliche nur das Zufällige, in dem historischen Roman aber das Wesentliche, und wenn auch dies Geschichtliche immer poetisch seyn soll, so muß doch auch das Poetische geschichtlich seyn, wenn der Roman ein historischer heißen soll. — Der Verfasser hat sich nun auch alle Mühe gegeben, seiner Regel nachzukommen, und seine meisten Darstellungen zeichnen sich durch frappante Eigenthümlichkeit des Costumes und der Dekoration, der Natur- und Sittengemälde aus, die noch überraschender und angenehmer auf die Phantasie wirken, da sie unter einander stark kontrastiren. Das erste Gemälde zeigt uns alte Templer und Sarazenen unter dem glühenden Himmel des Palmenlandes und im Zeitalter des Saladin (sehr ähnlich dem Walter-Scott-Auffenbergischen Löwen von Kurdistan); das zweite läßt uns unter demselben Himmel auf den hohen Minarets die dreifarbige Fahne und Bonaparte in Aegypten erblicken; das dritte führt uns in die reizenden Gefilde Italiens und läßt uns daselbst mit friedlichen Damen reisen; das vierte versezt uns nach Spanien mitten unter die Guerillas des Empecinado; das fünfte in die englische Revolution an Cromwells von neuern Dichtern nur zu oft besuchten Hof; das sechste endlich in die Leipziger Schwedenschlacht und zu Gustav Adolfs Tod. Durch-

gängig führt den Pinsel eine warme Phantasie und mit Vergnügen rechnen wir diese Erzählungen zu den wenigen bessern, die unter der Masse so vieler schlechter erscheinen. Doch ist der Verfasser seinem eignen Grundsatz nicht immer treu geblieben und hat einigemal die geschichtliche Wahrheit, oder wir wollen nur sagen Möglichkeit, hintangesetzt, um einen poetischen Effekt hervorzubringen. Dies ist namentlich in der ersten Erzählung der Fall, in welcher ein Eremit vorkommt, der auf der Grenze zwischen dem christlichen und arabischen Gebiet, umringt von beständigen Streifzügen und Raufereien, sich eine bequeme Wohnung eingerichtet und darin das Bild seiner ehemaligen Geliebten aufgestellt hat, vor welchem der Greis noch im späten Alter Götzendienst treibt. So viel nun auch solche greise Narren in Romanen vorkommen, so hat es deren doch in der Wirklichkeit niemals gegeben, am wenigsten damals; auch war die Malerei damals noch nicht so weit oder diente wenigstens nicht so sentimentalen Zwecken, und endlich ist es völlig unbegreiflich, warum der verliebte Graukopf seine Boutique gerade auf einer so gefährlichen Stelle aufgeschlagen hatte, wo er nothwendig alle Tage gestört werden mußte. — In der zweiten Erzählung prophezeidt ein junges Mädchen dem General Bonaparte und seinen Gefährten ihr künftiges Schicksal. Dergleichen sollten sich die Dichter nie erlauben, man muß niemals schon geschehene Dinge prophezeihen lassen, denn das Wunderbare hat dann alle Wirkung verloren oder bringt, wenn es noch eine machen will, eine ganz entgegengesezte hervor.

51) **Diorama.** Herausgegeben von **Archibald.** Magdeburg, Creutz, 1830. Einige Gedichte, eine versificirte kleine Posse und vier historische Erzählungen von verschiednen Verfassern. Eine oder die andre glauben wir früher schon in Almanachen gelesen zu haben. Die drei ersten Erzählungen sind ritterlich-zärtlichen Inhalts aus dem galanten Zeitalter Heinrichs IV., aus dem Hofleben Christians des Bösen von Dänemark und aus den Kreuzzügen. Die vierte, die uns am besten gefallen hat, schildert Scenen aus dem preußischen Soldatenleben vor und nach der Schlacht bei Jena.

52) **Hortensien**, Erzählungen aus geschichtlichen Quellen von **Julius Graf von Soden.** Mit einer Abbildung. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1829. — Auf dem Titelkupfer steht der **starke Rauber** abgebildet, der Günstling Kaiser Maximilians II., von dem noch jezt die Raubergasse in Wien den Namen bewahrt, ein Mann, dessen Bart länger war als sein Körper, und der an Riesenkräften alle seine Zeitgenossen übertraf. Der Verfaßer beweist, daß er mütterlicherseits von diesem Rauber abstamme, und erzählt nun die größtentheils schon bekannten Anekdoten von der ungeheuern Stärke seines Ahnherrn, namentlich das Abentheuer mit dem Juden und mit dem Spanier. Der leztere war sein Nebenbuhler und es galt die Hand des schönsten Fräuleins. Auch der Spanier war wegen seiner außerordentlichen Stärke berühmt. Sie rangen, und es gelang Rauber, seinen Gegner in einen Sack zu stecken. Unter den übrigen kleinen Erzählungen dürfte die von dem Juden, der als Baron verkleidet eine reiche Straßburgerin entführt, die unterhaltendste seyn.

53) **Pantheon.** Eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas. Herausgegeben von mehreren Literaturfreunden. 13ter bis 23ster Band. Stuttgart, Hoffmann, 1830. Wir haben früher schon die Idee dieser Sammlung gebilligt, sofern darin Auszüge aus größern Romanen gegeben werden, aus Romanen, die, wie die meisten englischen, erst dann schmackhaft werden, wenn man das Wasser davon abdampfen läßt. Wir erhalten hier die Beichte von Janin, ein treffliches Werk, über welches wir später ausführlicher reden werden, die Napoleon zugeschriebne Novelle Giulio, die Scuderi von Hoffmann, Romanauszüge aus dem Russischen, Italienischen und Englischen von Bulgarin, Bertoletti, Cooper, Sporschill, ferner Novellen von Fouqué, Rochlitz, L. Schefer, W. Alexis, G. Döring, und von Damen Charlotte von Ahlefeld, Elise von Hohenhausen, Wilhelmine von Gersdorf. Statt mancher der leztern würden wohl mehr Auszüge aus größern fremden Romanen besser am Platze gewesen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erdkunde.

Narrative of discovery and adventure in Africa, from the earliest ages to the present time, by Professor Jameson, James Wilson Esq. and Hugh Murray Esq. Edinburgh, 1830, Oliver and Boyd. bildet den zweiten Theil von Edinburgh Cabinet Library.

Die Engländer sind bekanntlich ein originelles Volk, in Allem, also auch im Studium der Erdkunde. Wenn wir in Deutschland uns mit fremden Gegenden bekannt machen wollen, so bestehlen wir alle Bücher, welche je in der Welt über diese Gegenden erschienen sind; der ori-

ginelle Engländer dagegen hat dazu nicht Geduld und besucht, um die Welt kennen zu lernen — die Welt! Heimgelangt, schreibt er sein Tagebuch und Niemand kauft es, um die Wahrheit daraus zu lernen, sondern blos, um es selbst mit auf die Reise zu nehmen und zu sehn, ob der Verfasser die Wahrheit gesagt hat. Im Grunde ist diese Art zu studiren sehr expeditiv: der Reisende kömmt auf dem Postwagen und Dampfschiffe hurtiger von der Stelle, als die Bücher auf dem Frachtwagen, und während uns Deutschen die Bücher so viel Geld kosten und zumal die Reiseberichte, die fast alle aus dem theuren England kommen, spart der Britte sein Geld, indem er die wohlfeile Welt bereist.

Der Schuster jedoch bleibe bei seinem Leisten. Es scheint nun einmal, wir sind nicht zu Reisebeschreibern geschaffen und die Engländer nicht zu Geographen. Es gibt Ausnahmen, doch sehe man nur, was dabei herauskömmt, wenn es Engländern, Schotten sogar, einfällt, ein geographisches Handbuch zu verfassen. Man weiß wohl gar in Deutschland noch nicht, wie expeditiv sich die Leute auch hierbei benehmen. Anstatt Hülfsbücher von der Fremde kommen zu lassen und während der Frachtwagen fährt, einkehrt, Zoll erlegt und visitirt wird, anstatt während dieser langen Frist die respektiven fremden Sprachen zu lernen, miethet der Geograph Uebersetzer in London oder Edinburg, wo möglich in Paris, und läßt sich nach einem vorgeschriebenen Schema Auszüge machen. So entstehen die meisten geographischen Schulbücher Londons, Edinburgs, Glasgows; die Bearbeiter schütten ihre Brühe hinzu, und so kann auch vorliegendes Buch über Afrika entstanden seyn. Der Uebersetzer macht Auszüge aus allen Büchern, die man ihm ins Haus schickt; der Bearbeiter läßt von den theuer bezahlten Materialien des Steinbruchs kein Atom unbenuzt; dann widerspricht natürlich eine Seite der andern, und man muß nach Afrika, oder wenigstens nach Deutschland reisen, um zu wissen, welcher der beiden Seiten man Glauben beimessen soll.

Wenn sich blos die verschiedenen Kapitel widersprächen, so könnte man denken: für das eine hat blos Hr. Jameson zu stehn, für das andre Hr. Wilson oder Hr. Murray; sie arbeiteten gemeinschaftlich wie in Paris die Vaudeville-Schreiber; wem der Text nicht gefällt, der höre die schöne Ouverture, die schönen Couplets. Aber die Verfasser haben sogar die einzelnen Kapitel, die einzelnen Seiten zusammen gearbeitet. Da mochte denn der eine sagen: in meinem Auszuge steht, Afrika ist ein einförmiges, monotones Land, wie dies auch in unsern besten deutschen Werken über Afrika steht; und der andre mochte sagen: meinem Auszuge zufolge ist Afrika ein von den auffallendsten und überraschendsten Kontrasten strotzendes Land. Ich sehe den Herrn Professor Jameson einerseits, andrerseits die beiden Esquires wie ereiferte Advokaten gegen einander über stehn, der eine plaidirt für die Langweiligkeit Afrikas, die andre Parthei findet darum den Welttheil desto schöner, und wie eine englische Jury dürfen sie einen Satz nicht zum Tode verurtheilen, als wenn Alle einstimmig sind. Sie werden es nicht, und stellen beide Sätze in die Einleitung. So gehts, wenn man Vaudevilles und wissenschaftliche Bücher zusammen schreibt.

Nachdem aber die erwähnten drei Gelehrten ihr Buch über ganz Afrika, worin kein Wort über Aegypten, Nubien, Abyssinien und die Berberei vorkömmt, zusammengeschrieben hatten, mußten sie zu den Auszügen auch ihre eigene Brühe hinzuthun und redigirten unter andern folgenden weisen Satz:

„Afrika im Verhältniß zu seiner Lage auf der Karte bildet ein umfassendes Festland, das fast in dem Mittelpunkte der Erde liegt und die große Landstraße des Ozeans versperrt. Seine Küsten bilden die hauptsächliche Mauer gegen einen direkten Verkehr zur See zwischen den entferntesten Erd-Enden. Könnte Afrika aufhören zu existiren, so würde dadurch für den Verkehr zwischen den andern Festländern eine große Leichtigkeit entstehn, und es würden sich eine große Menge Kanäle für den Handel eröffnen.“

Jeder Einzelne unsrer drei Verfasser hätte vielleicht ein leidliches Buch schreiben können; wenn aber drei Menschen zusammen arbeiten, neutralisirt der Eine des Andern Verstand. Der Eine verspricht in vorliegendem Buche, er werde Afrika in seinem ursprünglichen Zustande schildern, wie es aus der Hand von Mutter Natur hervorging; man sollte denken, das Buch werde also der Bildung afrikanischer Flußsysteme, deren Einförmigkeit allerdings einen Kontrast gegen die andrer Erdtheile bildet, besondere Aufmerksamkeit schenken. Ganz und gar nicht; sonst weitläufig und mit vollem Munde, speist der Mitarbeiter die afrikanischen Ströme auf einer halben Seite ab.

Dieser Band gehört zum Edinburger Cabinet Library, zu einer Encyklopädie. Stimmt der einzelne Band so sehr mit sich überein, welche Harmonie wird erst zwischen ihm und den andern Bänden herrschen?

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 48. — 9. Mai 1831.

Literargeschichte.

Heute, da wir den Todestag Schillers feiern, wollen wir zwei neue Schriften betrachten, welche höchst interessante Erinnerungen aus seinem Leben enthalten und mit wenigen Ausnahmen das Beste sind, was bisher über das Leben des großen Dichters erschienen ist.

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Beide Briefsteller lebten zu Anfang der neunziger Jahre zusammen in Jena in sehr vertrautem Verhältniß und korrespondirten später hauptsächlich in Betreff der Horen, an denen Herr von Humboldt mitarbeitete. Ein bedeutender Theil ihres Briefwechsels ist verloren gegangen. Was davon übrig ist und hier vorliegt, hat auf uns einen weit angenehmeren Eindruck gemacht als der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, denn nicht nur Wilhelm von Humboldt äußert sich offner gegen Schiller, als Goethe gethan, und bietet uns insofern einen Gedankenreichthum dar, den wir bei dem Weimarer Korrespondenten fast immer nur voraussetzen müssen, sondern auch Schiller selbst äußert sich unbefangener.

In den einleitenden Worten bezeichnet Herr von Humboldt unsern Schiller folgendermaßen: „Dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; lezteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, daß Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit de

Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellektuelle Größe Schillers die Veranlaßung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüssig halten, zur Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerischen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung seyn möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser des Briefwechsels angenehm, wenn ich mit Wenigem zu entwickeln versuche, wie diese meine Ansicht von Schillers Eigenthümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und den Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand."

Wenn man indeß bedenkt, daß auch bei andern unsrer Dichter, zum Beispiel ganz entschieden bei Lessing, der Gedanke vorgeherrscht hat, so dürfte diese Charakteristik wohl nicht vollkommen hinreichen, Schiller von andern Dichtern zu unterscheiden. Seine Eigenthümlichkeit scheint mir weit mehr in einer innigen Verschmelzung der Poesie nicht mit dem Intellektuellen, sondern mit dem Moralischen, in seiner Begeisterung für das Edle, Großmüthige, Sittlich-Schöne zu liegen. Hierin und hierin allein kommt ihm kein andrer Dichter gleich, während z. B. Jean Paul viel reicher an Sentenzen und abgerissenen Gedanken, Lessing und Tieck reicher an einer ein ganzes Dichterwerk durchdringenden Geistigkeit sind. Ja ich möchte beinah sagen, Schillers Intellektualismus war sein Fehler. In seinen Gedanken liegen alle seine Mängel, nur seine Moral ist schön, nur sie ist es, die wir immer als ein Heiliges bewundern, und die im Volk eine so hinreißende Macht übt. In seiner Begeisterung für Recht und Freiheit, Ehre und Vaterland, für alles Reine und Heilige, Edle und Große sympathisirt die Jugend, sympathisirt der bessere Geist im Volk mit Schiller, und diese Begeisterung gehört, ehe sie noch in Gedanken sich aussprach, einem unterhalb der Oberfläche der Reflexion liegenden tieferen moralischen Gebiet, dem Tiefinnersten des Menschen an, das auch wieder jedem andern Menschen näher liegt, als das Gebiet des ausgebildeten Verstandes, daher Schiller von jeher weniger den Verstandesmenschen als der großen Masse der Gemüthsmenschen und der Jugend zugesagt hat.

Die Briefe selbst führen uns in das literarische Treiben der neunziger Jahre lebendig ein. Wir wollen nur eine recht bezeichnende Stelle citiren aus einem Briefe von H.: „Ramler habe ich wieder einmal nicht gefunden. Meyer ist, wie ich von sicherer Hand weiß, schon vor Michaelis zu Beiträgen aufgefordert worden. Er hat aber zu einem Bekannten von mir hernach geäußert: „Sie hätten ihn neulich in Jena sehr kalt aufgenommen, und wenn Sie Beiträge wünschten, hätte er erwartet, daß Sie sich unmittelbar an ihn wenden würden." Bei so bewandten Umständen habe ich es für besser gehalten, ihn nicht weiter zu beunruhigen, und habe ihn nicht besucht. Mit so vornehmen Herren ist es schlimm umzugehen. Eben dieser Meyer hat auch geäußert, er habe Ihnen die Idee zum Geisterseher gegeben. Daraus ist denn freilich begreiflich, warum Sie, da Sie wahrscheinlich das Erhaltene verbraucht haben, keine Fortsetzung liefern können. Er ist eigentlich der Herausgeber des Archives der Zeit und zugleich Verfasser der meisten Aufsätze darin. In den lezten Stücken ist unter dem Titel: „Flüchtiger Anblick der deutschen Literatur" etwas über Wieland und Goethe, wovon mir beim Blättern das lezte recht gut schien. Es ist von ihm selbst.

Genz, der sich Ihnen vielmals empfiehlt, und auch noch immer etwas zu liefern verspricht, hat mir das Posselsche politische Journal bei Cotta überaus gelobt. Er erklärt es geradezu für das beste jezt. Ich habe ihn gebeten, es, wo möglich, in der A. L. Z. zu recensiren, und er hat es mir versprochen, wenn er es nur bekommen könnte. Sie könnten ja wohl machen, daß es ihm bald angetragen würde. Es würde für Cotta gewiß vortheilhaft seyn."

Sehr charakteristisch und das ganze Wesen Schillers bezeichnend ist die Art, wie er sein Gedicht „die Ideale" gegen Hrn. von Humboldt vertheidigt: „Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle seyn würde. Auch kenne ich unter Altem und Neuem aus diesem Genre nichts, dem Sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art vom innern Ueberfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch. Indessen begreife ich wohl, daß es auf Sie diese Wirkung haben mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energische und den Gedanken, als auf das Rührende geht, nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieser Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung selbst finden würden."

Dies zeigt, dünkt mich, ziemlich klar, wie bei Schiller immer, selbst bei seinen sententiösen Gedichten, ein tieferes Gefühl dem Gedanken zu Grunde lag. — Noch merkwürdiger ist folgende Stelle eines andern Schiller'schen Briefes: „Denken Sie sich den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem Allem mehr zu sehen. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe blos noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hie und da einzelne Züge."

Auch folgende Worte Schillers sind sehr charakteristisch: „Fr. Schlegels Abhandlungen über die griechischen Frauen, die er mir heute geschickt, habe ich zwar nur flüchtig durchlesen. Verbessert hat er sich in dieser Arbeit merklich, obgleich eine gewisse Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit ihn, wie ich fürchte, nie ganz verlassen wird. Der Aufsatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwei Seiten sehr nahe an, und hätte auch Ihnen sollen vorbehalten bleiben. In der Sache selbst hat er mich nicht bekehrt. Die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geschlechter zu einander bei diesem Volk, so wie beides in den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch und im Ganzen sehr geistleer. (Daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige genug, ist natürlich.) Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit; denn die bloße Naivität in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausikaa ist blos ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena blos eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris übergieng, und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen einzutauschen. Und dann die Circe, die Calypso! Die olympischen Frauen im Homer sind mir noch weniger weiblich schön. Daß die bildende Kunst schöne Weiber hervorbrachte, beweist nichts für eine schöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunst schöpferisch, und ich zweifle nicht, daß ein griechischer Bildhauer, wenn er mit seinem ganzen Kunstsinn in Circassien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit, und eben so wenig eine schöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen, sieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geschlecht anhängigen Gestalten, aber die Selbstständigkeit der reinen menschlichen Natur sehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Geschlechts nirgends vereinigt. Wo Selbstständigkeit ist, da fehlt die Weiblichkeit, wenigstens die schöne. Von der Sapho kenne ich nur Ein Stück, aber das ist sehr sinnlich. Hinter den Pythagorischen Frauen dürfte mehr stecken, hier scheint mir etwas Sentimentalisches im Spiele zu seyn, und von diesen war wenigstens Geistigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das Materielle überwiegt, oder das Moralische nicht weiblich ist, wie z. B. der spartanische Bürgergeist und die Vaterlandsliebe. — Was auch an meinen Bemerkungen wahr seyn mag, so werden Sie mir doch gestehen, daß es im ganzen griechischen Alterthum keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder schöner Liebe gibt, die nur von fern an die Sacontala und an einige moderne Gemälde in dieser Gattung reichte. Goethes Iphigenie, seine Elisabeth in Götz nähert sich den griechischen Frauen, aber sonst keine von seinen edlen weiblichen Figuren, und selbst seine schöne Seele ist mir lieber."

Hier ist Schiller, indem er uns seine schönste Seite zeigt, doch einseitig. Zwar kann seinem Enthusiasmus für Seelenschönheit die seelenlose Schönheit des weiblichen Geschlechts nicht genügen, allein es bleibt nichtsdestoweniger gewiß, das Weib genießt das Recht der Natur, schön auch ohne Seele zu seyn. Aber Schiller achtet dieses Naturrecht und diese Naturschönheit zu wenig. Er sagt in einem andern Briefe über Homer: „Homers Werke haben zwar einen hohen subjektiven Gehalt (sie geben dem Geist eine reiche Beschäftigung), aber keinen so hohen objektiven (sie erweitern den Geist ganz und gar nicht, sondern bewegten nur die Kräfte, wie sie sind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine solche Tiefe. Was sie an Tiefe haben, das ist ein Effekt des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im Ganzen ist immer unendlich und grundlos. Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal, aber sinnlich ideal sind, welches ich sehr von dem absoluten Ideal unterscheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden, und nach welchem der sentimentale Dichter strebt. Die Poesie geht, ihrem Gehalt nach, unendlich weiter als die bildende Kunst. Auch möchte ich die Ideale der leztern in Vergleichung mit den Idealen jener mehr formale, als materiale nennen."

Was übrigens jene Goethische schöne Seele anlangt, so sind wir darüber ganz mit Hr. v. Humboldt einverstanden, wenn er sagt: „Ob ich gleich die Bekenntnisse immer mit großem Interesse lesen werde, und es mich nicht verdrießen lasse, dem Gange des Charakters auch mit Mühe nachzugehen, so ist mir das Individuum doch immer eine Gestalt, die mir in allen ihren Metamorphosen gleich stark und (was mir ein Beweis der großen K

ist, mit der Goethe den Charakter soutenirt hat) immer auf gleiche Weise mißfällt. Eine gänzlich isolirte, ewig krankende Einbildungskraft, die mit Kälte und gänzlichem Mangel an wahrem und tiefem Gefühl begleitet ist, nicht Stärke genug besizt, um auf eine kühne und große Weise zu schwärmen, und nicht Leichtigkeit und Anmuth genug, um schöne Bilder hervorzubringen, ist das Unfruchtbarste, was man sich denken kann, und ein Charakter, der allein auf einer solchen Phantasie beruht, muß nothwendig unangenehm und trocken seyn."

2) Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1830.

Diese Biographie Schillers zeichnet sich vor andern vorzüglich durch die brieflichen Dokumente aus. Einfach, freimüthig und treu werden die wichtigsten Lebensmomente, und namentlich die Jugend des großen Dichters geschildert, ohne rhetorischen, ohne sentimentalen Aufwand. Wenn wir ja etwas an dieser Biographie tadeln möchten, so wäre es die Aufnahme so mancher kleinen Notizen, die nur für die Familie, in keinem Fall aber für das große Publikum und namentlich für die Nachwelt interessant seyn können. Indeß finden sich unter den Briefen, die blos von Familienangelegenheiten, Frauenzimmern, Freundschaft und Besuchen handeln, auch andre, in denen von Wissenschaft und Kunst die Rede ist, in denen nicht mehr blos der gewöhnliche Haus- und Familienmensch, sondern der Genius spricht. In diesen tritt Schillers Eigenthümlichkeit wieder ganz hervor, und wir heben besonders eine Stelle aus, die denen verwandt ist, welche wir dem Humboldtschen Briefwechsel entnahmen. Schiller sagt: „Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden seyn müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraktion, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir solche Furcht und Mitleid für unsere Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jezt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eigenes Parterre und Publikum seyn."

Während uns hier Schiller einen der schönsten Züge seines Herzens sehn läßt, läßt er zugleich den formellen Fehler erkennen, den man öfters an seinen dramatischen Gedichten gerügt hat. Um diesen Fehler zu vermeiden, hätte er zu der aufgestellten Regel nur noch hinzusetzen müssen: Zwar soll der Dichter gegen seinen Helden die größte Zärtlichkeit hegen, allein er soll sie nicht laut werden lassen; er soll immer nur die Liebenswürdigkeit des Helden, nicht zugleich auch seine Liebe zum Helden darstellen; er soll durch jedes Mittel auf die Empfindung des Lesers wirken, aber dem Leser niemals vorempfinden.

Es ist nicht zu läugnen, daß Schiller im Drange seines Herzens diese Regel zuweilen nicht geachtet hat, und was bei ihm ein schöner Irrthum war, ist bei seinen Nachahmern eine häßliche Sünde geworden, wie es Meistern immer zu gehn pflegt, deren kleinste Regellosigkeit zur falschen Manier einer Schule wird. Seitdem haben wir in Trauerspielen und Romanen unzählbare Helden und Heldinnen auftreten sehn, die alle die Schmeicheleien von sich selbst sagen müssen, welche ihnen die verliebten Dichter in den Mund legen, die statt Bewunderung zu erwecken, sich selbst bewundern, statt Andre zu rühren, selbst gerührt sind, und sich selbst dem Publikum nicht nur zum schmackhaften Gericht auftischen, sondern sich auch selbst genießen.

Die zarte weibliche Hand, von welcher diese Biographie Schillers redigirt ist, hat aus seinem Jugendleben alles weggewischt, was ihr zu wild und muthwillig erscheinen mochte. Wir können ihr dies nicht verdenken, aber eben darum wäre eine männliche Hand hier passender gewesen, als eine weibliche. Den Dichter der Räuber können wir uns einmal nicht übertrieben zahm, glatt und fromm denken, wir müssen uns ihn zu der Zeit, als er die Räuber schrieb, keck, wild, ausgelassen denken. Und so war Schiller wirklich damals, wir können es aus vielen Anekdoten beweisen, die jezt noch im Munde seiner akademischen Freunde sind. Weit entfernt, irgend ein Gewicht auf biographische Notizen zu legen, sofern sie nicht Männer betreffen, die im öffentlichen Leben gewirkt haben, wollen wir so wenig als möglich von dem unwichtigen Privatleben der Dichter wissen, weil damit fast immer nur Schillers Spruch erfüllt wird:

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Sofern man aber einmal Biographien der Dichter schreibt, sollten sie so naiv und treu als möglich seyn.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 49. — 11. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Indem wir zu den größern historischen Romanen übergehn, wollen wir dieselben nach Zeiten und Völkern eintheilen. Also zuerst mittelalterliche, ritterliche Romane:

51) Sämmtliche Werke von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. 41—44ster Band. Friedrich der Streitbare. Vier Theile. Wien, Anton Pichler. Leipzig, in Kommission bei Liebeskind, 1831. Eine Darstellung aus der österreichischen Vorzeit, im Vordergrunde das Bild eines gewaltigen Helden, des lezten Babenbergers. Zwar gemahnen uns alle weibliche Schilderungen des rauhen Mittelalters an die wollenen oder seidenen Ritter, welche damals der Damen kunstfertige Hand in Tapeten wob, aber leider ist das Papier kein Stramin. Möchten doch alle unsre schreibenden Damen statt des Gänsekiels die Nadel führen und uns ihre Romane in die Wände sticken. Wie viel besser würden diese seyn, denn es schämt sich keine, einen schlechten Roman zu schreiben, die sich überaus schämen würde, eine schlechte Stickerei auszustellen. Und wie wenig würde man künftig an der Gelehrsamkeit und an den dichterischen Fähigkeiten der Damen zweifeln, wenn diese Gelehrsamkeit, diese Poesie nur in ihrer Nadel steckte. Doch wir müssen diese Hoffnung aufgeben. Unsre Damen sticken nicht mehr, sie beschreiben nur das Sticken ihrer Aeltermütter. Sie spinnen nicht mehr, sie beten nicht mehr, sie wirthschaften nicht mehr, sie lieben nicht mehr, sie beschreiben nur, wie das alles ihre Aeltermütter thaten, und wenn sie selbst Aeltermütter sind, wird ihren Urenkeltöchter nichts weiter übrig bleiben, als zu beschreiben, wie sie geschrieben haben. Dann aber haben wir unglückliche Söhne Adams, die wir diese Beschreibungen lesen und loben sollen, hoffentlich genug dafür gebüßt, daß schon Adam im Paradiese, als ihm Eva die mit Hülfe der Schlange, d. h. der Schreibfeder aufgesezte weitläuftige und romantische Beschreibung des verbotenen Apfels vorlas, dieselbe geduldig anhörte und lobend rezensirte. Dann ist es Zeit, daß dieser Schlange der Kopf zertreten werde, wie die Bibel uns zum Trost verheißt. Dieser Schlange? ja, tausend Theologen haben sich dumm darüber studirt, was eigentlich die Schlange bedeuten soll, die das erste Weib verführte? Heutzutage sieht mans klar. Einen Gänsekiel, nichts anderes. Die Mädchen wollen nicht heirathen, nur schreiben, die Weiber nicht herrschen, nur schreiben. Sonst hieß es schreien, würde Pater Abraham a Santa Clara sagen, heute heißt es schreiben. Wie in dem Mährchen von der goldnen Gans die erste Frau im Dorf, welche die Gans berührt, an derselben kleben bleibt,

und wieder jede andre an der ersten und endlich alle Schönen des Dorfs hinter der Gans hertraben, so unsre Schriftstellerinnen. Alle trachten sie nach den Gänsefedern, nicht um uns dann die Gans zu braten, sondern um uns zu beschreiben, wie unsern Altvätern die gebratenen Gänse geschmeckt haben.

Zugegeben, daß Damen aus der modernen Gesellschaft berufen und auserwählt sind, uns in sentimentalen und tugendhaften, aufgeklärten und pruden, seichten und breiten Romanen über den groben und grausamen, unhöflichen und unkeuschen, und doch reinen, tiefen und frommen Geist des Mittelalters zu belehren, — so ist die Dame Pichler ohne Zweifel wie eine der ersten, so eine der verdientesten Arbeiterinnen in diesem Fache.

55) Hermenegild und Ingunde oder die Arianer, eine gothisch-spanische Legende von A. Freiherrn von Oefele. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1830. Viel besser als die Damen machen es auch die Männer nicht, wenn sie das rauhe Mittelalter schildern; zwar hat dann das Bild immer etwas mehr Farbe, schärfere Umrisse und die Figuren sind gehaltener, doch überlassen sich auch die Männer fast allgemein dem modernen Unterhaltungston und legen den alten Rittern Redensarten in den Mund, wie sie etwa ein sich gebildet dünkender junger Commis heutigestags gebraucht. Wir lachen darüber, sehn wir auf dem altfranzösischen Theater die Helena im Reifrock und den Achill in einer Allongeperücke, und doch sind unsere süßen Reden, Liebesbetheurungen, sentimentale Deklamationen mit der ganzen modernen Terminologie des Werther oder Lafontaine im Munde alter Ritter und Jungfrauen nicht minder lächerlich. Das bedenken unsre Romanschreiber zu wenig, — aber ich bedenke vielleicht zu wenig, daß sie eben nur für moderne Leser und für die augenblickliche Unterhaltung schreiben, wobei es nicht viel darauf ankommt, ob der Leser mehr sich selbst oder den Gegenstand im Buche findet. — Der vorliegende Roman hat von dieser Modernität weniger an sich, als es gewöhnlich ist, und versezt uns zuweilen recht glücklich in die Illusion der westgothischen Jahrhunderte. Ein alter löwenherziger Gothenfürst, eine tückische Stiefmutter, zwei Stiefsöhne, welche von ihr verfolgt werden, eine junge Prinzessin als Zankapfel der jungen Recken, Empörung stolzer Vasallen und endlich arianischer und katholischer Fanatismus, dies sind die ächten Lokalfarben des Gemäldes.

56) Der Zug nach Canossa. Ein Roman aus dem zehnten Jahrhundert. Von Adeline von T. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1830. Ebenfalls ein buntes Gemälde der Vorzeit. Hier tritt Kaiser Otto der Große auf und wir folgen seinen Fehden in Deutschland und in Italien, wo er die schöne Adelheid befreit und Berengarius bezwingt. Ottos Leben ist reich an ritterlichen Zügen und die Dame hat sie bestmöglichst, nämlich möglichst historisch treu wiedergegeben. Solche Darstellungen der Geschichte, in einem nur leichten dichterischen Gewande sind immer empfehlenswerth, weil die wirkliche Geschichte um so vieles schöner und erhabner ist, als die gewöhnlichen poetischen Romanerfindungen. Doch würden solche Gemälde ungleich mehr Wirkung thun, wenn sie ein wenig naiver geschrieben wären. Im Trauerspiel mag die pathetische Deklamation nöthig, wenigstens entschuldbar seyn, aber daß auch im Roman Leute, die sich auf der Straße begegnen, oder Vater, Mutter, Sohn und Tochter, die in der Stube beisammensitzen, sich mit so kostbar feierlichen Worten anreden sollen, wie auf der Bühne, davon sehn wir die Nothwendigkeit ganz und gar nicht ein, und vollends wenn es alte Ritter und sonstiges Volk aus dem Mittelalter betrifft, denn dieses Mittelalter war alles, nur nicht affektirt.

57) Kaiser Konrads Kreuzzug. Romantische Erzählung von Walther Hesse. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1830. Die Geschichte zweier junger Ritter aus feindlichen Häusern, verflochten in die Geschichte des berühmten Kreuzzugs Kaiser Konrads. Doch ist das Historische hier der Dichtung untergeordnet, und umsonst haben wir uns nach einer Schilderung jenes unglücklichen und höchst romantischen Feldzugs umgesehn, wie sie derselbe verdient.

58) Der Rachegeist oder die Strafe des Brudermords. Ein Roman von Chlodwig. Meißen, Gödsche, 1830. — Ein Ritterroman im guten alten Styl. Ach wie schauerlich wohl wird einem zu Muthe, wenn man wieder einmal einen Anfang liest: „Dunkler und dunkler wurde der Horizont, der Wind heulte in kurzen abgesezten Stößen durch die Schluchten des Gebirgs, einzelne schwere Regentropfen, die Vorboten eines nahen heftigen Gusses, fielen vom Himmel herab, aber unbekümmert um den Ungestüm der Witterung trabte Ritter Konrad von Ilsenstein ꝛc." Dieser Conrad grollt seinem ältern Bruder Kuno um des väterlichen Erbes willen. Eine schwarze Schandthat bereitet sich vor. Brunhilde, ein schönes Fräulein, von gleicher Rachlust gegen Kuno beseelt, weil dieser sie verschmäht hat, gewinnt Conrad für ihre Pläne, indem sie sich von ihm im Bade überraschen läßt und ihn durch ihre Reize verführt. Conrad ermordet seinen Bruder, sezt sich in den Besitz seines Erbes und heirathet Brunhilde. Aber von diesem Augenblick an verfolgt ihn der Geist seines Bruders. Er stellt Margarethen, einem unschuldigen Mädchen nach, aus ihren Armen aber schleudert ihn der Rachegeist zurück. Nirgends hat er Ruhe vor dem Geist, an jedem neuen

Verbrechen wird er durch denselben verhindert, bis er sich entschließt, einen Kreuzzug zu thun. Brunhilde aber, die Conrad eben so untreu ist, als er ihr, sendet ihm den jungen Edgar nach, der ihn ermorden und dann ihr Gatte werden soll. In Italien verliebt sich Conrad in die schöne Ludovica und will sich eben am Altar mit ihr vermählen, als der Rachegeist abermals dazwischen tritt, die Bigamie zu hindern. Dagegen wird Conrad in der Schlacht, da ihn Edgar ermorden will, durch den Rachegeist gerettet, und nun erfahren wir (wer hätte das gedacht?), daß der Geist kein Geist, sondern der noch lebende Kuno selbst ist, und daß dieser Edle nur als Geist umhergespuckt hat, um seinen Bruder — zu bessern. Daß ihm dies gelungen sey, hält er jezt für ausgemacht; auch dem schönen Edgar wird verziehn, und da Brunhilde sich aus Versehn selbst vergiftet hat, so heirathet Conrad jezt die arme Margarethe, Edgar die schöne Ludovica und alles endet herrlich und in Freuden. Es liegt zwar wenig an dem Geschmack unsrer Romanschreiber, aber merkwürdig bleibt immer ihre Moral. Vielleicht wäre es eben so leicht, als verdrießlich, einmal eine Giftblumenlese der vorzüglichsten bei deutschen Dichtern vorkommenden Gemeinheiten zu veranstalten. Gewiß ist die Literatur fremder Nationen reicher an Verbrechen, aber an Gemeinheiten übertrifft die deutsche jede andre.

59) Die Bürger von Cölln. Historisch-romantische Darstellung aus dem dreizehnten Jahrhundert von Friedrich Laun. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann, 1830. Derselbe Stoff, welchen vor einigen Jahren Belani in seinem Roman „die Overstolzen" behandelt hat, nämlich die Geschichte der Cöllner Unruhen, als Erzbischof Anno sich Eingriffe in die Rechte der Bürger erlaubte und diese, das vornehme Patriziergeschlecht der Overstolzen an der Spitze, sich empörten. Wie die Scene und die Begebenheiten, so stimmen natürlich auch die meisten Personen in beiden Romanen überein und nur die Liebesaffairen variiren. Solche Gemälde aus dem bewegten Volksleben unsrer alten Städte sind lobenswerth, doch vermissen wir hier eine der wichtigsten Lokalfarben, den religiösen, priesterlichen Charakter der „heiligen Stadt Cölln." Wir sehn den stolzen Bürgern nur einen ränkevollen und verworfnen Pfaffen gegenüber, nicht den majestätischen kriegerischen Kirchenfürsten, und nicht die zahlreiche und angebetete Clerisey der hundertthürmigen Priesterstadt.

60) Otto von Rheinberg. Romantische Erzählung aus der rheinischen Geschichte zur Zeit Kaiser Rudolfs I. Von Dr. Rathe. Leipzig, Kollmann, 1830. Eine verwandte Geschichte, der Kampf der rheinischen Ritter gegen den Erzbischof von Mainz, der gewaltsam in ihre Rechte eingreift. Man findet in diesem Roman die besten Ingredienzien eines Ritterromans, einen herrischen Erzbischof, einen tückischen Burgpfaffen, einige alte wackre Haudegen, einen jungen tapfern, schönen und sentimentalen Ritterjüngling, ein dito Fräulein, eine Entführung, Schlachten, einen Schloßbrand rc. Zulezt erscheint Kaiser Rudolf, stiftet Frieden und gibt das liebende Paar zusammen.

61) Kunigunde, Königin von Böhmen. Historisch-romantisches Gemälde aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von Isidore Gröuau. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1830. Grillparzer hat uns diese Königin in Ottokars Glück und Ende schon gut gezeichnet. Hier wird ihre Geschichte und namentlich ihre Liebe zu Zawitsch noch weiter ausgesponnen und vollendet. Es hat uns gelegentlich gefreut, daß die Verfasserin mit richtigem Gefühl eine Handlung des Kaiser Rudolf von Habsburg gewürdigt hat, welche fast alle unsre Geschichtschreiber, selbst sehr nahmhafte, bisher als eine Art von Heldenthat gepriesen haben. Wir meinen den unkaiserlichen Spaß, den sich Rudolf mit Ottokar erlaubte, indem er demselben im Stallkleide die Lehen ertheilte und in dem Augenblicke, als der Böhmenkönig in seinem reichsten Schmuck vor ihm kniete, das Zelt aufziehen und das ganze Heer von dieser unwürdigen Scene Zeuge seyn ließ. Ottokar that nur seine Pflicht, indem er als Böhmens König und des Reiches erster und mächtigster Vasall bei einer so feierlichen Handlung festlich geschmückt erschien, Rudolf aber vergaß so Pflicht als Würde, da er gemeiner Rachlust und Schadenfreude fröhnte. Doch da Rudolf von Habsburg dieses Betragen selbst für eine großmüthige Handlung erklärte, so haben die deutschen Geschichtschreiber es simpelweg geglaubt und es einander seit fünf Jahrhunderten gläubig nachgeschrieben. Beiläufig gesagt sind die meisten kaiserlichen Handlungen des so hoch gepriesenen Rudolfs von Habsburg nicht viel mehr werth, und es ist eine unbegreifliche Beschränktheit unsrer Historiker, diesen Mann, das politische Werkzeug der großen Reichsvasallen bei der Plünderung der Kaiserrechte, der dieselben offiziell um den Fürstenhut von Oesterreich verschacherte, noch immer das Ideal eines deutschen Kaisers zu schelten. Es ist dies ein fast rührender Beweis von der politischen Unschuld unsrer Geschichtschreiber.

62) Die Sterner und die Psitticher. Novelle von Varnhagen von Ense. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1831. Auch hier tritt Rudolf von Habsburg auf, als Vermittler zwischen den in der Stadt Basel sich bekämpfenden, geschichtlich wohlbekannten Pertheien der Sterner und Psitticher. So im Kleinen hat Rudolf Allerlei gutes gethan, und die kleinen Diebe immer gehenkt, mit den großen aber getheilt. Die Fürsten be-

dienten sich seiner, um den ihnen gefährlichen Reichsadel niederzutreten, den er als Kaiser gerade hätte schirmen müssen. Er zog im Reich umher und raufte sich mit kleinen Raubrittern. Und wenn er dann einmal einen solchen armen Ritter mit Stiefeln und Sporen aufhängen ließ, so lief Alt und Jung zusammen, um den gerechten Kaiser bis in den Himmel zu erheben, während er unterdeß die Rechte des Reichs an die hohe Aristokratie verhandelte. Aber so sind die Deutschen, Männer en Detail, für den Kreuzer die Hand küssend, wenn man ihnen von hinten die Thaler nimmt, ein Volk, dessen gutmüthige Einfalt über alle Begriffe geht.

(Die Fortsetzung folgt.)

G e s c h i c h t e.

Essai historico-politique sur la constitution et le gouvernement du royaume de Portugal, par Joseph Liberato Freire de Carvalho, traduit du portugais, avec des notes de F. S. C. Paris, chez Heideloff, 1830. 371 Oktavseiten.

Kein Land, bemerkt Carvalho, ist in einem deplorableren Zustande als Portugal. Einst volkreich, groß, ausgezeichnet in der Geschichte durch Verkehr und Entdeckung, ist es tiefer gesunken, als irgend ein andres Land. Zweimal suchte es sich in neuerer Zeit wieder zu erheben, 1820 und 1826, allein immer, um in einen noch tieferen Abgrund zu stürzen. Nur eine Repräsentativ-Verfassung ist im Stande, Portugal zu verjüngen und glücklich zu machen.

Carvalho weist nach, daß Portugal gewissermaßen von jeher im Genusse einer Repräsentativ-Verfassung war. — Tacitus sagt bekanntlich von den Germanen, daß sie die unwichtigeren Angelegenheiten von den Oberhäuptern besorgen ließen und die Hauptsachen selbst besorgten. So machten es auch die Portugiesen, lange Zeit ehe sie unter die römische und später unter die gothische Herrschaft geriethen. Ihre Volksversammlungen, wo jeder Bürger mitstimmte, hatten ein kriegerisches Aussehn; wer einen Vorschlag annehmen wollte, schlug mit dem Schwerte auf sein Schild; verworfen wurden die Vorschläge durch das Murren der Versammlung. Man kann darüber die Memorias de litteratura der Lissaboner Akademie, Th. I. S. 23 nachlesen. — Die Römer, denen die Eroberung Portugals Mühe kostete, hoben zwar jene ältesten Cortes auf, vergönnten aber den Einwohnern Colonial- und Municipalrechte, machten sie dadurch fast den römischen Bürgern gleich und sicherten so die anfangs precäre Eroberung. Nun kamen die Gothen und die Portugiesen kehrten zu den alten Nationalgebräuchen zurück, welche mit denen der Sieger große Aehnlichkeit hatten. Die gothischen Stände erheben den Fürsten auf den Thron, das Volk bekräftigt die Wahl; kurz nachher berathschlagen die Stände in National oder Provincial-Concilien. Sie beschäftigen sich, außer dem Kirchenwesen, auch mit Politik; vom Jahre 516 an erscheinen Laien als Mitglieder. Die Könige hielten Reden vor diesen Versammlungen und leztere unterzeichneten die officiellen Beschlüsse. — Unter den Arabern flüchtete sich die Freiheit ins asturische Gebirg; auch dort versammelten sich die Prälaten und Großen des Reichs unter dem Vorsitze des Fürsten. Als daher Alphons 1145 die Cortes von Lamego berief, erfand er die Verfassung nicht, er oktroyirte keine Charte, sondern brachte blos die früher traditionellen Freiheiten zu Papier.

Literarische Notiz.

London. Des bekannten Kapitän Beechey's Reise nach dem stillen Meere und der Behringsstraße wird nächstens erscheinen und dient den Werken Parry's und Franklin's als Ergänzung. Zu den neuesten interessanten Werken gehören die Historical researches on the conquest of Peru, Mexico etc. 13th century by the Mongols, with two maps and portraits of all the Incas and Montezuma by John Ranking, ein Oktavband. The history of Vartan etc. by Elisaeus bishop of the Armenians, by C. F. Neumann. Man hat Heerens Staatensystem, Müllers Dorier und Tennemanns Geschichte der Philosophie ins Englische übersezt.

Calcutta. Daya Bhaga oder Erbrecht, von Dschimuta Wahana mit Kommentar von Krischna Terkalankara, in 8. Colebrooke hat 1810 eine engl. Uebersetzung davon herausgegeben.

Daya Tatwa, Abhandlung über das Erbrecht, von Raghunandana Bhattatscharya, herausgegeben von Lakschmi Narajan Serma, in 8.

Daya Krama Sangraha, Handbuch über die Erbfolge, von Krischna Terkalankara Bhattatscharya, herausgegeben von Lakschmi Narajan Serma, in 8., wovon Wynch 1818 Text und Uebersetzung bekannt machte.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 50. — 13. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

63) Jurji Miloslawski oder die Russen im Jahr 1612. Ein historischer Roman von M. Sagoskin. Aus dem Russischen übersezt von Erhard Göring. Zwei Theile. Königsberg, Unger, 1830. In der Vorrede heißt es: „Bis jezt hat noch kein Werk in Rußland so viel Aufsehn und Glück gemacht, als Jurji Miloslawski, welchen Seine Majestät der Kaiser selbst den ersten russischen Roman genannt haben.“ Dieses Lob ist sehr gerecht, denn steht der Roman auch seinem poetischen Werthe nach nicht höher als mancher andre historische Roman, so gewährt er doch durch seine patriotischen Beziehungen ein ausgezeichnetes politisches Interesse. Der Verfasser entwirft das Gemälde der äußern Kämpfe und innern Revolutionen Rußlands, welche der Erhebung des noch jezt über Rußland herrschenden Hauses Romanow vorhergiengen. Damals befand sich Rußland genau in der nämlichen Lage, wie Polen jezt, und zwar übte Polen damals einen eben so mächtigen Einfluß auf Rußland, wie später dieses auf jenes. Sagoskin hebt jenen interessanten Moment der russischen Geschichte hervor, um daran den Ruhm seiner Nation zu knüpfen und seinen Landsleuten die Lehren eines feurigen Patriotismus zu predigen. Rußland war uneins, mehrere Usurpatoren kämpften um die Obergewalt, König Sigismund von Polen benuzte dies, um russische Provinzen an sich zu reißen und endlich ganz Rußland sich zu unterwerfen, gerade so, wie später Katharina II. umgekehrt wieder mit Polen verfuhr. Da sich die russischen Bojaren unter einander selbst zerfleischten, so sezten viele Russen, auch ohne Verräther zu seyn, ihre Hoffnung auf den König von Polen, der dem Lande den Frieden zu geben und seine Rechte zu ehren versprach. Daher geschah es, daß Rußland unter denselben Bedingungen mit Polen vereinigt wurde, wie später Alexander wieder umgekehrt Polen mit Rußland vereinigte. Rußland sollte nämlich ein unabhängiger Staat bleiben, unter einem Sohn des Polenkönigs. Ueber dieses Verhältniß wurde in einer russischen Schenke folgende charakteristische Unterhaltung gepflogen, Th. I. S. 28:

„Wenn wir uns dem Sohne unterworfen haben, so darf doch wohl der Vater nehmen, was er will?

Nein, nicht darum haben wir dem Karolewitsch von Polen gehuldigt, daß diese Fremdlinge wie ein Schwarm Geier das heilige Rußland theilen und zerreißen! Welcher Rechtgläubige würde wohl seine Hand erhoben haben, um einem Andersgläubigen zu huldigen, wenn er nicht gelobt hätte, Rußland zu erhalten in seiner alten Macht und Herrlichkeit. Er allein kann dem Elend unsres unglücklichen Vaterlandes ein Ende machen, und

wenn er sein Wort hält, bin ich der Erste, welcher bereit ist, sein Leben für ihn zu lassen. Aber Der, welcher sich freut, daß wir zum Heil unsres Vaterlandes einen Zaar aus der Mitte der Fremden wählen mußten, der ist kein Russe, kein Rechtgläubiger, der ist noch schlechter, als ein ungetaufter Tartar."

Der Redende ist Jurji Miloslawski, der dem Karolewitsch treu bleibt, bis ihn die russischen Insurgenten von Nowogrod, die das polnische Joch abwerfen, eines Bessern überführen. Theil II. S. 33:

„Sage, Bojar, willst Du denn nicht auch auf unsre Seite treten? Du hast freilich dem Karolewitsch Wladislaus gehuldigt, aber Dein Herz ist doch russisch?

Leider hast Du Recht.

Aber warum leider? Sage mir, wurde es Dir denn so leicht, dem Karolewitsch von Polen zu huldigen?

Ach! — so wahr Gott lebt! nein.

Und warum hast Du es denn gethan?

Weil ich überzeugt war, und es noch bin — ja noch jezt hoffe ich, daß wir durch dieses Opfer unser Vaterland vom Verderben retten.

Nun siehst Du, das Vaterland liegt Dir noch immer auf dem Herzen. Höre, Bojar, ich will Dir ein Mährchen erzählen: Ein Bauer, der durch einen Fluß schwamm, fieng an unterzugehen. Er hatte drei Söhne; der jüngste glaubte, er könnte den Vater allein nicht retten, fieng an zu schreien, sich die Haare auszuraufen und alle Vorübergehenden um Hülfe anzuflehen; unterdessen verlor der Bauer seine Kräfte gänzlich und als der älteste Sohn ihm zu Hülfe eilte, so konnte er ihn nur mit großer Mühe aus dem Wasser ziehen und wäre beinahe selbst mit ihm ertrunken. Der dritte Sohn, oder besser Stiefsohn, stand am Ufer; er schrie weder um Hülfe, noch suchte er selbst den Vater zu retten; sondern er berechnete, auf seiner Stelle bleibend, welcher Antheil ihm von dem väterlichen Vermögen zufallen würde. Was meinst Du, Bojar? obwohl der jüngste auch keinen großen Anspruch auf Dank hat, so ist es doch meines Erachtens, ehrenvoller, dieser als der Stiefsohn zu seyn."

Die große politische Wahrheit, daß uns troz aller Hoffnungen und Verheissungen die Fremden niemals Freiheit, Glück und Ehre, sondern immer nur Sklaverei, Unglück und Schande bringen, wird in diesem Roman an einem glänzenden Beispiel aus der Geschichte bewiesen und mit allen Farben des Patriotismus ausgeschmückt, und wir haben zum Lobe dieses ächten Nationalwerks nichts hinzuzufügen, als daß, was damals den Russen recht war, heute den Polen billig ist.

64) Iwan Wuishigin, moralisch satyrischer Roman von Th. Bulgarin. Aus dem Russischen übersezt von August Oldekop. Vier Bände. Petersburg bei Brieff, Leipzig bei Cnobloch, 1830. — 65) Abentheuerliche und romantische Geschichte des Iwan Wishygin oder der russische Gilblas von L. (?) Bulgarin. Deutsch herausgeg. von A. Kaiser. Drei Theile. Leipzig, Nauck, 1830. Wir schreiben diesem Roman bedeutend mehr Werth zu, als dem vorigen, der zwar die schönsten patriotischen Gesinnungen athmet, aber durch treue Schilderungen des Landes und Volkes nicht ausgezeichnet ist. Hier ist an die Stelle der Begeisterung für alles, was nur russisch heißt, eine ruhige Betrachtung aller der Mißbräuche getreten, die aus der unfreiwilligen Ehe zwischen asiatischer Barbarei und europäischer Hyperkultur in Rußland entsprungen sind, und für die Aufdeckung solcher Mißbräuche mögen dem Grafen Bulgarin seine Landsleute verbunden seyn, während wir daraus eine sehr genaue Kenntniß des innern Zustandes im heutigen Rußland schöpfen. Graf Bulgarin, der, selbst ein Russe, in Petersburg unter den Augen des Kaisers schrieb, ist ein völlig unverdächtiger Gewährsmann.

Sein Held Iwan tritt auf einem litthauischen Edelhofe als armer Waisenknabe auf, in Lumpen, von Jedermann mißhandelt. Ein Offizier braucht ihn als Postillon d'Amour, und nimmt ihn mit sich. Bald darauf fällt er in die Hände von Juden, bei denen er Dienste nimmt. Dann kommt er nach Moskau, wo es sich plötzlich entdeckt, daß er der Sohn sehr vornehmer Eltern ist. Später geräth er in kirgisische Gefangenschaft rc., kurz dieser junge Mann spielt so ziemlich alle Rollen durch und kommt in alle Provinzen und unter allen Ständen Rußlands herum, und so wird es dem Verfasser leicht, an seine Abentheuer die Schilderungen jener Stände anzuknüpfen.

Gleich im Eingange ist die Lebensweise des halb russisch-, halb polnischen Adels von Litthauen höchst lebendig und ergötzlich geschildert. Der Hausherr ist noch ein ganz antiker Barbar, während Frau und Töchter schon überfeinert sind, und der Kontrast der unwillkührlichen Romantik mit der studirten in dieser Haushaltung hat etwas sehr Pikantes. Um die Familie her steht die Dienerschaft, in Sklavendemuth und Bedientenübermuth changirend, und viel zahlreicher, als die übrige Dorfbewohnerschaft, von der sie ernährt werden. Es geht eigentlich nichts über die göttliche Unvernunft einer solchen Wirthschaft. Der Herr versäuft mit seinen Gästen und Bedienten die eine Hälfte seines Einkommens und die andre fällt in die Hände des Juden, den jeder Edelmann als Geheimenrath und Finanzminister bei sich hat. Haben die faulen Bedienten nichts mehr zu essen, so fallen sie über die fleißigen Bauern her und plündern sie aus rc. Man muß das bei Bulgarin selber lesen. Später schildert er auch einen ächtrussischen Edelhof, den eine Dame beherrscht, und wo an die Stelle des Schweigens und

Verschwendens Geiz tritt. „Bei meiner Edelfrau waren nicht nur Kasten, sondern ganze Fässer mit Silber gefüllt; dessen ungeachtet benuzte sie jede Gelegenheit, wo sie einen Kopecken verdienen konnte, und verzehrte nicht den hundertsten Theil ihrer ungeheuren Einnahme. Obgleich ihr Hofgesinde zahlreich war, und an dem herrschaftlichen Tische viele Personen von niederem Adel und Verwandte saßen, so mußte die Edelfrau doch alle diese Menschen mit wenigen Kosten satt zu machen. Lebensmittel sind bei uns sehr billig, und alles, was für die herrschaftliche Tafel bestimmt war, wie Hühner, Gänse, Truthüner, Butter, Eyer, Pilse u. s. w. lieferten die Bauern als besondere Steuer. Wein, Zucker, Thee, Kaffee und Gewürze für die Küche, wurden auch niemals gekauft: dergleichen mußten die Juden zum Geschenk bringen, wenn sie die Kontrakte über die Arrende der Schenke und Krüge abschlossen. Unsere Edelfrau kannte kein weiteres Geschäft, als Geld zu empfangen und zu zählen, Rechnungen durchzusehn und ihre Kasten zu besichtigen. Es machte ihr besonderes Vergnügen, von den Bauerweibern Eyer zu empfangen. Dazu hatte sie ein eigenes Maaß, eine Art hölzernes Glas ohne Boden, durch welches sie die Eyer in ein Gefäß mit Wasser ließ. Wenn das Ey nicht das Maaß hielt, so mußte die Bäurin an dessen Stelle ein anderes geben.

Unter den verschiedenen Steuern und Einnahmen, deren ich mich nicht erinnere, oder die ich nicht kenne, war eine Einnahme von der gnädigen Frau erdacht, und brachte ihr viel Geld ein. Jeder Bauerhof mußte einmal im Jahre einen Pferdeschweif geben, und jedes Bauermädchen, wenigstens einmal in ihrem Leben, ihren Haarzopf abschneiden, und der gnädigen Frau schenken. Die Pferdeschweife wurden von russischen Kaufleuten erhandelt; mit den Haarzöpfen schickte man einen Leibeigenen nach Moskwa und Petersburg, um sie den Friseurs zu Perücken, Chignons und falschen Locken zu verkaufen."

Noch eine Probe von der Würdigkeit mancher Herrn, die über viele Menschen gebieten: „Am andern Morgen war ich schon vor der bestimmten Stunde in Firulkins Vorzimmer. Die Diener hatten den Befehl mich herein zu lassen, da aber im Saale einige Supplikanten waren, und der Secretair sich mit Papieren im Kabinet befand, so führte mich der Kammerdiener in die inneren Stuben, durch Firulkins Ankleidezimmer. Indem ich durchgieng, blieb ich unwillkührlich stehen, um Dinge zu betrachten, die ich früher nie gesehen hatte. „Was sind das für gesteppte Kissen mit Bändern?" fragte ich. „Das sind die Waden meines Herrn," antwortete mein Führer. „Was ist denn das für ein Schädel?" — „Das sind seine Haare." — „Und diese Knochen?" — „Seine Zähne." — „Warum liegen denn diese Farben auf dem Tischchen, zwischen Bürsten, Puder und Pomade?" — „Das ist die Gesichtsfarbe meines Herrn." — „Vortrefflich!" sagte ich lächelnd: „der hat weder Körper noch Seele." — „Verzeihen Sie," antwortete der Kammerdiener: „er hat dreitausend Seelen, und das ist noch mehr werth, als die seinige allein."

In Polen ist der Zustand der Leibeignen nicht viel anders als in Rußland, und wenn auch eben jezt der polnische Adel im Begriff ist, seine Bauern zu emancipiren, so sehn wir doch noch nicht ein, wie sich das schnell fügen wird; denn erstens was den Adel anlangt, so hat so eben erst die Verwerfung der Reformbill in England aufs neue den alten Satz bestätigt, daß die Aristokratie niemals, wenigstens nie im Ernst Raison annimmt, und zweitens, was die Bauern betrifft, so sind dieselben in Rußland und Polen dem Adel gegenübergestellt, ohne einen beiden vermittelnden Bürgerstand, und ohne diese Vermittlung der Bildung, Industrie und Gesittung werden jene emancipirten Leibeignen fürs Erste zwar immerhin sehr tapfre Krieger, nicht aber civilisirte Staatsbürger seyn. Wenn nun Polen mit der heldenmüthigen Hingebung, durch die es die Tage von Thermopylä und Marathon erneuert hat, seine Unabhängigkeit erkämpft und dauernd sich bewahrt, so dürften wir bald erleben, daß in seinem Innern die Civilisirung des Volks sich an eine Erweiterung des Städtelebens und der Industrie knüpfen wird. Der emancipirte Bauernstand wird einen Bürgerstand erzeugen, den der Leibeigne nicht erzeugen konnte, und erst durch diesen Bürgerstand wird das Landvolk civilisirt werden. Aufblühen der Städte und Gewerbe dürfte die erste und nächste Folge der polnischen Unabhängigkeit seyn.

Die Gründe, warum in Rußland der Bürgerstand nicht in die Höhe kommen kann, sind von Bulgarin sehr anschaulich dargethan. Er sagt: „Ist es nicht sonderbar, ist es nicht erniedrigend für den Nationalehrgeiz, daß in Rußland fast der ganze auswärtige Handel von ausländischen Komptoirs und Faktoreien betrieben wird, die sich in allen russischen Häfen und sogar in den Hauptstädten befinden, als ob Rußland China oder Japan wäre? Die ausländischen Kaufleute und Fabrikanten haben nur mit diesen Komptoirs zu thun; und wir, Russen, müssen diesen Herren Komptoristen alles an den Augen absehen, ihnen liefern, was sie ins Ausland schicken wollen, und ausländische Produkte zu den Preisen kaufen, wie es ihnen, in ihrer allgemeinen Berathung, zu bestimmen beliebt. Diese ausländischen Hrn. Komptoiristen, welche wir mit dem Titel: Negocianten beehren, schätzen die russischen Kaufleute nicht mehr, als ihre Artel'schtschiks, oder Börsen-Drägal's, und theilen, gleichsam wie um Gotteswillen, den hundertsten Theil ihres Vortheils mit uns. Sagen

Sie, meine Herren, wird diese Ordnung der Dinge ewig dauern, und werden wir dann in Bezug auf den Handel immer auf der Stufe stehen bleiben, wie zu der Zeit, da Richard Chancellor, unter dem Zaar Iwan Waßiljewitsch, den Hafen von Archangelßk entdeckte? Es scheint, wir haben alle Mittel, um einen achtbaren Kaufmannsstand zu bilden. Sogar die Ausländer lassen dem Verstande, dem Scharfsinn und der Umsicht unseres Volkes Gerechtigkeit widerfahren. Unsere Ehrlichkeit im Handel steht wahrlich nicht niedriger als die der ausländischen Herren Komptoiristen, und an Kapitalen werden wir immer den Vorzug haben, da die rohen Erzeugnisse unseres Landes und die russischen Waaren in unsern Händen sind."

Warum gedeiht aber der russische Kaufmannsstand nicht? Bulgarin fährt fort: „Sobald ein Kaufmann bei uns reich wird, so macht er entweder Banquerott, weil er aufhört mit seines Gleichen umzugehen, die Geschäfte vernachläßigt, auf herrschaftlichem Fuße lebt, und seine Töchterchen an nackte Fürsten und Grafen verheirathet; oder er blickt vor Hochmuth und Jubel zu tief ins Glas, läßt sein Vermögen spitzbübischen Handlungsdienern und verschwenderischen Kinderchen zum Raube, welche sich schon schämen Kaufleute zu seyn, und nach Rang angeln; oder endlich strebt er selbst auf verschiedenen Nebenwegen nach persönlichem Adel, indem er Eifer für das allgemeine Wohl und Aufopferungen zum Aushängeschilde nimmt! In der That haben wir wenige alte Kaufmannshäuser, und kaum wird sich ein bedeutendes Kaufmannshaus in Rußland finden, welches seinen Stammbaum weiter als seit der Regierung Katharinas II. aufführen kann. — Wie soll man große Handelsgeschäfte mit russischen Kaufleuten machen, da man nicht weiß, wo sie herstammen, und weil sie eben so schnell wieder von der Laufbahn des Handels verschwinden? — „Das ist auch wahr!" sagte der Geistliche, „allein beschuldigen Sie die Kaufleute nicht zu sehr. Es gibt sehr viele Umstände, welche sie bewegen, bei der ersten günstigen Gelegenheit ihren Stand zu verlassen. Erstens"... — Plötzlich entstand Lärm im Vorhause. Der Wirth wollte dahin eilen, aber kaum war er vom Stuhle aufgesprungen, als die Thüre krachend auf flog, und ein großer Jagdhund bellend ins Zimmer stürzte. Dann erschien ein Herr in Reisekleidern, mit einer Pfeife zwischen den Zähnen, hinter ihm sein Bedienter und ein Polizeibeamter."

Die erste Handlung des Beamten war, den Kaufmann (die Scene spielt in einem Wirthshause) zu insultiren und seinen Platz für sich zu verlangen. „Der Beamte sagte: tummle Dich, Du Antiquität! Es scheint, daß man Eures Gleichen hier gewaltig verwöhnt, denn Ihr wagt noch zu streiten! — „Ich streite nicht, mein Herr," sagte der Kaufmann, „aber für mich und meine Familie sind nur drei kleine Zimmer übrig geblieben, und ich weiß nicht, wo ich Sie unterbringen soll." — „Ich nehme zwei für mich, und Du kannst Dich mit dem dritten begnügen," sagte der Beamte, „ist es Dir aber zu eng, so ziehe in Deine Wirthschaftskammer. Man sehe einmal, wie dieser Bauer groß thut!" — „Ich bin kein Bauer, mein Herr, sondern Kaufmann." — „Ist denn das nicht einerlei?" versetzte der Beamte lächelnd; „Du bist ja kein Edelmann — folglich immer ein Bauer." — Wir giengen aus dem Zimmer, und der Wirth folgte uns: „meine Herren!" sagte er: „wir haben die Ursachen aufgezählt, warum die Kaufleute nicht gerne in ihrem Stande bleiben. Sie haben eben ein kleines Pröbchen der Achtung gesehen, welche die andern Stände gegen uns hegen. Aber Sie haben noch nicht den tausendsten Theil gesehn, und wenn dies einmal der Fall ist, so gedenken Sie unserer im Guten und werfen Sie keine Schuld auf uns!"

Auch das Zollwesen und die dabei vorkommenden Mißbräuche müssen hier in Betracht kommen. Bulgarin schildert eine russische Mauthscene: „Wir giengen alle zusammen unter das Vordach, wo die Waarenballen lagen. Einige Zollwächter fiengen an die Ballen loszubinden, und da ich selbst nicht wußte, was sie enthielten, so freute ich mich sehr, als ich ganze Stücke Seidenzeug, bucharische Tücher, und sogar einen Ballen mit vorzüglichen türkischen Shawls erblickte. Ich bemerkte, daß bei dem Anblick dieser Waaren den Zollbeamten die Farbe ins Gesicht stieg. Der erste derselben nahm mich und Milowidin bei Seite und sagte: „die Zollgebühren für diese Waaren werden Ihnen sehr hoch kommen, beinahe die Hälfte des Gesammtwerthes. Aber wir wollen alles schon so einrichten, daß der Wolf satt wird und die Schaafe nicht gefressen werden. Erlauben Sie uns jedoch zur Taxation einige Stücke von jeder Waare nach Hause zu nehmen, denn taxiren wir vor aller Welt Augen, so können wir, wie Sie leicht einsehn, nichts zu Ihrem Besten thun." Ich warf einen Blick auf Milowidin; er lächelte und zuckte mit den Schultern. „Thun Sie, was Sie wollen, endigen Sie nur schnell," sagte ich. Der Beamte verbeugte sich höflich, kehrte zu den Ballen zurück, flüsterte seinen Gefährten einige Worte zu, und fieng an, Waaren bei Seite zu legen. Indessen schrieb der Andere, und der Dritte stempelte. Die Sache brannte in den Händen. Endlich fieng es an dunkel zu werden, die Herren Zollbeamten entfernten sich, und ließen bei den Waaren ihre Schildwachen zurück. Als es dunkel geworden, kam ein Postbauer durch die Hinterpforte, legte die bei Seite geworfenen Waren in einen Wagen, und fuhr damit zur Taxation."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 51. — 16. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

„Des andern Tages am frühen Morgen kam einer der Zollbeamten mit einer Menge von Papieren, welche ich unterzeichnen mußte; zulezt gab er mir die Taration der Waaren, und die Rechnung über die von mir zu zahlenden Zollgebühren. Ich schrieb einen Brief an den Kreishauptmann, und bat ihn, das Zollamt zu befriedigen, was er auch sogleich that; dann kam er selbst zu uns, legte alle Waaren in eine Scheune und sagte: „Ihre Waaren sind mit den Dukaten gleichem Schicksal unterworfen; Sie dürfen über selbige verfügen, sobald ich die Antworten erhalte." — Als die ganze Operation vorbei war, trat unser Wirth, ein ehrwürdiger Greis mit grauem Bart, in unser Zimmer und sagte, daß wir uns bei allen unsern Bedürfnissen nur an ihn wenden möchten. Ich bat ihn, zu den Herren Zollbeamten zu gehen, und die Waaren zurückzubitten, welche sie zur Taration nach Hause genommen hatten. „Was vom Wagen gefallen ist, das ist verloren!" sagte der Greis lächelnd. „Dessenungeachtet hat man von Ihnen doppelte Zollgebühren genommen. Diese Herren haben weder sich noch die Krone vergessen." — „Das nennt man die Kunst, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden!"

Wir übergehn die Schilderung der Juden, welcher Landplage glücklicherweise Rußland überhoben ist, die aber desto schrecklicher Polen heimsucht. Wie diese Hebräer als Geheimräthe, Gläubiger, Kuppler, Mäckler der Edelleute, der Diener und Bauern, dieselben aussaugen und welcher Mittel des Trugs und der Unverschämtheit sie sich dabei bedienen, geht über allen Ausdruck. Die Weltgeschichte kennt des Scheußlichen viel, aber nie war ein Blutsaugersystem mit so viel Ehrlosigkeit verbunden, als jene Judenwirthschaft in Polen. Man kann sich nicht enthalten, die Juden unter dem Bilde von Würmern zu denken, die Polen wie einen todtwunden Helden noch bei lebendigem Leibe verzehren.

Da, wo kein Bürgerstand ist und der Adel sich schämt, die Gesetze zu studiren, können auch natürlicherweise die Beamten nicht viel mehr seyn, als eine christliche Judenschaft. Bulgarin sagt davon: „Es gibt hier rechtliche und edle Männer unter den Gutsbesitzern und den aus dem Adel gewählten Beamten; da aber, unglücklicherweise, unsere Edelleute die russische Rechtspflege nicht studiren, und sehr wenige von ihnen an schriftliche Arbeiten gewöhnt sind und diejenigen, welche früher Civilämter bekleideten, sich den Wahlen entziehen, und sich auf ihren Gütern zur Ruhe setzen, so versteht es sich von selbst, daß die unteren Gerichtsbeamten alle Geschäfte lenken. Das ist ein ganz besonderer Menschenschlag in unserem lieben Rußland, der, wie die Motten, sich vom Ukasenstaube nährt."

Folgendes Gespräch mit einem russischen Kreishaupt-

mann gibt nähere Details: „Ich weiß ja wohl, daß die Kreishauptmannsstellen gut im Preise stehen, und der Teufel würde Dich gewiß nicht plagen hier zu sitzen, wenn Du nicht in der Wolle säßest.“ — „Wo soll ich denn hin?“ sagte ärgerlich der Kreishauptmann. „Man lebt ja nur noch von dem alten Vorrath, denn von den heutigen Einnahmen kann man nicht einmal die Risse in den Taschen stopfen. Bedenke doch, wir müssen die Gouvernements-Aemter füttern, wie die Kinder ihren alten Vater. Was habe ich davon, daß unter mir 9218 Seelen, richtig gezählt, stehen, wenn alle diese Seelen in einem ausgehungerten Körper stecken! — „Wie! rief ich: „unter Ihnen stehen 9218 Seelen, und Sie klagen über Ihr Schicksal?“ Der Kreishauptmann antwortete lächelnd: „Diese Seelen, mein Brüderchen, gehören, nicht mir, sondern der Krone, und stehen nur unter meiner Verwaltung; wer aber Kühe melkt, will auch Milch trinken, und man kann nicht fordern, daß von den Kronsabgaben nicht auch Spähnchen, oder sogenannte Accidenzien abfallen sollten. Aber jezt sind schlechte Zeiten,“ sezte er wieder hinzu: „Aufklärung, Justiz und kein Geld! Der Schleichhandel mit Branntwein wird abgeschafft, Läuflinge und Herumtreiber kommen leider wenig in unsern Kreis, und so kann man denn keinem etwas anhaben. Der jüngste Tag ist gewiß nicht mehr weit! Sogar Diebstahl ist selten, und von Mordthaten gar nichts zu hören. Für uns Geschäftsmänner, sind diese neuen Einrichtungen eine wahre Pest! Keine Geschäfte, und kein Verdienst. Aber aus den Gouvernementsbehörden schreibt man uns in einem fort. Nachtigallen nährt man nicht mit Fabeln, und mit Kratzfüßen füttert man keinen Pelz, und dergleichen mehr. Es ist ein wahres Unglück! von allen Seiten kommt eine Art von Aufklärung angeweht, und sogar die Gerichtsschreiber schleppen sich jezt mit Büchern herum, und spotten übereinander; in den Hauptstädten verlacht man sogar gewandte Leute, nicht nur im Theater, sondern sogar in den Zeitungen, und blos deshalb, weil wir für unsere Mühe auch satt zu essen haben wollen. Sogar die Edelleute sind jezt vom Weisheitsteufel besessen: zwar nicht vom Bücherwurm, aber alle wollen Geschäftsmänner seyn, und so wie ein Unglück anmarschirt kommt, so geht es gerade in die Gouvernementsbehörden, oder wohl gar nach Piter (Petersburg); denn, sagen sie: es ist besser den alten Wolf zu nähren, als die jungen Wölfe. Dafür aber ärgere ich sie auch tüchtig, und halte sie in Igelhandschuhen. So wie sich ein Läufling im Kreise zeigt, lasse ich ihn aussagen, daß er bei allen reichen Edelleuten, und sogar bei den Bauern, die ja doch für die Sünden ihrer Herren büßen müssen, ein Unterkommen gefunden habe, und sogleich kehre ich im ganzen Kreise das Unterste nach oben. Gelingt es, einen todten Körper zu finden, so schleppe ich ihn an dreißig verschiedenen Stellen umher, um dann überall Untersuchungen anzustellen. Ein gestohlenes Pferd schläft bei mir in einer Nacht auf dem Papiere in zwanzig Ställen. Aber es bleibt doch immer ein saures Brod, und ein schwer erworbener Kopecken! Man muß fahren, laufen, schreiben, sich wie ein Fisch gegen das Eis schlagen, um nur an einer Stelle hundert, an einer andern fünfzig, an einer dritten zehn Rubel zu verdienen. Schlechte Zeiten, Brüderchen! Aufklärung, Justiz!“

Troz dieser sogenannten Aufklärung, troz aller Ukasen, troz aller Strenge von oben wird diesen Beamtenpflichten nicht eher abgeholfen werden können, als bis auch in Rußland sich ein Bürgerstand gebildet hat, der tüchtige Beamten liefern und zugleich die Kontrolle über sie führen kann, durch die Macht des Gesetzes und der öffentlichen Meinung. Was ist überhaupt Gesetz? Oeffentliche Meinung! Und was ist diese? Bürgerstand! Ohne Bürger kein Gesetz!

Wir schließen mit einer trefflichen Schilderung Moskaus: „Petersburg läßt sich mit einer jungen schönen Kokette aus der großen Welt vergleichen, welche mit allem Anstande, mit allen Berechnungen der Bildung Genüsse sucht. Mütterchen Moskwa gleicht einer bejahrten, reichen Wittwe, welche, nachdem sie in der großen Welt gelebt, sich in das Innere Rußlands, in eine von ihren Gütern umgebene Provinzialstadt zurückzieht, um in ihrem Bezirk die erste Rolle zu spielen, ohne jedoch ihre Verbindungen mit der Hauptstadt aufzugeben. Moskwa, lieber Freund, hat es verstanden, zu seiner Hülle aus allen ausländischen Sonderbarkeiten und Gewohnheiten sein eigenes originelles Gewebe zu verfertigen, woran die Ausländer nur die Fäden aus ihrer Fabrik erkennen, aber der Zuschnitt des Gewandes und die Verzierungen gehören unserem vaterländischen Moskwa. Die beste Moskowische Gesellschaft bilden: erstlich, die sogenannten Alten, die ihre Zeit ausgedient, und aus Ermüdung, oder aus andern Ursachen, sich in Moskwa zur zeitlichen Ruhe, in Erwartung der ewigen, niedergelassen haben. Diese ehrwürdige Klasse bildet die lebendige Chronik des verflossenen halben Jahrhunderts, oder, richtiger, die lebendigen Anmerkungen zur gleichzeitigen Geschichte Rußlands. Die Mitglieder dieser Klasse bilden auch den Areopag, oder den höchsten Gerichtshof, wo alle gleichzeitigen Begebenheiten abgeurtheilt werden. Sie haben ihre Sitzungen im englischen Klubb und bei einigen ehrwürdigen alten Damen aus den ersten drei Klassen. Die Rangordnung wird unter ihnen genau mit eben der Strenge beobachtet, wie bei einem guten Regiment unterm Gewehr. Politik, Krieg, innere Verwaltung des Reichs, Ernennung zu Aemtern, Gerichtsordnung, insbesondere aber Belohnungen durch Rang und Ordensertheilungen, alles ist dem Urtheil dieses schreierischen Areopag unterworfen. Unter diesen ersten Klasse

gibt man Bälle, Mittagsmähler, Abendessen und Soirées für die durch Moskwa reisenden vornehmen Personen, für den wichtigsten örtlichen Beamten, und für den angesehendsten Adel. Zweitens: die bei den Moskowischen Behörden wirklich angestellten Beamten, welche sich von ihren Kollegen in Petersburg und in andern Städten dadurch unterscheiden, daß sie prachtvoller leben, mehr Einfluß auf die Geschäfte haben, und sich nicht mit Nebenbeschäftigungen, wie z. B. mit Literatur und Wissenschaften abgeben, wie einige junge Beamte in Petersburg. Drittens: die nicht im Dienste stehenden Beamten, oder die Muttersöhnchen, d. h. die hintere Reihe der von der blinden Fortuna begünstigten Phalanx. Der größte Theil dieser Glückskinder ist nicht im Stande, einen mit slavischen Buchstaben gedruckten Psalter zu lesen, gehören aber alle zu den russischen Antiquarien. Man nennt sie die Archiv-Jugend. Das sind unsre Petit-maitres, unsre fashionables, die Freier aller Bräute, die Liebhaber aller Frauen, sobald selbige nur die Nase nicht am Hinterkopfe haben, und oui und non zu sagen verstehen. Sie bestimmen den Ton der Moskowischen Jugend auf Spaziergängen, im Theater, und in den Gesellschaftssälen. Diese Klasse versorgt auch Moskwa mit Philosophen nach dem neuesten Schnitt, bei denen alles überfüllt ist, bis auf den gesunden Menschenverstand, mit Reimflechtern und mit verzweifelten Richtern der Literatur und Wissenschaften. Viertens: die zahllose Heerde verabschiedeter Beamten aller Art, welche zu den alten Familien gehören, und sich bis zu gewissen Rangklassen hinaufgedient haben, von denen mancher sein Vermögen nach Bequemlichkeit verzehrt, mancher ohne große Mühe durch Karten und andre Industriezweige ein Vermögen erwirbt; mancher von einem Tage zum andern, auf Kosten der Moskowischen Gastfreundschaft, schlechtweg lebt. Fünftens: die Edelleute aus den rings um Moskwa belegenen Gouvernements, welche im Winter dahin kommen, um das auf dem Lande Ersparte zu verzehren, und sich über ihre tanzenden Töchterlein auf den Bällen der adelichen Assemblee oder in den Soirées zu freuen, bis irgend ein Bräutigam, bezaubert durch die Aussteuer, (welche die redseligen Tanten an allen Straßenecken in Moskwa sehr geschickt auszuposaunen wissen) um das niedliche Händchen anhält, welches von Kindheit an nie eine Arbeit gekannt hat. Sechstens: Reisende aus der Hauptstadt und von der Armee, welche reiche Bräute suchen, wodurch Moskwa seit uralter Zeit berühmt ist. Diese Herren wollen gewöhnlich zuerst sehr hoch hinaus, und endigen bei Pflegekindern oder Kaufmannstöchter, wo die Rechnung immer weit sicherer ist. Dies sind die Hauptzüge unserer Moskowischen Gesellschaft, welche, trotz ihrer Verschiedenartigkeit, ein Ganzes bilden, das einer ewigen Maskerade oder dem Venetianischen Karneval gleicht. Ich brauche Dir nicht erst alles Gute und Schlechte in dieser Mischung zu schildern. Das wirst Du selbst mit der Zeit sehen. Ich bemerke nur, daß gewiß nirgendwo so viele gute Menschen sind, als in Moskwa. Der Hauptzug Moskwa's ist — die Gastfreundschaft, oder die Sucht Jeden, der einem in den Weg kommt, zu füttern und zu tränken. Lieber Wuishigin! Wenn unser Planet, durch irgend einen unglücklichen Zufall einem zehnjährigen Mißwachs ausgesezt wäre, und man alle Lebensmittel mit Gold aufwiegen müßte, so würde selbst dann Niemand in Moskwa hungrig seyn, außer den herrschaftlichen Bedienten, welche, wahrscheinlich weil sie es mit dem Dienst nur obenhin nehmen, auch bei allgemeinem Ueberflusse nicht übertrieben gesättigt werden. Ich bin zwar kein Statistiker, kann aber dafür bürgen, daß man in Moskwa allein in einem Jahre mehr aufißt und austrinkt, als in ganz Italien in zwei Jahren. Reichliche Speise und Trank gilt in Moskwa für die erste Bedingung einer guten Aufnahme. Sich gleichsam bis zum Zenith mit Essen und trinken zu füllen, ist ein Genuß, den sich sogar gebildete Leute nicht versagen. Aber ich habe von unserem lieben Moskwa schon zu viel geplaudert, und bin von der Erzählung meiner Abentheuer abgewichen."

66) Die Uzkokin. Novelle mit historischen Erläuterungen von Richard Otto Spazier. Leipzig, Dyk, 1831. Die Geschichte der Uzkoken ist wenig bekannt worden, und doch gewährt sie, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, ein nicht minder poetisches wie politisches Interesse. Dieses dalmatische Seeräubervölkchen trieb sein Wesen im sechszehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und wurde durch die Eifersucht zwischen Venedig und Oesterreich ungefähr in der Weise geschont und gesichert, wie es noch heutzutage die Barbaresken sind durch die Eifersucht zwischen England und den übrigen europäischen Seemächten. Weit entfernt indeß, ja zu der Macht der Barbaresken zu gelangen, fristeten die Uzkoken in ihren Felsennestern nur ein kümmerliches Daseyn, und wurden niemals ein Raubstaat, sondern blieben immer nur eine Räuberhorde. Allein ihre Keckheit und selbst ihre Armuth erscheint insofern nur um so poetischer, und der Verfasser hat das Seinige gethan, uns diese adriatischen Wassergueusen in ihrer ganzen romantischen Wildheit in ihren Schlupfwinkeln, hinter ihren Felsennasen, auf dem Meer und mitten im Feindesland bei tollkühnen Unternehmungen zu malen. Daneben hat er die Venetianer, die Oesterreicher und die Türken gegen einander kontrastirt, und das Ganze in einer Liebes- und Rettungsgeschichte verknüpft, die vollkommen im Charakter der Zeit und des Orts, weniger das gewöhnliche Interesse einer Liebesgeschichte erregen, als uns Gestalten, Thaten und Kostüme der Vorzeit lebendig vergegenwärtigen will.

67) Die Freunde. Historisch-romantisches Gemälde aus dem griechischen Befreiungskriege von C. D-

Itzel. Zwei Theile. Leipzig, Wienbräck, 1830. Ein philhellenischer Roman im Geist und Geschmack Poucquevilles, voll Heroismus und Liebe, Türkensäbeln, schönen Griechinnen 2c. Da eine so edle Wärme für eine so heilige Sache diesen Roman, wie die meisten ähnlichen Romane und Trauerspiele durchglüht, so wollen wir ihn freundlich begrüßen, und uns nicht durch die Bemerkung geniren lassen, daß Griechenland kaum so viele schöne Mädchen hervorbringen kann, als deren bereits von deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen mit jungen Philhellenen kopulirt worden sind. Referent hatte Gelegenheit, ziemlich viele Philhellenen kennen zu lernen. Er kennt einen, der eine Türkin, einen andern, der eine Mohrin mitgebracht hat, aber keinen, dem eine Griechin ins Abendland gefolgt wäre.

68) Die Geusen oder die niederländischen Patrioten vom Jahre 1566. Historische Novelle, aus dem Französischen übersezt von A. Kaiser. Zwei Bände. Leipzig, Weygand, 1829. Wenn dieser Roman eben so gut zu Ende geführt wäre, wie er anhebt, so würden wir in ihm einen der besten historischen Romane besitzen. Allein nach den ersten pikanten Scenen, die uns in den Partheienkampf der Niederländer zu Egmonts und Wilhelms von Oranien Zeiten einweihen, folgen erstaunenswürdig langweilige Schilderungen von kleinen Gefechten und schlauen Espionagen, wie sie aus Walter Scott, Cooper und Tromlitz nur zu wohl bekannt sind. Indeß bleibt die in dem 6ten und 7ten Kapitel des ersten Bandes geschilderte Scene immer ein Meisterstück, das einem schönern Ganzen anzugehören verdiente. Hier führt der Verfasser ein Paar katholische aber patriotische Flamänder von Adel, einen Kapuziner und einen herumreisenden fanatischen Prediger der reformirten Parthei in der Hütte eines socinianischen Bauern zusammen, und das poetische Interesse, das im Kontrast dieser Personen liegt, wird noch erhöht durch die geistreiche Weise, mit welcher der Verfasser gerade den Kapuziner, von dem man es am wenigsten erwartet hätte, den vernünftigsten seyn läßt. Solche Scenen, worin die verschiedenen Richtungen einer Zeit wie in einem Brennpunkt zusammengezogen, und alle handelnden Personen zugleich Personifikationen einer Parthei sind, werden immer die Hauptschönheit des historischen Romans ausmachen.

69) Die Fanatiker. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts von Ludwig Storch. Zwey Theile. Leipzig, Hartmann, 1831. Storch schreibt viel, wir werden später noch einige seiner neusten Romane erwähnen. Was uns dabei auffällt, ist, daß er wirklich besser schreibt, je mehr er schreibt, während bei den meisten Vielschreibern sonst das Umgekehrte der Fall zu seyn pflegt. Eine lebhafte Phantasie, eine fertige Sprache sind ihm nicht abzusprechen, und vom Lasciven, so wie vom Gräßlichen, worin er sich sonst gefiel, haben wir in seinen jüngsten Sachen wenig mehr gespürt. Doch ist zu bedauern, daß er noch immer Unwahrscheinlichkeiten nicht vermeidet, sondern häuft. Gerade der historische Roman muß, eben weil er historisch heißt, der Fabel entgegengesezt seyn und durch die Macht einfacher Wahrheit wirken. In jedem andern Roman mag der Held die allerwunderlichsten, unwahrscheinlichsten, ja unmöglichsten Abentheuer bestehn, nur nicht im historischen, weil alsdann das geschichtliche Interesse ohne Zweifel durch das romantische nicht verklärt, sondern verdunkelt wird. Der Held in Storchs Fanatikern ist ein junger Schmidt von Rochelles, der als eifriger Hugenot von Admiral Coligny als Spion nach Paris geschickt wird, und das Glück hat, bei Hofe in Gunst zu kommen und mehrere Anschläge der Katholiken gegen die Hugenotten durch zeitige Warnung der leztern zu vereiteln. Daß der Schmidt die Liebe des Königs erwirbt, der selbst wie sein Ururenkel Ludwig XVI. sich mit Schmide- und Schlosserarbeit abgibt, hat nichts Unwahrscheinliches, aber daß Katharina von Medicis sich nicht näher nach diesem Schmidt erkundigt, und daß derselbe die in den geheimsten Appartemens berathenen Staatsgeheimnisse mit anhört, das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Die damalige mediceische Politik war in der That für einen ehrlichen Schmidt von Rochelles, der sich durch seine Gutmüthigkeit oder aufbrausende Ehrliebe hundertmal selbst verräth, viel viel zu schlau.

70) Kardinal Richelieu. Eine historisch-romantische Schilderung Frankreichs im Jahr 1642. Aus dem Englischen übersezt. Drei Bände. Leipzig, Kollmann, 1830. Der junge Graf Blenau, Kammerherr der Königin Anne d'Autriche, hat für diese Briefe an ihren Bruder Philipp II. überbracht, welches Richelieu wegen des damals zwischen Frankreich und Spanien bestehenden Krieges bei Todesstrafe verboten hatte. Richelieu sucht überdies den Einfluß der Königin zu stürzen, und so wird Blenau das Opfer, und die Rache des Kardinals folgt ihm in die Bastille und sogar auf das Schaffot. Doch eben als das Schwert über ihn geschwungen werden soll, ertönt der Gnadenruf, denn Richelieu ist eben verschieden. Die Schilderung des Kardinals bei einem diplomatischen Essen und im Kabinet dürfte das Gelungenste in diesem, in englischer Breite geschriebnen Romane seyn. Auch der König und die Königin sind gut gezeichnet.

71) Das Höckermännchen, histor. Roman aus den Zeiten der franz. Regentschaft, von C. F. Frhrn. v. Bilderbeck. Zwei Bände, Achen, Mayer, 1830. Eine ähnliche Geschichte, enthaltend die Verfolgungen, die ein andrer franz. Kardinal und Minister, Dubois, über ein junges Mädchen verhängte, die er nachher als seine eigne Tochter erkannte. Uebrigens gehört dieser Roman mehr unter die kriminalistischen, als historischen, und in die Verfolgungsgeschichte jenes Mädchens ist noch eine andre Rach- und Brudermordgeschichte verflochten.

(Forts. folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 52. — 20. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

72) Cooper's sämmtliche Werke. Ein- bis drei- und sechzigstes Bändchen. Die Wassernixe oder der Tummler der Meere. Frankfurt, Sauerländer, 1831. 73) Die Wassernixe oder der Streicher durch die Meere. Aus dem Englischen des Cooper von Dr. Friedenberg. Drei Bände, Berlin, Duncker und Humblot, 1830. 74) Conanchet. Aus dem Englischen des Cooper von demselben. Daselbst. 75) The Works of Cooper, American. Zwickau, Schumann, 1829. Cooper ist freilich nur ein Nachfolger Walter Scotts, allein nach Walter Scott konnte es vielleicht nur einen Cooper geben, während es nach Cooper vielleicht hundert Walter Scotte hätte geben können. Cooper ist Nordamerikaner und nichts weiter, Scott aber ist kein Engländer, sondern ein Schotte und Tory obendrein. Cooper schildert Nordamerika und weiter nichts, Scott dagegen schildert Alles und noch Etwas, sogar Napoleon. Cooper ist wahr, Scott lügt. Cooper ist oft klassisch und erreicht die homerische Einfalt in seinen anspruchslosen und treuen Lokalgemälden; Scott ist nur zu oft der allerwindigste Romantiker, der zwar Nebel und Geister macht, aber keine Ossianischen. Kurz, dem Schreiber dieses ist Walter Scott von jeher unausstehlich gewesen, als ein Poet, der vollkommen ohne Göttersunken, nur kaufmännisch ein wohlassortirtes Waarenlager von allen romantischen Effekten älterer Poesie und Geschichte auskramt, als ein romantischer Schnittwaarenhändler und Gewürzkrämer, dessen Spekulationen denn auch so gut gelungen sind, daß er zulezt der gläubigen Welt Sägespähne für Zimmet hat verkaufen dürfen. Wie sonach Walter Scott am Ende einer Literaturepoche steht, gleichsam als lachender Erbe des ganzen Mittelalters, dessen Reichthum er geschmacklos verschwendet, so steht dagegen Cooper in reinem Gegensaz gegen Scott, am Anfang und Beginn der nordamerikanischen Poesie. So ähnlich sich auch Cooper und Scott in gewisser Hinsicht sehn mögen, so sind sie doch himmelweit von einander verschieden, so verschieden, wie ein wilder Büffel am Missouri von der englischen Dogge des Sir Hudson Lowe.

Wie das nordamerikanische Reich in drei Regionen zerfällt, in die des kultivirten Küstenlandes, der westlichen großen Urwälder und Waiden und des Ozeans, so theilen sich auch Coopers Romane in solche ein, die, wie der Spion und Lionel Lincoln, in den großen Städten und bewohnten Landschaften Nordamerikas, auf dem Schauplaz des Unabhängigkeitskrieges spielen, dann in solche, die, wie der lezte Mohikan, die Prairie und Conanchet,

einsame Auswanderer in die endlosen Wälder und Wiesen des westlichen Binnenlandes zu den Indianern begleiten, und endlich in solche, die, wie der Lootse, Red Rover, und die Wassernixe das Leben nordamerikanischer Seeleute auf dem Meere schildern. Dies sind die Grenzen aller Cooperschen Darstellungen, und in diesem dreifachen Genre ist er höchst originell und ausgezeichnet. Seine Landschafts- und Seegemälde, besonders in der Prairie und im Lootsen, sind Meisterstücke naturwahrer Auffassung, und wenn auch seine Sittengemälde, die Schilderungen und Reden seiner Landsleute immer sehr breit und nüchtern sind, so ist selbst dieses nur treue Nachahmung des nordamerikanischen Charakters. Holländische, chinesische und nordamerikanische Romane dürfen, müssen sogar breit seyn. Zuweilen erscheint es einem expediten europäischen Ohr freilich, als ob Cooper die Langsamkeit der Erzählung übertriebe, allein das Charakteristische gienge vielleicht verloren, wenn die Erzählung rascher fortliefe.

76) Hauptmann Reh. Ein romantisches Gemälde aus dem Volksleben in Irland von Banim. Aus dem Englischen von Lindau. Zwei Theile. Dresden, Hilscher, 1830. Die bekanntlich sehr muntern Irländer hätten auch wohl einen kurzweiligen Darsteller verdient, nicht einen langweiligen Nachahmer des großen langweiligen Schotten, oder Coopers, der es mit kalten Atlantiden, nicht mit den warmen Landsleuten der Lady Morgan zu thun hat. Der vorliegende Roman hat viel aus dem Spion von Cooper geborgt. Hauptmann Reh, ein irischer Partheigänger, täuscht die Engländer, die ihn verfolgen, in allerlei Verkleidungen, aber mit all der langweiligen Renommisterei und Geheimnißkrämerei, die bereits so unzähligemal auch von deutschen Romanschreibern nachgeahmt worden sind, wenn dieselben ihre Helden, die sie nichts Großes thun zu lassen wissen, blos geheim thun lassen.

77) Soldatenleben. Kriegsabentheuer in den Pyrenäen und Süd-Frankreich von Gleig. Aus dem Englischen von Hort, herausgegeben von Lindau. Zwei Theile. Leipzig, Cnobloch, 1830. Wahre Begebenheiten, doch romantisch genug, um Anspruch darauf zu machen, ein Roman zu seyn. Das Einzige, was uns dabei stört, ist die Landsmannschaft. Woher kommt es wohl, daß wir und wohl die ganze Kontinentalwelt lieber französische Berichte über den spanischen Feldzug lesen, als englische, obgleich die Engländer den Spaniern Hülfe leisteten und die Franzosen sie feindlich bekämpfen? Wer die Ursache kennen lernen will, der lese nur des Obersten von Scheveler treffliche Geschichte des spanischen Krieges. In Spaniern und Franzosen standen sich Vaterlandsliebe und Ruhm- und Abentheuersucht gegenüber, also zwei durchaus poetische Elemente, während in Spaniern und Engländern der Vaterlandsliebe ein pfiffiger und brutaler Krämergeist zur Seite stand. Daher hat, wohin nur Wellingtons rother Rock geleuchtet, derselbe überall die Poesie ausgetrieben, und darum gefallen uns auch die Erzählungen seiner Offiziere nicht. Wir denken über Wellington mit Heine: „Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn uns verhaßt. Wir sehn in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphirt, wo Napoleon Bonaparte untergeht!"

78) Neue Kettenglieder aus einem sehr bewegten Leben. Wahre Erzählungen. Weimar, Hoffmann, 1830. Auch diese Erzählungen schildern einzelne Scenen aus den Napoleonischen Kriegen, insbesondre aus denen in Spanien, und auch hier ist die Wirklichkeit hinlänglich romantisch, während der Standpunkt glücklicherweise nicht mehr ein englischer, sondern ein französischer ist.

79) Der Creole. Eine Erzählung von Heinrich Zschokke. Aarau, Sauerländer, 1830. Statt der Vorrede gibt der Verfasser zwei Briefe, einen von Zschokke an Bonstetten, den andern von diesem an jenen. In beiden loben sie sich beide und bekränzen sich, und schäckern zusammen, die guten Alten. Der Eine sagt: Du Glücklicher, bei Dir ist eine Fürstin Allerhöchstselbst abgestiegen, bei mir nur ein armes Mädchen, die Muse. — Die Muse? sagt der Andre, ei das ist ja gar eine Göttin und mehr als eine Fürstin, aber freilich, freilich, eine Fürstin ist denn doch auch etwas, nicht wahr? Ja wohl, Herr von Bonstetten, Sie sind noch viel zu bescheiden, denn welcher deutsche Dichter würde nicht gleich alle neun Musen zum Teufel jagen, wenn nur ein einzigesmal eine Fürstin bei ihm absteigen wollte. Was will so ein dreiviertelndutzend lumpige Göttinnen gegen eine Fürstin sagen! — Sie armer Zschokke mit Ihrer pierischen Jungfrau! Wir hielten dieselbe schon für eine Amerikanerin, da Sie mit derselben einen Creolen gezeugt zu haben schalkhaft vorgaben, aber Sie haben uns angenehm überrascht — der Creole ist kein Creole, sondern ein Italiener, aber auch kein Italiener, sondern eine Italienerin. Kurz der Creole ist ein allerliebstes hübsches reiches Mädchen aus Sicilien, die als Knabe verkleidet auf einer Seereise mit einem wackern jungen Schweizer zusammentrifft, von demselben aus einem Schiffbruch gerettet wird und ihn in Calabrien zwischen Franzosen und Calabresen so lange durch alle Gefahren begleitet, bis sie in Sicherheit ist, ihm dann plötzlich in weiblicher Tracht erscheint und ihn zulezt heirathet. Die gute Laune, in der diese Erzählung geschrieben ist, und der romantische Reiz in der Hauptfigur erinnert an die frühere Periode Zschokkes, in der

er seinen „todten Gast“ schrieb, und die wir der Periode des Abderich im Moos ꝛc. ziemlich vorziehen.

80) Der Hirtenkrieg. Novelle in drei Theilen von Georg Döring. Drei Theile. Frankfurt, Sauerländer, 1830. Hier haben wir abermals Lionel Lincoln. Ein junger Schweizer dient im französischen Heer gegen seinen eignen Vater und Bruder, die zur antihelvetischen Parthei gehörend, kurz vor der Napoleonischen Mediationsakte gegen die helvetische Republik konspirirten. Der junge Mann sieht ein, daß er wie ein Verräther am Vaterlande handelt, es schmerzt ihn tief, aber die Ehre! Nun was thut denn die Ehre, Herr Georg Döring? Die Ehre, sagen wir, gebot dem jungen Manne, augenblicklich seinen Abschied zu verlangen, mit der offnen Erklärung, daß er gegen seine eignen Landsleute nicht die Waffen führen könne. Aber was sagt Herr Georg Döring? Die Ehre, sagt er, gebot dem jungen Mann, seinen Abschied nicht zu verlangen, sondern gegen sein Vaterland zu fechten. Aber das ist ja erschrecklich dumm, Herr Georg Döring. Nicht sowohl dumm, kann Herr Georg Döring antworten, als vielmehr nothwendig, denn wenn der junge Mann seinen Abschied nähme, so könnte ich ihn nicht zwanzigmal hintereinander im Kampfe zwischen Patriotismus und Ehrgefühl schöne Reden halten lassen, so könnte ich nicht zwanzig Großmuthsscenen, wie die Brüder einander wechselseitig verfolgen und doch schonen, hinter einander anbringen, mit einem Wort, so wäre es mir pur unmöglich gewesen, eine so kleine niedliche Novelle in drei dicken Bänden zu schreiben. Sie haben Recht, Herr Georg Döring, wer begriffe denn das nicht? Es wäre doch gar zu Schade, wenn wir Ihre kleine niedliche Novelle, worin es so artig, wenn nicht mimilit, doch seppit, ullit, fluelit ꝛc. nicht gelesen hätten.

81) Firn-Matthes, des Wildschützen Flucht. Scenen aus dem bayrischen Hochlande. Eine Novelle von Harro Harring. Mit Liedern in Volksweisen. Leipzig, Wienbrack, 1831. Die Flucht eines Wildschützen, der eines Mordes angeklagt ist, in den Gebirgen zwischen Bayern und Tyrol, ein originelles und anziehendes Gemälde. Die Begebenheit ist ganz einfach, der Schütz flieht, wird von einem armen Knaben im Gebirg verborgen und wagt sich mit demselben in die Wohnung seiner Geliebten, wo er erfährt, daß er freigesprochen ist. Eben so einfach sind die Charaktere gezeichnet, aber das ganze Bild trägt in dieser anspruchslosen Einfachheit das treue Gepräge des Hochlands, und es ist eines der besten Genregemälde, die wir in dieser Art je gesehn. Man kann es nicht besser rühmen, als wenn man davon sagt, daß es das reine Gegentheil von Claurens Mimili ist. Es ist jungfräuliche Wahrheit gegenüber der alten koketten Lüge. Eine sehr angenehme Zugabe sind die bayrischen Volkslieder, die in großer Anzahl dem Text eingestreut sind, z. B.:

Bin in München gewesen
Da werden Häuser gebaut,
Da wird die Weisheit gelesen —
Und á Guts wird da gebraut.

Von Tölz bis nach München,
Da fährt sichs geschwind —
Und auf 'm Schloß steht á Fahnerl,
Das dreht sich nach 'm Wind.

Wenn das Fahnerl auf 'm Schlosse
Sich herum gedreht hat:
Da drehn sich die Fahnerl
Ueberall in der Stadt.

* * *

Ueb'rm Berge, sagt' er, steht der Mond, sagt' er,
Und zur Hütten, sagt' er, schaut er h'nein.
In der Hütten, sagt' er, sitzt á Mädel, sagt' er,
Möcht so gerne, sagt' er, bei ihr seyn!

* * *

Viele Sterne, sagt' er, gibt's am Himmel, sagt' er,
Und viel Mädel, sagt' er, auf der Welt;
Und die Sterne, sagt' er, wissen's einzig, sagt er,
Welches Mädel, sagt' er, mir gefällt. —

Doch können wir nicht alle Strophen dieser artigen Liedchen billigen, denn mehrere fallen aus dem naiven Ton der ächten Volkspoesie heraus in die vornehme Phraseologie der modernen Kunstlyrik, die so weit von der Naturlyrik entfernt ist, z. B. Seite 110:

Doch 's ist ja noch Frühling;
Was sorg ich denn heut'?
Macht die Lieb' doch das Herze
So selig, so weit!

und Seite 111:

Leb wohl — nicht für immer —
Der Abendstern blinkt.
Die Liebe steigt auf,
Wenn das Leben auch sinkt.

Dieses „selige, weite Herz“ und dieser Gegensatz von „Liebe und Leben“ sind viel zu vornehm für die

Volkssprache, und erinnern an ähnliche Mißgriffe Hebels, der unter anderm einmal singt:

Es wandlen in der stille dunkle Nacht
Wohl Engel um mit Sterneblume g'schrbnet;
Uf grüne Matte, bis der Tag verwacht.

Und so etwas wagt man für volksthümliche Poesie auszugeben, und daß ich solche geschmacklose Affektation an Hebel getadelt, das haben gewisse gemüthliche Leute mir nicht verzeihen können.

82) Förberts-Henns. Novelle aus dem Leben eines Wundermanns der neuen Zeit, nach wahren Begebenheiten, dargestellt durch Ludwig Storch. Leipzig, Nauck, 1830. Prophetische Bauern wie Adam Müller, oder Bauern, welche Wunderkuren verrichten, wie der schlesische Richter rc. haben in neuerer Zeit Aufsehn erregt und in dem Kontrast des niedern und gemeinen Standes mit der Weihe tiefer Weisheit liegt allerdings etwas Poetisches. Storch schildert uns einen solchen Bauern nach dem Leben, und eine portraitartige Wahrheit ist dem Bilde nicht abzusprechen, das übrigens die Leser, die im Thüringer Walde bekannt sind, angenehm an die grünen Bäume und Menschen in der Umgegend von Ruhla erinnern wird.

83) Vittoria Iturbide. Historisch-romantisches Gemälde des merikanischen Freiheitskriegs von Wilhelm von Lüdemann. Drei Theile. Zwickau, Schumann, 1830. Ein herrlicher Stoff, der merikanische Freiheitskrieg, aber was wissen unsre gewöhnlichen Romanschreiber aus einem Stoff zu machen? Gibt man ihnen auch eine Raphaelische Tapete oder die schönste Landschaft von Claude in die Hand, sie halten es für Leder und schlagen es über den Leisten von Walter Scott oder Cooper und machen Schuhe daraus. Vor dreihundert Jahren wurden die Schuster Dichter, jezt werden die Dichter Schuster. So hat auch Herr Wilhelm von Lüdemann hier einen Roman geschustert, genau nach dem Cooperschen Leisten, denn Augustin Iturbide ist niemand anders als der nachgeschusterte Lionel Lincoln. Nun war wohl dieser Lionel unter den englischen Offizieren im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege eine mögliche, wahre, richtig gezeichnete Figur; wie aber der bis zur Unanständigkeit loyale, und dabei abgeschmackt süßelnde Held des Herrn v. Lüdemann, das Ideal eines sentimentalen Gensd'armeoffiziers, wie dieses Wesen dem Kaiser Iturbide ähnlich sehen soll, das ist uns totaliter unbegreiflich. Wenn Cooper ferner seinem allerdings etwas langweiligen Roman einen höhern und bleibenden Werth durch die trefflichen Lokalschilderungen zu geben wußte, so hat sich dagegen Herr von Lüdemann bescheiden mit der Langweiligkeit begnügt, und umsonst sehn wir uns in seinen drei Bänden nach der malerischen Beschreibung einer Stadt oder einer tropischen Landschaft um. Die ganze reiche, und bekanntlich so wunderbar wechselnde Natur Merikos ist für den Herrn von Lüdemann gar nicht vorhanden.

84) Don Miguel, der furchtbare Kronenräuber, oder das politische Opferfest. Romantisches Original-Blutgemälde neuester Zeit von Adolph von Schaden. Drei Bände. Stuttgart, Franckh, 1830. Der Titel ist sprechend genug, und der Inhalt straft ihn nicht lügen. Wenn darin Se. königliche Hoheit, der Prinz-Regent von Portugal, als Schirmer des königlichen Wappens dasselbe weniger schirmt, als zerbricht, so darf man sich darüber nicht wundern, denn bekanntlich sind die Halter des portugiesischen Wappens — Drachen.

85) Algier und Paris im Jahre 1830. Zwei Novellen. Erster Band. Die Aventure. Von Ludwig Rellstab. Berlin, Laue, 1830. Wir sagten es schon im vorigen Jahre voraus, daß die deutschen Novellen- und Romanverfertiger nicht verfehlen würden, Algier und die große Pariser Woche von außen und innen, oben und unten, hinten und vorn zu beschreiben, und wir freuten uns bereits auf die Legion von jungen deutschen Baronen, die an jenen Kämpfen ehrenvollen Antheil nehmen, sich dabei sterblich verlieben und dann mit afrikanischen oder Pariser Schönen am Arme mit Sing und Sang und Kling und Klang im lieben Vaterlande wieder einziehn würden. Herr Willibald Alexis, der so einen jungen baronlichen Deutschen in der Vendée unsterbliche Thaten thun ließ, würde wahrscheinlich einen Vetter desselben auch nach Algier detachirt haben; Herr Rellstab ist dagegen unpatriotisch genug, es bei französischen Helden bewenden zu lassen. Zwei derselben leiden mit der Aventure und Silene den aus den Zeitungen vom vorigen Jahre bekannten Schiffbruch an der afrikanischen Küste, während Schwester und Geliebte daheim bei Toulon am Meere sizt und durch ein Perspektiv nach dem Fernliebsten guckt. Deutsche, wie gesagt, kommen dabei nicht vor. Wir hoffen aber, desto mehr heroische Landsleute in der Juliwoche zu Paris anzutreffen, und schon die nächsten Taschenbücher dürften uns mit diesen bisher durch keinen historischen Riesenrefraktor sichtbaren Helden bekannt machen. Wenn alle die jungen deutschen Romanhelden, die im Ausland mitgefochten und gesiegt haben, lebendig beisammen unterm Gewehr stünden, wahrlich mit diesen göttlichen Bengeln wollt' ich die ganze Welt erobern.

(Die Fortsezung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 53. — 23. Mai 1831.

Dichtkunst.

Fünfzehn politische Gedichte. Stuttgart, Wachendorf, 1831.

Die meisten dieser schönen Gedichte sind dem tragischen Heroismus der Polen gewidmet:

> Ihr rangt, den Berg hinauf zu wälzen
> Der Freiheit schweren Altarstein!
> Umsonst! Ihr ruht nun unterm Felsen
> Starr, mit zerschmettertem Gebein!
> Der Pilger hemmt an eurem Grabe,
> Ein Opfer euch zu weih'n, den Lauf;
> Ein Dichter, leg ich meine Gabe,
> Den ersten dunkeln Kranz darauf.

Ein trauriges Gefühl hemmt unsre Feder. Selbst eine demosthenische Beredtsamkeit, selbst ein pindarischer Odenflug kann, bei der Unmöglichkeit der Hülfe, nur als Schmuck des Opfers und Opferfestes den Triumph des Sängers verherrlichen. Und fremde Thränen? Fragen wir, wieviel selbst die kaiserlichen Thränen der Maria Theresia in der Weltgeschichte gewogen haben? Sie schrieb nach Polens erster Theilung an Kaunitz: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wonit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstiget mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. — — — (Folgen verschiedene Partikularitäten der Correspondenz mit Berlin und Petersburg.) Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuk von Pohlen oder von der Moldau und Walachey, unser ehr und reputation in die Schanz schlagen. — — — — Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen grösten Gram ihren Weg gehen." — (v. Hormayr, Taschenbuch der Vaterländischen Geschichte, auf 1831, Seite 66.)

Die vorliegenden Gedichte sind nicht ganz ohne Hoffnung:

> Frohlockt ihr Berge, jauchzt ihr Hügel!
> Der weiße Adler spannt die Flügel
> Aus über ein erlöstes Land;
> Daß er von Staub und Blut und Asche
> Den Glanz der Flügel rein sich wasche,
> Enteilet er zum Meeresstrand.
>
> Wir waren schon von Wehmuth trunken,
> Wir glaubten seine Kraft versunken,
> Und schon gebrochen seinen Horst;
> Da rauschen plötzlich Flügelschläge,
> Und über Fluthen, sumpf'ge Wege
> Bricht zornig er aus dunklem Forst.

Aber kannst du siegen, armer Adler, gegen so übermächtige Feinde? Oder bist du nur, wie Shakespeare sagt, der edle Lebensopfrer Pelikan?

Alterthümer.

Antiquities of Mexico, comprising fac-similes of ancient Mexican paintings and hieroglyphics, preserved in the Royal libraries of Paris, Berlin. Dresden; in the Imperial Library of Vienna; in the Vatican Library; in the Borgian Museum at Rome; in the Library of the Institutes at Bologna; and in the Bodleian Library at Oxford; together with the monuments of New Spain, by M. Dupaix, with their respective scales of measurement accompanging descriptions, the whole illustrated by mang valuable manuscripts, by Augustine Aglio; in seven volumes. London, 1830.

Seit langer Zeit ist kein so merkwürdiges, wichtiges Prachtwerk erschienen; es wirft ein ganz neues Licht auf die Geschichte, Kunst und Literatur der Neuen Welt vor dem Zeitpunkte ihrer Entdeckung; es leistet für Merico, was die ägyptische Kommission für Nordafrika, Daniell für Indien; kurz, es ist der Ehre würdig, eine Ergänzung der Humboldt'schen Entdeckungen genannt zu werden. Dies Werk, wovon Lord Kingsborough dem Pariser Institute ein Exemplar verehrt hat, dessen Werth man auf 18,000 Franken schäzt, enthält in sechs Bänden die Darstellung überaus anziehender Kunstwerke, von denen man sich bis jezt nur bei Durchwanderung unseres ganzen Welttheils eine Vorstellung machen konnte. Von dem graphischen Theile werde ich etwas später im Kunstblatte sprechen, um für desto länger bei dem siebenten Bande zu verweilen: bei der Universalgeschichte Neu-Spaniens von Pater Bernardino de Sahagun *).

Dieses Werk war bisher kaum dem Titel nach bekannt. Der Verf. verbrachte im 16ten Jahrhundert mehr als 15 Jahre bei den Merikanern; seine Sprachkenntniß sezte ihn mehr als irgend einen Andern in Stand, die geschichtlichen und Glaubens-Ueberlieferungen der Merikaner zu sammeln. Sein Werk ist nicht, wie viele glaubten, ein Wörterbuch, sondern die Kulturgeschichte eines großen verschollenen Volkes, verfaßt von einem Manne, der in mancher Hinsicht seiner Zeit vorausgeeilt war.

Bernardino de Sahagun war aus Sahagun gebürtig, einem Flecken des Landes Campos in Altkastilien. Er trat als Mönch in ein Franciskanerkloster. Als 1521 die Eroberung Neu-Spaniens beinahe vollendet war, gehörte er zu den ersten Geistlichen, die hinüberschifften, und zu den Gründern des von seinem Orden in Meriko angelegten Kollegiums. Drauf machte er Missionsreisen in den Provinzen. Er lebte noch i. J. 1577. Sein Princip war, die Bestrebungen der Missionäre so vortheilhaft als möglich für die Wissenschaft zu machen. Zwar theilte auch Sahagun manches Vorurtheil seiner Zeitgenossen und es war ihm, wie noch den jezigen Missionären sehr angelegen, überall Vergleichungspunkte zwischen dem Gözendienste der Wilden und der alten civilisirten Welt zu ergrübeln. Allein er verband mit dieser Untersuchung einen höheren Zweck. Während er die Amerikaner in die christliche Religion einweihte, bestrebte er sich eifrig, sich von ihnen in allen Einzelheiten ihres eigenen Glaubens unterrichten zu lassen, und sammelte dadurch reichliche Materialien. Sein Werk ist eine Bearbeitung, fast eine Uebersezung, und oft glücklicherweise eine ganz wörtliche Wiederholung der in Mittelamerika mündlich überlieferten Chroniken, welche den Kommentar zu den dortigen Hieroglyphen bildeten. In Meriko, wie in Peru, Chili und in andern noch minder civilisirten Ländern gab es in jeder Ortschaft Leute mit wunderbar geübtem Gedächtnisse, lebendige Archive, wie ein alter Reisender sich ausdrückt. Durch diese Leute pflanzte sich die Ueberlieferung fort und man wandte die größte Sorgfalt auf, um sie rein zu erhalten. In Meriko besonders rettete man auf solche Weise die geschichtlichen Thatsachen, wie auch die traditionellen Reden, die man an Götter und Menschen richtete, und worin die Grundzüge des Glaubens und der Politik enthalten waren. Mit den geschichtlichen Fakten sind auch diese Reden, in ihrer ganzen feierlichen Einfalt, in das Werk des Paters Sahagun übergegangen.

In dem Flecken Tepepulco, Provinz Tezcuco, begann der Vater amerikanischer Geschichte, Bernardino de Sahagun, sein großartiges Werk und schrieb es zuvörderst in merikanischer Sprache. Um die Ueberlieferungen kennen zu lernen, wählte er zwölf der ältesten Indianer von anerkannt redlichem Lebenswandel. Zwei Jahre hindurch, unablässig, war er mit ihnen in Konferenz: die mündlichen Antworten auf seine Fragen wurden auf der Stelle in Hieroglyphenbildern aufgezeichnet. Unter diese Bilder sezten darauf vier junge Merikaner, Zöglinge des erwähnten Kollegiums, die genaue Verdolmetschung des Textes in zwei Sprachen, auf lateinisch und spanisch. Sahagun bemerkt: die Originale sind noch in meiner Hand. Zu Santiago de Tlatleulco machte er eine ähnliche Arbeit und besprach sich über das Aufgezeichnete mit den ehrbarsten Aeltesten der Gegend, dem Rektor des Kollegiums und den indianischen Zöglingen. Im Kloster des h. Franciskus von Meriko sezte er seine Unternehmung fort; er nennt alle Personen, die ihm Auskunft und Aufklärung gaben; 1545 endlich war das Werk in merikanischer Sprache vollendet und wurde von Neuem der Durchsicht einer großen Anzahl von Sachkundigen unterworfen.

*) Historia universal de las Cosas de Nueva Espana, en doce libros i en lengua espanola, compuesta i compilada por el M. R. P. Fr. Bernardino de Sahagun, de la orden de los Frailes Minores de la observancia.

Nachdem auf diese Weise die Materialien gesammelt waren, beschäftigte sich der ruhmwürdige Verfasser, sie mit den zahlreichen Ueberbleibseln aller Kunstgebäude und mit den noch bestehenden Sitten der Einwohner zu vergleichen. Die Eroberung des Landes war 1519 begonnen worden, 1524 war sie vollendet; die Eingebornen also, welche vor dem Jahre 1545 befragt worden, mußten zur Zeit der Eroberung über dreißig Jahr alt gewesen seyn, sie waren demnach offenbar mit den Sitten und Bräuchen, wonach man sich bei ihnen erkundigte, sehr vertraut. Fast wurde unserem Verfasser die Ausarbeitung des Werkes schwieriger, als das Sammeln der Materialien. Die Abschrift kam erst 1569, die spanische Uebersetzung 1575 zu Stande. Sahagun war alt geworden, seine Hand fieng an zu zittern, und was die Hauptsache war, man wollte kein Geld für die Abschrift hergeben: „es war den Wünschen der Armuth zuwider“ stellte man ihm vor „so viel Geld für dergleichen Schreibereien auszugeben!“ Lange Zeit, wie gesagt, für ein Wörterbuch gehalten, oder höchstens für eine unbedeutende Chronik, erscheint jezt das kostbare Werk drei hundert Jahre nach seinem Entstehen, in einer Zeit, wo die Völker, auf die es von Einfluß seyn sollte, ihren ursprünglichen Charakter verloren haben, wo sie als Nationen ausgestorben sind.

Das vollendete Werk theilte Sahagun in zwölf Bücher. Diese zerfiel in viele Kapitel und jede Seite in drei Spalten: die erste enthielt die spanische Uebersetzung, die zweite den merikanischen Text, die dritte die Zeichen und deren Erklärung. Die Chronik ist in dieser Redaktion nicht auf uns gekommen, auch nicht die von dem Verfasser gesammelten, lateinisch, spanisch und mit Hieroglyphen geschriebenen Urkunden. Vielleicht entdeckt man sie noch in einem Kloster Spaniens oder der Neuen Welt. Man hatte aber zwei besondere Abschriften des spanischen Textes gemacht und nach Europa geschickt. Wohin die eine kam, weiß man nicht. Die andre wurde im Kloster des h. Franciskus im Dorfe Sahagun niedergelegt; dort entdeckte sie der Geschichtschreiber Munos und wollte sie zu seiner Geschichte der neuen Welt benutzen, wovon ein Band erschienen ist. Er nahm eine Abschrift. Nach dem Tode von Munos wurden dessen Papiere der königl. Madrider Geschichts-Akademie anvertraut; dabei befand sich das Werk Pater Sahagun's, man ließ es copiren, die Abschrift mit ängstlicher Genauigkeit mit dem Originale vergleichen und schickte sie nach Amerika. Was jezt in der Sammlung Lord Kingsborough's gedruckt ist, soll aus der Handschrift von Munos kommen, allein der Herausgeber selbst hält diese Abschrift für unvollständig. Die Handschrift hatte an mehreren Stellen gelitten, besonders im 3ten und 6ten Buche. Der größte Verlust endlich ist, daß man um die 80 religiösen Hymnen gekommen, welche Pater Sahagun Psalmen nennt; sie stehen wahrscheinlich im Original, der Abschreiber mag sie verschmäht haben. Doch wir behalten fast keinen Raum übrig, um uns anstatt des Verlorenen mit dem zu beschäftigen, was glücklicher Weise schon für unsre Zeit gerettet ist.

Die Geschichte Neu-Spaniens umfaßt, wie erwähnt, zwölf Bücher. Das erste ist eine merikanische Theogonie; das zweite handelt von Kalender, Festen, Ceremonien, Opfern; das dritte kömmt auf den Ursprung der Götter zurück und spricht von den Meinungen über die Bestimmung der Seele, von der Priesterwürde; das vierte und fünfte Buch betrifft die gerichtliche Astrologie der Merikaner; das sechste ist betitelt: „Ueber die Rhetorik und Theologie der merikanischen Nation, wobei sehr merkwürdige Dinge über die Schönheiten der Sprache und die Zartheiten sittlicher Tugenden.“

Hier finden wir denn wirklich ein sehr merkwürdiges Gebet an die Gottheit Tercatlipuca y Yautl Necopautl Monenepuy, worin sie um Hülfe gegen den Feind angefleht wird; die noch merkwürdigere Rede eines merikanischen Beichtvaters; endlich — da man nicht alle Tage von merikanischer Rhetorik hört, so darf ich wohl die Litanei wiederholen — eine

Rede an den Regengott Tlaloc, Gebieter des irdischen Paradieses, damit die Trockenheit der Erde aufhört.

„O sehr menschlicher, sehr freigebiger Herr, Gebieter über Grün und Frische, Fürst des balsamigen, blumigen Paradieses der Erde, Herr des Weihrauchs! Wehe, die Götter des Regens, deine Diener, haben sich in ihrem Schlupfwinkel verborgen, sie, die uns sonst die zum Leben nothwendigen Dinge geben und die man verehrt mit Ulli, Yauthli und Copal. Ja, allen Vorrath haben sie versteckt, womit unser Daseyn sich erhält, und die für uns Edelsteine sind, Smaragde und Saphire; ja, ihre Schwester, die Göttin der Fülle, haben sie mit sich davongeführt, auch die Göttin Chilli, oder Yri; habe Mitleiden mit uns Lebenden; Alles verdirbt und dörrt, Alles wird zu Staube und wie mit Spinnengewebe bedeckt durch den Mangel an Wasser! O Schmerz für die armen Leute! schon verhungern sie, sind ganz mager und entstellt; der bläulichte Rand um ihr Auge macht sie Todten gleich.“

„Ihr Mund ist trocken wie gedörrtes Gras und man kann alle Knochen auf ihrem Leibe zählen, als wärs die Gestalt des Todes selbst! und die Kinder, sie gehen ganz entstellt, sie sind gelb und erdfarbig. Bis zu den vierfüßigen und beflügelten Thieren leidet Alles an dieser Qual, wegen der Trockenheit. Es ist ein großer Jammer, sie zu sehn, diese Vögel, die einen mit ihren niedergeschlagenen Flügeln und sich fortschleppend mit ihrem Hunger, und wie die andern aus der Luft fallen, weil sie nicht mehr fliegen können, und wie noch andre vor Hun-

ger und Durst den Schnabel geöffnet halten. Und die Thiere, Herr, es ist ein großes Leid, sie vor Ohnmacht fallen und die Erde verzehren zu sehn, mit anklebender Zunge, klaffendem Schlunde, keichend vor Hunger und Durst. Und die Menschen, sie verlieren den Verstand; sie sterben aus Wassermangel, alle kommen um, ohne daß ein einziger übrig bleibt. Es sieht aus, als seyen wir im Feuer. Wahrlich, es ist eine furchtbare Sache, so Hunger zu leiden, wie wir leiden. Gleich der Waldschlange, die nahrungsbegierig ihren Speichel ergießt, die sich windet, die zu essen verlangt, fordert der Mensch seine Speise und es ist eine fürchterliche Sache, seine Todesqual anzusehn."

„Vor Jahren hörten wir die hinweggeschiedenen alten Männer und Frauen sagen, der Himmel werde auf uns fallen und herabsteigen würden die Dämonen der Luft, die Tzitzimiten, welche die Erde zerstören sollen und alle ihre Bewohner, damit Finsterniß sey immerdar auf dem All und nirgends mehr eine Wohnung des Menschen. Die Alten haben es gewußt, und haben es gesagt. Von Munde zu Munde haben wir vernommen, das Ende der Welt solle eintreten, wenn die Erde müde sey, andre Geschöpfe zu erzeugen. Herr, es wird für uns ein Reichthum seyn und ein Vergnügen, wenn diese Prophezeihung sich an uns erfüllt! O wie unglückselig sind wir! O sey gnädig und schicke uns eine Pest, die uns plötzlich hinwegrafft. Diese Plage pflegt vom Gotte der Hölle zu kommen und bei diesem Ereignisse vergönnen zum Glücke die Göttin der Fülle und der Gott der Erndten einige Frische, mittelst welcher die Sterbenden einen kleinen Vorrath mitnehmen, um den Weg nach der Hölle zu durchziehn. Bedenke, daß diese Qual nicht durch den Krieg gekommen ist, sie geht von den Sonnenstrahlen aus, welche die Sonne wie ein starker und tapferer Gott auf die Erde schießt; denn sonst würden die Soldaten, die Helden, die starken und kriegerischen Männer große Freude über die Gefahr empfinden, weil in dem Wechsel des Krieges viele sterben, weil man Blut vergießt, weil man auf den Feldern Leichname häuft, Gebeine der Ueberwundenen, und die Erdoberfläche mit dem Haare der im Modern nacktwerdenden Häupter übersäet. Von allem dem fürchten sie nichts, weil sie überzeugt sind, daß ihre Seele in das Haus der Sonne geht, wo sie das Lob des Gottes feyern mit Stimmen voll wonniger Freude, und wo sie mannichfaltige Blumen saugen mit großer Lust."

„O Herr voll Mitleid! Herr des Grüns, der Harze, der duftigen Kräuter, ich flehe dich an, wirf auf dein Volk einen Blick der Erbarmung."

Das siebente Buch der Universalgeschichte Neu-Spaniens handelt von der Meteorologie. Eine neue Quelle für Berliner Gelehrten. Das achte dreht sich um die Hierarchie der Könige und Häupter, und die Art ihrer Erwählung. Und doch darf von diesem ketzerischen Buche ein Exemplar in einem spanischen Kloster seyn. Im diesem achten Buche steht Anziehendes über die politischen Einrichtungen, das Gesetzwesen und sogar über die geschichtliche Chronologie der Mexikaner. Das neunte spricht vom geselligen Zustande der Handelsleute, der Arbeiter in geschnittenen Steinen, von der Lebensart dieser Leute, von ihren Festlichkeiten und Gelagen. Das zehnte von den Lastern, Tugenden, dem physischen Charakter und der materia medica der Mexikaner.

Das zwölfte und lezte Buch enthält eine mexikanische Chronik, die ganz anders lautet als die spanischen Berichte. Audiatur altera pars, aber nur in sehr gedrängtem Auszuge. Fünf Feldherrn Motezuzuma's (Montezuma's) besuchten die Schiffe Grijalva's, den sie für den Gott Guetzalcoatl hielten, und der später anlangende Kortes wurde für denselben Gott gehalten und flößte noch größeren Schrecken ein. Fünf Häuptlinge bringen ihm Geschenke und beten ihn als Gott an, „der nach langen Arbeiten gekommen ist." Kortes verlangte noch mehr Geschenke, ließ sie knebeln und Geschütze abbrennen. Die Gesandten fielen in Ohnmacht. Kortes befahl ihnen durch eine indianische Dolmetscherin, mit Spaniern zu kämpfen; er wollte die Stärke des Volkes prüfen. Die Gesandten aber wollten nicht und wünschten zuvörderst neue Instruktionen einzuholen. Kortes sagte ihnen eine Schlacht auf den andern Tag an, und Montezuma schickte den Fremdlingen Lebensmittel und Maiskuchen mit Menschenblut; die Spanier spuckten es aus. Ueber seine Lage aufgeklärt, schickt Montezuma Zauberer nach den Schiffen, um die Fremden umzubringen oder zu vertreiben; umsonst. In der Stadt Mexiko verbreitet sich Schrecken, das Volk rottet sich zusammen, der Fürst will in eine Höhle fliehn, auswandern, sich umbringen, kann sich aber nicht entschließen; am Ende nahm er die Sache wieder für eine Schickung der Gottheit und sezte mit eigner Hand Kortes auf seinen Thron. Als Montezuma Gefangener wurde, ließen ihn seine Günstlinge, Tpoatzintacochcacatl Guetzalaztatzinticociaoacatl und eine Menge andere, deren Namen der Verf. aufzählt, ließen ihn seine Günstlinge, sagen wir, im Stich, verbargen sich aber und giengen nicht zu Kortes.

Wie viele kostbare Inedita mögen noch in Spanien zu finden seyn. Wenn Spaniens Mittelalter vorüber ist, kommt gewiß Vieles an den Tag. Unter den Trümmern und dem Schutte Italiens und Griechenlands ruhten die Statuen nicht sicherer bis zum Wiederaufleben der Kunst, als die Bücher in den Klöstern der andern Halbinsel. Unlängst wollte ein deutscher Gelehrter eine Madrider Handschrift in Madrid vergleichen lassen; die Handschrift ist da, aber in Madrid ist kein Literator, der sie versteht oder auch nur aufzufinden vermag! D.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 54. — 27. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Nach den historischen Romanen wollen wir noch einige Sittengemälde betrachten, welche das Leben bestimmter Länder, Städte oder Stände beschreiben, sich daher den Geschichtsromanen anschließen, obgleich sie weniger wie diese an die Zeit, und mehr nur an den Ort gebunden sind.

86) Pelham oder Begegnisse eines Weltmanns. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829. 87) Paul Clifford, übersezt von demselben. Drei Theile. Daselbst, 1830. Der Verfasser dieser trefflichen Romane ist Sir Eduard Lytton Bulwer, von dem wir bereits zwei andre Romane, „Devereux“ und „die Verstoßene“ besitzen. Sein Genie ist am meisten dem des Lesage und Smollet verwandt und wir haben bei der Lektüre seiner Romane oft an Gil-Blas, den Diable Boiteux und Peregrine Pickle denken müssen. Allein außerdem, daß die Zeiten und Sitten seit Lesage und Smollet sich etwas verändert haben, bemerken wir bei Bulwer noch feinere Züge theils politischer Ironie, theils das Gemüth ergreifender Poesie. Er ist nicht nur unendlich geistreicher als Walter Scott, was doch allzuwenig sagen würde, er steht überhaupt außer aller Vergleichung mit diesem wasserspeienden Wallfisch der Nordsee, er ist ein Feuergeist, und erinnert an eine frühere bessere Periode der englischen Literatur, die ihren geistreichen Einfluß ohne Zweifel weit über die heutige Sündfluth hinaus erstrecken wird, mögen auch die kleinen deutschen Schlammpeitzger lustig mit den Schwänzchen schlagend um den großen Wallfisch tanzen und jubiliren, daß er die Fieldings, Goldsmiths, Smollets, Sternes, Richardsons aufgefressen. Erst jüngsthin machte Herr Willibald Alexis die geschmackvolle Bemerkung, daß Fielding, sage Fielding, dem Sir Walter Scott nicht das Wasser reiche. O Fielding, o Walter Scott, o Willibald Alexis!

Der erste der vorliegenden Romane hat einen vornehmen und reichen Gentleman, der zweite einen englischen Straßenräuber zum Helden. Jener führt uns in hohe, dieser in niedre Gesellschaft, doch tauschen auch zuweilen beide die Rollen, indem Pelham sich aus Laune und um einer Intrigue willen mit Diebsgesindel einläßt, Clifford aber als vornehmer Dieb und Swindler sich in die hohe Gesellschaft mischt. Wir begleiten Pelham zu seiner Mutter, einer klugen und freisinnigen Weltdame, nach der Universität Cambridge, nach Paris, nach dem englischen Landsitz seines Oheims, in eine Landstadt, ein englisches Krähwinkel, zu Wettrennen, in Spielhäuser, zum niedrigsten Pöbel, endlich in eine Diebsherberge, und Clifford hinwiederum in eine elende Londner Winkel-

schenke, zu einem noch elendern Journalisten, zu liederlichen Stutzern aus dem Pöbel, ins Gefängniß, unter die Straßenräuber, dann zu einem ehrlichen Geistlichen, nach Bath ꝛc. Dabei findet sich denn überall Gelegenheit englische Sitten näher kennen zu lernen. Mehrere in den Romanen vorkommende Personen sollen treue Portraits seyn, und so sehn sie auch aus. Im Pelham ist die Hauptfigur, der junge Stutzer dieses Namens, vortrefflich gezeichnet und ein um so liebenswürdigerer Charakter, als er, beständig eine feine Gränze des Anständigen beachtend, doch tausend Tollheiten mitmacht. Außer ihm sind seine Mutter, sein ehrlicher Oheim, sein komischer Freund Lord Vincent, der Bösewicht Thornton und der lustige Dieb Jobs Jonson die originellsten Figuren, und wie trefflich selbst die Nebenfiguren gezeichnet sind, wollen wir aus einigen Proben sehn. Portrait eines jungen englischen Stutzers, Attaché bei einer Gesandtschaft: „Alberton,“ sagte Vincent als Antwort auf meine Frage, ob er diesen liebenswürdigen Attaché kenne? „O ja! er ist eine Art von Mensch, der, wenn er von der englischen Legation spricht, „wir“ sagt, der seine besten Visitenkarten am Spiegel aufsteckt und sich selber billets-doux von Herzoginnen schreibt. Er ist eine in Kalbleder gebundene Duodezausgabe „zierlicher Selbstgefälligkeit,“ ich kenne ihn wohl; kleidet er sich nicht anständig?“ — „Seine Kleider sind gut gemacht,“ sagte ich, „aber mit Händen und Füßen, wie die seinigen, kann sich Niemand gut anziehen.“ — „Oho!“ entgegnete Vincent, „ich denke von ihm, er geht zu dem berühmtesten Schneider und sagt: „machen Sie meinen Rockkragen ganz genau wie den von Lord „So und So;“ er würde nicht wagen, eine Weste anzulegen, bevor sie notorisch in Gunst gekommen ist und er nimmt seine Moden wie seine Thorheiten von den besten Autoritäten an. Dergleichen Gesellen sind allezeit zu sehr durch ihr Ich beschämt, als daß sie nicht stolz auf ihren Anzug seyn sollten; sie gleichen den chinesischen Matrosen darin, daß sie wie jene vor der Kompaßnadel, Weihrauch vor der Schneidernadel anzünden.“ — Lachend fragte ich weiter: „aber was denken Sie von Herrn Howard de Howard?“ — „Wie! von dem dünnen Sekretair,“ rief Vincent, „der ist die mathematische Definition einer Linie: Länge ohne Breite. Sein unzertrennlicher Freund Alberton rannte gestern die Straße St. Honoré hinauf, um ihn einzuholen.“ — „Rannte,“ wiederholte ich, „wie gemein! wer sah Sie oder mich jemals rennen?“ — „Das ist wahr,“ sprach Vincent, „als ich ihn so hinter der magern Erscheinung herjagen sah, sagte ich zu Bennington: „nun habe ich den wahren Peter Schlemihl ausgefunden!“ „Wer ists,“ fragte der ehrenfeste Lord mit ernsthafter Naivität, „Alberton“ war meine Antwort; „sehen Sie nicht, wie er hinter seinem Schatten herläuft?“

Portrait eines ältern Gentleman: „Dicht neben ihr stand Sir Henry Millington, mit großer Sorgfalt in seine Weste und seinen Rock gesteckt; der Mann ist ohne allen Zweifel der beste „Aufpolsterer“ in ganz Europa. Ihm rief die alte Lady Altstadt zu: „Setzen Sie sich zu mir, Millington, ich habe Ihnen eine vergnügliche Geschichte vom Herzog Guise zu erzählen.“ — Mit Mühe gelang es Sir Henry sein prächtiges Haupt herum zu wenden und er murmelte ihr eine unverständliche Entschuldigung zu. Die Sache war, daß der arme Herr für den Abend nicht zum Niedersitzen „eingerichtet“ war, denn er hatte nur seinen Rock zum „Aufrechtstehen“ an. Dame Altstadt ist leicht getröstet, das mag Gott wissen; es dauerte nicht lange, so hatte sie den Mangel des Baronetts durch einen der stattlichsten „Schnurrbärte“ ersezt.“

Porträt einer Französin vom alten Adel: „Vincent forderte mich eines Abends auf, mit ihm die Herzogin von Guesvres zu besuchen; diese Dame ist ein schönes Ueberbleibsel alter Zeit, hoch und stattlich, ihr eigenes graues Haar „en crêpe“ unter einer hohen, kostbaren Spitzenhaube tragend. Unter den ersten Emigranten hatte sie Frankreich verlassen, mehrere Monate bei meiner Mutter in England gelebt, und gestand gern, diese unter ihre liebsten Freunde zu zählen. Die Herzogin besaß jenes seltsame Gemisch von Schaustellung und Unwissenheit, welche die Antirevolutionäre so eigenthümlich bezeichnete. Im emphatischen Kennertone konnte sie von der lezten Tragödie reden, und im nämlichen Athemzuge mit Maria Antoinette fragen, weshalb das arme Volk so laut nach Brod schreie, da es für zwei Sous vortreffliche Kuchen kaufen könne? Einer vielfragenden Marquise sagte sie einmal: Um Ihnen einen Begriff von den Irländern zu geben, müssen Sie wissen, daß sie die Kartoffeln dem Hammelfleisch vorziehen.“

In dieser Weise sind alle Figuren des Romans ungemein ergötzlich ausgemalt. Clifford ist weniger reich an Charakteren, oder diese gehören einer Sphäre an, die uns fremder ist, nämlich dem Londner Pöbel. Doch sind die zwei unzertrennlichen Raubgenossen Cliffords, der lange Franz und der philosophische Tomlinson, der Kritiker Mac-Jalcher, der Krämer Toms Harboogtschor, Richter Brandon und Lord Maulewinder sehr gute Figuren.

Was die Fabel in beiden Romanen betrifft, so hat hierin Clifford einen Vorzug. Pelham ist ansprechender durch seine Charaktere, Maximen und Scherze, Clifford ist es mehr durch das Tragische der Geschichte.

Pelham besizt einen Freund, Reginald Glanville, der ihm um so theurer ist, als seine schöne Schwester Pelhams Braut ist. Glanville leidet aber an einem ge-

heimen Gram, der endlich durch eine Schreckensthat offenbar wird. Ein gewisser Tyrrel, Spieler und Taugenichts, hat Glanvilles Geliebte entehrt und sie ist im Wahnsinn gestorben. Glanville verfolgt ihn, findet ihn aber schon ermordet von Thornton, dem es nur um das Geld zu thun war, welches Tyrrel zufällig bei sich führte, der aber Glanvilles erwiesene Anwesenheit und feindliche Absicht gegen Tyrrel benuzt, um ihn des Mordes anzuklagen. Alles zeugt gegen Glanville und schon glaubt sich dieser verloren, als es Pelham gelingt, mit Hülfe des schlauen Jobs Jonson, den er zu diesem Behuf bestochen hat, in eine Diebsherberge einzudringen und sich daselbst eines Zeugen zu versichern, durch welchen Thorntos Schandthat an den Tag kommt. Der Mord und die kühne und gefahrvolle List, durch welche der Mörder entdeckt wird, sind vom Dichter höchst ergreifend geschildert; dagegen erscheint uns Glanvilles früheres Betragen vor dem Mordversuch völlig unbegreiflich. Glanville folgt nämlich Tyrrel nach Paris, anstatt ihn aber sogleich zu fordern oder geradezu umzubringen, ersinnt er eine langsame Rache, indem er ihn mit Thorntons Hülfe am Spieltisch ausplündern und an den Bettelstab bringen läßt. Diese Rache scheint mir weder im brittischen Nationalcharakter zu liegen, noch der Beleidigung angemessen zu seyn. Hier hat der Dichter einen Fehler begangen, den er durch den spätern Wuthausbruch bei Glanville kaum wieder gut machen konnte.

Die Begebenheit, die in dem Roman Clifford unser Interesse gefangen nimmt, ist der Wahrheit treuer und zugleich poetischer. Wir finden darin eine ganz neue Situation von höchst tragischer Wirkung. Ein englischer Rechtsgelehrter, William Brandon, hat aus Ehrgeiz und Spleen seine Gattin verstoßen, welche dadurch auf Irrwege geführt, von Laster in Laster versinkend endlich Rache an Brandon nimmt, indem sie ihm seinen einzigen Sohn, auf den er alle seine Hoffnung gesezt hat, raubt und sterbend denselben einer gemeinen Wirthsfrau in einer elenden Londner Schenke als Pflegesohn überläßt. Hier wird der junge Paul möglichst schlecht erzogen, flieht bei einer harten Behandlung aus dem Hause, hält sich einige Zeit bei einem Winkeljournalisten auf, dem er Beiträge liefert, von dem er aber betrogen wird, und geräth dann in Gesellschaft eines Taschendiebs. Mit diesem besucht er das Theater, verliebt sich hier in ein reizendes Mädchen, als aber sein Begleiter dem Begleiter des Mädchens die Uhr aus der Tasche stiehlt und rasch entflieht, muß er die Schmach erleben, für den Dieb gehalten und ins Gefängniß gesteckt zu werden. Hier kommt Paul mit einem eingesperrten Philosophen zusammen, mit dem er entflieht, und da er sich nicht mehr unter ehrlichen Leuten sehn lassen darf, wird er Straßenräuber und zeichnet sich in diesem Metier bald so aus, daß er Hauptmann und unter dem Namen Lowett überall gefürchtet wird. Zufällig rettet er einmal einen würdigen Geistlichen aus den Händen seiner Gesellen, begleitet denselben nach Hause und findet dort das schöne Mädchen aus dem Theater, die ihn nicht wiedererkennt. Es ist Miß Brandon, die Nichte des Rechtsgelehrten Brandon, doch ahnen beide nicht, wie nahe sie sich verwandt sind. Unter dem Namen Clifford gewinnt Paul die Liebe des Mädchens, hält sich lange in ihrer Nähe zu Bath auf und verdrängt seinen vornehmen Nebenbuhler, Lord Maulewinder, welchen der ehrgeizige William Brandon gern mit seiner Nichte verkuppeln möchte, um sich selbst dadurch im Staatsdienst höher zu schwingen. Endlich werden die Räuber verrathen, und als Paul einige seiner gefangnen Kameraden befreien will, wird er selbst verwundet und verhaftet. Sein Richter ist Brandon, Paul erkennt in ihm den Mann, der ihn im Theater fälschlich des Diebstahls beschuldigt, und klagt ihn an als den Urheber seines Unglücks. Brandon selbst aber erfährt in diesem Augenblick durch einen alten Freund Pauls, daß dieses sein Sohn sey. „Während Clifford sprach, wandten sich Aller Augen von ihm ab auf den Richter, und Jedermann schauderte bei der geistergleichen, schrecklichen Veränderung, die Brandons Gesichtszüge erlitten hatten. Einige Leute sagten später, sie hätten auf seinem Antlitze die mit furchtbarer Deutlichkeit eingeprägten Zeichen des Todes gelesen; gewiß war es, daß die blutlose, abgehagerte Ruhe seiner stolzen Miene, etwas furchtbares und übernatürliches zeigte. Dennoch sank sein Auge nicht, die Muskeln seiner Lippen erbebten nicht einmal. Sogar mit mehr als gewohnter Hoheit, begegnete er dem Anblicke des Gefangenen. In dem ganzen bewegungslosen, kaum aufathmenden Gedränge allein hervorscheinend, starrten der Richter und der Gefangene einander an; und während der Zuschauer Blicke von einem zum andern überschweiften, ergriff die Anwesenden zum ersten Male ein plötzlich sie durchzuckender, elektrischer Eindruck großer Aehnlichkeit zwischen dem Verurtheilten und dem Verurtheiler. — Was damals in Brandons Herzen rasete, würde man vergebens zu errathen suchen. Keinen Augenblick zweifelte er daran, seinen lange verlorenen, angstvoll ersehnten Sohn vor sich zu sehen. Zu jeder Fiber, zu jedem geheimsten Winkel seines wirrenvollen, düstern Herzens drang diese Gewißheit, erleuchtete es mit scheußlicher, unwiderstehlicher Flamme! Der früheste, vielleicht der überwiegendste, wiewohl selten am meisten anerkannte Beweggrund seiner Seele, war der Wunsch, die versunkene Ehre seines Hauses wieder aufzurichten; jezt sah er dessen lezten

Zweig vor sich, beladen mit der schwärzesten Schande des Gesetzes! Weltlicher Ehre hatte er nachgestrebt, und vor ihm stand der rechtmäßige Erbe derselben, als ein verurtheilter Verbrecher! Die wenigen liebenden Gefühle, die er nicht den Gegenständen seines Stolzes und seiner Ehrsucht zugewendet hatte, bleiben für seinen Sohn aufbewahrt. Diesen Sohn sollte er jezt dem Henker und dem Galgen überantworten! In der lezten Zeit hatte er die Hoffnung dieses verlorne Kleinod wiederzufinden, bis zur übertriebenen Gewißheit gesteigert. Die Hoffnung war erfüllt. Aber wie? — Während diese Gedanken sein Gemüth in einer Art bekämpften, die wir nicht einmal wagen durch ein Bezeichnungswort auszudrücken, mögen wir einen flüchtigen Blick auf den Schauder und den Abscheu werfen, zu dem sie gesteigert wurden, als er hörte, wie der Gefangene ihn als den Urheber seines jetzigen Looses anklagte, und der in sich selber zugleich den Mörder und den Richter seines Sohnes sah! — Minuten waren vergangen, seitdem des Gefangenen Stimme schwieg, — jezt zog Brandon die schwarze Richtermütze hervor. Als er langsam diese sich aufsezte, ward die zunehmende Leichenbläße seines Antlitzes noch starrender erkennbar durch den Gegensatz, den diese furchterregende Kopfbedeckung zu derselben bildete. Zweimal versagte ihm bei dem Versuche zu reden die Stimme, nur ein undeutliches Gemurmel tönte aus seinen farblosen Lippen hervor, und erstarb wie ein aufsäuselnder, schwacher Luftzug. Bei der dritten Anstrengung siegte aber dieses Mannes Entschlossenheit und langgeübte Selbstbeherrschung; hell und ohne Stocken drang seine Stimme durch den gedrängten Volkshaufen, wiewohl der strenge Wohlklang ihres gewöhnlichen Tones geschwunden war, und sie hohl und fremdartig in den Ohren der Zuhörer erdröhnte.“ —

Er sprach das Todesurtheil. Bald darauf aber fand man ihn todt in seinem Wagen. Paul wurde vom König begnadigt und nach Botany-Bay geschickt. Luzie, seine Geliebte, die Erbin aller Schätze des Brandonschen Hauses, blieb ihm treu und als er sie nach Jahr und Tag heimlich aus England abholte, floh sie mit ihm nach Nordamerika. In dieser Luzie zeigt sich die Rücksichtslosigkeit einer wahrhaft liebenden weiblichen Seele im schönsten Licht.

Die Sprache des Romans ist äußerst gewandt und bei einer häufig wiederkehrenden liebenswürdigen Ironie zugleich nicht arm an guten Gedanken und Maximen. Wir zeichnen einige aus: „Das Hauptunterscheidungzeichen, an dem man Leute erkennt, die zur guten Gesellschaft gehören, besteht nach meiner Bemerkung, in der heitern, unerschütterlichen Ruhe, mit welcher alle ihre Handlungen und Lebensgewohnheiten, von den wichtigsten bis zu den unbedeutendsten herab, jederzeit von ihnen begleitet werden, sie essen, gehen, leben ruhig, verlieren mit völligster Gelassenheit ihre Frau und sogar ihr Geld, während Leute niedern Standes so wenig ihren Löffel zum Munde, als einen Streit mit andern führen können, ohne betäubendes Geräusch dabei zu machen. — — Ich selber war völlig zufrieden mit der hervorgebrachten Wirkung und verließ die Gesellschaft zuerst, um den Männern Gelegenheit zu geben, über mich herzufallen; denn so oft die Männer verlästern, achten die Frauen, gleich sehr aus Koketterie, als um die Unterhaltung zu beleben, es für ihre Pflicht, die Vertheidigung des Abwesenden zu übernehmen. — — So unmöglich der Weiber Launen sich erklären lassen, eben so unmöglich vermöchten wir das Verdienst zu bezeichnen, das sie in uns entdecken. — — Ich finde die Franzosen in einer gewissen Art von „Palais-Royal-Eitelkeit,“ die allen Nationen eigen ist, und sie verleitet so viel nur möglich Aufsehen an ihren Ladenfenstern zu erregen. Franzosen bezeigen Fremden viel Herzlichkeit, ja Enthusiasmus; sie wenden ihnen sodann den Rücken zu und vergessen sie. „Wie herzlos!“ schreien wir; doch durchaus nicht. Engländer bezeigen den Fremden gar keine Herzlichkeit, keinen Enthusiasmus, das ist wahr, aber sie drehen ihnen ebenfalls den Rücken zu und vergessen sie. Mithin unterscheiden diese sich von ihnen nur allein im Mangel der vorangehenden Freundlichkeit. Da wir aber Fremde bei uns aufnehmen müssen, so kann ich wahrlich den Grund nicht einsehen, weshalb wir gegen sie nicht so freundlich als möglich seyn sollten. Weit davon entfernt, den Wunsch Fremden zu gefallen, einem verderbten Herzen zuzuschreiben, achte ich das Darthun desselben tausendmal liebenswürdiger und wohlmeinender, als die englische Weise, durch mürrische Wortkargheit und steife Zurückhaltung Andern zu zeigen, daß man sich keinen Strohhalm um ihr Ergehen bekümmert. Hätte ich auch nur eine einzige Meile mit einem Menschen zu gehen, warum sollte ich ihm diese Meile nicht so angenehm machen, als möglich ist? Vor allem aber, wenn es mir gefällt, „bärbeißig“ zu seyn, und ihm gleichsam zu sagen, „geh zum Teufel,“ wie sollte ich mich dann noch in die Brust werfen, mir ein scheinbares Bewußtseyn von Tugend umhängen und ausrufen: „Schaut her wie gut mein Herz ist!“ — Markis d'Arlincourt, der sich zum Fortgehen anschickte, sagte noch: „Mylord, Ihre Landsleute geben der Philosophie gern allgemeine Anwendung, und beurtheilen menschliche Handlungen nur nach zwei großen Prüfsteinen. Alle heitere Lust betrachten sie für den Beweis seichten Gemüthes und alle Freundlichkeit, als Zeichen falschen Herzens.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 55. — 30. Mai 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

88) Der Maurer. Ein Gemälde Pariser Volkssitten. Nach M. Raymond von L. Kruse. Vier Theile. Leipzig, Kollmann, 1830. Hier lernen wir das Leben der niedern Klassen in Paris kennen, wie in den vorigen Romanen das der Londner Canaille. Der Held ist Gauthier, ein ehrlicher Maurergesell aus der Provinz, der in Paris anfangs ein liebenswürdiges bürgerliches Mädchen kennen lernt und heirathet, nachher aber durch schlechte Gesellschaft verdorben wird, immer tiefer ins Verderben sinkt, sogar dem Henkertode nahe kommt und seine arme Frau höchst unglücklich macht. Bei der Darstellung dieser einfachen Begebenheiten entwickelt der Verfasser einen reichen Schatz von Menschenkenntniß, und die Charaktere sind durchgängig vortrefflich gezeichnet. In dem Helden selbst erblicken wir einen jener gutmüthigen und leichtsinniger Sanguiniker, die in Frankreich so äußerst zahlreich sind. Sein Verführer, Leroux und dessen Gesellschafterin, das Freudenmädchen Clarisse, sind ausgezeichnet wahre und durch die Wahrheit ansprechende Charaktere. Etwas ächt Französisches, Edles und Gutherziges, in diesen zur niedrigsten Stufe der Verworfenheit herabgesunknen Seelen muß jeden Leser ansprechen. Das meiste Interesse flößt indeß Susanne, die Gattin Gauthiers, ein. Die wohlerzogene Tochter anständiger Pariser Kleinbürger, deren Schönheit schon vornehmere Freier angezogen, wählt aus Neigung den armen Maurer zum Gatten, und sieht sich schrecklich betrogen, denn er bringt sie und die Kinder an den Bettelstab, mißhandelt sie, verbietet ihr den Umgang mit ihren Eltern und zwingt ihr seinen eignen lüderlichen Umgang auf, stiehlt anvertrautes Geld, läßt sich in Aufruhr und endlich sogar in einen Mordversuch ein und entgeht mit genauer Noth der schimpflichsten Strafe. Die Leiden dieser Frau sind ganz geeignet, das Mitgefühl des Lesers in Anspruch zu nehmen. Hier ist wahres Elend, wirkliches, und wie es täglich vorkommt, hier ist nichts mehr von dem blos eingebildeten eitlen Jammer der gewöhnlichen deutschen Romanheldinnen. Lesen Sie, meine Damen, und vergießen Sie immerhin einige Thränen.

89) Seyn und Schein. Ein Sittengemälde jetziger Zeit; von L. F. Freiherrn von Bilderbeck. Vier Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1829. Der Held dieses Romans abentheuert in Paris herum, allein troz der unzählbaren Gedankenstriche gibt das Buch doch wenig oder nichts zu denken. Wie man so leere Bücher

schreiben kann, ist mir bis Dato noch immer unbegreiflich. Da es indeß so schwer ist, über Paris etwas Uninteressantes zu schreiben, so war es dem Verfasser vielleicht nur darum zu thun, dieses Problem zu lösen.

90) Die Freiensteiner. Novelle von Th. von Hampt. Mainz, Kupferberg, 1830. Ein alter deutscher Edelmann reist nach Paris, um die Erbschaft eines Bruders zu erheben, findet aber daselbst den verlornen Sohn dieses Bruders und dieser erhält das Erbe nebst dem Liebchen rc. Der alte Herr ist ein gutmüthiger Polterer wie Siegfried von Lindenberg und gehört so sehr in die alte Zeit, daß wir in der That verlegen wären, noch heutzutage ein solches Exemplar auszukundschaften. Dies führt uns indeß auf den ächten alten

91) Siegfried von Lindenberg von J. G. Müller von Itzehoe. Neu herausgegeben und glossirt von Müllners Schatten. Aus Tenare gesandt an den Leipziger Eremit (en). Drei Theile. Leipzig, Nauck, 1830. Abgesehn von der Albernheit, den ehrlichen Müller von Itzehoe in Berührung mit Müllner und dem Leipziger Eremiten zu bringen, und demnach dem guten alten Text eine geistlose moderne Vorrede anzuklecksen, ist diese neue Auflage dankenswerth, denn Siegfried von Lindenberg wird immerdar, wenn auch keineswegs ein Meisterwerk unsrer schönen Literatur, doch eine sehr interessante Antiquität und ein eben so treues als barockes Sittengemälde seiner Zeit bleiben. Der dummehrliche Krautjunker, der weise Ludimagister und die verschiednen grünen und braunen Genies sind wirklich ächte Kinder ihrer Zeit und Personagen, wie sie andre Zeiten und die ganze übrige Welt nicht weiter aufzuweisen hat, und doch sind sie nicht so ganz individuell, daß sich nicht ein bedeutendes Quantum deutschen Nationalgeists in diesen tragikomischen Figuren personificirt hätte. Man sagt, Napoleon habe die Romane unsres deutschen Lafontaine in seine Bibliothek aufgenommen, ohne Zweifel als Repräsentanten deutscher Weichherzigkeit, Thränenseligkeit, Geistesschwäche und Herzensniedertracht. Ich würde ihm auch zu dem Siegfried von Lindenberg gerathen haben, denn aus diesem hätte er ersehn können, daß die Deutschen, auch wenn sie nicht Thränen vergießen und zärteln, sondern lachen und grob sind, doch genau so dumm bleiben wie zuvor. Für Napoleon hätte es ein Genuß ganz eigner Art seyn müssen, die beiden Hauptseiten des deutschen Charakters, weinerliche Gemüthlichkeit und grundehrliche, aber leicht zu übertölpelnde Grobheit in zweien unsrer Dichter so gut repräsentirt zu finden. Daß er eine Ahnung davon hatte, beweist wenigstens die Sehnsucht, die er schon in Italien und in Aegypten aussprach, einmal in dem grünen, fetten, gutherzigen, dummen Deutschland einen Feldzug zu machen. Ob sich die Deutschen seitdem geändert haben? Wir wagen es nicht zu behaupten, vermuthen es jedoch. Die deutsche Milch hat wohl zu lange gestanden, als daß sie nicht endlich sollte sauer geworden seyn.

92) Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier. Oder Reise und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel rc. Zwei Theile. Gedruckt im Kyffhäuser, 1830. Auch dieser hundertjährige Roman ist wieder aufgelegt worden, und auch er ist ein Spiegel seiner Zeit, der verdorbnen Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, als sich Deutschland noch nicht weder am Körper noch an Geist von den Religionskriegen erholt hatte und welsche und spanische Lüderlichkeit beym deutschen Adel im Schwange gieng, die Vorläufer der nachherigen Gallomanie. Der Held dieses Romans ist ein würdiger Schüler überalpischer und überrheinischer Galanterie, ein deutscher Don Juan oder Faublas; seine Abentheuer haben jedoch bei weitem nicht weder das poetische noch das historische Interesse, wie die Abentheuer des starken Churfürsten und König August I., der als Prinz wie ein wahrer Don Juan durch die Welt reiste und dessen höchst anziehende Memoiren in dem alten Roman „das galante Sachsen" ausführlich und naiv erzählt sind.

93) Sämmtliche Schriften von Gustav Schilling. Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand. Dreißig Bände. Dresden und Leipzig, Arnold. Die modernen Sittengemälde Gustav Schillings gehören zu den beliebtesten, denn wo wäre irgend eine Leihbibliothek in Deutschland, worin sich nicht eine Menge Schriften dieses Mannes befänden. Sie zeichnen sich vorzüglich durch die gefällige und bequeme Sprache und durch den heitern leichtironischen Ton aus, ein Beweis, daß der Verfasser noch der bessern ältern Romanschule angehört, deren französische Leichtfertigkeit unendlich liebenswürdiger war als die heutigen englischen Steifheiten aus der Schule Walter Scotts. Gustav Schilling ist von jener Frivolität nicht frei; zwar entschuldigen ihn die losen Sitten, die zu Anfang des Jahrhunderts herrschten, doch hat Frivolität überall nur dann ein Recht, sich in der Literatur üppig zu machen, wenn sie der Ironie oder Satire dient, eine Regel, welche schon die Alten (Luzian) und die spätere italienische und französische Schule (Boccaz, Voltaire) ganz gut gekannt haben. Daher sind auch die besten Romane von Schilling die, welche eben die Gesittung und Mode, in der sie sich am liebsten gefallen, ironisiren, und deßfalls verdienen besonders „die Ignoranten" Auszeichnung. In diesem Roman, der eine etwas erweiterte Nachahmung des Ingenu von Voltaire ist, hat der

Verfasser den Kontrast zwischen ganz unschuldigen Naturkindern und sogenannten Gebildeten äußerst heiter und anmuthig geschildert, und den Scherz verdoppelt, indem theils die Naturkinder sich durch ihre Naivetäten lächerlich machen, theils die Sitten und Gewohnheiten der Gebildeten, aus dem Gesichtspunkt der gesunden Vernunft betrachtet, ebenfalls wieder lächerlich erscheinen. —

Es ist lobenswerth, daß man auch anfängt, Reisen novellenartig zu bearbeiten. So manche Reise ist an sich höchst interessant, aber die Beschreibung davon theils veraltet, theils zu streng wissenschaftlich, theils zu weitläuftig. Hier blüht nun dem beschreibenden Dichter ein überaus reiches Feld. Marmontel, Chateaubriand, Cooper haben es bereits mit Glück bearbeitet, aber der Stoff ist noch unermeßlich.

94) Magellans Reise um die Welt. Historisches Gemälde aus dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, von Henriette Wilke, genannt Kronhelm. Drei Theile. Leipzig, Glück, 1830. Magellan hat bekanntlich die erste sogenannte Reise um die Welt gemacht, indem er zuerst den bisher unbekannten stillen Ozean zwischen den neuentdeckten beiden Indien, die Kehrseite der Erde, umschiffte und dadurch die runde Gestalt unsres Planeten außer Zweifel sezte. Nicht glücklicher als sein spätrer Nachfolger Cook, fiel auch er als ein Opfer seines Berufs unter den Streichen wilder Insulaner. Hieraus hat nun die Verfasserin einen artigen Roman gesponnen. Sie legt eine Intrigue unter und läßt den Mord des großen Weltumseglers eine Folge der Eifersucht seyn. Die Seeabentheuer sind gut geschildert, der Dialog der Helden aber ist zu modern sentimental und erinnert keineswegs an den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, in welchem Magellan lebte. Indeß ist es von keiner deutschen Schriftstellerin anders zu erwarten.

95) Die Braut. Ein romantisch-historisches Gemälde des genuesischen Küstenlandes und der Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner in den neuesten Zeiten. Aus dem Italienischen von C. G. Hennig. Drei Theile. Leipzig, Lauffer, 1830. Schon sahen wir im Geist den reizenden Golf von Genua vor uns, das Gewimmel der Schiffe, das bunte Leben am Ufer, die steinernen Palläste der Dorias, die schönen Genueserinnen; — und was fanden wir? das breite, flache, öde, neblige, langweilige Walterscottland, mit Walterscottländern dünn bevölkert. Nun mögen wir uns aber unter allen möglichen Pegasussen den italienischen am ungernsten anglisirt denken.

96) Reisebilder, oder Züge von Menschen und Städten. Vom Verfasser der Heer- und Querstraßen. Aus dem Englischen von Theodor Hell. Zwei Theile. Berlin, Duncker und Humblot, 1830. Der bekannte Verfasser, Grattan, übertrifft an Breite und leeren Räumen in der Erzählung alles, was jemals Walter Scott hierin geleistet. Er erzählt mit einer mehr als englischen, mit einer so fürchterlichen Langweiligkeit, daß selbst das deutsche Ohr, das geduldigste unter allen möglichen, zuweilen traurig dabei hinabsinkt. Das wenige Gräßliche, womit Grattan die eingeschlafnen Zuhörer wieder zu wecken pflegt, hat vollends Herr Theodor Hell in seiner Trivialität weggelassen.

97) Romantik und Liebe. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Englischen von B. von Alvensleben (Gustav Sellen). Leipzig, Kollmann, 1830. Die Engländer haben uns unsre Taschenbücher nachgeahmt, aber wie sie alles, was wir gut erfinden, besser als wir zu gebrauchen wissen (z. B. die Presse und das Schießpulver), so haben sie auch ihre Taschenbücher, nicht wie wir mit elenden, schamlos schlechten Kupfern und noch elendern Erzählungen, sondern mit bewundernswürdigen Stahlstichen und mit kleinen einfachen Erzählungen angefüllt, in welchen uns Tableaux von fernen Ländern und interessanten Momenten der Geschichte leicht, aber geschmackvoll entworfen werden. So versezt uns ein einziges solches Taschenbuch zugleich nach Schottland, Irrland, Nordamerika, Ostindien, Spanien, Griechenland, Sicilien rc. und wenn sich auch die Nationaleitelkeit dabei geltend macht, indem im Vordergrunde immer einige englische Uniformen leuchten, so ist dies nicht mehr als billig, da die Engländer wirklich überall zu Hause sind. Dergleichen Tableaux sind nun auch die vorliegenden, und gegenüber den ewig langen und langweiligen englischen Romanen ist solch kleines Desert sehr zu loben.

98) Hau-Kiu-tschoan oder die gleichmäßige Heirath. Ein chinesisches Sittengemälde. Nach der französischen Bearbeitung von Matthias Weise. Leipzig, Hartmann, 1830. Dieser chinesische Roman hat mit den meisten indischen, persischen und arabischen Dichtungen den zarten Sinn für Ehre gemein, einen Sinn, der aus der deutschen Romanwelt längst Abschied genommen hat. Wir finden zwar auch in diesem Romane Entsagung und Ehre, so daß man auf die Vermuthung gerathen könnte, er sey von einer deutschen Schriftstellerin verfaßt, aber troz dem möchten wir ihn dennoch für einen chinesischen Roman halten, weil, wie gesagt, ein zarter Sinn für Ehre darin vorkommt. Die Ehre, namentlich aber die Ehre des Geschlechts, ist unsern

N°. 10.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[128] Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1831 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften wird für 1831 fortgesetzt:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1831. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird in Leipzig Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*2. Isis, oder Encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1831. 12 Hefte. Gr. 4. 150 Bogen auf Druckpapier, mit Kupfern. 8 Thlr. (Commissionsartikel.)

*3. Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1831. Wöchentlich außer den Beilagen 2 Nummern. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 5 Thlr. (Commissionsartikel.)

Wird wöchentlich Freitags in Leipzig ausgegeben.

*4. Zeitgenossen. Ein Biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Friedrich Christian August Hasse.) Dritten Bandes erstes Heft und folgende. (Nr. XVII. und fgde.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Es erscheint jede 4—6 Wochen ein Heft.

Zu den genannten 4 Zeitschriften erscheint für literarische Bekanntmachungen aller Art wöchentlich ein

*5. Literarischer Anzeiger,

der jeder derselben beigelegt oder beigeheftet wird. Für die gespaltene Zeile wird zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen, Antikritiken rc. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis, oder dem Canonischen Wächter, oder den Zeitgenossen beigelegt oder beigeheftet.

*6. Bulletin universel des sciences et de l'industrie, publié par la société pour la propagation des connaissances scientifiques et industrielles sous la direction de M. le Baron Ferussac. Jahrgang 1831. 25 Bände von zusammen 720 Bogen. (Paris.) Gr. 8. 85 Thlr. (Commissionsartikel.)

Diese Zeitschrift erscheint in 8 Sectionen, die sämmtlich einzeln unter besondern Titeln zu folgenden Preisen zu erhalten sind:

Erste Section: Sciences mathématiques, physiques et chimiques. Der Jahrgang von 12 Heften (60 Bogen in 2 Bänden) 8 Thlr.

Zweite Section: Sciences naturelles et géologie. Der Jahrgang (120 B. in 4 Bdn.) 14 Thlr. 20 Gr.

Dritte Section: Sciences médicales etc. Der Jahrgang (120 B. in 4 Bdn.) 14 Thlr. 20 Gr.

Vierte Sektion: Sciences agricoles, économiques etc. Der Jahrgang (72 B. in 3 Bdn.) 8 Thlr. 21 Gr.

Fünfte Section: Sciences technologiques. Der Jahrgang (72 B. mit 12 Kupfert. in 3 Bdn.) 10 Thlr. 12 Gr.

Sechste Section: Sciences géographiques, écon. publique, voyages. Der Jahrgang (132 B. in 4 Bdn.) 16 Thlr. 3 Gr.

Siebente Section: Sciences historiques, antiquité, philologie. Der Jahrgang (96 B. in 3 Bdn.) 11 Thlr. 21 Gr.

Achte Section: Sciences militaires. Der Jahrgang (48 B. in 2 Bdn.) 6 Thlr. 6 Gr.

Zugleich erneuere ich die Anzeige, daß ich alle Zusendungen von Büchern, Zeitschriften u. s. w., die mir durch Buchhandlungen oder portofrei für das Bulletin universel zukommen, befördere.

II. An Resten, die nicht berechnet werden, liefere ich bis zur Messe und im Laufe des Jahres.

7. Ersch (Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. (Bearbeitet vom Prediger Rese in Halberstadt.)

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. (Bearbeitet vom Registrator König in Merseburg.)

Leider liefern die Bearbeiter dieser noch fehlenden Abtheilungen das Manuscipt so äußerst spärlich, daß der Druck nur sehr langsam fortschreiten kann, und ich bin daher nicht im Stande, über die Erscheinung etwas fest zu bestimmen. Die Literatur der schönen Künste ist bis auf einige Bogen ausgedruckt; es will mir aber nicht gelingen, den Rest des Manuscripts von Herrn Rese zu erlangen, und es ist nicht thunlich, diese Literatur durch einen Andern beendigen zu lassen. Um übrigens die Besitzer des Ersch'schen Handbuchs einigermaßen zu entschädigen, lasse ich die Literatur bis Ende 1830 fortführen.

Das ganze aus 4 Bänden bestehende Werk kostet auf Druckpapier 12 Thlr., auf Schreibpapier 16 Thlr. und auf Schreibpapier in gr. 4. mit breitem Rande 24 Thlr.

*8. Melanchthon's (Philipp) Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von Friedrich August Köthe. In 6 Theilen. Fünfter und sechster Theil. 8. Auf gutem Druckpapier.

Preis für alle 6 Theile, 103½ Bogen, 2 Thlr. 8 Gr.

III. An sonstigen Fortsetzungen erscheint bis zur Ostermesse und im Laufe des Jahres:

9. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. *Zwölftes Bändchen und folgende. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das zwölfte Bändchen (15 Bogen, 1 Thlr. 8 Gr.) enthält Friedrich Spee, das dreizehnte wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten.

10. Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. Fünfter Theil und folgende. Mit Karten und Planen. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier. (Commissionsartikel.)

11. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Sechster Theil und folgende. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier. (Commissionsartikel.)

*12. Hartlaub (Georg Christian) und Trinks (Karl Friedrich), Reine Arzneimittellehre. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

*13. Horn (Franz), Shakspeare's Schauspiele erläutert. Fünfter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*14. Naumann (Karl Friedrich), Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. In 2 Bänden. Zweiter Band. Mit 17 Kupfertafeln. Gr. 8. 36 Bogen auf gutem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

*15. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friederich Heinrich von Strombeck. Dritten Theils zweiter Band. Gr. 8. Auf Druckpapier.

Auch unter dem Titel:
Provinzialrecht der Provinz Westpreußen, von Leman. Zweiter Band.

*16. Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. 24 Bände in Taschenformat. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Zweite, dritte und vierte Lieferung, oder Band IV—VI, X—XII, XIII—XXIV.

Der Subscriptionspreis dauert vorläufig noch fort und beträgt für die Ausgabe auf gutem Druckpapier 12 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr., wovon die eine Hälfte beim Empfange der ersten, die andere beim Empfange der dritten Lieferung zu bezahlen ist.

Die zweite, dritte und vierte Lieferung enthalten:

IV und V. Johann von Eyk und seine Nachfolger. — Eine Reise in die Niederlande, die die Verfasserin im Jahre 1828 unternommen, setzt sie in den Stand bedeutende Verbesserungen damit vorzunehmen.

VI. Die vier Jahrszeiten. — Unter diesem Titel reiht die Verfasserin vier Erzählungen, von denen eine bis jetzt ungedruckt, zu einem Roman zusammen, wozu sie gleich bei ihrer ersten Entstehung bestimmt waren.

X—XII. Sidonia. — Dieser Roman wird bedeutende Veränderungen erfahren, da ungünstige Zufälligkeiten bei seiner Entstehung die Verfasserin verhinderten, ihn so auszuführen und zu vollenden, wie sie es gewünscht und ihn sich gedacht hatte.

XIII und XIV. Die Tante.

XV und XVI. Reise durch England und Schottland.

XVII und XVIII. Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny. — Aus beiden Reisebeschreibungen wird Alles, was jetzt kein Interesse mehr darbieten kann und veraltet ist, entfernt werden.

XIX — XXIV. Erzählungen. — Die Verfasserin wird nur die besten derselben dieser Sammlung einverleiben.

17. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

*18. Taschenbuch (Historisches). Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

*19. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1831. Mit dem Bildnisse von Oehlenschläger und 6 Stahlstichen nach berühmten franz. Gemälden. 16. Auf Velinp. Geb. in Goldschnitt.

IV. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint bis zur Messe und im Laufe des Jahres:

*20. An die Stände des Königreichs Sachsen. Im Februar 1831. 8. 2¼ Bogen auf Schreibpapier. Geh. 6 Gr.

*21. Atterbom (P. A.), Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in 5 Abentheuren. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Die erste Abtheilung, 18¼ Bogen, ist bereits erschienen und kostet 1 Thlr. 12 Gr.

*22. Becker, (W. G.), Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Wohlfeile Ausgabe. 3 Bände oder 13 Hefte in Royal-Folio, mit 154 Kupfertafeln. Subscriptionspreis eines Heftes 1 Thlr. 21 Gr.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sind Anzeigen zu erhalten und Probedrücke daselbst einzusehen. Früher kostete das Heft 9 Thlr. 16 Gr. Der Subscriptionspreis dauert bis Ende März 1831 fort.

*23. Beudant (F. S.), Lehrbuch der Physik. Nach der vierten französischen Originalausgabe übersetzt von Karl Friedrich Alex. Hartmann. Mit 15 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 36 Bogen auf Druckpapier. 3 Thlr.

*24. — —, Lehrbuch der Mineralogie. Deutsch bearbeitet von Karl Friedrich Alex. Hartmann. Anhang, der das Neue der zweiten Auflage des Originals enthält. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. Auf Druckpapier.

*25. Cobbett (William), Englische Sprachlehre in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit vielen Uebungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute. Für Deutsche bearbeitet und sehr vermehrt von Heinrich Pleßner. Gr. 8. 22¼ Bogen auf Druckpapier. 12 Gr.

Diese Sprachlehre zeichnet sich neben ihren innern Vorzügen besonders auch noch durch einen ungemein billigen Preis aus.

26. Constitutionen, Die, der amerikanischen Staaten.

Ergänzungsband zu den Europäischen Constitutionen. Gr. 8. Auf Druckpapier.

*27. Cuvier (Baron G. von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Nach der zweiten vermehrten Ausgabe übersetzt und zum Specialwerk erweitert von F. S. Voigt. 5 Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Die Zoologie umfaßt auf ihrer gegenwärtigen Höhe ein so ungeheures Feld, daß ein Specialwerk, durch alle Classen derselben hindurchgeführt, kaum noch möchte zu Stande gebracht werden können, wenn man nicht auf treffliche Vorarbeiten baut. Da nun der Besitz eines solchen Buchs zum Handgebrauch gegenwärtig gewiß wünschenswerth ist, so hat sich Hr. Hofrath Voigt entschlossen, die so eben erschienene zweite Ausgabe des „Règne animal" des Herrn Baron von Cuvier in der Art einem solchen Plane zu Grunde zu legen, daß dasselbe zwar in treuer Uebersetzung erscheint, zugleich aber über alle Thiere dahin vermehrt und erweitert wird, daß jedes Thier mit einer Differenz, viele noch mit einer etwas ausführlichern Charakteristik versehen seyen. Es bedarf dabei wohl kaum der Erwähnung, daß hier nicht von allen Thieren ohne Ausnahme die Rede seyn kann, für welche, wie z. B. die zahllose Eingeweidewürmer, oder sehr wenig bekannte andere Classen, eigne Specialwerke verbleiben müssen. Der Plan wird aber immer eine so reiche Auswahl ins Auge fassen, daß man nicht leicht ein Thier, was man angegeben zu finden nur erwarten kann, gänzlich vermisse. Die Zusätze werden sich auch vorzüglich nur auf diesen Kreis der Erweiterung beschränken, und weder neue theoretische Ansichten noch veränderte Nomenclatur anzubringen suchen, sondern etwanigen Bedürfnissen hierin durch Synonyme, Citate und andere dazu gehörige Angaben, die das Original übergangen hat, aushelfen. Selbst für die Beschreibungen wird das Meiste aus andern berühmten Werken benutzt werden.

*28. Der Kampf im westlichen Frankreich 1793 — 96. Mit 2 Uebersichtskarten. 12. Auf Druckpapier. Geh.

29. Ebert (Friedrich Adolf), Lehrbuch der Bibliographie. 2 Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der Verf. beschäftigt sich jetzt ernstlich mit der Abfassung des Werks, und hat die Ablieferung des Manuscripts zu Ostern fest zugesagt.

30. Ersch (Johann Samuel), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (vom Prediger Rese in Halberstadt). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

31. — —, Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (vom Registrator König in Merseburg). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*32. Fechner (G. Th.), Massbestimmungen über die galvanische Kette. Mit einer lithographirten Tafel. 4. Auf feinem Druckpapier.

*33. Freimund (E. G.), Bemerkungen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft im Jahre 1830. Nach eignen, im Lande selbst gemachten Beobachtungen zusammengestellt. 8. 3 Bogen auf Schreibpapier. Geh. 6 Gr.

*34. Gerhard (Wilhelm); Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreich Sachsen. 8. 3½ Bogen auf Schreibpapier. Geh. 6 Gr.

*35. Hartmann (Karl Friedrich Alexander), Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie. Supplementheft. Mit einer lithographirten Tafel. 8. Auf Druckpapier.

Es werden hier alle Bereicherungen, die diese Wissenschaften in den letzten Jahren erhalten haben, mitgetheilt.

*36. Heller (Joseph), Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. Zweiten Bandes dritte Abtheilung. Gr. 8. Auf Druckpapier.

Mit dieser Abtheilung, die Dürer's gedruckte Werke, Schriften mit Abbildungen von und nach Dürer, mit historischen und bibliographischen Anmerkungen, Medaillen auf Dürer und nach Dürer enthalten wird, ist der zweite Band geschlossen. Ich habe die ersten beiden Abtheilungen von dem frühern Verleger, Kurz in Bamberg, an mich gebracht, und werde für alle 3 Abtheilungen einen billigen Preis stellen. Der erste und dritte Band erscheinen später.

*37. Huber (Therese), Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In 6 Theilen. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Theil, 50 Bogen, sind bereits erschienen und kosten 4 Thlr. 12 Gr.

*38. Kurzer Abriß der bisher ständischen Verfassung im Königreiche Sachsen. Im Februar 1831. 8. 5 Bogen auf Schreibpapier. Geh. 8 Gr.

*39. Martens (Charles de), Guide à l'usage de ceux qui se destinent à la carrière diplomatique. 2 volumes Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Dies ist eine neue, ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage von desselben Verfassers „Manuel diplomatique".

40. Most (Georg Friedrich), Encyklopädie der medizinisch-chirurgischen Praxis. Im Verein mehrer praktischer Aerzte und Wundärzte bearbeitet. In alphabetischer Ordnung. 4 Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Es wird nächstens durch eine besondere Anzeige zur Subscription auf dieses Werk eingeladen werden.

*41. Raumer (Friedrich von), Briefe aus Paris und Frankreich im Jahr 1830. 2 Theile. 12. 26½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

*42. — —, Briefe aus Paris zur Aufklärung der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts. 12. Auf feinem Druckpapier.

*43. — —, Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, sehr vermehrte Auflage. 8. Auf gutem Schreibpapier.

*44. Schmalz (Theodor), Wissenschaft des natürlichen Rechts. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

45. Schmid (Reinhold,) Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der Herr Verf. hat die bestimmte Zusicherung ertheilt, daß der Druck des Werks zu Ostern beginnen wird.

*46. Schopenhauer (Johanna), Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahr 1823. 2 Theile. Mit einer Vignette. 8. 40½ Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Schließt sich im Aeußern an die übrigen Reisen der Verfasserin an.

*47. Schulze (Ernst), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in 3 Gesängen. Mit 7 neuen Stahlstichen. In verschiedenen Ausgaben.

In dieser Ausgabe hoffe ich in jeder Beziehung etwas ganz Ausgezeichnetes zu liefern.

48. Stieglitz (Christian Ludwig), Geschichtliche Entwickelung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*49. Ueber die neuere Revolution in Frankreich. Ein Wort zur Zeit. Geschrieben zu Paris im September 1830. Gr. 8. 4 Bogen auf feinem Schreibpapier. Geh. 10 Gr.

50. Winckell (Georg Friedrich Dietrich aus dem), Leitfaden beim öffentlichen und Selbstunterricht in den gesammten Zweigen der Jagdkunde. Gr. 8. Auf Druckpapier.

*51. Woche (die große) der Polen, oder Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten in Warschau vom 2. November bis zum 5. Dezember 1830. Gr. 8. 4 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

---

[129] An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Patriotische Predigten aus Sachsen

im Jahre 1830 gehalten

von Dr. C. G. L. Großmann, Dr. M. F. Schmaltz und M. F. A. Wolf.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer, gebunden 1 Thlr.

Die Stellung der Verfasser und die Zeitpunkte, in welchen diese ausgezeichneten Vorträge gehalten wurden, dürfte ihnen sowohl in als auch außerhalb Sachsen ein besonderes Interesse verleihen.

---

[140] Tübingen, bei H. Laupp ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Silcher, Fr., 12. Volkslieder für vier Männerstimmen gesetzt. 3tes Heft. 4. im farbigen Umschlag. 1 fl. 12 kr.

---

[150] Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Erklärung

des

Ministers Grafen von Münster

über einige in der Schmähschrift: „Anklage des Ministeriums Münster" ihm persönlich gemachte Vorwürfe, so wie über seinen Austritt aus dem Königlich Hannöverschen Staatsdienst. gr. 8. geh. 4 gGr.

---

[144] So eben ist erschienen und zu haben:

Madame Lavalette

Drame historique en 2 actes par Barthélemy, Brunswick et Lhérie. 6 gGr. oder 27 kr. rheinisch (Nr. 76 des Répertoire du théâtre français à Berlin).

Durch die jetzigen Zeitverhältnisse hervorgerufen machte dies Stück, dem die Rettung Lavalettes, des treuen Anhängers Napoleons im Jahr 1815, zu Grunde liegt, in Frankreich das größte Aufsehn und war Mitveranlassung zur neuesten Theatergesetzgebung. Der vorkommende Emigrant le marquis de Carabagnac (Namensanspielung!) wird als treues Portrait gerühmt. Baldigst erscheint Madame Dubarry. Coméd. en 3 actes.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[151] In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch für Reisende durch das Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Salzburg, Krain, Kärnten, Tirol, Illirien, Dalmatien und das lombardisch-venetianische Königreich, oder geographisch-malerische Schilderung der merkwürdigsten Reiserouten durch diese Provinzen, nebst Meilenzeiger und alphabetischem Ortsregister von Anton Johann Groß. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 8 gGr. oder 4 fl. 12 kr. rheinisch.

Der Verfasser vortheilhaft bekannt durch sein „Reisetaschenbuch für Donaufahrer", so wie durch sein Wirken im Bereiche der schönen Wissenschaften ist in diesem empfehlungswerthen Werke von der Weise der meisten Reisehandbücher abgegangen, und hat seine eigenen Reiseschilderungen mit fremden Darstellungen so verbunden, daß dieses Werk ebenso befriedigend für die Lectüre als auch für den Reisenden als Handbuch verwendet werden kann, da es die interessantesten Partbieen der österreichischen Gebirgswelt umfaßt. Die lebendige und kräftige Darstellungsgabe des Verfassers vermehrt das Interesse des Gegenstandes, so wie die beigefügten Register, Meilenzeiger und vorausgehenden statistischen Notizen die Brauchbarkeit des Buches für den gebildeten Reisenden sichern.

---

[88] Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Heym's russisches Lesebuch, oder Auswahl auserlesener prosaischer und poetischer Aufsätze aus den besten russischen Schriftstellern. (Mit einem französischen und deutschen Wörterbuch.) Riga, 1805. Gr. 8. 14½ Bogen auf Druckpapier. 12 Gr.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[153] In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu erhalten:

Ueber

die polnische Frage.

8. geh. 18 Kreuzer

(Paris 1831.)

№. 11.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[154] Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Almenräder. Lied: Kannst du es wohl? mit Pfte. oder Guitt. No. 113. 8 kr.
— — Spinnerlied mit Pfte. oder Guitt. No. 114. 8 kr.
Auber. Der Gott und die Bayadère. Clavier-Auszug. 11 fl. 36 kr.
— — Fra Diavolo fürs Pft. allein arrang. von Rummel. 4 fl. 12 kr.
Haueisen. Rondo für Pfte. Op. 2. 30 kr.
Küffner. Fav. Walzer für Pfte. Der Spinatjäger. No. 363. 8 kr.
— — — — — — Der Nonnenfopper. No. 364. 8 kr.
— — — — — — Sterzepinscus und Sterzepinsca. Nr. 365. 8 kr.
— — fav. Ländler. Sehnsucht der Liebe. No. 366. 8 kr.
— — — — Der Batzelippel. No. 367. 8 kr.
— — fav. Walzer. Patrontaschen-Verwalter. No. 368. 8 kr.
— — — — Der abgefasste Heiduke. No. 369. 8 kr.
— — — — Der Lautabacher. No. 370. 8 kr.
— — — — Der Wachtelschlag. No. 371. 8 kr.
Mayseder, Variat. Op. 25. von W. Hünten für Pfte. arrang. 48 kr.
Soussmann. 30 grosse Exercices oder Studien für die Flöte. Liv. 1. und 2. jedes 3 fl.

In Stuttgart zu haben bei G. A. Zumsteeg.

---

[143] Neue interessante Musikalien im Verlage von H. A. Probst in Leipzig.

Blum, Carl, „3 Nuits à Naples". Serenade für Flöte, Violine und Guitarre. Op. 110. 1 Thlr.
Carulli, F., Vollständige Guitarren-Schule, nach der 5ten Pariser Ausgabe neu übersezt und sehr vermehrt. Op. 241. Le. 1. 1½ Thlr.
— — Fortschreitende Uebungsstücke und sechs Studien für die Guitarre, zur Schule gehörig. Op. 241. Le. 2. 1½ Thlr.
Beide Theile zusammengebunden. 2 Thlr.
Czerny, C., Drei sehr leichte und mit Fingersatz versehene Sonatinen für das Pfte., zum Gebrauch der Schüler. Op. 158. Cah. 3. No. 1. 10 Gr. No. 2. 8 Gr. No. 3. 10 Gr.
— — Drei dergleichen für das Pfte. zu vier Händen. Op. 158. Cah. 4. No. 1. 2. 3. à 16 Gr.
Herz, H., Grosses Trio für Pfte., Viol. et Vcelle. L. Cherubini gewidmet. Op. 54. 2½ Thlr.
Dasselbe lässt sich auch für Pfte.-Solo ausführen.
Hünten, F., 4 Rondo's über beliebte Thema's für Pfte. Op. 30. 16 Gr.
Kalkbrenner, F., Introduction et Rondo brillant. Op. 101. 16 Gr.
Kreutzer, C., Kein Heimweh. Lied mit Begl. des Pfte. Op. 80. No. 2. 6 Gr.
Marschner, H., Capriccio für das Pfte. Op. 59. 12 Gr.
Moscheles, J., 4 Divertissements für Pfte. und Flöte. Op. 82. 1 Thlr.
Onslow, G., 15tes Quintett, Op. 38. für Pfte. zu vier Händen arrang. von Fr. Mockwitz. 1½ Thlr.
Payer, J., sechs Walzer und Trios nebst Coda; nach Themas aus der Oper: „Il crociato" von Meierbeer. 16 Gr.
Ries, F., Grosse Sonate für das Pfte. zu vier Händen. Op. 160. 1½ Thlr.

Diese Werke sind durch alle Musik- und Buchhandlungen zu beziehen.

---

[89] Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie
von
Karl Friedrich Naumann.

Zwei Bände. Mit 39 Kupfertafeln. Gr. 8. 69 Bogen auf gutem Druckpapier. 7 Thlr.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[139] Für Architekten und Freunde der schönen Künste und des Alterthums.

In der Verlagshandlung von C. W. Leske in Darmstadt und Leipzig sind erschienen und durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Quatremère de Quincy, Geschichte der berühmtesten Architekten und ihrer Werke vom XI. bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, nebst der Ansicht des merkwürdigsten Gebäudes eines Jeden derselben, auf 47 Kupfertafeln dargestellt. Aus dem Französ. übers. von Dr. Friedrich Heldmann. 2 Bände in Royal-Octav. Carton. 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 fl. 30 kr.

Sämmtliche Abbildungen sind Abdrücke der Kupfertafeln, welche für die Pariser Original-Ausgabe unter des berühmten Verfassers unmittelbarer Aufsicht von den vorzüglichsten Künstlern gefertigt wurden. Schwerlich ist im Fache der Architektur, troß des kleinen Maßstabes, durch den Grabstichel etwas niedlicheres, unbeschadet der

Deutlichkeit, geliefert worden. Der Uebersetzer hat sich bei seiner Arbeit des Rathes des rühmlichst bekannten Architekten, Oberbauraths Dr. Moller, zu erfreuen gehabt. Durch die äußere Ausstattung und den billigen Preis glaubt der Verleger jeden Käufer vollkommen befriedigt zu wissen. Den Besitzern der Denkmähler der deutschen Baukunst von Moller wird dieses Werk, in welchem die sogenannte gothische Baukunst gänzlich unberücksichtigt geblieben ist, zur kritischen Vergleichung der Monumente von besonderem Inteesse seyn.

Wolff, J. H., über Plan und Methode bei dem Studium der Architectur. Roy. 8. geh. 12 Gr. oder 54 kr.

Der Hr. Verfasser hatte diese Abhandlung vor dem Drucke bereits der Göttinger gelehrten Societät eingesandt, welche derselben in Nr. 81. der Gött. gelehrt. Anz. vom J. 1830 ehrenvoll erwähnte.

Moller, Dr. G., Denkmähler der deutschen Baukunst, 21tes Heft, der Münster zu Freiburg im Breisgau. 3te Lieferung. Royalfolio. 2 Thlr. 20 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

Mit der folgenden oder 4ten Lieferung wird der erläuternde Text erscheinen und damit das ganze Werk geschlossen seyn. Die in dieser Lieferung enthaltene

Ansicht des Inneren des Münsters zu Freiburg, gestochen von Grünewald,

ist zu 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. besonders zu haben, gleichwie alle übrigen mit dem Grabstichel ausgeführten Blätter.

Die Blätter, welche Verzierungen im altdeutschen Geschmacke darstellen, werden einzeln zu 8 Gr. oder 36 kr. gegeben.

Mollers, Dr. G., und Fr. Heger's Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude. 3s und 4s Heft, die Cavallerie-Caserne zu Darmstadt, ausgeführt von Heger, enthaltend. Royalfolio. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

Das 5te Heft wird das im Bau begriffene Theater zu Mainz, ausgeführt von Moller, enthalten.

Bei der langen Unterbrechung, welcher die Erscheinung dieses Werkes, ohne des Verlegers Schuld, unterworfen war, werden die verehrl. Käufer des 1sten und 2ten Heftes gebeten, diese Fortsetzungen bei ihren resp. Buch- oder Kunsthandlungen zu verlangen.

Alterthümer von Athen und mehreren andern Theilen Griechenlands. Als Supplement des Stuart und Revett'schen Werkes, II. und III. Lieferung. Royalfolio. Subscript.-Preis der Ausgabe auf fein Velinpapier à 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl., die auf ord. Velinpapier à 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr. für jedes Heft.

Es werden nur noch zwei Hefte geliefert und dann auch der erläuternde Text erscheinen.

---

[91] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Atterbom (D. A.), Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abentheuren. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Erste Abtheilung. Gr. 8. 18½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Januar 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[155] Bei Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Benzel Sternau, Chr. E. Gr. v. Mein ist die Welt. Lustspiel in fünf Akten. 8. sauber broschirt. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Zehner, Dr. H. G., Passionsblumen und wilde Rosen. Mit Vorwort von Gr. v. Benzel Sternau. 8. sauber broschirt 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Der Sybillen Prophezeyhungen und Weissagungen oder Salomonischer Schlüssel zur Zukunft u. s. w. geheftet 4 gGr. oder 18 kr.

Friedrich König,
Buchhändler in Hanau.

---

[152] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands rc. rc. versandt:

Emster, Peter und Heinrich van, Poesien. 8. eleg. 12 gGr.

Falkland, vom Verfasser des Pelham, Verstoßenen, Devreux und Paul Clifford. Uebersetzt von E. Richard. 8. geh. 1 Thlr. 12 gGr.

Lauffs, Leonhard (katholischen Pfarrers), Religiöse Bibliothek zur Belehrung und Erbauung für die gebildetere Klasse. Erstes Bändchen. 8. geh. 14 gGr.

Münch, Ernst, Renea von Este und ihre Töchter: Anna von Guise, Lukrezia von Urbino und Leonore von Este. Erster Band. — Auch unter dem Titel: Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italiens, ihr Leben und ihre Schriften. Erster 8. Band. geh. 1 Thlr. 16 gGr.

---

[156] Erschienen ist nunmehr und wurde an alle Buchhandlungen gesandt:

Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama von Grabbe. 21 Bogen weiß Druckpapier, brosch. 1 Rthlr. 16 Gr. sächsisch oder 3 fl. rheinisch.

Es wurde dieses neue Werk des durch seine früheren Poesieen dem gebildeten deutschen Publikum hinlänglich bekannten Dichters bereits in der vorigen Ostermesse von uns angekündigt und war dasselbe auch bis Mitte 1830 in der Hand des Verfassers vollendet; nur traten seitder äußere Umstände dem früheren Erscheinen desselben in den Weg, so daß dessen Publikation erst jetzt erfolgen konnte.

Die Idee des Verfassers den letzten Kampf Napoleons zu einem Drama (das inzwischen nicht die gewöhnlichen Ansprüche für die Bühne erfüllen konnte) zu benutzen, erregte gleich anfänglich Interesse beim Publikum, und es zeigte sich uns durch die vielen und häufigen Nachfragen, daß man begierig war, was Grabbe bei seiner anerkannten Originalität aus diesem großartigen Stoff schaffen würde. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß diese Dichtung den gehegten Erwartungen entspricht, und daß wohl kein gebildeter Leser die richtige Auffassung und Schilderung jener denkwürdigen Zeitperiode, die scharfe und treffende Charakteristik der in ihr handelnden, zum Theil jetzt noch lebenden historischen Personen, die großartige Composition des Ganzen wie die interessante Behandlung des Einzelnen verkennen, und überhaupt nicht durch ein dichterisches Werk angeregt werden sollte, das der jetzigen Zeit so nahe liegt, und in welchem selbst Manches gesagt ist, was die letzten Tage in Erfüllung brachten.

Frankfurt a. M. im April 1831.
Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

---

[117] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten:

Hermes,
oder
Kritisches Jahrbuch der Literatur.
Fünfunddreißigster Band
Erstes Heft.
Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung
von
Karl Ernst Schmid.

Gr. 8. Geh. 11½ Bogen. Preis des Bandes von 2 Heften 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt dieses Heftes.

I. Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der Psychologie.
Zweiter Artikel. Heinroth's Lehren.
Von K. F. Bachmann.
II. 1. Tableau des terrains qui composent l'écorce du globe, ou essai sur la structure de la partie connue de la terre. Par Alexandre Brongniart.
2. Geognostisches Gemälde von Deutschland. Mit Rücksicht auf die Gebirgsbeschaffenheit nachbarlicher Staaten. Von Ami Boué. Herausgegeben von C. C. v. Leonhard. Mit 8 Steindrucktafeln.
3. Die Umwälzungen der Erdrinde in naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung. Vom Baron G. Cuvier. Nach der fünften Originalausgabe übersetzt und mit besondern Ausführungen und Beilagen begleitet von J. Nöggerath. 2 Bände.
III. Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit. Von Gustav v. Gülich. Erster und zweiter Band.
IV. Versuch einer Zusammenstellung der Materialien für das Forschen der Geschichte des Revolutionskrieges, vom Jahre 1792 — 1815, von einem ehemaligen Generalstabsoffizier. Erster Band. Mit 3 Karten.
V. Kritik der Hegel'schen Philosophie nach der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften".
Zweiter Artikel.
VI. Kritische Miszellen.

Das zweite Heft des fünfunddreißigsten Bandes wird im März 1831 ausgegeben.

Leipzig, im Februar 1831.
F. A. Brockhaus.

---

[158] In der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Carlsruhe ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Ueber jetzige Zeit,
und
Deutschlands zeitmäßige Politik
von
Staats-Rath Reinhard in Carlsruhe.
broch. 54 kr.

---

[159] Für die Jugend und ihre Freunde.

So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das goldene Buch,
Festgabe
zur
Unterhaltung und Belehrung für die Jugend beiderlei Geschlechts.
Herausgegeben
von
Heinrich Tegner.
358 Seiten, schön gebunden.

Preis mit 12 illum. Kupfern 2 fl. 36 kr. 1 Thlr. 15 gGr.
— — 12 schwarzen — 1 fl. 48 kr. 1 Thlr. 3 gGr.

Die hier angezeigte Schrift, die wegen der vielen Lehren, die sie in dem anmuthigsten Gewande vorträgt, mit Recht das goldene Buch genannt wird, ist unstreitig das schönste Geschenk, das Knaben und Mädchen nur immer dargebracht werden kann. Mit 12 Kupfern geziert und hübsch gebunden, kann das Buch auch hinsichtlich der äußern Ausstattung zu den schönsten Jugendschriften gezählt werden.

Stuttgart, im April 1831.
E. Schweizerbart's
Verlagshandlung.

---

[141] Subscriptions-Anzeige.

Die Artillerie

für Offiziere aller Waffen, in systematischer, taktischer und technischer Beziehung dargestellt von L. von Breithaupt, Obrist-Lieutenant im der königl. Würtembergischen Artillerie, erscheint in 3 Theilen, der 1ste systematische, 2te taktische und 3te technische.

Das ganze Werk, welches auf Erfahrungen und Beobachtungen bearbeitet wurde, die der Verfasser als Chef einer reitenden Batterie in den Feldzügen 1812, 1813, 1814 und 1815, so wie auf die Forschungen, welche derselbe in den darauf folgenden Friedensjahren in seinem Beruf als Stabs-Offizier vielfältig anzustellen Gelegenheit hatte, wird inclusive Tabellen und Beilagen 90

Druckbogen in groß 8. und mehrere Steintafeln zählen. Der Subscriptionspreis ist auf 18 fl. oder 10 Rthlr. 18 gGr., der Ladenpreis auf 22 fl. oder 13 Rthlr. festgesetzt.

Unterzeichnete hat die Commission obigen Werkes übernommen und kann sowohl bei ihr als bei jeder andern Buchhandlung darauf subscribirt werden. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung des Werkes offen. Der 1ste Theil hat die Presse bereits verlassen. Der Subscriptionsbetrag mit 18 fl. wird bei Ablieferung des 1sten Bandes berichtigt, wo sodann in Bälde, da mit dem Druck unausgesetzt fortgefahren wird, der 2te und 3te Band als Rest nachgeliefert wird.

E. A. Sonnenwald'sche Buchhandlung.

---

[118] Sämmtliche Schriften
von
Johanna Schopenhauer.
Vierundzwanzig Bände in Taschenformat.
Mit dem Bildnisse der Verfasserin.

Subscriptionspreise:
Auf gutem, milchweissen Druckpapier 12 Thlr.
Auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

Von diesen Schriften ist jetzt die erste und zweite Lieferung, oder:

Band I u. II. Fernow's Leben. 2 Theile.
" III. Ausflucht an den Rhein.
" IV u. V. Johann von Eyck und seine Nachfolger. 2 Theile.
" VII — IX. Gabriele. 3 Theile.
" XIII u. XIV. Die Tante. 2 Theile.
" XV u. XVI. Reise durch England und Schottland. 2 Theile.

erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Die dritte und vierte Lieferung erscheinen noch im Laufe des Jahrs.

Von obigen Subscriptionspreisen ist die erste Hälfte beim Empfange der ersten, die andere Hälfte beim Empfange der dritten Lieferung zu entrichten.

Leipzig und Frankfurt a. M., im Februar 1831.
F. A. Brockhaus.
J. D. Sauerländer.

---

[145] Literarische Anzeigen.

Bei A. Pichler's sel. Wittwe in Wien, sind erschienen und in Commission bei A. Liebeskind, Buchhändler in Leipzig, so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Nachstehende Werke
der Frau
Caroline Pichler, gebornen v. Greiner.

Friedrich der Streitbare.
Ein historischer Roman. 4 Theile, mit 4 prächtigen Kupfern. 8. 1831. Postdruckpapier. In Umschlag brosch. 6 Thlr.

Agathokles.
3 Thle. 1821. Mit 3 Kupfern. 8. Postdruckp. brosch. 4 Thlr. 12 Gr.

Die Belagerung Wiens.
Ein historischer Roman. 3 Thle. 1824. Mit 3 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 4 Thlr. 12 Gr.

Die Frauenwürde.
4 Thle. 1821. Mit 4 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 6 Thlr.

Die Schweden in Prag.
Ein historischer Roman. 3 Thle. 1827. Mit 3 Kupf. 8. Postdruckp. 4 Thlr. 12 Gr.

Die Wiedereroberung von Ofen
Ein historischer Roman. 2 Thle. 1829. Mit 2 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 3 Thlr.

Kleine Erzählungen.
I — IIter Theil. 1822 — 1828. Mit 11 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 16 Thlr. 12 Gr. Wird auch jeder Band einzeln abgegeben.

Die Nebenbuhler.
2 Thle. 1821. Mit 2 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 3 Thlr.

Die Grafen von Hohenberg.
2 Thle. 1820. Mit 2 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 3 Thlr.

Leonore.
2 Thle. 1820. Mit 2 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 3 Thlr.

Olivier.
1821. Mit 1 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Dramatische Dichtungen.
3 Thle. 1822. Mit 3 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 4 Thlr. 12 Gr.
Wird auch jeder Band einzeln abgegeben.

Gedichte.
1822. Mit 1 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Idyllen.
1821. Mit 1 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Prosaische Aufsätze.
2 Thle. 1822. Mit 2 Kupf. 8. Postdruckp. brosch. 3 Thlr.

---

[160] In 14 Tagen erscheint:

Special-Karte
des
Königreichs Polen
nebst einem Theile
von
Ostpreußen, Lithauen, Wolhynien, Galizien und Schlesien.
in 2 Blättern. Groß Real-Folio.
Preis 1 fl. 12 kr.

Außer den Städten, Flecken und Dörfern enthält diese Karte sogar alle Höfe, Mühlen, Forsthäuser ꝛc., so wie, nebst allen Post- und Landstraßen, auch alle kleinere Verbindungswege, welches derselben in Betracht des äußerst wohlfeilen Preises eine willkommene Aufnahme verschaffen wird.

Mannheim, den 24. April 1831.
Steindruckerei von Rudolph Schlicht.

Für Würtemberg nimmt Aufträge an und werden die Bestellungen besorgt durch die
G. Ebner'sche Kunsthandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 1.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 1.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungeu der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts" eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts" beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts" dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt" einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts."

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-" und „Literatur-Blatt", miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literatur-" und „Kunst-Blatts", würde also kosten . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-" und „Kunst-Blatts" ohne das „Morgenblatt" . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt" . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt" . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Schwerdt und Feder. Kanzone. 132. 133.
Herberge, von A. Stöber. 136.
Die Legitimität der Liebe, von Münch. 140.
An Karl Seydelmann, von W. Menzel. 142.
Das Reh, von Schnezler. 144.
Der Nektar, von P. A. P. 145.
Der Klingelbeutel, von A. Stöber. 147.
Die Schwedenschanze. 152.
Der Sänger, von Köstlin. 153.
Die hübsche Seilerin, von Simrock. 154.
St. German. 155.
Homonymen: Lager. 133. — Kammer. 145.
Räthsel: Hunger und Durst. 139.
Charade: Beilage. 151.

Romane und Erzählungen.

Die Kette. 134 — 137.
Die Minen von Kornwallis. 141 — 144.
Geisterglauben. 148 — 155.

Länder- und Völkerkunde.

Mittheilungen aus Sicilien. 142 — 148.
Sitten und Leben in den Pyrenäen. Vierter Abschnitt. 149 — 154.

Reisen.

Reisebilder vom Genfersee. Erster Abschnitt. 130 — 140.

Naturgeschichtliches.

Der ewige Sonnenschein. 131.
Ueber einige merkwürdige mexikanische Bäume. 140. 141.
Naturgeschichtliche Miszellen. 145. 155.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Miszellen. 130.
Der altfranzösische Reineke Fuchs, von Wolff. Erster Artikel. 138. 139.
Notizen über Benjamin Constant. 142. 143. 144.
Curiosa aus vorigen Jahrhunderten. 146.
Hebals Gesicht. 147.

Korrespondenz.

London. 130. 131. 132. 146. — Paris. 133. 134. 145. 146. 150. 151. 152. 154. 155. — St. Petersburg. 134. 135. 136. — Alexandrien. 137. 138. 139. — Frankfurt. 139. 140. 141. — Straßburg. 147. — Berlin. 148. 149. 150. 151. 152. 153.

Kunst-Blatt.

Nro. 41.

Nekrolog. Moriz Kellerhoven. — Aus England. (Beschluß.) — Die Statue Napoleons auf der Vendômesäule zu Paris. — Paris.

N°. 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Juni 1831.

— Du, der glänzenderen, der Schwester
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchflossen!
Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
Und dunklere, wild, tief grünenden Laubs voll;
Und Alpengebirg auch überschattet,
Uraltes, dich.

Hölderlin.

Reisebilder vom Genfersee.

Wir kamen aus Italien, das uns mit seiner Natur, seiner Kunst und seinen Erinnerungen einige Jahrelang festgebannt hatte. Am Lago maggiore nahmen wir Abschied von dem Zaubergarten und meinten, nun sey es mit aller Schönheit aus; Großes und Mächtiges könne man wohl in der Schweiz finden, nicht aber Reizendes. Dieser Meinung blieben wir auch jenseits des Simplon, ganz Wallis hindurch, wo oben die zwei hohen Gebirgswände, unten aber Niederung, dicke Luft, Mücken, beschränkte und häßliche Menschen, rauhe Sprache, Jesuiten und Cretins eben nicht geeignet waren, uns Rom und Florenz vergessen zu machen. Ja, in Martigny fühlte ich ein so peinliches Heimweh, daß ich zweimal drauf und dran war, meinen Ranzen zu nehmen und über den großen St. Bernhard nach Italien zurückzugehen. Die Pisse-Vache gefiel mir, Terni und Tivoli brachte sie aber nicht aus meinem Sinn. Erst auf der Brücke von St. Maurice wurde mir ein Bischen leichter ums Herz. Ein reicher, üppig mit Grün und Felsen behangener Dom über dem eng zusammengedrängten, schäumenden Fluß; dieß ist das schmale Thor, das aus Wallis ins Waadland führt. Dicht dahinter meint man, die Luft sey schon besser, der Himmel weniger grau, Land und Menschen schöner. Die hohen Berge treten hier so nah zusammen, daß sie das Thal gewiß ganz schließen würden, wenn sich die Rhone nicht gewaltsam einen Weg hindurch gebahnt hätte. Nun wird das Himmelsfeld größer, die Berge schieben sich immer weiter auseinander, ihr Abhang wird sanfter, die Felsen überziehen sich mit dem reichsten Grün; an die Stelle des dichten Schilfrohrs treten üppige Weizenfelder, und Luft, Erde und Himmel sind wie durch einen Zauberschlag verändert; es ist, als ob hier die Natur nach langer Trauer ihr Lächeln wieder fände. Dieß hat nothwendig einen großen Einfluß auf die Einwohner. Es liegt aber gerade in diesem schroffen Gegensatz zwischen dem Wilden und Rauhen von Wallis und dem offenen Reiz von Waad etwas gar Malerisches und Anmuthiges. Das müssen die Landschaftsmaler auch finden, denn sie kommen aus allen Weltgegenden hierher. Weiterhin stehen die hohen Mauern und Zacken der Diablerets, um die sich eine reiche Sagenwelt, wie ein Wolkenmantel, herumzieht. Die Riesenzähne, der Dent du midi und der Dent de Morcles schließen sich mit ihren herrlichen Felsenformen an. Nördlich ist der Horizont ganz unbegrenzt und zieht sich nach dem Genfersee hinüber.

Bei Bex liegen die Salinen, die einzigen in der Schweiz. Les fondemens heißt das vorzüglichste Werk, und es ist der Mühe werth, hinein zu gehen. Uns führte ein alter Soldat, voll Jugendmuth und waadländischer Waidlichkeit, überdieß eine wandelnde Schatzkammer von Landes- und Volkssagen, der uns mit seinen unerschöpflichen Erzählungen den langen und dunkeln Weg sehr kurz und freudig machte. Ein Stündchen von Bex, kurz vor dem Eingang in die unterirdische Salzwelt, kamen

wir durch ein gar liebliches grünes Thal mit mächtigen Baumgruppen. An einem herrlichen, reichsprudelnden Quell stand ein reizendes Mädchen und schöpfte Wasser in einen Krug. Es fiel mir nun auf einmal ein, daß ich müde sey und Ruhe bedürfe; ich sezte mich also dicht an der Quelle auf den grünen, schwellenden Boden und sah der lieben Sonne ins Gesicht. Dann wollte mich bedünken, ich habe Durst; ich bat sie also um ihren Schöpfnapf, um daraus zu trinken. Gleich füllte sie ihn und reichte ihn mir mit den anmuthigen Worten: „ich gäbe dem Herrn gern was Besseres.“ Ich weiß nicht, wie ich auf den Einfall kam, ihr auf diese herzlichen Worte ein städtisches, nach Paris riechendes Kompliment zu machen: „Sie könnten mir nichts Besseres geben, denn den Anblick Ihres Gesichts.“ Das verschnupfte sie ein wenig, denn sie hielt es für Spott, verzog das liebliche Mädchen und hob den vollen Krug auf den Kopf. Da stand ein ganz antikes Bild vor mir, eine Kanephore, wie es keine schönere gibt. Ich wollte eben wieder ein hübsches Kompliment auf die Beine bringen, da sah sie mich freundlich an und sagte: „Gott behüte Sie!“ und ging ihrer Wege. Lange sah ich der anmuthigen Gestalt nach und ertappte mich über dem Geständniß, daß ich in Italien nichts Schöneres gesehen. Es ist gewiß wahr, wenn es auf unserer verarmten und ausgearteten Erde noch einen Moment gibt, wo die Patriarchenzeiten und Sitten wieder wach werden, wo das Landleben seine Einfalt, seinen Frieden, seine Freude und seine Reinheit aus entlegener Vorzeit wieder bekommt, so ists gewiß an einem reichsprudelnden, klaren Quell unter uralten Bäumen. Und kann dem Müden, der da ausruht, etwas Liebliches begegnen, so ists ein schönes, einfaches Landmädchen, mit lang herunterhängenden Haarflechten, blendendweißen Zähnen, Unschuld auf Stirn und Wangen und offenes Lächeln um die Lippen. Und gibt es einen köstlichen Trunk in der Welt, so ists das Wasser, das sie dir in dem reinlichen Eimer darreicht und das du in langsamen Zügen trinkst, während dein Blick auf dem rosigen Gesicht und den blauen Augen des Mädchens ruht, das vor dir steht und auf ihren Eimer wartet.

So dachte ich noch, als wir bei dem Salzwerk ankamen. Die vorgetragenen Fackeln erinnerten mich an die Sybillengrotte am Ufer des Avernersees; derselbe enge, gekrümmte Weg. Aber die Phantasie schweigt hier, sie denkt nicht an Virgil, der vor fast zweitausend Jahren die alten unterirdischen Gründe besang, die jezt Räubern zum Aufenthalt und Schlupfwinkel dienen. Dafür bewunderten wir, was hier Fleiß und unermüdliche Beharrlichkeit geleistet haben. Denn hier sind die Gänge nicht in lockern, brüchigen neapolitanischen Tuff gehauen, sondern in Granit. Die dunkle Galerie hat viertausend Fuß Länge. Etwa in der Mitte ist eine Stelle, wo man nach oben sehen muß; da führt ein offener Gang hinauf, über dem man an hellem Mittag die Sterne sehen kann, und dieser Gang ist über sechshundert Fuß hoch, also bedeutend höher als der höchste Thurm. Mich hat dieser Anblick seltsam ergriffen, aus dieser Tiefe, wo die unterirdischen Wasser rauschen, aus diesem kompakten Dunkel tief in der Erde das heitere, lustige Sternflimmern zu sehen, und ich empfand recht lebhaft die Macht des Lichts auf das menschliche Gemüth. Weiterhin kamen wir zu dem großen Reservoir des Salzwassers, das auch ganz in Granit gehauen ist. Ein ungeheures Rad wird hier von einem starken unterirdischen Wasser in Bewegung gesezt, um das Salzwasser hinauf zu treiben. Man kann sich des Schauers nicht ganz enthalten, und unwillkührlich fällt einem Irions Rad in dieser Unterwelt ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Die folgende Stücke sind Proben des mit Allem spielenden französischen Witzes, und wenn er auch uns Deutschen nicht so vortrefflich dünken mag als den Franzosen, so unterhält es doch wohl den Leser, der schon so Manches à la française gethan hat, durch Geistesoperation den Witz vom Faktum zu sondern, was eine Hauptliebhaberei der großen Nation ist.

* * *

Man schreibt von der chinesischen Grenze: Ein Mitarbeiter des Morgenblatts, Professor Neumann, der in Paris und London chinesisch studirt hat und in Deutschland nicht gerne aus dem Stegreif über China schreiben möchte, ist glücklich hier angelangt und man hofft, ein Chinaman werde Gelegenheit genug haben, um die vielen Werke und Seltenheiten, die er aufkauft, nach Europa zu bringen. Um dieselbe Zeit ist ein Herr Holman eingetroffen, ein blinder Archäolog, der, zur größten Verwunderung der Einwohner von Canton, unsere Tempel und sonstigen Denkmäler in Augenschein nehmen will. Allerdings kann er sich hier durch Dolmetscher einen bessern Begriff von den sehenswürdigen Sachen verschaffen, als in der Ferne durch Vorleser oder als ein sehender Kunstforscher in Europa durch manche dort erschienenen Bücher über China. Ferner ist ein amerikanischer Theolog hier angekommen, der chinesisch lernt, um die chinesischen Atheisten zu bekehren, und endlich ein anderer Amerikaner, der auf den Schiffen bei Whampoa dafür sorgt, daß die gläubigen Seeleute keine Atheisten werden. — China ist leider noch immer abgeschlossen, und am wenigsten dürfen Studirende herein. Doch sind wir glücklicher, als die Bewohner manches civilisirten Landes: wir erfahren, was im Nachbarstaate vorgeht. Jezt geht dort nicht viel

Neues vor. Der alte Tozin, den Sie aus Reisebeschreibungen kennen, ist noch Ministerpräsident, troz aller Opposition. Immerhin hat er einen mächtigen Rivalen an dem Edelmanne Higau, dessen junge Schwester höhern Orts gut angeschrieben steht. Schon machen ihm alle Provinzialbeamten, wenn sie nach der Residenz kommen, ihre Aufwartung, und der Statthalter Cantons läßt von Zeit zu Zeit seine Visitenkarte bei ihm abgeben. Im Innern des Reichs ist also keine bedeutende Veränderung eingetreten; nur in Caschgar hat sich, wie Sie wohl schon auf direktem Wege über Rußland oder die Türkei erfahren haben werden, das Volk empört, und troz der kräftigsten Maßregeln ist es dort noch nicht ruhig geworden. Auch in der Gegend von Sching-ting-fu steht es übel; dem offiziellen Blatte zufolge sind daselbst durch Erdbeben, Hagel und Ueberschwemmung hunderttausend Menschen umgekommen. Aber noch kritischer sieht es auf der Insel Formosa aus. Schon seit einem Jahre ist das dortige Volk sehr unruhig, und die Regierung sah sich endlich genöthigt, ihre Zuflucht zu den Waffen zu nehmen. Man fürchtet, daß sich das revolutionäre Fieber über das Meer nach den Ostprovinzen verbreite; schon ist dort der Handel im Stocken und eine Unzahl von Arbeitern wandert nach Australien aus. Gibt es etwas Neues in Europa?

Von den Ufern des Schwanenflusses in Australien erhält man endlich ausführlichere Nachrichten über die bereits im Morgenblatte erwähnte Revolution (s. Nr. 64). Die Presse ist nicht Schuld daran. Es erscheint in der ganzen Ansiedlung, die eine Menge Städte enthält, nur ein einziges Blatt, Freemantle journal, in der Stadt Freemantle, wöchentlich einmal, handschriftlich, sehr theuer (drei Guineen für den Jahrgang, drei Schilling für eine Nummer), und englisch geschrieben; die Eingebornen verstehen also kein Wort davon und haben sich dennoch empört. Auch kann es keinem Engländer eingefallen seyn, die Australier zur Empörung zu reizen, die gegen die Engländer gerichtet ist. Die Oberhäupter der Wilden stiegen, wie früher erwähnt, auf die Bäume und hielten aufrührerische Reden. Die Eingebornen fürchten sich nicht mehr vor dem Flintenfeuer und haben mit ihren Speeren eine Menge Kolonisten niedergestoßen. Bei Abgang der Post war die Revolution immer noch nicht fertig. Auch in Van-Diemens Land ist eine ausgebrochen; es ist unmöglich, sich mit den dortigen Wilden zu verständigen, da man ihre Sprache nicht kennt, und wenn nicht eine unerwartete Hülfe anlangt, kann es zwischen den Kolonisten und den Eingebornen zu einem Vertilgungskriege kommen. Den lezten Nachrichten aus Hobarttown vom 11. September zufolge, war ein allgemeines Aufgebot an die Weißen erlassen worden, und der 7. Oktober wurde für eine entscheidende Schlacht festgesezt.

Ueber die ganze südliche Hemisphäre unsers Planeten scheint sich eine große Konspiration zu verbreiten. Auch die Nachrichten aus der ehemals Isle de France genannten Insel Mauritius sind nicht befriedigend. Dort ist eine Meuterei unter dem 99sten Linienregimente ausgebrochen. Den Anlaß soll eine Verordnung gegeben haben, kraft welcher die Sklaven nicht mehr geschlagen werden sollten. Als bald darauf ein Soldat zu Stockprügeln verurtheilt wurde, meinte ein Sergeant, die Weißen seyen so gut wie die Schwarzen. Deshalb wurden außer dem Sergeanten noch mehrere andere Soldaten durch ein Kriegsgericht zum Tode verdammt; es gab Unruhen, und der Gouverneur Sir Charles Colville nahm es über sich, das Todesurtheil nicht vollstrecken zu lassen. In diesem Augenblicke ging die Post ab.

Die englischen Blätter in Australien beklagen sich seit langer Zeit, die Franzosen wollen dort zu Lande Niederlassungen stiften. Wenn man ihnen Glauben beimessen darf, so wären mehrere Seefahrer, zulezt Hr. v. d'Urville (derselbe, welcher Karl X. nach England überführte), aus jenem Grunde nach der Südsee geschickt worden. Die Nummer der Sydney Gazette vom 6. Oktober will wissen, eine französische Korvette sey im Begriffe, an den Ufern der neuen Themse in Neuseeland eine Kolonie anzulegen. Ein Glück also, daß die Unterzeichner der Pariser Protestation zu Hause bleiben durften. Wenn man diese Leute nach den Inseln der Südsee deportirt hätte, welch Unheil würden sie auf einem so vulkanischen Boden angerichtet haben!

* * *

Wir geben noch einige Auszüge aus dem chinesischen Strafkoder. Wem es einfällt, die bestehende Regierung umzustürzen, den Pallast, Tempel oder Kirchhof des Kaisers zu zerstören, sowohl der Rädelsführer als die Helfershelfer, soll eines „langsamen und schmerzlichen“ Todes sterben, wobei es dem Nachrichter überlassen bleibt, seine ganze Einbildungskraft aufzubieten, um die Qual des Delinquenten zu verlängern oder zu steigern. Alle männlichen Anverwandten der Schuldigen, welche das sechszehnte Jahr erreicht haben, wo sie auch wohnen mögen, und sie mögen krank und alt seyn oder nicht, werden enthauptet. Sind sie aber noch nicht sechszehn Jahr alt, so werden sie als Sklaven unter die obern Staatsbeamten vertheilt. Das Vermögen der Bestraften fällt der Regierung anheim. Sogar die Kinder der Hochverräther sollen, wenn sie nicht sechszehn Jahr alt und ganz unschuldig sind, am Leben bleiben. Diese fallen dem kaiserl. Dienste anheim und werden in den äußern Gebäuden des Residenzgebäudes als Eunuchen angestellt.

Zu den Hochverräthern gehören auch die Anhänger der Associationen. Wer an einem Nationalvereine oder einer Brüderschaft Theil nimmt, ob er nun durch Bluttrinken

und Weihrauchbrennen eingeweiht seyn mag oder nicht, wird als Rebelle betrachtet; die Oberhäupter verlieren den Kopf und die andern werden verbannt oder kommen an den Pranger. Der Fall kann aber eintreten, daß man nicht weiß, ob ein Verein als Association oder aber als eine unschuldige Gesellschaft zu betrachten sey. Das Gesetzbuch sieht diesen Fall voraus. Wenn nämlich junge kräftige Leute in der Gesellschaft sind, so ist dieß ein unumstößlicher Beweis für die Strafbarkeit. Am strengsten ist man gegen die „Association von Himmel und Erde," d. h. gegen die Dreieinigkeitsgesellschaft. Man hat ihre Oberhäupter mehrmals hingerichtet, allein sie wird immer zahlreicher und hätte unter der Regierung des vorigen Kaisers beinahe der Herrschaft des „himmlischen Szepters der richtigen Mitte" ein Ende gemacht.

Das Sacrileggesetz in China ist eben so strenge wie früher in Frankreich. Wer irgend eine heilige Geräthschaft entwendet, wird mit dem Tode bestraft; deßgleichen wer im kaiserl. Kirchhofe einen Baum beschädigt.

Die großen Diebe hängt oder strangulirt man wenigstens... in China, die kleinen aber läßt man nicht laufen. Für einen Diebstahl, vierzig Unzen Silber an Werth, bekommt man achtzig Stockprügel. Beim ersten Diebstahl wird der Schuldige auf dem linken Arm, beim zweiten auf dem rechten gebrandmarkt und beim dritten strangulirt. Wie in Frankreich und anders als in England, wird derjenige, welcher seine Verwandten bestiehlt, nicht so strenge bestraft, als ein anderer Dieb. Stiehlt Jemand ein Pferd, und der ganze Stall folgt nach, so hat er blos für jenes Pferd zu stehen; ist es aber zufällig eine Stute, und das Füllen will sie begleiten, so hat der Dieb die Stute und das Füllen gestohlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Das Lever des Lord Kanzlers.

Unter dem Titel: des Lord Kanzlers Lever, enthält Campbells neues Magazin (the Metropolitan) einige interessante Skizzen. Lord Brougham hat den alten Gebrauch der Großkanzler von England, von Zeit zu Zeit Levers zu halten, wieder in Gang gebracht, und — zum Erstaunen Vieler — erschienen Männer dabei, die man, sowohl ihres Standes, als ihrer politischen Stellung wegen, im Hause eines Broughams nimmermehr erwartet hätte. Aber man ehrt in ihm seine hohe Würde und das Genie, welches dieser Würde neuen Glanz verleiht. — „Er hält seine Levers Sonnabends, und zwar, wegen seiner unendlichen Geschäfte, um die ungewöhnliche zehnte Abendstunde. Es war spät, als ich hinkam, und ich fand den ganzen Platz vor dem nicht großen Hause voll von Wagen. Der Kanzler, mit seinem Kaplan hinter sich, stand in einem einfachen Anzuge von schwarzem Sammt im Hofschnitte oben im Zimmer. Die Namen wurden am Fuße der Treppe angekündigt; Jeder ging vor dem Kanzler vorüber und bezeigte ihm seine Achtung. Die Anzahl der Besuchenden war so groß, daß es fast unmöglich war, irgend Jemand besondere Aufmerksamkeit zu schenken; sobald also ein Gast seine Verbeugung gemacht hatte, mischte er sich entweder unter den Haufen, oder entfernte sich durchs Nebenzimmer. Die Erzbischöfe und mehrere Bischöfe erschienen sehr früh und zeigten durch ihre Gegenwart, daß, wie groß auch der Unterschied der Meinungen zwischen ihnen und dem Kanzler seyn möge, sie ihn nicht als einen Feind der Kirche betrachten. Der merkwürdigste Gast war diesen Abend der Herzog von Wellington. Alle Anwesenden staunten, und selbst der Kanzler mußte sich wohl wundern, als man den Namen Sr. Gnaden nannte; ich zweifle, ob die beiden Männer je in einem Besuchzimmer beisammen gewesen waren. Ihre politische Laufbahn war, außer bei der Emanzipation der Katholiken, von jeher völlig entgegengesetzt, ja einige der bittersten Ausfälle Broughams waren persönlich gegen den Herzog gerichtet gewesen. Niemand kann läugnen, daß es edelmüthig vom Herzoge war, bei dieser Gelegenheit alle persönliche Rücksicht auf die Seite zu setzen und sowohl der Würde, als dem Manne seine Achtung zu bezeigen. Auch schmeichelte diese Aufmerksamkeit dem Kanzler, und er schüttelte dem Herzoge herzlich die Hand. Der Herzog hat nicht viel Herzliches in seinem Wesen, und seine trockenen, durch harte Anstrengungen abgemagerten Züge verziehen sich nicht leicht zu einem Lächeln; man bemerkte jedoch, daß diesmal sein Gesicht mehr Wohlwollen ausdrückte, als gewöhnlich; er ließ sich einige Minuten in ein Gespräch mit dem Kanzler ein und machte dann den hinzuströmenden Gästen Platz. Eine nicht viel unbedeutendere Figur im Saale war der Lord Advokat von Schottland. Brougham und er sind sehr alte Freunde und haben beide lange in demselben Fache der Literatur gearbeitet. Jener war sein Vorgänger in der Redaktion des Edinburg Review. Jeffrey sah sehr unbedeutend in seinem Hofkleide aus und schien sich nicht ganz behaglich zu fühlen.... Es folgten eine Menge Herzoge, Edelleute, Generale u. s. w., um die sich der Kanzler wahrscheinlich eben so wenig bekümmerte, als ich. Endlich meldete man den Sprecher (Präsidenten) des Unterhauses. Brougham und er traten sich wie warme Freunde entgegen, obgleich der Berührungspunkte zwischen beiden wohl sehr wenige sind. In Hinsicht auf Talent sind sie nicht zu vergleichen; doch ist es eine Frage, ob nicht der eine in seiner Art ein eben so großer Mann ist als der andere. Ich erinnere mich nicht, wie und was der Sprecher war, ehe er zu der Präsidentenwürde gelangte, aber ich weiß wenige Stellen, welche mehr Takt und Geschicklichkeit erfordern, und diese beiden Eigenschaften besizt der Sprecher in hohem Grade; mit einer Heiterkeit, welche nichts zu trüben vermag, verwaltet er sein Amt; seine Ruhe verläßt ihn zu keiner Zeit. Das Unterhaus ist eine störrige Versammlung, läßt sich aber gerne von ihm lenken, und er wird bei jeder Gelegenheit kräftig unterstüzt. Brougham selbst war einer der feurigsten Geister in jener feurigen Welt; aber ein Wort vom Sprecher pflegte ihn im Augenblick zur Ruhe zu verweisen. Neben andern vortheilhaften Eigenschaften hat er eine weiche, tieftönende Stimme, welche dem Ruf zur Ordnung den Stachel der Bitterkeit nimmt. Ich hörte ihn mit dem alten Herrn Wilhelm Smith sprechen, welcher seit einigen Jahren aus dem Parlament ausgetreten ist, aber zu seiner Zeit der Patriarch des Hauses war. Er erzählte ihm, es habe sich seit seinem Austritt dort wenig gebessert: längere und häufigere Reden, spätere Stunden und weniger Abstimmungen; er selbst sey acht Tage und Nächte lang nicht aus dem Unterhause weggekommen; die Versammlungen haben fortwährend von drei Uhr Nachmittags bis um drei oder vier Uhr Morgens gedauert, und dann sey es an die Geschäfte in den Ausschüssen gegangen. Die Arbeit sey so groß gewesen, daß sie kein Mensch lange aushalten könnte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Juni 1831.

— Du Labyrinth,
Das dunkel uns, sich ganz von Lichte webt,
Und nur zu göttlich hell, uns dunkel wird!

Herder.

Der ewige Sonnenschein.

Herrschels lezte Forschungen haben uns eine neue, überraschende Aussicht in den Weltraum geöffnet; der große Astronom enthüllt uns am Himmel einen ungeheuren Reichthum von Sternsystemen, die vorher für uns nicht vorhanden waren, er zeigt uns verhältnißmäßig kleine Räume von unzähligen leuchtenden Sternen erfüllt; was in unserer Nähe und der Umgebung der Sonne nur mit Himmelsluft erfüllt ist, oder mit dem Dunst von Kometen, die kaum ihrer Existenz sicher sind, das erscheint dort als der freie Spielraum unzähliger Sterne, die sich umschwärmen.

Die Leser sind wohl durch frühere Aufsätze über die Herrschelschen Sternschwärme in diesen Blättern genugsam unterrichtet, daß sie uns folgen können, wenn wir einige Betrachtungen daran anknüpfen.

Wir wollen uns in das Innere eines solchen Sternhaufens begeben und eine kleine Wanderung durch den Himmel machen. Wir erheben uns demnach über die Sandbank von Sternen, auf der wir uns befinden und die uns als Milchstraße erscheint; wir wenden uns gegen einen Pol derselben, wohin unzählige Sternhaufen liegen; wir wandern am Arctur vorbei; unsere Milchstraße wird kleiner, ihre Sterne drängen sich immer näher, sie nimmt an Licht ab, während der nächste Sternhaufen immer glänzender wird; wir betreten seinen ersten Stern: vor uns, gegen seine Mitte zu, erglänzen uns Hunderte von Sternen, die den Glanz der Sterne erster Größe, die wir hier sehen, weit übertreffen; wir sind in seinem Mittelpunkt angekommen, und befinden uns in einem ewigen Sonnenschein. Nirgends ist ein dunkler Himmel; alles ist Licht, nirgends Schatten, Tag oder Nacht; es ist, wie wenn das Licht blos für sich selbst da wäre und sich an sich selbst ergözte. Wir sehen nichts mehr mit leiblichem Auge, denn nur Licht und Finsterniß im Streite sehen wir hier; dort ist die wahre Ewigkeit und keine Zeit, denn Tag und Nacht macht hier unsere Zeit, und die Bewegung der Lichter am dunkeln Himmel. Um dem Leser den Anblick, den wir in einem solchen Herrschelschen Sternschwarm haben, noch auf eine andere Weise deutlicher zu machen, stelle er sich, etwa wie träumend, vor, in einer sternhellen Nacht, wo sein Auge noch die Sterne in zwölffacher Siriusweite erreicht, vor, das gesammte Sternenheer rücke allmählig von allen Seiten auf ihn herein, unmerklichen Schritts Anfangs; es däucht ihm, das Sterngewimmel werde allmählig größer, dichter, immer neue Lichter zünden sich an, die Sterne werden heller, und die 14,000 zwölfter Größe, die er zuerst kaum sah, werden so hell wie Sirius; er ist nun in einem ewigen Sonnenschein, und die Kraft seines Auges muß sich in sich selbst zurückziehen.

Solch ein ewiger Sonnenschein, der sich, wenn Sterne Sonnen sind, wirklich im Herrschelschen Sternschwarm entwickelt, und was noch mehr ist, die damit verbundene ewige Sonnengluth, wäre überhaupt nach der Ansicht

von Olbers *) in der Weltschöpfung unvermeidlich, wenn sie unendlich wäre und durch die ganze Unendlichkeit hinaus, entweder gleichförmig oder nicht gleichförmig, Sterne oder Sternhaufen erschaffen und ausgetheilt oder ausgestreut wären, und die Natur nicht auf andere Weise Vorsorge getroffen hätte, diesen ewigen Brand zu löschen. Die Sache ist mathematisch ganz richtig: nämlich wenn die Welt unendlich mit Sternen ausgestattet ist, so trifft gewiß jede Linie, die wir von unserem Auge in die unendliche Himmelskugel ziehen, auf einen Stern; folglich ist Stern an Stern gedrängt, und der Himmel ist ganz mit Sternen fest vermauert, und kein Lichtstrahl kann mehr herein. Nun weiß man aus der Optik, daß die Sterne überall, in welcher Tiefe oder Entfernung sie betrachtet werden, gleich hell (nur größer oder kleiner) erscheinen; also ist der Himmel wirklich und wahrhaft mit Sternglanz erster Größe überall bedeckt und überzogen. Aber wohl uns, daß doch die Natur die Sache anders eingerichtet hat; wohl uns, daß nicht jeder Punkt des Himmels Sonnenlicht und also Sonnengluth auf uns herabsendet.

Welches ist nun das Geheimniß der Natur, um uns vor diesem Zustand zu bewahren und den Bestand ihrer Schöpfungen zu sichern? Sie hat die Unendlichkeit mit dem finstern Aether erfüllt; er verschlingt das Licht, er trübt und hemmt dasselbe. Die Helligkeit der Sterne oder des Lichts nimmt sehr langsam in einer geometrischen Progression ab **), wie die Entfernung in einer arithmetischen zunimmt; wie es die Natur der geometrischen Reihe mitbringt, so wird die Helligkeit in größern Entfernungen immer schneller und schneller abnehmen, das Verschlingen des Lichts immer größer, und für einen Stern in der Entfernung von 30,000 Siriusweiten ist unser Auge völlig verschlossen, er ist völlig dunkel, denn sein Licht ist über siebenhundert Tausendmal schwächer als der Himmelsgrund, beschienen vom Vollmond, auf welchem die Sterne sechster Größe verschwinden.

Wir wollen nun die Bewohner unserer Herrschelschen Sternschwärme, die Vertrauten des ewigen Sonnenscheins, besuchen. Sie bewohnen ihr System von eng gedrängten und gleichförmig ausgestreuten Sonnen, und ihnen hilft gegen den ewigen Sonnenschein und Sonnenbrand der unersättlich verschlingende Aether nicht; denn ihr ganzes System hat nur den Durchmesser des Zehntheils einer Siriusweite. Für diese Glieder des Weltalls hat die Natur nicht gesorgt, und doch sind unzählige derselben am Himmel; sie scheint ihren Maaßstab nur aufs Ganze berechnet und ihre Vorsicht nicht auf die einzelnen Individuen gerichtet zu haben.

Wenn wir immer noch das Gesetz gleichförmiger Vertheilung der Bildungen durch die ganze Unendlichkeit von Sternen oder Sternhaufen annehmen, so ist immer die ganze Helligkeit, welche über den Himmel ergossen ist, von allen unendlich vielen Himmelssystemen ausströmend, 2000 Mal so groß als die Helligkeit der um uns zunächst erglänzenden Lichter, z. B. bei unserm System (wenn es gleichförmig in der Vertheilung seiner Sterne gebaut wäre) zweitausendmal so groß als der Glanz der zwölf Sterne erster Größe. Nun kann man wohl die Durchmesser der Sterne erster Größe zu $\frac{1}{20}$ Sekunde annehmen; woraus sich ergibt, daß die ganze über den Himmel ergossene Helligkeit vierundfünfzighunderttausendmal kleiner ist als die Helligkeit der Sonne, aber doch noch fünfzigtausendmal größer als die vom Vollmond über den ganzen Himmel ausgegossene Helligkeit, bei der die Sterne sechster Größe verschwinden. Also ist immer noch eine bedeutende Lichtmasse übrig, welche der unendliche, mit Aether erfüllte Raum nicht verschlingt. Dieser unverschlungene sowohl, als der immer noch zu verschlingende Ueberfluß an Licht müßte in der That endlich die Nacht selbst sättigen, und durch das immerwährende Ausstrahlen würde endlich die Welt in einen ewigen Sonnenschein gehüllt. Demnach ist die Vorsicht der Natur, um uns von dieser Lichtüberschwemmung zu bewahren, doch nicht vollständig; sie muß den immer verschlingenden Aether wieder entladen, oder ihn zerstören und einen neuen schaffen, der wieder mit frischer Kraft verschlingt.

Dem Mathematiker sind allerdings, nach seinem System, das Nichts und das Unendliche verwandt und aus einerley Stamme; denn das Nichts, wenn es sich ohne Ende fort ins Unendliche wiederholt, bringt bei dem Mathematiker jedes Endliche hervor, jede endliche Größe; nun könnte man sagen: jede endliche Kraft könne entstehen, wenn sich die Kraft Null ohne Ende fort unendlichmal zu sich selbst addirte. Für die Mathematik ist jedes Endliche jedem andern gleich: ob das Licht, das vom Fixstern ausstrahlt (welches eine endliche Kraft ist) die Sphäre von 60,000 Siriusweiten durchläuft, oder von einer Million, es ist immer noch endlich, immer noch da, immer noch endliche Kraft; es verschwindet erst dann, wenn es die unendliche Sphäre an ihrer Gränze, die aber nirgends ist, erreicht hat.

Für den Physiker oder die geistigere Betrachtung verhält es sich anders. In die Schranken der endlichen Entfernung, der Gestalt, der Bewegung sind alle Wesen eingeschlossen und eingeschränkt. Es mag sich Jemand rühmen, wie er will, daß er mit seinem Geist an die Grenzen des unendlichen Raums gedrungen sey, er täuscht sich, er mag noch so viele Worte darüber machen. Wie soll nun das Endliche, Leibliche vermögen, was der Geist nicht vermag? Die Kraft des Lichts erlischt, nach der Natur des Endlichen, in einer gewissen Entfernung; es wirkt

*) Bodes Jahrbuch für 1826. Ueber die Durchsichtigkeit des Weltraums.

**) Der Exponent dieser Reihe ist nur um vierundfünfzig Hunderttausendtheile kleiner als die Einheit.

nicht mehr auf ein endliches Auge, daß dieses dasselbe erblickt, es wirkt nicht mehr auf ein Wesen der Erde, sey es Pflanze oder Stein, daß es dasselbe fühlt; es ist wahrhaftig für ein anderes endliches Wesen nicht mehr vorhanden, nicht mehr da, und ist durch keine endliche Vervielfältigung ins Daseyn zu rufen.

Nicht in den unersättlichen Schlund eines feindseligen Zerstörers begräbt die Natur ihre verschwendeten Kräfte, um den Bestand des Ganzen zu retten; ihre ursprünglichen Gesetze sind für die Erhaltung des Ganzen in sich selbst nothwendig; der ewig finstere Weltäther verdunkelt nicht das überflüßige Licht, es schreibt sich selbst die Gesetze, wie weit es vordringe, um dem Leben des Ganzen zu dienen. Pfaff.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Es war mir recht wohl zu Muth, als wir wieder aufwärts gingen und nach einer guten Stunde das Tageslicht in den dunkeln Gang zu rieseln begann. Wenn man herauskömmt aus der starren Nacht und den harten, engen Granitwänden, ists, als kehrte man zum Leben zurück, zumal man da gleich in ein wunderliebliches Thal tritt. Da liegt das Dorf Gryon zwischen zwei artigen Flüßchen die Anhöhe hinan. Hier sahen wir etwas gar Sonderbares, das mir noch nie vorgekommen. Als wir aus der Höhle traten, war es windstill. Auf einmal erhob sich Ostluft und zerstiebte die einzelnen, an den Bergen herumziehenden Wolken in dicken Nebel, der sich nun ganz herunter ins Thal senkte und alle Gegenstände so einhüllte, daß wir nichts sahen, als uns selbst. Es war als fluthete rings um uns her das Meer. Bald darauf kam ein Windhauch von Westen und rollte den Nebelvorhang mit derselben Schnelligkeit wieder auf, gerade wie auf der Bühne, so daß wie durch eine Zauberbewegung die ganze schöne Landschaft von Neuem erschien. Es lag in der ganzen Phantasmagorie wirklich etwas Feenartiges. In zwei Stunden wiederholte sich die sonderbare Erscheinung wohl zehnmal. Es war, als hätten alle Berg- und Luftgeister bei dem Wunder zu thun, so rasch wechselte die Dekoration. Im Dorf Gryon war fast Niemand zu Haus. Im Sommer ziehen die Einwohner auf ihre große Alp auf dem Taveyannaz und bleiben da bis zum Herbst. Da uns viel von dem Berg und seiner Schönheit gesagt worden war, so beschlossen wir, die angeblichen drei Stunden daran zu wenden und hinaufzugehen. Es waren indessen vier gute Stunden; die Zeit wurde uns aber durch die üppigen Thäler und Anhöhen nicht lange, und ich gestand mir nach und nach, das solch schwellendes, frisches Grün und solch reiche Vegetation in Baum und Gras nirgends in Italien zu finden sey. Endlich gelangten wir auf die Anhöhe, wo die Grionna herunter kömmt. Da liegen mehr denn sechzig Sennhütten auf der Alp zerstreut, einige einzeln, die andern in Gruppen. Viel hundert Kuhglocken klangen harmonisch um uns her, dazwischen der Gesang der Senner, das Gebrüll der Kühe, der Hunde Gebell. Lezteres sagte den Leuten, daß sich etwas Fremdes nahe, und kaum erkannten sie in uns Reisende mit ihrem Führer, so eilten sie herbei. Alte Leute, Frauen, Kinder, junge Mädchen und tüchtige Senner umringten uns, und Jedes gab sich Mühe, daß wir mit ihm gingen und bei ihm einkehrten. Jeder wollte etwas Besseres haben, bessere Wohnung, bessere Pflege, besseres Essen, und es war ordentlich, als wenn sie böse auf einander würden und sich im Ernst stritten. „Ich habe eine junge Ziege,“ sagte einer und zog mich am Rocke, „die will ich gleich braten;“ — „ich habe,“ so sagte ein anderer und nahm mich beim Arme, „gestern ein Murmelthier geschossen, das ist was anders, als so eine armselige Ziege.“ Und ich glaube, beide Prätendenten wären hinter einander gekommen, wenn ich mich nicht mit dem Vorschlag darein gelegt hätte, sie sollen Zicklein und Murmelthier zusammenthun und wir wollen es dann gemeinschaftlich verzehren mit Weib und Kind. Das gefiel ihnen, und nun machte sich alles auf die Beine: der brachte Käse, ein Mädchen Butter, ein anderes Rahm, der Brod, ein Mütterchen gesalzenes Fleisch, eine junge Hausfrau Eier; am meisten machten sich aber die Mädchen zu thun. Alles wurde auf einer offenen Stelle ins Gras gesezt. Aber dazu waren die Leute nicht zu bringen, daß sie mit uns aßen; all diesen Ueberfluß hatten sie nur für uns hergebracht, und sie stellten sich in lieblichen Gruppen um uns her. Glücklicherweise hatten wir im Ranzen unsers Führers eine Flasche alten Kirschgeist und Wein; damit ging ich umher; den Männern mundete beides recht gut, die Frauen und Mädchen aber schnitten schreckliche Gesichter bei meinem trefflichen Burgunder, und nur ihre Gutmüthigkeit hinderte sie, ihn wieder auszuspucken. Dann mußten wir alle Sennhütten besuchen, die kleinsten wie die größten, die ärmlichen und stattlichen. So brachte man uns auch zu dem Vorsteher der Alpgemeinde; es war ein schöner Greis von siebenzig Jahren; weiße Haare und ein langer Patriarchenbart flossen um sein freundliches Gesicht. Er leitet die Sennrepublik mit Rath und Ordnung, so lange sie auf dem Taveyannaz ist. Seit fünfzehn Jahren wurde er jeden Sommer von Neuem zum Syndik gewählt, und es lebt wohl in Europa kein Fürst, dem sein Volk mit so viel Achtung, Vertrauen und Liebe zugethan wäre. Es lebt aber auch kein geborner Fürst, der solche Huldigung verdiente. Glücklicher Freistaat, ohne Leidenschaften, ohne Ehrgeiz, ohne Oben und Unten, ohne Reich und Arm, ohne Eitelkeit und ohne Laster! Wenn das

tausendjährige Reich je über die Welt kommt, so muß es der Senngemeinde auf dem Taveyannar gleichen. Wir schieden ungern und nicht ohne Wehmuth von den guten Menschen. Als wir ihnen für ihre gastliche Aufnahme dankten, sahen sie uns groß an, und mein Vetter Bernhard, der in der Tasche nach kleinem Geld herumsuchte, um es ihnen zu geben, zog still die Hand wieder zurück. Man begleitete uns weit. Als wir wieder allein waren, suchte ich in meinen Erinnerungen an Italien nach etwas Aehnlichem, und ich war auch so glücklich, es zu finden. Wer die Reise von Rom nach Neapel gemacht hat, weiß, was Fondi ist. Auch hier reißen sich die Leute um Dich, auch hier treten sie in dichten Gruppen um Dich her, auch hier ist die Natur wunderschön.

Es war erst unser Vorsatz gewesen, von Ver gleich nach dem Genfer See zu reisen; aber alle Leute, die wir sprachen, machten uns große Lust nach dem Pays d'en haut, nach den Gegenden der Diablerets und dem Ormondthal, so daß wir beschlossen, dahin vorerst einen Ausflug zu machen. Deshalb wandten wir uns vom Taveyannar nicht zurück nach Grijon, sondern immer aufwärts, den Lauf des Avançon entlang. Eine Zeitlang gings noch durch Felder und Wiesen; dann kamen Baumgruppen zwischen Felsen, die von den benachbarten Bergen herunter gekommen waren; doch hatte sich schon dünnes Erdreich über den Granit gezogen, und aus seinen Fugen wuchs manche Blume, mancher Gras- und Moosbüschel heraus. Zwischen den dunkeln Bäumen sahen diese bewachsenen Felsblöcke gar sonderbar aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Reform.

Die Reformfrage ist noch immer an der Tagesordnung, und wird es bleiben, bis sie vom Parlamente zur Zufriedenheit der Nation gelöst ist. Was bisher in dieser Sache von der Legislatur geschah, war blos eine Art von Prolog oder Exposé, wobei die Partheien sich schroffer absonderten, als seit vielen Jahren. Seitdem Canning erster Minister geworden war und mit ihm die gemäßigten Tories die Politik der Whigs annahmen, fanden leztere so wenig zu opponiren, daß man zu glauben anfing, die Partheien seyen für immer so ziemlich in einander verschmolzen, man streite sich nur gelegentlich noch um eine oder die andere einzelne Maßregel, aber über Grundsätze sey man ganz einerlei Meinung geworden. Doch schon bei der Emanzipationssache der Katholiken fing dieser Traum an zu verschwinden; während die Whigs dem Herzog von Wellington diese große Maßregel, für die sie länger als zwanzig Jahre vergeblich gestritten, durchführen halfen, stellte sich ein Theil der Tories, seiner alten politischen Freunde, ihm feindselig gegenüber, und zeigte sich im Unwillen über das, was sie eine Aufopferung guter Grundsätze nannten, bei jeder Gelegenheit bereit, seiner Verwaltung ein Ende zu machen, müßte solche auch ihren Erzfeinden, den Whigs, in die Hände fallen. Zu Lebzeiten Georgs IV. war dies jedoch nicht thunlich; aber kaum hatte dieser die Augen zugethan, so trat bekanntlich auch jene Veränderung im Kabinette ein, welche für England, so wie für ganz Europa bereits die wichtigsten Folgen gehabt hat; und diese Veränderung ward vorzüglich durch die Vereinigung jener Parthei mit der allmählig wieder zur regelmäßigen Opposition gewordenen Whigparthei herbeigeführt. Als aber bald der Reformplan mit seinen herben Clauseln entwickelt ward, da eilte wieder alles, was je den Namen Tory getragen (mit Ausnahme der wenigen persönlichen Freunde Cannings, welche früher die Liverpoolsche Verwaltung unterstüzt hatten), zusammen und bildete im Verein mit denjenigen Whigs, welche schon früher zu Wellington übergetreten waren, so wie derer, welche bei der Bildung der neuen Verwaltung sich hintangesezt glaubten, derer, welche persönlich bei der Reformation zu verlieren fürchten, und endlich der wenigen, welchen die Maßregel in allem Ernste revolutionär dünken mag, eine so furchtbare Opposition, daß die Regierung nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Sache durchzusetzen, das Unterhaus auflösen mußte. Wir haben hier oft über das ungeberdige Wesen gespottet, das sich die französischen Kammern häufig haben zu Schulden kommen lassen; jezt sah man ähnliche Auftritte in unsern beiden Parlamentshäusern; ja die Pairs waren wo möglich noch wilder, als die weniger geschliffenen Mitglieder des Hauses der Gemeinden, und die Leidenschaften waren so aufgeregt, daß es noch fortbrauste, als der König schon die Stufen des Thrones betreten hatte, von dem er die den Tories so furchtbare Auflösung verkündigte, ja daß ein Graf dem Könige bedeutungsvoll zurief: „Gott erhalte die Krone!" Er wollte sagen, wenn nur die Verfassung erhalten wird, so mag die Person des Königs, der sich mißleiten läßt, zu Grunde gehen. Mit welcher Freude aber diese Maßregel im ganzen Lande aufgenommen worden; wie sie in vielen Städten, und besonders in London, als ein Triumph des Volks durch allgemeine Beleuchtung gefeiert wurde; wie die Wenigen, welche nicht beleuchten wollten, sich ruhig die Fenster einschlagen ließen und sich auf ein altes Gesetz verließen, nach welchem die Grafschaft den durch einen Volksauflauf verursachten Schaden ersetzen muß, aber zu ihrem Schrecken entdeckten, daß bei der neulichen Abänderung und Vereinfachung der Gesetze die hierauf Bezug habende Clausel aus Versehen so ausgedrückt worden ist, daß aller Wahrscheinlichkeit nach aller Schaden auf sie selbst fällt — alles dieses ist Ihren Lesern wohl sattsam aus den Zeitungen bekannt. — Geld hat zwar zu allen Zeiten bei unsern Wahlen viel gewirkt, wenn auch nicht immer zu unmittelbarer Bestechung, doch zur Herbeischaffung der von dem Orte der Abstimmung entfernt wohnenden Wähler, welche meistens auch so wenig Gewissenhaftigkeit haben, daß sie, wo nicht eine wichtigere pekuniäre Rücksicht bei ihnen vorwaltet, jedem ihre Stimme zu geben bereit sind, der ihnen zuerst eine bequeme und zechfreie Reise, oft mit Frau und Kindern, anbietet. Auch bei dieser Gelegenheit hat es nicht an solchen Wählern gefehlt; aber verhältnißmäßig waren sie selten; die Journale (von denen die meisten und besten auf der populären Seite sind) rührten alle Gemüther auf, und fast jeder Einzelne nahm Parthei.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Juni 1831.

> Wenn sie auch einmal im Ringen auf die Schulter taumelten,
> Pflegten sie sich abzuschütteln und, verläugnend ihren Fall,
> Rangen sie mit Macht von Neuem.
>
> Aristophanes.

Schwert und Feder.

Tenzone.

Streitende: Wilhelm Wackernagel und Karl Joseph Simrock.
Richter: Adelbert von Chamisso.

Wilhelm.

Joseph, nun zieh' ich vor dein Haus
Und schlag' an's Thor und rufe dich zum Streit heraus:
Freund Joseph, komm und sey zum Kampfe wacker!
An meiner Hüfte klirrt das Schwert,
Und munter weht die Fahn' am Schaft, es schnaubt das Pferd
Und drückt den Huf unruhig in den Acker.
Wer unterliegt, der zürnet nicht, leicht tröstet sich Jedweder,
Warf Freundes Arm ihn auf den Sand.
Ich frage dich, antworte du und sprich zur Hand:
Ist mehr das Schwert zu ehren, mehr die Feder?

Joseph.

Ich öffne, Wilhelm, dir das Thor;
Da stehst du unberitten und zu Fuß davor,
Es schnaubt kein Roß, es klirren keine Sporen;
Nicht Schwert noch Lanze gibt's zu sehn,
Nur eine Fahn' am Schaft der Feder seh' ich wehn;
Sie reitet auf dem Sattel deiner Ohren.
So hast du, seh' ich sonnenklar, der Feder dich ergeben
Und sprichst dem Dienst des Schwertes Hohn:
Das Gastrecht schützet dich, sonst lehrt' ich dich zum Lohn
Das Schwert verehren, dem die Reiche beben.

Wilhelm.

So lobe du den grimmen Sturm,
Wo auf den Menschen Feuer speyt der gift'ge Wurm
Und manchen Frühling vor der Frucht beendigt;
Wo höhnisch sich das Eisen rächt,
Daß ihm der Mensch geboten hat: „Nun sey mein Knecht“
Und seinen Trotz mit Feuersglut gebändigt.
Ich lobe mir die goldne Zeit, wenn aus des Krieges Brünsten
Verschönert Stadt um Stadt ersteht,
Harmlos das Schwert als Sens' und Pflug zu Felde geht:
Dem Frieden Lob und Lob des Friedens Künsten!

Joseph.

Den Frieden dankst du nur dem Schwert,
Das dort den Feind des Staates Grenzen achten lehrt,
Hier niederzwingt der Meuchler freche Rotte,
Und wenn Gewalt das Haupt erhebt,
Die Tyrannei im selbstgeschürften Grab begräbt:
Sonst würde Freiheit und Gesetz zum Spotte.
Als gegen Volkes Recht und Heil Verräther sich verschworen
Und ihre Feder Unbill schrieb,
War's nicht das Schwert, das sich erhob und sie vertrieb?
Drum hab' ich mir das Schwert zur Braut erkoren.

Wilhelm.

Wohl war's das Schwert, das Wunden schlug,
Das weit durch's Land der Freiheit frischen Odem trug
Und neue Flammen weckt' aus morschem Zunder;

Doch die es wüthig ausgetheilt,
Hat je das Schwert die Wunden wieder zugeheilt?
Nur Peleus Speer vollbrachte solche Wunder.
Wer pflanzet auf das heil'ge Grab gefall'ner Kriegesschaaren
Des Oelbaums friedliches Geschlecht?
Die Feder ist's. Die Feder gibt der That das Recht,
Und das Gescheh'ne macht erst sie zum Wahren.

Joseph.

Wenn dich das Schwert im Kampf berührt,
So ehrt es dich so hoch als Jenen, der es führt,
Und Ehre wird der Balsam deiner Wunden.
Doch wem die Feder Wunden schlug,
Wem tückisch Ehr' und Ruf beschmizt ein Federzug,
Wär' nicht das Schwert, so könnt' er nie gesunden.
In Schande kann die Feder nur des Schwertes Großthat wandeln,
Wenn ihre Galle sie beklekst.
Wo bleibst du, Mannheit? Weh, das Heer der Schreiber wächst,
Und seit man schrieb, verlernte man zu handeln.

Wilhelm.

Siehst du, wie stark die Feder ist?
Wie siegsgewiß sie mit dem Prahlhans Schwert sich mißt,
Gewandte Klugheit mit der plumpen Stärke?
Zehn Jahre fraß nie satt das Schwert,
Und Troja stand. Da kam die List und schuf das Pferd,
Und Troja fiel unkriegerischem Werke.
Was Ajar nicht, Achilles nicht mit aller Kraft vollbrachten,
Ulysses that's, die Schlauheit that's;
Ein ewig Lied gedenket ewig seines Raths:
Und an dem Kiel willst Schlauheit du verachten?

Joseph.

Schmückt sich die Feder mit Verrath,
So rühme sich das Schwert der echten Heldenthat:
Oft hat die Kraft der Arglist Trotz geboten.
Als Philipps Sohn die Perser schlug,
Wohl hätte gern die List gehemmt des Siegers Zug;
Doch Alexanders Schwert zerhieb den Knoten.
Sie feilschten um die Freiheit Roms; doch als nun Schwert und Scheide
Der Gallier in die Schaale warf,
Das mahnte sie, wie viel ein Römer dulden darf:
Da galt das Eisen mehr als Goldgeschmeide.

Wilhelm.

Sind Wagschaalen dein Gewähr?
Nun wohl, so weiß ich noch ein hübsch Geschichtchen mehr
Von einem Stein, den Alexander wägte.
Es war ein Steinchen, klein und fein;
Jedoch, wie viel man Gold auf Gold und Stein auf Stein
Und Eisen in die andre Schaale legte,
Doch wog das kleine Steinchen mehr und hob sich nicht ein Härchen.
Nun legte man dagegen nur
Ein Körnchen Erd', ein Federlein: o weh, da fuhr
Der Stein empor. Das ist ein deutlich Mährchen.

Joseph.

Das Mährchen ist nicht allzuklar;
Doch daß die Feder allzuleicht, ist offenbar,
Denn mit ihr spielen alle Himmelswinde.
Wie sie ein Hauch von dannen trägt,
So ist sie auch zu Lieb' und Haß gar leicht bewegt,
Und mit den Farben wechselt sie geschwinde.
Vertrauend auf den alten Spruch, daß Lettern nicht erröthen,
Hielt manche schon das Gold so lieb,
Daß sie in einem Athem für und wider schrieb;
Das thut kein Schwert, wie viel sie Schätze böten.

Wilhelm.

Wie glücklich unsre Zeit doch ist,
Daß man in ihr der schlimmen Schäden ganz vergißt,
Woran die Zeit der Väter schmerzlich krankte;
Wo sich für Gold das Schwert verdang,
Wo golderkaufte Treue ging den Todesgang,
Wo golderkaufte Treue zaghaft wankte;
Wo man das Blut, das Gott gehört und das dem Vaterlande,
Auf fremdem Feld zu Markte trug;
Wo, je nachdem die vollre Schaale niederschlug,
Zu Schanden ward die Treu, zur Treu die Schande.

Joseph.

Das ist vergessen und gesühnt.
Seit nur zum Kampf der Ehre sich das Schwert erkühnt
Und theurem Recht die scharfe Klinge weihet,
Seit jeder Bürger zieht in's Feld,
Für eignen Herd und Weib und Kind dem Feind sich stellt,
Soldatenstand, bist du gebenedeyet.
Ja dir gebührt der Ehrenpreis vor allen andern Ständen:
Du kämpfest nicht um schnöden Sold,
Die Saat der Felder, die du schirmst, das ist dein Gold,
Und heilig ist das Schwert in deinen Händen.

(Der Beschluß folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Höher hinauf wurden die Felsenzüge höher, stärker und kühner. Die Vegetation verlor ihre Ueppigkeit und immer nackter wurden die Wände. An einer etwas freieren Stelle sagte unser Führer: „hier versteckt sich der Jäger hinter die Felsen, um die Gemsen zu erlauschen, die da zwischen dem Gestein nach dem spärlichen Gras gehen; hier hört man das Pfeifen ihrer Wachen und gewahrt die Vorposten der Murmelthiere, die sie ausstellen,

wenn sie aus ihren Höhlen gehen wollen; hier läuft der weißliche Wiesel, der, wenn er läuft, mit seinem langen und schmalen Körper, auf ganz kurzen Beinen, aussieht wie eine Schlange; hier kommen zur Sommerszeit die Ortolane aus Welschland her, hier endlich ist der König der Alpenschmetterlinge, der glänzende Apollo zu Haus, und da oben ist der Felsen des Wilden." Dabei zeigte er uns über unsern Häuptern eine Felskuppe, an der eben einige leichte Wolken vorüberzogen. Ich meinte, nur der Adler könne da oben nisten, und doch wohnte Jahrelang ein Ritter da. Ueber ihn geht folgende Sage im Land: „In diesen grünen Thälern lebte einst ein kühner Ritter, Bernhard geheißen, der war tapfer und waidlich, bis er Blanka's Augen sah. Da hatte sein Muth ein Ende. Als er ihr aber seine Liebe gestand, wieß sie ihn schnöde zurück und verbot ihm, in ihrem Schloß zu erscheinen, das in dem benachbarten Wallis lag. Nun zog Bernhard über Berg und Thal, gegen Räuber und Drachen, und suchte den Tod, denn kein Kraut und keine Zeit hatte ihn von seiner Liebe heilen können. Endlich ward ihm besser, denn er wurde wahnsinnig, verließ sein Schloß und floh in die Berge. Hier warf er seine Rüstung und den schönen Helm in den Avancon, zerbrach Lanze und Schwert an den Felsen und lebte von nun an mit den Gemsen. So kletterte er mit ihnen auch auf einen schroffen Felsen; in dieser Höhe konnte er frei nach Wallis hinein sehen, und bald hatte er Blanka's Schloß entdeckt. Von nun an brachte er einen großen Theil des Tags hier zu und ging nur hinunter zu den Hirten, wenn ihn der Hunger trieb. Sie gaben sich alle Mühe, ihn zurückzuhalten, aber umsonst. Mit unwiderstehlicher Gewalt brach er durch sie und kein Wetter konnte ihn hindern, auf seinen Felsen zu klettern. So trieb er es fünf Sommer hindurch. Als er einmal einige Tage ausgeblieben war, gingen ein Paar junge Hirten aus, ihn zu suchen. Sie fanden ihn todt auf seinem Felsen, und als sie den Leichnam wegnahmen, sahen sie, daß die Gestalt des Körpers von dem langen Liegen sich auf dem harten Gestein abgedrückt hatte. Als Blanka den Tod des Ritters erfuhr, ergriff sie Schauder, Reue und Schmerz; nun liebte sie ihn mit Leidenschaft, ging in ein Kloster zu Brigg und starb da." Wir fühlten uns aber nicht versucht, auf den Felsenzahn zu klimmen, wie uns der Führer anbot, und glaubten ihm die sonderbare Vertiefung aufs Wort. Der Wind fing an in den hohen Tannen und an dem harten Ritterbett zu heulen, die benachbarten Waldströme brausten, ängstliche Raubvögel kreißten über uns. Wir machten, daß wir auf die Ebene Anzeindaz kamen, über der sich die drei mächtigen Spitzen der Diablerets aufthürmen. Nebel- und Wolkenstreifen zogen in hundert wechselnden Gestalten um die hohen Häupter. Bald häuften sie sich in dichten Massen auf einander, bald zerriß sie der Wind, und die furchtbaren Felszacken zeichneten sich scharf auf dem tiefen Himmelblau. Es sind wirklich steinerne Teufel.

Diese drei Zacken stehen allein noch von dem Gebirgsgipfel, denn die andern stürzten 1714 ins Liserner Thal, wo sie mehrere Dörfer mit ihren Einwohnern verschütteten und begruben. Ich konnte sie nicht ohne Schauer ansehen, und wie ich sie bang betrachtete, fiel mir die Frage schwer aufs Herz: Werden diese Mauern und Thürme noch lange stehen, oder bereiten sie sich innerlich schon zum Sturz? Sollen sie aber fallen, so möge sie die mächtige Hand, die über Berge wie über Sandkörner gebietet, nach der Wallisseite wenden, wo der frühere Sturz schon das ganze Lisernerthal in eine Wüste und Einöde verwandelt hat; denn wanken die Gipfel nordwestlich herüber, so begraben sie das ganze reizende Land, das wir seit zwei Tagen durchwandern. Ich darf's nicht denken! Diese großen, herrlichen Weiden, diese wohlhabenden Dörfer mit ihren liebenswürdigen Einwohnern, diese ganze Welt voll Frieden und bescheidenen Glücks, diese Landschaft voll Anmuth und Reiz würde dann verschüttet und verödet. Jezt liegt noch Alles ruhig und sicher dem drohenden Ungethüm zu Füßen, wie die Dörfer unten am Aetna und Vesuv, und morgen ist vielleicht von alle dem keine Spur mehr zu sehen, und alles Leben liegt tief unter dem Schutt dieser Diablerets, die den bösen Namen nicht ohne Ursache führen.

Die Alpen und Triften werden im Sommer von den Heerden aus Ver und Ollon bezogen. Hier oben sind die Leute ganz von der übrigen Welt abgeschnitten, und ihr Leben verstreicht unter dem Hüten und Melken der Kühe, dem Käsemachen, Holzfällen und bisweilen der Jagd nach Gemsen und Murmelthieren. Zwischen den Geschäften wird vielfach geschwazt, und manchmal auch in Volksbüchern oder im Kalender gelesen. Man sollte meinen, die Leute hätten keinen Stoff zum Reden; da irrte man aber sehr. Die Geschichte jeder, der ganzen kleinen Gemeinde mit Namen bekannten Kuh und Ziege, der Hunde, Jagdgeschichten, kleine Liebschaften, Nachrichten und Sagen aus dem Dorf, aus Ver oder gar aus der fernen Hauptstadt sind hier oben gerade so wichtig, als uns die bedeutendsten politischen und gesellschaftlichen Ereignisse. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß die französischen Königs-, Volks- und Pöbelgeschichten, die Zerstörung von Kirchen und Kreuzen weit weniger menschlichen Werth haben, als die Geschichte der braunen Lise, die ihr Senn am Geläute kennt, und die am weitesten geht; sie geht doch nicht so weit, als ein herzloses Volk in seinem Wahn.

Nichts ist lustiger anzuschauen, als diese Alpen am ersten Augustsonntag jeden Jahres. Da kommen die Einwohner aus den benachbarten Dörfern herauf, Alt und Jung, Mädchen und Frauen im besten Schmuck. Da

wird hoch geschmaust und bis in die Nacht auf dem schwellenden Gras getanzt, gesungen und gelagert, ja sogar die ernsten, drohenden Hörner der Diablerets müssen von dem lustigen Dudelsacke und dem Freudengeschrei wiederhallen. Im Sternenschein finden dann die Leute ihren Weg wieder hinunter ins Thal, weil kein Rausch sie hindert, festen Fußes zwischen den Felsen zu wandeln. Das Krystallwasser des Avancon hat ihnen den Kopf heiter gelassen. An der Quelle dieses schönen Flüßchens schlagen die Sennen ihre Hütten auf. Auch bei ihnen fanden wir den herzlichsten und gastlichsten Empfang, und wir wären noch froher bei diesen glücklichen Menschen gewesen, wenn wir ihre Sorglosigkeit wegen des über ihren Häuptern drohenden Teufelsnachbars hätten theilen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Die Reform. Resultate der Fahrten auf der Liverpooler Eisenbahn.

Die über alle Erwartung groß ausfallende Mehrheit von Mitgliedern, die für die Reform stimmen werden, soll bereits viele wankende Edelleute bekehrt haben und auch im Oberhause die Mehrheit für die Maßregel gewiß machen. Ueberhaupt geben bei dieser Wahl merkwürdige Dinge vor: in vielen Städten und Grafschaften riß sich die Mehrheit der Wähler mit edler Selbstverläugnung von den Feudalbanden los, die sie und ihre Vorfahren seit undenklicher Zeit oft an eine einzige Familie fesselten; sie haben sich, da sie in den meisten Fällen ihre Besitzung nur von Jahr zu Jahr gepachtet haben, durch Ausübung ihres Wahlrechts gegen den Willen ihrer Grundherren, der Gefahr ausgesezt, von Haus und Hof gejagt zu werden. Die fern vom Wahlort wohnenden Wähler, welche durch die Reform ihr Wahlrecht und damit die Gelegenheit verlieren sollen, von Zeit zu Zeit kostenfrei ihren Geburtsort zu besuchen und oft noch ein gutes Trinkgeld einzustecken, haben meistens großmüthig für die Kandidaten der Reform gestimmt. Ebenso hat das gemeine Volk, dem doch, wenn das gegenwärtige Geschlecht abgestorben ist, das Wahlrecht entzogen werden soll, gehandelt. Cambridge aber, unsere aufgeklärteste Universität, hat seine beiden liberalen Vertreter gegen Antireformers vertauscht, und fast allenthalben soll der Einfluß der Geistlichkeit der Staatskirche gegen die Regierung gerichtet gewesen seyn. Sie fürchtet eine Reformation ihrer Einkünfte, und diese wird auch schwerlich ausbleiben.

Während alles nur von Parlamentsreform spricht und träumt, gehen eine Menge wichtige Dinge ihren stillen Gang, über deren Daseyn unser Publikum beim Erwachen aus seinem politischen Traume gar große Augen machen wird. Dies ist unter andern mit der Liverpool-Manchester-Eisenbahn der Fall. Es war gleich Anfangs die Rede davon, manche der Dampfwagen werden in einer Stunde 30 Meilen zurücklegen können; aber das Publikum lächelte darüber und dachte an jenen alten Mathematiker, der die Erde aus ihren Fugen zu heben versprach. Die folgenden Angaben sind aber von der Art, daß jenes ungläubige Lächeln der Verwunderung Platz machen muß. Der Bericht ist übrigens aus einer Quelle, die mir nicht den geringsten Zweifel an der Wahrhaftigkeit desselben erlaubt. Zu Anfang März dieses Jahres fuhr der Dampfwagen Mercury (aus der Fabrik des Hrn. Stephenson) von Manchester nach Liverpool in 67 Minuten, und zog dabei vier bis fünf Wagen voll Reisenden, machte also $27\frac{3}{10}$ Meilen in einer Stunde. Der Planet ging während der Parlamentswahl zu Liverpool von da nach Manchester, ohne etwas zu ziehen, in einer Stunde und 2 Minuten, die zur Aufnahme eines frischen Wasservorraths gebraucht wurden, machte also mehr als 30 Meilen in der Stunde. Zu Manchester wurden ihm mehrere Wagen voll Passagiere angehängt, und in $2\frac{1}{2}$ Stunden, nachdem er Liverpool verlassen, war er mit diesen dort zurück. Der Sampson, eine neue, äußerst starke Maschine, die lezte von Stephenson verfertigte, welche zwei Cylinder von 14 Zoll im Umfange und 16 Zoll Länge hat, zog am 25. Februar ein Bruttogewicht von 3020 Centnern, auf 31 Wagen vertheilt, in 2 Stunden 34 Minuten von Liverpool nach Manchester. Das Nettogewicht der Waaren betrug 2160 Centner, und da 13 Minuten Aufenthalt für die Aufnahme von Wasser u. s. w. stattfand, so wurde diese ungeheure Last, an welcher auf einer guten Landstraße gegen 200 Pferde im Schritt zu ziehen gehabt hätten, von dieser einzigen Maschine in dem Maaßstabe von $12\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde, d. h. im gestrecktesten Gallop fortgerissen. Die Leser erinnern sich wohl aus frühern Berichten über dieses große Kunstwerk, daß die Straße nicht durchaus eben ist, sondern an einer Stelle, im Verhältniß von 1 zu 96, steigt. An dieser Stelle wurde die Last bis auf ungefähr 1600 Centner Bruttogewicht verringert, womit die Maschine im Verhältniß von 6 bis 7 Meilen in der Stunde, oder im starken Trabe hinanlief. Auf dem ebenen Theil des Weges aber flog sie mit ihrer vollen Last wenigstens dreimal so schnell, oder im Verhältniß von 20 Meilen die Stunde. Die an obiger Stelle der Maschine abgenommene Last wurde von drei Hülfsmaschinen hinaufgeschoben. Auf dieser Fahrt verbrannte die Maschine 1376 Pf. Coke (Steinkohle, aus welcher die harzigen Theile ausgebrannt worden), d. h. nicht ganz $\frac{1}{3}$ Pfund pr. Tonne (20 Centner) auf die englische Meile. Es befinden sich bereits 15 Dampfwagen in voller Thätigkeit auf dieser Eisenbahn, welche im Durchschnitt eine Last von 800 Centnern in dem Verhältniß von 12 bis 15 Meilen die Stunde auf dem ganzen Wege, und von $7\frac{1}{2}$ Meile an der ansteigenden Stelle ziehen. Der Verbrauch von Coke ist bei einigen $1\frac{1}{2}$ Pfund, bei andern 1 Pfund und bei den neuesten nur $\frac{1}{2}$ Pfund für die Tonne auf jede Meile; was in der Nähe von Städten, wo man viel Gas braucht, und besonders in Gegenden, wo man die Kohlen an Ort und Stelle gräbt, die Kosten beinahe auf gar nichts herabbringt. Indessen hatte man befürchtet, im Winter möchten Eis und Schnee die Bahn beinahe unbrauchbar machen, weil die Räder beständig schlüpfen würden. Der vergangene Winter aber, der wegen seiner Strenge zur Probe vorzüglich geeignet war, hat jeder Befürchtung der Art ein Ende gemacht. An den ebenen Stellen des Weges fand bei Schnee und Eis wenig Schlüpfen statt, aber desto mehr an der ansteigenden Stelle, wo die Maschinen durch andere unterstüzt werden mußten. Die Maschinen verloren aber selten mehr als 5 bis 6 Minuten Zeit, was in jenen nördlichen Gegenden von keiner Bedeutung ist, wo nicht selten auf den vortrefflichsten Landstraßen selbst die Briefpost im Schnee stecken bleibt. Die meiste Schwierigkeit fand immer der Wagen, welcher Morgens zuerst abfuhr; aber diese lernte man bald dadurch überwinden, daß man die Maschine zwei andere beladene Wagen vor sich her schieben ließ. Diese stießen den Schnee und das Eis von der Bahn ab, und die Maschine mit ihrem Wagenzug hinter sich fand wenig Hinderniß mehr.

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Juni 1831.

Wir, die wachend und im Schlafe
Bei den fetten Heerden stehn,
Eigne Kühe, Ziegen, Schaafe
Blöcken hören, weiden sehn,
Wir, die keinem Fürsten fröhnen,
Wissen nichts von Klag und Thränen.

Lavater.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag kamen wir auf einen andern Berg, Liauson geheißen. Hier wird es mit der Hirtenwirthschaft ganz anders gehalten, als in den andern Gegenden des Pays d'En-haut Romand. An dem Abhang des Bergs liegt eine große Weide. Die Gemeinde, der sie gehört, schickt nicht ihre eigenen Sennen mit dem Vieh hin, sondern vermiethet die Weide für ein Gewisses an einen Hirten, dem dann jeder seine Kühe gegen eine kleine Abgabe anvertraut. Dieß ist hier eine so wichtige Angelegenheit, als wenn anderwärts über die Wahl eines neuen Ministeriums debattirt wird. Dabei geht es folgendermaßen zu. Am 15ten Junius wird auf einer großen Wiese getanzt. Der Oberhirt steigt auf die Rednerbühne, die hier ein abgehauener Baumstamm ist, und nennt der versammelten Gemeinde die Namen der Kandidaten zum Viehhirtenministerium, schlägt auch Einen und den Andern vor. Jeder Miteigenthümer der Alp und der Gemeindeheerde hat nun das Recht, frei seine Meinung für oder gegen den Vorgeschlagenen zu sagen. Da kommen nun höchst komische Sachen an den Tag. Der Eine ist zu schläfrig, der Andere denkt mehr ans Essen als ans Melken, der Dritte hat ein Mädchen im Dorf, und es ist zu fürchten, daß er ihretwegen manchmal die Heerde verlassen werde, wieder ein anderer ist cholerischen Temperaments, er könnte die Kühe leicht zu arg schlagen oder stoßen, der Fünfte ist ein zu großer Jagdfreund, der Sechste hat das Vieh nicht lieb u. s. w. Der Erwählte bekömmt aber nicht gleich seinen Lohn, sondern erst am Ende der Weidezeit, wenn er alles Vieh richtig wieder abliefert; er bekömmt auch kein Geld, sondern Käse. Wenn man dem Allem so zusieht und zuhört, sollte man glauben, man lese im alten Testament das Buch Ruth.

Von hier stiegen wir dem Hongryn entgegen und kamen bald zu dem lieblichen Liausonsee, den man umsonst auf der Kartel sucht und der doch in voller Schönheit dasteht. Rund herum läuft ein wildes Gesims von Bergüberhängen und Wänden. Oben liegt Schnee, an den grünen Abhängen und Rainen klettern Ziegen umher, unter denen Kühe mit bedenklichen Mienen herumgehen. Ein Theil des kleinen See's lag im vollen Sonnenschein, ein anderer in bläulichem Dunkel. Die Oberfläche, spiegelhell und eben, trägt das Bild all der umstehenden Berge, des herumwandelnden Viehs, der niedlichen Sennhütten und des blauen Himmels, der über all diesen Reiz ausgespannt ist. In der sapphirnen Tiefe jagen Schwärme von Fischen, und es ist, als wäre Silbersand auf den Grund des kleinen See's gestreut, so hell und glitzernd schimmert da alles herauf, und doch soll er in der Mitte über hundert Fuß tief seyn. Auf unterirdischen Wegen verliert sich das Wasser und bildet weiter unten den Quell des Hongryn, der nach vielen Krümmungen und Biegungen durch ein reizendes Idyllenland in die Sarine fällt. Wiewohl man hier fast überall von hohen Bergen umgeben

ist, so hat man doch auf einer günstigen Stelle eine weite Aussicht auf die Greyerzer Alpen, auf die lange Mauer des Molesson und selbst auf die hohen Punkte der Jurakette.

Es war Zeit, nun wieder hinabzusteigen, und nach einer guten Stunde öffnete sich vor uns das Thal Etiwaz, wo ungefähr zweihundert Hirten wohnen. Mitten zwischen den ärmlichen Häusern steht die Wohnung des Pfarrers, nur um ein Geringes größer und stattlicher. Ein hölzernes Kirchlein stand eben offen, denn es war Sonntag Morgen. Der Gottesdienst hatte begonnen; wir traten mit unserm Führer ein und fanden es ganz voll. In diesen entlegenen Gegenden, so entfernt von der gewöhnlichen Heerstraße der Schweizerreisenden, ist es selten, einen Fremden zu sehen; deßhalb sah man uns auch in der Kirche mit einer Art frohen Staunens an, und der Pfarrer hieß uns von der Kanzel aus mit wahrer evangelischer Herzlichkeit und Einfalt willkommen. Hätten wir uns länger hier aufhalten können, so hätten wir gewiß dieselbe Gastlichkeit genossen wie alle die Tage her. Wir mußten aber den Tag noch weit. Bei dem Herausgehen aus dem Dorf zeigte uns der Führer einen dichten Tannenwald, der darüber liegt und seine kleinen hölzernen Häuser vor den aus der Höhe herabrollenden Felsenblöcken schützt. Darum wird auch mit religiöser Sorgfalt auf die Erhaltung des Waldes gesehen, und wer ihn schädiget, dem wächst die Hand aus dem Grab.

Die schöne Alp, auf die wir nun kamen, heißt Sariema. Hier werden die besten Käse gemacht im ganzen En-haut-Land, denn das kurze Gras ist voll Tymian, Münze und andern guten Alpenkräutern. Von dem Augenblick an, wo der Schnee weggeht, bis Ende Julius weiden hier gegen hundert Kühe. Diese schöne Alp gehörte ehemals den Grafen von Greyerz (Gruyères) und eine Weide heißt noch bis auf den heutigen Tag Lusa oder Luisa, zur Erinnerung an eine Sage, die wohl so lange unter diesen Hirten leben wird, als ihre Berge stehen, und die auch in gar schönem Einklang mit der reizenden Natur und der reinen Einfalt dieser Menschen steht. Ich erzähle sie wörtlich unserm Führer nach. Mehrere hundert Jahre, bevor die Grafen von Gruyères ausstarben, lebte ein junger Herr dieses Stammes, der oft in dem benachbarten Chateau d'Oex Hof hielt. Er hieß Michael. Auf einer seiner weiten Jagden kam er nach Sariema und sah da die einzige Tochter des Oberhirten. Luisa war schön, tugendhaft und klug dabei, wie keine ihrer Landesschwestern. Es half also den jungen Grafen nichts, daß er sie durch die schönsten Versprechungen, angebotene Geschenke und schöne Worte zu bethören suchte. Die schlauen Mittelsmänner, die er schickte, waren eben nicht glücklicher. Was that er nun? Er ließ sich Haar und Bart scheeren, zog einen gemeinen Kittel an, wie die Sennen tragen, und ging so nach Sariema, um Arbeit zu suchen. Niemand erkannte ihn in dieser Verkleidung, als Luise; sie ließ es sich aber nicht merken und sagte keinem Menschen ein Wort davon. Im Anfang war der junge Senn sehr unbehülflich und schwach bei seiner Arbeit, so daß man ihn wieder fortschicken wollte; es ging aber bald besser, denn er gab sich alle Mühe. Er wußte es immer so einzurichten, daß er sein Vieh neben dem von Luisens Vater trieb, denn diesem stand sie selbst vor, weil sie nicht so reich waren, einen Knecht zu halten. Und da Michael, trotz seiner Verkleidung, ein sehr schöner Mann von adlicher Sinnesart war, so machte er bald auf das Mädchen Eindruck und sie fing an ihn zu lieben. Sie verhehlte sich aber nicht, welche Gefahr sie dabei lief, und da es zu spät war, ihre Liebe zu bezwingen, so gab sie sich nur alle Mühe, sie den Grafen nicht merken zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schwert und Feder.

Streitende: Wilhelm Wackernagel und Karl Joseph Simrock.
Richter: Adelbert von Chamisso.

(Beschluß.)

Wilhelm.

Schwertgeklirr und Pulverdampf,
Die beide kämpfen nicht allein den heil'gen Kampf:
Die Thräne kämpft auch in der Wittwen Augen,
Mit kämpft der Kinder fromm Gebet;
Zur Fahne wird, die freudig auch im Felde weht,
Zu Wehr und Waffen, die im Streite taugen,
Gesang, der für den Schlachtenreihn den ehrnen Fuß beflügelt,
Aus Priestersmund ein Segenswort,
Das Gott dem Herrn zum Opfer weiht den blut'gen Mord,
Gesetz, das siegreich auch den Sieger zügelt.

Joseph.

Und das Gesetz, was gibt ihm Kraft?
Was schirmt das Recht und heitre Kunst und Wissenschaft,
Die arme Wittw' und den unmünd'gen Knaben?
Wo fand der Held den Zauberstab,
Der Staaten schuf und blödem Volk Gesetze gab,
Lag noch das Schwert im Erdenschooß vergraben?
O wunderthätig Schwert, du bist die ächte Wünschelruthe,
Die über Welten Macht verleiht;
Die Krone ziert den König minder, als im Streit
Das Schwert ihn schmückt, gefärbt im Feindesblute.

W i l h e l m.

Also weil man klettern muß
Am Felsen, eh man kommt in's Thal, so ist's Genuß
Und ist es besser, daß man immer klettert?
Weil man Steine braucht zum Haus,
So ist der Meister nicht der Meister seines Baus,
Wenn er nicht selbst den Fels in Quadern schmettert?
Ein wackrer Diener ist das Schwert, die Fürstin ist die Feder;
Sie spricht zu ihm: „Mein lieber Knecht,
Sieh, hier und dort und dorten wird gekränkt das Recht:
Geh, schaffe Ruh! Schwert, ziehe dich vom Leder!“

J o s e p h.

Hast du vergessen, was ich sprach?
Das Schwert zerhieb des alten Söldnerjoches Schmach,
Kein Machtspruch darf mit unserm Herzblut schalten.
Ein frei Geschlecht umsteht den Thron:
Weihn wir dem König Gut und Blut, das ist kein Frohn,
Wir dienen keinen feindlichen Gewalten.
Wer uns gebeut, den fragen wir nach seinem Herrscherrechte:
So fragt dich Kiel das Schwert nun auch:
Wer hat zum Fürsten dich gesezt, du dummer Gauch?
Geh, sieh dich um nach einem andern Knechte!

W i l h e l m.

Freund, geht der Kater auf den Fang,
So fängt er zwar die Mäuse ganz nach freiem Hang,
Und dennoch steht er nur in Brod und Lohne.
Das Schwert ist nur der starke Held,
Der sorglich treu am Thore draußen Wache hält,
Und drinnen sizt der Frieden auf dem Throne.
Doch sage, wär' die Feder nicht, die Fürstin hochgeboren,
Wo bliebe deines Schwertes Ruhm?
Zweimal erlegen wäre Siegfrieds Heldenthum,
Zweimal der Nibelungenhort verloren.

J o s e p h.

Viel Wunder wirkte Siegfrieds Hand,
Mit seinem Schwerte wirkt' er sie, Balmung genannt,
Nicht mit der Feder zwang er Federhelden.
Doch hält der Gänsekiel sich brav,
So wird er noch am Hof des Schwerts Historiograph
Und darf der Nachwelt seine Thaten melden.
Will er ein König seyn, wohlan, so nenn' er seine Ahnen!
Von wannen schreibt sein Adel sich?
Er leitet sein Geschlecht wohl gar von Genserich,
Der einst gebot Vandalen und Alanen?

W i l h e l m.

Nun wohl, so sag' ich's, wessen Macht
Die Feder adelt und zum Herrn des Schwerts sie macht:
Es ist der Geist, der unbezwingbar starke,
Vor dem in Staub die Lüge stürzt,
Der Demantketten um des Reiches Grenzen schürzt,
Der junge Völker nährt mit Löwenmarke;
Der Geist, den keine Fessel zwingt, der keinem Blitz erzittert,
Der Geist, der ungebrochen bleibt,
Wenn auch im Sturm das ganze Meer voll Trümmer treibt:
Es ist der Geist, an dem das Schwert zersplittert.

J o s e p h.

Der Geist der Feder? Freund, du weißt,
Wenn deine Feder taugen soll, so wird der Geist,
Die Seele wird mit Messern ihr benommen:
Drum schreibt sie Wahn und Afterwitz,
Durch Menschensatzung reizt sie Gottes Racheblitz,
Heißt Finsterniß und Sklaventhum willkommen.
Zulezt ergrimmt des Volkes Geist, streng geht er zu Gerichte,
Die Götzen stößt er vor die Thür,
Mit Schwert und Flammen tilgt er aus die Ungebühr:
So wird der feilen Feder Werk zunichte.

W i l h e l m.

Rein war die Erd' und jungfräulich,
Eh Kain seinen Bruder schlug. Da warf sie dich,
Dich Schwert an's Licht, daß du ihr Magdthum rächtest,
Du Kind der Schuld, des Bruderneids,
Daß endlos du zum Sühnungsopfer ihres Leids
Blut ihr und Blut und wieder Blut nur brächtest.
O weh, wie konnte Joseph dich zu solchem Preis erkiesen!
Für dich erheben solchen Streit!
Und wüßt' ich Einen, der zu richten wär' bereit,
So ließ' ich gerne Streit und Recht an diesen.

J o s e p h.

Verläumderische Feder du!
Doch soll es zur Entscheidung kommen und zur Ruh,
Weiß ich den Mann, der unserm Streite Meister.
Das Schwert einst führt' er als ein Held,
Jezt mit der Feder schreibt er, was uns wohlgefällt:
Herr Adelbert, der Weltumsegler, heißt er.

W i l h e l m.

Es steht ihm wohl das Saitenspiel, dem einstmals, frisch geschwungen,
So wohl die blanke Klinge stand;
Drum seh' ich gern das Richterschwert in dieser Hand.
Gelingt mir hier, so ist mir wohl gelungen.

A d e l b e r t.

Das Geld ist Macht und Herrlichkeit;
Ein Jude Rothschild ist der Heros unsrer Zeit;
Verderblich sind die Schuld nur und die Schulden.

Das Geld schafft Frieden nur und Krieg,
Das Geld, das liebe Geld, bedingt allein den Sieg,
Dem Schwert und Feder dienend sich gedulden.
Und ist euch, meine Herrn, an meinem Urtheilsspruch gelegen:
Wer mich am besten honoriert,
Das mehrste Geld mir gibt, behält, wie sich's gebührt,
Bei mir auch Recht, und das von Rechtes wegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Restauration der Tuilerien.

Die Tuilerien warten seit langer Zeit mit Ungeduld auf ihr Schicksal. Ein großer Theil der ehemaligen Oppositionsblätter drückte den Wunsch aus, der neue Hof möchte sich von diesem ansteckenden Pallaste entfernt halten und lieber eine Waffenfabrik oder ein Parlamentshaus daraus machen, worin sich, wie in England, beide Kammern vereinigen könnten. Die Hofleute dagegen sehnten sich nach den prunkenden Sälen der Tuilerien. Zwischen diesen beiden Prätentionen hat man die „richtige Mitte" ergriffen: die königliche Familie wird jenen Pallast beziehen, aber erst später. Viele Kritiker hatten gewünscht, man möchte die Ruine niederreißen; viele Architekten und Hofleute dagegen hätten den Pallast gerne vollends auf der Nordseite bis zum Louvre hin ausgebaut; man befolgte also von Neuem das System der richtigen Mitte: die Tuilerien werden nicht nach dem Louvre zu verlängert, aber doch einigermaßen ausgebaut. Ob nun die neue Arbeit schön wird oder nicht, und in welchem Style Hr. Fontaine sie ausführen mag, so darf man sie in einer Hinsicht nicht mit frühern architektonischen Unternehmungen vergleichen, oder wenigstens nicht verwechseln. Früher baute das „göttliche Recht," und die Arbeiter strömten herbei, weil der Pharao oder Selbstherrscher Pyramiden und Schlösser errichten wollte. Jezt hingegen läßt Ludwig Philipp die Tuilerien ausbauen, weil die Handwerker Arbeit brauchen. Hiermit beginnt demnach ein neuer Zeitraum in der Geschichte der Architektur. Das Ueble war nur, daß bei dieser ersten Gelegenheit der Architekt nicht wußte, was und wie er denn eigentlich bauen sollte. Aber gebaut mußte werden; zwischen Bauen und Nichtbauen gibt es keine Mitte; nur so viel blieb dem Hrn. Fontaine übrig, vor Allem ein langes Gerüste aufschlagen und dahinter Kalk, Mörtel und Steine aufhäufen zu lassen, um sich dann hinter dem Gerüste zu besinnen, was und wie er nun in aller Welt bauen solle. So tragen, schleppen und rühren denn die Arbeiter seit einem Monat hinter dem Gerüste, und bauen so lange drauf los, bis endlich Hr. Fontaine seinen Plan ausgedacht hat, den er aber noch nicht aussagen will. Indiscrete Leute, welche in seine Papiere geblickt haben wollen, behaupten, er werde vor den jezigen Tuilerien, nach dem Garten zu, einen ganz neuen Pallast errichten, ohne übrigens den ältern einzureißen. Nach dem Garten zu sollen nur die beiden Seitenpavillons sichtbar bleiben, welche zufällig den häßlichsten Theil des Gebäudes ausmachen und die fast nur aus Schornsteinen bestehen. Der ganze übrige Theil der jezigen Façade soll also verdeckt werden, und zwar durch einen großen, vorspringenden Pallast mit drei Höfen, dessen mittlerer Theil von Neuem vorspringen würde. Hauptresultat: das Schloß bekommt eine neue Façade, die recht schön werden kann, ohne übrigens viel weniger Ecken zu haben als das Berliner Schauspielhaus, und ohne viel weniger als neun Millionen Franken zu kosten, und der schönste Theil der ehemaligen Façade von dem berühmten Architekten Delorme wird, wenn wir genau unterrichtet sind, sogar innerhalb der Höfe großentheils verbaut.

Noch ehe der Plan des Hrn. Fontaine bekannt ist, hält Chateaubriand denselben, vielleicht mit Recht, für fehlerhaft und empfiehlt einen andern Plan. So eben, schreibt der berühmte Romantiker und Expair an den Herausgeber des Journals l'Artiste, erhalte er dessen Brief, wornach sein „trauriges Gesicht" für das nächste Heft des Blattes lithographirt werden solle. Er habe gegen diese wohlwollende Malice nichts einzuwenden. Da er aber einmal in Korrespondenz mit dem Hrn. Redakteur stehe, so wolle er ihm von etwas Anderm sprechen, was ihm mehr am Herzen liege, als sein Porträt, und sage ihm hiermit, wie er die Tuilerien einrichten würde, wäre er König oder Architekt. Um nun den interessanten Brief Chateaubriands zu verstehen, ist es nöthig, zu wissen, daß die Tuilerien, einst Gouvernementspallast, dann kaiserlicher Pallast, endlich wie Anfangs Tuilerien genannt, noch weit mehr Architekten als Namen hatten, in sehr verschiedenen Zeiten, Absichten, Stylen gebaut und fortgesezt wurden, und daß sie am Ende aussahen wie eine Chronik von mehreren Händen, wie Notae variorum zu einem Klassiker und wie eine modern ausgebaute Ruine. Die wahre Ruine, also der klassische Theil, und die französischen Künstler sind so klug gewesen, die übrigen Theile nie anders als von der Seite und etwas falsch zu zeichnen, der schöne Theil des Gebäudes, wiederholen wir, wozu die Kuppel nicht gehörte, ward vor mehr als dritthalb hundert Jahren auf Befehl der mediceischen Katharine von Ph. Delorme und J. Bullant angelegt.

(Der Beschluß folgt.)

Homonyme.

Während im Laub mich der Vogel besizt, das Metall im Gebirg hat,
Liebt mich von Eis ein Bär, sucht mich im Sande der Straus;
Auch ein jeglicher Mensch hat mich, und kann mich auch halten;
Wenn er mich gut versieht, bring' ich den reichsten Gewinn.
Schlägt man mich aber, so geht von mir Verderben und Tod aus.
Schlägt man jedoch mich zur Lust, laufen die Leute mir nach.
Was ihr wünschet, besitz' ich, mir zinsen die Schiffe des Meeres,
Was sie verschiffen, ist mein, mein, was zu Land man verschafft.
Mädchen, zu mir! wie prächtige Shawls von Ziegen aus Kaschmir
Biet' ich, zahlt man sie gut, in der vortrefflichsten Wahl.
Männer, zu mir! wer Waffengetös und Trommelgelärme
Liebt, auch solches ist ja ganz zur Genüge bei mir.
Trinker, zu mir! ihr sollt euch laben an köstlichen Weinen;
Lang schon hab' ich sie euch, leckeren Zungen, gespart.
Auch euch Herrn Gelehrten sogar, euch Bücherwürmern
Hob ich, beim Antiquar, köstliche Schäze noch auf.
Jäger, zu mir! das edelste Wild von unendlichen Enden
Hab' ich dem Besten gespart, der mich zu finden versteht.
Endlich, wer müd' ist, komme zu mir, ich trage den Müden;
Findet er keinen Schlaf, ich bin unschuldig daran.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Juni 1831.

Bei des Feuers mattem Flimmern
Geister, Elfen stellt euch ein!
Tanzet in den bunten Zimmern
Euren leichten Ringelreihn!

Shakespeare.

Die Kette.

Eine Novelle.

Die Gesellschaft, von deren Unterhaltungen wir in Nr. 75—77 d. J. eine Probe mitgetheilt haben, zeigte seit jener Erzählung des Alten einen vorherrschenden Geschmack für Geistergeschichten; doch hielt sie seine Gegenwart ab, sich dieser Neigung hinzugeben, da sein Wesen und Charakter eine große, zwar nicht immer anregende, aber immer, wenn er es wollte, zurückhaltende Gewalt über seine Umgebungen auszuüben pflegte, und er, wie es schien, jene verhüllten Seiten der Geschichte der Welt und der Individuen nur ungern in seiner Nähe berührt sah. Der geheime Wunsch blieb daher bei allen ein unterdrückter, bis, als der Alte eines Nachmittags weggereist war und sich die Gesellschaft in der Dämmerung vereinigt sah, das beliebte Stündchen zu feiern, wo man zuweilen angenehmer plaudert, wenn man sich vertrauend hingibt, und wo man im Gegentheil, wenn man schon einiges Mißtrauen gegen seine Zuhörer hegte, noch befangener wird, weil man den Ausdruck ihrer Züge nicht mehr erkennt — bis, da dieses verhängnißvolle Stündchen die Gesellschaft mit seinen Zaubern umfing, sich das allgemeine Gespräch allmählig in einzelne Gruppen zerschlug, die sich einander leiser und leiser mittheilten, so daß das halbe Flüstern endlich zur völligen Stille ward.

„Es fliegt ein Engel durch den Saal,“ erhob ein junger Herr die Stimme. „Oder ein Geist,“ entgegnete ihm ein anderer; „ich weiß nicht, warum es immer gerade ein Engel seyn soll, der diese Ehrfurcht urplötzlich gebietet. Ich zolle sie jeder höhern Kraft, nicht nur der ausgemacht guten.“ — „Welch profane Grundsätze!“ fiel ein alter Herr ein. „Nicht so profan, wie Sie glauben,“ sagte der andere; „ist denn die Natur der Geister so ergründet, ist sie gerade nach unsern Gesetzen von gut oder böse zu messen? ja, liegt nicht eben das Interessante der meisten Geistererscheinungen darin, daß wir nicht wissen, ob sie gut oder böse wirken wollen? und daß uns eben deßwegen eine geheime Scheu vor ihren, von der gewöhnlichen Norm abweichenden Einflüssen ergreift? Und wie wollen wir den moralischen Werth dieses Wirkens ermessen? Was unsere Pflicht ist, wissen wir; kennen wir die ihrige? wissen wir, ob das, was uns übel und boshaft dünkt, nicht gerade nothwendig war, größeres Uebel zu verhüten, segensreiche Wirkungen in einer Ferne hervorzubringen, die unsern Blicken entgeht?“ — „Es ist gerade wie mit den Aerzten,“ erwiederte ein anderer; „wenn einer stirbt, so wissen wir nicht, ob es von der Arznei oder der Krankheit kömmt, und es wäre nur dann zu ergründen, wenn ein ganz gleichgeschaffenes und organisirtes Individuum zu gleicher Zeit in denselben Zustand versezt und der Natur überlassen würde; dann erst könnte man sehen, ob sie oder der Doktor ein besserer Mediciner ist.“

Glücklicherweise befand sich kein Arzt in der Gesellschaft, sonst möchte dieser Ausfall dem Gespräch eine ganz

andere Wendung gegeben haben; es wurde noch eine Zeitlang in diesem Sinne fortgesezt, da es aber etwas zu metaphysisch zu werden drohte, legten sich die Damen ins Mittel und führten es von den allgemeinen Ideen und Resultaten auf spezielle Fälle zurück; bald kam man von einzelnen Anekdoten über Hinpelmännchen und die weiße Frau zu größeren Geschichten der Art; zwar machte ein boshafter Demagoge die störende Bemerkung, daß, wiewohl den Geistern ihrer Natur nach Rang und Stand einerley seyn müßten, Hinpelmännchen und die weiße Frau, so verbreitet ihre Erscheinungen auch seyen, sich dennoch immer rein aristokratisch bewiesen und noch kein plebejisches Geschlecht ihres Auftretens gewürdigt haben; daß er sie deßhalb nicht für zeitgemäß halte und auf ihre Ausschließung aus dem neunzehnten Jahrhundert antrage; aber auch an dieser Klippe segelte die Gesellschaft glücklich vorbei und lief ein in den Hafen der Gespenstergeschichten, in deren Reihe die folgende den Anfang machte.

*

In einer einsamen Gegend des alten Rußlands wohnte ein Gutsbesitzer seit langer Zeit in einer Art von Verbannung; er hatte schönere Tage gesehen, hatte am Hofe zu Petersburg in Glanz und Ansehen gelebt, und trug die Verweisung auf seine Güter, welche ein heftiger, störrischer und unbeugsamer Sinn ihm zugezogen hatte, mit vieler Ungeduld. Anfangs half ihm dieselbe eine liebenswürdige Gemahlin ertragen, die er vermöge seines an Wildheit grenzenden Charakters oft kränkte und beleidigte, deren immer gleiche Güte und treue Liebe er zwar nicht zu ändern vermochte, deren zarte Natur aber den gewaltsamen Erschütterungen, welche seine Heftigkeit, seine grundlose, ja lächerliche Eifersucht ihr bei ihrer grenzenlosen Liebe zu ihm verursachten, nicht widerstand. Ihre Nerven litten unendlich unter den wiederholten innern Stürmen ihres von außen so einförmig gestalteten Lebens; keine Zerstreuung machte ihr diese Leiden weniger fühlbar und hob sie darüber weg. Ihres Mannes Laune ertrug diese Einsamkeit nicht wie sie, die liebende Mutter und sorgsame Hausfrau; seine Geschäftslosigkeit lag drückend auf ihm, und er theilte die düstere Farbe seines Gemüths seinen Umgebungen mit, von denen er doch wieder aufheiternde Fröhlichkeit verlangte. Wenn er seine Gemahlin hart behandelt hatte und sie in Thränen zerfloß, so warf er ihr wieder eben diese Weichheit vor, weil es ihn doch schmerzte, sie betrübt zu sehen und er sich in beruhigten Augenblicken ärgerte, seiner Natur nicht ungestraft den Zügel schießen lassen zu können; so war sein leidenschaftliches Betragen gegen sie ein Gemisch von Ungerechtigkeit und Liebe, welches sie kränkte, erschütterte und aufs Neue fesselte. Wir wollen sie nicht unglücklich nennen, denn sie liebte ihn und fühlte sich, wenn auch auf eine eigennützige Weise, wieder geliebt; aber ihr Leben und ihre Gesundheit wurden von den tobenden Wellen dieser immer wiederkehrenden Brandung untergraben. Sie starb mit der Liebe zu ihrem Mann, mit welcher sie gelebt hatte, und wenn sie die Ursache ihrer untergrabenen Gesundheit, ihres Todes kannte, was wir jedoch nicht behaupten wollen, so erfuhr sie doch Niemand aus ihrem Munde. Iwanowitsch saß verzweifelnd an ihrem Lager; er glaubte das theure Wesen von einer gewöhnlichen Auszehrung hingerafft — denn die Medicin hat ja für alles Namen, und allerdings äußert sich auch jedes moralische Resultat durch ein physisches — und als ihr lezter Seufzer entflohen war, fühlte er sich vernichtet.

Tage eines grenzenlosen, stumpfen Schmerzes vergingen ihm, aus dem ihn nur der Blick auf seinen einzigen zurückgebliebenen Sohn empor zu reißen vermochte; er ermannte sich und sorgte, seiner Meinung nach, bestmöglich für seine Erziehung, indem er ihm einen Hofmeister gab, dem er ihn jedoch aus Mangel an eigenen gründlichen Kenntnissen ganz überlassen mußte. Bald fand sich aber, daß seine Wahl auf ein untaugliches Subjekt gefallen war, und er sah sich genöthigt zu wechseln. Der nächste Lehrer gefiel ihm indessen nicht besser wie der erste; zwar schien er Kenntnisse zu besitzen, aber dafür wollte er sich auch den Ansichten des Vaters auf keine Weise fügen, und der Sohn wurde mit einer Strenge behandelt, die bald zwischen dem Lehrer und dem unbegrenzt zärtlichen Vater zu heftigen Scenen führte, in Folge derer der Lehrer seinen Abschied nahm. Der Sohn blieb vorerst ganz sich selbst überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Des Grafen klugem Blick entging nicht, was Luise ihm verheimlichen wollte, und dadurch ward sie ihm gerade noch theurer. Dazu half auch noch der durch sein neues Leben reiner und besser gewordene Sinn des jungen Wüstlings, das Leben unter guten Menschen in der schönen Natur, in der reinen Bergluft, wo ihn nichts an den ehemaligen Herrenstolz und Dünkel erinnerte, wo er durch Arbeit sein Brod verdienen und den einfachen Landleuten wenigstens gleich scheinen mußte. Ihm verging die Zeit schnell und er sehnte sich nicht nach seinem Schloß zurück. Da rüstete Bern heimlich gegen Gruyères, weil es den Grafen weit weg glaubte und seine Abwesenheit benutzen wollte, um über das Land herzufallen und es an sich zu reißen, wornach es schon lange getrachtet. Dieß wurde dem Grafen durch einen heimlichen, auch verkleideten Boten berichtet. Er aber gab ihm die

nöthigen Befehle mit dem Bedeuten, daß er in drei Tagen selbst auf seinem Schloß erscheinen werde. Seinem bisherigen Brodherrn unter irgend einem Vorwand den Dienst aufsagen, war ein Leichtes, schwer aber, sich von Luisen zu trennen, ja es schien ihm unmöglich. Zum Verführen und Entführen hatte er das Herz nicht mehr, es wäre auch wohl unmöglich gewesen. Kaum hatte er die Kraft, dem Mädchen zu sagen, daß er ganz in Kurzem die Alp verlassen müsse. Sie sah, wie seine Stimme dabei bewegt, und wie er bleich wurde. Er sah, wie Luise erbleichte und ihre Thränen nicht zurückhalten konnte. Keines konnte ein Wort reden. Am folgenden Tag, es war an einem Augustsonntag, wurde eine Gemeindeversammlung gehalten, wie es so Sitte ist. Da trat nach andern Verhandlungen der Vorsteher mit seinem Sohn hervor und forderte für diesen Luisen zur Frau. Das war damals so Sitte, wie es noch auf den heutigen Tag ist. Des Mädchens Vater fühlte sich durch diesen Antrag sehr geschmeichelt und war im Begriff, seine Einwilligung zu geben; da trat der Graf mitten in den Kreis, wohin nie Knechte und Weiber dürfen. Mit Mühe zog er Luisen an der Hand, alle staunten über die Frechheit des Fremden; er aber sprach in gebietendem Tone: „kein Mensch soll mir das Mädchen nehmen.“ — „Und wer bist Du denn, Gesell, daß Du so vornehm hier sprichst?“ fragte der Vorsteher. „Dein Herr,“ war die Antwort. — Stummes Staunen trat auf alle Gesichter, nur Luise staunte nicht, sie war nur bleich. Alle schwiegen, und der Graf fuhr fort: „Ja, ihr guten Leute, ich bin Michael, Graf von Gruyères, und Ihr könnt an mir sehen, was man aus Liebe thut.“ Alle wandten sich stumm ab, und Luisens Vater vermochte kaum seinen Unwillen zurückzuhalten, da sagte der Graf zu ihm: „Sey nicht böse, Alter. Hier gebe ich Dir Deine Tochter rein wie einen Engel zurück, und fordere sie von Dir zum Weib.“ Was nun folgte, versteht sich von selbst, was sich aber nicht von selbst versteht, das war der Kampf bei Grandvillard, am Fuß des Branteur. Es war die höchste Zeit, daß der Graf heimkehrte, denn schon rückten die Berner mit Macht heran. Bei Grandvillard trafen sie mit den Greyerzern zusammen und es kam zum Kampf. Der Graf schlug sich verzweifelt, mußte aber doch der Uebermacht und der bessern Bewaffnung der Berner weichen, als die Hirten vom Pays d'En-haut und der Umgegend ankamen und der Kampf von Neuem begann. Es war, als kämen Gottes Wetter über die Berner, so räumten die kräftigen Sennen mit ihren Sensen in des Feindes Reihen auf. Es geht die Sage, Luise sey in Hirtenkleidern unter ihnen gewesen.

Daß die schöne Sariemaalp solcher Liebe zur Heimath diente, scheint einem ganz natürlich, wenn man an Ort und Stelle ist und unter diesen Menschen lebt. Alles wirkt hier zusammen. Um so unglaublicher ist es, daß in dieser Heimath des Friedens auch einmal ein blutiger Kampf war. Zweihundert Jahre, nachdem sich der Graf Michael hier oben ein Hirtenmädchen zur Frau genommen, war Ormont doch an das mächtige Bern gekommen. Die Einwohner von Chateau d'Oer, das noch nach Gruyères gehörte, stritten sich mit den neuerdings an Bern gekommenen Ormonthirten über den Besitz einiger Weiden und meinten, das Recht sey auf ihrer Seite; dazu kam auch wohl ein Bischen politischer Haß. Kurz, dreihundert junge Leute von Oer dringen bewaffnet auf die Sariemaalp, überfallen die ganz unvorbereiteten und unbewaffneten Hirten, schlagen sechs todt, jagen die andern in die Flucht und treiben ihre Heerden weg. Der Baillif von Aigle schickte gleich einen Kourier nach Bern, und von da kamen alsbald zweitausend Mann, um die schuldigen Greyerzer zu strafen und bei dieser guten Gelegenheit auch zu unterwerfen. Es war ein Glück für sie, daß sich nach alter Schweizersitte die Nachbarn drein legten und die Sache zu vergleichen suchten. Deputirte von Freiburg und Basel eilten herbei, am meisten aber trug der berüchtigte Kardinal Matthias Schinner aus dem Wallis zum Austrag bei. Chateau d'Oer wurde von den Schiedsrichtern zu viertausend Kaisergulden verurtheilt, es verlor alle seine Rechte an den strittigen Weiden und mußte überdies noch die Anreizer und Rädelsführer zur gerichtlichen Bestrafung stellen. So geht es, wenn sich die Kleinen selbst helfen wollen; dergleichen dürfen nur die Großen ungestraft thun. Ein Kreuz wurde zum Angedenken des Ereignisses auf der Sariemaalp errichtet und darunter ein Stein mit kurzer Inschrift. Das Kreuz haben die Stürme bald umgerissen, die Inschrift aber sah ich noch. Sie ist aber so verwittert und mit Moos überwachsen, daß man wenig mehr als die Jahrszahl 1502 davon erkennen kann. Auch haben wohl die Hirten das Ihrige beigetragen, um die Steinschrift zu vertilgen, da sie eben nicht ehrenvoll für sie war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Die Restauration der Tuilerien.

Mit Delorme und Bullant starb der schöne Plan, und als Heinrich IV. und Ludwig XIII. die Seitengebäude bergauf, bergab und unharmonisch dazugefügt hatten, wollte gar Ludwig XIV. das Ganze in Einklang bringen, und so hatte man denn am Ende fünf Pavillons und eine Menge Zwischengebäude, die mit ihren verschiedenartigen Säulen und Dimensionen sich vertrugen wie Sparta und Athen, aber freilich besser als die verschiedenen Regierungssysteme, die in den

Tuilerien zum Vorschein kamen. Napoleon, der die Anarchie dämpfte, war nicht im Stande, Einheit in jenes Gebäude zu bringen. Der Leser kennt somit das animal vile, an welchem Chateaubriand Experimente anstellen will.

Um Heterogenes einig zu machen, dachte er, muß man die Zwischenbarrièren zertrümmern, und er ergreift Feder und Hammer und stößt und schlägt darauf los. Beim ersten Schlage fallen die Seitengebäude Ducerceaus und Dupéracs und die Zierrathen le Beaus und d'Orbays; das mediceische Schloß eröffnet sich nach allen Seiten dem bewundernden Blicke. Kaum ist überdies die Kuppel gefallen, das Spitzdach zum Plattdache geworden und der stattliche Pallast Delormes von Bäumen umweht, so schlägt unser Dichter auch die äußersten Pavillons weg, damit jener Pallast noch freier athme, und versezt sie weiter zurück nach dem Louvre zu. Von Delormes Schlosse aus winden sich romantische Gärten durch den jezt leeren Tuilerienhof und bis über den Triumphbogen hinaus; ob der König einen andern Platz findet, um Sonntags die Truppen zu mustern, scheint unserm Künstler einerlei zu seyn. Noch mehr, dem Triumphbogen gegenüber pflanzt er einen neuen Garten. Wer alsdann aus der Vorstadt St. Germain nach dem Palais royal gehen will, ist gezwungen, einen wunderschönen Spaziergang durch jene Gärten zu machen. Und Nachts, wenn der Garten geschlossen ist? Was thut's, denkt offenbar Chateaubriand; Nachts macht man einen weiten Umweg, zum Besten der Kunst. Nun geräth vollends unser Romantiker in eine architektonische Begeisterung. Man hatte die Kirche St. Germain l'Auxerrois carlistischen Andenkens abreißen wollen, damit die Bewohner der Seitenstraßen und die Redaktion des Journal des Débats freier athmen könnten; unser Architekt dagegen reißt die Straßen ab, damit die Kirche freier athme. Auf der Place de la Révolution, darauf Place Louis XV., dann Place Louis XVI., jezt Place de la Charte genannt (Ch. nennt sie noch Place Louis XV.), an der Stelle, wo man der Charte ein Denkmal errichtet hat, will Chateaubriand einen Springbrunnen anlegen, vier andere in den Ecken, darauf Säulengänge, dann beendigt er die Kirche St. Madeleine, holt von der Brücke die Bildsäulen Bayards, Condés u. a. und stellt sie längs der elysäischen Gefilde auf, pflanzt ebendahin zwei egyptische Obelisken, beendigt den Triumphbogen an der Barrière, logirt den König im Louvre, sich im Pallaste Delormes ein, fragt nicht, ob der Louvre nicht zu unwohnlich ist, sondern baut noch eine Menge romantischer Gärten, modelirt Statuen, macht die Gegend der Tuilerien zur schönsten, kunstvollsten in der Welt... Was doch ein Minister der Restauration jezt für schöne Gedanken hat! Warum hat Chateaubriand dergleichen nicht ausgeführt, als er am Ruder war? und sonderbar, daß es ihm damals gar nicht in den Sinn gekommen ist! Kaum gehört man zur Opposition, so ist man ein trefflicher Regent und Architekt, und kommt man aus der Opposition ins Ministerium, so fällt einem gar nichts mehr ein.

St. Petersburg, April.

Der Karneval.

Ich konnte, um russische Nationalität und Kultur in einem umfassenden Bilde zu erblicken, zu keiner günstigeren Zeit hier anlangen, als kurz vor der Karnevalswoche, die vom 22. Februar bis 2. März (6. – 14. März neuen Styls) dauert. Wie bei einer neuen Individualität, die uns entgegentritt, so genießen wir auch bei einer unbekannten Nationalität, in deren Mitte wir uns auf einmal versezt sehen, die Blüthe eines geistigen Reizes, die freilich nur zu bald verschwindet, um oft einer tauben Nuß Platz zu machen. Das ungeheure Treiben des Volks um die Gauklerbuden, Eisberge und Schaukeln, die sich unabsehbar vom kaiserlichen Winterpalais, der Admiralität und dem Alexandrischen Boulevard entlang fortziehen, erschien mir ein so reges, geistiges Leben, die Mischung des europäischen mit dem asiatischen Element fand ich so anziehend, die bärtigen, jovialen Gesichter unter den Pelzmützen, die blühenden Mädchengesichter mit den etwas gestülpten Nasen dünkten mir so interessant, sogar wenn hier unter einer Grenadiermütze ein gewichster Schnurrbart über dem rothen Kragen eines europäischen Soldatenrocks aus dem Haufen auftauchte, dort ein betrunkenes Väterchen im Schnee lag, störte mich dies so wenig in meinem poetischen Genuß, daß die Karnevalswoche vorbeiging, ohne daß der erste Eindruck, den das wirkliche russische Volk auf mich gemacht, in das Gefühl übergegangen wäre, mit dem man in einem, dessen Nase man etwas Besonderes abzusehen meinte, einen ganz gemeinen Menschen entdeckt. Ich hatte übrigens bis jezt, besonders wegen der auf den Karneval folgenden siebenwöchentlichen griechischen Fasten, wenig Gelegenheit, das eigentliche Volk kennen zu lernen; ich halte es daher mit der Minderzahl der Reisenden und spreche nicht über ein Volk ab, das ich erst seit Wochen in einer Residenz beobachte. Nur soviel darf ich sagen, daß es mir bisher, etwa die Trunkenheit abgerechnet, fast nur von liebenswürdiger Seite erschienen ist.

Während der ganzen Karnevalswoche herrschte eine Kälte zwischen 15 und 18° R.; troz dem aber füllten Schaaren von Menschen jeden Alters und Standes die der Volksbelustigung gewidmeten Plätze. Von einem solchen Paradies von Eis, Branntwein und in Schmalz Gebackenem hat das übrige Europa keine Ahnung. Kein Volk hängt bekanntlich mit größerer Beharrlichkeit an Sitten und Gebräuchen, als das russische, und eher ginge ein Berliner den ganzen Sommer nicht durch das Brandenburgerthor oder ein Wiener in den Prater, als daß sich ein Russe in der strengsten Kälte im Karneval vom Isaaksplatze abhalten ließe. Das innigste Seelenvergnügen, der herzlichste Jubel der guten Russen bei den ungeheuern Sprüngen der Seiltänzer, das Gaffen, das maulsperrende Staunen bei den Künsten der Jongleurs, besonders wenn der Künstler Robba, ein Enkel des großen Chiarini, seine schweren Kugeln warf, fand ich natürlich, naiv und ergözte mich daran, und wie hätte ich ein Arges daraus haben sollen, daß die Petersburger Zeitungen kein Ende finden konnten, „die meisterhaft exekutirten Tours de Force der europäischen Kunstreiter Stephani und Robba," „die Alles, was man bisher gesehen, übertreffenden Leistungen der Seiltänzer Lehmann aus Kopenhagen" zu analysiren, daß sie mit Kunstsalbung von den Miniatur-Glasarbeiten des Herrn Finn aus London, fast mit Respekt von dem reichen Ensemble der vornehmen fremden Schlangen des Herrn Gullay sprachen, von der königlichen Riesenschlange, der schrecklichen Klapperschlange, der wüthenden Brillenschlange, und von der Art, wie, und der Zeit, wann diese markanten Reptilien ihr Mahl einnahmen; wurde ich doch durch diesen und so manchen andern Familienzug fast rührend an die Journale meines lieben deutschen Vaterlandes erinnert; konnte ich mich doch darüber freuen, daß deutscher Geist, daß deutsche Art und Weise sogar im Zeitungsstyl unter dem 59° nördlicher Breite heimisch sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. Juni 1831.

Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das traulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sey dein Stolz, des Adels rühme dich.

Schiller.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Waidliche Feste und Tänze sind oben auf der Sariemaalp seit undenklichen Zeiten auf Margarethentag, wo die ganze Nachbarschaft zusammen kömmt.

Ueber der Alp hängt die Mönchskappe, ein so kecker Felsen, daß sich nur kühne Gemsjäger oder Kräutersammler hinauf wagen. Zu Zeiten reißen sich große Stücke davon los. So liegt da eins, das gegen hundert und fünfzig Fuß im Umfang hat und über zwanzig Fuß hoch ist. Es ist oben herrlich bewachsen mit Gras, Blumen und Kräutern. Es ist nicht schwer auf diesen Felsen zu kommen. Oben liegt immer Schnee und Eis in den Fugen; darum steigen Ziegen und Kühe hinauf, die hier geschickter sind als in der Ebene. Andere Ziegen kletterten an den benachbarten Felsen herum; kurz, es war ein Bild von Wouvermans oder Berghem. — Ich hatte auf dem Heuboden des Vorstehers geschlafen und träumte mir, es sey dieselbe Stelle, wo einst die schöne Luise gelegen. Wer weiß? Von da ging ich in fünf Stunden nach Chateau d'Oex hinüber.

Oex war die Burg der Grafen von Greyerz, deren Andenken noch nicht im Land erstorben ist, wiewohl es bald dreihundert Jahre sind, daß ihr Stamm erlosch. Als sie sich um ihr altes Stammschloß Gruyères auszudehnen begannen, bedurften sie keiner Waffen, um die benachbarten Länder zu unterwerfen, denn sie waren noch öde, und es wohnten nur wilde Thiere da. Statt des Schwertes brauchten sie nur Hacke und Pflug. Dichte, feuchte Wälder standen damals auf den Bergen und in der Ebene, wo Bären, Wölfe, Hirsche und Gemsen in Menge hausten; überall Sümpfe und Moor. Die Grafen begannen nun damit, Ackerbau und Gewerbe vorzubereiten; das stehende Wasser wurde abgeleitet, Sümpfe ausgetrocknet, Wälder niedergebrannt, wilde Thiere erlegt und dann das Land urbar gemacht. Bald breitete sich der Ruf von der väterlichen und milden Regierung der Grafen weit und breit aus. Daher kamen aus allen Gegenden Einwanderer, die dem Feudaldruck und den Adelsplackereien in andern Ländern entgingen. Bald entstand nun ein starkes, glückliches Geschlecht von Hirten und Ackerleuten, die sich sehr schnell vermehrten und ein Thal, einen Berg nach dem andern anbauten. Die Grafen erhoben nur geringe Abgaben und forderten wenig Leistungen. Da erwachte aber der Neid und die Scheelsucht bei den Nachbarn. Es wurde nöthig, ein festes Schloß zu bauen, um die junge Schöpfung gegen Einfall und Raub zu schützen, nicht um sie im Zaum zu halten, was andern Ritterschlössern die Entstehung gegeben hat. In der ganzen Schweiz war keine sanftere und väterlichere Herrschaft. Das Schloß bauten die Grafen auf einer Anhöhe, wo rund herum die neuangebauten Dörfer lagen. Darum nannten sie es auch Oex, das in der alten Landessprache Auge bedeutet. Dieß soll der Sage nach im zehnten Jahrhundert gewesen seyn; weitere Beweise hat man nicht für diese Angabe. Als die Mauren aus Spanien in die süd-

liche Schweiz drangen und alles um sich her tödteten und verwüsteten, flohen eine Menge Familien her, wodurch die Gegend noch angebauter ward. Die Grafen von Greyerz waren ein tüchtiges Heldengeschlecht, das sich und die Seinigen gegen jede Unternehmung der Nachbarn zu vertheidigen und zu schützen wußte. Darum hatte das Land fast immer Ruhe. Die Grafen aber und ihre Leute kämpften mit Auszeichnung in den Kreuzzügen und unter den kaiserlichen Bannern. Unter den Mauern von Jerusalem stritt und fiel ein Greyerzer Graf; seine Leute aber wollten seinen Leichnam nicht dem ausfallenden Feind überlassen, sondern hielten bis auf den lezten Mann bei ihm aus; alle waren Greyerzer. Auch in Wallis haben sie sich oft ausgezeichnet. Bern und Freiburg versuchten es immer umsonst, über sie Herr zu werden. Als aber in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die edle Grafenfamilie ausstarb, fielen diese mächtigen, längst auf diesen Augenblick lauernden Nachbarn über das verwaiste Land her und theilten es unter sich.

Oer liegt gar lieblich und anmuthig da; drüber ein kleiner Hügel, auf dem das alte Grafenschloß stand. Die Berner eroberten es 1406 durch Verrath und zerstörten die ihnen und ihren Absichten so gefährliche Veste, so weit sie konnten. Ganz vermochten sie aber doch über die dicken Mauern und Thürme nicht Herr zu werden. Später wurde aus den stehen gebliebenen Ruinen eine Kirche zum St. Donat gemacht. Der mächtige Schloßthurm nahm nun die Glocken auf, und der Hauptflügel der Burg ward zur Kirche, der Waffenplatz aber zum Kirchhof verwendet. Diese Veränderung wäre allerdings erfreulich und selbst poetisch, wenn das Schloß Oer ein böses Raubnest gewöhnlicher Ritter gewesen wäre. Es war aber das Bollwerk und die Schutzmauer der Einwohner gegen die neidischen Nachbarn, und drin wohnte ihr väterlicher, starker Freund und Schutzherr. Ich weiß nicht, ob mir so ein Mann nicht lieber wäre als der heilige Donat, der, so viel mir bewußt ist, nichts gethan hat, was der Rede werth wäre. In diesem Schloß lebte die schöne Gräfin Luise, das ehemalige Hirtenmädchen auf Sariema, kurz bevor es genommen und zerstört wurde.

Der Flecken Oer, der darunter liegt, hat vierhundert Einwohner, ungefähr der sechste Theil der ganzen Gemeinde. Zwei Feuersbrünste haben ihn fast ganz zerstört und er ist jedesmal neu aufgebaut worden, aber immer von Holz mit Schindeldächern, ungeachtet die trefflichsten Bausteine gleichsam vor der Thüre liegen. Darum legte auch ein dritter Brand, in der Nacht des 28ten Julius 1803, den Ort ganz in Asche, und es war, als wenn eine unterirdische Macht dabei die Hand im Spiel hätte. Wie ein Feuerfluß wälzten sich die Flammen von einem Dach zum andern. Es mangelte nicht an Wasser und an helfenden Händen, und der Himmel selbst sendete zwei ungeheure und lange Regengüsse als Beitrag. Das war aber Alles vergebens, und es schien, als würde Oel ins Feuer gegossen. In wenigen Stunden lag nicht nur der ganze Ort in Asche, es sollte noch Wunderbareres geschehen. Als die Flammen unten keine Nahrung mehr hatten, krochen sie wie Schlangen an dem glühenden Felsen hinauf, ergriffen das schon halb versengte Gras und einen Strauch nach dem andern, dann die alten mächtigen Bäume, die um die Kirche herum standen. Wie Riesenfackeln flammten sie in einem Augenblick in die Höhe, und aus ihrer Mitte schaute, wie ein ernster Katafalk, die graue alterthümliche Kirche hervor. Schnell ergriffen die Flammen auch ihr Dach und ihr Gebälk, und drangen von da zu den Glocken hinan, die in der Todesangst zu tönen begannen. Schnell waren sie in Fluß, und dieser Lavastrom stürzte nun den Hügel herab. Sein Fall von der Thurmhöhe machte aber vorher das flüssige Erz zu Staub, den der heftige Sturm weit hin wehte und dadurch entfernte Waldungen in Brand steckte. Die Landleute entlegener Dörfer, die diesen fliegenden Gluthstaub und seine schnelle Wirkung sahen, liefen mit nassen Tüchern in ihre Wälder, auf ihre Hausdächer, nach ihren Heerden. Die Hitze von so vielen auf einmal in Brand stehenden Holzhäusern und Bäumen war so groß, daß irdene Gefässe schmolzen, Gold- und Silbermünzen zu Tropfen zerrannen. Die Hellung dieses entsetzlichen Feuer- und Flammenherds war so groß, daß sie in der Fläche von Neufchatel bis Nyon am Horizont wahrgenommen und für ein mächtiges Meteor gehalten wurde. Die Sennen auf den Alpen des Vierwaldstädtersees, in Chablais, Faucigny und Wallis sahen es noch deutlicher, und auf den näher liegenden Bergen, wo man die Hitze fühlte, glaubten die Leute, die Erde habe sich aufgethan und die Hölle komme hervor, um die Erde zu verzehren. Viele sangen daher und beteten und bereiteten sich zum Tod. Die glühende Asche wurde von dem heftigen Westwinde bis an den Fuß der Furka getrieben. Den Glanz des ungeheuren Brandes erhöhte noch die dunkle Nacht, und wunderliche Lichteffekte wurden weit und breit an den Felsen, an Wäldern und auf den Wasserfällen gesehen. Als Flecken und Kirche schon niedergebrannt waren, flammten die langen Balken des Kirchthurms noch und sahen aus wie ein Flammendiadem. Da die Einwohner wegen der ungeheuren Hitze den Ort schnell verlassen und sich mit den Ihrigen in ferne Felder flüchten mußten, so liefen sie weniger Gefahr, und es kam auch wirklich nur ein Mensch um. Der Schaden war ungeheuer, durch die reichlichen Gaben der ganzen Schweiz aber wurden die Einwohner schnell in den Stand gesezt, ihren Flecken schöner wieder aufzubauen, und sind seit dreißig Jahren wieder zu der alten Wohlhabenheit gelangt. Alles war durch das schreckliche Feuer zerstört und untergegangen, nur nicht die über acht Jahrhundert alten

Mauern der ehemaligen Burg. Sie stehen noch heute frisch und stark als Kirchmauern. Es ist gewiß, es war ein Riesengeschlecht, diese Männer des Mittelalters, und alles, was sie bauten, hat etwas Titanen- und Cyklopenartiges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kette.

(Fortsetzung.)

Plötzlich wurde die Nachbarschaft mit der Nachricht überrascht, Iwanowitsch, der zärtlich trauernde Gatte, heirathe die zweite Frau, und zwar ein Bauermädchen aus einer Schenke. Niemand wollte daran glauben, bis endlich die Sage sich mehr und mehr verbreitete und die genauere Angabe der Person wenigstens glauben ließ, daß etwas an der Sache sey; einige Nachbarn hatten Iwanowitschs häufigere Besuche in der Schenke wahrgenommen, seine Spaziergänge hatten sich immer nach dieser Seite hin gelenkt, man hatte ihn oft vor derselben eine Erfrischung nehmen sehen, die ihm die schöne Wirthstochter gereicht. Deßhalb zweifelten aber einige immer noch an der Wahrscheinlichkeit einer zweiten Ehe, bis sie ihnen von Seiten des Gutsherrn förmlich gemeldet wurde. Man wunderte sich, man gratulirte; doch Niemand wagte dem heftigen Manne die leiseste Mißbilligung zu zeigen; kaum aber war er aus dem Gesichte, so schlugen die Frauen die Hände über dem Kopf zusammen und riefen Ach und Weh über die Unbeständigkeit der Männer; die Männer selbst beschränkten sich darauf, das Unpassende der Ehe mit einer Leibeigenen, die erst frei erklärt werden müsse, zu tadeln. Einige mildernde Stimmen meinten zwar, bey Iwanowitschs Beschränkung auf sein Haus dürfe es Niemand wundern, wenn er es nicht ohne seine Hauptzierde, eine Hausfrau, sehen und bewohnen möge; einige andere, noch mildere, meinten, gerade das Bedürfniß der Liebe, welches durch die Zärtlichkeit für die erste Frau bewiesen sey, führe Naturen wie Iwanowitschs leichter zur zweiten Ehe; alle indessen vereinigten sich darin, den Gegenstand der Wahl zu tadeln. Als nun aber die Sache wirklich geschehen war, da trat sie in die Reihe der Fakta, die immer eine Art Recht am Schlepptau führen; die Welt im Kleinen wie die Welt im Großen begrüßt den Erfolg mit Triumphbögen und schmückt ihn mit Kränzen; vielleicht weil sie sich ins Geheim sagt, daß doch immer eine Art verborgener Kraft und Anstrengung dazu gehörte, ihn zu erobern, und diesem Verdienste lohnen will; vielleicht auch nur, weil sie alles Bestehende erst duldet, dann verehrt, indem ihr das Faktum des Daseyns immer bald als ein Recht auf die Existenz erscheint. Kurz, man sprang plötzlich von einem Extrem zum andern, und das vorher so bitter angegriffene Mädchen ward als Frau von Iwanowitsch eben so allgemein gelobt.

Wirklich vereinigte auch ihr Wesen manche bedeutenden Kräfte; sie war von der auffallendsten Schönheit, und eine von Natur gebieterische Art aufzutreten, welche sie sehr gut bei vorkommenden Fällen mit resignirter Bescheidenheit zu verhüllen wußte, erschien in ihren jetzigen Verhältnissen wie natürliche Würde. Ueberhaupt gehörte sie zu den sonderbar organisirten Wesen, welchen eine angeborne Sagacität und Fähigkeit, sich in die Gefühle und Denkweise der Welt und Gesellschaft im Allgemeinen zu versetzen, jenen oberflächlichen, oft bessere Gefühle erstickenden Instinkt der conventionellen Schicklichkeiten gibt, welchen man übereingekommen ist, Takt zu nennen, und den ich ganz von der Zartheit der Seele, mit der man ihn gewöhnlich zu vereinigen pflegt, trennen, von dem ich im Gegentheil sagen möchte, daß er ein falsches Surrogat für inneres Zartgefühl sey, womit die, welche lezteres nicht besitzen, die Nothwendigkeit dieser Schranke der Zügellosigkeit des Mannes doch heimlich erkennend, sich waffnen, um den innern Mangel, den sie empfinden, durch das adoptirte allgemeine Gefühl zu ersetzen. Daher finden wir, daß gerade die Frauen, welche am wenigsten wahre Weiblichkeit besitzen, sich oft am strengsten an diese legale Schanze halten, wobei dennoch oft die innere Rohheit hervorblickt; während die Reinheit einer edeln Natur still und sicher ihren Gang geht, ohne daran zu denken, daß sie existire, weil sie ihrer nicht bedarf. Frau von Iwanowitsch aber bedurfte ihrer und sezte sich darin fest; die Gesellschaft um sie her fühlte, daß sie dies gethan hatte, und wußte es ihr Dank; dieser fremde Eindringling, dieser weibliche Parvenu war kein solcher mehr, er schwor ja mit Herz und Seele zu ihren Farben, ihren Fahnen, und wurde daher bald behandelt, wie ein Eingeweihter. Doch war es auffallend, daß in dem Grade, wie sie sich die Gesellschaft zu gewinnen schien, ihr Mann sich von ihr entfremdete. Mißfiel es seinem herrischen Wesen, daß sein Geschöpf aufhörte, ganz von ihm abzuhängen, oder hatte seine wilde Natur in der ihrigen einen Gebieter gefunden? fühlte er vielleicht das Joch und schüttelte daran, wie das gefangene Raubthier an seiner Kette? Sie sprach viel von ihrer Liebe zu ihm, und die Gesellschaft hörte diese Reden mit Erbauung an; aber von einer Leidenschaft konnte denn doch wohl eben nicht die Rede bei ihr seyn, denn in der Liebe ist derjenige Theil selten der herrschende, welcher am meisten liebt; und daß die Frau es sey, darüber konnte wohl nicht lange mehr ein Zweifel obwalten. Aber Iwanowitsch liebte sie also doch wohl noch sehr lebhaft, weil er sich von ihr beherrschen ließ. — Iwanowitsch hatte, troz seiner thörichten Heirath und seiner Heftigkeit, eine große Achtung vor der Meinung der Welt und konnte nicht ohne ihren Beifall leben; er fühlte vielleicht, daß er unklug gehandelt hatte, aber die Welt sollte es nicht wis-

sen, sein Stolz durfte es nicht gestehen, und so that er sein Möglichstes, um glücklich zu scheinen. Frau von Iwanowitsch stellte sich als die zärtlichste Stiefmutter dar, sprach in der Nachbarschaft nur von der Erziehung ihres Sohnes, und wenn man der Leidenschaft ihres Mannes erwähnte, so schlug sie wohl bescheiden die Augen nieder und erklärte, sie könne nicht glauben, daß ihre Persönlichkeit allein Kraft genug gehabt habe, ihn zu einem ungewöhnlichen Schritt zu verleiten, daß er, der zärtliche Vater, aber wohl gewußt habe, daß sie eine gute Mutter seines Sohnes seyn würde, und daß die Erziehung eines Kindes des Auges der Mutter nicht entbehren könne. Dabei wurde der Sohn produzirt, der aber die Liebkosungen seiner fremden Mutter nur mit ungewohnter Scheu, als traue er dem Handel nicht, aufnahm, und Frau von Iwanowitsch ward gepriesen von Alt und Jung. Doch in den geheimen Tiefen ihrer Gemächer, behauptete die Dienerschaft, ging es anders zu; man wollte heftige Scenen gehört haben, in denen gleichwohl die Gemahlin Siegerin geblieben seyn sollte; Iwanowitsch schien düster, gedrückt und traurig; er nahm den Sohn oft an die Hand und machte lange, einsame Spaziergänge mit dem schüchternen Kinde, die Frau von Iwanowitsch ungern zu sehen schien; nach und nach wollten sogar andere Gerüchte von einer frühern Verbindung derselben verlauten, die noch fortgesezt werde; man wollte einen jungen Jäger seit einiger Zeit öfter im Schlosse gesehen haben, der sonst die Schenke häufig zu besuchen pflegte; man hatte heftige Vorwürfe, die Iwanowitsch seiner Frau in Bezug auf diesen Menschen machte, gehört; die Scenen wiederholten sich und wurden stürmischer, bis endlich einer derselben die übereilte Niederkunft der Frau von Iwanowitsch mit einem Sohn folgte, welche ihr, vielleicht zu rechter Zeit für ihren Ruf, das Leben kostete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft. Italienische Oper.

Die kurze Zeit bis zu Eintritt der Fasten benuzte ich vornämlich dazu, so viel als möglich die Theater vorläufig kennen zu lernen; doch versäumte ich auch keine Gelegenheit, Privatcirkel zu besuchen. Wollte ich Ihnen jezt blos meine eigenen Beobachtungen mittheilen, so wüßte ich nicht viel zu sagen, als daß mir die hiesige Salonsbildung, so viel ich, nicht davon habe, sondern von diesem certain je ne sais quoi verstehe, perfekt schien, und daß der liebenswürdige Jargon, französisch und deutsch, warm und kalt, so lieblich von russischen, als sonstigen europäischen Lippen fließt; ich könnte Ihnen auch die Namen einer Menge Gräfinnen, Baronessen ꝛc. herzählen, welche mir ein gefälliger Halblandsmann als Nomenclator ins Ohr raunte, oder Ihnen auseinandersetzen, warum, da die Militärs gegenwärtig in den Cirkeln dünne gesäet sind, im Gesellschaftstableau ein Paar Hauptfarben fehlen, was Sie und ich so gut wissen, als der Nomenclator. — „A propos von Militär!" sagte ich gestern in einer Gesellschaft zu diesem meinem Mentor; „wie ist denn im Allgemeinen die Stimmung hier in der höhern Gesellschaft hinsichtlich des Kriegs mit —" Er machte eine unwillige, abwehrende Bewegung. „Erst heute las man wieder von bedeutenden Erfolgen," fuhr ich fort. „Die Erfolge wären schon recht," erwiederte er, „wenn ihrer nur nicht so viele würden. Sprechen wir von etwas Anderem." Und nun klagte er, daß in Folge der scharfen Trennung, die sich fortwährend zwischen den verschiedenen Ständen erhalte, nicht nur kein öffentliches Leben, sondern nicht einmal öffentliche Vergnügungen gedeihen können. „Doch," meinte er, „dafür tröstet sich mit mir Mancher in den charmanten Privatcirkeln, wo sonst ein recht reges, ergözliches Leben herrscht, das auch die Fremden, Deutsche und Franzosen wenigstens, ungemein anspricht. Keiner wird wohl, was feine Bildung und suprême bon ton betrifft, die beste Gesellschaft seines Vaterlands vermissen, und die hiesigen Salons sind desto pikanter für sie, weil der Charakter derselben weder ganz deutsch, noch ganz französisch, und doch auch wieder ein wenig russisch ist. Aber eine fatalere Saison, als die gegenwärtige, hat man nicht erlebt, seit Moskau gebrannt hat: so schlecht waren die Cirkel noch nie besucht, noch nie sah man so viel Zurückhaltung, ja Befangenheit. Leider braucht man sich nicht lange nach den Ursachen dieser Lähmung alles geselligen Lebens umzusehen, sie liegen auf der Hand. Vom Schreck im verflossenen Herbst, den der Ausbruch der Cholera in Moskau in alle Gemüther jagte, haben wir uns noch nicht erholt; manche hiesige Familie hat dort Verwandte oder Freunde verloren; noch immer fürchten wir selbst für unsere Stadt, und das Hannibal ad portas ist in unsern Ohren noch nicht verklungen. Indessen war kaum die quälendste unmittelbare Angst vorbei, so traten im Czaarthum Polen die beklagenswerthen Ereignisse ein. Dies verleitete einem vollends alle Theilnahme an gesellschaftlichen Vergnügungen; selbst am Kaiserhofe herrscht große Stille, und der durchlauchtigste Landesvater scheint bei den Wehen des Vaterlandes tiefe Trauer zu fühlen. Als nun mit dem neuen Jahr vollends gar die Garden abzogen, und damit die vermögendsten, die gebildeteren und geistreicheren Gesellschaftsmitglieder, da war es nicht mehr auszuhalten, und was Sie hier sehen, ist, wenn auch glänzend genug, nur ein Schemen einer ächten Petersburger Reunion." — Dies Alles fand ich sehr begreiflich und natürlich; nur daß die Herren Garden durch ihren Abzug, den Gesellschaftskurs so sehr herabgedrückt haben sollten, kam mir, besonders wenn ich sah, wie viele Menschen, Alt und Jung, zurückgeblieben waren, etwas seltsam vor, und ich weiß, wenn jene Behauptung anders Grund hat, als Neuling nicht, ob ich die Abgezogenen hoch, oder die Zurückgebliebenen tief stellen soll.

Für diesmal nun noch Einiges von den Theatern, deren Bretter wenigstens die hiesige Welt nicht bedeuten. Ich hatte das Glück, die italienische Oper, die seit 1828 hier besteht, noch einmal, bevor sie ganz aufgelöst wurde, besuchen zu können; die Nachtigallen schlugen zum leztenmal und entflogen dann in ihr lombardisches Vaterland. In den jezigen Zeiten wird man sie nicht sehr vermissen. Die Mode, in der großen Oper wöchentlich zweimal eine Loge oder einen Fauteuil zu haben, war den hiesigen Großen und Reichen nachgerade lästig geworden, und als die ewig wiederholten Opern zu langweilen anfingen, machte man auch die Entdeckung, daß die hohen Eintrittspreise mit den jezigen geldarmen Zeiten, die auch hier ihren nachtheiligen Einfluß zu äußern beginnen, in keinem Verhältniß stehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Juni 1831.

Mißtraun ist schlimm; doch zwischen Kind und Vater
Wird's gährend Gift.

Otway.

Die Kette.

(Fortsetzung.)

Iwanowitsch schien den Verlust seiner Gattin leicht zu verschmerzen. Ein aufgeregtes Gefühl und ihre Schönheit hatten ihn verleitet, noch einmal an ein Glück zu glauben; er war getäuscht und enttäuscht worden, er fühlte sich frei von lästigen Ketten, und lebte künftig nur in seinen Kindern, deren Erziehung er mit aller möglichen Sorgfalt betrieb, ohne daß es ihm darum wieder eingefallen wäre, daß es nothwendig sey, ihnen eine neue Mutter zu geben. Aber bei dieser Gelegenheit zeigte er eine auffallende Vorliebe für den Sohn erster Ehe, welche sich immer mehr ausbildete und nur zu oft äußerte. Mit scharfen Blicken musterte er die Züge seines jüngsten Kindes, wie es heranwuchs, und wenn auch eine augenblickliche Rührung ihn zuweilen überkam, so stieß er es doch gewöhnlich wieder eben so rasch von sich. Wie der Kleine älter wurde, fühlte er diese Launen des Vaters und wußte ihnen nicht zu entgehen; ja es schien, als ob die Befangenheit, die dadurch in dem Kinde entstand, es dem Vater erst recht unangenehm machte; es fürchtete ihn, doch nicht mit der Furcht der Liebe, die zu mißfallen zittert, weil sie keinen größern Schmerz als diesen kennt, sondern mit jener sklavischen Furcht, die Trotz erzeugt, mit jener Furcht, mit der der Wurm den, der ihn tritt, in den Fuß beißt. Ein furchtbarer Riß in der Natur schien ein solches Verhältniß zwischen Vater und Sohn; dennoch bildete es sich, so lange der älteste Sohn zu Hause blieb, weniger hart und heftig aus; der Vater hatte eine Beschäftigung, eine Freude, und wie auch der jüngere sich zurückgesezt fühlte, Iwanowitsch ertrug das Verhältniß leichter; als aber nun die Nothwendigkeit, in eine Laufbahn einzutreten, den ältesten, zum Militär bestimmten Sohn nach Petersburg rief, da fühlte er aufs Neue die ganze Härte seiner Verbannung, und eine Thräne stahl sich aus seinen grauen Wimpern, als die kühne Gestalt des jungen Helden, in der des Vaters Kraft und der Mutter Zartheit sich zu verbinden schienen, aus dem Thor seiner Ahnen ritt.

Er blieb allein mit seinem Schmerze; vergebens versuchte der zurückgebliebene Sohn sich ihm zu nähern, der Vater wies sein Mitgefühl ab; verwundet und beleidigt zog sich dieser in die Schranken seiner frühern Kälte zurück.

Es ist etwas Entsetzliches, wenn Personen, die sich nicht lieben, sich nicht lieben können, verdammt sind, in abgeschiedener Einsamkeit einander gegenüber zu stehen und sich alles zu gelten. Besser ist noch ein völliges Isolirtseyn, als die daraus entspringenden Reibungen, die abgewiesenen oder vergeblichen Versuche, Mitgefühl zu erlangen. Des Vaters Unmuth gegen den Sohn wuchs mehr und mehr; es war an keine Hingebung unter ihnen zu denken, der Sohn maß seine Worte ihm gegenüber, und doch entflohen sie seinen Lippen nur, um sich feindlich wider ihn selbst zu wenden, wenn sie das Ohr des Vaters erreichten. Muth und Freudigkeit erleichtert alles, aber

Mißtrauen streut überall seinen unheilbringenden Saamen aus, und nichts ist ansteckender als Kälte, weil sie entgegenkommende Wärme lächerlich macht. So wie der Sohn älter wurde, fühlte er das Mißverhältniß mehr und mehr, und als er eines Abends beim Nachttische seinem Vater einsylbig gegenüber gesessen hatte und sich nun noch spät ein Gegenstand des Gesprächs bot, ward dieses zum Streit; der Sohn zeigte sich trotzig und widerspenstig, Eigenschaften, die er von seiner Mutter ererbt hatte, und der heftige Iwanowitsch erhob die Hand, ihn zu züchtigen, indem er ausrief: „Sklavenseele, Dir gebührte nicht einmal das, Dir gebührte der Stock!“ Der Sohn stürzte fort, einen glühenden Racheschwur auf den Lippen, und zornig, mißvergnügt, unzufrieden mit sich selbst, hob Iwanowitsch die Tafel auf und zog sich in sein Kabinet zurück.

Lange ging er hier auf und ab; das Haus schien schon in tiefen Schlaf versenkt, und alles wurde still und stiller. Iwanowitsch fühlte kein Verlangen, sich niederzulegen, in seinem Innern wallte es noch heftig; er versuchte, sich zu zerstreuen, ergriff ein Buch und sezte sich aufs Sopha. Nachdem er eine Weile, eigentlich gedankenlos, gelesen hatte, war ihm, als trübten sich seine Augen, er sah die Buchstaben nicht mehr. Er blickte auf, das kleine Zimmer war, troz der Beleuchtung zweier Wachslichter, sonderbar dunkel. Ein unheimliches Gefühl ergriff ihn; er zog den Kronleuchter herab, zündete alle seine Kerzen an und sezte sich wieder zum Lesen. Kaum hatte er eine Viertelstunde so gesessen, als er glaubte, die Beleuchtung matter werden zu sehen. Unwillkührlich blickte er nach dem Kronleuchter; seine Kerzen schienen ihm trüber zu brennen und die eine ging eben aus. Unbeweglich sah er hin — eine zweite folgte dem Beispiel der ersten, dann eine dritte, eine vierte, bis endlich die lezte erlosch. Iwanowitschs Augen starrten noch immer den verdunkelten Körper an, ohne etwas Besonderes daran zu erblicken, was der ungewöhnlichen Erscheinung eine natürliche Ursache hätte anweisen können; plözlich flackerte das eine seiner Lichter auf dem Tische, an welchem er saß, heftiger empor und erlosch. Er sprang auf, ergriff das andere noch brennende und eilte damit durch ein schmales Zwischenzimmer in seine Schlafstube; im Vorübergehen war ihm, als höre er einen tiefen Seufzer aus einem der Winkel des Zimmers. Er fuhr zusammen, und bei dieser Bewegung erlosch das lezte Licht in seiner Hand. Tappend erreichte er sein Bett, glaubte den lang angehaltenen, angstvollen Seufzer noch einmal zu vernehmen, sank auf dasselbe, und — ob ihm die Sinne vergingen oder ein hiziges Fieber ihn ergriff — ihm war, als fasse ihn eine kalte Hand, er glaubte sich von ihr in die Mitte des Zimmers geschleppt, die Fenster fuhren auf, ein kalter Regenschauer drang durch sie herein; das Mark in seinen Gebeinen erstarrte, und beim ungewissen Licht der Sterne sah er die Gestalt seiner leztverstorbenen Frau, die ihm mit fürchterlicher Rache drohte, wenn er es noch einmal wagen würde, sich an ihrem Sohn zu vergreifen, und die ihm eine schwere goldene Kette umhing, mit den höhnenden Worten: „zum Andenken.“ Lange glaubte er noch den gräßlichen Laut des mit einem gellenden Gelächter begleiteten „zum Andenken!“ zu hören.

Am andern Morgen fanden ihn seine Leute in den heftigsten Phantasien. Der Arzt wurde gerufen, und seine geringe Kunst vermochte es nicht, dem Rasen der Krankheit Einhalt zu thun; erst als Iwanowitschs Kräfte ganz erschöpft schienen, stellte sich eine Krisis ein, die dem Tode glich, aus der aber seine gewaltige Natur sich mächtig emporriß. Er genaß, doch schien er das Andenken an die Vergangenheit verloren zu haben, wenigstens das an jenen Abend, welches ihm zugleich mit der Erinnerung an seine Fieberphantasien entschwunden war; nur sah er zuweilen mit sonderbarem Erstaunen eine alte goldene Kette an, die an seinem Halse hing, und fragte den Kammerdiener, wo sie her sey; dieser erinnerte sich ihrer nicht und meinte, er müsse sie wohl selbst in seiner Krankheit aus einem alten Schatzkästchen genommen haben, welches in seinem Schlafzimmer stand und das seiner verstorbenen Frau gehört hatte. „Ich hab's vergessen,“ war die gewöhnliche Antwort Iwanowitschs hinsichtlich der meisten vor seiner Krankheit vorgefallenen Dinge, und so begnügte man sich auch bei dieser Gelegenheit damit, wie er sich selbst damit zu begnügen pflegte. Der Sohn hatte ihm in dieser Krankheit mehr Anhänglichkeit bezeigt als sonst, er war während der schlimmsten Tage nicht von seinem Bette gegangen; aber als das Bewußtseyn des Vaters wiederkehrte, entfernte er sich aufs Neue, und schien die Reizbarkeit eines Genesenden zu scheuen, Ursachen zu Reibungen vermeiden zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit des Brands war der als Schriftsteller ehrenvoll bekannte Bridel Pfarrer in Oer. Den nächsten Sonntag nach dem Unglück hielt er seinen Gottesdienst mitten auf dem Platz zwischen den noch rauchenden Häusern. Ein großer Stein diente ihm zur Kanzel und er predigte über das Thema: „Dem Gott, der Thränen und Jammer schicken könne, sey es noch leichter und freudiger, Segen und Glück zu spenden.“

Von Chateau d'Oer gingen wir nach Rougemont, nordöstlich dem Gebirg zu. Ein herrlicher Spaziergang! Hier legten die Grafen von Greyerz im 11ten Jahrhundert ein Benediktinerkloster an, und die thätigen Mönche hatten die wilde, rauhe Gegend bald wohnlich und fruchtbar gemacht. Bald kamen auch Leute von allen Gegenden

ber, die sich hier ansiedelten und niederließen. Eine Stunde weiter, nahe bei der heutigen Bernergrenze — denn die gestrengen Herrn, die einen Theil des Greyerzerlands an sich gerissen, verloren es auch wieder, und es gehört nun zum Waadland — stehen auf vorspringendem Berg die Ruinen von Vanel, einer festen Burg, die lange einem ausgearteten Zweig der Grafen von Gruyères gehörte. Recht im Abstand mit Chateau d'Oex war hier nur Gewaltthat, Raub und Mord zu Haus. Die Unterthanen wurden gedrückt und gemißhandelt; fremde Kaufleute und Saumrosse wurden geplündert und getödtet. Endlich eroberten die Berner das Schloß im fünfzehnten Jahrhundert und zerstörten es. Wie die Leute sagen, bewohnen es auch jezt noch böse und Unglück stiftende Kobolte. Von jenen wilden Rittern leben noch eine Menge Sagen im Volke. Am meisten hat mir die vom wilden Ritter Ferdinand und Clara, seiner Frau, gefallen. Der Ritter war nach Wallis gegen einige Städte zu Feld gezogen, die sich anmaßten, den reisenden Kaufleuten und Säumern Bewaffnete zum Schutz zu geben, wo dann die saubern Ritter nicht mehr so leichtes Spiel mit denselben hatten und ihnen die Plünderung schwerer wurde. Des Burgherrn Abwesenheit benuzte Veit von Aigremont, sein Nachbar, um sich bei der schönen Clara in Gunst zu setzen. Alle seine Versuche waren umsonst. Als er endlich sah, daß sein Bemühen um Gegenliebe bei Claren vergeblich war, bat er sie nur für einen Tag um die drei silbernen Ringe, die sie trug. Aber auch dieß Begehren wurde abgeschlagen, denn Ferdinand hatte seiner jungen Frau beim Scheiden gesagt: „ich halte Dich für treu, so lange Du die drei Ringe an der Hand hast;" denn in den Ringen war ein Zauber. Veit aber hatte sie mit großer Aufmerksamkeit betrachtet, so daß ihm ihre Größe und Gestalt wohl erinnerlich. Unwillig verläßt er die keusche Clara und eilt auf seinem schnellsten Roß nach Bern. Da läßt er von einem Goldschmidt, deren damals so viele und gar geschickte in der Stadt vorhanden, drei Ringe machen, jenen ganz gleich. Damit eilt er nach Wallis dem Ritter Ferdinand entgegen, der eben von seinem Zug gegen Syon zurück kam. Nach der ersten Begrüßung fragt dieser nach Frau und Kind, und Veit erwiedert ihm: „Clara ist immer noch so schön als ehemals, ob aber auch noch so treu, das mögen Dir diese drei Ringe sagen." Wüthend stürzt nun Ferdinand auf Veit, den er schlagen oder von ihm den Tod empfangen will. Lange kämpfen sie mit einander, bis endlich dem Verräther Ferdinands gutes Schwert durchs Herz fährt. Dem Ritter ist aber an diesem Blut nicht genug. Kaum angekommen in seinem Schloß, eilt er auf Clarens Kämmerlein, und wie sie ihm voll Freude um den Hals fällt, packt er sie, ohne ein Wort zu sagen und ohne auf ihr Jammern und ihre Fragen zu hören, an ihren langen schönen Haaren, wirft sie nieder, schleift sie in den Burghof und knüpft sie an den Schweif seines Rosses. Dann sezt er sich darauf und jagt das Schloß hinunter ins Thal, immer in gestrecktem Gallop. An den Hecken und Dornen blieb ihr Haar hängen, Steine und Erde tranken ihr Blut und zerfleischten ihre schönen Glieder, bis sie endlich das Pferd gegen einen großen Steinblock schleuderte, wo dann die Bande rissen. Ferdinand stieg ab, um die immer noch Lebende mit Vorwürfen zu überhäufen, denen sie mit schwacher, sterbender Stimme nichts erwiederte, als die Frage, was für Schuld sie trage. „Verworfene! Deine Treue und Deine drei Ringe, wo sind sie?" — „Ziehe meinen Handschuh ab, denn ich vermag es mit meinen gebrochenen Armen nicht." Der Ritter thut es, und als er die drei Ringe an ihren Fingern erblickt, stürzt er in Verzweiflung zu ihren Füßen; sie verzeiht ihm mit Milde, läßt keinen Vorwurf hören, und wie eine alte Ballade sagt, waren ihre lezten Worte:

Dieu grace va ma faire.
Ne me manque plus rien.
Plus rien . . . qu'un drap pour y coudre de Claire
Le corps brisé . . . car son âme est à bien.

An dem Stein, wo sie starb, und der noch auf derselben Stelle liegt wie ehemals, geht bis auf den heutigen Tag der Ritter um, und kein Pferd ist da vorbeizubringen, weder bei Tag, noch bei Nacht. Diese Sage erzählte uns der Führer inmitten der gewaltigen Burgmauern, Thürme und Strebepfeiler, an denen dichtes Moos und Epheu hinauflief. Noch steht ein Theil des Thors, aus dem der Wütherich mit dem schönen Weib hinausjagte, und mir war, als höre ich ihr Schreien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herberge.

Im Wirthshaus an der Straße
Da kehrt der Wandrer ein,
Da funkelt hell im Glase
Der kühle, goldne Wein.

Der jünget seine Glieder,
Beflügelt seinen Schritt,
Und rüstig trägt er wieder
Den schweren Bündel mit.

Oft beugt sich das Gemüthe
Tief unter seiner Last;
Man fragt nicht: bist du müde?
Man fragt nicht: willst du Rast?

Er funkelt nicht im Glase,
Der Wein für Seelenschmerz;
Sie steht nicht an der Straße,
Die Ruhestatt für's Herz.

O könnt' es wieder schlagen
An liebereicher Brust,
Wie freudig wollt' es tragen
Sein Leid mit frischer Lust!

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, April.

(Beschluß.)

Die Theater.

Nach den drei Farben, in welche sich die hiesige Kultur bricht, bestehen drei Schaubühnen, die französische, die deutsche und die russische. Gleich der Landessprache, ist auch die Nationalbühne ein Stiefkind der höhern Stände. So war es vor der Invasion im Jahr 1812, so ist es bis auf den heutigen Tag, und so viel ich weiß, haben die vornehmern Russen, Behufs der Vertilgung des großen Despoten, weder den Bart wachsen lassen, noch einen alterthümlichen Rock angezogen, noch altrussisch gedichtet und geschrieben; sie konnten getrost Gallomanen bleiben; mit dem Fall jenes Giganten war ja ihr Zweck erreicht, und sie waren wieder die Giganten. Die russische Bühne ist somit von den höhern Ständen wenig besucht. Das Repertoire besizt manche gute, sogar vorzügliche ältere Stücke; in der neuern Zeit ist aber die Produktivität der russischen Dichter in diesem Zweig der Poesie fast ganz versiegt. Darüber wundern sich die Russen sehr, da doch die Regierung in den lezten Jahren für gute dramatische Arbeiten verschiedene, sehr encouragirende Verordnungen erlassen habe. Nichts gibt vielleicht einen bessern Begriff von den Vorstellungen, die man hier mit Poesie verbindet, als solch naive Verwunderung, und ein guter Theil der hiesigen Welt mag glauben, von Poesie sey in Rußland gar nichts auf dem Platze, weil sie nicht einmal durch Ukasen herbeizuschaffen sey. Kaum braucht erwähnt zu werden, daß die russische Bühne, bei so bewandten Umständen, sich größtentheils mit Uebersetzungen deutscher und französischer Stücke behilft. Die Schauspieler schienen mir, so viel ich bei meiner Unkenntniß der Sprache beurtheilen kann, zum Theil sehr talentvoll. Ich bin begierig, wie sich dieses Urtheil modifiziren wird, wenn ich einmal einigermaßen darüber sprechen kann. — Zu Beurtheilung des Ballets braucht es keiner Sprachkenntniß, und so sage ich denn ohne Scheu, daß das russische Ballet auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit steht. Es ist erstaunlich, wie sehr wir Westeuropäer den Völkern im Osten, die noch bei uns in die Literatur- und Kunstschule gehen, bei ihrer Bildung unter die Arme greifen; in manchen Punkten haben sie bereits vollkommen unser Niveau erreicht, namentlich in dem Hauptpunkt, von dem wir jezt sprechen, dem Ballet. Sie können sich denken, daß dem beweglichen, gewandten, gelehrigen Slaven die höhere Tanzkunst ein Spiel ist. Wirklich kann das russische Ballet an Charakteristik und Poesie mit dem Ballet in Paris und Berlin wetteifern, und der gebildete Russe, der weiß, welche Stelle im Rangreglement der Künste diese erhabene Kunst bei seinen Lehrern im Westen einnimmt, und der die Pirouetten der Demoiselle Kolossow gehörig zu würdigen weiß, darf sich getrost sagen: me voilà à la hauteur du siècle.

Wer den sogenannten beau monde beisammen sehen und aus dem Kelche der feinsten Bildung nippen will, begibt sich in das französische Theater, das seit seiner Gründung fortdauernd der Gunst des hohen Publikums genießt; auch die Glieder des erhabenen Kaiserhauses sprechen nicht selten hier ein. Hier werden ausschließlich die neuesten Pariser Lustspiele und Vaudevilles gegeben; nur seit der Mitte vorigen Jahres soll das Repertoire nicht mehr ganz auf dem Laufenden seyn. Der Saal ist brillant, die Truppe gut, aber beim ersten Besuch konnte ich mich durchaus nicht der Illusion überlassen, vor einer französischen Bühne zu sitzen. Ein Blick rechts oder links, und hundert Zeichen rufen mir den Gedanken zurück, daß ich am neblichten Ufer sitze, wo vor hundertdreißig Jahren noch nur der Fischer beim Flicken der Netze sein Lied sang; der Zauber ist zerstört, die lebenden Bilder einer ausgeprägten Nationalität, die sich vor einem fast rein künstlich französisch-deutschen Publikum bewegen, werden mir zum todten Puppenspiel, und Mrs. Göniés, und wie die ihrem heimischen Boden entführten Messieurs und Mesdames alle heißen, scheinen mir sammt und sonders in Orangeriekufen zu wurzeln. Nie fühlte ich lebendiger als hier, daß ein ächtes Schauspiel ein aus zwei organisch verwachsenen Hälften, den Spielern und den Zuschauern, bestehendes Ganzes ist.

Weit unangenehmere Sensationen, aber aus einer andern Quelle, hatte ich im deutschen Theater. Das allgemeine Urtheil der Petersburger ist, daß die hiesige deutsche Bühne sich schon jahrelang in Mittelmäßigkeit fortschleppe, und daß die deutsche Bevölkerung der Kaiserstadt, die zum Theil zu den gebildetsten Klassen gehört, sehnlich wünsche, dieselbe gehoben zu sehen; so brachte ich, da mir dieses Urtheil bekannt war, gewiß keine großen Ansprüche in das Haus; aber wehe mir! wehe Deutschland! was fand ich? eine Bühne, die in Deutschland so wenig die schlechteste wäre, daß sie, wenn es ihr nicht an dem fehlte, was man bedeutende Namen nennt, um nichts schlechter genannt werden könnte, als die Mehrzahl der deutschen Bühnen. Ich empfand vor diesem Proscenium nicht mehr und nicht weniger, als ich vor jedem deutschen empfunden, wenn nicht eine der wenigen Gestalten, die auf den Brettern Menschen bleiben, darüber ging; auch in Petersburg gab mir die Gesammtheit der Schauspieler genau den Eindruck, den ich vor unsern Bühnen so oft empfunden, den Eindruck von einem Menschen, der in der Jugend eine klassische Bildung genossen hat und, nachdem er sein Latein ausgeschwizt, in den Fall kommt, Latein sprechen zu müssen. Auch hierin also haben leider die Deutsch-Russen an der Newa so ziemlich unsere Höhe erreicht, und ihre Mimen sind nicht Hofschauspieler, gaukeln nicht im Sonnenscheine der höchsten Gunst, und zu Hebung deutscher Schauspielkunst werden keine Ukasen erlassen! Es ärgerte mich, Russen ein Bedürfniß aussprechen zu hören, das Schröders und Flecks Vaterland nicht befriedigen kann; es ist hart, in einem fremden Lande, wo man sich an deutscher Literatur und Kunst bildet, gestehen zu müssen, daß wir, die Lehrer, mit unsern besten bestehenden Bühnen der lernenden Nation keine gute anzubieten hätten. Gar wehmüthig stimmte es mich, ins Deutsche übersezte französische Stücke auf Brettern spielen zu sehen, welche die Wolga heraufgekommen waren; aber vollends aus der Fassung brachten mich die Phrasen eines Fashionable deutschen Stammes, der, um die Mediocrität des Petersburger Schauspiels vor einem ächten Deutschen, der so viel Aechtes gesehen, zu excusiren, auf Petersburgisch zu mir sprach: „Ich bin äußerst portirt für unser Vaterland, besonders für vaterländische Kunst; als ich in Berlin war, zog ich eine gute Pièce im Schauspielhaus der brillantesten Soirée vor; dort hat nun freilich Alles eine andere Couleur; aber, sehen Sie, Talente wollen gut traitirt seyn; so ist es in jeder Sphäre, also auch in der des Acteurs; das ist der essentielle Punkt; der Gout der hiesigen großen Societät hat hier indessen einmal eine solche Direktion genommen, daß die deutsche Truppe nothwendig en deuxième ligne steht, und so darf man keine großen Prätensionen an sie machen. So lange sie so conditionirt ist, wird nur der bas peuple (d. h. der Mittelstand) das Haus frequentiren, und en foule auch dann nur, wenn die Affiche den Freischützen oder eine recht burleske Farce annoncirt."

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 137.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Juni 1831.

Mit Rosen umweben
Der Sterblichen Leben
Die gütigen Feen.
Sie wandeln und walten
In tausend Gestalten,
Bald süßlich, bald schön.

Matthisson.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Weiter wollten wir dießmal nicht im alten Greyerzerland vordringen, sondern wandten uns wieder zurück nach dem Pays d'En-haut, jedoch auf einem andern Weg, an einer Hügelreihe weg, die Mosses heißen. Gleich darauf gewahrten wir die alte Veste Aigremont und gingen hinein: unstreitig eine der schönsten und großartigsten Ruinen der Schweiz. Weite zerfallene Säle, die nun öde stehen und worin nur traurige Käutzchen die tiefe Todtenstille unterbrechen, die an die Stelle des wilden, waidlichen und genußvollen Ritterlebens getreten ist, wo der Wind dürre Blätter durch die hohen offenen Fenster weht, ungeheure Mauern, enge Gänge, die dunkel gewesen seyn müssen, bevor das Licht durch das zerstörte Dach einfiel, eine Menge Schießscharten und schief in die Mauer gehende Wartlöcher, endlose unterirdische Gewölbe, verschüttete Graben, Spuren einer ehemaligen Zugbrücke: das ist Aigremont, wo einst ein jüngerer Zweig der gräflichen Familie von Gruyères hauste. Sie hießen Pontverre, und erloschen mit Robert, einem der Häupter des berüchtigten Ritterbundes vom Löffel; sie erhoben sich gegen die kühn und kräftig aufstrebende städtische Freiheit Genfs, führten aber dadurch ihren eigenen Untergang herbei. Während Robert mit zahlreichen Vasallen gegen die feindliche Stadt zog, blieb seine Gemahlin, Ernestine, nur mit wenigen Leuten in der Burg zurück. Ihre Einsamkeit benuzte ein ungetreuer Diener, um heimlich Räuber in das Schloß einzulassen, sie in der Nacht zu verbergen und am Morgen die edle Frau zur Herausgabe all ihrer Besitzthümer und Kleinodien, so wie des von ihrem Manne zusammengeraubten Geldes zu zwingen. Schon tobten die Verschwornen an ihrer Thür und drohten sie einzubrechen oder das Schloß anzustecken, da gibt es unten Lärm, eine Menge Stimmen tönen, Bewaffnete dringen heran. Vielleicht der Ritter, der von seinem Zug nach Genf zurückkehrt und so zur rechten Zeit zur Rettung herbeieilt? Nein! Es glänzen keine Harnische und Helme, es wehen keine Federbüsche, es drohen keine Schwerter und Hellebarden, wohl aber mächtige Keulen, Baumstämme und Morgensterne. Die Hirten von der Forclaz waren es, die helfend herandrangen, denn ihnen war durch einen glücklichen Zufall in der Nacht Kunde von dem Unternehmen geworden. Ihnen entging keiner von den Räubern. Zur Dankbarkeit für solch treue Anhänglichkeit gab die Gräfin ihnen den ganzen Berg Perche mit seinen herrlichen Alpen zum ewigen Eigenthum. Zwar wurde keine Urkunde über diese bedeutende Schenkung ausgefertigt, sie hat sich aber bis auf den heutigen Tag erhalten, denn noch jezt besizt die Gemeinde Forclaz die Weiden der Perche ausschließlich und ist dadurch reich geworden.

Aigremont wurde von den Bernern zerstört, als sie sich das Pays d'En-haut unterwarfen. Seitdem haußen,

der Sage nach, in diesen Mauern eine Menge unheimlicher Wesen, und es gehen Dinge darin vor, die einen mit Grauen erfüllen. In unterirdischen Kammern stehen Kessel voll von Geld, das die Pontverres zusammengeraubt haben. Dabei sizt jener Robert, der lezte seines Stammes, bleich und unbeweglich auf einem Sessel, um den Schatz zu bewahren. Ein großer schwarzer Ziegenbock mit ehernen Hörnen und brennenden Augen stößt jeden, der sich naht. Um Mitternacht wird Geheul und Wehklagen aus diesen unterirdischen Gewölben vernommen. In Trauer gekleidete und weißverschleierte Frauen gehen leise singend und klagend auf den zerfallenen Mauern umher.

Diese Gebirge sind wirklich der Lieblingssitz der Sagen und Mythen. Ich gedenke, einmal ein Paar Sommermonate hinzugehen, um sie bei Alt und Jung, in den Dörfern und auf den Alpen zu sammeln. Vieles hat einen alten Ursprung und reicht in die Zeit zurück, wo die christliche Lehre auf die alten germanischen und celtischen, griechischen und römischen Theogonien und Mythologien gepflanzt ward. Zwischen beiden erhoben sich eine Menge phantastischer Wesen, denen zwar keine Tempel und Altäre errichtet wurden, die aber darum um so lebhafter in den Gemüthern ihre Heimath aufschlugen. Feen, Heren, Sylphen und Gnomen wohnen in Höhlen, in Bäumen und auf den Felsen, in den Quellen und in der Erde. Sie sind alle sehr empfindlicher Natur und nehmen das Geringste gleich übel, thun aber doch im Ganzen mehr Gutes als Böses, zumal den Heerden, den Hirten und den Gärten. Sie werden aber gleich wild, boshaft und tückisch, wenn die Leute vergessen, daß ihnen eine tägliche Libation von Milch gehört. Darum beginnt man hier die Mahlzeit immer damit, daß der Hausvater mit der linken Hand einen Löffel voll Milch unter den Tisch schüttet. Dieß ist zwar nicht sehr anständig, und erinnert ein Bischen an Hunde und Katzen; so genau aber wird dieß hier oben nicht genommen. Diese Mittelwesen zwischen Erde und Himmel geben zu einer Menge Erzählungen Veranlassung, die einem die Sennen und Hirten mit ernsten Gesichtern wiederholen und an die sie so fest glauben, wie an ihr Evangelium. Außerdem haben sie noch einen furchtbaren und mächtigen Geist im Sinn, der alles irdische Gut nach Willkühr vertheilt, die Quellen erhält, bald in Höhlen zu Haus ist, bald mit furchtbarem Lärm und Getös auf die Jagd zieht — denn er ist ein leiblicher Vetter des wilden Jägers von Rodenstein — bald allein durch die Luft braust. Besonders ungehalten und wild ist er auf diejenigen, die auf die Felsen klettern, wo er seinen luftigen Sitz hat, oder die einem Thier was zu Leid thun, das ihm gehört; das ist der Berggeist. Die alten Hirten lassen keine Gelegenheit vorübergehen, wo sie folgende wahre Geschichte von ihm erzählen können: „Es war einmal ein junger Hirt, der verließ häufig die Heerden seines Vaters, um den Gemsen auf den Schneefeldern und Felsen der nächsten Alpen nachzustellen. Eines Tags kletterte er zwischen tiefen Abgründen umher, da brach ein heftiger Sturm aus der Schlucht. Dichter Hagel fuhr auf ihn herab, so daß er Gesicht und Hände verbergen mußte. Er kauerte am Fuß eines Felsen nieder, wo er vor Erschöpfung, vor Hunger, Durst und Kälte fast vergangen wäre. Da kam auf einmal der Berggeist auf einem heftigen Windstoß daher gebraust und kreischte ihn mit drohender Stimme an: „Freches Menschlein! wer hat Dir erlaubt, Thiere von meiner Heerde zu tödten? Ich jage nicht nach den Kühen Deines Vaters, was verfolgst Du meine Gemsen? Für dießmal will ich es Dir noch verzeihen, aber es ist das lezte Mal. Hüthe Dich!“ Und im Augenblick hörte der Sturm auf, die Sonne schien wieder warm und mild. Der junge Mensch ging ganz still wieder zu seiner Heerde hinab und hat seitdem nie wieder gejagt. Es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Sage eine köstliche, wahrhaft antike Einfalt liegt, und daß sie am sichersten wirkt, die Hirten von der Gemsjagd zurückzuhalten, wodurch sie die Sorgfalt für ihre Heerden vernachläßigen. Sie gewinnt aber unendlich, wenn sie ein schöner alter Mann zwischen diesen Bergen und Felsen in der so poetischen romanischen Sprache erzählt. Auch die Alpenbewohner hatten, wie die andern Menschen, ihr goldenes Zeitalter, das in innigster Beziehung mit der Natur ihres Landes und mit ihren Geschäften stand. Damals, sagen sie, waren die Kühe noch ungeheuer groß und gaben so viel Rahm — denn von Milch war damals die Rede noch gar nicht — daß sie in großen hölzernen Trögen gemolken werden mußten, in die jede Kuh durch eine Thür getrieben wurde. In einem Augenblick war der Trog voll. Durch einen Zapfen wurde der Rahm abgelassen und dann eine andere Kuh in den Trog getrieben. Füllte sich dieser zu hoch an, so schwamm die Kuh in ihrem eigenen Rahm und der Senn sezte sich in einen Kahn, um die Kuh zu melken. Da geschah es denn einmal, daß ein Senn nicht Acht auf sein Geschäft gab und die Kuh mit der Schnauze den Kahn umstieß, so daß der arme Mensch in den Rahm fiel und gleich darin erstickte. Die Mädchen von der Alp und aus seinem Dorf beklagten seinen Tod mit Trauergesängen und suchten seinen Leichnam umsonst auf Bergen und auf Felsen. Nach einigen Tagen aber wurde Butter gemacht in dem Butterfaß, das so hoch war wie ein Thurm, und da blieb der todte Senn an dem Butterschlägel hängen. Man legte ihn in eine Höhle, wo sich die Bienen angebaut hatten und wo jede der Zellen so groß war wie ein Stadtthor.

Die Hirten haben sich eine Mythologie, ich möchte sagen eine Poesie gemacht, die in den einsamen Tagen, Wochen und Monaten ihres Lebens auf den Hochalpen

ihr ganzes Gemüth beschäftigt und ausfüllt. Durch diese unschuldige Phantasmagorie erhalten sie es wach, munter und sinnreich. Ohne sie würden diese Leute wohl in die Dummheit, Rohheit und in die Laster unserer deutschen Hirten in der Niederung verfallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kette.

(Beschluß.)

Nach einigen Monaten war der frühere Zustand hergestellt; Iwanowitschs Kräfte waren wiedergekehrt, und das Verhältniß zwischen Vater und Sohn schien das alte, entfernte bleiben zu sollen, indem es sich durch eine große, zurückgebliebene Reizbarkeit des erstern nicht besser zu gestalten versprach. Im Gegentheil wurde es schlimmer und schlimmer; des Sohns gemessene Zurückhaltung schien den Vater nur mehr und mehr zu erbittern; jener hatte denn auch mit seiner aufbrausenden Jugend und seinem wachsenden Selbstgefühl einen harten Kampf zu bestehen, und so geschah es, daß die vorige, unheilbringende Scene sich eines Tags wiederholte. Dieses Mal mischte sich aber in des Sohnes Zorn über die Mißhandlung ein eigenes Entsetzen, ja Mitleid mit dem Vater. Er warf sich vor ihm auf die Kniee und flehte, beschwor ihn, sich nie wieder so weit zu vergessen, daß er die Hand gegen sein Kind erhebe. Der Vater war halb gerührt, halb ärgerlich über seine eigene Rührung und über das Selbstgefühl des Sohns, über die Wichtigkeit, die er dieser Scene beizumessen schien. „Was!“ rief er ihm heftig entgegen; „soll ich nicht die Macht, das Recht haben, den unbeugsamen Trotz eines Kindes zu strafen? glaubst Du Dich bedeutend genug, Dich ihr entziehen zu dürfen? was predigst Du mir hier Moral und Mäßigung? Bist Du nicht mein Geschöpf? Was wärst Du, wenn ich Dir nicht meinen Namen geliehen hätte? Ein Nichtswürdiger, ein Leibeigener!“ Des Knaben Zorn flammte auf, er griff mit dem Instinkt des Mannes an seine Seite, als suche er ein Schwert. Der Vater fuhr auf bei der Bewegung. „Aus meinen Augen!“ rief er ihm zu, der Sohn ging, aber er beschwor die Leute seines Vaters, ihn nicht zu verlassen, die Nacht bei ihm zu bleiben; er that es mit Thränen der Angst; sie versprachen es, und er schien etwas beruhigt zu gehen.

Iwanowitsch legte sich nieder; lange noch blieb der Kammerdiener heimlich in dem anstoßenden, halb geöffneten Zimmer; endlich, da er seinen Herrn ruhig schlafen hörte, ging er, selbst vom Schlafe übermannt, zu Bette. Es war schon hoher Tag, als er erwachte; der Jüngling trat eben in sein Zimmer. „Ihr seyd ruhig hier?“ sagte er entsezt; „wo ist mein Vater?“ — „Er hat noch nicht geklingelt, er ist noch nicht erwacht,“ antwortete der Kammerdiener entschuldigend. „Noch nicht? Und Ihr seyd nicht bei ihm geblieben! Oeffnet sein Zimmer, rasch!“ Der Kammerdiener stand auf und suchte nach den Schlüsseln umher. „Es ist ja nicht verschlossen,“ sagte er endlich, da er sie nicht finden konnte. „Es ist verschlossen!“ rief der Jüngling heftig aus; „kommt!“ Er zog ihn an die Thüre, aber wiewohl sie wirklich nicht verschlossen schien, war sie doch, eine ungewöhnliche Erscheinung, fest von Innen verriegelt. Es war schon geraume Zeit über die Stunde, wo Iwanowitsch gewöhnlich aufzustehen pflegte; sie riefen — es erfolgte keine Antwort. Des Jünglings Angst schien mit jedem Augenblick zu steigen; er ließ den Schlosser, den Zimmermann kommen und die Thür einschlagen; zitternd stürzte er über ihre Trümmer zum Bette seines Vaters; die Vorhänge hingen tief herab und — es war leer. Fragend staunten alle sich an, aber des Knaben Blicke irrten verzweifelnd im Zimmer umher; da entdeckte sein von der Angst geschärftes Auge eine Spalte in der Wand und eine verborgene, allen unbekannte, nur angelehnte Tapetenthür; er riß sie auf; man sah in einen schmalen, dunkeln Gang, in den das Licht des Tages nur gleichsam fremd und schüchtern drang. Er stürzte hinein, aber seine Leute wollten ihm nicht folgen und suchten ihn durch alle möglichen Vorstellungen zurückzuhalten; ein panischer Schrecken hatte alle ergriffen. Der Jüngling gebot Licht zu bringen; ungern erwartete er es, ergriff hastig die Laterne, hieß seine Leute ihm nachgehen und eilte voran; es konnten nicht zwei Personen in dem engen Raume, der sie wie ein Grab umfing, neben einander gehen; einzeln bewegte sich der bange Zug; es ging Treppe auf, Treppe ab; endlich hörten die kleinen, hin und wieder zerstreuten Stufen auf und der Weg senkte sich fortgesezt. Sie schritten die schmalen Tritte hinab; die Laterne brannte, vermuthlich durch die eingeschlossene Luft, gedämpft, trüb und unsicher; da stieß des Jünglings Hand an ein Hinderniß — eine Thür lag vor ihm; mühsam drängte er sie auf; ihre ungewohnten Angeln knarrten scharf und verwundend, wie ein Schrei aus alter, erstorbener Zeit, durch die tiefe Stille, und er trat in die Gruft seiner Ahnen unter der Kapelle. Aber beim nächsten Schritt stolperte sein Fuß über einen im Wege liegenden Gegenstand; er bückte sich, ihn zu beleuchten — es war der Leichnam seines Vaters! Er stand erstarrt. Seine Begleiter sprangen hinzu und wollten ihn aufheben, aber ein Hinderniß zog die Leiche wieder nieder; die goldene Kette, welche er seit seiner Krankheit trug, war es, die sich mit dem einen Ende in die Spalte eines Sargs geklemmt hatte. Der Deckel wurde geöffnet, sie los zu machen; man erkannte den Sarg der verstorbenen Frau

von Iwanowitsch. Der Sohn verbarg sein Gesicht in seinen Händen und stürzte fort. Der Leichnam wurde an das Tageslicht gebracht; alle Versuche, ihn wieder zu beleben, blieben umsonst; er schien sich mit der Kette erdrosselt zu haben.

Der Jüngling ließ ihn neben seiner ersten Frau begraben und verließ auf immer das Gut seiner Väter. Er reiste nach Petersburg und brachte seinem Bruder jene Kette mit, die sie unter sich theilten und die ein Erbtheil in der Familie blieb, an dem beide Linien sich noch spät als Verwandte erkannten, denn beide lebten in ihren Kindern fort; ihrem Wappen fügten sie die zerrissene Kette hinzu, und die nie getrübte Eintracht beider Brüder ging sprichwörtlich auf ihre spätesten Nachkommen über, von denen einer mir — so schloß der Erzähler — die Hälfte der sonderbaren Kette gezeigt hat, deren verhängnißvollen Ursprung Niemand mehr mit Bestimmtheit nachzuweisen vermag.

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, April.

Hitze. Egyptische Kultur.

Den Hauptzweck meines hiesigen Aufenthalts, mich in den orientalischen Sprachen zu üben, kann ich, wie ich nachgerade einsehe, hier nur höchst unvollkommen erreichen. Ich bin zu sehr von Europäern umgeben, die lieber französisch oder italienisch, als griechisch, arabisch und türkisch sprechen. Auch ist es fast unmöglich, mit hiesigen Arabern zusammenzukommen, weil sie sich dadurch erniedrigt glauben, wenn sie einen Nichtmahomedaner in ihrem Hause aufnehmen. Ich werde deshalb so bald als möglich von hier abreisen, um entweder in Kahira oder in einem Dorfe in der Nähe den Sommer zuzubringen. Freilich werde ich in Kahira noch mehr von der unausstehlichen Hitze leiden, als hier, wo die Meeresluft die Temperatur etwas erniedrigt; doch auch hier kann man schon jezt nicht mehr das Zimmer verlassen, so oft die Südwinde wehen, die Chamsin genannt werden. Vor einigen Tagen hatten wir diesen erstickenden Wind; ich litt während desselben außerordentlich an Kopfschmerzen und Augenweh, auch war der Thermometer bis auf 21 Grad gestiegen. In Vergleich mit Kahira ist dies allerdings noch erträglich, denn wie man mich versichert, erreicht dort der Thermometer oft den 40sten Grad. Wenn man aber so wie ich gewohnt ist, sich im Monate April noch hinter dem Ofen zu wärmen, darf man sich mit Recht über die hiesige Witterung beklagen. Doch muß ich mich glücklich preisen, wenn ich in der heißesten Mittagssonne die armen Soldaten exerziren sehe; und wozu dient ihnen diese europäische Disziplin? etwa um ihr Vaterland zu vertheidigen? nein, um entfernte unabhängige Länder unter türkischen Scepter zu bringen, um ihre eigenen arabischen Brüder im Innern oder in Abyssinien einem fremden Stamme zu unterwerfen und dann der harten Tyrannei gegen ihre eigenen Landsleute als Werkzeuge der Erpressung zu dienen. Auch haben sie nicht einmal die Hoffnung, sich durch ausgezeichnete Tapferkeit emporzuschwingen; so wenig als ein Nichtadeliger in manchen Ländern Deutschlands, kann hier ein Araber eine bedeutende Stelle im Staate bekleiden; die Türken allein sind Herrn im Lande, und sie sehen mit demselben Uebermuthe auf ihre arabischen Glaubensgenossen herab, wie diese auf Europäer. Unlängst war ich Augenzeuge, wie ein türkischer Unteroffizier einen Esel von einem arabischen Eseltreiber haben wollte; dieser versagte ihn unter dem Vorwande, er müsse einen europäischen Herrn abholen; denn so sehr sich auch die Eseltreiber um vorübergehende Europäer drängen, so ungern leihen sie ihre Esel einem Türken, weil sie schon zum voraus wissen, daß sie nicht dafür bezahlt werden. Der Unteroffizier aber fragte nicht lange, sondern schlug den armen Eseltreiber hart und ritt seines Weges fort; als dieser ihm nachlief, ward er zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und auf Befehl des Unteroffiziers von zwei vorübergehenden Soldaten ergriffen und auf die Hauptwache geführt; hier saß ein türkischer Offizier zu Gericht, und ohne sich lange um die Streitsache zu bekümmern, fragte er seinen Landsmann, welche Strafe wohl der Angeklagte verdiene, und auf sein Begehren gab er ihm selbst 20 Prügel. Dies gibt ungefähr einen Begriff von der hiesigen Justiz, so wie überhaupt von der Civilisation, so gebildet man sich auch in Europa den egyptischen Pascha denken mag; allerdings finden Sie hier mehr Bildung, als in den meisten übrigen Ländern des Orients; doch alles ist nur äußerlich, während das Innere der Egypter sowohl, als höchst wahrscheinlich des Pascha selbst, so roh und gemein als nur möglich ist. Sie sehen allerdings wie in Europa ziemlich gut marschirende Truppen, indessen bewegen sie sich wie Puppen, ohne Kraft und Geist. Der Pascha besizt etwa 90,000 mehr oder weniger regulirte Soldaten; es werden in diesem Augenblicke vier große Linienschiffe in dem hiesigen Zeughause gebaut, vier prächtige Fregatten werden schon längst von den Wellen getragen, nebst zwölf starken Briggs und drei Korvetten. Doch ist dies alles nichts mehr als eitler Prunk; denn wenig würden diese Rüstungen nützen, wenn die gegenseitige Eifersucht der europäischen Mächte verschwände und eine derselben dieses schöne Land erobern dürfte, und gegen mahomedanische Nachbarn sind sie höchst überflüssig. Um übrigens diese Truppen zu unterhalten und sie von Europäern, die größtentheils nie in ihrem Leben ein Gewehr getragen, unterrichten zu lassen, um die Mannschaft sowohl als die Kriegsschiffe zu bewaffnen, und um leztere ebenfalls von Ausländern kommandiren zu lassen, die, sobald sie sich bereichert, mit ihrem Gelde den Pascha verlassen, muß nothwendigerweise der Eingeborne gänzlich ausgesogen werden. Und wozu führt dieser eitle Schimmer, wenn das Land dadurch in unglaubliche Armuth gestürzt wird? Noch würden vielleicht alle diese ungeheuren Kosten bestritten werden können, wenn fleißige Arbeiter diesem gesegneten Boden alle seine Kräfte entlockten; doch wer wird wohl einfältig genug seyn, sich viel anzustrengen, wenn zur Erndtezeit die Früchte seiner Arbeit in fremde Hände fallen? besser ist es daher, in träger Unthätigkeit, die Beine übereinander gekreuzt, mit einer langen Pfeife in dem Munde und einem Rosenkranze in der Hand müßige Stunden zu leben. Unendlich reicher und mächtiger wäre dieses Land, wenn Jeder für sich und sein Haus Saamen ausstreuen könnte, und mit wahrem Heldenmuthe würde dann gewiß Jeder zu den Waffen greifen, wenn es gälte, sein Eigenthum in seinem Vaterlande zu vertheidigen; freudiger würden sie dann unter dem Rufe Allah gegen den Feind ausrücken, als wenn sie mit der Marseillaise oder Parisienne zu Felde ziehen, während der allerhärteste Despotismus auf ihnen lastet.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 138.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. Juni 1831.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.

Goethe.

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

Von O. L. B. Wolff.

Erster Artikel.

Jahrelang haben unsere deutschen Literatoren und Forscher dem Ursprung des altsassischen Schalksknechtes Reineke Fuchs nachgespürt, ohne zu einem besondern Resultat zu kommen, und jezt, da schon seit einiger Zeit sich eine neue Quelle eröffnet hat, bekümmert sich Niemand recht darum, und selbst diejenigen, denen darum zu thun seyn müßte, lassen sie links liegen. Aus dem Morgenlande hat man die Urgroßeltern von Heinrich von Alkmars lustigem Zöglinge holen wollen, denn der Deutsche gibt sehr oft dann nur etwas auf Dinge, wenn sie weit her sind. Daß aber die nächsten Verwandten des spitzbübischen Fuchses in Frankreich zu Hause seyen, daran scheint, beinahe absichtlich, Niemand zu denken, um dem deutschen Patriotismus nicht zu nahe zu treten. So lange die Schätze der französischen Bibliotheken entweder gar nicht, oder doch nur Auserkohrnen zugänglich waren, so lange gefiel es den Gelehrten unseres Vaterlandes, wenn sie auf den altsassischen Fabelroman zu reden kamen, auch mit einer gewissen Vornehmheit zu bemerken, es gebe ebenfalls eine französische Bearbeitung dieses Gegenstandes; jezt hingegen, wo Alles offen da liegt, und es von vielfachem Interesse selbst für Laien wäre, eine Vergleichung anzustellen, aus der sich erwiese, wie der Germane, und wie der Gallier eine und dieselbe Idee auffasse und durchführe, jezt fällt es Keinem ein, nicht einmal denen, die sonst das Wort zu führen und oft an sich zu reißen pflegten, auch nur darauf hinzudeuten, geschweige denn eine ausführliche Darstellung zu liefern. Eine solche darf denn auch der Verfasser dieser Zeilen, wenigstens für jezt, nicht versprechen, denn es gebricht ihm hier an Raum wie an Zeit, aber eine angenehme Unterhaltung glaubt er dem theilnehmenden Leser in diesem flüchtigen Entwurfe bringen zu können, und eine angenehme Unterhaltung ist, seiner Meinung nach, zu Zeiten von größerem Werthe als eine gelehrte Abhandlung.

Durch die Bemühungen des verdienstvollen und fleißigen, leider für die Wissenschaften zu früh verstorbenen, französischen Gelehrten Méon, ward im Jahre 1826 eine Ausgabe der altfranzösischen Fabelromane, welche die Geschichte und die Schalksstreiche des Meister Fuchs enthalten, in vier Bänden besorgt. Das Interesse für die schöne Literatur des Mittelalters scheint in Frankreich noch geringer zu seyn als in Deutschland, wenigstens las man in überrheinischen Blättern damals fast gar nichts über diese doch eigentlich wichtige Erscheinung, und da es aus diesem Grunde an Anregung fehlte, so sind auch nur wenig Exemplare herüber zu uns gekommen und in unsere Bibliotheken gewandert, wo sie ungestört ihr Plätzchen behaupten, bis irgend ein Neugieriger vielleicht einmal den Staub abbläst und einen Blick hineinwirft, aber abgeschreckt von dem alten Französisch, das nicht viel mehr mit der zierlichen Sprache du grand siècle de Louis XIV.

gemein hat, als höchstens die Nasenlaute, sie schnell wieder an ihren alten Ort stellt. Wollte er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sich nur ein wenig hinein zu arbeiten, so würde bald eine reiche Ausbeute von Schalkheit, Witz, Humor, Ironie und Regeln der Lebensklugheit ihn überschwänglich belohnen. Schon um der treffenden Sprichwörter willen, die ihm auf jeder Seite begegnen würden, verdient der alte Roman eine nähere Bekanntschaft, denn selbst bei Lokman, Bidpai, Aesop, und herunter bis auf Lafontaine und Gellert, finden sich die Aussprüche praktischer Philosophie nicht besser eingekleidet und körniger wiedergegeben als eben hier.

Ich glaube jezt die Aufmerksamkeit des Lesers hinlänglich gespannt zu haben, und will ihn daher auch nicht länger wie einen Tantalus vergeblich nach dem Apfel schmachten lassen, sondern ihm lieber die angenehme Frucht vom Baume der Erkenntniß, der jedoch diesseits des Paradieses wächst, gleich abgeschält und ausgehülst überreichen.

Mehrere altfranzösische Dichter haben die Geschichte des listigen Fuchses, gleichsam die Weltgeschichte im Kleinen, behandelt, Anfangs, wie es scheint, nur in Bruchstücken und ohne eigentlichen Plan. — Ich denke mir, zu einem Ganzen gestaltete es sich auf folgende Weise. Im Mittelalter zogen bekanntlich im Lande Frankreich die Herrn von der lustigen Wissenschaft, Magister, die sich selbst promovirten, die Trouvères und Jongleurs nämlich, vorzüglich die lezteren, von Schloß zu Schloß und ergözten und unterhielten Ritter und Damen waidlich durch Recitirung von interessanten Geschichten und Sagen, vorzüglich aus den Kreisen Arthurs und Karls des Großen, welche der Neigung der Zeit huldigten und schmeichelten. Aber schon damals waren die Menschen, wie sie jezt sind und immer seyn werden: sie liebten die Veränderung und es verdroß sie nicht, wenn die Heldenthaten der Paladine, die Erzählungen von treuer, mitunter unglücklicher Minne, oder die Wunder der Heiligen abwechselten mit der Darstellung derber, hausbackener, aber witziger Schwänke, wie sie die gesunden mittelalterlichen Magen vertragen konnten. Da kam denn eines Tages ein aufgeweckter Jongleur auf den Einfall, sich nach andern Schauspielern umzusehen, die freilich nicht so ganz leicht zu finden waren; denn Ritter und Damen, Mönche und Nonnen, Bürger und Bauern, Studenten und Handwerker hatten schon das Ihrige redlich thun müssen; er aber wußte doch Rath und engagirte sich den listigen Fuchs und dessen Vetter, den gefräßigen Wolf, nebst deren weitläuftigster Sippschaft, als ambulante Gesellschaft. Das Ding gefiel und die Kunde davon verbreitete sich bald im ganzen Land; jeder neue Jongleur sollte Aehnliches liefern, denn die praktische Nuzanwendung schimmerte durch und zum Allegorisiren ist der Mensch desto mehr geneigt, je ungebildeter er ist. — Wußte nun der neue Spielmann auch nichts Fremdes, so wußte er sich doch zu helfen und dichtete Neues, Eigenes, es dem schon Vorhandenen so gut, als er konnte, anschließend. So entstanden die verschiedenen Theile des jetzigen Romans, branches genannt, alle aus derselben Wurzel entspringend, aber durch verschiedene Pfropfreiser veredelt oder verschlechtert, je nachdem der Gärtner (der Dichter) das Ding zu behandeln verstand, oft sich in großer Aehnlichkeit begegnend. Später, als der Kreis des Thierreiches durchwandelt war, und fast jedes Thier sich hatte gefallen lassen müssen, vom Fuchs überlistet und geprellt zu werden, schlummerte die Satire nicht mehr so bewußtlos in diesem Gedicht, sondern trat vorzüglich da, wo dem Reineke menschliche Gewänder, bald Pilgerkleider, bald Mönchskutten, bald der Mantel eines Spielmannes, bald das Schurzfell eines Färbers umgehängt wurden, schärfer und deutlicher und mehr nach den einzelnen Punkten der Lebensscheibe zielend, hervor. Ganz zulezt war die Fabel nur ein Rahmen noch, und die Satire ward fast zum Pasquill, einzelne Menschen und Innungen, besonders geistliche Ordnungen, auf das Bitterste und Bissigste geißelnd und verfolgend.

Daher kommt es denn, daß das französische Epos vom Fuchs nicht das Werk eines Einzelnen, sondern Vieler ist, von denen bei weitem nicht alle ihre Namen der Nachwelt hinterlassen haben. Nur über wenige dieser Verfasser ist etwas Näheres bekannt; wir werden sie seiner Zeit nicht unberührt vorüber ziehen lassen, und wenden uns jezt vor allen Dingen der Form und dem Inhalte zu. Das ganze Gedicht zerfällt, wie wir bereits bemerkten, in Kapitel, Aeste (branches) genannt, deren Ueberschrift nicht immer genau, oft nur theilweise den Inhalt derselben angeben. Sie sind durchgängig in achtsylbigen Knittelversen geschrieben, von denen je zwei und zwei mit einander reimen, wobei jedoch männliche und weibliche Reime ohne Ordnung abwechseln, doch herrscht die Anzahl der erstern beträchtlich vor. Sie sind im Ganzen leicht gefügt, wozu freilich die Formen der Sprache, die eben anfängt, sich aus dem niedern Latein loszureißen, und die vielen betonten Endungen, die ihr eigenthümlich sind, das Ihrige beitragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Wenn man über Aigremont hinaus ist, kommt man ins große Ormontthal, das zwei Gemeinden hat, die obere und die untere. Jedem, der dahin kommt, rathe ich, die Mühe nicht zu scheuen und auf den Chamosaire

oder Gemsenberg zu steigen. Die Aussicht ist da oben überraschend schön und ganz neu. Hier gewahrt man nicht, wie an so vielen berühmten Stellen der Schweiz, große Seen und weit hingebreitete Länder; nein, die Aussicht ist viel enger, aber unendlich mannigfaltig und reich an lieblichem, romantischem Reiz. Zu den Füßen liegt das gekrümmte Ormontthal und weiterhin das Mossesthal, zwischen beiden unzählige kleine Wohnungen. Gegen Westen stehen die hohen Felsenzähne oder Thürme von Ai und Mayen, und zeichnen sich scharf auf dem Himmelsblau; mehr nördlich ziehen sich drei Bergketten hin, eine nach dem Greyerzer Land und Freiburg, die andere nach Gessenay und die höchste nach dem Berner Oberland. Südöstlich hat man die Diablerets, die Dent du midi und die Dent de Morcles mit ihren Schneehäuptern vor sich stehen, und über sie hinaus hebt sich noch der große St. Bernhard, der Mont-Rosa und ganz im Süden der Montblanc mit seiner Familie heraus. Wenn man sich an diesen hohen Häuptern müde gesehen hat, so lasse man seine Augen ausruhen in den freundlichen Thälern, oder an den hellen Häusern von Plambuit, oder an der lieblichen Kirche von Sapey, oder an den Ruinen von Aigremont, oder an den tausend reinlichen kleinen Wohnungen, die sich meilenweit an den Berg lehnen, an den Bächen und Flüßchen hinziehen. Wenn man die Menge Häuser sieht, so sollte man meinen, das Land sey sehr bevölkert; dem ist aber nicht so. Jede Familie hat drei bis vier Häuser, die Wohlhabenderen acht bis zehn; sie sind aber alle so klein und leicht gebaut, daß man sie mit den Filzhütten der Nomaden vergleichen könnte, die für kurze Zeit an einer Stelle aufgeschlagen und nach einigen Wochen wieder abgebrochen werden, weil die Hirten mit ihrem Vieh weiter ziehen. Schaut man von unten nach diesen Bergmassen hinauf, die sich hier von allen Seiten zusammendrängen, so kommt einem alles unordentlich, rauh und wild vor, sieht man sie aber von der Höhe an, so zeigt sich überall die schönste Eintheilung und Ausstattung. Die segenspendende Gotteshand hat auch den höchsten Felsenspitzen gute Pflanzen und Kräuter für zahme oder wilde Thiere gegeben, denn da, wo die Hausziege sich nicht mehr hingetraut, geht, klettert und springt die Gemse noch mit Sicherheit. Dieß Land, das von unten felsenstarrend, von Waldströmen zerrissen und in ewigem Schnee begraben scheint, gewährt von der Höhe einen ganz andern Anblick, da begreift man, daß es ein Land ist, wo Milch und Honig fließt.

Ueber die Entstehung des Namens Ormont gehen mancherlei Sagen. Einige behaupten, vor alten Zeiten sey hier bei dem Flüßchen Grande-Eau ein Goldbergwerk gewesen. Andere meinen, der Name komme in seiner Wurzel von Or, was im Romanischen Bär bedeutet, und Mont, Berg. So viel ist gewiß, daß es hier einst Bären genug gegeben hat, kommt doch noch heutzutage mancher vor, wenn es recht kalt ist. Die Grafen von Gruyères ließen das Land zuerst anbauen und vereinigten es dann mit ihrem Besitzthum. Als diese Familie ausstarb, nahmen es die Berner in Besitz. Die Reformation drang schon 1526 ins Land, wo Farel von Genf die neue Lehre predigte. Bemerkenswerth ist, daß unter den Bernern das Land all seine alten Freiheiten und mündlich überlieferten Rechtsgebräuche, so wie das Recht behielt, in erster Instanz nach ihnen zu erkennen. Diese patriarchalische Gewohnheit hatte jedoch auch ihr Unangenehmes und Mißliches. Als daher im Anfang unseres Jahrhunderts das hohe und niedere Ormont mit dem übrigen Pays d'Enhaut von Bern weg an Waad kam, thaten die Einwohner freiwillig auf ihr ungeschriebenes Recht und ihre alten Freiheiten Verzicht und unterwarfen sich dem allgemeinen Landrecht des Kantons.

Die Einwohner führen beinahe ein Nomadenleben. Ihre Besitzungen sind so zerstückelt und in kleine Theile getrennt, daß sie mit ihrem Vieh und aller fahrenden Habe im fortwährenden Wandern von einem Grundstück auf das andere begriffen sind; denn schnell sind die kleinen Weiden abgefressen; daher kömmt es auch, daß das kleine und gering bevölkerte Gebiet über zehntausend Wohnungen hat. Im hohen Sommer beziehen die Leute ihre Gemeindeweiden und bewohnen da enge und unbequeme Hütten. Sie genügen jedoch diesen Naturmenschen, die nur wenig Bedürfnisse haben. Alle Augenblicke begegnet man im Lande Familien, die von einer ihrer kleinen Besitzungen zur andern ziehen. Die Weiber tragen eine Wiege mit dem kleinsten Kind auf dem Kopf, ein Milchgefäß unter dem Arm und Arbeitszeug in den Händen. Diese Gebirgsbewohner leben in ewigem Streit mit den Elementen, mit Lawinen, Bergstürzen, wilden Gebirgsströmen, mit der heftigen, langandauernden Winterkälte, mit den häufigen kühlen Regen im Sommer, mit den dichten Nebeln im Herbst und Frühling, denen sie nichts entgegenzusetzen haben als Muth, Kraft, Ausdauer und Geduld bei immer frohem Sinn. Dabei ist ihre Nahrung ziemlich gering: nichts als Käs, Molken, Milch, Kartoffeln und an Feiertagen ein Stückchen gesalzenes Fleisch. Ein- oder zweimal im Jahr wird ein grobes, aber nahrhaftes Brod aus Roggen- und Bohnenmehl gebacken; um es zu erhalten, hängt man es in den Rauch und es wird dadurch so fest wie Stein. Es schmeckt aber in Milch gebrockt sehr gut, besonders wenn man den Alpenappetit dazu bringt. Die Ziegen liefern genug Haare, um Alt und Jung darein zu kleiden; daraus wird ein grober, dicker Zeug gewoben, den beide Geschlechter tragen. Ihre Beschäftigungen sind auch sehr einfach, denn sie bestehen nur in Butter- und Käsmachen, in Aufziehung des Viehs, im Anbau von ein Bischen Getreide und Gemüs. Dabei führen sie jedoch die Art

meisterlich und zimmern sich ihre hölzernen Häuser selbst. Auch gute Büchsenmacher sind sie, was weniger zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß sie die besten Gemsjäger in der ganzen westlichen Schweiz sind und mit großer Genauigkeit schießen. Mit Festigkeit und Stärke des Charakters einen sie Geistesgegenwart und Fröhlichkeit. Es gibt nichts Neugierigeres als diese Leute, und keine unermüdlicheren Frager; man kann sie aber auch fragen, und man erhält gewöhnlich treffende und selbst geistreiche Antworten von ihnen. Bei alle dem stecken sie aber noch voll Vorurtheilen; so wie Fremde Bleistift und Papier zum Zeichnen blicken lassen und sich niedersetzen, um eine Gegend aufzunehmen, so ist es gleich um alles Vertrauen geschehen und man sieht sie ungern im Land, denn Jedermann hält sie für Spione, die gekommen sind, das Land auszukundschaften und dem Feind zu verrathen. Wenn diese Leute von keiner Leidenschaft und von keinem Vorurtheil aufgeregt sind, so zeigen sie sich freundlich, zuvorkommend und dienstfertig; ich will aber Niemanden rathen, sie zu beleidigen, sich Vertraulichkeiten mit ihren Mädchen und Frauen zu erlauben oder Stolz gegen sie blicken zu lassen. Einem Berner jungen Herrn, dem der Patrizier im Kopf steckte, und der vergaß, wer er war, ging es übel, und er wird wahrscheinlich in seinem Leben keine Reise mehr ins Ormontthal machen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandrien, April.

(Fortsetzung.)

Arabische Hochzeitfeier.

Genug für heute von der Politik Mehemed Ali's, in dessen Geheimnisse ich übrigens in so kurzer Zeit noch nicht sehr eingeweiht werden konnte. Ich schildere Ihnen eine arabische Hochzeitfeier, wie ich dieselbe vor einigen Tagen selbst gesehen. Wohl ist Ihnen bekannt, daß in den meisten Ländern des Orients nie ein junger Mann in Gesellschaft von Frauenzimmern kommt; sobald ein Fremder in ein arabisches Haus tritt, ziehen sich die Mädchen in ihr Frauengemach zurück, und nur vor Verwandten oder ganz vertrauten Freunden ihres Vaters erscheinen sie, jedoch das ganze Gesicht bis auf die Augen verschleiert; nur die Füße sind nackt und der Busen ziemlich nachlässig bedeckt. Auch sprechen sie wenig oder gar nicht in Gegenwart eines Fremden. Man hat hier gar keinen Begriff von dem süßen Reize, den zwei junge Europäer verschiedenen Geschlechts in einem traulichen Gespräche finden. Wenn ein Vater oder eine Mutter ihren Sohn zu vermählen wünschen, so besieht leztere das Mädchen, das die Gattin ihres Sohnes werden soll, und sucht dann den Sohn nach ihr lüstern zu machen. Sind die Eltern beiderseits einig — denn weder der Sohn, noch die Tochter werden um ihre Einwilligung gefragt und können, ohne sich je gesehen oder gesprochen zu haben, einander weder geneigt, noch abgeneigt seyn — so wird des Abends im Hause der Tochter eine Mahlzeit veranstaltet, und der Bräutigam überreicht der ihm immer noch unbekannten Braut einen Trauring. Während der Verlobungszeit, die gewöhnlich zwei bis drei Monate, selten länger als ein halbes und nie über ein Jahr dauert, besucht der Bräutigam zuweilen seine Braut; doch sieht er sie immer nur verschleiert und in Gegenwart ihrer Mutter. Am Hochzeittage versammeln sich alle Freundinnen im Hause der Braut, um ihre Toilette recht elegant zu machen, und vorzüglich, um ihre Haare mit besondern Ceremonien zu flechten. Gegen Mittag wird zuerst vor dem Kadi der Ehekontrakt geschlossen, und dann in der Moschee vor dem Priester der Eid der ehelichen Treue geschworen. Da der Bräutigam seine Braut nie entschleiert gesehen, so muß er schwören, daß er stets seine Pflicht als Gatte gegen sie erfüllen werde, selbst wenn sie alle möglichen Leibesfehler hätte. Dann geht jeder nach Hause; die junge Frau wird von ihren Gespielinnen umgekleidet, die dabei einen Zirkel um sie bilden und siebenmal im Ring herum tanzen. Nach dem Nachmittagsgebete — denn wie Sie wohl wissen, beten die Mahomedaner fünfmal täglich, und jedesmal ruft der Moscheediener auf dem Thurme die Stunde aus — geht man zu Tische und der neue Gatte darf neben seiner Gemahlin, die aber noch nicht entschleiert ist, Platz nehmen und sich frei mit ihr unterhalten, bis endlich die Sonne untergegangen ist und mit ihr die lästigen Gäste sich nach und nach zurückgezogen haben; nun fällt endlich der Schleier, und heil dem Manne, der dann seine Frau seiner Hoffnung entsprechend findet. Ist er in seiner Erwartung getäuscht, so muß er ihr einen Scheidebrief geben, oder, was noch leichter ist, eine andere Frau dazu nehmen. Wehe aber der armen Frau, die von ihrem Manne verstoßen und dadurch ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung wird; und nicht minder bejammernswerth ist eine, die ihr Gatte troz seiner Abneigung gegen sie nicht entläßt, die aber eine geliebte Nebenbuhlerin an ihrer Seite dulden muß. Wie lange noch wird das schöne Geschlecht auf einem großen Theil des Erdbodens so behandelt werden! Hier zu Lande findet man indessen wenig Männer, die mehrere Weiber haben, und die Ursache ist ganz einfach die, daß die Leute schon zu arm sind, um eine einzige Frau mit ihren Kindern zu ernähren; und da die Vielweiberei für ein Zeichen des Wohlstandes angesehen wird, so hüten sich selbst die wenigen Bemittelten, sich dadurch zu verrathen, um nicht bald ausgeplündert zu werden. Mehr als die Hälfte der Araber nährt sich blos von Zwiebeln und Bohnen und besizt weiter nichts als einige Lumpen, um sich zu bedecken, und manchmal eine Decke von Stroh, um darauf zu sitzen und zu liegen. Die meisten kleinen Kinder sind ganz nackt, und sehr oft begegnet man armen Müttern, die ein nacktes Kind auf der Schulter tragen und ein anderes an der Brust hängen haben. Ueberhaupt fällt das Auge hier meist auf nicht sehr ergözliche Gegenstände; hier sieht man Männer, die mitten auf dem Markte sich gegenseitig die Haare schneiden und den Bart rasiren, dort Weiber, die sich selbst oder ihre Kinder auf öffentlicher Straße von Ungeziefer reinigen. Ich bediene mich des europäischen Ausdrucks Haare schneiden, obschon der Kopf ganz kahl geschoren oder rasirt wird; nur oben auf dem Scheitel bleibt ein langer Busch stehen, der bis zu dem Nacken reicht und unter dem kleinen, rothen Käppchen, Feß genannt, das, mit einem großen weißen Tuche umwunden, den Turban bildet, versieht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Juni 1831.

— Mit jedem Schritte
Beut die schimmernde Blumenwelt voll neuer
Wunderformen im reichsten Schmelz ein neues
Zaubergemälde.

Matthisson.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Steigt man den Chamosaire herab, so kömmt man in das enge, trauliche Brettaythal, wo vier kleine Seen nahe bei einander liegen. Es gibt nichts Lieblicheres und Reizenderes. Der größte wird der grüne See genannt, weil sein Wasser die Farbe der nahestehenden Bäume und Gebüsche wiedergibt. Er ist fast ganz rund und mag ungefähr zweitausend Schritt im Umfang haben. Hier ist der Lieblingssitz der phantastischen Sage, hier wohnt und dichtet sie unermüdlich zwischen dunkelnden Bäumen und Gebüschen, über und in dem Wasser, in der tiefen Stille, in der Einsamkeit und in den geheimnißvollen Schatten der Nacht. Hier kommen all die luftigen Wesen zusammen, die in Gebirgen, auf Felsen und in den Gletschern wohnen, und es ist ein ewiges Wehen und Weben an dem Ort. Ehemals — und das haben eine Menge Leute selbst gesehen — wohnte hier ein weißer Drache, der mit seinen mächtigen Flügeln die Wellen schlug. Vielleicht war es ein Schwan, der sich auf diesen einsamen See verirrt, und dem es in der ewigen Kühlung so wohl war, daß er der Heimkehr vergaß. Andere erzählen: die Grafen von Aigremont haben in Krieg mit den Wallisern gelegen, eine junge Gräfin dieses Stamms sey deßhalb sehr um ihre Ringe, Spangen und Kleinodien besorgt gewesen und, um sie auf jeden Fall in Sicherheit zu bringen, auf den Gedanken gekommen, solche in ein eisernes Kistchen zu verschließen und dieses in den See zu versenken. Bis auf den heutigen Tag komme sie alle Monate im Mondschein, gehe am Ufer hin und her, um zu sehen, ob das Kistchen noch da sey. Auch Feen wohnten einst bei diesem See, sie sind aber schon lange weggezogen. Sie waren fast ganz wie die Erdenmädchen, nur hatten sie schwarze Haut, Füße ohne Fersen und so lange dichte Haare, daß sie sie als Mantel umnehmen konnten. Junge hübsche Sennen und Bauernbursche waren den vornehmen Damen eben nicht zuwider. So hatte auch eine dieser Feen einen Hirten aus der Gegend geheirathet. Da war sie aber schlecht gefahren, und man muß sich wundern, daß sich eine Fee nicht besser vorgesehen. Denn der Hirt war brutal und jähzornig und entblödete sich eines Tags nicht, die Fee tüchtig durchzuprügeln, was freilich erschrecklich ist. Sie aber nahm ihn wie eine kleine Puppe beim Schopf und schleuderte ihn in den See, wo er am tiefsten ist. Darauf erzählte sie den andern Feen in der Gegend, was die Männer da für schlechte Bursche seyen, und die Damen zogen gleich darauf weg, so daß es jezt hier gar keine Feen mehr gibt. Seitdem aber das Fräulein von Aigremont da am Rand umgeht und der Grobian drinnen liegt, fürchten sich die Einwohner vor dem grünen See, und Nachts wäre keiner hinzubringen.

Vom Chamosaire stiegen wir wieder ins Ormontthal zurück; ehe wir aber unten ankamen, brachte uns der Führer auf einen Punkt — er heißt der St. Triphonberg — wo man zwischen zwei mächtigen Bäumen einen zauberischen Anblick

hat, der wie in einen grünen Rahmen eingefaßt ist. Welches Wunderbild! Zunächst die Rhone mit ihren Inseln und Armen, und die Menge großer Dörfer an ihren Ufern. Auf der einen Seite Niederwallis von Martigny bis Boveret, wo sich der Strom durch das weite Alpenthor durchwälzt und in zwei mächtigen Armen in den See mündet. Ferner hin der ganze reizende Seespiegel des Leman vom Einfluß der Rhone bis Coppet. Aus fernem Westen zieht sich der lange Jurawall wie eine dunkelgrüne Mauer vor. Dieß sind die großen Massen, zwischen denen sich das Einzelne in den anmuthigsten Formen hinstellt und aufbaut. Von den Buchten, die so schön geschweift ins Land schneiden, geht das Auge zu den Vorgebirgen über, die mehr oder weniger scharf in die Fluth vorspringen. Dann wechseln Felder mit Wäldern, Weiden mit Felsen. Einen auffallenderen Kontrast gibt es nicht, als links die reinen Felsen und Schneehäupter der savoyischen Alpen, die sich immer kühner übereinander erheben und deren blendendweiße Silberzelte tief in das Himmelsblau hineintreten, und rechts gegenüber der Jura, auch ein langer Herr Philister, dunkel und trüb, wiewohl nicht ohne hübsche Linien. Ueberall ist das Wildschöne mit dem Lachenden und Angebauten gemischt. Es zeigt sich ein immerwährendes Fortschreiten und Uebergehen von den lachenden Gründen, auf denen ewiger Frühling liegt, zu der erustern Waldnatur, über der die Felsen emporstehen, und über ihnen die ewige Schneeregion, wo alles Leben aufhört. Wenige Stellen in der Welt, vielleicht gar keine, stellt diese Uebergänge in einem so reizenden Bild dar als der Genfersee mit seinen Umgebungen. Aber da kömmt eine Wolke von Westen her. In einem Augenblick breitet sie sich aus und verhüllt mit ihrem Nebeltuch die ganze herrliche Schöpfung mit allen Farben und Lichtern. Die ganze magische Phantasmagorie verschwindet hinter dem Vorhang. Da reißt er wie der Vorhang im Tempel und rollt sich an den Bergen auf. Durch den Riß lacht das schöne Bild wieder herein und wird immer größer, immer frischer, immer heller, bis es wieder dasteht, wie die Geliebte nach der Versöhnung.

Nach einer Stunde kamen wir wieder ganz in die Niederung; das reizende Gebirgs- und Hirtenland, das wir bisher durchwandert, lag nun hinter uns, und wir waren wieder auf der breiten, staubigen Landstraße. Die Erinnerung an jene einfachen, reinen Sitten da oben, an das Patriarchenleben und seine Sagen, an die großartige Natur wird mir immer bleiben und, aufrichtig gesprochen, sie ist meinem Gemüthe inniger und lieber geworden, als alle spätern Schweizerreisen durch berühmtere Gegenden.

Nun kamen wir nach Aigle, das ein alter Flecken ist. Auf einem nahen Hügel liegt das alte Schloß in Trümmern, das einst so bedeutend war. In den Kriegen Karls des Kühnen gegen die Schweizer zogen zahlreiche Haufen italienischer Soldaten über den großen St. Bernhard, um die burgundischen Heere zu verstärken. Die Berner wollten dieß verhindern, und, wie immer, gut von Spionen bedient, drangen sie bei Nacht rasch durch das Ormonthal nach Aigle, wo in einer Nacht zweihundert Lombarden im Schloß Aigle bei dem Herrn von Torrent Aufnahme gefunden hatten. Ihr Angriff auf das Schloß war unwiderstehlich, und die armen Lombarden, die später wohl bei Grandson oder Murten umgekommen wären, fanden hier ihren Tod. Kein einziger kam davon. Durch den Frieden von 1476 erhielten die Berner Aigle, das als Schlüssel von Wallis und vom St. Bernhard sehr bedeutend ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Der Ursprung des Gedichts, oder richtiger sein Anfang und die Vollendung eines großen Theils desselben reicht nach meiner Ansicht bis in den Anfang oder spätestens bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts hinauf, und ich muß in dieser Annahme von dem eben so gelehrten als geistreichen Roquefort abweichen, der in seiner Abhandlung über den Zustand der Poesie in Frankreich während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts (Paris 1821, S. 161) ohne Weiteres die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts feststellt. Hier mein Beweis. An mehreren Stellen des Gedichtes, vorzüglich Vers 2605, 2653, 3408 und 14, 8537, *) ist ausdrücklich von Priesterfrauen die Rede, ohne alle Ironie und Satire, ganz ehrlich, wie von einer Sache, die sich von selbst versteht. Im Jahre 1074 wurde das Cölibat durch Gregor VII. auf dem Concil zu Rom eingeführt; geben wir nun auch zu, daß es voller hundert Jahre bedurfte, ehe diese strenge Satzung in Frankreich allgemein angenommen war (was sich jedoch in dem gehorsamen Frankreich wohl bezweifeln läßt), so folgt daraus, daß das Gedicht vor dem Jahre 1174, also gewiß um die Mitte des zwölften Säculums verfaßt worden ist, da sich in jenen Branchen nirgends eine Anspielung auf die bald nach dem Cölibat entstehende Konkubinenaushülfe der Priester findet, die doch den satirischen Jongleurs und Trouvères, welche keine

*) E la fame au provoire estoit
Enmi sa cort où buscheloit. V. 2605.

Sa fame li a demandé,
Quel vent nous mène et quel oré? V. 2653.
Li Prestre a la noise oie.

Si escrie son clers Gilain
Et sa fame et son chapelain. V. 3408 et 14.

J'emporte ses vestemens loz,
Se il velt demain chanter messe,
Praigne la chainse a la prestresse. V. 8537.

Gelegenheit vorbeischlüpfen ließen, die Geistlichen zu necken und zu quälen, ein wahrhaft mundrechter Bissen gewesen wäre. Zur Verstärkung diene noch Folgendes: Gautier de Coinsy, Prior in Vie sur Aisne, ein sehr beliebter nordfranzösischer Legendendichter, der 1236 starb, spricht in mehreren seiner frommen Erzählungen (Contes dévots) vom Roman du Renart wie von einem weitverbreiteten Buche. Er sagt ausdrücklich in seinen 1233 geschriebenen Miracles de la vierge, seine Erzählungen würden den frommen Leuten angenehmer seyn als die Geschichten vom Fuchs, und an einer andern Stelle erzählt er, dieser Roman sey so beliebt, daß sich die Leute einzelne Scenen daraus malen ließen und ihre Zimmer damit schmückten; ja den Priestern wirft er sogar vor, sie sorgten in ihren Gotteshäusern nicht so eifrig für das Bild der lieben Frau, als in ihren Wohnungen für eine Abbildung des Herrn Isegrimm (Name des Wolfs im Roman, der auch in den altsassischen Reineke Fuchs übergegangen ist) und seiner Gemahlin *).

Gehen wir nun zum Roman selbst über. Er enthält 30,362 Verse in 32 Kapiteln, branches genannt. Ihm folgen spätere Umarbeitungen, oder Erzählungen in demselben Gewande, die aber, wie wir bereits oben bemerkten, bestimmtere Zwecke haben und für's Erste nicht hieher gehören. Die Kapitel erzählen sämmtlich die Schalksthaten des Meister Fuchs bis auf drei oder vier, in welchen auch von Schwänken anderer Thiere die Rede ist. Folgendes ist der Inhalt der ersten Branche **): Der Dichter beginnt damit, daß er einen Herrn, dem er dient, anredet und ihm sagt, er (der Seigneur) habe zwar schon viele Lieder gehört, von Paris und Helena, Tristan und Isalde, so wie andere Fabeln und Heldensagen, aber nichts vom Fuchs (Renart) und dessen langem Kriege mit Isengrin; das wolle er ihm nun gleich erzählen. Er habe in einem Schranke ein Buch gefunden, das hieß Aucupre ***), in welchem unter andern Geschichten auch diese, die er nun sogleich mittheilen werde, gestanden habe. Nach diesem Prologe beginnt er nun die Erzählung: Als Gott Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieb, gab er ihnen eine Ruthe, mit der sie in das Meer schlagen sollten, wenn sie etwas brauchten. Adam that das, und es sprang ein Schaaf heraus; nun dachte Eva, wenn sie noch ein Schaaf mehr hätten, das wäre doch besser, nahm also die Ruthe ihrem Gatten aus der Hand und schlug ebenfalls, jedoch etwas hart und täppisch, und es sprang ein Wolf heraus, der das Schaaf auf der Stelle fortschleppte. Nun schlägt Adam wieder und es erscheint ein Hund, der jenem das Schaaf abjagt und ihn zur Flucht zwingt. Adam und Eva sorgen nun auf diese Art wechselsweise für ihren Haushalt; Adams Thiere werden zahm, Evas Thiere bleiben wild, oder, wie sich der Dichter naiv ausdrückt, die Evaner verwilderten, die Adamer wurden zahm. Unter den so geschaffenen Thieren war der Fuchs (le gorpil [vulpes]), der sehr wild war, ein rothes Fell hatte und durch seine List alle Thiere, so viel er deren fand, betrog. Dieser Gorpil bedeutet den Renart, der so viele Schalksstreiche wußte. Alle Schalksknechte werden seitdem Renart genannt, denn Renart und Gorpil sind sich ganz gleich. Der Oheim des Renart ist Isengrin, der Wolf, ein Räuber, derselbe, der das Schaaf des Adam stahl; deshalb nennt man mit Recht jeden Räuber Isengrin. Die Frau des Isengrin heißt Hersent; sie ist die Schwester der Füchsin Richout; beide sind Spitzbübinnen, Betrügerinnen, wenn die eine Katze ist, so ist die andere Mieze (se l'une est chate, l'autre est mite); sie geben einander nichts nach, und so machen es Onkel Isengrin und Neffe Renart auch. Sie thun zwar sehr freundlich mit einander, aber sie gönnen einander nichts aus Neid und Geiz.

Hier findet es der Dichter passend, moralische Betrachtungen einzuschieben, nebst einer Nutzanwendung des Inhaltes, daß Neid die Wurzel alles Uebels sey, und was weiter daraus folgt, besonders daß die, welche große Renten haben, großes Uebel damit thun. Dann geht er zu der Bemerkung über, man solle sich nicht wundern, daß er von diesen Thieren spreche, wie von andern Leuten; erzählen die Nachbarn doch von einer Eselin, welche gesprochen habe. Es folgt nun ein ausführlicher Bericht von Bileams Eselin, worauf denn plötzlich der Leser und Zuhörer in medias res, in die Schilderung von Renarts Schelmstreichen, die er seinem Oheim Isengrin spielt, geführt werden.

Wir geben nun im Folgenden diese Streiche nach der Ordnung der Branchen oder Kapitel durch.

(Beschluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

Schierecks Rechenmaschine. Vorträge über das Klima von Deutschland.

Ich erwähnte in meinem lezten Bericht der von Herrn Schiereck erfundenen Rechenmaschine. Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, diese Maschine noch näher kennen zu lernen und mich von der Zweckmäßigkeit derselben zu überzeugen, denn der Erfinder zeigte solche in einer der lezten Sitzun-

---

*) En leurs moustiers ne font pas faire
Si tost l'Image nostre Dame,
Com font Isengrin et sa fame,
En leur chambre où ils reponnent.

**) Sie führt die Ueberschrift: De Renart et d'Ysengrin com il issirent de la mer. Von Renart und Ysengrin, wie sie aus dem Meere kamen.

***) Wahrscheinlich ein Buch von der Jagd, oder überhaupt Fabeln von Thieren. Aucupre kann von auceps und von accipiter abgeleitet werden, ganz nach denselben Grundsätzen wie Aunfours von Alphonsus, was seine Richtigkeit hat.

gen des physikalischen Vereins vor und führte mehrere Exempel damit aus, die ihm von Anwesenden vorgelegt wurden. Die Resultate, die man mit dieser Maschine erlangt, erregen um so größeres Erstaunen, da dieselbe ganz einfach ist und die einzelnen Ziffer nicht versezt werden können, indem sie alle auf einer einzigen Scheibe geschrieben sind. Was aber vorzüglich die Bewunderung der Kenner auf sich zog, war die Leichtigkeit, womit der Logarithmus jeder Zahl bis auf fünf Decimalstellen, und umgekehrt die Zahl zu jedem Logarithmen durch die Maschine angegeben wurde. Mittelst einer kleinen, bei der Maschine anzubringenden Vorrichtung kann indessen die Angabe der Logarithmen noch um zwei Decimalstellen weiter erzielt werden.

In eben diesem Vereine sezte Eläpius aus Köthen seine Vorträge über das Klima von Deutschland fort. Den Faden dieser Vorträge da wieder anknüpfend, wo er am Schlusse seiner lezten Vorlesung stehen geblieben war, theilte er über die Verhältnisse des Nebels folgende Bemerkungen mit: Einer der nebelreichsten Orte in den niedriger liegenden Gegenden Deutschlands ist Hamburg, wo man im Mittel 52 Nebeltage des Jahrs zählt. In Stuttgart kommen deren im Durchschnitt jährlich 39 vor. Die Gegend von Berlin hat wenig Nebel; auf Köthen aber kommen, nach einem vierjährigen Mittel, 30 Nebeltage für jedes Jahr. — Häufiger als in den tiefern Gegenden sind die Nebel auf den Bergen, deren höchste Spitzen nur, wie z. B. die des Orteles in Tyrol, frei davon sind. Am häufigsten und stärksten gewahrt man dagegen diese Erscheinung in den engen Hochgebirgsthälern des ebengenannten Landes. — Wie hinsichtlich anderer meteorischer Verhältnisse, so zeigt sich auch in Betreff der Nebel viel Uebereinstimmung in allen niedern Gegenden Deutschlands. So sind hier unter allen Breitegraden in den kältern Monaten die Nebel häufiger, stärker und anhaltender, als in den wärmern; und nur in dem Punkte weicht das südwestliche Deutschland von dem nördlichen ab, daß dort der Herbst, hier der Winter die nebelichste Jahreszeit zu seyn scheint. Es geht dies wenigstens als Resultat aus den an sieben verschiedenen Orten angestellten Beobachtungen hervor. — Weniger Nebel hat überall das Frühjahr, die wenigsten aber der Sommer. In dieser Jahreszeit gehören, besonders im norddeutschen Binnenlande, Nebel zu den seltenen Erscheinungen. — Sind außer dem Wasserdunste noch andere Materien im Nebel enthalten, so nennt man ihn Heiderauch (Heerrauch) und Moordampf. Beiderlei Erscheinungen müssen von einander getrennt werden. Der Heiderauch kommt nur im Sommer, am Abende heißer Tage vor. Der Moordampf entsteht dadurch, daß im nordwestlichen Deutschland, besonders in Westphalen, Torflager oft in der Ausdehnung von ganzen Quadratmeilen angezündet werden, um das Land auf diese Weise, besonders für den Anbau von Buchweizen, urbar zu machen. Viele meinen, daß der also entstandene Moordampf nur in den vom Orte des Brandes nicht weit entfernten Gegenden sich zeige. Allein sowohl das Zusammentreffen der Zeit des Brennens mit der Zeit, wo viele Jahre lang der Dampf an fernen Orten, wie z. B. zu Leipzig, beobachtet worden, als auch die Richtung des Windes und das Ansehen der Wolkenmassen, die Rauchsäulen ähnlich sind, haben Eläpius überzeugt, daß dieser auch an entfernten Punkten sichtbare, durch Menschenhände erzeugte Moordampf vom Höherauche unterschieden werden müsse. So zeigt sich, eben in Leipzig, jener Moordampf jedesmal einen bis zwei Tage nach dem Anfang des gemeiniglich im Mai und Juni stattfindenden Anbrennens von Torflagern; in Westphalen selber aber gewährt zu dieser Zeit die Sonne oft den Anblick einer dunkelrothen Scheibe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexandrien, April.

(Beschluß.)

Ausflug nach Kairum.

Ich schließe mit der Beschreibung einer kleinen Reise von hier nach Kairum, einem Dorfe, vier Stunden von hier, die ich vor einigen Tagen mit einem Freunde machte, um den Sohn des berühmten Herrn Botta, der, nachdem er Asien und Amerika durchreist hat, nun einige Zeit in Sennar, wo eine egyptische Garnison ist, zubringen will, so weit zu begleiten. Wir ritten auf Eseln bis zu dem sogenannten viereckigten Hause, etwa 1½ Stunden von hier, dann stiegen wir in den Nachen des Herrn Pedemonte, königlich sardinischer Generalkonsuls, der uns daselbst erwartete. Der Nordwind war so stark, daß wir in zwei Stunden den Weg auf dem Kanale zurückgelegt hatten. Bekanntlich ist dieser Kanal eines der schönsten Werke des jetzigen Pascha. Er nimmt seinen Anfang in Machmudie, einem in der Nähe von Alexandrien gelegenen Dorfe, und erstreckt sich bis Daphne, einem an den Ufern des Nils, zehn Meilen weiter als Kairum, liegenden Flecken; folglich verbindet dieser Kanal Alexandrien mit Kahira und Raschid oder Rosette. Sobald wir in Kairum angekommen waren, verließ uns Herr Botta, der den guten Wind benutzen wollte, um schnell nach Kahira zu schiffen. Wir besuchten das Landgut des Herrn Pedemonte und mehrerer anderer Europäer, die hier zwar nur elende Hütten, aber große, wohlgebaute Gärten und Felder besitzen, d. h. vom Pascha zu Lehn genommen haben. Ich ergözte mich sehr an dem frischen Grün, das man in der Nähe der Stadt vergebens sucht, und zum erstenmale athmete ich eine beseligende Frühlingsluft, die mein ganzes Wesen neu belebte; noch hatte ich in diesem Jahre mich nicht am erheiternden Anblick der grünenden Natur geweidet, noch hatte ich mich nicht an Blumen und Blüthendüften erquickt, und die blühenden, reichbewässerten Wiesen, von lustigen Vögeln durchstreift, gossen heilenden Balsam in meine Brust. In jeder andern Jahrszeit bietet übrigens diese Gegend wenig Angenehmes dar, denn das Land ist ganz flach und nirgends ist, selbst in der weitesten Entfernung, auch nur ein Hügelchen sichtbar; auch fehlt hier, wie allenthalben in diesem Lande, ein munteres, wackeres Bauernvolk, denn die hiesigen Bauern sind gar zu ernst und finster, und leider gar zu elend.

Auflösung der Homonyme in Nr. 155:
Lager.

Räthsel.

Zwei Brüder, bekannt in der ganzen Welt,
Schon Manchem haben sie's Leben vergällt,
Und um zu besänft'gen das wilde Paar,
Bringt ihm Hekatomben man täglich dar.
Doch werden sie heut nur dem Opferer gut,
Denn täglich erneuert sich ihre Wuth.

Als guter Koch ist der eine bekannt,
Der andre wird richtig ein Schlucker genannt.
Wenn Futter der erste nur an sich rafft,
Befriedigt den andern oft Wissenschaft;
Doch trinkt er mit Lust auch ein gut Glas Wein;
Dem ersten schenket man nimmer ein.

Der erste, behauptet man, pflege zu schrei'n,
Der andre leidet nur stille Pein;
Und hast du den ersten zum Schweigen gebracht,
So ward für den andern das Stillen erdacht.
Und wen die Gebrüder noch nie geplagt,
Dem ist ein großer Genuß versagt.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Juni 1831.

Nie Erobrern, Fürsten nie
Beugtest du ein Sklavenknie,
Beug' es jezt der Liebe.

Schiller.

Die Legitimität der Liebe.

Der Sturm zerknickt die Blüthen
Mit wilder Mörderlust,
Und Leidenschaften wüthen
Rings in der Menschen Brust.

Die schönen Bilder bleichen
Von Lieb' und Liebestreu,
Und in der Erde Reichen
Erstirbt die fromme Scheu.

Die Riesenschwerter blinken
Hervor aus dunkelm Schrein,
Vor ihren Streichen sinken
Die Throne zitternd ein.

Doch deinen Thron, o Minne,
Zerstört nicht Sturm, noch Stahl,
Mit ungebeugtem Sinne
Hältst du dein Ideal!

Du folgst zu manchem Hügel,
Der theure Helden birgt,
Schaffst der Begeist'rung Flügel,
Versöhnst, wo man sich würgt.

Wenn Freiheit, zornentlodert,
Nach kühnen Zielen schweift,
Und innre Sehnsucht fodert,
Was nie der Mensch begreift;

Wenn, um das Recht zu schützen,
Das Unrecht mit sich schaart,
Und wenn in Wetterblitzen
Der Gott sich offenbart:

Da trittst, ein Seraph milde,
Du in den Bruderstreit,
Und deckst mit deinem Schilde
Die Menschheit, frech entweiht.

Du sprichst die alten Worte,
Die jede Zeit gehört,
Wenn auch die heil'gen Horte
Oft Gaukelei zerstört.

Du sänftigst die Despoten,
Der Volksverführer Schwarm,
Den Träumenden, den Todten
Nimmst du den tiefen Harm.

Du hauchst in blasse Leichen
Den neuen Lebensgeist,
Der aus des Irrthums Reichen
Den Pfad zur Wahrheit weißt.

Münch.

Ueber einige merkwürdige mexikanische Bäume und das Alter der Bäume überhaupt.

Das englische Magazine of natural History enthält den folgenden interessanten Brief eines Philadelphiers, den wir mittheilen und einige Bemerkungen daran anknüpfen.

„Der nordamerikanische Minister-Resident in Mexiko, Poinsett, hatte im Jahr 1827 der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia einen Strick zugesandt, der ihm als das genaue Maaß des Umfangs einer Cypresse in der Umgegend von Oaxaca mitgetheilt worden sey. Der Mann, von dem er den Strick bekommen, verdiente alles Zutrauen und hatte, seiner Versicherung nach, das Seil selbst und so sorgfältig als möglich um den Stamm gelegt. Die außerordentliche Länge dieses Stricks gab indessen natürlich zu einigem Zweifel an der Genauigkeit des Maaßes Anlaß, und der Bibliothekar der Gesellschaft wurde beauftragt, an Poinsett zu schreiben, um Näheres über die Sache zu erfahren. In der Antwort auf diesen Brief vom sechsten September 1827 heißt es: Da Sie die ausnehmende Dicke der Cypresse in Zweifel zu ziehen scheinen, so schrieb ich deßhalb ein Paar Worte an einen Engländer, der vor Kurzem von Oaxaca zurückgekehrt ist; ich schließe seine Antwort bei.“

Mexiko 5ten Sept. 1829.

„Ihrer Aufforderung gemäß, theile ich Ihnen mit, was ich an der ungeheuren Cypresse von Oaxaca beobachtet habe, welche schon so manchen Reisenden mit dem größten Erstaunen erfüllt hat.

Dieser merkwürdige Baum steht auf dem Gottesacker von Santa Maria de Tesla, ein halb Dutzend engl. Meilen von Oaxaca, an der Straße von Guatimala über Tehuantepec. Um die erwähnte Kirche stehen noch fünf bis sechs alte Cypressen, die an Dicke den gleichfalls berühmten Cypressen von Chapultepec oder Xmiquilpan im Staate Mexico gleichkommen. Der größte Baum, von dem hier die Rede ist, steht innerhalb der Mauern, welche die Kirche der heil. Jungfrau umgeben, und er ist es, der durch seine ungeheure Dicke die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich zieht. Die Eingebornen nennen ihn Sabino. Im verflossenen Mai habe ich unter seinem Laubdache gefrühstückt und seinen Umfang mit dem Strick oder Lasso meines Pferdes, den ich deßhalb mitgenommen hatte, gemessen. Fünfmal reichte mein Lasso herum und am Ende blieb noch eine halbe Vara übrig. In Oaxaca wieder angekommen, maaß ich den Lasso; er war neun Varas lang, und somit schätze ich den Umfang des Baums mindestens auf 46 Varas (117 französische Fuß und zehn Zoll), weil ich wegen der hie und da befindlichen Unebenheiten etwas abgezogen hatte. Der größte Baum bei Chapultepec hat etwa siebzehn Varas (43 franz. Fuß) im Umfang, und die übrigen Cypressen von St. Maria bei Oaxaca sind ungefähr ebenso stark oder etwas schwächer. Die Höhe jenes größten Baumes schätze ich zu 120 engl. Fußen. Im Verhältniß zu seiner Dicke ist seine Laubkrone nicht groß; ja sie ist kleiner als bei den andern Bäumen umher, die doch bei weitem nicht so stark sind. Trotz dem scheint seine Vegetation noch in voller Kraft zu stehen und es ist nicht Ein abgestorbener Ast daran zu bemerken. Den ungeheuren Aesten nach, die aus dem Stamm entspringen, sollte man denken, und dieser Gedanke drängt sich einem bei allen sehr großen Bäumen dieser Art auf, er bestehe aus zwei, drei verwachsenen Bäumen. Ich kann übrigens nicht anders glauben, als daß es ein einziger Baum ist, denn die Rinde läuft ohne Unterbrechung rings um den ungeheuern Stamm“ *).

„Von den Indiern in der Nachbarschaft wird dieser Baum sehr verehrt; ja sie sollen ihm früher förmlich Opfer dargebracht haben. Cortez erwähnt seiner in seiner Geschichte der Eroberung von Oaxaca als eines der größten Wunder, die ihm je vorgekommen; sein ganzes kleines europäisches Heer habe sich unter seinem Schatten bergen können.“

„So ungeheuer dick dieser Baum ist, so sollen doch, nach vollkommen glaubwürdigen Berichten, an der Straße von Guatimala bei der alten Stadt Palanque, die jezt in Trümmern liegt, Cypressen stehen, die ebenso dick, oder wohl noch dicker sind.“

Richard Exter.

„Ward beschreibt in seiner mexikanischen Reise die oben erwähnten Bäume von Chapultepec folgendermaßen.“

„In den Gärten von Chapultepec fällt einem vor allen Dingen die prachtvolle Cypresse in das Auge, Montezumas Cypresse genannt. Dieser Baum war 1520, als Montezuma auf dem Throne saß, vollkommen ausgewachsen **), und er muß daher jezt zum wenigsten vierhundert Jahre alt seyn. Dabei ist er aber noch jugendlich frisch. Der Stamm mißt 41 Fuß im Umfang, der Baum ist aber so majestätisch hoch, daß die ganze ungeheure Masse ausnehmend leicht emporstrebt. Betrachtet man ihn genauer, so scheint er aus drei Bäumen zu bestehen, die mit den Stämmen innig zu Einem verwachsen sind. Noch besser aber gefiel uns eine zweite Cypresse; sie ist zwar etwas schwächer — sie mißt blos 38 Fuß im Umfang — aber ebenso alt, ebenso herrlich, und eine leichte Biegung, die der Stamm in der Mitte hat, gibt ihr ein gar zierliches Ansehen.“ — —

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieß beweißt nichts, denn wenn Bäume oder Zweige zusammenwachsen, so schließen sich endlich die Rinden vollkommen an einander an und bilden eine Fläche, wie bei einem einfachen Baume.

**) Ward will damit sagen, dieser Baum sey bereits zu Montezumas Zeit von auffallender Größe gewesen, denn die sogenannten arbres exogènes (s. unten), zu denen die Cypresse gehört, werden fortwährend dicker, bis sie absterben.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Eine gute Stunde von Aigle liegt Roche, wo der berühmte Haller lange als Salinendirektor lebte. Hier schrieb er seine Physiologie und seine berühmte Naturgeschichte der Schweizerpflanzen. Wenn ich an einen Ort komme, wo sich ein ausgezeichnetes Talent entwickelt hat, so sehe ich mich gleich nach Allem um, was bedeutenden Einfluß auf sein Gemüth gehabt haben dürfte. So fand ich früher in Zürichs lachenden Umgebungen, was Geßner'n zu begeistern vermochte; in dem heimlichen und mysteriösen Einsiedeln entdeckte ich die Quelle von Zwinglis strengem Fanatismus und von Paracelsus wunderlicher Exaltation. In Oberrieden wurde es mir klar, daß Lavater nur Gedanken der Tugend und Menschenliebe haben konnte. Nur die Quelle seiner nicht menschenfreundlichen Physiognomik fand ich da nicht. — Hier in Roche lebte Haller mitten in einer reichen, herrlichen Natur, in einem unsäglichen Ueberfluß, wo die Erzeugnisse aller Himmelsstriche in kleinen Räumen bei einander stehen. Lappländisches Klima und Pflanzen findet man neben den Gletschern der Diablerets, in Montreux und Clarens am Genfersee hingegen ist sicilisches Klima, und sicilische Pflanzen kommen da zu Reife und Gedeihen. Es ist mir daher begreiflich, daß Haller hier zwischen romanischen Bergen und Alpen vorzugsweise zur Botanik hingezogen wurde und seine schon gemachten großen Studien in dieser Wissenschaft noch erweiterte und vervielfachte. Hier lebte er als Weiser in großer Einfalt und herzlicher Freundschaft mit den Einwohnern, die ihn weit und breit kannten und über Alles hoch hielten. Im Jahr 1764 besuchte ihn Saussure von Genf, und recht anziehend ist, was er über Haller in Roche sagt: „Ich fand ihn in seiner bescheidenen, kleinen Wohnung, und er empfing mich mit der gastlichsten Freundlichkeit; er war wohl auch froh, sich einmal nach Herzenslust über seine Lieblingsstudien unterhalten zu können. Gleich schob er alle seine Geschäfte bei Seite, und die acht Tage lang, wo ich bei ihm bleiben mußte, waren wir keinen Augenblick getrennt. Damals war ich nicht älter als vierundzwanzig Jahre. Ich habe seitdem manchen interessanten Mann in Nähe und Ferne gesehen, nie aber seines gleichen. Es wäre vergeblich, die Hochachtung, die Bewunderung, ja ich möchte fast sagen die Anbetung auszudrücken, die er mir einflößte, und die sich in den langen Jahren der Abwesenheit nicht vermindert hat. Welche Mannigfaltigkeit, welche Tiefe, welcher Reichthum von Ideen, und dabei welche Bescheidenheit! Sein Gespräch war nicht jenes schnelle Strohfeuer — wie bei Voltaire — das schnell und hell aufflammt, sich aber ebenso schnell wieder legt, sondern eine milde, tief eindringende Wärme, die immer wirkt und den Zuhörer zu der Höhe des Sprechers emporhebt. Wenn Haller sich seines Uebergewichts gegen unser Einen bewußt war — und wie hätte er es nicht seyn sollen? — so verstand er es doch meisterlich, Alles zu vermeiden, was andern weh thun mußte. Wurde ihm ein, wenn gleich flacher und ungegründeter, Einwurf gemacht, so antwortete er mit dem größten Gleichmuth darauf und bemühte sich mit unwiderstehlicher Freundlichkeit, Zweifel zu heben, neue Ideen zu entwickeln, neue Ideenwege zu eröffnen u. s. w. Nie sprach er ab, nie war er schneidend in seinen Urtheilen und Meinungen. Nur dann war er streng und ernst, wenn etwas gegen Religion und Sitten anging. Jene glücklichen acht Tage, die ich bei Haller verlebte, werden nie aus meiner Seele weichen. Seine Worte begeisterten mich nicht nur zum fortgesezten Studium der Naturwissenschaften, sondern auch zu allem Guten, Schönen und Rechten. In der Nacht schrieb ich fleißig auf, was ich am Tage von ihm gehört und gelernt hatte. Endlich verließ ich Roche mit wahrem Schmerz. Des edeln Mannes Wohlwollen für mich hörte nur mit seinem allzufrühen Tod auf."

Von Roche nach Villeneuve kommt man über die Felder, wo die Römer unter ihrem Konsul Lucius Cassus die große Niederlage erlitten, die den siegenden Tigurinern und ihrem tapfern Feldherrn Divico den Weg nach Italien eröffnete. Nun zog eine ungeheure Menge Cimbern, Teutonen und Helvetier über die Alpen nach dem schönen Sonnenland Italien hinab, immer weiter. Schon zitterte die ewige Stadt vor ihnen, denn ihre Bürgerkriege hatten sie von Soldaten entblößt und erschöpft: da rettete sie Marius in den Ebenen von Vercelli. In dieser reizenden Gegend ist jeder Stein mit Blut getränkt. Bei Villeneuve liegt auch das Schlachtfeld, wo die Oestreicher im 13ten Jahrhundert mit den Savoyern um den Besitz des Waadlands kämpften. Peter, Graf von Savoyen, blieb Sieger, und drei Jahrhunderte hindurch besaß er das schöne Land, das sich aber unter der damaligen savoyischen Hoheit, unter einer freisinnigen Verfassung und Repräsentation wohlbefand.

Wie der Weg von Bex hierher durch einen herrlichen Hügelgarten ging, durch schöne Dörfer unter dichten Nußbäumen, an krystallenen Quellen und Bächen weg, links der große Strom und seine Burgruinen, rechts eine hohe, waldige Bergwand; so reizend ist er auch von Villeneuve nach Chillon, nur macht ihn da die Ansicht des Sees, des lachenden waadländischen Gestades und der großartigen Felsenmassen an dem gegenüber stehenden Ufer Savoyens noch schöner und reicher an imposanter Mannigfaltigkeit.

Das Schloß Chillon wurde gewiß nicht zur Verschönerung des Landes hergesezt; demungeachtet ist sein Anblick ungemein anmuthig, und es steht da wie eine schöne Sage aus ferner, ferner Zeit, die sich in den blauen Wellen spiegelt. Die Herren von Savoyen bauten es

gleich nach dem Beginnen ihrer neuerrungenen Herrschaft auf einer Felseninsel, die unweit vom nördlichen Ufer liegt. Es wurde eine kleine, aber feste Twinge, um Staatsverbrecher da aufzubewahren. Rund herum läuft eine Mauer mit festen Thürmchen, Warten und Schießscharten, um jeden Angriff von außen abzuwehren. Im Innern hat es nur wenig Raum; enge Gänge, eine ungeheure Küche, wo die innere Wache am Feuer versammelt war, und gewundene Treppen haben nichts Merkwürdiges, desto mehr aber sein unterirdisches, in Felsen gehauenes Gewölbe, wo die Gefangenen verwahrt wurden. Sieben dicke gothische Bogensäulen tragen die Wölbung; unten an jeder ist ein dicker eiserner Ring, an dem die Gefangenen in Ketten angelegt wurden. Um das Gefängniß fluthet der See, der über sechs Fuß höher ist, als der Grund des Gewölbes. „Hier hat der See gegen tausend Fuß Tiefe," sagt Lord Byron in seinem trefflichen Gedicht: der Gefangene von Chillon. Die Poesie hat ein Bedeutendes hinzugethan. Ich kann versichern, daß das Wasser kaum neunzig Fuß tief ist. Immer aber hört man die Wellen an der Felsenwand branden, ja wenn das Wasser im Juli und August recht hoch ist und heftiger Ostwind (Bise) geht, so schlagen die Wellen zu dem einzigen, engen, kleinen Fenster hinauf, durch das spärliches Licht in das Verließ fällt. Klettert man aber auf den Stufen, welche die Gefangenen mit ihren Nägeln in den Felsen gekrazt haben, hinauf zu der Lücke, so thut sich einem ein wunderschönes Bild dicht über der Wasserfläche auf, denn da liegen die reizenden Ufer mit ihren Bergen um den See gebreitet und spiegeln ihr Grün in seinem Dunkelblau. Es ist mir nie ein schrecklicherer Gegensatz vorgekommen; denn wenn man sich recht dreht, so kann man mit einem Auge die reizende Zauberwelt, und mit dem andern das furchtbare Gewölbe mit seinen Pfeilern, Ringen und Ketten sehen. Als ich einsam und still zwischen den dicken Säulen herumging, die so manches Ach des Jammers und der Verzweiflung gehört, kam ein kleiner Vogel durch das enge Fenster in das Gefängniß und flog nach seinem Nest, das er in einer dunkeln Ecke gebaut hatte; ein freiwilliger Gefangener! Auch ein hübsches Blümchen sproßte in den Felsenritzen des Fensters. Mich hatte das niedliche Kind des Schloßpförtners heruntergeführt, und ehe ich wieder hinaufging, zeigte es mir ein kleines Gemach, mit alten, wurmstichigen Balken, Rollen, Leitern und andern Werkzeugen, und sagte mit lächelndem Mund dabei, dies sey die Marterkammer gewesen. Des Kindes Lächeln that mir von allem am wehsten, und ich eilte die brüchige Treppe hinauf, über die Zugbrücke weg, ins Freie.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Fortsetzung.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Hiernächst zu den Gewittern übergehend, glaubt Cläpius auf den Grund angestellter Beobachtungen und mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der verschiedenen Gegenden, den Satz aufstellen zu können, daß im Allgemeinen die Gewitter in den norddeutschen Küstengegenden am seltensten, in den übrigen deutschen Landstrichen aber um so häufiger sind, je südlicher sie liegen, weil die Gebirge die Bildung dieser Erscheinung vorzüglich begünstigen. Demnach kommen z. B. in Hamburg, im jährlichen Durchschnitt, nur 10 bis 11 Gewitter vor; in Stuttgart dagegen 20 bis 21 und zu Tegernsee, südlich von München, 21 bis 22. Eine sonderbare Ausnahme von dieser Regel macht die Stadt Sagan in Niederschlesien, wo sich beiläufig 28 Gewitter im jährlichen Durchschnitte zeigen, obgleich der Ort ziemlich weit von Gebirgen entfernt und nicht einmal in der Nähe eines bedeutenden Flusses liegt. Fast überall in Deutschland hat wohl der Juli die meisten Gewitter. Sonst sind die Frühlingsmonate daran reicher, als die des Herbstes. Die Wintergewitter offenbaren sich bei uns in der Regel nur durch einen einzigen heftigen Schlag, und sind häufig mit Stürmen und Schneeschauern verbunden. Der Zug der Gewitter ist in den meisten Gegenden von Deutschland so, daß sie am häufigsten von West, Südwest und Nordwest heraufkommen. Die in Osten aufsteigenden Gewitter sind im Allgemeinen viel seltener, aber auch in der Regel heftiger. — Wir übergehen, was C. hierauf noch über Frosttage, sodann über veränderliche, trübe und heitere Tage sagt, um uns zu dem Schlusse des ersten Hauptabschnittes seiner Vorträge zu wenden, wo er von den glänzenden Meteoren sprach. Er begreift darunter das Wetterleuchten, und gibt zwar als wahrscheinlich zu, daß es ebenfalls eine elektrische Erscheinung sey, jedoch will er, daß man es von dem Leuchten der Blitze eines entfernten Gewitters streng unterscheide. Ueberall in Deutschland, bemerkt der Redner, gewahrt man das Wetterleuchten, in Folge starker Gewitter, so ziemlich gleichmäßig, vielleicht etwas häufiger jedoch innerhalb der Gebirge, im Ganzen genommen aber nur selten. Die Sichtbarkeit der Nordlichter hängt allerdings von der geographischen Breite der respektiven Länder ab; indessen zeigen sich dieselben doch in den nördlichern deutschen Gegenden eben nicht viel öfter, als in den südlichern, unstreitig, weil der Unterschied der Polhöhe zwischen beiden nicht von großer Bedeutung ist. Ueberhaupt waren während des lezten Jahrzehents die Nordlichter in Deutschland selten, in frühern Zeiten aber desto häufiger. So hatte Beckmann in Karlsruhe während der Jahre 1779 bis 89 deren vierundsiebenzig beobachtet. Das schönste Nordlicht aber, das man seit Menschengedenken in Deutschland sah, war das vom 7. Januar dieses Jahres. Noch seltener als Nordlichter sind Feuerkugeln; was aber die Sternschnuppen betrifft, die C. für Feuerkugeln im Kleinen hält, so wären solche, nach seiner Ansicht, größtentheils tellurischen, elektrischen Ursprungs, und zeigen sich daher auch im Ganzen am häufigsten in den gewitterreichern Gegenden. Seinem zu Anfange seiner Vorträge gemachten Versprechen gemäß, stellte unser Klimatologe nunmehr noch eine Vergleichung zwischen dem Klima Deutschlands und dem der benachbarten Länder an. Hierzu wählte er fürs erste die Schweiz und Italien. Hinsichtlich der Schweiz bemerkte C. nur in Kürze, daß wohl in keinem Lande Europas Temperatur und Witterung so veränderlich, als hier, sey, für längere Zeiträume jedoch die dortige Temperatur der in Deutschland im Ganzen so ziemlich gleichkomme. Hinsichtlich Italiens machte er vornämlich auf den Umstand aufmerksam, daß im Verhältniß des Unterschiedes der Breitegrade in keinem Lande Europas die Temperatur, ganz im Gegensatze mit Deutschland, so verschieden sey, wie dort; denn betrage z. B. in Wien, das noch um einen Grad südlicher von Hamburg, als Neapel von Turin liege, der Unterschied der allgemeinen Mitteltemperatur nur 1 bis 2° R., so könne man, nach der deßfalls angestellten Beobachtung, den Unterschied zwischen den beiden zulezt genannten Orten in dieser Rücksicht zu 4° R. annehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 141.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 14. Juni 1831.

Es öffnen sich furchtbare Spalten,
Wo der Tod aus tausend Ecken ihm winkt
In gräulichen Nebelgestalten,
Und der Knappe wagt sich muthig hinab,
Und steigt entschlossen ins finstre Grab.

Körner.

Die Minen von Kornwallis.

Nicht selten bringt das wirkliche Leben Ereignisse, schauerlicher als die düstersten Gebilde der Einbildungskraft, und unendlich ergreifender. Was wir im folgenden erzählen, hat sich im Jahr 1812 in den westlichen Minen von Kornwallis zugetragen und wird die Leser an eine der kleinen Geschichten unsers Hebels erinnern.

In jener erzreichen Gegend waren die Schachte so nahe an der Meeresküste angelegt worden, daß die Stollen sich an vielen Orten unter dem Meere selbst fort erstreckten. Wenn die armen, in den Eingeweiden der Erde begrabenen Bergleute zur Zeit der Rast auf den Erzhausen ausruhten, so war ihre einzige Unterhaltung, daß sie dem Pfeifen des Windes, dem Brüllen der Wogen lauschten, die, wenige Klafter über ihren Häuptern, am Gestade zerschellten. Stiegen sie aus ihren Grüften empor, so lag ein wildes, ödes Thal vor ihren Blicken; ringsum eine karge Natur, überall schwarze Erzhaufen, die Gräbern glichen, nicht den Gräbern, auf die Wehmuth und Freundschaft Blumen gepflanzt hat, sondern dem Grabe des Verbrechers, wohin nie ein menschliches Wesen die Schritte lenkt, wo nur Dornen und Disteln wuchern. Aber diese Einöde wimmelte von Menschen jeden Alters; kleine Kinder wie abgelebte Greise tummelten sich in reger Geschäftigkeit, und trotz der traurigen Natur, trotz der harten Arbeit, war ihnen das Leben süß, denn fröhlicher Gesang füllte die Luft und scholl herauf aus den Eingeweiden der Erde. Dieses mühselige Graben und Suchen nach Schätzen muß doch einen eigenen Reiz für des Menschen Herz haben; denn die Arbeiter ziehen einen kleinen Antheil an dem Metall, das sie selbst entdecken, also einen unsichern Gewinn, einem bestimmten, guten Lohne vor.

In den ersten Tagen des August 1812 befuhr einer der Aufseher der Mine Poldice, der Kapitän William genannt, zur gewohnten Stunde das Werk, um die Arbeit zu beaufsichtigen. Bereits hatte er die tiefsten Theile der Mine besichtigt und war mit seiner Runde beinahe zu Ende, da kam er zu einer Grube, in der nur zwei Bergleute arbeiteten; sie lag etwa zwanzig Klafter unter dem Boden. Wie bei allen Gewerken, so findet sich auch in einer Mine gewöhnlich einer, der verständiger und unterrichteter ist als seine Kameraden und dadurch eine Art Orakel wird. Pascoe, der eine der ebengenannten Arbeiter, war ein alter Bergmann, den man in der ganzen Gegend wegen seiner Lustigkeit und seiner angenehmen Unterhaltung, die er mit unendlichen Geschichten zu würzen wußte, gerne hatte. Er war in seiner Jugend Seemann gewesen und hatte die ganze Welt gesehen. Die Bergleute, die Tage und Nächte lang fast ganz allein in der Erde zubringen müssen, sind natürlich große Liebhaber von Geschichten; Pascoe war ein wahrer Schatz für sie, und wer an seiner Seite arbeiten durfte, fühlte sich glücklich. Vor Kurzem war die Schlacht von Salamanka vorgefallen, und Kapitän William wollte, ehe er

hinausging, noch ein wenig mit dem alten Bergmann schwatzen, der auf seinen Wanderungen auch in Spanien gewesen war. — Häufig gibt das Schicksal dem Menschen, der seinem Untergange entgegengeht, einen Wink, der ihn retten würde, wenn er darauf achtete. Mehr als einmal fühlte William einen seltsamen Drang, sich zu entfernen, und schon wandte er sich zur Leiter, um hinaufzusteigen und nach Hause zu gehen, wo ein geliebtes Weib seiner wartete. Aber die Neugierde siegte, und er betrat die Stelle, wo die beiden Bergleute eben ihr Mahl einnahmen; er steckte sein Grubenlicht in die Wand, sezte sich neben Pascoe und hieß den zweiten Arbeiter, Pascoes Sohn, hinausgehen. Die Bergleute sind sehr abergläubisch und wollen öfters Ahnungen haben, die sie vor bevorstehendem Unglück warnen. Der junge Mensch behauptete später, als er auf Befehl des Kapitäns aus der Mine gegangen, sey es ihm vorgekommen, als sehe dieser ganz verstört aus, und er habe ihn zu seinem Vater sagen hören, er wisse nicht, was es mit ihm sey, aber ein Traum, den er die Nacht zuvor gehabt, mache ihm viel zu schaffen. Er habe geträumt, er liege tief in der Erde begraben und höre die Wogen über sich brausen, das Licht aber in seiner Hand brenne dabei immer fort.

William war im blühendsten Mannesalter und seit Kurzem mit einem jungen hübschen Mädchen verheirathet. Jedermann liebte ihn wegen seiner Freundlichkeit, und seine bergmännischen Kenntnisse hatten ihm die Achtung seiner Obern erworben. Er wohnte am Abhang der Küste und hatte hier, troz der Stürme und des schlechten Bodens, einen kleinen Garten angelegt, von wo aus er den ganzen Distrikt, den er zu beaufsichtigen hatte, übersah. Hier harrte auch immer sein Weib seiner Heimkehr. Lange waren die Beiden durch die innigste Liebe verbunden, ohne Aussicht, sich je am Ziele ihrer Wünsche zu sehen, da erhielt William unerwartet die Stelle, die ihm erlaubte, die Geliebte heimzuführen, und überglücklich zogen sie in das einsame Gehöfte, in das nur selten ein Fremder einsprach. Hie und da nahm ein Reisender ihre Gastfreundschaft in Anspruch, und in der wilden Natur, die ihn hier umgab, ahnete er wohl schwerlich, welch glückliches Paar unter dem bescheidenen Dache wohnte. Die öde Küste bot nicht den mindesten Reiz, nicht die mindeste Abwechslung; nur dann kam Leben in diese todte Landschaft, wenn Abends im Winter ein Schiff, das von der Strömung an diese gefährliche Küste geschleudert wurde, Nothsignale gab; deutlich hörte man den Angstruf der Schiffbrüchigen, und Tags darauf schwammen die Trümmer des Wraks am Strande. Aber für William, der ganz seinem Berufe lebte, war auch dieses Schauspiel verloren; sein höchstes Glück dagegen war, wenn unter der Arbeit die Stunde herankam, wo er wieder nach Hause durfte; dem Araber, der nach langem Irren im glühenden Sande fern die einsame Palme an der Quelle gewahrt, kann das Herz nicht freudiger pochen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige merkwürdige mexikanische Bäume und das Alter der Bäume überhaupt.

(Beschluß.)

Wir kennen also aus dem Vorhergehenden genau die Größenverhältnisse von zwei ungeheuren Cypressen in Mexiko; die eine, nach Montezuma genannte, im Staate Mexiko, mißt 41 Fuß im Umfang, also etwa dreizehn Fuß im Durchmesser; die andere, die bei Oaxaca, hat 117 Fuß, zehn Zoll im Umfang und fast 57½ Fuß im Durchmesser. Wir suchen nun auszumitteln, wie alt diese Bäume seyn mögen, und setzen dabei vorerst voraus, daß sie nicht aus mehreren zusammengewachsenen Stämmen bestehen.

Als der älteste Baum, den man kennt, wird in den geographischen Werken der von Adanson beobachtete Baobab oder Affenbrodbaum vom grünen Vorgebirg angeführt. Dieser außerordentliche Baum hatte dreißig Fuß im Durchmesser, als der berühmte französische Naturforscher ihn maaß und beschrieb. Dreihundert Jahre zuvor hatten englische Reisende eine Inschrift in den Stamm gegraben. Adanson fand sie wieder, nachdem er dreihundert Holzschichten weggenommen; er maaß sodann, wie dick diese Schichten zusammen waren und wußte somit, um wie viel der Baum in diesen drei Jahrhunderten dicker geworden war. Da ihm anderseits bekannt war, in welchem Verhältniß die jungen Bäume dieses Geschlechts wachsen, so entwarf er nach diesen Momenten die folgende Tabelle, zu Folge welcher dieser Baobab fünftausend Jahre alt wäre.

Mit Einem Jahr hat der Baum 1 — 1½ Zoll Durchmesser.

—	20	Jahren — — —	1 Fuß
—	30	— — — —	2 —
—	100	— — — —	4 —
—	1000	— — — —	14 —
—	2400	— — — —	18 —
—	5150	— — — —	30 —

Gegen diese Berechnung läßt sich mit Grund nicht viel einwenden; denn die ersten und die lezten Glieder der Progression sind ja durch unmittelbare Beobachtung bekannt.

Was die amerikanische Cypresse (Cupressus disticha) betrifft, so ist uns leider nur das erste jener wesentlich nothwendigen Elemente bekannt, etwas aber läßt sich immerhin daraus schließen. Aus Michaux's Geschichte der amerikanischen Waldbäume wissen wir, daß diese Cypresse langsam wächst; die ältesten, die in der Gegend von

Paris vorkommen, sind vor etwa vierzig Jahren gepflanzt und haben nicht mehr als eilf bis zwölf Zoll im Durchmesser. Ueberdieß muß man voraussetzen, daß sie mehrere Jahre in der Baumschule gestanden hatten, ehe sie gepflanzt wurden. Das Wachsthum dieses Baumes kann also allerhöchstens auf einen Fuß Durchmesser in fünfundvierzig Jahren angeschlagen werden. Nimmt man nun an, der Baum wachse nach diesem Verhältniß gleichmäßig fort, so ergäbe sich für Montezumas Cypresse ein Alter von 585, für die von Oaxaca ein Alter von 1687 Jahren. Es braucht aber kaum bemerkt zu werden, daß diese Zahlen bei weitem zu gering sind, weil das Wachsthum mit jedem Jahr, im Maaße, als das Alter des Baums zunimmt, schwächer wird.

Mit fünfundvierzig Jahren mißt die amerikanische Cypresse so viel im Durchmesser als der afrikanische Baobab mit zwanzig. Nach diesem Verhältniß läßt sich annehmen, daß Montezumas Cypresse zweimal so alt ist als ein Baobab von vierzehn Fuß Durchmesser, also gegen 2000 Jahren, und daß die Cypresse von Oaxaca bei weitem älter ist als der von Adanson beobachtete Baum; denn lezterer maaß blos dreißig Fuß im Durchmesser, während die Cypresse, die doch langsamer wächst, siebenunddreißig einen halben Fuß mißt.

Durch diese Rechnung ergäbe sich für die Cypresse von Oaxaca ein Alter, zu welchem wohl schwerlich der Bestand der ganzen jetzigen Schöpfung hinaufreicht. Es ist also wahrscheinlich, das diese ungeheuern Bäume aus mehrern, gleich Anfangs zusammengewachsenen Stämmen bestehen, wie dieß denn z. B. am bekannten Kastanienbaum vom Aetna nachgewiesen worden ist.

Lezterer ist innen hohl, und so ließ sich denn durch den bloßen Augenschein leicht darthun, daß er mehrfach ist; aber die mexikanischen Cypressen sind so gut erhalten, daß sich hier ein ähnlicher Beweis nur mittelst eines Durchschnitts oder durch vielfache Beobachtungen an jungen Bäumen dieser Art unter ähnlichen Verhältnissen führen ließe. Ist die Cypresse von Oaxaca einfach, Einem Keime entsprossen, so ist sie sicherlich so alt, als die gegenwärtige Welt, so ist sie ein mächtig in die Sinne fallendes Denkmal aus einer Zeit, über welche die Gelehrten noch durchaus nicht im Reinen sind.

Wer sich nie besonders in den Naturwissenschaften umgesehen hat, wird sich vielleicht wundern, wie man einem Baum ein so langes Leben zuschreiben kann; ein, höchstens zwei Jahrhunderte, meint man, wäre genug; lebe ja sogar der Elephant, der Baobab der Thierwelt, nicht viel über ein Säculum hinaus; aber der Botaniker weiß dieß anders. Die meisten Bäume, und darunter auch diejenigen, von denen wir in diesem Aufsatze gesprochen haben, gehören zu der Klasse derjenigen, deren Wachsthum dadurch geschieht, daß sich jährlich Holzschichten oder Ringe außen, zwischen Rinde und Holz anlegen. Ferner verarbeiten die Blätter und die Wurzelfasern, die sich alljährlich frisch erzeugen, die Nahrungsstoffe der Pflanze fortwährend ganz gleichförmig. Die Vegetabilien unterscheiden sich also von den Thieren wesentlich dadurch, daß sich bei den Gewächsen die zum Leben unumgänglich nöthigen Organe fortwährend neu erzeugen, während die Thiere weder Magen, noch Herz, noch Lunge wechseln und unausbleiblich dem Tode anheimfallen, sobald aus irgend einem Grunde eines dieser vornehmsten Lebensorgane seine Verrichtungen einstellt. Man muß überdies einen Baum als ein vielfaches, aus so vielen Individuen, als er Knospen hat, bestehendes Wesen ansehen; ungefähr wie eine Polypenmasse aus einer unendlichen Menge zusammengehäufter Individuen besteht. Nach allem diesen kann man mit Recht schließen, daß das Alter, zu welchem die Bäume gelangen können, keine Grenze hat, und daß sie nur durch das Abreißen von Hauptästen, worauf innere Fäulniß des Stammes folgt, oder durch andere rein zufällige Ursachen zu Grunde gehen. Zum Ueberfluß hat die Erfahrung vielfältig bewiesen und beweist es noch täglich, daß manche vom Glück begünstigte, von des Menschen Hand verschonte Bäume mächtige Reiche und die ältesten Denkmale der Geschichte überleben. Ein mächtiger Baum ist das wahre Sinnbild der wahren Stabilität, das Emblem eines Staats, der in innerer Kraft beharrend, still, unmerklich fortwächst, während in seinem äußern Leben Blatt, Blüthe und Frucht in ewigem Wechsel den Kreislauf der Natur beschreiben. Im Walde der Geschichte steht bis auf diese Stunde manche gigantische Cypresse; aber Aller Stamm ist hohl, nur das Grün der Schmarotzerpflanze deckt die dürren Aeste, und der Rest der alten herrlichen Laubkrone steht, ein ärmlicher Strauß, über einem großen Grabe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Beschluß.)

Wissenschaftliche Vorträge. Theater.

Ich komme jezt wieder auf Dr. Bögners Vorträge über die Naturgeschichte des Wassers zurück, wovon ich bereits in meinem lezten Berichte einige Bruchstücke, der Einleitung entlehnt, mitgetheilt habe. Heute werde ich etwas aus dem ersten Abschnitte mittheilen, worin der Redner die Beweise zusammenfaßt, die es außer Zweifel stellen, daß zu verschiedenen Epochen die Erdoberfläche durch das Wasser bedeutende Veränderungen ihrer Gestalt erfahren hat. Zu dem Ende entwickelte Dr. B. die Geschichte der Versteinerungen sowohl niederer als vollkommnerer Geschöpfe, bis zu den Menschenskeletten hinauf, und theilte sodann vornämlich eine Menge

Notizen über jene antediluvianischen Thiere mit, wovon von Zeit zu Zeit mehr oder weniger unversehrt erhaltene Exemplare unter dem Polareise gefunden worden sind. — Was die versteinerten Menschenskelette betrifft, so theilt Dr. B. die Ansicht derjenigen, welche glauben, daß solche wirklich einer antediluvianischen Zeit angehören, keineswegs. Für seine Meinung aber, daß solche neuern Ursprungs sind, führt er den Umstand an, daß sich jene Versteinernngen blos in Gesellschaft von noch jezt existirenden See- und Landconchylien vorfinden, und zwar vorzüglich in einem Tuffstein, der noch heute täglich durch das Meer abgesezt wird. Auch habe man ja bisher noch keine dem Affengeschlechte angehörigen alten Versteinerungen entdeckt, da doch diese Thierart, ihrer Bildung nach, dem Menschen am nächsten stehe. Somit werden die Hypothesen vollkommen unhaltbar, nach denen schon vor der lezten großen Fluth, die unserer Erde ihre jetzige Gestalt gegeben, Menschen dieselbe bewohnt haben sollen. — Was die Auffindung eingefrorner Thierkörper in den Polargegenden betrifft, so hält der Redner die allgemeine Meinung des Volks in Sibirien, es seyen jene Körper, namentlich die der Mammuths, noch mit frischem und blutendem Fleische bekleidet gewesen, für eine offenbare Uebertreibung, wozu die Thatsache Anlaß gegeben, daß man an den Knochengerippen noch Fleischtheile gefunden, die durch den Frost erhalten worden. So spricht Isbrand von einem Kopfe, dessen Fleisch verdorben, und Joh. Bernh. Müller von einem Stoßzahn, dessen Höhlung mit einer dem geronnenen Blute ähnlichen Masse angefüllt war. Unter allen Entdeckungen der Art, welche Dr. B. erzählt, ist wohl folgende die merkwürdigste, die zwar vielen, doch wohl nicht allen Lesern bekannt ist. Im Jahr 1799 gewahrte ein tungusischer Fischer an der Küste des Eismeers, bei der Mündung der Lena, mitten unter Eisschollen einen unförmlichen Block, den er nicht genauer zu erkennen vermochte. Im darauf folgenden Jahre sah er die nämliche Masse etwas freier liegen, konnte aber noch nicht errathen, was sie eigentlich seyn mochte. Gegen Ende des nächsten Sommers war die eine Seite eines Thiers mit einem Stoßzahn ganz deutlich aus dem Eise hervorgetreten. Jedoch erst nach Ablauf des fünften Jahrs, wo das Eis in jenen Gegenden außerordentlich schmolz, ward die ungeheure Masse auf eine Sandbank der Küste geworfen. Im März 1804 nahm der Fischer dem Thiere die Stoßzähne aus, die er für 50 Rubel verkaufte. Bei dieser Gelegenheit wurde eine rohe Zeichnung von dem Thiere entworfen. Allein erst zwei Jahre später wurde Adams, der, als Adjunkt der Petersburger Akademie, den nach China als Gesandten reisenden Grafen Golowkin begleitete, zu Jakuta von der ganzen Sache unterrichtet. Adams begab sich nunmehr an Ort und Stelle, wo er das Thier schon sehr verstümmelt fand. Die Jakuten aus der Nachbarschaft nämlich hatten das Fleisch in Stücke zerschnitten, um ihre Hunde damit zu füttern; auch hatten wilde Thiere davon gefressen. Indessen fand man doch das Skelett, mit Ausnahme eines Vorderfußes, noch ganz vor. Die Wirbelsäule, ein Schulterblatt, das Becken und die Ueberreste der drei Füße hielten noch durch ihre Bänder zusammen und waren theilsweise mit der Haut bekleidet; das fehlende Schulterblatt aber fand man in einiger Entfernung wieder. Der Kopf war mit eingetrockneter Haut überzogen. Ein wohlerhaltenes Ohr zeigte einen Haarbüschel; auch konnte man den Augapfel noch unterscheiden. Das Gehirn befand sich noch im Schädel, war aber eingetrocknet; die untere Lefze war angefressen, und unterhalb der zerstörten Oberlefze blickten die Kiefer durch. Der Hals war mit einer langen Mähne versehen. Die Haut war theils mit schwarzen steifen, theils mit zarten Haaren von röthlicher Farbe bedeckt. Der übrig gebliebene Theil des Thiers war so schwer, daß zehn Mann denselben nur mit Mühe fortbringen konnten. Im feuchten Boden rings umher fand man, nach der Angabe von Adams, mehr als dreißig Pfund der so eben beschriebenen Haare, welche die Eisbären beim Fressen des Fleisches zerstreut hatten. Das Thier war ein männliches Mammuth; seine Stoßzähne, die Adams zu Jakutsk wieder an sich brachte, waren 9 Fuß lang, der Kopf aber, ohne dieselben, wog über 400 Pfund. Adams sammelte mit der größten Sorgfalt alles, was von diesem in seiner Art einzigen Zeugen einer ältern Schöpfung übrig geblieben war, der russische Kaiser aber kaufte ihm dieses kostbare Denkmal um die Summe von 8000 Rubel ab und ließ es bei der Akademie zu Petersburg in Verwahrung nehmen. — Schließlich bemerkt nun noch Dr. B., daß man die Art und Weise, wie die Thiere in das Eis gekommen, aus der Lage, worin ihr Körper gefunden worden, zu erkennen vermöge. So befand sich das hier erwähnte Exemplar in einer aufrechten Stellung, woraus sich ergibt, daß das Wasser, gegen das es angekämpft, plötzlich zu Eis erstarrte. Aehnliche Bewandtniß hatte es mit andern Exemplaren, die theils in eben dieser Stellung, theils in einer schwimmenden Lage gefunden wurden.

Bevor wir vom physikalischen Vereine scheiden, wollen wir noch einer Vorlesung des Dr. Winterstein erwähnen, die einen Gegenstand betraf, der gewiß größere Aufmerksamkeit als bisher verdient. Der Vortrag handelte von dem Einfluß der Farben und der Dauer ihres Effekts auf das Auge. Die Erläuterungen, die W. darüber ertheilte, waren mit interessanten Versuchen begleitet; die Materie selber aber konnte in der einen ihr bisher gewidmeten Sitzung noch nicht erschöpft werden, weßhalb wir der Fortsetzung dieser Vorträge mit desto größerer Erwartung entgegensehen, als eine genauere Untersuchung dieses Gegenstandes zu wichtigen Resultaten, besonders für Aerzte und Maler, führen muß.

Bekanntlich hat die diesjährige Abrechnung der Gesellschaft unserer Theater-Actionäre ein sehr unglückliches Resultat gewährt. Indessen hat das in der lezten Versammlung dieser Actionäre niedergesezte Comité zur Untersuchung des Zustandes dieses Instituts und zur Erforschung der Mittel, wie dem jährlich anwachsenden Defizit vorzubeugen wäre, bis jezt, wie man vernimmt, noch keine Sitzung gehalten. Es wird demselben auch schwer fallen, ernstliche Reformen ins Werk zu setzen, denn das Uebel liegt zu tief; und so lange man durch Kontrakte gebunden ist, einzelnen Schauspielern Gagen zu bezahlen, die mit dem Ertrag der Theaterabende, an welchen Dramen gegeben werden, ganz außer Verhältniß stehen, wird das Defizit immer anwachsen. Die Oper kann sich in Frankfurt halten, auch wenn sie starke Gagen zahlt und ausgezeichnete Gastspieler gut honorirt, denn unser Publikum ist gesang- und musikliebend. Aber die Tragödie, das Lustspiel, die weinerliche Komödie, ja selbst die Farce ziehen nicht an. Im lezten Theaterjahr ertrug die Oper allein doppelt so viel, als alle übrigen Zweige des Bühnenkunstbaums. Dlle. Lindner ist freilich jezt die erste deutsche Schauspielerin, aber dabei bleibt doch das Haus, wenn sie spielt, sehr oft leer. Man kann daher den Actionären nur zurufen: Wollt Ihr, die Kunst zu ehren, Mimen besolden, die mehr kosten, als einbringen, so laßt Euch das Defizit nicht schrecken; es ist unvermeidlich.

Beilage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Juni 1831.

— Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Schiller.

An Karl Seydelmann,

von

Wolfgang Menzel.

Weil Du, der Kunst Heros, doch fromm der Natur nur gehuldigt,
Dankbar mit reicher Gunst hat Dich beschenkt die Natur.

* * *

Deine Manier, sie hat noch keiner erkannt, denn in jedem
Andern Charakter zeigst ihn Du, und niemals Dich selbst.

* * *

Fruchtbar werden in Dir die verborgensten Keime der Dichtung,
Daß sich der Dichter in Dir neu sieht, und doch nur sich selbst.

* * *

Studium hütet Dich vor dem Uebermuth der Naturkraft,
Vor der Schule Manier wahrt Dich die sichre Natur.

* * *

Was nur Garrick gethan, und was nur Lessing durchdacht hat,
Hast Du wie Lessing durchdacht, hast Du wie Garrick gethan.

* * *

Künstler fehlten uns nicht, doch sehr hat die Kunst uns gemangelt.
Echter Künstler, in Dir neu wird lebendig die Kunst.

* * *

Hundert Mimen verstehn nur sich zu zeigen im Kunstwerk,
Immer das Kunstwerk nur hast Du in Dir uns gezeigt.

* * *

Glücklich der Dichter, dem, so wie Du, ein Mime geworden,
Denn in Deinem Triumph fehlte der seinige nie.

* * *

Weil Du der Dichtkunst dienst, so dient Dir wieder die Dichtkunst,
Machst Du uns schöner das Stück, schöner auch zeigt es Dich selbst.

* * *

Aber des Mimen Kunst ist vergänglich, nur ewig die Dichtkunst,
Drum in den Marmorvers grab' ich, o Mime, Dein Bild.

* * *

Und verwitterte Namen und Bild und jeglich Gedächtniß,
In der Regel der Kunst dauert unsterblich Dein Geist.

Mittheilungen aus Sizilien.

Von J. Baumann.

Bemerkungen über die Insel im Allgemeinen.

Die Insel Sizilien, die größte im mittelländischen Meere, ist durch die achtzehn Miglien lange und zwei bis drei Miglien breite Meerenge von Kalabrien getrennt, von dem sie, der Sage nach, einst durch ein Erdbeben sich losgerissen haben soll. Die Entfernung von Afrika beträgt ungefähr achtzig Miglien. Der Umriß der Insel bildet, wie die Karte zeigt, ein ungleichseitiges Dreieck, daher der alte griechische Name Trinakria. Drei Vorgebirge bezeichnen die drei äußersten Punkte dieses Triangels; sie heißen jezt Capo del Faro, nordöstlich gegen Italien, Capo Passaro, südöstlich, und Capo di Marsala, südwestlich gegen Afrika gelegen. Der Umfang der Insel beträgt nach neuern Messungen 156 geographische Meilen, ihr Flächeninhalt 587 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner gibt Kapitän Smyth auf 1,645,000 an.

Sizilien ist sehr gebirgig. Auf der Nordseite läuft fast parallel mit der Küste die Gebirgskette der Nebrodes, jezt Monti di Madonia genannt, deren höchster Gipfel 610 Toisen erreicht. Sie stößt nach Italien hin mit dem pelorischen oder neptunischen Gebirge zusammen, das sich vom Capo del Faro längs der Ostküste hinabzieht bis Taormina, und dessen erhabenste Spitze der Monte Scuderio ist. An diese Gebirgsreihe stößt der Aetna, der höchste Berg der Insel. Von da an läuft, in südlicher Richtung, das hybläische Gebirge hinunter bis Syrakus. Auf der Westküste erhebt sich der Monte S. Giuliano, bei den Alten unter dem Namen Eryx bekannt. Im Innern der Insel fußen Berge an Bergen, dergestalt, daß die dazwischen liegenden Thäler alle äußerst schmal sind. Die ausgedehntesten Ebenen sind die von Milazzo und Palermo, an der Nordküste, die von Catania, an der Ostküste, und endlich die von Terra nuova, an der Südküste.

Nach einer aus den Zeiten der Sarazenen herstammenden und im Lande immer noch gebräuchlichen Eintheilung, zerfällt Sizilien in drei Provinzen, in das Val di Demona, Val di Nota und Val di Mazzara, von denen das erste einen Theil der nördlichen und östlichen, das zweite den südöstlichen, das lezte den übrigen Theil der Insel begreift. Die Hauptstadt ist Palermo, wo der Statthalter und die zur Regierung niedergesezten Kollegien, auch der Erzbischof oder Primas von Palermo ihren Sitz haben.

Vor nicht langer Zeit hatte Sizilien noch keine fahrbaren Verbindungswege, jezt aber führt eine schöne Straße an der Nordküste von Messina nach Palermo, eine andere an der Ostküste hinab nach Catania, und von da wieder eine mitten durch die Insel nach der Hauptstadt, von der aus wieder eine nach der Westküste und eine andere nach der Südküste laufen. Nur Syrakus, obgleich sich da ein großer Theil des sizilianischen Adels aufhält, steht mit seinen Nachbarstädten noch in keiner andern Verbindung zu Lande, als durch elende Saumwege, die sich oft vielfach scheiden und in Wald, Gesträuch und weiten Steinfeldern fast verlieren.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, troz der schlechten Urbarmachung, ist außerordentlich. Um Messina, Catania, Palermo und andere Städte steht fast das ganze Jahr über Alles üppig in Blüthe und Frucht; Reben, Orangen, Zitronen, Feigen, Cactus, Agrumen, Granaten, Oliven und Palmen stehen da in wundervoller Pracht; auf den blühenden Ebenen weiden zahlreiche Heerden; im Innern der Insel prangen die Thäler und Bergseiten mit verschiedenen Arten von Weizen, und ist dieser geerndtet, so werden erst Hanf, Flachs, Mais, Linsen und allerlei Hülsenfrüchte gebaut. Das abgedroschene Weizenstroh wird um eingepfählte Aloestämme aufgehäuft und dient nachher zu Fütterung der Zugochsen. Die Städte und Paesi stehen alle auf den höchsten Gipfeln der Berge und gewähren einen ganz eigenen Anblick.

Stiefmütterlich von Neapel behandelt, seufzt Sizilien unter dem Drucke eines zahlreichen und mit vielen Vorrechten begabten Adels. Künste und Wissenschaften liegen völlig darnieder, die Volksbildung ist aufs Höchste vernachläßigt, und die Einwohner leben in der gröbsten Unwissenheit und im finstersten Aberglauben. Einen Beweis für Lezteres dürfte die Beschreibung eines Madonnenfestes geben, auf die ich in diesen Mittheilungen kommen werde; eine Scene, die mich schaudern machte, um so mehr, da sie in der Hauptstadt selbst stattfand. Uebrigens kann man den Sizilianer weder der Raubsucht, noch der Betrügerei anklagen, was Reisende dennoch öfter schon gethan; vielmehr habe ich allenthalben, in Städten und auf dem Lande, an den Küsten und im Innern der Insel, treue, ehrliche Menschen gefunden.

Ueber Siziliens frühere Geschichte ist uns wenig bekannt; ein Riesengeschlecht soll die Insel zuerst bewohnt haben. Ihren jetzigen Namen erhielt sie von den Sikulern, die von Italien herüberschifften, aber nicht lange im alleinigen Besitze blieben; denn schon im fünften Jahrhundert vor Christus sehen wir das Eiland unter drei Völkerschaften getheilt, unter Griechen, Karthager und unter die ins Innere gedrängten Sikuler. Bei ihrer aristokratischen Verfassung gelangten die Sizilianer schnell zu einem hohen Ansehen, bis herrschsüchtige Große ihr Glück zerstörten, und durch Kriege, zahlreiche Verwüstungen und manuigfaltigen Wechsel seiner Regenten, das herrliche Land, das einst die Kornkammer des weltbeherrschenden Roms war, zu dem elenden Zustande herabsank, in dem wir es jezt erblicken. Und doch bedürfte es, bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens, un-

ter einem so schönen Himmel nur einer weisen und väterlichen Verwaltung, um sich schnell wieder empor zu schwingen zum blühendsten Reiche. Wie traurig, daß im Gegentheil seine Beherrscher es nur immer tiefer herabdrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Minen von Kornwallis.

(Fortsetzung.)

William war völlig in das Gespräch mit Pascoe vertieft, da hörten sie auf einmal ein dumpfes Geräusch, wie wenn Erde in der Nähe einstürzte. Sie brachen ab, warfen erschrocken einen raschen Blick durch die Felsspalten und sahen dann einander an. Das Geräusch glich fernem Donner oder dem Brausen der Luft vor einem Sturm; es dauerte aber nur wenige Augenblicke und Alles wurde wieder still. „Das sind die Leute, die drüben in der Mine arbeiten,“ sagte der Alte, nachdem er aufmerksam gelauscht. William schien derselben Meinung und sie sezten ihr Gespräch wieder fort. Die Mine, in der sie sich befanden, eine der ältesten in Kornwallis, wurde schon seit Jahrhunderten bebaut. Das Geräusch, das sie vernommen, rührte davon her, daß die Erde etwa zehn Klafter unter ihnen einzustürzen anfing; es war hier eine alte Grube im Gestein, in der man schon längst nicht mehr arbeitete und von der Niemand etwas wußte; diese öffnete sich langsam zu einem Schlunde, der die Unglücklichen verschlang. Das Geräusch ließ sich wieder und stärker hören, und nun fühlten sie, wie der Boden unter ihnen wich; das Entsetzen riß sie empor, aber schon war es zu spät. Das Getöse wurde immer furchtbarer; sie sahen ringsum Decke und Wände des Stollens wanken, als erschütterte sie ein Erdbeben. In der Todesangst liefen sie umher, schrieen laut um Hülfe, aber Menschenhände vermochten sie nicht mehr zu retten. Der Boden, der sich bisher allgemach gesenkt hatte, stürzte plötzlich ein und das Erdreich zwischen dem Ort, wo sie gesessen, und der alten Aushöhlung schoß pfeilschnell wie eine Lawine in die Tiefe und riß die beiden Unglücklichen mit, während ihre in die Wand gesteckten Grubenlichter fortbrannten und zu dem Entsetzlichen leuchteten. Der Abgrund, in den sie gestürzt, war über fünfzig Klafter tief und halb mit Wasser gefüllt; noch einmal rangen sie in ohnmächtiger Verzweiflung um ihr Leben, noch ein Angstruf — die Stimme des Alten scholl lauter herauf als die seines Unglücksgefährten — und Alles war todtenstille.

Pascoes Sohn, dem der Kapitän befohlen, aus der Mine zu gehen, und der sich langsam entfernte, bemerkte zuerst das Unglück; eben stieg er ruhig die Leiter hinauf und befand sich etwa fünfzig Fuß über der Stelle, wo er die Beiden zurückgelassen. Als das Getöse, das er sich nicht erklären konnte, aufgehört hatte, rief er sie mit lauter Stimme an, was es gegeben habe, und wunderte sich, als er keine Antwort erhielt, da er doch unter sich ihre Lichter in der Wand stecken sah; er meinte übrigens nicht anders, als sie sitzen noch bei einander. Er stieg also weiter und weiter in dem Todesschlunde hinauf, nicht ahnend, in welcher Gefahr er schwebte; da er indessen immer noch keine Antwort erhielt, drehte er sich endlich ganz um und sah nun das Entsetzliche; aber der Abgrund war nur oben vom zweifelhaften Schimmer der beiden Lichter beleuchtet, in einer gewissen Tiefe lag schwarze Nacht, und nur hin und wieder unterbrach ein Stein, der in das Wasser fiel, die gräßliche Stille. Einmal war es ihm, als höre er eine Stimme — die seines Vaters, wie ihm däuchte — um Hülfe rufen; ungesäumt stieg er nun vollends hinauf, um die Bergleute zusammenzurufen.

Williams Weib harrte mit Unruhe der Heimkehr ihres Gatten, denn Essenszeit war längst vorüber; sie dachte, ein ungewöhnlicher Vorfall halte ihn länger als sonst auf, und sezte sich an das Fenster, von wo sie die Gegend um die Mine übersehen konnte. Auf einmal sah sie, wie ein Mensch mit Geberden der Angst und gräßlichem Geschrei herauskam, wie im Augenblick ein Haufe von Bergleuten ihn umringte; sie stürzte sogleich aus dem Hause und lief athemlos der Stelle zu, wo der Haufen stand; da sah sie Aller Blicke, in denen sich Schreck und Entsetzen malten, auf sie sich richten, aber Keiner hatte das Herz, ihr zu sagen, was vorgefallen war; es hieß, ein Felsstück sey in die Mine gefallen und sperre einen Stollen, weßhalb ihr Mann nicht heraus könne; man wolle aber sogleich Hülfe schaffen. Der Mensch ist wohl Herr seiner Worte, aber daß sich ein erschütternder Eindruck nicht in seinen Züge male, das steht selten in seiner Gewalt, und so las denn die Wittwe in den Blicken voll Mitleid, die an ihr hingen, alsbald das Schlimmste. „Mein Vater!“ rief der junge Mensch mit verstörtem Gesicht; „rettet meinen Vater!“ Aber man hörte kaum auf ihn; Aller Augen richteten sich auf die Frau; denn alle, die Kinder sogar fühlten, daß eines Weibes Schmerz noch tiefer, unauslöschlicher ist als der eines Sohnes. Zitternd lief sie an den Rand des Abgrunds und rief hinab: „William, William, das also ist Dein Grab!“ Alle fühlten sich tief erschüttert; sie gaben einander das Wort, Alles zur Rettung ihres Kapitäns zu versuchen, griffen zu ihren Werkzeugen und stürzten auf verschiedenen Wegen unter die Erde. Die Frau blieb horchend an der Oeffnung stehen; die fernen Töne von den schweren Hacken und den Steinen, die in das Wasser rollten, schlugen nur schwach an ihr Ohr, aber was sie dabei empfand, ist unbeschreiblich. „Habt Acht, daß ihm nichts geschieht!“ rief sie; „um Gotteswillen, daß die Steine nicht auf ihn fallen! Seht Ihr ihn?

rührt er sich? schafft die Erde an seinem Kopf weg, damit er athmen kann!" Die Bergleute arbeiteten diesen ganzen und die folgenden Tage; aber vergeblich; ja man mußte sogar die traurige Hoffnung aufgeben, die Leichen zu finden; nicht als ob man geglaubt hätte, sie seyen zu tief verschüttet, sondern man meinte, das Wasser, in das sie gefallen waren, werde sie schnell verzehren; denn das mit dem Mineral geschwängerte Wasser sollte diese Eigenschaft haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Notizen über Benjamin Constant.

In der öffentlichen Sitzung der Gesellschaft für christliche Moral zu Paris las neulich einer der Vicepräsidenten, Kulmann, einen Lebensabriß Benjamin Constants vor, worin weniger die öffentliche, allgemein bekannte Laufbahn, als vielmehr der Bildungsgang und der Privatcharakter des großen Redners besprochen werden. Wir theilen das Interessanteste davon mit.

Wer Benjamin Constant blos aus seinen Schriften kennt, wer ihn nur auf der Rednerbühne gesehen hat, wie er, ein unerschütterlicher Verfechter der Rechte seiner Mitbürger, unter Geschrei und Schimpfreden ruhig seine Bahn ging, wie er die Ueberzahl mit der Macht seiner Logik oder seinem beißenden Spotte aufwog, wie gerade durch Unterbrechungen seine Kraft und sein Feuer wuchs, wie er Tag für Tag kämpfte, Tag für Tag besiegt, beschimpft wurde; wer ihn gesehen hat, wie er alt, schwach, fast blind, seine verlezte persönliche Ehre im Zweikampf rächte, wie er sein ganzes Leben lang in Büchern, in Journalen, in gesezgebenden Versammlungen, in Privatcirkeln gegen Unrecht, Unterdrückung, Mißbräuche aller Art ankämpfte — auf den muß Benjamin Constant den Eindruck eines strengen, ja fast wilden Charakters gemacht haben; aber dieser Mann, der so eisern war, wenn es sich von Sachen des Volks handelte, der sich nie durch gesellschaftliche Rücksichten, nie durch Freundschafts-, ja nie durch Familienverhältnisse bestimmen ließ, dieser fonds de Romain war nicht nur ein weicher, sanfter Mensch, sondern nicht leicht wird Jemand mißtrauischer gegen sich selbst seyn, und er war so schüchtern, daß er oft fast unbeholfen erschien. Diese Schüchternheit, mit der er bis in das höchste Alter zu kämpfen hatte, war, wie sein ganzer Charakter, Folge seiner Erziehung. Sein Vater, General in holländischen Diensten, war ein Mann von Geist und von edlem Charakter, aber bei einem weichen Gemüth äußerst scheu und zurückhaltend; sogar vor seinem Sohn ließ er seinen Gefühlen nicht freien Lauf. Alle diese Eigenschaften trug der Vater in vollem Maße auf seinen Sohn über.

Constant war am 25. Oktober 1767 zu Lausanne geboren; in der Chablière, einem seiner Familie zugehörenden Landgut in der Nähe der Stadt, verfloß seine Kindheit. Seine Geburt hatte seiner Mutter das Leben gekostet. Er stammte von zwei Familien, die gleich ausgezeichnet durch Talent und Muth waren, die Beide Verfolgungen zu erdulden gehabt hatten. Von des Vaters Seite stammte er von jenem Hauptmann Constant, der in der Schlacht bei Ivry Heinrich IV. das Leben rettete, dabei verwundet wurde und vom Könige den ehrenvollen Wahlspruch erhielt: in arduis constans. Er mußte Frankreich verlassen, weil man ihm Schuld gab, er habe eine Republik gründen wollen. Von der Mutter Seite war er ein Nachkomme Antons von Chandieu, des eifrigen protestantischen Predigers und Freundes Heinrichs IV.; dieser Mann wurde vom König häufig zu Gesandtschaften gebraucht, verhaftet, weil er nächtliche Versammlungen gehalten, von Anton von Bourbon befreit, und zog, um dem Schwerdt des Fanatismus zu entgehen, mit zwanzig andern protestantischen Predigern drei Wochen nach der St. Bartholomäusnacht nach Genf. Andere wären eitel auf solche Ahnen gewesen; aber Constant hielt es erst 1824, als seine Feinde in ihrer Erbitterung ihm sogar das französische Bürgerrecht streitig machen wollten, für nöthig, zu beweisen, daß seine Ahnen schon den Herzogen von Burgund und Kaiser Karl V. mit Auszeichnung gedient hatten.

Doch zurück zu seinen Jugendjahren. Denken wir uns den jungen zehnjährigen Freiheitsapostel frisirt, gepudert, mit Ails de Pigeon, in einem engen französischen Kleide, mit kurzen Beinkleidern, den Degen an der Seite; denken wir uns den Neuerer im Alter der Ausgelassenheit zum Ceremoniel verdammt, den Zertrümmerer aller Fesseln zur Sklaverei eines Hofes verurtheilt: kein Wunder, daß er es den Höfen nachgetragen hat. In dem beschriebenen, für sein Alter so gar nicht passenden Kostüm führte ihn sein Vater zuerst nach Paris, und kurze Zeit darauf an den Brüsseler Hof. Man kann sich leicht vorstellen, wie bange dem jungen Menschen, der nachgerade zum Bewußtseyn seiner seltenen Eigenschaften erwachte, in dieser verkünstelten Welt seyn mußte; als er daher Erlaubniß erhielt, eine Reise nach England zu machen, fühlte er sich so wohl wie der junge Adler, der zum erstenmale seine in der Gefangenschaft groß gewachsenen Flügel versucht. Sein Vater hatte ihm nur erlaubt, nach London zu gehen; er aber durchstreifte auf eigene Faust ganz England auf einem kleinen Schimmel. Nie fühlte er sich glücklicher als bei diesem ersten abentheuerlichen Ausflug in die Welt. Auf der Universität Edinburg, wohin er sich nun begab, begann dieser reiche Geist, sich ernsten Studien zu widmen. Ein alter Professor dieser Universität hatte vor noch nicht zwei Jahren die Freude, den liebenswürdigen, schalkhaften Studenten, der mit bewundernswürdiger Sicherheit mit den tiefsinnigsten Theorien in Politik, Religion und Philosophie umging, wie mit Schulaufgaben, im Silberhaar und im Ruhmeskranze wiederzusehen. In Erlangen vollendete er seine Studien. Diese mannigfaltige Bildung trug nicht wenig dazu bei, seinen Geist vielseitig zu entwickeln und ihn in literarischer, wie in politischer Hinsicht von Nationalvorurtheilen zu reinigen: zu Genf, Edimburgh, Erlangen, Paris hatte er aus den Hauptquellen europäischer Bildung geschöpft und seinen Geist daran gekräftigt.

Mit siebzehn Jahren finden wir ihn wieder in Genf, und nun lebte er zu Colombier bei einer bejahrten Frau, Madame Charrier, einer beliebten Romanschriftstellerin, die sich ganz aus der Welt zurückgezogen hatte. Oft noch spät in der Nacht saß er bei seiner alten Freundin und besprach mit ihr die ernstesten Gegenstände, die höchsten Interessen des Menschen, und diese Unterhaltung zog er allen Vergnügungen vor, zu denen er die reichste Gelegenheit gehabt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Juni 1831.

— Ueber Schreck und Graus
Reißt das verzagte Weib der Liebe Kraft hinaus.

R. Corneille.

Die Minen von Kornwallis.

(Fortsetzung.)

Nicht lange nach diesem Ereigniß stellte man den Bergbau in den tiefen Stollen der Mine ein, ein Theil der Bergleute zog weg, um anderwärts Arbeit zu suchen, und mit der Zeit dachte man nicht mehr an den Unglücksfall. Bald sah es ganz anders im Thale aus: nach wie vor streckten die Felsen ihre Häupter stolz in die Luft, nach wie vor schlug die Brandung an ihren Fuß; aber die Werke der Menschenhand, und mit ihnen Leben und Wohlstand, waren verschwunden. Die Wittwe lebte nun allein in ihrem einsamen Hause, dem einzigen in der ganzen Gegend, das einiges Ansehen hatte, denn die andern waren blos Hütten der Bergleute und Fischer. Sie war noch jung und schön, wollte aber das Haus ihres Gatten nicht verlassen, und lebte ganz ihrem Schmerze. Den Garten ließ sie verwildern, und er ertrug fortan nichts mehr, wie die ganze, sonst so belebte Gegend. Man bemerkte, daß sie den Platz, wo das Unglück geschehen war, mied und sich lieber am felsigen Gestade aufhielt. Hier saß sie stundenlang und sah den Fischern am Strande zu. Nach fünf so elend hingebrachten Jahren wurde ihr ein solches Leben endlich zur unerträglichen Last; da kam ein noch junger Mann, mit Namen Andrews, der nicht unwohlhabend war, in die Gegend und warb um sie. Sie heirathete ihn, blieb aber mit ihm im Hause ihres ersten Mannes am Abhang des Bergs. Doch sah man wohl, daß ihr kein neues Glück erblüht war, denn eine trübe Wolke lag beständig auf ihrer Stirne wie über ihrem Herzen, und die aufrichtige Liebe ihres zweiten Mannes vermochte sie nie zu zerstreuen.

So mochten zehn oder zwölf Jahre seit dem erzählten Unglücksfall verflossen seyn, da nahm man den Bergbau in dieser Gegend, und so stark wie früher, wieder auf. Manche der alten Bergleute, die immer gerne hier gewesen waren, zogen sich wieder her. Da man den Bau in der Richtung der alten Grube, wo die beiden Bergleute versunken waren, fortzusetzen gedachte, so mußte man das Wasser, das sich hier gesammelt hatte, auspumpen, und damit kam man auch endlich zu Stande. Da fand man den Leichnam des alten Pascoe und später den des unglücklichen Kapitäns, aufrecht, ganz in der Stellung, die er nach dem Sturze haben mußte; der Körper war aber nicht verwest, sondern ganz vollkommen erhalten, und dies rührte eben von dem Wasser her, von dem man geglaubt hatte, es werde die Leichen schnell verzehren. Er sah ganz natürlich und durchaus nicht wie ein Mensch aus, der hart mit dem Tode gekämpft hat. Als das erste Erstaunen vorüber war, schafften ihn die Männer, die ihn gefunden, hinauf, und nicht lange, so liefen die Bergleute in Schaaren herbei, um ihren alten Kapitän zu sehen. Man berathschlagte, was zu thun sey, und sie beschlossen, den todten Mann in die Behausung seiner Wittwe zu tragen.

Der zweite Mann und seine Frau saßen in ihrem

Zimmer, da hörten sie einen verworrenen Lärm, der näher und näher kam, endlich laute Stimmen; noch wußten sie nicht, was das zu bedeuten habe, da ging die Thüre auf, ein Trupp Bergknappen kam herein und legte den todten Mann dem lebendigen zu Füßen. Die Frau warf zuerst einen schmerzlichen Blick auf leztern und stürzte dann auf den Leichnam nieder. Die Zeugen dieses außerordentlichen Auftritts versicherten, es sey schauerlich anzusehen gewesen, wie die Frau mit den Händen, mit den Haaren des Todten gespielt, wie sie Gesicht und Augen eines Wesens geküßt, das seit zwölf Jahren eine Beute des Grabes war. Ein großer Schriftsteller sagt, es sey etwas Furchtbares um des Weibes Liebe; aber erhaben, groß erschien hier in ihrer Unzerstörbarkeit die Liebe, die dieses Weib über einen der größten Schauder der menschlichen Natur spielend weghob. Ganz anders war dem lebenden Mann zu Muth; in düsterem Schweigen stand er da, er wollte nicht laut werden lassen, was er als zweiter Mann dabei empfand, aber diese Beweise inniger Zärtlichkeit, diese leidenschaftliche Liebe, die da wieder hell aufloderte, nachdem er längst geglaubt, sie sey todt und begraben, schnitten ihm tief ins Herz. Wo ist auch der Mann, der es gleichgültig mit angesehen hätte, wie sein Weib den Mann ihrer ersten Liebe herzt und küßt? „William, mein William,“ rief sie und faßte krampfhaft die Hand des Todten; „so habe ich Dich denn wieder! Gott in seiner unendlichen Güte hat Dich mir wieder gegeben als Trost in meinem Leiden. Ja, ja, es wird meinen Schmerz lindern!“ Der Mann konnte dieß nicht länger mit ansehen und wollte seine Frau wegführen; aber sie sträubte sich und sagte, sie seyen zehn lange Jahre getrennt gewesen, das Grab habe seine Beute wieder hergeben müssen, und so wolle sie nicht von ihm weichen. Dann sprach sie in abgebrochenen Sätzen, als erzählte sie dem Todten: seine alte Mutter sey vor Kummer gestorben . . . das Kind, das sie habe, sey kurze Zeit nach seinem Tode zur Welt gekommen. Dieser lezte Gedanke schien einen zweiten zu wecken; sie stand plötzlich auf und eilte aus dem Zimmer. Die Freunde und Neugierigen, die schaudernd dem Auftritt beigewohnt hatten, suchten, da sie sahen, was sie begann, ihr abzureden, sie zurückzuhalten. Aber sie war taub gegen allen Zuspruch; in der gewaltigen Aufregung, in der sie sich befand, hätte keine Gewalt ihren Willen gebrochen; sie zog ihr einziges Kind, eine Tochter von etwa eilf Jahren, ins Zimmer, hieß sie neben dem Leichnam niederknieen und sagte ihr, dieß sey ihr Vater. Aber das Kind schauderte schreiend zurück und wollte durchaus seine Hand nicht in die kalte Hand des Todten legen; sie kannte keinen Vater als ihrer Mutter Mann; was war ihr dieser todte Körper? nichts als ein Gegenstand des Grauens, des Abscheus; sie konnte, so rief sie, sie wollte ihn nicht lieb haben. „Aber sein Gesicht,“ sagte die Frau einmal um das andere, „ist ganz wie sonst; sieh, die Würmer haben seiner geschont!“ Wie viel sagen diese wenigen Worte! Wir wissen nicht, denn wir haben noch nie die Erfahrung gemacht, wie lange uns Liebe und Sehnsucht an den geliebten Gegenstand fesseln würden, den uns der Tod geraubt, wenn nicht der Geier der Verwesung sich auf ihn niederließe; würde der Gatte das Weib, die Wonne seiner jungen Jahre, vergessen, wenn das Lächeln, das im Augenblicke des Todes um ihre Lippen schwebte, darauf haftete, wenn nicht die furchtbare Hand der Zeit in ihren Zügen wühlte? wollte eine Mutter das Kind, das sie verloren, nicht immer um sich haben, würde sie nicht den kalten, aber unvergänglichen Körper fort und fort ans Herz drücken, wenn es nur wäre, als schliefe es und könnte jeden Augenblick erwachen? So dachte und fühlte wohl auch das arme Weib. „Großer Gott!“ sagte sie, „ganz so war er, da er starb;“ nun ging vor ihrem Innern die kurze Seligkeit vorüber, die sie an seiner Seite gelebt, bis zu jenem Tage, da der Traum das Bild des Todes vor seine Seele geführt, und er mit der Ahnung, was seiner warte, zum leztenmale Abschied nahm, und ihre Thränen strömten von Neuem.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsetzung.)

Der Aetna.

An der Ostküste Siziliens, nordwestlich von Catanea, erhebt sich der 10,874 Fuß hohe und über 60 Miglien im Umkreise haltende Aetna, von den Einwohnern der Insel Monte Gibello genannt. Finstere Rauchwolken, die ununterbrochen dem riesenhaften Feuerherde entsteigen, und bald in Gestalt einer Säule sich erheben, bald in ungeheuern Massen um den fast beständig beschneiten Gipfel sich lagern, lassen ihn in einer Entfernung von mehreren Tagreisen schon erkennen. Nördlich vom pelorischen und westlich vom hybläischen Gebirge, nach Süden von der Ebene von Catanea und nach Osten vom Meere begrenzt, ragt er in Gestalt eines kolossalen Kegels hoch über all seine Umgebungen empor, nach seinem Gipfel hin öde und kahl, tiefer hinab aber mit Städten und Dörfern besezt, um die herum auf schwarzen verwitterten Lavaströmen paradiesische Gärten blühen. Eine Menge größerer und kleinerer Kraterhügel, die besonders an seinem südlichen Abhange, wie junge Knospen aus einem Stamme, aus ihm hervorgebrochen sind, bezeichnen die Stellen, wo die fürchterlichen Eruptionen alle stattgefunden haben, die das, was Natur und Menschenfleiß gebaut, so oft schon wieder zerstörten und tief unter geschmolzenes Gestein begruben. Der Ausbruch im Jahre

1669, durch den der Monte Rosso, der größte unter allen diesen Nebenkratern, bei dem Dorfe Nicolosi sich gebildet, zerstörte durch seinen ungeheuern Lavastrom allein neunzehn blühende Dörfer und den fünften Theil der schönen Stadt Catanea. Und solcher Ausbrüche, die jedoch nicht alle so bedeutend waren, zählt man bis jezt schon gegen achtzig. Dessen ungeachtet ist der Aetna das Paradies Siziliens; es ist, als wollte die Natur ihre Verwüstungen unter Blüthen verbergen und durch tausendfältige Früchte dem Menschen auf einmal wieder ersetzen, was sie ihm von Zeit zu Zeit zerstört.

Nach Professor Daubenys Ansicht gehören die vulkanischen Berge Siziliens, die an der südlichen Grenze des pelorischen Gebirges beginnen und über Lentini und Syrakus sich hinabziehen bis zum Cap Passaro, zwei verschiedenen Perioden an: diejenigen, welche mit Kalkgebirgen wechseln, einer antediluvianischen, dagegen die, so den größten Theil der aus dem Aetna geflossenen Lava umfassen, einer postdiluvianischen. Die Ebene von Catanea ist diluvischen Ursprungs. Alle Beobachtungen, die ich während meines Verweilens in dieser merkwürdigen Gegend gemacht, lassen mir nicht den mindesten Zweifel mehr übrig, daß der Aetna einst eine Insel gewesen, wie es der brennende Stromboli unter den, der Nordküste Siziliens gegenüber gelegenen liparischen Inseln jezt noch ist, und daß er erst in Folge langer Zeit, vermittelst allmähliger Ausdehnung seines Umfangs durch Ausbrüche, von denen keine geschichtliche Kunde zu uns gelangt ist, mit dem pelorischen und hybläischen Gebirge zusammengestoßen. Die Gründe hiefür aufzuführen und gehörig auseinander zu setzen, würde mehr Raum erfordern, als diese Blätter gestatten. Die Fabel, daß die Cyklopen Berge auf Berge thürmten, um den Olymp zu erstürmen, bis Zeus die Frevelhaften durch seine Blitze niederschlug und unter Trümmer begrub, ist eine schöne allegorische Darstellung des durch gewaltige Auswürfe höher und immer höher sich aufthürmenden Aetna, der in gleichem Maße auch an Umfang gewinnen mußte. So verstehe ich auch unter dem Riesen Polyphem, der, wie der Name schon andeutet, mit so starker Stimme um die Geliebte seufzte, daß er weit durch Kalabrien hinauf gehört wurde, nichts anderes, als den Aetna selber, unter Galathea dagegen das Meer, und unter Acis einen Fluß, der in dieses sich ergoß, bis der Eifersüchtige mit einem Stein ihm die Stirn zerschmetterte, das heißt, bis er von einem Ausbruche des Aetna verschüttet wurde. Das Blut des Acis, von dem Virgil und ältere Dichter schon reden, fließt zu dieser Stunde noch und beweißt für die geäußerte Ansicht. Wenn man nämlich von Catanea hinaufschifft, vorüber am Hafen des Ulysses, so sieht man in der Nähe der kleinen Stadt Aci Reale aus einer Lavawand, die senkrecht über den Meereswogen sich aufthürmt, in einer Höhe von beinahe hundert Fuß ein von Ocher gerötheтes Wasser herausfließen und über die Wand hinabrinnen in die See; und dieses halte ich für einen Ueberbleibsel des verschütteten Flusses. Ueberhaupt lebt in den allegorischen Darstellungen der Alten, die gewiß alle aus der Natur geschöpft sind, mehr Wahrheit, als wir oft wähnen; nur liegt gar vieles uns zu fern, um es richtig deuten zu können. Was endlich die Cyclopen selber betrifft, so glaube ich mit Signor Gemelaro, der, in Nicolosi wohnend, schon bei dreiundzwanzig Jahren lang den Feuerberg beobachtet und mehrere seiner Ausbrüche trefflich beschrieben hat, daß sie die ersten Bewohner am Aetna gewesen, dahin gelockt vielleicht durch die üppige Vegetation, die auf der verwitterten Lava treibt, und daß sie wahrscheinlich, in Ermangelung von Hütten oder Häusern, in Grotten gelebt haben, deren bei jedem Ausbruche einige sich bilden. Tradition und Poesie erhoben sie nach und nach zu einem Riesengeschlechte, das endlich sogar den Götterbeherrscher entthronen wollte. Und waren die Blitze Jupiters, wodurch sie unter den Trümmern des Berges begraben wurden, vielleicht furchtbare Ausbrüche des Aetna? Wenigstens lassen sie sich so deuten.

Es war ein milder, heiterer Novemberabend, als ich von Syrakus herauf wieder nach Nicolosi zurückkam, wo ich einige Wochen früher schon sechs Tage zugebracht hatte, ohne den Aetna ersteigen zu können. Der alte Gemelaro, einer der trefflichsten Männer, die ich je kennen gelernt, nahm mich mit aller Freundschaft wieder auf und prophezeite mir günstiges Wetter. Ich ließ daher gleich meinen Führer, Maestro Antonio, rufen und alles zum frühen Aufbruch für den kommenden Morgen durch ihn besorgen. Der Gedanke, nach wenigen Stunden auf der Spitze des Aetna zu stehen, beschäftigte mich ohne Unterlaß, bis Antonio an meiner Thür pochte. Es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht, der Himmel hing voll glänzender Sterne und rothe Feuersäulen stiegen, abwechselnd mit lichtgrauen Rauchwolken, die wie Riesengeister durch die stille Nacht nach Osten zogen, aus dem donnernden Berge auf. Eine Gesellschaft Engländer, die schon von dem zwölf Miglien entfernten Catanea heraufgekommen war, ritt, von vielen Führern und Treibern begleitet, unter fürchterlichem Lärm und Schellengeklingel eben durch das Dorf. Wir schlossen uns dem Zuge an, verließen ihn aber bald wieder, weil wir leichter und schneller, als die Maulthiere mit ihren Reitern, über die zerrissenen, scharfen Lavatrümmer, über die der Weg von Nicolosi aus bis hinauf in die Waldregion führt, hinwegschritten. Ich wollte eines Pferdes, obgleich es allgemein gebräuchlich ist, mich darum nicht bedienen, weil ich, die Fahrt über die Meerenge abgerechnet, die ganze Reise, von der Universität München an, zu Fuß gemacht hatte, und daher einen Werth darauf sezte, auch den Aetna so zu er-

steigen. Mit einer Laterne in der Hand, schritt mein Führer mir voran, ohne Unterlaß mich ermahnend, bedachtsam ihm nachzufolgen, bis wir nach ungefähr einer halben Stunde in die Waldregion gelangten, wo der Weg zwar steiler, aber etwas besser wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Notizen über Benjamin Constant.

(Fortsetzung.)

Constant hat in Manchem sehr große Aehnlichkeit mit Voltaire, und zufällig auch in einem äußern Verhältniß: beide bekleideten eine Stelle, die für den einen so wenig paßte, als für den andern. Sein Vater war in Brüssel mit dem Herzog von Braunschweig sehr bekannt geworden, und erhielt von ihm eine Stelle an seinem Hof für seinen 21jährigen Sohn. Durch einen Roman, Adolph, in welchem er den eintönigen Cirkel und die Etikette, die schwer auf ihm lastete, persifflirte, machte er sich die Hofleute zu Feinden, und die Herzogin von Braunschweig machte ihm vollends das Leben sauer, indem sie ihm eine ihrer Hofdamen, Fräulein von Schramm, zur Frau gab; dies Verhältniß konnte er nicht lange ertragen, daher trennte er sich bald förmlich. Zu dieser Zeit lernte er auf sehr romantische Weise eine Verwandte des Fürsten Hardenberg kennen, die der Himmel ihm bestimmt zu haben schien; er liebte sie leidenschaftlich und sagte ihr damals in lebendiger Ahnung voraus, was auch immer für Hindernisse dazwischen treten könnten, wo und wann er sie wiedersehen möge, sie müsse die Seinige werden; nach einer vierzehnjährigen völligen Trennung führte er sie wirklich zum Altar. Ihre treue Hand lag auf seinem Herzen, als es nach einer dreiundzwanzigjährigen glücklichen Ehe zu schlagen aufhörte.

Während seines Aufenthalts zu Braunschweig war die französische Revolution ausgebrochen; sein Vater war dadurch in den Stand gesezt, als Nachkomme vertriebener Protestanten, seine Rechte als französischer Bürger geltend zu machen; er that dies zu Dole i. J. 1791. Alsbald nahm Benjamin seine Entlassung vom Hofe — er war nun fünfundzwanzig Jahre alt — und langte nach einem kurzen Aufenthalt in Genf, wo er zum erstenmal Frau v. Staël kennen lernte, am 5. Prairial i. J. III. zu Paris an. Als er durch die Stadt fuhr, begegnete er neunzehn Gendarmen, die man auf Karren zum Tode führte. Es war drei Tage nach der Insurrektion vom ersten Prairial, dem lezten Versuch von Robespierres Parthei. Als dieser Versuch durch den Eifer der jungen Leute, welche dem Convent zu Hülfe kamen, gescheitert war, verhaftete man die Deputirten, die im Verdacht der Theilnahme standen, und die Gendarmen, die sich dazu hatten brauchen lassen: diesen Gendarmen nun begegnete er. Im Hotel angekommen, vernahm er das ganze Ereigniß, dessen lezten Auftritt er eben vor Augen gehabt. Es waren verschiedene Militärkommissionen niedergesezt, um die verdächtigen Conventsmitglieder zu richten. Man steckte ohne Unterschied Alles ein, was Terrorist hieß, d. h. Alle, die dem Wohlfahrtsausschuß zu Robespierres Zeit Gehorsam geleistet. Man sprach von nichts als von großen Maßregeln, von Hinrichtungen, Deportationen; man donnerte gegen die Journalisten, die in einem andern Sinn als dem jezt herrschenden geschrieben hatten. Die Glieder des Convents hatten gleich nach dem Siege nichts Eiligeres zu thun, als einander anzugeben, sich gegenseitig verhaften oder ausstoßen zu lassen. All dies wollte nun den republikanischen Ideen unsers Reisenden nicht ganz entsprechen. Da er aber überall sagen hörte, es gebe kein anderes Mittel, die Republik zu retten, so sagte er nichts und sah zu, so ärgerlich er war und so große Lust er hatte, sich in die Angelegenheiten zu mischen.

„Im Salon der Mad. Staël, in deren Gesellschaft ich mich oft befand,“ so erzählt er selbst in seinen fragmentarischen Memoiren, „bewegten sich zu jener Zeit vier, fünf verschiedene Raçen; Mitglieder der gegenwärtigen Regierung, deren Vertrauen die Staël gerne gewonnen hätte; ein Paar Ueberreste der gestürzten Regierung, die ihren Nachfolgern ein Dorn im Auge waren; sämmtliche zurückgekehrte Adelige, deren Auftreten in ihrem Salon ihr schmeichelte und sie ärgerte zugleich; Schriftsteller, die seit dem 9. Thermidor wieder Einfluß gewonnen hatten, und das diplomatische Korps, welches vor dem Wohlfahrtsausschuß kroch, während es gegen denselben konspirirte. Unter dem Geschwäz und den Intriguen dieser verschiedenartigen Völkchen kam ich mit meinem naiven Republikanismus sehr in die Klemme. Sprach ich mit der siegreichen republikanischen Parthei, so hieß es, den Anarchisten müsse man die Köpfe abschlagen und die Emigranten ohne viele Umstände niederschießen; trat ich zu dem kleinen Häuflein verkappter Terroristen, die den Sturm überlebt hatten, so hieß es, man müsse die neue Regierung, Emigranten und Fremde mit Stumpf und Styl ausrotten; öffnete ich mein Ohr den gemäßigten, süßlichten Ansichten der Schriftsteller, welche die Rückkehr zu Sittlichkeit und Gerechtigkeit predigten, so mußte ich beim zweiten Satze hören, Frankreich könne ohne einen König nicht bestehen, und dies klang mir gar garstig. So wußte ich denn nicht recht, was ich mit meiner Begeisterung für die Republik anfangen sollte.“

Frau v. Staël, die, nach ihrer thätigen, erfinderischen Menschenliebe, durch ihre Verbindung mit den Conventsgliedern die Rückkehr aller ihrer Freunde nach Frankreich auswirkte — dieser Freunde, die, wie B. Constant sagt, während des Kaiserreichs einstimmig meinten, Napoleon habe ganz recht daran gethan, eine so thätige und damit so gefährliche Frau zu entfernen — Frau von Staël wurde verdächtig und aus Paris verbannt. Als B. Constant im Verein mit Herr von Staël sich bemühte, die berühmte Frau zu vertheidigen, wurde auch er verdächtig. Man mußte lachen, wenn er erzählte, er habe damals noch so wenig von der Welt gewußt, daß es ihm eines Tags in den Sinn gekommen sey, einen Brief in eine Zeitung einrücken zu lassen, worin er sein Ehrenwort gab, daß Frau von Staël eine Republikanerin sey; er meinte nicht anders, als die Regierung und ganz Frankreich werden sich mit diesem Ehrenwort beruhigen. Frau v. Staël reiste ab und ließ sich in der Schweiz, eine Meile vom Schlosse ihres Vaters nieder, damit sie, ohne ihn in Verlegenheit zu bringen, ihre flüchtigen Freunde bei sich aufnehmen könnte. Sie gab jedem Zuflucht, der dem Schaffot entkam. Oft und viel brachten ihre Emissäre Leute ein, die sie durch List oder Bestechung aus den Kerkern befreit hatten. Dieses Kommen und Gehen, verkleidete Boten, die bei nächtlicher Weile Gerettete brachten, andere, die Vorschläge zu neuen Rettungen zu machen hatten — dies Alles machte das Haus der Staël gleichsam zu einem Zauberschloß, aus dem eine gütige Fee gute Geister zum Kampf mit den Geistern der Finsterniß entsendet. B. Constant blieb fortwährend zu Paris ihr thätigster Gehülfe bei diesen Zauberwerken, an denen Geist, Muth und Menschenliebe gleich großen Antheil hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Juni 1831.

Schön ist's, von Aetnas Haupt des Meeres Plan
Voll grüner Eiland', und die Fabelauen
Siciliens und Strombolis Vulkan,
Beglänzt von Phöbus erstem Strahl zu schauen.

Matthisson.

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich wird der Aetna in drei Regionen abgetheilt. Die unterste oder Regione colta reicht hinauf bis zu dem 2149 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Kloster S. Nicolo dell' Arena und prangt mit den vielen Dörfern, Städten und paradiesischen Gärten, von denen ich früher geredet. Gleich über dem Kloster beginnt die mittlere oder Regione nemorosa, in der nichts mehr gebaut wird. Ein dichter Wald von Eichen, zwei bis drei Miglien breit, zieht sich, gleich einem Kranze, um den ganzen Berg herum, seine Majestät ungemein erhöhend. Darüber endlich liegt die dritte oder Regione nevosa, den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee und Eis bedeckt. Kein Baum, kein Strauch, kein Kraut, außer einer mir unbekannten Art von Saponaria und einem Astragalus, von Rafinesque Astragalus etnensis benannt, keimt in diesem öden Gefilde, wo Asche und ungeheure Lavamassen, gleich Gletschermauern übereinander geschoben und aufgethürmt, des Feuers furchtbare Macht beurkunden.

Bei der sogenannten Ziegenhöhle, einer kleinen Grotte am Ende des Waldes, angelangt, machte mein Führer aus zusammengelesenen Reisern ein Feuer an, bei dessen wohlthätiger Wärme wir etwas ausruhten und uns mit Wein und Brod für den bei weitem beschwerlichern Theil des Weges stärkten. Im Osten fing es an zu dämmern, die Sterne funkelten blässer und röthliche Lichtstreifen zuckten schon über das jonische Meer herein, als wir wieder aufbrachen. Bald tauchte auch die glühende Sonnenkugel, der Erde Rand mit Gold umsäumend, aus den flammenden Wassern empor; ein purpurfarbner Schein sprang von den Berggipfeln nieder in alle Thäler und Tiefen, und in wenig Augenblicken lag das herrliche Eiland hell und licht, wie ein Zaubergarten, vor meinen Augen aufgeschlossen da. Wenn ich je so unglücklich würde, daß die Welt mir verleiden sollte, so will ich dieses Sonnenaufgangs mich erinnern, und ich weiß, meine Seele wird sich wieder aufheitern und ich werde mich wieder mit dem Leben versöhnen.

Bald über zerrissene Lavaströme, bald über Schneefelder, bald über weite Aschenstrecken, wo der Fuß tief einsank, uns hinaufarbeitend, erreichten wir gegen zehn Uhr die Casa di Gemelaro, eine kleine, auf einer Ebene unter dem Aschenkegel des großen Kraters zum Schutze und zur Bequemlichkeit der Aetnabesteiger erbaute Hütte, nach Kapitän Smyth 9292 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Bis hieher kann man auf Maulthieren kommen, der übrige Theil aber muß zu Fuß gemacht werden. Die Sehnsucht, auf der Spitze zu stehen und hinabzuschauen in den furchtbaren Feuerschlund, aus dem unter schrecklichem Krachen eine Rauchmasse die andere emporjagte, ließ mir keine Ruhe, und wir brachen nach kurzer Rast, ohne die Engländer zu erwarten, wieder auf.

Hat man von dieser Hütte aus eine Strecke von

ungefähr einer Viertelstunde über Eis und Schnee zurückgelegt, so steht man endlich am Fuße des großen, fast senkrecht sich aufthürmenden, schwarzen Aschenkegels, aus dem allenthalben erstickende Schwefeldämpfe ausströmen, oft so heiß, daß man es mit der Hand kaum einige Sekunden lang vor einer solchen Oeffnung auszuhalten im Stande ist, daher denn auch der Schnee hier gleich wieder zu kleinern und größern Bächen schmilzt, die tiefe Einrisse in die lockere, mit ausgeworfenen Steinen gemengte Asche machen und wildrauschend an den jähen Seiten herabstürzen. Das Ersteigen dieses Kegels ist äußerst beschwerlich, aber ein Genuß, wie vielleicht die ganze Erde keinen schönern gewähren mag, lohnt, besonders an einem so heitern Tage, wie der war, an welchem ich hinauf kam, endlich die überstandenen Mühen. Eine Aussicht, die zu beschreiben keine Sprache Worte hat, bietet den Augen sich dar. Sizilien, vom Meere rings umflossen, im Süden die Inselgruppe von Malta, im Norden die liparischen Inseln und Kalabrien, gen Westen die Küste von Afrika, wie ein Nebelgebilde den glänzenden Wellen entsteigend, nach Osten das offene jonische Meer, mit weißbesegelten Schiffen auf seinem blauen Rücken — das Alles liegt vor den Blicken entfaltet da, und es kömmt einem vor, wenn man eine Weile hingeschaut auf dieses Riesengemälde, als löße man sich allmählig von der Erde ab, bis plötzlich unter entsetzlichem Krachen eine finstere Wolke aus dem furchtbaren Feuerschlunde auffährt und einen mit Nacht und Schrecken umhüllt.

Ich hatte schon über eine Stunde auf der Spitze des Aetna gestanden, als der englische Kapitän, dessen Gesellschaft in der Casa die Gemelaro zurückgeblieben war, daselbst ankam, einen Blick in den Krater warf und — wieder hinunter ging, ohne sich nur im Mindesten umzusehen. Im Herabsteigen fand ich seine Tochter, ein zartgebautes Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, halb ohnmächtig auf einem Lavastück sitzen. Sie hatte dem Vater folgen wollen, war aber vor Mattigkeit nicht weiter gekommen, als etwas über die Hälfte des Aschenkegels hinauf. Ich trug sie, da mein Führer einen andern Weg eingeschlagen hatte und mir schon weit vorausgeeilt war, mühsam hinunter in die Hütte, wo der alte Kapitän schon längst wieder bei den Uebrigen am Feuer saß, und nicht einmal aufstand, als ich mit dem halbtodten Kinde hereinkam. Erst nach einiger Zeit, da sie sich schon ziemlich wieder erholt hatte, trat er zu ihr und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Ich habe sie einige Monate später in Rom wieder gesprochen, wo sie mir für die Rettung ihres Lebens dankte. Von der ganzen Gesellschaft verstand Niemand weder ein Wort italienisch, noch französisch, noch deutsch. Um so reisen zu können, muß man wirklich Engländer seyn.

Es war gegen drei Uhr, als ich mit meinem Führer die Casa di Gemelaro verließ, und zeitig gelangten wir wieder hinab nach Nicolosi, wo ich bei meinem herrlichen alten Freunde den schönsten Tag meines Lebens mit einem heitern Abend beschloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Minen von Kornwallis.

(Beschluß.)

Nun meinte der Mann, jezt sey es endlich Zeit, diesem Auftritt ein Ende zu machen; er erklärte mit ernster Miene, länger dulde er es nicht mehr; Jahrelang habe er sich alle Mühe gegeben, den Schmerz seiner Frau zu lindern und die traurige Erinnerung an ihren harten Verlust und jenes gräßliche Ereigniß zu verscheuchen; lange habe er gehofft, dieß werde doch endlich gelingen; aber nun sehe er wohl, daß die wiederaufgebrochene Wunde stärker blute, als je, und sich nicht wieder schließen werde, daß der Lebende vergeblich seine Zärtlichkeit an ein Weib verschwende, das den Todten im Herzen trage. Aller Augen hingen am Manne, während er so sprach; man sah, er war heftig bewegt, tief gekränkt. Seltsam, daß ein lebendiger Mensch auf einen Leichnam eifersüchtig seyn kann! Als Andrews ausgesprochen hatte, beugte er sich zu seiner Frau nieder, die immer noch neben dem Todten saß, und sagte ihr ein Paar Worte ins Ohr, die Niemand verstand, die aber sie zu erschüttern schienen; sie sah ihn aufmerksam an, sein Gesicht war finster, drohend; dann stand sie langsam auf, nahm ihr Kind bei der Hand und ging aus dem Zimmer. Die Verwandten fühlten nun wohl, daß kein Augenblick zu verlieren sey; ließ man den Leichnam da, der für sie einmal wie lebendig war, so gab es nichts als häuslichen Unfrieden und unnützen Kummer. Was hatte der leblose Körper in der lebendigen, bewegten Welt zu schaffen? Man trug ihn still in ein oberes Zimmer und erwies ihm hier dieselbe Ehre, als wäre er eben erst gestorben; aber von Trauer und Schmerz war keine Rede, nicht Eine Thräne wurde vergossen; war es doch schon so lange her, daß man ihn verloren, hatte man ihn doch so gut als vergessen. Dem zweiten Mann vollends war er von jeher blos ein Fremder gewesen, und er faßte sich ein wenig, als er den Schmerz seiner Frau nicht mehr mit ansehen mußte. Nach einer Pause erklärte er mit allem Anstande, sein Wille sey, daß Kapitän William dieselbe Ehre erwiesen werde, als wäre er sein Bruder. Aber nun sezte ein neues Verlangen seiner Frau seine Geduld wieder auf eine harte Probe: sie wollte durchaus, der Leichnam solle auf ihr Bett gelegt werden; in diesem selben Bette hatte sie an der Seite ihres ersten Mannes geschlafen, sein Haupt hatte auf diesem selben Kissen ge-

ruht; es geschah, da es bereits Nacht war, denn der beschriebene Auftritt hatte lange gedauert. Der Mann kam auf einen Augenblick ins Zimmer, da sah er, wie seine Frau oben und unten am Bett Lichter aufgestellt und Blumen umhergestreut hatte; er blieb kalt und gleichgültig, aber von Stunde an war er auch nicht mehr zu vermögen, daß er in diesem Zimmer schlief. Drei Tage darauf wurde Williams Leiche, begleitet von einer ungeheuren Menge Volks, zur Ruhe gebracht. Andrews wohnte der Leichenfeier bei, trug aber kein Trauerzeichen. William wurde bei einer Kirche, hoch oben auf den Felsen, nach deren grauem, weithin sichtbaren Thurm die Matrosen bei Tage steuern, begraben.

Nach drei Jahren starb auch Andrews und wurde am selben Orte beerdigt. Der Schmerz der Wittwe über diesen neuen Verlust war nicht so tief, nicht so bitter als der erste, und nach und nach hörte ihr kleines Haus auf, eine Wohnung des Jammers zu seyn. Ihre Lieblingsbeschäftigung war jezt die Pflege ihres Gartens; er war Williams Freude gewesen und er hatte täglich, wenn er aus der Mine kam, darin gearbeitet. Auch in der Erziehung ihres Kindes fand sie Trost und ein süßes Glück; jezt konnte sie mit ihm vom Vater sprechen, wie gut, wie freundlich er gewesen, wie schnell ihr ganzes Glück ihr entrissen worden, wie groß Gottes Barmherzigkeit sey, daß er ihr ihn auf so kurze Zeit wieder geschenkt, und ihre Thränen strömten auf das Gesicht seines Kindes, dessen Thränen sich mit den ihrigen mischten.

Die Fischer, die an der Küste kümmerlich ihr Leben fristeten, vergaßen selten, auf ihrem Gange in die Stadt etwas von ihrem Fange auf der Wittwe Schwelle zu legen; die Bergleute begegneten ihr immer mit vieler Achtung und warfen, wenn sie am Hause vorübergingen, einen theilnehmenden Blick auf ihr einziges Kind, das zu einem hübschen, aber zärtlichen Mädchen heranwuchs; die Weiber im Weiler fanden, daß sie ihrem Vater sehr ähnlich sehe, meinten aber eben darum, es könne ihr nie gut gehen, denn sie habe unter einem Unglücksstern und in gar zu großem Jammer das Licht der Welt erblickt.

Das Reh.

Ein Jüngling ging zu jagen
Mit seinem Hund allein,
Als es begann zu tagen,
Tief in den Wald hinein.

Da raschelt's in den Sträuchen,
Vorüber fliegt ein Reh,
An Weiße zu vergleichen
Dem frischgefallnen Schnee.

Und husch! mit Windesschnelle
Folgt Jägersmann und Hund,
Bis es an einer Quelle
Fast trutzig stille stund.

Doch wie gelähmt die Glieder,
Der Jäger inne hält,
Und auf den Boden nieder
Ihm seine Büchse fällt.

Denn an des Brünnleins Rande,
Im frischen, kühlen Gras,
Im silbernen Gewande
Die schönste Jungfrau saß.

Die schlanke Hindin strecket
Sich ihr zur Seite hin,
Und schmeichelt ihr und lecket
Die Hand der Schützerin.

Die Dogge schmiegt sich zitternd
An ihres Herren Fuß,
Ein höh'res Wesen witternd,
Dem es sich beugen muß.

Die Maid mit sanfter Frage
Sieht nun den Jäger an:
„Was hat, o Jüngling, sage,
Dir dieses Thier gethan?"

Der Waidmann bebt und wendet
Beschämt die Blicke ab,
Vom Sonnenglanz geblendet,
Der ihr Gesicht umgab.

Und als er wieder schauet,
Da ist die Stätte leer;
Der Jüngling flieht, ihm grauet,
Er jaget niemals mehr.

Doch immer zieht's ihn, immer
An diesen Ort zurück:
Die Jungfrau sieht er nimmer —
Verschwunden ist sein Glück.

August Schnetzler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Notizen über Benjamin Constant.

(Beschluß.)

Nicht lange, so war die Konstitution vom Jahr III. verfaßt, debattirt und angenommen; aber während der Debatten kam eine wichtige Frage zur Sprache. Der Convent hatte das Beispiel der constituirenden Versammlung vor Augen, die hatte mit ansehen müssen, wie ihr Werk in Trümmer geschlagen wurde, weil sie nicht auf dem Platze geblieben war, es zu schützen; er kam also auf den Gedanken, neue Wahlen an-

zuordnen, um sich permanent zu machen, und lange, bevor er schlüssig werden konnte, wie er dies ins Werk setzen solle, war dieser Plan in ganz Paris herum und brachte Alles in Aufruhr. B. Constant wurde vom Strudel der großen Coterie mit fortgerissen, und ließ in einem Blatte drei Briefe gegen den Plan der Conventsglieder drucken, ganz, oder doch theilweise permanent zu bleiben. Diese Briefe machten unglaubliches Aufsehen; man wünschte ihm in allen Salons Glück, alle Weiber liebkosten ihn, aber nur zu bald wurde er inne, daß er Unrecht gehabt, daß der Convent im Jahr 1795, ganz wie der kaiserliche Senat 1815, ein Damm gegen die Versuche der Anhänger des alten Regime sey, und daran konnte er vollends nicht mehr zweifeln, als eine Gesellschaft von Schriftstellern ihn eines Tags durch einen Abgeordneten beglückwünschen und auffordern ließ, mit ihnen zur Wiederherstellung des Königthums thätig zu seyn. „Diese Aufforderung," sagt er selbst, „brachte mich außer mir. Ich ging nach Hause und fluchte den Salons, den Weibern, den Journalisten und aller Welt, wer nicht zur Republik auf Leben und Tod schwor. Ich wußte damals noch nicht, daß es im Grunde in Frankreich keine Republikaner gab als mich und wer vom Königthum den Strick fürchtete." — Um das Uebel wieder gutzumachen, das er wider Willen angerichtet, arbeitete er mit Louvet eine Art Widerlegung seiner Briefe aus, die lezterer in einer Rede zur Unterstützung zweier Dekrete vom 5. und 13. Fructidor anbringen sollte. Nach achtundvierzigstündiger Arbeit begab sich Constant, müde und matt, in den Convent, um seines Triumphs zu genießen; aber kaum hatte Louvet ein Paar Säze vorgebracht, so erscholl der Saal von Lachen und Pfeifen. Der wahre Verfasser drückte sich trübselig in die Ecke der Tribüne, und in der Gesellschaft seiner Bekannten hieß es allgemein, Louvet habe nie so schlecht gesprochen.

Dies waren B. Constants erste Schritte auf der politischen Laufbahn; schon hier verrieth sich seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Freiheit, der er sein Leben geopfert hat. Ja, die Liebe zur Freiheit wurzelte so tief in seinem geraden, guten, stolzen Herzen, daß er ihr gewissermaßen nicht untreu hätte werden können, wenn er auch gewollt hätte. Er liebte sie, als Greis wie als Jüngling, am Hofe wie unter dem Convent, unter dem Direktorium wie unter dem Kaiser, unter den Bourbons wie unter Ludwig Philipp, er kämpfte für sie einmal wie das andere; er bedurfte der Freiheit wie der reinen Himmelsluft. Unter der Schreckensregierung fand er sie nirgends; da gab er seine Reactions politiques und seine Effets de la terreur heraus, um von der Freiheit feierlich alle Schuld an den Verbrechen, deren Motiv oder Vorwand sie war, abzuwälzen. Ueberhaupt war ein tiefer Abscheu vor gewaltsamen Maßregeln von jeder herrschender Charakterzug bei ihm, und dies gibt seinem politischen Apostelthum durchaus Einheit und Consequenz. Im Tribunat, in das ihn Bonaparte berief, war er eines der kräftigsten Glieder der Minorität, welche das, was die Revolution errungen, gegen den Mann vertheidigte, der bereits als ihr Universalerbe aufzutreten begann. Der Republikanismus der strengsten Männer unterlag, der seinige blieb unerschütterlich; er ließ sich von den Triumphen des ersten Konsuls weder einschüchtern, noch blenden, und wurde nicht umsonst mit Daunou, Chenier, Ginguené und andern von ihm ausgestoßen.

Constant theilte bald das Loos der Staël und folgte ihr in die Verbannung nach Deutschland; um diese Zeit übersezte er Wallenstein, und in der geistreichen Vorrede dazu ist Alles enthalten, was seitdem Klassiker und Romantiker in ihrem langen Kampfe vorgebracht haben. Im Jahr 1808 erhielt er Erlaubniß, wieder nach Paris zu kommen, und verband sich nun mit dem Weibe, welches das Schicksal ihm bestimmt hatte und das seiner so würdig war. Bald kehrte er wieder mit ihr nach Deutschland zurück, an das ihn mehr als Ein Band fesselte. Er brachte zwei Jahre in Göttingen zu; er arbeitete hier an seinem Lieblingsbuche, dem Werk „über die Religionen," und kam in genaue Berührung mit Kreuzer, Blumenbach, Heeren, Sartorius. Zu Ende 1812 gab er zu Hannover sein Werk sur l'Esprit de conquête et d'usurpation heraus. Zu einer Zeit, wo Frankreich noch im Rausche des Ruhmes taumelte, entwickelte er in diesem Buche die politische Philosophie und die liberalen Ideen, zu deren Verbreitung wohl Niemand so viel beigetragen hat, als er, und die jezt die eigentliche Grundlage der konstitutionellen Regierungsform sind.

In Hannover lernte er Bernadotte kennen, und dieser verlieh ihm den Orden vom Polarstern; er hat aber dies Spielzeug nie getragen. Im Jahr 1814 im April kam er wieder nach Paris und fand da eine Familie auf dem Throne, der er vergeblich begreiflich zu machen suchte, daß eine Macht nur dann bestehen kann, wenn sie sich auf die wahren Interessen der Völker stüzt und mit dem Gange der Zeit Schritt hält. Dies entwickelte er in einer Reihe von Artikeln im Journal des Debats, da landete Napoleon plözlich im Golf Juan. Allgemein bekannt ist die muthige Protestation, welche am Tage von Napoleons Einzug in Paris in jener Zeitung stand; aber das weiß nicht Jedermann, wie groß Benjamin Constants Unwillen, wie tief seine Verachtung war, als er sah, daß er allein einen Thron vertheidigte, dem Alles feig den Rücken kehrte. Zehn Tage nachher, nicht den andern Tag, wie es geheißen hat, trat er, nicht vor den halsstarrigen Despoten, der wieder beginnen wollte, wo er es gelassen, sondern vor den großen Geist, der Frankreich gegen die Invasion schützen wollte und sich nach Rath und Hülfe umsah, um dem Lande die Institutionen zu sichern, welche es verlangte. Wer wollte Benjamin Constant tadeln, wenn er dabei, den Lockungen der Gewalt mißtrauend, zu Lafayette, der ihm das Orakel der Freiheit war, sagte: „Wenn ich einen Schritt von meiner Bahn mache, so winken Sie mir, und ich zerreiße meine Bande." Gab es wohl unter denen, die ihn verdammten, viele, welche die Vorsicht so weit getrieben hätten?

Wir folgen dem großen Publizisten nicht auf die Rednerbühne, die er 1819 zuerst betrat und bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. Die Dienste, die er hier der Sache Frankreichs geleistet, sind zu bekannt; aber das müssen wir herausheben, daß er, so sehr er die Popularität liebte und nach ihr rang, dieselbe nie zum Schemel der Ehrsucht gemacht hat; nein, er liebte sie um ihrer selbst willen, sie war ihm der einzige Lohn für seine Anstrengungen, der einzige Ruhm seines Lebens. So groß auch seine Anhänglichkeit an dieses Königthum der Meinung seyn mochte, nie opferte er ihm seine politischen Grundsäze auf. Wer diesen großherzigen, offenen Mann, diesen wahren Volksmann gekannt hat, wer weiß, wie sehr er alle Rechte achtete, wie fern er von jedem Geburtsstolz, wie innig seine Ueberzeugung von der Gleichheit aller Menschen war, der weiß auch, daß seine Theorien Ausflüsse seines innersten Gemüths, keine egoistische Berechnung waren.

Kurz vor seinem Tode war ihm noch eines der schönsten Schauspiele vorbehalten, deren ein Freund der Freiheit genießen kann: er sah die Masse für das Recht, die Armuth für die Ordnung in den Waffen, und die Mäßigung im Gefolge des Siegs.

Beilage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Juni 1831.

— Ob der Wein im Becher kocht,
Das nur ist's, wofür ich athme.

Platen.

Der Nektar.

Brich dein Gelübde, nicht zu trinken!
'S ist Sünde, hältst du diesen Schwur!
Laß Arzt und Pred'ger strafend winken!
Ich kenne besser die Natur.

Wir waren Engel einst und tranken
Aus Eden's Quell Unsterblichkeit,
Doch nicht genug — und durstig sanken
Wir in das Sandmeer dieser Zeit.

Drum denke stets, woher wir stammen,
Im Wein fließt hier der Quell des Lichts!
Trink' ich den Tod in seinen Flammen,
Willkommen Tod! es schadet nichts.

Nur auf dem Kirchhof nicht — im Garten,
Wo wir einst schwärmten, senkt mich ein!
Dort will ich, gnäd'gen Spruchs zu warten,
Im Morgenroth begraben seyn.

Dort werft ins Grab mir nach den Becher,
Daß ich vertrink' die lange Zeit:
Der Staub ist durstig, wie der Zecher,
Der euch dann träumend thut Bescheid,

Wenn ihr in lauen Frühlingsnächten
Euch tanzend über'm Sarge dreht,
Bis um die Asche des Gerechten
Der Wind der Auferstehung weht.

Und kommt mein Liebchen mit zum Sange,
So fliegt mein Staub zum Mond hinauf,
Und bei der Stimme Seelenklange
Steh ich in frischer Jugend auf.

P. A. P.

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsetzung.)

Syrakus.

Golden sank die Sonne hinter dem honigreichen Hybla hinab, ihre lezten Strahlen rötheten des jonischen Meeres ruhige Spiegelfläche und ein sanfter Wiederschein sprang über die felsige Küste herein, als ich den Boden betrat, wo einst das alte Syrakus, mit anderthalb Millionen Einwohnern bevölkert, glänzte. Erreicht war nun das Ziel meiner Reise, gestillt der jahrelangen Sehnsucht heißes Drängen, mit klopfendem Herzen stand ich da und schaute mich um in dem weiten, öden, leeren Raume und — sah nichts! Ich hatte gehofft, ungeheure Ruinen zu finden, und fand nur ungeheure Steinbrüche, aus denen die Massen zum Bau der Stadt gehoben worden. Ein weißer, dürrer Kalkfels, blos hin und wieder mit wenig Erde bedeckt, dehnt sich stundenweit aus, und nur was in diesen gehauen worden, steht, in halbverwischter Form, noch da. Es ist, als wären tausend und

aber tausend Hände beschäftigt gewesen, jeden Stein der auseinander gefallenen Stadt vom Grunde wegzuräumen, so sehr hat die Zeit alles zerstört. Während Roms Ruinen noch Jahrhunderte lang mit Staunen erfüllen werden, ist von Syrakus längst schon alles bis auf wenige schwache Spuren verschwunden, so daß man zweifeln möchte, ob denn solcher Glanz und solche Größe je hier geherrscht habe.

Syrakus, von Archias, einem Herakliden aus Korinth und Anführer einer griechischen Kolonie, im Jahre 781 vor Christus auf der Insel Ortygia gegründet, wuchs unter günstigen Umständen schnell zu einer blühenden Stadt, deren rasch zunehmende Bevölkerung bald eine Erweiterung ihrer Grenzen nöthig machte. Akradina, Tyche und Neapolis wurden nach und nach angelegt, bis endlich die Epipolis, auf der Spitze des Berges, als äußerster Punkt angenommen und die kolossale, aus fünf Abtheilungen bestehende Stadt mit einer Mauer, die fünf und eine halbe geographische Meile im Umfang hatte, umzogen wurde. Ihr Umriß bildete ein beinahe gleichschenkliches Dreieck, dessen Basis am Meere hinlief, dessen beiden Seiten aber auf den Rändern eines nackten Felsens, der in Gestalt einer umgestürzten Pyramide da liegt, sanft steigend sich hinanzogen. Akradina, nördlich von Ortygia am Meere gelegen, war der berühmteste Theil; alle Schriftsteller des Alterthums vereinigen sich, die Pracht und den Glanz seiner Tempel und Palläste zu preisen. Jezt ist alles ein ödes Steinfeld, wo nur einige Mönche in einem elenden Kloster hausen. — Südlich, gegen die Syraka hin, einen weiten, vom Flusse Anapus durchzogenen Sumpf, von dem Syrakus seinen Namen erhalten, lag Neapolis, mit dem großen, in Felsen gehauenen Theater, in dem jezt eine, von einer alten Wasserleitung getriebene Mühle klappert. Hier wurde einst der Retter der Freiheit, Timoleon, mit Jubelgeschrei empfangen, wenn er, um über wichtige Dinge zu entscheiden, in die Versammlung kam. Neapolis war der fruchtbarste Theil der Stadt, und noch jezt blühen daselbst um einige armselige Hütten die herrlichsten Gärten, mit allem, was der Süden nur Schönes hat, prangend. Neben dem Theater, am südwestlichen Ende der ungeheuern Steinbrüche, befindet sich das berüchtigte Ohr des Dionys, eine ungefähr achtundzwanzig Fuß hohe und gegen vierzig Fuß lange, pyramidenförmig in den Felsen gehauene und in Gestalt eines S sich windende Höhle, die, obwohl sie nichts weniger gewesen seyn mag, als das, wofür man sie jezt ausgibt, doch zu einem gewissen Zwecke, der aber schwerlich mehr wird ausgemittelt werden können, gedient haben muß. Wenn man nur ganz leise in ihr spricht oder am Eingange blos ein Stück Papier zerreißt, so verursacht dieß schon ein lautes, lange andauerndes Geräusch, das endlich in einem zitternden Summen erstirbt. Am entgegengesezten Ende der Steinbrüche will man in zwei über einander gebauten Grabstätten die Gräber Archimed's und Timoleons gefunden haben, und weiter nach Osten liegt, neben der Kirche di S. Giovanni, der Eingang in die großen Katakomben. Ueber der Syraka, in einer Entfernung von fast zwei Miglien, stehen auf einem beackerten Hügel noch zwei Säulen vom berühmten Tempel des Jupiter Olympius, dessen Statue nach dem Siege über die Karthager mit einem goldenen Mantel geschmückt wurde, den aber der Tyrann Dionys, unter dem Vorwande, daß er dem Gotte im Winter zu kalt und im Sommer zu schwer sey, wieder herunternehmen und schmelzen ließ. Auf der Spitze der Felsenpyramide, da, wo die Ruinen der Festung Euryalos, der summa arx, liegen, überschaut man mit einem Blicke den ganzen weiten Raum, den die glänzende Stadt einst eingenommen, so wie auch die Felder und den Hafen, wo die Karthager, Athener und Römer ihre Heere und Flotten, die sie gegen Syrakus ausgesendet, bis die leztern es nach einer dreijährigen Belagerung endlich überwanden, aufgestellt hatten. Hier vielleicht hat auch Marcellus gestanden, als er nach Einnahme der Stadt, die er der Plünderung Preis gegeben, die syrakusische Welt überschaute, ein Anblick, der ihm mitten im stolzen Gefühle seines Sieges Thränen auspreßte.

Das heutige Syrakus, mit ungefähr 20,000 Einwohner, liegt auf der von zwei Häfen eingeschlossenen und durch einen Damm mit dem festen Lande verbundenen Insel Ortygia, gegenüber dem Vorgebirge Plemmyrium, auf dem noch einige Ruinen eines athenienfischen Schlosses zu sehen sind.

Die Stadt, mit starken Festungswerken umgeben, hat ungefähr zwei Miglien im Umfange, und ist, wie der verstorbene Ritter von Landolina gegen Reisende, die Syrakus besuchten, mehrmals sich ausgedrückt haben soll, ein Erdwinkel, der zur tiefsten Barbarei herabgesunken ist, wo man Bücher und Bibliotheken vergebens sucht. Das Sittenverderbniß hat hier den höchsten Grad erreicht, so daß arme Mütter ihre Töchter, oft noch im Kindesalter, gedrückte Männer ihre Gattinnen, gleichsam auf offenem Markte, den reichen Wollüstlingen feilbieten. Inzwischen heiligt man sich wieder durch Prozessionen, indem man oft durch eine einzige für ein halbes Leben Ablaß gewinnen kann.

Die Alterthümer, die sich noch auf der Halbinsel finden, sind die in die Mauern der Domkirche verflochtenen vierundzwanzig dorischen Säulen des ehemaligen Tempels der Minerva, dann im Hause eines Privatmanns einige Säulenreste des Dianentempels, dessen Cicero in seiner Rede gegen den Prätor Verres erwähnt, endlich noch ein Stück des Marmorhafens, jezt Porto piccolo genannt. Das Museum bewahrt unter anderm die herrliche Bildsäule der Venus Kallipygos und einen schönen Aeskuläp. Die

aus der Mythenzeit so berühmte Quelle der Arethusa fließt dicht neben dem Castel in den fast zirkelrunden, beinahe sechs Miglien im Umkreise haltenden, großen Hafen, und ist den ganzen Tag über mit einer Schaar schreiender Waschweiber besezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliche Miszellen.

In den lezten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften wurden einige Abhandlungen vorgelesen, deren Resultate auch ein größeres Publikum interessiren möchten.

Beltrami berichtete über eine zweiköpfige Eidechse. Dieses merkwürdige Thier fand am 2. Oktober 1829 ein Apotheker im Roussillon. Es gelang ihm in kurzer Zeit, es so zu zähmen, daß es auf seine Stimme ging und aus seiner Hand fraß; stellte man es in die Sonne, so kam es ruhig aus seinem Behälter heraus und sonnte sich. Es fraß blos lebende Insekten; todte nahm es nie an. Die Eidechse gab bald ihre Bedürfnisse sehr bestimmt zu erkennen: hatte sie blos Durst und man bot ihr etwas zu fressen, so leckte sie es blos ab; dies bedeutete, daß sie zu trinken verlange; hatte sie blos Hunger, so peitschte sie das Wasser, das man ihr bot, mit dem Schwanze; dies bedeutete, daß sie fressen wolle. Die beiden Köpfe fraßen zumal, wenn das Thier die Nahrung frei und ungehindert fassen konnte; wurde die Speise hingelegt, so zeigten sich beide gleich gierig; gab man sie aber blos einem Kopf, so bewegte sich der andere lebhaft und suchte sie an sich zu reißen; war aber einmal einer satt, so verlangte der andere nichts mehr, wenn er auch nichts gegessen hatte, ja ließ die Speise liegen; bot man aber dem leztern zu trinken, so trank er für den andern, der nun, wenn seines Kameraden Durst gestillt war, seinerseits auch nicht weiter trinken mochte. Aus diesen Umständen läßt sich vorläufig schließen, daß das Thier zwei Speiseröhren, aber blos Einen Magen hat. Es hat fünf Füße: vier, die wie bei allen andern Eidechsen gebildet und gestellt sind; der fünfte aber sizt zwischen beiden Köpfen, oben, wo die beiden Hälse zusammenstoßen; er hat neun dicht an einander stehende, in der Größe sehr ungleiche Zehen; wenn vollends ein zehnter vorhanden wäre, so hätte der einzige Fuß zwei vollständige Tatzen. Dieser mittlere Fuß folgt abwechselnd dem Willen beider Köpfe. Köpfe und Hälse sind vollkommen von einander getrennt, ganz gleich groß und durchaus regelmäßig gebildet; die dunkelblaue Haut ist sehr fein und hat kleine weiße und gelblichte Punkte. Der Apotheker stellte wegen des strengen Winters den Behälter mit der kleinen Mißgeburt jede Nacht in sein Bett; eines Morgens fand er denselben umgeworfen und die Eidechse erstickt; er hatte sie fünf Monate gehabt.

Cuvier erstattet Bericht über eine Abhandlung von den Mitteln, die giftigen Schlangen von den unschädlichen zu unterscheiden. Es ist dieß nicht blos wissenschaftlich von Bedeutung; namentlich für die Bewohner wärmerer Länder ist es von großer Wichtigkeit, daß sie die Schlangen, welchen man ungestraft nahe kommen kann, und diejenigen, die man fliehen muß, unterscheiden lernen. Schon seit langer Zeit suchen die Naturforscher ein äußeres, in die Augen fallendes Merkmal; es gelang ihnen aber bis jezt nicht, eines zu finden, das keine Ausnahme litte. So lange man noch nicht sehr viele Schlangen beobachtet hatte, meinte man, die unschädlichen unterscheiden sich von den giftigen dadurch, daß jene Schuppen auf dem Kopfe haben. Dem ist aber nicht so; denn die giftigsten Arten, die Klapperschlangen, die Naias u. a. haben dergleichen Schuppen so gut als die unschädlichsten Ottern. Später sah man den beweglicheren Kiefer, in dem vorne der bekannte große, mit einem Kanal versehene Giftzahn sizt, für ein untrügliches und immer noch leicht zu beobachtendes Zeichen an; und allerdings sind alle Schlangen, die solche Zähne haben, sehr giftig; aber seit einigen Jahren hat man eine ganze Schlangenfamilie entdeckt, deren Kiefer so viele Zähne hat und so unbeweglich ist als bei unsern gemeinen Ottern, in dem aber vorne ein kleiner, nicht in die Augen fallender, mit einem Kanal versehener Zahn sizt, der wirklich Gift ergießt. Dieses Merkmal war indessen immer noch, obgleich schwerer, auszumitteln; nun aber fängt man an zu glauben, daß auch dieß nicht mehr hinreicht. Verschiedene Beobachter versichern nämlich, den Biß mancher Schlangen, die vorne im Kiefer lediglich keine durchbohrten Zähne haben, giftig gefunden zu haben; man mußte also die gefährliche Waffe anderswo im Munde suchen. Man fand auch bald bei manchen Ottern, welche in die eben berührte Klasse gehören, nicht vorne im Kiefer, sondern hinten, längere, stärkere Zähne als die andern, die manchmal mit einer Rinne versehen sind, welche, wie die Röhre im Zahn der Vipern, dazu dienen könnte, eine giftige Flüssigkeit in die Wunde zu führen, und der deutsche Anatom Schlegel hat bei manchen dieser Thiere wirklich eine besondere Drüse entdeckt, deren Kanal mit jenem gefurchten Zahne in Verbindung steht. Nimmt man nun aber auch an, daß diese hintern Drüsen wirklich Gift absondern, wie die über den gewöhnlichen vordern Giftzähnen der eigentlichen Giftschlangen liegenden Drüsen, so werden doch die mit jenen versehenenen Schlangen ungleich weniger gefährlich seyn, als diejenigen, denen die Giftzähne vorne im Maule sitzen. Den Menschen könnten jene nur dann gefährlich verletzen, wenn sie einen Finger oder sonst ei-

nen Theil faßten, der bis hinten in den Mund reicht; während die gewöhnlichen Giftschlangen alle Theile, die sie nur mit der Spitze ihrer Kiefer streifen, vergiften. Jene hintern Zähne dienen wahrscheinlich blos dazu, die Thiere, welche die Schlangen lebendig verschlingen, rasch zu tödten, damit sie von denselben nicht innerlich verlezt werden; zur Vertheidigung gegen äußere Feinde sind sie nicht wohl geeignet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Eine St. Simonistische Disputation.

Wenn man Sonntags eine so große Menge Menschen zu dem geräumigen Saale hineilen sieht, wo die St. Simonisten ihre religiösen Versammlungen halten, so könnte man Anfangs glauben, diese halb politische, halb geistliche Sekte zähle eine außerordentliche Menge von Anhängern; allein in einer so großen Stadt mischt sich die Neugierde und das Bedürfniß nach ungewöhnlicher Unterhaltung in Alles, und wenn die Damen irgendwo erscheinen, so kann man sicher darauf rechnen, daß die Herren auch nicht fehlen werden. Für die Damen aber ist die St. Simonistische Lehre eine wahre Galanterie; sie sollen bürgerliche und politische Individuen werden, oder vielmehr halbe Individuen, zur Ergänzung der männlichen Individuen. Ein Hofrath oder ein Minister, wofern es bei St. Simonistischen Völkern noch Hofräthe und Minister gibt, würde also eine Verschmelzung des bei uns so genannten Hofraths oder Ministers mit der Frau Hofräthin oder Frau Ministerin seyn; beide Individuen zusammen würden den Hofrath oder den Minister ausmachen, und es würde fast eine Beleidigung seyn, die weibliche Hälfte des Hofraths oder des Ministers mit dem Titel Frau Hofräthin, Frau Ministerin zu begrüßen. Man erblickt daher auch viele Damen bei den Sonntagsversammlungen der St. Simonisten; aber die Zuhörerinnen von den Anhängerinnen zu unterscheiden, fällt schwer; manche wollen vermuthlich erst prüfen, ehe sie entscheiden. Vielen Menschen ist es auch tröstlich, nach der beredtsamen Auseinandersetzung aller Uebel unsers gesellschaftlichen Zustandes in Europa, die glänzenden Versprechungen anzuhören, welche die St. Simonisten uns machen, und das Gemälde zu betrachten, welches sie von einer St. Simonistischen Gesellschaft entwerfen. Welches Paradies, wenn einmal ganz Frankreich St. Simons Lehre angenommen haben wird! Kein Dummkopf wird dann mehr reich seyn, kein Müßiggänger das Vermögen seiner Vorfahren verprassen können. Jeder wird nach seinen Verdiensten belohnt, nach seinen Fähigkeiten angestellt werden. Arbeit und Leistung werden der Maßstab seyn, nach welchem Jeder empfangen wird. Da die St. Simonisten eine neue Ordnung der Dinge einführen wollen, so haben sie sich auf viele Einwürfe gefaßt machen müssen, und weil ihnen daran gelegen ist, diese zu widerlegen, so haben sie angefangen, in ihren öffentlichen Versammlungen denjenigen, die ihnen Einwürfe machen wollen, Rede zu stehen und ihre Grundsätze gegen alle Anfechtungen zu vertheidigen. Dadurch sind diese Versammlungen sehr anziehend geworden; denn die Angreifer sind oft geistreiche Leute, die das Sonderbare in der St. Simonschen Lehre auf eine witzige Art darstellen und die Lehrer auf ihrem Predigerstuhle verlegen machen. Das Merkwürdigste dabei ist, daß das Publikum, welches herbeigeeilt ist, um die St. Simonisten zu hören, eben so gern die Widersacher anhört und ihnen Beifall gibt, so daß die St. Simonisten zuweilen in ihrem eigenen Tempel geschlagen werden. Diesen sonderbaren Auftritt sah ich neulich Sonntags, als ein gewisser Simon, ein Arzt, auftrat, um einen Vortrag über die St. Simonistische Lehre zu halten. Der Redner gerieth in rhetorischen Eifer und wollte beweisen, wie er sagte, daß St. Simon von Gott gesendet gewesen sey, wie Moses, Jesus u. a. Diese seyen durch Propheten angekündigt, überhaupt ihre Sendung durch Andere vorbereitet worden. St. Simons Sendung haben die französischen Philosophen des 18ten Jahrhunderts vorbereitet. Diese sonderbare Aeußerung erregte allgemeines Staunen unter den Zuhörern. Ich wünschte mir Glück, daß wir nicht in Spanien waren; denn leicht hätten einige Alguazils erscheinen und uns alle vor das heil. Gericht führen können. Simon, der Arzt, wäre unfehlbar mit dem San Benito bekleidet und lebendig verbrannt worden. In Frankreich aber hat man dergleichen nicht zu befürchten; der Mann führte also ganz ungestört seinen Satz aus. Als er aber fertig war, stand einer der Zuhörer auf und sagte ganz höflich: Hätte der Redner gesagt, St. Simon sey ein tiefer Denker, ein Philosoph, ein Reformator der gesellschaftlichen Ordnung gewesen, so hätte man die eben gehaltene Rede sehr gut begriffen. Wie man aber St. Simon einen von Gott Gesendeten nennen kann, ist unbegreiflich; denn wo ist im ganzen Leben St. Simons von irgend einer Offenbarung die Rede? was haben überhaupt seine politischen Lehren mit der Offenbarung zu thun?

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 139:

Hunger und Durst.

Homonyme.

Weißt du, wo im stillen Raume
Mit dem Herzensfreund, im Traume,
Und mit Gott der Bürger spricht?
Ruhe herrsche im Bereiche!
Weh, wenn Zank im kleinen Reiche
Den gebotnen Frieden bricht!

Weißt du, wo allein im Zanke
Reift als Fruchtkern der Gedanke,
Draus der Baum des Rechtes sprießt?
Heil, wenn in bewußtem Streben
Sich Vernunft ins frische Leben
Von beredten Lippen gießt!

Wehe, wenn die lauen Tröpfe
Und die allzufeinen Köpfe
Ein bequemes Band umschlingt;
Wenn der im besternten Kleide
Stets, nebst einer kleinen Freude,
Appetit nach Hause bringt!

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Juni 1831.

Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.

Schiller.

Curiosa aus vorigen Jahrhunderten.

Von Kometen und andern Himmelszeichen.

Wer im Jahr 1830 oder 31 auf der Erde den Sturz von Königen und Fürsten und die unruhigen Bewegungen der Völker, dazu die Seuche aus Asien, und zu gleicher Zeit am Himmel die vagirenden Kometen und feurigen Nordlichter und andere Meteore beobachtet, dem fällt kaum mehr bei, daß man sonst zwischen jenen irdischen und diesen himmlischen Phänomenen einen nahen Zusammenhang festgeglaubt habe, noch weniger läßt er sich dadurch in Schrekken und Furcht setzen. Wie sehr dergleichen Erscheinungen am Himmel ehedem die Menschen beunruhigt haben, und was Alles an und in denselbeu der Aberglaube erblickt hat, davon kann sich die gebildete Welt des neunzehnten Jahrhunderts kaum eine Vorstellung mehr machen. Einigermaßen können wir aber unsern Lesern zu derselben verhelfen, wenn sie es sich nicht verdrießen lassen wollen, folgende Betrachtung eines Gelehrten aus dem lezten Jahrzehend des siebzehnten Jahrhunderts, Namens Wiedemann, sich ein wenig näher zu besehen; vielleicht finden sie dabei mehr kurzweilige Unterhaltung, als, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte, langweilige Mühe.

„Ein Komet oder Schwanzstern ist nicht ein Klumpen etlicher Planeten, wie Anaragoras und Democritus gemeint haben; auch nicht ein Firstern, der zuweilen von seiner unsichtbaren Höhe in den untern Himmel herabkomme und zum Kometen werde, hernach wieder hinaufsteige und nicht mehr gesehen werde, wie Seneca, Camerarius, Cardanus ꝛc. davorgehalten; auch nicht ein Planet, der stets bei der Sonne sey und nicht gesehen werde, als bis er aus den Sonnenstrahlen zuweilen hervorkomme, wie Pythagoras fabuliret; noch viel weniger eine Verbrennung und Zunichtewerdung eines himmlischen und im Anfang von Gott erschaffenen Gestirns, wie sich der jüngere Vossius träumen läßt (denn er schreibt, wenn dermaleinst unsere Erde am jüngsten Tage im Feuer untergehen werde, so würden die Leute, so auf andern Gestirnen wohneten, auch einen Kometen sehen, gleichwie wir einen Schwanzstern sehen, wenn sie ihren jüngsten Tag haben); sondern er ist entweder eine feurige und trockene Dunst- und Dampfversammlung, welche die Sonne und andere Gestirne aus der Erde in die oberste Luft gezogen und daselbst gleichsam gedörrt und zulezt gar angezündet haben; der Meinung ist Aristoteles; oder er ist eine, aus den Planetenkörpern, sonderlich der Sonne, zusammengefahrene und von derselben erleuchtete Himmelswolke. Dieser Meinung sind die neusten und berühmtesten Himmelsdurforscher, wie es der weltberühmte Herr Ehrhard Weigel zu Jena in seinem Himmelsspiegel weitläuftig ausgeführt hat. — Ob man nun zwar solche erschreckliche Himmelszeichen zu allen Zeiten gesehen, und vor alten Zeiten mehr, als die Geschichtschreiber aufgezeichnet haben, so haben sie sich doch absonderlich im jetzigen Jahrhundert gar merkwürdig hervorgethan, und ist insonderheit zu verwundern, daß sie mit denen, die im vori-

gen Säculo gesehen worden, der Zeit und Gestalt nach gar nahe übereinkommen. Denn gleichwie Anno 1506, 1517, 1556, 1558, 1572, 1577, 1580 ꝛc. schreckliche Kometen am Himmel gestanden sind, also haben sie sich im jetzigen Säculo fast um ebendieselbigen Zeiten eingefunden, gleich als wenn sie das, was jene angedeutet, vollends ausführen wollten. Denn Anno 1607 war ein kleiner, und 1618 ein großer und erschrecklicher Komet zu sehen, die beide Vorboten des höchst schädlichen dreißigjährigen Kriegs waren. Auf die beiden von 1652 und 1661 ist ein blutiger Türkenkrieg erfolget. Was auf die von 1672 und 1677 erfolget, und sonderlich was der erschreckliche große mit sich gebracht, der 1680 im Nov. und Dec. und im Jan. bis in den Febr. des Jahrs 1681 die ganze Welt erschreckt hat und dessen Strauß fast den fünften Theil des Himmels einnahm, ist theils noch unvergessen, theils noch unter Händen. Denn die hin und her entstandenen Pesten, der Tod hoher Häupter, der 1683 angefangene Türkenkrieg, die 1684 vorgenommene grausame Reformation in Frankreich, sind traun keine geringen Veränderungen gewesen, und ziehen dieselben noch immer mehr und mehr nach sich. Und solches haben die nachfolgenden unterschiedlichen Wundersterne gleichsam bestätigen sollen: wie denn 1681 im Nov. und Dec. ein röthlicher Stern mit einem weißen Strauß ohngefähr drittehalb Ellen lang gesehen worden; und 1682 den 1ten Jan. ist ein Komet fast in Gestalt eines Sarges am Himmel ostwärts zu sehen gewesen. Den 10ten Febr. desselben Jahres hat sich ein Komet von gar ungewöhnlicher Gestalt zu Leopoldstadt in Ungarn sehen lassen: er war von Gestalt wie ein großer heller Stern, nicht feurig, sondern weiß wie der Mond, hatte einen Schweif, dem Augenmaaß nach ohngefähr zwanzig Ellen lang, nicht gerade, sondern krumm und schlangenförmig, darinnen Pfeile zu stecken schienen; am Ende theilte sich der Strauß in sieben Pfeilgestalten, wobei auch zugleich zwei Kronen, zwei Türkenköpfe und Halbmondsfiguren erschienen, wodurch das türkische Blutbad gleichsam handgreiflich vorgemalt wurde. Diesem folgte im selben Jahr im August ein anderer Komet, der bei den Füßen des großen Bären stund, wie ein großer Stern anzusehen, mit einem zwei Ellen langen Strauß. — Anno 1686 den 16ten August ist zu Helsingör ein Wunderstern gesehen worden, wie ein Stern von sonderlicher Größe und Klarheit, der zu beiden Seiten lange Strahlen geschossen, an denen ein runder Schild gehangen, in dessen Mitte sich ein runder Spiegel präsentiret, der überaus hellglänzend gewesen. — Hieher gehören auch andere ungewöhnliche Feuerzeichen und wunderbare Bildungen, die sich neulicher Zeit in der Luft begeben. Anno 1682 den 22ten Mai früh zwischen 2 — 3 Uhr sind feurige Strahlen vom Himmel gefallen, die sich in der Luft wie Schlangen gekrümmt. 1681 im Sept. soll sich zu Stockholm eine Feuerkugel in der Luft haben sehen lassen, die sich eröffnet und darinnen diese Worte gar deutlich zu lesen gestanden: das Ende ist da! Auch wollte man dazumal einen Säbel in klarer Luft gesehen haben. — Anno 1682, zu Ende Mais, haben sich bei Hannover zu Nacht allerhand feurige Zeichen: türkische Säbel, abgehauene Köpfe, Kriegsfahnen, zum Erstaunen der Anschauer hervorgethan. — Anno 1684 den 24ten Jan. Abends erschien der Mond in einer wunderbaren Kreuzgestalt; nämlich der Mond, der erst voll gewesen, war etwa eine Stunde aufgegangen, als man einen schönen weißen Strahl von demselben bis auf die Erde gehen sah, und eben einen solchen auch so weit über sich. Durch den Mond ging in die Quer ein eben so breiter Streif, als der Mond war, und machte um den ganzen Himmel fast einen Zirkel, so daß diese beiden Striche in dem Mond ein schönes Kreuz präsentirten. Ueber dem Mond stand ein lichtscheinendes Wölklein in Gestalt eines halben Mondes, fast wie die Türken im Wappen führen. Dieses Wunderzeichen hat man zu Leipzig und andern Orten fast drei Stunden angeschaut, bis es nach und nach vergangen, als der Mond höher kommen. Es scheint fast, als wenn Gott den christlichen Potentaten hiedurch hätte wollen zu verstehen geben, daß sie im Namen des gekreuzigten Jesu wider den türkischen Mond streiten sollten, fast als wie vom ersten christlichen Kaiser Konstantin erzählt wird, daß er über der Sonne am hellen Tage ein Kreuz gesehen, mit der Beischrift: In hoc vinco, da er wider den römischen Tyrannen Marentius zu Felde ziehen sollte. — Und wer hat nicht bisher mit Verwunderung gehört von Sturm, Schiffbruch, Ueberschwemmungen, Blut und Mord?

„Denn Frankreich hat jetzund ein Japan aufgebauet,
Darin man Feuer, Mord und Greuelthaten schauet,
Und da man nichts mehr hört als Zetermordgeschrei!“

(Der Verfasser meint damit die unmenschliche Verfolgung der Hugenotten und die nachherige Verwüstung der Pfalz).

Aus Obigem geht hervor, daß man aus jeder ungewöhnlichen Erscheinung am Himmel etwas zu machen wußte, es mochte nun ein Ereigniß in der Menschenwelt darauf folgen oder nicht: denn im lezten Falle mußten sie zur Bestätigung vielleicht längst vorausgegangener Ereignisse dienen; und so konnte es nicht fehlen, der Komet oder das Meteor hatte jedesmal Recht.

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsetzung.)

Das Theater, wo ich die Gabrielle von Caraffa hörte, ist klein, aber besizt einige hübsche Szenen, vom alten Politi, an den ich Empfehlungen hatte, gemalt. Das Geklatsch und Beifallrufen, womit man die Prima

Donna, ein Weib von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, am Schlusse jeder Arie überhäufte, konnte wohl ihrer Schönheit, nicht aber ihrem Gesange gelten. Indessen wurde die Gabrielle doch nicht so schändlich mißhandelt, wie die Donna del Lago, die ich einige Tage früher in Catania gehört hatte. Mit weniger Anstand habe ich in meinem Leben nichts, selbst keine Bauernkomödie, aufführen sehen.

Am Abend vor meiner Abreise besuchte ich noch die Quelle der Lyane, wo die Papprusstaude wächst. Sie entspringt ungefähr sieben Miglien westlich von der Stadt und fließt, mit dem Anapus vereinigt, in den großen Hafen. Es ist aber nicht wahr, daß der Pappyrus nur dort allein vorkomme, ich habe ihn auch, nur nicht in dieser Vollkommenheit, in einem Teiche bei einer einsamen Mühle, gegenüber der alten Augusta, nicht fern von der felsigen Meeresküste, gefunden, und ein Führer, Mästro Giacinto, der in Taormina mit mir herumging, versicherte mich, daß er auch am Ufer des Cantaroflusses, des Onobola der Griechen, wachse.

Der Morgen war rein und klar, über Meer und Land webte das rosige Licht des jungen Tages, als ich Syrakus wieder verließ. Lange saß ich noch auf den Gräbern des Archimed und Timoleon, überschaute noch einmal all die Szenen der einstigen Größe und nahm dann für immer Abschied von ihnen, indem ich zu mir selber sprach: „Du hast dich so lange und so heiß gesehnt, und nun warst du da und trägst nichts davon, als ein verwundetes Herz.“

Palermo.

Palermo, die schöne und große Hauptstadt Siziliens, von den ältesten griechischen Kolonien gegründet, liegt an der Nordküste der Insel, im Mittelpunkt eines weiten und tiefen Meerbusens. Nordwestlich, in geringer Entfernung, starrt der Monte Pellegrino, auf dem der Karthager Hamilkar drei Jahre lang gegen die Römer sich vertheidigte, mit rauher, dürrer Felsenstirne zum Himmel, während nach Süden und Osten hin fast immer blühende, von einem herrlichen Gebirgskranze umschlossene Ebenen sich ausbreiten. Ich kenne in Italien und dem übrigen Sicilien keine Gegend, die mich so angesprochen, wie diese. Mögen Tausende das Weichbild Neapels preisen, Palermos kräftige Natur gefällt mir besser. Eine groteske Pflanzenwelt, wie sie das nahe Afrika erzeugt, blüht um die schöne Stadt und wechselt an den hohen Bergseiten mit schroffen kahlen Felsabhängen, während auf der andern Seite das offene tyrrhenische Meer unabsehbar sich ausdehnt.

Palermo ist wohlgebaut und ein reges, buntes Leben herrscht unter seinen 150,000 Einwohnern. Der Toledo, der in gerader Richtung vom Meere aus nach der monrealischen Ebene zu die Stadt durchschneidet, geziert mit den schönsten Pallästen und den reichsten Kaufmannsladen, ist täglich bis tief in die Nacht mit glänzenden Equipagen und mit Spaziergängern aus allen Klassen angefüllt. Auf der Piazza della Marina hört man alle Abend Militärmusik, und am Hafen, aus dem ein Wald von Masten aufsteigt, herrscht Tag und Nacht ein wildes Drängen und Treiben. Da sitzt auch der Erzähler und unterhält für einige Kupfermünzen von früh bis spät die Müßigen mit allerlei Geschichten aus den Ritterzeiten und der Feenwelt, und läßt sich nicht stören durch den ungestümen Deklamator, der neben ihm seine Verse herunterdonnert, noch durch den feinen Improvisatore, der durch witzige Einfälle seinen Zuhörern das Zwergfell erschüttert. Etliche hundert Bettler von jedem Alter, die, außer einem schmutzigen Lumpen, den sie um die Mitte des Leibes geworfen, nichts auf dem verbrannten Leibe tragen, rennen wie besessen durch alle Gassen, oder liegen ausgestreckt im Staub und Koth da und halten, jämmerlich winselnd, einem die Hand entgegen, ohne den hin und her rollenden Equipagen aus dem Wege zu gehen. Ich kannte einen Mann, über 70 Jahr alt, der täglich, bei heißem Sonnenschein wie bei frostigem Regen, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht auf dem nämlichen Flecke lag, nackt, wie Gott ihn erschaffen, und oft so beschmuzt, daß man ihn kaum als einen Menschen erkannte. Ein wohlgemästeter Dompfaffe, mit dem ich eines Tags bei dem Alten vorüberging, antwortete mir auf meine Frage, wie so etwas geduldet werden könne, ganz gelassen: „Ach, mein Herr, wir sind an dergleichen Dinge hier gewöhnt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Paganini. Napoleon auf der englischen Bühne.

Sie haben wohl längst durch die Zeitungen erfahren, wie Paganini hier aufgenommen worden ist. Statt auf eigene Spekulation zu kommen und sich an irgend einen achtbaren Bankier adressiren zu lassen, bei dem er sich hätte Raths erholen können, gab er sich einem französischen Spekulanten Laporte, dem jetzigen Regisseur der italienischen Oper, in die Hände, der es zur Bedingung machte, daß er für die Benutzung des Lokals ein Drittel der Einnahme erhalten sollte; weil Paganini überall doppelte Preise erhalten hatte, so sollten dieselben auch hier verdoppelt werden, obgleich das Opernhaus eines der größten Theater in der Welt ist, und der Preis für die Plätze von 5 Schillingen bis auf anderthalb Guineen steigt. Das Publikum war freilich neugierig, den großen Meister zu hören; schon seit Jahren war der Continent von seinem Rufe erschollen; Laporte hatte schon seit drei Monaten den ehrlichen John Bull durch gut bezahlte Journalartikel bearbeiten lassen, und schon steckte dieser die Hand in die Tasche, um den theuren Eintrittspreis zu entrichten, da erhoben sich die Times nebst einigen Zeitungen zweiten Rangs gegen diese Besteuerung des Publikums. „Wir haben uns lange genug von Europa wegen unserer Verschwendung an auswärtige Sänger, Geiger und Tänzer auslachen lassen; es ist Zeit, daß wir einlenken; wollen Paganini und Laporte sich mit den ge-

wöhnlichen Opernpreisen begnügen, gut; wo nicht, so seyen leere Bänke ihr Lohn." Dies that seine Wirkung; es wurden nicht über vier Logen gemiethet, und nach Parterrebillets war gar keine Nachfrage. Nun wurde das angekündigte Konzert verschoben, weil der große Meister unpäßlich geworden sey, und die Italiener sprengten überall mit den kläglichsten Geberden aus, ihr unvergleichlicher Mann sey entschlossen, den rohen John Bull für seine Grobheit zu züchtigen und, ohne sich hören zu lassen, wieder abzuziehen. Ob dieses Gerücht von Paganini selbst veranlaßt war, weiß ich nicht, aber es blieb ohne Wirkung; man war noch zu sehr mit der großen Reformfrage und den Parlamentswahlen beschäftigt, und suchte sich zu trösten. Auch die Kunde, daß sich der Künstler mit Laporte entzweit habe, ward mit Gleichgültigkeit vernommen; da wurde der 3. Juni für das erste Konzert Paganinis anberaumt, und zwar zu den gewöhnlichen Preisen; zu gleicher Zeit erschien in allen öffentlichen Blättern ein demüthiges Schreiben des Künstlers, worin er alle Schuld an der versuchten Beutelschneiderei auf seine Rathgeber warf. Aber der Groll war nicht so schnell vergessen, und an besagtem Abende waren Parterre und Gallerie bei weitem nicht voll und die Logen so gut als gar nicht besezt; auch bestand ein sehr großer Theil der Zuhörer aus Tonkünstlern und Schülern. Wenn man indessen viel erwartet hatte, so übertraf das Geleistete doch alle Erwartung, und die hohe Bewunderung, die jezt von allen Seiten geäußert wird, das Zeugniß fast aller Künstler, daß alles bisher Gesagte bei weitem hinter der Wahrheit zurückbliebe, daß es nicht bloße Kunstfertigkeit sey, womit der außerordentliche Mann in Erstaunen seze, sondern ein poetischer Geist, der sich auf nie gehörte Weise in Tönen ergieße, wird ihn gewiß in seinen künftigen Konzerten für den schlechten Anfang entschädigen.

Wir haben in diesem Augenblicke nicht weniger als fünf Theaterstücke auf den verschiedenen hiesigen Bühnen, deren Held Napoleon ist; eines derselben ist besonders wegen der prachtvollen Dekorationen merkwürdig. Der Umstand erhält dadurch Bedeutung, daß er eine Sinnesänderung hinsichtlich dieses außerordentlichen Mannes in der Nation erkennen läßt, obgleich das Geschlecht noch in voller Blüthe ist, das ihn einen Räuber und Mörder gescholten und ohne Gewissensscrupel hat morden sehen.

In Folge des allgemeinen Sparsystems, zu welchem unsere Regierung sich gedrungen fühlt, entzog man auch den zehn Mitgliedern der königlichen Literaturgesellschaft die kleine Pension von 100 Pfund, die sie bisher genossen; es war dies die einzige Ausgabe zu Beförderung der Literatur, welche sich das Kabinet von St. James je zu Schulden kommen lassen. Aber die Times haben ihre kräftige Stimme gegen diese elende Knickerei erhoben, worauf denn Graf Grey dem berühmten Coleridge angekündigt hat, daß ihm seine Pension bis zu seinem Tode ausbezahlt werden solle.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Eine St. Simonistische Disputation.

Der Redner antwortete, aber nicht zum besten; er hatte Mühe, seinen Satz auch nur mit Scheingründen zu belegen. Es wurde dem Gegner mehr Beifall gezollt, als dem Redner; denn man klatschte hier wie im Schauspiele und das Ganze artete in eine geistige Unterhaltung aus. Als der unglückliche Satz wegen der Offenbarung durchgeführt worden war, unternahm der Redner, die Einwürfe zu beseitigen, die gegen St. Simons gesellschaftliche Ordnung gemacht worden sind. Er wiederholte mehrmals, der Grundsatz der St. Simonisten sey: Stelle Jeden nach seinen Fähigkeiten, vergelte Jedem nach seinen Werken. Sie lassen sich angelegen seyn, zu thun, was Gerechtigkeit und Vernunft gebieten; bei den jezigen Völkern fällt dies ganz verkehrt aus. Nicht nach Verdienst stellt und belohnt man den Bürger in unsern Staaten, sondern Geburt, Zufall, Gunst machen aus ihm einen reichen oder einen armen, einen angesehenen oder einen niedrigen, einen mächtigen oder einen nichtsbedeutenden Mann. Die St. Simonisten wollen diese unnatürliche Ordnung der Dinge aufheben. Alles erworbene Gut soll Gemeingut werden, und aus der Masse desselben soll Jeder nach dem Grade seiner Tüchtigkeit besoldet werden, ohne Rücksicht auf sogenanntes Erbrecht. Also, bemerkte der Redner, ist es falsch, zu behaupten, die St. Simonisten wollen eine gänzliche Gütergleichheit einführen; es ist im Gegentheil ihr Grundsatz: die Güter müssen ungleich vertheilt werden, nämlich nach dem persönlichen Verdienste eines Jeden. Hier nahm wieder einer aus der Versammlung das Wort und sagte: Da die Gütervertheilung nach dem Verdienste eines jeden Bürgers geschehen soll, so muß doch Jemand da seyn, welcher über den Grad dieses Verdienstes urtheilt und entscheidet, ob er ein Einkommen von 40,000 Franken oder von 500 Franken verdient. Dieses ist die Sache des Religionsvaters, antwortete der Mann auf der Rednerbühne. Aber, fuhr jener fort, wie kann das Verdienst eines Jeden dem Vater von 30 Millionen Kindern bekannt seyn? Dieser Einfall erregte in der ernsthaften Gesellschaft allgemeines Gelächter und wurde sehr beklatscht, worüber der Mann auf der Rednerbühne etwas böse wurde. Da das Beifallklatschen ihm zu lange dauerte, so sagte er etwas hizig: Nun, wenn Sie aufhören zu klatschen, so werde ich antworten. Dies that er auch; allein das Publikum war nun einmal durch den „Vater von 30 Millionen Kindern" in lustige Stimmung gesezt; es war vorbei mit dem Ernste; die Widerlegung des Redners wurde nicht sehr beachtet, und im Grunde ließ sich nicht wohl auf den spaßhaften Einfall antworten, denn er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Was läßt sich in der That Läppischeres denken, als daß ein Mann über das Verdienst eines jeden Gliedes der Gemeinde urtheilen und dasselbe vergelten soll? Wo ließe sich ein solcher Mann finden? Er müßte ja die Vorsehung selber seyn. Und wie läßt sich über das Verdienst und die Geistesfähigkeiten eines Menschen urtheilen, ehe er dieselben durch eine Reihe von Thaten beurkundet, ehe er folglich schon einen Theil seiner Laufbahn in der bürgerlichen Gesellschaft zurückgelegt hat! Wer würde ferner Lust haben, sich große Mühe zu geben, wenn das von ihm erworbene Gut nicht den Seinigen, für welche er sorgt, zu Gute kommen soll? Entweder würde man wie die Mönche in einem Kloster leben, welche sich auf den Abt verlassen und sich um nichts bekümmern, oder man würde unter einem spartanischen Gesezgeber, das heißt unter der Ruthe des Despotismus stehen. Dazu ist aber das jezige Geschlecht nicht aufgelegt. Der Grundsaz der St. Simonisten ist also eine Träumerei, die unausführbar ist und nicht einmal das Verdienst der Neuheit hat; denn mehrere kleine Gemeinden oder Dorfschaften, die in Nordamerika neu angelegt worden sind, haben etwas Aehnliches versucht, wenigstens was das gemeinschaftliche Zusammenlegen der Güter betrifft. Allein was in einer kleinen, eben erst zusammentretenden Gemeinde bis zu einem gewissen Grade ausführbar ist, läßt sich auf ein durch Geseze, Gebräuche und Herkommen regiertes großes Volk nicht anwenden, und obschon die St. Simonisten sehr gut die Uebel unsers jezigen Zustandes in Europa anzugeben wissen, so sind sie doch sehr ungeschickt in den Heilmitteln, die sie vorschlagen; sie würden das Uebel noch ärger machen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 147.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. Juni 1831.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

Goethe.

Mittheilungen aus Sizilien.

(Fortsetzung.)

Um den Leser mit dem Charakter und dem Geiste der Palermitaner, so wie der Sizilianer überhaupt, bekannt zu machen, will ich das Madonnafest beschreiben, von dem ich im Eingange dieser Mittheilungen Erwähnung gethan. — Ich saß in meinem Zimmer, mit naturhistorischen Gegenständen beschäftigt, als Herr Grohmann, an den ich empfohlen war, zu mir kam, um mich zu einem Spektakel, wie er sagte, abzuholen. Es war bereits dunkel, als wir die Lokande verliessen. Durch alle Gassen zogen Prozessionen, jede von zwei oder drei Dudelsäcken, einigen Castagnetten und einem Feuerwerker, der alle vier bis fünf Minuten eine Rakete in die Luft steigen ließ, angeführt. Links und rechts standen Buden an Buden, mit Liqueurs und einer Art süßen Backwerks, das die Palermitaner Pietra fenola nennen, zierlich angefüllt. Die Dudler dudelten, die Castagnetten klapperten, die Raketen knallten, die Prozessionsgänger schrieen ihre Rosenkränze und die Liqueurverkäufler brüllten ihr „O che bello liquore!“ wie rasend den Vorüberziehenden in die Ohren. Auf dem Fleischmarkte wurde gekocht, gebraten und gebacken, als hielte ganz Palermo offene Tafel, und vor der Kirche S. Francesko standen, von Fackelträgern umringt, die Galawagen der Senatoren, die der Madonna immaculata alljährlich an diesem Abend zweitausend Gulden zum Geschenke bringen. Gegen eilf Uhr hörten die Betzüge auf, aber der Lärm und der Tumult dauerte noch mehrere Stunden lang fort. Das war die Vorfeier des Festes. — Am andern Morgen früh fing das Spektakel von Neuem an. Der Toledo war mit Menschen so angefüllt, daß man sich kaum hindurch drängen konnte, und alle Fenster und Balkone mit Damen besezt. Gegen zehn Uhr begann die große Prozession von der Kirche S. Francesko aus nach der Kathedrale. Voraus zieht die Jugend, paarweise, mit Besen in der Hand, und von ihren Lehrern begleitet. Ihr folgen verschiedene adelige Brüderschaften, barfuß, in grauen oder weißen Ueberhemden, die mit einem ledernen Gürtel um den Leib zusammengeschnallt werden, und mittelst einer Kapuze, in die zwei Löcher zum Heraussehen geschnitten sind, das ganze Gesicht verhüllen. Nach ihnen kommt eine Abtheilung Militär, dann ein Heer von buntgekleideten Bedienten, die vor dem prächtigen Wagen des Vicekönigs, dem der hohe Senat und alle übrigen Staatsbeamten folgen, mit Fackeln einhergehen. Nach einer Blechmusik, die einen eigens zu diesem Feste komponirten Marsch spielt, ziehen die verschiedenen geistlichen Orden auf, dann kommt der Erzbischof, mit allen Insignien seiner Macht und Würde, und hinter ihm tragen vierundzwanzig Männer auf einem vergoldeten Altare das schwere silberne Madonnabild, mit Edelsteinen reich geschmückt und von unzähligen Kerzen umleuchtet. Von Zeit zu Zeit wird mit einem Glöckchen ein Zeichen gegeben, worauf der Altar nieder-

gelassen wird und so lange stehen bleibt, bis die Besessenen, meistens Weiber aus der niedern Volksklasse, die sich fürchterlich geberden, wenn sie in die Nähe des Bildes gebracht werden, geheilt sind *). Der Madonna folgt wieder eine starke militärische Bedeckung und hintendrein, in langen Zügen, der Pöbel, betend, singend und „viva!“ schreiend. Brennende Fackeln, von zwölf bis fünfzehn Fuß Länge, so dick, daß sie ein Mann kaum umspannen kann, und so schwer, daß die Träger alle zehn Schritte wechseln müssen, schließen, von halbnackten Burschen geschleppt, den Zug. Sie bestehen aus langem Rohr und lodern in furchtbarer Flamme auf, und fällt von Zeit zu Zeit ein brennendes Stück herab auf die nachstürmende Menge, so entsteht allgemeines Gelächter, und die Damen auf dem Balkone stimmen mit ihrem „O che bello!“ ein. — In der Kathedrale angelangt, wird die Heilige auf ein hohes, mitten in der Kirche aufgeschlagenes Gerüste gestellt, wo sie acht Tage lang zur Anbetung ausgesezt bleibt, und dann unter denselben Ceremonien wieder nach S. Francesko zurückgebracht wird. Das Wetter sey, wie es wolle, sie muß auf die bestimmte Minute wieder fort, sonst bleibt sie Eigenthum der Dompfaffen und ist für den heiligen Franciskus auf ewige Zeiten verloren. — Während in der Kirche gesungen und geräuchert wird, ergözt sich das Volk draußen an den aufgestellten Fackeln, deren Träger nun großen Ablaß gewonnen haben, bis alle hinunter gebrannt sind; dann fangen die kleinen Prozessionen, mit derselben Musik, wie ich sie oben beschrieben, wieder an und dauern bis spät in die Nacht fort. Drei bis vier solcher Züge stürmen durch verschiedene Kirchthüren auf einmal herein, und je näher sie dem Bilde rücken, desto kräftiger blasen die Dudler und desto ungestümer wird mit den Castagnetten geklappert, während die Nachzügler aus vollem Halse ihr „viva!“ rufen, bis der sie begleitende Geistliche Stille gebietet. Dann werfen sich alle auf die Knie und sprechen Wort für Wort eine Art von Verschwörung nach, die er stehend ihnen vorschreit, und die allemal mit dem Ausrufe: „viva la Santa Madonna! Viva il Jesu Christo! Viva la Santa Trinita!“ endigt. Ist dieß geschehen, so gehen alle sündenfrei auseinander, während wieder andere kommen. Am auffallendsten treiben es die sogenannten Büßer, die barfuß, mit einem langen Stricke um den Hals, einer Dornenkrone auf dem Haupte und einem schwarzen Kreuze in den Händen, daherziehen, Adelige und Bettler durch einander, und unter fürchterlichen Grimassen die vom Priester vorgesprochenen Formeln nachschreien. Wer die verzerrten Gesichter nicht selbst gesehen, kann sich keinen Begriff von dieser religiösen Raserei machen. — Endlich wird der Tag mit Essen und Trinken beschlossen.

*) Palermo besizt überdieß noch eine eigene Kirche, la Santa Zita, zum Teufelaustreiben.

Dieß ist die treue Beschreibung des Festes der Madonna immaculata in Palermo, und dergleichen Feierlichkeiten findet man in Sizilien häufig. Können die Bacchanalien der verschrienen Heiden wilder und wüster gewesen seyn?

(Der Beschluß folgt.)

Hebals Gesicht.

Eine französische Vision.

Es ist unverkennbar, daß sich in dem durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts entgeistigten Frankreich die Gemüther wieder einer tiefern Ansicht der Natur und der Geschichte zuneigen, und die Erscheinung ist für die jetzige Entwicklung Frankreichs und der Welt von großer Bedeutung. Seit sich unser Gesichtskreis so sehr erweitert hat, machen wir es nicht mehr wie der Politikus in frühern Jahrhunderten, von dem wir in unserer gestrigen Nummer gehört haben; wir betrachten nicht mehr das Firmament darum, ob da oder dort ein Potentat das Zeitliche segnen, oder der Türk einmal wieder christliche Erde mit Blut düngen werde: wir konstruiren die Zukunft aus der Vergangenheit, und unsere prophetische Phantasie steht nicht eher still als am Zielpunkt der Geschichte. Die Franzosen versuchen sich nun auch in diesem Fache, und je mehr die folgende Probe modern-französischer prophetischer Politik, worin nach unsern Begriffen Mystik und Nichtmystik, Poesie und Prosa seltsam gemischt sind, in vieler Hinsicht an manches Deutsche dieser Art erinnert, desto interessanter scheint uns etwas, das unverkennbar den Stempel der Originalität trägt. Wir theilen übrigens von dieser Vision Hebals des Herrn Ballanche, der sich schon durch mehrere politische und philosophische Schriften bekannt gemacht hat, nur das mit, was er in der jetzigen Schöpfung sieht; wo er sich in den Höhen der Mystik verliert, können wir ihm kaum mehr folgen; wenn aber auch im Mitgetheilten dem Leser nicht alles deutlich seyn sollte, so wird ihm beifallen, daß auch deutsche Mystik ihrer Natur nach nicht immer sehr klar ist, und daß eine Uebersetzung nicht klarer seyn darf als das Original.

* * *

Ein junges, neues Europa wird hervorgehen aus den Trümmern des alten Europa, das noch immer veraltete Satzungen gleich einem durchlöcherten Mantel umhüllen. — Ein scheinbarer Unglauben droht allem Glauben den Untergang; aber strahlender, herrlicher wird die Religion des menschlichen Geschlechts wiedergeboren wer-

den. Und ihre Wiedergeburt hebt an mit dem Augenblick, wo das Mittelalter im lezten Todeskampfe den lezten Seufzer ausgehaucht hat; denn die Wiedergeburt ist das Kind des Todes.

Steht nicht geschrieben: „Ich will mein Gesetz in euer Inwendiges graben und in euer Herz schreiben?“ Und hat Christus nicht gesagt: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle?“

All die mannigfachen Aeußerungen menschlicher Ueberzeugung strahlen allgemach zu einem Symbole zusammen; dieses schafft sich still, mitten unter den furchtbaren Stürmen, welche die Völker der Erde rütteln, und bereits klingt hie und da ein Ton, als Verkünder dieses künftigen Wahrzeichens, in den Schall der Glocke, welche dem Mittelalter zu Grabe läutet.

Hebal fragt nichts nach dem Geisterwesen, nach der Magie und dem Aberglauben im Gewande der Wissenschaft, die am Schlusse eines Religionscyklus sich an des Glaubens Statt möchten geltend machen. Wohl weiß er, daß das Menschengeschlecht über keiner neuen Religion brütet; er weiß, das in Christi Lehre Alles ist, daß Christi Lehre Allem Worte gegeben hat. — Nein, alle Gemeinden der Christen führt der Entwicklung Gang nothwendig zusammen zur katholischen Einheit; die Zeit ist gekommen, wo alle Ketzereien bekennen werden, ihr Wesen sey Stückwerk. Laßt euch nicht irren, daß in der Hauptstadt der Weltkultur das Zeichen der Verheißung gehöhnt worden ist: das Kreuz der Civilisation wird herrschen über die Welt.

Griechenland, Belgien, Polen haben nach der Freiheit verlangt, welche den Kindern des Glaubens verheißen ist, und seht, was für Wunder sie gewirkt haben! Wird Fama der Palmen der Unsterblichkeit genug haben für so viele Helden?

Eine Stimme, das brünstige Gebet eines ganzen Volkes, das nach der Bluttaufe verlangt, dringt in die Höhen des Himmels zu Christi Mutter: „Möge Polen, das dich seine Königin nennt, möge Polen, das so oft die starke Schutzwehr der Christenheit war, wieder aufblühen im Schatten des heiligen Evangeliums, möge es der eherne Schild der Freiheit der Völker werden! Heilige Jungfrau! wenn der Allmächtige in seiner unerforschlichen Weisheit beschlossen hat, daß unser christliches Land, deinem Sohne gleich, den Märtyrertod erleide, so möge sein Ruhm Theil haben am ewigen Ruhme der Welt!“

Da sieht Hebal Sagunt und Saragossa, die Thermopylen und Missolonghi, die Felsen von Caledonien, und im zerrissenen, blutenden Polen das traurige Ende einer schönen Geschichte und den Beginn einer neuen. — Ja, zum zweitenmale wird die Weltkultur gerettet werden!

Wird Italien seine Unabhängigkeit nicht wieder erringen, wird der iberischen Halbinsel das Gesetz des Fortschreitens fort und fort fremd bleiben? Die ewige Stadt weiß wohl, daß ihr ein neues Reich verheißen ist, und das römische Priesterthum wird verkünden, welche Traditionen es in seinem Schooße bewahrt.

Die Völker werden nicht mehr nach Erobererlaune oder den Grillen der Staatskunst zusammengepfercht werden. Drei Grenzen wird man als die Marken verschiedener Völker erkennen: Sitte, Sprache, gesonderte Länderstrecken; und diese natürlichen Grenzmarken werden der umfassenden Einheit des Menschengeschlechts, durch die Weltreligion vermittelt, keinen Eintrag thun. — All die Bande zwischen Mensch und Mensch im Großen, all die Bande zwischen Völkerfamilien schlingen sich wieder, wie in der Urzeit, und dies ist das untrügliche Wahrzeichen einer vollendeten Wiedergeburt.

Und Rußland wird aufhören, eine europäische Macht zu seyn: es wird ihm die Sendung werden, Asien aus dem Schlafe zu rütteln. — Wie lange noch wird Oestreich an den Ufern der Brenta und des Po lagern? — England wird die lezten Hüllen der gewaltigen Puppe sprengen. — Wie Frankreich, will Europa handeln gleich Einem Mann, und wenn die Zeit kommt, wird die ganze Welt es wollen. — Ein neuer Vorhang ist aufgerauscht, das lezte Siegel ist zerbrochen, und die Vergangenheit predigt die Zukunft. — Da läßt sich eine Stimme hören: „Wer weiß, was zukünftig ist?“ und eine andere Stimme spricht: „wer weiß, was vergangen ist, weiß, was zukünftig ist.“

Also Europa erbaut sich von Neuem auf, und ein Blitz des Lebens zuckt durch die ganze Schöpfung. Das Blut, das auf Golgatha vergossen worden, verkündet endlich, daß es keine Todesstrafe mehr gibt, daß der Krieg ein Werk der Ruchlosigkeit ist, und die Stellvertretung wird zur Liebe.

Das Gesetz gründet sich auf die Einheit des menschlichen Wesens. — Die Christusreligion vollbringt ihre Entwicklung; sie herrscht über die Welt, aber ihr Reich ist ein Reich des Friedens. — Das Christenthum, in sich selbst eins geworden, erfüllt seine Verheißungen in allen seinen Traditionen, die da sind Traditionen für das gesammte Menschengeschlecht. — Die Perfektibilität fließt aus der Wiedergeburt.

Das Abendland siegt. Der Orient rührt sich und erwacht aus dem starren Schlafe. — Der Islamismus unterliegt im Kampfe. — China sogar erhebt sich zum Fortschritte. — Der Ganges wird frei. — Ueberall in der Welt überstrahlt des Dogmas Glanz des Mythus trübe Lichter, et les traditions resplendissent par delà les condescendances des symboles.

———

Der Klingelbeutel.

Nach einer Kirche sehnt' ich mich,
An Leib und Seel' beschädigt.
Der Pfarrer klagte bitterlich
In einer langen Predigt;
Die hat dermaßen mich gerührt,
Daß ich gesunden Schlaf verspürt,
Von Seelenangst entledigt.

Ich nickte bald gar sänftlich ein,
Doch währte das nicht lange,
Da scholl das Kirchenbeutelein
An einer langen Stange;
Es klingelt, klingelt immerfort,
Der Pfarrer hört sein eigen Wort
Nicht, vor dem hellen Klange.

Ich hielt's am Ende nicht mehr aus
Und schlich durch's offne Thörchen.
Und als ich stand im Felde draus,
Da zupft' ich mich am Oehrchen:
Ei, ei! du junges Dichterlein,
Mußt nicht so ungeduldig seyn,
Hast gar ein fein Gehörchen!

Und hast du's besser denn gemacht,
Mit deinem Versestümpern?
Hast Manche schon zu Schlaf gebracht,
Dich segnen manche Wimpern.
Nur Eines störet ihre Ruh':
Es klingelt, klingelt immer zu
Der eiteln Reime Klimpern.

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Juni.

Ueber den deutschen Sinn der Straßburger.

In unserm alten Straßburg erschallt noch immer das deutsche Wort fast von allen Lippen, und auch den deutschen Sinn hat die ehemalige Reichsstadt zum Theil treulich bewahrt. Der alte Bürgerstamm ist noch nicht ausgestorben, und dieser hat noch deutsches Mark in sich; besonders unsere handfesten Schiffer, Gärtner und Fleischer sind ganz von deutschem Schrot und Korn und entschiedene Feinde der „welschen" Windbeutelei. Indessen finden sich auch im Bürgerstande Manche, die auf Vielseitigkeit und feine Sitte Anspruch machen; bei diesen mischt sich schon Französisches ein. Es ist wahrhaft lächerlich, zu sehen, wie diese eingefleischten deutschen Philister sich abmühen, die französische Gelenkigkeit sich anzueignen; trotz aller Anstrengung will es ihnen doch nicht gelingen, das welsche Reiß auf den deutschen Ast zu pfropfen. In ihren Gesprächen kommen halb französische, halb deutsche Sätze vor, oft sogar sprechen sie einen ganzen Satz französisch und fügen sodann die deutsche Uebersetzung hinzu, oder umgekehrt, wobei man sich kaum des Lachens enthalten kann. Sehen wir uns unter den sogenannten gebildeten Ständen um, so ist es auffallend, daß in der Regel die Katholiken dem französischen Wesen und Worte den Vorzug geben, während die Protestanten am treuesten ihrem alten Deutschland anhängen. Dies findet seine Erklärung zum Theil und vorzüglich darin, daß die protestantische Jugend in unserm Gymnasium erzogen wird, wo die Liebe zur Deutschheit und deutschen Literatur genährt wird; während die Katholiken ihren Unterricht im Collège erhalten, einer Anstalt, welche den deutschen Sinn planmäßig zu ersticken sucht. Wir haben hier ein Unterhaltungsblatt, das wöchentlich zweimal erscheint, jedesmal fünf, sechs deutsche Gedichte zum Besten gibt und nur Protestanten zu gewöhnlichen Mitarbeitern hat. Was übrigens, im Vorbeigehen gesagt, den ästhetischen Geschmack und die Kenntniß der neuern deutschen Literatur betrifft, so ist man fast in Allem um ein Decennium und mehr zurückgeblieben. Die meisten jener Gedichte sind in der Manier Bürgers, Höltys, Matthissons u. a. verfaßt; Uhland ist noch immer nicht genug bekannt und geliebt; noch immer hat seine einfach-edle Dichtung ihren wohlthätigen Einfluß auf den Geschmack nicht genugsam ausgeübt. Deutsche Kunst und Wissenschaft finden ihre meisten Verehrer bei uns unter den protestantischen Theologen; auch hat sich bei diesen die deutsche Burschikosität noch ziemlich erhalten, während die Studenten der übrigen Fakultäten gar keinen Begriff davon haben. Unter jenen Deutschgesinnten befinden sich manche, die in ihrer Vorliebe für das alte Vaterland so weit gehen, daß sie von französischem Leben und französischer Sprache ganz und gar nichts wissen wollen; sie bewahren sich vor allem Einflusse von Seiten der Franzosen. Diese Einseitigkeit hat sich indessen durch die Begeisterung, welche die Juliusrevolution in allen Herzen anfachte, fast gänzlich ausgeglichen. Zu diesen Deutschgesinnten bildet die Mehrzahl unserer vornehmen Jünglinge den schneidendsten Gegensatz. Diese wirklich ekelhaften Windbeutel affektiren den entschiedensten Haß gegen alles Deutsche; Viele sind deutsch erzogen und haben deutschen Sinn mit der Muttermilch eingesogen, und nun suchen sie diesen Sinn, wie Gift, von sich abzutreiben. Zu dieser vornehmen Verachtung aller Deutschheit gesellt sich natürlich ein unbedingtes Erfassen aller französischen Sitte; es gehört ja zum feinen Ton, französisch zu sprechen und französisch zu tändeln. Mir selbst sind unter meinen ehemaligen Schulgenossen einige bekannt, die sich in dieser Abneigung gegen alles Deutsche gefallen; ich weiß, daß ich ihnen kein größeres Aergerniß geben kann, als wenn ich sie in einer vornehmen Gesellschaft deutsch anrede, und oft bin ich boshaft genug, es zu thun. Uebrigens gelingt es den Wenigsten, sich französische Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit anzueignen. Diese Franzosenthümler können indeß bei einem allgemeinen Urtheil über die Sinnesweise der Straßburger nicht in Erwägung kommen; denn so wie sie herzlos ihre Muttersprache verläugnen, so sehen sie auch ihre Vaterstadt mit vornehmen Seitenblicken über die Achsel an und sind gar nicht mehr als Straßburger zu betrachten. Der Kern der hiesigen Bürgerschaft ist und bleibt deutsch; er steht noch als ein Getrümmer der alten, reichsstädtischen Kraft da; deutsch ist seine Sprache, Denkweise und Empfindungsart. Und wie könnte dies anders seyn? haben wir doch noch so viele Denkmale deutscher Kunst, und vor allen unsern Münster, der wie ein frommer, getreuer Wächter den französischen Tand von uns entfernt und in seinem grauen Ernst an die deutsche Kraft mahnt, die ihn selbst, den Riesensohn, geboren hat. Ja, so gerne wir Elsäßer dem französischen Staat angehören, und so wacker wir auch für ihn kämpfen würden, so bleibt doch gewiß, daß, wenn wir einmal die Deutschen in politischer Hinsicht zu beneiden hätten, die Bande, die uns an Frankreich knüpfen, ziemlich lose würden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Juni 1831.

— Was bedeutet's, daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns schütteln mit Gedanken,
Die unsre Seele nicht erreichen kann?

Shakespeare.

Geisterglauben.

Aus den Mittheilungen des Grafen von D...

Von Dr. Nürnberger.

.... Der Graf war bei diesen Worten aufgestanden und ging in unruhiger Bewegung, als wenn er einen innern Kampf kämpfe, mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder. Er blieb endlich vor mir stehen, und, indem er mir die Hand mit feierlicher Miene auf das Haupt legte, rief er: „Freund! lassen Sie mich die Worte Hamlets brauchen; ja gewiß! es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von welchen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Vergebens wollen Sie mir die Möglichkeit von Geistererscheinungen wegraisonniren; ich weiß Ihren Einwendungen das Zeugniß meiner Sinne entgegenzusetzen.“ — „Und doch werden Sie mich nicht zu Ihrem Proselyten machen. Ich streite Ihnen einen beständigen, übersinnlichen Bezug zwischen der materiellen und einer Geisterwelt nicht ab; aber ich läugne das Vorhandenseyn eines sinnlichen Vermögens, um uns dieses Bezuges bis zur Augenscheinlichkeit zu bemeistern. Diese Fähigkeit liegt gar nicht im Bereiche der fünf Sinneninstrumente, mit welchen der menschliche Organismus ausgerüstet ist; ja, ich getraue mir, à priori darzuthun, daß dieselbe davon ausgeschlossen bleiben mußte, um den menschlichen Normalzustand nicht zu beeinträchtigen.“ — „Diese Redensart verstehe ich nicht ganz,“ unterbrach mich der Graf hier mit einigem Unwillen; „wollen Sie damit die Möglichkeit des Eintretens ganz außerordentlicher Zustände und Verhältnisse im unausgelernten und unauslernbaren Menschenleben in Abrede stellen, wodurch eine Abweichung von Regeln bedingt wird, die ich nur nicht in einer Allgemeinheit ohne alle Ausnahme gelten lassen will? Gehen Sie mir mit einer solchen Anmaßung. Aber ich weiß: als Kind ist man abergläubisch; als Jüngling und Mann gefällt man sich in der Starkgläubigkeit, und als gereifter Mann kehrt man mit einer etwas geläuterten Interpretation zu jener früheren, unabweislichen Ansicht zurück. Der beste Bürge für eine Geisterwelt, die zu dicht an die Grenzen der Sinnlichkeit streift, als daß sie dieselben nicht jeden Augenblick überschreiten könnte, würde mir, wenn ich nicht das Zeugniß meiner Sinne für mich hätte, der geheime Schauer seyn, dessen sich noch Niemand erwehrt hat, wenn er dieser Grenze nahet. Sind Sie frei davon?“ — „Ich gestehe Ihnen, und ich bin dieses Geständniß der Wahrheit schuldig, die ich höher als den Sieg in einem Meinungskampfe anschlage, daß auch ich von einer solchen geheimen Empfindung fremdartiger Unbehaglichkeit beim Berühren dieses Gegenstandes nicht frei bleibe; aber ich meine, daß ein Unterschied gemacht werden müsse zwischen dem Mitbeben unseres Innern bei dem Anschlage gewisser Akkorde, und der Fähigkeit sinnlicher Perception der geheimen Ursache dieser innersten Bewegung. Kein ....“ Der Graf ließ mich nicht ausreden. „Ich habe,“ rief er, „auch abgesehen von dem Vorfalle aus meinem eigenen Leben,

den ich Ihnen sogleich erzählen werde, zu merkwürdige Erfahrungen über die Fähigkeit des menschlichen Geistes gemacht, im Zustande der Exaltation die Normalgrenze desjenigen zu überschreiten, was gewöhnlich seinen Bereich bildet, um Ihnen beizustimmen. – Als ich mich, während der spätern Regierungsjahre der Kaiserin Maria Theresia, in Wien befand, war auch der bekannte Doktor Gaßner daselbst anwesend, ein Mann von einem wahren Feuergeiste, dessen Kräfte, in das Geheimniß der Zukunft einzudringen, bei mir über allen Zweifel erhaben sind. Die Kaiserin, eine Dame, deren kalter Verstand keinerlei Art von Täuschung zugänglich war, lächelte über ihn und hörte ihm gleichwohl mit demjenigen geheimen Interesse zu, dessen man sich bei Berührung der Grenze zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen unmöglich erwehren kann. Ihre Tochter, die Erzherzogin Maria Antoinette, war damals mit dem Dauphin versprochen, und im Begriffe, den glänzendsten Königsthron Europas zu besteigen, als sich Gaßner in einem Cercle befand, bei welchem auch ich gegenwärtig war. Die Kaiserin richtete, auf diese Veranlassung, lächelnd die Frage an ihn: „Nun, mein lieber Gaßner, glauben Sie, daß meine Antoinette glücklich werden wird?“ Meine Augen waren auf ihn gerichtet, und nie werde ich sein plötzliches Erbleichen bei dieser unerwarteten Anrede vergessen. Alle Schrecken ahnenden Vorgefühles einer grausen Zukunft, und zwar mit einem Ausdrucke der Gewißheit, der mich schaudern machte, mahlten sich auf diesem Gesichte. Gaßner versuchte sich zu sammeln, und indem er den allgemeinen Ausdruck für dasjenige, was sich seinem Geiste eben veroffenbarte, endlich gefunden zu haben glaubte, begnügte er sich, der Kaiserin tieferschüttert zu erwiedern: „Ihro Majestät, es gibt Kreuze für alle Schultern.“ — „Ich mochte damals vierundzwanzig Jahre alt seyn,“ fuhr der Graf fort, „und lebte in Wien, unter dem Vorwande einer Anstellung bei unserer Gesandtschaft, die nur meine gesellschaftlichen Ansprüche vergrößerte, ohne mir den Zwang irgend einer Beschäftigung aufzulegen, lediglich meinem Vergnügen. Meine ganze Zeit war der Zerstreuung gewidmet, auf welche ich, aus einem Grunde, den ich nachher anführen werde, doppelten Anspruch zu haben glaubte; meine Standes-, meine Vermögensverhältnisse, meine Gestalt und kräftige Jugend begünstigten mich: ein Fest, eine Herrlichkeit drängte die andere. Oestreichs Kaiserstadt erfreute sich damals der Segnungen des Friedens, welchen Fürst Kaunitz dem Staate mit fester Hand zu erhalten wußte, und das Ausblühen aller Zweige des Nationalwohlstandes gab dem Luxus ein neues Leben. Aber mitten in diesem Strudel von Genüssen ward ich oft von dem unheimlichen Gefühle einer innern Leere überfallen: die Weltfreuden sind unvermögend, die bodenlose Tiefe des Geistes zu erfüllen; man wird voll davon, aber nicht satt. Ein gewisser Hang melancholischen Ernstes, dessen Wurzel tief mit meinem Innersten verwachsen war, und der genährt wurde durch jenen nachher zu erzählenden Vorfall, brach mitten unter diesen Betäubungen hervor, und ich mußte einen volleren Zug aus dem unreinen Becher thun, um mich zu einem neuen Rausche einzuschläfern. So gewiß ist es, daß dem menschlichen Gemüthe schon ursprünglich eine höhere Richtung inwohnt, welche von demselben zwar eine Zeitlang verkannt werden kann, auf welche es aber nothgedrungen immer wieder zurückkehren muß, da das Correktiv in ihm selbst enthalten ist. Dieß ist die übersinnliche Tendenz, der schon oben erwähnte beständige Bezug zu der uns umringenden Geisterwelt, die mit unserm ganzen Wesen verschmolzene Ahnung einer höhern Bestimmung. Die feinen Fäden dieses Bezuges, wenn auch nicht immer gleich fühlbar, sind gleichwohl unzerreißbar, und oft lüpft sich plötzlich der Vorhang, der für uns zwischen zwei Welten gehangen hatte. Ich sollte die Erfahrung davon machen.

Unter den Bekanntschaften, welche ich in Wien gemacht hatte, und die mich wegen einer gewissen Sympathie der geheimsten Neigungen näher interessirten, befanden sich der Abbé von Sinzendorf, Sohn einer der vornehmsten Familien des Kaiserstaates, und der Graf von Westerloo *), Flamländer von Geburt, Kapitän in der kaiserlichen Hellebardiergarde. Der Abbé hatte, ohne sich dadurch zu besondern Menagements verbunden zu glauben, die Anwartschaft auf den Kardinalshut, welche sein Vater für ihn von einem Engländer, Namens Strickland, erkauft hatte, der eine Anstellung bei dem Könige von Polen zu benutzen verstanden hatte, um sich die polnische Nomination zu verschaffen. Dieser Strickland war ein Intrigant erster Größe, eine Eigenschaft, unter welcher sein Ruf so sehr gelitten hatte, daß er vorzog, Sinzendorfs Geld zu nehmen, als sich, trotz aller seiner Prätensionen, in Rom, wo die Konkurrenten ein köstliches Talent zeigen, einander auszustechen, abgewiesen zu sehen. Ich habe ihn sehr im Verdachte, daß er bei der nachher zu erzählenden Intrigue die Hand im Spiele gehabt habe, um den Abbé verdächtig zu machen. Letzterer war ein junger Mann, den der jovialste Leichtsinn nicht um den tiefern Ernst des Gemüthes betrogen hatte, ja, der einer gewissen Schwärmerei fähig war, welche ihn, gleich wie mich, oft mitten im lautesten Gelage überraschte. Ich liebte ihn deßwegen fast leidenschaftlich, und er hing, schon nach einer kurzen Bekanntschaft, mit gleicher Innigkeit an mir. Ueber diese Eigenschaft verwandter Gemüther, einander schon aus der Ferne, gleichsam magnetartig, anzuziehen, wäre auch viel zu reden; mir ist dieß gegenseitige stille

*) Man hat keinen Anstand genommen, Namen zu nennen, welche durch nächstens erscheinende Memoiren ohnedieß bald zur Oeffentlichkeit gekommen seyn würden.

Verständniß, oft aus Blick und Miene, aus bloßer Betonung oder einzelnen Gesprächswendungen, immer als etwas sehr Wunderbares vorgekommen. Den Abbé hatte ich am ersten Abende unseres Zusammentreffens bei einem Grafen von Paar erkannt, gleichwie er mich, und wir waren seitdem fast unzertrennlich. Hätte es aber über Materien, in welchen wir verschieden dachten, auch wirklich zu Diskussionen zwischen uns kommen können, so würde der vermittelnde Einfluß „unsers Kapitäns," wie wir den Herrn von Westerloo scherzweise nannten, hingereicht haben, um den gestörten Frieden wieder herzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Sizilien.

(Beschluß.)

Palermo bietet dem aufmerksamen Reisenden viel Stoff zu Beobachtung dar. Der Fischmarkt, auf dem ich mich täglich herumtrieb, ist reich an interessanten Szenen, eben so die Marina, ein herrlicher Spaziergang am Meere, der in den Zaubergarten der Flora führt, wo die schöne Welt immer zahlreich sich einfindet. Auf dem Fleischmarkte, wo in ungeheuern Kesseln gekocht wird, verzehrt der Bettler Nachts, was er am Tage zusammengebracht, und legt sich dann, jedes Obdachs entbehrend, in den ersten besten Winkel zum Schlafen nieder. Eine Hauptnahrung der ärmern Volksklasse machen die Caktusfrüchte aus oder die sogenannten indianischen Feigen, die an den Straßenecken haufenweise aufgeschüttet sind, und wobei ein Bursche hinter einem Tische steht, der mit bewunderungswürdiger Fertigkeit so viele immer vorweg abschält, als der Hungrige zu verschlingen im Stande ist. Der Geschmack der Frucht ist süßlich und etwas fade, aber gegen den Durst ist sie ein treffliches und zugleich ganz unschädliches Mittel.

Palermo hat eine stark besuchte Universität, deren Geist aber nicht weit her ist. Der bekannte Abbate Ferrara, der gelehrteste Mann in Sizilien und, wie die Sizilianer behaupten, in der ganzen Welt, hält Vorlesungen über Mineralogie und Chemie in einem Hörsaale, wo unmittelbar vorher Theologie gelesen wird. Auf dem Lehrstuhle der Gottesgelahrtheit sitzend, spricht der Mann über Säuren und Basen, über Reagentien und Niederschläge, ohne das Mindeste von all diesen Dingen, ja ohne nur irgend etwas von einem chemischen Apparate um sich zu haben. Die Zuhörer sperren die Mäuler auf und erstaunen gewaltig, wenn sie hören, daß der Chemiker aus Schwarz Weiß zu machen im Stande sey, und auf Jedes Angesicht liest man den Wunsch, die Teufelskunst doch mit Augen ansehen zu können. So ungefähr sieht es auch in allen übrigen Fächern aus. — Ich hatte von Oken den Auftrag, alles Naturhistorische, was seit dreißig Jahren in Sizilien im Druck erschienen, zu kaufen, und wandte mich deshalb an Abbate Ferrara. Er diktirte mir nach einer Vorlesung mit großem Pompe und in Gegenwart aller seiner Schüler dreizehn Werke, die er geschrieben, meistens, wie ich später in Neapel zu erfahren Gelegenheit hatte, kleine und sehr gehaltlose Broschüren, worüber seine Zuhörer aber so aufgebläht waren, daß mehrere von ihnen mich fragten, ob Deutschland wohl je einen Mann besessen, der so viel geschrieben habe? — So viel ich mir auch Mühe gab, so konnte ich doch bei allen Buchhändlern Palermos von den dreizehn Werken nichts auftreiben, als den Guida de' Viaggiatori in Sicilia, den ich nicht Lust hatte zu kaufen, und so bestand denn Alles, was ich an naturhistorischen Schriften aus Sizilien brachte, in einem Hefte eines Journals, worin Dr. Cocco, ein junger, rüstiger und talentvoller Mann in Messina, sechszehn neue Spezies von Fischen beschrieben hat. Nicht einmal Rafinesque konnte ich bekommen. Dagegen dürfte es jedem Buchhändler ein Leichtes seyn, mit Gebetbüchern und allerlei geistlichen Traktätchen ein großes Schiff zu beladen.

Es war am zwanzigsten December, am Tag vor meiner Abreise, als ich noch einen Ausflug auf den Monte Pellegrino, den Mons Ereta der Alten, machte. Eine schöne, mit vielen Kosten angelegte Kunststraße führt über den rauhen, zackigen Felsen hinauf nach der vielbeschriebenen Grotte der heiligen Rosalie. Die Sonne brannte heiß, Bienen und Schmetterlinge flogen von Blume zu Blume, und zahlreiche Heerden weideten um das einsame Kloster. Auf allen Punkten des Berges, besonders aber bei der auf dem Rande seines nördlichen Abschusses von Schiffern erbauten Halle, bietet sich die herrlichste Aussicht dar. Landeinwärts thürmen sich Berge über Berge bis hinaus an die Westküste der Insel, wo der gewaltige Eryx sein Haupt erhebt; rechts unten liegt das schöne Palermo, mit seinen glänzenden Lustschlössern und paradiesischen Gärten; vorwärts, nach Norden, wogt ein blaues, unabsehbares Meer, dessen Wellen in einer Tiefe von beinahe zweitausend Fuß sich brechen, und von wo herauf beständig ein hohles, dumpfes Brausen zu dem Ohre dringt. „Ocean, du Ungeheuer!"

Der Morgen war hell und klar, als ich mit meinen Kisten an Bord eines Handelsschiffes ging, um nach Neapel überzusetzen. Eine bunte Gesellschaft trieb sich auf dem Verdecke herum, während die schweren Anker gelichtet wurden und wir mit vollen Segeln in die See stachen, Siziliens herrliche Küsten immer ferner erblickend, bis das Auge nichts mehr sah, als Wasser und Himmel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Cholera. Sanitätsforden. Choleraliteratur. Influenza. Bedeutende Todesfälle. Wilmsen.

Die Furcht vor der Cholera nimmt sich nicht mehr so gespensterhaft aus, wie noch vor einigen Monaten. Die Vor-

beugungsmaßregeln unserer Regierung und mehr noch die Gewißheit, daß die intensive Kraft der Seuche im Verhältniß, je mehr sie sich nach Westen erstreckt, abnimmt, geben unsern ängstlichen Gemüthern wieder Muth. Zwar lauteten bis vor Kurzem die direkten und offiziellen Nachrichten aus Warschau noch gräßlich genug, die Sterblichkeit war außerordentlich und vermuthlich numerisch weit größer, als die Tabellen besagen, da wir noch keine Berechnung über die Todesfälle unter der jüdischen Bevölkerung der polnischen Hauptstadt besitzen. Polen mußte zu jeder Zeit, um wie viel mehr zu dieser, die günstigste Station für eine Krankheit werden, welche aus der Unreinlichkeit ihre Hauptnahrung zieht. In den engen, übervölkerten Quartieren der Juden, die fast in jeder polnischen Stadt die Mehrzahl der Einwohnerschaft, wo nicht sie allein ausmachen, muß, nach allen Berichten, die Cholera mit doppelter Wuth verheeren. Alles dies haben wir hier nicht zu befürchten. Bis auf einige feuchte Kellerwohnungen, sind die Berliner Quartiere verhältnißmäßig luftig und gesund. Unser Sanitätskordon ist mit Umsicht gezogen und wird mit möglicher Strenge gehandhabt. Freilich hat es schwer gehalten, in den ärmlichen Grenzflecken, deren Bewohner, von Memel bis Ratibor, wo nicht die polnische Sprache, doch polnische Sitte und Lebensweise erhalten haben, geräumige Lokale zu Quarantäneanstalten ausfindig zu machen, und noch schwerer, den Soldaten längs dieser weiten Grenze nur erträgliche Quartiere zu verschaffen; Offiziere und Gemeine erdulden auf diesen ruhmlosen Stationen mehr Strapatzen als im Felde, und ihre Lage soll bemitleidenswerth seyn. Welcher Preis wäre indessen zu theuer, wenn wir dadurch die Seuche von dem westlichen Europa wirklich abhielten!

Indeß sind unsere Aerzte immerfort uneinig, ob die Cholera durch Berührung ansteckt oder nicht. Die große Mehrzahl hier ist für Bejahung der Frage, und die offiziell-polizeiliche Annahme hat diese Meinung nunmehr sanktionirt. Sie stützt sich auf die Erfahrung, daß die Krankheit bisher die großen Handelsstraßen verfolgt und ein Sanitätskordon Petersburg davor bewahrt hat. Dagegen wird nun behauptet, ihre instinktartige Richtung sey nicht nach Petersburg gegangen und die Aerzte, welche Cholerakranke behandelt, haben hundertfältige Erfahrungen, daß die nächste Berührung von Kranken und Leichen keine Wirkung hervorgebracht habe. Sey es aber auch ein Fluidum, auf segelnden Wolken herüberkommend, die von keinen Bajonetten aufgehalten werden, der Gedanke eines Kordons gewährt doch schon Beruhigung, und wie viel macht hier der Gedanke aus! Auch wenn sie, ein körperloses Gespenst, herübergesegelt kommt, sind hier genügende Veranstaltungen getroffen. — Es gibt bei uns schon eine eigene Choleraliteratur, die an den Buchladen neben den polnischen Sensenmännern prangt; auf dem Theater hat man schon, sehr unschicklicher Weise, von ihr gesungen und gewitzelt, und endlich ist (bei Mittler) eine offiziell approbirte Brochüre erschienen, welche den Bürger über die Verhaltungsweise instruirt. Die Symptome sind indeß so detaillirt und schreckenerregend angegeben, daß zweifelhaft ist, ob der Schrecken nicht übler wirkt, als die Weisung günstig. Hier fühlt man schon Stechen in der Brust, Wadenkrämpfe, man erbricht sich länger, als man erwartet, und trägt sich bereits herum mit Geschichten von namhaften Kranken, welche an allen Zeichen der Cholera leiden oder sie überstanden haben auf eine oder die andere Weise. Ihr Korrespondent ist ein Feind aller Gerüchte und glaubt diesmal recht zu haben, wenn er nichts glaubt. An Incident-Maters fehlt es hier so wenig als in England. Diese haben ganze Reihen Soldaten beim Frühlingsmanöver sich stundenlang erbrechen, andere todtkrank sich in die Büsche stehlen sehen; Kasernen sind gesperrt und den Soldaten ist es aufs strengste untersagt, den Bürgern zu erzählen, was drinnen vorgeht u. s. w.

Die Berliner Phantasie beschäftigt sich aber auch mit erfreulichen Fictionen. Sie wissen von der katarrhalischen Krankheit, die, vom beständigen Wechsel dieses Frühlingswetters veranlaßt, wirklich ansteckender Natur scheint und, angeblich von Rußland her, die Küsten des baltischen Meeres entlang kommend, uns überzogen hat. Für das, was sonst Schnupfen, Erkältung, Flußfieber hieß, hat man den besser tönenden Namen Influenza hervorgesucht. So spaßhaft, wie einige das Uebel ansehen, ist es nicht. Es klopft Thür um Thür an, streckt Alt und Jung danieder, heftiger, dauernder als ein gewöhnliches Schnupfenfieber, da es mit Brustentzündungen, Schwindel, auch Erbrechen verbunden ist; es wüthet in den Familien, den Bureaus und auf den Theatern, und wenn man auf Berlin 30,000 Kranke der Art rechnet, ist das eher zu wenig als zu viel, indem von den 200,000 Einwohnern und drüber nur sehr wenige werden verschont geblieben seyn; auch hat es, von Gerüchten vergrößert, auswärts ein solches Schrecken veranlaßt, daß selbst Familien aus Polen sich abhalten lassen, nach Berlin zu kommen. So weit das Uebel; unsere Phantasie aber sieht in der Krankheit ein Palladium. Es gratulirt sich, wer die Influenza gehabt, denn sie sey ein Präservativ gegen die Cholera, eine Abart derselben, eine Impfung des Peststoffes, uns vor dem ungeregelten Wüthen desselben zu bewahren. Ich weiß nicht, ob unsere Aerzte den süßen Traum unterstützen.

Gewiß ist, daß die Zahl der Sterbenden größer als gewöhnlich ist, es sind auch mehrere unbezweifelt an der Influenza gestorben; nur daß ein kleiner, tröstender Umstand hinzugetreten ist: das Alter. Sie rafft besonders Männer zwischen sechzig und siebenzig Jahren hin. Unter den namhaften hat der Tod des als Kinderschriftsteller rühmlich bekannten Wilmsen allgemeines Bedauern erregt. Er war einer unserer trefflichsten Geistlichen, dem eine gebildete Gemeinde, die er sich zum Theil selbst durch seine persönlichen Eigenschaften erst geschaffen, mit rührender Theilnahme anhing. In Religionsunterricht und für das Erziehungswesen hat er in seiner Parochie sehr wohlthätig gewirkt, Schulen gegründet, verbessert, und namentlich durch Trennung der weiblichen und männlichen, so wie der Katechumenen nach den gebildeten und nicht gebildeten Ständen einen bedeutenden Fortschritt im Religionsunterrichte begründet. Diese Trennung wurde ihm Anfangs übel ausgelegt, als wolle er auch in der Religion nach Ständen theilen, und liberale Philanthropen und pietistische Orthodoxen erklärten sich dagegen. Es ist indeß einleuchtend, daß in einer Stadt wie Berlin, bei einer so sehr verschiedenen Bildung, auch der Religionsunterricht, soll er in der That wirksam seyn, von verschiedenen Standpunkten der Auffassung und Darstellung ausgehen muß. Der Erfolg sprach sich glänzend aus für den Neuerer, die größere Zahl der Geistlichen ist hier längst seinem Beispiele gefolgt, und weder das Christenthum hat dadurch verloren, noch ist ein aristokratischer Sinn deshalb in Berlin gefördert worden. Der alte Schlendrian einiger Prediger, die, weniger im Sinn der Orthodoxie als ihrer Bequemlichkeit, den Katechismus „ableiren," unbekümmert darum, daß der Religionsunterricht in seiner Darstellungsweise, nicht die Religion in ihrem Wesen, sich den Forderungen der Zeit fügen müsse, möchte eher der Erweckung eines christlichen Geistes nachtheilig seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Juni 1831.

— Wie auch Kriegsstürme verwandelt den Erdkreis,
Freie zu Sclaven gemacht und Reiche zu Dürftigen, ihr nur
Saht hier Spanier, saht hier Britten und Gallier herrschen,
Ruhig und fern dem Getöse der Welt, an den Grenzen der Menschheit.

Platen.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung von Nr. 125.)

Vierter Abschnitt.

Je mehr sich das Pyrenäengebirg nach Westen abdacht und verflacht, desto dichter und mächtiger wachsen die Eichen. Im Barétousethal stehen nur noch Hügel an den Seiten, und von da bis zum Ocean sind die Pyrenäen nicht mehr. Umsonst suchte man kühne Felsen, Bergstürze und majestätische Tannen, die sich im Süden immer fern halten von Menschenwohnungen, als wären ihnen diese zu ärmlich und winzig. Dafür stehen da dichte Gruppen von Eichen und dicker Buchsbaum, ganz in der Ebene aber Fruchtbäume, die reichliches Obst liefern. Diese niedrigen Berge unterliegen der zerstörenden Gewalt des Gewichts nicht, sondern stehen durch ihre bescheidene Höhe, durch ihre leise Erhebung und durch eine kräftige Vegetation für immer fest und unerschütterlich. So allein war es ihnen möglich, dem wilden, furchtbaren Pyrenäengeist — einem gar bösartigen Vetter Rübezahls — zu entgehen und eine freundliche und friedliche Heimath für die Menschen zu werden.

Die Einwohner finden auch ihr Land sehr schön. Mir haben diese Leute sehr gefallen mit ihrer Traulichkeit, die gleich weit entfernt ist von zudringlicher Frechheit wie von dummer Beschränktheit. Hier ist sie nur Folge natürlicher und gutmüthiger Zuthulichkeit und einer Art von Erkenntlichkeit gegen die Fremden, die das Thal besuchen, auf welches die Einwohner so stolz sind. Sie sind gewaltige Frager, und dieß beweißt gerade ihre Herzensgüte. Leute, die etwas zu verbergen haben, sind auch gegen andere zurückhaltend und fragen Niemanden, damit man sie nicht wieder fragt. Mehr denn fünfmal erkundigte ich mich bei den mir begegnenden Männern, Frauen, Mädchen und Kindern nach der Straße, die ich recht wohl wußte, blos um ein Gespräch mit ihnen anknüpfen zu können. Alle antworteten mir freundlich und nannten mich dabei Freund. Mit dieser offenen, lachenden Natur wäre Tücke auch in gar zu schreiendem Widerspruch. In dem anmuthigen Thal mußten anmuthige Menschen wohnen, und unter diesen fand sich auch eine Menge hübscher Mädchen, gesprächig und freundlich und schalkhaft dabei. So war die Idylle vollständig.

Oestlich von dem Barétousethal liegt ein ganz verschiedenes Land mit andern Sitten und anderer Sprache, eine Verschiedenheit, die einen ganz andern Stamm beweißt. Ein Gebirgsstrom trennt die von den Pyrenäen angeschwemmten Felder von den Landes, der französischen Wüste Saara, die sich von diesem Strom bis zum Adour erstreckt, wo er sich in die Gironde mündet. Nach der Wüste wendeten wir uns nicht, sondern nach dem baskischen Land, das außer den Landstraßen, wo der Handel hin- und hergeht, und den Badeorten nur wenig bekannt ist. Für den Getreidebau taugt es nicht, wohl aber zur Viehzucht, denn es hat gute Weiden. In dieser Armuth

des Bodens liegt gerade ein Hauptgrund, warum sich hier Freiheit, Sprache und Sitten so lange erhalten haben.

Bei Chamouni lebten vor einigen Jahren noch zwei Albinos, die Europa weit und breit durchstrichen haben. Sie stammten aus dem Land und von eingebornen Aeltern. Dieselbe sonderbare Erscheinung fand ich nun auch am Fuß der Pyrenäen. Neben meinem Gasthof, genannt Posada de Sol in Saint-Jean-Pied-de-Port war eine Gewürzkrämerbude. Hier sah ich zwei große und wohlgebaute Mädchen von ungefähr siebzehn oder achtzehn Jahren mit ihrem jüngern Bruder aus- und eingehen, die ganz jenen Faucignyschen Albinos glichen: weiße Haare und Augbraunen, sehr bleiche Gesichtsfarbe, rosenrothe Iris im Auge, das sehr kurzsichtig und gegen das Licht empfindlich ist. Ihre Eltern stammten beide aus dem Navarrischen und hatten noch vier andere Kinder, die, wie Vater und Mutter, ganz den andern Landesbewohnern glichen. Hier, wie in dem übrigen Europa, sind die Aerzte über die Ursache dieser sonderbaren Abweichung von der Natur nicht einverstanden. So viel ist gewiß, daß sie nur in Thälern und am Fuß hoher Gebirge vorkömmt. Darum findet man Albinos am Fuße der Anden, auf dem Isthmus von Panama, in den Gebirgen des innern Afrikas und auf der Insel Ceylon. In solchen hochliegenden Ländern berühren sich die Extreme der Menschenrace: Menschen, ausgezeichnet durch Größe, Stärke, Energie und Gewandtheit, neben Cretins, Albinos und Kröpfen.

Jean-Pied-de-Port ist der Centralpunkt mehrerer in verschiedenen Richtungen laufender Thäler, die sich bis an die Grenze erstrecken. Die Stadt liegt an der Straße von Frankreich nach Spanien und hat sehr malerische Umgebungen. Da immer französische Garnison im Fort liegt, so ist die französische Sprache nicht, wie in den andern baskischen Städten, fremd und ausländisch.

Ich war schon lange im baskischen Land und suchte noch immer die so berühmte Rage der rein bewahrten Eingebornen. Ueberall suchte ich nach dem Urvolk, das sich weder mit den Westgothen noch mit den Mauren mischte, die im Land zu Haus waren. Im Navarrais fand ich die Weiber ziemlich hübsch, von weißer Haut, aber ziemlich klein, also von gewöhnlicher Art. In der Meinung, daß ich noch nicht in dem eigentlichen baskischen Land, sondern nur auf dessen Grenze sey, ging ich mehr ins Innere. In den Thälern Soule und Manléon fand ich eine andere mir unbekannte Sprache, das reine Baskische. Indessen war es mir doch noch zweifelhaft, ob das Volk hier nicht später eingewandert sey und die Sprache blos von den ursprünglichen Landesbewohnern angenommen habe. Die Gesichtszüge waren nicht so schön und eigenthümlich, die Menschen schienen mir überhaupt nicht so körnig, stark und leicht, als ich mir sie gedacht hatte. Darum ging ich noch tiefer ins Land. Auch das Bidouzathal befriedigte mich nicht. Endlich fand ich die wahren Basken in dem weiten Landstrich, der an der Nive liegt. Ich hätte gern in der Gesichtsbildung die generischen Züge des asiatischen Volks gesehen, das in ferner, unbekannter Zeit hier landete und die Gegend bevölkerte. Die Basken sind nicht so groß wie die Bearner, dafür ist ihr Körperbau stärker und gedrungener und ihre Muskeln hervortretender, etwa wie bei den Tyrolern, mit denen sie überhaupt in gar mancher Beziehung Aehnlichkeit haben; hervorspringende Züge, leichter, gewandter Gang. Zu dem Allen hilft noch ihre Kleidung, wodurch ihre natürliche Leichtigkeit noch mehr herausgehoben wird. Denken Sie sich eine kleine blaue Mütze, etwas auf die Seite gesezt, doch mehr nach vorne, weniger zum Schutz gegen Sonne und Regen, als zur Zierde. Durch diese Mütze bekömmt das Gesicht noch mehr Leben, was ganz zu der Erinnerung an die Phönizier paßt, die unstreitig das abentheuerlichste, unternehmendste und interessanteste Volk des Alterthums waren. Ihre kleine Jacke ziehen sie fast nie an, sondern hängen sie über eine Schulter, wodurch ihre nackten, schön geformten und nervigen Arme besser zum Vorschein kommen. Fast alle Schiffsvölker und Anwohner des Mittelmeers haben diese Gewohnheit, denn sie müssen immer bereit zur Arbeit seyn. Dazu tragen sie kurze Beinkleider, die nie am Knie gebunden werden, sondern es ganz in freier Bewegung lassen. Vom Knie an sind die Beine ganz blos und zeigen kräftige, elastische Muskeln. Schuhe tragen sie nicht, sondern eine mit dünnen Stricken zusammengebundene Beschuhung von Bast, worin sich der Fuß sicher und leicht bewegt. Ein breiter, karmosinrother Gürtel von Wolle oder Seide hebt diese einfache Volkstracht, die übrigens an viel Aehnliches in Italien erinnert. Die Frauentracht nähert sich der in den benachbarten französischen Provinzen; sie wechselt auch oft wie Weibersinn. Nur Eins haben sie eigenthümlich, nämlich ein dunkelblaues oder blendendweißes Tuch, das oben auf dem Kopf festgesteckt ist und über die Schultern herabhängt; es liegt etwas sehr Reizendes in dieser Tracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

G e i s t e r g l a u b e n.

(Fortsetzung.)

Westerloo war einige Jahre älter als wir und hatte eine Gesetztheit des Charakters, die uns oft behaupten ließ, wir haben einen Flamländischen Phlegmatiker vor uns; aber unter dieser frostigen Hülle verbarg er eine Herzensschwärmerei für das Höchste, Beste und Wahrste, die nur den Moment erwartete, um sich zu offenbaren. Er war in der That ein sehr achtenswerther junger

Mann, namentlich aber ausgerüstet mit einem gewissen kalten Muthe, der, ohne die Gefahr muthwillig zu suchen, sich in derselben bewährte. Er hatte mir bei mehreren schlimmen Händeln, in welche ich durch Leichtsinn verwickelt worden war, die wichtigsten Dienste geleistet, und wenn ich dieselben äußerlich nur nach dem Maßstabe jugendlicher Frivolität schätzte, so wußten wir doch im Innersten beide recht gut, wie wir mit einander daran waren.

In diesen Verbindungen und gemeinschaftlichen Genüssen war ein reizender Sommer verstrichen, und der wolkenschwerste, melancholischste Herbst, den ich noch erlebt hatte, folgte einer langen Reihe schöner Tage. Mich stimmte dieser Kontrast besonders trübe. Für gewisse Temperamente ist die Färbung des Gemüthshimmels meistens von der heitern Bläue des Sternenhimmels abhängig, der über uns hängt; und ich habe den Einfluß eines Sonnenstrahls, der mit energischem Lichte durch Wolkenschleier brach, und umgekehrt, die Wirkung eines grauen Nebels, der zwischen mir und den Sternen hing, oft tief genug empfunden. Lassen wir's. — Je finsterer die trüben Herbsttage mein Gemüth stimmten, um so begieriger suchte ich Zerstreuung. Wir hatten uns vorzüglich das Kaffeehaus eines gewissen Sonnenfels im nördlichsten Winkel des Prater zu unsern Abendversammlungen ausersehen, welches, trotz seiner einsamen Lage, damals stark besucht wurde. Der Wirth war ein außerordentlich gewandter Mensch, wie vielleicht so bald kein Kaffetier wieder geboren werden wird; er schien hundert Augen, hundert Hände zu haben; jedem seiner Gäste ward geschafft, was gerade er verlangte, und die Forderungen an den verschmitzten Sonnenfels waren oft ganz besonderer Art. — In einem der hintern Säle des weitläuftigen Gebäudes ward Bank gehalten, und zwar fast permanent, da die Hasardspiele sonst unter strenger polizeilicher Aufsicht standen, die Abgelegenheit dieses Ortes aber die Ungestraftheit begünstigte. Ungeheure Summen sind hier verloren und gewonnen worden, und leider waren ich sowohl als Sinzendorf und Westerloo von der Tollheit, hier Gesundheit und Vermögen zuzusetzen, nicht frei geblieben.

Es war Ausgangs Novembers, an einem besonders kalten, unfreundlichen Herbsttage, als wir uns alle drei wieder einmal hier zusammengefunden hatten und mich das Spiel nach Mitternacht außerordentlich zu begünstigen anfing. Ich hatte bereits eine sehr bedeutende Summe gewonnen und war, durch diese unerwartete Wendung kühn gemacht, auf dem Punkt, die höchst ansehnliche Bank zu sprengen. Westerloo, ohne selbst zu spielen, stand bei mir und beobachtete einen der Croupiers sehr aufmerksam, in dem er, wie er mir hernach gestand, trotz eines, ihn fast unkenntlich machenden, schwarzen Pflasters über dem rechten Auge, den oben erwähnten Strickland zu erkennen geglaubt hatte. Dieser Mensch war wirklich fast widerlich wegen des auffallenden Antheils, den er, aller Spieldecenz zuwider, an der Bank nahm, und wegen der giftigen Blicke, die er mir bei meinem steigenden Glücke zuwarf. Ich hatte indeß wenig Augen dafür, ja kaum für den Gewinn selbst, da eine andere Erscheinung meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Es war dies ein ältlicher Mann in ganz schwarzem Anzuge, mit einem blassen, aber wunderbar interessanten Gesichte, von dessen Ausdrucke ich keinen Begriff geben kann: alle Leidenschaften schienen darin gewühlt und es wieder verlassen zu haben; nichts war übrig geblieben als der Schein milder Resignation, oder vielmehr gütiger Herablassung zu weniger Erfahrnen. Er spielte ebenfalls nicht selbst, schien sich aber für mich zu interessiren, zumal da mich, Anfangs meines Eintretens in den Salon, ein besonderer Unglücksstern beim Spiel verfolgte. Hinter mich tretend, flüsterte er mir zu: „Besetzen Sie die Dame." Sie gewann. „Biegen Sie." Die Dame gewann wieder. Dabei sah er in ein Spiel Karten, welches er in der Hand hielt, und schien seinen Rath auf eine Art von Berechnung zu gründen. Genug, wie wunderbar es klingt, alle Karten, die er mir sachte zuraunte, gewannen, und, was bei meiner damaligen jugendlichen Heftigkeit vielleicht noch wunderlicher war, ein Blick in sein Auge verhinderte mich, seine Indiscretion übel zu nehmen, dergestalt, daß ich seinem ersten Vorschlage fast mechanisch nachgab. Das Einschlagen machte mich natürlich noch folgsamer, und ich dankte mein Glück und den Haufen Gold, den ich bald vor mir sah und den er für seine Person sehr gleichgültig zu betrachten schien, lediglich seinem Rathe. Das Geheimnißvolle in diesem Vorgange und in der Physiognomie des Unbekannten, den ich mich hier noch nie gesehen zu haben erinnerte und von dem auch Westerloo, auf meine Frage, nichts wissen wollte, spannte mich eben so sehr, als der Gang des Spiels selbst, welches sich immer mehr zu meinem Vortheile erklärte, so daß die Augen aller Anwesenden nur auf mich gerichtet waren, und ich, wie gesagt, schon im Begriffe stand, das verhängnißvolle „va banque!" auszusprechen. Der oben erwähnte, schwarz bepflasterte Croupier ward unterdeß immer unruhiger, und verließ endlich unter dem Vorwande einer Uebelkeit, die er auf den überheizten Saal schob, die Tafel. Kaum aber war er einige Minuten entfernt, als plötzlich in einer Ecke des Salons, und zwar, wie es sich nachher auswies, vom glühenden Ofen aus, in welchen die Hand eines Bösewichtes, vielleicht des Croupiers selbst, mehrere, Gott weiß auf welche Art bereit gehaltene, gefüllte Bomben geschoben hatte, eine fürchterliche Explosion erfolgte. Der Ofen sprang, der Kronleuchter ward zer-

schmettert, der glänzend erleuchtete Saal ward plötzlich in tiefe Finsterniß gehüllt, und Alles floh mit einem Schrei des Schreckens und Entsetzens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Wilmsen. Körner. Schmalz. Grano. Censurwesen.

Wilmsen war einer der fruchtbarsten Kinderschriftsteller. Sein angenehmes, leichtes Talent der Darstellung ist bekannt; das Glück, welches seine Schriften im Buchhandel gemacht, ist beispiellos für Deutschland. Jede hat mehrere Auflagen erlebt, sein Brandenburgischer Kinderfreund sogar schon weit über hundert. Demungeachtet hinterläßt er, dem Vernehmen nach, kein Vermögen. Er verstand es nicht, seine Rechte gegen die Buchhändler geltend zu machen. In England müßte er als Millionär gestorben seyn. Die Ausfälle der Pietisten gegen seine Erziehungsschriften waren weniger bitter, als man von dieser Seite erwarten durfte, weil der persönliche Charakter des Mannes auch sie zu einer gewissen Achtung und Schonung zwang, was viel ist, sehr viel. Sein Leichenbegängniß gehört zu den stillfeierlichsten und rührendsten, die man hier gesehen.

In höherm Alter und von älterm Rufe, starb der geheime Oberfinanzrath Körner, der Vater des Dichters. Der Greis hat uns noch kurz vor seinem Tode mit werthvollen Dokumenten aus der Blüthezeit der deutschen Poesie beschenkt. Seltsamer Weise sollte sein Ruf als Mäcen und Freund Schillers erst durch den Heldentod seines Sohnes populär werden. Auch waren es nur Namen und Verdienste des Dichters von Leier und Schwerdt, die den trefflichen Mann in preußische Dienste brachten. Sein Charakter war in Berlin sehr geachtet. Doch hat er verschmäht, auf unserm Kirchhofe zu ruhen. Der Ort im Mecklenburgischen, wo Theodor Körner fiel und leider die ihm gepflanzte Eiche nicht fortkommen will, ist von der Familie zum Familienbegräbniß erwählt worden. Schon ruht Körners Schwester, die vor mehreren Jahren starb, ein ausgezeichnetes Wesen, daselbst neben ihrem Bruder, an dem sie mit schwärmerischer Innigkeit hing. In diesem Augenblick wird die Leiche des Vaters, nach seinem lezten Willen, eben dahin geführt. Hofrath Fr. Förster hat dies traurige Geschäft übernommen. So viel bekannt, lebt von der ganzen edlen Familie nur noch die Mutter. — Zweiundsiebzig Jahr alt, starb auch der Professor und geheime Justizrath Schmalz, nur zu bekannt durch einen traurigen Federkrieg, welcher etwas mehr Bedeutung hatte als die gewöhnlichen unter deutschen Gelehrten. Auch in lezter Zeit hatte er einigemal wieder das Schlachtroß bestiegen, doch mit wenigem Glück. Als er sich zu Gunsten Don Miguels vernehmen ließ, wurde er in derselben Arena, die er erwählt, der Allgemeinen Staatszeitung, arg aus dem Sattel gehoben. Sein Charakter, der gar nicht ohne liebenswürdige Seiten war, ließ ihn indessen die Wunden, in Schimpf und Glimpf beigebracht, leicht verschmerzen. Troz seines Alters zeigte er sich allzeit fertig und immer wieder frisch bei der Hand. Neben Grundsäzen, die man bei ihm füglicher als bei den spanischen Absolutisten servil nennen kann, war er bis an seinen Tod ein rüstiger Physiokrat. Er hielt sich seit geraumer Zeit zu den Pietisten, die ihn jedoch nicht als ganz voll passiren ließen. Populäre Leichtigkeit zeichnete seinen Vortrag als akademischer Lehrer aus; er sprach über alle Materien frei, leicht und geschickt, man meinte auch, daß er, bis auf die Medizin, über alle Wissenschaften lesen könne. Eine eigentlich wissenschaftliche Gründlichkeit ging ihm dabei freilich ab, aber es muß auch solche akademische Lehrer geben, als Gegenpole zur deutschen Tiefsinnigkeit, und für den Neuling, der erst Geschmack an einer Wissenschaft bekommen soll, war er ein nicht zu verachtender Lehrer. Das Geschlecht der alten Universitätsprofessoren, die für jede Seite in ihrem Heft eine Anekdote notirt haben, stirbt allzusehr aus. Schmalz gehörte noch zu den Rudera davon, und das beste war, daß er seinen Wiz nicht notirt, sondern immer zur Hand hatte, wenn denn auch dieselbe Anekdote im Semester sich ein Paar Mal wiederholte. Er wurde seiner Zeit wohl zu arg mitgenommen; so schlimm, als seine Gegner ihn machten, war er nicht, wenigstens trug die Eitelkeit mehr Schuld, als böse Intentionen. Durch ein besonderes humanes Wesen und Gefälligkeit des Umgangs suchte er bei Allen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, den schlimmen Eindruck wieder auszulöschen. Er war wohlthätig und hat, bei manchem andern Guten, auch einen Freitisch für arme Studirende gestiftet.

In derselben Zeit, aus der Schmalzens Ruf herstammt, hatte der einige Tage nach ihm mit Tode abgegangene Geheimerath Grano sich den seinigen verschafft. Als preußisches Mitglied der Centraluntersuchungskommission in Mainz ist er wenigstens in Deutschland genannt worden. Als man ihn dort nicht mehr brauchen konnte, erhielt er als Censor der wissenschaftlichen Angelegenheiten in Berlin eine Anstellung, welche ihn Allen, mit denen er in Berührung gekommen, hinlänglich und nicht zu seinem Vortheil bekannt gemacht hat. In einem durch Schulbildung und wissenschaftliche Bestrebungen ausgezeichneten Staate konnte nicht füglich ein beschränkterer Kopf zur Führung eines so wichtigen Amtes gefunden werden. Dies wurde auch von den Behörden vollkommen anerkannt, indeß man hoffte auf eine baldige Erledigung der Beschwerden in der Art, wie sie wirklich eingetreten ist. Die Grundsäze, nach denen er bei der Censur verfahren, grenzen ans Lächerliche, und die Zeitungsschreiber, welche besonders darunter leiden mußten, haben, wie verlautet, eigene Akten gesammelt, die, wenn sie einst gedruckt werden, keinen deutschen Thron, wohl aber das deutsche Zwergfell erschüttern werden. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Grano war einigemal von einigen jungen Schriftstellern, die ein Tageblatt herausgaben, mystifizirt worden, oder glaubte es doch zu seyn. Seitdem suchte er in jeder Poesie einen Nebensinn und sezte die Dichter nicht wenig in Verlegenheit, wenn er mit grüner Dinte an den Rand der Korrektur schrieb: „Was ist der Sinn von diesem Gedicht?“ — Besonders argwöhnisch war er gegen alle Mährchen. „Ich bitte, mir die geheime Tendenz dieses Mährchens anzugeben, ich verstehe sie nicht.“ Da er nun überhaupt sehr wenig in literis verstand, so hatten die Dichter nicht geringe Mühe, ihm etwas handgreiflich zu machen, was ihnen selbst nicht klar war. Man erzählt, daß er selbst den Abdruck des Goetheschen Mährchens von den Irrlichtern und Schlangen einmal verweigert habe, weil Niemand in Berlin ihm den Sinn desselben begreiflich zu machen wußte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. Juni 1831.

— Ich merke, diese Herrn
Sind ob dem Verfall so verwundert, daß
Sie ihren Witz verschlingen.

Shakespeare.
Der Sturm.

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Ich war von dem Luftdrucke in eine Ecke geschleudert worden, und als der Wirth nach einigen Minuten mit Kerzen in das Gemach stürzte, bot sich mir das wunderlichste Schauspiel dar. Westerloo, der bei dieser Ueberraschung die kalte Besonnenheit, die ihn auszeichnete, bewährt hatte, lag mit gezogenem Degen und ausgebreiteten Armen über dem Goldhaufen, der meinen Gewinn bildete, um denselben vor den Angriffen von Escrocs zu schützen, als deren Werk er, wie er mir nachher erzählte, die Explosion betrachtet hatte; mein Unbekannter aber stand, aufrecht und vollkommen unbeschädigt, mit gekreuzten Armen in einiger Entfernung, und schien den Vorgang als etwas ganz Gewöhnliches zu betrachten. Ich konnte die Augen von dem ruhigen, hohen Ausdrucke dieser blassen Gestalt, die ich nunmehr erst genauer zu betrachten anfing, gar nicht abziehen. Der Mann mochte ein Fünfziger seyn; blaß, aber keineswegs bleich, noch schwarzes Haar, mit einem leisen Anflug von Grau; es war, ich wiederhole es, etwas ganz Eigenthümliches, Geheimnißvolles über dieser Erscheinung verbreitet. Der etwas kältere Westerloo selbst theilte, wie ich in seinem Gesichte las, diese Empfindung mit mir; indeß störte dieselbe seine gute Laune nicht. „La pièce est finie!“ rief er, den Ingenieur Megret bei Karls XII. Falle parodirend, „allons souper.“ In der That fühlten wir Alle das Bedürfniß; und da sich auch der Abbé Sinzendorf, der ebenfalls mit dem bloßen Schreck davon gekommen war, wieder zu uns fand, so ward, wie tief es auch schon in der Nacht war, beschlossen, in einem unbeschädigt gebliebenen Seitenzimmer das Abendessen einzunehmen, wozu ich meinen Unbekannten lud, der die Einladung, wider mein Erwarten, auch ohne Umstände annahm. Die in Folge des Vorfalls im Hause entstandene Unruhe war durch die Gewandtheit unseres Wirthes unterdeß auch schon wieder gestillt; der Bankier war vielleicht im Herzen froh, durch diese Peripetie meinem fatalen „va banque!“ entgangen zu seyn, und wenn dieß die Absicht bei dem höllischen Anschlage gewesen ist, so war sie wenigstens ohne große Nachwehen erreicht, da sich zuletzt ergab, daß Niemand bedeutend verletzt worden sey, und sich Alles auf einige zerschmetterte Spiegel, Kronleuchter u. s. w. reducirte. Bekannt ist übrigens über die eigentliche Veranlassung nie etwas geworden. Wohl aber gab die Katastrophe Stoff zu unserer Unterhaltung beim Souper, die dadurch von vorne herein einen düstern Charakter erhielt. Der Abbé wollte eine Ahnung von einem bevorstehenden Unglücksfalle gehabt haben, welche durch die Explosion in Erfüllung gegangen sey; Westerloo erzählte aus dem reichen Schatze der Erfahrungen eines vielbewegten Lebens mehrere ähnliche Vorgänge; ein Husarenoffizier nur, ein Verwandter von Sinzendorf, der noch mit uns speiste, machte den Zweifler und forderte, zumal nachdem er einige Gläser Champagner getrunken

hatte und das Gespräch sich immer mehr zur Nachtseite der Natur zu wenden begann, das ganze Geisterreich in die Schranken. Unser Unbekannter, der sich im Gespräch blos Doktor nennen ließ, saß lautlos dabei und lächelte den kecken Husaren nur zuweilen mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke an, bis mir plötzlich sein oben erwähntes Kartengeheimniß, welches ich über dem nachherigen Vorfalle fast vergessen hatte, einfiel und ich ihn über einen, für Spieler so interessanten Gegenstand befragte. „Was uns umgibt,“ erwiederte er sehr bescheiden, „ist Geheimniß; aber es gibt Momente im Menschenleben, wo sich uns dieses Geheimniß williger erschließt, und ich darf vielleicht behaupten, daß manche Individuen dieser Begünstigung vorzugsweise genießen. In dem Augenblicke, als ich Ihnen, Herr Graf, diesen Abend den Rath gab, eine bestimmte Karte zu besetzen, hatte ich durch einen eigenthümlichen Mechanismus, über den ich nicht immer, und vielleicht am allerwenigsten zu meinem eigenen Vortheile, Herr bin, die vollständigste Gewißheit, daß dieselbe in Ihrer Hand gewinnen werde. Ich habe mich viel mit der Kabbala und noch mehr mit der Natur beschäftigt, und bin in manche ihrer Heimlichkeiten eingedrungen. Sie tragen zum Beispiele da,“ fuhr er, gegen mich besonders gewendet, fort, „einen schönen brasilianischen Diamanten am Finger, der aber sehr an Werthe gewinnen würde, wenn er vollkommen fleckenfrei wäre. Hegen Sie das Vertrauen zu mir, den Ring auf einige Zeit in meine Hände zu geben, so mache ich mich anheischig, diese Flecken wegzubringen, was einem Dritten nicht leicht gelingen wird.“ Dieser Ring war, wie ich des Folgenden wegen hier einschieben muß, eine Gabe der Gräfin von Braunheim, des liebenswürdigsten, geistreichsten Geschöpfes, und die ich das Glück gehabt haben würde, mein zu nennen, wenn sie nicht durch eine Brustkrankheit in der Blüthe ihrer Jahre weggerafft worden wäre. Sie hatte mich mit demselben beschenkt, und er trug, unter jenem Diamanten, ihr Bild en miniature, von ihr selbst mit unbeschreiblicher Zartheit gemalt und sie darstellend, als sie schon gegen ihre Krankheit kämpfte und der ganze Ausdruck des Leidens ihrer Physiognomie einen eigenthümlichen Zauber verlieh. Der bald nachher erfolgte Tod der Gräfin hatte mich, wie ich schon oben angedeutet habe, noch empfänglicher gegen die Zerstreuungen Wiens gemacht, in welchen ich Vergessenheit zu finden hoffte. Ich ward jezt schmerzlich an diesen Verlust erinnert, und sollte es bald noch ernster werden. Mit den Flecken des Diamanten hatte es übrigens seine Richtigkeit, indeß war er ein Familienkleinod. Die Gräfin hing, ich darf es wohl sagen, mit schwärmerischer Zärtlichkeit an mir; und wenn ihr der Tod, als das Scheiden von einem Leben, welches für sie mit tausend Reizen geschmückt war, überhaupt sauer wurde, so litt sie doch besonders durch die Trennung von mir. Ich befand mich auf dem Schlosse Braunheim in Schwaben, als sie starb, ich habe an ihrem Todtenbette gestanden, und der Blick und Händedruck, mit welchen sie Abschied von mir nahm, hätten mich darauf vorbereiten sollen, daß dieser Abschied nur ein einstweiliger sey, wenn die Jugend nicht zu reich an Kräften des Leichtsinns wäre, um selbst einen solchen Blick richtig zu verstehen. — Lassen wir's einstweilen, um zu unserem Doktor zurückzukehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Ich bedauerte oft, daß ich gar nichts von der baskischen Sprache verstand, um mich mit den Frauen unterhalten zu können, zumal das Kosen mit ihnen gar angenehm seyn muß, wiewohl die Sprache rauh und hart klingt. Ihr Schnürleib ist übel geformt und muß den Busen früh entstellen, eine Sitte, die um so mehr auffällt, da ihre übrige Kleidung ihre Formen und Umrisse ganz frei läßt und ihnen freie Bewegung gestattet. Ihr Gang ist leicht und anmuthig, wodurch sich schon ihr guter Bau kund thäte, wenn er auch nicht so vernehmlich durch die Kleidung hindurch spräche. Dazu denke man sich einen lebhaften, feurigen, fast spanischen Blick und blühende Gesichtsfarbe. Ehe ich von diesen liebenswürdigen Geschöpfen scheide, muß ich noch etwas zu ihrer Bezeichnung erzählen. Ich stand auf dem Balkon der Posada del Sol, die auf einem ziemlichen Platz liegt. Aus dem Nachbarshaus zur Rechten trat ein Mädchen, um in das Nachbarshaus zur Linken des Gasthofs zu gehen. Ich erinnere mich nicht, je etwas Lieblicheres gesehen zu haben: das Mädchen war etwa vierzehn Jahr alt, aber vierzehn Jahr im Süden, die recht gut siebzehn Jahren in Deutschland gleich kommen; schon verkündigten ihre Formen die nahende Reife, aber auch das Kind zeigte sich noch in den unbefangenen Bewegungen. Beim Heraustreten aus ihrem Haus erblickte sie mich auf dem Balkon und bemerkte, daß mein Blick mit Wohlgefallen auf sie fiel. Sie schlug gleich die Augen nieder, aber anstatt die wenigen Schritte unter dem Balkon weg in das Nachbarshaus zu gehen, machte sie einen Bogen um mich her. Es gehörte all meine Aufmerksamkeit und mein scharfes Gesicht dazu, um zu bemerken, daß sie aus der Entfernung nach mir schielte, um zu sehen, ob ich noch nach ihr blicke. Endlich hatte sie den Bogen fast beschrieben, da wurde ihr doch meine Neugierde lästig, sie fing an zu laufen, um ins Haus zu kommen, konnte es aber doch nicht lassen, vor dem Eintreten einen vollen Blick zu mir herauf zu werfen. Darin lag kindliches Lächeln und Wohlgefallen, und zugleich ein

Bischen Tücke und Spott. Ich vergesse diese Mischung auf dem lieblichen blühenden Gesicht und in den herrlichen Augen nicht. Die zwei Tage lang, wo ich noch in dem Gasthof blieb, gab ich mir alle Mühe, das Mädchen wieder zu sehen, aber umsonst; sie ging nicht mehr aus.

Die Basken waren und sind zum Theil jezt noch die geschicktesten Seeleute für den Fang der Wallfische und Stockfische. Diese Eigenschaft ist ihnen wohl von ferner Zeit und vom Stamm her geblieben, und so zu sagen angeerbt. Denn in Ermanglung aller besseren und gründlicheren Kunde halte ich mich fest an die uralte Tradition, welche die Basken von den Phöniziern abstammen läßt, deren karthagische Abkömmlinge unter Hannibal nahe daran waren, der rohen, wilden und aller Schönheit entblößten römischen Herrschaft ein Ende zu machen.

Der P. Sanadon hat in drei Theilen ein Werk in spanischer Sprache über den baskischen Adel herausgegeben; sonst ist wenig über dieß interessante Volk geschrieben. Da es nicht an der großen europäischen Land- und Reisestraße liegt, so wird es wenig besucht und ist fast vergessen. Die Franzosen, die doch nahe genug sind, bilden sich ein, Basken wohnten nur in einigen wilden, abgeschiedenen Pyrenäenthälern, weil ihrer auf der Nordseite des Gebirgs nur wenige sind, desto mehr aber jenseits, denn die spanischen Provinzen Navarra, Biscaya, Alava und Guipuscoa sind alle von Basken bewohnt, so daß sie eine Oberfläche von tausend Quadratmeilen einnehmen, was sechsmal mehr beträgt, als was Basken in Frankreich bewohnen. So viel ist gewiß, durch seinen rein erhaltenen Stamm, durch Schönheit, Sitten und Sprache, desgleichen durch seinen oft bewiesenen Muth zeichnet sich dieß Völkchen vor allen seinen Nachbarn aus und verdiente näher untersucht zu werden. Mir ist es angenehm, bis zum Schluß dieser Bemerkungen bei ihnen zu bleiben und sie noch aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten. Vielleicht reizt dieß einen meiner Landsleute jenseits der Alpen und des Rheins, dieß Land mit deutscher Gründlichkeit und Unbefangenheit zu durchreisen. Möge er aber nicht ohne tüchtige Vorbereitung über phönicische und karthagische Geschichte, Alterthümer und Sprache hierherkommen.

Nahe bei der Grenze liegt die spanische Abtei Roncevailles oder Ronceval, im Französischen Roncevaux genannt. Ihr größtes Interesse verdankt sie der Erinnerung an Roland, von dem die ganzen Pyrenäen voll Sagen und Kunden sind. Ich ging durch das Lusaïdethal nach dem Thal Karlos. Da liegt auf dem Berggrat ein dichter Buchenwald, und eine Viertelstunde weiter hinab die Abtei Roncevailles, oder noch spanischer Ronceval. Den großen, weiten und festen Klostermauern sieht man an, daß ihre Bewohner nicht sterben, und daß die Erbauer in diesem Sinne gearbeitet haben. Jezt sind nur neun Mönche darin, vom Orden der großen Augustiner. Um mir einen Begriff von ihrem Reichthum zu geben, erzählte mir mein Führer, wenn die Mönche von Ronceval durch ganz Spanien bis nach Cadir gehen, schlafen sie alle Nacht in einem ihnen zugehörigen Kloster. Hier ist Roland in vollem, ich möchte sagen jungem Angedenken. Eine Viertelmeile von der Abtei, in einer Ebene, wo das Dorf Burguette liegt, war die Schlacht, wo der Paladin fiel. Die Mönche legen große Wichtigkeit auf einige alte Waffen, die der Held geführt haben soll. So zeigen sie zwei eiserne Kugeln, die drei bis vier Zoll im Durchmesser haben; sie sind mit kurzen, aber starken Ketten an einen dicken, zwei Fuß langen Stiel festgemacht. In einer starken und geschickten Hand war dies allerdings eine fürchterliche Waffe; jeder Schlag mit diesen Eisenkugeln war tödtlich. Ferner zeigt man eine Eisenstange, so dick wie ein Arm und so lang wie ein großer Stock, die Rolanden auch zur Waffe gedient haben soll; es gehören aber Riesenkräfte dazu, sich ihrer zu bedienen. Roland muß wirklich ein Riese gewesen seyn, wenn ihm der eiserne Handschuh gehört hat, der auch als ihm zugehörig gezeigt wird. Das Geschick hat über Roland sonderbar gewaltet; bei Ariost wie hier auf dem klassischen Boden von Ronceval mischt sich Scherz und Laune in sein tragisches Ende. So zeigen sie im Kloster unter andern die rothen Sammtpantoffeln und karmoisinrothen Kamaschen, die dem Erzbischof Turpin gehört haben sollen. Mein Cicerone behauptete ganz trocken, Turpin sey einer der ersten Aebte des Klosters und Rolands Geschichtschreiber gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Theaterwesen.

Kriminalprozesse, der Tod Gregoires, die Kunstausstellung im Louvre, die Eröffnung der deutschen Oper, die Wiedereröffnung der französischen, manche Neuigkeiten der andern Bühnen, dies wären seit einem Monate die Tagesbegebenheiten in Paris. Man kann kaum begreifen, wie bei dem großen politischen Schauspiele, das vor unsern Augen vorgeht, die Theaterdirektoren noch den Muth haben, so viele Kosten aufzuwenden, um das Publikum herbeizulocken; noch weniger ist es zu begreifen, wie es in der jetzigen Zeit, wo fast alle Unternehmen den Druck der widrigen Zeitumstände empfinden, noch Leute gibt, die daran denken, neue Theater in Paris zu eröffnen, obschon die ältern alle mögliche Mühe haben, sich aufrecht zu halten, oder sich aus ihrem Schuldenschlamm herauszuarbeiten. So hat unlängst ein solcher kecker Spekulant eine Ankündigung drucken lassen, worin er die Vortheile der Anlegung eines Theaters am Eingange der St. Antoinevorstadt, auf dem Platze der ehemaligen Bastille, auseinander sezt. Der Mann rechnet sehr gut aus, wie viel so und so viel Zuschauer per Tag am Ende des Monats oder des Jahrs ein-

bringen, wie hoch sich die täglichen Kosten am Ende des Monats oder des Jahrs belaufen, und welcher Ueberschuß in der Kasse bleiben werde. Leider aber hat die Erfahrung längst bewiesen, daß die Wirklichkeit mit dergleichen Berechnungen selten übereinstimmt, und daß die Hunderte von Zuschauern, die man täglich erwartet, wohl auf dem Papiere stehen, aber nicht so leicht in den Saal hineingebracht werden können. Ein sogenanntes Molièretheater, das sonst vorhanden war, ist wieder aus seinem Schutte erstanden. Auch im Palais royal hat eine Gesellschaft ein kleines Schauspiel an dem nordwestlichen Ende des großen Gebäudes veranstaltet, welches schon das Théâtre français an dem südwestlichen hat. Derselbe Saal hat ehemals der Montansierschen Truppe gedient und war hernach ein Kaffeehaus geworden, in welchem jeden Abend Musik gemacht wurde und sehr zweideutige Gesellschaft zusammenkam, besonders die allzugefälligen Schönen aus den Dachstübchen des Palais royal. Diese Wirthschaft, die eben keine Schule der guten Sitten war, hat ein Ende genommen, und nun sollen die Darstellungen kleiner Vaudevilles wieder beginnen, ob mit mehr Glück oder mit mehr Sittlichkeit, wie das musikalische Kaffeeschenken, wird sich bald ausweisen. Die komische Oper war abermals ins Stocken gerathen, ist aber jezt wieder flott, und mit Hülfe der neuen Oper Zampa, einem Nachdrucke des Don Juan mit Heroldscher Musik, gelingt es ihr, das laue Publikum wieder ein wenig zu beleben. Sie bedarf aber noch mancher Zampas, um glänzenden Erfolg zu haben. Von der großen Oper hat die Regierung ihre Hand abgezogen, weil man es unter jezigen Umständen nicht für räthlich hält, eine blos zum Vergnügen dienende Anstalt mit mehr als einer Million Franken jährlich zu unterstüzen, während Volk und Volksdeputirte verlangen, die Regierung solle haushälterisch zu Werke gehen und nicht mehr ausgeben, als unumgänglich nöthig sey. Die Oper wird also nun eine Privatunternehmung, bekommt aber wahrscheinlich noch immer von der Regierung sowohl als von der Stadt einige Zulage, ohne welche ein so kostspieliges Schauspiel unmöglich fortgesezt werden könnte, besonders in der jezigen Zeit. Man hat den Saal wieder aufgefrischt, und in diesen Tagen ist derselbe wieder eröffnet worden, und zwar mit Rossinis Wilhelm Tell, den man aber von vier Aufzügen auf drei reduzirt hat, wodurch besonders mehrere Balletstücke weggefallen sind. Eine Oper in vier Aufzügen, so schön sie auch seyn mag, ist doch für das zerstreute Pariser Publikum zu lang; lieber hat es, statt einer Oper mit Ballet, zuerst eine Oper und hernach ein Ballet. Wahrscheinlich hat Rossini in diese Verkürzung gewilligt und selbst die auszumerzenden Stücke angegeben, die nun glücklicherweise schon herausgegeben und bekannt sind, und also nicht mehr untergehen können. Um jezt die Oper in gutem Gange zu erhalten, müßte Rossini für dieselbe noch einige Opern schreiben, oder irgend ein anderer Tonkünstler sich durch neue Opern auszeichnen. Es fehlt aber leider an dramatischen Tonkünstlern in Frankreich; Auber ist fast die einzige Stüze der Oper; von Boyeldieu hört man nichts mehr; die Lauigkeit, womit das Publikum seine Operette „die beiden Nächte“ aufgenommen, scheint ihn verdrossen zu haben. Daran hat er gewiß Unrecht. Das Publikum wünscht ja sehnlich eine Operette wie „Johann von Paris,“ den „Kalifen von Bagdad“ und die „weiße Dame“ von ihm zu bekommen und dadurch Gelegenheit zu erhalten, ihm wie zuvor Beifall zu zollen. Eine Oper von Meyerbeer, **Robert le diable**, besizt die Oper nun schon seit drei oder vier Jahren, und immer hindert etwas die erste Aufführung; sie ist wieder auf das Ende des Sommers verschoben.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsezung.)

Stellung der Censoren.

De mortuis, heißt es zwar, **nil nisi bene**, aber das **cum grano salis** hat doch auch seine Kraft in doppelter Bedeutung. Sanft ruhe Granos Asche und mit ihr seine Grundsäze! Sie waren revolutionär für Preussen, wenn man unter Revolution eine Umkehrung dessen versteht, was bis dahin bestand und galt. Die Anklage trifft nicht seine persönlichen Grundsäze, von denen ich nichts weiß, nur die Logik seines Verstandes und Muthes. Viele unserer Censoren sind die bravsten Männer von der Welt — es sollen sich sogar äußerst liberal gesinnte darunter befinden — nichtsdestoweniger sind sie unerbittliche Catonen, nicht gegen freie Meinungen, sondern gegen jeden Ausdruck, der irgendwo oben Mißfallen erregen könnte. Ich bringe durch die Berliner Censur das albernste Raisonnement, jakobinische Tiraden, allenfalls einen Panegyricus auf die Republik, eine Aufforderung zu einer Pulververschwörung, den Plan, eine Legion Königsmörder zu stiften, alles, versteht sich, in allgemeine Phrasen eingekleidet. Dagegen unterliegt die Thatsache, daß ein benachbarter Potentat gestern einen grünen Rock angehabt, einer unendlichen Prüfung; sage ich Jacke, wo offiziell Rock gebraucht wird, so wird unbedenklich gestrichen. Die Censoren stehen, wie alle deutschen Gelehrten, zu entfernt vom öffentlichen, vom Leben der höhern Kreise. Aus unlautern Quellen, auf Nebenwegen suchen sie zu erfahren, was am Hofe gilt, sie spüren nach der Laune, welche gerade herrscht, und was sie erhascht haben, halten sie fest. Zur Unzeit angebrachte Verweise verrücken das ganze System eines grundehrlichen Mannes, dem nur Verstand und Muth gebricht. So hatte ein bejahrter Censor vor langer Zeit herausgebracht, daß Spontini bei Hofe sehr viel gilt; seitdem streicht er mit unerbittlicher Consequenz alles gegen Spontini Gesagte. Die Julirevolution hat darin nichts für ihn geändert, und noch heute läßt er, obwohl Spontinis Einfluß längst gesunken und der der Legitimität auf andere Weise gestiegen ist, lieber Angriffe gegen diese durch, als gegen den Generalmusikdirektor, der ihm nun durchaus einmal **sacrosanctus** dünkt. Stubengelehrte lassen sich leicht einschüchtern, imponiren. Dadurch entsteht in den Literaturfehden eine Art Faustrecht. Der Stärkere, der imponiren kann, hat keine Injurien zu fürchten, der Censor streicht sie; der Schwächere kann sich an die Gerichte wenden. Bei einer notorisch strengen Censur ist es unbegreiflich, welche persönlichen Angriffe in den kleinen Blättern hier durchgelassen werden. Auf diese Ausfälle, aber nur auf diese, können sich die Gegner der Preßfreiheit berufen, die in ihr den Keim alles Revolutionären erblicken; aber eben darauf können sich die Freunde derselben stüzen. Was hilft eine Censur, welche nur den Privilegirten, und zwar den zufällig Privilegirten, schüzt? Gerade mit der Preßfreiheit — und sie ist es allein, welcher Preußen vor der Hand zur Ergänzung seiner administrativen Verfassung bedarf — würde, wichtigern Interessen weichend, diese jammervolle Schmählitteratur von selbst verschwinden. Der Bildungszustand des Landes verbürgt uns, daß die politischen Contensionen mit Wissenschaftlichkeit und Mäßigung geführt würden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 151.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Juni 1831.

Unter des Laubdachs Hut
Wer gerne mit mir ruht,
Komm geschwinde, geschwinde, geschwinde!
Hier nagt und sticht
Kein Feind ihn nicht,
Als Regen, Wetter und Winde.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Von dem Ausflug nach Ronceval kehrte ich über den Astoa-Biscar oder den Eselsrücken zurück, denn so heißt der Berg nach seiner Gestalt. Nahe bei Chateau-Pignon zeigte mir mein Führer eine Ruine, die er Rolandsspital nannte. Bis hieher schlug sich der tödtlich verwundete Paladin siegbaft durch eine Unzahl von Feinden, hier verließ ihn das Leben. Nahe bei dieser Stelle quillt ein Brunnen, den die Leute Rolands wegen für heilend und wohlthätig halten und daher häufig von seinem Wasser trinken. Ich schöpfte mir einen Becher voll und leerte ihn auf des Helden und seines Sängers Wohl.

Ich hielt mich jezt immer auf der Handelsstraße von Saint-Jean-Pied-de-Port nach Spanien; sie läuft durchaus auf dem Verggrat weg und ist unstreitig eine der schönsten, die ich in den Pyrenäen gefunden. Von Chateau-Pignon aus übersieht man das ganze Becken von Saint-Jean-Pied-de-Port. Die Sonne schien scharf und blendend auf das Dorf Lacarré und auf das nahe Schloß des wackern Generals Harispe, der auch jezt wieder mit einem Truppenkorps hier an der spanischen Grenze steht (Mai 1831). Alles trat reizend aus dem grünen Grund der Landschaft heraus. Von oben gesehen, verflachen sich alle die kleinen Unebenheiten des Bodens; alle benachbarten Thäler laufen mit dem Hauptgrund in ein schönes Ganze zusammen, und darauf sind bunte Felder und Häuser ausgesäet. Bei Orrisson, einer Schenke, sind mehrere geringe Mineralquellen, welche die Landleute im Juli und August mit gutem Erfolg gegen Magenbeschwerden und Schwindsucht trinken. Dazu fügen sie Molken aus den benachbarten Hütten. Durch diese mäßige und erfrischende Lebensart, durch gesunde Luft und Ruhe heilen sie die Uebel, die sie sich durch Wein, Spezereien, Pfeffer und Weiber zugezogen haben; denn all diese Artikel lieben die Basken unmäßig.

Als wir auf dem Berggrat wandelten, begegnete uns ein Zug von fünf bis sechs spanischen Schmugglern, die mit acht beladenen Maulthieren nach Spanien hinüber zogen. Auf jedem Maulthier lag oben auf der Ladung die schützende Flinte. Um die Aehnlichkeit mit einer Karavane in den syrischen Wüsten noch schlagender zu machen, mußten sie nothwendig auch im Gebirg unter freiem Himmel kampiren bis gen Iropil hin. Diese Schmuggler waren schöne, große Leute und schienen ihre Waarenballen im Nothfall tapfer vertheidigen zu wollen. In Saint-Jean war ihnen ein spanischer Führer entgegengekommen. In ihren Mienen und Bewegungen war Aufmerksamkeit, Muth und Entschlossenheit zu lesen, denn ihnen ist immer die Gefahr nahe. Wir hatten natürlich nichts gegen sie, darum grüßten sie uns freundlich und zogen friedsam an uns vorüber.

Als wir über den Astoa-Biscar waren, dehnten sich unermeßliche Buchenwälder rechts vor uns aus, vom Gipfel des Bergs bis in die Tiefe. Die Vegetation ist hier

so mächtig und üppig, daß die großen Buchen neben einander stehen, wie das Gras auf einer Wiese. So zieht sich, von oben gesehen, ein großer grüner Sammetteppich von den Jropilbergen bis in die Schlünde von Jral hin. Selbst über den Thalgrund breitete sich dieß grüne Gewölbe. Vom Waldstrome war daher nichts zu sehen, weder das Wasser noch die Felsen, zwischen denen er schäumt. In allen andern Gebirgen ist ein solcher Waldstrom etwas Fürchterliches, er reißt die Berge von einander, zerstört die Wälder und führt entwurzelte Stämme wie eine Lawine mit sich fort. Hier aber nehmen ihm die dicht zusammenstehenden großen Bäume alle Gewalt. Dieser ungeheure Jratiwald zieht sich weit nach Spanien hinein. Ueberall sieht man von der Höhe solche herrliche Forsten auf dem südlichen Pyrenäenabhang. Sie sind viel größer, dichter und haben stärkere Bäume als die Wälder auf der französischen Pyrenäenseite, die wahrhaft ärmlich dagegen aussehen. Indessen hätte man doch Unrecht, wenn man darum glauben wollte, die französischen Forsten seyen schlechter bestellt denn die spanischen. Hier kömmt gar vieles zusammen: zuerst die natürliche Verschiedenheit der beiden Pyrenäenabhänge; auf dem nördlichen sind die Lawinen und die Stürme häufiger und heftiger als auf dem südlichen; dadurch werden auf der spanischen Seite weniger Wälder zerstört; ja, da einmal dichte, große Wälder da sind, so werden durch sie die Lawinen aufgehalten. Hier sind auch die Gebirgsabhänge viel felsiger und steiler und dadurch für das Vieh und für die Heumacher unzugänglicher; der junge Holzanwuchs wird also nicht zerstört und abgefressen, und wenn er groß geworden ist, so kann ihm auch der Holzmacher nicht leicht bei. Auch die Lawinen schaden deßhalb weniger, denn sie finden keine Stellen mehr, auf denen sie hingleiten können. Dann kommen noch andere Ursachen hinzu, die nicht von der Natur, sondern von den Menschen ausgehen. Der Holzverbrauch richtet sich immer nach dem Stand des Gewerbfleißes, nach den Bedürfnissen und nach der Zahl der Einwohner. Auf der französischen Seite liegen am Fuß des Gebirgs eine Menge Schmieden und Sägemühlen bei zahlreichen Dörfern, die auf der spanischen sehr unbedeutend sind. Aber nicht nur die Einwohner verbrauchen in Frankreich mehr Holz, es wird auch viel mehr in die benachbarten, volkreichen Provinzen ausgeführt auf den zahlreichen Floßen der Garonne, des Adour und des Bergstroms Oleron. Eine andere Holzmasse brauchen die Schiffswerfte von Bayonne, Rochefort, Bordeaux, und östlich die von Marseille, Toulon und den kleinern Häfen. Die französischen Pyrenäenwälder wachsen lange nicht schnell genug, um all diesem Bedarf zu genügen. Deßhalb wird das Holz oft zu früh geschlagen und dadurch den Waldungen sehr geschadet. Schließlich ist zu bedenken, daß an der spanischen Seite nicht halb soviel Menschen wohnen als auf der französischen. Sie leben auch in einem milderen Himmelsstrich, brauchen also nicht so viel Holz. Von Fabriken und ähnlichen Anstalten ist fast nicht die Rede, und nur zwei bis drei Hochöfen finden sich auf dem ganzen Pyrenäenstrich.

In der Gemeinde St. Etienne, im Baygorrythal, kamen wir zu dem Dorf des Aldudes, das in mancher Beziehung merkwürdig ist. Hier wie in andern Grenzgebirgsdörfern reichen die Naturerzeugnisse nicht zum Leben hin. Der Handel muß aushelfen; Handel aber ist hier nur Schmuggelei. Zum erstenmal fand ich hier Frauen damit beschäftigt, und was für Frauen! Ich dachte bei ihnen an die Tyrolerinnen in einigen Thälern. Sie sind schön, blühend, groß, männerstark und gewandt. Sie tragen schwere Waarenlasten bergauf über Felsen, dicht an Abgründen weg, über schmale, schwankende Stege, wie anderwärts tüchtige Männer. Indessen zeigen sie doch in etwas die natürliche Schüchternheit ihres Geschlechts: sie wagen nicht, mit dem Schießgewehr umzugehen. Jean Jacques sagt irgendwo: die Fertigkeit, das Feuer zu unterhalten, sey die ewige Grenzlinie zwischen Thier und Menschen. So könnte man sagen: die Fertigkeit, mit Schießgewehr umzugehen, sey die Grenzlinie zwischen Mann und Weib.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Das Anerbieten des Doktors hatte selbst den Husarenoffizier frappirt, wie wenig Aufmerksamkeit auf das Ernstere ihm auch die Champagnerflasche und ein eben aufgetragenes Dessert der schönsten Früchte Europas, in welcher Rücksicht diese Restauration besonders berühmt war, übrig ließ. „Topp!“ rief er dem Doktor zu, „ich halte Sie im Namen des Grafen beim Worte.“ Er nahm mir zugleich den Ring, den ich eben dem Doktor reichen wollte, aus der Hand, berührte aber zugleich die Feder, die das Bild unter dem Diamanten verschloß, so daß ihm dasselbe in dem nämlichen Augenblicke in seiner vollen rührenden Anmuth entgegenstrahlte. Er starrte es, ganz wunderbar gerührt von diesem Anblicke, an. „Auf Ehre, Graf!“ rief er endlich, noch verloren im Schauen, „nie sah ich ein lieblicheres Bild. Wer ist die Dame?“ Solchergestalt nöthigte er mir eine Erzählung des schmerzlichen Vorfalles ab, die ich, vom Weine belebt, mit voller Lebendigkeit des Jugendenthusiasmus vortrug. „Geliebtes Wesen!“ schloß ich sie, „Geist voll Engelmilde, voll Zärtlichkeit! wenn der Laut meiner Stimme Dich erreicht, wenn Dich die Bitte des Liebenden, Verlangenden, durch Deinen Verlust auf immer Verlezten zu rühren

vermag, wenn Deine verklärte Gestalt sich den sterblichen Sinnen zeigen darf, so vergönne mir nochmals Deinen Anblick, so enthülle Dich mir im Aetherschimmer dieser Verklärung und stelle Dich als Geist meinem sehnenden Auge dar.“

Unser Unbekannter hatte mir mit einer sonderbaren, innigen Aufmerksamkeit zugehört; sein Auge hing an meinem Munde. „Herr!“ unterbrach der Husar diese Aufmerksamkeit jezt, indem er ihm den Ring, den er bis dahin noch in der Hand festgehalten hatte, reichte; „Sie sind dem stillen Wunsche des Grafen, den Diamanten, der das Bild seiner entschwebten Freundin bedeckt, fleckenfrei zu sehen, durch Ihr Anerbieten zuvorgekommen; gehen Sie noch einen Schritt weiter und erfüllen auch den lauten Wunsch, den er uns eben hören läßt, indem Sie den Geist unter dem Steine hervorrufen. Ihnen wird beides gleich wenig kosten.“ Er fixirte ihn mit einem Blicke übermüthigen Zweifels, in welchen sich gleichwohl der Ausdruck unbehaglicher Erwartung mischte, wie sie das Gefühl einer Herausforderung des Geisterreiches immer erzeugt. Der Doktor biß sich bei den lezten Worten des jungen Etourdi in die Lippen; ohne ihm aber unmittelbar zu antworten, wendete er sich an mich. „Sehe ich,“ fragte er mich ernst, „in dem Gemälde wirklich das Bildniß Ihrer verewigten Geliebten, und ist es Ihr bestimmter Wunsch, meine Kunst, denn nur so sage ich, zur Verkörperung desselben thätig zu sehen?“ — „Gewiß!“ rief ich, in einer Mischung von Schreck und Entzücken. „Ich . . .“ — „Verstehen Sie mich recht,“ fiel mir der Unbekannte ein; „ich versuche nicht, zu behaupten, daß ich unmittelbar in das Geisterreich dringe. Meine Operation nahet sich der geheimen, stillen Grenze dieses Gebietes so sehr als möglich, erwartend, ob es sich erschließe, um meine Leistung durch seine Gewährung zu vervollständigen. Sind Sie auf die Möglichkeit dieses Erfolges gefaßt?“ Der Mann nahm bei diesem Wort eine so eigenthümlich feierlich-geheimnißvolle Miene an, daß mich eine Art von Schauder überging. Westerloo und Sinzendorf gestanden mir nachher, daß ihnen die plötzliche Veränderung in der Physionomie des Unbekannten eine ähnliche Empfindung eingeflößt habe; dem Husarenoffizier aber, der erst der keckste gewesen war, imponirte sie in dem Maße, daß er einen Vorwand ergriff und sich von der Tafel entfernte. Ich wenigstens interpretirte sein plötzliches Verschwinden so, und ich werde mich auch wohl nicht geirrt haben. In der That entspringt der kecke Zweifel nicht aus dem Muthe, sondern aus dem Uebermuthe: er ermangelt eines eigentlichen Halts. Tief in unserm Innern wohnt die geheime Gewalt im Verborgenen; vergebens wollen wir sie wegläugnen, sie sezt sich um so gewaltsamer wieder in ihre Rechte ein, je dreister man versucht hat, sie aus denselben zu verdrängen. Ich wette daher auch immer gegen die Zweifler, und in der Regel erscheint kein Alter abergläubischer, als dasjenige, welches einer freigeistigen Jugend folgt.

Der Unbekannte schien die Entfernung des Offiziers mit einer gewissen Behaglichkeit zu empfinden. Er fuhr mit sichtbar größerer Freiheit gegen uns fort: „Die Heraufbeschwörung eines Geistes mit allem demjenigen Apparat, den eine vervollkommnete Magie daran knüpft, muß unter einem höhern Gesichtspunkte als dem gewöhnlichen betrachtet werden. Gehen Sie, meine Herren, von der Ueberzeugung fortdauernder, inniger Relation mit einem abgeschiedenen, geliebten Wesen aus, und erhöhen Sie nun die subjektive Fähigkeit zur Wahrnehmung der feinsten Fäden dieser Relation durch diejenige Exaltation, in welche Sie der Akt der Feierlichkeit selbst nothwendig versetzen muß. Ist es undenkbar, daß jene geistige Verwandtschaft sich vorzugsweise unter Bedingungen veroffenbare, die den Zweck ihrer Begünstigung haben, und daß das in der Seele bewahrte Bild auf einen Augenblick in die Körperlichkeit übertrete, um in derselben gleichsam momentan zu erstarren? Wenn die Kunst das Abbild der verklärten Gestalt hervorruft, so bemeistert sich jene Relation dieser Veranlassung um so lieber, je weiter die Exaltation getrieben ist, und der Grad der subjektiven Spannung verbürgt den Erfolg der Bemühungen. Sie sollen,“ schloß der Unbekannte, sich nochmals an mich besonders wendend, „Ihre verklärte Freundin wieder sehen, und diese Herren — Westerloo und Sinzendorf bezeichnend — mögen Zeugen seyn. Finden Sie sich morgen in der eilften Abendstunde wieder hier ein.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Censur. Bücherverbote. Bilder.

Jene rohen Ausgeburten des altdeutschen Turnerliberalismus waren gerade auf dem Wendepunkte des Lächerlichen, der Berliner Witz war bereit, darüber herzufallen, als die Polizei Vierundzwanzigpfünder dagegen richtete und entsetzlich viel Pulver, Blei und Eisen verschoß, doch aber das Ziel nicht traf, weil es nicht fest stand, sondern im Winde flatterte. Jezt ist es anders; die deutschen Revolutionsbrochüren aus dem Elsaß, von Göttinger und andern Ausgewanderten verfaßt, athmen ähnliche Rohheit, Schulknabenansicht von Freiheit und Unerfahrenheit in den Dingen, wie sie sind in Welt- und Staatsleben. Könnte eine Censur bei uns diese Straßburger Hefte ungedruckt machen, so ließe sich ihre Strenge, wenn nicht rechtfertigen, doch entschuldigen, denn das ungeschickte Raisonnement mag doch auf ganz Ungebildete wirken; allein was hilft es, daß bei uns eine überängstliche Vorsorge jedes politische Raisonnement über uns nahe liegende Dinge mehr und mehr verpönt? Daß von hier keine vernünftigen Stimmen jenen tollen Anklägern antworten dürfen, welche vom Monde mehr wissen als von Preußen, gibt denselben Gewicht. Dieser Mangel an Vertrauen in unsere errungene Bildung schmerzt den Patrioten, der mit dem, was ist, dem

Wesen nach zufrieden ist, und erfreut den Frondeur. Vor Kurzem hatten sich einige wohlgesinnte Schriftsteller vernehmen lassen, man hat sie aber lieber wieder zum Schweigen gebracht. Ein schönes Prinzip: nur durch die That zeigen zu wollen, daß man gut ist, wenn es in dieser Welt unterm Monde sich durchführen ließe! — Es gibt eine doppelte Appellation in Censursachen; sie ist aber fast nur Form, da der Grundsatz vorwaltet, man dürfe dem Censor nie Unrecht geben. Der Bescheid lautet in tausend Fällen gegen einen: die Behörde müsse den Gründen des Censors beistimmen. Den Zeitungsschreibern und Journalisten kann überdies diese Appellation nie helfen, da die Entscheidung lezter Instanz frühestens in sechs Wochen eingeht.

Auch gegen auswärts gedruckte Bücher wird jezt mit strenger Hand verfahren; der Debit mehrerer Brochüren aus Hamburg und dem südlichen Deutschland ist den Buchhändlern untersagt. Die Literatur verliert nichts dadurch und der Inhalt geht uns auch nicht verloren; wer die Bücher lesen will, weil er aus ihnen Neues zu lernen glaubt, weiß sie sich zu verschaffen; es ist nur das Prinzip, welches wehe thut. Nachsichtiger ist man gegen die ausgehängten Bilder. Alle Musikalien-, Buch- und Bilderläden prangen mit polnischen Sensenmännern, Märschen à la Dwernitzky, Skrzynezky, Warschauer Judengallopaden; am Rathhause hängt sogar ein Marsch des Generals Uminsky mit seinem Porträt, während das Original nicht so frei dort umhergehen dürfte. Die polnischen Musikstücke und Porträts sind Ableiter für die Stimmung, welche doch etwas haben muß, woran sie sich ergözt. Auch Karrikaturen kommen noch zum Vorschein, matt, matt. Mit Recht nimmt man sie weg. Was können sie dem siegenden Volke, für das man sich interessirt, nützen, was ihm helfen, wenn es unterliegt? Sie athmen keinen Witz, keinen Geist, und regen nur dummdreist die Erbitterung eines mächtigen Gegners auf. Die Bonmots werden noch fortgeboren, kommen indeß auch schwächlich ans Tageslicht. Die Theilnahme für unsere Nachbarn ist im Grunde noch immer dieselbe; der häufige Wechsel, die dauernde Spannung lähmt indeß auch ihre Kräfte. Man ist politisch in Apathie versunken und wartet ab, was da kommen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die deutsche Oper. Charakter der neuen Stücke.

Daß die deutsche Oper schon seit einem Monate wieder hier spielt, ist auch in Paris keine neue Erscheinung mehr. Im vorigen Jahre hat der Unternehmer bedeutenden Verlust erlitten; jedoch hat ihn dieser Unfall nicht verhindert, sein Glück von Neuem zu versuchen; da die Vorkehrungen diesmal besser getroffen waren, so ist der Beifall und Zuspruch des Publikums auch größer als zuvor, und wenn man eine Vorstellung des „Oberon" ausnimmt, in welcher Alles bunt durcheinander ging, weil, wie man sagt, der Musikdirektor fehlte, ist man mit den Darstellungen sehr zufrieden. Mad. Schröder-Devrient und Haitzinger müssen freilich das beste dabei thun. Indessen werden sie brav unterstüzt, und den Franzosen gefallen, wie im vorigen Jahre, die deutschen Chöre vorzüglich. Nach einer Aufführung Don Juans gestanden die Tagesblätter, wir Deutsche verständen den Sinn der Mozartschen Musik, und die Italiener hätten Don Juan niemals mit solcher Vortrefflichkeit aufgeführt, wie es von der deutschen Truppe geschehe. Beethovens Fidelio erregte einen wahren Enthusiasmus. Webers „Euryanthe" soll diese Woche vorgenommen werden, hoffentlich mit besserm Erfolge, als die Uebersetzung dieser Oper auf der großen Opernbühne. Hier wurde das Stück sehr lau aufgenommen; die Zuschauer begriffen nicht einmal den Inhalt; dazu kam, daß der Arrangeur, Herr Castil Blaze, sich etwas zu viel Freiheit bei diesem Arrangiren genommen und das Stück so zugerichtet hatte, daß Weber sich gewiß darüber beklagt haben würde. Einige Personen meinen, eine stehende deutsche Oper würde in Paris wohl angelegt werden können, wie eine stehende italienische Oper da ist; daran zweifle ich aber. Das italienische Theaterrepertoire ist ungleich reicher und mannigfaltiger als das deutsche. Wenn man ein Dutzend ganz vorzügliche deutsche Opern abrechnet, was bleibt übrig? Behilft man sich doch selbst in Deutschland jezt mit französischen Operetten; wie sollte da Deutschland den Franzosen seinen Reichthum mittheilen können? Doch glaube ich, daß Paris immer gern einige Monate im Jahre eine deutsche Oper sehen wird, wofern Sängerinnen wie Mad. Schröder-Devrient die Hauptrollen über sich nehmen. Mad. Sigl-Vespermann war kurz vor dem Schlusse der italienischen Oper nach Paris gekommen und trat einoder zweimal auf, erregte aber kein großes Aufsehen. Man hätte sie gern in der deutschen Oper gesehen; wahrscheinlich war für sie kein Platz da, oder sie wollte nicht auftreten. Auf den kleinern Theatern, und sogar auf dem Théâtre français und dem Odeon, werden fürchterliche Geschichten dargestellt; Köpfen, Hängen und Ermorden machen das Ende der dramatischen Handlung aus, und die Haupthelden einiger dieser Stücke sind erschreckliche Mordbrenner. Da ist z. B. ein grausender Roman aus der Revolutionszeit, Camille Desmoulins, welchen das Théâtre français häufig aufführt; ein Mönch im Odeon, bei dessen Anblick einem die Haare zu Berge stehen und wozu der bekannte Roman des Engländers Lewis den Stoff geliehen hat, oder der vielmehr dem deutschen Faust nachgebildet ist. Verfasser dieses Wechselbalgs ist der Dichter Fontan, derselbe, welchen das Polignacsche Ministerium vor den Gerichten wegen einer Satire auf Karl X. zum Gefängnisse verurtheilen ließ, und dem die süße Rache zu Theil geworden, daß er seine ehemaligen Verfolger jezt im Gefängnisse sitzen sieht, indeß er Schauspiele für die Pariser Theater dichtet.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 145:
Kammer.

Charade.

(Homonymisch.)

Erste Sylbe.

Ich bin kein mahomedanischer Dey,
Doch räthst du mich leicht, ich bin nahe dabei;
Oft hab' ich Soldaten zusammengebracht
Und selbst den Franzosen zu schaffen gemacht.

Zweite und dritte Sylbe.

Bald glücklich zu nennen, bald jämmerlich schlecht,
Bald vorne, bald hinten, bald falsch, bald recht,
Bald hoch, bald niedrig, bald dick, bald fein,
Man ißt mich in Torten, man schläft in mir ein.
Und bin ich recht außerordentlich schön,
So steigt man auf Berge, mich ganz zu sehn.

Das Ganze.

Nur Nebensache nach meinem Wesen,
Bin ich Hauptsache doch oft gewesen;
Gelbglänzend in Briefen ein Zeichen der Gunst,
Auch bringt Merkur mich zuweilen umsonst.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 152.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. Juni 1831.

— Daß aus den kalten Schatten
Der Finsterniß ein Morgenstern
Hervorging Allen, die in Nacht geseufzet hatten,
Ein süßes Licht vom Herrn:
Mein Geist, deß freue dich!

Herder.

Die Schwedenschanze*).

Hinter grüner Hügelstrecke
Thürmt der Berg sich wie zum Streit;
Hingestürzte Felsenblöcke
Sind sein festes Waffenkleid.
Seines Hauptes Wälder starben,
Denn das Alter macht ihn kahl.
Droben schwillt, wie Heldennarben,
Morscher Schlachtenwälle Mahl.

Seiner hohen Haiden Oede
Ruht im Monde silberweiß,
Steht dem Geisterrufe Rede,
Lockert sich auf sein Geheiß.
Aus dem Wall, im Waffenklirren
Steigt ein zürnend Riesenbild;
Seine Herrscherblicke irren
In die Tiefen streng und wild.

Erwins kühne Münstersäule,
Bei des Rheines Silbertuch,
Späht er aus in Gier und Eile,
Donnert ihr herab den Fluch:

„Breitest noch die Götzenhallen,
Du, des Seelenbannes Haus,
Gegen den mein Leib gefallen,
Deinem falschen Glauben aus!“

„Deine heisern Mettenglocken
Bannen mich zu Neid und Wuth,
Aus der Himmlischen Frohlocken,
Höhnen mein verspriztes Blut.
Seit Jahrhunderten vom Staube
Klirr' ich auf in jeder Nacht;
Thürmt mich auf der reine Glaube
Gegen deine Aftermacht.“

„Dich verdammend will ich dauern,
Bliebst du bis zum Weltgericht,
Bis sich neigen deine Mauern,
Deine Spitze knirschend bricht,
Bis die Glocken berstend wimmern
Wie vor Gott der Lügner Brust,
Und bis über deinen Trümmern
Jubelt reiner Engel Lust!“

Mit der blanken Hand von Eisen
Schleudert er den Fluch ins Land,
Wie die raschen Blitze kreisen
Um den schwarzen Wolkenrand. —
Doch des Domes Morgentöne
Schweben leise durch die Luft,
Seiner Pyramide Schöne
Blühet auf im Rosenduft.

*) Auf dem Kniebis im Schwarzwald, von wo man Straßburg und seinen Münster in blauer Ferne erblickt. In den aus dem dreißigjährigen Kriege stammenden versunkenen Erdwällen der Schanze finden sich Spuren gefallener schwedischer Streiter.

Und der Freiheit Siegesfahnen
Steigen von ihr aus der Nacht;
Ihrem freudenvollen Mahnen
Ist ein großes Volk erwacht.
Tief hinein, in seinen Landen,
Bricht der reiche Jubel aus:
„Tag des Heils, du bist erstanden,
Künd' ihn laut, o Gotteshaus!“

Und der Liebe Wonnen schlagen
Still des Geistes wilden Gram:
„Sey gegrüßt, mein himmlisch Tagen,
Sieh mich nahn in Dank und Schaam!
Schwindet, enge Seelenketten!
Freiheit, ja, dein Zauberschlag
Soll der Herzen Höchstes retten! —“
Er verschwindet in den Tag.

G. Rapp.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Die Basken sind von Natur lebhaft und gewandt, und diese Naturanlage wird noch durch die Spiele und Beschäftigungen ihrer Jugend gehoben. In Saint-Jean konnte ich mich nicht satt sehen an einem Haufen kleiner Buben auf dem Markt. Wie beschreibe ich ihre Spiele, ihre unerwarteten Zänkereien, ihr Weinen und Schreien und dann den mit vollem Vertrauen geschlossenen Frieden? An ihren Sprüngen und Sätzen ließ sich abnehmen, wie stark und gewandt sie einst seyn würden. Kinder und Erwachsene lieben und treiben das Ballspiel mit großem Eifer und Geschick. Dadurch vermehren sie ihre natürliche Leichtigkeit im Springen und Laufen, die Gewandtheit des Körpers, die Stärke der Arme und den schnellen, sichern Blick. So gibt es denn nichts Wahreres als das Sprichwort: laufen und springen wie ein Baske. Die berühmte Tänzerin Sacchi ist aus Moneins mitten in dem baskischen Land. Noch lange werde ich an den Schäfer denken, der uns bei unserer Rückkehr von Ronceval auf einem recht abschüssigen Fleck erreichte. Er lief barfuß an dem steilen Abhang des Bergs in großen Sätzen und Sprüngen hin, wo gar kein Fußpfad, nicht einmal einer für Ziegen war. Dieser leichte, gemsenartige Gang schien ihm ganz gewöhnlich und natürlich. In einem Augenblick war er uns aus den Augen und überzeugte uns, wir seyen sehr im Irrthum, wenn wir meynten, wacker gegangen zu seyn.

Es ist aber doch nicht Alles an diesen Leuten des Baygorrythals zu loben. Man könnte sie die Otaheiter der Pyrenäen nennen. Die ferne, abgeschiedene Lage des Thals, die alle Aufsicht der Behörden über die Sitten fast unmöglich macht, ist daran Schuld, daß sich die Leute ohne alle Scheu dem Naturtrieb und ihren Leidenschaften überlassen. Fast möchte man glauben, die Mädchen wüßten, daß sie von jenen Frauen abstammen, welche die wollüstigen und ausgelassenen Feste von Byblos und vom Berg Aphac begingen, wo sie im Schatten von Libanons Zedern der Liebe opferten; das heiße Blut ihrer Ahnfrauen hat sich bei ihnen nicht abgekühlt. Ein uralter Gebrauch erlaubt in dem Baygorrythal den jungen Burschen, Nachts ihre Mädchen zu besuchen. Darüber werden die jungen Leute beim Tanz oder auf dem Spaziergang einig. Der Bursch bringt am späten Abend einen kleinen Korb voll auserlesenen Obstes mit; dann treibt er sein Taschenmesser in die Mauerritzen ein und steigt — leichtfüßig und gewandt, wie er ist — zu dem Fenster seines Mädchens hinauf, die gewöhnlich im ersten Stock wohnt. Einige Mädchen kommen dadurch zu einem Mann, die meisten aber werden verlassen. Dieß schreckt aber die andern nicht ab. Man zeigte mir beim Ballspiel einen schönen Burschen, der jezt wohl endlich heirathen wird; er war am fünften Mädchen; wenn aber auch keine Ehe erfolgt, so hat dieß für diese jungen, blühenden und kräftigen Mädchen wenig zu bedeuten. Sie gehen als Ammen nach dem reichen Bayonne und Bordeaux, wo sie immer Ehemänner finden, denen die gesunde, kräftige Gebirgsnatur zusagt.

Ehe es aber zu dem nächtlichen Besuch kömmt, gehen manche Einleitungen und Vorbereitungen voraus. So gehen die jungen Leute Paarweise mit ihren Mädchen auf den Johannismarkt nach Saint-Jean-Pied-de-Port, gleichsam wie zur Wallfahrt. Auf dem Markt muß der Bursch dem Mädchen was Hübsches kaufen. Das ist unerläßlich, und wollte einer den Filz machen, so käme er schlecht an, das Mädchen sagte sich von ihm los, und wäre sie ihm auch noch so gut. Später aber verhält sichs anders: da muß das Mädchen dem Burschen etwas auf dem Markt kaufen, wenn er ja noch mit ihr dahin geht. Ich glaube, dieß genügt, um darzuthun, daß die Sitten hier zwischen den beiden Geschlechtern sehr locker sind. Führt man ihnen an, daß dieß nicht der Brauch in Frankreich sey, so erwiedern sie: wir sind keine Franzosen, und gehen sie nach Saint-Jean, so heißt es: wir gehen nach Frankreich. Sie wollen aber auch keine Spanier seyn, sondern blos Basken, ein Volk, das ein Recht hat, in seinen Sitten wie in seiner Sprache und seinem Ursprung von den Nachbarn abzuweichen. Wollen wir sie darum in ihrem abgeschiedenen Thal verdammen? Ich denke nicht. Die Weltumsegler, die auf den Mendozas, Sandwichs-Marianen und Freundsschaftsinseln landen, beschreiben die wollüstigen Sitten ihrer Einwohner, wie sie die Eigenschaften des Bodens besprechen. Ich will aber auch denen nichts widersprechen, die behaupten: durch das Christen-

thum und seine Sittenlehre haben wir das Recht, andere Ansprüche an diese Christen zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Die Auftritte dieser Nacht hatten mich in eine fast fieberhafte Spannung versezt, und erst in den spätern Morgenstunden fand ich einigen Schlaf; Erwartung und Erinnerung hatten meine Augen bis dahin offen erhalten. Kaum aber war ich aus diesem kurzen und unruhigen Schlummer erwacht, als mir ein Billet mit einer Einlage übergeben wurde. Das wohlverschlossene Couvert enthielt nichts als meinen Ring; ein Unbekannter hatte dasselbe meinem Kammerdiener eingehändigt und angelegentlich empfohlen. Ich untersuchte den Ring mit der gespanntesten Aufmerksamkeit: die beiden braunen Flecke des Diamants waren wie durch Zauber verschwunden; keine Spur der angewendeten Mittel war zu entdecken. Wie dieß angefangen worden ist, ist mir immerdar ein Geheimniß geblieben; ja, als ich den Vorfall späterhin gelegentlich unserm Hofjuwelier erzählte, so habe ich diesen wackern Mann niemals von der Wahrheit des Vorganges überzeugen können. Er erklärte Alles für eine Täuschung; indeß weiß ich jezt zuverläßig, daß der Graf von St. Germain im Besitze desselben Geheimnisses gewesen ist.

Vielleicht hätte kein wirksameres Mittel gewählt werden können, an die Kunst unsers noch immer unbekannten Doktors glauben zu machen und unsere Erwartung auf den bevorstehenden, für mich so wichtig gewordenen Auftritt zu spannen. Sinzendorf, in der ganzen Aufregung einer tiefern, heftigen Natur, wie ich seinen Charakter oben geschildert habe; Westerloo, vielleicht nicht weniger gespannt, aber seine innere Bewegung unter einer scheinbar unveränderlichen, kalten Hülle verbergend, erschienen gegen zehn Uhr Abends bei mir, um mich abzuholen. Eine rabenschwarze Nacht lag auf der Erde; kein Gestirn erhellte sie. In meinem Gemüthe schwankten die Umrisse der Gestalt der Verlornen, nun wieder zu Sehenden; eine lange Zerstreuung hatte das liebliche, mahnende Bild in den Hintergrund gerückt, aus welchem es, unter dieser sonderbaren magischen Beleuchtung, in einem neuen Glanze hervor trat.

Der Wirth (Sonnenfels), der mit unserm Unbekannten schon vertraut geworden zu seyn schien, ohnerachtet etwas Weiteres über denselben nachher nicht aus ihm zu bringen gewesen ist, empfing uns in tiefer Stille und führte uns, ohne dieses Stillschweigen zu brechen, in ein an ein größeres Gemach stoßendes, durch eine Alabasterlampe schwach beleuchtetes Kabinet. Wir befanden uns in einem abgelegenen Flügel des weitläuftigen Gebäudes, wohin kein Geräusch des sonst so besuchten Ortes zu dringen vermochte; hinter uns wurden, beim Weggehen des Wirthes, alle Thüren verschlossen und verriegelt. Es war in dem Wesen und in der Haltung unsers Begleiters etwas Geheimnißvolles, Feierliches, ja Beklemmendes, und sogar die Ausschmückung des Kabinets, in welchem ich jezt die Augen umherwarf, schien darauf berechnet, diese Stimmung hervorzubringen. Grau in grau gemalt, durch den Schimmer einer einzigen Alabasterlampe, wie gesagt, schwach erleuchtet, erschien es gleichsam als die Vorhalle des Geisterreiches; die uns umgebende Todtenstille trug nicht wenig zu der Wirkung bei. Ich war in den Eindruck verloren, als eine benachbarte Thurmuhr eilf schlug und in dem Augenblicke die Flügelthüren aufsprangen, die in das anstoßende Gemach führten. Dasselbe war fast dunkel; auf dem getäfelten Fußboden fand sich ein matt leuchtender Kreis, wahrscheinlich mit Phosphor beschrieben, der Raum für uns gewährte. In der Mitte desselben war ein schwarzer Teppich ausgebreitet und auf demselben stand ein mit weißem Atlas drapirter Altar, auf welchem eine Bibel neben einem Todtenkopfe lag; dahinter stand ein schön gearbeitetes Kruzifix. Unser Unbekannter winkte uns, näher zu treten. Er befand sich im Kreise und war mit einem schwarzen Gewande bekleidet, das ihn in weiten Falten umfloß; das schwache Licht des Phosphorkreises fiel auf sein blasses Antlitz, welches in diesem matten, gelblichen Schimmer ganz erdfahl erschien. Nie aber werde ich den Ausdruck gläubigen Vertrauens vergessen, der seine Züge beseelte: dieser Mann, mit seiner Kunst den innigen Glauben an dieselbe verbindend, hörte auf, das für Illusion zu halten, was ihm, nach seinen oben entwickelten Ansichten, nur als Mittel des höhern Zwecks erschien. Wenn der feste Glaube, wie Alles anzunehmen berechtigt, die Pforte des Geisterreiches erschließt, so ist nie ein Magier tiefer in das eigentliche Heiligthum desselben eingedrungen; und der Ausdruck dieses Vertrauens wirkte zur Erweckung eines gleichen auf uns zurück.

Als wir uns im Kreise dergestalt geordnet hatten, daß ich die oberste Stelle einnahm, während mir Sinzendorf zunächst stand und dann Westerloo folgte, betrat der Magier den Teppich, neigte sich schweigend gegen den Altar und hob dann mit kaum geöffneten Lippen eine Beschwörung in uns fremder Sprache und mit fast unvernehmlichem Laute an. Die Wahrheit des Ausdrucks in seinen Mienen, die Feierlichkeit seines Anstandes machten mich beben; Westerloo gestand mir später, daß er gebetet habe. Die Beschwörung mochte eine kleine Viertelstunde gedauert haben, als der Magier uns durch ein Zeichen andeutete, einander jezt fest bei den Händen zu

fassen. Mir gab er einen Wink, ihm die freie rechte Hand zu reichen; zugleich streckte er seine andere Hand nach dem Kruzifix aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Neue Dramen. Comtes Kindertheater.

Einen herzangreifenden Anthony hat Alex. Dumas für die Bühne des Porte St. Martintheaters geschrieben; mit Bedauern bemerken aber die Pariser Theaterkritiker, daß Alex. Dumas in seinen dramatischen Versuchen sich verschlimmert, anstatt sich zu bessern. Der Dichter Ancelot hat seit dem Siege seiner Mad. Dubarry nicht ausgeruht, sondern eine Leontine fürs Vaudeville gedichtet, die wieder ein Gemälde der schlimmsten weiblichen Verirrungen ist; diesmal hat ihm nicht die Hofgeschichte Ludwigs XV., sondern eine Diderotsche Erzählung aus jener Zeit den Stoff geliefert. Diese Leontine, von der Mad. Albert dargestellt, ist eine schöne Büßerin; allein da ihre Sünden nicht so lebhaft geschildert sind als ihre Buße, und aus guten Gründen vom Dichter ins Dunkel gestellt werden, so können sie auch nicht so viel Theilnahme erregen, als in einer Erzählung. Nach Walter Scotts Robroy hat ein Melodramendichter einen Macgregor verfertigt, aber Walter Scotts romantischer Geist hat ihn nicht beseelt; sein Stück gleicht einem Dutzend anderer Melodramen und wird sich schwerlich lange auf der Bühne halten. Mlle. Lavalliere und Mad. Montespan sind die Heldinnen eines andern großen Dramas auf den Boulevardstheatern; aber der Künstler, der sie gezeichnet, scheint den Pinsel noch mit nicht sehr geübter Hand zu führen. Einige Aufmerksamkeit verdient auch von Zeit zu Zeit das Kindertheater des Herrn Comte. Dieser Genfer Taschenspieler kam vor mehr als zwölf Jahren nach Paris, nachdem er sich lange in den Provinzialstädten umhergetrieben hatte. Hier merkte er bald, daß seine Taschenspielerstücke nicht ausreichen würden, um ihm einen dauernden Unterhalt zu verschaffen; er suchte daher Anfangs seine Soirées amusantes mit allerlei zu vermengen, und zulezt begann er ein kleines Kindertheater. Dies erhält sich ziemlich gut, und auch ältere Personen, besonders solche, denen die andern Schauspiele zu theuer sind, besuchen dies Theater, in welchem kleine Stücke muntern Inhalts von kleinen Schauspielern gegeben werden. Auch hier sucht man dem Geschmacke der Zeit, oft auch nur dem Tagesgeschmacke zu huldigen und gibt im Kleinen, was andere Theater im Großen geben; sogar einen Napoleon hatte es vor einigen Monaten, aber natürlich nur einen Miniaturhelden. Solch ein Theater könnte für die liebe Jugend nützlich werden, wenn man nur moralische Kinderstücke aufführte. Natürlich müßte die Moral hier auf eine gefällige Art dargestellt und unter dem dramatischen Gewande auf eine geschickte Art versteckt werden. Berquin und andere Jugendfreunde haben ja Stücke genug in diesem Geiste geschrieben. Da nun einmal die Pariser Jugend nach dem Beispiele der Eltern auch das Schauspiel besuchen will, so könnte man sie in Comtes Theater führen und sicher seyn, daß sie hier nichts als heilsame Lehren empfangen würde. Dies scheint aber Comte nicht zu berücksichtigen. Sein Kindertheater ist nicht so sehr für Kinder, als von Kindern. Von Zeit zu Zeit kommt ein kleines moralisches Stück zum Vorschein; allein die Mehrzahl weicht von andern Theaterstücken blos durch die Verkleinerung der Proportionen und durch das Alter der Schauspieler ab. Alles übrige ist wie bei zwanzig andern Schauspielen in Paris.

Dg.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Theater. Comité. Raupach.

Die Theater repetiren; es drängt sich keine neue Kraft vor. Wie wäre auch jezt die Zeit dazu! Die Influenza wüthete vor einigen Wochen dergestalt auf dem Hoftheater, daß an einem Abende gar nicht gespielt wurde. Der Fall ist in Berlin noch nicht vorgekommen. Das bereits so viel besprochene dramaturgische Comité ist in Thätigkeit. Wie man vernimmt, hat es indeß bisher nicht viel mehr zu thun gehabt, als zu verwerfen. Die Zahl der unbrauchbaren Fabrikarbeiten ist Legio; die dramaturgische Sichtung muß sich darauf beschränken, das Erträglichste auszuwählen. Wenn das Uebrige nicht besser war, als das, was man uns zu sehen gab, so muß die Kraft, Mittelmäßiges zu produziren, in Deutschland ungeheuer seyn. Doppelt und dreifach Dagewesenes, etwas anders gemischt und arrangirt, das heißt neu. Das wirklich Neue und poetisch Werthvollere trägt nur allzusehr den Stempel der Unerfahrenheit mit der Bühne wie sie ist, und muß deshalb oft dem Erträglichen unter dem Bühnengerechten nachgesezt werden. — Gegen die Komposition des Comités haben sich sehr viele Stimmen erhoben. Gewiß ist, daß Raupach zu vielseitig dadurch vertreten wird. Er hat ein dichterisches und ein pecuniäres Interesse, daß seine Stücke vorzugsweise das Repertoire füllen. Er und seine Freunde Richter über andere Dichter, heißt hier so viel, als Richter in eigener Sache seyn. Vernimmt man dazu, daß das Comité den Grundsatz aufgestellt hat, so lange Raupach sich der Gunst des Publikums zu erfreuen habe, sollen seine Stücke, die gleichsam das Recht, aufgeführt zu werden, durch Verjährung erworben haben, keiner Prüfung unterworfen seyn, so scheint das Unrecht gegen andere Dichter wirklich groß. Aber wo sind die andern Dichter? Raupach nicht, der sich einmal des Repertoires bemächtigt hat, sondern der längst anerkannte Jammer unserer deutschen Theaterverfassung hält die bessern Geister zurück, ihre besten Kräfte der Bühne dauernd zu widmen. Einmal versucht es die aufsprudelnde Jugendkraft, sie segelt durch Winkel und Klippen und scheitert doch endlich an der Aufführung, an der Aufnahme, an der Kritik. Eine dieser drei Klippen ist nicht zu umgehen. Seit Schiller hat kein deutscher dramatischer Dichter einen unbestrittenen Lorbeer errungen. Und dann — können deutsche Dichter von einem Lorbeerblatt in der Suppe leben? Es nimmt sich recht schön aus, wenn die Schauspieler den Dichtern predigen, sie müßten um der Sache willen wirken; ein Genie werde sich durch den Bettelpfennig, der Bühnenhonorar heißt, nicht abhalten lassen, Stücke zu dichten, zu denen ihn der Geist treibt. Gewiß nicht; daher wachsen mit jedem Jahr im gesammten Deutschland zum wenigsten 500 Tragödien von lauter Jünglingsfedern, zu denen der Geist getrieben hat, und von denen keine einzige aufgeführt werden kann. Wenn der Geist aus dem Leben Nahrung schöpft, wird er ernster und verlangt auch die Wirkung zu sehen. Die Ehre ist sehr schön, aber stets getrübt. Je trüber die Erfahrungen werden, um so mehr verlangt derselbe Geist nach einer festern Basirung im Leben. In jedem Gebiete ist nun aber der Lohn, moralisch und pecuniär, der Arbeit angemessener, als auf dem deutschen Theater für den Dichter.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Juni 1831.

— Diese ganze Nachtbegebenheit
Bezeuget mehr als Spiel der Einbildung.
Es wird daraus ein Ganzes voll Bestand,
Doch seltsam immer noch und wunderbar.

Shakespeare.
Ein Sommernachtstraum.

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Im selbigen Augenblick, als der Magier seine Hand nach dem Krucifix ausstreckte, empfingen wir einen blitzähnlichen Schlag, der mich fast zu Boden streckte, der Phosphorschimmer des Kreises erlosch und ein unnachahmliches leises Geschwirr, wenn ich diesen wunderbaren Ton so bezeichnen darf, ließ sich um uns her vernehmen; es war, als wenn ein verklärter Harfenton, dessen eigentliches Mittel ich nie begriffen habe, durch das Gemach liefe. Wir standen regungs-, ja athemlos. Eine leichte Dunstwolke bildete sich jezt im Hintergrunde des Zimmers, sie ballte sich dichter und dichter zusammen, sie schien ein stilles Licht von sich zu gießen, sich dann zu verkörpern. Jezt zerfloß dieser Nebel — und, wie soll ich mein Staunen, meinen Schreck, mein Entzücken beschreiben? der Kern der Wolke schwebte als das Abbild meiner Freundin, in einer Aehnlichkeit, die Nichts erreicht, ja hinter welcher das süße Bild meines Ringes zurückblieb, in unendlichem, mildem, unbegreiflichem, unbeschreiblichem Zauber vor mir. Das Gemach, die Erde schwanden vor meinen Blicken; die Grenzen zweier Welten verschmolzen in einander; ich wollte mich der schwebenden, wogenden, sich mir neigenden Erscheinung entgegenstürzen, ich wollte . . . .

Ein lautes und immer lauteres Pochen an der Thüre des Vorgemaches unterbrach diese wunderbare Illusion. Sonnenfels, in dessen Händen die Schlüssel der Thüren geblieben waren, eilte herein. „Meine Herrn!“ rief er in höchster Bestürzung, „die Polizei! Herr von Renner (der Name des oben erwähnten Croupiers, wahrscheinlich aber, wie ich schon früher angedeutet habe, der verkappte Abbé Strickland) scheint zum Verräther in meinem Hause geworden zu seyn.“ Er schloß zugleich die Thüre eines Corridors auf, und Sinzendorf, den die Post wie ein Blitzstrahl zu treffen schien, zerrte uns durch dieselbe fort. Hinter uns vernahmen wir ein Geräusch, als wenn Schränke verrückt würden, wahrscheinlich Anstalten des Wirthes, um jede Spur des Vorganges zu verbergen. Bald befanden wir uns im Freien. Unser Unbekannte war verschwunden.

Ich muß hier, zur Erklärung des Vorganges, einschieben, daß der bloße Verdacht der Magie Exkommunikation nach sich zieht *). Sinzendorf, der, wie ich erwähnt habe, die Nomination zum Kardinalat hatte, mußte also auch den bloßen Schein der Theilnahme an einem solchen Vorgang auf das Aeußerste meiden, und daher seine Bestürzung. Wie es übrigens Strickland angefangen habe, um sich in unser Geheimniß zu dringen, ist mir nicht recht klar geworden. Daß er aber, dem daran gelegen seyn mochte, dem neuen Aspiranten Schwierigkeiten zu bereiten, um noch mehr Geld von ihm zu er-

*) Der Erzähler spricht natürlich von seiner Zeit.
Anmerk. d. Herausgebers.

pressen, die Hand im Spiele gehabt habe, scheint mir, nach der Folge zu urtheilen, fast unzweifelhaft. Denn welch ein unverbrüchliches Stillschweigen wir selbst auch über den Vorgang beobachteten, so wurde derselbe in Wien doch bekannt, und es wieß sich nachher aus, daß Strickland einer der Hauptverbreiter gewesen war. Indeß nützte ihn diese Intrigue nichts. Sinzendorfs Vater ergriff die Partie, ein Memoire nach Rom zu senden, bis wohin man nachtheilige Gerüchte über den jungen Abbé bereits zu verbreiten gewußt hatte, diese Gerüchte dort als eine jugendliche Unbesonnenheit darzustellen und für jeden Fall eine Absolution ad cautelam für den Sohn zu erbitten, die er auch so glücklich war zu erlangen. Der Abbé erhielt kurz nachher den Purpur, und von Strickland und seiner Intrigue war bald keine Rede in Wien mehr.

Dem Aeußern nach war die Sache somit freilich abgethan; aber in meinem Innern arbeitete die Erinnerung desto ungestümer fort. Wer war der Unbekannte, den wir zu leichtsinnig aus dem Gesicht gelassen hatten und den keine Bemühung wieder auszumitteln vermochte? welcher Mittel hatte er sich bedient? war Alles Täuschung? Ich konnte, ich mochte es nicht glauben, und hätte es doch wieder so gern geglaubt. Denn in dem merkwürdigen Compositum, welches wir Mensch nennen, koeristiren mehrere Naturen, von denen sich die körperlich-sinnliche gegen eine Suprematie sträubt, deren ganze Hoheit nur von der moralischen geahnt wird. Es ist etwas Unheimliches im Erwachen des Gefühles einer Nähe der Geisterwelt, und wir suchen uns dieses Gefühles instinktmäßig zu entledigen. Daher auch die Neigung, das innige Verlangen, in finsterer Nacht, oder in abendlicher Stille eines einsamen Zimmers, ein menschliches, vielleicht nur überhaupt ein lebendiges Wesen um uns zu sehen, in welchem wir, wenn ich so sagen darf, den Wiederhall der eigenen, sicherern Körperlichkeit vernehmen. Ein einziges lautes Wort, das freundliche Bellen eines Hundes, der feste Fußtritt eines Vorübergehenden, welcher energisch durch gespenstige Mitternacht schallt, gibt uns uns selbst zurück; und besser, als in diesem Gefühle der Wiedervereinigung, weiß ich die Spaltung der beiden Naturen nicht zu bezeichnen.

Lebhafter aber als im Allgemeinen wirkte die Frage noch im Besondern auf mich zurück, indem das Bild der Gräfin, welches nur durch einen gewaltsamen Aufwand von Zerstreuungen in den Hintergrund gerückt worden war, mit neuer Macht aus diesem Nebel hervortrat und fast fortwährend so verkörpert vor meinen Sinnen schwebte, als mich die Kunst unsers Unbekannten dasselbe hatte erblicken lassen. Alles war so wahr, so wirklich gewesen; war es in der That möglich, den Geist an die Erscheinung zu binden? Ich fand einen wehmüthigen Trost darin, mich mit Westerloo und Sinzendorf über den Vorgang zu unterhalten; aber der leztere wurde bald nachher nach Rom gerufen, um den rothen Hut aus den Händen des Pabstes selbst zu empfangen, und Westerloo mußte in Familienangelegenheiten nach Flandern reisen. So blieb ich mit meinen Gedanken und Erinnerungen auf mich beschränkt.

Indeß ereignete sich aber ein Vorfall, der in den Annalen der diplomatischen Welt überhaupt unvergeßlich bleiben wird, und der auch die Gesandtschaft meines Hofes, und mich mit derselben, berührte. Der damalige französische Ambassadeur am Wiener Hofe, Prinz Louis von Rohan, oder nicht sowohl er, als vielmehr sein Legationssekretär, ein äußerst gewandter Jesuit, der Abbé Georgel, hatte sich durch geheime Mittel in den Besitz der Chiffern fast aller Kabinette Europas zu setzen gewußt, und die Verrätherei eines Commis des Fürsten Kaunitz verschaffte ihm Einsicht in die wichtigsten Depeschen. Dieß Verhältniß ward endlich entdeckt, und der im höchsten Grade aufgebrachte Fürst Kaunitz ließ den strafbaren Beamten in der Donau ersäufen. Indeß war, wie unser Gesandter in Erfahrung brachte, dabei auch die Chiffer unseres eigenen Hofes kompromittirt worden, und es handelte sich darum, mit demselben sofort Maßregeln zu verabreden. Zu diesem Zwecke sollte ich die Reise dahin machen, und reiste Ende Novembers auf dem geradesten Wege mitten durch Schwaben mit Kourierpferden ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Ich freue mich, auch manches Gute von den Sitten der Basken berichten zu können, wodurch sie beweisen, daß christlicher Sinn nicht ganz von ihnen gewichen ist. Sie haben eine große Ehrfurcht vor dem Alter und vor den Gräbern. Die Kirchhöfe sind alle mit Mauern und eisernen Gitterthüren versehen, so daß kein Thier hinein kann, und stellen wahre Blumengärten vor, denn überall stehen die frischesten und schönsten Blumen, und keine Spur von Unkraut ist zu sehen. Vor dem Gottesdienst kömmt jede Familie zu dem Grab ihrer Angehörigen und betet da in Erinnerung der geliebten Verstorbenen. So bereiten sie sich im Gespräch mit den Todten zum Gottesdienst in der Kirche vor, zur Erhebung und Berührung mit dem großen Geist, dem Lebendige und Todte unterthan sind. Diese Vorbereitung an der Schwelle der Ewigkeit ist rührend. Diese blumigen und duftenden Todtenäcker sind nicht verschlossen, sondern offen für Jedermann. Demungeachtet hat man kein Beispiel, daß da nur ein Stengel geknickt oder eine Blume abge-

brochen worden wäre. Dabei herrscht eine Reinlichkeit und Nettigkeit um die Gräber, die nur dadurch begreiflich wird, daß Abends nach der Arbeit die Mädchen hierher kommen, die Blumen säubern, pflegen und begießen, Sand auf die Wege streuen u. s. w. Es traf sich manchmal, daß ich an Tagen, wo Jedermann im Feld oder im Wald arbeitete, auf diese hochzeitlich geschmückten Todtenäcker trat, wo weit und breit Niemand zu sehen war. Die Bienen und Schmetterlinge flogen um die Blumen und dazwischen tönte der Pendel der Thurmuhr. Schwülstige Inschriften, die in Frankreich und Deutschland so häufig auf Gräbern gefunden werden, habe ich nie gesehen.

Was ich bisher in diesen Blättern über das Leben und die Sitten in den Pyrenäen niedergelegt habe, ist nur aus einzelnen Beobachtungen zusammengetragen; denn dieß Gebirgsvolk hat noch keine eigene Literatur, die mehr Aufschluß über ihr ganzes Leben und Seyn gäbe. Die Pyrenäenbewohner stehen den Schweizern in jeder Hinsicht nach, wie die Pyrenäennatur der schweizerischen. In politischer und literarischer Hinsicht sind sie nun vollends ganz untergeordnet. Indessen ist dieß mehr Folge ihrer geographischen Lage, denn sie sind auf einer langen schmalen Linie zwischen zwei großen Mächten eingezwängt. Was die Schweizer im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gegen Oesterreich und Burgund in ihrem abgerundeten Land thaten, das wäre den Pyrenäenbewohnern unmöglich, wenn sie nicht vom südlichen oder nördlichen Nachbar begünstigt werden. Nach ihrer Befreiung erhoben sich die Schweizer schnell zu Ruhm, Unabhängigkeit, Nationalkraft und volksthümlichem Stolz. Aus ihren vielen bürgerlichen Irrungen und Bewegungen erwuchs moralische Kraft. Zwinglis Reformation untergrub im sechszehnten Jahrhundert das Pabstthum in Zürich zu derselben Zeit, wo Luther in Deutschland in gleicher Richtung und zu demselben Zweck wirkte. Diese mächtige Bewegung der Gemüther pflanzte sich schnell bis Genf fort. Dieß freie, feste und zuversichtliche Auftreten der Regierung und die theologischen Zänkereien brachten in der Schweiz, besonders aber in Genf, Bücher aller Art hervor. Genf allein könnte mit den Werken seiner eigenen Gelehrten jener Zeit eine ansehnliche Bibliothek bilden. Die Schweizer besitzen eine Literatur, die aus ihrem Charakter und ihrer Geschichte erwachsen ist. Die Pyrenäenbewohner haben dagegen nie ein Ganzes gebildet; immer war ihr Land nur die große Heerstraße für Einfälle, Kriege und Heereszüge, die Schrecken, Unwissenheit und Barbarei zur Folge haben. Die vielen Pyrenäenmundarten konnten nicht in eine gemeinschaftliche Sprache zusammenfließen, weil der gemeinschaftliche Centralpunkt fehlte. Auf der Nordseite wurden die mächtigen Lehnsträger früh den Königen von Frankreich unterworfen, theilten mit diesen gleiche Schicksale, verschwanden unter ihren Haus- und Kriegsoffizieren und wurden dadurch ihrer Heimath entfremdet. Von dieser Zeit an wurden die Pyrenäenländer zwar in größere Massen vereinigt, aber auch unter einen fernen, fremden Einfluß gestellt. Aus dieser Vereinigung ging also nicht das rege, konzentrirte Leben hervor, wie aus dem Schweizerbund. Eine Hauptstadt regelt alles in Wissenschaft, Literatur, Kunst- und Geschmack; ihr Einfluß aber vermindert sich in dem Maaße, als sie entfernt von einer Provinz liegt. Außerdem hatten die Pyrenäenländer keine eigenen Hauptstädte, wie die Schweiz, die mit dem Boden, dem Klima und der ganzen Landesphysiognomie in Einklang stehen. Die Nord- und Südseite des Gebirgs waren seit Jahrhunderten uneinig und zerrissen durch Sprache, Interessen und Regierungen; darum konnten diese Länder keine compakte Masse bilden und von einem gemeinschaftlichen Nationalgeist belebt werden.

Aber zu der fehlenden Richtung nach einem Mittelpunkt, zu dem Mangel alles nationalen und patriotischen Gefühls kommt noch, daß die Sprache in diesen Gegenden aus einer Menge fremdartiger Idiome zusammengesezt ist und keine Eigenthümlichkeit hat. Das Celtische, Lateinische, Gothische und Arabische haben einen groben Mischmasch, eine Sprache ohne Grammatik und ohne Syntax gemacht, die kaum hinreicht, um die Bedürfnisse des täglichen Lebens und seine einfachsten Verhältnisse auszudrücken.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sänger.

Der Sänger wandelt auf der Erden
Nur wie ein fremder Pilger hin,
Drum, was ihm Schönes hier mag werden,
In ew'ger Sehnsucht glüht sein Sinn.
Da mag der Himmel um ihn gießen
Im reinsten Blau sein hellstes Gold,
Da mag der Frühling um ihn sprießen
In Quell' und Blumen noch so hold;

Da mag manch edler Mann sich nahen,
Die Hand ihm drücken innig warm,
Da mag der Freund ihn fest umfahen,
Ihm treu zu seyn in Freud' und Harm;
Da mögen in der Dämmerstunde
Der Liebe wundersame Weh'n
Ihm selig zuckend auf dem Munde
Durch all sein Wesen mächtig geh'n:

Fort treibt ihn von des Frühlings Blühen,
Fort von des Freundes treuer Brust,
Fort treibt ihn von der Liebe Glühen
Die ew'ge Sehnsucht seiner Brust.

Vorüber fliegt an ihm das Leben,
Ein Traumgebild aus buntem Duft,
Das ihm die Hand muß immer geben
Zum Scheiden, schwindend in die Luft.

Und o! daß er nun könnte lassen,
Was er als Traumgebild erkennt,
Wenn es ihn trügend will umfassen
Und wild sein irdisch Theil entbrennt!
Ja daß ihn nimmer könnte ketten
Nun irgend noch ein irdisch Band,
Er frei und froh sich dürfte retten
Heim in's ersehnte Wunderland!

Reinhold Köstlin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Raupach. Seine neuesten Stücke. Königsstädtisches Theater. Herr Cerf.

So lange die Direktionen von den bisherigen Grundsätzen ausgehen, wird und muß die Versorgung der Bühnen den Fabrikarbeitern anheimfallen. Damit sey nicht gesagt, daß im umgekehrten Fall sogleich Genies in die Höhe schießen werden; aber die ihre dichterischen Kräfte anderwärts hinwenden, dürften bei einiger Aussicht auf angemessenere Vergeltung sie wieder dem Theater zuwenden. Dieses bietet schon an sich so viel Schwierigkeiten dem Dichter, so viel herbe Empfindungen hat er zu verwinden, daß es von der andern Seite seine Lockungen verstärken müßte. Raupach wäre in Frankreich vielleicht ein Dichter geblieben, er ist bei uns zum Fabrikarbeiter geworden. Dort hätte seine erste Tragödie, welche reüssirte, „Isidor und Olga," ihm wahrscheinlich ein Vermögen gesichert, größer als seine deutschen Einnahmen für seine sämmtlichen Trauer- und Lustspiele betragen mögen. Man kann nicht seine Begeisterung, wohl aber seinen Fleiß verkaufen. Auch ein Genie muß in dieser sublunarischen Welt endlich nicht seine Gabe, wohl aber seine Thätigkeit nach dem hier gültigen Maßstabe abschätzen. — Dessenungeachtet sind wir unbesorgt, daß Raupachs „Ansäßigkeit" im Comité und Theater andern Dichtern hinderlich seyn wird; es zeige sich jezt nur eine Kraft und man muß sie anerkennen; die Zeit ist nicht so reich daran. Gegründeter ist ein anderer, von Dichtern gegen das Comité erhobener Einwand. Sie sagen: „wie das Theater jezt ist, ist es keine Kunst-, keine ästhetische Bildungsanstalt für die Nation, sondern ein Institut, das auf Gewinn ausgeht, um sich zu erhalten. Es fordert Stücke, die „etwas machen." Wer ihm solche einreicht, verlangt kein Urtheil, sondern die Erklärung des Käufers, ob er die Waare will oder nicht will. Es ist ein Kauf, ein reines Geschäft, der Dichter will Nachricht, ob der Direktor das Stück nehmen will, und keine ästhetische Kritik darüber. Diese kann bei dem imaginirten Geschäftsverkehr nur beleidigen. Sie kann sogar von nachtheiliger Wirkung seyn, z. B. für andere Bühnen, indem die Zurückweisung eines Stückes unter dem Siegel gewisser namhafter Männer ein Vorurtheil dagegen erweckt, welches zu bekämpfen es ganz besonderer Kräfte bedarf." Die Ansicht hat ihr Wahres, ohne darum wahr zu seyn. Eine Hofbühne wie die Berliner ist freilich nicht mehr ein Nationaltheater, aber darum auch noch nicht die Bude eines Marktschreiers, blos mit gangbaren Glanzartikeln gefüllt. Die Ehre muß dann und wann doch noch mitsprechen. Es ist schlimm, daß eine so ausgezeichnete Bühne ein solcher Zwitter geworden, allein sie ist es einmal. Wer ändert es unter den gegenwärtigen Conjunkturen? und wie sie einmal stehen, kann man das Comité, seiner Idee nach, nur zeitgemäß nennen.

Raupach, als Dichter, hat einige Schlappen erlebt. An seinen Hohenstaufencyklus hatte er einen ersten Theil zur Geschichte Kaiser Friedrichs II. unter dem Titel König Friedrich angesezt, dem jedoch leider der stumme Krönungszug nach Aachen erst dramatisches Interesse geben soll. Daß der Dichter bei seinem großen Versaz: alle Hohenstaufen auf die Bühne zu bringen, auch auf dramatische Steppen gerathen mußte, war vorauszusehen; wer indeß zwang ihn hier, Schritt für Schritt fünf Akte durch zu verweilen und jeden grünen Tümpel für eine Oase anzusehen? Er konnte mit dem Pegasus darüber hinwegfliegen. An einzelnen patriotisch erhebenden Stellen fehlt es auch hier nicht, sie wollen aber nichts zum Ganzen bedeuten. — Einige bedenkliche Kleinigkeiten hat der Autor freiwillig zurückgenommen, z. B. einen „Gliedermann" und eine jüdische Posse: „Alles doppelt." Jener wurde zuerst in Potsdam gegeben, wo man, vor einem geduldigern Publikum, mißliche Neuigkeiten zuerst probirt, hat indessen auch da Zeichen des Mißfallens erregt. Juden aber, und sie allein zur Zielscheibe des Wizes zu machen, ist in Berlin mehr als mißlich, wo die Hälfte der Theatergänger zu den Bekennern des mosaischen Gesezes, oder doch zu deren Abkömmlingen, gehört. Und es regt sich auch darin jezt eine Nationalität. — Ein Schauspiel von ihm, das „Harfenmädchen," sentimentaler Natur, aber auf ganz veraltete Interessen gegründet, voller Verstöße gegen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, aber voll geistreicher Antithesen, gewann nur durch das ausgezeichnete Spiel unserer Künstlerin Wolf, die sich hierin wieder als Mimin ersten Ranges bekundete, Beifall.

Das Königsstädtische Theater kommt als Kunstinstitut nicht mehr in Betracht. Es wird durch besondere Connexionen, über denen noch immer ein Schleier ruht, gehalten. Der Direktor, Herr Cerf, ist wenigstens mehr als er scheint. Dies hat neulich ein anderer Vorfall gelehrt, wo derselbe, durch Ministerialverfügungen geschüzt, der Aufforderung einer höchsten richterlichen Behörde Troz bieten zu können geglaubt. Der Vorfall hat viel Aufsehen gemacht und Anlaß zu Gerede gegeben, ist aber doch nicht vieler Rede werth. Es ist die Variation eines uralten Streites, welcher in jedem monarchischen Staate vorkommen muß, nämlich zwischen Justiz und Polizei. Leztere wird der Vorfall Vorsicht für künftige Fälle lehren. Die Zeiten, wo man sich ungestraft compromittiren durfte, sind vorüber. — Die Oper dieses Theaters geht ihren Weg fort und leistet hie und da Vorzügliches; für das Schauspiel hofft man erst seit dem Wiederangagement der Frau von Holtei, die, so gut sie in ihrem Genre ist, es doch allein auch nicht haben wird. Es muß viel geschehen, wenn es einigermaßen erträglich werden soll. Ein Herr von Klischnig, der in Attituden und Sprüngen Affen und andere Thiere imitirt, hat in lezter Zeit das Glück der Kasse hier gemacht. Es muß dahin kommen, daß der Mensch den Affen imitirt, um auf die Weise das deutsche Theater wieder zu heben, wie die Karlisten in Paris vermeinen, das Königthum zu restauriren, indem sie Republikaner werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Juni 1831.

Wie der Baum aus der Wurzel, so wächst Sprache und Wissenschaft aus ihrem Ursprunge herauf? — Woher aber soviel Zwist, als weil jeder seine Begriffe und Regeln, so einseitig sie waren, für die einzigen ansah, nach ihnen alles entschied, und außer ihnen Alles für Nichts, für Abweichung erklärte.

Herder.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Beschluß.)

Das roussillonsche Patois, das voll spanischer Ausdrücke, Worte und Wendungen ist, und dadurch eine ganz mittägliche Farbe hat, gefällt mir viel besser als das Idiom von Bigorre und von Béarn. Merkwürdig sind in Frankreich, wo alles Französische so despotisch vorherrscht, Despourins Lieder und Romanzen im béarnischen Patois. Wiewohl sie weit entfernt sind von der Haltung und dem Duft von Hebels allemanischen Liedern, so haben sie doch einige poetische und naive Anklänge. Die Sprache ist freilich ohne allen Reiz und Wohlklang, und sie steht in jeder Beziehung hinter dem Languedocschen Idiom bei Montpellier zurück. Da alle diese Dialekte leider schon seit lange von den Gelehrten, Literatoren, Künstlern, Staatsbeamten und sogenannten Leuten von Stand mit ächt französischer Verachtung angesehen und vernachläßigt worden sind, so haben sie sich nur unter den Landleuten erhalten und sind dadurch ohne Ausbildung und Vervollkommnung geblieben. Darüber muß man die Franzosen hören, denen alle Eigenthümlichkeit eines Landstrichs und seiner Einwohner, unabhängig von Paris, ein Dorn im Auge, wohl auch eine Monstrosität und etwas Unbegreifliches ist. So sagt Arbanère in seiner pyrenäischen Reise: „Diese Dialekte haben sich nicht verbessert und bereichert durch die neuen Wortfügungen des Französischen, die durch die allgemeine Bewegung der Civilisation, durch die großen Ereignisse des Nationalschicksals, durch Männer von Genie entstanden sind. In ihrer Armuth drücken sie nichts aus als den engen Ideenkreis eines Celten inmitten seiner Wälder oder die groben Empfindungen jener Scythen, die Wissenschaften und Künste erstickten.“ Mit den Scythen werden die Westgothen gemeint, die nie Wissenschaften und Künste niedergehalten, vielmehr im Abendland zuerst wieder aufgerichtet haben, wie die zerstörten antiken Gebäude. Dieß wird man aber auch mit den besten historischen Beweisen nie einem Franzosen beibringen, denn er kann die Phrasen über die nordischen Barbaren, und zumal über die Gothen, unmöglich entbehren; lieber sagt er einen Unsinn oder eine Unwahrheit. Nun fährt Arbanère fort: „der hervortretende Charakter der Pyrenäendialekte besteht in ihrem Ueberfluß an Diminutiven, woraus offenbar hervorgeht, daß das Volk noch im Zustand der Kindheit ist und nur einen niedrigen Grad von Civilisation erreicht hat.“ Welcher Schluß! keine Sprache in der Welt hat mehr Verkleinerungen und auf mannigfaltige Weise modifizirte Diminutiven als das Italienische. Unsere Meister in der Civilisation, die ausgezeichneten Republikaner des Mittelalters, möchte ich aber doch kein Volk in der Kindheit, kein uncivilisirtes Volk heißen. In der jezt so ausgebildeten russischen Sprache zeigt sich ein gleicher Reichthum von Diminutiven; eben so im Deutschen. Der Franzose ist hauptsächlich darum übel auf die höchst poetischen Diminutive zu sprechen, weil seine eigene Sprache keine hat.

Das baskische Idiom ist wohl der stärkste Beweis für das ferne Alterthum und den südlichern Ursprung des Volks, denn sie ist rein und ohne alle fremde Beimischung. Oft ist ein einzelnes Wort ein vollständiges Bild, oder die Beschreibung eines Gegenstands. Eine Menge Vokale geben dem Idiom einen Wohlklang, der wieder den großen Einfluß des Mittagslandes beweißt. Leider hat es gar keine Literatur, nicht einmal alte Volkslieder. Es ist, als ob dieß den Meeresstürmen entronnene Volk seitdem keine rechte Heimath gehabt habe. Ich glaube hingegen, daß die Basken in ihrer Abgeschiedenheit und Ruhe überflüßig Zeit gehabt hätten, sich wenigstens eine Volkspoesie und Volksliteratur zu schaffen, wenn ihnen nicht der Sinn und die Anlage dazu fehlte. Dieß scheint mir ein neuer Grund für ihre phönizische oder karthagische Abstammung, denn diese beiden Völker hatten auch keine, und hatten überhaupt wenig Sinn für alle geistige Erregung und Erhebung, gerade wie die Basken, die ihre Abstammung von einem spekulativen Handels- und Seeräubervolk nicht verläugnen können. Sie haben sich und ihre Sprache von aller Beimischung bewahrt, jedem Eroberungsversuch anderer Völker unbändigen Muth und Grausamkeit entgegengesezt, sich bei dem Handel mit andern Nationen doch in voller Eigenthümlichkeit erhalten und ein Jahrhundert nach dem andern stolz, verachtend und abgeschlossen zwischen ihren Bergen und Wäldern gelebt.

Dr. Christian Müller.

Geisterglauben.

(Fortsetzung.)

Wetter und Wege waren fürchterlich. Ein vierzehntägiger Regen hatte die Straßen fast unfahrbar gemacht, und der finsterste Spätherbst hing fortwährend über meinem Reisewagen. Wie verändert erschien Alles um mich her! Unzählige Male hatte ich diese Gegenden in der Nähe von Braunheim früher durchstreift, wenn ich, in der vollen Erwartung der Jugend und der Liebe, zur Gräfin eilte. Jezt Alles so öde, so trüb! ich selbst eine Anzahl Jahre älter, kühler gemacht durch die Genüsse im Strudel des Wiener Lebens, und dann gewaltsam zu mir zurückgeführt durch die holde Erscheinung, die alle Erinnerungen der bessern Zeit wie durch einen Zauberschlag wieder vor meine Seele gerufen hatte. Ich mußte sie noch mehr verwirklichen, diese Erinnerungen; ich mußte Braunheim wiedersehen. Wenn ich, statt gerade auf Ulm zu gehen, den kleinen Umweg über Günzburg wählte, so lag das Schloß fast dicht an der bei Leipheim über die Donau führenden Straße. Ich schlug dieselbe von Tannhausen aus ein.

Allein es ward spät, kein Stern funkelte am finstern Himmel, der Regen fiel stromweise, die Pferde wollten kaum mehr fort, und mein Postillon sah sich am Ende gezwungen einzugestehen, daß er sich verirrt habe. Langsam fuhren wir auf einem holprigen Steinwege weiter; endlich schlug das wirthliche Bellen von Hunden an mein Ohr, die Umrisse der Gegend traten bekannter aus dem Abenddunkel hervor, ein großes Gebäude schien die Weiterfahrt versperren zu wollen: es war Schloß Braunheim, dem wir uns von einer andern Seite genähert hatten; aber nicht mehr das freundliche Braunheim, mit hell erleuchteten Fenstern, wie ich es sonst so oft gesehen hatte. Meine Schwiegereltern waren abwesend in Augsburg; eine Todtenstille ruhete auf dem großen, verödeten Gebäude, in dem nur ein Kastellan mit wenigem Hofgesinde zurückgeblieben war. Und doch war mir Alles so lieb, so traut! Hier hatte sie gewandelt, deren Schatten ich gleichsam verfolgte, hier . . . Ich nannte mich dem entgegentretenden Kastellan und begehrte Einlaß. Der alte, wortkarge Mann führte mich durch den schallenden Corridor, der früher Zeuge so mancher Festlichkeit gewesen war und nunmehr nur noch das Bild der gänzlichen Verödung darbot, in die einzigen bereiten Zimmer, die jezt bei der Abwesenheit der Herrschaft als Fremdenstuben benuzt wurden. Es waren die ehemaligen Gemächer der Gräfin. Dort stand noch der Porcellainsekretär aus der Fabrik zu Sèvres, den der Herzog von Choiseul dem alten Grafen für einen geleisteten wichtigen Dienst geschenkt hatte; dort das Klavier, dem die schöne Hand der Gräfin einst ein so zaubervolles Leben einzuhauchen verstand; dort der zierliche Bücherschrank von Nußbaum mit vergoldeten Leisten, Alles war dasselbe, und ich stand nach so manchen Tagen wieder inmitten; sollte nicht sie selbst erscheinen, um so viele Eigenthumsrechte geltend zu machen?

Ich sezte mich nach dem Abendessen, welches mir auf dem einsamen Zimmer servirt wurde, an das Klavier, und Reminiscenzen aus einem Quatremains, das ich sonst oft mit der Gräfin gespielt hatte, flossen mir unwillkührlich unter den Händen hervor. Aber wer beschreibt meine Empfindungen, als plözlich die andere Parthie in den Saiten, die von einem leisen Wehen erschüttert zu werden schienen, hörbar wurde! Nein! ich täuschte mich nicht über die Natur dieser geistigen Akkorde; sie war um mich, sie. Ich athmete kaum; — noch einmal schlug ich mit zitternder Hand einen Akkord an, der eine Solostelle ihrer Parthie einleitete; aber als dieses Solo aus dem Instrumente hervor schauerte, erlag ich der Uebermacht geistiger Nähe und sank in Betäubung, oder, sage ich besser, in einem Vergehen des Niedern in uns vor der uns inwohnenden höheren Natur, in meinen Sessel zurück. Die Scheidewand zwischen mir und dem

stillen Gebiete der Geisterwelt ward weggezogen; ein feineres Licht umfloß mich, und der Sinn der Perception des sonst Uebersinnlichen war mir aufgethan. Ich faßte mit diesem Sinne die Nähe der Gräfin auf, wie ihr liebliches, schwebendes Bild in die Saiten, als Medium der sinnlichen Mittheilung, wirkte, wie sie mir holdselig entgegen lächelte, mit dem Zauber der Verklärung, den keine Feder beschreibt, wenn ihr Abglanz gleich jede ahnungsvolle Brust durchleuchtet. Die Fähigkeit des höhern Verständnisses war eröffnet, und der Blick der schwebenden Gestalt tauchte in den Spiegel meiner Gedanken, gleichwie ich das innerste Geheimniß der neuen Gestaltung ihrer Zuneigung für mich durchschaute. Welche Stunde und welche Fülle himmlischer Bilder in dieser Spanne von Zeit! welche Mannigfaltigkeit der Eindrücke neuer Erweiterung des Lebens, eines Lebens, von dessen Intensität und Energie die Gewöhnlichkeit kein Vorbild gewährt! Was aber diesem Zustande von Exaltation den höchsten Werth verlieh, war das damit verbundene Gefühl der Gewißheit, welches seinen Bürgen in einer Unabweislichkeit findet, die schon in die sterbliche Brust gepflanzt ist. Ja! ich bin so gewiß, wie ich gewiß meines Lebens, meines Daseyns bin, daß die Gräfin mich umschwebte, nicht in der Art sinnlich, wie sie mir das Schimmerbild des Unbekannten schuf, aber auffaßbar, empfindbar, sichtbar selbst für das höhere Wahrnehmungsvermögen, dessen Nießbrauch mir für diese merkwürdigen Augenblicke gewährt war. Wie könnte ich den Zauber des neuen Verständnisses beschreiben, welches sich zwischen mir und dem vergeistigten, liebenswürdigsten Geschöpfe bildete! — Alles Verzagen vor der geistigen Macht, alles Demüthigen der niedern Natur vor der höheren war von mir genommen, und ich schwelgte im Genusse des Geistersehens, dieses wahren Geistersehens, zu welchem sich die vorbereitende Kunst des Unbekannten in ihrer höchsten Ausbildung doch nur wie Schein zur Wirklichkeit verhielt. — Lautere Töne, die in dem Augenblicke unerwartet an mein Ohr schlugen, entrissen mich plötzlich diesem Himmel und versetzten mich, wie durch einen Zauberschlag, in die ganze Starrheit der materielleren Welt zurück. Es war der Kastellan, der mit der Frage: ob ich noch etwas zu befehlen habe, in das stille Zimmer getreten war und jezt kopfschüttelnd vor mir stand. Ein Blick auf die herabgebrannten Kerzen ließ mich auf die Dauer meiner Exaltation schließen, und nichts überraschte mich mehr als das augenblickliche Wiederheimischseyn auf dem Gebiete des gewöhnlichen Lebens. Nichts konnte unterschiedener von den eben verlassenen Himmeln seyn, und in diesen Kontrast fand ich mich, zu meiner eigenen Ueberraschung, gleichwohl augenblicklich. Also werden wir uns einst, mit einer für uns selbst gleich überraschenden Leichtigkeit, aus der verlassenen Gegenwart in unsere Zukunft finden, eben weil wir, schon ursprünglich, für das Doppelleben dieser zwei Existenzen bestimmt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Die hübsche Seilerin.

Mir will ein hübsches Mädchen
Nicht wieder aus dem Sinn,
Sie heißt im ganzen Städtchen
Die hübsche Seilerin.

Die Seile, die sie windet,
Verstricken Herz und Hand,
Das schlanke Mädchen bindet
Damit das halbe Land.

Steht sie an ihrem Lädchen,
So kommt die ganze Stadt
Und kauft die saubern Fädchen,
Die sie gesponnen hat.

Ihr dürft nicht lange weilen,
Weil, eh' ihr's denkt und wißt,
Das Herz an ihren Seilen
Gar schlimm gefangen ist.

Sie warf die schönen Schlingen
Mir hurtig über'n Kopf:
Wie soll ich mich entringen,
Ich allzudreister Tropf!

Gönnt mir das hübsche Mädchen
Nicht bald gewognen Blick,
Kauf' ich in ihrem Lädchen
Mir ehstens einen Strick.

Dann wird sie doch beklagen,
Daß sie mich so gekränkt,
Und seufzend wird sie sagen:
Den hab' ich selbst gehenkt.

K. Simrock.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Deutsche und französische Auswanderer.

Neulich langten hier einige Familien aus dem Würtembergischen an, die sich zu Havre nach Brasilien einschiffen wollten. Man fragte sie, was sie bewogen habe, sich zu einer so weiten Reise zu entschließen. Es soll dort gut gehen! war ihre einzige Antwort, und wahrscheinlich hatte nichts weiter, als dies unbestimmte gut gehen in einem fremden Welttheile, sie aus ihrer Heimath getrieben; blos in der Hoffnung, es werde auch ihnen gut gehen, hatten sie auf Vaterland, Freunde und Landessitte Verzicht gethan, irrten durch Frankreich, sezten sich den Gefahren des Meeres aus und hatten

vielleicht noch viel größere Gefahren in dem Lande selbst, wo sie sich niederlassen wollten, zu erwarten. Paris hatte für diese Familien nicht den mindesten Reiz; sie zogen blos durch, lagerten sich, da das Schiff nicht fertig war, ans Ufer der Seine, kochten und wuschen unter dem Gaffen einer Menge Menschen und schifften sich dann auf dem Dampfboote ein, das nach Rouen fährt. Ihr einziges Augenmerk war auf das Land gerichtet, das ihr zweites Vaterland werden sollte. Sonderbare Menschen! für das, was sie die weite Reise kostet, hätten sie sich manche Bequemlichkeit verschaffen können, und hätten sie eben so geduldig die Mühseligkeiten ihres häuslichen Lebens ausgestanden, als die der Reise, so wären sie vielleicht nicht von dannen gegangen. Noch sonderbarer ist es, daß die Auswanderungen in einigen der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands und nicht in den armen und unfruchtbaren am häufigsten sind, in Ländern, welche die freieste Verfassung haben, und nicht in Reichen, wo die Willkühr der Machthaber alles beherrscht. Und die Ausgewanderten begeben sich mit großen Kosten und Gefahren in ein entferntes Land, wo noch keine feste Ordnung der Dinge besteht, wo leicht eine Staatsumwälzung die Lage der Familien aufs Spiel setzen kann, wo die Eifersucht der Landeseingebornen ihnen statt Hülfe leicht Verfolgung bringen könnte, wo ungewohnte Sitten, ungewohntes Klima, ungewohnte Nahrung ihrer Gesundheit schädlich werden müssen. Allein freilich, wenn die Menschen nicht zuweilen die Gefahren übersähen, würde wenig Großes ausgerichtet und Jeder bliebe wie die Pflanze in dem Boden eingewurzelt, wo er emporgekommen ist. Wären die Menschen nicht zuweilen ausgewandert und hätten ihren Kunstfleiß und ihre einfachen Sitten in andere Länder übergetragen, so hätten die Völker wenig von einander gelernt und wären in ihrem Nationalstolze verfault. Gegen das Auswandern im Allgemeinen wäre es also thöricht zu sprechen. Wem es in seinem Vaterlande nicht gefällt, muß die Freiheit haben, sich anderswo niederzulassen. Die Regierung, welche das Auswandern verbieten wollte, müßte für das Wohl der einzelnen Familien sorgen und darauf sehen, daß keine nöthig habe, im Auslande ihr Heil zu suchen, worauf sich aber wohl keine einlassen wird, weil sie mit diesem Geschäfte nimmer zu Ende kommen würde. Nur die Art der Auswanderung sollte besser berathen werden; und hier ist der Mangel an Vereinen auf unserm Festlande sehr empfindlich. In England, in den nordamerikanischen Freistaaten berathschlagen sich die Bürger, fassen zusammen Entschlüsse, und auf diese Art kommt etwas Vernünftiges zu Stande. Auf unserm Festlande schöpft die Polizei sogleich Verdacht, wenn die Bürger sich gemeinschaftlich berathschlagen; immer ist ihr bange, es möchte gegen die Regierung gerichtet seyn. Deshalb bleiben die Bürger vereinzelt und führen jeder für sich schlecht aus, was ihnen vortrefflich gelingen würde, wenn es auf gemeinschaftliche Kosten und nach einem festen Plane geschähe. In Frankreich ist das Elsaß beinahe das einzige Land, wo sich die Lust zum Auswandern regt; vielleicht ladet der vorbeifließende Rheinstrom die Einwohner ein, seinem Laufe zu folgen und sich aufs weite Meer zu begeben. Einzelne Spekulationen zum Auswandern sind bisher schlecht ausgefallen. Die Niederlassung in der mexikanischen Provinz Texas, wohin sich besonders viele Soldaten und Offiziere der Napoleonschen Armee begeben hatten, wurde gewaltsam zerstört, so beunruhigend war sie für die Nachbarn geworden. Am Senegal ging es den Ausgewanderten nicht viel besser, und nun ist so eben ein drittes Beispiel des schlechten Ausgangs einer französischen Niederlassung in entfernten Gegenden bekannt geworden. Der Deputirte Laisné de Villevêque hatte nämlich von der mexikanischen Regierung, auf deren Anerkennung er in der Deputirtenkammer gedrungen hatte, ein Stück Land bekommen, welches ungefähr so groß seyn soll als das Königreich Würtemberg, oder wenigstens wie das Großherzogthum Baden, und auf der Landzunge Tehuantepec liegt. Kein Reichsfreiherr konnte sich mit ihm messen; allein außer einigen indianischen Völkerschaften fehlte es an Einwohnern auf dieser Erdzunge, und was ist der größte Fürst, wenn er keine Unterthanen hat? Es wurden also glänzende Ankündigungen verbreitet über die reizenden, fast paradiesischen Ufer des Goaxacoalco, wo man mit leichter Arbeit die herrlichsten Gärten hervorzaubern und unter dem Schatten der Pomeranzen- und Bananenbäume ein wahrhaft romantisches Leben führen könne. Da Hr. Laisné de Villevêque aber noch mehr Klugheit als Vermögen besizt, so wollte oder konnte er die Kosten des Absendens und Einrichtens einer Kolonie nicht tragen, und vereinbarte sich lieber mit einigen Spekulanten, welchen er 45.000 Morgen Landes unter der Bedingung abtrat, daß sie Pflanzer dorthin senden müßten. Die Abtretung geschah, wie er versichert, unentgeldlich, um der Menschheit einen Dienst zu erweisen, und in der That würde er schwerlich Jemand in Frankreich gefunden haben, welcher ihm ein Stück unbekannten und unbebauten Landes in Mexiko abgekauft hätte. In Paris kann man Grundstücke ruthenweise, ja fußweise verkaufen, weil man hier sicher ist, guten Vortheil daraus zu ziehen; aber in Mexiko muß man schon froh seyn, wenn sich Jemand unentgeldlich mit dem Anbau einer wüsten Gegend abgeben will. Die Spekulanten, welche mit Laisné de Villevêque unterhandelten, hatten nicht die Beförderung menschlichen Wohls, sondern ihren Gewinnst zum Zwecke und rafften in Paris eine gewisse Anzahl von Menschen zusammen, wie man deren in allen großen Städten findet, Verschuldete, Abentheurer, Faullenzer, kurz Leute, welche hofften, in Mexiko ein Schlaraffenleben zu führen. Laisné de Villevêque behauptet, er habe empfohlen, keine Pariser hinzuschicken, sondern Bauern mit einem kleinen Vermögen, Handwerker, genügsame und fleißige Arbeiter. Allein solche brauchen nicht auszuwandern; sie können in Frankreich sehr gut fortkommen. Der in einigen andern Ländern so gedrückte und unterwürfige Bauernstand hat in Frankreich nichts Erniedrigendes. Der Bauer ist Herr auf seinem kleinen Landstücke, so gut wie der Herzog auf dem seinigen, und zahlt er 200 Franken Steuer, so ist er zur Wahl der Stellvertreter des Volks berufen und hat folglich Antheil an dem Ausschlage der Angelegenheiten seines Vaterlandes. Daher konnten die Spekulanten, welche an dem Goaxacoalco eine Kolonie anlegen wollten, fast nichts als den Abschaum der Pariser Bevölkerung bekommen; einige wenige Männer, denen es in ihrem Vaterlande nicht gefiel, hatten sich diesem Gesindel zugesellt und brachten bessere Absichten mit. Man schiffte sich ein; während der Reise kam es schon zu Unordnungen auf dem Schiffe. An der Küste befindet sich eine Sandbank, wo das Schiff scheiterte; einige nachkommende Schiffe hatten dasselbe Schicksal. Die mitgenommenen Sachen wurden zum Theile verdorben. Laisné de Villevêque beschuldigt die Pflanzer, sie haben sich nicht damit abgegeben, ihre Sachen zu retten, sich auf der Küste einzurichten, dort Hütten zu bauen und die Ansiedlung zu beginnen, und sich dagegen mit der Jagd belustigt und Rebhühner und Hirsche geschossen. Sie aber antworten: nichts sey zu ihrem Empfange vorbereitet gewesen, nicht einmal ein Mann sey da gewesen, der ihnen den Weg nach Minotitlan habe zeigen können, wo die Niederlassung statthaben und wo wahrscheinlich Laisnopolis erbaut werden sollte. Um nicht Hunger zu sterben, haben sie sich wohl auf die Jagd begeben müssen, aber nicht zur Lust, sondern aus Noth.

(Der Beschluß folgt.)

No. 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Juni 1831.

— Veracht'
All Müh' und Last der Zeitlichkeit,
Den Lohn beut dir die Ewigkeit.

Andreä.

Sanct German.

Kaum daß im wilden Schweizerland
Des Heilands Wort Verkünd'ger fand,
Ergaben Viele Herz und Sinn
Sogleich der Jesuslehre hin;
Ja Mancher gar voll Andacht weiht'
Dem Herren seine Lebenszeit.

Sanct German wohnt im tiefsten Wald,
Wo rauh des Geiers Schrei erschallt,
Wo schauerlich des Jura Pracht
Sich aufschwingt aus des Thales Nacht.
Als Eremit im härnen Kleid
Hatt' er sein Leben Gott geweiht,
Inbrünstig er zum Himmel bat
Um seinen Beistand, seinen Rath.
Nur Wurzeln waren seinen Kost
In Sommerhitz' und Winterfrost,
Und eine kleine Zelle barg
Vor Regen ärmlich ihn und karg.
Ein Krug blos war sein einzig Gut,
Worin er aus der Aare Fluth
Tagtäglich, wenn die Sonn' erwacht',
Sich seinen Trunk nach Haus gebracht.
Und unter Beten und Gesang
Die Meil' er lief den Wald entlang;
Wenn's weiter noch gewesen wär',
Er opfert' es zu Gottes Ehr'.
Doch wie er mählig älter ward,
Schien dieß beschwerlich ihm und hart;
Und einmal, als den Weg er geht,
Der Regen fällt, der Sturmwind weht,
Es ihn recht herzlich doch verdrießt,
Daß gar so fern die Aare fließt.
Wie's ist nun, wenn der Aerger beißt,
Bald dieß, bald jenes gut er heißt,
Und doch trotz aller Noth und Müh'
Das Wählen bringt zu Ende nie.
Als Klügstes endlich stellt sich dar,
Wenn er hinfürder an die Aar
Sein Siedelhäuschen sich erbau'.
Der Herrgott nimmt's nicht so genau,
Meint er, und gibt dem Alter zu,
Wenn ich ein wenig pfleg der Ruh';
Auch bet' ich dann nur desto mehr,
Denn's Beten wird im Gehen schwer;
Und ist mein Krug erst Wassers voll,
So eil' ich heim, und heute soll,
Hab' ich den Platz mir ausersehn,
Mein Haus schon an der Aare steh'n.
Er meint, wie jetzt noch Mancher thät,
Er komm' in nächster Stund zu spät.

Wie German von der Aare zieht,
Er plötzlich einen Jüngling sieht,
Deß Antlitz schön, des Züge mild,
Fast wie an einem Heil'genbild;
Ein blauer Mantel fließt um ihn

In weiten Falten wogend hin,
Der reichen Locken goldnes Haar
Wallt über Gürtel und Talar.
Sanct German denkt: 's ist sonderbar,
Ich wohne hier so manches Jahr,
Doch hab' ich Niemand noch geseh'n
Auf diesen rauhen Wegen geh'n;
Was gilt's, der Jüngling ist verirrt,
Und schaut, wo licht das Dickicht wird;
I nun! da ist geholfen bald,
Ich leit' ihn sicher aus dem Wald,
Und steht er auf des Jura Höh'n,
Kann er den Weg ja vor sich seh'n.
Sanct German schleunigt seinen Schritt
Und fragend gleich zum Wand'rer tritt:
Woher kömmst du in dieses Land
Mit solchem sonderen Gewand?
Welch' ein Geschäft führt dich hieher,
Wo Weg und Steg zu finden schwer?
So weiter dieß und das er fragt,
Wie's just dem Alter gern behagt.

Der Fremdling aber spricht kein Wort,
Geht schweigend durch die Tannen fort,
Bedachtsam Schritt für Schritt er geht,
Als wenn er was verloren hätt'.
Doch German läßt das Fragen nit
Und wiederholt bald seine Bitt.
Der Jüngling nun sein Schweigen bricht
Und so zum Eremiten spricht:
Ich zähle hier auf dieser Bahn
Die Tritte, die du schon gethan
An jedem Tag so manches Jahr,
Den Trunk zu holen an der Aar;
Denn wiß', ein jeder Schritt trug dir
Stets eine Meile Wegs dafür
Im Land der ew'gen Seligkeit,
Die dort den Frommen ist bereit.

Wie so betroffen German steht,
Vor ihm der Jüngling ist verweht,
Und in dem Sonnenglanz, wie Gold,
Steigt auf ein Englein wunderhold.
Sanct German hat den Krug erfaßt,
Eilt durch den Wald in flücht'ger Hast;
Er reißt gleich seine Hütte ein
Und trägt sie tiefer in den Hain;
Ja viermal weiter, als vorhin,
Steht sie nun in den Felsen drinn,
Und in dem spät'sten Alter noch
Wallt täglich er zur Aare doch.
Und als er einst im Morgenstrahl
Den Trunk sich holte abermal,
War just vollend't die lezte Meil —
Und er ging ein zum ew'gen Heil.

Wagner von Laufenburg.

Geisterglauben.

(Beschluß.)

Der Mond war indeß mit überwältigender Klarheit durch finsteres Regengewölk gebrochen; und da in Braunheim nun Alles für mich abgethan war, und mich eine innere Stimme von der Unmöglichkeit der Wiederholung dieser Anticipation eines Eindringens in das Geheimniß der Geisterwelt auf gleichem Wege versicherte, so wünschte ich alsbald weiter zu reisen. Mein Postillon war bereit und dem Kastellan schien die Entfernung eines so einsylbigen Gastes eben auch nicht unwillkommen zu seyn. Ein frischer Nordostwind hatte die Landstraße einigermaßen getrocknet und ich flog dem Orte meiner Bestimmung entgegen. In wenigen Tagen war die Angelegenheit einer neuen Chiffer mit unserem Minister abgethan, und noch vor Mitte Decembers befand ich mich wieder in Wien, wieder in den alten Kreisen, in den früheren Zerstreuungen und Genüssen; aber ich verhielt mich subjektiv anders dagegen: was früher meine Brust nur ahnend bewegt hatte, war durch das Ereigniß von Braunheim in ein energischeres Licht gerückt worden, und meine Lebensänderung von diesem Augenblick an war das Resultat der Gewißheit, daß es allerdings Fälle im individuellen Leben gibt, wo die Scheidewand zwischen zwei Existenzen momentan verschwindet. Dieses zu beweisen, ist der Zweck der gegenwärtigen Erzählung gewesen. Es könnte Schwergläubige geben, welche das Motiv in Abrede stellen wollten, wofür freilich kein ostensibler Beweis zu geben ist; das Resultat: meine, nur durch jenes Motiv bedingte Sinnesänderung, ist ein unläugbares Faktum; und wenn die schwankende, schwebende Erscheinung meiner Erinnerung selbst entschwinden will, so halte ich mich an lezteres Faktum, um sie von Neuem festzuhalten. Man kann also, wovon eben ausgegangen war, allerdings behaupten, daß es im unausgelernten und unauslernbaren Menschenleben Zustände und Verhältnisse gibt, die eine Abweichung von Regeln bedingen, welche demnach nur nicht in einer Allgemeinheit, die gar keine Ausnahme leidet, geltend gemacht werden dürfen. Somit ist auch jeder Streit zwischen den Verfechtern der Möglichkeit eines Vordringens über die Grenze unseres sinnlichen Lebens und des, an dieses sinnliche Leben anstoßenden übersinnlichen Gebietes, und ihren Widersachern auf einmal geschlichtet. In der Angelegenheit dieses Glaubens kann nur die eigene Erfahrung entscheiden, und daneben muß die Unmöglichkeit bestehen, das Resultat dieser Erfahrung zum gleich sichern Eigenthume eines Dritten zu machen; denn sonst wäre die Regel gefährdet, und ich spreche nur von deren Ausnahmen. Sinzendorf und We-

sterloo selbst, wie ähnlich wir im Allgemeinen über diesen Gegenstand dachten, würden vielleicht meinem Berichte nicht die innige Ueberzeugung geschenkt haben, von welcher ich selbst durchdrungen bin. Indeß fehlte mir auch ihre freundliche Nähe: den erstern hielt seine neue Würde fortwährend in Rom zurück, und Westerloo's Erbschaftsprozeß in Flandern wollte kein Ende nehmen. Desto mehr Mühe wendete ich an, den interessanten Unbekannten wieder aufzufinden; allein was ich auch aufbieten mochte, er schien, wie auch schon oben angedeutet worden, spurlos verschwunden. Ich habe viel darüber nachgedacht, wie es ihm möglich war, dem Bilde der Gräfin, welches er uns hinzauberte, diese unbeschreibliche Aehnlichkeit zu geben, denn, ich wiederhole es, sie konnte nicht größer seyn. Erinnern wir uns indessen, daß der Künstler meinen Ring mit dem treffenden Bilde der Verewigten mehrere Stunden in Händen gehabt hatte, um die Flecken des Diamanten wegzubringen. Gleichwohl gestehe ich, daß alle Schwierigkeiten zur Erklärung des Vorganges damit bei weitem noch nicht weggeräumt sind. Vom Kaffetier Sonnenfels durfte ich eine weitere Auskunft auch nicht erwarten; der gewandte Mann war kurz nach dem Ereigniß erkrankt, und lag noch fast hoffnungslos darnieder. Allen ferneren Nachforschungen machte vollends meine bald nachher erfolgende Abberufung von Wien ein Ende, und ich verließ die Kaiserstadt zwar mit einer unbefriedigten Neugierde, aber dagegen mit dem Gewinne der höchsten und reichsten Erfahrung, welche das Menschenleben anticipiren darf, und in einer Sinnesrichtung, die mir für die Unzweifelhaftigkeit jener Erfahrung eine unabweisliche Bürgschaft gewährt.

Hier endigte der Graf seine Erzählung, und schloß mir, als ich mich noch zu einer neuen Einwendung erheben wollte, mit den Worten: „still, Bester! und jezt zu etwas Anderm!" den Mund, indem er mich bei der Hand nahm und in den sehr schönen Schloßpark führte, wobei er das Gespräch auf gleichgültige Gegenstände leitete.

Naturgeschichtliche Miszellen.

Einer der merkwürdigsten Seebewohner, vorzüglich der tropischen Meere, ist die Holothurie, ein Weichthier, das sich, weil es sehr schwer aufzubewahren ist, in den Sammlungen selten findet und über dessen ganze Geschichte die Naturforscher noch durchaus nicht im Reinen sind. Dieses seltsame Thier segelt oder rudert bei ruhiger See auf der Fläche des Wassers, und deßhalb, und seiner sonderbaren Form und seines bunten Farbenspiels wegen, ist es wohl allen Seefahrern aufgefallen. Die kleinsten Individuen dieser Thierart sind gegen einen Zoll, die größten sieben einen halben Zoll lang.

Das Thier, dessen Form sich mit der keines andern lebenden Wesens vergleichen läßt, gleicht im Umriß ziemlich einer kleinen länglichen, mit Luft gefüllten Blase von azurblauer Farbe, die in dunkleres Blau und Grün spielt. Ueber dem fast walzenförmigen Körper sizt ein gefalteter, sehr beweglicher, purpur und rosenfarbig schillernder Kamm. Dieser Kamm dient dem Thier als Segel, und es bewegt sich, mittelst der Richtung, die es ihm gibt, fast wie ein Schiff. Je nachdem der Wind ist, spannt es das Segel aus oder zieht es ein; wenn aber die See hoch geht, taucht es mittelst eines ganz eigenen Respirationsapparats unter. Der Körper ist so leicht, daß er auf dem Wasser zu schweben scheint, und er schwimmt sogar noch auf reinem Weingeist. Am untern und mittlern Theil des Thiers sitzen Röhren, Saugwarzen und Fühlfäden, die das Thier verlängern und wieder einziehen kann; manche sind sechszehn, siebzehn Fuß lang, aber spiralförmig gewunden, sehr schön blau und rosenroth gefärbt, und dienen zugleich als Saugwerkzeuge, zur Bewegung und zur Vertheidigung. Diese Fäden, Warzen und Röhren enthalten eine klebrigte Materie, die, auf die menschliche Haut gebracht, Blasen zieht und einen Schmerz verursacht, wie eine leichte, aber ausgedehnte Verbrennung. Diese Eigenschaft hält sich sehr lange; die Gefäße, in welchen man Holothurien aufbewahrt hat, müssen sehr sorgfältig gewaschen und ausgerieben werden, ehe man sie ohne Schaden wieder brauchen kann. Schneidet man mit der Scheere die Fühlfäden ab, oder den Körper queer durch, so stirbt das Thier nicht, oder lebt doch noch sehr lange. Der häutige Kamm scheint weit empfindlicher als die andern Theile, und das Thier bewegt sich weit lebhafter und rascher, wenn man diesen Theil verlezt. Die Holothurie nährt sich von Thieren aller Art; sie verschlingt oft verhältnißmäßig sehr große Thiere, und ihre Verdauungskraft scheint ausnehmend stark zu seyn. Einige Arten von Seekrebsen und Medusen nähren sich ihrerseits von den Holothurien.

Kunstfleiß der Schwalben. — Ein Naturforscher, der an den Mineralquellen von Saratoga wohnt, hat sich durch vielfältige Beobachtungen überzeugt, daß die Uferschwalbe (hirundo riparia) nach den Umständen ihr Nest bald so, bald anders baut. Findet sie ein sandiges Gestade, so grabt sie Löcher und baut so für ihre künftige Familie eine bequeme Wohnung, wo sie vor ihren Feinden geschüzt ist. Erlaubt dies aber die Lokalität nicht, so zieht sie sich in die Nähe menschlicher Wohnungen; sie ist zwar durchaus nicht so vertraut mit dem Menschen wie die Fensterschwalbe, hängt indessen in diesem Fall doch ihr Nest an Scheunen, Schuppen u. s. w.; hier aber muß sie, statt blos zu graben, ein wirkliches Nest bauen, muß Materialien suchen und sie herbeitragen. Diese Schwalbenart hängt demnach, wie es scheint, nicht unbedingt an den Sitten, auf welche ihr Name hinweist; sie lebt und gefällt sich überall, wo sie Unterhalt, Schutz und Gesellschaft findet; denn man sieht nirgends vereinzelte Nester. Eine kleine Kolo-

№. 44.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 2. Juni 1831.

Nekrolog.

Moriz Kellerhoven.

Am 15. December 1830 verlor die Akademie der bildenden Künste in München eines ihrer ältesten und verdientesten Mitglieder, den Professor und Inspektor Moriz Kellerhoven. Er wurde im Jahre 1758 zu Altenrath im Herzogthum Berg geboren, und da sein Vater früh starb, von seinem Oheim mütterlicher Seite in Düsseldorf erzogen. Dieser, ein Geistlicher, bestimmte ihn zum geistlichen Stande, und so widmete sich der Jüngling bis zu seinem siebzehnten Jahre ganz den wissenschaftlichen Studien und legte hier den Grund zu den mancherlei nützlichen Kenntnissen, die ihn in späteren Jahren auszeichneten. Nach dem Tode des Oheims, dessen Wille ihn mehr als eigene Neigung geleitet hatte, folgte er seinem Hang zur Kunst und vertauschte die wissenschaftlichen Studien mit ernsten und eifrigen Uebungen an der Akademie zu Düsseldorf, deren damaliger Direktor, Krahe, sich gern des talentvollen Schülers annahm. Nachdem er hier schon den größten Theil seiner Ausbildung vollendet hatte, ging er auf einige Zeit nach Antwerpen, und dort, im Anblick der großen Muster der niederländischen Schule, mag er sich hauptsächlich für die Porträtmalerei entschieden haben, die später sein ausschließlicher Beruf wurde. Ob er von hier aus nach London und Paris gegangen sey, haben wir nicht mit Gewißheit ermitteln können. Im Jahre 1779 ging er nach Wien, und nur die viele Beschäftigung, die er dort fand, vermochte ihn, eine Gelegenheit, Italien zu sehen, die sich im Jahre 1782 ihm darbot, unbenuzt zu lassen. Der Beifall, womit er schon damals arbeitete, bewog endlich im Jahre 1784 den Churfürsten Carl Theodor, ihn nach München zu berufen und zu seinem Hofmaler zu ernennen. Seine Zeit war bis dahin ausser einigen Gesellschafts-Stücken in niederländischer Art und wenigen historischen Gemälden, dem Porträt gewidmet gewesen. An dem bayerischen Hofe ward nun dieß leztere seine einzige Beschäftigung, da man allgemein die Treue seiner Auffassung und die Wahrheit seines Colorits bewunderte und eine Menge von Bestellungen seiner Thätigkeit reichlichen Stoff und Gewinn bot. In Nebenstunden radirte er auf eine geistreiche Weise kleine Porträts in Rembrandt'scher Manier, welche von Kupferstichsammlern noch jezt sehr geschäzt und gern aufbewahrt werden. Noch zahlreichere Aufträge erhielt er nach dem Regierungsantritte des Königs Maximilians Joseph. Das Porträt dieses Königs und der Königin Carolina ist unzählige male von ihm gemalt worden; eines seiner größten und vollendetsten Bildnisse ist das für die hohe Schule zu Landshut gefertigte, welches den höchstseligen König im Krönungsornate darstellt und jezt den Sitzungssaal des Senats der Universität zu München ziert. Eben so malte er den König Gustav Adolph IV. und die Königin von Schweden während ihrer Anwesenheit in München, den Erzherzog Carl von Oestreich und mehrere andere Glieder der k. bayrischen Familie.

Als im Jahr 1808 die k. Akademie der bildenden Künste in München neu organisirt wurde, fand auch Kellerhoven, neben seinem ehemaligen Mitschüler an der Akademie zu Düsseldorf, dem Direktor von Langer, an ihr eine verdiente Stelle. Er ward zum ersten Professor der Malerei an derselben ernannt und mit der besondern Aufsicht über die Schulen beauftragt. Von nun an theilte sich sein Beruf in die Stunden, die er der Akademie, und die, welche er seinen Privatarbeiten widmete. Als Inspektor der Schulen verpflichtet, den ganzen Tag in der Akademie gegenwärtig zu seyn, überall nachzusehen und jedem den Zutritt zu sich zu gestatten, behielt er natürlich nur wenige und abgerissene Stunden zur Ausführung eigener Werke. Dennoch entstanden unter seiner Hand noch zahlreiche Bildnisse, jedes spätere vorzüglicher als das frühere an Zeichnung, Colorit, plastischer Vollendung und lebendiger Auffassung des Charakters, so daß man von ihm mit Wahrheit sagen kann, er gehöre zu den wenigen Künstlern, die bis in ihr spätestes Alter nicht nur keinen Rückschritt, sondern fortwährend die merkbarsten Fortschritte gemacht. Ausgezeichnet waren besonders in den lezten Jahren die Bildnisse mehrerer Mitglieder des höhern Clerus in ihrem Amtsornate, groß-

tentheils in halber Figur, namentlich das des Bischofs v. Streber, welchem an Aehnlichkeit, markiger und kräftiger Behandlung und täuschender Nachbildung der mannichfaltigen Stoffe, Seide, Sammt, Blonden, Email und Edelsteine, wenige zur Seite gesezt werden können. Kellerhovens Pinsel liebte jenen breiten, freien, und pastosen Farbenauftrag, welcher den großen Niederländern eigenthümlich ist; es gelang ihm vorzüglich in den späteren Jahren, auf diesem Wege den vollkommenen Schein der Körperlichkeit und eine leuchtende, dabei aber durchaus wahre Färbung zu erreichen.

Diese so glückliche künstlerische Thätigkeit verdient um so mehr Anerkennung, da er selbst sie der Uebung seines Berufs als Aufseher der Schulen völlig unterordnete. Hier war er von unermüdlichem Eifer beseelt. Von dem Haushalte der Anstalt entging ihm auch nicht das Kleinste; seine Bücher, Tabellen und Rechnungen führte er mit der größten Pünktlichkeit; die Schüler aller Klassen waren ihm genau bekannt, er beobachtete sie in und ausser den Sälen, und wie er Ordnung und Ruhe im Innern zu erhalten suchte, war er auch bei jedem Anlaß bemüht, dem Bedürftigen in äusseren Verhältnissen mit Rath und That zur Seite zu stehen. Dieß Alles wurde ihm durch Charakter oder Neigung keineswegs erleichtert. Feinfühlend und reizbar von Natur war er durch Ungeschick oder Böswilligkeit leicht verlezt, durch Schwierigkeiten der Amtsgeschäfte leicht aufgeregt und ängstlich gemacht. Dennoch ermüdete seine Thätigkeit niemals. Noch in den lezten Jahren unterzog er sich mit wahrer Liebe dem mühevollen Geschäft, die Uebernahme, Aufstellung und Rücksendung der zur öffentlichen Kunstausstellung gehörigen Gegenstände zu besorgen und nahm die bereitwillige Hülfe seiner Amtsgenossen nur an, als er fühlte, daß seine körperlichen Kräfte dazu nicht hinreichten. Noch auf dem schmerzvollen Krankenlager ließ er sich nicht abhalten, diejenigen Geschäfte zu erledigen, zu welchen seine Gegenwart in der Anstalt nicht nothwendig war, und selbst in den lezten leidensvollen Tagen, nachdem sein Fuß schon lange nicht mehr die Säle der Akademie betreten hatte, waren seine Gedanken fast ausschließlich von seinen Obliegenheiten für sie erfüllt.

Dieser Pflichteifer in seinem Berufe, verbunden mit einem überaus großen Zartgefühle, welches dieselbe Schonung fremder Individualität übte, die es für die eigene verlangte, sezte ihn zu allen seinen Amtsgenossen in das freundschaftlichste und achtungsvollste Verhältniß. Aufrichtiges Wohlwollen, Bereitwilligkeit zu jeder Art von Gefälligkeiten, Entschiedenheit der Ansicht und Sicherheit des Urtheils, durch vielfältige Erfahrungen geübt, aber stets vorsichtig, mild und freundlich sich äussernd, gewannen ihm die Anerkennung eines jeden; nach vielfältigen Beweisen und aus voller Ueberzeugung davon zu sprechen ist aber ganz besonders denen erlaubt, die durch ihre Funktionen in täglicher Geschäftsberührung mit ihm standen.

Wie in allen Verhältnissen, so äusserte sich seine edle Natur auch noch während der lezten Jahre seines Lebens in der warmen und lebendigen Theilnahme an Allem, was Kunst und Wissenschaft und das Leben der Völker betraf. Seine Kenntniß mehrerer Sprachen hatte ihm schon seit langer Zeit den ehrenvollen Auftrag von J. M. der jezt verwittweten Königin verschafft, die Ankäufe für ihre reich ausgestattete Kunstbibliothek zu besorgen, und hiedurch blieb er im beständigen Verkehr mit den neuesten Erscheinungen seines Fachs. Bei einem sehr stillen und zurückgezogenen Leben beschränkte sich sein persönlicher Umgang auf einen Cirkel älterer Freunde, dessen regelmäßiger Besuch ihm zum Bedürfniß geworden war.

Gichtbeschwerden, die er schon seit mehreren Jahren fühlte, warfen ihn im Frühling des vergangenen Jahres auf das Krankenbett. Durch eine beschwerliche Cur und Gebrauch der Bäder ward er zwar auf einige Monate wieder so weit hergestellt, daß er die Akademie aufs Neue besuchen und bis zum Spätherbst noch in seinem Studium arbeiten konnte. Aber die rauhe Jahrszeit brachte neue Leiden und schnelle Abnahme der Kräfte. Seine lezten Tage waren schmerzvoll, doch ging er mit ruhigem Gemüth seiner Auflösung entgegen. Als am 17. Dec. seine irdische Hülle bestattet wurde, begleitete sie ein feyerlicher Zug der sämmtlichen Professoren und Schüler der Akademie und vieler theilnehmender Freunde; ein Lorbeerkranz, den einer der Professoren im Namen der dankbaren Schüler auf seinen Sarg legte, sprach im einfachen Bilde sein Verdienst und die innige Verehrung aus, die ihm ins Grab folgte.

Er hinterließ mehrere Töchter und einen Sohn, Joseph Kellerhoven, der sich ebenfalls der Malerei mit Erfolg gewidmet hat. Sein Bildniß aus jüngeren Jahren, ein Kopf von schönen und edlen Zügen, die sich auch in seinem Greisenalter nicht verleugneten, befindet sich unter seinen radirten Blättern. Sein Nachfolger in der Akademie ist Professor Joseph Schlotthauer geworden, der bereits im Febr. d. J. sein Amt angetreten hat.

S.

Aus England.

(Beschluß.)

4.

Wer, wie der Goethe'sche Wagner, stets in sein Zimmer gebannt ist und die Welt kaum an einem Feier-

tage sieht, geschweige daß er Muße fände, die Einsamkeit der Wälder aufzusuchen, sich im Schatten der ewigen Eichen zu ergehen, dem Spiel der Winde in dem Gezweige und dem unendlich mannichfaltigen Wechsel der Lichter auf dem schwankenden Blätterwerke die Sinne zu öffnen; dem werden Strutt's „Deliciæ Sylvarum" einigen Ersatz leisten. Strutt hat früher schon ein Werk, das „Sylva Britannica" betitelt ist, herausgegeben und wohlverdientes Lob eingeärntet. Wie es sich von dem wackern Künstler von selbst versteht, setzte er seine Studien mit Ernst, Eifer und Liebe fort und bietet jezt als Frucht derselben seine Diliciæ Sylvarum, welche Herz und Auge wahrhaft erfreuen. Die Studien, welche das erstere Werk erforderte, sagt Strutt in dem Vorwort, machten ihn mit der Waldscenerie seines Vaterlandes auf das innigste vertraut, und während sich seine Phantasie an der Betrachtung derselben ergözte, konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, jede Kraft aufzubieten, um die Erinnerungen jener schönen Stunden in einem Werke festzuhalten, welches die anziehendsten Waldpartieen umfassen und dem Publikum die heimischen Aufenthaltsorte des genius loci zeigen sollte, die bisher wohl von Dichtern erhoben, aber von keinem Maler dargestellt wurden. „Jedes Monument des Alterthums", fährt er fort, „und der mittelalterlichen Größe, unsere Städte und Schlösser, unsere Kirchen und Kathedralen, jede anziehende Oertlichkeit an unsern Seen, Flüssen und Küsten, sind zu verschiedenen Zeiten Gegenstände mancher glänzenden und erschöpfenden Werke geworden. Unsere majestätischen Waldungen allein blieben vernachläßigt, diese ehrwürdigen, lebendigen Alterthümer der Natur, mit deren düsterer Feier die früheste Geschichte und die poetische Periode unserer Existenz als einer Nation so innig verbunden sind, u. s. w." In unserer flachen Zeit ist die Begeisterung etwas so spärlich vorkommendes, daß man sich doppelt freut, einen Künstler so reden zu hören und diese Sprache des liebenden Auges und des vollen Herzens in seinen Arbeiten so lebendig und vollendet abgedruckt zu sehen. Die Ansichten sind trefflich gewählt, die Zeichnung frei, kühn und dabei höchst anmuthig; der Künstler hat den Stich selbst besorgt und auch hier eine sichere, zarte Hand gezeigt. Der beschreibende Theil der Deliciæ Sylvarum ist ebenfalls von Strutt und beurkundet den vielseitig gebildeten und von seinem Gegenstand und seiner Kunst durchdrungenen Mann.

A.

Die Statue Napoleons auf der Vendôme-Säule zu Paris.

Einem Befehl des Königs zu Folge, soll die Bildsäule Napoleons wieder auf der Säule aufgestellt werden, welche er dem Ruhme der französischen Waffen hatte errichten lassen. Der Bericht des Präsidenten des Ministerraths, welcher die Entscheidung des Königs herbeigeführt hat, enthält folgendes:

„Sire, die Säule des Vendomeplatzes, dieses Denkmal unsterblicher Siege, hat seit fünfzehn Jahren die Statue verloren, welche ihre Zierde war. Diese Verstümmelung besteht noch als traurige Spur des Einfalles fremder Heere. Die Denkmäler sind wie die Geschichte, sie sind unverletzlich, wie diese; sie sollen alle Nationalerinnerungen aufbewahren und nur unter den Schlägen der Zeit fallen. Die Geschichte vergißt den Namen des großen Feldherrn nicht, dessen Genius unsern Legionen zum Sieg voranschritt; der als gewandter Regent auf Anarchie Ordnung folgen ließ, der dem Cultus seine Altäre wieder gab und dem Staate das unsterbliche Gesetzbuch schenkte, das uns noch beherrscht. Wohl ihm, wenn sein Ruhm nicht dem Vaterlande die Freiheit gekostet hätte! . . ."

„Eure Majestät will keines der glänzenden Blätter unserer Geschichte zerreißen; sie bewundert Alles, was ganz Frankreich bewundert; sie ist stolz auf Alles, was der Nation Stolz einflößt. Ich kann nur den edlen Gefühlen Ew. Maj. zu entsprechen hoffen, wenn ich die Wiederherstellung der Statue Napoleons auf der Säule des Vendomeplatzes in Vorschlag bringe . . ."

Auf diesen Antrag wurde beschlossen, daß die Bildsäule am fünften Mai wieder aufgerichtet werden sollte.

Dieser Beschluß war im Allgemeinen dem Wunsche der ganzen Nation angemessen. Aber Doktor Antomarchi, einer der treuen Unglücksgefährten Napoleons, trat nun mit der Nachricht hervor: Ludwig-Philipps Befehl würde nicht vollzogen werden können, da die Bildsäule Napoleons gleich im Jahre 1814 bei ihrem gewaltsamen Sturze von der Höhe der Säule verstümmelt worden sey, und die Regierung der Bourbonen sie seitdem habe zertrümmern und in Stücke zertheilen lassen, welche in der Folge, wenigstens zum Theil, zum Gusse der Bildsäule Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf hätten dienen müssen.

Es verhält sich mit der Sache wirklich so; und wir reden, indem wir dieß wenigstens zum Theil bestätigen, als Augenzeugen. An dem nämlichen Tage des Jahrs 1814, als die verbündeten Heere in Paris einzogen, sah man die unsinnigen Bemühungen eines Volkshaufens, Napoleons Bildsäule von ihrem ungeheuren Piedestal herabzustürzen. Ja Einer aus diesem Haufen war gewandt und ruchlos genug, auf die Schultern des Colosses zu steigen, hielt hier, auf den Füßen stehend, den Kopf der Bildsäule zwischen seinen Knieen, drückte, mit bewundernswürdiger Freiheit seiner Bewegungen, durch seine Geberden tausend Verwünschungen aus, sezte dem Haupte des

Helden einen Kranz von Stroh auf und band ihm ein Seil um den Hals. Einige Stunden lang dauerten die Anläufe von 25 bis 30 Pferden fort, welche an das Seil gespannt wurden und ihre Richtung von dem Platze an bis an die Straße Saint = Honoré hin nahmen, und ihre Anstrengungen vermochten so wenig, wie die der tausend Arme, die sich mit ihnen vereinigten, den bronzenen Coloß auch nur einen Finger breit von seiner Stelle zu rücken. Die stumme, erschreckte, aber durch das für sie eben so neue, als gefahrvolle Schauspiel noch zurück gehaltene Menge erwartete mit jedem Augenblick einen Sturz zu sehen, dessen Widerhall furchtbar gewesen seyn müßte, und der das Pflaster mit einer, der Explosion einer Mine vergleichbaren Gewalt gesprengt haben würde. Denn die bronzene 11½ Fuß hohe und über 5000 Pfund schwere Bildsäule, würde, bei einem Fall von einer solchen Höhe, nach dem Gesetze der Schwere mehrere Millionen Pfunde gewogen haben, und ihr Zerspringen so wie das des Pflasters hätte in der Mitte einer gedrängten Volksmenge ein Unheil verbreitet, das kaum zu berechnen ist. Die Versuche blieben jedoch sämmtlich fruchtlos, obschon man angefangen hatte, die Füße des Colosses mit Meißeln abzuschlagen. Ein später erfolgter Befehl verordnete sichere Maaßregeln, es wurde nämlich um die Säule ein zweckmäßig eingerichtetes Gerüst angebracht, das Absägen der Füße, und zwar in der Höhe der Knöchel, beendigt, und der Coloß wurde so herabgenommen, und nicht herabgestürzt, wie Doktor Automarchi glaubt. Die Statue wurde anfangs zu dem Gießer Delaunay geschafft, und während der hundert Tage des Jahrs 1815 in den Magazinen der Regierung aufbewahrt; um sich aber derselben zu entledigen, wurde sie nach der zweiten Restauration auf Befehl der königlichen Regierung in Stücke getheilt und zum Guße der Statue Heinrichs IV. verwendet. Der Gießer dieser lezteren hat dieß öffentlich bestätigt, zugleich aber angezeigt, daß er im linken Arme Heinrichs die Figur Napoleons im Kleinen, im Kopf die Anzeige dieses Depositums und im Bauche des Pferdes einige Kistchen mit mehreren Liedern und Pamphleten jener Zeit angebracht habe.

Die Bildsäule Napoleons, von dem berühmten Chaudet gearbeitet, stellte ihn als römischen Kaiser dar, mit Lorbeeren gekrönt, geharnischt und mit dem Feldherrnmantel bekleidet, die eine Hand auf sein Schwert gestüzt, und in der andern einen Globus haltend, auf welchem eine Siegesgöttin stand. Sie war mittelst eines einzigen Gusses gefertigt worden; nur der linke Arm und ein Ende der Draperie waren angefügt. Doktor Automarchi berichtet jedoch, daß Napoleon mit den Formen, welche der Künstler seinem Bilde gegeben hatte, nicht zufrieden gewesen sey.

Hr. d'Argoult, Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten, wandte sich, ohne von dem großen Versehen zu reden, welches bei dem ersten Befehl begangen war, mit einem kurzen Bericht an den König, um ihn zu der Entscheidung zu vermögen, daß die Bildsäule, welche am 5. Mai 1831 aufgerichtet werden sollte, vorläufig zum Concurse ausgeschrieben werden möchte, da es sich für jezt um ihre Verfertigung und um ihre Vollendung bis zum 1. Januar 1832 handle. Der Concurs wurde genehmigt und soll mit dem ersten Juni schließen. Da an der Säule die Figuren in Basrelief im französischen Militaircostüm gehalten sind, so soll die Statue gleichfalls moderne Kleidung bekommen, und eben so, wie die alte Bildsäule, 11½ Fuß Höhe haben.

Sobald über den Concurs entschieden ist, wird die Regierung die Summe bestimmen, welche dem Künstler bewilligt werden soll, dessen Skizze von der Commission den Vorzug erhält. (Journ. des Artistes.)

Paris im April.

Die Sektion der Bildnerei an der Akademie der schönen Künste hatte für die durch den Tod des Herrn Lesueur erledigte Stelle folgende Kandidaten vorgeschlagen: die Hrn. Roman, Petitot, Nanteuil, Laitié, Debay, den Vater. Die Akademie hatte zu diesen noch die Hrn.: Raggi und Bridan hinzugefügt. In der Sitzung vom 5. März wurde Hr. Roman ernannt.

Die Jury, welche ernannt war, unter den Skizzen zum zweiten Gemälde für die Deputirtenkammer die erste Wahl zu treffen, hat die Arbeiten der HH.: Hesse, Court, Mauvoisien, Delacroix, Serrur, Debacq, Ebenavard, Boulanger, Marquis, Abel de Pujol bezeichnet. Die gemäß der Aufforderung der Hrn.: Granger, Picot, Guillemot, Blondel, Perier und Alour aus 21 Mitgliedern zusammengesezte Definitiv = Jury hat der Skizze des Hrn. Hesse zur Ausführung für die Deputirtenkammer den Vorzug zuerkannt.

Seit mehreren Jahren hatte die Société d'Encouragement die Composition einer plastischen Materie zu Abgüssen, durch welche der Gyps ersezt würde, als Gegenstand allgemeiner Bewerbung ausgeschrieben. Der für eine solche Entdeckung bestimmte Preis von 6000 Frk. wurde am 27. December v. J. den Hrn. Brian und Saint = Léger zugesprochen. Nach dem Bericht des Hrn. Mérimée, besteht ihre Composition aus Kreide, Thon, verkalktem und zerstoßenem Kiesel. Sie härtet sich an der Luft und selbst unter dem Wasser; formt sich bequem, nimmt mit Leichtigkeit alle möglichen Eindrücke auf, erhält dafür, daß sie nicht mit solcher Schnelligkeit, wie der Gyps, fest wird, desto mehr Dauerhaftigkeit und leistet dem Wechsel der Atmosphäre sehr lange Widerstand.

Im Cosmorama ist jezt eine Ansicht von Napoleons Grab auf St. Helena zu sehen.

Nº. 45.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 7. Juni 1831.

Archäologische Briefe
von
Fr. Thiersch.

1.
Ueber das Ideale in der griechischen Plastik.
An den Hrn. Geh. Rath Fr. Creuzer in Heidelberg.

Mein theurer und verehrter Freund,

Sie haben die zweite Auflage meines Buches über die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen einer ausführlichen Anzeige und Beurtheilung gewürdigt,*) deren Inhalt und Form mich in gleicher Weise erfreut hat. Wie Alles, was von Ihnen ausgeht, ist jene umfassende Arbeit reich an Belehrung aus der Fülle Ihrer großen und wohlgeordneten Gelehrsamkeit und erfreulich durch die Unbefangenheit Ihres Urtheils, wie durch seine Billigkeit, da wo Sie auf Irrthum stoßen, oder abweichender Ansicht folgen. Die Humanität, jetzo so selten unter den Streitenden, scheint sich in Ihren Geist und in Ihre Schriften geflüchtet zu haben. Auffallend wird Ihnen und vielleicht manchem Andern seyn, dieses von einem Manne zu hören, welcher selbst die lezten Jahre fast nur in offenem und hartem Streite mit Andern gelebt hat, von welchem auch jenes Buch voll ist; doch so seltsam es klingen mag, hat jener Unfriede nichts in meiner friedsamen Natur geändert, die am liebsten selbst Ruhe hat und andern gönnt, und aus dieser ἀπάθεια nur sich aufstören läßt, wo auf dem Gebiete der Literatur und Bildung Wege, welche zum Schlimmen führen, betreten, oder wichtige Interessen bedroht oder verlezt werden; und auch dann wünsche ich nichts mehr, als nachdem ich meinen Spruch gesagt und meiner Ueberzeugung genug gethan, in den gewohnten Frieden umzukehren. Ich erinnere mich nicht jemals eine Replik geschrieben zu haben. Es ist mir deshalb sehr lieb, daß Sie über den streitenden Theil meines Buches fast ohne ihn zu berühren hinweggehen, da ich selbst auch die Sachen, welche er behandelt, werde beruhen lassen. Denn weder denke ich Herrn Hofrath Hirt zu antworten, welcher in seiner Beurtheilung meiner Schrift sein ganzes archäologisches Eigenthum sogar bis auf die Umdeutung einer Niobidengruppe in Cephalus und Prokris auch nach Bekanntmachung des vatikanischen Fragments festhält, noch auch mit Hrn. Professor K. O. Müller weiter zu rechten, welcher sein Handbuch der Archäologie, wie früher die Beurtheilung meiner Schrift auf einen ganz unhaltbaren Grund, die Isolirung des ursprünglichen Griechenlands von den benachbarten Völkern und seiner ältesten Kunst von dem zwingenden Einflusse des Cultus gebaut hat; im Gegentheil hoffe ich, neben diesem durch Geist und Gelehrsamkeit gleich hervorragenden Gelehrten auf unserem Gebiete um so mehr im Frieden zu wohnen, da ich überzeugt bin, daß die spätere Zeit mehr als meine Worte vermochten, seine Ansichten von der Beschränkung auf Einen Punkt befreien und den unsrigen näher bringen wird, ich sage den **unsrigen**, denn mit größtem Vergnügen habe ich aus Ihrer Beurtheilung wahrgenommen, daß sie mit den in jener Abhandlung von mir dargelegten Lehren dem Wesentlichen nach übereinstimmen. Nur in zwei Punkten scheinen Sie sich mehr von ihnen zu entfernen, in Bestimmung des Unterschieds, welcher zwischen den besten Werken aus dem Zeitalter des Phidias und den ersten zwölf römischen Kaisern besteht, und in Schirmung des idealen Princips der griechischen Plastik; indeß glaube ich nicht, daß Sie jenen Unterschied in der Zeit so groß annehmen, als es nach Ihren Worten scheinen sollte, wie er z. B. in den Werken der Literatur zwischen dem Plutarchus und Thucydides ist. Denn bei Plutarchus zeigt sich, obwohl die ganze Herrlichkeit der alten Zeit noch in seiner Erinnerung und in seinen Werken lebt, doch eine gewisse Ermattung des Geistes und der Ansicht und eine dem Unkünstlerischen sich nähernde Sorglosigkeit der im Ganzen geistreichen und anziehenden Darstellung, während in dem barbari-

*) Sie ist abgedruckt in den Wiener Jahrbüchern für Literatur, im Heft für Oktober, November, December 1830.

nischen Faun und dem Torso des Herkules, beide gegen den Theseus und Ilissus vom Parthenon gehalten, dieselbe alte Kunst, wie in diesen, die gleiche Energie und Frische des Geistes und ein nur in andrer Weise großartiger Styl, so wie eine gleich vollendete Meisterschaft der Arbeit, sich offenbaret. Doch übergebe ich jetzo diesen Gegenstand, um bei dem andern etwas länger zu verweilen. Nachdem Sie meiner Ansicht gedacht haben, in Folge von welcher die griechischen Künstler die edle Ruhe und Fassung des Antlitzes ihrer Werke aus den Mienen und von dem Ausdrucke ihrer bessern Zeitgenossen entlehnt, also die Dolmetscher des edlen Theils ihrer Zeiten sind, gedenken Sie auch der damit zusammenhängenden Lehre, daß die in der Palästra veredelte menschliche Natur den griechischen Plastikern vorzüglich zur Nachahmung und zum Muster ihrer Bildungen gedient haben. Sie bringen damit die Ansichten des gelehrten und geistreichen Verfassers der italiänischen Forschungen in Verbindung, welcher sich von dem idealen Princip der Kunst noch entschieden abgewendet habe und so weit gegangen sey, sogar dem größten neuern Maler seine Behauptung, daß er seine Madonnen mehr nach einer gewissen Idea, als nach der Wirklichkeit bilde, verkümmern und in eine ihm von den gelehrten Platonikern seiner Zeit eingepflanzte Einbildung verwandeln will. Gegen diese, wie Sie glauben der idealen Richtung feindselige und die höhere Kunst in die Naturnachahmung untersenkende Lehre führen Sie die Entartung der Menschen in jenen Zeiten, wo die edelsten und idealsten Gestalten gebildet wurden, desgleichen den Gebrauch der Alten, menschliche Bildungen ehrwürdiger und schöner darzustellen, und vorzüglich die schon in Phidias dem Wesen nach vorkommenden, durch Plato philosophisch ausgebildeten und wie in die poetische, so in die plastische Kunst übergegangenen Lehren der Ideen, der idealen Richtung und Bestrebung an, welche sich eben so in den Kunsterzeugnissen der Alten werkthätig erwiesen habe, wie sie durch ihre besten und ausgezeichnetsten Kunstlehrer bestätigt werde.

Was nun diese doppelte Richtung selbst anbelangt, welche wir am füglichsten als die reale und ideale bezeichnen, weil die eine sich auf die Wirklichkeit der Dinge gründet und in ihr gleichsam eingefriedigt erscheint, während die andern einer höhern zu folgen vorgibt, und darnach trachtet, reinere und höhere d. h. ideale Bilder zu schaffen, so ist dieselbe wohl nicht von neuerem Ursprunge; sondern im Alterthume selbst begründet gewesen und uns mit ihm überliefert worden.

Ich erinnere Sie an die Lehre der ältesten Dichter über die Gebilde der Künstler, des Homer und Pindar, welche das Geschäft des Künstlers darein sezten, das dem Lebendigen, dem „Wandelnden" Aehnliche oder Gleiche (ζωοῖσιν, ἑρπόντεσσιν ἐοικότα, ἴσα) zu bilden und damit das höchste Lob auszusprechen gemeint sind, eben so an die spirantia ora und das vivos ducant de marmore vultus und was in dieser Art oft als bewundernswürdig in den verschiedensten Wendungen ausgesprochen wird, um Nachahmung der Natur, Nacheiferung ihrer Wahrheit und das Lebenathmende als das Ziel und den Gipfel der Kunst zu bezeichnen. Nicht schwer würde seyn, Ihren Zeugnissen für die ideale Richtung der alten Kunst aus den Alten eine gleiche gewichtige Reihe von Zeugnissen für die reale Richtung derselben entgegen zu stellen. Dazu kommt, daß wie die ideale durch den Plato und seine Nachfolger, so die reale durch Aristoteles und seine Schule ihren philosophischen Vertreter und Dolmetscher erhalten hat. Wie bekannt sezt dieser das Wesen aller Kunst in Nachahmung, μίμησις. Zwar sagt er nicht Nachahmung der Natur; aber da er bei seiner auf die Wirklichkeit der Dinge gerichteten Forschung und bei seinem Bestreben, sie aus ihnen selbst zu erklären das Ideale ausschließt und die platonischen Ideen selber in der Bedeutung seines Lehrers gar nicht gelten läßt, so ist keine Frage, daß er die Nachahmung nicht auf irgend ein Geistiges bezogen, sondern die Nachahmung der Natur, d. h. in diesem Falle Nachbildung der durch die Natur erzeugten Gestalten verstanden hat und sich demnach über die hier obwaltende Anschauung nicht erhebt.

Doch lassen wir das Alterthum und seine Spaltung zwischen dem Idealen und Realen, wollen aber noch bemerken, daß dieselbe alle Verhältnisse, alles Wissen, Forschen und Schaffen durchdringt und gleich stark und ausgebildet wie in der Kunst auch im Leben, im Staate, in der Religion und in der Literatur, in der bildenden und redenden Kunst, dann erst hervortrat, als beide schon den Gipfel ihrer Ausbildung erreicht hatten. Sowohl Sophokles und Aristophanes als Phidias und Polycletus von Argos hatten geblüht, da Plato die ideale, Aristoteles die reale Richtung den Kunstlehrern ebneten. Wir kommen demnächst auf die Einbürgerung jenes Unterschieds in die etwas verworrenen und mageren Lehren der neuern Künste, denen man eben deßhalb, weil sie weniger in der Zeit, ihre Bildung und ihrem Bedürfniß wurzeln, und aus ihnen ihre Nahrung ziehen und ihre Früchte treiben, mehr als die Alten den ihrigen, einen Grund ihres Daseyns zu finden gesucht hat. Man hat sich deßhalb an die Philosophen gewandt und diese haben ihnen in der Aesthetik eine Art von Ausweis über ihr Leben ausgefertigt und eine Diät vorgeschrieben, bei welcher sie leiben und leben und ihr Fortkommen finden sollen. In diese hat sich nun auch die Lehre von der Nachahmung der Natur und der Bildung nach Idealen als ein wesentlicher Bestandtheil eingefunden; aber sie ist nicht auf dem von Ihnen in jener Arbeit so schön und fruchtbringend betretenem Wege eingezogen, man

hat nicht, wie Sie bei der idealen Richtung thun, zunächst und vor Allem die Alten über das, was sie gewollt und warum, zu Rathe gezogen, sondern ist auf eigene Hand verfahren und da ist denn viel Unklares, Verworrenes, um nicht zu sagen Verkehrtes in die Lehre, aus ihr nicht selten in die Kunst übergegangen, bis namentlich von Schelling in seiner berühmten Rede über die Verhältnisse der Natur zu der bildenden Kunst, Nachahmung der Natur in einem tiefern Sinne aufgefaßt und als ein Schaffen im Geist der Natur geltend gemacht wurde. Indem wir dieses nachzuweisen und zu beleuchten andern, vorzüglich unserem Freunde Schorn überlassen, der das Verhältniß der Idealität und Realität des Kunstwerks auf eine mit Schellings und, wie ich nachzuweisen gedenke, auch meiner Ansicht zusammentreffenden Art in seinen Studien der griechischen Künstler ausführlich entwickelt hat, und dessen Obliegenheit es ist, die Aesthetik zu lehren und zu Ehre zu bringen, bleiben wir in dem von Ihnen gezogenen Kreise, der ausser uns beiden noch Winckelmann und Rumohr umfaßt. Ich will dabei zunächst erwähnen, was mir mit diesem lezten Gelehrten begegnet ist, weil es vielleicht unsere gegenseitige Verständigung einleitet. Ich war eines Tages mit ihm über jenen Gegenstand, den Sie behandelt haben, in ein umfassendes Gespräch gerathen, das mir durch die reiche Erfahrung dieses ausgezeichneten Mannes und durch die Lebhaftigkeit seines Geistes im höchsten Grade anziehend und belehrend war. Er sezte mir mit vieler Ausführlichkeit auseinander, wie er in der Kunst Natur und nur Natur, aber nicht auf die Art, wie es gewöhnlich geschehe, wolle, nicht ein knechtisches Wiedergeben, gleichsam eine schwächere Copie eines starken Originals, sondern das Eindringen in die Eigenthümlichkeit des Originals, die Ausscheidung und Hervorhebung desselben und dadurch das Original in seiner ganzen Lebendigkeit, Frische und Wahrheit. Es war also doch nicht, was man gewöhnlich ein Nachahmen der Natur nennt, was er begehrt, sondern mehr ein Versenken in ihr Inneres, ein Auffassen derselben mit dem Geist und ein geläutertes und klares Hervorbringen ihres Wesens durch den schaffenden Geist des Künstlers ungefähr eben so wie es Schelling bezeichnete. Ich fand mich deßhalb veranlaßt, ihm zu bemerken, daß nach seinen Erläuterungen er mehr Idealist sey, als diejenigen, gegen welche er streite, nur auf andere Weise, und er gab mir zu, daß dieses allerdings mit ihm der Fall sey. Diejenigen aber, gegen welche er zu Felde lag, waren jene Idealisten der Winckelmann'schen Schule, welche keineswegs die platonischen sind, wie Manche annehmen, sondern in einer langen und allmähligen Umbildung der platonischen Vorstellung zu einer Art von Schattenbild der Natur gelangten, welches schon Cicero nicht mehr Leib, sondern gleichsam Leib, nicht Blut sondern gleichsam Blut genannt hat.

Daß Winckelmann, dem seine Zeit und seine Studien nicht gestatteten, tiefer in den Plato einzudringen, welchem sein erhabener Geist ebenbürtig und verwandt war, seine Vorstellungen von der Idealität der alten Kunst aus dem Plato selbst geschöpft, oder aus den Neuplatonikern genommen habe, möchte ich nicht behaupten; sie scheinen ihm vielmehr aus näherer Quelle zugeflossen zu seyn, aus seinem Umgange mit den Malern seiner Zeit, besonders mit Raffael Mengs, der in jenen Vorstellungen von dem Idealen das Mittel suchte, die Kunst aus ihrer Versunkenheit in eine Ziel- und Charakterlose Nachahmung des unmittelbar Gegebenen zu retten und in eine ihrer Würde gemäße Richtung zu erheben. Ganz gewiß traf Winkelmann bei seiner Musterung des ganzen Alterthums auch in den Alten selbst auf jene Vorstellungen; aber lebendig und so zu sagen praktisch wurden sie ihm erst durch Umgang und Ansicht seines Freundes, der in der Kunstlehre über ihn mehr als gebührlichen Einfluß ausübte. Nun zeigten jene Ansichten schon in den Werken von Mengs ihr geheimes Gebrechen, welches hervortritt, sobald ihnen ohne Weiteres nicht nur Einfluß auf die Bildung der Gestalten zuerkannt, sondern sie auch als Ordnerinnen und Gesetzgeberinnen dieser Bildung angesehen werden: das durch sie Geborene hat Theil an ihrer „gleichsam Natur“ und erscheint gegen die Fülle und Kraft der wahren Natur gehalten mehr oder weniger als charakterlos und schattenhaft.

Nicht aber die Kunstlehre Winckelmanns selbst habe ich, wie es Ihnen scheint, aufgegeben, im Gegentheil sie als den Kern seines Werkes und als das eigentlich Unvergängliche an ihm bezeichnet; wohl aber bin ich dem Sinne und der Ausdehnung, die er dem idealen Principe gegeben hat, entgegengetreten, weil durch sie die Kunst Gefahr lauft, in einen Schatten ihrer selbst verwandelt zu werden; daher war ich auch weit entfernt, dem Realen in einer andern Weise zu huldigen, als in der oben dargelegten, welche den freien schaffenden Geist keineswegs aufhebt. Wie in der Philosophie die Trennung des Realismus und Idealismus, so scheint in der Kunst die Trennung des realen und idealen Grundes Willkühr und Einseitigkeit und die wahre Kunst real und ideal zu gleicher Zeit und in gleicher Weise. Weit entfernt aber durch Darlegung dieser Ansicht von Plato mich zu trennen, glaube ich dadurch im Gegentheil erst mich weiter in seine Lehren hineingestellt zu haben. Doch die nächste Frage ist, ob in meiner Abhandlung jene Vermittelung der beiden Principien wirklich versucht wurde? Ich glaube das, obgleich Ort und Gelegenheit eine ausführliche Darlegung meiner Ansicht nicht gestatteten, da

nicht Kunstlehre, sondern Kunstgeschichte mein Zweck war und jene nur gelegentlich zur Erläuterung von dieser beigezogen wurde. Die griechische Kunst ist zu sehr Natur und naturgemäß, als daß ich diese und zugleich die Quelle dieser Naturwahrheit verkennen konnte, nämlich die Begeisterung für das Schöne und Vollendete der menschlichen Gestalt, welche die Palästra und das heilige Festspiel dem Auge und der Erwägung des Künstlers darbot. Ich habe deßhalb die Aufmerksamkeit auf jene Räume gymnastischer Uebungen und des festlichen Kampfes geleitet und geglaubt hier die Schule der griechischen Plastik nachweisen zu müssen. Denn woher, wenn nicht aus dem durch sorgfältige Pflege entwickelten und veredelten menschlichen Gewächs hätte die Einsicht in das der Gestalt eines jeden Alters und einer jeden Gemüthsart Zuständige, in das Ebenmaaß und die Harmonie der Glieder, in die ganze unermeßliche Fülle jener Schönheit geschöpft werden können, die in ihrer Plastik sich je mehr entfaltet, je tiefer man in sie eindringt? Ich bin noch weiter gegangen und ausserdem, daß ich auf diese Weise das reale Princip der griechischen Kunst zu Grunde gelegt und es in ihr waltend und bildend gezeigt, habe ich sogar den Ausdruck der Ruhe und der sittlichen Fassung, den ihre edelsten Gestalten zeigen, als der Natur und den bessern sie umgebenden Gestalten entnommen dargestellt. Sie führen dagegen unter anderem an, daß schon damals, als dieser Ausdruck den Werken der Plastik gegeben wurde, die Entartung der Menschen groß gewesen und sie nicht ihren Künstlern das Gepräge der Scheue zeigen konnten, welche längst von ihnen entwichen war. Alcibiades dient Ihnen zum Beweise, den gerade die Künstler am meisten nachgeahmt und in dem sie jenen Ausdruck nicht nachzuahmen gefunden hatten. Alcibiades war der schönste und der liebenswürdigste seiner Zeitgenossen und allerdings voll großer Leidenschaften; aber doch so, daß zulezt die Liebe zur Heimath und der ihm natürliche Edelmuth das Unrecht seiner Mitbürger überwog. Was berechtigt uns aber anzunehmen, daß bei diesem Schwanken seiner Natur sich die Züge der Entartung auf seinem Antlitz gezeigt? im Gegentheil scheint dieses davon unberührt geblieben zu seyn, da er, wie die Alten bemerkten, in allen Lebensaltern die einem jedem zukommende Art der Schönheit im höchsten Grade gezeigt hat, und so bei den Andern Zeitgenossen in einer Periode, wo die Scheu vor dem Oeffentlichen noch groß genug war, um, wenn die Tugend verloren worden, doch den Schein derselben noch hervorzuwenden. Es ist bekannt, wie streng noch zu den Zeiten des Demosthenes auf diese äussere Erscheinung eines sittlichen, sich bis auf Gang, Stellung und Geberden erstreckenden Anstands gehalten wurde. Dazu hat es zu keiner Zeit weder in Athen noch in andern Staaten von Griechenland an Jünglingen und jungen Männern gefehlt, welche die edle Scheu reiner Tugend in sich bewahrend dem Künstler auch in dieser Hinsicht zum Vorbild dienen konnten, und noch Demetrius Poliorcetes machte die Erfahrung, daß der schönste athenische Jüngling seiner Zeit augenblicklichen und schrecklichen Tod in den kochenden Gewässern des Bades der Entehrung vorzog, welche ihm die sträfliche Leidenschaft des Königs ansann. Allerdings waren, wie diese Gesinnungen, so die Gestalten vollendeter Schönheit auch in Athen je später je sparsamer gesäet und Cicero bemerkt, daß zu seiner Zeit ein wirklich schöner Jüngling in Athen eine Seltenheit sey und auch Raffael beklagt sich über die Seltenheit weiblicher Schönheit. Indeß reicht es hier wie dort hin daß sie gefunden wurden, und dem Auge des wahren Künstlers blieben sie damals so wenig als jetzo verborgen. Im Winter des Jahrs 1811 hatten die deutschen Künstler in Rom in der Werkstatt eines Schuhmachers einen dem Jüngling nahen Knaben aufgefunden, der ihren gemeinsamen Studien zum Modell diente und in allen Theilen eine Schönheit zeigte, welche allen Anforderungen der Kunst zu genügen und an die edelsten Jugendgebilde der Alten zu erinnern im Stande war. Eben so ist bekannt, wie Thorwaldsen durch die Schönheit eines Hirtenknaben aus der Campagna, der ihm beim Ganymedes zum Modell diente, darauf geleitet ward, jene bewunderungswürdige Bildsäule nach ihm zu bilden, die er schon achtmal in Marmor zu wiederholen Veranlassung gehabt hat. Eines Tages ging ich in Rom mit zwei jungen Künstlern, einem Maler und Bildhauer vom Vatican die lange Via Julia nach der Farnesina hinauf. Plötzlich hielt der Maler an. Ein junger Mensch von ungewöhnlicher Schönheit aus gemeinem Stande, hatte seine Aufmerksamkeit und sein Erstaunen erregt. Er war sogleich mit ihm im Gespräch, und wir theilten bald die Bewunderung des Malers. Er war der Lehrling eines Bäckers. Wir folgten ihm zu seinem Hause in der Nähe, und die Künstler waren bald mit seinem Meister und seinen Angehörigen über Art und die Bedingung einig, unter der sie ihn für ihre Arbeit brauchen wollten. Keine einzige Jugendgestalt von allen, die ich in Rom gesehen, schien mir den Charakter der männlichen Jugend, besonders den Engel und den seelenvollen Ausdruck ihrer Unschuld und Sitte in den raffaelischen Gemälden so treu und so rein wiederzugeben, als dieser Knabe, welcher ohne das aufmerksame Auge jenes Malers für die Kunst verloren geblieben, aber zu den Zeiten Raffaels lebend und von ihm gekannt, die Zahl schöner Gestalten vermehrt hätte, nach denen er seine Studien und seine Werke ausgeführt hat.

(Der Beschluß folgt.)

№. 46.

Kunst-Blatt.

Sonnabend, 11. Juni 1831.

Archäologische Briefe
von
Fr. Thiersch.

1.

Ueber das Ideale in der griechischen Plastik.

An den Hrn. Geh. Rath Fr. Creuzer in Heidelberg.

(Beschluß.)

Ich führe unter vielen diese Fälle an, um zu zeigen, wie überall und zu allen Zeiten der aufmerksame und in Erkennung des wirklich Schönen geübte Künstler unter seinen Zeitgenossen die seinen Wünschen entsprechenden Gestalten nicht vergeblich suchen, und nach ihnen wie die Schönheit der Gliedmaßen, so die Reinheit eines edlen Ausdrucks zu bilden im Stande seyn wird. Ja ich möchte dem Hrn. Baron v. Rumohr, wenn er behauptet, Raffael habe die Madonna gegen seine Erklärung doch nicht nach einer Idee, sondern nach der Natur gearbeitet, wenigstens in so weit Recht geben, als in allen jenen Madonnenbildern wenn auch noch so edle, doch ganz offenbar ächt italiänische, und zwar römische Natur, wie venezianische in den Madonnen von Tizian, zu erkennen; und einem aufmerksamen Künstler würde nicht unmöglich seyn in Rom, der Stadt schöner Frauen, die Madonnen des Raffael in ähnlicher Weise wieder zu finden, wie unsere zwei Künstler einen seiner Engel in dem schmucklosen Gewande eines Bäckerknaben entdeckten.

Nach dem aber, was ich eben auseinander gesezt habe, würden Sie mir Unrecht thun, wenn Sie meinten, daß ich dieses Nachahmen der Natur so ohne weiteres als eine Copie des zufällig Gegebenen ansehe. Denn etwas anderes ist es, diese ab- und nachzeichnen und sich in die Natur versenken, um erfüllt und, man vergebe dem Ausdrucke, berauscht von ihrer Herrlichkeit sie zu fassen und wahrhaft zu begreifen, und sie aus der Fülle des Geistes gleichsam neu zu erzeugen und im Kunstwerke darzustellen. Schon der geistreiche Porträtmaler schreibt, so zu sagen, sein Original nicht ab, sondern versenkt sich in seine Eigenthümlichkeit und erzeugt es neu, und gibt ihm eben dadurch seinen Charakter und seine höhere Naturwahrheit; und so auch der plastische Künstler. Man vergleiche irgend eine vom Gesichte oder einem Gliede genommene Form mit dem, was der Meißel des geübtesten Plastikers als dasselbe Gesicht und dasselbe Glied mit möglichster Treue darstellt, und man wird finden, daß er einen Theil des Gegebenen aufopferte, hier ab-, dort hinzuthun mußte, um sich und der Kunst und den Forderungen der wahren Aehnlichkeit zu genügen, und daß durch dieses Abwägen und Abdrücken des Gegebenen und Nichtgegebenen er eben schaffend erscheint und sich als Künstler darstellt; in jedem andern Falle würde er störend und zurückstoßend erscheinen und statt des Lebens seine Mumie geben. So allein läßt sich das reale Princip in der Kunst fassen, und die Natur als das reine und lautere Element derselben, in welchem sie sich bewegt, ausbreitet und gestaltet und von der sie sich nicht lösen kann, ohne, wie wir bemerkten, zum Schatten ihrer selbst zu werden.

Ich hoffe hiedurch deutlicher ausgeführt und zugleich gerechtfertigt zu haben, was über diesen Gegenstand S. 250 gesagt wird: „dem zur Bildung menschlicher Gestalten berufenen Künstler bot sich in den Gymnasien und auf den Schauplätzen der öffentlichen Festkämpfe die menschliche Gestalt in ihrer höchsten und vollendetsten Ausbildung, welcher sie allein in der Palästra durch die sorgfältigste Pflege der den ganzen Menschen umfassenden und den Leib wie den Geist gleichmäßig entfaltenden Erziehung theilhaftig werden konnte, zur Beobachtung und Nachbildung dar. Hier wurde, wie in dem ganzen Volke, so in den Künstlern, der Sinn für das Lebendige in seinen edelsten Formen, eine Alles erfüllende Begeisterung für das Schöne geweckt, und nach Vernichtung der alten Schranken die Wahrheit und Schönheit der Gestalt, umgeben von Anmuth, Besonnenheit und Sitte, als Spiegel eines in sich wohlgeordneten, beruhigten und klaren Gemüths zum Kampfziele für die Bestrebungen der Künstler aufgestellt. Das Erz, der Marmor sollten Leben haben, athmen, verlangte die allgemeine Stimme, und nichts die Harmonie der sinnlichen und sittlichen Schönheit aufheben und gefährden."

Demnächst aber werden Sie, mein geehrter Freund,

leicht wahrnehmen, wie bei diesem Nachahmen der Natur, bei dem Eindringen in ihre Wesenheit, Schönheit und Bedeutsamkeit und der dadurch bedingten Erzeugung des Naturgemäßen und Nichts als Naturgemäßen und Wahren, zugleich das Ideale gegeben, der ideale Grund durch den realen in der alten Kunst bedingt und in unsere Vorstellungen aufgenommen ist.

Denn eben jenes Schaffen ist die freie That des Geistes, und geschieht nach der Idee, welche sich ihm aus der Natur entbindet, wie der Gedanke aus dem irdischen Stoffe, welcher waltend über ihm gebietet, ohne daß er aufhört seinen Gesetzen unterworfen zu seyn. Die Erzeugnisse jener erschaffenden Kraft sind nur aus der Natur und ganz Natur; etwas in ihnen, was nicht aus ihrer Tiefe geschöpft, nicht sie selbst neugeboren, frisch und athmend wäre, würde eben deßhalb ein Gemachtes und Willkührliches seyn; sie sind nicht ein Analogon des Einzelnen und Zufälligen in der Natur, so daß sie es wiederholten oder dasselbe wären, aber sie entsprechen der Natur, so daß das Einzelne, Zufälligere der besonderen Erscheinung in dem Wesentlichen derselben und in ihrer lautern Hervorbildung untergegangen ist, um einer neuen wahren und reinen Geburt Raum zu geben, die eben deßhalb, wahrhaft naturgemäß, weil sie wahrhaft ideal, und ideal ist, weil sie die reinere lautere Natur wiederspiegelt. „Die Kunst, heißt es S. 255, ward eine zweite Schöpfung menschlicher Gestalt, als des irdischen Abbildes der Schönheit und der Sittlichkeit. Zugleich erhob die Begeisterung für das Schöne über das Zufällige seiner Erscheinung in der einzelnen Form, und ließ es vor dem Gemüthe des Künstlers in verklärter Reinheit sich offenbaren. Es in dieser darzustellen wurde die höchste Aufgabe, nachdem auch die Götterbilder ihre alten Formen abgelegt hatten und dem Künstler oblag, den Zeus, die Pallas und die andern Bewohner des Himmels in der Erhabenheit und unsterblichen Schönheit, in welcher sie auf dem Olymp erscheinen, dem Auge ihrer Verehrer zu zeigen.“ Das alles wird sofort als der „Aufschwung der Kunst zum Idealen“ mit ausdrücklichen Worten bezeichnet und nachgewiesen, wie die homerischen Gesänge durch ihre klare und lebendige Zeichnung der Olympier denselben erleichtert. „Phidias, wie später Zeuxis, erklärten, daß sie, jener die Majestät des Zeus, dieser die Anmuth der Helena nach Homer, und so gebildet, wie durch die Schilderung des Dichters in ihnen die Anschauung sey geweckt worden.“

Ich glaube nicht daß es weiterer Worte bedarf, um Ihnen, mein theuerer Freund, zu zeigen, daß ich, obwohl auf der einen Seite die ganze Wichtigkeit und Stärke des realen Grundes der griechischen Kunst als eine Nachahmung der Natur anerkennend, doch weit entfernt bin, ihren Weg zum Idealen zu übersehen; im Gegentheil ihre Vollendung eben darin sehe, daß sie sich durch jenes Leben und Walten in der Natur und dem gegebenen Schönen zu der Bildung des Idealen vorbereitet und erhoben hat. Auf diesem Standpunkt glaub' ich mitten in dem Plato zu stehen, auf welchen Sie mich verweisen, und darf mich auf dasjenige beziehen, was er im Symposion der Diotima in den Mund legt, wo sie den Sokrates lehrt, wie er durch Anschauung des Schönen in den verschiedenen Formen seiner Erscheinung, durch Begeisterung und Versenkung in seine Herrlichkeit, sich zu der Anschauung des ursprünglich Schönen, zu der Idee desselben erhebt und durch diese zur Erkenntniß der andern Ideen gelangen soll. Das ist platonische Weisheit, innige Verbindung und Durchdringung des Realen und Idealen in derselben Anschauung, und Gelangung zu diesem durch jenes, so daß dieses sich zu dem andern verklärt, ohne je von ihm als seinem Grunde und seinem Bestande sich abzuwenden. Denn obwohl des Anschauens der Idee theilhaftig, ist der platonische Sokrates doch sein lebenlang Enthusiast ihrer Erscheinung in schönen Gestalten, und stellt durch sich, seine Weisheit und Art vollständiger und besser dar, was ich gemeint hatte, als es meine Worte vermöchten. Dieser Weisheit habe ich auch in jenen Abhandlungen gehuldigt und in ihr der ächten Lehre des großen Philosophen. Ueberhaupt einigen in ihm, wie die reale und ideale Seite der Dinge, so der Forschung, sich auf wunderbare Weise zu Einem Ganzen, welches die Späteren wieder zerstört haben, indem Aristoteles durch seine Art und Ansicht vornämlich auf das Reale und die in seiner unmittelbaren Erscheinung geoffenbarten Gesetze, die Platoniker aber mit Verschmähung des Realen mehr und mehr zu dem Idealen allein hingezogen wurden, und in dem Neuplatonismus dahin gelangten, mit dem Realen den Grund der Dinge und dadurch das wahrhaft Wirkliche zu verkennen, das eben in der Durchdringung beider begriffen ist. Vor dieser Einseitigkeit, auf der Einen Seite des aristotelischen Realismus und auf der andern des neuplatonischen Idealismus in der Kunst, habe ich mich und meine Leser zu bewahren gesucht und es ist wohl nur der Unklarheit und Kürze meiner Darstellung beizulegen, daß meine Ansicht einem Mann von Ihrem Geiste, Ihrer Unbefangenheit und Gelehrsamkeit nicht deutlich geworden war. Mir aber gibt dieser Umstand Gelegenheit, Ihnen öffentlich meinen Dank für die gelehrte Sorgfalt, welcher Sie jene Abhandlung würdig gehalten haben, und für die mannichfache Belehrung zu sagen, die ich Ihrer Beurtheilung verdanke. Ich verbinde damit die Versicherung der größten Verehrung mit welcher mich Ihre große Gelehrsamkeit und Ihre literarischen Verdienste eben so wie Ihre Gesinnung von jeher erfüllt haben.

Nekrolog.

Am 9. Februar 1830 starb zu Gröningen Herr Gerhardus Xaverius de San, Zeichenlehrer am Institut der Zeichen-, Bau- und Navigationskunde, so wie auch Lektor der Zeichenkunst an der hohen Schule daselbst. Als einzig gründlich gebildeter und talentvoller Historienmaler in dieser ganzen Umgegend hat er die gerechtesten Ansprüche, daß man seinen Verdiensten in der Kunstwelt Gerechtigkeit widerfahren lasse, und ihm einige wohlverdiente Lorbeeren weihe. Im Jahre 1754 erblickte er zu Brügge das Licht der Welt und erhielt daselbst seinen ersten Unterricht bei Egillon, nachmaligem Mitgliede des damaligen königlich französischen Institutes. Mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet und mit einem Empfehlungsschreiben des damaligen Bischofes von Brügge, weiland Herrn Felix Wilhelmus Brenart, an den berühmten Pompejus Battoni zu Rom, versehen, verließ er frohen Muthes sein Vaterland und besuchte das Paradies der Künste, Italien, um auf dem klassischen Boden den Gipfel der Kunst zu ersteigen. Daselbst angekommen, arbeitete er mit unermüdetem Eifer; seine Talente als Maler entwickelten sich immer mehr, und er machte so große Fortschritte, daß die Akademie zu Parma im Jahre 1783 sein Gemälde, den Raub des Palladiums durch Ulysses vorstellend, bekrönte und ihm eine goldene Medaille zuerkannte. Eine von ihm verfertigte Copie nach diesem Bilde ziert den Kunstsaal des Zeicheninstituts zu Gröningen, worin man seine korrekte Zeichnung, seinen kräftigen und vortrefflichen Pinsel, so wie seine schöne Composition bewundert. Im Jahre 1784 erwarb er sich an der päbstlichen Akademie zu Rom eine silberne Medaille für eine Zeichnung nach dem nackten Modell, und 1785 wurde ihm zu Parma wieder eine goldene zuerkannt für ein historisches Gemälde, welches Alexander vorstellt, der den mit Heilmitteln angefüllten Becher aus der Hand seines, bei ihm in Verdacht gesezten, Freundes und Arztes annimmt. In der festen Hoffnung seinen nun schon gegründeten und allgemein anerkannten Ruhm, durch Erlangung des, beim fünfjährigen päbstlichen grossen Concurs ausgesezten Preises, zum Gipfel zu führen, war er gerade damit beschäftigt, ein historisches Gemälde, die Flucht der Clölia und ihrer Gespielinnen aus dem Lager des Porsenna vorstellend, zu verfertigen, als unerwartet diese reizende Aussicht durch eine gefährliche Krankheit seiner Mutter getrübt wurde, indem kindliche Liebe und Pflicht ihm geboten, nach seiner Heimath zurückzukehren. War nun auch seine Absicht nicht erreicht, mußte er den Weg des Ruhms in Italien verlassen, so hatte sich doch sein Ruf auch im Vaterlande verbreitet. In seiner Vaterstadt angekommen, ward er daselbst im Jahre 1790 als Direktor der städtischen Zeichen-, Maler- und Baukunst-Akademie ernannt. Er bekleidete diesen Posten bis 1795, indem die damals entstandenen Unruhen in seinem Geburtsorte ihn nöthigten, nach Gröningen zu emigriren, wo sein Bruder römisch-katholischer Priester war. Unter der Zahl seiner Schüler zu Brügge war auch der verstorbene Odevaere, der seinen ersten Unterricht von ihm erhielt und bei ihm den Grund zu seinem nachherigen Ruhm legte. Gerade um diese Zeit wurde das oben erwähnte Institut zu Gröningen errichtet, und da seine Talente bald daselbst bekannt wurden, so ersuchte man ihn, den Posten als Lehrer bei demselben anzunehmen, den er auch bis an sein Ende begleitete. Hier hat er seine Geschicklichkeit als Führer in allem, was einen Historienmaler bilden kann, hinreichend an den Tag gelegt, und viele Schüler haben sich unter seiner Direktion als Zeichner, Maler und Modellirer gebildet.

Das erwähnte bekrönte Bild, der Raub des Palladiums; dann der Verrath des Simson durch Delila; eine Karavane in einer gebirgigen Landschaft; die sterbende Kleopatra, so wie sieben, in einer katholischen Kirche zu Gröningen sich befindenden Gemälde, als:

1) der Märtyrertod der heil. Barbara, verfertigt im Jahr 1792
2) die Geburt des h. Augustinus verfertigt . 1794
3) dessen Tod 1796
4) die Geburt Christi 1803
5) die Aufnahme in den Tempel 1805
6) das heilige Abendmahl 1807
7) die Auferweckung des Lazarus 1809

nebst zwei andern in dem Hause des weiland Herrn Wichel van Lellens sich befindenden großen Gemälden, nämlich: 1) das Familienbild dieses Herrn und 2) die Geistesgegenwart des Scipio, so wie viele andere Gemälde liefern uns Beweise genug, was er als Maler war. Dem Institute nüzte er ganz besonders durch seine feste, auf genauen und gründlichen anatomischen Kenntnissen beruhende Zeichnung.

Eben dadurch war er auch im Stande mit Glück im Runden zu modelliren, wovon unter andern eine lebensgroße Gruppe des Milo von Kroton, die im Kunstsaal des Instituts aufgestellt ist, und die Gruppe eines Hundes, der eine Katze zerreißt, rühmliche Beweise sind. Erstgenannte Gruppe hat die Wittwe des Verstorbenen Sr. Majestät dem Könige der Niederlande unterthänigst angeboten und Höchstdieselben geruhten sie huldvoll anzunehmen, so daß sie laut eines von Sr. Majestät ausgefertigten Dekrets vom 12. Mai 1830 bis zur nähern Verfügung einstweilen dem Institute zur Bewahrung anvertraut wurde. Die in der zweiten Gruppe vorgestellte

Scene hat der Verewigte aus der Natur aufgefaßt. Ein großer, mit einem Löwenkopf gezierter Hund, des Künstlers treuer Begleiter, hatte die Gewohnheit, alle Katzen, deren er habhaft werden konnte, mit Ausnahme der mit ihm im Hause lebenden, ohne welche er nicht schlafen und essen mochte, zu zerreißen. Der Anblick einer solchen Scene gab seinem Herrn Veranlassung augenblicklich eine Skizze davon zu entwerfen. Schade daß beide Gruppen nicht in Marmor gehauen sind, damit sie der späten Nachwelt aufbewahrt werden könnten.

Eine Menge nachgelassener Zeichnungen geben ferner Zeugniß von seinem fruchtbaren Genie und von seiner Leichtigkeit im Componiren. Zu bedauern war es, daß sein Wirkungskreis sich größtentheils auf einen strengen Schulunterricht beschränkte, der ihm täglich acht Stunden raubte. Mehr als genug, um den freien Geistesflug eines genialen und talentvollen Künstlers nicht allein zu lähmen, sondern auch seinen Muth endlich niederzuschlagen und den Geist zu tödten. Hätte er auf einer Stelle gestanden, wo er bloß das Ganze zu leiten, oder nur mit einer höhern Klasse zu thun gehabt hätte, die schon über den Elementar-Unterricht hinweg war; hätte er dabei zahlreiche Bestellungen gehabt, so erfreute man sich gewiß vieler großen vortrefflichen Arbeiten von seiner Meisterhand. Dennoch fügte er sich in sein Schicksal und schien zufrieden zu seyn, wiewohl er sich einmal, als ich mich mit ihm über Gegenstände der Kunst unterhielt, in ironischem Ton äußerte, daß man nicht wisse, daß ein Historienmaler in Gröningen lebe. Obgleich seine Jahre hoch waren und er sechs und siebzig Mal den Wechsel der Jahrszeiten erlebt hatte, so war doch stets sein Geist jung und heiter, wenn seine Gedanken im Elysium der Kunst umherschweiften. Kurz vor seinem Ableben, als ich ihn zum lezten male sah, sprach er noch mit so viel Feuer von seinen in Italien verlebten Jugendjahren, daß seine Wangen glühten und seine Augen funkelten. In späteren Jahren hatte er noch den Entschluß gefaßt, von Gröningen aus eine Reise nach Rom zu unternehmen, um noch einmal in seinem Leben die Wunderwerke der Kunst zu sehen, deren Abdruck er, seit seinen Studienjahren daselbst, seiner Seele tief eingeprägt hatte; allein es traten politische Hindernisse in den Weg, und seine Absicht blieb demzufolge ein frommer Wunsch.

Besonders dienstfertig und leutselig war er, wenn Künstler sich ihm näherten, die von demselben Enthusiasmus für die Kunst beseelt waren, der noch so jugendlich in seinem Busen glühte.

Wißbegierigen Künstlern, die ihn um Beurtheilung ihrer Arbeiten baten, war er ein lehrender Freund und Führer, und sie verließen ihn nicht, ohne etwas Nützliches von ihm erfahren zu haben. Das Institut bedauert seinen Verlust; seine Verwandte und Freunde trauern über ihn, und für die Stunden der Unterhaltung, die ich in seiner Gegenwart verlebte und deren ich mich noch oft erinnern werde, folge ihm mein Dank in jene höhere Regionen, wo ihm das, was er hier als Schönheit empfand, als Wahrheit entgegen geht.

C. Meyboom.

Paris.

Der Oberst Bernardini hat seine reiche Gemälde-Sammlung dem Publikum geöffnet, aber um die große Menge abzuschrecken, den Eintritt anfangs auf 10 Frk., nachher auf 5 Frk. festgesetzt. Unterrichteten Künstlern jedoch zeigt er gerne seine Gallerie unentgeltlich, darum sind die Säle nie überfüllt und der Beobachter hat Muße, die zahlreichen und kostbaren Sachen zu bewundern, welche sie enthalten, und den Vortheil, sich darüber mit dem Eigenthümer, einem der begeisterten und originellsten Kunstfreunde, zu unterhalten. Dieses interessante Museum besteht aus 800 bereits aufgestellten Gemälden der alten Schulen, und aus 1200, die noch nicht vollständig geordnet werden konnten. Zwanzig bis dreißig Jahre seines Lebens, und eine Summe, die vielleicht eine Million übersteigt, soll Hr. Bernardini auf die Sammlung dieses Schatzes verwandt haben. Ein Katalog dieser merkwürdigen Sammlung ist noch nicht gefertigt; sie enthält aber Werke aus allen Epochen der neuern Malerei, von ihrem Wiederaufblühen unter Giotto und den van Eyck bis in die neuesten Zeiten.

Schottland.

Im vergangenen Jahre hat man in der Grafschaft Fife in Schottland, ein wenig nördlich von dem Platze, wohin Smoll das Gefecht zwischen den Römern und Caledoniern versezt, ein prächtiges römisches Schwert von ungefähr 17 Zoll Länge gefunden. Der Griff und das Stichblatt, welche von Bronze sind, enthalten mehrere Figuren in Relief, wie den Jupiter, die Erdkugel haltend, den Apollo mit Bogen und Köcher, den Herkules, Neptun, den Arion auf dem Delphine. Auf der Klinge, welche von dreieckiger Form ist, befinden sich mehrere in Gold eingelegte Figuren. Nicht viel früher wurde zu Markinch in der nämlichen Grafschaft nahe an dem den Römern zugeschriebenen Amphitheater eine andere Waffe derselben Gattung gefunden.

№. 47.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 14. Juni 1831.

Die Kunstausstellung zu Rom 1831.

Die meisten, welche im diessjährigen März und April der Ausstellung wegen das Kapitol bestiegen, haben es wohl verstimmten Sinnes verlassen. Viel mag dazu beigetragen haben, daß die Sperre des Vatikans zu ausschließlich und bestimmt auf diese neuesten Kunstschöpfungen hinwies, welche doch zu geringen Ersatz dafür bieten konnten. Man gibt doch nie die Hoffnung auf, daß Einzelne von den bedeutsamsten römischen Kunstschätzen sich begeistert und zu ähnlichen Leistungen erhoben fühlen. Und doch ist es fast, als ob die Nähe das Gegentheil wirke; wenigstens zeigen die Ausstellungen in den deutschen Hauptstädten ein frischeres und tieferes Kunstleben, als die vereinten Kräfte der verschiedensten Nationen in Rom zu bewegen im Stande sind. Es mag dieß vorzüglich darin seinen Grund haben, daß in den verschiedenen Schulen, welche sich in Deutschland jezt wirklich trennen lassen, in dem Verhältniß des Schülers zum Meister eine gewisse Einheit des Strebens sich verräth, welche die Bedeutenderen einer erfreulichen Zucht unterwirft, und etwa nur die ganz untergeordneten Geister zu sklavischen Nachahmern macht. Hier nun tritt völlige Freiheit und Ungebundenheit ein; der Kitzel, selbst Meister und Original zu seyn, ist, wie die Leistungen lehren, zu bedeutend, als daß er abgewiesen werden sollte. Es fragt sich nun, ob die Kunst mehr durch tüchtige Schüler, oder durch mäßige Meister gewinnt. Das Beispiel der Franzosen, welche auch hier ihre Meister nicht verleugnen, und doch die besten Sachen eingeliefert haben, entscheidet offenbar zum Vortheil derer, welche den Muth haben selbst in Rom noch Schüler zu bleiben.

Um von dem Untersten zum Höchsten hinaufzusteigen, so zeigen die Engländer sich dießmal am schwächsten. Ausser einer guten Landschaft, die ganz vereinzelt dasteht, finden sich mehrere Porträts von sehr mäßiger, meistens geleckter Arbeit, dagegen nicht ein einziges Genrebild. — Von den Italiänern hatten nur Römer und Florentiner Sachen eingeschickt; was von einem oder dem andern Venetianer da war, stand zu einsam und zu unbedeutend, als daß man dadurch zu einem Urtheil über diese Schule gelangen konnte. Nimmt man aber zusammen, was Römer und Florentiner hier geleistet, und was man noch sonst in Florenz von ihnen sehen kann, so lassen sich diese zwei Richtungen, welche in Benvenuti und Camuccini gipfeln mögen, wohl folgendermaßen unterscheiden. Allseitiger als die florentinische Schule ist die römische; jene liefert meistens nur eigentlich historische Compositionen, diese dagegen, ausser denselben, namentlich religiös-historische, Porträts, Landschaften, ja sogar Genrebilder. Im Ausdruck dagegen und in Behandlung der Farbe ist den Florentinern der Vorrang einzuräumen. Sie suchen wenigstens in ihren Gesichtern der Natur sich zu nähern, und wenn ihnen dieß nicht überall gelingt, und namentlich die Innigkeit, zarte Liebe, Sanftmuth und Wohlwollen häufig in schmachtende Sehnsucht, ja in das ärgste Gegentheil umschlägt, so ist dieß doch noch immer dem maskenhaft hohlen, ins Uebermaß gesteigerten, und doch todten Ausdruck der Römer vorzuziehen. Auch größere Farbenharmonie zeigt sich auf den Bildern der Florentiner; vielleicht fürchten sie sogar das Hervortreten einer Farbe zu sehr, und benehmen ihnen deshalb zuweilen ihre Frische durch einen eigenen Duft, den sie über das Ganze verbreiten. Wo es aber darauf ankommt einen großen Raum durch eine gewisse handwerksmäßige Dreistigkeit auszufüllen, da zeigen sich die Römer am wenigsten verlegen; es scheint noch immer, daß ein gutes Vorbild und ein tieferer Sinn, der auf die Nothwendigkeit einer Composition Werth legt, die Florentiner vor dieser Manier bewahrt. Einer korrekten Zeichnung streben beide Schulen auf lobenswerthe Weise nach; doch dürften die Römer im Ganzen noch sicherer und fester seyn, als die Florentiner. — Den Deutschen muß es vorzüglich nachgerühmt werden, daß sie das Tiefste und Höchste, die Religion zum Gegenstand nehmen. Bei ihnen begegnen wir den wahrsten und religiösen Compositionen, den einzigen, welche mit einiger Tiefe des Geistes aufgefaßt sind. Bei dieser Richtung wird jeder Billige einzelne Gebrechen nicht zu hoch anschlagen, es sey denn, daß zu große Ungeschicklichkeit völlige Nichtigkeit

darthäte. Der eigentlich historische Stoff scheint auch hier in Rom, der Stadt der Geschichte, den Deutschen nicht zuzusagen; die Vorliebe für Genrebilder dagegen ist vielen über die Alpen gefolgt, und hat einzelne tüchtige Bilder ins Leben gerufen. Ihre Landschaften gehören zu den besten, so auch die Bildwerke, welche freilich nur in wenigen Arbeiten ausgestellt waren. Da nun auch der deutsche Fleiß und deutsche Allseitigkeit Porträts nicht ausschließen, mithin sie ziemlich in allen Fächern sich versuchten, so war es natürlich, daß gerade die Arbeiten der Deutschen dem größten Lobe, wie dem schärfsten Tadel ausgesezt waren. — Im Gegensatz zu ihnen scheinen die Franzosen ihre Kräfte zusammen zu halten, und dadurch ihre Grenzen desto schärfer und bestimmter zu erkennen. Sie lieferten im Ganzen wenige, aber durchgehends die besten Sachen. Auf religiöse Compositionen hatte sich keiner von ihnen eingelassen, mit desto größerem Glück aber hatten sie in Porträts, in Genrebildern und Landschaften sich versucht. Daß ihre Porträts und ihre Genrebilder das Beste der ganzen Ausstellung ausmachten, darüber herrschte nur Eine, und gewiß ungetheilte Meinung.

Die Hauptsachen will ich jezt einzeln anführen, gar zu Mittelmäßiges aber, was nur Tadel verdienen könnte, übergeben. Zwei Arbeiten von dem Franzosen Robert, ein Fest der Schnitter in den Pontinischen Sümpfen, und der Kopf eines jungen Mädchens, beide zu den allerbesten Sachen der dießjährigen Ausstellung gehörend, wurden fortgeschafft, als ich sie nur noch flüchtig gesehen hatte. Dasselbe gilt von einer religiösen Composition von dem Würtemberger Neher. Es ist natürlich, daß ich es mit einer allgemeinen Angabe dieser Sachen bewenden lassen muß. — Sonst weiß man noch bestimmt, daß die zu keuschen Vorschriften der Direktion manchem gelungenen Bilde die Aufnahme versagt haben.

Historienmalerei. 1) Die Hinrichtung der h. Dorothea, von Podesti aus Ankona. Der Gegenstand ist auf sehr handgreifliche, man möchte sagen, unschöne Weise behandelt, und zur bloßen Execution herabgesunken. Der Künstler hat Gleichgültigkeit rohester Art und Ergebung in den göttlichen Willen zusammenstellen, und durch diesen Gegensatz beides in das rechte Licht setzen wollen. Man kann aber nicht sagen, daß dieses ihm sonderlich gelungen ist. Die Heilige ist mit entblößter Brust und mit auf derselben zusammengelegten Händen auf einem großen Steine niedergekniet, zu zwei Heiligen hinaufschauend, welche ihr in der Wolke erscheinen. Ihr Gesicht hat den sentimentalen Ausdruck, welcher ohne individuelle Tiefe so häufig die christliche Frömmigkeit auf italiänischen Bildern der neuesten Zeit ersetzen soll. Durch die Motive wird sie als Martyrin erkannt, sonst könnte sie eben so gut für eine Heldin der römischen Geschichte und wofür sonst nicht gehalten werden. Die auf sehr theatralische Weise Knieende faßt der eine Henkersknecht bei ihrem langen Haar, nicht ohne eine sehr gewaltsame Stellung, so daß er seine ganze Persönlichkeit aranzusetzen, und doch den Fehlschlag seines Helfershelfers zu fürchten scheint. Dieser zieht eben das Schwert, auch dieß mit so gewaltsamer Bewegung, als gälte es Haufen von Feinden zu zerstreuen, nicht einem schuldlosen Wesen den Todesschmerz zu verkürzen. Etwas im Hintergrunde sizt der, welcher den Befehl zur Vollstreckung des Urtheils gibt, ein gar zu kenntlicher Wütherich, ohne Würde und Haltung, mit dem Ausdruck größter Niederträchtigkeit. Daß er mit seiner Umgebung noch den alten Göttern treu geblieben, beweist, ausser der Bronzestatue des Herkules, noch der; antiksevnsollende Tempel. Die Umgebung ist mehr und minder bewegt, auch dieß nach einem bestimmten Typus, meist mit entsetzlich stark verzogenen und verzerrten Gesichtszügen, so daß man vergebens nach einem Kummer, nach einem Mitleiden sucht, das irgend einer Gestalt wirklich aus der innern Seele käme. Oben erscheinen nur die zwei genannten heiligen Frauen, ihnen zur Seite ein Engel mit der Friedenspalme und dem Kreuz, jene von ganz unbedeutendem Ausdruck, dieser in manierirter Stellung, ohne eine Spur von kindlicher Naivetät. Um den untern, durch den großen Stein entstandenen Raum auszufüllen, ist ein junger Krieger angebracht, der den Kopf stützend, mit großem Gleichmuth der Handlung zusieht. Ihm gegenüber eilt, um diese Ruhe zu mildern, ein Weib in höchster Angst mit ihrem Kinde davon; die Mitte welche auf diese Weise leer geblieben wäre, muß nun noch ein Engel einnehmen. Der Ausdruck bleibt demnach der schwächere, ja der eigentlich verfehlte Theil der ganzen Composition. Und doch lehren die Vorgänge der ältesten Maler, daß Gegenstände dieser Art zarter, ja durch einen keuschen Pinsel wahrhaft poetisch behandelt werden können. Sichere und geschickte Zeichnung ist dagegen dem Bilde sehr nachzurühmen, und kann andere Schwächen mildern. Die Färbung dringt sich auf, namentlich durch grelle Zusammenstellung, ist aber im Ganzen kalt und trocken, namentlich im rothen Gewande der Heiligen und in den Fleischpartien. Die Gewandung ist in der bei den bessern Italiänern jezt hergebrachten Weise behandelt, nicht schlechter und nicht besser. Das Ganze, groß wie es ist, tritt bestimmt genug hervor, und dürfte den Künstler über kurz oder lang in die Vorreihen der italiänischen Maler treten lassen.

2) Wie zart aufgefaßt, und auch im Technischen nicht weniger, ja mehr vollendet ist ein Bild von dem Preußen Hübner. Der Gegenstand ist aus dem Buch Ruth und zwar aus dem zweiten Kapitel genommen. Die Alte will eben unter dem schönen Laub eines kräftigen Baumes, nicht ohne Thränen der Wehmuth, ihre

zwei Töchter von sich schicken. Mit der Jüngsten ist es ihr gelungen; sie ist abgewandt im Fortschreiten begriffen, weint zwar, aber geht doch. Aber die Aeltere läßt sich nicht von ihrer Seite weisen; sie legt beide Hände auf die Schulter der immer noch abweisenden Mutter, die aber offenbar so eindringlichem Flehen auf die Dauer nicht widerstehen kann. Die Ansicht einer italiänischen Meeresküste schließt dieses treffliche Ganze. Wollte man etwas bemerken, so könnte man eher den Bewegungen, als dem etwas sentimentalen Ausdruck der ältesten Schwester die Gewährung der Bitte versprechen, und aus der Alten hätte sich wohl noch eine bestimmtere, schärfer bezeichnete Gestalt machen lassen. Die jüngste Schwester dagegen ist herrlich aufgefaßt, voll der naivsten, die Natur gleichsam in ihren leisesten Zügen ertappenden Wahrheit. Die Schadow'sche Schule ist hier bloß durch Hübner, aber offenbar auf würdige Weise vertreten. Es ist nur Schade, daß er auch zugleich der beste Vertreter der Deutschen überhaupt seyn muß.

3) Ein großes Crucifix von einem Schweizer Tagliani. Der Himmel ist dem Gegenstande gemäß ganz dunkel gehalten, und nur an wenigen Stellen zeigt sich einiges Blau. Im Hintergrund sieht man die Stadt liegen, deren Thurmkuppel wohl aus Rom genommen, ist. Das Bild ist würdig aufgefaßt und gut behandelt, und gehört, des etwas kalten Fleisches ungeachtet, zu den bessern. Nur über die eigenthümliche Schattengebung dürfte der Künstler nicht Rede stehen können; sie läßt, ohne bestimmten Gedanken, wesentliche Theile zurücktreten; auch erscheint der Oberarm etwas zu dünn.

4) Genovefa, in Betrachtung über den Inhalt eines auf ihrem Schooße liegenden religiösen Buches versunken, sizt in dem Kerker, wo ihr junges Kind schlafend ihr zur Seite liegt. Brot und Wasser zeugen dafür, von wie elender Kost sie sich jezt ernähren muß. Das Bestreben, eine deutsche Sage deutsch zu halten, ist nicht zu verkennen, so daß die ganze Composition, wenn auch nicht genial, nicht ohne Tiefe erfaßt ist. In Färbung dagegen, und in freierer Behandlung der Haare bleibt noch manches zu thun übrig. Die Genovefa selbst erscheint etwas gar zu schwindsüchtig, der Raum für das Ganze etwas zu groß. Daher mag denn auch wohl die lange Bank, oder das lange Lager nothwendig geworden seyn. Das Kind ruht dagegen in recht freier, naiver Stellung. Das Bild ist von dem Preußen Rittig.

5) Von demselben findet sich die Flucht nach Aegypten da. Man sieht nicht recht ein, wie das Bild in dem Verzeichniß zu diesem Titel kommt, da die Composition es zu einem religiösen Genrebild macht. An einem Fenster sitzen Joseph und Maria zu Tisch und essen; dem Kinde, welches auf dem Schooße der Mutter steht, wird von einer knieenden Jungfrau Obst angeboten. Man könnte glauben der Künstler habe das treffliche Lied von der Zingarella hier benutzen wollen, und es deshalb Flucht nach Aegypten genannt. Auch diesem Bilde ist eine gewisse Innigkeit nicht abzusprechen, die aber selbst bei religiösen Bildern etwas Schmachtendes werden kann. Die Ausführung leidet an den obengerügten Gebrechen, wozu hier noch die Schwierigkeit kommt, daß das durch das Fenster hereinfallende Licht sich zerstreut, und auf ganz zufällige Weise dieses oder jenes an den Figuren hervor = oder zurücktreten läßt. Das Auge gewinnt auf diese Weise gar keinen Halt, weil es dem Ganzen durchaus an Massen fehlt.

6) Rafael, an einem Bilde beschäftigt, hat sich niedergesezt, und zeigt den Entwurf der Fornarina, welche nicht weniger schön, als er selbst gekleidet, hinter seinem Stuhle steht. Es ist zu bedauern, daß ein so schöner Gegenstand so mäßig behandelt ist. Der Ausdruck in Rafael ist mehr als gewöhnlich, der in der Fornarina mehr als schmachtend zu nennen. Das Bild ist von dem Florentiner Bezzuoli, daher die gute Färbung jener Schule auch in diesem Bilde sich nicht verleugnet. Man sollte nach den unglücklichen Versuchen, den Rafael in historischen Bildern einzuführen, schließen, daß er nur von Gleichgesinnten gemalt seyn wolle.

7) Um ein bedeutendes besser ist ein Bild von dem Florentiner Pierini. Die Donati stellt ihre züchtig niederblickende Tochter dem Buondelmonte vor, welcher aus Scheu, die durch die Gegenwart der Mutter noch vermehrt wird, nicht weiß, ob er ihr sich nahen soll. Wie einfach und hübsch erfunden, ist auch das Bild mit Sinn für Farbenharmonie gemalt, so daß der Künstler derselben durch den oben angedeuteten Duft nichts von ihrer Innigkeit zu nehmen gebraucht hätte. Das Ganze steht gleichsam im Uebergang zu der römischen Schule, denn es sind mehr die Bewegungen der Figuren, als der geistige Ausdruck des Gesichts, welche die Handlung klar machen und beleben.

8) Ein Volksauflauf bei einer Theurung in Mailand im Jahr 1562. Das Volk hat sich zusammengerottet, und ist, der gute Renzo unter ihnen, im Begriff das Haus des Praefekten zu stürmen. Der Vorwurf dieses kleinen Bildes ist aus Manzonis Verlobten genommen, und im Ganzen mit Glück behandelt. Alles ist voll Leben, einige noch Zögernde werden zur That gezwungen, einige raffen Steine zusammen, andere stoßen schon die Thüren ein, andere fliehen, noch andere endlich machen die neugierigen und in solchen Momenten lästigen Zuschauer. Das Bild hätte, um die einzelnen Gruppen abzuscheiden, eines größern Raumes bedurft. An der Farbengebung erkennt man sogleich die florentinische Schule; es ist von dem Florentiner Berri. — Es dringt sich die Frage auf, warum die Dame im äussersten Winkel mit dem

schönen Knaben die Sache so gar leicht nimmt, sie scheint so ruhig, daß sie weder Furcht noch Neugierde verräth.

9) Erminia, an einen Baum gelehnt, sitzt trauernd da, nachdem sie den Namen ihres Tancred in den Baum einzuschreiben angefangen hat. Die Erfindung ist hübsch genug, und Färbung besser, als Zeichnung, wie es sich bei einem Bilde von einer Dame erwarten läßt. Die Künstlerin ist die Römerin Sgra Botti.

10) Eine Dame spielt sitzend die Laute, so daß nur die halbe Figur hervortritt. Sie kehrt dem Zuschauer dabei den Rücken, blickt aber mit dem jungfräulichen Kopf zurück, in dem sich eine Venezianerin erkennen ließe. Der Gegenstand ist einfach und gewöhnlich, aber sinnreich genug behandelt. Es fallen einem aber unverzüglich die herrlichen venezianischen Vorbilder ein und es entsteht der Wunsch, daß der Künstler nicht bloß in Farbengluth der Gewandung, sondern auch in Sicherheit der Zeichnung, in weniger verschwimmenden Umrissen der Gesichtszüge, und in einer lockern Behandlung des Haares jenen Meistern nachzukommen streben möge. Auf den Hintergrund hätte größere Sorgfalt verwendet werden können. Das Bild ist von dem Preußen Draeger.

11) Tognoli aus Trient hat eine Art von Silentium gemalt. Die Madonna hebt das Gewand von dem schlafenden Kinde auf, so daß dieses dem Joachim und der Elisabeth, welche den kleinen Johannes mit sich führen, sichtbar wird. Die beiden Letztern scheinen sich ohne den kleinen Johannes nicht hergewagt zu haben, und ihn vorzuschieben. Doch hat auch er sein Lamm hinten stehen, und sein Kreuz zu seinen Füßen liegen lassen, um demüthig die Hände zu falten. Seine Eltern sind im Begriff hinzuknien, während Joseph im Hintergrunde mit Holzarbeiten beschäftigt ist. Das Bild verräth fast die meiste Naivetät, und besonders das Christuskind ist leicht und naturtreu hingelagert. Weniger durch die Ausführung, als durch die Auffassung erinnert es an die Nachfolger der Carracci; es erinnert aber auch bloß an diese, denn im Einzelnen läßt namentlich die Zeichnung noch manches zu wünschen übrig; so ist z. B. das rechte Bein der Elisabeth um ein bedeutendes zu lang. Leichtigkeit und Freiheit fehlt noch überall.

12) Ein Falkonier hat von seiner Dame Abschied genommen und ist im Begriff zur Jagd zu gehen; diese zieht aber dem Falken das Käppchen ab und hält ihn so zurück. Der Künstler strebt in der Färbung dem Giorgione nach, wie es scheint, und wenn er auch jetzt zu sehr hinter seinem Vorbilde zurückbleibt, so könnte er sich doch bei diesen freilich ganz andern Gegenständen die zarte und tiefe Charakteristik seines Meisters gegenwärtig halten, um wenigstens so neumodisches Schmachten zu vermeiden. Etwas über halbe Figuren, gemalt von dem Engländer Severn.

13) Ganymed gibt auf einem schönen Ruhebett einem Adler zu trinken; von Mussini frei und leicht componirt. Ganymed aber, dessen rechter Unterarm auch zu schmal ist, leidet an dem oft gerügten sentimentalen Ausdruck, welcher bei Gegenständen der antiken Welt noch unangenehmer auffällt.

14) Auf dem bewegten Meere führen die Jünger den schlafenden Christus im Schiff. Wie der Gegenstand derselbe ist, welchen Giotto in seiner Navicella behandelte, so scheint auch das Ganze, obwohl sehr ungleich gemalt, in Gewandung und Färbung ein gewisses Studium der ältesten italiänischen Meister zu verrathen. Sonst entbehrt es sehr eines ruhigen Haltpunktes, der, da alles in der größten Bewegung ist, einige mit Einziehung des Segels, andere mit dem Rudern, noch andere mit ihrem Schmerz und Kummer beschäftigt, in dem ruhenden Christus nur auf sehr ungenügende Weise gefunden werden kann. Der Künstler, Schulz aus Oestreich, scheint das Brechen der Wogen noch nicht sorgfältig genug beobachtet, und im Ausdruck von dem Modellartigen sich nicht gänzlich losgesagt zu haben.

15) Der Direktor der hiesigen Französischen Akademie, Vernet, hat zwei treffliche Bilder geliefert, welche, obwohl beide Porträts, durch die poetische Auffassung über die bloße Zufälligkeit der Bildnisse in eine höhere Sphäre hinübergerückt sind. Ich trage deshalb kein Bedenken das erste Bild hier anzuführen. Es stellt den Marschall St. Cyr dar, ganze Figur in Lebensgröße, wie er, die linke Hand im Busen haltend, die rechte auf eine Charte stützend, welche auf über einandergesetzten Trommeln ausgebreitet liegt, mit dem Plan für die Schlacht des kommenden Tages sich beschäftigt. Die kräftige Gestalt, und vorzüglich das derb = männliche Gesicht, hier hin und wieder von der Nachtlampe beleuchtet, gibt den im Schlachtgewühl gebildeten Mann kund. Zu seiner Linken bivouaquiren seine Kriegsgenossen, theils haben sie Feuer angezündet, theils sich dem Schlafe schon hingegeben. Vor der, weiter durch nichts ausgezeichneten Schlafstätte des Marschalls scheint die Schildwache auf und abzugehen. Zu der guten Composition kommt nun der breite und überall sichere Pinsel, welcher vorzüglich die Uniform mit Geschick behandelt, das Unschöne solcher Bekleidung aber natürlich nicht ganz aufzuheben vermocht hat. Daß übrigens der Meister des Lichteffekts nicht bedurfte, um seinen Gegenstand bestimmt genug hervortreten zu lassen, zeigt das zweite Bild, welches weiter unten angeführt werden soll.

(Der Beschluß folgt.)

N°. 48.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 16. Juni 1831.

Die Kunstausstellung zu Rom 1831.

(Beschluß.)

Genrebilder.

Bei manchen deutschen Bildern dieser Art fällt einem zunächst auf, wie wenig die Künstler sich noch in das italiänische Leben hineingefunden haben. 1) So kann man bei einem Bilde des östreichischen K. Kabinetsmalers Hrn v. Guerard nur aus den Motiven schließen, daß hier eine Scene italiänischen Lebens dargestellt wird. Calabreser, welche während der Fasten nach Rom kommen um durch Musik ihren Unterhalt zu verdienen, spielen eben vor einigen hübschen Knaben, welche mit kindlich-unschuldiger Aufmerksamkeit und Freude ihnen zuhören. Ausser dem kleinsten Mädchen, das den Musikanten so nahe steht, als wolle sie aus Verehrung die Töne mit Händen greifen, scheint die älteste Schwester mit dem jüngsten Kinde oben vom Fenster herab zuzuhören. Eine Albanerin, welche in eine nebenstehende Bude geht, kehrt sich ebenfalls um, um noch zuzuhören. Die Personen haben alle deutsches Gepräge, von dem ältesten Musikanten bis auf das jüngste Kind, und stände nicht die Albanerin da, blickten nicht die Orangen herüber, man könnte das Ganze ohne Bedenken für eine deutsche oder holländische Scene nehmen. — Das Bild ist sorgfältig, fast ängstlich ausgeführt, und doch scheint der Künstler auf diesem Gebiet offenbar einheimischer zu seyn, als auf dem Felde historischer Compositionen, deren er übrigens nicht wenige geliefert hatte. — Der italiänischen Natur getreuer sind zwei mit einem kräftigeren, sichern Pinsel gemalte, und mit vielem Geist componirte Bilder von dem Franzosen Prevost. — 2) Ein Räuber hat für seine Familie geraubte Sachen nach Hause gebracht. Die Frau beklagt ihn und sein unglückliches Loos, und hält einen kleinen neugierigen Knaben ab, der von dem Glanze angezogen, den auf dem Tische liegenden Herrlichkeiten sich nahen will. Der Mann mag zu der Frau Worte des Trostes gesprochen haben, wendet sich aber ab, weil er selbst ihren Blick nicht zu ertragen und vor Kummer nicht fortzusprechen vermag. Er blickt am Tische stehend aus dem Bilde heraus; man sieht ihm an, daß nur die baare Noth ihn zu diesem, ihm selber unedel scheinenden Handwerk getrieben hat. Ausser dem jüngsten Kinde, welches die Mutter auf den Armen trägt, ist ein noch etwas älteres Kind da, und eben im Begriff sich aus dem hohen Bett auf die Erde auf die naivste Weise herabzulassen. — 3) Auf dem zweiten Bilde ist eine Albanerin vorgestellt, wie sie mit übereinander gelegten Armen und züchtig zur Erde gesenktem Blick eben ihren Priester verläßt, und sich vollkommenen Ablaß hat ertheilen lassen. Der Beichtvater steckt den gleichgültigen, sorglos wohlgenährten Kopf aus dem Beichtstuhl heraus, und sieht einem demüthig betenden Knaben zu, der in geringer Entfernung niedergekniet ist. Der Knabe ähnelt den Neugierigen auf dem ersten Bilde, wie das jüngste Kind, welches die Mutter auf den Armen trägt, in dem noch anzuführenden Bilde von Vernet sein Ebenbild findet.

4) Ein beladener Wagen wird von vier Pferden und einem Esel den Berg hinaufgeschleppt, und zwar, wie man deutlich sieht, nur mit großer Mühe. Das mittlere Pferd, als das bessere durch die rothe Feder kenntlich, sezt nicht in dem Maaße alle seine Kräfte daran, wie die andern, welche der Last fast erliegen. Den vorderen Esel sucht ein Knabe durch Zureden und Antreiben über die Augenblicke der Noth schneller hinüber zu bringen; er faßt ihn deshalb am Zaume an. Ueberhaupt scheinen die Treiber durch Schreien und Peitschen ihr Möglichstes zu thun, um ja die Pferde nicht zum Stehen kommen zu lassen. Der Künstler, Bürkel aus Baiern, scheint noch nicht lange genug hier zu seyn um die italiänische Nation gründlich zu kennen, man wird noch zu sehr an baierische Gebirgspartien und deren Umgebung erinnert. Er hat sonst offenbar einen eigenthümlichen Takt für Composition der Art, welche er immer durch Einheit des Gedankens zusammenzuhalten und zu beleben vermag. Da dieses Bild, wie ein anderes, ausserdem gut ausgeführt sind, so wird ein längerer Aufenthalt die italiänische Umgebung leicht hinzu erschaffen können. Ja man kann sagen, daß der Künstler bei zwei spätern

Bildern, 5) einem Bärentanz und 6) einer kleinen Landschaft in dieser Beziehung schon sichtlich weiter gekommen. Schade nur, daß auf der andern Seite die Ausführung um vieles flüchtiger und nachläßiger geworden. Zu den sorgfältigeren Sachen von ihm gehört folgendes Bild. 7) Vor dem Tempel der Vesta, der in einer willkührlichen Umgebung steht, gerathen ein Pferd und ein Esel zusammen, so daß Letzterer hintenausschlägt. Die Männer, welche theils auf den in der Umgegend von Rom gebräuchlichen Wagen, theils auf Pferden zugegen sind, kümmern sich wenig um den Lärm; eine Frau dagegen, welche durch die Nähe am meisten gefährdet ist, schreit erbärmlich auf. — 8) In ähnlicher Weise verdient ein kleines Bild von dem Sachsen Lindau alles Lob; ein rüstiger Streiter ist im Kampf mit einem Büffel begriffen; hintenher stürmt noch ein Anderer auf die Thiere los, so daß die Personen, welche in der Nähe sind, sich auf und davon machen; nur der Maler scheint im Hintergrunde mit gespanntester Aufmersamkeit zuzuschauen.

9) Verwandte und Bekannte aus der Stadt sind in einem Kloster bei Kapuzinerinnen zum Besuch, und so eben zu verschiedenen Seiten des großen Zimmers bei herabsinkender Sonne mit dem Essen beschäftigt. Die zwei auf diese Weise ganz getrennten Partieen verbindet eigentlich gar nichts, als das gemeinsame Interesse am Essen, welches sie denn auch auf sehr ruhige Weise zu sich nehmen. Um diesen Gedankenmangel weniger fühlbar zu machen, hat der Römer Bombelli die zwei Heerführerinnen der Jungfrauen, zwei ältere Frauen, in die Mitte gerückt um sie für alle reden zu lassen. Sie scheinen auch das Ihrige zu thun, sind aber doch nicht im Stande das Ganze zu einer lebendigen Einheit zu beleben. Das durch das Fenster hereinfallende Sonnenlicht ist weit mehr auf Effekt als auf Wahrheit berechnet, und vereinzelt die einzelnen, überhaupt nur mäßig gemalten Figuren nur mehr und mehr. — 10) Um vieles sauberer gemalt, und dem Gedanken nach weit mehr zusammengehalten ist eine Gesellschaft, welche sich in einer Vigne bei Licht und Mondschein an Musik und Wein ergözt, von dem Römer Fioroni. Es ist eigen, aber eher bezeichnend, als merkwürdig, daß die Italiäner ihre Figuren gerne um den vollen Tisch versammeln. 11) Der Cav. Luigi Impaccianti führt in einem kleinen, aber sehr unsicher gemalten Bilde einen Jäger ebenfalls bei Landleuten speisend ein, nur daß hier noch andere, für sich bestehende Gruppen sich finden.

12) Eine Albanerin, halbe Figur, hebt von einem nackt auf dem Schafpelz daliegenden Kinde, dem ein hölzerner Spielmann zur Seite ruht, ein Tuch auf, wahrscheinlich um es einem Andern zu zeigen; wenigstens deutet dieß ihr zurückblickendes Gesicht an. Die Erfindung ist hübsch, aber die Ausführung ohne zarte Uebergänge, etwas grell; von dem Holländer Maes. — 13) In einer Straße, welche sich durch ihre Motive als ächt Italiänisch kundgibt, sind von dem Dänen Bravo verschiedene Gruppen dargestellt, deren einige aus Musikanten, andre aus wasserholenden Mägden u. s. w. bestehen. Der Künstler scheint sich mehr als andere in das italiänische Leben hineinzufühlen; vielleicht war der Raum zu groß gewählt, denn so wie die Gruppen jezt dastehen, können sie jede für sich hübsche Bilder ausmachen. — 14) Das zweite Bild von Vernet, welches noch anzuführen bleibt, ist eine Dame, welche vor dem Fortepiano sizt, und eine von der Sonne gebräunte Amme, welche das Kind auf den Armen hält, hinter sich hat. Das Kind, noch ganz jung, strebt zur Mutter hin, welche aus dem Bilde herausblickt. Amme und Kind sind in Ausdruck und Ausführung ganz vortrefflich, namentlich Kopf und Nacken der Erstern mit einziger Wahrheit behandelt; das Kleid der vornehmen Dame erscheint durch die ununterbrochene weiße Farbe etwas monoton und sieht überhaupt etwas papiern aus. Es ist gut, daß die Albanerin die Augen niederschlägt, wären sie geöffnet, würde ihr Feuer das ihrer Herrin von Grund aus niederstrahlen. — Von 15) dem Blumenmaler Senff aus Preußen finden sich zwei Gemälde auf der Ausstellung, von denen das eine eine etruskische Vase mit Blumen, und das zweite die Geburt der Liebesgötter unter Blumen darstellt. Die Blumen selbst sind mit großer Sauberkeit ausgeführt, ohne das warme Leben eines holländischen breiteren Pinsels zu haben; die Zusammenstellung, welche bei dem ersten Bilde die Hauptsache bleibt, könnte immer gewählter seyn. Dagegen ist bei dem zweiten 16) manches Einzelne nicht ohne Grazie erdacht, und in demselben Sinne ausgeführt; die Idee aber, daß die Liebesgötter in den sich brechenden Eiern theils schlafen, theils erwachen, theils sich hervorheben, gränzt so nahe an Spielerei, daß sie aufhören dürfte poetisch zu seyn.

Landschaften.

1) Aussicht auf das Meer bei Terracina, so aber daß dieß die eine Seite bildet. Kleine Fahrzeuge nähern sich dem Ufer, an welchem Schiffer beschäftigt sind. Der Standpunkt ist trefflich gewählt, Luft und Meer mit einem freien Pinsel gemalt. Von dem Franzosen Guigon. 2) Sorgfältiger noch, und im übrigen nicht weniger glücklich componirt, ist eine Ansicht der Insel Capri von dem Dänen Thöming. Die Insel selbst liegt im Hintergrunde, von dunkeln, wohl nie ganz ruhenden Wogen umrauscht; vorne ziehen Fischer ihre beladenen Netze in die Höhe, und dienen dem Bilde zu einer wahrhaft poe-

lischen Zugabe. Das Ganze verräth tiefen Sinn für die Reize neapolitanischer Natur, deren verborgenste Schönheiten der Künstler zu entziffern beginnt. — 3) Blendend durch Beleuchtung, aber sich auszeichnend durch geschickte Behandlung, namentlich durch zweckmäßige Vertheilung von Licht und Schatten ist eine reich componirte Landschaft von dem Engländer Desculawo. Ueber dem Wasser des Vorgrundes erheben sich Laubholz und reich begrünte Ruinen, denen italiänische Berge zur Begründung dienen, die theils mit Schlösser und Burgen geschmückt sind, theils durch schöne Formen hervortreten. Zu dem kaltgehaltenen Vorgrund kontrastirt die von der Sonne erhellte, höher gelegene Landschaft auf eine treffliche, hin und wieder etwas zu grelle Weise. — 4) Das Gegentheil von dieser Auffassung ist eine mit Fleiß ausgeführte, nicht weniger poetisch gedachte Gegend aus dem Sabinergebirge von dem Braunschweiger Brandes. Zu Seiten eines Wegs der sich nach einer Bergstadt hinaufzuziehen scheint, liegt dem Beschauer rechts eine Ruine, links im Hintergrunde das Gebirge. Den Vorgrund bildet nebst großen Felsmassen die Hütte eines Ziegenhirten, der wahrscheinlich mit seiner ganzen Familie hergezogen ist; wenigstens scheinen die zwei tanzenden Kinder und das am herabfließenden Bach schöpfende Weib zu derselben zu gehören. Hier fehlen durchaus die starken Gegensätze, das Ganze fließt so leise in einander, daß man fast etwas mehr Leben des Lichts wünschen möchte. — 5) Ein anderes Bild von demselben Künstler, in welchem viele Ochsen ein Schiff dem Strom entlangziehen, und ein Hirt mit seinen Ziegen den Vorgrund bildet, zeichnet sich ebenfalls durch sorgfältige Ausführung aus.

6) Von dem Polen Karkzewsky ist eine Gegend zwischen Olevano und Civitella gemalt, welche ganz kahl und öde, und aller Vegetation beraubt scheint. Dazu stimmt der mit Wolken bedeckte Himmel; der Weg, der sich den Berg hinaufzieht, ist menschenleer, nur von dem Esel eines Kapuziners betreten, dem Räuber, wahrscheinlich in Hoffnung eines Bessern, nachzustellen scheinen. Der Charakter der Gegend scheint treu aufgefaßt und wiedergegeben, und dieser Charakter ist es, der bei durchaus schmuckloser Umgebung dem Werke sein Verdienst sichert. — 7) Freundlicher, aber im Ganzen nicht gerade besser, ist eine zum Theil nach der Natur componirte, zum Theil selbst erfundene Gegend in der Nähe von Subiaco, von demselben Künstler. Ein Dorf im Vordergrund und freundliche Berge beleben das Ganze; der Baumschlag dürfte besser zu nennen seyn, als im ersten Bilde.

8) In der Nähe des Posilip, den Vesuv und das vom Mond beleuchtete Meer im Rücken, bringt ein Neapolitaner, etwas entfernt angelehnt, zwei Schwestern ein Ständchen. Die Mutter ist eingeschlafen, und den Töchtern bleibt die Gelegenheit, durch Mienen und Geberden anzudeuten, wie gut sie den Spieler verstehen. Das Bild hat Einheit der Handlung, welche aber ja auch sehr einfach ist; sonst wird der Beschauer zweifelhaft, ob die Gegend die Handlung, oder diese jene heben soll. Es muß aber der Vesuv, und das vom Mond beleuchtete Meer vor einer gewöhnlichen Situation überwiegen, und deshalb führe ich das Bild unter den Landschaften an. Wie wunderbar, und dem deutschen Auge fast unglaublich auch das Farbenspiel neapolitanischer Natur sich gestalten mag, hier erscheint doch das Ganze, dem durch die Lichtbeleuchtung der weiblichen Gruppe ein zweifacher Unterschied gegeben werden soll, in zu grellen Tönen. Die Figuren, überhaupt nicht zu sorgsam gearbeitet, tragen auf keine Weise zur Milderung bei. Von dem Preußen Catel. — 9) Weit weniger aufgeboten, aber desto mehr erreicht ist von demselben Künstler in einer Ansicht der Hügel bei Tivoli, zwischen denen sich unten der Anio hinzieht. Hier erkennt man mehr als bei einer andern Landschaft der Deutschen, daß der italiänische Charakter nicht allein in den wenig bekleideten Hügeln, sondern auch in dem Duft, welcher auf ihnen lagert, vollkommen verstanden ist. — 10) Und in noch höherem Maaße gilt dieß von einer dritten Landschaft Catel's, wo an einer Felsengrotte ein Ziegenhirt hingestreckt ruht, und man im Hintergrunde die sich erhebenden Berge und auf ihnen ein reizendes Schloß bemerkt. Man sieht, daß dem Künstler eine genauere Ausführung, wo er will, zu Gebote steht; mit desto größerem Recht wird sie gefordert.

11) Ausser der Umgebung von Valle Ariccia, zum Theil nach der Natur gezeichnet, von dem Ferareser Monti, welche sich durch Einfachheit und Sorgfalt empfiehlt, haben die Italiäner wenig Bedeutendes geleistet. 12) Bedeutender als eine Gegend in den Pontinischen Sümpfen von Pacatti ist 13) die Grotte des Posilipp von Bassi, aus deren dunklem, nur zum Theil erhelltem Innern Wagen und Fußgänger herauskommen. 14) Von Pacatti findet sich sonst noch eine Ansicht vom St. Peter, der Engelsburg, St. Spirito und der Engelsbrücke. Das Einzelne tritt an dem Bilde, welches überhaupt treu und fleißig gearbeitet ist, klar und bestimmt hervor, und so gestaltet sich die überhaupt gutgewählte Ansicht zu einem wirklichen Ganzen. 15) Recht sorgfältig gemalt ist auch eine Ansicht des kapitolinischen Hügels mit der Kirche Ara Coeli und einem geringen Theil des kapitolinischen Museums von dem Preußen Brudde (?). Die Ansicht selbst hätte von einem andern Punkt zweckmäßiger aufgefaßt werden können.

Bildwerke.

Statuen waren in geringer Anzahl eingeliefert, und unter diesen waren immer noch wenige, welche etwas bedeuteten. Man muß freudig gestehen, daß die Arbeiten der Deutschen durch Einfachheit und Wahrheit vor der Manier der andern Künstler sich auszeichneten, und daß nur wenige Arbeiten da waren, welche mit ihnen einen Vergleich aushalten konnten. Zu diesen rechne ich 1) einen jungen Hirten von dem Schottländer Skouler; er hat eben die Pfeife geblasen, und blickt in sitzender Stellung mit seinem frischen, kecken Kopfe auf die Seite, als höre er einem Zweiten zu. — 2) Einen ähnlichen Gegenstand hat der Preuße Wolf in einem Fischer behandelt, der einen Fisch in der Hand hat, und in sitzender Lage, welche das eine Bein nachläßig herabhängen läßt, freilich auf seinen Fang blickt, übrigens jedoch mit ganz andern Gedanken beschäftigt scheint. Das Nackte des jugendlichen Körpers ist mit Liebe und Sorgfalt behandelt; ich glaube aber, daß der Hirte von Skouler leichter in seiner eigenthümlichen Natur erkannt wird, als dieser Fischer, obgleich er auch noch zur näheren Bezeichnung eine große, blinkende Angel in der Hand hält; jener ist in einem kurzen Gewande, dieser ganz nackt vorgestellt. 3) Noch weniger dürfte man eine Schnitterin von dem Preußen Matthiae als solche erkennen, wenn nicht die Aehre, auf welcher sie ruht, sie in gewisser Beziehung bezeichnete. Alle drei Figuren sind in natürlicher Größe in Gyps ausgeführt. 4) In Mamor gearbeiter war ein Kind, die gefalteten Hände und den Blick gen Himmel erhebend, vom Engländer Gott, und zarter als dieses, ebenfalls in Marmor, 5) ein zweiter Gegenstand von Wolf, wie das Kind, der Sage nach, von dem Reh gesäugt wird. Das Thier muß des sitzenden Kindes wegen das Bein bis über den Kopf desselben erheben, blickt dabei noch nach demselben zurück, so daß seine Stellung etwas gefährlich erscheinen dürfte. 6) Lob verdient endlich noch vor allen Thorwaldsens Büste von dem Dänen Bissen, indem sie nicht weniger durch große Treue, als durch zarte und doch zugleich freie Behandlung sich auszeichnet.

* * *

Zu Ostern ist auch das Denkmal Pius VII. von Thorwaldsen dem schaulustigen Publikum enthüllt worden. Der Platz in der Peterskirche ist so vortrefflich, wie ein so bedeutendes Werk es nur immer für sich in Anspruch nehmen kann. In einer geschmackvoll geordneten Nische sitzt auf einem prächtigen Sessel die ehrwürdige Gestalt des Papstes, über Lebensgröße. Er ist, mit der gewöhnlichen Papsttracht, dem starken Untergewande, und einem glänzend geschmückten, unendlich sorgfältig und schön gearbeiteten Mantel bekleidet, so eben im Begriff das Volk zu segnen, und mit der Rechten die dazu übliche Bewegung zu machen. Die Linke ruht im Schooße, die Füße sind auf leichte Weise übereinandergelegt, das Haupt bedeckt der dreikronige Schmuck. Unter dem hohen Piedestal sind zwei Thüren auf die Weise angebracht, wie wir es bei neueren Monumenten der Art zu sehen gewohnt sind; über demselben bezeichnet die Inschrift den Cardinal Consalvi, von Pius VII. zum Cardinal ernannt, als Stifter des Denkmals. — Zu beiden Seiten des päpstlichen Hauptes, aber niedriger als dasselbe, scheinbar aber auf demselben Marmor, sitzen zwei Genien; der eine rechts blickt auf seinen Helden zurück, und läßt die Hand mit dem Stifte auf dem schon geschlossenen Buche ruhen. Die Thaten sind verzeichnet und der Nachwelt aufbewahrt; der andere links hebt das Stundenglas empor, und sieht ebenfalls auf den Papst zurück. Unter diesen, zu Seiten des Papstes, jede auf einem besondern Piedestal, stehen die religiöse Stärke und die Religion. Jener fällt das Lammfell vom Haupt herunter, auf die Brust zusammengeknotet herabhängend; die Hände sind auf der Brust kreuzweis zusammengelegt, der Blick gen Himmel gerichtet. Die Religion auf der linken Seite der Porträtstatue, hat die Bibel in der Hand, in dessen Inhalt sie denkend verloren scheint. Die Rechte bewegt sie deshalb an das Kinn und zu ihren Füßen steht die Eule der Minerva. Ueber dem Untergewand hat sie einen breiten Ueberwurf der von der rechten Schulter unter dem linken Arm durch geht, und dann aufgenommen wird; ein schöner Kranz schmückt die herabhängenden Loken. — Wer die Werke Thorwaldsens mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit betrachtet hat, wird bald fühlen, daß man bei diesem Werke nicht allein auf dem Boden Thorwaldsen'scher Erfindung steht, und daß die zwei Genien nur durch äussere Veranlassung hinzugekommen. Scheint es mir doch noch fraglich, ob die zwei andern Figuren nicht mehr für die zweckmäßige Benutzung des Platzes, als für die Porträtstatue selber nothwendig waren; erklären sie diese auch, so werden sie doch zu abhängig von derselben, und lassen den Wunsch rege werden, daß das für diese Sphäre gehörende Relief seinen eigenthümlichen Platz einnehmen möge.

G.

Nekrolog.

Am 19. Mai starb in Berlin der als ausgezeichneter Landschaftmaler sehr geachtete Professor an der königl. Akademie der Künste, Hr. P. L. Lütke, im 72sten Jahre seines Alters.

No. 49.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 21. Juni 1831.

Kunstausstellung in Mailand 1830.

(Verspätet.)

Ist es wirklich Verfall der Malerei in der Lombardei oder nur Muthlosigkeit der jungen Künstler? Wenn man der Commission glauben soll, so fand sich auch dieses Jahr kein des Preises würdiges Gemälde. Sie hielt es nicht einmal für gerathen die eingegangenen Concursstücke der öffentlichen Beurtheilung auszustellen, wie es in den vorhergehenden Jahren geschehen war. Die Aufgabe war doch wohl einfach genug, drei Figuren und darunter zwei akademische, Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben.

Wenn man einigen jungen Künstlern glauben darf, so fehlt es der Schule nicht an tauglichen Subjekten, aber sie verschmähen es um den Preis zu werben, da sie kein Zutrauen zu den Richtern haben. Freilich wäre es nichts Unerhörtes, daß die Eigenliebe der Professoren bei dieser Bewerbung aufstrebende Talente entfernte. Und was vermag nicht die Eifersucht unter den Lehrern? wie oft lassen sie sich nicht verleiten ihre Schüler gegenseitig auszuschließen oder zurückzusetzen?

Obgleich man beiden Ansichten beistimmen könnte, so möchte man doch diesen Mangel an jungen Künstlern aus andern Ursachen ableiten. Sind zwei goldene Medaillen, welche das Gouvernement jedes Jahr aussetzt und eine mäßige Unterstützung zur Reise nach Rom hinreichend um Historienmaler zu bilden? Gibt es so viele Privatpersonen, die, wenn sie noch so reich sind, große Opfer bringen, um Gemälde von ansehnlicher Größe zu bestellen oder zu kaufen? Große Unternehmungen nur bilden Künstler von großem Verdienst. Buonarotti, Raphael, ein Dominichino, Guido, die Carracci und der fruchtbare Paul Veronese ꝛc. würden nie solches Verdienst und solchen Ruhm erlangt haben, wenn sie nichts als Genregemälde gemalt hätten.

Ich behauptete der Reiz einer Pension sey nicht zureichend um Begeisterung bei einer Jugend zu erwecken, die nur allzuoft der äußern Mittel beraubt ist, denn daß sich Reiche der Kunst widmen ist doch selten. Die jungen Künstler müßten sich auf die freigebige Großmuth ihres Gouvernements verlassen dürfen und sollten nicht gezwungen seyn ihre Zuflucht zu dem Pinsel zu nehmen, um dem drückenden Bedürfniß abzuhelfen. Kann man denn mit Ausdauer und der nöthigen Ruhe studiren, nachdenken und mit Vorbildern wetteifern, wenn man um seine eigenen Bedürfnisse besorgt ist? Ich verlange nicht daß die Staatskassen preis gegeben werden sollen für eine Jugend, die ohne Erfahrung und meist den Leidenschaften ergeben ist, denn feurige erfinderische Köpfe empfinden schneller und lebhafter als andere Menschen: Aber das Gouvernement könnte sie unterstützen, indem es gelungene Copien von Meisterwerken, deren Studium ihnen nützlich ist, ankaufte und von diesen einen nützlichen Gebrauch machen, wenn es in Städten vom zweiten und dritten Rang Museen errichtete, durch welche die Liebe für die Kunst und der Sinn für das Schöne geweckt würde. Häufig genug hat man wiederholt, was sich auch bestätigt findet, daß die Künste ein mächtiges Mittel zur Civilisation sind, und die Civilisation ist eine der ersten Erfordernisse für den allgemeinen Frieden.

Auf der andern Seite billige ich jedoch nicht das Pensionat, so wie es bei der französischen Akademie statt findet, und die Art wie diese organisirt ist. Wozu einen Professor der Malerei zum Direktor ernennen? Es bedürfte nur eines einsichtsvollen Kunstliebhabers, der mehr Vorstand als Verwalter der Anstalt wäre und der die Verpflichtung hätte darauf Acht zu geben, daß die jungen Leute ihre Studien nach ihrer Neigung betrieben, und ihre Aufführung und Lebenswandel beobachtete. Wozu bedürfen sie des Raths eines Künstlers, wenn sie von den ersten Meisterwerken der Griechen und Römer umgeben sind und von den unsterblichen Gemälden der klassischen Meister? Wer steht dafür, daß ein solcher Akademiedirektor nicht nach Launen handelt, und die ihm anvertrauten und untergebenen Schüler nicht als die einzige Frucht ihres Aufenthalts in Rom seine eigene Manier nach Hause bringen, wie es häufig genug geschieht?

Hierüber haben sich die jungen Künstler der Lombardei nicht zu beklagen, man überläßt sie ganz ihrer eigenen Neigung und ihrem natürlichen Geschmack: sie können wählen unter Michel Angelo, Raphael, Correggio, Poussin rc., sie könnten vorzügliche Zeichnungen nach griechischen Statuen in allen Stellungen und Ansichten zurückbringen, und wenn sie bei ihrer Rückkehr in die Heimath neue Aufmunterungen erhielten, so würde nicht statt finden was wir dieses Jahr erleben, nämlich, daß wir sehr wenig zu loben haben an den Gemälden sowohl der Meister als der Schüler.

Ich habe mich lange bei diesen allgemeinen Bemerkungen aufgehalten, aber ich halte sie nicht für unpassend, da es nicht der Zweck dieser Blätter ist, ein trockenes Verzeichniß der Gemälde zu liefern, sondern vielmehr die Entwickelung der Kunst zu fördern wo sich eine Gelegenheit dazu zeigt. Ich muß also nach Mailand zurückkehren, wo ich von meinen Lesern in den großen Sälen erwartet werde. Man würde hier auf gut mailändisch sagen: Torniamo a bomba, ein Ausdruck der sonderbar genug ist und der einen Fremden könnte glauben machen, diese Nation, welche nur einer Cavatine oder einem Finale in der Oper zu applaudiren weiß, sey wohl gar im Stande, den Donner einer Bombe in dem Raum einer Festung auszuhalten, aber hier handelt sich's nur um Gemälde.

Kein Preis für die Bildhauer dieses Jahr. Die Aufgabe war der Tod des Epaminondas. Nur zwei Basreliefs waren aufgestellt. In beiden finden sich jedoch schöne Partien. Der Charakter des Kopfs des Helden in Nr. 1., welcher glücklich aufgefaßt ist, sagt mir sehr zu. Während man das tödliche Eisen mit Gewalt herauszieht, zeigt sich kein Zug des Schmerzes auf seinem Gesicht; im Gegentheil er betrachtet mit wohlgefälligem Blick eine feindliche Siegesbeute, welche ein Krieger ihm bringt. Epaminondas, nur mit dem Ruhm seines Vaterlands beschäftigt, vergißt sich selbst ganz, während die umstehenden Offiziere den herben Schmerz empfinden, den ihnen sein Verlust bereitet. Der Künstler, gebildet durch die Lektüre des alten Autoren, hat seinen Helden den Sitten jenes heldenmüthigen Volks gemäß dargestellt, er läßt ihn seinen Schild umarmen, von dem er sich nicht scheint trennen zu wollen.

Nr. 2 ist korrekter in der Zeichnung und feiner in der Ausführung und hat edlere Gestalten mit weniger auffallenden Verkürzungen, aber hat den Charakter nicht mit gleicher Schönheit aufgefaßt. Sein Epaminondas leidet entweder unter der Hand des Chirurgen der ihm das Eisen aus seiner Wunde zieht oder bebt vor dem herannahenden Tod. Einer der beurtheilenden Professoren hat mir gesagt, wenn sich mehrere Concurrenten eingefunden hätten, so würden diese beiden Basreliefs den Preis davon getragen haben, aber da sie allein seyen, so könne er ihnen, nach einem sonderbaren Gesetz nicht zugestanden werden. Arme junge Künstler! Es hätten sich also nur noch zwei Schlechtere als ihr finden dürfen und ihr hättet die Medaille erhalten!

Die Aufgabe für die Composition einer Zeichnung war für junge Leute zu großartig und unter vier bis fünf Professoren die sie beurtheilen mußten, würde sich vielleicht nicht mehr als einer gefunden haben, der sie glücklicher gelöst hätte. Die Sündfluth würde eine Klippe gewesen seyn, woran mehr als eine Phantasie gescheitert wäre. Die Commission hat keinen Preis zuerkannt. Seyen wir weniger streng als sie. Ich breite mich dieses Jahr mehr über die Werke der Jugend, der Schüler der Akademie aus, während ich bei denen der Lehrer sehr kurz seyn werde. Von lezteren macht das Journal des Landes desto mehr Lobeserhebungen; ohne Zweifel weil Hr. Palagi sich über die Herausgeber desselben beim Fürsten beklagt hat. Ist das die Art wie man die Künste behandeln soll, nach Hofmanier? Ich möchte also die Jugend über die Strenge trösten, mit der man gegen sie verfahren ist, denn ich fürchte das nächste Jahr wird man nichts von ihr zu sagen haben, wenn die Muthlosigkeit zunimmt.

In den fünf Zeichnungen, welche ausgestellt sind, beobachtete ich mit Vergnügen reiche Phantasie, viel Handlung und Mannichfaltigkeit in den Gruppen, daneben rührende Scenen und moralische Episoden, z. B. Greise die ihre Söhne zu retten suchen, Mütter welche mit dem Tode kämpfen ohne sich von ihren Kindern trennen zu wollen. Einer dieser Zeichner ist weiter gegangen als viele Maler von Bedeutung, die denselben Gegenstand behandelt haben und die sich begnügten, auf diesem Schauplatz des Schreckens Pferde und Kühe unter die Menschen zu mischen. Er hat nämlich einen Löwen im Vordergrund angebracht, der eben seine Höhle verlassen hat und nun gegen die Wellen ankämpft. Eine Frau, welche auf dem einen Arm ihr Kind hält, ergreift mit der andern Hand die Mähne des Thiers, das in der äussersten Wuth ist. Sie hat den Schrecken, welchen ihr die Bestie einjagte, überwunden, und sucht deren Kraft zu benutzen. Diese Idee hat mir gefallen, sie ist großartig. Bei einem andern hat eine ungeheure Schlange den Körper eines Menschen gepackt um sich daran auf die Höhe eines Felsens zu helfen. Vier von diesen Zeichnungen sind grau in grau ausgeführt, was sich gut dazu eignet, dieser Scene einen furchtbaren Ausdruck zu verleihen. Der fünfte aber, der sich die große Mühe gegeben, seine Zeichnung mit der Feder auszuführen,

hat diese Wirkung verfehlt. Auf seinem Bild ist alles hell und klar wie an einem heitern Frühlingstag; denn es ist nicht genug, daß er uns den Himmel mit schiefen Linien bedeckt hat, die den Regen vorstellen sollen. Die Gruppen sind in dieser Zeichnung sehr glücklich vertheilt und die natürliche Verwirrung einer solchen Scene, die das Auge des Beschauenden nur ermüden würde, ist hier geschickt durch kahle Felsenmassen unterbrochen, die dem Unglücklichen jedoch keine Zuflucht darbieten.

Einer dieser jungen Leute hat versucht den Michel-Angelo nachzuahmen ohne zu bedenken, daß sein Alter ihm nicht erlaubt, was nur gereiften Leuten möglich ist. Diese Kraft, diese Energie läßt sich nur in reiferem Alter erwerben. Das heißt, es erfordert viele Studien und vieljährige Beobachtung der Natur, um ein Gemälde wie das der Sixtinischen Capelle auszuführen und tausend verschiedene Verkürzungen in Darstellung des menschlichen Körpers anzubringen. Uebrigens muß man das rühmliche Bestreben eines jungen Künstlers anerkennen. Aber was die Ursache war, daß ihm der Preis nicht ertheilt wurde, ist der Mangel an correkter Zeichnung in sämmtlichen sehr verwickelten Gruppen. Ueberhaupt fehlt es allen fünf Zeichnungen an Correktheit und dieß ist der Grund, warum sie nicht mit dem Preis belohnt worden sind. Aber ich wiederhole es nochmals; ich zweifle sehr, daß die Herren Richter selbst die Medaille verdient haben würden, da es lange Studien erfordert um mit einer so großen Menge von nackten Figuren in den verschiedensten Stellungen fertig zu werden. Derjenige von den fünf Concurrenten, der die meiste Sorgfalt auf diesen wesentlichen Punkt verwandt hat, ist in seiner Composition um so kälter, und sie hat, obgleich sehr verständig angeordnet, nicht die Lebendigkeit, welche dieser Gegenstand nothwendig erfordert. Es scheint, die Herren der Akademie, welche das Programm ausgegeben haben, hätten besser gethan sich auf eine Scene der Sündfluth zu beschränken oder auf eine Episode daraus, wozu die Kräfte junger Leute eher hingereicht haben würden.

Ueberall dieselbe Strenge! Vier Zeichnungen für das Ornament blieben ohne Preis. Die Aufgabe war ein Badezimmer. Das hat mich in Verwunderung gesezt, denn die Schule des Ornaments, welche von zwei geschickten und gewissenhaften Professoren dirigirt wird, muß jedes Jahr geschmackvolle Künstler bilden, da man sie nach den schönsten antiken Formen studiren läßt. Ein Gleiches kann ich nicht von der Schule der Figurenzeichnung rühmen; die jungen Leute haben hier nur sehr mittelmäßige Vorbilder, bis sie im Stande sind nach den zahlreichen Gypsen des Museums zu zeichnen. Aber wer leitet sie in diesen lezten Studien, wenn sie nicht schon vorbereitet sind und geübt die Schönheit der Formen zu finden? Warum verlangt die Akademie nicht auch, daß die jungen Künstler bei der Ausstellung gute Zeichnungen nach den herrlichen Gemälden der großen Meister des Museums liefern? So ist die Sammlung für sie unnüz. Das zeigt sich bei einer Vergleichung ihrer Gemälde, welche jedes Jahr ausgestellt werden.

Die Aufgabe für die Architekten war ein offenes Theater. Zwei Concurrenten hatten sich eingefunden. Hr. Carl Sada ist allein des Preises würdig befunden worden.

Die Kupferstecher, obgleich selbst Fremde zugelassen werden, sind beim Concurs nicht zahlreich, und Madame Catharina Piotti Pirola hat ohne Concurrenz den Preis davon getragen. Diese Schülerin des Hrn. Longhi zeigt in der That ein bei Frauenzimmern ungewöhnliches Talent in diesem Zweig der schönen Künste, vorzüglich in der Festigkeit und Keckheit des Grabstichels.

Werke der Professoren und Dilettanten.

Sculptur.

Unter den Professoren, die jedes Jahr diese Säle schmücken, ist der merkwürdigste und thätigste jedesmal Hr. Pompeo Marchesi.

Man hat in dem Hof des Museums eigens ein Zelt aufgeschlagen, um ein sehr großes Basrelief in Marmor darunter aufzustellen, eines von denen, die man bald auf dem Simplonsbogen bewundern wird, welcher endlich fortgesezt und mit den schönsten Denkmälern des alten Roms wetteifern wird, besonders wenn er noch den königlichen Schmuck einer Victoria mit acht Pferden erhält.

Das Basrelief besteht aus zwölf Figuren in Lebensgröße und stellt eine Scene nach der Schlacht bei Leipzig dar; indeß gibt uns nichts in der ganzen Vorstellung die Idee, daß es sich gerade auf diese Schlacht und keine andere bezieht; nur der Catalog sagt es, und wahrscheinlich werden mehrere der Basreliefs, die in früherer Zeit entworfen worden sind, gegenwärtig Aenderungen erleiden müssen.

In der Mitte des Ganzen stellt eine große Figur, mit einer Tunika talaris bekleidet, die Victoria dar; ihr zur Seite ist ein kleiner unbekleideter Knabe, welcher die Keule des Herkules hält oder sich vielmehr auf dieselbe stüzt, denn allein würde er sie kaum heben können, während er mit der andern Hand Kränze auf der Spitze einer Lanze hält. Die Victoria lehnt sich mit dem rechten Arm auf die Schulter eines Mannes in Consulartracht (zur Erinnerung daran, daß der Bogen auf Befehl eines gewissen Consuls errichtet wurde, der die Straße über den Simplon geöffnet hat); er stüzt sich auf sein Schwert, das man unter den Falten der Tunica der Victoria suchen muß. Sein Haupt ist unbedeckt und eine Bürger- oder Lorbeerkrone hält er andern Kriegern hin. Diejenigen von ihnen, welche in seiner Nähe sind,

scheinen bescheiden abzuwarten, ob diese für sie bestimmt sey; wenigstens setze ich voraus, daß dieß die Absicht des Bildners ist. Ausserdem könnte man fragen, was sie da zu thun haben? Im Hintergrund erblickt man nun mitten unter den Lanzen aufgehobene Hände, die mit mehr Zuversicht nach ihr reichen. Auf derselben Seite sitzt zu den Füßen des Haupthelden eine Figur, welche in tiefen Schmerz versenkt zu seyn scheint. Diese stellt eine Flußgöttin vor, wie wir aus dem Programm ersehen, denn ein deutliches Abzeichen kann ich an ihr nicht entdecken. Uebrigens hat der Künstler dieß mit den antiken Künstlern gemein, denn ich erinnere mich aus Visconti, daß dieser Archäolog auf vielen Basreliefs und Münzen Flußgötter und Göttinnen nur errathen hat. Ein Leichnam ragt unter den Füßen des Helden hervor, der auf einem kleinen Hügel erhöht steht; unter diesem läuft ein Fluß hin, in den der Körper eines entseelten Kriegers gestürzt ist und an seiner Seite das Roß. Wir erfahren, daß dieß die Leiche des tapfern polnischen Fürsten ist, welcher bei dieser Affaire seinen Tod fand. Auf der andern Seite zieht ein Soldat einen Gefangenen mit sich fort, den er mit beiden Händen fest hält; daneben befindet sich eine andere Gruppe von Kriegsleuten.

Auf jeden Fall muß man auf die Plinthe setzen: Schlacht bei Leipzig, denn da hier alles in griechischer und römischer Tracht vorgestellt ist, könnten die Antiquare nach einigen Jahrhunderten darin etwa einen Miltiades, Epaminondas, Cäsar, Trajan oder gar einen Nero finden. Jedoch gebe ich zu, daß sich die moderne Tracht überhaupt nicht für Werke der bildenden Kunst eigne, namentlich die östreichische Uniform.

Alle diese Figuren sind natürlich gestellt, geschickt gruppirt, in den Köpfen ist Charakter und Ausdruck und der der Hauptperson ist edel. Aber das Ganze ist etwas zu plump, wofür der Gesichtspunkt, von dem aus dieses Stück betrachtet werden soll, keine Entschuldigung ist.

Die Höhe und die Entfernung müssen sowohl in Verhältniß zu der Größe der Figuren als für die Stärke der Ausarbeitung und die Bestimmtheit der Umrisse in Anschlag gebracht werden, aber dieß schließt die Grazie nicht aus. Die Muskeln eines Arms oder eines Schenkels können und müssen stärker angegeben werden, da sie dem Auge aus der Ferne betrachtet sanfter erscheinen, aber nicht so, daß die Arme und Beine eines Helden denen eines Lastträgers gleichen.

Ich finde, daß die Victoria sehr wenig Antheil an der Handlung nimmt. Man würde sie für eine Statue halten, wenn sie sich nicht auf den Helden stützte. Wenn die Alten solche Gottheiten in ganz historischen Darstellungen anbrachten, so behandelten sie sie gewöhnlich als Statuen, so daß sie mehr mythologische Andeutung als handelnde Personen waren. Ohne Zweifel habe ich unrecht gehabt, dem Marchesi eine Idee unterzuschieben, die ich mir nicht aus dem Sinn schlagen konnte, als habe er ein Epigramm machen wollen: große Siegesgöttin, kleiner Kriegsgott. Ich komme immer auf meine Auctoritäten zurück. Wenn die alten Bildhauer Genien als Symbole anbrachten, so stellten sie dieselben als Kinder dar, welche keinen Antheil an der Handlung nahmen, sie waren das, was wir im gemeinen Leben das Attribut eines Gegenstandes nennen; dieser kleine Knabe aber von 6 bis 8 Jahren ist hier eine der handelnden Personen und erscheint doch darin zu kleinlich. Er nimmt sich fast wie ein Kind aus, dem man in einer Comödie eine bedeutende Rolle übertragen hat.

Es thut mir leid, daß ich dießmal nicht alles bewundern kann, was von dem geschickten Meißel des Marchesi herrührt, denn ich finde immer Poesie und Phantasie in seinen Werken. Ich fürchte, seine natürliche Leichtigkeit und die Lobederhebungen, mit denen man ihn überhäuft hat, mögen ihn veranlassen seine Studien zu vernachläßigen, welche dem Professor so nothwendig sind wie seinen Schülern. Der kolossalen Figur des heil. Ambrosius, von der er ein Modell in Gyps geliefert hat, kann ich unmöglich Beifall schenken. Sie hat eine schlechte Stellung und würde sich in der Natur nicht halten können. Die ungeheuren Draperien von so gewaltiger Größe, mit denen sie bedeckt ist, verbergen alle Glieder, und wenn ich nicht einen schönen Kopf sähe und verdrehte und ungestalte Hände, welche für einen Heiligen wenig edel sind, und zu unterst zwei dicke Füße, so würde ich sie weniger für eine menschliche Figur halten, als vielmehr für einen Haufen Gewänder, auf hölzerne Gestelle geworfen, wie sie in unsern Vorzimmern gebräuchlich sind um Mäntel darauf zu hängen. Es wird allerdings Kunst dazu gehören alle diese Falten und Gewandstreifen in Marmor auszuhauen, allein dem ungeachtet wird keine Statue daraus werden. Sie ist bestimmt in dem Dom auf einem innern Balkon über der Hauptthür zu prangen und wenn der Bildhauer, welcher die andere Statue macht (Monti aus Ravenna) mit seinem Tuch oder seinem Sammet sparsamer ist, so wird seine Figur noch zehnmal schlanker neben dieser erscheinen, welche dann noch an Umfang zunehmen wird.

In den beiden lebensgroßen Figuren der Eintracht und der Gerechtigkeit erkennt man den Bildhauer wieder als Mann von Geschmack. Beide sind für die Nischen in der neuen Barriere vor dem östlichen Thor von Mailand bestimmt, von der die eine Hälfte schon nach den Rissen des Hrn. Rudolph Vantini, Architekten von Brescia, aufgeführt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

No. 50.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 23. Juni 1831.

Kunstausstellung in Mailand 1830.

(Fortsetzung.)

Aber warum hat der Künstler der schönen russischen Gräfin, die Mailand mit ihren Reizen und mit ihrem großen Vermögen verschönert, einen so kleinen Kopf mit ungeheuren Lockenbündeln zu beiden Seiten der Schläfe gegeben? Man sieht, daß die Liebe zur Musik sie nach Italien geführt hat, denn sie hat sich in einer kleinen Statue (ein Drittel Lebensgröße) sitzend und auf ihre Harfe gelehnt, abbilden lassen. Der Kopf hat den Fehler, daß die Entfernung zwischen beiden Augen zu schmal ist, was der Nase an Masse benimmt und sie zu spitz erscheinen läßt. Auch das Gewand könnte besser studirt seyn, besonders auf der Rundung der Glieder, die man an der Gestalt einer schönen Frau nicht gern vergeblich sucht. Der russische Maler, von dessen schöner Miniatur ich vergangenes Jahr gesprochen habe, hat sie besser aufgefaßt.

Glücklicher Weise finde ich meinen Bildhauer wieder in einem Grabmal mit zwei Figuren, einer männlichen und einer weiblichen. Er verbindet darin Strenge und Anmuth und zeigt sich als Poet und Künstler zu gleicher Zeit.

In den fünf Büsten in Marmor und in Gyps von demselben Meister findet sich nichts besonders Merkwürdiges.

Claudio Monti. Zwei ganze Figuren für die Kirche von Albino, in Marmor, die eine die Treue, die andere die Beständigkeit darstellend, sind sehr anmuthig, in gutem Styl drapirt und mit gewandtem Meißel vollendet.

Pietro Sormani. Ein artiges Grabdenkmal in Marmor: eine kleine Frauengestalt, welche über einer Urne weint, sehr anmuthig, ungeachtet der übel angebrachten Spötterei der Mailänder Zeitung die es, um es herabzuwürdigen, dem großen Basrelief des Marchesi gegenübergestellt hat.

Porträt eines Kindes in Marmor sehr artig behandelt von Hieronymus Rusca.

Malerei.

Biblische Geschichte.

Cäsar Poggi. Ich muß immer an unsern modernen Malern tadeln, daß sie sich nicht daran erinnern, wie viele Studien Leonardo da Vinci gemacht haben soll, um seinem Christus in der Cena den Charakter göttlicher Schönheit zu geben und daß sie nicht ein Gleiches thun, wenn sie den Gott-Menschen darzustellen haben. Hr. Poggi hätte für seinen Christus am Kreuze ein besseres Modell wählen und die Schönheit der Formen fleißiger nach der Antike studiren sollen. Sonst malt man nur einen armen Aufgehängten von unedler Gestalt. Um eine Jungfrau und einen heiligen Johannes zu beiden Seiten des Kreuzes zu malen, sind nichts als zwei gut drapirte Kleidermänner nöthig gewesen.

Pietro Narducci. Der heil. Carl ertheilt dem jüngern Ludwig Gonzaga das Abendmahl. Warum ist der heil. Carl, die Hauptfigur, von hinten beleuchtet, so daß sein Gesicht bloß von dem Reflex Licht erhält? Dieß ist schlecht erdacht.

Pelagio Palagi. Ein kleines Gemälde, welches den heil. Johannes als Kind darstellt, ist von schöner Farbengebung, aber sonst hat es nichts was das Auge fesseln könnte.

Antonio Banfi. Die Marter des heil. Bartholomäus, großes Altarblatt.

Carl Manzi. Noch ein Christus am Kreuze, der göttlicher seyn sollte, aber diese Gemälde sind für Dorfkirchen bestimmt. Man sollte sie auch dort nur ausstellen.

Die Taufe des heil. Johannes, ein kleines Gemälde von Antonio Daffi.

Ein Wunder der heiligen Jungfrau zum guten Rath von Moriggi.

Eine Jungfrau von Carl Picozzi.

Sigismund Nappi. St. Johannes predigend in der Wüste. Immer zu unedel, wenn man Heilige malt: eine plumpe Figur.

Die Jungfrau mit ihrem Sohn und dem heiligen Johannes, ein kleines Gemälde von Dem. Emilie Cesana.

Historische Gegenstände.

Havez. Hektor wirft dem Paris seinen Hang zur Wollust in dem Augenblick, wo es das Vaterland zu vertheidigen gilt, vor. Das Bild zeigt Helena auf einem Polster sitzend und von ihren Frauen umgeben, Paris steht halb bekleidet in einem Winkel und lehnt sich in weichlicher Stellung an den Rücken dieses Polsters. Im Mittelgrund in geringer Entfernung steht Hektor gerüstet, im Hintergrunde Soldaten.

Ich habe schon vergangenes Jahr die Skizze von diesem Gemälde beurtheilt, die Zeit hat es nicht verbessert. Hektor ist eine schwerfällige Figur, obgleich seine Rüstung aus lauter Bronze leicht scheint, er schaut nur uns an und nicht den mit welchem er redet, man könnte zu ihm sagen wie man zu den Kindern sagt: „mit wem man redet, dem wendet man das Gesicht zu.“ Helena hat mehr Ausdruck als er selbst, aber ohne daß man Unruhe an ihr bemerkt über den Ausgang der Sache des Paris, die sie doch vor allem interessiren müßte; sie ist vielmehr so gestellt, daß sie ihren Geliebten nicht sehen kann. Dieser ist viel zu groß im Vergleich mit Hektor. Neben diesen gestellt, würde er gerade zu als ein Riese erscheinen und die Soldaten unter dem Peristyl sind von viel zu kleinem Verhältniß für ihre Entfernung, die in einem Frauengemach unmöglich so groß wie in einem Tanzsaal seyn kann. Ich nehme die Meinung nicht zurück, welche ich vergangenes Jahr über diesen Gegenstand geäußert habe.

Eine große Frauengestalt in Lebensgröße die aus dem Bad zu kommen scheint, und zwei große weiße Vögel fliegen läßt, die der Catalog Tauben nennt, wird uns vorgezeigt unter dem Namen Venus. Aber um eine Venus zu malen muß man nicht seine eigene Küchenmagd zum Modell nehmen. Der Kopf ist von kleinlichem Charakter (vorausgesezt, daß er nicht Porträt ist und daß man es uns nicht sagen will). Die Schultern und der Rücken häßlich, das was man an einer der griechischen Statuen der Venus, die auch aus dem Bade steigt, bewundert, könnte schon der Göttin angehören, aber was sollen diese schlecht gestellten Beine, wo man die Knie nicht ohne die Strumpfbänder erkennt. Mein lieber Hr. Havez! um Nacktes und Venusbilder zu malen, muß man studiren, und die akademischen Professoren sind solcher Studien nicht überhoben oder sie laufen Gefahr Venusbilder zu malen, die alle, welche sie zusehen bekommen, mit Abscheu erfüllen.

Ein berühmter Sänger in morgenländischem Costüme, hinter dem eine Frau auf den Knien neben einem Grabmal betet. Der Kopf ist schön gemalt, eine herrliche rothe Draperie, ein sehr weißer Turban, eine verkürzte Hand, die sehr übel verzeichnet ist; die Gestalt der Frau zeigt nichts als einen Haufen grauer Draperie, um der Hauptfigur einen Hintergrund zu geben, ohne Körperformen. Es ist ein großes Porträt, ganze Figur, und das ganze Verdienst besteht in den schönen Gewändern.

Endlich ein kleines Gemälde: der Morgenabschied des Romeo und Julie, scheint nur gemacht zu seyn, um Carmin und Ultramarin in Gegensatz zu bringen.

Pelagio Palagi. Gemälde von mittlerer Größe: Matthias Visconti, von seinen Feinden vor dem Kaiser Heinrich VIII. angeklagt, wird von seinem Freund, dem Grafen von Garbognate, dem Vertrauten des Kaisers, vertheidigt. Den Vordergrund bilden fünf Figuren und die beiden Kläger. Der eine zeigt in seiner Stellung große Leidenschaftlichkeit und selbst Wuth; der nämliche, welcher spricht, der andere ist in der Stellung eines Menschen, der sich zurückzuhalten sucht und eine Art von Verachtung an den Tag legt, dahinter hebt ein Mensch beide Arme in die Höhe, man erräth nicht warum.

Von der andern Seite zur Linken des Beschauers befindet sich Matthias, ein ehrwürdiger Greis, in einer demüthigen Stellung, die einem unschuldigen Herzen wenig ansteht; ein Kriegsmann hinter demselben, der nur zu einfach gekleidet ist für einen Vertrauten des Kaisers, ist sein Vertheidiger, wenigstens muß man ihn dafür halten, denn nichts charakterisirt ihn als solchen, da seine Hand, mit der er die des Visconti faßt und seine militairische Kleidung ihn eben so gut und vielleicht noch besser für einen Gardisten halten ließen, der den Angeklagten hergeführt hat.

Hinter ihnen erhebt sich ein Thron, auf welchem Heinrich sizt, der von dieser Scene nicht im geringsten ergriffen zu seyn scheint, die nachdenkende Stellung über das was er thun will, könnte eher für Gleichgültigkeit genommen werden; ein kleiner Page sizt auf den Stufen des Thrones. Auf der einen Seite befindet sich ein Bischof, der das Gesicht Heinrichs beobachtet, der übrige Raum ist angefüllt mit sitzenden Zuschauern. Es findet keine Verwirrung statt, die Wirkung des Helldunkels ist sehr gut, die Trachten sind sehr genau beobachtet, aber einer der Ankläger, eine Hauptfigur, hat zwei sehr ungestalte Hände. Die Umgebungen zeugen von gutem Geschmack und der Styl ist der Zeit angemessen.

Gallo Gallina. Die Landung des Christoph Columbus in Amerika: eine Menge Figuren von Männer, Frauen und Kindern von kupferbrauner Farbe bilden stehend, knieend und zusammengekauert eine Gruppe, an die sich der Reisende, welcher die Mitte des Gemäldes mit einigen Offizieren aus seinem Gefolge einnimmt, wendet, während auf der andern Seite Europäer unter die Wilden Geschenke vertheilen. Der eine von diesen

klingelt ihnen mit einer kleinen kupfernen Schelle etwas vor, ein anderer hält einer jungen Frau einen Spiegel hin, in dem sie mit Erstaunen ihr eigenes Bild erblickt; in gehöriger Entfernung sieht man ein Schiff, da man mit Hülfe der Chaloupe gelandet ist. Alle Figuren sind sehr schlecht gezeichnet, die Männer und die Weiber, nirgends Fleisch, alles ist Kupfer und Metall, wie die Farbe. Das Ganze hat wenig Interesse.

Heinrich Scuri. Gemälde von mittlerer Größe. Es stellt den Starno dar, der seine Tochter getödtet hat, um sie dafür zu strafen, daß sie Fingal, ihrem Geliebten, den Verrath, der gegen sein Leben geschmiedet war, entdeckt hat. Die Gestalt des Fingal hat eine so gezwungene Stellung und so unangenehme und incorrekte Verkürzungen, daß man, machte nicht die Gruppe des Starno und seiner Krieger diesen Fehler wieder gut, dem Maler hätte rathen können, dieß Gemälde nicht auszustellen. Die weiße Draperie der Aganadecca, welche auf der Erde liegt, ist nicht nach der Natur studirt, denn die Falten sind zu unnatürlich. In dem Colorit zeigt sich Lebhaftigkeit und in der Vertheilung des Lichts viel Einsicht.

Ludwig Sachi. Kleines Cabinetsstück. Leonardo da Vinci an dem Hofe des Herzogs Ludwig von Mailand, genannt Moro. Dieser große Künstler wird hier dargestellt als Musiker, indem er nämlich als Hofmann seine Herrschaften belustigt. Ich zweifle, daß dieser große Mann einen so langen Kopf gehabt hat und einen so schmalen Leib, denn an eine so dürftige und armselige Gestalt pflegt die Natur nicht so ausserordentliche Talente zu vertheilen. Brillante Draperie; heut zu Tage besitzen nur alle Gewandmaler wenig Correktheit.

Viel besser gefällt mir Hr. Sachi in den fünf kleinen historischen Medaillons in Oel. Er malt historische Darstellungen vermutlich für Tabaksdosen, aber er führt sie mit Geschmack aus und in dieser Größe entschlüpfen Incorrektheiten leichter. 1. Leonardo das Porträt der Lisa del Giocondo malend. 2. Maria Stuart in dem Augenblick wo sie das Todesurtheil anhört. 3. Das große Gastmal, welches Galeazzo Visconti bei der Verheirathung seiner Tochter mit dem Lionel von England gibt. 4. Imelda de' Lambertazzi mit ihrem Geliebten von ihren Brüdern überrascht. 5. Philippo Lippi, Maler und Dichter, in dem Augenblick als er der Lucrezia Butti, die er als Madonna in dem Convent, in welchem sie erzogen war, malte, seine Liebe erklärt.

Napoleon Mellini. Ein großes Gemälde, darstellend den Herzog Johann Maria Visconti von Mailand, wie er in das Gefängniß eintritt, worin er den Luchino del Maino und Violante Pusterla gefangen hält und sie mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht seinem Willen Folge leisten würden. Schön ist der Rock der Violante von weißem Atlas und die Tunika des Visconti von Goldstoff. Luchino ist ein großer Riese, der die Violante umarmt hält, indem er auf seinen Feind blickt. Dieser, welcher sich nur zwei Schritte weiter zurück befindet, ist von so kleinem Verhältniß, daß er den Gesetzen der Perspektive nach im Hintergrund stehen müßte, und dieß läßt den andern noch größer erscheinen. Seine beiden Arme sind in der Verkürzung sehr klein und sehr übel angebracht! Gardisten von weibischer Gestalt begleiten ihn.

Cäsar Poggi. Sämmtliche Historienmaler müssen sich verabredet haben, keiner den andern in der Zeichnung zu übertreffen. Auch hier eine Frau, die Heldin des Stücks, deren Arme einmal zu kurz sind, zweitens auf eine Weise (jedoch nach der Mode) drapirt, daß man weder den Vorderarm noch die Schulter zu sehen bekommt. Großes Gemälde mit lebensgroßen Figuren. Clarissa Visconti wirft ihre sterbenden Blicke auf ihren Gemal Sforza, der gekommen ist um sie abzuhalten das Gift zu nehmen, welches er ihr auf den Rath seines Schreibers Morone bereitet hatte. Die Figur des Herzogs ist schön, ausdrucksvoll, und gut drapirt. Der Fleischton der Clarissa ist zu leichenhaft und obgleich sie durch Gift ihr Leben verliert, so kann sie doch nicht diese Farbe gehabt haben, welche erst nach aufgehobenem Blutumlauf eintritt. Morone ist zu klein für eine Person, welche sich noch in demselben Zimmer befindet. Wenn die Tiefe desselben bis zur Thür, durch welche der Verräther geht, nur fünf und zwanzig Fuß beträgt, so kann die Verjüngung der Höhe der Figur auch nicht so beträchtlich seyn. Aber die Perspektive ist das Lezte woran heut zu Tage unsere Maler denken.

Locarno. Ist er Professor oder Dilettant? Lezteres angenommen, wollen wir es ihm verzeihen, daß er seinen Triumph der Galatea zur Ausstellung gebracht hat.

Hr. Banfi hat eine ganz besondere Originalität in seinen Gemälden. Dieß zeigt sein Orest, welchen seine Schwester, die Priesterin der Diana, wiedererkennt. Aber zeigt sich denn der Held gerade in einer Fechterstellung? Und ist denn das ein Tempel? Hat denn die Elektra die Bekleidung einer Oberpriesterin? Und war in jenem Augenblick weiter Niemand gegenwärtig als Orestes, Pylades und sie? Wenn man mir alles dieses erklärt hat, so will ich mich mit dem Gemälde weiter einlassen. Der Maler hat viel Geschmack in Fechterfiguren, aber hier hat er einen Renommisten gemalt, der einer Gastwirthsfrau etwas vorlügt.

Der Raub der Sabinerinnen von Joseph Sogni. Glückliche Composition, mit viel Handlung und guter Wirkung; aber er hat nicht das Costüme der alten Römer gewählt; und dieses hätte genau beobachtet werden müssen, denn in dem alten Rom gab es kein Modejour-

nale, sondern alle Kleidungen waren in Schnitt und Farbe einander gleich.

Orombello von dem Herzog Philipp Maria überrascht, in dem Augenblick wo er sich anschickt mit Musikbegleitung zu singen, um die Melancholie der Beatrice Tenda zu verscheuchen.

Ein andres kleines Gemälde von demselben, auf dem die Stoffe besser gemalt sind als die Köpfe und die Hände.

Genregemälde.

Von demselben. Drei liebenswürdige Kinder in Savoyardenkleidern, in zwei Drittel Lebensgröße. Vorzüglich gut in der Farbe.

Ant. Banfi. Der wohlthätige Knabe. Eine vornehme Dame liebkost einen kleinen nach der Mode gekleideten Knaben, der einem in der Straße sitzenden Capuziner ein Geldstück gibt. Die Idee ist gut, wäre die Ausführung besser.

Eine Soldatenfamilie, welche von der Armee zurückkehrt.

Porträts.

Havez. Sei es daß dieser Akademiker unter seinen Modellen keines gefunden hat, was den Maler begeistert, oder daß er nicht die nöthige Zeit gehabt hat, sein ganzes Talent daran zu wenden; er, der vergangenes Jahr Porträts geliefert hat, die eines königlichen Museums würdig waren, befindet sich dieses Jahr unter der Masse von Porträtmaler, die ich nur dem Namen nach anführen mag. Nur zwei Damen. Ich gehe unverzüglich zu dem fruchtbaren Molteni fort.

Ein und zwanzig Porträts von Joseph Molteni bei einer einzigen Ausstellung. Dieß ist für den Maler und für die Liebhaber ehrenvoll. Man muß sich bei ihm einschreiben, um an die Reihe zu kommen. Unter dieser Menge ist eines, darstellend einen jungen Mann, ganze Figur, der sein Pferd besteigt. Er kommt aus einer Vorhalle und ihm folgt ein schöner großer Hund. In dem Hof sieht man einen Jokei, der sein Pferd hält, die Scene ist auf dem Lande, und die Thüre, durch welche er hinaus muß, ist von etwas gothischer Form. In Mailand ist nur eine Stimme, daß es durch und durch ähnlich ist, in dem Gesicht ist Leben und in der ganzen Figur ist Bewegung. Man möchte ihm zurufen: angenehme Promenade! Das Original kann mit seinem Gemälde zufrieden seyn.

Ein andres, nur Brustbild, ist eben so ähnlich. Es ist ein Kammerherr. Man weiß in der That nicht, was man zuerst loben soll, ob den Kopf von so wahren und warmen Tönen, oder das Gewand mit reichen Goldstickereien, die so gut wiedergegeben sind, daß man davon geblendet wird, so viel Wahrheit ist darin.

Man kann jedoch nicht umhin, noch das Porträt einer Dame in halber Figur zu betrachten, die in einem Bosquet ihres englischen Garten sizt. Sie ist nach der Mode gekleidet mit einem Gazekleid über einem Leibrock von weißem Taffet. Die Gaze hat eine täuschende Durchsichtigkeit, welche von trefflicher Wirkung auf diesen bis zum Ellenbogen nackten Armen ist, und die weiten Aermel, die Narrheit des Tages, haben selbst für meine Augen etwas Anmuthiges, obgleich ich sonst diesen Putz nicht leiden kann. Nur einen kleinen Fehler hat der Maler in diesem Bilde beibehalten den ich schon vergangenes Jahr an ihm bemerkt habe, daß er seinen Halbtinten und seinen Schattenmassen in den Fleischpartieen einen grau = blauen oder schwärzlichen Ton gibt.

Von den andern Bildnissen will ich nur ein Wort sagen, daß nämlich jeder Kopf den Ausdruck hat, der ohne Zweifel dem Original angehört; alle haben eine verschiedene Physiognomie, was zu gleicher Zeit für die Wahrheit der Darstellung spricht und daß der Künstler keine Manier hat. Gewisse Leute wünschten mehr Vollendung und Schmelz in seinen Porträten; ich weiß nicht ob dieser Vorwurf gegründet ist, da sie Wahrheit und Localfarben haben ohne Härte des Pinsels.

Ueber die andern Porträts brauche ich mich nicht auszubreiten, denn ich bin schon mehreremal flüchtig genug an ihnen vorbeigeeilt, nachdem ich die des Herrn Molteni genauer betrachtet hatte. Es waren also folgende aufgestellt:

Zwei Porträts von Dem. Emilie Cesana.

Sieben von Hrn. Sigismund Nappi.

Eines von Hrn. Carl Canella aus Verona.

Zwei von Hrn. Achilles Monti.

Vier von Hrn. Carl Picozzi.

Eines von Hrn. Carl Maldura.

Zwei von Hrn. Ant. Dassi.

Zwei von Enrico Scuri.

Sechs von Hrn. Pol.

Fünf von Hrn. Pietro Narducci.

Drei von Hrn. Banfi.

Zwei ganze Figuren in Lebensgröße von Hrn. Pigazzi aus Genua.

(Die Fortsetzung folgt.)

N°. 51.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 28. Juni 1831.

Kunstausstellung in Mailand 1830.

(Fortsetzung.)

Perspektivgemälde.

Man muß stets mit Johann Migliara anfangen und sich hier gleich bei der Eröffnung der Thüren einen Platz verschaffen, denn späterhin ist wegen der Menschenmenge nicht möglich in die Nähe zu kommen. An diesem Herandrängen der Neugierigen ist zum Theil der Künstler dadurch Schuld, daß er seit einiger Zeit den Vordergrund etwas ins Schwarze malt. Diejenigen, welche die Gemälde über die Schultern von zwei oder drei Personen hin betrachten, sehen nichts als einen großen sehr dunklen Fleck, der allerdings den Lichtern im Gemälde größere Stärke gibt. Wenn ich aber in dem Pallast der Brera, in seinen Hallen, Säulen, Gewölben und langen dunkeln Gallerien umherwandle, sehe ich überall das Spiel des Lichtes, und wie die Luft in diese große Schattenmassen Reflexe bringt, welche die Farbe der Mauern noch deutlicher erkennen läßt. Es thut mir leid, daß ein Künstler von so schönem Talent zu dieser Pfuschmanier seine Zuflucht nehmen zu müssen geglaubt hat.

Wir haben nur noch vier Gemälde von ähnlicher Größe von ihm. Eine Ansicht des großen Hospitals in Mailand, eine unterirdische Capelle, den Hof des Dogenpallastes zu Venedig und einen Harem, eigene Composition.

Dann mehr als zwölf Medaillons, bei denen der obenerwähnte Fehler noch mehr auffällt; aber alle diese Gemälde sind reich an allerliebsten kleinen Figuren, die mit eben so viel Geist als Geschmack ausgeführt sind.

Pompeo Calvi. Ein Dilettant kann bei manchem auf Nachsicht Anspruch machen, was man einem Professor nicht nachsehen würde, aber wenn man die Gemälde des Hrn. Pompeo Calvi betrachtet, so möchte man fast glauben, daß dieß sein Fach und nicht seine Liebhaberei sey; er kommt dem Migliara sehr nahe ohne bis jezt seine Fehler nachgeahmt zu haben.

Wir haben von ihm den Hof der Karthause von Pavia gesehen. Ferner:

den Vorhof eines Klosters mit artigen Figuren; ein Laboratorium eines Chemikers; einen Missionär predigend unter freiem Himmel, sehr schön gemalt; das Aeussere einer Chapelle zu Bergamo; das Innere einer Kirche zu Como; das Innere des Doms zu Mailand; das Innere einer gothischen Kirche; einen Kreuzgang eines Mönchsklosters, die drei lezteren Medaillons.

Franz Moggia. Vier hübsche perspektivische Ansichten in Oel, kleine Gemälde von reizender Wirkung und reich an kleinen geschmackvollen Figuren.

Joseph Cannella hat das erstemal vier Gemälde mit perspektivischen Ansichten ausgestellt. Sie sind von schönem Farbenton, in dem das Licht sich überall bemerklich macht, ohne dem Helldunkel Eintrag zu thun, und mit schön gezeichneten Figuren geschmückt. Dieß ist wahrscheinlich die Frucht seiner Reisen, denn wir erfahren von ihm, daß diese Gemälde nach der Natur gemalt sind und man überzeugt sich von der Wahrheit durch die Wirkung, die nicht wie bei einigen andern willkührlich angeordnet ist. Eine Ansicht des Cuenta bei Alicante. Eine andere der Granja, beim Escurial. Eine Ansicht von dem Aeussern der Kirche von St. Denis bei Paris.

Joseph Bisi. Mit Talent für die Kunst kann man sich in verschiedenen Zweigen derselben auszeichnen, wenn man sich nur zum Gesetz macht, unabläßig nach der Natur zu studiren. Dieß zeigt Hr. Bisi, ein Landschaftmaler, der sich nun auch mit Erfolg in perspektivischen Architekturgemälden versucht. Er hat ein kleines sehr interessantes Gemälde von dem Innern der Kirche degli Angeli in Lugano geliefert, welches mit einem feinen und graziösen Pinsel ausgeführt ist.

Lorenzo Macchi. Wir kennen Hrn. Macchi schon als ausgezeichneten Künstler, wenn er die Natur ausserhalb seines Cabinets nachahmt, wo er dann nicht so viel Manier hat, wie es ihm zuweilen begegnet. In drei Perspektivansichten nach der Natur, die wir dieß Jahr auf der Ausstellung gesehen haben, so wie in den Medaillons ist sehr viel Wahrheit.

Landschaftliche Ansichten.

Marco Gozzi. Wie groß auch die Anzahl der Landschaftgemälde seyn mag — und dieß Jahr sind ihrer viele da — der Künstler, der Kenner und der Mann von Bildung werden auch ohne den Catalog die Gemälde von Hrn. Gozzi herauszufinden wissen. Kein Mensch weiß wie er, die Durchsichtigkeit des Wassers zu malen. Sey es, daß es eine kühle Stille und den ruhigen Spiegel der Umgebungen zeigt, oder daß es mit Getöse und und schäumend über Felsen stürzt, oder daß das Sonnenlicht von seiner Spiegelfläche zurückgeworfen alte Gebäude oder Felsen erleuchtet, zu denen sonst kein Sonnenstrahl dringt, immer erkennt man den geschickten Meister wieder. Seine Fernen sind reizend durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände und der Farben, die nicht ein einförmiges Blau oder Violet zeigen. Man muß sich verwundern, mit welcher Zartheit und Gewandtheit des Pinsels er allerliebste Details in dem Vordergrund malt, und seine Figuren entsprechen in ihrer Haltung und ihrer brillanten Wirkung ganz dem Gesammteindruck seiner Gemälde, die durch ihre Frische und durch eine einsichtsvolle Vertheilung des Lichts mehr als durch den Glanz der Farben so prachtvoll erscheinen. Er hat sechs Ansichten ausgestellt, von denen die eine einen Wasserfall darstellt, eine andere an dem Ufer des See's von Albano aufgenommen ist. Aber das schönste Stück war eine Ansicht von der Gallerie zwischen Varenna und Bellano, auf dem Weg, welcher längs dem See von Lecco hinläuft.

Es ist sehr zu bedauern, daß keiner der jungen Kupferstecher sich mit der Landschaft beschäftigt, um diese schönen Gemälde, welche an Ort und Stelle aufgenommen sind, zu vervielfältigen. Wie angenehm würden diese Ansichten nicht den Fremden seyn und der Ruf des Malers würde dadurch überall hin verbreitet werden. Aber mit Ausnahme von Hrn. Losé, der seine eigenen Zeichnungen sticht, ist in Mailand kein einziger landschaftlicher Kupferstecher.

Graf Nava. Ich gehe sogleich von einem Professor zu einem Dilettanten fort, da der Hr. Graf Nava in seinem selbstcomponirten Gemälde einem Meister von Talent ziemlich gleich kommt. Vorzüglich zeugt sein Baumschlag von guten Studien.

Joseph Bisi. Hr. Bisi, der als Professor seinen Platz nach Hrn. Gozzi einnimmt, hat uns einige große Gemälde ausgestellt. Sie sind schön gemalt, aber seine Bäume haben immer den nämlichen Charakter und häufig fehlt es ihnen an Leichtigkeit. Eine Ansicht von Castell Gandolfo. Eine Ansicht von Subbiaco. Eine Ansicht von Tivoli, in der ich nichts gefunden habe, was diesen Ort so interessant macht. Eine andere genannt Ariccia. Das Gehölz in der Nähe des Wasserfalls von Terni.

Lorenzo Marchi. Drei kleine Landschaften.

Hr. Villeneuve malt auf Bestellung Ansichten aus der Umgegend von Mailand. Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit diesen jungen Künstler deßwegen bedauert, daß er von einigen Besitzern schöner Landhäuser abhängig ist, denn für keinen andern als für diese haben diese Ansichten, welche von einem Hof, von einer Terasse, von einem Zimmer oder von einem Balcon aus aufgenommen sind, etwas Merkwürdiges. Geld kann man schon mit solchen Gemälden verdienen, aber sein Talent bildet man dabei nicht aus und von Kennern erntet man nur wenig Bewunderung. So ist es unserem Künstler mit seinem Gemälde der Ebene von Erba gegangen, die alle Welt auf Spaziergängen zu sehen liebt, aber die für den Maler nichts Begeisterndes hat. Von demselben eine Ansicht in der Nähe von Civate. Viel Malerisches ist in der Ansicht einer Mühle von Val d'or. Noch eine Ansicht von der Ebene von Erba aufgenommen. Jedoch sind diejenigen, welche diese Gemälde gekauft haben, dem Künstler viel Lob schuldig, indem er viel Geschmack bei diesen trockenen Gegenständen entwickelt hat.

Johann Padulli. Ich pflege gern die Dilettanten neben den Professoren aufzuführen. Denn da sie nicht für Geld arbeiten, so steht es ihnen frei Gegenden zu wählen, die große Fülle oder etwas Geheimnißvolles oder Erhabenes darbieten. Auch Hr. Graf Padulli hat es verdient, daß Kunstfreunde seine Gemälde mit Aufmerksamkeit betrachten, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie sind: der Wasserfall aus der Grotte des Neptun zu Tivoli. Aricia bei Albano. Eine Ansicht von Tivoli, und zwei andere nach der Natur ausgeführte Landschaften.

Michel Maestrani. Ein Professor, der sich wahrscheinlich lieber in einigen Studien, die er in seinem Portefeuille hat, als in der Natur, die so mannichfaltig in ihren Formen und Wirkungen ist, nach Hintergründen für seine Gemälde umsieht. Sie sind aus ganz blauen Bergen zusammengesezt und einförmig wie eine Tapete. Auch treten sie nicht etwa gegen den Vordergrund in absteigender Linie, sondern bilden einen sehr grellen Gegensatz gegen alle die warmen Töne desselben. Daß es Mappenvorrath ohne Mannichfaltigkeit des Vorbildes ist, vermuthe ich daher, weil ich auch denselben Farbenton in allen Hintergründen finde, nämlich in der Ansicht von Gagglada; in der Ansicht des oberen Blumo, von Gaggiada aus; in der Ansicht von Campione bei Lugano, und einer andern Ansicht ohne Namen.

Rinaldo Belgiojoso. Mein Blick fällt auf den Wasserfall von Molfrasio, und ich werde entzückt von der Lebhaftigkeit seiner Farbentöne, die dabei nicht unnatürlich sind. Das Wasser ist sehr gut; man sieht, daß er um guten Baumschlag zu malen, mehr als manche

Professoren zu thun pflegen, ausgezeichnete Gemälde alter Landschaftmaler wie Poussin, Claude &c. studirt hat.

Sein Gemälde der Madonna del Bosco macht seinen Studien Ehre, denn er malt erst kurze Zeit.

Mariette Pansa. Man findet selten Frauenzimmer die sich der Hitze der Sonne aussetzen, um die schönen Wirkungen ihres Lichtes aufzunehmen und die ganze Kraft der Farben wiederzugeben, welche die Natur in manchen Augenblicken darbietet. Ich will nichts von einer Copie sagen, welche Dem. Mariette Pansa nach einem deutschen Landschaftsmaler gemacht hat, aber ich führe als artige Gemälde die Ansicht eines Thales in der Nähe von Laveno oberhalb des Comer Sees an, und eine andere kleine Landschaft, die sie nach der Natur in Oel gemalt hat.

Obgleich ich ihre beiden Medaillons kälter finde, so zeigt doch eine Ansicht des Rheinfalls und die Ansicht einer Mühle Geschmack und Zartheit des Pinsels.

August Ekerlin. Es scheint, daß die sitzende Lebensart des Herrn August Ekerlin (den sein Amt an die Stadt fesselt) ihm nicht erlaubt die Natur oft genug zu beobachten, so daß er anstatt sie mit allen ihren Mannichfaltigkeiten zu malen, sich eine Manier bildet, vermittelst welcher er Landschaftsgemälde von bestimmten Gegenden nach Skizzen mit Bleistift macht. Wer seine Gemälde vor drei Jahren gesehen hat, wird ihn sogleich an der Gestalt und Farbe seiner Bäume, an dem violeten Ton seiner Hintergründe und an den großen Pflanzen auf der Terrasse des Vordergrunds wiedererkennen. So in der Ansicht von Chiavenna, dem Thal Engadin und der Ansicht von Montevecchio.

Ambrogio Annoni. Es ist sehr schwer in Temperafarben die warmen Töne und den glänzenden dunstigen Himmel der Landschaft mit Wahrheit darzustellen. In Italien sieht man nur gut und malerisch ausgeführte Werke in Leimfarben auf den Flächen der Wände, aber troz allem Talent können die Künstler die grauen und kalten Töne und die Eintönigkeit der Farbe in den Bäumen nicht vermeiden. Hr. Graf Ambrogio Annoni jedoch, indem er einen Gegenstand wählte, der sich zu dieser Behandlung eignete, hat Töne von großer Lebhaftigkeit und von einem Glanz erreicht, wie ihn die Sonne den Gegenständen verleiht. Kurz er hat ein wirkliches Gemälde geliefert.

Ich könnte in Hinsicht des Hintergrundes ein anderes Tempera-Gemälde, welches einen Muselmann zu Pferd darstellt, als eine Landschaft mit einem dunklen aber naturgemäßen Himmel betrachten. Die Figur und das Pferd sind gut gezeichnet.

Zwei Aquarellzeichnungen, Ansichten vom Comer See, sehr reiche Landschaften von Hrn. Lose, einem Sachsen. Große Wahrheit, fein und zart ausgeführte Details, Harmonie und ein glänzender Ton ohne Trockenheit.

Johann Laurer. Zwei Ansichten in Aquarell lebhaft und frei behandelt; sie sind unter einem schönen Himmelsstriche in der Gegend von Neapel aufgenommen. Die eine stellt ein Capuzinerconvent, die andere schöne Felsen in der Nähe desselben dar. Solche Zeichnungen kann man als Gemälde betrachten.

Sergent Marceau. Eine Ansicht der großen Straße von Loretto vor dem östlichen Thor von Mailand, die eine halbe Meile weit mit großen italiänischen Papelbäumen besezt ist. Der tiefe Schnee des lezten Winters bedeckt den Weg, die Häuser, und sein Glanz verbreitet überall ein Licht durch den Refler. Ein dichter Nebel ist über das ganze Gemälde verbreitet, und von dem Vordergrund an nimmt allmählig die Localfarbe der Figuren, der Karren die auf der Straße sind u. s. w. ab, auf dem dritten Plan zeigen sich nur noch Schattenrisse, und der Hintergrund bietet nichts als blauviolette verschwommene Conturen von allen Gegenständen dar. Die Landschaft ist ganz in Aquarell und die Anzahl der kleinen Figuren deutet eine ausserordentlich lebendige Straße an, nämlich die, welche nach Wien führt.

Miniaturen.

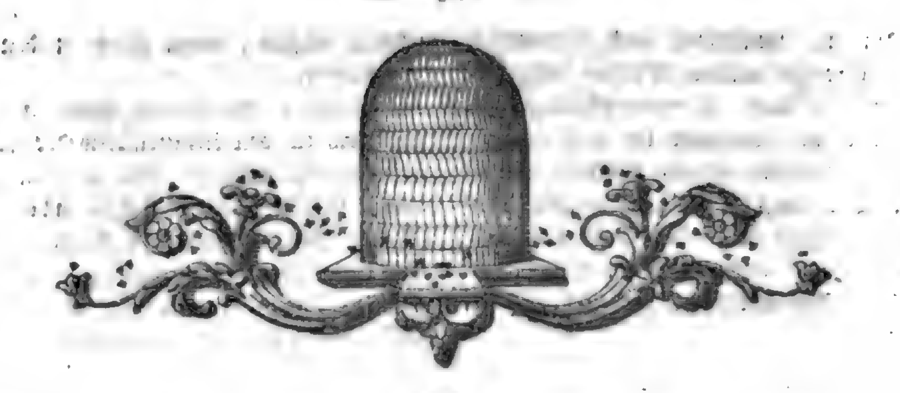
Fanny Romanini. Unter einer Masse von kleinen Medaillons in Miniatur, zeichnet sich stets Dem. Romanini aus, sey es daß sie Gemälde großer klassischer Meister copirt, die sie mit Geschmack und Sicherheit wiedergibt, oder daß sie Porträts liefert, wo sie den lebhaften Ton, den sie an ihren Vorbildern findet, bewahrt. Ihr Gemahl folgt ihr nur im zweiten Rang nach. Das kleine Gemälde eines Amorinentanzes, welches sie nach Albano copirt hat, unterstüzt das ebengefällte Urtheil. Ungefähr acht Porträts sind theils von ihr, theils von ihrem Mann.

Dem. Cleofa Silvestri, Dilettantin. Eine Copie nach einem guten Gemälde einer Madonna mit dem Kinde, zwei Köpfe nach flamändischen Gemälden und einer nach Guerchino zeigen ihre Fortschritte.

Joril. Ich habe nur einen mittelmäßigen Maler, in seiner Copie des heil. Sebastian nach Raphael und in seinen Porträts nach der Natur, gefunden.

Man hat in einem Journal die Miniaturen des Hrn. Marta, eines Neapolitaners, mit Lobsprüchen überhäuft, ich glaube um der russischen Gräfin den Hof zu machen, die mehrere Sachen bei ihm bestellt hat und ihn protegirt.

Aber hier ist ein junger Dilettant, der sich nicht auf kleine Porträts, noch auf die Copie einer Madonna beschränkt; er will große Gemälde haben, wie sich auf dem Tode der Maria Stuart, den er voriges Jahr ausgestellt hat, wohl an 200 Köpfe finden. Dieses



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 56. — 1. Juni 1831.

Sternkunde.

Wir wollen die Wissenschaft hier nicht kritisch erschöpfen, sondern nur in ihren Elementarwerken beleuchten. Wer den ganzen Umfang der Bereicherungen, welche dieselbe in den lezten Zeiten erhalten hat, kennen lernen will, den verweisen wir, als auf ein Hauptwerk, auf Delambre: Histoire de l'astronomie au 18me siècle. Publiée par Mathieu. Paris. 1827. 4. in welcher eben so gelehrten als gründlichen Arbeit der unterdeß verstorbene Verfasser, von dem wir bereits eine Geschichte der älteren, mittleren und neueren Astronomie *) in 5 Bänden 4. besitzen, die neuesten Fortschritte der Sternkunde, ihre Entdeckungen und die Vervollkommnungen ihrer Werkzeuge chronologisch sämmtlich ausführlich kennen lehrt. Die Ausbildung der rechnenden Astronomie in ihrer neuesten Gestalt ferner stellt Francoeur in seiner Astronomie pratique. Usage et composition de la „connaissance des tems" *). Ouvrage destiné aux astronomes, aux marins et aux ingénieurs. Paris. 1830. 8. meisterhaft dar; — die ganze Verfeinerung heutiger astronomischer Beobachtung enthüllen des berühmten Königsberger Astronomen Bessel alljährlich erscheinende: „Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Königsberg," gleichwie endlich das „Berliner Astronomische Jahrbuch," früher besorgt durch den berühmten Bode und, nach seinem Tode, durch seinen Nachfolger im Amte, den wackeren Encke, und des Kopenhagener Astronomen Schumacher seit 1822 erscheinende „Astronomische Nachrichten" eine regelmäßige periodische Uebersicht aller astronomischen Neuigkeiten in der weitesten wissenschaftlichen Ausdehnung gewähren.

In ihrer blos populären Gestaltung dagegen ist die Astronomie während des lezten Decenniums auch durch mehrere Werke bereichert worden, von welchen wir mit besonderer Auszeichnung zunächst Littrow's „Populäre Astronomie." Wien, Heubner. 1825. 2 B. gr. 8. mit

*) Histoire de l'astronomie ancienne. Paris. 1817. 2 Bände. 4. Histoire de l'astronomie du moyen âge ibid. 1819. 1 B. 4. Histoire de l'astronomie moderne. ibid. 1821. 2 B. 4. eine Reihe von Werken, wie keine andere Nation eine ähnliche aufzuweisen hat. Nürnberger.

*) So heißt ein, unter Aufsicht des bureau des longitudes alljährlich zu Paris erscheinendes astronomisches Jahrbuch, von ähnlicher Einrichtung wie der zu Greenwich herauskommende nautical almanac. N.

lithographirten Abbildungen, wenigstens noch namentlich anführen, da uns die Grenzen unseres Blattes nicht gestatten, auf ein, der Zeit nach, so weit rückliegendes Werk ausführlich einzugehen. Erwähnt im Allgemeinen darf aber werden, daß dasselbe sowohl hinsichtlich der Gründlichkeit als des Vortrages einen ganz vorzüglichen Rang einnimmt, und besonders denjenigen Liebhabern des Studiums der Sternkunde zu empfehlen ist, welche sich nicht blos mit der leichtesten Uebersicht der Wissenschaft begnügen wollen.

Leztreres Ziel leichterer Uebersicht hat sich vielmehr eine

1) Populäre Astronomie ohne Hülfe der Mathematik in zwanzig Vorlesungen erläutert von M. L. Frankenheim, außerordentlichem Professor an der Universität zu Breslau. Braunschweig, Vieweg. kl. 8. mit Kupfern und Charten,

gesteckt, welche in einer „zweiten, verbesserten Auflage,“ in äußerst sauberer äußerer Gestalt, (1829) vor uns liegt, und mit welcher wir uns, unserer Tendenz gemäß, näher zu beschäftigen haben. Schon der Umstand des schnellen Erscheinens dieser zweiten Auflage (die erste war erst im Sommer 1825 an das Licht getreten) ist ein gutes Zeichen. Die beiden ersten Vorlesungen beschäftigen sich mit der Geschichte der Astronomie. Indeß hat es eigene Schwierigkeiten, die Geschichte einer Wissenschaft, deren Kenntniß man dem Leser erst beibringen will, an die Spitze des Vortrages zu stellen, und man schließt vielmehr besser damit, wie diese Methode auch von andern wackern Lehrern der Naturwissenschaften, z. B. von dem verewigten trefflichen Gehlen mit Erfolge angewendet worden ist. Die dritte Vorlesung gibt hiernächst eine allgemeine Uebersicht der Himmelskörper und der Art sie zu beobachten; und die vierte wendet sich zu unserm Sonnensysteme, entwickelt, wenn auch nicht in den angemessensten Ausdrücken, die Kepler'schen Himmelsgesetze, und versucht sogar eine Erklärung der Kegelschnitte, deren Umarbeitung, bei einer etwannigen dritten Auflage, wir dem Verfasser aber dringend empfehlen müssen. Die (scheinbare) Bewegung der Himmelskugel, oder die Axendrehung der Erde macht den Vorwurf der fünften, und die jährliche (scheinbare) Bewegung der Sonne den der sechsten Vorlesung aus, in welcher lezteren es, neben mehreren andern Unbestimmtheiten des Ausdruckes, ungenau ist, zu sagen, daß die Sonne im Sommersolstitium ihre tägliche Bahn „während einiger Tage“ im Wendekreise des Krebses vollende, da sich die Abweichung vielmehr täglich, wenn gleich in den Solstitien nur wenig, ändert.

„Zwischen den übrigen Planeten, weder zu den größten, noch zu den kleinsten, weder zu den fernsten von der Sonne, noch zu den nächsten bei ihr, gehörend, bewegt sich die Erde (siebente Vorlesung) um die Sonne. Durch Kopernikus Entdeckung aus dem Mittelpunkte des Weltalls verstoßen, wiederholt sich der Mensch gern, daß seine Erde gleich weit von den Extremen der Größe und Entfernung abstehe, daß die Neigung ihrer Bahn die schöne Abwechslung der Jahreszeiten erzeuge, die selbst Jupiter entbehren muß, nur daß sie deshalb vorzüglich zum Wohnsitz harmonisch gebildeter, des höchsten Grades geistiger Vollkommenheit fähiger Wesen sey.“ — Eine Schlußfolge, deren Genauigkeit wir auf sich beruhen lassen wollen. Der Verfasser geht sodann (achte Vorlesung) zu den Erscheinungen über, die die Bewegung der Erde verursacht, auf welche Veranlassung er, unter andern, wörtlich sagt: „In dem engen Raume zwischen dem Aequator und den Wendekreisen bewegt sich die Sonne während des halben Jahres hin und her, so daß sie jeden Parallelkreis zweimal durchschneidet. Zwar steht sie nicht auf jedem Theile derselben senkrecht, sondern die Reihe der Punkte, über denen sie es ist, bilden wegen der Axendrehung eine über 360 Mal um die Erde geschlungene krumme Linie, die sich jedes Jahr ändert.“ — Anführungen, über welche wir uns Erläuterungen ausbitten möchten. An die Bewegung der Erde schließt sich die Bewegung der übrigen Planeten (neunte Vorlesung) in natürlicher Folge an, wonächst die zehnte Vorlesung von den Mondsbewegungen, die eilfte von den Bewegungen des Meeres und der Luft, namentlich von Ebbe und Fluth handelt, und die zwölfte die Bewegungen der übrigen Trabanten unseres Sonnensystems betrachtet.

Mit der dreizehnten Vorlesung dagegen beginnt eine Art von Topographie des Himmels, wie Littrow sehr bezeichnend die Darstellung desjenigen nennt, was uns Beobachtung, Analogie und Konjektur über die physische Beschaffenheit der übrigen Weltkörper, besonders unseres Systems, lehren, indem in dieser, und in der folgenden vierzehnten, der funfzehnten und sechszehnten Vorlesung die Merkwürdigkeiten der Sonne, der Planeten, der Monde und Kometen dargestellt werden. Unstreitig ist dies eine der reizendsten Partien aus dem ganzen astronomischen Vortrage; und die erregte Einbildungskraft läßt sich von geschickter Hand gern auf den Schauplatz anderen planetarischen Seyns versetzen. Wir überlassen den Lesern, sich mehr oder weniger zufrieden mit der Art zu erklären, auf welche der Verfasser

diesen fruchtbaren Stoff behandelt. Schwerlich aber werden sie es mit den Erläuterungen über Bewegung und Anziehung in der siebzehnten Vorlesung seyn können, denen wir gleich sehr das Verdienst der Gründlichkeit und Popularität absprechen, wogegen die drei Schlußvorlesungen, die achtzehnte, die neunzehnte und zwanzigste, welche uns in den Firsternhimmel führen, zu den besseren Abschnitten des Werkes gehören.

Diese Andeutungen werden hinreichen, um die Stufe zu bezeichnen, welche unser Werk unter den populären Darstellungen der Sternkunde einnimmt: es ist namentlich sehr weit davon entfernt, sich derjenigen Präcision des Ausdruckes zu befleißigen, welche bei dem populären Vortrage einer so schweren Wissenschaft ein unerläßliches Erforderniß ist; und wir haben, da es gleichwohl eine so günstige Aufnahme gefunden hat, also ein doppeltes Recht, dem Herrn Verfasser bei einer eventuellen abermaligen Umarbeitung die äußerste Sorgfalt zu empfehlen.

Mit ihm zugleich ist in die Schranken populärer Entwickelung der Lehren der Sternkunde getreten eine:

2) Populäre und beschreibende Astronomie, durch die Kosmophäre und die kosmosphärischen Instrumente erläutert. Nach der englischen und französischen Ausgabe mit Verbesserungen vom Verfasser Dr. Wilhelm Müller, Major im hannöverschen Generalstabe. Hannover, Hahn, 1829. 12. Mit der Abbildung der kosmosphärischen Instrumente.

Ein kleines Werk, welches durch sein wörtlich folgendergestalt lautendes Motto: „L'usage des instrumens cosmospheriques n'éxige aucunes connaissances préliminaires; et en trois leçons (?) on pourra désormais expliquer et connaître parfaitement toutes les parties de l'astronomie populaire. — anfänglich die ganze Aufmerksamkeit des Referenten erregt hatte. Es ist aber mit den „drei Lektionen" nicht so ernstlich gemeint, und dies Versprechen erscheint vielmehr nur als das Aushängeschild eines astronomischen Charlatans, wenn wir auch nicht in Abrede stellen wollen, daß die „kosmosphärischen Instrumente" selbst ein hübsches sinnliches Hülfsmittelchen zur Erleichterung des astronomischen Studiums gewähren können. Man versteht aber unter einer Kosmosphäre eine transparente, noch besser gläserne Kugel, auf deren Oberfläche die Sterne nach ihrer scheinbaren Größe, zusammt allen eingebildeten Kreisen der Himmelskugel dargestellt sind, und welche innerhalb eines messingenen Ringes oder Meridians aufgehängt wird. Dahinein werden gestellt entweder ein Planetarium, wo die Sonne durch eine messingene Kugel, die Planeten durch weiße Kugeln, die Bahnen derselben durch weißen Drath, die Ebene der Ekliptik durch Glimmer oder Glaspapier u. s. w. dargestellt sind; oder ein Tellurium mit einem Lunarium; oder endlich eine Erdkugel mit einem beweglichen Horizont. Eine solche Kosmosphäre mit 13 zölligem Meridian, mit Planetarium, Tellurium, Lunarium, Erdkugel u. s. w. kostet nur 48 fr., wofür dieselbe in den Niederlagen kosmosphärischer Instrumente, z. B. bei Mr. Wood, London, Redcroß Street Criplegate, Nr. 51, zu haben ist; und auf diese Angabe und Beschreibung eines nützlichen astronomischen Instruments beschränkt sich auch das Verdienst unseres Werkes, welches übrigens in dem astronomischen Kommentar über den Gebrauch jener Modelle eine Menge von Unrichtigkeiten enthält, und überdieß durch viele Druckfehler verunziert ist, die zum Theile die strengste Rüge verdienen, da sie die wichtigsten astronomischen Data entstellen.

Als eine sehr willkommene Erscheinung in der Literatur der Astronomie bezeichnen wir dagegen mit Vergnügen die

3) Analekten für Erd- und Himmelskunde, welche der Professor Gruithuisen seit dem Jahre 1828, bei Palm zu München, in zwanglosen Heften herausgibt, von denen bis jezt sechs erschienen sind, und welche sich, wegen einer glücklichen Hinneigung zur Popularität, besonders für unsere Betrachtung eignen. Diese neue astronomische Zeitschrift, der wir von Herzen das fröhlichste Gedeihen wünschen, hat sich nämlich (Vorrede III) die Aufgabe gestellt „nicht blos für den Eingeweiheten, sondern auch für Anfänger, gleichwie für Leser, die zwischen diesen beiden Grenzen stehen, zu sorgen," und zu diesem Zweck, sowohl in Originalartikeln, als Auszügen aus den vorzüglichsten größern Werken, aus Ephemeriden und periodischen Schriften, eine, in dem angegebenen Geiste verfaßte, möglichst vollständige Uebersicht der wichtigsten und interessantesten Neuigkeiten aus den betreffenden Wissenschaften zu liefern; z. B. der berühmte Astronom Struve zu Dorpat fand, auf Veranlassung seiner Gradmessungen in den Ostprovinzen Rußlands, daß die Richtung des Bleilothes selbst in flachen *) Ländern relative

*) Daß das Bleiloth nämlich aus seiner vertikalen Richtung durch die Anziehung der Bergmassen abgelenkt werde, ist schon eine ältere Beobachtung, deren Details sich namentlich in dem klassischen Werk: L'Attraction des montagnes et ses effets sur les fils à plomb. Determinés par le baron de Zach. Avignon. 1814. 2 Bde. gr. 8. entwickelt finden, auf welche wir, bei dieser Veranlassung hier um so lieber aufmerksam machen, als dasselbe in Deutschland nicht ganz nach Verdienst bekannt geworden zu seyn scheint.

N.

Ablenkungen erleide, und schloß daraus, daß nicht nur die sichtbaren Unebenheiten der Erdoberfläche, als da sind große Berg- oder Felsenmassen, sondern eben so sehr die ungleiche Wasservertheilung im Innern der Erde auf jene Richtung des Lothes gegen die Horizontalebene Einfluß habe. Diese Beobachtung scheint darum sehr wichtig, weil sich, bei weiterer Ausbildung derselben, aus der Größe der Ablenkung vielleicht näher auf die Lagerbeschaffenheit der Erde an einem bestimmten Punkte schließen läßt, so daß sie metallurgisch *) einflußreich werden könnte.

Einen neuen Beweis von der Richtigkeit der Herschel'schen Behauptungen über die veränderliche Erwärmungsintensität, welche die Sonne auf die Planeten ihres Systems, und namentlich auf die Erde, ausübt und über welchen Gegenstand im dießjährigen Februarhefte unseres Morgenblattes von mir ausführlich und in demselben Sinne gehandelt worden ist, bringt der Herausgeber selbst bei. Im Januar d. J. stieg die Kälte zu München anfangs sehr schnell, so daß das Reaumür'sche Thermometer am 5ten Morgens — 14° zeigte. Als aber gleich hierauf am östlichen Rande der Sonne einer der größten erneuerten Flecken erschien; und sich zugleich die Aequatorial-Sonnenzone sehr lichtete, ward die Temperatur sogleich bis auf 0° milder. Umgekehrt verhielt es sich im Februar: am 1sten zeigte das Thermometer — 18° R., am 2ten gar — 25°, und auf Anhöhen selbst — 27° R. Dabei hatte die Sonne ganz das von Herschel sogenannte „dürftige" Ansehen: wenige Poren und höchst sparsame Fackeln. — Es scheint also unzweifelhaft, daß, wie ich l. c. auseinandergesezt habe, diejenigen Revolutionen in der Photosphäre der Sonne, welche sich durch häufige Bildung von Flecken, Poren, Fackeln u. s. w. ankündigen, auch eine reichlichere Emission von Wärmezeugenden Strahlen zur Folge haben, und umgekehrt.

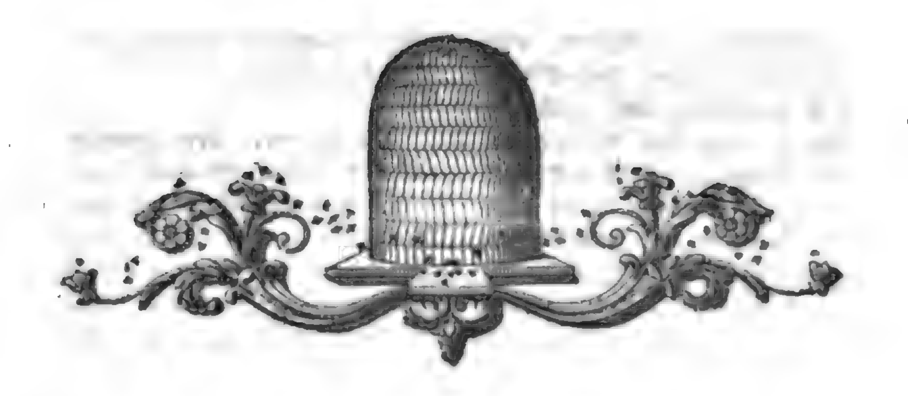
Bekanntlich wird im Jahre 1832 die Wiedererscheinung des, nach seinem Entdecker Biela, sogenannte Biela'sche Kometen, und zwar, wegen einer gemißdeuteten **) Aeußerung über seine Annäherung zur Erde, von Vielen nicht ohne große Furcht erwartet. Es werden daher die nachstehenden historischen Notizen, die sich im 6ten Hefte unserer Analekten finden, nicht unwillkommen seyn. Diesen Kometen entdeckte Biela am 27sten Februar 1826. Den 9ten März darauf wurde derselbe von Gambart zu Marseille, den 10ten von Harding zu Göttingen, nachher von Clausen in Altona, und sodann auf allen europäischen Observatorien beobachtet. Anfangs Mai desselben Jahres wurde er für uns unsichtbar. Man erkannte aus dem Kalkül der parabolischen Bahnen, daß die Elemente dieses neuen Kometen große Aehnlichkeit mit denen der Kometen von 1772 und 1806 hätten. Clausen und Gambart fanden, nach einigen Versuchen, jeder für sich eine Ellipse, welche den Beobachtungen genau entsprachen, so daß kein Zweifel über die Identität der drei Kometen übrig blieb, und man die Umlaufszeit auf 6¾ Jahr bestimmen konnte, demnach also der nächste Durchgang durch die Sonnennähe am 27sten November 1832 erfolgen sollte. Beiläufig, welch ein Triumph für die rechnende Astronomie!

Es gibt, wie schon oben gesagt, vielleicht nichts Reizenderes für die Phantasie, als den Versuch in die Natur eines andern planetarischen Seyns einzudringen. In dieses anmuthige Gebiet gehört die Frage unserer Analekten: Welch eine Bewandniß es mit der Axendrehung der Nebenplaneten jener Sterne habe, die sich als Begleiter der Doppelsterne in elliptischen Bahnen um diese bewegen! Da es, nach den Auseinandersetzungen des Verfassers wahrscheinlich ist, daß die großen oberen Planeten unseres Systems, namentlich Jupiter und Saturn, schon Sonnen-artig sind; so verhalten sich jene Nebensterne wahrscheinlich eben so. Nun kehren aber die Trabanten des Jupiter und Saturn ihren Hauptplaneten, eben so, wie bekanntlich unser Mond der Erde, immer nur eine und dieselbe Seite zu; und man kann daraus, analogisch, den Schluß ziehen, daß auch die Trabanten jener planetarischen Nebensonnen der Hauptsonne des Doppelsterns, als ihrem Centralkörper, immer nur dieselbe Seite zukehren werden. Hieraus folgt, daß die Bewohner der abgekehrten Seite ihren Tag und ihre Nacht blos dieser Hauptsonne verdanken, und daß ihnen ihre eigene Sonne (der Centralkörper) nie scheint. Die Bewohner der, dieser lezteren zugekehrten Seite dagegen haben nicht nur den immerwährenden Tag, den sie dem Schein des Centralkörpers verdanken, sondern außerdem auch noch den Wechsel eines Tages vor, in, und nach dem Gegenscheine (der Opposition) mit der Hauptsonne. Aehnliche wunderbare Erscheinungen müssen sich auch schon auf den Monden der großen Sonnenartigen Planeten unseres Systems zeigen; und auf jedem der 7 Saturnsmonde z. B. muß man, wegen des schwachen Scheins der Sonne, selbst am hellen Tage die 6 übrigen Monde sammt dem beringten Hauptplaneten in vollem Glanze sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ich empfehle diesen interessanten Gedanken zur weiteren Verfolgung, worauf ich mich in der engen Begrenzung dieser Blätter nicht einlassen kann.
N.

**) Vergl. meine Aufklärung über die Bahn dieses Kometen in Nr. 271 ff. d. Morgenbl. für 1829.
N.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 57. — 3. Juni 1831.

Sternkunde.

(Fortsetzung.)

Für die praktische Astronomie, namentlich für die Vervollkommnung der Ferngläser, läßt sich Viel von einer Kommission hoffen, welche, einer Nachricht im 5ten Hefte unserer Analekten zufolge, auf Veranlassung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, zusammengetreten ist, um Versuche über Erzeugung fehlerfreien Glases zu optischen Zwecken anzustellen, und welche aus den Herren Herschel dem jüngeren, Dollond dem jüngeren und Faraday besteht. Man hat für sie ein eigenes Laboratorium und Schmelzöfen errichtet, und schon war eine Glasart gefunden, welche vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen schien, und deren Bestandtheile Bleioxyd, Kieselerde und Boraxsäure waren, wogegen das gewöhnliche Flintglas aus Bleioxyd, Kieselerde und Alkali fabricirt wird, welchen lezteren Bestandtheil die Kommission als schädlich betrachtet. Aus diesem Glase waren bereits die Objektive zu 3 Teleskopen gefertiget worden, von denen jedes das vorhergehende übertraf, so daß man sich also den schönsten optischen Hoffnungen hingeben darf.

Diese Darstellung eines Theiles der neuesten und merkwürdigsten astronomischen Erfahrungen, durch deren vollständige und regelmäßige Uebersicht sich Gruithuisens Analekten, wie gesagt, einen besonderen Anspruch auf den Dank gleich sehr der Astronomen von Profession, als der bloßen Liebhaber, erwerben, mag für jezt hinreichen, um noch einigen Raum zur Betrachtung eines andern indessen erschienenen astronomischen Werkes zu gewinnen, welches eine sehr geschickte Mitte zwischen der bloß populären und der streng wissenschaftlichen Behandlung der Sternkunde hält, und deßhalb besonders geeignet ist, unsere dießmalige astronomische Bücherschau zu beschließen, wir meinen die so eben an das Licht tretenden:

4) Vorlesungen über Astronomie, von Littrow, Wien, Heubner, 1830. Zwei Theile.

deren Verf. wir schon Eingangs als den Verf. einer sehr empfehlenswerthen „Populären Astronomie“ bezeichnet haben. Außer diesem lezteren Werke hatte derselbe nämlich (Wien, 1821) auch noch eine: Theoretische und praktische Astronomie in drei Bänden gr. 8. herausgegeben, welches Werk aber, theils weil der Verfasser tiefere analytische Kenntnisse voraussezt, und theils, leider! unzähliger Druckfehler wegen, sehr geübte und vorsichtige Leser verlangt. Die „Vorlesungen,“ die er jezt folgen läßt, sind daher bestimmt, als Eingang und leichtere Vorbereitung zu jener ausführlichen Entwickelung, oder vielmehr zu je-

dem tieferen Studium der Astronomie, zu dienen, und sie dürfen, zumal nach so mannichfachen Vorarbeiten, und aus den Händen eines so gründlichen und, auch hinsichtlich der Darstellungsgabe so gewandten Astronomen, als eine der schätzbarsten Bereicherungen der Literatur der Sternkunde betrachtet werden. Ich werde daher auch wenigstens eine summarische Uebersicht des Inhaltes geben, und dadurch zugleich diejenigen Punkte andeuten, über welche sich das Studium der Astronomie in ihrer neuesten Gestalt, bei einiger Erweiterung der, Eingangs dieses Aufsatzes, von mir angedeuteten Grenzen zu erstrecken hat.

Der erste Band leitet das wissenschaftlichere Studium der Astronomie zuvörderst durch Entwickelung der Hauptformeln der sphärischen und ebenen Trigonometrie, mit Ausdehnung auf Winkelmessung, ein, und geht hiernächst in der ersten Abtheilung zur theoretischen Astronomie über, welcher dreizehn Vorlesungen gewidmet sind. Die erste derselben beschäftiget sich mit der Eintheilung der Oberfläche des Himmels, betrachtet die Kugelgestalt der Erde, ihre rotatorische und progressive Bewegung, und lehrt die Kreise kennen, welche man sich im Himmel denkt, um die respektive Lage der Gestirne zu bestimmen. Letztere Bestimmung der scheinbaren Orte der Gestirne an der Ober- oder vielmehr Innerfläche der scheinbaren Himmelskugel wird sodann in der zweiten Vorlesung näher erörtert, worauf die dritte den Unterschied zwischen Sonnen- und Sternzeit kennen lehrt, die vierte aber das Erforderliche über Auf- und Untergang der Gestirne beibringt. Die elliptische Bewegung der Sonne, diese glänzende Entdeckung des unsterblichen Kepler im Gebiete der Sternkunde, macht den Vorwurf der fünften Vorlesung, die Präcession den der sechsten-, die Nutation der siebenten-, die Aberration der achten-, die Parallaxe der neunten-, und die Refraktion den der zehnten Vorlesung aus, namentlich Gegenstände, deren geschickter Votrag als das Kriterium des Berufes betrachtet werden können, über Astronomie zu schreiben, und deren Entwicklungsweise im vorliegenden Kompendio von den Kennern gewürdiget werden wird. — Da sich die planetarische Bewegung hiernächst auf die Sonne als Centralpunkt bezieht, die Beobachtungen aber von der Erde aus angestellt werden; so entsteht hieraus die beständige Nothwendigkeit einer Reduktion der geocentrischen Oerter der Planeten und Kometen auf die heliocentrischen (eilfte Vorlesung), wonächst die vorläufige Bestimmung der Bahnelemente (zwölfte Vorlesung) Statt finden kann, zu deren Verbesserung endlich die dreizehnte Vorlesung Anleitung ertheilt, womit diese erste Abtheilung schließt.

Die zweite, den Beobachtungen gewidmete Abtheilung des ersten Bandes lehrt (erste Vorlesung) die Zeit, (zweite Vorlesung) die Polhöhe, und (dritte Vorlesung) beide zugleich aus den Beobachtungen ableiten, wonächst sich die vierte Vorlesung zu dem interessanten Probleme der Bestimmung der geographischen Länge wendet, deren Erfindung zur See so viele Bemühungen veranlaßt hat, daß es diesem Probleme fast wie der Quadratur des Kreises ergangen ist, und das englische Parlament schon im Jahre 1714 einen Preis von 20,000 Pfund Sterling auf seine Lösung setzte, welcher Preis bekanntlich eines Theiles von dem englischen Zimmermann John Harrison durch Verfertigung einer sehr genauen Seeuhr, und andern Theiles von dem großen deutschen Astronomen Tobias Mayer durch seine vortrefflichen Mondtafeln gewonnen wurde. — Azimuth, Schiefe der Ekliptik u. s. w. (fünfte Vorlesung), die Bestimmung der Entfernungen der Himmelskörper von der Erde (sechste Vorlesung), die Finsternisse (siebente Vorlesung), und eine Anweisung zur Berechnung der Planeten-Beobachtungen (achte Vorlesung), bilden endlich den Schluß dieser zweiten Abtheilung und somit des ersten Bandes.

Der zweite Band zerfällt ebenfalls in zwei Abtheilungen: die dritte und vierte, von welcher jene dem anmuthigsten Theile der Sternkunde: der Topographie des Sonnensystems, diese aber, welche wir nach unserm Plane nur andeuten, der Beschreibung und Gebrauchsanweisung der astronomischen Instrumente gewidmet ist. Gedachte Topographie des Sonnensystems handelt der Verfasser in zehn Vorlesungen ab, und betrachtet in der ersten derselben die Sonne und Planeten unseres Systems, mit Ausnahme der Erde, indem er, bei sorgfältiger Benutzung der neuesten Entdeckungen, das Wichtigste und Merkwürdigste über ihre Beziehungen zum Centralkörper, ihre physische Beschaffenheit u. s. w. beibringt, und seine Leser, als ein gleich geschickter und gründlicher Himmelscicerone, auf diesen weiten und prächtigen Gebieten umher führt. Die Größe und Gestalt der Erde gibt hiernächst den Gegenstand der zweiten, und der Erdmond mit seinen zahllosen Merkwürdigkeiten den der dritten Vorlesung ab, wonächst sich die vierte Vorlesung zu den Satelliten des Jupiter wendet, diesen vier glänzenden Körpern, welche die Nächte ihres Hauptplaneten ununterbrochen erhellen, da es der Analysis eines Laplace geglückt ist, zu beweisen, daß sie nie

auf Einmal verfinstert werden können *). — Die Saturns- und Uranusmonde ferner, sammt dem Ringe des Saturn (fünfte Vorlesung) sind nicht weniger anziehende Himmelsmerkwürdigkeiten, und die aufgeregte Einbildungskraft verliert sich in Konjekturen über die Reize eines planetarischen Seyns, dem so viele Trabanten dienen.

Weit über die Bahnen der Planeten unseres Systems hinaus aber erstreckt sich das Gebiet einer andern Klasse von Weltkörpern, der Kometen, die, in der Unermeßlichkeit ihrer Excentricität, gleichsam die Verbindungsglieder zwischen zwei zunächst benachbarten Sonnen abgeben, und den unendlichen Raum erfüllen helfen, der die Grenzen beider planetarischen Regionen trennt. Mit Betrachtung dieser Himmelsgebilde, deren Lauf eine vervollkommnete Himmelsanalysis durch ihre Formeln zu bestimmen gewußt hat, während wir uns über ihre physische Beschaffenheit fortwährend in Ungewißheit befinden, beschäftiget sich die sechste Vorlesung, in welcher die Leser, unter Anderm, mit Vergnügen die Elemente von vier Kometen, deren Umlaufszeit man kennt, nämlich des Halley'schen, Olbers'schen, Encke'schen und Biela'schen, finden werden.

Bis hierher ist der Lauf der Körper, die unser System bilden, mit alleiniger Rücksicht auf die Anziehungskraft betrachtet worden, welche der Centralkörper gegen dieselben ausübt, ohne der Störungen genauer zu erwähnen, die sie indeß zugleich durch ihren gegenseitigen Einfluß erfahren. Dieser schwierige Gegenstand macht den Vorwurf der siebenten Vorlesung aus, wonächst uns die achte Vorlesung in den Fixsternhimmel führt, und uns die Entfernung und Parallaxe dieser fernen Sonnen, die Unbegrenztheit des Raumes des Universums, die Größe, das Licht und die Farbe der Fixsterne u. s. w. kennen lehrt, und sich namentlich über die jezt so viel besprochene Doppelsterne, über ihre Anzahl, Färbung und veränderliche Stellung verbreitet. — Mehr blos speculativen Inhaltes ist dagegen die neunte Vorlesung, die sich mit Hypothesen über den Ursprung des Weltsystems beschäftiget, und drei, auf die Entstehung der Planeten deutende Erscheinungen hervorhebt, deren Verfolgung wir um so mehr blos den Lesern anheim geben, da es uns immer geschienen hat, als verlasse die Astronomie den festeren Boden ihres Gebietes, indem sie sich in Untersuchungen vertieft, welche ihre, ja vielleicht die Kräfte des menschlichen Geistes überhaupt übersteigen. Dagegen ist die Untersuchung über die Dauer des Weltsystems, welche den Vorwurf der zehnten (Schluß-) Vorlesung dieser dritten Abtheilung abgibt, ein der Würde und den Kräften der Astronomie vollkommen angemessener Gegenstand, da die meisten Daten aus der tiefsinnigsten Analysis geschöpft sind, um das Resultat zu begründen, daß, wie sich ein anderer wackerer Astronom *) vortrefflich ausdrückt, in die herrlichste Maschine von der höchsten Weisheit schon bei der Schöpfung der Keim der Unsterblichkeit gelegt, und den Himmelskörpern eine unübersteigliche Grenze vorgezeichnet sey, innerhalb welcher diese ungeheuren Massen von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne Unterbrechung und Unordnung rollen sollten.

Dr. Nürnberger.

*) Dieses schöne Laplace'sche Theorem zeigt nämlich, daß die Länge des ersten Jupiterstrabanten minus der dreifachen des zweiten plus der zweifachen des dritten immer gleich dem halben Kreisumfange bleiben, wogegen diese Summe, wie man gleich übersieht, Null werden müßte, wenn eine gleichzeitige Verfinsterung erfolgen könnte. Da der Satz zu den glänzendsten Entdeckungen der Himmelsmechanik gehört, so glaubte ich hier an denselben erinnern zu dürfen. N.

*) Schubert zu Schlusse des Traité d'Astronomie théoretique. Petersburg. 1822. 3 Bde. gr 4. N.

Wir schließen noch die Betrachtung einiger andern neuesten astronomischen Schriften an.

5) Astronomische Abendunterhaltungen auf einem Waldschlosse. Briefauszüge von Dr. J. Nürnberger. Berlin, Nauck, 1831.

Nach dem Muster von Fontenelles bekannten Unterhaltungen über die Mehrheit der Welten, hat Herr Dr. Nürnberger in dieser kleinen Schrift in Gesprächen mit einer Gräfin sich all den unschuldigen und heitern Phantasien überlassen, welche die Betrachtung der Sternenwelt in uns zu erwecken pflegt, sofern wir uns die Sterne als belebt und bewohnt und uns selbst in sie versezt denken. In der That gewährt es eine neue und reizende Aussicht, denken wir uns im Jupiter und sehn an dessen Horizont das wunderbare Auf- und Niedersteigen von vier Monden, oder im Saturn den Doppelring und gar sieben ihn umtanzende Monde. Auch hat die Phantasie einen reichen Spielraum, wenn sie sich eine unendlich sublime, fast geisterhafte organische Welt auf jenen dünnen und gasartigen Planeten auszumalen unternimmt. Allein hier bleibt eben auch alles bloße Phantasie, denn der berechnende Verstand vermag die Wirklichkeit oder nur Möglichkeit einer der unserer analogen Natur in jenen leichten und luftigen Himmelskörpern

nicht zu ermitteln. Unser Verfasser sagt ferner: „Aber lassen Sie mich noch eine andre, zartere Relation in Ihr Gedächtniß zurückrufen, in welcher wir uns zu den Sternen befinden, eine Relation, von der Sie selbst die Dauer der Verbindung abhängig machen, in der Sie zu geliebten, verehrten Wesen stehen. Ich meine die schöne geistige Verbindung, welche die einzelnen Planeten unsers Systems dadurch miteinander vereinigt, daß dieselben, nach Maaßgabe ihrer Vollkommenheitszunahme, den scheidenden Lieben einen neuen Wohnplatz gewähren, auf welchem diesen die Hoffnung der Wiedervereinigung zur Seite geht, und von welchem sie fortfahren in einem stillen Bezuge der Theilnahme zu den Geliebten zu stehen, die sie auf der Erde haben zurück lassen müssen. Wie groß der rein wissenschaftliche Genuß, wie groß der Nutzen auch immer ist, den die Astronomie dem praktischen Leben gewährt; so betrachte ich doch diese Perspektive, zu welcher sie durch ihre Schlußkette die Aussicht eröffnet, als einen höheren, als einen zarteren Gewinn."

Diese Muthmaßung scheint uns etwas gewagt. Wenigstens müßte vice versa unsre Erde auch ein himmlisches Stelldichein für die Verstorbnen der übrigen Planeten seyn, so gut wie es diese für unsre Verstorbnen seyn sollen, aber dazu ist unsre Erde wohl zu irdisch. Und die Bibel verheißt uns nicht eine andre Erde, sondern eine neue Erde, die Wiedergeburt der alten. Indeß läßt sich eine Wechselbeziehung und Verwandtschaft der Planeten unter einander nicht läugnen, und wohl dürfen wir uns demgemäß fragen, ob nicht auch die Bewohner derselben früher oder später zu einem wechselseitigen Verständniß gelangen könnten, und zwar schon im Leben, nicht erst nach dem Tode? Jeder Planet ist ein Ton auf der Skala des Sonnensystems. Sollte jeder ewig nur sich selbst hören? Sollte im Verlaufe der Jahrtausende nicht wenigstens durch Erfindungen und Beobachtungen die Natur der uns zunächst stehenden Planeten genauer als bisher ermittelt werden?

6) Ueber die Natur der Kometen. Wien, Gerold, 1829.

Ein kleines, nur 11 Seiten starkes Schriftchen, worin in einzelnen kurzen Sätzen gemuthmaßt wird: 1) die Kometen scheinen kosmische Wolken zu seyn; 4) sie scheinen, wie unsre Wolken von Winden getrieben werden, einer gleichen unbekannten Weltkraft zu folgen. 5—6) Der Lichtstrahl, der zuweilen plötzlich vom Kern des Kometen bis zum Ende seines Schweifs fährt, scheint unserm Blitzstrahl analog zu seyn. 11—14) Es ist möglich, daß die elliptischen Kometenbahnen sich verkürzen und endlich eine Planetenbahn bilden können, daß unsre Erde und alle übrigen Planeten ursprünglich Kometen waren, ja daß sogar die Sonne und alle Fixsterne gleichen Ursprung haben. 17) Der Enckesche Komet scheint ein solcher werdender Planet zu seyn. 20) Das ganze Weltall scheint mit einer Lichtmaterie angefüllt, aus der sich erst Kometen, dann die übrigen Himmelskörper bilden. — Diese Muthmaßungen nun stimmen im Allgemeinen mit der bekanntlich schon oft ausgesprochenen Hypothese des Lichtäthers, als eines bildsamen Urstoffs für alle Weltkörper zusammen; allein was insbesondre die Kometen betrifft, so erscheint die Elektricität in denselben eben so sehr wie in den Nordlichtern unsrer Erde durch den überwiegenden magnetischen Zug gebunden, und, wenn wir demnach die Kometen mit irgend einer analogen Erscheinung auf unserm Planeten vergleichen dürfen, so müssen wir dieselben wohl eher einem gleichsam vom Pol abgelösten fliegenden Nordschein, als einem Gewitter ähnlich finden. Erklärt wird übrigens mit dem einen Bilde so wenig als mit dem andern, und nicht solche Vergleichungen, die man hier recht eigentlich „ins Blaue hinaus" nennen kann, sondern die langsam fortgesetzten Untersuchungen über die Bahn und Wiederkehr der Kometen werden allmählich über die wahre Beschaffenheit derselben mehr Aufschluß geben. Hierzu ist vor allen Dingen Zeit nöthig. Es läßt sich da nichts übereilen. Die einzige, mühsam durch wiederholte Beobachtung und Berechnung gewonnene Erfahrung der regelmäßigen Wiederkehr des Encke'schen Kometen ist für die Wissenschaft mehr werth, als alle die schönen Hypothesen, nach welchen die Kometen bald nur eine Fortsetzung der Planeten, bald werdende Fixsterne, bald verbrennende Fixsterne, bald das Blutgefäßsystem des astralischen Organismus, die zwischen den Sternen durchlaufenden, dieselben mit neuem Lebensstoff füllenden Adern &c. &c. seyn sollten.

7) Beschreibung der astronomischen Uhr, welche von H. Nic. Alex. Johann, Mitglied des vorm. Augustin. Ordens in Mainz 1807 berechnet und verfertigt worden, dermalen Eigenthum der Stadt Mainz. Von Arentz. Mit 5 Tafeln in Steindruck. Mainz, Müller, 1830.

Diese äußerst künstliche Uhr, wegen welcher schon Napoleon dem Verfertiger eine Pension ertheilte, enthält die genaue Nachbildung des Copernikanischen Planetensystems, des Erdlaufs mit dem Mondlauf und der scheinbaren Bewegung des ganzen Himmels, und dies alles auf eine sehr kompendiöse und geschmackvolle Weise.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 58. — 6. Juni 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

Unter den Romanen, die wir oben beiläufig Tendenzromanen genannt haben, verstehn wir solche, in welchen die Handlung nicht nur an und für sich ein poetisches Interesse anspricht, sondern auch einem andern, z. B. moralischen, religiösen, politischen, satirischen ꝛc. Zwecke, oder aber einer Fülle von Gedanken gleichsam nur zum Träger und Rahmen dient. Diese Gattung von Romanen ist außerordentlich ausgedehnt, denn beinahe schon alle möglichen Wissenschaften und Künste sind in Romanen im leichten Unterhaltungston gelehrt oder besprochen worden. Beschränktere Köpfe haben etwas pedantisch die romantische Form mißbraucht, um eine einseitige Lehre oder Partheiansicht gefälliger zu machen. Große Dichter aber haben auch in rein poetischen Romanen, die keinerlei Nebenzwecken dienten, dennoch eine Fülle von Gedanken, Urtheilen, allgemeinen Wahrheiten niedergelegt, die gleichsam unwillkührlich das Gedicht in die Lehre, die Schönheit in Weisheit, die Kunst in die Wissenschaft hinüberleiten. Wie oft ist dies nicht z. B. bei Goethe, Jean Paul, Tieck der Fall? Zwischen beiden Gattungen in der Mitte oder eigentlich über ihnen stehn die Romane, in denen weder die einseitige Tendenz allzu kraß, noch der Gedankenreichthum allzu üppig hervortritt. In diese höchste Klasse der Tendenzromane gehören z. B. Don Quichote, das Dekameron des Boccaz. Hier ist die Tendenz unverkennbar, allein die Poesie leidet nicht darunter, sie gewinnt vielmehr durch die leise satirische Schattirung. In die erstgenannte Klasse gehören dagegen Romane, worin ganze Systeme abgehandelt werden, wie Julius und Evagoras von Fries, oder worin über die Künste debattirt wird, wie die Romane von Heinse, Sternbalds Wanderungen ꝛc., oder worin einzelne verkehrte Richtungen der Theologie, Pädagogik ꝛc. verspottet werden, wie Sebaldus Nothanker, die Romane von Schummel ꝛc. In die zweite Klasse dagegen, worin die romantische Erzählung durch willkührliche Dialoge oder Betrachtungen über die verschiedensten Gegenstände des Wissens episodisch unterbrochen wird, gehören die meisten Romane von Goethe, Jean Paul, Tieck, Steffens, so wie schon die ältern von Hermes, Hippel ꝛc. Ueberhaupt hat der deutsche Roman immer einige Hinneigung zum Didaktischen gehabt, was in der Wissenschaftlichkeit des Deutschen liegt.

An sich ist zwar Geist überall Geist, und wie es demselben sich zu äußern gefällt, wir müssen es uns gefallen lassen; allein dennoch möchten wir gerade den starken und reichen Geistern eine gewisse Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung empfehlen, damit nicht zu oft das ästhetische Gesetz verlezt werde, welches die regellose Zusammenwürfelung des poetischen mit andern Interessen

niemals billigt. So gern wir auch jede Seite von Jean Paul lesen, so müssen wir es dennoch tadeln, daß er die poetische Illusion alle Augenblicke durch die heterogensten Bemerkungen zerreißt, und auch Heinse, Tieck, Steffens dürften wohl weniger lehrreich seyn, um, wie es der Dichter soll, mehr mittelbar durch die Phantasie, als unmittelbar durch Reflexionen auf den Verstand zu wirken. Wir möchten weit eher dem dramatischen Dichter als dem Romandichter solche Gedankenfreiheiten, Sentenzen, episodische Betrachtungen des Chorus ꝛc. erlauben. Die Alten verstanden das. Ihre Tragödie ist überaus reich an Gedanken, die wie Edelsteine herausgebrochen und besonders gebraucht werden können, aber ihr Epos ist ein fest in einander geflochtenes Ganze, aus dem sich nichts ablösen läßt. So sind auch die Episoden bei Cervantes nicht Abhandlungen, sondern neue kleinere Dichtungen.

100) Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. Zweite verbesserte Auflage. Breslau, Max, 1830. Schon im Literaturblatt 1826 Nro. 102 und 1827 Nro. 32 ist die erste Auflage dieses interessanten Romans, des ersten, womit Steffens auftrat, besprochen werden. Namentlich in der lezterwähnten Kritik wurde das Verhältniß des Dichters Steffens zum Philosophen Steffens klar bezeichnet und die innige Verwandtschaft und Verträglichkeit beider in der bei Steffens von jeher vorherrschenden Phantasie nachgewiesen, einer Phantasie, die bei den deutschen Stämmen stets etwas mehr war, als was man anderwärts darunter versteht, nämlich die bildende Kraft, die den Gedanken nicht minder beherrscht, wie die Anschauung, den Geist nicht minder, wie die Natur. Je mehr aber bei Steffens der Dichter und Philosoph Hand in Hand gehn, um so glücklicher ist die Wahl der in seinen Romanen geschilderten Dinge. Er bleibt nämlich sowohl in Walseth und Lieth als in den vier Norwegern bei der jüngsten Vergangenheit stehn, und durchkreuzt die mannichfachen geistigen Richtungen, in welche der Strom der Zeit seit etwa hundert Jahren auseinander gegangen. Dies erlaubt ihm, theils Selbsterlebtes in treuen und mit Vorliebe ausgemalten Naturschilderungen (namentlich seines heimathlichen Norwegens) und in Schilderungen von merkwürdigen Zeitereignissen und bedeutenden Personen mitzutheilen, theils auch überall diskursiv geistreiche Ansichten und eine zwanglose Kritik der wichtigsten Erscheinungen und Meinungen der lezten Zeiten einzuflechten. Steffens ist in dieser Weise Tieck gefolgt, nur daß der leztere, stets einer gewissen ästhetischen Nothwendigkeit fast unbewußt gehorchend, die Freiheit der philosophischen Abschweifungen ermäßigt, und alle Fäden der Unterhaltung stets in einer Schönheitslinie zur bindenden Mitte zurückführt, während Steffens in genialer Sorglosigkeit überall die abgerissenen Fäden gleichsam zum Schmuck aus dem Roman heraushängen läßt. Tieck ist hierin, obwohl vorzugsweise Dichter, doch platonischer, philosophischer verfahren; Steffens dagegen, obwohl vorzugsweise Philosoph, mehr phantastisch, poetisch. Diese Erscheinung steht nicht vereinzelt da. Gehn wir alle unsre Dichter durch, so bemerken wir bei denen, die am ausschließlichsten Dichter sind, auch die strengste Gesetzmäßigkeit und Selbstbeschränkung, die größte Regellosigkeit und Willkühr dagegen nur bei denen, welche mehr auf die reflektirende und philosophische Seite neigen. Das Resultat aber scheint demnach zu seyn, daß die Poesie in dem Maaße, in welchem sie sich von den philosophischen Formen entfernt, dem Wesen nach wirklich philosophischer wird, und die Philosophie umgekehrt poetischer, je weniger sie sich poetischer Formen bedient. Es scheint nur ein im Wesen liegender Mangel zu seyn, der hier den Dichter zur philosophischen, dort den Philosophen zur poetischen Form verführt. Zugegeben, daß derselbe Genius mit derselben schöpferischen Kraft der Phantasie eine homerische Dichtung und eine aristotelische Philosophie erzeugen könnte, so würde er dieselben doch von Rechtswegen nicht durcheinander mengen, sondern eine jede in so klassischer Besonderheit gestalten müssen, wie etwa hier eine Naturgeschichte, dort eine Algebra. Die Unterschiede liegen im Stoff, und wenn auch der Künstler derselbe seyn sollte, müßten doch die Kunstwerke nach den im Stoff liegenden Bedingungen sehr verschieden seyn. Auf diese uralte Regel einer unveräußerlichen Klassicität darf man wohl in unserer romantischen, am Ende alle besondern Qualitäten und Formen der Welt in ein korinthisches Erz zusammenschmelzenden, alles amalgamirenden, alles ins Lebermeer auflösenden Zeit hindeuten.

101) Heinrich Melchthal oder Bildung und Gemeingeist. Eine belehrende Geschichte. Herausgegeben von W. M. L. de Wette. Zwei Theile. Berlin, Reimer, 1829. Da der Verfasser ein berühmter Theologe ist, so versteht es sich von selbst, daß dieser Roman, wenn nicht einem frommen, doch einem moralischen Zwecke dienen muß. Es scheint jedoch, als ob er mehr auf Verstandesbildung berechnet wäre, denn sowohl Held als Heldin des Romans lassen in moralischer Hinsicht schon von vorn herein nichts zu wünschen übrig, und nur die geistige Bildung des erstern durch die leztere ist der Inhalt der Erzählung. Was hierbei zunächst auffällt, ist wohl der sonderbare Umstand, daß der Held durch die Heldin gebildet wird, und zwar geistig gebildet wird, d. h. in Kenntnissen und Urtheilen, nicht etwa blos in Rücksicht auf Anstand und Sitte oder Gemüth und Sentiment. Lassen wir diesen seltsamen Fall auch ausnahmsweise gelten, so erscheint es doch noch sonderbarer, daß der Verfasser ihn zu einem Normalfall gemacht wissen will, daß er jungen Männern den Unterricht gebildeter Damen, und

insbesondere den jungen republikanischen Wilden in der Schweiz das Reisen nach Norddeutschland und die Ausbildung durch norddeutsche Damen empfiehlt. Wir waren bisher der Meinung, junge Männer überhaupt, namentlich aber junge Republikaner gehörten, was die Ausbildung ihres Verstandes und Charakters betrifft, lediglich in die Schule der Männer und des öffentlichen Lebens, während es ihnen allerdings zuträglich wäre, sich in sittlicher Zartheit und geselliger Anmuth durch den Umgang mit Damen zu bilden. Wir bleiben auch, trotz Herrn De Wette, dieser Meinung treu. Wir haben nie an der Wahrheit des Goetheschen Ausspruchs gezweifelt, daß man würdige Sitten nur bei edlen Frauen kennen lerne, und im ganzen weiten Gebiet des Herzens ist das Weib die Führerin, wie die Gebieterin; allein die Bildung des Geistes geht für Männer aus der Tiefe und Strenge der Wissenschaft, und die Bildung des Charakters aus dem Kampf des Lebens, namentlich aus der öffentlichen politischen Thätigkeit hervor, nie aus dem Unterricht weiblicher Solone, nie aus norddeutschen Theezirkeln. Das Weib, die Herrscherin im Kreise der Sitte und der Liebe, das Wesen, in dem, wie schon die Alten glaubten, etwas Göttliches inwohne, das Wesen, dem die Edelsten und Stärksten und Weisesten der Männer in einer Art von Andacht huldigen, eben dieses schöne und mächtige Wesen sinkt alsbald zu Unmacht und Gespött herab, wenn es jenseits seiner natürlichen Grenzen in männlichen Dingen mit Männern wetteifert. Aus diesem Grunde sagt Aristophanes in der Lysistrata und der Weiberherrschaft eben so sehr die Wahrheit zum Nachtheil der Weiber, wie Schiller in seiner Würde der Frauen zu deren Vortheil, denn hier ist die Andacht, dort der Spott, beides gleich sehr am rechten Platze.

Uebrigens werden die Lehren des Herrn De Wette dadurch, daß er sie einer Dame in den Mund legt, nicht weniger De=Wettisch, und der junge Schweizer hätte alles das, was er sich in Hamburg oder Bremen von einem Frauenzimmer sagen lassen muß, auf kürzerem Wege in Basel bei Herrn De Wette selber lernen können. Dann würde er uns auch weniger gedauert haben. Denn in der That, der junge Schweizer in den Vorlesestunden der gebildeten Dame hat uns zuweilen herzliches Mitleid eingeflößt. Einer Katze, der man verkehrt den Rücken streicht, kann nicht widerhaariger zu Muthe seyn, als, wie wir uns einbilden, diesem jungen Manne zu Muthe seyn mußte, indem bei allen Unterredungen mit der Dame sein männlicher Pol sich weiblich, ihr weiblicher männlich verhielt. Diese feine Tribaderie des Geistes ist unserm Geschmacke noch weit mehr zuwider, als die im Grunde unschuldige Idiosynkrasie Goethescher Gourmandise, vermöge welcher der genannte große Dichter die Weiber gern zu den willenlosesten Werkzeugen männlicher Eitelkeit macht. Denn wenn gleich bei Goethe beständig der nämliche allgeliebte Held auftritt, um den die Weiber wetteifernd buhlen, ja dem zu liebe sie sogar der Eifersucht entsagen, so ist dies zwar in diesem Extrem unnatürlich, allein es liegt der unwahren Uebertreibung doch immer noch die Wahrheit zu Grunde, daß dem andern Geschlecht wirklich mehr an unsrer Liebe gelegen ist, als uns an der seinigen, daß Frauenzimmer stärker, inniger, rücksichtsloser lieben als Männer, eben weil bei ihnen die Liebe, wenn nicht Alles, doch immer das Erste ist, bei uns aber höchstens das Zweite. Also mögen wir es Goethe verzeihen, daß er die Weiber zu sehr Weiber, gleichsam Ultras ihres Geschlechts seyn läßt; das aber können wir nicht billigen, daß De Wette sie zu sehr Männer seyn läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sternkunde.

(Beschluß.)

8) Bewegung der Erde und der andern Planeten von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ende. Von J. W. Schmitz. Berlin 1830 auf Kosten des Verfassers.

Wenn der Verf. seine Behauptungen als unwidersprechlich wahr beweisen könnte, so würde sein Name künftig so hell leuchten als der Name Kepler. Er behauptet nämlich:

1) Die Planeten entfernen sich im Verlauf der Zeiten immer weiter von der Sonne.

2) Die Trabanten oder Monde kommen im Verlauf der Zeiten ihren Planeten immer näher.

Von der Ursache und den Folgen dieser merkwürdigen Erscheinung, wie Herr Schmitz sie muthmaßt, sprechen wir hernach. Vorerst kommt es darauf an, die Thatsache selbst ins Auge zu fassen. Herr Schmitz nimmt sie als erwiesen an, weil in den Angaben je der älteren und ältesten Astronomen

die Sonnenscheibe größer,

die Bahn der Erde um die Sonne, also das Jahr, kürzer,

die Mondscheibe kleiner,

der Erdschatten bei den Mondfinsternissen größer,

die Bahn des Mondes um die Erde, also der Monat, länger,

Die Entfernung der Jupiterstrabanten vom Jupiter größer,

Licht und Größe der Fixsterne im Aequator vermehrt, am Pol vermindert,

angegeben sey, als bei dem je neueren und neuesten Astronomen. So soll, um einige Beispiele anzuführen, die Pa-

rallare der Sonne in der mittlern Entfernung von der Erde bei Ptolemäus 2′ 57″, und bei den Neuern nur 7″ betragen; so die Entfernung der Erde von der Sonne bei Ptolemäus 1168 Erdhalbmesser, bei Piazzi dagegen 24292; so der scheinbare Durchmesser der Sonne bei Ptolemäus 32′ 18″, bei Piazzi 31′ 20″. Ob diese Angaben alle richtig sind, weiß Ref. nicht, da ihm die Materialien zum Nachschlagen abgehen, allein auffallend ist der Widerspruch in diesen Angaben selbst, denn wenn der Unterschied der Sonnenferne je 1168: 24292 gewesen seyn soll, so kann der Unterschied der scheinbaren Sonnengröße unmöglich nur 32′ 18″ : 31′ 20″ gewesen seyn.

Wenn ferner, wie der Verf. behauptet, die Erde sich von Jahrhundert zu Jahrhundert um Hunderttausende von Meilen von der Sonne entfernte, so müßte dies im Verlauf der 3000 Jahre, seit welchen die Weltgeschichte bekannt ist, die bedeutendsten physischen Veränderungen auf unserm Weltkörper erzeugt haben. Dies ist nun aber, wie neuerlich erst Cuvier in seiner Geschichte der Erdrevolutionen (auf welche wir in diesen Blättern bald zurückkommen werden) dargethan hat, durchaus nicht der Fall gewesen. Die mittlere Temperatur, das Niveau des Ozeans ꝛc. sind sich seit 3000 Jahren wesentlich gleich geblieben, was ganz unmöglich wäre, wenn die Wirkung der Sonne in dieser Zeit bedeutend abgenommen hätte.

Der Verfasser behauptet, es sey ganz natürlich, daß von Zeit zu Zeit der Kalender habe verbessert und namentlich das Jahr habe verlängert werden müssen, eben weil die Erdbahn sich immer mehr ausgedehnt habe. Aus demselben Grunde tauge auch jezt unser Kalender nicht mehr, denn statt der alten julianischen 12 Monate, die damals ganz recht gewesen wären, hätten wir jezt schon 12½. Wenn diese Angabe richtig wäre, so müßte das Jahr 1832 am 15ten Januar, 1833 am 1. Februar ꝛc. und also 1841 am 1. Juni anfangen. Da der Verf. nun aber zugibt, daß ein Jahr der Zeitraum zwischen zwei gleichnamigen Jahrszeiten sey, so müßte, wenn das natürliche Jahr jezt wirklich schon 12½ der alten Monate enthielte, in zehn Jahren am 1sten Juni Januarfrost herrschen, welches anzunehmen absurd ist.

Indeß wäre es immerhin von Wichtigkeit, wenn auch nur ein Minimum von überwiegender Centrifugalkraft der Planeten und Centripetalkraft der Trabanten ausgemittelt werden könnte, so wie ein Minimum in der zunehmenden Neigung der Ekliptik wirklich erwiesen ist. Daher verdient, wenn auch nur einige der vom Verfasser angegebnen Data richtig sind, diese Sache die volle Aufmerksamkeit und Berichtigung der Sachverständigen.

Um dem Verfasser nicht wehe zu thun, unterscheiden wir, was er über die Thatsache selbst sagt, die unter gewissen Einschränkungen wahr und für die Astronomie wichtig seyn kann, von dem, was er als Ursache und Folge davon ausgibt. Dieses leztere ist höchst unüberlegt. „Ich werde beweisen, sagt er, daß das Weltall mit einer Aether-Atmosphäre gefüllt ist, welche sich nach jeder Sonne zu verdünnt, so daß der ausgedehnteste Theil im Centrum eines jeden Planetensystems diejenigen Gase sind, welche das Feuer der Sonne unterhalten; daß bei dieser Verbrennung eben so wie bei Meteorerscheinungen sich Materien zu Massen zusammenhäufen müssen, welche die Sonnenflecken bilden; daß diese Massen verbrennend sich auflösen oder von der Sonne ausgeworfen werden und neue Weltkörper bilden, welche sich mehr und mehr von der Sonne entfernen, je nachdem ihre Masse erkaltet, und endlich, nach vielen Tausend Jahren immer zunehmender Entfernung und Verminderung ihrer Bewegungen, als Fixsterne unbeweglich erscheinen, jedoch immer noch eine für ganze Generationen unbemerkbare Bewegung behalten, wie die neuern Astronomen schon bemerkt haben, daß nichts am Himmel unbeweglich ist; daß die größern Weltkörper die kleinern auf dem Wege von der Sonne bis zur äußersten Atmosphäre einholen, und sie alsdann ihren Lauf gemeinschaftlich fortsetzen müssen, wie man auch sieht, daß nur die entfernteren Planeten Trabanten haben, wie Jupiter fünf, Saturn eine Menge, die sich als Ring zusammenschließen, und Uranus eine solche Anzahl, daß sie zwei Ringe bilden; daß diese vereinigten Sphären, je nachdem sie sich von der Sonne entfernen, sich mehr und mehr einander nähern, wie auch wirklich die Trabanten der entferntesten Planeten dem Hauptplaneten am nächsten stehen, und endlich zu einer einzigen Masse zusammenstürzen müssen, wie schon gesagt, daß Herrschel deren über 800 unter den Fixsternen beobachtet hat, die sich ganz nahe umeinander bewegen, oder fast aneinander anliegen; und daß die Weltkörper sich allmählich auflösen und ihre in Atomen zerstreute Materie wieder zur Quelle der Bewegung und des Lebens, zur Sonne, zurückkehren muß.“

Es ist erlaubt, auf die Beweisführung dieser Sätze begierig zu seyn. Zuvor aber fragen wir den Verfasser: 1) wie gerade unsre Sonne dazu kommt, die Mutter aller der Miriaden Fixsterne zu seyn, die wir im Weltall erblicken? 2) wie lange das Ausfüllen des Weltalls mit Fixsternen aus unsrer Sonne wohl dauren muß, wenn die Sonne 3000 Jahr gebraucht hat, um nur 11 kleine Kandidaten der Fixsternwelt (unsre Planeten) ein Unmerkliches (oder vielleicht auch gar nicht) zu promoviren? 3) wodurch unsre kleinen Planeten, selbst wenn sie 6—7 ihrer noch kleinern Trabanten in sich aufnehmen, zulezt zu Fixsternen werden können, deren Durchmesser eben so groß oder unzähligemal größer seyn muß als unsre Sonne, wenn wir sie in so zunehmend ungeheuren Fernen noch erblicken sollen?

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 59. — 8. Juni 1831.

Romane.

(Fortsetzung.)

102) Neueste Erzählungen von Fr. Ludw. Bürlen. Stuttgart, Löfflund, 1830. Das Leben, auch unser gemeines bürgerliches und bäuerliches Leben, ist voll Poesie, wenn nur unser Auge unbefangen, unbegehrlich, unvornehm, wenn es kindlich und homerisch genug ist, um das Poetische wahrzunehmen. In der neuern Poesie kennt man fast nur zweierlei Weisen, das Kleinbürgerliche oder Ländliche für den Geschmack zuzurichten, die komisch-satirische, welche den Kontrast der Einfalt oder Gemeinheit mit der höhern Bildung und die idyllisch-theatralisch-schäferliche, welche umgekehrt den Kontrast der ländlichen Unschuld und Naivetät mit den verdorbnen Sitten der vornehmen Welt auffaßt. Beide sind einseitig, beide übertrieben, daher der himmelweite Unterschied zwischen Geßnerscher, Höltyscher, Matthissonscher, Hebelscher Ländlichkeit und den eulenspiegelartigen Bauern der Kotzebueschen Lustspiele, oder zwischen Schillers Schweizern im Rütli und Goethes Bürgern von Brüssel, obgleich sich Züge von beiden Erscheinungen, von der rührenden und würdigen sowohl als von der lächerlichen und gemeinen überall in dem Chaos, Volk genannt, vorfinden. Ohne nun den Dichtern das Recht des Karrikirens oder Idealisirens nur im geringsten abstreiten zu wollen, können wir doch beide Verfahrungsarten nur als ästhetische Extreme betrachten, zwischen denen es eine ästhetische Mitte geben muß und gibt. Wir meinen damit die homerische Mitte zwischen Sophokles und Aristophanes. Schon die Alten kannten jene beiden Extreme, doch zwischen, ja über beiden nahm die Mitte ihren gebührenden Rang ein. Bei uns dagegen herrschen offenbar die Extreme vor. Wir haben unzählbare Dichter, welche sich thränenreich zur ländlichen Unschuld zurücksehnen oder sich mit theatralischer Affektation in diese Unschuldswelt zurückversetzen, und eine nicht geringe Menge anderer Dichter, welche mit einem vornehmen Ekel auf Stände und Sitten unter sich herabsehn, oder dieselben zum Gegenstand ihres Gespötts machen. Aber wir haben sehr, sehr wenig Dichter, welche das gemeine Volk und Leben ohne Affektation und ohne Spott unbefangen homerisch schildern. Daß dies so ist, darf auch nicht wunder nehmen, denn unsre Dichter befinden sich mit der ganzen Masse der sogenannten gebildeten Welt in einem starken aristokratischen Gegensatz gegen das Volk, und auf allen Punkten der Berührung begegnen sich die feindlichen Pole. Wird die schöne Ländlichkeit anerkannt, gleich erscheint das Vornehme gehässig; wird höhere Bildung und Sitte gepriesen, gleich erscheint das Volk als Pöbel.

Unter die wenigen Dichter, welche das Poetische im alltäglichen Leben der niedern Stände homerisch aufzufassen und darzustellen gewußt haben, rechnen wir nicht Goethe (Herrmann und Dorothea), nicht Voß (Louise), nicht Iffland (Jäger, Hagestolzen), nicht Hebel (allemannische Gedichte) ꝛc., kurz rechnen wir keinen einzigen der sonst noch so berühmten Dichter, die ihren bürgerlichen und ländlichen Gemälden keine Würde zu geben verstanden, ohne affektirte Ehrbarkeit, ohne Zopf (Herrmann und Dorothea, Louise, Jäger, Asmus ꝛc.), und keinen Reiz ohne affektirte Niedlichkeit à la Gurli (Hagestolzen, Alemannische Gedichte ꝛc.). Dichter aber, welche diese Scylla und Charybdis der falschen Manier, das Ehrsam- und das Niedlichthun zu vermeiden gewußt haben, gibt es höchst wenige. Wir kennen deren in der neuern deutschen Literatur nur drei, Hippel, Ulrich Hegner und den Verfasser der vorliegenden Erzählungen.

Lieset man von Hippel die Lebensläufe in aufsteigender Linie (die, wie wir glauben, seinem Ritter von A—Z weit vorgezogen werden müssen) und von Hegner Saly's Revolutionstage (die wir seiner berühmten Molkenkur und andern Werken vorziehen) so findet man in unsrer ganzen reichen Literatur schlechterdings nichts Aehnliches, und doch liegen die Gegenstände dieser Darstellungen, des gemeinen Lebens, jedem deutschen Leser eben so nahe, als ihm die Auffassung die natürlichste, gleichsam die dem Herzen am vertrautesten dünken muß. Fast scheint es, die vielen Tausende und Zehntausende unsrer Dichter wenden alle ihre Kräfte auf, um uns die Schönheiten des wirklichen Lebens zu verstecken, so wie ein geistreicher Mann behauptete, die Sprache sey nur erfunden, um die Gedanken nicht zu ent- sondern zu verhüllen. Welche Mühe geben sich zum Beispiel einige hundert deutsche Schriftstellerinnen der neuesten Zeit, uns Charaktere zu zeichnen, die so hohl aufgeblasen, unnatürlich, verbildet sind, daß sie nicht einmal im obersten Schaum der Gesellschaft wirklich vorhanden sind, sondern lediglich in der kranken und verdorbnen Einbildungskraft ihrer Verfasserinnen existiren, — während im Leben, jedem Leser vor den Augen eine Menge wirkliche Menschen vorübergehn, deren unendlich mannichfaltige Charaktere nur des erkennenden Blickes bedürfen, um ein Gemälde darzubieten, das alle jene Romanfrazzen an Poesie weit übertrifft? Blicke nur jeder Leser um sich in den Kreis seiner weiblichen Bekannten, und frage er sich dann, ob er darunter nicht Charaktere, und in jedem Charakter wieder zahlreiche einzelne Züge entdeckt, die in hohem Grade poetisch, wenn nicht schön, doch pikant sind, und dann vergleiche er die Ergebniß seiner eignen, vielleicht nur geringen Erfahrung, mit der Unnatur und armseligen Einförmigkeit der Romanheldinnen! Muß er dann nicht sagen, daß wir in dieser Beziehung nicht viel voraushaben, vor den Tartarstämmen Asiens, die abscheuliche Menschenfrazzen im Bild anbeten, während ihr eigner Körper sich durch die schönsten Formen auszeichnet.

Aber der Nexus unter unsrer Poetenkaste ist so stark, daß sich immer kaum der tausendste Poet von den Vorurtheilen und Schulgebräuchen losreißen kann, um einmal zu vergleichen, ob das Wasser der Hippokrene noch schmeckt wie der natürliche Bergquell, oder ob es nicht unter der Hand zu Theewasser geworden ist? Daher gilt auch ein solcher nicht viel, und Hippel und Hegner z. B. stehn bescheiden im Hintergrunde der schönen deutschen Literatur, wie die einzelnen Stückchen blauer Himmel hinter den Löchern im Dach der poetischen Scheune, in welcher Hogarth die wandernden Komödiantinnen ihre Toilette machen läßt.

So ist uns denn so ziemlich das Nächste zum Fernsten geworden, eben weil wir, uns selbst verlassend, immer nach allen Seiten der Ferne gestrebt. Bürlen sagt, auch ohne dabei an die deutsche Literatur zu denken, eine große Wahrheit, die uns zugleich mit seiner Weise, die Dinge aufzufassen, bekannt macht: „Der Mensch glaubt sich immer zu stark beschränkt, und strebt nach Weite. Daß er aber recht innerlich werde, daß er sein Nahes, Gegebenes recht durcharbeite, deshalb ist er an dasselbe gebunden. Er mag sich dies täglich vorhalten, er wird es an sich doch kaum erzwingen. Viel äußere Bewegung, viel Ort- und Sach-Veränderung zerstreut, zersplittert ihn. Die Unruhe ist der Teufel der Welt. An einem jährlichen Ausfluge von einigen Tagen oder Wochen kann er die ganze Zwischenzeit zehren. Die rechten Reisenden nehmen aber ihre Studierstube, Komptoir, Bureau mit sich, beziehen alles, was sie sahen, auf ihre liebsten Interessen, und leben so doch innerlich, im reichsten Wechsel der Aussenwelt. Die gewöhnlichen Ausflatterer werden am ehesten satt, und das sind gerade die zerstreuungssüchtigsten; sie wissen nicht, was sie wollen. „Die Welt durchreisen!“ rufen sie, und meistens käme ihnen schon das Heimweh, wenn der lezte Thurmknopf hinter dem ersten Berge verschwände. In der Regel ist nur ruhige Nähe schön, Nahenehmen dessen, was uns angeht, kein oberflächliches Bestreifen des Fremden, und wenn es das Größte und Schönste wäre.“

Die erste der Bürlen'schen Erzählungen enthält unter der Ueberschrift Reisegefahren und Verlegenheiten einen Cyklus kleiner Erzählungen, indem jedes Glied der hier zusammengeführten Gesellschaft seine merkwürdigsten Reiseabentheuer mittheilt. Da die Reisenden nun weder à la Cook, noch à la Busching, noch auch à la Yorick, sondern ganz simpel in Geschäften und zur Er-

holung, auch nicht weit, sondern innerhalb des lieben Vaterlandes gereist sind, so gehören auch ihre Abentheuer durchaus nicht zu den wunderbaren und außerordentlichen, sondern alles geht dabei natürlich und gewöhnlich zu; allein gerade darin besteht die Kunst des Darstellers, daß er uns diese alltägliche Dinge, unter denen kaum ein gefahrvolles Abentheuer auf einer Donaureise eine Ausnahme macht, so anziehend vorzutragen weiß. Gerade das einfachste und geringfügigste Abentheuer, das des Präceptor Servatius, ist in der Erzählung das schönste, und beweist, wieviel der Geist der Poesie durch eine ökonomische Behandlung des Stoffes gewinnt. Wir halten diese Erzählung für eine der schönsten deutschen Idyllen. Im Allgemeinen mag man sie in die Gattung von Yoriks empfindsamer Reise setzen, aber sie hat den großen Vorzug, rührend zu seyn, ohne Anspruch darauf zu machen. Auch mit einigen der schönsten Darstellungen Jean Pauls z. B. dem Armenadvokaten oder Quintus Firlein mag man sie zusammenstellen, indeß hat sie dann wieder den formellen Vorzug, daß sie dem Leser die Illusion nicht stört, die Jean Paul bei seinen Idyllen jederzeit durch witzige Seitensprünge zerreißt. Nur mit Saly's Revolutionstagen von Ulrich Hegner hat diese Erzählung wirklich Aehnlichkeit, ohne daß dies jedoch ihrer Originalität Eintrag thäte. — Die Erzählung: Aus dem Leben eines Musikus, hat uns nächst jener am meisten angesprochen, und uns zum Theil, namentlich das Verhältniß des jungen Musikus zu seiner alten armen Mutter, an den Jean Paulschen Quintus, zum Theil auch in den musikalischen Leiden und Freuden an Callot-Hoffmann erinnert. — Ball-Hoffnungen, eine dritte Idylle, zeichnet sich wieder durch ihre liebenswürdige Einfachheit aus. Die darin geschilderte Scene aus dem häuslichen Leben, die getäuschte Hoffnung eines jungen Mädchens, das sich auf die Mitfeyer eines Balls Rechnung gemacht, ist mehr werth als alle Beschreibungen von Bällen, wie sie in den Romanen unsrer schreibenden Damen vorkommen. — In der Erzählung die barschen Freunde und die tolerante Frau wird man viele treffende Bemerkungen über die sarkastische Grausamkeit und geniale Barbarei im Ton unsrer heutigen gebildeten Männer finden. Dieser sehr richtigen Beobachtung scheint nur noch die Erklärung aus unserm politischen Zustande zu fehlen. Wir glauben nämlich, daß der kleine Krieg in unserm geselligen und literarischen Leben, ganz eben so wie ehemals die zahllosen kleinen Fehden in der Faustrechtszeit nur eine Folge der Indolenz und Leblosigkeit unsrer Nation im Großen und Ganzen ist. Die großen patriotischen Leidenschaften, die andre Völker und vor sehr langen Zeiten auch einmal das unsre bewegten, sind in lauter kleine Privatleidenschaften zersplittert, und gerade das Gefühl, auf der patriotischen und politischen Seite gehemmt zu seyn, erzeugt eine gewisse krankhafte Reizbarkeit, die auf der andern Seite sich in den Privatleidenschaften Luft macht und dieselben vergiftet. Hätten wir ein größeres politisches Leben, so würden die Eifersüchteleien, Klatschereien, Bosheiten und tausenderlei kleine Niederträchtigkeiten, auf die man überall im Umgang mit gewöhnlichen Seelen stößt, so wie die hypochondrischen Launen, Bitterkeiten und Grausamkeiten, die man an den Bevorzugten bemerkt, gewiß bald verschwinden. Es gibt geistige Krankheiten, woran selbst edle Geister leiden müssen, die nur da entstehn, wo das öffentliche Leben der Bewegung ermangelt, wie eine gewisse pestartige Luft nur von stehendem Gewässer ausgehaucht wird, und sogleich verschwindet, sobald dasselbe in den Fluß kommt.

103) Julius. Eine Lebensgeschichte aus der Zeit. Von F. A. Märcker. Berlin, Reimer, 1829. Seinem historischen Theile nach ist dieser Roman keine erfreuliche Erscheinung, denn er stellt den tragischen Untergang eines modernen jungen Werther, eines mit sich selbst und mit der Welt nicht ins Reine kommenden, krankhaft gereizten Gemüthes dar. Solche vorzugsweise deutsche Jünglinge sind in der Wirklichkeit leider noch häufiger, als in der Romanwelt, allein so herzlich wir sie bedauern, erwecken sie uns doch immer einen Widerwillen. Frohsinn ist der natürliche Gefährte der Jugend, Schwermuth steht der jugendlichen Seele so schlecht wie Schwindsucht dem jugendlichen Körper. Beides sind Krankheiten. Bei dem Wertherfieber kommt aber noch ein anderes Element hinzu, was noch weit weniger für die Jugend paßt, nämlich der Herzenshochmuth, das auf eingebildete Seelenschönheit gegründete Vornehmthun mit und gegen sich selbst. Dieser lezte Nothbehelf des weiblichen Alters steht der männlichen Jugend höchst schlecht an. Was wir einer reduzirten alten Kokette verzeihen, müssen wir durchaus unstatthaft finden an einem kräftigen jungen Manne, dem das ganze Leben offen steht. Nur wer dieses ganze Leben bereits zurückgelegt hat, ohne etwas darin gethan und gewonnen zu haben, auf das er stolz seyn könnte, nur dem gönnt man aus Mitleid den Trost der Verzweiflung, mit seinem lieben nackten Ich Götzendienst zu treiben; der junge Mann dagegen muß erst durch Thaten, gleichviel physischer oder geistiger Art, den höhern Werth seines Ich bewährt haben, ehe wir es erträglich finden können, wenn er damit schön thut. Aus diesem Grunde haben wir Goethes Werther von jeher für einen verächtlichen Geck und Feigling, für eines der erbärmlichen Individuen gehalten, welche die alten Deutschen, um ihre Schande zugleich zu vertilgen und zu verhüllen, mit einem Korb bedeckt in den Sumpf versenkten. Und so die ganze Zucht der jüngern und jüngsten Werther. — Müs-

sen wir uns nicht schämen, daß unsre neuen Dichter es wagen dürfen, so ganz in sich nichtswürdige, thatenlose, feuchtöhrige, durch ihr Vornehm- und Schönthun mit sich selbst nur noch verächtlichere Buben als tragische Helden darzustellen? Wie würden Aeschylos und Sophokles, wie würde der Dichter des Niebelungenliedes und Ossian erstaunen, wenn sie sähen, welcher Helden Untergang die heutige Welt rührt!

Doch ist die eigentliche Geschichte, des Helden Schicksal, in dem vorliegenden Romane das Untergeordnete und die aphoristischen Reflexionen aus den hinterlassenen Papieren des Unglücklichen sind die Hauptsache. In diesen nun erscheint zwar, wie natürlich, die Vernunft nicht selten durch Gemüthsschwermuth erstickt, und viele sind nur ein etwas erweitertes, in Worte gebrachtes Seufzen, Aechzen und Weinen; indeß wie jede physische Krankheit einen physischen Sinn besonders schärft, so auch jede geistige einen geistigen Sinn, und so verräth sich denn auch in den Bemerkungen unsres Kranken nicht selten ein eigenthümlich feiner Sinn. Wir geben Belege von beiden. Mehr als langgedehnte Seufzer, unwerth für jeden Dritten, sind folgende Aphorismen nicht:

„Schmerzdurchwebtes enges Menschenleben!

Die innere Stimme kann nicht lügen, oder alles ist Lug und Trug.

Mein Leben wird so einförmig und reizlos, daß mir zu Muthe ist, wie einer Brandstette.

Ein Mensch, ein Mensch! mit dem man leben könnte, der mich mit hinaus zöge!

Man möchte oben hinaus, und fällt immer wieder zurück!

Ich fühle meine Schwachheit und bin doch so stolz. Könnte ich mich nur mehr beherrschen!“

Diese und hundert ähnliche Aphorismen enthalten nichts, als unbestimmte hypochondrische Klagen, die jedem, der sie anhören muß, sehr langweilig sind. Dafür entschädigen denn die Aphorismen, worin seine Gedanken oder psychologische Beobachtungen enthalten sind, z. B.

„Unrecht schadet weniger als Unentschiedenheit.

Keiner bringt es weiter, als das zu leisten, wozu er Instinkt hat.

Der Bildhauer schafft die Form, der Maler legt die Seele in sie, der Musiker weckt den darin schlafenden Ton, der Dichter verleiht ihr Sprache; man könnte ein Mährchen daraus machen, daß Zeus die Künste auf die Erde gesandt, sein höchstes Kunstwerk, einen Menschen, zu bilden.

Die englischen Wörter sind zusammengeschrumpft wie Großmütter, aber sie haben Jahrtausende gesehn und wissen indische Mährchen zu erzählen; die griechischen sind schöne Jungfrauen; man sieht das Blut unter der feinen Haut, sie haben ein Schicklichkeitsgefühl bis in die Fußspitzen.

Ein Mann würde erstaunen über alle Kleinigkeiten, die ein weibliches Gemüth bewegen.“

Von dieser Art findet sich viel Geistreiches in dem Buche. Ein durchgreifender Zug aber ist die Goethomanie, hier wahrhaft eine Manie zu nennen. Der leidende Jüngling bejammert bei jeder Gelegenheit, kein Goethe seyn zu können, eben weil schon einer da sey. Ich lasse mir gefallen, daß die Eingeweidewürmer eines Menschen keine andre Welt kennen, als ihn, wie aber Jünglinge in unsrer großen, reichen, alle Kräfte nach allen Richtungen entwickelnden Zeit sich in die lügenhafte Traumwelt der eitelsten fremden Persönlichkeit, ich will nicht sagen hineinträumen, sondern nur nicht wieder daraus erwachen können, dies würde nicht zu enträthseln seyn, wenn man nicht wüßte, wie sehr weit die alte um Goethe sich koncentrirende Kunstschule sich mit der Einbildung ihrer Objektivität von der wirklichen Wirklichkeit entfernt hat. Mit der Nebelkappe über der Nase wird diese Jüngerzunft zwar nicht der Welt, aber die Welt wird ihr unsichtbar und sie sehn nichts mehr als sich selbst und ihren Meister. Sollte aber ferner noch irgend ein armer Teufel sich aus Liebe zu Goethe zu Tode sehnen, so erinnern wir ihn, daß er dadurch sehr schlecht das Beispiel eines Mannes befolgen würde, dessen nicht geringster Vorzug eine beständige Heiterkeit und Behaglichkeit gewesen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

In der jüngst erschienenen Nr. 46 dieses Blatts habe ich irrthümlich Herrn Willibald Alexis den Vorwurf gemacht, daß er sein mir gegebenes Versprechen des öffentlichen Widerrufs einer mich betreffenden Stelle in der Vorrede zu seinen gesammelten Novellen, nicht erfüllt habe. Er hat dasselbe allerdings erfüllt, in Nr. 249 der Blätter für literarische Unterhaltung von 1830; da er es jedoch versäumt hat, mich darauf aufmerksam zu machen, so möge er mir meine Unbekanntschaft mit seiner Anzeige in einem Lande verzeihen, in welchem bekanntlich sehr viel mehr geschrieben wird, als zwei Augen auffinden können.

Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 60. — 10. Juni 1831.

Romane.

(Beschluß.)

104) Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes. 20 — 23ster Band. Das Decameron von G. Boccaccio. Leipzig, Brockhaus, 1830. Drei bis vier Uebersetzungen dieses liebenswürdigen Werkes sind binnen kurzer Zeit erschienen, ungerechnet die ältern. In Dante sehn wir den ernsten, in Boccaz den heitern Ghibellinen, beide gleich mächtige Gegner des Papstthums zu einer Zeit, wo es noch in seiner Blüthe stand. Doch sind die Gedichte dieser altitalienischen Meister so poetisch an sich, daß sie ganz abgesehn von ihren polemischen Beziehungen auf die damalige Zeit noch jezt jeden Leser entzücken. Boccaz war der Luzian des Mittelalters und behandelte die Götter seiner Zeit wie jener die des Heidenthums. Er ist insofern Vorgänger der Voltaire, Parny, Lafontaine, und wie die Spötter alle heißen, allein wir würden ihm doch Unrecht thun, wenn wir ihn mit denselben in eine Klasse würfen. Voltaire hat nicht blos die Entweihung des Heiligen, auch das Heilige selbst verspottet, das hat Boccaz nie gethan, so wenig wie Dante. Ihm galt es nur, die verderbten Priester mit Scherz und Spott anzugreifen, wie Dante sie mit heiligem Ernst angriff.

105) Die Beichte. Von Johann Julius Janin. Leipzig, Hartmann, 1830. Der Verfasser hat schon in seinem frühern Roman, „der todte Esel und die guillotinirte Frau,“ einen außerordentlichen Reichthum der Phantasie, aber auch eine eben so geschmacklose Vorliebe für das Gräßliche beurkundet. Sage man immerhin, sein Werk sey eine bloße Satire gegen die in Frankreich noch immer herrschende Mode des Gräßlichen, man schreibt auch solche Satiren nicht ohne Sympathie für den verspotteten Gegenstand. Der vorliegende zweite Roman des französischen Dichters unterscheidet sich von dem ersten in jeder Hinsicht aufs vortheilhafteste. Bei demselben Reichthum der schöpferischen Einbildungskraft, hat er das Gräßliche, obgleich es auch noch vorkommt, doch bedeutend gemildert und der grelle Schrei der Verzweiflung wechselt mit langen sanften Klagen der Wehmuth wie mit weichen Windharfentönen ab. Dieser Dichter ist so originell als irgend einer; wenn wir seine Manier aber vermittelst einer Aehnlichkeit näher bezeichnen wollen, so können wir dies nicht anders, als indem wir ihn mit unserm Jean Paul vergleichen. Wie sehr er demselben in den weichen, kindlichen, idyllischen Schilderungen ähnlich ist, mag folgende Stelle beweisen: „Er rief sich den Glauben seiner früheren Jahre zurück, seine reine Ueberzeugung, seine kindische Freude, wenn er beim ersten Silberschalle der Glocke zur Dorfkirche des Sonntags gieng, stolz darauf, seiner Groß-

mutter die Hand reichen zu können. An dem Tage war alles festlich und still, alle Frauen schön gepuzt, alle Männer neu gekleidet, nur die Barbierstuben waren offen und zeigten verjüngte Gesichter. Zur Kirche gelangte man über den Gottesacker, es war ein kleines mit Mohn und hölzernen Kreuzen beseztes Stück Feld; man mußte sich durchdrängen, um einen guten Platz im Chor zu erhaschen. Dort im Chore kniete er an der Seite der Großmutter, und betete leise mit ihr, dann, als man die Kirchenlieder anstimmte, betete er laut, und sang wie die Uebrigen; aber er sang mit den Frauen, und seine Kinderstimme vermischte sich mit den ihrigen sehr gut. Dann kam der Pastor, voran gieng der Schweizer mit einer unschädlichen Hellebarde, dann der lezte Segen des Geistlichen; hierauf zerstreute sich stillschweigend die Menge, aber außerhalb des Kirchhofs erhob sich ein Freudengeschrei. Jeder Einwohner stand in der Hausthüre mit wohlwollendem Blicke und herzlichem Gruße; beim Beginne der Mahlzeit reichte der alte Sakristan den Gästen Weihwasser, und des Abends begann der Tanz der Bauern. Er dachte an das kleinste Ereigniß in diesen Feenzeiten, aber mit welchem Leidwesen!"

Aber nur in den Molltönen stimmt Janin mit Jean Paul zusammen; in den Durtönen tritt die französische Härte der deutschen Gutmüthigkeit scharf entgegen, und das Härteste oder Verwegenste, was Jean Paul je gesagt, ist wahrhaft jungfräulich und unschuldig, wenn man es mit dem Kalkül der Hölle vergleicht, durch welchen Janin das menschliche Herz zu zerreißen trachtet.

Der Held des Romans ermordet seine geliebte Braut in der Hochzeitnacht, in Folge einer Idiosynkrasie, eines momentanen Wahnsinns. Bald kehrt ihm das Bewußtseyn zurück und nun folgt ihm der Gedanke an seine schwarze That, wie dem Orestes die Furien des Muttermordes. Nichts kann ihm helfen, als — die Beichte. Aber wo findet er einen wahren Beichtvater? Er durchreist die katholische Welt, nirgend findet er, was er sucht. Diese Priester, keiner ist es im wahren Sinn, bei keinem findet er die Gewalt über die Seele, die zum wahren Trost unerläßlich ist. Endlich, nach langer Irrfahrt, entdeckt er den rechten Mann, der seine Seele in eiserne Bande schlägt und aus dem hinsiechenden reuigen Verbrecher einen lustigen dicken Pfaffen macht. — Die Idee des Romans ist vortrefflich, und außerdem, daß sie ganz geeignet ist, die geheimsten Tiefen der menschlichen Schwäche zu enthüllen, gibt sie dem Dichter auch Veranlassung, in einer äußerst anziehenden und mannichfaltigen Gallerie von Priestern den heutigen Zustand des katholischen Priesterthums, namentlich in Frankreich zu schildern. Wir übergehn, was darin von unwürdigen oder schwachen Hirten gesagt ist, und heben nur die glänzenden Stellen des Romans hervor, worin der Dichter wehmüthig an die verlorne Poesie, an die verlorne Kirche denkt. Rührend besonders ist die Geschichte eines Mönchs, der in seiner Kindheit an ein Kloster in Paris attachirt war, später sich in den weltlichen Strudel der Revolution stürzte, und in seinem Alter in der Restaurationszeit wieder Mönch wurde. Vor einer alten gothischen Kirche macht der Verfasser folgende Betrachtungen. „Das ist doch ein schöner Tempel. Ein Glockenthurm der sich in die Wolken verliert; Steine, ausgezackt wie ein Brautschleier, das ganze Mittelalter ist diesen hohen Mauern eingehauen, der Schild des Barbaren, die Chlamys des Römers, die Leiden der Märtyrer, Helden und Heiligen durchkreuzen sich, die heidnische Geschichte mit der heiligen Legende, unser ganzes altes, abergläubiges und christliches, Gallien ist getreu und von einem gleichzeitigen Meißel dargestellt. Wie viel Ausdauer und Genie, vor allem aber wie viel Glauben gehörte dazu, diese prachtvollen Massen zu erheben, diesen Koloß so zu schmücken, sich an den harten Felsen zu halten und ihm den weichen Eindruck des Wachses zu geben! Nein, der Glaube, welcher so unvergängliche Denkmäler hervorgebracht hat, war kein vergänglicher. Bis zu den Kirchthüren, deren Eichen die Zeit gespalten hat, auf denen ein italienischer Meißel, unter milderem Himmel, eine griechische Jungfrau ausgehauen, mit griechischen Händen, mit vom Winde getragenem Gewande! Bis zu den Glasfenstern mit unsterblichen Farben, auf denen das große Leidensdrama vorgeht! Alles ist Leben außerhalb des Tempels; von innen ist alles Leben, Grabmähler, ein Dom, hohe Tribunen, ein heiliger Altar; bis zum Grundsteine ist Leben, Gebeine, alte Ueberreste von Menschen, Königen und Kriegern! Reichte des Menschen Geist zu solcher Weihe hin? Und das alles überlebte so viele Stürme, glänzt mit demselben Glanze nach einer Revolution, erhält sich immer mit derselben Reinheit der Lehren, indeß außerhalb des Bezirks nur neugebaute Tempel, Kapellen von einem Stockwerke bestehen, und nichts vom alten katholischen Glauben mehr da ist!"

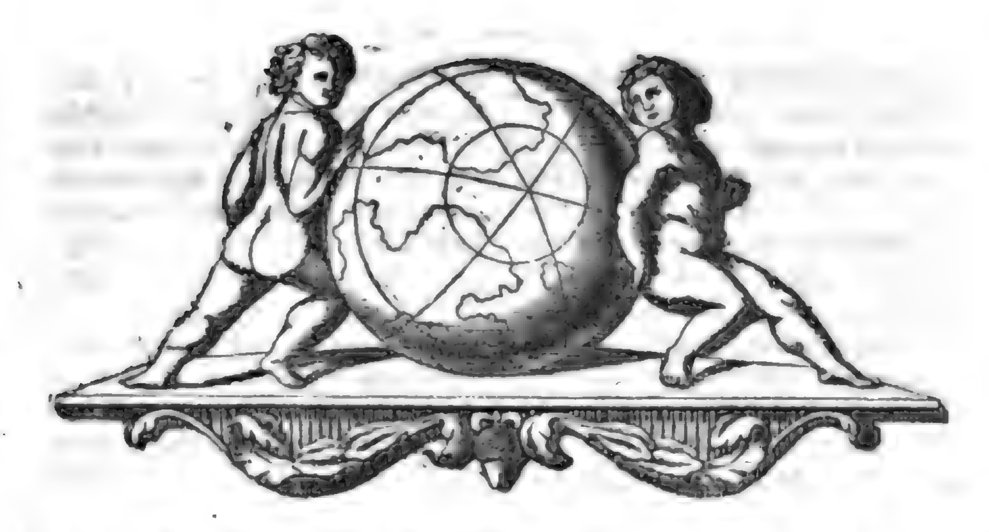
106) **Germanos.** Novelle von **Posgaru**. Breslau, Max, 1830. Auch diese Novelle eines bekannten, geistreichen Verfassers regt ein religiöses Interesse an. Die Scene ist nach Italien und in die Zeit Karls V. verlegt. Eine durch Zwietracht und Verbrechen zerrißne italienische Fürstenfamilie versöhnt sich in dem neuen Glauben. Welcher dichterische Geist die Novelle erfüllt, möge folgender schöne Traum des alten Germanos darthun: „Ich schlief, da trat ein Engel an mein Lager und küßte meine Augenlieder, und ich fühlte mich mit sanfter Gewalt emporgehoben zu der himmlischen Gestalt. Die Erde verschwand. Ich schwebte in einem Lichtmeere und sah unbeschreiblichen Glanz, in welchem selbst die Gestalt des Engels erlosch, der mich führte. Da sank ich

geblendet durch eine tiefe Nacht hinab, bis in eine milde Morgenröthe. Auf duftendem Rasen ruhte ich, die Quelle rieselte über Blumen, von den Bäumen glühten goldne Früchte, und schöne Menschen traten aus den Schatten und sahn in seliger Verwunderung nach Osten, wo die Sonne emporstieg. — Das war aus Abend und Morgen der erste Tag. — Wiederum erhob mich der Kuß des Engels, und ich sank vor dem Göttlichen Lichte in die irdische Dämmerung. Da überschaute ich eine weite Ebene, von großen Strömen durchflossen, Thürme und Zinnen ringsum, und Menschen, ineinanderwogend mit blinkenden Waffen. Da fielen sie einander mit Mord an, und ringsum war Gräuel und Verwüstung. Aber die Sonne schien blutroth durch den Nebel, und der Nebel verdichtete sich, und ungeheure Fluten stürzten nieder. — Das war aus Abend und Morgen der andere Tag. — Wiederum sah ich mich sitzen auf hohem Felsen mitten im weiten Meere. Und nach vier Seiten hin dehnten sich die Länder, welche das Meer umuferten. Im Süden sah ich einen großen Strom, und die Gewässer stiegen, und auf den Knien lagen die Menschen und beteten den Fluß an. Ich sah aber auch Berge aufgethürmt von Stein, und Thore darin, durch welche man in eine tiefe Finsterniß blickte. Aber aus dem Dunkel traten Männer, angethan mit seltsamen Gewändern. Thiere waren darauf gebildet und wunderbare Figuren. Die Männer schritten in langem Zuge an den Strom und steckten Stäbe hinein und stellten ans Ufer mancherlei Geräth. Und das Volk machte Raum und harrte ehrfurchtsvoll in der Ferne und geleitete die Männer zurück bis an das dunkle Thor, und schauten anbetend in die Finsterniß. — Als ich nun meinen Blick nach dem Aufgange richtete, gewahrte ich ein anderes Volk zwischen wüsten Felsen, welches zaghaft in die Höhe sah. Ueber einem Berge glänzte ein großes Licht, und ein Mann stand darunter und griff mit der Hand nach dem Lichte; aber er faßte nur einen Strahl, und der fuhr blitzend nieder, und der Donner rollte über das erschrockene Volk. Und das Licht verbarg sich hinter den Wolken und leuchtete nur selten hervor. Ich schaute gen Mitternacht. Ein schönes Land erhob sich dort aus dem Meere, und unzählige Buchten schnitten in die lachenden Ufer ein, und grüne Inseln schwammen auf der klaren Fluth. Die blauen Berge hoben wetteifernd ihre weißen Häupter in die Wolken und theilten das Land durch wilde Schluchten in abgesonderte Thäler. Da kamen aus dem Walde von Mitternacht Krieger herab und zerstreuten sich in die Thäler. Und Schiffe kamen heran aus Mittag und aus Morgen; auch Männer aus der Finsterniß der großen Steine stiegen ans Land und zeigten den Kriegern ihr Geräth und die seltsamen Gewänder. Aber die Krieger beschauten sie neugierig und nahmen das Geräth und zogen ihnen die Kleider ab und führten sie an den klaren Bach. Da tanzten sie Alle im fröhlichen Reigen, und aus dem Bache, aus den Bäumen stiegen göttliche Frauen hervor und fügten ihre Hände ein, und in den Wolken um die Gipfel der Berge wogte es, und es regte sich wie von Göttergestalten, und sie kamen nieder ins Thal, auch der hohe Gott mit dem ruhenden Blitze. Und als die Götter sich wieder erhoben, ruhten ihre Blicke liebend auf dem Volke, und vor den himmlischen Blicken erweichte sich der Marmor und nahm Gestalt an, und schöne Säulen erhoben sich und trugen die heiligen Dächer über den Götterbildern. Da tönten die Felsen, die Bäume und die Blumen süß zusammen, und das Meer rauschte an die Gestade ein sehnsüchtiges Lied. Und die Rede der Menschen tönte sanft wie Hauch durch die Blätter und stark wie die Meereswoge. Aber den schönsten Tönen machten sie Wohnung im Saitenspiele. Das klang zwischen die starken Waffen, und nieder stürzten die Völker aus Osten. — Im Abend sah ich ernste Greise schweigend sitzen um eine große steinerne Tafel, auf welcher blanke Schwerter lagen. Und eine lange eiserne Kette lief um den Tisch, und die Männer hatten ihre Hände daran. Nach langem Schweigen nahmen sie die Kette Alle auf einmal, und warfen sie weit hin übers Meer nach allen Winden, und zogen die Völker an sich heran. Auch das schöne Land, welches ich in Mitternacht gesehn, ward von der Kette umschlungen, und eine finstre Wolke legte sich darüber hin. Aber über die Wolke empor schwebten die schönen Bilder, und tönte die süße Rede und das Saitenspiel. Da langte ich nach dem Saitenspiele und hielt es in meiner Hand. Als ich wieder nach dem Abend sah, gewahrte ich, wie ein starker Mann von Denen an der großen Tafel die Kette allein ergriff, und schlang sie mächtig um die Andern. Drauf ward sie nach dem dunkeln Norden geworfen; da heulte der Sturm, und die Männer zitterten rings um den wankenden Stein. — Das war aus Abend und Morgen der dritte Tag. — Als aber wiederum der Engel meine Augenlieder küßte, da sprach ich: O Du Bote des Herrn, ich habe genug auf Erden gesehn; stärke doch meine Augen, damit Du mich höher hinaufführst in das himmlische Licht! Da sprach der Engel: Du sollst heute das himmlische Licht sehn, wie es auf die dunkle Erde hinabströmt. Und ich wurde gehoben und sah das Licht niederfließen in großem Strome im Morgen, wo ich es gesehn hatte über dem Berge schweben. Und Engel stiegen auf und nieder an dem Lichte, und auch ich schwebte daran hinab. Da schaute ich in einen engen Raum, und ein Kindlein lag in armer Wohnung; aber der Glanz des Herrn umstrahlte das lächelnde Angesicht, und die Engel beteten an. Und darüber waren unzählige Lichter gestellt in der Gestalt eines

Kreuzes, welches von der Erde bis in den Himmel reichte. — Das war aus Abend und Morgen der vierte Tag. — Zum Fünften schwebte ich über einer großen Stadt; sie war mir bekannt und doch fremd. Umgestürzte Säulen und zerbrochene Tempel und große Gräber sah ich, von denen kleine Menschen die Steine nahmen und sich Häuser bauten. Aber die lange Kette sah ich wieder. Sie war zerrissen; aber ein stolzer Mann mit noch Anderen war emsig beschäftigt, die Glieder wiederum ineinanderzufügen. Und über den alten Ruinen erhoben sie einen großen Bau, daß alle Völker verwundert hinansahn. Da sah ich auch das Kreuz wieder im Morgen; aber es hatte sich von der Erde gelöst und schwebte aufwärts. Aber die Männer mit der Kette ergriffen einige der himmlischen Lichter und machten ein neues Kreuz, und stellten es auf den Gipfel des hohen Baus. Die Lichter verloren ihren Glanz und brannten immer trüber. Da stiegen sie hinan und löschten sie aus, eins nach dem andern, und sezten an ihre Stelle Diamanten, Smaragden, Saphire und Rubine, daß es weithin bunt leuchtete. Und sie nahmen die Kette und schlangen sie mit dem einen Ende um das Kreuz. — Das war aus Abend und Morgen der fünfte Tag. — In einer dunkeln Zelle sah ich einen Mönch, finster von Zügen, in einem großen Buche lesen. Da ging ein heller Schein von den Blättern aus, und der Mann freute sich des Lichtes. Und er ging hinaus und zeigte dem Volke das Buch mit seinem Scheine. Und das Volk weinte; denn es sah an dem Scheine, daß es in großer Finsterniß war. Da senkte sich aus der Tiefe des Himmels das Lichtkreuz herab durch die Wolken immer näher und näher, und das Volk jubelte hoch auf, und der Mönch faßte die Kette von dem bunten Kreuze aus Edelsteinen und zerriß sie und warf sie in das tiefe Meer. — Das war aus Abend und Morgen der sechste Tag. — Und wiederum schlief ich am Abend ein; aber der Engel kam nicht, um meine Augenlieder zu küssen. Da flehte ich und sprach: O komm doch, Bote des Herrn, und führe mich empor! Hast Du mich sechs Tage das Werk sehn lassen, o so laß mich auch den Sabbath des Herrn sehn! Da sprach der Engel: Den Sabbath des Herrn darfst Du nicht sehn, ehe ich Deine Augenlieder zum Tode küsse. Aber in die Dämmerung desselbigen Tages will ich Dich führen. Und er führte mich in ein unbeschreiblich schönes Gefilde. Da sah ich die Menschen des sechsten Tages, und sie liebten einander sehr, und ihre Augen waren aufgethan, und sie sahn Alles und verstanden es, was mir die Gesichte des Herrn gezeigt hatten. Da blühten alle die Bilder gar selig ineinander. Die Menschen stiegen aus den Gräbern, und die alten Götter wurden lebendig. Die Fluth des Unheils brauste aus der Ferne, und das finstere Thor am großen Strome war helle, und die Götterbilder erklangen in süßen Tönen. Alles redete, auch der Dom mit dem demantnen Kreuze und seiner Kette, und die Sprache eines jeglichen Tages wurde verstanden, und das himmlische Licht erleuchtete Alle. Da war ich selig und ergriff das Saitenspiel, worin die Lieder des dritten Tages wohnten. Unter dem Klange wallten Alle nach dem fernen Morgen, und ich sah die Sonne des ersten Tages aufgehn über den schönen Menschen. Da sprach der Engel: Du hast genug gesehn; wandle nun mit Deinem Saitenspiele, bis ich Dich mit dem Kusse des Todes berühre. Und ich wandelte und sah ein Haus wie dieses, und dunkel und Licht darin, Kampf und Frieden. Und im Kampfe zersprangen die Saiten meiner Zither, aber auf ihrem lezten Klange schwebte der Frieden."

107) **Erzählungen und kleine Schriften** von J. E. Veith. Zwei Bändchen. Wien, Sollinger, 1831. Der Verfasser hat den frommen Zweck, die Rationalisten und Freigeister in die Pfanne zu hauen oder wenigstens lächerlich zu machen, und die Superstition oder wenigstens den Supranaturalismus triumphiren zu lassen. Gegen diesen frommen Zweck nun haben wir an sich nichts einzuwenden, aber das Mittel scheint uns unpassend. Die Waffe kehrt sich dem, der sie führt, in der Hand um. Die vis comica war stets im Bunde mit den Freigeistern, von Lucian bis Boccaz, von Voltaire bis Heine. Der Glauben aber saß nie auf der Bank, wo die Spötter sitzen.

108) **Der Patriot.** Ein komischer Roman von Friedrich Seybold. München, Franckh, 1830. Dies ist die einzige politische Satire, die uns seit langer Zeit in einem Lande vorkommt, das bekanntlich dieser Satire zur üppigsten Waide blüht. Aber die Censur kann eher alles als den Spott vertragen, und dieser selbst vergeht den meisten Leuten, denn Dummheiten, die uns schmerzen, hören auf lächerlich zu seyn. Der Roman sezt die alte Geschichte der Schildbürger fort und verfolgt sie bis in das goldne Zeitalter der Restauration. Daß sein Thema demnach demagogische Umtriebe sind, versteht sich von selbst, denn wenn die Mainzer Inquisition kein Windei in die deutsche Geschichte dieser Zeit gelegt hätte, so würde dieselbe gänzlich leer geblieben seyn und wir armen Deutschen hätten nichts für die Unsterblichkeit gethan. Nun kann man wenigstens dieses Zeitalter, in welchem die Deutschen sich, wie Hunde im Sommer, in Riecher und Berochene theilten, das wohlriechende nennen, und sein Ruhm wird, wie jener Panegyriker in einer so glücklichen Metapher sagte „zum Himmel emporbunsten."



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 61. — 13. Juni 1831.

Tagespolitik.

1) Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

Der Verfasser hat den tief traurigen Septimenakkord gegriffen, in welchem die deutsche Geschichte gegenwärtig, eine unaufgelöste Dissonanz, den so nahen und doch unerreichbaren Schlußton der Oktave sucht. Die beiden Briefsteller, stimmen immer nur im Mißton ein, der unaufgelöst bleibt im Buche, wie sein Gegenstand. Doch auch im Mißton erkennt man noch den Adel des klingenden Metalls. Deutschlands gekränkte Ehre ist doch noch Ehre.

So vielfach die in dieser Schrift gegen einandergehaltenen Ansichten sich widerstreiten, so unzulänglich sie zum Theil nur in einem Seufzer der Hoffnung oder in einer Täuschung endigen, doch wurzeln sie in dem nationellen Ehrgefühl, und führen zu demselben zurück; und so sollte sich unsre ganze Literatur verhalten. So verschieden auch die politischen Ansichten und patriotischen Hoffnungen seyn mögen, in dem lebendigen Gefühl der Nationalehre sollten sie alle einig seyn.

In diesem Gefühl spricht der Verfasser von Deutschland: „Dank sey es der Selbstsucht seiner Fürsten, die in früherer Zeit nicht ruhten, bis ihr Kaiser in ein Schattenbild zusammenschwand, Dank der Verblendung dieses Kaisers, der seine Bestimmung nicht erkannte, Dank der jetzigen Marklosigkeit, der Eigensucht, dem Bettelstolz und der dummen Eitelkeit der einzelnen Stämme; es ist jezt so weit mit uns gekommen, daß Engländer uns das feigste und niederträchtigste Volk der Erde („the most base and timid people of the world") schelten dürfen, daß Franzosen uns mit den Barbaren des Nordens in eine Reihe stellen dürfen, und einen Fremden, über dessen Herkunft sie nicht ganz gewiß sind, zu beleidigen glauben, wenn sie ihn für einen Deutschen ansprechen, daß ein Deutscher im Ausland, wenn seine Bescheidenheit ihm nicht erlaubt, sich für einen Engländer oder gar Franzosen auszugeben, lieber für einen Dänen, Schweden oder Russen, als für einen Deutschen gelten will, daß man in einer einst deutschen Provinz die Straßenjungen jezt in deutscher Sprache schwören hört: so wahr ich ein Franzose bin! Deutschland ist wohl auch das einzige Land, wo man es lächerlich oder wahnsinnig findet, wenn Einer noch den Muth hat, sich mit den Interessen der Nation zu beschäftigen, wo es Tausende gibt, für die der Gedanke, Frankreich einverleibt zu werden, eine fremde Sprache, fremde Gesetze und fremde Sitten annehmen zu müssen, nichts Abschreckendes hat, wo ganze Provinzen, und gerade die schönsten, von der

Natur die meist begünstigten und durch geschichtliche Erinnerungen vorzugsweise nationalen, es als ein Glück betrachten, wenn sie mit Verläugnung ihres Bluts dem deutschen Namen entsagen, und in einer fremden Nation untergehen dürfen."

Den Frankreich zugewandten Gemüthern entgegnet er mit folgenden Wahrheiten: „Es ist das Interesse Frankreichs, Deutschland schwach und getheilt zu erhalten, Frankreich wird jede wirkliche und kraftvolle Vereinigung, die in Deutschland zu Stande kommen könnte, stets mit eifersüchtigen Augen beobachten. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß die Demüthigung Oestreichs und Preußens und die Wiederherstellung Deutschlands die Lockspeise seyn wird, womit Frankreich die leichtgläubigen Deutschen zu ködern sucht, insbesondere wird den Süddeutschen geschmeichelt und vielleicht eine Verwirklichung der Ideen des Manuscripts aus Süddeutschland versprochen werden. Dabei wird man jedoch Allem aufbieten, daß in Deutschland keine neue Macht entstehe, welche stark genug wäre, sich von Frankreichs Vormundschaft zu befreien. Frankreich will kein anderes Deutschland, als das von seinem Wink abhängt und das es mit einem Hauch umstoßen kann: Frankreich würde Deutschland wiederherstellen, wie Rußland Polen wiederhergestellt hat."

Wir fügen noch hinzu, um die Sache etwas näher zu detailliren: Frankreich würde uns zunächst die Millionen abfordern, die wir ihm beim Sturz Napoleons abgedrungen; es würde uns systematisch aussaugen, unsre Nationalität in Sprache, Gesittung, Wissenschaft und Kunst schmälern, entnerven, vergiften, uns zu Belgiern im Großen machen, oder wenn es, wie zu erwarten ist, so mächtigen Widerstand fände, wie einst Neustrien von Austrasien, so würde es uns lieber in Verbindung mit neuen Normannen, Slaven, Magyaren und Tartaren zerreißen, als ein mächtiges Deutschland sich zur Seite dulden.

Soll nun Deutschland sich selber helfen, um aus seinen schwankenden und unsichern Zuständen, wie dieselben seit den lezten Jahrhunderten beständig gewechselt haben, sich zu erheben und sich eine kräftige, würdige und dauernde Stellung in Europa zu geben, so frägt sich, wie ist ein Zusammenstimmen der rivalisirenden Staaten und Stämme zu bewirken, und von welchem der vorherrschenden Potenzen soll das Bessere ausgehn? Daß Oesterreich schon in der Reformation aufgehört, an der Spitze der deutschen Nation zu stehn und dessen Bildungsfortschritt zu leiten, ist bekannt, und daß Preußen, obwohl durch die Reformation und durch sein früheres thätiges und leitendes Eingreifen in die Fortschritte der Nation, doch in der jüngsten Zeit der Reaktion sich angeschlossen hat, das ist auch bekannt. Nun haben zwar beide Großstaaten gewetteifert, auf das übrige konstitutionelle Deutschland Einfluß zu üben, „an gutem Willen von Seiten Oesterreichs und Preußens hat es in dieser Beziehung nicht gefehlt, aber die Natur war stärker als die menschliche Berechnung, und der Widerspruch und Widerstand gieng eben von jener dritten Ländermasse, deren Mittelpunkt im südlichen Deutschland liegt, von Bayern und Würtemberg aus. Diese Staaten haben auf ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nicht verzichten wollen, um der preußischen Militärherrschaft oder Oesterreichs einschläferndem Stabilitätssystem anheimzufallen, und man darf wohl behaupten, daß in dieser Beziehung die deutschen Fürsten nicht blos ihr und ihrer Familien persönliches Interesse gewahrt, sondern ganz im Sinne ihrer Unterthanen gehandelt haben. Auch hat es ohne Zweifel das Schicksal darin gut mit uns gemeint, daß eine Unterwerfung der rein deutschen Staaten unter die europäischen Mächte Oesterreich und Preußen nicht zu Stande kam. Denn der Sitz unseres eigentlichen Lebens ist doch weder in Oesterreich noch in Preußen: nicht in Oesterreich, weil dort gegenwärtig alles Leben zurückgedrängt scheint: nicht in Preussen, weil daselbst kein deutsches Leben, sondern die hohle Lebensfratze eines aufgeblasenen Preußenthums zu Hause ist. So lange Oesterreich schlummert und Preußen unter Rußlands Einfluß steht, so lange dort gegen die freisinnigen Ideen ein offener und förmlicher Krieg geführt wird, hier eine entschieden antikonstitutionelle Gesinnung unter sonst liberalen Formen und theilweise trefflichen Einrichtungen sich verbirgt, ist es ein wahres Glück für die künftige deutsche Nation, daß noch ein bedeutendes Gebiet von deutschen Ländern übrig ist, wohin die vor dem Todeshauch des Nordens fliehende deutsche Freiheit sich zurückziehen, und einige Lebenskeime retten konnte, die sich, wenn gleich kümmerlich genug, doch so weit entwickeln werden, daß der Geist der neuen Zeit in Deutschland nicht erstirbt."

Eine zeitgemäße Wiedergeburt Deutschlands muß der Verfasser nun zunächst in einer Verbindung jener süddeutschen Staaten mit Preußen suchen, weil Preußen den Forderungen des Zeitgeists und dem gemeinsamen deutschen Nationalinteresse sich mehr nähert als Oesterreich, obgleich sonst in jeder andern Hinsicht sowohl der Stammverwandtschaft als der merkantilischen und militärischen Lage nach eine Verbindung mit Oesterreich die natürlichere wäre. „Deutschland, jezt auf einer Uebergangsstufe begriffen, muß sich verjüngen und den Standpunkt einnehmen, wo es fähig wird, seine mit der Reformation begonnene Bestimmung, als die geistige Macht Europas zu vollenden. Ja, der Kern seiner neuen Gestaltung ist, wenn anders die Gesetze der Natur und der Geschichte noch die alten sind, bereits vorhanden. — Wo anders wäre er nämlich zu suchen, als in demjenigen deutschen Staate, der fast in allen wesentlichen Beziehun-

gen den Gegensatz von Oesterreich bildet und dessen Politik einen, dem des Hauses Habsburg ganz entgegengesezten, Weg gegangen ist. Durch dieselben Ereignisse, in deren Gefolge die Lösung des zwischen Oesterreich und Deutschland bestandenen Bandes sanktionirt wurde, hat eine bisher mehr europäische Macht, hat Preußen sich mit Deutschland näher und inniger verbunden. Preußen war es, das durch außerordentliche Anstrengung seiner physischen Kräfte, noch weit mehr aber durch das moralische Gewicht, das sein Enthusiasmus in die Waagschale legte, die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft Napoleons entschieden und dadurch für seine Ansprüche auf die Hegemonie einen vollgültigen Rechtstitel, dem bis jezt nur die äußere Anerkennung fehlt, erworben hat. In dem Maße, als Oesterreich aus einem deutschen Staat ein ausschließlich europäischer geworden, hat Preußen den Charakter eines allgemein europäischen Staats mit dem eines deutsch-europäischen vertauscht. — So wie die Sachen jezt stehen, muß Preußens Macht entweder zunehmen, oder durch übermäßige Anstrengung sich erschöpfen und fallen. Lezteres erlaubt das erwachte Selbstgefühl des Volkes nicht, es muß daher das Erste eintreten, und das vollständige Gelingen seiner Plane wird davon abhängen, daß es seine Aufgabe nicht in selbstsüchtigem, sondern in wahrhaft nationalem Sinne zu lösen sucht, und über dem eigenen Vortheil nicht vergißt, was Deutschland von ihm zu fordern berechtigt ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protektorat über Deutschland durch dasselbe Verhängniß angewiesen, das ihm einen Friedrich den Großen gab. Hat es aber jenes Ziel seiner Bemühungen und eines gerechten Ehrgeizes erreicht, und dadurch einen Zuwachs an Macht erhalten, der seine politische Existenz und seinen Rang in der großen Staatenfamilie auf unerschütterlichen Grundlagen feststellt, so löst sich auch der Gegensatz Preußens gegen das übrige Deutschland, als des Bindenden gegen das Zerfallende, des Vereinenden gegen das Auseinanderstrebende; und dieser mächtigere Gegensatz, der bisher den schwächeren in sich verschlungen trug und gebunden hielt, läßt dann dem leztern, und mit ihm der Entwickelung eines öffentlichen Lebens, der Wechselwirkung und dem Kampf verschiedenartiger Kräfte im Innern Raum. Eben damit erledigt und erklärt sich aber auch die Haupteinwendung, welche gegen Preußens Hegemonie von Seiten des übrigen Deutschlands mit einigem Schein von Grund gemacht wird. — Will aber Preußen für Deutschlands Sache thätig seyn und in Lösung einer glorreichen Aufgabe keinen Dritten sich zuvorkommen lassen, so sind zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden. Doch ist das große Ziel, an der Wiedergeburt einer der edelsten und ältesten Nationen zu arbeiten und sie in ihre angestammten Rechte wieder einzusetzen, wohl auch eines Opfers werth, und einer Regierung, welche im Innern mit so vieler Weisheit und meist glücklicher Mäßigung die Mittelstraße zwischen dem, was die oft voreiligen Stimmen der Zeit fordern, und dem, was sie nach ihrer besonderen Stellung nicht gewähren kann, zu treffen, den Bürgerstand emporzubringen, den Landmann zu erleichtern, die kollidirenden Ansprüche und Forderungen so höchst verschiedenartiger Provinzen zu berücksichtigen und zu schonen wußte, einer solchen Regierung dürfte es auch gelingen, mit gleicher Mäßigung, Behutsamkeit und Selbstverläugnung die vielfachen widerstrebenden Interessen, welchen sie auf ihrer Bahn begegnen muß, auszugleichen und zu versöhnen, die Vorurtheile zu zerstreuen, Abneigung und Widerwillen zu besiegen, und zu rechter Zeit den Uebergang von unbeschränkter Selbstherrschaft zu einem zeitgemäßen konstitutionellen System zu finden. — Aber wird Preußen den Muth dazu haben, und kann eine Regierung, die in einem so entscheidenden Augenblick sich schwankend zeigt, einer Aufgabe, wie du sie ihr stellst, gewachsen erachtet werden? Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Preußen aus Furcht vor den liberalen Ideen hier straucheln und die Rolle des deutschen Kaisers spielen wird, der sich nicht offen für die Reformation zu erklären wagte, und dann müssen alle deine Wünsche in Bezug auf Preußen ewig fromm bleiben."

Dennoch hält der philoborussische Briefsteller einen deutschen Bundestag in Berlin, Preußen mit den kleinen konstitutionellen Staaten vereinend, und Oesterreich ausschließend, für räthlich und möglich.

Austria wird wohl lächeln, sich bei diesem neuen Arrangement so unhöflich übergangen zu sehn, und Borussia wird schaudern vor der Zumuthung, die kleinen deutschen Staaten als verlorne Posten schützen zu sollen im Namen des von ihr verbotnen Liberalismus gegen Oesterreich, und im Namen des von ihr desavouirten Deutschland gegen Frankreich. Auf dergleichen Projekte hätte sich der Verfasser nicht einlassen sollen, weil auch die beste Absicht, ja selbst eine gründliche Einsicht in die Erfordernisse des Ganzen durch Empfehlung von unpassenden Mitteln für einzelne Fälle, ihren Werth verlieren. Plagen wir uns überhaupt nicht zu sehr mit Rathen. Die Dinge stehn auf der Spitze des Schwertes und vor dem Kampfe wird lediglich nichts, nach dem Kampf aber Alles vom Sieger troz dem entschieden werden, was heute irgend Einer oder Zehntausende gerathen haben möchten.

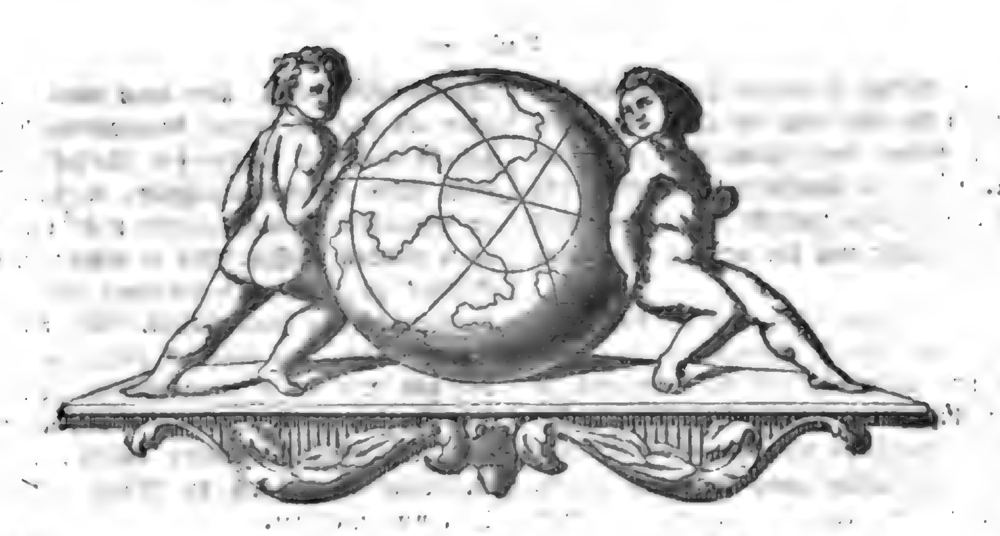
Eine Angelegenheit, die weniger in das Schicksal von ganz Europa verflochten ist, und deren Erledigung zu den häuslichen Staatsgeschäften gehört, ist die Noth des Landmanns, welche der Verfasser zwar mit Unrecht für allgemein in ganz Deutschland hält, die aber gewiß in den kleinen konstitutionellen Staaten Deutschlands theils wirklich in höherem Grade vorhanden ist, theils stärker gefühlt

wird. Die Auswanderungen, die Volksaufstände und landständischen Beschwerden in diesen kleinen Ländern beweisen es. Die kaum der Leibeigenschaft entronnenen, und doch noch tief im Feudalismus befangenen Bauern in Preußen und Oesterreich haben selten so unmittelbar mit dem Hunger zu kämpfen, wie ihre in vieler Hinsicht freiern Brüder im Westen. Dies rührt nun theils von der Uebervölkerung her, theils aber auch und vorzüglich von dem gesperrten Verkehr, der in kleinen Staaten am empfindlichsten ist, und von dem übertriebnen Aufwand der kleinen Hof- und Staatshaushaltungen. Hierüber nun sagt der Verfasser: „Nur auf der Grundlage einer gesicherten physischen Existenz gedeiht auch das höhere geistige Leben, und darum begehrt jeder Staatsbürger mit Recht den nöthigen Spielraum zur Arbeit, die erforderliche Freiheit zum Wirken, Lohn und Gewinn für seine Anstrengungen, Sicherung und Schutz seines Erwerbs und Eigenthums, Vermehrung desselben durch rechtliche Mittel, um sich und den Seinigen eine höhere Bildung und an den Annehmlichkeiten des menschlichen Daseyns Antheil zu verschaffen. Und hiemit hätte ich nun wieder einen Hauptpunkt berührt, der die Nothwendigkeit einer festern Vereinigung Deutschlands in das klarste Licht zu setzen geeignet ist. — Bis jezt war unter uns blos davon die Rede, inwiefern um höherer Interessen willen eine Veränderung des politischen Zustands der Deutschen zu wünschen sey. Der eigentlich zwingende Grund aber, die absolute prosaische Nothwendigkeit (die manche Leute allein als Nothwendigkeit anerkennen und gelten lassen) blieb unerwähnt, und dies ist der trostlose Zustand der großen Masse der Bewohner Deutschlands, ihres Stamms und Kerns, des ackerbauenden Volks, das sich von allen Seiten bedrückt, eingeengt, verkümmert und ausgesogen fühlt, ohne bei der immer allgemeiner werdenden Höflichkeit und Philanthropie der Verwaltungsformen und dem liberalen Anstrich unserer Einrichtungen zu wissen, was denn die eigentliche Ursache der schleichenden Krankheit ist, die seinen Wohlstand langsam untergräbt, seine Lebensquellen austrocknet, seine Existenz vergiftet und unterhöhlt. — Wenn die meisten deutschen Fürsten fernerhin wie unverträgliche Geschwister nichts Gemeinschaftliches haben wollen, sondern jeder den andern zu überbieten oder ihm einen Vortheil abzugewinnen sucht, und jedes kleine Ländchen die ungeheuern Anforderungen, welche man bei dem jetzigen Kulturzustand an den Staat in Gesetzgebung und Verwaltung, Kriegswesen, öffentlichen Anstalten und Pflege von Kunst und Wissenschaft zu machen berechtigt ist, aus eigenen Mitteln ganz allein bestreiten soll; wenn daneben noch ein maßloser Fürstenprunk den angenommenen Schein der Größe unterstützen und die falsche Ehre retten soll, so muß der Druck der Abgaben und öffentlichen Lasten alle Lebenskraft des Volks erschöpfen. Vergebens, daß man das Uebel, das man zu fühlen anfängt, durch ängstliche Sparsamkeit im Einzelnen, durch eine aufmerksame Rechtspflege, strenge Ordnung und verbesserte Gesetzgebung zu verringern, das Gewicht der Staatslasten durch gleichere Vertheilung und durch mildere Verwaltungsformen zu erleichtern sucht. Es wäre undankbar und ungerecht, die Gutmüthigkeit deutscher Regierungen verkennen zu wollen, und daß muthwillige Bedrückungen, schreiende Ungerechtigkeiten und höhnischer Uebermuth ohnehin zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, wird kein Billigdenkender zu läugnen begehren. — Der Fehler liegt im System, und ohne daß dieses von Grund aus geändert wird, ist keine Abhülfe möglich.“

„In die tiefere Kreise der Gesellschaft muß man hinabsteigen, in der Hütte des Landmanns muß man sich umsehen, wenn man das Elend, welches eine unselige Zerstückelung über Deutschland gebracht hat, in seinem ganzen Umfang ermessen will. Dort ist zu sehen, wie das fleißigste Volk der Erde kaum so viel erwirbt, um gegen Hunger und Kälte nothdürftig geschützt zu seyn, wie die kräftigsten Naturen durch harte Entbehrungen und unnatürliche Anstrengung vor der Zeit altern und in stündlichem Kampf und Ringen um die elendeste physische Existenz sich aufreiben, wie Tausende von Vätern den Tod ihrer verkrüppelten Kinder als eine Gunst des Himmels, ihren eigenen aber mit der stumpfen Fühllosigkeit des Leibeigenen ansehen, wie die Tröstungen des Glaubens nicht mehr hinreichen, ihre Verzweiflung zu dämpfen, wie ein thierischer Rausch ihre einzige Erholung und manches der gemeinsten Lebensbedürfnisse für sie ein unerschwinglicher Luxus geworden ist.“

Es ist gewiß, daß solches Elend, wenn auch nicht allgemein, doch im hinreichenden Grade vorhanden ist, um eine Abhülfe dringend zu machen. Auch die Ursache ist unverkennbar. Befreiung des Verkehrs und Erleichterung der Lasten durch Vereinfachung der Staats- und Gemeindeverwaltung sind die einzigen natürlichen Hülfsmittel. Daraus folgt aber noch nicht, daß, wie der Verfasser meint, die Fürsten ihrer Souverainität entsagen und wieder mittelbare Reichsglieder werden müßten, eine Zumuthung, die ihnen nur eine Revolution oder ein Napoleon machen könnte. Für den Zweck, das Landvolk zu erleichtern, dürfen die Mittel nicht so weit hergeholt werden. Denken wir uns auch die heutigen deutschen Souverainitäten noch hundert Jahre lang im Statu quo, so würde dies doch kein nothwendiges Hinderniß für eine Befreiung des innern Verkehrs in Deutschland, für Einschränkungen der Civillisten und unnützen Pensionen, für Dezimirung der Civilarmee, für Vereinfachung der Verwaltung, Verringerung der Schreiberei, kurz für Ersparungen aller Art seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 62. — 15. Juni 1831.

Tagespolitik.

(Fortsetzung.)

1) Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

(Beschluß.)

Alle diese wichtigen Gegenstände hat der patriotische Verfasser im zweiten Theile seiner Schrift behandelt. Der erste enthält eine lange philosophische Einleitung, und dem Ganzen folgt noch ein Anhang von Gedichten. Wir haben das Wichtigere vorangestellt. Die philosophischen Debatten gehörten, obwohl sie das Buch durch Anfüllung der Bogen censurfrei gemacht haben, nicht eigentlich hieher. Wir gestehen, daß es nicht den vortheilhaftesten Eindruck auf uns machte, als wir auf den ersten Blick in der Inhaltsanzeige lasen: „erster Brief — Werth und Bedeutung der deutschen Philosophie; zweiter Brief — das Absolute und die Welt rc. und dann: vorlezter Brief — Stellung von Oesterreich und Preußen gegen das übrige Deutschland; lezter Brief — Blicke in Deutschlands Zukunft, mit Gründen für und wieder die Hoffnung einer festern Vereinigung der deutschen Staaten.“ Was, um Gotteswillen, dachten wir, hat die deutsche Philosophie mit der Vereinigung der deutschen Staaten, und was hat das Absolute und die Welt mit der Stellung Preußens und Oesterreichs zu schaffen? Will da wieder Einer, um die lezten Odenwälder Unruhen zu erklären, gründlich deutsch bei Odin beginnen? Oder, um einen deutschen Musterstaat zu bauen, wie der aristophanische Sokrates aus den Wolken herab den Bau bei der Feueresse anfangen? Wir wurden noch mehr irre geführt, als uns gleich in dem ersten Briefe solche allerliebste kleine Narrheiten entgegensprangen, wie folgende: „Wie das ewige Rom alle Völker zuerst durch die Gewalt der weltlichen Waffen unterjocht, dann aber auf den Trümmern seiner weltlichen Größe ein noch größeres geistliches Reich mit Hülfe der geistlichen Waffen errichtet hat, so sind auch die Deutschen, welche Roms gedoppelte Weltherrschaft erst mit den Waffen der Gewalt und dann mit denen des Geistes zertrümmert haben, berufen, das gealterte Europa, welches sie in der Völkerwanderung physisch umgestaltet und erneuert, nun auch geistig zum zweiten Male zu beherrschen und zu regeneriren.“ — Und wodurch sollen wir, in so vieler Beziehung arme und dumme Teufel, die reichen Engländer und klugen Franzosen beherrschen? Antwort: durch die deutsche Philosophie. „So ist ohne Widerrede jezt der geistige Lebenspuls der deutschen Nation, in ihr liegt der Punkt, von dem wir ausgehen müssen, um uns die Welt zum zweiten Male zu unterwerfen, sie kann gedeihen unabhängig

von politischen Verhältnissen, ja unsere Zerstückelung begünstigt sie, indem nicht alles Licht auf einen Punkt gesammelt oder zum Bedarf des Lebens und politischen Treibens absorbirt wird; sie durchdringt allmählich jede Wissenschaft, das ganze Leben und die Politik, sie wird der deutschen Nation zulezt auch das verlorne Vaterland wieder schenken."

Allein es versteht sich von selbst, daß alle diese Faseleien gleich im folgenden Briefe widerlegt werden, und nur das nimmt uns Wunder, daß der Verfasser sie für erheblich genug hielt, um sie in seinen Briefwechsel aufzunehmen, ja sogar darin an die Spitze zu stellen und einer langen ernsthaften Widerlegung werth zu achten. Die philosophischen Hoffnungen eines akademischen Hörsaals und vielleicht auch eines Berliner Theezirkels sind weit entfernt, Ausdrücke der öffentlichen Meinung und Repräsentationen irgend einer Nationalparthei zu seyn. Die Hegeliade wiegt auf der Waage der politischen Geschichte nicht um ein Haar mehr und wird von eben so kurzer Dauer seyn, wie die weiland Wöllneriade. Somit ist jener philosophische Hanswurst, der vermittelst der Philosophie das Vaterland, ja sogar die Weltherrschaft wieder erobern will, ein durchaus übel gewählter Repräsentant, wenn es dem Verfasser darauf ankam, irgend eine große nationelle Parthei, irgend eine auf die öffentliche Meinung mächtig wirkende Tendenz der andern gegenüberzustellen, denn von jenen wenigen auf Universitäten, wie in sichern Irrenhäusern eingesperrten philosophischen Narren, nehmen weder die Tribunen, noch die Presse, am allerwenigsten aber das eigentliche Volk irgend Notiz. Wenn ja einmal ein solches Denkthier die Pfote hervorlangt, um in irgend einem Zeitungsartikel seine Orakelsprüche einzuschreiben, so geschieht es blos, um die völlige Unpopularität und Fremdheit des Denkthiers zu beweisen.

Oder sollen etwa die Dichter in Bezug auf unsre politische Gegenwart und nächste Zukunft wichtiger seyn? Goethe zum Beispiel? Unser Briefsteller gibt nun zwar nicht undeutlich zu verstehen, daß Goethe allein genug sey, uns alles Andre zu ersetzen; aber ist damit irgend eine Volksmeinung ausgesprochen? Wir Deutsche sind berufen, sagt er, durch unsern Geist zu herrschen. Goethe aber ist nicht nur unser größter Geist, sondern auch unser ganzer Geist in einem einzigen Manne personificirt. Wenn also der Franzose sich rühmt, er besitze Freiheit, und uns frägt, was wir besitzen, so sagen wir lächelnd: Goethen! Rühmt der Britte sich seiner Macht und seines Reichthums, der Spanier seiner Ehre, der Italiener seiner Kunst, der Pole zum mindesten seines Vaterlandes, und frägt uns: was besizt ihr dagegen? so sagen wir lächelnd: Goethen! — Nun wohl, es hat wirklich einige Narren in Deutschland gegeben, die dergleichen ernsthaft ausgesprochen haben, aber kann man solche seltne Faseleien als eine nur irgend beachtenswerthe Volksmeinung geltend machen? Wollte der Verfasser in einem politischen Werk Goethes erwähnen, so hätte er von dessen aristokratischer Tendenz, aber nicht von dessen Dichtergenie sprechen müssen, eben so wie er an der Stelle, die Schiller zu verkleinern bestimmt ist, nicht von dessen untergeordnetem Dichtertalent, sondern von dessen patriotischem Sinn, von dessen Begeisterung für Recht, Freiheit und Ehre hätte reden müssen. Denn in politischer Rücksicht kommt es nicht darauf an, welcher Dichter bessere Verse gemacht, sondern darauf, was für politische Grundsätze jeder durch die Macht seiner Worte in der Welt verbreitet hat.

Wären die Briefsteller des ersten Theils andre als die des zweiten, dann erst hätten wir einen schlagenden Kontrast dessen erhalten, was die jezt vorzugsweise im Besitz der Autorität sich wähnenden wissenschaftlichen Clicquen interessirt, mit dem, was die Nation interessirt.

Die Gedichte im Anhang sind sehr schön, und beweisen, wenn es nicht schon die Briefe selbst andeuteten, daß der Verfasser bei weitem mehr dichterisches als machiavellistisches Talent besizt. Wir fügen zwei der schönsten Gedichte im Auszuge bei:

Die Burgen.

Ich wußt' ein Schloß am deutschen Rhein, —
Soll jezt verkauft an Juden seyn, —
Draus wollt', ins schöne Land zu schauen,
Ein Junker sich ein Lusthaus bauen:
Da ward gehämmert und gepocht,
Was seiner Fröhner Arm vermocht.

Doch mancher gute Stahl zersprang,
Und wie, wenn sonst die Axt erklang,
Dryaden wimmerten im Haine,
So lösten klagend sich die Steine;
Der Bauherr kam schon in der Nacht,
Das Werk zu fördern früh bedacht.

Und wie der Mond aus Wolken quillt,
Sieht er ein mächtig Ritterbild,
Das schwebt, in Stahl die dunst'gen Glieder,
Mit luft'gem Schritt den Wallgang nieder,
Starrt an die Mauern, feucht und grau,
Spricht dann: „Nicht wahr, ein fester Bau?"

„Von diesen Burgen, die ihr brecht,
Stieg kämpfend einst ein kühn Geschlecht:
Wir traten Welschland auf den Nacken,
Uns mußte Frankreichs Stolz sich bücken,
Und in der Welt der Christenheit,
Galt unser Name weit und breit."

„Da war ein König uns genug,
Daß er der Erde Scepter trug,
Und eure Fürsten armer Bauern —
Sie hausten noch in solchen Mauern:
Jezt meßt ihr Kronen schäffelweis,
Und Volk und Ehre fällt im Preis."

„Statt daß ihr seyd das Herz der Welt,
Wie's Gott in seiner Huld gefällt,
Darf jeder Fremdling sich vermessen,
Wie nassen Schwamm euch auszupressen;
Im Rath der Völker sizt ihr stumm,
Enterbt von Ruhm und Eigenthum."

„Was Noth thut, fragt die Knaben doch! —
Vielleicht sie wissens besser noch,
Da sie die Zügel fassen wollten,
Die kraftlos eurer Hand entrollten, —
Die ihr in dumpfe Kerker steckt,
Weil eine Kinderfaust euch schreckt."

„Ihr prahlt von Treue — schlimmster Wahn!
Zwar hackt ihr, wie der Pelikan
Die Brust euch auf, seyd eure Schinder,
Nur freilich nicht für eure Kinder,
Und eure Treu, im Frohndienst stark,
Ist hohl von Knochen, faul im Mark."

„Sieh! das ist Treue, wenn dies Herz,
Gepanzert einst in starres Erz,
Im Leichentuch für Deutschlands Ehre
Noch schlägt, wie wenns im Harnisch wäre,
Und, von der Heimath Schmach gekränkt,
Des Grabes rost'ge Pforten sprengt."

Einst und jezt.

Meiner Heimath Berge dunkeln,
Fluthend in der Wälder Grün,
Und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne die darüber glühn.
Dämmernd Licht umfließt die Wipfel,
Wo das hehre Schweigen thront;
Hohenstauffens schlanken Gipfel
Krönt ein Geisterfürst, der Mond.

Hohenstauffen, sel'ge Sterne!
Beide, Friedrich, Konradin!
Schaut ihr aus verhüllter Ferne
Jezt nach eurer Wiege hin?
Schweb' herab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling! Waffenklang!
Ueber dem verwaisten Volke
Tönt erweckender Gesang!

Kühner Rothbart! nicht gestorben
Bist ja du, du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwerdt geworben,
Suchend des Erlösers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachst du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

2) Ueber die neuere Revolution in Frankreich. Ein Wort zur Zeit. Leipzig, Brockhaus, 1831.

Eine Adelsjeremiade. Es thut uns aufrichtig leid, daß wir die ganz mit der Miene politischer Besonnenheit und praktischer Routine geschriebene Schrift doch eine Jeremiade nennen müssen; allein welchen bessern Namen können wir einer Schrift geben, welche Dinge beklagt, die nicht mehr zu ändern sind, und Dinge herbeiwünscht, die nie kommen werden. Der ungenannte Verf. beklagt die jüngste französische Revolution, und hegt die originelle Ansicht, daß der Hauptfehler der Restaurationspolitik die Vernachläßigung des Adels gewesen sey. Wenn, meint er, die kleinen freien Landbesitzer wieder in Leibeigne wie in Rußland, oder Frohnbauern wie im ehemaligen Frankreich, oder Pächter wie in England umgewandelt, die Nationalgüter reklamirt, die großen Majorate wiederhergestellt, und alle Pairs und Barone des Reichs, mit Beseitigung des zahllosen Lumpenadels, zu mächtigen Magnaten mit weitem Landbesitz erhoben, wenn die fruchtbaren Landschaften des schönen Frankreich wie die englischen unter wenige Familien vertheilt worden wären, dann würde diese Landaristokratie eine undurchdringliche Mauer zwischen Thron und Volk aufgerichtet und den erstern vor der demokratischen Anmaßung geschützt haben. Ja wenn, wenn nur das Wörtchen wenn nicht wäre! Wie in aller Welt wollte der Verf. zu jener Landaristokratie gelangen, ohne griechischen Helotismus, ohne römische Clientel, ohne altfränkischen Feudalismus, ohne englisches Pachtsystem? Und wie ließ sich nur entfernt denken, daß die an freien Landbesitz gewöhnten französischen Bauern sich auch nur die leztere mildeste Form des Helotismus gefallen lassen würden? Doch der Verf. ist um Motive nicht verlegen. Er sagt S. 26: „In der Zerstückelung des Grundeigenthums liegt der Hauptfaden, der an Frankreichs Zukunft nagt. Nicht allein, daß dasselbe dadurch in zu viele Hände geräth, und einer fortlaufenden Mutation unterworfen ist, wodurch die Landgüter eine kaufmännische Waare werden und sich in den Familien nicht erhalten und fortpflanzen können, was in einem konstitutionellen Staate, wo alles auf Firität ankommt, doch so wichtig ist, hat dieses Uebel noch wesentlichere Folgen, die unmittelbar auf die Nation einwirken. Der Ackerbau nämlich ist in zu viel Händen; es entsteht dadurch ein unmäßiger Zuwachs an Population, und

folglich eine arme Population, die ihre ersten Bedürfnisse kaum zu befriedigen vermag. Wer jemals in Frankreich einen Maierhof besucht hat, wird das Elend und den Jammer des Landmanns gesehen haben.“ Diese Thatsache ist nicht richtig. Es gibt in den minder fruchtbaren Gegenden Frankreichs, wie unter ähnlichen Umständen in allen andern Ländern, ärmere Bauern, in den ergiebigeren Provinzen reichere; im Ganzen aber fühlt das Landvolk sich bei eigenem Besitz, bei der Abschaffung der Feudallasten und bei politischer Freiheit und Ehre jezt in Frankreich unendlich glücklicher, als vor dem 4. August 1789. Wer, ich frage, wer unter den französischen Bauern möchte den neuen Zustand mit dem alten vertauschen? Allerdings zeigt sich in Frankreich dasselbe Uebel, was auch in den kleinen konstitutionellen deutschen Staaten bemerkt wird. Die größere Freiheit der Bauern und der eigne Landbesitz befördert die Population, diese verkleinert die Parzellen und eine wohlhabende Familie erzeugt in der zweiten Generation vielleicht zwei, drei arme Familien. Für dieses Uebel gibt es nur eine einzige Abhülfe: die Auswanderung, die Kolonisirung in fremden Welttheilen. Sey es, daß der heimische Boden durch zweckmäßiges Ineinandergreifen von Produktion, Industrie, Vertrieb und Konsumtion fähig gemacht werden könnte, eine noch größere Bevölkerung zu ernähren, doch wird bald wieder das Maximum voll seyn, und in Frankreich, England und Deutschland wird das Bedürfniß der Auswanderung immer von neuem und immer dringender werden. Anstatt aber auf Mittel zu denken, wie die Auswanderungen den möglichst glücklichen Erfolg für Mutterstaat und Kolonie haben können, diese Frage ganz zu beseitigen und dagegen, um die mit der Freiheit fortschreitende Uebervölkerung zu hemmen, die Freiheit unterdrücken und die alte Feudalaristokratie herstellen zu wollen, dies ist Thorheit. Was Wunder, daß die Menschen sich in dem Zustande der Freiheit vermehren, da sie sich ja sogar unter der Feudalaristokratie vermehrt haben, da eben diese Aristokratie überall durch die dringenden Bedürfnisse des an Zahl immer zunehmenden, durch die reiche Aristokratie in Armuth niedergehaltnen Demos, durch das uralte und immer wiederkehrende Bedürfniß der lex agraria gestürzt wurde, und auch in England vielleicht in nicht zu langer Zeit gestürzt werden wird. Wo wenige haben, was alle bedürfen, müssen die Wenigen endlich mit allen theilen. So war es in Rom, als die Plebejer sich emancipirten, so in Frankreich, als der Feudaladel aufgehoben wurde. Was also historisch als die eigentliche Ursache und als der nährende Stoff einer politischen Krankheit bekannt ist, das kann nicht als ihr Heilmittel betrachtet werden. Die Erneuerung eines Zustandes, der sich in Zeiten, die der Aristokratie noch ungleich günstiger waren, als unhaltbar erwiesen, ist heutzutage eine Chimäre.

In den folgenden Untersuchungen über die Unrechtmäßigkeit der jüngsten französischen Revolution gibt der Verf. nicht weniger seltsame Behauptungen zum Besten. So heißt es S. 33: Die Deputirtenkammer hatte nicht das Recht, in ihrer bekannten Addresse an Karl X. zu sagen, daß seine Minister das Zutrauen der Nation nicht besäßen, denn woher hätten sie dies wissen sollen? Aus den Zeitungen, welche keineswegs die Organe der öffentlichen Meinung, sondern nur die Organe einer revolutionären Minorität waren. — Hier vergißt der Verf. ganz, daß nach konstitutionellem Herkommen die Meinung der Volksvertreter an und für sich schon als die der Nation gilt, um so mehr aber, wenn die Presse damit übereinstimmt. Und hat das Resultat nicht unwidersprechlich bewiesen, daß das Ministerium Polignac wirklich nicht das Zutrauen der Nation besaß? Wozu also solche, in Theorie und Praxis gleich unhaltbaren Rechtsdistinktionen?

Seite 36 sagt der Verfasser: „Die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo alle Monarchen einsehn werden, welchen wesentlichen Dienst Karl X. dem monarchischen Princip leisten wollte.“ Hat denn irgend einer daran gezweifelt?

Seite 37 heißt es: „Der Dauphin, einer der aufgeklärtesten und gebildetesten Fürsten Europas.“ Und Seite 61: „Der Dauphin hatte in Religions- wie in Staatssachen wahrhaft freisinnige Ansichten.“

Seite 45: „Die Kammer, die nach dem alten Wahlgesetz zusammenberufen war, hatte kein Recht, das Bestehende zu ändern, und nicht, daß Karl X. kraft des 14ten Artikels der alten Charte die Ordonnanzen erließ, sondern daß die Kammer propria autoritate die Charte änderte und einen neuen König wählte, dies war ein Staatsstreich.“ Hier können wir nur an das erinnern, was George Moore (NB. eifriger Aristokrat und Antireformer) in seinem trefflichen Werk über die englische Revolution von 1688 sagt. Indem er nachweist, wie wenig das Parlament rechtlich befugt gewesen sey, Jakob II. ab- und Wilhelm III. einzusetzen, wie heilbringend aber diese Rechtsabweichung für England gewesen sey, fügt er hinzu: „eben die logischen Mängel in dem Parlamentsbeschluß sind es, die seine politische Trefflichkeit ausmachen.“

S. 57: „Das Volk strebt, seinem Wesen und seiner Natur nach, zur Republik, wenn ihm nicht zu seinem Glück und Heil, von einem Despoten Fesseln angelegt werden.“ O ihr armen Nordamerikaner, daß euch dieser heilbringende Despot noch fehlt!

Auf derselben Seite: „Die wahre Freiheit ist die monarchische.“ Es frägt sich nun, ob die des Monarchen oder die seiner Unterthanen?

Seite 65: „Die Priester haben sich unter Napoleon besser gestanden, als unter den Bourbons, mit denen sie auf keine Weise zufrieden waren.“

(Der Beschluß folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 63. — 17. Juni 1831.

Tagespolitik.

(Beschluß.)

3) Sendschreiben an den Verfasser der Betrachtungen über die neuesten Begebenheiten in Deutschland. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1831.

Auch unser lieber alter goldgeharnischter Freiherr tummelt noch einmal seinen Lichtbraunen, nicht etwa um zu den lezten Rittern Europas, zu der heiligen Heldenschaar von Mazovien zu stoßen, nein, um mon joie S. Denis, um die Ermajestät von Holyrood zu restauriren. Um Gott, Frau Minnetrost, geschwind komm von der Mondsburg nieder, und gieb dem alten Herrn Hug von Trautwangen warme Umschläge, daß er sich nicht den Schnupfen hole, wenn er in der Nachtluft zum Fenster hinaus turnirt! Umsonst, er sezt die Sporen in den Nachtstuhl und salutirt nach edler Nordlandssitte vor des schrecklichen Kampfs Anbeginn: „Die etwanige Besorgniß, es könne die schuldige Ehrfurcht vor dem von allen europäischen Mächten anerkannten König der Franzosen uns in der Erörterung über Stellung und Rechte des vertriebenen Königs von Frankreich hemmen, scheint bei näherer Beleuchtung ungegründet." Seite 13. Nein! König der Franzosen, für Frankreichs König zwar bestieg ich den loyalen Pegasus, doch auch Dich haben die Mächte anerkannt, und somit auch

> König grüßt Dich der Spross urahnlicher, fränkischer Freiherrn.

Kämpf' ich demnach, so ists nicht gegen Dich, anerkannte Majestät, nur gegen Dein als nicht anerkannt gedachtes Nicht-Ich, und dagegen, allerseits werthgeschäzte Anwesende, werden Sie doch nichts einzuwenden haben.

Der Gegner ist also nicht Louis-Philippe, es ist vielmehr die Gewalt, die ihn erhoben, mit einem Wort der Zeitgeist. Der alte Herr Hug von Trautwangen fordert den Zeitgeist heraus zu Schimpf und Ernst: „Das Ganze, welches für diesmal unserm wohlgemeinten Ringen entgegensteht, oder vielmehr es im ernsten Pflichtgefühl unsrer Lebensaufgabe hervorruft, ist Zeitgeist genannt; mag es sich nun in einem trüb-verwilderten Zustand der Atmosphäre offenbaren, oder in dämonischen Einwirkungen auf die Gemüther, oder im bald offenen, bald versteckten Anringen einzelner, unter sich verbündeter Gegner. Die Gesammterscheinung kommt mir vor — wie der Riese Goliath," (Seite 9) obgleich die loyale Bescheidenheit dem Herrn Baron nicht zuläßt, sich mit dem kleinen David zu vergleichen, weil aus diesem ja hernach ein König geworden ist. Dagegen findet es der Herr Baron

auch wieder im Gefühl seines Sporns gleichsam nuehrenhaft, sich mit dem Zeitgeist (Pöbelgeist) zu schlagen. „Von regelrechten Turniergesetzen ist ohnehin besagter Goliath kein Liebhaber, und da er überhaupt keine Wappenschilder leiden kann, kann er auch keine aushängen." Seite 10.

Mit diesem herrlichen logischen Schluß sezt der scharfsinnige Ritter von la Mancha seinem hölzernen Gaul die Knie in die Seite und reißt aus.

Erster Gang. Er sucht den Zeitgeist aus dem Sattel zu heben, indem er auf die alte Mähre, auf welcher der Zeitgeist reitet, die Weltgeschichte nämlich, los=, aber vorbeisticht. „Im Jahr 1788 sahe die Welt das seit Jahrzehenden vorhandene, von Rousseau und Voltaire gepredigte System der Volks=Oberherrlichkeit, mit andern Worten: die Revolution, zum ersten Mal ins Leben treten." Was, Freiherr? Die Welt sah zum ersten Mal? Ei, gehörten denn Griechen und Römer und Germanen nicht mit zur Welt? Gab es bei den Venetianern, Genuesern, Schweizern, Holländern, Engländern, Nordamerikanern nicht eine Volkssouverainität lange vor 1788? Und befinden sich wirklich seit 1307 die Schweizer, seit 1776 die Nordamerikaner in einem ununterbrochnen Revolutionszustande, weil bei ihnen Volkssouverainität und diese, nach des scharfsinnigen Junkers Logik, mit Revolution identisch ist?

Zeitgeist. Sie liegen, Ritter.

Ritter. Nicht doch, ich lüge nur, und sitze schon wieder aufrecht.

Zweiter Gang. Der Ritter thut einen grimmigen Stoß auf die Weltgeschichte und fährt noch weiter vorbei. „Die französische Revolution ist nächst den Hunnen= und Türkenüberschwemmungen das unheilbringendste Ereigniß für ganz Europa." Seite 19. Da liegt der arme Ritter im Sande, aber da er bemerkt, daß er just neben den Mann hingefallen, der gesagt hat, die Reformation sey nächst dem Falle Lucifers das unheilbringendste Ereigniß für die ganze Welt, richtet der gut Lutherische Ritter sich ärgerlich wieder auf und thut den

Dritten Gang. Der etwas betäubte Ritter glaubt, der Zeitgeist werde jezt vielleicht die Offensive ergreifen und deckt sich auf alle Fälle mit dem Schilde Karls X., mit den drei Lilien der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung, die, als der Abgrund der Revolution geschlossen war, so unschuldig in Frankreich aufblühten. „Es war, als erhebe sich die Bahn, nicht mühelos, aber doch in heiliger Pilgerstille und an seliger Pilgerlabung reich, wieder nach den verlorenen Friedenshöhen empor, die zwar keineswegs ein irdisches Paradies darboten, aber doch im Sonnenschein des Glaubens, der Liebe und des hoffenden Dankes zu Gott eine neu verklärte Aussicht frei ließen nach dem ewigen Paradiese." Seite 21. Der Ritter hebt sich unwillkührlich im Sattel, und schon glauben wir, er will verhimmeln, da senkt er die Lanze wieder, und gestärkt mit neuer Kraft von oben thut er den

Vierten Gang. Mit heiliger Berserkerwuth greift er jezt den Zeitgeist selbst an: „Naive Rebellenfrechheit, mit welcher man öffentliche Gesellschaften zur Verweigerung der vom Thron gebotenen Abgaben stiftete, um sich den daraus entstehenden Geldnachtheil wechselweis zu vergüten, wie in Feuer= und Hagelassekuranzen." S. 37.

Zeitgeist. Sie irren sich, mein Bester. Der Thron hatte noch keine Abgabe geboten. In Frankreich gebietet der Thron überhaupt keine Abgaben, sondern auf den Vorschlag des Thrones bewilligt sie die Kammer.

Ritter. So?

Zeitgeist. Ja.

Fünfter Gang. „König Karl X. mußte Frankreich als durch und durch vergiftet anerkennen. Es galt eine heroische Kur. Sie ist (leider) vor unsern Augen verunglückt." Seite 40.

Zeitgeist. Warum, glauben Sie, war Frankreich vergiftet?

Ritter. Weil es liberal war.

Zeitgeist. Also Liberalismus ist nothwendig Gift, muß Gift seyn?

Ritter. Nicht anders.

Sechster Gang. „Es gilt Verständigung und das Wesen des Gegensatzes hat sich uns bereits offenbart: Begeisterung gegen Berechnung, Liebe gegen Haß." Seite 52.

Zeitgeist. Also nur Ultras sind begeistert und nur Ultras lieben. Liberale dagegen berechnen blos und hassen?

Ritter. Du sagst es.

Zeitgeist. Also da Xerxes mit Begeisterung und Liebe in Hellas einfiel, war es eine gehässige Berechnung von Leonidas, für die Freiheit den Heldentod zu sterben?

Ritter. Ich sage es nicht, aber es folgt daraus.

Zeitgeist. Sie erschrecken mich, Ritter. Mein Gaul da, die alte Weltgeschichte, hat so viele Helden für die Freiheit sterben sehn, ganze Völker, Männer und Weiber. Diese Begebenheiten sind aufgeschrieben, und die Kinder lernen sie in den Schulen. Sollten alle jene Märtyrer blos kalt berechnende Seelen voll giftigen Hasses gewesen seyn?

Ritter. O über die heidnische Schul=Verderbniß. Weißt du nicht, was in der Bibel steht?

Siebenter und lezter Gang. „Aufmerksam aber möchte ich diejenigen unter euch machen auf sich selbst, welche in dem Bestreben wirken und schaffen, zugleich als Mitglieder unsrer christlichen Kirche hienieden erkannt und dorten erfunden zu werden, — und ich weiß, Eurer sind nicht wenige! — aufmerksam möchte schon das euch

machen auf die Richtung eurer Bahn, mit wie schlimmen und gradehin widerchristlichen Benennungen Ihr euch selbst zu bezeichnen pflegt: Schwarze, Links Stehende!" Seite 62.

Ha, Lichtbrauner! bäume Dich! Er flieht, der dämonische Zeitgeist! Die Spitze meiner Lanze hat ihn nicht verwunden mögen, doch kaum schrieb ich damit ein Kreuz in die Luft, gleich ist er davongefahren in seinem höllischen Ingrimm. „Und nun laß uns Luthers großes Burglied anstimmen, denn es paßt ja für alle Zeiten:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen ꝛc."

Hat der Freiherr da, weiß Gott, das ganze Lied abdrucken lassen.

4) Satirische Geisselhiebe. Betrachtungen und Bemerkungen über Personen und Ereignisse der neusten Zeit. Meißen, Gödsche. Pesth, Wigand, 1831.

Recht vergnügliche Späße, und ungezwungen, wie sie die Zeit gibt. Am meisten Humor ist in dem trefflichen Gespräch der alten Hofleute Karls X., die während der großen Verwirrung, da alle andern Leute etwas anders zu thun haben, geschwind die Fasanen im königlichen Park wegschießen und verzehren, damit so gute loyale Bissen nicht in die ungewaschnen Mäuler des Pöbels gerathen. Nicht minder witzig ist ein Brief der Trappisten, die zu gleicher Zeit einen Pallast erkaufen und vor den Kirchthüren eine Kollekte für ihre Armuth veranstalten. Auch folgendes Gespräch ist um so witziger, als es eine so schlagende Wahrheit enthält:

Juni 1830.

Präsident. Gendarmen, laßt den Angeklagten vortreten. — Wie ist Euer Name und Vorname?

Der Angeklagte. Peter Thomas mein Präsident.

Präsident. Ihr seyd angeklagt, ehrenrührig von unserm verehrten Herrn und König gesprochen zu haben. Alle Redlichen sind von Abscheu und Entsetzen ergriffen worden, als sie von Eurem Ausrufe: Nieder mit Karl X! hörten. Wie könnt Ihr diesen glorreichen Erben der ältesten Monarchie, den Vater des Volkes, schmähen, dessen väterliche Regierung Frankreich seinen früheren Glanz zurück geben wird? — Wir sind verpflichtet, ihn gegen die Angriffe und Beleidigungen eines Unsinnigen zu schützen.

Der Ang. Mein Präsident, ich war, mit Respekt zu sagen, betrunken, als mir jene Worte entschlüpft sind. Der Herr Gendarm kann dies bezeugen, denn er hat sich mit mir gemeinschaftlich betrunken, und anstatt mich anzuklagen, hätte er mich wohl zu Haus bringen können.

Präsident. In Erwägung der Umstände, und des Eingeständnisses des Angeklagten, verurtheilt der Gerichtshof den Peter Thomas zu einer Strafe von 16 Frcs. drei Monat Gefängniß und Ersatz der Gerichtskosten.

Oktober 1830.

Präsident. Nationalgarden, lassen Sie den Angeklagten vortreten. — Wie ist Euer Name und Vorname?

Der Angeklagte. Peter Thomas, mein Präsident.

Präsident. Ihr seyd angeklagt, ehrenrührig gegen unsern König gesprochen zu haben. Alle Redlichgesinnten sind von Abscheu und Entsetzen ergriffen worden, als sie von Eurem Ausrufe: Es lebe Karl X! gehört haben. Wie könnt Ihr diesen unsinnigen, grausamen Tyrannen, den Lezten seines abscheulichen Geschlechtes, leben lassen? — Er fiel, indem er Frankreich angriff, und nie werde sein Name bei uns genannt.

Der Ang. Mein Präsident, ich kam, mit aller Achtung sey es vor Euch gesagt, so eben erst aus dem Gefängnisse; ich hatte drei Monate lang keine Zeitungen gelesen, und voller Freuden, die Luft der Freiheit einzuathmen, rief ich: Es lebe Karl X!

Präsident. In Erwägung der Umstände und des Eingeständnisses des Angeklagten verurtheilt der Gerichtshof den Peter Thomas zu einer Strafe von 16 Frcs. drei Monat Gefängniß und Ersatz der Gerichtskosten.

Wir führen noch folgende kleine Stellen an: „Eine Krone ist ein Symbol. Sonst wurde dieses auf den Kopf gesezt, und diente dazu, einen König von einem andern Menschen zu unterscheiden, heut zu Tage will man, daß ein König sich gar nicht, oder auf andre Weise auszeichne. Deshalb legt man die Krone jezt gewöhnlich in ein Futteral, und übergibt sie der Obhut eines Intendanten, der sie zuweilen stielt, wie man es erlebt hat."

„Das darf nicht seyn! — Darf ich um die Ursache fragen? — Allerdings, Sie dürfen fragen, denn wir leben in einem freien Lande."

Dramatische Dichtkunst.

Théatre de Clara Gazul, comédienne espagnole, recueilli et publié par P. Mérimée, augmenté de deux pièces nouvelles. 1 Vol. Paris 1830.

Wenig Bücher werden künftig so viel Glück machen, als das Gazul'sche Theater. Dazu gehörte freilich auch

eine andere Zeit, als die, worin Paris und Frankreich jezt leben und einen großartigen Schritt nach dem andern thun, worüber das kleine literarische Interesse fast ganz verschwindet. Als die literarische Revolution begann, an die heut zu Tage Niemand mehr denkt, war sie noch zu jung um Früchte hervorzubringen. Nur neue Ideen, Theorien und Systeme stritten miteinander und versuchten Herr zu werden. Damals herrschte eine junge, ziemlich starke und unziemlich stolze Kritik. Da tritt auf einmal ein junger Schriftsteller mit einem Band dramatischer Skizzen unter der Firma einer spanischen Schauspielerin auf, und darin geschieht gerade das Gegentheil von dem, was der gelehrte Areopag voraus bestimmt hatte. Da stand der junge Mérimée, dem's nicht gegeben war, zu irgend einer Fahne zu schwören, der weder von der Schule, noch von der Gelehrsamkeit ein Patent oder ein Brevet als genialer Mann haben wollte, sondern ganz frei und keck auftrat, und sich durchaus nicht von der Kritik inspiriren lassen wollte, so herrschend sie damals auch war. Mérimée warf seine Stücke dem, mit Zuckerwerk und Hausmannskost übersättigten Publikum hin. Es nahm sie begierig, und mit einem gewissen frohen und neugierigen Erstaunen auf, als wolle es sagen: nun endlich einmal Etwas Neues.

Was zeichnet nun aber Mérimée aus? Keineswegs die Erfindung der Fabel, oder klare Disposition des Plans; nicht einmal historische Genauigkeit in der Darstellung einer Zeit. Denn was Sitten und Volksleben betrifft, faßt und zeichnet er zwar meisterlich, alles übrige in der Geschichte scheint ihn aber wenig zu kümmern. Ich glaube, er wäre im Stand die ganze Geschichte eines Volks über den Haufen zu werfen, um sie dann von Neuem nach seiner Ansicht zu konstruiren, wenn er ja eine bestimmte Ansicht und eine Richtung hat, was manche bezweifeln wollen. Er stellt die Sache selbst dar, ihre Kontraste und ihre Zufälle, weniger untersucht und zeigt er, warum sie so gekommen, wie sie so geworden sind? Er ist Künstler, trefflicher Zeichner und Maler, aber nicht Moralist. Dadurch geht seinen Situationen oft der dramatische Reiz ab. Bei ihm ist alles Detail, selten ein Ganzes und Zusammenhängendes. Dafür aber hat alles Einzelne eine bisher in Frankreich nicht gekannte Farbe, Glanz, Wahrheit, Poesie und Nettigkeit und er versteht das Individualisiren meisterhaft.

Seit Mérimée durch seine Jacquerie als dramatischer Dichter in der Geschichte gearbeitet hat, ist er vielfach getadelt worden. Manchen hat er zu fatalistisch geschienen, weil sie nun einmal mit aller Gewalt die Moral in die Ereignisse bringen wollen, aus denen die Geschichte besteht. Man hat ihm auch vorgeworfen, er wende zu wenig Fleiß auf seine Arbeiten. Er scheint dies auch selbst eingesehen zu haben, denn seine spätern Sachen, die in der Revue de Paris erschienen sind, haben nicht nur die eigenthümliche und geistreiche Konception beibehalten, offenbar wandte auch der Verf. mehr Fleiß auf die Reinheit im Einzelnen und die Harmonie im Ganzen. Nehmen wir z. B. in obigem Band des Clara-Gazul-Theaters die „Spanier in Dänemark“ aus — das erste und vielleicht das beste Erzeugniß Mérimées — so sind alle übrigen Stücke in der Ausarbeitung vernachläßigt, seine neuesten Stücke aber: die „Gelegenheit“ und der „Wagen des heiligen Sakraments“ unendlich fleißiger behandelt.

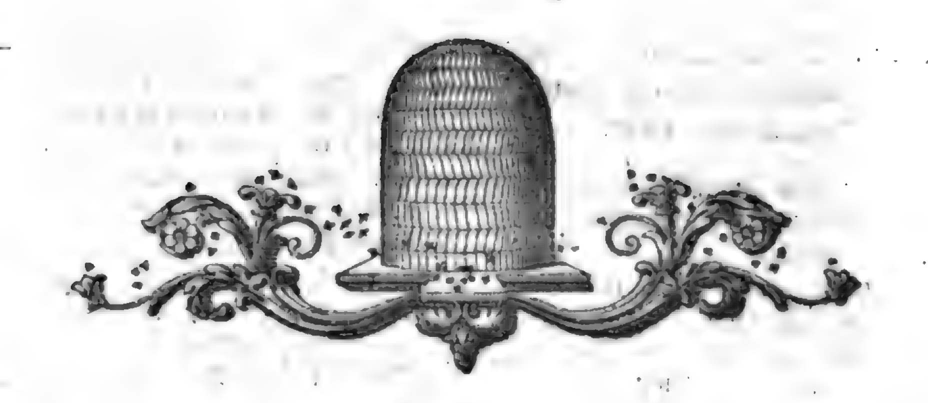
In Inès Mondo — gewiß einer hohen philosophischen Konception — in der „afrikanischen Liebe“ und in dem „eine Frau ist ein Teufel“ hatte sich Mérimée besonders Mühe gegeben, die Sitten einer Klasse zu zeichnen, ohne besondere Aufmerksamkeit auf die Charakterzeichnung der Individuen zu nehmen. Der Dichter begann damit nur Massen in ihren hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten darzustellen. Später, als er sich vervollkommnete, gab er sich auch mit der Darstellung der Einzelnheiten ab, und es ist so sehr zu verwundern, als zu loben, daß er dadurch nicht gesucht und manirirt und affektirt wurde. Denn dies ist eine gefährliche Klippe, an der schon eine Menge französische Schriftsteller gescheitert sind.

Eins hat mich an Mérimées Talent besonders gewundert. Ich meine seine Geschmeidigkeit und seine Biegsamkeit. Auch an ihr ist nichts Gezwungenes und Gemachtes, sie gleicht nicht den Gemälden, wo die Gewänder voll Leben und Wahrheit sind, die Leute, welche sie tragen, aber von Stein und Holz. Die Biegsamkeit und Geschmeidigkeit ist einfach, wahr, voll Harmonie, und ganz aus Einem Stück, in wilden heftigen Charakteren so gut wie in beweglichen und zarten Figuren.

Manche Charaktere Mérimées sind wahre Typen, wenn ich mich so ausdrücken darf. So der Lieutenant Leblanc in den Spaniern. Dies ist ein Mann, dessen einzelne Züge bei einer Menge Offiziere aus der Kaiserzeit zerstreut sind, und die nun der Dichter mit unendlichem Talent ergriffen und zusammengestellt hat. Hätte er die Sitten von Südamerika genauer gekannt: so wäre dies auch bei dem gallischen Menschen in dem „Wagen des heiligen Sakraments“ der Fall gewesen. Diese Zeichnung ist in Gedanken und Gefühlen, kurz in Allem, was darin gesagt wird, meisterlich, aber zu Zeiten fehlt die Lokalfarbe. Mérimée hatte sein Studium noch nicht vollendet, als er zur Feder griff.

Mérimée ist ein Dichter, ja ein ausgezeichneter Dichter, das kann ihm Niemand nehmen, wiewohl er noch nie einen Vers hat drucken lassen. Er ist Dichter nicht wie Chateaubriand, sondern eher auf Mollerische und Byronische Art. Seine Dichtung liegt in den Bildern, in den Farben, in der ergreifenden Wahrheit seiner Darstellungen.

Mr.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 64. — 20. Juni 1831.

Sprachlehre.

Was wir schon lange behauptet und wieder behauptet haben, das bestätigt sich immer mehr. Die mit Geschäften überhäufte Welt muß sich endlich kurz fassen; die nach allen Seiten auseinandergefahrenen und endlos verworrenen Begriffe müssen koncentrirt und vereinfacht werden. Die Welt hält sonst die Last ihres Wissens nicht mehr aus und noch viel weniger die durch ungeschickte Methode verdreifachte Last des Lernens. Die Kunst war immer lang, das Leben kurz. Die Kunst ist indeß jezt vielleicht zu lang geworden und es wird möglich, es wird auf alle Fälle nothwendig seyn, sie abzukürzen. Das Bedürfniß einer Revision unsrer geistigen in großer Unordnung befindlichen Oekonomie, oder, wie wir es immer genannt haben, das Bedürfniß eines geistigen Budget ist immer dringender geworden. Daher bemerken wir auch mitten in der literarischen Sündfluth, die so hoch noch nie gestiegen war und scheinbar jenem Bedürfniß der Uebersicht und Vereinfachung hohnlacht, dennoch eine sichtbare Gegenströmung, die in koncentrischer Richtung jene excentrische zurückdrängt. In allen Wissenschaften kommt ein historisches Verfahren auf. Man faßt geschichtlich die Entstehung, Fortbildung und lezten Resultate jeder Wissenschaft auf und bringt sie zum Ueberblick. Dann suchen Andre wieder in populären Lehrbüchern diese Resultate den Uneingeweihten mitzutheilen und müssen sie eben deshalb möglichst ins Kurze ziehn. Was aber das schulmäßige Erlernen der verschiedenen Wissenschaften betrifft, so sind der Lehrgegenstände nach und nach so viel geworden, daß man nothwendig durch Erleichterung der Lehrmethode einer jeden Zeit für die andre finden muß. Daher ist ein Wetteifer entstanden, unter vielen Methoden die kürzeste, wie unter vielen krummen Linien die grade zu finden.

So haben wir in der jüngsten Zeit die Jacotot'sche und Hamilton'sche Sprachlehr-Methode auf einander folgen sehen, welche darin übereinstimmen, die bisherige langweilige Methode endloser Anhäufung von abstrakten grammatikalischen Regeln und deren trockne Einzwingung ins Gedächtniß zu verwerfen. Daß bei dem alten Verfahren ungeheuer viel Zeit verschwendet wird, daß das Auswendiglernen von Regeln, deren Anwendung dem Schüler noch unbekannt ist, den Geist erlahmt, das ist eine wohlbekannte Sache, und demnach versteht es sich von selbst, daß ein grade umgekehrtes Verfahren, eine allmählige Ableitung der Regel aus den Beispielen, weit zweckmäßiger seyn muß, indem hierbei die Zeit des Vorauslernens abstrakter Regeln erspart und der Geist des Schülers nicht mehr gedächtnißmäßig und sklavisch, sondern frei und selbstthätig beschäftigt wird.

1) Jacotots Lehrmethode. Ein praktisches Hand- und Musterbuch, Hausvätern, Lehrern und Er-

ziehern gewidmet von M. A. Düriez. Nach der 5ten französischen Ausgabe übersezt von J. P. Krieger. Zweibrücken, Ritter, 1830.

Wir entlehnen aus dieser dem Jacototismus mit Begeisterung ergebenen Schrift ein Beispiel, wie diese neue Methode praktisch gehandhabt wird:

„Wir nehmen an, der Zögling habe das erste Buch des Telemach vor sich. Der Lehrer zeigt dem Zöglinge das erste Wort und spricht laut vor: Calypso. Der Zögling betrachtet das Wort und wiederholt laut: Calypso.

Der Lehrer beginnt abermals von vorn und trennt wiederum jede Sylbe: Ca-lyp-so. Der Zögling thut es genau nach.

Der Lehrer geht wieder zurück, zeigt und spricht abgesondert alle Buchstaben, welche jede Sylbe bilden, aus: C, a, ca- l, y, p, lyp- s, o, so.

Der Zögling deutet auf jeden Buchstaben und wiederholt.

Man zeigt ihm ein c, ein a, ein l u. s. w. und allmählich alle Buchstaben; der Lehrer nennt selbst diejenigen, welche jener vergessen hat, ohne jedoch im Anfange allzu lange bei dieser Uebung zu verweilen.

Dann nennt der Lehrer verschiedene Buchstaben, welche der Zögling einen nach dem andern zeigen soll; ein o, ein l, ein a, ein p u. s. w. Die Uebungen müssen auf alle Arten abwechseln.

Dann fängt man wieder von vorn zu lesen an, und fügt ein zweites und drittes Wort hinzu: Calypso ne pouvait, der Schüler wiederholt. Die neuen Worte werden eben so in Sylben zerlegt, welche der Schüler wiederholt; er versucht einige der Buchstaben aufzufinden, die er in dem ersten gesehen. Man zeigt ihm diejenigen, welche zum ersten Male vorkommen, und sagt ihm wie die andern heißen.

Ist der Satz auf diese Weise zu Ende gebracht und analysirt, so läßt man ihn mehrmals wieder von vorn an lesen, und jedesmal ein anderes Wort hinzufügen. Auf ein verabredetes Zeichen liest der Zögling sehr langsam; auf ein zweites liest er schneller, noch schneller bei einem dritten; wieder auf andere Zeichen liest er nach dem zuerst gewählten Takte, aber mit verändertem Tone der Stimme, und hält selbst mitten in einem Worte ein, damit ein anderer weiter lesen möge.

Der Hauptnutzen dieser Uebung besteht darin, daß sie, indem sie den Schülern gefällt, ihre Aufmerksamkeit fesselt, sie den Satz auswendig behalten läßt, sie ihre Stimme lenken lehrt und sie gewöhnt, allem was sie treiben, jene beharrliche Aufmerksamkeit zu schenken, welche später die Hauptursache ihrer künftigen Fortschritte wird.

Man überzeugt sich, ob der Schüler wohl alle Wörter von einander unterscheide, so daß er jedes derselben zeigen und ohne Anstoß nennen kann. Man fragt, pouvait — Ulysse — se — départ — Calypso u. s. w.; die vergessenen Wörter werden ihm erst nach vergeblichem Versuche, sich selbst darauf zu besinnen, wieder in Erinnerung gebracht. Kann er ein paar Wörter lesen, so läßt man ihn die Sylben lernen, z. B.: wie viel Laute oder Sylben finden sich in Calypso? — Antw. Drei. — Nenne sie. — Ca-lyp-so u. s. w.

Ist man mit den Wörtern im Reinen, so läßt man durch den Zögling alle Sylben aufsuchen, die man durch die Zerlegung jedes Wortes bilden kann. Nachdem also der Lehrer pouvait hat aussprechen lassen, so zeigt er und läßt allmählich aussprechen: pou-ou-pour-po-ai-vait-pouva-ouvait-pouva-vait u. s. w.

Die Wiederholung darf man nie versäumen; sie muß im Gegentheil jeden Tag erneuert werden: denn je häufiger sie Statt findet, desto rascher sind die Fortschritte. Man achte besonders wohl darauf, ob der Zögling das Wort ansieht, wenn man ihm Calypso vorspricht. Man beobachte, ob er darauf hinsieht, wenn er es nachspricht. Oft wiederholen die Schüler die Sätze, ohne sie anzublicken oder zu vernehmen. Um sich zu überzeugen, ob er darauf blickt, fragt man ihn, wo pouvait, wo so steht u. s. w. Man zeigt dem Schüler die Sylben, die er nicht allein finden kann, und kommt vorzüglich immer wieder auf diese zurück, bis er sie behalten hat. Lernen und behalten — darin besteht der ganze Unterricht, wie lernen und vergessen die Methode unserer Schulen ist.

Um sich also zu überzeugen, daß die Zöglinge alles gesehen, alles behalten haben, so fragt man sie nach den Sylben, nach den Buchstaben, welche sich mehrmals in der nämlichen Phrase finden, wie oft sie darin enthalten sind und in welchen Wörtern. Dies zwingt sie, sorgfältig zu vergleichen, ein Mittel, welches zum Verstehen und Behalten am kräftigsten beiträgt. Eben so läßt man sie sorgfältig die verschiedenen Buchstaben unter sich vergleichen; man fragt sie, welche Aehnlichkeit, welche Verschiedenheit zwischen einem e und c, einem c und o, einem o und d, einem d und b und l u. s. w. Statt finde. Eine solche Uebung hilft ihnen, die Buchstaben zu behalten, und richtet ihre Aufmerksamkeit auf die Gestalt und die Dimensionen eines jeden, was fürs Schreiben von Nutzen ist. Auch muß diese Vergleichung vorzüglich nach der Vorschrift geschehen, welche dem Schüler vor Augen zu legen jezt die Zeit ist. Man läßt ihn jeden geschriebenen Buchstaben mit dem gedruckten vergleichen. „Gib Acht, sagt Jacotot, anfänglich ja nicht zu schnell weiter zu gehen. Halte den Zögling bei der ersten Lektion so lange zurück, bis er sie unverrückbar inne hat. Er muß so aufmerksam seyn, um nichts zu verwechseln, und so oft wiederholen, um nichts zu vergessen!“

Sodann schreibt der Zögling die nämliche Phrase.

Man gibt ihm eine Zeile fein Geschriebenes (Current) und läßt sie ihn am ersten Tage ganz abschreiben. Man hüte sich wohl ihm Linien zu ziehen und ihm mit einem Bleistift die Worte vorzuzeichnen, welche er schreiben soll. Je mehr man ihm die Mittel erleichtert, desto träger wird seine Aufmerksamkeit."

2) Nouvelle exposition de la méthode Jacotot p. Gonod. Lyon 1830.

3) Télémaque allemand-français p. Zehner. Lyon 1830.

Ein deutliches, faßliches, gewissenhaftes und unpartheyisches Buch über die merkwürdige, Jacotot'sche Lehrmethode, enseignement universel genannt. Ich freue mich, daß es nicht aus Paris, dem Sitz der Universität und des literarischen Vornehmthuns, sondern aus der einfachen Provinz hervorgegangen ist, wo man ruhiger und besonnener denkt und klarer sieht, und nicht eher urtheilet, als bis man lange selbst gesehen und geprüft hat.

Solches ist auch dem Prof. Gonod nachzurühmen, der als vielerfahrener Schulmann in Clermont lebt und die neue Lehrmethode aus eigener Erfahrung kennt. Sie hat gleich von Anfang an ein eigenes Schicksal gehabt. Gleich nachdem sie aus den Niederlanden, wo Jacotot seit Jahren in Löwen lebt und lehrt, nach Frankreich kam, bemächtigten sich ihrer eine Menge Enthusiasten, deren lächerliches Lob der guten Sache sehr geschadet hat, denn selbst die Besserdenkenden hatten nun keine Lust mehr zur Prüfung einer Methode, die so angekündigt wurde. Um so leichteres Spiel hatten die entschiedenen Widersacher derselben, denn es wurde ihnen leicht, die Sache lächerlich zu machen, und damit ist bekanntlich in Frankreich viel gewonnen. Jacotot's besonnene Anhänger und Schüler begiengen auch bisher den Fehler, daß sie die neue Lehrart nicht faßlich und klar darstellten und zeigten, wie damit umgegangen werden müßte. Später, als die Methode in Paris doch Aufsehen machte, traten eine Menge Schriftler auf, die sich ihres Namens wie einer Modesache bedienten und elende Bücher d'après la méthode Jacotot herausgaben. Alles dies machte, daß man nicht klar in der Sache sehen konnte. Diesem Uebelstand ist durch obiges Schulbuch abgeholfen.

In den Principien der Methode ist nichts Neues, sie sind so alt wie die Natur selbst und ganz unabhängig von menschlicher Laune. Aber mit der Anwendung dieser Grundsätze ist es ein Anderes. Die Grundlage Alles Lernens beruht auf drei Dingen: Lernen, wiederholen und Vergleichen. Darüber sind Alle einverstanden. Untersuchen wir nur, wie die bisherige Methode von der Jacotot'schen in der Anwendung abweicht. Jene verlangt vom Zögling, er solle dicke Bände, Principien, Regeln, Rudimente und Definitionen lernen, und wieder lernen oder wohl gar auswendig lernen. Diese hingegen beginnt damit, dem Schüler eine ganz kurze Epitome von Resultaten und Thatsachen in die Hände zu geben. Davon muß er vom Leichtern zum Schwerern übergehend analysiren und vergleichen lernen, und sich dadurch von selbst und ohne alles Einreden zu Principien und Regeln erheben. Der Gang ist bei beiden gerade entgegengesezt. Nach der alten Methode werden die Stücke, welche der Schüler erlernt, zwei, drei, höchstens viermal wiederholt, dann geht man zu einem andern Autor über. Einige Wochen nachdem der Schüler den ersten verlassen, weiß er nicht zehn Zeilen mehr daraus. Schulmänner haben berechnet, daß der Schüler nach einem Jahr nicht den tausendsten Theil von Dingen und Fakten mehr weiß, die er mit großer Mühe gesehen und gelernt hat. Es trift sich auch wohl, daß Schüler zurückgehen und wieder verlernen, was sie mühsam in der Schule gelernt haben. Nach der Jacotot'schen Methode wird täglich die ganze kurze Epitome der Wissenschaft vorgenommen, die der Schüler lernen soll. Bei allen seinen kurzen Stellen und Sätzen werden Auseinandersetzungen, Vergleichungen mit dem schon Erlernten und Beziehungen zu dem Neuen angestellt. Die Ideen werden aneinandergereiht und verbunden. Dadurch wird wenig oder nichts vergessen. Täglich sieht der Schüler den Schatz seines Erlernten wachsen und sich mehren, dadurch schreitet er mit mehr Muth und Zuversicht vorwärts, denn Schüler und Lehrer fühlen, daß kein Schritt, keine Stunde verloren ist. Bei der alten Lehrart ist alle Uebung des Analysirens, Vergleichens und Beziehens auf Vergangenes fast null. Bei der neuen hingegen ist sie die Seele, denn kein Schritt wird ohne sie gethan. Dort häuft der Lehrer Regeln auf Regeln, Definitionen auf Definitionen, und dies nennt er dann expliciren. Hier expliciren die Erscheinungen in Sprachen und Wissenschaften allein, das Wort Regel und Definition wird nie gehört. Das Nichtexpliciren ist gerade das Charakteristische der neuen Methode. Bei ihr muß der Schüler alles von selbst finden. Hat er etwas gelernt, so wiederholt er es, um es noch besser zu lernen und nicht zu vergessen. Er vergleicht das, was er noch nicht recht inne hat mit dem, was ihm ganz geläufig ist, und entdeckt gleich Beziehungen. Nach vielem Sehen und Vergleichen schreitet er zum Entwickeln, Generalisiren, Nachahmen und zum eigenen Schaffen fort. Das einzige Geschäft des Lehrers besteht nach Jacotot in Folgendem: Durch verständiges, fortschreitendes, unerschöpfendes Fragen dem Schüler seinen Epitome recht verständlich machen und erweitern, die Uebungen angeben und richtig leiten, die Schüler aufmuntern und ihnen Muth und Zutrauen in ihre eigene Kraft beibringen, mit einem Wort thun, was einst Sokrates that, denn die Jacotot'sche Ent-

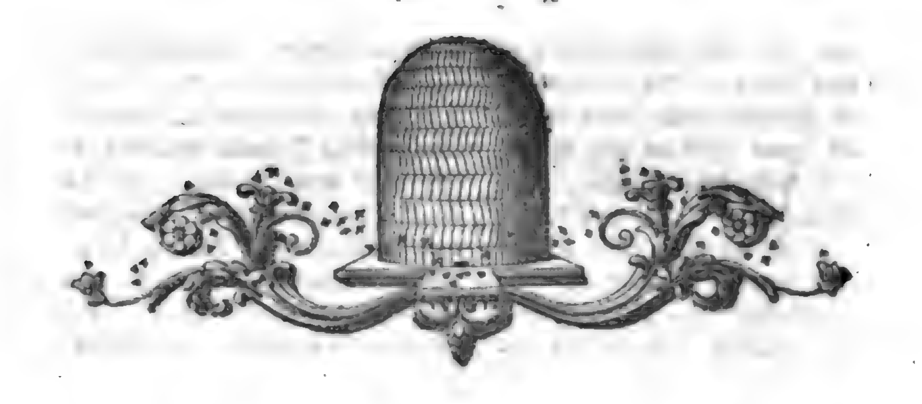
wicklungsmethode hat die Sokratische Lehrart zur Grundlage. Den Umstand, daß der Lehrer nichts expliciren darf, hat man bisher am schwersten in dem Jacotot'schen allgemeinen Unterricht begreifen können. Aber gerade diesem Grundsatz verdankt er seine außerordentlichen Erfolge, denn dadurch werden die Schüler zum eigenen Denken genöthigt, und daran gewöhnt. Und wenn man recht nachdenkt, so findet man, daß alle Mängel der alten Lehrmethode aus der Vernachläßigung der intellektuellen Erregung und Selbstthätigkeit kommen. Alles Expliciren ist ein Fehler und ein großer Mißgriff, denn der Lehrer kann sich dabei nicht anders verständlich machen, als wenn er die Beziehung zeigt, worin die neue Idee zu denen steht, die der Zögling schon hat. Welcher Lehrer aber kann diese kennen. Dies wird nicht einmal aus des Schülers Worten klar, denn die früheren Lehrmethoden haben unter andern auch den großen Fehler, daß das Kind keine klaren Ideen mit seinen Worten verbindet. Je mehr Schüler in einer Klasse sind, desto größer wird die Schwierigkeit, ihnen Explikationen zu machen. Diese machen auch die jungen Gemüther faul und unthätig, ihr Denkvermögen bleibt ohne Uebung, es verliert alle Elasticität und Kraft. Wird aber der Zögling dahin gebracht, daß er selbst beobachtet: so entdeckt er nothwendig durch eigenes Nachdenken, und das Entdeckte ist ihm werth, weil er es selbst gefunden. Alles, was der Schüler auf diese Art erwirbt, wird ihm als Eigenthum lieb, er sucht es zu erhalten, zu verbessern und zu vermehren. Diese Freude ist mit die edelste des kindlichen Herzens, das sie bei den andern Lehrmethoden uns selten, und nur bei fleißigem eigenen Arbeiten empfindet, weil der Schüler da selbst nichts findet und erwirbt, sondern nur vom Lehrer empfängt. Auf diesem Weg haben die gelehrtesten Explikationen keinen Werth für ihn und er vergißt sie leicht. Wenn die Lehrer aufrichtig seyn wollen, so müssen sie gestehen, daß ihren Schülern gerade die Lektionen am wenigsten genutzt haben, wo sie am besten erklärt und gesprochen haben, denn in diesen Lektionen thaten ihre Schüler am wenigsten. Bei der Anwendung der Jacotot'schen Methode auf den Unterricht in Sprachen wird mit einem leichtverständlichen Buch in der zu erlernenden Sprache begonnen, dem eine wörtliche Uebersetzung in der Muttersprache zur Seite steht. Nachdem die Aussprache erlernt ist, beginnt das Vergleichen, Zerlegen, wiederzusammensetzen, in der fremden Zunge, immer mit Rücksichtsnahme auf die Muttersprache. Wenn das Buch endlich auf diese Art zu Ende gebracht ist, wird der Telemach in der zu erlernenden Sprache vorgenommen und gleiches Verfahren damit beobachtet. Thut der Lehrer dabei seine Pflicht, so erlernt der Schüler in wenigen Jahren die fremde Sprache in einer Vollkommenheit, die bisher bei einem dreifach langen Sprachunterricht nach anderen Methoden nicht erreicht werden konnte. Die Jacotot'sche Lehrart ist in neuester Zeit auch mit ausgezeichnetem Erfolg auf das Zeichnen angewendet worden, und dabei wurde nicht mit Erlernung gerader und krummer Striche, Nasen, Augen und Händen begonnen, sondern mit dem Kopf des Belvederischen Apollo.

Da bei allem Sprachunterricht der Fenelon'sche Telemach zum Grunde gelegt ist, so mußte derselbe in alle europäische Sprachen übersetzt werden. Dies ist denn nun auch schnell hintereinander mit dem Alt- und Neugriechischen, dem Lateinischen, Italienischen, Spanischen, Englischen u. s. w. geschehen.

In Nr. 2. sehen wir den deutschen Telemach für diesen Zweck. Ueber dieses Buch wäre kein Wort zu sagen, befänden sich nicht in der Einleitung vier Seiten kurzgefaßter Bemerkungen über die deutsche Literatur, die in Frankreich bedeutendes Aufsehen erregt haben, deren Widerlegung versucht, aber von dem deutschen Verf. in einer eigenen Schrift zurückgewiesen wurden. Die Hauptbemerkungen drehen sich darin um Kant und Goethe. Ersterer wird nach Gerando, Buchon und Reinhold ein Mystiker genannt, und dabei Cousin in Paris arg mitgenommen. In Beziehung auf Goethe sagt er zu seinen jungen Lesern: Hütet Euch wohl, diesen Goethe zu lieben, der nur darum achtzig Jahre gelebt hat, um seinem Vaterland so lange den traurigen Anblick des schönsten Talents zu zeigen, hinter dem der Charakter so weit zurückbleibt. Welch' zweideutige Ehre in Werthers Leiden die Gemüther für das Unrecht und Laster ohne Reue und Tadel zu gewinnen, und in andern Werken unsere Sympathie durch unsittliche Leidenschaften zu erregen. Dagegen erhob sich höchlich tadelnd ein französischer Göthocorax und schrie über Versündigung gegen den heiligen Geist, schwieg aber stille, als der Verfasser Zehner in einer eigenen kleinen Schrift darthat, daß die Deutschen in Beziehung auf Goethe endlich auch zur Besinnung gekommen seyen, da sie bei voller Anerkennung seines Dichtergeistes doch die Richtung tadeln, die Goethe in seinen mehrsten Werken genommen hat. „Goethe — so sagt der Verfasser — hat seine Nation nie erhoben und in ihren großen Restaurationsmomenten ist er ihr nie vorangeschritten. Die Erhebung der Gemüther zum Höheren, Heiligen und Reinen war nie seine Sache, und es war ihm ganz einerlei, daß durch seine Schriften und Dichtungen den guten Sitten Hohn gesprochen wurde. Dies war der Fall mit Werthers Leiden, und, als die Sittenlosigkeit aus Frankreich nach Deutschland herüber gekommen war, und eine armselige Literatur hervorgebracht hatte, mit Stella, den Mitschuldigen u. s. w."

Mr.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 65. — 24. Juni 1831.

Sprachlehre.

(Fortsetzung.)

4) Lehrbuch der französischen Sprache nach Hamiltonschen Grundsätzen. Von Dr. Leonhard Tafel. Ulm. In Kommission bei Löfflund und Sohn in Stuttgart, 1831.

5) Lehrbuch der italienischen Sprache. Von demselben. Daselbst.

Die Hamilton'sche Methode ist von der Jacototschen nicht verschieden. Sie ist nur deren specielle Anwendung auf die Erlernung fremder Sprachen. Sie hat den nämlichen obersten Grundsatz, die Schüler durch praktische Uebung in den Beispielen die Regeln von selber finden zu lassen, und dadurch die ungeheuere Geisttödtende und doch meist fruchtlos verschwendete Zeit zu ersparen, welche die Schüler nach der alten Methode aufwenden müssen, um erst ganz abstrakte grammatikalische Regeln und zahllose einzelne Vokabeln ohne Zusammenhang zu lernen, ehe sie ans Uebersetzen kommen. Was die Jacototsche Methode zunächst für den Elementarunterricht in der Muttersprache ist, das ist die Hamilton'sche für den auf jenen gebauten Unterricht in fremden Sprachen. Die nähere Erörterung entlehnen wir vom Verfasser der vorliegenden, unmittelbar zum Schulgebrauch bestimmten Lehrbücher. Nachdem er in der Vorrede die übertriebenen und entgegengesetzten Anforderungen der Ultrarealisten und Ultrahumanisten in der neuesten Erziehung gegen einander abgewogen, bemerkt er mit Recht, daß in einer gewissen Ermäßigung doch beiden Anforderungen Genüge geleistet werden müsse. „Die Endfrage wird also immer bleiben, ob nicht, unbeschadet der philologischen Gründlichkeit für die neueren Sprachen und die Realien mehr Zeit gewonnen werden könnte. — Daß dies bei der gewöhnlichen Weise, die ältere Sprachen zu lehren, beinahe unmöglich ist, hat die Erfahrung bewiesen; da selbst bei der Ueberzahl der bisherigen Lehrstunden auch die tüchtigsten Lehrer einem Drittheile ihrer Schüler für den großen Zeitaufwand keinen der Rede werthen Ersatz zu bieten vermögen, und selbst deren glücklichere Genossen mit den klassischen Schätzen nicht so vertraut sind, als sich nach der darauf verwendeten Zeit erwarten ließe. — Nehmen wir an, daß vom achten bis fünfzehnten Jahre monatlich 96 Stunden öffentlich und zu Hause auf das Latein verwendet werden, so sind dies in sechs Jahren gegen 6000 Stunden; und in diesen 6000 Stunden werden außer einem Elementarbuche und einer Chrestomathie höchstens zwei bis drei Schriftsteller und auch diese nur fragmentarisch gelesen, während vielleicht die Hälfte der Schüler nicht im Stande ist, ein Exercitium fehlerfrei, geschweige denn zierlich ins Lateinische zu übersetzen. —

Da nun diese Leistungen mit dem Zeitaufwande in gar keinem Verhältnisse stehen und selbst die geschicktesten Lehrer bei der gewöhnlichen Methode nicht mehr leisten können, so kann die Schuld davon nicht an dem Lehrer, sondern sie muß an der Unterrichtsmethode liegen.

Betrachten wir diese etwas näher, so finden wir, daß der Schüler eine vierfache Aufgabe zu lösen hat. Er soll 1) die Form, 2) den Stoff der fremden Sprache auffassen, 3) durch das (an sich höchst zweckmäßige, logische) Konstruiren denken und 4) das Gedachte dem Genius der Muttersprache gemäß ausdrücken lernen. Dieser Anforderung genügt aber nur der Fähigere, während der minder Begabte aus dieser Uebung nicht nur keinen formellen oder materiellen Nutzen zieht, sondern durch das zur Gewohnheit gewordene unklare Hindämmern über das seine Kräfte übersteigende Pensum oft für sein ganzes künftiges Leben den größten Schaden nimmt.

Soll nun der Gegenstand, was erste Pflicht des Lehrers ist, bei der Gesammtzahl der Schüler wenigstens ein Minimum guter Früchte tragen, so wird der Unterricht nothwendig vereinfacht werden müssen. Man trenne die Denkübungen vom Unterrichte in dem fremden Idiom, und stelle sie in der Muttersprache an, was gewiß leichter und erfolgreicher ist, und gebe den Schülern sogleich die eigenthümliche Sprechweise und Wortstellung der fremden Sprache; wogegen beim deutschen Sprachunterrichte die strengwörtlichen Uebersetzungen als eben so viele Aufgaben für die Bildung des reindeutschen Ausdrucks mit dem besten Erfolge benuzt werden dürften.

Daß auf diesem Wege ungleich mehr geleistet werden könne, hat der unlängst in Dublin verstorbene Nordamerikaner Hamilton durch eine Reihe von Versuchen (und nach ihm Andere) aufs genügendste dargethan.

Im Jahre 1816 machte sich Hamilton in New-York anheischig, (nach den von Locke angedeuteten Lehrgrundsätzen) seine Schüler in 15 Lektionen so weit im Französischen zu bringen, daß sie mit seiner Hülfe in einer gewöhnlichen Lehrstunde ein Kapitel in dem neuen Testamente übersetzen könnten. Im Februar hatten sich acht aus siebzig Individuen bestehende Klassen gebildet, und unter diesen war kein einziger, der dies nicht in der zehnten Lektion gekannt hätte. —

Mit einer Masse von Zeugnissen begab er sich später nach England: allein selbst die einfachste Angabe der Resultate seines Systems mußte den Verdacht der Marktschreierei erregen. Man glaubte ihn zum Wenigsten in einer seltsamen Täuschung befangen.

Die Hamiltonische Lehrmethode ward jedoch später durch die zuverläßigsten Versuche erprobt. Eine Anzahl Engländer unterzeichneten eine Summe, um Hamilton in Stand zu setzen, zwölf 12—14jährige Knaben sechs Monate lang zu unterrichten. Es war Bedingung, daß sie keine weitere Vorkenntnisse, als die des Lesens und des Schreibens haben durften. Man erhielt statt der 12 blos 8 Knaben, und nach sechsmonatlichem Unterrichte lieferte ihre Prüfung folgende Resultate, die hier aus dem Morning Chronicle vom 16. Nov. 1825 im Auszuge gegeben werden: „Hamiltonisches Lehrsystem: Wir wohnten gestern der Prüfung von 8 Knaben bei, welche seit dem Monat Mai von Hamilton unterrichtet wurden. Diese 12—14jährigen Knaben armer Eltern konnten zu Anfang des Lehrkurses leidlich lesen und schreiben. Sie hatten während der sechs Monate Latein, Französisch und Italienisch gelernt, und wurden gestern im Beiseyn der Herren John Smith, Esq. G. Smith, Esq. J. Mill, des Geschichtschreibers von Brittisch Indien, Major Carnac, Major Thomson, Cowel und anderer angesehener Männer examinirt. — Zuerst lasen sie verschiedene von den Anwesenden bezeichnete Stücke der lateinischen Uebersetzung des Evangeliums Johannis und der Kommentare Cäsars. Sie übersezten mit einer Leichtigkeit, die man bei Knaben unserer gewöhnlichen Schulen nach 4, ja 5 Jahren vergeblich erwarten würde. — Sie waren mit dem ganzen Wortschatze genannter Schriften in hohem Grade vertraut. Ihre Kenntniß der Redetheile war beträchtlich, jedoch nicht so auffallend, da die Hamiltonische Lehrmethode dem natürlichen Gange der Spracherlernung folgt, und die Knaben erst dann analysiren läßt, wenn sie bereits einen Grad von Vertrautheit mit dem fremden Idiom gewonnen haben. — Dieselben Versuche wurden mit gleichem Erfolge im Französischen und Italienischen gemacht; so daß nach unserer besten Ueberzeugung die Aufgabe als gelöst betrachtet werden darf."

1. Erster Grundsatz ist, daß der Lehrer lehre, nicht dem Schüler Pensa zum Lernen anweise. Jeder Lehrer, er mag vortragen, was er will, lehrt zwar bis auf einen gewissen Grad; der unterscheidende Charakter des Hamiltonischen Unterrichts ist aber, daß der Lehrer besonders im Anfange und geraume Zeit später dem Schüler Alles gibt, ihn keinen Augenblick sich selbst überläßt und voraussezt, daß ihm der Lehrgegenstand völlig fremd sey.

2. Zweiter Grundsatz ist, daß der Lehrer mit der Erklärung der Wörter beginne. Auf diese Art lernt das Kind zuerst die Sprache, es bemerkt, daß gewisse Töne gewisse Dinge bedeuten, und versucht endlich das Gehörte nachzubilden. Lange schon ist es mit dem Sinne der Wörter bekannt, ehe es sie verbinden und Sätze zusammensetzen lernt. Nach der bisherigen Methode, ältere Kinder fremde Sprachen zu lehren, hat man diese Ordnung umgekehrt und läßt sie die technischen Benennungen, welche die Grammatiker einzelnen Wörtern gegeben, die Klassifikation derselben und die Regeln ihrer Zusammensetzung auswendig lernen, ehe man sie die Bedeutung

einzelner Wörter lehrt, die doch nothwendig zuerst gelehrt werden sollten.

3. Dritter Grundsaß ist, daß der Schüler mit der sogenannten buchstäblichen oder wörtlichen Bedeutung der Wörter und vorerst mit keiner andern bekannt gemacht werde. Da die große Mehrzahl der Wörter ursprünglich zur Bezeichnung eines Gegenstandes, einer Eigenschaft diente, so haben sie auch eine Grundbedeutung, der sich im Laufe der Zeiten eine zweite, dritte, vierte angefügt hat. Die Hamiltonische Methode macht auf leztere erst in einer spätern Periode aufmerksam, weil der bildliche Gebrauch in jeder Sprache im Einklange mit dem besondern Genius derselben divergirt.

4. Vierter Grundsaß ist, daß der Schüler mit der buchstäblichen Bedeutung der Wörter durch den Lehrer bekannt gemacht werde. Den Schüler solche in dem Wörterbuche aufsuchen zu lassen, da doch ein einziger Laut des Lehrers sie bezeichnet hätte, schiene unglaublich, wenn es nicht allgemein üblich wäre.

5. Fünfter Grundsaß ist, daß der Schüler die buchstäbliche Bedeutung der Wörter durch mündliche Mittheilung des Lehrers vernehme. So erhält er mit der Bedeutung zugleich die richtige Aussprache, das Ohr wird wie das Auge instruirt, zwei Sinne zugleich gelehrt; der Laut und der Sinn, zugleich mitgetheilt, verschwistern sich und prägen sich dem Gedächtnisse leichter ein.

6. Sechster Grundsaß ist, daß man die Bedeutung der Wörter mündlich in einer Klasse einübe. Der große Vortheil eines geordneten Klassenunterrichts hat sich durch lange Erfahrung bewährt.

7. Die Bedeutung der Wörter wird nicht isolirt, sondern im Zusammenhange durch die Ideenassociation dem Gedächtnisse eingeprägt.

8. Sollen aber Wörter nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhange eingelernt werden, so muß dies in ganzen Sätzen und Saßverbindungen geschehen. Das Uebersetzen ist demnach das erste, was der Hamiltonische Schüler gelehrt wird. Die gewöhnliche, man darf sagen, allgemeine Lehrmethode ist gerade umgekehrt. Der Lehrer beginnt damit, die Schüler die Grammatik auswendig lernen und die Feinheiten und Abstraktionen der Etymologie und der Syntaxe bemerken zu lassen.

9. Um den Schüler mit der bestimmten Bedeutung und Geltung jedes einzelnen Wortes bekannt zu machen, schiebt Hamilton demselben ein gleichbedeutendes in der Muttersprache unter, und bildet dessen grammatische Form so genau und unabweichlich nach, daß, wer mit dem Technischen der Grammatik vertraut ist, jeden übersezten Saß, wenn er auch die fremde Sprache gar nicht kennt, sogleich analysiren könnte. Von solcher Wichtigkeit ist ihm diese buchstäbliche Uebersetzung, daß der ganze Bau und der Genius der Muttersprache, wo es nöthig ist, geopfert, ihre Eleganz, selbst die Deutlichkeit hintangesezt, neue Wörter geschaffen, selbst Barbarismen, wo immer diese Hülfsmittel erforderlich sind, aufgenommen werden. Auf keinem andern Wege kann dem Schüler eine getreue, wörtliche Abgränzung der fremden Sprache gegeben werden. Die Wichtigkeit dieses Princips ward schon von Locke anerkannt; als er es aber anwenden wollte, gab er, wie aus seinen hinterlassenen Uebersetzungen ersichtlich ist, keine strengwörtliche Analyse.

Eine strengwörtliche Uebersetzung des fremden Idioms muß nothwendig zur Gründlichkeit führen. Es ist bekannt, daß bei dem Gewöhnlichen, freiern Uebersetzen sich gar gern Ungenauigkeit und eben damit Unklarheit, dieser große Feind der Gründlichkeit, einstellt.

10. Wesentliches Erforderniß dieser Methode ist, daß die erste Lektion durchaus verstanden ist, ehe man zur zweiten schreitet. Alles geht stufenweise. Kein dunkler Punkt darf in dem Theile des Lehrfeldes bleiben, das der Schüler im Augenblicke vor sich hat. Auch ist dies nach der ganzen Anlage des Unterrichts unmöglich, da der Lehrer es sogleich bemerkt, wenn die Aufmerksamkeit des Schülers abschweifen will.

11. Nächst dem Verständnisse der Lektion ist das Memoriren derselben wesentliches Erforderniß. Nie wird zur zweiten Lektion geschritten, als bis sich die vorhergehende dem Gedächtnisse vollkommen eingeprägt hat, dies wird auf das Zuverläßigste erzielt. Bei dem Uebersetzen wird natürlich eine große Anzahl Wörter in jeder Lektion häufig wiederholt, und da demselben Worte unabänderlich die gleiche Bedeutung gegeben wird, so verbindet sich dies unmerklich, aber unvertilgbar mit demselben. Dies ist ein Hauptgrund, weßwegen die Kenntniß der Wörter so erstaunlich schnell gewonnen wird.

12. Sobald der Schüler konstruiren kann, liest er, so viel er Zeit gewinnt; denn wenn er Niemand um sich hat, mit dem er in der fremden Sprache sich unterhalten kann, so erwirbt er sich blos durch Lektüre eine ausgedehnte Wörterkenntniß. — Wenn Hamilton sagt, daß eine Sprache in so und so viel Lektionen erlernt werde, so darf man darunter nicht die angegebene Stundenzahl des öffentlichen Unterrichts verstehen; hiezu kommen noch die des Privatstudiums. Dies war ein Hauptgrund der Mißschätzung seines Systems. Wenn der Schüler 15 bis 20 Bände gelesen hat (was nach dem Hamiltonischen Lehrsysteme, wo die Wörter sich äußerst schnell dem Gedächtnisse einprägen, nichts Schwieriges ist), so muß er natürlich eine große Anzahl Wörter, und gerade die nützlichsten, weil sie am häufigsten vorkommen, auswendig wissen.

13. Sobald dies der Fall ist, und nicht eher lernt er die Klassifikation der Wörter, die Terminologie ihrer Beziehungen und die Geseze ihrer Zusammenfügung. —

Dann bildet die Grammatik das Hauptstudium. Weil Hamilton nicht mit der Grammatik anfängt, so glaubte man irriger Weise, daß er auch nicht damit beschließe. Daher die so allgemein verbreitete Ansicht, daß man bei dieser Methode nur eine oberflächliche Kenntniß der Sprachen, einen Schein von Gelehrsamkeit erhalte, aber unmöglich zum gründlichen Gelehrten gedeihe. In der höhern Abtheilung des Lehrkurses wird im Gegentheile die Syntax und die Grammatik in ihrem weitesten Umfange gelehrt.

14. Nachdem der Schüler eine gehörige Wörterkenntniß und Vertrautheit mit den Regeln der Grammatik erworben hat, übersezt er aus der Muttersprache in die fremde. Bis jezt war sein Endzweck blos ein analytischer, die Wörter und Sätze aufzulösen, sich der Bedeutung jener und des Baues dieser zu bemeistern, von jezt an ist es der umgekehrte, der synthetische."

Schließlich werden Versuche, die bisherige Methode mit der Hamiltonischen zu vermitteln, bekannt gemacht. Sie beschränken sich darauf, neben dem Hamiltonischen Uebersetzen von Anfang an auch einigen grammatikalischen Unterricht zu ertheilen, und in Nebenstunden die gründlich treue, aber barbarische Uebersetzung in eine geschmackvollere umzuwandeln.

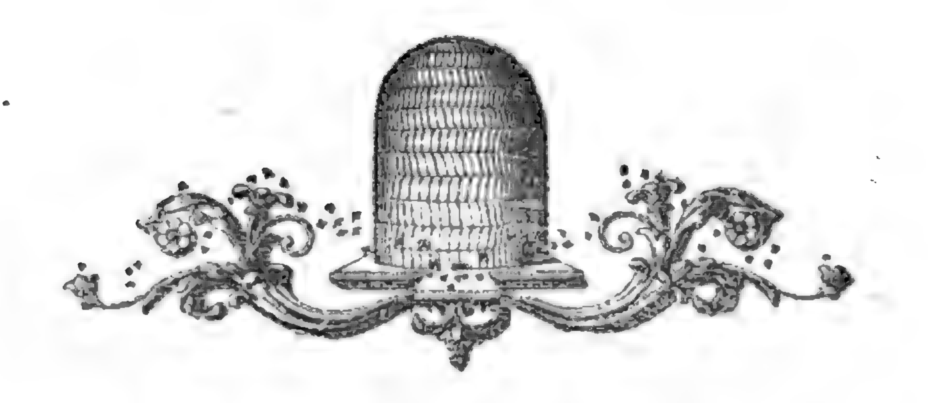
6) Lehrgang der deutschen Sprache für Volksschulen, enthaltend ein Sprachbuch in fünf Abtheilungen und eine Anleitung zum Gebrauche desselben in zwei Abtheilungen. Bearbeitet von W. Stern und J. Gersbach. Karlsruhe, Braun.

Obgleich die Verfasser nach alter Weise systematisch von der Regel ausgehn und dieselbe durch Beispiele erläutern, nicht nach der neuen Jacotot'schen Weise erst vom Beispiel zur Regel gelangen, so halten doch auch sie immer die Einübung für die Hauptsache, die Routine im Gebrauch, in der Anwendung für den Zweck, das systematische Erlernen der Regel nur für das Hülfsmittel. Besonders glücklich ist dabei ihr Verfahren durch das Auffinden von Sprachähnlichkeiten die Phantasie der Kinder mit ins Spiel zu ziehn. Man kann leicht bei jedem Kinde bemerken, daß es, sobald es nur buchstabiren kann, auch sogleich sagt: Diese Sylbe z. B. mu, klingt ja wie Mutter, oder wie muß, munter 2c. Diesem natürlichen Triebe zur Vergleichung muß man nun zu Hülfe kommen. Die Verfasser thun es, indem sie immer verwandte Wörter, namentlich die mit gleichen Endungen zusammenstellen, und den Schüler mehr dergleichen aufsuchen lassen. Bei der Lehre von den Lauten hätten wir jedoch gewünscht, daß die Verfasser zur nähern Bezeichnung des kurzen End — e, z. B. in Rede, Fabel 2c., welches sich sowohl von dem scharfen e in Egel, Eber 2c., als von dem breiten e in der, Segen 2c. unterscheidet, nicht ein å gewählt hätten, denn der Unterschied dieses e läßt sich z. B. in dem Wort Fabel eher durch das österreichische Fabl, als durch Fa-bål ausdrücken.

Was die Satzlehre betrifft, so unterscheiden sich die sieben hier aufgestellten einfachen Satzarten nur durch die verbalische, adjektivische oder substantivische Form des Prädicats, nicht durch dessen verschiedene Bedeutung. In lezterer Hinsicht müßten sie sich als Sätze, die ein Seyn überhaupt, ein Seyn im Raum, ein Seyn in der Zeit, ein Seyn in der Gattung, eine Eigenschaft im Wesen oder endlich eine Handlung und deren Ursache, Mittel, Zweck 2c. behaupten, dem Sinne nach unterscheiden, gleichviel ob z. B. die Zeitbestimmung im Prädikat durch ein Verb, Adverb oder Substantiv ausgedrückt wäre. Ein dem ersten Unterricht in Volksschulen gewidmetes Buch darf, um von der so nöthigen Einfachheit nicht abzuweichen, zunächst nur die sprachlichen Satzformen im Auge halten; doch sind wir der Meinung, daß auch schon der jugendlichste Verstand fähig ist, jene sechs Gedankenunterschiede im Prädikat sich einzuprägen, und daß diese wenigen Grundbegriffe sehr geeignet sind, dem Schüler die Uebersicht über die mannichfachen Satzformen zu erleichtern, hat Referent, welcher früher Jugendlehrer war, aus eigener Erfahrung erkannt. Auch der jüngste Schüler wird von selber darauf aufmerksam, daß man in sprachlich verschiedenen Sätzen doch genau den nämlichen Gedanken ausdrücken kann, und er gefällt sich darin, die verschiedenen Ausdrucksweisen zu suchen. Auch hierin sollte der jugendliche Trieb den Lehrern einen Wink geben, es ja nicht zu versäumen, Verstandesanlagen auszubilden, sobald sie sich zeigen. Also unbeschadet der Sprachformen ließen sich die Denkformen zugleich mit denselben lehren. Ich würde jene allerdings zuerst lehren, dann aber auch diese, und sofort den Schüler die verschiednen Sprachformen suchen lassen, in welchen derselbe Gedanke ausgedrückt werden kann. So ist z. B. das Prädikat der Eigenschaft in den Sätzen: Die Spartaner waren kriegerisch, waren Krieger, führten viele Kriege 2c. nur sprachlich verschieden, nicht aber dem Gedanken nach. So auch: die Rose blüht, ist in der Blüthe, hat Blüthen 2c. — Bei der Periodenlehre haben sich die Verf. genöthigt gesehn, auf diese verschiednen Ausdrucksweisen desselben Gedankens aufmerksam zu machen, doch ohne die oben erwähnte Grundunterscheidung eines sechsfachen Prädikats (des Seyns, des Orts, der Zeit, der Gattung, der Eigenschaft und der Handlung) ist keine völlige Klarheit in diese Lehre zu bringen.

Die große Anzahl von Beispielen, welche die Regeln vom Aussprechen und Buchstabiren an bis zur Verfertigung von Aufsätzen in gebundner und ungebundner Rede erläutern, machen das mit Fleiß und Liebe gearbeitete Buch sehr brauchbar, und wir empfehlen es mit Vergnügen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 66. — 27. Juni 1831.

Sprachlehre.

(Fortsetzung.)

7) Cours théorétique et pratique de langue et de littérature française. Par F. L. Rammstein, prof. de langue et de littér. française a l'université de Prague. Nouvelle edition. Tom. I—III. Vienne, Gerold, 1827—1831.

Schon im Literaturblatt 1828 Nr. 95 sind Rammsteins Ideen besprochen und empfohlen werden. Auch sie sind dem Zeitgeist angemessen, den Ideen Jacotots und Hamiltons nahe verwandt. Zum Wahlspruch dienen dem Verfasser die Worte Rousseaus: Les faits! Les faits! Il faut bien lire dans les faits, avant de lire dans les maximes! Allein in dem vorliegenden Werke wird die Sprache nicht gelehrt, wie Jacotot und Hamilton sie lehren, sondern so, wie sie erst nach vorhergegangener gehöriger Uebung in jenen Methoden gelehrt werden müßte. Man kann nicht wohl mit Rammstein anfangen. Wenn derselbe z. B. seinen Kursus mit den Lauten und deren Prononciation beginnt, und diese vielumfassende Lehre Theil I. von Seite 28 bis 170 abhandelt, so kann damit nicht gemeint seyn, daß Anfänger, die noch gar nichts von der Sprache wissen, sich so lange bei den feinsten Nüancen der Laute aufhalten sollen, bevor sie zu der Kenntniß der Wörter und ihrer Bedeutung übergehn. Dagegen ist das Ramstein'sche Lehrbuch ganz dafür gemacht, in einer höhern Klasse, auf einer höhern Bildungsstufe den auf Hamilton'sche Weise eingeleiteten Unterricht zu vollenden, die unzähligen, nur einzeln bei der Lektüre eingesammelten Regeln in ihrem systematischen Zusammenhange zu übersehn, und wieder eine jede durch die zahlreichen, im Buche verzeichneten Beispiele, auf den lebendigen Gebrauch in Rede und Schrift zurückzuführen. Hierzu taugt das vorliegende Werk besser als jedes andre. Es trägt den Grundsatz auf der Stirn, daß abstrakte Regeln ohne stete Hinweisung auf den Gebrauch nichts nützen; es folgt diesem Grundsatz durch alle drei Bände; es gibt nur Regeln in Beispielen, das System nur in der unmittelbaren Anwendung; es fügt mithin der trocknen Grammatik die Phraseologie hinzu, die nie in Regeln gefaßt, die immer nur am Beispiel gezeigt werden kann, und die doch, wegen ihrer großen Verschiedenheit in allen Sprachen, so wichtig ist, wie die Grammatik selbst. In allen diesen Punkten entspricht es dem Jacotot-Hamilton'schen Grundsatz, und wie diese Methode zunächst beim Anfang des Unterrichts im Beispiel die Regel zeigt, so zeigt bei der höheren Rekapitulation und systematischen Begründung des Unterrichts Rammstein wieder die Regel im Beispiel. Dieses schöne, höchst fleißig

ausgearbeitete Werk Rammsteins kann und wird seinen wahren Zweck erst dann gehörig erfüllen, wenn es in allen, der Jacotot-Hamilton'schen Methode folgenden Unterrichtsanstalten den höhern Klassen zur Revision der bisher rein praktisch in der Lektüre gewonnenen Sprachkenntnisse, und zu deren gründlich systematischen Durchbildung vorgelegt wird. Aus diesem Grunde sollten auch andre Sprachen, außer der französischen auf die Rammstein'sche Weise bearbeitet werden, und wir können dies zunächst in Bezug auf die lateinische Sprache nicht dringend genug empfehlen. Wir haben geschickte Philologen genug. Es könnte sich Einer ein großes Verdienst erwerben, wenn er einen Kursus der lateinischen Sprache nach Rammstein'schen Grundsätzen ausarbeitete. Wenn er dabei auch im Einzelnen wohl von Ramsteins Eintheilung abweichen dürfte, so wäre doch eine Anwendung des ganzen Verfahrens auch auf die lateinische Sprache eine wahre Wohlthat für die Schulen, in denen bisher so sehr die Theorie vor der Praxis vorgeherrscht hat, in denen ganz artige Grammatiker, aber höchst schlechte Phraseologisten gezogen werden, in denen es an täglicher Durchpeitschung der abgeschmackten Regeln nicht fehlt, die copia verborum aber, der lateinische Sprachgebrauch und die Unterscheidung der Latinismen von den Germanismen, die nur durch starke Lektüre und immerwährendes Rekapituliren der Beispiele eingeprägt werden können, gewaltig fehlt. Thatsache ist, daß erst, seitdem unsre Philologen sich so sehr in die spitzfindigsten grammatikalischen, später auch archäologischen Grübeleien eingelassen haben, das, was man ehemals „das lateinische Maul" nannte, nicht mehr in unsern Schulen erzielt wird, und nicht mehr erzielt werden kann, so lange jene Grübeleien alle Zeit für ein rasches Fortlesen vieler Autoren, für eine stete Uebung in den Beispielen wegnehmen.

Als einen äußerst glücklichen Gedanken müssen wir im zweiten Bande (welcher die einfache Laut- und Wortlehre schließt, während der dritte die Syntax enthält) das Lexikon empfehlen, welches in alphabetischer Folge französische Wörter enthält, die durch ihren eigenthümlichen Gebrauch in der französischen Phraseologie, oder durch ihren Doppelsinn vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen. Die Beispiele des verschiednen Gebrauchs sind allemal beigefügt.

8) Die Hauptwörter der französischen Sprache, hinsichtlich ihres Geschlechts und ihrer Pluralbildung, auf vollständige Regeln zurückgeführt von G. N. Bärmann. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1830.

Eine recht hübsche Zusammenstellung, allein je einfacher die Regeln sind, desto mehr finden auch Ausnahmen statt, und sich alle diese ins Gedächtniß einzuprägen, geht nicht durch Auswendiglernen, sondern nur durch lange Uebung in der Lektüre und im Sprechen. Inzwischen sind solche kleine grammatikalische Monographien sehr schätzenswerth, als Bausteine am großen Sprachlehrgebäude.

9) Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre. Mit Berücksichtigung der Theorien Beckers, Herlings und Schmitthenners und andrer Sprachforscher. Als Prolegomena zu jeder künftigen allgemeinen Grammatik, welche als Wissenschaft wird auftreten können. Von Dr. K. Hoffmeister, Rektor des Progymnasiums zu Meurs. Zwei Bändchen, Essen, Bädecker, 1830.

Eine treffliche Kritik der jüngsten grammatikalischen und namentlich syntaktischen Systeme. Je wichtiger diese neuen Systeme sind, weil durch sie eine bisher fast ganz unsystematisch behandelte Wissenschaft überraschend schnell und glücklich gefördert worden ist, um so zweckmäßiger muß auch eine kritische Vergleichung der verschiedenen hiefür geschehenen Leistungen seyn. Hat nun auch Herr Hoffmeister, wie wir darthun werden, noch nicht alle aus dieser Vergleichung sich herausstellenden grammatikalischen Streitfragen vollkommen genügend beantwortet, so ist dies dadurch gerechtfertigt, daß er seine Arbeit nur als eine Vorarbeit betrachtet wissen will. Dabei hat er aber das große Verdienst sich erworben, durch scharfsinnige Vergleichung der verschiednen Systeme andrer die fraglichen Punkte klar hervorgehoben zu haben.

Ob unsre Behauptung richtig sey, daß die Grammatik bisher fast ganz unsystematisch behandelt worden, darüber kann jeder Leser selbst urtheilen, wenn er sich nur an die Lehrbücher erinnern will, aus denen er in der Jugend das Französische, Lateinische 2c. gelernt. Welche unmotivirte Eintheilungen überall! Welche willkührliche Klassifikationen! Welches Konglomerat von zehntausend einzelnen Regeln ohne deren Zurückführung auf oberste Principe!

Wir übergehn die philosophischen Bestimmungen dessen, was unter Sprache überhaupt zu verstehn sey, um uns sogleich auf das praktische Gebiet der Sprache selbst zu verfügen. Hier untersucht Hoffmeister zuerst den Zusammenhang des Sprechens mit dem Denken, und behauptet mit Recht, daß man nicht jedes Wort schon einen Begriff, jeden Satz schon ein Urtheil nennen könne, weil Begriffe und Urtheile erst Resultate des reflektirenden Verstandes sind, die Sprache aber als Ausdruck von Vorstellungen oder einer Reihe von Vorstellungen (vom

Verfasser etwas willkührlich **Gedanken** genannt) eher da sey, als jene Reflexion. Dies ist gewiß wahr. Die Sprache ist anfangs so unvollkommen wie das Vorstellungsvermögen bei geringem Denkvermögen, und erst wie das leztere sich schärfer ausbildet, bildet es auch die Sprache darnach aus. Also ist auch das Wort ursprünglich nur eine Vorstellung, nicht schon ein Begriff zu nennen.

Damit steht aber geradezu im Widerspruch, daß Becker und nach ihm Hoffmeister behauptet, das erste Wort in der Sprache müsse nothwendig ein Verbum gewesen seyn, der Ausdruck einer Thätigkeit, nicht aber eines Leidens, oder einer Ruhe. So gewiß es ist, daß die Sprache eher das Thun ausgedrückt hat, als das Leiden, so gewiß ist es auch, daß sie den Thäter, das thuende Subjekt, eher ausgedrückt hat, als das Thun. Zwar sagt unser Verfasser, die Sprache habe das Subjekt nicht ausgedrückt, weil es als gegenwärtig sich schon von selbst verstanden habe; indeß kann ein solches Sichvonselbstverstehn des Subjekts nur eine Ausnahme, nie die Regel seyn. Die Regel, wie sie in der Natur liegt, ist, daß der Mensch zuerst die Dinge benennen will, die ihm am meisten auffallen. Diese Lust, den Dingen einen Namen zu geben, zeigen noch täglich die Kinder. Was aber den noch unschuldigen, begriffs- und sprachlosen Menschen am meisten auffällt, das sind Dinge, von denen sich noch nicht bestimmen läßt, ob es Substantiva oder Verba sind. Diese auffallenden Dinge können eins oder das andre, können beides zugleich seyn, erst später unterscheidet der Verstand beides. So fallen in der ersten Vorstellung und Benennung gewiß die Sonne (als Substantiv) und ihr Leuchten (als Verb) in Eins zusammen. Daß aber der Begriff der Thätigkeit oder des Verbs nicht älter seyn kann, als der des thätig seyenden Subjekts oder Substantivs, das ist sonnenklar, weil beide Begriffe, das Thun und der Thäter, sich ergänzen und ohne einander nicht gedacht werden können. Sind sie aber der Zeit nach einander gleich, so steht doch dem Range nach immer das Substantiv dem Verb voran und gilt als das ältere, weil man nach einer nothwendigen Causalverbindung sich die Wirkung immer erst hinter der Ursache denkt.

So schön nun auch die Becker'sche Ansicht mit der alten philosophischen Lehre, daß nicht Tod und Ruhe, sondern Bewegung das Princip der Dinge und also auch der Sprache sey, zusammenstimmt, so sind wir doch überzeugt, daß das erste Wort der Sprache kein Verb, auch kein Substantiv, sondern ein Wort gewesen ist, in welchem diese Begriffe noch unzertrennt bei einander gewohnt haben. Daß in diesem Wort aber die substantivische Form lange die herrschende geblieben sey, nachdem schon die verbale Bedeutung dem Begriffe nach darin unterschieden worden, scheint aus der alten Symbolik und Hieroglyphik hervorzugehn; denn wollten die Alten am Substantiv **Mann** den Verbalbegriff des Heldenruhms, des Glanzes bezeichnen, so thaten sie dies durch kein Verbalwort, sondern sie malten eine Sonne hin; und wenn sie an der Sonne selbst ihre versengende und tödtende Thätigkeit bezeichnen wollten, so thaten sie dies auch nicht durch ein Verbalwort, sondern sie gaben der Sonne Pfeile. Gewiß war der Begriff des Verbs schon lange entwickelt, ehe die Verbalform dafür gefunden wurde, und lange wurden Verba nur durch Substantiva ausgedrückt.

Die Eintheilung aller Wörter in Inhaltswörter und Formwörter, je nachdem sie einen Gegenstand der Rede ausdrücken, oder nur als formelle Bestimmungen der Rede dienen, ist durchaus lichtvoll und vereinfacht die Klassifikation. Auch die Eintheilung der einzelnen Wortarten, namentlich z. B. der Verba, ist höchst empfehlenswerth.

Besondre Sorgfalt hat der Verfasser auf die Untersuchung über den **Modus** gewendet, und das Resultat, daß die Modi auf das Verhältniß des Satzes zum Sprechenden zurückzuführen seyen, ist ein vollkommen richtiges. Wie man je die Modi des Verbs mit den Kasus des Nomen hat verwechseln können, (Theil II. S. 137), ist uns unbegreiflich. Der Modus hat der Bedeutung nach nicht das mindeste mit dem Kasus gemein; und daß er formell das Verb flektirt, wie der Kasus das Nomen, das begründet keine Verwandtschaft. Der Modus ist am nächsten mit dem persönlichen Pronomen verwandt, er bezeichnet nämlich wie dieses ein rein subjektives Verhältniß des Sprechenden zum Gesprochenen. Wie nämlich Becker ganz richtig die Wörter eintheilt in Inhaltswörter und Formwörter, so müssen die leztern wieder getheilt werden in Formwörter, welche Verhältnisse des objektiven Inhalts zu sich selbst bezeichnen, und die Formwörter, welche nur Verhältnisse des sprechenden Subjekts zu jenem objektiven Inhalt bezeichnen. Die leztern sind zunächst die persönlichen Pronomina, die Fürwörter, welche den Unterschied der sprechenden, angesprochenen oder besprochenen Person ausdrücken. In Bezug auf den objektiven Inhalt des Gesprochenen ist es ganz gleich, ob ich oder ein andrer, und ob ich zu dir oder einem andern spreche; diese Verhältnisse haben lediglich Bedeutung für das Subjekt des Sprechenden. Ganz so verhält es sich aber auch mit dem Modus. Ob ich etwas als bestimmt aussage, oder blos darnach frage, oder es wünsche, es bezweifle, befehle ꝛc., das verändert jenes objektive Etwas nicht, es hat lediglich Bedeutung für das sprechende Subjekt. Daher gehören die persön-

No. 12.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[162] Neue Musikalien im Verlage des Bureau de Musique von C. F. Peters in Leipzig. Zu haben in allen Buch- und Musikhandlungen.

Für Saiten-und-Blas-Instrumente.

Bott, A., Six Caprices pour le Violon seul d'après la manière de jouer de Paganini. 1 Thlr 4 Gr.

Grund, E., Quatuor brillant pour 2 Violons, Viola et Violoncelle. Oeuv. 1. 1 Thlr. 4 Gr.

Jansa, L., Six Duos progressifs pour deux Violons. Oeuv. 46. Nr. 1—3. complett. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — — — — — einzeln à 14 Gr.

Kaliwoda, J. W., Variations brillantes pour le Violon avec accompagnement de 2 Vl., Alto, Velle. et Basse (2 Hautbois, 2 Cors, 2 Bassons à volonté). Oeuv. 22. 1 Thlr. 8 Gr.

Kuhlau, Fr., Ouverture de l'Opera: William Shakespeare à grand Orchestre. 3 Thlr.

Lipinski. C., Premier Concerto pour le Violon avec grand Orchestre. Oeuv. 14. 4 Thlr. 12 Gr.

Maurer, L., Concertante pour quatre Violons avec grand Orchestre. Oeuv. 55. 2 Thlr. 20 Gr.

Spohr, L., Second Concerto pour le Violon avec accompagnement de Pianoforte. Oeuv. 2. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Troisième — — Oeuv. 7. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Septième — — Oeuv 38. 1 Thlr. 12 Gr.

Malch, J. H., Pièces d'Harmonie pour musique militaire Liv. 17. 2 Thlr. 20 Gr.

Für Pianoforte mit und ohne Begleitung.

Czerny, C., Impromptu brillant sur un motif à la Rossini pour le Pianoforte Oeuv. 205. 16 Gr.

— — — Thème russe varié pour le Pianoforte Oeuv. 206. 12 Gr.

Dotzauer, J. J. F., Trois fantaisies pour le Pianoforte et Violoncelle. Oeuv. 115. No. 4. 5. 6. à 18 Gr.

No. 4. sur des thèmes de l'Opera: Semiramide,
No. 5. — — — — — la Fiancée,
No. 6. — — — — — la muette de Portici.

Hummel, J. N., Amusement en forme de Caprice pour le Pianoforte. Oeuv. 105 No. 3. Arrangé à quatre mains du'ne manière facile par V. Wörner. 12 Gr.

Hünten, François, Trois thèmes nationaux variés pour Pianoforte. Oeuv. 46. No. 1 — 3. à 10 Gr

No. 1. thème italien.
No. 2. — allemand.
No. 3. — venitien.

— — Variations brillantes pour Pianoforte et Violon, sur un thème de Meyerbeer. Oeuv. 46. 16 Gr.

Kalliwoda, J. W., Seconde Sinfonie Oeuv. 17 Arrangée pour le Pianoforte à quatre main par Charles Czerny. 1 Thlr. 20 Gr.

— — Variations sur un air Tyrolien pour le Pianoforte. Oeuv. 25. 20 Gr.

— — Grande Valse pour le Pianoforte à quatre mains. Oeuv. 27. 20 Gr.

Reissiger, C. G., Danses et Marches pour le Pianoforte. Edition nouv. 12 Gr.

Für Gesang mit Begleitung.

Keller, Carl, Drei Gesänge mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre. Oeuv. 29. 1 Thlr. 8 Gr.

Hieraus einzeln:

No. 1. Ariette: „Sanfter milder Gott der Träume“ etc. 10 Gr.
No. 2. Boleros: „Wie in stiller Nacht“ etc. 14 Gr.
No. 3. Rondo: „Des Herzens reine Freude“ etc. 12 Gr.

In der G. A Zumsteeg'schen Musikhandlung in Stuttgart zu haben.

---

[147] Interessante Neuigkeit.

So eben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahre 1828.

Von

Johanna Schopenhauer.

2 Theile. Mit einer Vignette. 8. 40½ Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im April 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[161] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mailáth, Graf. Joh., der ungarische Reichstag im Jahre 1830. gr. 8. Geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

Tabini, Fr. Pflege gesunder und kranker Augen, für Nichtärzte. gr. 8. Geh. 9 Gr.

Pest, im April 1831.

Otto Wigand.

---

[163] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen, (in Stuttgart in der Metzlerschen Buchhandlung) zu haben:

Vertheidigung des Rationalismus gegen die Angriffe und Schmähungen des Dr. Rudel-

bach, Superintendenten zu Glauchau, in seiner Schrift: Das Wesen des Rationalismus ꝛc. In Beziehung auf Kirche und Staat geführt von Religiosus Verus. Preis geheftet 18 Gr.

Leipzig, im April 1831.

Immanuel Müller.

---

[165] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Von der

Restauration

und von der

Wahlmonarchie,

oder:

Antwort an einige öffentliche Blätter über meine Weigerung, mich der neuen Regierung anzuschließen.

Aus dem Französischen

des

Herrn von Chateaubriand.

8. geh. Preis 7½ Sgr. (6 gGr.) 27 kr.

---

[119] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen

Ein biographisches Magazin

für die Geschichte unserer Zeit.

Dritten Bandes erstes Heft.

XVII.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.
- Georg IV.
- Bernhard Erasmus, Graf von Deroy.

Biographische Andeutungen.
- Johann Philipp Gabler. Von Henneberg.
- Johann August Apel.
- Pierre Simon Marquis de Laplace.

Miszellen.
- Nekrolog aus Strasburg.
  - Friedrich August Engelbach.
  - Thomas Lauth.
  - Daniel Friedrich Engelhardt.
  - Franz Daniel Reißeissen.
  - Georg Daniel Arnold.
- Zu Lautsch's Biographie Wilhelm Heinse's.

Das zweite Heft des dritten Bandes erscheint unverzüglich.

Leipzig, im Februar 1831.

F. A. Brockhaus.

Es hat nunmehr die Presse verlassen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Becker, Dr. K. F., Schulgrammatik der deutschen Sprache. 15½ Bogen groß 8. Preis 16 Gr. sächsisch oder 1 fl. 12 kr. rheinisch.

Nachdem der Herr Verfasser durch seinen im Jahre 1827 in unserem Verlage erschienenen Organism der Sprache, zuerst den Grund zu einem neuen System der Sprachwissenschaft legte, und dann die Bearbeitung seiner 2 Jahre darauf erfolgten größeren deutschen Grammatik, deren beider Bekanntschaft wir bei allen gebildeten Schulmännern mit Recht voraussetzen können, seine Ideen praktisch ausführte und erwies, zeigte sich ihm und Anderen das Bedürfniß eines in demselben Geiste bearbeiteten, für den Zweck des Unterrichts und für den Schüler selbst bestimmten Lehrbuchs der deutschen Sprache, welches wir nun hiermit den Männern vom Fach und dem Publikum übergeben.

Frankfurt a. M. im April 1831.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

---

[167] **Für Militärs.**

In unserm Verlage erschien kürzlich:

Anleitung zur Kenntniß und Behandlung des eidsgenössischen Infanteriegewehrs, und des zur militärischen Ausrüstung gehörenden Lederzeugs. Für Unteroffiziere und Soldaten. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 4 Steintafeln. gr. 8. geh. 32 kr. (8 gGr.)

Die praktische Brauchbarkeit dieses Werkchens liegt klar zu Tage, da es in wenigen Jahren neu aufgelegt werden mußte, obgleich dasselbe bisher nur in kleinem Umkreise bekannt wurde und nicht in den Buchhandel kam. Unstreitig ist es auch für die Infanterie anderer deutscher Staaten anwendbar. Für obigen Preis kann es durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

St. Gallen 1. Mai 1831.

Huber und Comp.

---

[164] Literarische Anzeige.

Die bis jetzt im Verlage des Herrn Verfassers erschienene Zeitschrift:

„Salina die Zweite"

anatimystischen und antidemagogischen Inhalts, herausgegeben von Dr. G. F. Weidemann in Halle, haben wir jetzt käuflich an uns gebracht und besorgen in der Folge den alleinigen Debit derselben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jede zu ½ Bogen und der Preis des Jahrgangs ist auf 2 Rthlr. 16 gGr. oder 4 fl. 48 kr. rhein. bestimmt, wofür dieselbe durch alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Ingleichen die Schrift: Dr. Weidemann, die Pietisten als Revolutionaire gegen Staat und Kirche. Preis 8 gGr. oder 36 kr. rhein.

Es wird also gebeten, alle früher beim Herr Verfasser gemachten Bestellungen irgend einem Postamte oder Buchhandlung zu übergeben, indem sich der Herr Verfasser mit der Versendung nicht mehr befaßt.

Zu Ende des vorigen Jahres erschienen in unserm Verlage noch folgende Neuigkeiten, welche durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind:

Richter, K. Th., Anleitung, Seide, Wolle, Baumwolle und Leinwand in allen Couleuren sehr schön und haltbar zu färben, so wie Baumwollene und leinene Zeuge zu drucken, für Fabrikanten, Färber, und Familien. 8. Preis 6 gGr. oder 27 kr. rhein.

Helmcke, E. D. Die Kunst sich durch Selbstunterricht in kurzer Zeit zum feinen Weltmann und sehr geschickten Tänzer zu bilden. Mit 3 Steintafeln. 12. Preis 16 gGr. oder 1 fl. 12. kr. rhein.

Merseburg, den 13. April 1831.

Sonntagsche Buchhandlung.

---

[166] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen (in Stuttgart, in der Metzler'schen Buchhandlung) zu haben:

Deutschlands Zukunft.
Eine politische Flugschrift
von
Dr. Karl Eduard Rosen.
Preis geheftet 5 Gr.

Leipzig, im Mai 1831.

Weygand'sche Buchhandlung.

---

[173] Von dem

Handbuche der Mechanik

von Franz Joseph Ritter von Gerstner, k. k. österreich. Gubernialrath, Direktor des technischen Institutes zu Prag, k. k. Landeswasserbaudirektor rc. aufgesetzt, mit Beiträgen von neuern englischen Konstructionen vermehrt und herausgegeben von dessen Sohne, Franz Anton, ist der erste Band mit 86 Druckbogen und 40 Kupfertafeln in allen Buchhandlungen zu haben.

Ueber die ersten zwei Hefte (30 Bogen) dieses ausgezeichneten Werkes spricht sich die allgemeine Litteraturzeitung im Aprilhefte d. J. folgendermaßen aus:

„In den beiden ersten Heften erkennen wir sogleich die Meisterhand der gediegenen Kunst, und wir dürfen ohne Anmassung behaupten, es sey in der Mechanik nichts mehr von Bedeutung zu erwarten. — Damit das Werk nicht bloß dem Mathematiker, sondern auch dem eigentlichen nur einigermassen vorbereiteten Techniker zugänglich werde, hat der Verfasser fast überall die Ableitungen von Grund aus beigefügt, und findet sich mindestens in diesen ersten Heften nichts, was nicht mit den gewöhnlichen Vorkenntnissen aus der Geometrie und Algebra verstanden werden könnte — und die besondere Ausführlichkeit der sehr gelungenen Kupfer macht das Werk selbst für den gebildeten Handwerker unbedingt brauchbar."

In der Leipziger Litteraturzeitung Nr. 65 vom 16. März d. J. wird angeführt:

„Recensent kann mit Ueberzeugung versichern, daß der gründlich leicht verständliche Vortrag der Verfasser, ihr Bestreben, überall sich nur einfacher Formeln zu bedienen, die bei jedem Gegenstande aus der wirklichen Anwendung gewählten Beispiele, die genau und durch Zeichnungen vollkommen erläuterte Beschreibung der Zusammensetzung der Maschinen ganz geeignet sind, um dem Werke Beifall zu erwerben."

Diesen Urtheilen ist nur noch beizufügen, daß das Werk laut dem hiebei vorgedruckten Verzeichnisse in der österreich. Monarchie allein gegen 1200 Pränumeranten zählt, worunter man nicht bloß Gelehrte vom Fache, sondern auch Baubeamte und Baumeister, Forst- und Hüttenmänner, Fabrikanten, Maschinenbauer, und Techniker jeder Art findet.

Um die Theilnahme möglichst zu erleichtern, besteht dermalen noch der frühere Pränumerationspreis von 24 Thaler sächsisch für alle 3 Bände, die zusammen wenigstens 200 Druckbogen und 100 Kupfertafeln erhalten. Hievon werden 16 Rthlr. bei Empfang des vollendeten ersten Bandes und 8 Rthlr. bei Empfang der letzten Lieferung des zweiten Bandes Ende dieses Jahrs bezahlt.

---

[148] Vollständig ist nun erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen:

Philipp Melanchthon's
Werke
in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl.
Herausgegeben
von
Friedrich August Köthe.

6 Theile. 1829 — 30 8. 107½ Bogen. Subscriptionspreis: 2 Thlr. 8 Gr.

Um die Anschaffung zu erleichtern, lasse ich den ungemein billigen Subscriptionspr. einstweilen noch fortdauern.

Leipzig, im April 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[168] Bei Wilhelm Kaiser in Bremen ist so eben erschienen und an alle gute Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Lebensgeschichte
der
Giftmörderin
Gesche Margarethe Gottfried,
geb. Timm
Nach erfolgtem Straferkenntnisse höchster Instanz
herausgegeben
von dem Defensor derselben
Dr. F. L. Voget.
Preis 1 Rthlr.

Hier ist die längst erwartete genaue und wahrhafte Lebensgeschichte der allgemein bekannten jetzt rechtskräftig verurtheilten Verbrecherin, von dem ihr zugeordneten Defensor mit der größten Sorgfalt nach den Acten und außerdem nach den genausten, sowohl bei der Missethäterin selbst, als bei ihren Bekannten eingezogenen Erkundigungen verfaßt. Die verbrecherischen Thatsachen selbst sind schauderhaft und Entsetzen erregend. Aber die vorliegende Geschichte würde wenig Verdienst haben, wenn sie die Darstellung derselben zu ihrem Hauptzweck gemacht hätte. Sie sucht vielmehr dieses so tief versunkene Leben in seinen ersten Anfängen zu erforschen, und, von Stufe zu Stufe in seinen Fortschritten es verfolgend, bis zur schrecklichen Vollendung darzustellen. So ist diese Biographie zu einem psychologisch und moralisch höchst wichtigen, belehrenden und warnenden Gemälde menschlicher Verblendung und Entartung geworden.

No. 15.

Intelligenz-Blatt

1831.

[171] **Neue interessante Musikalien von Breitkopf und Härtel in Leipzig.**

Für Orchester.

Beethofen, L. v., les Adieux, l'Absence et le Retour. Op. 81. arr. p. G. B. Bierey. 2 Thlr.
— — Ouverture et Entr'actes d'Egmont. Partition. 3 Thlr.
Gärich, W., 1ère Sinfonie. Es dur. 4 Thlr.
Marschner, H., Ouverture zur Oper: des Falkners Braut 2 Thlr. 8 Gr.
Miltitz, C. B. v., Ouverture im Ossianischen Charakter. 2 Thlr.

Für Harmonie-Musik.

Lobe, J. C., Ouverture de l'Opéra: les Flibustiers, arr. par Hinkel. 1 Thlr. 16 Gr.
Neithardt, A., Variations sur l'air Tyrolien de l'Opéra: la Fiancée d'Auber. Op. 80. 1 Thlr. 20 Gr.

Für Bogeninstrumente.

Beutler, F., Pot-Pourri p. Violon av. Orch. sur des thèmes fav. de l'opéra: la Dame blanche. Op. 15.
— — le même av. Pianoforte.
Böhner, L., Fantaisie et Variations sur un thème original p. Violon av. Orchestre. Op. 94. 18 Gr.
— — le même av. Pianoforte. 8 Gr.
Götze, C., Variations instructives p. Violon av. 2d Violon. Cah. 1. Op. 20. 1 Thlr.
Kummer, F. A., Trois Duos conc. et brill. p. Violon et Violoncelle. Op. 15. 1 Thlr. 12 Gr.
No. 1. Adagio et Rondo sur un thème de la Muette de Portici.
No. 2. Fantaisie sur des Airs français et espagnols.
No. 3. Adagio, Recitatif et Variations.
Onslow, G., Quintuors p. Violon en Partition. No. 1—6. à 1 Thlr.
Gährich, W., Concertino p. Viola av. Orch. Op. 2. 1 Thlr. 16 Gr.
— — le même av. Pianoforte. 20 Gr.
Dohn, 22 Etudes pour Violoncelle d'après les 40 Etudes p. Violon de Rode, Kreutzer, Baillot etc. 1 Thlr. 8 Gr.
Dotzauer, J. J. F., Collection d'airs d'Opéras favoris avec acc. de Basse. Cah. II. 16 Gr.

Für Blasinstrumente.

Camus, Trois Fantaisies et Variations pour la Flûte seule sur les plus jolis motifs d'Emmeline de Herold. Op. 24. 1. 2. 3. à 8 Gr.
Fürstenau, A. B., Caprices pour la Flûte seule Op. 80. 20 Gr.
— — Nocturne concert. No. 6. p. Flûte et Pianoforte. Op. 81. 20 Gr.
— Divertissement sur des thèmes de la Muette de Portici p. Flûte avec Orch. Op. 82. 2 Thlr.
— — le même avec Pianoforte. 1 Thlr.
Fürstenau, A. B., Trois grands Duos conc. p. 2 Flûtes, 9e Liv. des Duos. Op. 83.
Kummer, G., Trio pour 3 Flûtes. Op. 65. 12 Gr.
— — Quintuor p. Flûte, Violon, 2 Altos et Basse. Op. 66. 1 Thlr. 12 Gr.
Lobe, J. C., 1er Concertino p. Flûte av. Orch. Op. 21.
— le même av. Pianoforte. 20 Gr.
— Fantaisie p. Flûte et Pianoforte sur des thèmes de l'opéra: les Flibustiers. Op. 22.
Blatt, F. T., Exercices amusants p. la Clarinette. Op. 26. 16 Gr.
— Trio pour 3 Clarinettes. 2e Liv. des Trios Op. 27. 12 Gr.
— Introduction et Variations brill. pour la Clarinette sur un thème de l'Opéra: le Barbier de Seville, av. Acc. de l'orchestre. Op. 28. 1 Thlr. 8 Gr.
— le même avec Pianoforte. 12 Gr.
— 3 Duos concertans pour 2 Clarinettes. Op. 29. 1 Thlr. 4 Gr.
— 20 Exercices pour l'Hautbois et le Cor anglais. Op. 30. 16 Gr.
Jacobi, C., Divertissement pour le Basson avec Orchestre. Op. 11.
Gallay, 1er Concerto pour le Cor av. Orchestre. Op. 18. 2 Thlr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Kummer, G., Sonate p. Pianoforte et Flûte arr. d'après son Quintuor. Op. 66. 1 Thlr. 4 Gr.
— Trio p. Pianoforte, Flûte et Violoncelle arr. d'après le même ouvrage.

Für Pianoforte zu vier Händen.

Brunner, C. T., Exercices progressifs et doigtés Liv. 1. 12 Gr.
Götze, C., Ouverture zu: der Majoratsherr. 16 Gr.
Kalliwoda, J. W., 3 grandes Marches Op. 26. 16 Gr.
Kraegen, C., Polonaise brillante sur des thèmes de l'opéra: la Muette de Portici par Auber. Op. 13. 20 Gr.
Mozart, W. A., Fugue tirée d'une Fantaisie, arr. par I. P. Schmidt. 8 Gr.
— Divertissement avec gr. Trio pour Violon, Viola et Violoncelle Op. 19 arrangé par J. P. Schmidt.
— Sinfonie No. 4. (D dur.) Op. 87. arrangée par C. T. Brunner. 1 Thlr. 12 Gr.
— Sinfonie No. 5. (Es dur.) Op. 58. arr. par le même. 1 Thlr. 12 Gr.
— Quatuor p. Pfte. Violon, Viola et Violoncelle Op. 88. (G moll) arr. p. J. P. Schmidt. 1 Thlr. 16 Gr.
Müller, G. A., Sonatine. Op. 67. 16 Gr.
Reissiger, C. G., Ouverture de Neron, arr. par Mockwitz. 16 Gr.

Für Pianoforte allein.

Blatt, F. T., Dix Allemandes et Coda pour le Carneval. 8 Gr.

Götze, C., Ouverture zu: der Majoratsherr. 8 Gr.
Herold, F., Rondo brillant precédé d'une Introduction sur un thème d'Emmeline. Op. 53. 10 Gr.
— Ouverture de l'Opéra l'Illusion, (die Täuschung). 6 Gr.
Kalliwoda, J. W., Rondo. Op. 23. 16 Gr.
Lobe, J. G., Ouverture de l'Opéra: les Flibustiers. 8 Gr.
— Ballet (Pas d'Espagnol) du même Opéra. 10 Gr.
— Esquisse. Op. 19. 6 Gr.
Richter, Jahreszeiten-Walzer. 8 Gr.
Siegel, D. S., Variations sur un Choeur de l'Opéra: Figaro. Op. 54. 12 Gr.
Suchaneck, Franç., grande Sonate. 16 Gr.
Wustrow, A. F., 12 Divertissements progressifs. Liv. 1. 2. Op. 11. 16 Gr.

Für Orgel.

Bach, J. S., musikalisches Opfer. Neue Ausgabe mit einer Vorrede, die Entstehung dieses Werks betreffend.
Schneider, Joh., Fantasie und Fuge, 3s Werk. 16 Gr.

Für Gesang.

Basili, Kyrie, Partitur. 10 Gr.
— Offertorium, Partitur. 8 Gr.
Beutler, F., 3 Gesellschafts-Lieder für 4 Männerstimmen: „die Lebensfahrt." „Ohne Frohsinn fröhlig seyn." „Gute Nacht." 13s Werk. 16 Gr.
Bierey, G. B., das Daseyn Gottes, Motette für 4 Solostimmen und Chöre. Partitur. 20 Gr.
— Alt und Jung, Wechselgesang f. 8 Männerstimmen zum Gebrauch f. Liedertafeln. Partitur und Stimmen.
Blüher, A., 6 leichte vierstimmige Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Bass. 20 Gr.
Blum, C., die Gewalt des Augenblicks für 4 Männerstimmen mit Chor. 116s Werk. 1 Thlr. 8 Gr.
— der Prager-Musikant, Gesang für eine Tenorstimme mit Begleitung des Pianoforte, Clarinette und 2 Waldhörner, oder auch für Pianoforte und Singstimme allein; als Concertscene componirt. 117s Werk. 1 Thlr.
— Prager Musikanten-Walzer für 4 Männerstimmen. 117s Werk. 16 Gr.
Burckhardt, Sal., 6 Lieder f. 1 Bassstimme mit Pianoforte. 12 Gr.
Grimmer, Fr., Acht Lieder von H. Heine mit Begleitung des Pianoforte, 5s Werk. 8 Gr.
Lobe, J. C., Die Flibustier, Oper in drei Aufzügen, Klavierauszug mit deutschem und italienischem Texte. 4 Thlr. 12 Gr.
— Dieselbe in einzelnen Parthien.
Riem, 7 vierstimmige Lieder. 1 Thlr.
Rossini, Trost und Erhebung, nach einem Miserere v. demselb. 2 Thlr.
Schmidt, J. P., Alfred der Grosse.
No. 8. Romanze und Terzett. „In des Sturmes Nacht" 8 Gr.
No. 12. Recitativ und Arie. „Ja tapfere Britten". 16 Gr.
No. 14. Duetto. „Welch ein Erwachen". 8 Gr.
No. 15. Arie. „Höre unser lautes Flehen". 12 Gr.
aus dem Klavierauszuge besonders herausgegeben.
Schuster, A., 6 Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 6s Werk. 12 Gr.

Theorie.

Lehmann, M. J. T., Anleitung die Orgel rein und richtig stimmen zu lernen und in guter Stimmung zu erhalten. Nebst einer ausführlichen Beschreibung über den Bau der Orgel etc. Ein Handbuch für angehende Organisten, Schullehrer etc. 4 Gr.
Müller, Dr. W. C., ästhetisch-historische Einleitungen in die Wissenschaft der Tonkunst. 2 Thle. mit 2 Titellithographien und Musikbeilagen gr 8. 3 Thlr.

Porträts.

Zelter, Dr. C. F. 8 Gr.

Später erscheint:

Marschner, H., des Falkners Braut, kom. Oper in 3 Aufzügen, Klavier-Auszug und übrige Arrangements.

---

[146] Herabgesetzte Preise.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist ein Verzeichniß von Schriften gratis zu erhalten, die bei mir erschienen und zu

bedeutend herabgesetzten Preisen

zu beziehen sind. Es enthält hauptsächlich treffliche Uebersetzungen von classischen Schriftstellern der italienischen, spanischen, englischen, französischen, dänischen, schwedischen und russischen Literatur, und namentlich Werke von Dante, Petrarca, Tasso, Calderon, Shakspeare und Holberg. Alle Freunde der Literatur werden auf das Verzeichniß aufmerksam gemacht.

Leipzig, im April 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[174] Hildburghausen und New-York.

Im Verlage des Bibliographischen Instituts ist eben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Classische
Casual-Predigten
der
berühmtesten Canzelredner
unserer Zeit.
Aus der Bibliothek deutscher Canzelberedsamkeit besonders abgedruckt.
8. 2 Theile in 1 Band, mit 2 Kupfern 1½ Thlr. sächs.

---

[177] Joh. Ambr. Barth in Leipzig empfiehlt folgende Werke seines Verlags, welche in allen Buchhandlungen zu erhalten sind:

Wachler, Dr. L., Handbuch der Geschichte der Literatur. Zweite Umarbeitung. 4 Theile gr. 8. 11 Rthlr. 15 Gr.
— — Dasselbe, 3ter und 4ter Band besonders, jeder 3 Rthlr. 6 Gr.
(Der 1te und 2te Theil können nicht allein verkauft werden.)
— — Lehrbuch der Literaturgeschichte. 2te vermehrte Auflage. gr. 8. 2 Rthlr.
Eberhard, J. A., und J. G. E. Maaß, Versuch einer allgem. deutschen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart. Dritte Ausgabe, fortges. und herausgeg. von J. G. Gruber. 6 Bände, gr. 8. 11 Rthlr.
(2ter bis 6r Theil einzeln, jeder 1 Rthlr. 20 Gr.)

Kunisch, Dr. J. G., Handbuch der deutschen Sprache und Literatur. 3 Thle. gr. 8. 4 Rthlr. 21 Gr.

Ausführliche Anzeigen über diese Werke findet man in den Blättern für literar. Unterhaltung der Abendzeitung und anderen der gelesensten lit. Zeitschriften.

---

[175] Briefe der frommen Männer des 19ten Jahrhunderts.

Ein Schuster Mochol, ein Prediger Aruns, Pater Fetisch und andere fromme Consorten sehr ungleich einander, aber im frömmelnden Unsinn und sittenlosen Treiben sehr nahe verwandt, geben in diesen Briefen einander Kunde von ihrem Sinnen und Trachten im angeblichen Reiche Gottes, daß dem unbefangenen Gemüthe, welches in diesen Spiegel schauet, Schauder überlaufen möchte, wenn nicht das dem Buche angehängte Erkenntniß gegen die Frömmler auf eine so ernste und doch ergötzliche Art ihre Strafe ausspräche.

---

[176] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Seebeer, L. A., mathematische Abhandlungen 1r Band oder:

Seebeer, L. A., Untersuchungen über die Eigenschaften der positiven ternären quadratischen Formen. gr. 8. Mannheim in Commission bei T. Loeffler. 3 Rthlr. 12 Gr. oder 5 fl. 24 kr.

---

[172] Fr. Mosengeil

Sommerabendstunden

in Idas Garten

Erzählungen. 2 Bändchen. 8. Hildburghausen im Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung 1831. broch. 1 Rthlr. 18 Gr.

Blühende Phantasie und tiefes Gefühl, Gediegenheit und treu durchgeführte Karaktere, haben dem Herrn Verfasser schon längst einen Platz unter unsern beliebtesten Erzählern erworben. Druck und Papier ist schön, die äußere Ausstattung überhaupt geschmackvoll.

---

[178] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Forum der Journalliteratur.

Zweites Heft.

Inhalt: Vom Berliner Journalismus. — Die Gubitzsche Preisbewerbung.

Berlin, den 20. Mai 1831.

W. Logier, Buchhändler.

---

[179] In allen Buchhandlungen ist geheftet für 18 kr. zu haben:

Der Sybillen Weissagungen und Prophezeihungen oder Salomonischer Schlüssel zur Zukunft. Aus dem schriftlichen Nachlaße eines polnischen Mönches rc. und wie diese Weissagungen und Prophezeihungen in diesen letzten Zeiten werden erfüllt werden. Aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzt. (Hanau 1831 bei Friedrich König.)

---

[181] Bei Goedsche in Meissen ist neu erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben: (in Stuttgart bei Löflund und Sohn, in Pest bei O. Wigand, in Wien in der Gerold'schen, in Prag in der Calve'schen, so wie in allen andern Buchhandlungen daselbst.)

Unparteiische Beleuchtung

des Hauptcharakters und Grundfehlers des römischen Katholicismus,

in Beziehung auf Glaubenssachen, auf das Kirchenthum, auf die äußere Gottesverehrung und auf den Staat. Ein Sendschreiben an alle Nicht-Papstgläubige im Norden und Süden, im Osten und Westen. Von Alexander Müller, Herausgeber des canonischen Wächters. 8. geheftet 6 Gr.

Der Name des Verfassers bürgt für das hohe Interesse dieser Schrift.

Der entlarvte Jesuit,

dargestellt v. L. v. Alvensleben Die verabscheuungswerthen Grundsätze und Lehren der Jesuiten, aus ihren eigenen Schriften entlehnt; und die Jesuiten als Königsmörder. 2te neu durchgesehene Auflage, vermehrt durch die Monila secreta und das Bildniß Loyola's. 8. geh. 15 Gr.

Wer die Jesuiten genau kennen, und ihre schändlichen Umtriebe würdigen lernen will, der lese diese nach den besten Quellen bearbeitete Schrift, die binnen kaum 4 Monaten eine 2te Auflage erlebte, welcher ein wahrhaft merkwürdiger Anhang beigefügt ist, der einen höchst interessanten Beitrag zur neuesten Geschichte der Jesuiten liefert.

Politisch-satyrische Geiselhiebe,

oder Bemerkungen und Betrachtungen über Personen und Ereignisse der neuesten Zeit. 8. geh. 12 Gr.

Mit ungemeinem Glücke und vielem Witze ist hier in einzelnen Aufsätzen die lächerliche Seite der neuern politischen Ereignisse, so wie vieler Personen, welche Stoff zu politischem Tagesgespräch gaben, aufgefaßt, wobei oft die bitterste Satyre vorherrscht.

Mischko, ungarische Paprika.

Eine Sammlung volksthümlicher Charakterzüge und belustigender Anekdoten. Mit 1 illumin. Titelkupfer. 8. geh. 20 Gr.

Diese ächt ungarischen, den National-Charakter der Ungarn treffend bezeichnenden Anekdoten werden Jedem eine sehr heitere Lektüre gewähren.

[183] Nützliche und wohlfeile Schriften.

Von uns sind so eben versandt und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine Lehren von den epidemischen und ansteckenden Krankheiten, insbesondere der Cholera, und den zu ihrer Hemmung oder Minderung geeigneten Maaßregeln. Von Dr. J. J. Sachs. 8 Gr.

Ueber die eigenthümliche Seelenstörung der sogenannten „Seherin von Prevorst." Von Dr. D. G. Kieser, Professor in Jena. 8 Gr.

Nützliche Erheiterungen für die Jugend. Herausgegeben von einem sorgsamen Vater. (Mit Beiträgen von sehr beliebten Schriftstellern.) Kart. 12 Gr.

Ein aufmerksames Publikum wird durch unsre Verlags-Artikel selbst, so wie durch die öffentlichen Beurtheilungen, sich immer mehr überzeugen, daß wir nur Geprüftes zum Druck befördern.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

---

[186] Bei Bossange Père in Leipzig erscheint seit Anfang dieses Jahres jeden Monat:

BULLETIN BIBLIOGRAPHIQUE
ou
Liste des ouvrages nouveaux,
des
Cartes géographiques et plans, gravures, lithographies et oeuvres de musique
Publiés en France.

Versendet ist: Mai-Heft (No. 6) 1831, und dieses, wie auch die frühern und folgenden Hefte, durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

---

[187] E. T. A. Hoffmann's Schriften.
10 Bände.

Die Ankündigung der erzählenden Schriften E. T. A. Hoffmann's, welche in Stuttgart erscheinen, hat bereits mehrmals zu dem auch öffentlich ausgesprochenen Irrthum Veranlassung gegeben, als ob das Publikum hier eine vollständige Sammlung der Werke des genannten Dichters erwarten dürfe, und als ob bisher keine solche vorhanden gewesen sey. Besonders der letzte Umstand fordert mich zu der Erklärung auf, daß schon im J. 1827 eine geordnete Ausgabe dieser Werke in 10 Bänden bei mir erschienen ist, die mit Ausnahme des Inhalts zweier Bändchen, welche bald nach dem Tode des Dichters unter dem Titel: Hofmann's letzte Erzählungen, in Dümmlers Verlage erschienen, alle bedeutende Werke desselben umfaßt, zu welcher Gesammtausgabe mir zum Theil das eigene Verlagsrecht mehrerer Werke die Befugniß gab, theils auch die Uebereinkunft mit den rechtmäßigen Verlegern der übrigen Werke. Der Inhalt dieser Ausgabe ist folgender: 1—4r Bd.: Serapionsbrüder, 4 Bände; 5r: Nachtstücke, 2 Theile; 6r: Elixire des Teufels, 2 Theile; 7r: Phantasiestücke nach Callots Manier, 2 Theile; 8r: Kater Murr, 2 Theile; 9r; Klein Zaches. Prinzessin Brambilla. 10r: Seltsame Leiden eines Theaterdirektors und Meister Floh. Die Stuttgarter Ausgabe enthält dagegen nur die obenerwähnten 2 Bände: Hoffmann's letzte Erzählungen, die Biographie des Dichters und den größeren Theil der Erzählungen in den Serapionsbrüdern.

Wenn nun gleich der Preis dieser Sammlung ihrer Bändezahl und Reichhaltigkeit nach mäßig zu nennen ist, so will ich doch, um jener scheinbaren Concurrenz zu begegnen, und die Anschaffung dieser Sammlung zu erleichtern, die bisher bestehenden Preise folgendergestalt erniedrigen:

die Ausgabe auf gutem Druckpapier
von 13 Rthlr. 8 Gr. auf 8 Rthlr.,
die mittlere auf weißem Druckpapier
von 16 Rthlr. 20 Gr. auf 10 Rthlr.,
die beste Ausgabe auf Velinpapier
von 22 Rthlr. 12 Gr. auf 15 Rthlr.,

für welche Preise das Werk durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist. Bei einer Bestellung von 6 Exemplaren erhält man das 7te gratis.

Berlin, im Mai 1831.

G. Reimer.

---

[188] Bei mir sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Novellen-Kranz von Louis von Wallenrodt, 1r Bd. 1⅓ Thlr.

Anweisung für junge Pharmaceuten das Studium der Botanik zweckentsprechend und selbstständig zu betreiben. Von Dr. W. L. E. Schmidt 10 Gr.

Taschenbuch für Räthselfreunde, oder neue Charaden und Homonymen 1s und 2s Bändchen à 8 Gr.

Handbuch der Schwarz-Seifensiederei oder gründliche Anweisung, die schwarze Talg- und Kunst-Korn-Seife sowohl im Kleinen als Großen mit Sicherheit und Vortheil zu sieden. Von C. A. Tancré. Mit Vorrede vom Geh. Rath Hermbstädt 3 Thlr.

Anweisung für Konditoren, Bäcker, Haushaltungen ꝛc. wie selbige ohne Mühe und Kosten Eyer ein ganzes Jahr frisch erhalten können. Ein auf 30jährige Erfahrung gegründes Mittel. 2te Aufl. 6 Gr.

Moritz Böhme in Stettin.

---

[189] Victor Hugo.

Bei Karl Hoffmann in Stuttgart ist so eben erschienen:

Victor Hugo, Notre-Dame de Paris, 2 Vol. 8. Pap. Velin. broché. 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 18 Gr.

Eine correcte und schöne Ausgabe des neuesten Romans von Viktor Hugo, deren Preis jedem Liebhaber französischer Litteratur die Anschaffung möglich macht. Die Pariser Ausgabe dieses herrlichen Werkes erlebte in zwei Monaten fünf Auflagen!

---

[201] Bei J. H. Bon in Königsberg erschien und ist in allen Buchhandlungen (München in der Joseph Lindauerschen) zu haben:

Loder, J. Ch. v., Staatsr. und Leibarzt in Moskwa. Ueber die Cholera-Krankheit. 8. geh. 9 Gr.

Obige Schrift des berühmten Verfassers, der selbst einem Cholera-Hospital vorstand, wird gewiß allen Aerzten und selbst Laien eine willkommene Erscheinung seyn.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 1.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 1.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von H. Heine. 157. 158.
Faustische Scenen, von G. Pfizer. 159. 160. 161. 163. 165. 166. 167.
Gedichte von Ludwig Löhner. 170. 176. 179.
Der nächtliche Dieb, von A. Stöber. 177.
Im Straßburger Münster, von A. Stöber. 181.
Räthsel: Nadel, Zwirn und Fingerhut. 157. — Der Cocon der Seidenraupe. 175.
Homonyme: Nagel. 163.
Charade: Harmonie. 169.

Romane und Erzählungen.

Der Doppelgänger. 160. 161. 162.
Der Priester von St. German l'Auxerrois. 173 — 180.

Länder- und Völkerkunde.

Die Pariser Boulevards im Jahr 1831, von Depping. 175. 176. 177.
Miszellen aus Neapel. 178. 179. 180. 181.
Die Mongolen unter chinesischem Scepter. 181.

Reisen.

Chili. Aus Duperreys Reise um die Welt. 156. 157. 158.
Reisebilder vom Genfersee. Zweiter Abschnitt. 162. 163. 164. — Dritter Abschnitt. 168 — 172.

Naturgeschichtliches.

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen, von De Candolle. 166 — 170.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der altfranzösische Reineke Fuchs, von Wolff. Zweiter Artikel. (Forts. v. Nr. 139.) 156 — 159.
Ueber Schriftfälschung. 164. 165.
Miszellen. 165.
Nöthige Erklärung. 166.
Ein Brief Newtons über die Bilder, welche das Sonnenlicht auf der Netzhaut des Auges hervorbringt. 171.
Nichts Neues unter der Sonne. 172. 173. 174.

Korrespondenz.

Berlin. 156. 157. 158. 159. — Paris. 160. 167. 168. 169. 174. 178. 179. 180. — Straßburg. 161. 162. — Rom. 162. 163. 164. 165. — London. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. — Briefe über Wiener Leben und Anstalten. Erster Brief. 171. — Zweiter Brief. 175. — Dritter Brief. 176. 177. — Vierter Brief. 181. — Schwyz. 179. 180.

Kunst-Blatt.

Nro. 52.

Ulysses und Nausikaa. Nach einer skizzirten Federzeichnung von Prof. Julius Schnorr. — Kunstausstellung in Mailand. (Beschl.) — Auszug aus der Stiftsurkunde der freien Gesellschaft der schönen Künste zu Paris. — Paris. — Berichtigung.

№. 156.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 1. Juli 1831.

Hie sieht man, daß der Kunsten Schatz
In schlechtem Leib oft hat sein Platz,
Dem man's nit zu thut trauen;
Darum man nit urtheilen muß
Nach dem äußern Anschauen.

Hans Sachs.

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

Von O. L. B. Wolff.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung v. Nr. 139.)

Wir haben im ersten Artikel den interessanten altfranzösischen Roman seiner Oekonomie und seinem Ursprung nach betrachtet und wollen nun den Hauptinhalt der einzelnen Branchen oder Kapitel angeben, wobei wir zweierlei Absicht haben: einmal dem Leser einen Begriff von dem derben Witz und Humor des eigentlichen Mittelalters zu geben, soweit ein trockener Auszug oder vielmehr eine blose Inhaltsanzeige ihn zu geben vermag, und dann den Leser zu überzeugen, daß der weit spätere plattdeutsche Reineke zwar ein gerundeteres Ganze, ein eigentlicher satirischer Roman, aber der ganzen Fabel und größtentheils allen Episoden nach, in diesem französischen, von mehrern Verfassern herrührenden Werke enthalten ist.

Sollte diese Darstellung Theilnahme finden, so theilen wir wohl später eine oder die andere Branche, ganz oder im Auszug, in deutscher metrischer Bearbeitung mit.

Wie wir im ersten Artikel angeführt haben, ist die erste Branche gleichsam die allgemeine Einleitung in die Galerie von Renarts Schelmstücken und Schicksalen. Sie endet damit, daß der erste Streich desselben erzählt wird.

Renart stielt dem Wolf drei Schinken, nachdem er ihm vorher den Rath gegeben hat, dieselben vor den Leuten zu verbergen und zu sagen, sie seyen ihm gestohlen worden. — Als der Wolf darauf über den Verlust klagt, neckt er ihn noch damit, daß er ihn lobt, wie vortrefflich er seine Rolle spiele. Diese Episode ist mit köstlicher Laune behandelt; wir theilten sie gern mit, wenn uns der Raum nicht zu beschränkt wäre und uns noch so Vieles übrig bliebe. — Das war, wie der Dichter meint, übrigens nur ein Jugendstreich des Meister Fuchs (ce fut des enfances de Renart); er hat später seinem Oheim und andern noch manchen Schabernack (maint anui) zugefügt.

Hier endet die erste Branche, deren Verfasser sich nirgends genannt hat. — Die zweite enthält ein hors d'oeuvre und besteht eigentlich abgerissen für sich, wenigstens schließt sie sich durchaus nicht an die erste an. Sie führt die Ueberschrift: Wie Renart den Kärnern die Fische auffraß (Si coume Renart manja le poisson aus charretiers); ähnlich der Episode im deutschen Reineke.

Die folgende Branche führt die Ueberschrift: Wie Renart den Isengrin zum Mönch machte (Si coume Renart fist Ysengrin moin). Renart brät sich Aale in seiner Burg Malpertuis; der Wolf, vom Geruch angelockt, kommt dazu und bittet sich etwas von der leckern Speise aus. Der Fuchs macht ihm weiß, es seyen Mönche bei ihm zum Besuch, denen die Fische zugehörten, und er könne Niemanden Quartier geben, der nicht Mönch oder Eremit sey. Aus Gefräßigkeit läßt sich nun Isengrin bereden, auch in den geistlichen Stand zu treten, und steckt, um die Tonsur zu empfangen, den Kopf durch eine Oeffnung in der Thür, worauf ihn Renart mit siedendem Wasser be-

gießt und wodurch er eine natürliche Glatze nebst vielen Schmerzen davon trägt. Er läßt sich jedoch von dem falschen Fuchs beschwatzen und zeigt sich willig, Novizendienste zu thun.

Die nächste Branche: Wie Renart den Isengrin Aal fischen ließ (Si coume Renart fist peschier a Ysengrin les anguiles), erzählt denn nun, von welcher Art jene Dienste waren. Renart macht seinen gefräßigen Oheim glauben, er müsse jezt als Novize Aal fischen und führt ihn demzufolge an einen Teich, wo er ihm einen Eimer an den Schwanz bindet und diesen in das Wasser läßt, durch ein in das Eis gehauenes Loch; es ist nämlich mitten im Winter. Der Eimer friert ein und der Wolf sieht sich demzufolge gefangen. Eine Jagdgesellschaft kommt dazu, und es droht dem Wolf große Gefahr; durch einen Fehlhieb aber, der seinen Schwanz trifft, entkommt er noch glücklich mit Zurücklassung dieser Zierde. Im deutschen Reineke wird des Wolfs Gattin, nicht er selbst, vom Fuchs auf diese Weise überlistet. — In der fünften Branche [1]) beschwazt der Fuchs Chanteclér den Hahn, ihm etwas vorzusingen; dieser traut ihm Anfangs nicht, läßt sich jedoch am Ende aus Eitelkeit dazu überreden und schließt während des Krähens die Augen. Renart benuzt das und schleppt den armen Hahn davon, wird aber von Bauern verfolgt. Der Hahn beredet jezt Renart, die Bauern zu verhöhnen, und da es, wie der Dichter meint, keinen noch so klugen gibt, der nicht auch einmal dumme Streiche macht [2]), so läßt sich der listige Fuchs auch richtig dazu verleiten und reißt den Rachen weit auf zu diesem Zweck. Der Hahn ergreift den Augenblick und entwischt ihm. — Er unterläßt nun nicht, ihn zu verspotten; der Fuchs verwünscht den Mund, der sich, wenn er schweigen soll, einfallen läßt, Lärm zu machen [3]), und schleicht sich davon.

Die Lehre, daß auch der Klügste sich fangen lasse, wird in dem folgenden Abschnitte, welcher den Titel führt: dieß ist der Streit der Meise mit Renart [4]), noch mehr bestätigt, indem der Fuchs während des Verlaufes derselben mehr als ein Mal hinter das Licht geführt wird. Er kommt zuerst zur Meise, die er einladet, ihn zu küssen, denn es sey ein allgemeiner Friede unter den Thieren ausgeschrieben. Die Meise willigt ein, unter der Bedingung, daß er während des Kusses die Augen schliesse. Er thut es in der Absicht, sie dennoch zu fangen; sie hält ihm aber Moos vor den Rachen, in welches er beißt, und fliegt davon. Er sucht sie wiederholt zu neuen Umarmungen zu bereden, sie erhört ihn jedoch nicht, und er wird endlich durch herannahende Jäger vertrieben. Bald darauf stößt er zu Tybert dem Kater, mit dem er ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet; sie finden unterweges eine Wurst, welche sie mit einander theilen wollen; Renart trägt dieselbe zuerst, aber ungeschickt, so daß der eine Zipfel auf der Erde nachschleift. Unter dem Vorwande, säuberlicher damit umzugehen, schwazt Tybert sie ihm ab, erklettert ein Kreuz, das am Wege steht, und verzehrt sie hier allein zu seines Schalksgenossen großem Leidwesen, der nichts davon zu kosten bekommt. Renart entfernt sich fluchend und schimpfend.

Eine Episode, welche den Helden des Romans durchaus nicht berührt, sich aber genau an das Vorhergehende anschließt, macht den Inhalt der fünften Branche von Tybert dem Kater und den zwei Priestern (C'est de Tybert le Chat et des deux Presters) aus. — Zwei Priester reiten vorbei und sehen den Kater auf dem Kreuze sitzen. Sein Fell sticht ihnen in die Augen und sie streiten sich lebhaft, wer von ihnen beiden ihn haben soll, noch ehe sie ihn gefangen. — Der Eine will ihn vom Pferde aus fangen, und streckt sich so lang wie möglich aus, um ihn zu greifen. Tybert zerkrazt ihm aber das Gesicht, worüber der Pfaff vor Schrecken vom Sattel fällt. Jezt springt der Kater auf das Roß und sprengt mit demselben nach des Priesters Wohnung zurück, wo ihn dessen Frau, die im Hofe Holz spaltet, für den Teufel ansieht. Er entwischt nun glücklich. — Die beiden Priester halten ihn ebenfalls für einen bösen Geist und fangen an zu beten und geistliche Lieder zu singen [1]); dann kehren sie nach Hause, wo sie betrübt ihr Abentheuer erzählen und es dem Feinde der Menschheit zuschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

[1]) Si coume Renart prist Chanteclér le Coc.

[2]) N'est si sage qui ne foloit.

[3]) La bouche, fet-il, soit honie
Qui s'entremet de noise fere
A l'eure qu'el se devroit tere.

[4]) C'est le desputement de la Mesange avec Renart.

[1]) Lors conmence une Kyriele
Sa credo et sa miserele,
Pater noster et sa letanie
Et sire Turgis (der andere Priester) li aïe.

Chili.

Aus Duperreys Reise um die Welt.

Wir haben in Nro. 82 und 83, 1831 dieser Blätter die französische Corvette La Coquille auf ihrer Reise um die Welt nach den Maluinen oder Falklandsinseln begleitet, und geben nun im Folgenden aus den Tagebüchern der Expedition Einiges über die Westküste von Südamerika.

Die Korvette lief aus der Bai von Soledad am 18ten December 1822 und steuerte südlich, um Cap Horn zu umsegeln; sie lief am Staatenlande vorbei und umschiffte am 1. Januar 1823 das durch Stürme so verrufene Vorgebirge. Zu dieser Jahreszeit sind die Nächte hier kaum vier Stunden lang. Nicht weit vom Cap

Horn liegt die Inselgruppe von Neushetland; diese Inseln, die zum Theil sehr hohe Berge tragen, bestehen aus dürren, fast das ganze Jahr mit Eis bedeckten Felsen; von Grün ist weit und breit keine Spur, und sogar im hohen Sommer findet man nur einige armselige Gräser und Flechten auf dem kahlen Fels. Die einzigen Bewohner dieser schauerlichen Gegenden sind unzählige Schaaren von Pinguins und mehrere Seehundarten, vorzüglich der Meerelephant und die Pelzrobbe.

Mit günstigem Winde, umschwärmt von Cachelots, die wegen ihres Thrans, wegen des Wallraths, vorzüglich aber wegen der Ambra, die sie liefern, sehr gesucht sind, fuhr die Coquille rasch an der Küste von Araucanien und Chili hin und warf endlich am 20ten Januar Anker in der weiten Bai von Conception, just als O'Higgins, der Präsident der Republik Chili, gezwungen seine Entlassung nahm. Wenige Tage nachher legte sich die Korvette Independencia auf der Rhede vor Anker; es befanden sich darauf dreihundert-fünfzig Mann unter dem Befehl des Obristen Beauchef, der früher Sousadjudant in der kaiserlichen Garde gewesen war. Kaum war sein Regiment, das fast lauter französische, englische und schwedische Offiziere hatte, ausgeschifft, so manövrirte es; die Reisenden konnten sich über die schöne Haltung und die Fertigkeit der Truppen nicht genug wundern. Es ist das tapferste Regiment in der chilischen Armee und General Freire hält sehr viel darauf. Es ist gekleidet wie die Grenadiere der alten französischen Garde; die einzige Manufaktur im Lande, die ein Schweizer angelegt hat, liefert das blaue Tuch dazu; die Soldaten tragen indessen keine Schuhe, sondern gehen barfuß. Die Löhnung eines Fußgängers ist acht Piaster monatlich (etwa zwanzig Gulden), die eines Kapitäns 250 Piaster; aber seit mehreren Jahren hat kein Mann im Regiment einen Groschen bekommen, und es ist kein Soldat da, der nicht wenigstens 300 Piaster gut hat. Bei jeder Kompagnie befinden sich Freiwillige, welche gespeist und gekleidet werden, sonst aber nichts erhalten und rein vom Raube leben. Ein Laster vermochte Beauchef, trotz seiner Strenge, nicht auszurotten, nämlich das Stehlen; es gibt kein größeres Raubgesindel als die chilischen Soldaten; was ihnen in die Hände fällt, ist gute Prise, und sie achten sogar das Eigenthum ihrer Offiziere nicht. Abgesehen davon, sind sie sehr lenksam, lernen sehr rasch den Dienst und haben viel Muth; ihre Mäßigkeit übersteigt alle Begriffe; sehr oft, während des furchtbarsten Bürgerkriegs, erhielt der Mann auf zwei bis drei Tage nichts als eine kleine Ration trockenes Korn.

Gegen die Europäer äußern die Chilier die tiefste Verachtung; wirklich ehrenhaft und tapfer ist in ihren Augen Niemand als sie selbst und die Araucanos, ihre Stammväter. Sie sind, wie ein großer Theil der Bewohner von Südamerika, mit denen sie überhaupt den merkwürdigen ritterlichen Charakter, der diese wilden und halbwilden Stämme auszeichnet, gemein haben, vortreffliche Reiter; von Jugend auf lernen sie ein Pferd bändigen und es im vollen Lauf mit der Schlinge oder dem Lasso fangen; sie werfen diese Schlinge und einen oben mit metallenen Kugeln versehenen Strick von gedrehtem Leder mehrere Klafter weit, und halten so ein Pferd auf und werfen einen Reiter aus dem Sattel. Diese Fechtart haben sie von dem eingebornen, tapfern Stamm der Araucanos geerbt.

Von Talcahuano, wo die Korvette vor Anker lag, bis Conception, der Hauptstadt von Chili, sind es etwa 1½ geogr. Meilen, und die Straße führt meist über Flugsand. Hie und da sieht man einen großen grünen Fleck, aus einer besondern Art von Erdbeeren gebildet, und dazwischen sehr hohe Myrthen, an denen sich eine Pflanze mit feuerrothen Blumen aus der Familie der Spargeln, Lapagerie genannt, hinaufschlingt. Ein Paar hundert Schritte, ehe man nach Conception kommt, biegt man um einen großen, kreisrunden, mit hohen Hügeln eingefaßten Sumpf; eine enge Schlucht führt endlich zu einer unermeßlichen Ebene, in der die Stadt, am Fuße einer Kette von Granitbergen, auf dem rechten Ufer des Biobio liegt. Conception ist eigentlich blos ein großer Flecken; es hat weder Barrièren, noch Thore, noch Verschanzungen. Die Bevölkerung steht mit der großen Ausdehnung des Orts durchaus in keinem Verhältniß und beträgt kaum zehntausend Seelen. Die meist verödeten Straßen und die halbverbrannten Häuser erinnern nur zu lebhaft an die Gräuel des Bürgerkriegs. Die Häuser sind aus Furcht vor den hier so häufigen Erdbeben nie höher als ein Stockwerk und aus Backsteinen oder Fachwerk mit Lehmwänden gebaut. Die öffentlichen Gebäude sind höchst geschmacklos; nur die Kirchen, deren sehr viele sind und die jezt meist zu Kasernen dienen, sehen besser aus. In der Mitte befindet sich ein großer, viereckiger Platz, an dem das Regierungsgebäude, die Hauptkirche und der Bazar liegen. Der Schmutz und Gestank in lezterem gehen über alle Begriffe. Am westlichen Ende der Stadt steht ein hoher Galgen, auf dem ein Menschenkopf in einem eisernen Ring hängt; es ist der Kopf des Bonavides, der lange für das Land ein Gegenstand des Schreckens gewesen war.

Die Ueberreste der Araucanos, der Ureinwohner des Landes, wohnen im Süden von Chili zwischen den Anden und dem Meer; sie theilen sich in nomadische und in ansäßige Stämme; leztere leben unter Kaziken in Dörfern und bilden eine Art von Föderativstaat, an dessen Spitze der mächtigste Häuptling steht. Sie sind sehr kräftig, von mittlerer Größe, aber schlecht gewachsen; ihr Gesicht ist kupferfarbig, breitgedrückt, ihr Blick wild

und finster; die Lippen sind dick, das Kinn rund, das Haar lang, dicht und schwarz. Ihr vornehmstes Geschäft ist, sich untereinander oder die benachbarten Völker zu bekriegen. Der Araucano gibt sich niemals mit irgend einer Handarbeit ab; er würde dadurch den Rechten seines Geschlechts und der Kriegerehre etwas vergeben. Seine Pferde zieht er, gleich den Bewohnern der benachbarten Pampas, mit denen überhaupt die Araucanos viele Aehnlichkeit haben, nicht selbst auf; die freien Pferde haben sich bekanntlich in den weiten Ebenen von Südamerika unglaublich vermehrt und schwärmen in unzähligen Rudeln umher; die Eingebornen fangen sie mit dem Lasso und bändigen sie, sie mögen noch so wild seyn. Sie sind so gewandt in der Führung des Pferdes, daß sie die steilsten Abhänge im Gallop hinauf und hinabreiten. Sie bereiten aus den Früchten verschiedener Sträucher ein gegorenes Getränke, Cici; lieber noch aber trinken sie Wein, besonders Branntwein, den sie sich durch Tauschhandel aus Conception verschaffen; dem Trunke überlassen sie sich ohne Maaß und Ziel, und ihre Streitigkeiten, in welche sie im Rausche gerathen, nehmen häufig ein sehr blutiges Ende. Die Weiber sind in ihren Augen nicht viel mehr als Lastthiere; die ganze Sorge für das Hauswesen liegt auf ihnen, sie errichten die Hütten, bauen das Feld und folgen den Männern auf ihren Kriegszügen, um die Pferde zu besorgen und die Beute zu bewachen. Die Hauptnahrung dieser Völker besteht in geröstetem und zerstoßenem Mais und in Fleisch, das in dünnen, langen Streifen an der Sonne getrocknet wird. Ihre gewöhnliche Waffe ist eine wenigstens zehn Fuß lange Lanze mit vier Zoll breitem, zwei Fuß langem Eisen; sie führen diese plumpe Waffe mit der erstaunlichsten Gewandtheit; Flinten, überhaupt Schießgewehr, haben sie nicht gerne, so leicht sie es sich auch verschaffen könnten. Ferner ist in ihren Händen der Lasso eine furchtbare Waffe. Sie sind große Liebhaber des Tanzes; die Schritte sind Anfangs langsam, abgemessen, werden aber immer rascher und am Ende zu unordentlichen Sprüngen; der Tanz wird gewöhnlich mit Gesang begleitet; dieser ist traurig, eintönig und besteht aus lauter Kehllauten. Der unanständigste Tanz, den eine männliche und eine weibliche Person allein tanzen, ist der allerbeliebteste. Die jungen chilischen Damen haben ihn in den Salons von Conception eingeführt, und er wird jezt dort weit häufiger getanzt als der nationale Fandango.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Eine kleine Komödie.

In Vogelsdorf, eine Station von Berlin, pochte man neulich um Mitternacht heftig den Wirth heraus. Ein Polizeikommissär mit Gensdarmen dringt ein. Seine Blicke fliegen im mitternächtlichen Zimmer umher, aber es sind keine Gäste, nur bleiche Kellnergesichter da. Er zieht den Wirth beiseit und fragt ihn mit bedenklicher Stimme: „Wann pflegt die preußische Schnellpost hier anzukommen?“ — „In einer halben Stunde.“ — „Sind Sie dessen gewiß?“ — „So gewiß, als ich hier vor Ihnen stehe.“ — „Sie stehen nicht. Sie zittern.“ — „Ueber den unerwarteten, nächtlichen — Besuch.“ — „Sie schweigen bei Ihrem Leben von Allem, wovon zwischen uns die Rede war.“ — „Ich werde nicht viel zu verschweigen haben, Herr Kommissarius.“ — „Auch keiner Ihrer Domestiken darf davon erfahren.“ — „Daß die Danziger Post ankommt, das weiß ja ein jeder auf's Haar. Sie stehen schon auf dem Sprunge.“ — „Stille!“ — „Da bläst bereits der Postillon.“ — „Es darf uns Keiner entkommen.“ — „Mein Gott, wer sind Sie? Sie tragen doch die hochverehrte Uniform, und dies war bis dato eine sichere Straße.“ — „Sind die Mauern Ihres Hauses fest? Kann man die untern Fenster verrammeln?“ — „Was soll aus meinem ehrlichen Hause werden?“ — „Bis auf weitere Ordre ein Gefängniß.“ — „Wenn nur das Leben der armen Passagiere sicher ist; denn ich lebe einmal von den Passagieren.“ — „Den Schuldlosen wird kein Haar gekrümmt.“ — „Um Gotteswillen, reißen Sie mich aus meiner Verlegenheit, Herr Kommissär. Kommt eine Räuberbande mit der Diligence? Sind es vielleicht polnische Rebellen?“ — „Dort hält der Wagen. Was pflegen die Passagiere hier zu thun? Verstehen Sie, ich muß Alles wissen.“ — „Sie fordern Kaffee; sie kriegen ihn, sie trinken ihn, sie bezahlen ihn, sie steigen wieder ein.“ — „Das sollen sie diesmal bleiben lassen.“ Die Diligence hält. Einige Passagiere, schlaftrunken, gähnend, sich reckend, treten ein. Sie fordern Kaffee; man weicht zurück. „Polizei! Was soll das seyn? Auf wen warten Sie, meine Herrn?“ — „Auf Sie.“ — „Werthester Herr Kommissarius, sind Sie es? Willkommen!“ — „Zurück!“ — „Was soll das heißen? wir sind ja alte Bekannte. Keinen Handschlag?“ — „Das geht nicht mehr.“ — „Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin ja der Schauspieler Krüger.“ — „Ich kenne Sie nur zu gut.“ — „Meine Frau sizt auch im Wagen.“ — „Desto schlimmer für sie.“ — „Was ist das, was bedeutet das? Gensdarmen spannen die Pferde aus! Sie müssen ja aus den Zeitungen wissen, ich komme von Danzig. Sie werden gelesen haben, mit welchem Beifall ich —“ — „Hier hilft keine Kunst.“ — „Mein Gott, wofür sehen Sie mich an?“ — „Herr Krüger, ich darf es Ihnen nicht mehr verhehlen: Sie sind verdächtig als cholerisch.“ — „Ich cholerisch! Man weiß, daß ich in den heftigsten Affektrollen innerlich ruhig bleibe —“ — „Thut nichts, Herr Krüger.“ — „Daß ich kalt bin, wenn ich rase —“ — „Thut nichts, Herr Krüger. Der Jude wird doch verbrannt, müssen Sie ja aus dem Nathan wissen.“ — „Spielen Sie hier Komödie? Erinnern Sie sich, daß es schon Mitternacht ist.“ — „Die Komödie, Herr Krüger, könnte bis morgen früh und noch ein bischen länger dauern. Wie viel sind Ihrer in der Diligence?“ — „Ich glaube an zwanzig.“ — „Kommen Alle von Danzig?“ — „Das nicht; mehrere sind unterwegs dazugekommen.“ — „Aber doch mit Ihnen gefahren.“ — „Bin ich denn ansteckend?“ —

„Ich kann Sie nur beklagen,
Weil ich zu schwach zum Helfen bin.“

„Sie wollen doch nicht die Armen aufwecken? sie schlafen so süß nach einer beschwerlichen Fahrt. Wenn man Contrebande fürchtet, kann man uns ja plombiren und die Untersuchung bis auf den Berliner Packhof verschieben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Juli 1831.

Möge Alles blühn und schallen,
Zephyr, Blüth' und Nachtigallen
Sind die Sprache meiner Lust.

St. Schütze.

Gedichte von H. Heine.

I.

In dem Walde sprießt und grünt es
Fast jungfräulich lustbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, sey willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör' ich,
Wie du flötest selig trübe
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied ist lauter Liebe.

II.

Der Schmetterling ist in die Rose verliebt,
Umflattert sie tausendmal,
Ihn selber aber, goldig zart,
Umflattert der liebende Sonnenstrahl.

Jedoch in wen ist die Rose verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Ist es die singende Nachtigall,
Oder der schweigende Abendstern?

Ich weiß nicht in wen die Rose verliebt,
Ich aber lieb' Euch all'
Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl,
Abendstern und Nachtigall.

III.

Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da schaut sie zu ihren Füßen
Den armen blassen Gesell'n.

IV.

Mit deinen blauen Augen
Siehst du mich lieblich an,
Da wird mir so träumend zu Sinne,
Daß ich nicht sprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts,
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz.

V.

Sorge nicht, daß ich verrathe
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit,
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt, in still verborgner Huth,
Jenes glühende Geheimniß,
Jene tiefgeheime Gluth.

Sprüh'n einmal verdächt'ge Funken
Aus den Rosen — sorge nie!
Diese Welt glaubt nicht an Flammen,
Und sie nimmt's für Poesie.

VI.

Ernst ist der Frühling, seine Träume
Sind traurig, jede Blume schaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmuth im Nachtigallenlaut.

O lächle nicht, geliebte Schöne,
So freundlich heiter, lächle nicht!
O weine lieber! Eine Thräne
Küß' ich so gern dir vom Gesicht.

(Der Beschluß folgt.)

C h i l i.

(Fortsetzung.)

Die Araucanos sprechen verschiedene Dialekte, das chili-Duga, (das eigentliche Chilisch) und das Araucanische. Das Andenken an merkwürdige Begebenheiten erhalten sie mittelst der Quipos, verschiedenfarbiger Schnüre, in die man nach einer bestimmten Ordnung Knoten knüpft. Sie haben eine Ueberlieferung von einer allgemeinen Fluth, in der das Menschengeschlecht umkam. Ihr Jahr besteht aus zwölf gleich großen Monaten und fünf Zusatztagen; die Tage werden, wie bei den Japanesen, in zwölf gleiche Theile, sechs helle und sechs finstere, eingetheilt. Ihre astronomische Kenntnisse sind nicht ganz unbedeutend und sie haben für jedes Sternbild einen Namen. Sie haben Aerzte und Wundärzte, die eine ziemliche Menge von Pflanzen kennen und anwenden. Die Frauen sind sehr geschickt im Verfertigen von Wollenzeugen für ihre Ponchos, die der Anführer sind sehr gut gewoben, die Zeichnungen darauf ganz geschmackvoll und die Farben sehr lebendig. Die Kleidung der Frauen ist sehr einfach; sie gehen immer in bloßem Kopf und mit bloßen Füßen, ein sehr weites Gewand verhüllt sie vom Busen bis zu den Knieen. Ihre Häuser sind aus Lehm gebaut, mit Blättern gedeckt und in verschiedene Gemächer abgetheilt, worin je eine Frau — denn die Araucanos sind Polygamen — für sich lebt.

Das Klima von Chili ist im Allgemeinen angenehm, mild; es gleicht sehr dem Klima des südlichen Frankreichs. Während des Aufenthalts der Reisenden in der Bai von Conception fiel das Thermometer im Schatten nie unter 15°, in der Sonne stand es meistens auf 33°. Die Morgen und Abende sind frisch und die Nächte empfindlich kalt; dieß rührt von den dicken Nebeln her, die häufig bei Tag aufsteigen und sich bei Einbruch der Nacht niederschlagen. Die Winter sollen ziemlich streng seyn; Schnee fällt indessen selten. Das Land ist im Uebrigen sehr gesund und von verheerenden Epidemien, wie in den Kolonien, weiß man hier nichts.

Die Einwohner von Conception und der meisten benachbarten Städte sind Abkömmlinge der eingebornen, von den Spaniern unterjochten Völker, oder Creolen mit gemischtem Blut: Allen gemein ist der glühendste Haß gegen den kastilianischen Namen, und es ist nichts Spanisches mehr an ihnen als der Fanatismus und die Faulheit. Der Frauen sind bedeutend mehr als der Männer, eine Folge der unaufhörlichen, verheerenden Kriege. Der Chilier ist beständig zu Pferd; selbst um einen noch so kleinen Weg zu machen, sezt er sich auf; das Geschirr besteht in einem grob geschnitzten Holzsattel, zwei ungeheuren, verzierten Steigbügeln und einem ledernen Lasso; die Räder der Sporen sind so groß wie Thaler. Die Männer tragen gewöhnlich die Landestracht, den Poncho; in den höhern Klassen herrscht indessen europäischer Kleiderschnitt. Das gemeine Volk hat das uralte Landeskostüm beibehalten, einen ungeheuren spitzen Hut, einen groben blauen Poncho, Ermel von buntem Wollenzeug, und Schaffelle um die Beine gewickelt. Die Weiber stehen in äußerer Bildung und natürlichem Anstand weit über den Männern; aber von Unterricht irgend einer Art ist nicht die Rede. Sie sind im Durchschnitt sehr hübsch; ihre Farbe ist gesund und frisch; auf den ersten Anblick erscheinen sie zwar reizend, aber bescheiden; dem ist indessen nicht so, sie lassen ihren Leidenschaften völlig freien Lauf und durch das Klima und die landesübliche Trägheit sind sie durchaus tief gesunken. Maté trinken und schlafen sind die einzigen Beschäftigungen der jungen Chilierinnen. Die alten Frauen sind im Durchschnitt eckelhaft schmutzig, so lange sie aber noch hübsch sind, kleiden sie sich sehr graziös und wissen ihre natürlichen Vorzüge sehr gut herauszuheben. Die Chiaja ist ein Spiel, wobei die jungen Damen den jungen Herrn Blumen zuwerfen und wieder von leztern damit geworfen werden; sie lieben es sehr; über Alles aber geht ihnen der Tanz, denn der Ball ist der Schauplatz ihrer Triumphe. Die gemeinen Weiber von eingeborner Raçe sind kupferfarbig, haben schwarze Haare und ein plattgedrücktes Gesicht. Um das zwölfte Jahr sind sie am reizendsten, denn mit zwanzig sind sie schon verblüht und gelten für alte Weiber. In sittlicher Hinsicht stehen sie noch tiefer als die Vornehmern; ihre Kleidung ist äußerst

einfach, sie besteht in einem blauen wollenen Rock und einer schwarzen Mantilla, in welche sie den Kopf hüllen; sie gehen beständig barfuß.

(Der Beschluß folgt.)

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Die nächstfolgende Branche handelt wieder von den Streichen, die Tybert und Renart einander spielen.

Nicht so gewandt ist der Wolf mit seiner Sippschaft; sie sind zwar sämmtlich gefräßig und habgierig, aber dumm und unbeholfen, und werden daher fast jedes Mal von ihrem schlauen Vetter überlistet und zu ihrem großen Schaden hinter das Licht geführt. — In der nächstfolgenden Branche geht es dem Primaut, dem Bruder des Isengrin, gar schlimm. — Renart hat nämlich eine Schachtel mit Oblaten gefunden, welche ein Priester unterweges verloren. Er gibt dem Primaut davon; diesem gelüstet nach mehr und sie schleichen sich in des Pfaffen Haus, wo sie Wein finden. Renart macht den Primaut betrunken, und veranlaßt ihn dann, nachdem er ihm eine Tonsur geschoren, Messe zu lesen. Primaut thut es und macht einen Teufelslärm dabei. Der Priester wacht darüber auf, die Bauern laufen zusammen und es geht dem armen Schelm schlecht. Als er mit Renart wieder zusammentrifft, ist er entsetzlich aufgebracht und will ihn bei dem Könige verklagen [1]), Renart weiß ihn aber glücklich zu beschwatzen, und sie versöhnen sich wieder.

Die folgende Branche, der Reihenfolge nach die zehnte, schließt sich unmittelbar der vorhergehenden an; wir können sie indessen übergehen, und machen bei dieser Gelegenheit nur auf die Sprüchwörter aufmerksam, die der Dichter sehr geschickt in die ergötzlichen Gespräche einzuflechten weiß und die um ihres hohen Alters und ihrer allgemeinen Verbreitung willen zwiefaches Interesse erregen. So z. B. das folgende, das sich auch im Spanischen u. A. im Gran Tacano des Quevedo wiederfindet: Le vilain dit reson et voir, qui dit qu'entre boucho et quillier avient souvent grant encombrier v. 4076. — De la mano a la boca si pierde la sopa. — Zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt gar oft des Todes Hand.

In der nächsten Abtheilung nennt sich zuerst ein Dichter, Pierrot de St. Clost, [2]) als Verfasser einer Branche. Sie handelt davon, wie Renart, Isengrin und der Löwe die Beute theilten. [1]) Renart befindet sich an einem Maitage in seiner Burg und hat nichts zu essen für seine Kinder und sein schwangeres Weib. Er geht also auf Beute aus und kommt nach der Stadt zu einem Geizhalse, der allein zu Hause ist. Hier schleicht er sich ein und jagt hinter dem Hahn Chanteclér, der ein gewaltiges Geschrei erhebt, her. Bertoult, der alte Geizhals, geht hinaus, um zu sehen, was es gibt. Als er den Gegenstand der Unruhe gewahrt, holt er schnell Netze und fängt den Renart, der sich in einem Haufen Kohl versteckt hatte. Allein der Versuch, den bösen Schalk zu tödten, mißlingt ihm und läuft schlimm aus, denn Renart beißt ihn dermaßen in das Bein und läßt nicht los, daß er endlich geloben muß, ihm, dem Fuchs, in allen Stücken dienstbar und ergeben zu seyn. Demzufolge sieht er sich auch genöthigt, ihm den Hahn zu geben, welchen Renart fortschleppt und unterwegs gar anmuthig wegen seines nahen und gewissen Todes tröstet. Es gibt keine größere Ehre, sagt er ihm u. a., als für seinen Herrn sterben. [2]) Ich versichere dich, wenn du für deinen Herrn stirbst, so wirst du mit den Engeln in die Gesellschaft Gottes gehn, wo ein ewiges Leben deiner harrt. [3]) Der Hahn stellt sich, als glaube er ihm, und bittet ihn daher, er möge ihm doch ein Sterbelied singen. Renart läßt sich fangen und stimmt ein solches an; da er aber dazu den Rachen öffnen muß, so wird der Hahn frei, entfliegt, sezt sich auf einen Baum und höhnt ihn weidlich. — Renart überschüttet sich jezt mit Vorwürfen und bemerkt u. a., Cato sey sehr weise gewesen, als er seinem Sohn vorschrieb, während des Essens wenig zu reden. Jagdhunde kommen dazu und treiben ihn in die Flucht. Auf derselben findet er Nobel und Isengrin, die er begrüßt. Der König ladet ihn ein, mit ihnen auf Beute auszugehen. Sie begeben sich auf eine Wiese, wo ein Stier und eine Kuh mit ihrem Kalbe grasen. Renart wird abgeschickt, um auszuspüren, ob nirgends Gefahr drohe. Er findet den Hirten unter einer Ulme schlafend, springt auf den Baum und besudelt den Schlummernden mit seinem Unrath. Dieser wacht auf, begreift nicht, wo es herkommt, und eilt zu einem tiefen Graben am Ende der Wiese, um sich rein zu waschen. Renart beschleicht ihn von hinten, stößt ihn in das Wasser und wirft ihm einen schweren Stein auf den Leib, so daß der Aermste elendiglich umkommt. — Unterdes-

---

[1]) Ja ne m'estovra clamor fere
Devant Dant Noble le lion.

[2]) Er lebte nach Roqueforts weiter nicht bestätigter Annahme zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Ueber seine Verhältnisse ist nichts bekannt, auch ist kein anderes Gedicht von ihm auf die Nachwelt gekommen. S. Roquefort: Etat de la Poésie Française dans les XII. et XIII. siècles, Paris 1821. S. 161 und 182.

[1]) C'est de Renart et d'Ysengrin et dou Lyon com il departirent la proie.

[2]) Ne puet avoir honor greignor
Con de morir por son seignor, v. 5399—400.

[3]) Que qant por ton seignor morras,
Avec les anges t'en iras
Lasus en la Dieu compaignie
Où auras pardurable vie v. 5411—14.

sen hat der Wolf den Löwen gegen Renart aufgehezt und dieser eilt herzu, den Fuchs zu bestrafen, der sich aber glorreich durch Erzählung seiner Thaten rechtfertigt. Jezt räth Isengrin dem Nobel, Stier und Kuh zu behalten und ihm das Kalb zu geben, Renart aber leer ausgehen zu lassen. Renart spricht dagegen dem Löwen sämmtliche Beute zu, und dieser damit zufrieden, frägt den Fuchs, wer ihn so gut theilen lehrte. — Kein anderer als der Wolf, erwiederte Renart mit merkwürdigen, die Klerisei verspottenden Worten [1]). Der Löwe lobt ihn wegen seiner Klugheit, entfernt sich dann, um die Beute gemächlich zu verspeisen und läßt beiden das leere Nachsehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

[1]) Sire, fait il, par Sainte Luce
Cel vilain a cel rouge aumuce,
Je n'en oi onques autre mestre:
Ne sai s'il est ou clers ou prestre
Oui si porte rouge corone,
Mès bien say se il est personne
Qu'il est ou Pape ou Cardonax, v. 6151—57.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Eine kleine Komödie.

Schon rüttelten die Gensdarmen rechts und links die schlafenden Passagiere: „Meine Herrn und Damen, wir können Ihnen nicht helfen. Sie müssen Alle aussteigen.“ — „Ist ein Wagenrad gebrochen? Der Weg überschwemmt? — Ich steige nicht ab.“ — „Sie müssen. Zwingen Sie uns nicht, Gewalt zu brauchen.“ — „Lieber Himmel, was gibt es?“ — „Man wird es Ihnen im Gastzimmer zu erklären suchen.“

Die vor Nachtfrost bebende, vor Schlaf taumelnde, vor Furcht zitternde Gesellschaft stand im Gastzimmer, Männer, Frauen, Kranke, Kinder. Der Kommissär verliest ihre Namen, die Gensdarmen beleuchten Gesicht für Gesicht, Gestalt um Gestalt. „Es ist Alles richtig,“ sagt der Beamte. „Sie werden, meine Herrschaften, sich bequemen, in Vogelsdorf zu verweilen, bis wir weitere Ordre von Berlin eingeholt haben.“ — „Mein Gott, wir wollen ja Alle nach Berlin.“ — „Berlin ist für Sie gesperrt.“ — „Was will man mit uns machen?“ — „Vorläufig wird man Sie räuchern.“ — Das Wort zuckte wie ein Blitz durch die Nacht. — „Sie verließen Danzig nach Ausbruch der Cholera daselbst, müssen sich deshalb, höchster Anordnung zufolge, einer Medizinaluntersuchung unterwerfen. Hat diese zu einem befriedigenden Resultate geführt, wird man Ihrer Weiterreise kein Hinderniß in den Weg stellen.“

Thränen, Jammer, Wehklagen, Flüche, Verzweiflung. „Wir sind ja Alle kerngesund.“ — „Ich zweifle nicht daran.“ — „Hundert Meilen gefahren, wundgerüttelt; seit sechs Tagen freute ich mich auf das Bett, und nun vor den Thoren von Berlin soll man noch um eine Nacht geprellt werden!“ — Eine Mutter will sich nicht beruhigen lassen, sie bestürmt den Kommissär mit Bitten, Thränen, Drohungen, ihre Kinder erwarten sie. — Eines Beamten Urlaub läuft morgen aus, die Reisebaarschaft eines Andern ist schon ausgelaufen, sie müssen nach Berlin! — „Aber Sie sollen und dürfen nicht.“ — Ein Leberkranker hat die weite Reise vom äußersten Preußen nach Berlin gemacht, sich von Horn kuriren zu lassen. Er pocht auf sein Krankheitsattest, das nichts von Cholera sagt. — „Was will das sagen; mich erwartet die Generalintendantur, das Hoftheater darf nicht warten, ich muß morgen spielen.“ — „Wenn man auch in Berlin der Meinung ist, wird ohne Zweifel sogleich eine Staffette den Befehl bringen, Sie ausnahmsweise frei zu geben.“ — Eine interessante junge Dame gewinnt jezt erst Muth zu sprechen, es ist die treffliche Altistin, Dlle. Hänel: „Ich trete nicht wieder in Berlin auf, sondern bin unverzüglich nach München berufen, wo man mich bei der großen Oper erwartet.“ — „Demoiselle Hänel, ich schäze sehr Ihr Talent, und habe Sie kein Mal versäumt, als Sie in der Königsstadt sangen, aber die Cholera und das Talent sind verschiedene Dinge.“ — „Aber, lieber Himmel, ich reise ja diesmal nur durch Ihre Residenz. Sie haben nur für Berlin zu sorgen, nicht für München.“ — „Der Einwand hätte vor zwei Jahren gelten mögen; seit wir mit Baiern den Handelsverband geschlossen, sind wir, meine verehrte Demoiselle, verbunden, auch für die Cholera in München das Unsere zu thun.“ — „Jedoch ich, Herr Kommissär, ich komme nicht von Danzig, nicht von Preußen, nicht von Polen; ich stieg erst in Müncheberg auf, habe die ganze Nacht kein Auge aufgethan, konnte daher nichts von der Cholera sehen.“ — „Den Seinen gibt er's auch im Schlafe. Mit gefangen, mit gehangen.“ Alle Protestationen blieben vergebens, und die Armen mußten sich bequemen, auf einem großen Strohlager die Nacht zu verbringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Drei flinke Gesellen sind wohl dir bekannt,
Lieb Mädchen, und wärst du im Nonnenstand
Und unter der härtesten Aufsicht geblieben,
Du dürftest die flinken Gesellen doch lieben.

Der Erste wird freilich nur sie genannt,
Doch ist sie als wehrhaft sehr bekannt;
Auch trägt sie weder Haube noch Zopf
Auf ihrem schmalen und hohlen Kopf.

Der Andere windet und krümmt sich fein,
Nach Schlangenweise, doch ohne Gebein;
Auch trägt er zuweilen zerzausten Schopf,
Doch suchst du vergeblich bei ihm den Kopf.

Der Dritte, ein Reiter auf lebendem Pferde,
(Deß Huf nur selten erreicht die Erde)
Er stößt die Erste nur vor den Kopf,
Sie läuft, und den Zweck erreicht der Tropf.

Sie drängt sich allenthalben hinein,
Der andre Gesell geht mit ihr ein,
Schnell wird sie wieder hinweggetrieben;
Von ihnen ist ein Restchen zurückgeblieben.

Doch wenn der Dritte nicht gallopirt
Und ihn sein Pferdchen nicht gut regiert,
Bringt sie mit dem Andern nicht viel zu Stand,
Das Pferdchen jedoch ist stets bei der Hand.

Was diese drei flinken Gesellen vollbracht,
Das reißt man zusammen bei Tag und Nacht,
Sie dürfen nicht rasten, sie dürfen nicht ruhn,
Sie haben tagtäglich die Menge zu thun.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. Juli 1831.

Als wir schieden, da war's am Himmel stürmisch und trübe,
Lag die Erde so kalt, schwiegen die Vögel im Thal.
Jahre schwanden indeß, noch stürmt mir immer der Himmel,
Liegt die Erde mir kalt, singt mir kein Vogel im Thal.

Uhland.

Gedichte von H. Heine.

(Beschluß.)

VII.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und sacht,
Daß sie nicht die Erde wecken,
Die da schläft im Schooß der Nacht.

Horchend stehn die stummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend streckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Wiederhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

VIII.

Schon wieder bin ich fortgerissen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgerissen —
O wüßtest du, wie gern ich bliebe!

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluß darunter fließt so trübe,
Ich scheide wieder von dem Glücke
Vom Herzen, das ich innig liebe!

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen sie vor meinem Schmerze —
Leb wohl, Geliebte, in der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze.

IX.

Die holden Wünsche blühen
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder,
So geht es bis an's Grab.

Das weiß ich, und das vertrübet
Mir alle Lieb und Lust;
Mein Herz ist so klug und witzig,
Und verblutet in meiner Brust.

X.

Wie ein Greisenantlitz droben
Ist der Himmel anzuschauen,
Rotheinäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder,
Müssen welken Blum' und Blüthe,
Müssen welken Lieb' und Lieder
In dem menschlichen Gemüthe.

XI.

Verdroß'nen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reis' ich verdrießlich durch die kalte Welt,
Zu Ende geht der Herbst, ein feuchter Nebel hält
Tiefeingehüllt die abgestorb'ne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend
Das rothe Laub, das von den Bäumen fällt,
Es seufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,
Nun kommt das Schlimmste noch, es regen't.

XII.

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt ist noch dieselbe!
Und noch immer blöd' und kläglich
Spiegelt sie sich in der Elbe.

Lange Nasen, noch langweilig
Werden sie wie sonst geschneuzet,
Und das duckt sich noch scheinheilig,
Oder bläht sich stolz gespreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich diesen Menschenkehrich
Wiederseh' und dieses Wetter!

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Aus den ersten Versen der folgenden Branche scheint hervorzugehen, daß Perrot de St. Cloſt ebenfalls ihr Verfasser sey, doch nennt er sich nicht ausdrücklich, wie in der vorigen. Sie enthält die weiteren Thaten des Wolfs; dieser trifft auf seinem Wege zwei Widder an, die sich streiten. Er will sich über sie hermachen, soll aber zuvor entscheiden, welchem von beiden die Wiese, der Gegenstand des Zwistes, zugehört. Er will sie dem überlassen, der am schnellsten laufen kann. Sie entfernen sich in gleicher Weite von seinem Standpunkte, laufen von beiden Seiten auf ihn zu und stoßen ihn dermaßen mit den Hörnern, daß er wie todt hinsinkt; dann retten sie sich durch die Flucht und Isengrin ist geprellt. Diese Branche, schließt der Dichter, ist gut und klein und gut gemacht, wenn sie gut vorgetragen wird *).

Die nächste Branche erzählt wieder einen Schalksstreich, welchen Renart seinem Oheim spielt. Der Erstere nämlich geht auf die Jagd, kommt in einen Klosterhof, wo er Hühner stiehlt, verspürt nach gehaltener Mahlzeit großen Durst und eilt an den Klosterbrunnen, um sich zu erquicken. Sein Bild guckt ihm aus dem Wasser entgegen, er glaubt es sey Hermeline, seine Gattin, zumal da ihm seine Frage: Was machst du da? vom Echo zurückgegeben wird. Er springt also hinein und erkennt zu spät seinen Irrthum. Während seiner Bemühungen, sich wieder zu befreien, kommt der Wolf herangeschlichen, und ist, da er auch sein Bild im Wasserspiegel gewahrt, der Meinung, Renart sey drunten mit der Dame Hersent, der Wölfin. Der Fuchs macht ihm aber weiß, er sey gestorben und, nachdem er vorher einem alten Hasen und einem bärtigen Ziegenbock seine Sünden gebeichtet, in das Paradies gekommen. Wenn Isengrin auch dahin kommen wolle, so müsse er dasselbe thun, denn ohne Beichte gelange Niemand dahin. — Der Wolf erwiederte, wenn es weiter nichts wäre; er habe auch heute dem Hühnergeyer, den er von ungefähr unterwegs angetroffen, gebeichtet, und spüre auch große Lust hinabzukommen. Er beschwöre ihn daher bei dem heiligen Appetit, ihm dazu zu verhelfen *). Der Fuchs beschwazt ihn völlig und da der Brunnen mit Doppeleimern eingerichtet ist, so bringt Isengrin dadurch, daß er in dem Einen hinabfährt, seinen spitzbübischen Neffen im Andern herauf. Als sie sich unterwegs begegnen, überlistet ihn Renart von Neuem durch eine Lüge und entwischt glücklich. Am andern Morgen kommen die Mönche, finden den Wolf und zerbläuen ihm weidlich das Fell. Er rettet sich nur dadurch vom Untergange, daß er sich todt stellt. Die Mönche untersuchen seinen Pelz, finden ihn aber zu schlecht und lassen ihn daher liegen.

Ein hors d'oeuvre der schmutzigsten Art, obwohl nicht ohne Witz, macht den Inhalt der folgenden Branche aus. Wir übergehen sie mit gerechtem Stillschweigen.

Das funfzehnte Kapitel enthält die bekannte Fabel vom Raben und dem Fuchs, wie der Leztere den Ersteren um den Käse prellt, nur daß sie hier ausgeführter als gewöhnlich ist. Renart will den Raben nicht allein um den Käse, sondern auch um sein Leben bringen; es gelingt ihm jedoch nur das Erstere. Wie weit sich diese Fabel verbreitet hat, beweist der Umstand, daß sich mehr als vierzig Bearbeitungen derselben bei acht verschiedenen Völkern finden, nämlich bei Griechen, Römern, Franzosen, Italienern, Spaniern, Holländern, Persern, Armeniern, die Deutschen nicht gerechnet.

Sechszehnte Branche, vom Priester Martin und dem Wolf Isengrin. Der Priester Martin, welcher mehr für seine vierbeinigen als für seine zweibeinigen Schafe sorgt, mehr von Viehzucht als von Gelehrsamkeit weiß, macht eine Wolfsgrube. Isengrin fängt sich darin; der

*) Ceste branche est bone et petite
Et bien Fete, s'ele est bien dite, v. 6453.

*) Par foi que doi Sainte Apetite, v. 6849.

Pfaffe will ihn tödten, schlägt aber fehl und fällt während des Kampfes selbst in die Grube. Beide haben Furcht vor einander, und der Geistliche stimmt die Bußpsalmen an, die er in seinem Leben nicht so gut gesungen hatte. Isengrin entwischt endlich, indem er auf den Rücken des furchtsamen Priesters und von da aus der Grube springt.

Die folgende Branche enthält die alte Fabel vom Wolf und der Stute, wo er ihr den Dorn aus dem Huf ziehen soll, und sie ihn vor den Kopf schlägt, daß er besinnungslos hinfällt.

Im nächsten Abschnitte treten Isengrin und der Fuchs wieder zusammen als handelnde Personen auf, und der erstere wird wieder geprellt. Endlich ist es nun doch dem Wolf zu arg geworden und in der folgenden Branche sehen wir ihn dann Renart bei dem Könige verklagen. Er versammelt zur Frühlingszeit seine Freunde, sie halten Rath und fassen endlich den Beschluß, der den Inhalt dieses Kapitels ausmacht. Isengrin bezüchtigt den schlechten Neffen des Ehebruchs und die Wölfin bezeugt selber ihre Schande. Außerdem verstärkt er seine Anschuldigungen noch durch Aufzählungen anderer Beleidungen, welche der Fuchs ihm zugefügt. Der Löwe will nicht recht auf die Klage eingehen, weil er nicht wünscht, daß an seinem Hofe Jemand wegen Liebeshändel schlecht fahren möge. Der Wolf läßt nicht nach und Nobel befragt nun das Kameel, das als päbstlicher Legat ihm zur Seite liegt, um seine Meinung. Es spricht in einem höchst komischen Gemisch von Latein, Französisch und Italienisch *) seine Ansicht aus, und trägt, falls die Sache sich nach der Aussage des Isengrin verhält, auf Bestrafung an. Der König damit nicht recht zufrieden, ertheilt nun seinem Geheimenrath, aus Hirsch, Eber und Bär bestehend, den Auftrag, über die Sache eine Entscheidung zu geben. Diese berathschlagen, und alle Sünden Renarts kommen jetzt an den Tag. — Roonel, der Hund, wird zum Richter erwählt und soll am Sonntage nach der Messe zu Rechte sitzen. — Grimbert, der Dachs, bekommt den Auftrag, den Fuchs vorzuladen, begibt sich nach Malpertuis, um seine Botschaft zu bestellen, und findet ihn willig.

Mittlerweile sucht der Wolf seine Freunde für sich zu gewinnen. Am Gerichtstage erscheint jeder mit seiner Parthei, der Wolf in der Ebene, der Fuchs auf dem Berge. Der Schäferhund muß sich todt stellen und Renart soll auf dessen Zahn seine Unschuld beschwören. Er merkt aber die List und beschwazt Tybert, den Kater, und Brun, den Bären, mit ihm bei einem Bauer einzusteigen. Diese lassen sich bereden und gehen mit ihm von der Gerichtsstätte fort, dahin. Während sie sich hier sattfressen, sperrt Renart sie ein und schleicht sich davon. Die Bauern kommen über sie und es ergeht ihnen schlimm. Sie fliehen und kommen vor Malpertuis, wo Renart sie von seiner Zinne herab verspottet. Als sie sich darauf wieder zu den andern Thieren auf der Gerichtsstätte begeben, treffen auch die Bauern dort ein und jagen Alle in die Flucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Quare, mesire, me audite
Nos trobat en decrez escrite
Legem expresse publicate
De matremoine violate;
Primes le doiz examinar
Et s'il non se puisse espurgar
Grevar le puez si con te plaze.
Quo moult a gran chos mesface.
Hec est en la moi sentence
S'estar non vult en amendence
De si quo parmaine comune
Universe sone pecune etc. v. 8435. 59.

C h i l i.

(Beschluß.)

Bei den Männern ist im Durchschnitt von äußerer Bildung nichts zu bemerken. Rauchen, Punsch trinken, plumpe Scherze den Damen vorsagen, das sind alle ihre gesellschaftlichen Talente. Sie sind überdies kraß unwissend, und in sittlicher Hinsicht nichts weniger als gewissenhaft. Das Volk dagegen hat auffallend bessere Eigenschaften und ist namentlich sehr gutmüthig.

Die Häuser in den Städten haben, wie schon gesagt, nur Ein Stockwerk; in den vornehmsten sind die Wände sehr dick; durch die schmalen, mit keinen Scheiben versehenen Fenster streicht die Luft ungehindert. Ein großes Gemach dient sämmtlichen Mitgliedern einer Familie als Wohnzimmer; das ganze Geräthe besteht aus herumliegenden Teppichen oder Matten; hier sitzen oder liegen die Frauen und nehmen Besuche an oder halten Sieste. Die Zimmer haben keine Kamine; muß man, der Kälte wegen, etwas Feuer haben, so zündet man Kohlen in großen Schüsseln an. Jede Haushaltung hat einen großen platten Stein zum Zerreiben des Getreides; aus dem groben Mehl macht man nur wenig gegorene Kuchen, die man unter der Asche backt; anders wissen sie kein Brod zu verfertigen. Die Kochkunst ist hier überhaupt noch ganz in der Kindheit. Ihre vornehmste Nahrung besteht in Gemüßen, Fischen und Schaalthieren. Man trinkt eine Art süßlichen Weins, der stark zu Kopf steigt, aber nicht lange aufbewahrt werden kann. Die jungen Damen leeren, so gut wie die Männer, große Becher mit diesem Wein auf Einen Zug. Diese Becher sind aus Ochsenhorn; denn sogar in den reichsten Häusern weiß man von

Glas oder Krystall nichts. Thee und Kaffee kommen nur höchst selten vor; desto mehr wird Maté, d. h. der Aufguß des in Europa sogenannten Paraguaythees, genossen; man trinkt ihn sehr heiß durch ein Schilfrohr.

Der Ackerbau ist noch sehr weit zurück. Der Pflug besteht aus einem Baumstamm, an den unten ein scharf zugeschnittener Ast befestigt ist, der als Pflugschaar dient, und wird von Ochsen gezogen. Ehe man ein Feld einsäet, zündet man das Gras an; sobald der Brand vorüber ist, krazt man den Boden mit diesem Pfluge auf und streut das Korn hinein, das bald ausnehmend kräftig sprießt. Weizen, Roggen, Gerste und Mais kommen trefflich fort; auch die europäischen Küchenkräuter und Obstarten gedeihen, werden aber nie so gut als bei uns, weil man gar keine Sorgfalt darauf verwendet. Die Vegetation in Chili ist herrlich und hat ganz den europäischen Charakter; dichte Gehölze grünen das ganze Jahr und der Botaniker findet die reichste Ausbeute.

Die merkwürdigsten Thiere in den Wäldern von Chili sind das Lama, das Stinkthier, verschiedene Arten von Tigern und Coatis oder amerikanischen Dachsen. Die Vögel sind sehr zahlreich und meistens vom glänzendsten Gefieder. Man findet unter andern viele Kolibris, den magellanischen Staar, Papageyen, die in zahlreichen Schwärmen leben, Geier, Kibitze, Austerndiebe und eine Menge anderer Wasservögel. Das Land wimmelt von Insekten, Eidechsen, Nattern, Kröten, mit sehr lebendigen Farben, die See von Weichthieren und Zoophyten.

Chili wetteifert mit Peru an reichen Minen. Es gibt mehrere Goldgruben, von denen die von Petorca und Florida die reichsten sind; alle Ströme führen Gold. Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Eisen und vorzüglich Quecksilber finden sich in manchen Provinzen in bedeutender Menge. In einer sehr beträchtlichen Erstreckung streichen Steinsalzlager, und auf der Halbinsel Quiriquine, bei dem Dorf Tumbes, sammelt man in Menge natürlichen Salpeter, der die Kanonenpulverfabriken versieht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Quarantäne. Boccaz-Schlößchen. Kordon. Verbot.

Mit dieser kleinen Komödie, die in ihren Hauptzügen buchstäblich wahr seyn soll, trägt man sich bei uns herum; es ist eine Farce als Episode zu dem fürchterlichen Melodrama. Im Instinkt der Berliner liegt es einmal, auch dem Schrecklichsten die possirlichste Seite abzugewinnen. Daß der Schauspieler Krüger auf der Heimkehr von einer Triumphreise zwei Schritte von Berlin in eine Contumazanstalt gesperrt wird, und, den Giebel des Schauspielhauses im Auge, wo er auf rauschenden Empfang hoffte, zwanzig Tage hindurch geräuchert wird, ist zu lustig, als daß unser Publikum nicht darüber witzeln und über den Witz auf ein Paar Stunden die Furcht vergessen sollte. Auch der Gedanke, vor den Thoren des freien Berlin eine Quarantäne zu besitzen, ist etwas so Neues, Ueberraschendes, daß Ströme von Menschen wie nach Tivoli und Elysium Sonntags hinausgehen, fahren, reiten, und gaffend vor dem Quarantänenhäuschen stehen bleiben; und sie sehen doch nicht mehr als die Mauern und die zugemachten Fenster, und die Schildwachen weisen jeden, der sich zu nahen wagt, ab. Auch keine briefliche Kommunikation findet statt. Aber die Phantasie bevölkert desto lebendiger die kleine Kolonie. Man weiß, was sie essen, sprechen, denken. Sie unterhalten sich durch Mährchenerzählen, und es kann einmal ein neuer Boccaz von dort zum Vorschein kommen. Ein Schweizer Kaufmann, der, von Petersburg kommend, schon zweimal die Quarantäne ausgehalten, tröstet die armen Novizen mit launigen Berichten, wie man die Langeweile tödtet und die Geduld jagt; Herr Krüger deklamirt, Dlle. Hänel singt, man spielt, tanzt. Auch soll die Verzweiflung, welche sich in der ersten Nacht besonders der Damen bemächtigt, merklich nachgelassen haben, als sie am nächsten Morgen erfuhren, daß es sehr Ernst sey, und sie nicht eine Nacht, sondern fast einen Monat Quarantäne zu halten hätten. Das Unabwendbare erträgt sich leichter, als ein kleiner, zufälliger Unfall. Aus Vogelsdorf ist übrigens die gesperrte Gesellschaft nach dem nah vor dem Frankfurter Thore gelegenen, sogenannten Schlößchen gebracht worden und hat hier schon mehreren Zuwachs erhalten. Ihre Unterhaltung geschieht auf öffentliche Kosten.

Die Berliner Stadtärzte besichtigen die Eingesperrten, und es hat sich zeither nicht die geringste Spur gezeigt, welche eine Ansteckung befürchten ließe. Auch wollen Danziger Briefe die Behauptung aufstellen, die dort grassirende Krankheit sey nicht die eigentliche Cholera, was dahin gestellt bleiben muß. Indeß spottet nur ein geringer Theil unserer Frondeurs über die getroffenen Maßregeln, was für Berlin viel ist. Andererseits meint man, es geschehe noch zu wenig; indem die strengen Vorsichtsmaßregeln nur vor zwei Thoren getroffen worden, verfängliche Reisende aber leicht vermöge Umweges durch andere Thore eintreten können. Was in unsern Hafenstädten geschehen ist und noch geschieht, wissen Sie aus den Zeitungen; allein eine vollständige Sperre ist bei der Lage der preußischen Staaten fast unmöglich. So klagt man über das uns zunächst befreundete Mecklenburg, dessen Vorkehrungen bis jezt von einer Art seyn sollen, daß man sich gedrungen fühlen wird, dagegen einen Sanitätskordon zu ziehen. Sollte dieser auch gegen Böhmen zu, wie man meint, nöthig werden, so möchten am Ende alle gesunden Kräfte unserer Bevölkerung nicht ausreichen, um einen Krankheitskordon aufzustellen. — Um nicht unnöthig Besorgnisse zu vermehren, hat man unsern Zeitungen und Journalen untersagt, anderes über die Cholera aufzunehmen, als was in der Staatszeitung steht. Das Motiv ist nicht zu tadeln; wir fürchten indessen, daß durch die populär-ärztlichen Schriften, welche halb offiziell zu einem Spottpreis ausgetheilt werden, schon so viel Furchtstoff unter die Leute gebracht ist, daß keine Privatberichte und mitgetheilte Ansichten ihn noch steigern können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 159.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. Juli 1831.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Goethe, Zueignung des Faust.

Faustische Scenen *).

Von Gustav Pfizer.

Erste Scene.

Faust (in einer Studierstube).

Umsonst versuch' ich's, meines Geistes Kraft
Aus schwerem, bangem Traum zu rütteln,
Und jene Tage, die ihn so erschlafft,
Wie Bäume todte Blätter, abzuschütteln!
Ich fühl' es wohl; kein innrer Lenz beginnt
Mit schöpferisch allmächt'gem Triebe:
Besudelt, matt, durchs Trümmerbette rinnt
Der einst so helle Bach der Weltenliebe. —
Und hast du, Faust! in jenem kurzen Spiel
Den ganzen Schatz des Geistes ausgegeben?
Gespart hast du ein langes, trübes Leben
Vertröstend stets dich mit dem hohen Ziel!
Dein ganzes Hoffen hast du dran gesezt
In Gegenwärtigem dich zu berauschen,
Und möchtest jezt mit jenen Tagen tauschen,
Da du an fernen Bildern dich ergözt.
Sonst klagt' ich: daß dem Forscher ohne Lohn
Der Nächte strenge Arbeit bleibe —
Der Dämon „Unersättlichkeit" mit Hohn
Ihn fort und fort und nie zum Ziele treibe —
Ach! unerträglicher als jener Gram
Um nie vergönnte Rast, erfaßt die Schaam:
Daß schon zum ersten Schritt die Kraft ihr fehle,
Die traurig-wandermüde Seele.
Wie glücklich war ich, als ich mich vermaß
Verbotene Mysterien zu enthüllen!
Ich, dessen Seele nun zu laß,
Um ihren eignen Kreis zu füllen!
Arglist'ger Geist! wie bitter ist die Lehre:
Daß rückwärts sinkt, wer stürmisch übereilt,
Und daß von seinem eignen Marke zehre,
Wer durch Genuß sich, statt durch Arbeit heilt!
Des Strebens Faden ward mir abgeschnitten —
Nicht auf mich selber durft' ich mehr vertrau'n;
Rasch vorwärts ging's, mit falschen Zauberschritten;
Ich durfte, was ich kämpfend nicht erstritten,
Nur durch der Hölle Gnade schau'n;
Drum war die höchste Lust gemischt mit Grau'n,
Drum labte mich nicht jenes hold'ste Glück,
Halb zog mich's an und stieß mich halb zurück.

Das Wohlbehagen, das des Frevlers Brust
Wie ein gelinder Strom durchwühlet,
Wenn er, der eignen Kraft sich doch bewußt,
Noch im Verbrechen stolz sich selber fühlet:
Mir blieb es fremd! Beim Taumelkelch der Lust
Trat mich der Freche an, von dem ich ihn geborgt:
„Wie schmeckt der Spaß, wofür ich dir gesorgt?"

*) Diese Scenen knüpfen sich an das Ende der Goethe'schen Tragödie.

Die zweifelhafte Zukunft zu verpfänden,
Für einer flücht'gen Stunde Rausch
Die Seligkeit des Himmels zu verschwenden —
Keck wär', doch sinnlos nicht der Tausch;
Doch ach! wie konnt' ich mir verhehlen,
Wenn übermüthig ich die Geister aufbeschwor:
Daß sie nur spottend folgten den Befehlen,
Und ich in fremder Macht stets mehr mich selbst verlor?
Ja, blick' hinein in deine Seele, Faust!
Wie hohl der Abgrund dir entgegen graust!
Was gibt es noch, das die erschlafften Federn
Mit neuer Spannung auseinanderhält?
Wo ist der Strom, der brausend diesen Rädern
In ihre centnerschweren Speichen fällt?
Schon nagt der Wurm an meiner Phantasie,
Die jüngst gleich purpurnen Granaten sich erschlossen,
Und welkend stürzen Blüth' auf Blüth' ergossen
Ins todte Meer der Lethargie,
Das mit verpestet niedrigen Gedüften
Herabzieht das Lebend'ge aus den Lüften.

Ich bebte nicht, der Reue Messer mir
Im Busen wühlend umzukehren,
Und der Verzweiflung züngelnden Vampyr
Mit meinem lezten Mark zu nähren:
Wenn mich der Schmerz nur aus der Ohnmacht weckte,
Die, lebend noch, mich mit dem Bahrtuch deckte.
Ach! die ich früh zum Tod gebracht,
Schwankt bleich, ein zitternd Bild, vor meinen Sinnen,
Und kann von jenem Reiz, der mir gelacht,
Nicht einen matten Glanz zurückgewinnen!
Der schönen Nächte Bilder ruf' ich wach,
Um mich zu geißeln mit der Sehnsucht Schmerzen;
Die Bilder fliehen auseinander, ach!
Und nur die Nacht bleibt mir im Herzen.
(Mephistopheles und der Schüler kommen.)

Mephistopheles.
Einsylb'ger wirst du, Faust! mit jedem Tag,
Drum wirst du nichts dawider haben,
Wenn dieser junge Mann, von hoffnungsvollen Gaben,
Der gern die Welt genießen mag,
In unsern allzukleinen Kreis sich mischt,
Als kräftiges Ferment den alten Teig erfrischt.
Von dir als Doktor einst verlangt' er Rath,
Den ich ihm gab an deiner Stelle;
In seiner Fakultät hat er nun einen Grad,
(leise) Und mehr als hundert schon zur Hölle.

Schüler.
Mich freut es, Doktor! daß wir hier uns treffen!
Wohl mir, daß ich, wie du, der schnöden Zucht entfloh!
Statt vom Catheder mich mit Lehrerpomp zu äffen,
Bist du mein Bruder in Diabolo!

Faust.
Armsel'ger Thor, wie kannst du dich erfrechen,
Mich, der nie Sinn noch Wort mit dir getheilt,
Als deinesgleichen anzusprechen,
Weil dich dieselbe Hand geheilt
Vielleicht von ärmlich widrigen Gebrechen,
Der ich, als Rettungspreis, aus einer Noth,
Die deinesgleichen nie kann fassen,
Weil nichts davon verlautet in den Klassen,
Die Zukunft meiner Seele bot!
Fort, warte nicht, bis erst das Gift,
Das mir dein thöricht Wort erzeuget,
Mit sichrer Gluth dein blödes Antlitz trifft,
Und dich gekrümmt vor mir zur Erde beuget!
Schüler geht zitternd ab.

Mephistopheles.
Ihr seyd denn doch entsetzlich stolz,
Den armen Jungen nicht zu dulden!
Gewiß seyd ihr von ganz besondrem Holz,
Daß ihr so breit euch macht wie Adlige mit Schulden.
Verböt's nicht die Delikatesse,
So mahnt' ich euch an jene Zeit,
Da ihr vielleicht an Einer Feueresse —
Doch jene Zeit ist ja noch weit!
Die Tage sind bei euch noch gar nicht theuer!
Ihr wärmt euch bis dahin noch an gar manchem Feuer!

Faust.
Du Teufel konntest längst es wissen —
(Drum hast du, ihn zu bringen, nicht verfehlt),
Wie mich mit mehr als Natterbissen
Der Anblick solchen seichten Sünders quält.
Schließt du, wenn ich dir ganz verfallen,
Mit ihm mich in die engste Höhle ein:
Weit, wie dein Reich von jenen Sternenhallen,
Werd' durch mein Selbst von ihm getrennt ich seyn.

Mephistopheles.
Ich kann dich freilich nicht dran hindern,
Die Angst dir durch den Hochmuthswahn zu mindern
Von der unsterblichen Titanenkraft,
Mit der die trunkene Emphase
Im Meer von Sand die grünende Oase,
Und in der Hölle Paradiese schafft.
Wenn eure Herrlichkeit nicht alles schon verlor,
So schlüg' ich gern noch eine Wette vor,
Ob auch dein Stolz wird Probe halten?
(Die Fortsetzung folgt.)

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Die zwanzigste Branche, eine der längsten im ganzen Gedicht, ist unverkennbar das Original zu dem ersten Buche unsers altsassischen Gedichtes, obwohl beide, am

Schlusse besonders, sehr von einander abweichen. Der leichtern Vergleichung wegen theilen wir hier den Inhalt des altfranzösischen Gedichtes mit. Es enthält 2299 Verse und führt den wenig versprechenden Titel: Wie Renart den Bären um den Honig betrog (si conme Renart conchia Brunsli Ours du miel). Der Dichter, jedenfalls ein anderer als Perrin de St. Cloſt, wiewohl er sich nirgends nennt, beginnt damit, daß Perrot das Beste ausgelassen habe (lessa le miez de sa matere), nämlich den Prozeß gegen den Renart wegen der Mißhandlung der Dame Hersent. Er geht darauf ohne Weiteres zur Erzählung über. Es war um Himmelfahrt, als Nobel Hof hielt; alle Thiere stellten sich ein, nur Renart nicht. Der Wolf bringt wieder seine Klage vor. Dame Hersent, seine keusche Gemahlin, behauptet, es sey Alles nicht wahr und sie sey bereit, sich einem Gottesgericht zu unterwerfen; aber es werde ihr Niemand glauben; sie vertheidige sich auch nicht um Renarts willen, sondern um der Eifersucht ihres Mannes einen Damm entgegenzusetzen. Der Esel nimmt ihre Parthie; Grimbert, der Dachs, und das Kaninchen reden für Renart. Der Löwe verweist den Wolf zur Ruhe, da nahen sich aber Hahn und Henne, verklagen den Fuchs und bringen auf einem Karren ein anderes Huhn, dem Renart den Schenkel zerbrochen und es getödtet hat. Die Henne erhebt ein großes Jammergeschrei und fällt mit ihren Gevatterinnen in Ohnmacht, worauf denn Wolf und Hund ihnen beispringen. Der Löwe seufzt aus Mitleid über den Hahn Chanteclex, worüber der Hase [1]) so erschrickt, daß er zwei Tage lang das Fieber davon hat; auch die übrigen Thiere erschrecken nicht wenig. Der Löwe, in dieser Branche auch sehr oft der Kaiser genannt (l'Emperere), bedauert das erschlagene Huhn und läßt es durch Brun, den Bären, und Bruiant, den Stier, begraben. Die Ceremonie geht ganz so vor sich, wie sie auch im altsassischen Gedichte beschrieben ist, wird aber hier im Original weit komischer erzählt. Es wird ihr auch eine Grabschrift gesezt. Der Kaiser schickt jezt auf Ansuchen der Barone, Bruns, den Bären, hin, den Fuchs binnen drei Tagen vorzuladen. Dieser begibt sich auf den Weg. Unterdessen werden auf dem Grabe der Henne Copee, die als Märtyrerin starb, der Hase von seinem Fieber und Isengrin von seinem Ohrenschmerz geheilt, doch meint man am Hofe, daß es bei lezterem nur eine List sey, um Renarts Sache noch mehr zu verschlimmern. Mittlerweile ist Brun vor Renarts Burg angekommen und hat seine Botschaft ausgerichtet. Renart macht ihm weiß, er kenne einen Ort, wo sehr guter Honig sey. Sie gehen, da Brun sehr darnach begehrt, in das Holz. Der Bär steckt auf Renarts Betrieb den Kopf in eine gespaltene Eiche und wird gefangen. Ein ganzes Dorf kommt über ihn. Höchst komische Beschreibung der einzelnen Bauern, die auch im altplattdeutschen Gedichte nachgeahmt, jedoch hier weit unschuldiger ist, wogegen das ganze Abentheuer aber auch ein komischeres und boshafteres Ende nimmt als im Roman du Renart. Nachdem es dem armen Brun sehr schlecht gegangen ist, entwischt er und kommt vor Malpertuis, wo ihn der Fuchs weidlich verhöhnt. Er kehrt nun an den Hof zurück und erzählt sein Unglück. Der König geräth darüber in große Wuth und sendet jezt Tybert, den Kater, zum Fuchs, der ihn, merkwürdig genug, mit dem sassischen Worte villecome, willkommen, begrüßt. Auch ihn weiß der Schelm zu beschwatzen und ihn in ein Dorf zu führen, in die Wohnung des Priesters, angeblich um Ratten zu speisen; Tybert wird hier in einer Schlinge gefangen, die Martinet, des Priesters Söhnchen, aufgestellt hat. Der Dichter unterläßt hier nicht, der Unsittlichkeit des Pfaffen einen derben Hieb zu versetzen. Nach vielem Ungemach und nachdem er den Priester selber bös zugerichtet hat, entkommt der Kater endlich und kehrt an den Hof zurück. Grimbert, der Dachs, muß jezt dem Renart die Citation hintragen, die er sich schriftlich von dem Könige ausbittet, und welche auch von Baucent, dem Eber, abgefaßt, besiegelt und ihm übergeben wird. Er bringt sie hin und dem Renart wird angst. Er legt dem Grimbert seine Beichte ab, und dieser absolvirt ihn halb Romanisch, halb Latein (moitió romanz moitiò latin). Der Fuchs nimmt am andern Morgen Abschied von Weib und Kindern, betet, kreuzigt sich und begibt sich nun mit dem Dachs auf den Weg. Unterwegs hat er große Lust, in einem Nonnenkloster Hühner zu stehlen, aber Grimbert liest ihm derb den Text und er läßt davon ab. Sie kommen bei dem Könige an; Renart vertheidigt sich, mit dem Vorgeben, es sey nicht seine Schuld, wenn es Brun und Tybert schlecht gegangen; sie hätten es sich selbst zuzuschreiben, und da er weder Prevot, noch mere (maire) sey, so brauche er ja nicht auf Recht zu sehen. Jezt wird Geheimrath unter den Thieren gehalten und Renart zum Galgen verdammt; die Hinrichtung wird vorbereitet, da fängt Renart an, er habe große Sünden begangen und wolle in sich gehen, sich bessern und zur Buße das Kreuz nehmen und über Meer gehen. Der König hat Mitleid mit ihm, Grimbert legt gute Worte für ihn ein und es wird ihm zugestanden. — Die Thiere sind zwar sehr traurig darüber, es hilft ihnen jedoch nichts. — Der Fuchs wird nun als Pilger eingekleidet, und beschwazt obendrein Dame Fiere, die Königin, ihm ihren Ring zu schenken, damit er im Gebete ihrer gedenke, was sie denn auch thut. — Jezt zieht er ab, fängt unterwegs Coart, schleppt ihn auf einen Berg und

[1]) Der Hase hat hier einen weit charakteristischeren Namen als im Plattdeutschen. Er heißt Coart (der Feigling), dort nur Lampe.

verspottet von dort König und Hof. Der Hase entflieht und Nobel erklärt dasjenige Thier, das ihm den Fuchs lebend oder todt bringt, für sich und seine Nachkommen auf ewige Zeiten frei. — Die Thiere begeben sich auf die Jagd hinter den Fuchs; es folgt ein langes Verzeichniß derselben; die Schnecke trägt ihnen die Fahne vor. Renart rettet sich, verfolgt, endlich nach Malpertuis; der König zieht nun mit allen Thieren vor die starkbefestigte Burg. — Der Fuchs verspottet die Thiere von der Zinne seines Schlosses herab, und Nobel droht ihm, nicht eher von der Belagerung abzulassen, als bis er die Burg genommen. — Renart trozt noch immer. — Am folgenden Morgen beginnt die Belagerung, die eifrig betrieben wird, aber die Burg ist ihnen zu fest. Renart macht in der Nacht einen Ausfall, bindet alle Feinde und will der Königin Gewalt anthun. Sie erhebt ein Geschrei, aber Niemand kann ihr zu Hülfe kommen. Unglücklicherweise hat der Fuchs den Fähnrich, die Schnecke, übersehen. Diese erlöst die anderen und packt Renart, der entwischen will, beim Hinterbein. So wird er gefangen und soll nun gehängt werden; die Thiere spielen ihm übel mit, nur Grimbert allein beklagt ihn. — Auch Dame Fiere fühlt Mitleid (ein feiner Charakterzug) und gibt dem Dachs ein Amulet für ihn. Der Fuchs macht jezt sein Testament, und wünscht, man möge ihn Mönch werden lassen. — Aber es muß bei dem Strick bleiben. Da naht sich Dame Hermelyn mit ihren Kindern und ihrem Gefolge, und erhebt große Klage. Der König verzeiht ihm um ihretwillen, worüber sich Isengrin nicht wenig ärgert. Der Fuchs wird losgelassen und will sich eben entfernen, als Dame Chauve, die Maus, kommt, mit der Leiche ihres Gatten, Pelez le Rat, den Renart im Kampf mit den Thieren getödtet hat. Sie verklagt den Fuchs und dieser flüchtet sich auf eine Eiche; Nobel läßt Aexte bringen, um den Baum umhauen zu lassen. — Die Thiere versammeln sich rings umher. Da wirft Renart dem Nobel vier Steine an den Kopf, daß er verwundet hinfällt und entwischt, während die Barone mit dem Könige beschäftigt sind, ohne daß Jemand daran denkt, ihn zu verfolgen. — Der König braucht mehr als acht Tage, um sich heilen zu lassen.

Bis hierher folgt, ungefähr in den Grundzügen von der Branche an, wo Renart mit dem Chanteclер zu thun hat, bis zur eben mitgetheilten, die althochdeutsche Bearbeitung von Heinrichs des Glichseners Fuchs Reinhart dem französischen Original, mit Ausnahme des Schlusses, welcher im Deutschen satirischer und witziger ist.

Von nun an wird in unserm französischen Gedicht die Satire direkter, und wendet sich sehr oft gegen bestimmte Stände und Innungen; wir versparen aber, um den Leser nicht zu ermüden, den Inhalt der übrigen Branchen auf ein andermal. (Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Wülknitzische Häuser. Tabakrauchen. Alopeus. Esebeck.

Nach dem Lauf dieser „aristokratischen Krankheit,“ welche die, die reinlich seyn können und geräumig wohnen, verschont, ist man am meisten für die Wülknitzschen Häuser besorgt. In diesen großen Jammerhäusern, vom Kammerherrn von Wülknitz angeblich aus philanthropischen Absichten erbaut, wiewohl es anfänglich ein pecuniär sehr vortheilhaftes Geschäft gewesen seyn soll, wohnen Tausende von Armen unter einem Dach, und in einem Zimmer, durch Kreidestriche geviertheilt, vier Familien! Wiewohl sie unter speziell-polizeilicher Aufsicht stehen, kann die Polizei doch nicht für Reinlichkeit, ja nicht einmal für Zucht und Ordnung sorgen. Im schmuzigsten, anrüchigsten Theile der Stadt, dem Voigtlande, gelegen, sind sie das wahre Asyl für den Schmuz und liederliches Gesindel der schlechtesten Art. Diebe, wenn sie diese gastliche Schwelle erreicht, sind vor den Nachforschungen, wenigstens vor der Entdeckung ziemlich sicher, um wie viel sicherer die neue Pest, wenn sie einmal hier eingedrungen. Man spricht davon, die Soldaten aus den Kasernen ausmarschiren und die Bewohner der Wülknitzischen Häuser die geräumigern Kasernen beziehen zu lassen, ein Vorschlag, der indessen leichter auf dem Papier zu machen, als auszuführen ist.

Man wollte als Präservativ, zur Säuberung der Luft, das Rauchen auf den Straßen erlauben. Eine undeutliche Verordnung im Potsdamer Amtsblatt ließ sich darüber aus. Kaum stand es aber gedruckt, als von der Handwerksburschenwelt am nächsten Sonntage mit der Erlaubniß ein solcher Anstand verlezender Mißbrauch getrieben wurde, daß man sich Tags darauf genöthigt sah, das alte Verbot zu erneuen und zu schärfen. Die Erlaubniß wurde, als nur für außerhalb Berlin gegeben, sehr willkührlich deklarirt. Gewiß verträgt sich das öffentliche Rauchen nicht mit dem Anstande, welcher in einer großen Residenz herrschen muß, allein der angegebene Grund einer Feuersgefahr ist unhaltbar, und ebensowenig ist die Art und Weise zu billigen, mit welcher die Gensdarmerie das Rauchen verfolgte. Ihr Diensteifer hatte den Anschein, als sey es nur und allein das Ziel ihres Staatsdienstes, einem Handwerksburschen die Pfeife wegzunehmen. Viele gegenseitige Gehässigkeiten entspringen aus nichts anderm, als dieser Lust nach Verbotenem, nämlich zu rauchen, und dieser Wuth, Eifer zu zeigen, nämlich den armen Maleficianten die Pfeifen wegzureißen. Selbst unsere kleine Miniaturrevolution hatte zum guten Theil in dieser unbedeutenden Contention ihren Grund.

Der Tod fährt fort, unter bekannten Männern zu wüthen. Eben ist der russische Gesandte, Graf Alopeus, an einer schmerzlichen, wie man vermeint, falsch behandelten Krankheit gestorben. Durch langjährigen Aufenthalt unter uns hatte er sich fast nationalisirt, und gehörte mit zu den Mäcenen und Dilettanten der Kunst, wie sie in dem Berliner Gesellschafts- und Theaterleben sich in den lezten friedlichen Jahren kund gegeben. Er war ein für Berlin wohlgesinnter, in vielfachen Kreisen des bürgerlichen Lebens eingebürgerter Mann.

Der Polizeipräsident von Berlin, Herr von Esebeck, wird nun bestimmt mit dem 1. Juli seine gewünschte Entlassung erhalten. Gegen seine Eigenschaften als Mensch hatte Niemand etwas einzuwenden gehabt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Juli 1831.

„Man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften, und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künftig zu erzählen versprach, versetzte das Fräulein: Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, eine solche Geschichte vortrügen; wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar seyn."

Goethe, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Der Doppelgänger.

Fortsetzung von Emilie de Bergy, der Kette u. s. w.

Der Erzähler der vorigen Geschichte war ein blasser, junger Mensch, der sich still und sinnig in dem Kreise unserer Gesellschaft bewegte, fast zufällig hinein gerathen, und wenigen ihrer Mitglieder wirklich bekannt war. So wie er seine Geschichte — man war überein gekommen, daß ein jeder eine erzählen solle — beendigt hatte, hielt er seine gesellige Pflicht für abgetragen, oder fand es unbescheiden, ferner einen bedeutenden Raum im Gespräch einzunehmen, und verfiel in sein voriges Schweigen, welches er nicht wieder aufzugeben geneigt schien.

Das Loos des Erzählens traf zunächst eine junge Dame, die sich aber dessen sehr weigerte; ein galanter preußischer Offizier übernahm es, ihre Stelle zu vertreten, und trug überhaupt darauf an, daß die Damen von der Nothwendigkeit, zu erzählen, dispensirt seyn sollten, und daß hier, wie immer, das Gesetz ihrem Wollen, welches ja höchstes Gesetz in geselligen Angelegenheiten sey, weichen müsse; ein Beschluß, der einstimmig angenommen wurde.

„Nun werden wir etwas Lustiges hören," sagte ein schelmisches Mädchen. „O glauben Sie das ja nicht, meine Schönste," erwiederte der Offizier; „ich kann auch ernsthaft seyn. Sie sollten mich in der Kirche sehen!" — „Oder vor dem Feinde!" fiel ein befreundeter Kamerad ein. „Ja, Sie sind nur, so lange wir hier waren, nicht in der Kirche gewesen," meinte die schöne Sprecherin, oder die Sprecherin vom schönen Geschlechte, welches nach den Begriffen unserer galanten Novellenschreiber synonym und rechtmäßiger Sprachgebrauch ist; wie sehr auch die Wahrheit oft dagegen streiten möge. „Mein Fräulein," entgegnete der Offizier, ohne zu stocken, „das ist nur, weil ich die vortrefflichen Berliner Prediger hier nicht hören kann; denn, Schleyermachers gar nicht zu gedenken, mit dessen Ruhm die Welt erfüllt ist, wenn Sie einmal nach Berlin kämen, so würden Sie finden, daß die lezten Kanzelredner Berlins immer noch verdienen, sich die Schuhriemen von allen andern auflösen zu lassen. Denn wie Berlin die Hauptstadt Preußens ist, welche die Kultur des ganzen Landes in ihrem Focus vereint, wie Preußen das Haupt Deutschlands ist, das Vaterland des Gedankens, wie ein großer Schriftsteller so schön sagt —" — „Eine Schriftstellerin, wenn es Ihnen beliebt;" sagte eine ältere, etwas pedantisch aussehende Dame. „Sie haben sehr Recht," erwiederte der Offizier; „Frau von Staël sagt es. Aber ich nenne alle wahrhaft klassische Geister unter den Autoren, ohne Unterschied des Geschlechts, Schriftsteller, da sie, wären sie es auch nicht, verdienten Männer zu seyn, und die ungerechte Natur —" — „Die Natur ist nie ungerecht," unterbrach ihn die Pedantin etwas spitzig. „Sie haben voll-

kommen Recht, gnädige Frau; ich begreife auch, daß eine Frau, mit wahrem Genie begabt, von ihrem Standpunkte aus — obgleich dieser immer ein sehr mangelhafter und beschränkter bleiben wird (verstehen Sie mich, nicht vermöge ihres Geistes, sondern ihrer ihr von der Gesellschaft aufgedrungenen Stellung) — und mit ihrem zarten Herzen, manche Seite der Lebensansicht auffassen kann, die dem Mann auf seinem Punkt, als einem entgegengesezten, gerade entgehen muß." — „Zur Ordnung, zur Ordnung!" riefen einige Stimmen; „zur Geschichte!" einige andere. „Sie haben Recht," fuhr der Offizier fort; „ich fiel ganz aus der Rolle. Aber ich wollte nur sagen, daß Berlin vor allen Städten das Vorrecht — zürnen Sie nicht, meine Gnädigen, ich lenke schon ein — ich wollte sagen den Vorzug hat, daß, indem es völlig auf der Höhe des Jahrhunderts steht, seine Bildung doch keineswegs jenen dürftigen atheistischen Anstrich und jene Wendung nimmt, wie die anderer Hauptstädte — es ist auch ein Vorrecht unserer Zeit, daß wir Hauptstädte, nicht Residenzen sagen dürfen, indem die Wichtigkeit, welche — doch ich schweife ab! Es ist noch ein Vorzug Berlins, meine schönen Damen, daß es neben dieser ächten Religiosität und hohen Bildung den Glauben an das Reich der Geister treu und poetisch bewahrt, in einem Zeitalter, wo er bei den meisten zu wanken anfängt. Wenn meine Geschichte Sie daher nach Berlin führt, und nicht, gleich den vorher erzählten, nach Schweden und Rußland, in die Länder des Aberglaubens, wo leicht etwas Ungewöhnlichscheinendes geschehen kann, weil die Oeffentlichkeit mit ihrer leuchtenden Fackel nicht in jene fernen Schlupfwinkel zu dringen vermag, so nennen Sie mein Terrain nicht unpoetisch, sprechen Sie mir nicht von Sandwüsten und staubigen Bäumen, sondern geben Sie mir zu, daß eine Geschichte der Art, in diesen Umgebungen, durch den Kontrast etwas viel Wunderbareres und Ergreifenderes hat, als eine die in Ländern der Ferne und Finsterniß vorfällt. Doch ich habe eigentlich nur symbolisch gesprochen, wenn ich sagte, daß sie sich in Berlin zugetragen; indessen große Geister — und ich weiß das Auditorium, zu dem ich spreche, zu würdigen — richten nicht nach dem Buchstaben, und so werden Sie mirs verzeihen, wenn ich jezt, der Wahrheit zu Ehren, sage, daß sie in Berlins zweitem sommerlichen Ich, in Potzdam, vorfiel, und zwar einem meiner Kameraden begegnete, der sie mir selbst erzählte, und dessen Wort so gut wie meines ist. Doch zur Sache, denn ich sehe, Sie werden ungeduldig; rücken wir der Festung näher, die Laufgräben sind eröffnet.

Der Lieutenant von B. kehrte eines Abends spät aus einer Gesellschaft lustiger Kameraden zurück. Ein Theil seines Offizierskorps war vereinigt gewesen, und die Gespräche hatten den Gang genommen, den sie in einer solchen Versammlung gewöhnlich zu nehmen pflegen; man hatte erst von den schönsten Damen der Hauptstadt, vom Theater, von Hoffesten, dann von Krieg und Abentheuern, von Schwänken und Pagenstreichen gesprochen, der Champagner war nicht gespart worden, und die Gesellschaft ging spät und ungewöhnlich animirt auseinander. Lächeln Sie nicht, schöne Nachbarin, nicht auf die Art, wie Sie meinen; vorzüglich muß ich meinen Freund gegen solchen Verdacht rechtfertigen.

Sein Quartier lag weit ab von dem Orte, wo gezecht worden war, und er mußte noch bei zwei Wachen die Runde machen; er nahm einen Richteweg, und verließ die hellern Straßen; als er eben in eine dunkle Gasse bog, war ihm als sehe er Jemand vor sich hergehen; kaum würde er den späten, und doch hier nicht ungewöhnlichen Wanderer bemerkt haben, wenn nicht der lautlose Schritt der Figur ihm aufgefallen wäre; als er näher kam, überzeugte er sich jedoch, daß nur der lange Schatten eines Laternenpfahls, durch das wehende Licht einer Straßenlaterne bewegt, vor seinen Augen gezittert hatte. Er ging weiter; die Stille dieser abgelegenen Gassen stimmte ihn ernst, nur das Klirren seines Säbels auf dem Pflaster unterbrach sie; als er unweit der zweiten Wache war, kam es ihm wieder vor, als sähe er eine Gestalt gerade vor sich her gleiten; er fuhr auf aus seinen Träumereien; mit dieser Bewegung schien auch die Gestalt zusammen zu fahren, und war verschwunden. Er überzeugte sich, da das Gesehene ganz seinen eigenen Bewegungen gefolgt war, daß es nur eine Täuschung seines Auges gewesen sey; sich selbst unbewußt, beschleunigte er jedoch seine Schritte. Die benachbarte Thurmuhr that eben vier volle Schläge; ihnen folgte, lange nachsummend, der bedenkliche Schlag Eins, der die Marken eines verdächtigen Reiches mit seinem einfachen Laute bestimmt, der ganz, untheilbar, unangreifbar und unwiderruflich ist, wie eine eiserne Nothwendigkeit, auf die der bewegte, lebenswarme Mensch plötzlich schaudernd stößt. Er erreichte die Wache und besorgte den Dienst. Die Soldaten in der Wachstube sahen ihn groß an; ein Paar standen flüsternd in einer Ecke; er hörte, als er vorüberging, einige ihrer Worte: „heute zwei Mal?" schloß eben der Eine fragend seine Rede. „Still! die Herren hatten ein Souper bei —" erwiederte der andere, ein Unteroffizier. — „Ach so!" sagte der Soldat lächelnd, und schwieg. Mein Freund achtete es nicht; er verließ die Wache und ging aus dem Thor. Ein kühler Nachtwind jagte eben ein Paar Wolken über die Sichel des Mondes; er hüllte sich fester in seinen Mantel und eilte durch die große Pappelallee, welche aus dem Thor führte; ihr seitwärts verlor er sich in einem Labyrinth von Gärten und dunkeln Hecken, aus dem er sich heute zum ersten Mal nicht zu finden wußte. Er stand vor einem Kreuzwege und sann, und sann umsonst,

es fiel ihm nicht ein, welche Richtung er einschlagen müsse, die Lokalitäten kamen ihm ganz verändert vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Faustische Scenen.

(Fortsetzung.)

Faust.

Du magst mit mir, so wie du Macht hast, schalten!
Doch wenn du spottest über mich,
Ob meiner Dürftigkeit dein Uebermuth sich brüstet;
So glaube mir: du bist so arm wie ich,
Denn du hast nichts, das zu gewinnen mich gelüstet.
Und jeden Augenblick fühl' ichs zu dieser Frist:
Daß du ein armer Teufel bist,
Was hast du mir für meine Langeweile?

Mephistopheles.

Ihr habt der Zeit zu viel? klagt, daß so schnell sie eile!

Faust.

Die Hölle huldigt auch der alten Theorie,
Mit ihren kläglich-ärmlichen Metaphern!
Als einen Strom zeigt man den überschwemmten Gaffern
Von allen Kanzeln am Neujahre sie,
Du sprachst im Bild, laß vom Begriff mich hören!

Mephistopheles.

Soll ich mich selber gegen mich verschwören?
Ich halte gern mich an die Empirie;
Wär' auch die alte Lehre noch so toll:
Es wurde doch bei ihr die Hölle immer voll!
Doch hab' ich auch dagegen nichts,
Wenn Philosophen hier Realität ersparen,
Aus dem verwaschnen Bild des Weltgerichts
In die Idee der Hölle zeitlos fahren.
Ich freue mich der sublimirten Gäste
Und schleife mir mein Augenglas auf's beste,
Denn längst schon les' ich mich halb blind,
Die Logik möcht' ich aus dem Grund studiren,
Um sie spekulativ zu überführen,
Daß sie bei mir und nicht wo anders sind.

Faust.

Stets weichst du aus den ernstgemeinten Fragen!
Ich merke wohl, der Hölle Wissenschaft
Besteht darin: den Staub des Weges aufzujagen,
Und reizen die Begier ist ihre ganze Kraft.
Genug! Was fechten Raum und Zeit mich an?
Kannst du von Gretchen mir verkünden,
Dem süßen Opfer meiner Sünden,
Die ich noch immer nicht vergessen kann?
Hüt' dich, mit Lug mich zu berichten,
Denn ihre Seele weht durch meine Brust,
Und kann sich auch zum Wort die Ahnung nicht verdichten,
Ist, was ich glauben darf, mir doch genau bewußt.

Mephistopheles.

Bedenkt, wie mich die spröde Heil'ge scheute!
Beleidiget nicht ihren Schatten so!
Vielleicht in wen'gen Tagen, wo nicht heute,
Wird euch zum festen Bild der Ahnungs-Embryo.
Dann höret ihr doch nicht aus meinem Munde
Die doppelt widerwärt'ge Kunde.

Faust.

Sentimentalität war immer mir verhaßt;
Wie jezt, da du damit gebuhlet hast!
Laß mich allein.

Mephistopheles.

Das ist mir lieb,
Ich muß dem Knaben nach, den euer Stolz vertrieb.
Ab.

Faust.

So schlug denn doch des Zorns, des Unmuths Stahl
Aus dem versteinten Herzen frische Funken!
Nun komm, du Bild voll bittersüßer Qual,
Eh diese Kraft erschöpft zurückgesunken.

Der Himmel hat die unbestrittne Macht,
Die Strafe ohne Mitleid einzutreiben
Für jede That, die ich im Uebermuth vollbracht: —
Dir muß ich ewig Schuldner bleiben;
Zwar weiß ich wohl, ein glücklicheres Loos
Wirst du auf meine Kosten nicht begehren;
Durch mich geführet in der Qualen Schooß
Kann noch dein Mund die Engel lächeln lehren!
In meines hingeschwundnen Geistes Trümmern
Seh' ich noch dich, ein Gold im Staube, schimmern.

Ha! jene magdlich reine Hand,
Die meiner Wange schüchtern sanft gekost,
In einer Stunde ohne Trost
In Blut getaucht,
Daß sie gegen die Sonne raucht!
Und das schwärzlich-weiße Gewand,
Deß reizlos grobe Falten,
Von fühllosem Sturme gepeitscht,
Um die Gestalt, die herrliche wallten!
Und dem Henker ohne Widerstand
Ausgeliefert das blühende Leben!
Die, mir den ersten Kuß zu geben,
Aengstlich sich und erröthend wand!

Was ward aus ihr?
War nicht auch ich, wie sie, einst rein?
Darf ich nicht rückwärts wälzen beider Schuld?
Laßt, ew'ge Mächte, was sie that, vernichtet seyn!
Mich schließet aus von eurer Huld!

Ich Thor! ich bin nicht mehr mein eigen;
Wie kann ein Ohr zu meinem Flehn sich neigen?

(Gretchens Geist erscheint.)

Wer bist du? trau' ich meinen Blicken?
Kein Blendwerk, das die Hülle Gretchens stahl!
Nicht abgesandt, mich trüglich zu berücken?
Was ist dein Loos? o ende meine Qual!

G e i s t.

Frag' nicht, o Faust, wo ich gewandelt!
O forsche nicht, wie bitterschwer
Zur Welt, wo man mich so mißhandelt,
Mir ward die flücht'ge Wiederkehr!
Noch immer bin ich nicht befreiet;
Du hast Gewalt noch über mich;
O, wenn dich, was du thatest, reuet:
Entlaß mich, Faust, ich flehe dich!

F a u st.

Wo du bist, kann nicht die Verdammniß seyn;
Ich bin an dich, wie du an mich gekettet;
Entlaß' ich dich, so nenn' ich nichts mehr mein,
Was mich vom Untergange rettet!
Doch feig und unbarmherzig war ich nie;
Ich reiße dich von mir auf ewig, flieh!

(Stürzt ohnmächtig nieder.)

(Die Fortsetzung folgt.)

K o r r e s p o n d e n z = N a c h r i c h t e n.

P a r i s, Juni.

Grégoire's Tod und Begräbniß.

Ueber Grégoires Tod hielt ich für überflüssig, etwas zu berichten, da die Pariser Blätter sich weitläufig über diesen Vorfall ausgelassen haben; allein ich sehe grobe Unrichtigkeiten in deutschen Blättern. Der ö s t e r r e i c h i s c h e B e o b a c h t e r läßt sich von seinem Korrespondenten berichten, Grégoire habe auf seinem Todesbette einen Brief voll Schmähungen auf den Pabst geschrieben; es ist aber gerade das Gegentheil geschehen, wie der jezt gedruckte Brief ausweist; andere deutsche Zeitungen behaupten, bei Grégoires Leichenbegängniß seyen nur schismatische Priester zugegen gewesen, was eben so wenig wahr ist. Dies veranlaßt mich, einige Worte über erwähnten Vorfall zu sagen. Eigentlich lag dem Ganzen eine Priesterstreitigkeit zum Grunde, um welche sich die jezigen Pariser wenig bekümmern. Grégoire hat die im Anfange der Revolution proklamirte Civilkonstitution der Geistlichkeit angenommen, und sich kraft dieser zum Bischofe von Blois ernennen lassen. Die emigrirte Geistlichkeit war damals gewaltig erzürnt über die konstitutionelle Geistlichkeit, und behandelte sie ärger als Schismatiker und Kezer, obschon die meisten Mitglieder der konstitutionellen Geistlichkeit aus ächtem Patriotismus jene Konstitution, welche den Einfluß einer ausländischen Macht hemmen sollte, angenommen hatten, und sich als wahre und milde Hirten des Volks benahmen, besonders Grégoire. Es kann seyn, daß der römische Stuhl diesen konstitutionellen Klerus Anfangs verdammt hat; später aber, als die siegreichen Heere Frankreichs Italien durchzogen, war von dieser Verdammung keine Rede mehr, und das von Bonaparte mit dem Pabste abgeschlossene Konkordat machte vollends dieser Streitigkeit ein Ende. Nun fiel es aber während der lezten Krankheit Grégoires dem Erzbischofe von Paris ein, den alten Streit wieder aufzurühren und einen förmlichen Widerruf von dem Sterbenden zu verlangen, wofern er die Sakramente empfangen wolle. Es ließ sich kein heilloserer Einfall denken, als dieser. Wie sehr das Volk gegen den fanatischen Erzbischof von Paris aufgebracht ist, hat es in der Julirevolution und noch mehr bei dem Aufruhre im vorigen Februar bewiesen. Muß dieser Mann nicht allen gesunden Menschenverstand verloren haben, um in einer Zeit, da das Volk schon so übel gegen den Klerus gestimmt ist, da es nur eines Funkens bedarf, um wieder einen Aufruhr zu erregen, und da die Regierung Alles anwendet, um die Gemüther zu besänftigen, sich aufs Neue verhaßt zu machen durch die fanatische Verfolgung eines Mannes, welcher nicht allein die öffentliche Achtung genoß, sondern auch eine große Popularität hatte? Erstlich wollte er verhindern, daß dem Sterbenden die Sakramente ertheilt würden; dies gelang ihm nicht. Nach der Weigerung des Pfarrers, welchem vor dem Zorne des Erzbischofs bange war, fand sich der Abbé Guillon, welchen der König vor einiger Zeit zum Bischofe v. Beauvais ernannt hat, willig, sie ihm zu reichen, und als Grégoire gestorben war, hörte die Rache des Erzbischofs noch nicht auf, sondern er wollte nun verhindern, daß man, nach dem Gebrauche in Paris, den Leichnam vor dem Begräbnisse in die Kirche bringe und ein Seelenamt darüber halte. Bekanntlich sind schon mehrere skandalöse Auftritte in Paris wegen der Weigerung des Klerus, ein Sakrament über Verstorbene zu halten, vorgefallen. Diesmal hätte das Volk unfehlbar die Kirche erbrochen und niedergerissen, wenn über Grégoires Leichnam kein Seelenamt hätte gehalten werden können. Dies wußte die Regierung, und da sich der Pfarrer nicht dazu verstehen wollte, so verlangte sie blos, die Kirche solle am Tage des Begräbnisses zu ihrer Verfügung stehen. Dies geschah; es fanden sich einige Priester, welche entweder von dem Erzbischofe nicht abhingen, oder unter dem Schutze der Regierung seinen Zorn nicht fürchteten; das Seelenamt wurde ohne Störung gehalten und ein großes Skandal verhütet. Um den theologischen Streit selbst hat sich kein Laie bekümmert; dies war blos Kirchensache, und wenig Neugierde würde eine endliche Entscheidung darüber erregen, ob Grégoire in seinen Meinungen Recht hatte oder nicht. Das Einzige, was das Publikum verlangte, war Verhütung alles Skandals. Durch seine unbesonnene Hartnäckigkeit hat der Erzbischof nicht allein die Sache der Religion nicht im mindesten gefördert, sondern dem Volke die Ueberzeugung eingeflößt, daß von allen Ständen der Gesellschaft der geistliche derjenige ist, der sich am wenigsten in die neue Ordnung der Dinge fügen und auf den folglich die Regierung am wenigsten rechnen kann. Es werden also wahrscheinlich eigene Geseze und Verfügungen nöthig seyn, um zu verhindern, daß die Geistlichkeit nicht die allgemeine Bewegung aufhält und neue Gährungen im Staate herverbringt.

D g.

B e i l a g e: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Juli 1831.

— Es schlief
Mir sanft im Busen das Vergangene,
Ein kindlich Hoffen athmete mir auf;
Wie wenn uns zwischen süßem Schlaf und Wachen
Die Augen halb geöffnet sind.

Hölderlin.

Faustische Scenen.

(Fortsetzung.)

Zweite Scene.

(Der Schauplatz verwandelt sich in einen Garten. Elfen und Sylfen erscheinen.)

Gretchens Geist.

Ihr Wesen, die ihr nicht der Menschheit Leiden kennt,
Die ihr, gelabt vom Thau der Sommernächte,
Nicht ahnet, wie der Schmerz der Seele brennt:
Naht diesem Mann von sterblichem Geschlechte!
Werft Blumen in den Strom des Traums,
Daß schmeichelnd er durch seine Seele quelle;
Bewegt die Zweige des Korallenbaums,
Daß rother Glanz das Dunkel ihm erhelle!

Die Elfen singen.

Daß tiefer Schlaf ihn umfange
Bringt Kränze von blühendem Mohn!
Mit Palmen kühlt ihm die Wange;
Erwacht er, so eilet davon!

Es funkelt in menschlichen Augen
Unheimliche, tödtliche Gluth;
Uns kann sein Anblick nur taugen,
Wenn tief er im Schlummer ruht.

Dann steigen wir gerne hernieder
Und bleiben bei ihm die Nacht,
Und erfreuen uns an der Glieder
Harmonisch rührender Pracht.

Da wird er von spielenden Lüften
Mit Blumenfarben bestäubt,
Da bringen wir Körbchen mit Düften
Davon ihm der Sinn wird betäubt;

Wenn nicht die lodernde Flamme
Verzehrende Funken mehr sprüht!
Dann scheint er von unserem Stamme;
Ein stiller See sein Gemüth.

Verstummet! er ist nun umfangen
Vom Schlummer kräftig und tief;
Es klagen die blassen Wangen:
Daß er lange so süß nicht mehr schlief!

(sie verschwinden.)

Gretchens Geist.

O güt'ge Macht, die diesen ew'gen Kindern
Das harmlos-schöne Spiel erlaubt:
Hold zu umschweben ein verfluchtes Haupt,
Und unverstandnes Weh zu lindern!

(verschwindet.)

Faust im Traum.

Ein eh'rner Reif springt nach dem andern
Von dem gepreßten Leibe ab;
Laßt mich jezt wieder weiter wandern!
Gebt mir den alten Pilgerstab!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Doppelgänger.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott!“ rief der Lieutenant von B. aus, „bin ich denn so zerstreut, oder?“ — er füllte die Phrase in Gedanken aus, und überzeugte sich, daß er vollkommen nüchtern sey; „der erste Gedanke, die erste Bemerkung eines Betrunkenen,“ sezte er sein Selbstgespräch fort, „ist zwar immer, daß er nicht betrunken sey, ich habe aber doch gewiß und wahrhaftig nicht zu viel, ich habe ja fast nichts getrunken, und gewiß nicht aus dem in dem Berliner Witz angegebenen Grunde: „daß ich ebent einen auf die Lippe genommen hatte.“ Er mußte laut über sich selbst lachen. Wunderlich, geisterhaft und doch profan, schallte ihm sein Lachen aus der tiefen Stille zurück; einen Augenblick blieb er betreten stehen, was ihm Gelegenheit gab, die seltsame Nachtbeleuchtung einiger wenigen Sterne, die aus zerrissenen Wolken hervorschauten, zu bemerken. Ihr gab er alle Schuld. Er war den Weg nur im Mondschein gegangen. Während die Freunde ruhig und heiter beisammen gewesen waren, hatte ein Gewitter sich ausgetobt, dessen Nachzügler noch am Nachthimmel spukten. Der Lieutenant stand, seine Recognoscirung vom Himmel zur Erde wendend, noch verwirrt da; er mußte wirklich den rechten Weg verloren haben. Ist es einem Jäger erlaubt, sich nicht aus diesen Heckendefileen herauszufinden? sagte er sich selbst. Aber wirklich, ein wahrhaftes Bocage, dem Terrain der Vendée gleich! Ha! dort ist noch Licht in einem Hause! Dort wird man mich doch zurechtweisen können! Er bahnte sich den Weg zu diesem Lichte durch manche Kreuz- und Quersprünge über Hecken und Planken; zwar lag es in gerader Linie vor ihm, da er aber nicht in gerader Linie darauf zugehen konnte, wegen der vielen lokalen Hindernisse, so wurde es ihm zum Irrlichte, dem er, troß vielfacher Bemühungen, nicht näher zu kommen schien; denn es ist eine bekannte Eigenthümlichkeit der Nacht, über Nähe oder Ferne eines Lichts in beiderlei Sinn so völlig zu täuschen, daß das Ferne uns oft nah, und das Nächste fern scheint, weil der Glanz eines Lichts in der Dunkelheit die Gesetze der Perspektive, hinsichtlich des Lichtes und der Farbe, auch wirklich aufhebt, und sie nur im abstrakten Bezug auf die Form bestehen läßt. Ein Paar Mal wäre er beinah in ernsthafte Unannehmlichkeiten gerathen; mit Mühe entging er einem Fußeisen, und als er in einen lauten Fluch über diese unchristliche Gewohnheit ausbrach, sah das Ende einer Nachtmütze aus einem Fenster, und eine rauhe Stimme rief: „Wer da?“ — „Ein Verirrter!“ antwortete der Lieutenant. „Es hat sich was zu verirren in den Gärten von Potzdam!“ entgegnete der Kopf, indem er sich zurückzog; statt seiner ward ein Arm mit einer Flinte herausgereckt. Hier galt es eilige Flucht, die denn auch bewerkstelligt wurde. Schon schalt der Lieutenant das Ungemach dieser Nacht, als er sich auf einmal durch seine Flucht auf den rechten Weg versezt und alle Noth gehoben sah. Er befand sich auf einer breiten Straße, die, nur von einer andern Seite, zu dem Hause, welches er dermalen bewohnte, führte; er schritt sie wohlgemuth und freudig, im Vorgefühl einer längst ersehnten Nachtruhe, hinab, als er zu seiner Verwunderung Licht in seinen Zimmern, die gerade hier hinausgingen, erblickte. Sein Diener schlief auf der andern Seite des kleinen Hauses, neben dem Vorzimmer, welches zu seiner Wohnung führte. „Tausend, was ist denn das? Der Bursche pflegt ja sonst nicht so lange wach zu bleiben!“ rief er aus; da sah er deutlich zwei Schatten sich zwischen Licht und Fenster hin und her bewegen. Er wollte hinauf stürmen, besann sich aber eines Bessern, und sprang an die entgegengesezte Seite der Straße, von der er sein Zimmer bequemer übersehen konnte. Aber hier blieb er entsezt stehen; sein Auge starrte hinauf, seine Arme hingen schlaff herab, seine Zunge klebte am Gaumen, er war unfähig, sich zu regen, einen Laut von sich zu geben, einen Blick abzuwenden, von dem was ihn schaudern machte. Er sah — sich selbst, wie er vor den Spiegel trat, sich von dem Bedienten leuchten ließ, seine Abendtoilette wie gewöhnlich machte, und alle seine kleinen gewohnten Geschäfte der Reihe nach vornahm, ohne eines auszulassen, ohne ihre gewöhnliche Reihenfolge zu überspringen. Mit der heißesten, angstvollsten Begierde folgte er den Bewegungen des entsetzlichen Doppelgängers; er hätte so gern etwas von seiner Art und Weise Abweichendes darin entdeckt, was ihm gesagt hätte, du bist es nicht, es ist ein anderer! Aber er sah nur die vollkommenste Gleichheit. Wenn du träumtest! dachte er; wenn, vermöge einer magnetischen Kraft, es Augenblicke gäbe, in denen wir unsere eigene äußere Erscheinung mit unserem höhern Ich fassen können wie eine fremde, wo wir sie davon abzusondern vermögen — aber dann stände ich ja nicht hier auf der Straße, zum zweiten Male in meiner äußern, in derselben Gestalt, die denn doch die wirkliche ist! Und der Soldat, der mit eben dem schläfrigen Gesicht, wie sonst mich, die Figur bediente — entsetzlich! —

Vielleicht wundern Sie sich, meine verehrten Zuhörer, daß mein Freund in diesem Augenblicke noch so vielerlei denken konnte; erlauben Sie mir denn, Ihnen zu

sagen — und jeder, der selbst Momente der höchsten Angst erlebt hat, wird es wissen, — daß die Dichter diese fälschlich wie eine Leere in der menschlichen Seele schildern, wie eine Pause im Laufe ihres Daseyns, eine Kluft, die sich zwischen sie und das Lebendige legt, die nur ein Gedanke ausfüllt. Allerdings scheint ein gähnender Spalt vor unsern Augen sich zu öffnen, und wir haben das Gefühl, als wenn wir in einen Abgrund stürzten; aber die Angst, wiewohl sie nur einen Moment Dauer hat, dehnt, ihrer Natur nach, diesen Moment zur Ewigkeit aus, und nicht nur ein Gedanke füllt diesen endlosen Raum, sondern eine Menge Gedanken durchkreuzen sich darauf mit Blitzesschnelle; aber alle versinken nach augenblicklichem Auftauchen wieder in die Nacht des allgemeinen Zustandes, der uns umfängt, alle entspringen aus einer Wurzel, aus der Finsterniß dieses Zustands selbst; sie zucken auf, gleich Blitzen, und kehren in dieselbe Nacht, die sie gebar, zurück; und ich glaube eben in dieser schnellern Denkfähigkeit, und der Monotonie in der Grundlage unserer Stimmung, welche alle diese Gedanken wieder auf Null reducirt und alsbald in siegender Kraft vernichtet, liegt die endlose Länge solcher Augenblicke. Dem Steiger, der über einen Abgrund springt, scheint die Aktion des Sprunges, die doch kaum eine Sekunde dauern kann, in der Angst seines Herzens viertelstundenlang.

So stand mein Freund noch immer wie angewurzelt seinen Zimmern gegenüber, verwandte keinen Blick davon, und wiewohl er die Scene mit angstvoller Aufmerksamkeit verschlang, zuckten ihm Hofmann und Magnetismus, Doppelgänger und Schwedenborg und alles Entsetzen der Geisterwelt durch den Sinn.

Indem sah er aus der matten Erleuchtung, welche die zwei lezten Fenster der Hausfronte überflog, daß die Thür seiner Schlafkammer geöffnet worden war; er sah den Bedienten mit den Lichtern hinein gehen, den Herrn folgen, bald darauf das Licht auslöschen und alles dunkel werden. Noch starrte er hinauf, das Licht erschien nicht wieder. Ihm war als höre er die Thür schließen, durch die der Bediente wegzugehen pflegte. Es ward Nacht vor seinen Sinnen, er hielt die Hand vor die Augen und blieb lange so stehen. Umsonst! die Versenkung in sein innerstes Gemüth gab ihm kein Licht. Gedanke über Gedanke stürmte dort auf und ab, und keine Welle legte sich zur Rast.

Lange stand er so, endlich war ihm, als ergriffe die Ruhe des Todes seine Seele; er wußte nicht ob er noch lebe. Er sah auf, das Licht der Sterne blinkte matter, die Schatten wurden blässer und der Sommermorgen schien langsam und leise hervorbrechen zu wollen. Völlige Stille umgab ihn; die Nachtigall hatte ihre Liebesklagen, ihr Glück und ihren Schmerz schon schweigen lassen, kein Heimchen rührte sich, kein Frosch in den benachbarten Teichen, die Welt schien in Morgenträumen versunken. Nur im fernen Walde, nach Osten zu, wo der Himmel sich lichter färbte, zogen Windstöße wie Nachzügler des Gewitters durch die Wipfel, und sandten die Klage ihres Daseyns, ein leises weinendes Echo, herüber.

Plötzlich erschütterte ein dumpfes Krachen die tiefe Stille. Der Lieutenant fuhr auf; es war nur ein Laut, dem wieder Stille folgte. Er sah sich nach allen Seiten um; er entdeckte nichts, was gefallen seyn konnte; am Himmel wie auf der Erde war Ruhe, und er glaubte endlich, die Explosion eines fernen Schusses gehört zu haben; er hätte vielleicht gar den Ton seiner erhizten Einbildungskraft zugeschrieben und an seiner Wirklichkeit gezweifelt, wenn nicht ein paar Laute, wie von Personen, welche augenblicklich durch etwas im Schlafe gestört worden, die jedoch gleich wieder von demselben überfallen werden, aus dem untern Geschoß des Hauses zu ihm gedrungen wären. Ihnen folgte wieder die tiefste Stille. Unbeweglich stand er noch immer vor demselben, willenlos, wie ein Werkzeug höherer Geister, wie ein Wesen, welches unbekannten Umständen und unbekannten Gesetzen hingegeben ist, und den leitenden Faden nicht finden kann, der ihm Einsicht, Ueberzeugung und Möglichkeit zu handeln gewähren könnte. Doch der Morgen wand sich, eine herrliche Geburt, lichter und glänzender aus den Armen der Nacht, schwarze Wolken umlagerten den Osten, aber die Sonne trat siegend daraus hervor und überstrahlte sie im glühenden Triumph ihrer Heldenbahn. Allein die Ruhe der Dauer, des Bestehenden, der Legitimität endlich, meine Damen, um in den politischen Formen des Zeitalters zu sprechen, war noch nicht über die Erscheinung ergossen, und das Gestirn des Tages drohte in seinem feurigen Glanz wie ein Meteor unterzugehen; die Anfangs zerstreuten Wolken rückten wieder näher und näher, ihre drohende, concentrirte Finsterniß ergoß sich, der Strom einer lange verhaltenen Rache, in breiter Befriedigung über den Morgenhimmel, und seine glänzendsten Farben verschlang nach und nach, gleich einer befriedigten Begierde, ein einförmiges, mattes Grau. Es war, als wenn die Nüchternheit mit dieser Farbe in das Gemüth meines Freundes wieder zurückkehrte, und wie ein Lichtstrahl durchzuckte ihn der Gedanke: wie, wenn das alles das Werk eines Betrügers wäre, der zu irgend einem geheimen Zweck meinem schlaftrunkenen Bedienten meine Rolle vorgespielt hätte? Wenn ein Dieb — aber die Uniform, das heilige Kleid, was vor solchem Verdacht schützen sollte! Nun, er hätte sie ja vom Trödler haben können. Oder wenn es ein Streich meiner Kameraden wäre, und ich wäre der Narr gewesen, der sich so anführen ließ, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, den 23. Juni.

Ludwig Philipp und das deutsche Elsaß. Kunstausstellung.

Der König, welcher mit seinen beiden ältesten Söhnen, dem Herzoge von Orleans und dem Herzoge von Nemours, vier schöne Tage in unsern Mauern zubrachte, hat uns wieder verlassen. Die zahlreichen Nationalgarden und Truppen, die aus den Umgegenden gekommen waren, so wie die Menge von Fremden ziehen nun auch wieder nach und nach ab, und alles kehrt in unserm Straßburg zu dem alten Gange zurück. Aber der Eindruck, den die Gegenwart des ersten Bürgers im freien Vaterlande auf uns gemacht hat, wird uns ewig unauslöschlich bleiben. Waren es bei Karl X. die besoldeten und angestellten Herrn, der fanatische Priesterpöbel und sein Jesuitenanhang, so ist es hier das Volk, in seiner vollsten Blüthe, Selbstständigkeit und Kraft, welches für Ludwig Philipp Herz und Arme öffnete. Von den Feierlichkeiten, die gewöhnlich bei fürstlichen Einzügen stattfinden und zum Theil auch diesmal nicht fehlten, will ich den Leser nicht weiter unterhalten; einer Seite aber, einer Glanzseite im Aufenthalte des Königs und seiner Söhne im Elsaß will ich gedenken. Und wer hätte es glauben sollen, daß, mitten in der Seligkeit eines französischen Nationalfestes, jedem Elsässer die Brust höher und stolzer schlug, geistig ein Deutscher zu seyn? Hatte schon Napoleon und später die Bourbonen ihr Möglichstes angewandt, um den deutschen Geist und Sinn, d. h. den eigentlichen Charakter, das ganze Leben des Elsässers zu verbannen und den ehrlichen, reichsstädtischen Straßburger, oder den alemannischen Landmann mit fremdem, französischem Holze zu bepfropfen, so hat uns Ludwig Philipp, unser gemüthliches, angeboren deutsches Wesen nicht gewaltsam zu verdrängen, sondern den alten Geist unserer Väter treu zu bewahren. In Pfalzburg schon, der lezten Festung Lothringens, gegen dem Elsaß zu, erklärte er dem protestantischen Pfarrer daselbst, der ihn gefragt hatte, ob er deutsch predige, er wolle auch von ihm deutsch angeredet seyn; er wolle als Elsässer zu seinen elsässischen Mitbürgern ziehn. In Zabern wurde ihm von dem im ganzen Lande verehrten Inspektor Reichardt die protestantische Geistlichkeit der Umgegend vorgestellt. „Sie sind ein Deutscher," sagte Philipp, „ich sehe es an Ihren blonden Haaren und an Ihrem ganzen Gesichtsausdrucke; ich hielt mich selbst lange Zeit in Deutschland auf; ich liebe die Deutschen, ihre Herzen haben stets treu geschlagen." Ueberall auf seinem Zuge durch die blühenden Dörfer des schönen Elsasses grüßte er die Landleute in deutscher Sprache, die ihm rein und mit vieler Gewandtheit von den Lippen floß.

Der König kam in Straßburg an begleitet von seinen Söhnen, den Ministern Soult, d'Argoult u. s. w., der Straßburger Nationalgarde zu Fuß und zu Pferd und einigen schönen Kürassier-, Chasseur- und Linienregimentern. Den Zug schlossen mit grünen Zweigen, Blumenkränzen, Bändern und Fahnen umschlungene Wagen, in welchen die schönsten Landmädchen in ihrer eigenthümlichen Dorftracht saßen; eine Reiterschaar junger kräftiger Bursche umgab jede Gruppe.

Einige Stunden nach seiner Ankunft (5½ Uhr), nachdem er den Großherzog von Baden, die beiden Markgrafen und die Gesandten der fremden Mächte empfangen hatte, fuhr der König in das Konzert, welches ihm die elsässische Musikgesellschaft *) gab und welches nur aus deutschen Musikstücken (der Ouvertüre von Oberon, dem Waldchor aus der Preziosa und einigen Bruchstücken nebst dem ganzen lezten Theil von Friedrich Schneiders Weltgericht) bestand. Den deutschen Text, welcher ausgetheilt wurde, legte der König nicht aus der Hand, und besonders der Herzog von Orleans folgte ihm immerwährend. Dieser hoffnungsvolle, blühende Jüngling ist im Studium der deutschen Sprache schon so weit gelangt, daß er unsers unvergeßlichen Arnolds im Straßburger Volksdialekt geschriebenes Lustspiel, der Pfingstmontag, *) vor einiger Zeit mit seinem Lehrer lesen konnte. Er wandte sich überall vorzugsweise an Straßburger, mit denen er deutsch sprechen konnte, und auf dem Balle, der den folgenden Tag gegeben wurde, drehte sich der französische Fürstensohn mit größter Gewandtheit und Fertigkeit in dem, von seinen Franzosen so gering geschäzten, deutschen Walzer.

Auch unsern Münster bestieg der König mit seinen Söhnen, und sein Blick verweilte mit Wohlgefallen auf dem herrlichen Rheinthale, das in üppiger Fruchtbarkeit und Reichthum auf der einen Seite vom Wasgau, auf der andern vom Schwarzwalde rings umschlossenen, wie ein paradiesischer Garten sich vor dem Auge ausbreitet. Er sah auch hier mit Freude die Namen der deutschen Männer, welche die Erwinspyramide, den Wächter am Rheinstrome, bestiegen: Goethe, Lenz, Klopstock, Stolberg, Lavater, Oehlenschläger, Schloßer u. a., die auf der Plateforme, der Uhr gegenüber, und auswendig, am Eingange, in den Stein des deutschen Gebäudes gegraben sind.

Wenige Tage nur vor der Ankunft des Königs kam unserm Maire der Gedanke, schnell noch eine Ausstellung der Produkte des Gewerbsfleißes, der Künste und Wissenschaften des Elsasses zu veranstalten. Sie konnte deswegen nur sehr unvollkommen ausfallen, schien aber dennoch, schon ihrer reichen Mannigfaltigkeit wegen, des Königs und seiner Begleitung ganze Bewunderung zu erregen. Vorzüglich gefielen die herrlichen Silberarbeiten des berühmten Kirstein, den Ludwig Tieck bei seinem lezten Aufenthalte in Straßburg so bewundert und den ersten Künstler in diesem Fache genannt hat. Er hatte mehrere seiner kleinen Arbeiten in haut et bas-relief, meistens Gegenden aus dem Elsaß, und besonders gelungene Jagd- und Kriegsstücke aufgestellt, in deren Erfindung und Komposition er unerschöpflich ist. Vor allem aber strahlte die große Urne mit dem Zuge Alexanders aus Indien (einem Auszuge aus Thorwaldsens größerer Arbeit), welche er auf die Krönung Karls X. vollendet hatte; aber unter den vielen besternten und bekrönten Herrn fand er nicht Einen, der sich seines Kunstwerks annehmen wollte. Kirsteins Ruhm ist indessen seitdem nur gestiegen. Er verfertigte die prächtigen Vasen für Benjamin Constant, Lafayette und Haffner, und erhält täglich aus allen Weltgegenden reiche Bestellungen. — Von Helmsdorf waren zwei Ansichten von Rom ausgestellt, deren eine, erst kürzlich vollendet, von hohem Werthe ist; von Guérin der schlafende Jüngling Servius Tullius, dem die geheimnißvolle Flamme über dem Haupte glüht; eine sehr gelungene Scene, Gutenberg vorstellend, wie er seinen erstaunten Genossen Andreas Dryzehn und Johannes Faust den ersten Abdruck seiner Buchstabenerfindung vorzeigt, und ein sprechend ähnliches Bildniß unsers Professors der Medizin, Flamnant. Von Ohmacht eine schöne Flora in weissem parischem Marmor, die lezte größere Arbeit des leider dem Grabe immer mehr sich zuneigenden, seelenvollen und anspruchslosen Künstlers.

(Der Beschluß folgt.)

*) S. über diese Musikgesellschaft und ihr vorjähriges Musikfest, Morgenbl. 1830. Nr. 166, 167 und 168.

*) S. Goethes höchst vortheilhafte Kritik dieses „lebendigen Idiotikons" in dessen Kunst und Alterthum. 1820. Bd. 2, Heft 2.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Juli 1831.

Schön ist es, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Lunas Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln zu erblicken.

Matthisson.

Reisebilder vom Genfersee.

(s. Nro. 140.)

Zweiter Abschnitt.

Am Schluß des vorigen Abschnitts meiner Reisebemerkungen war ich von den Alpen bei Schloß Chillon an das Gestade des Sees gekommen. Von hier aus wollte ich die Dent de Jaman besteigen, zuvor aber noch das liebliche, üppige Clarens besuchen, wiewohl dieß ein kleiner Umweg ist. In diesem Zauberland ist aber nichts Umweg, denn wo man auch die Schritte hinwendet, überall ist neue, überraschende Anmuth. Jean-Jacques hatte Recht, die glühende Heloise hierher zu setzen in diesen wahrhaft südlichen Feengarten voll Orangen, Feigen, Myrthen und Lorbeeren, und dazu mit einem See und einer Umgebung, dergleichen Italien nirgends aufzuweisen hat. Es ist mir unbegreiflich, daß hier das weibliche Geschlecht bei aller Freundlichkeit und Gastlichkeit doch so sittsam und zurückhaltend ist. Genf sendet seine Lungenkranken hierher und nach Montreux, und wenn sie in diesem milden, reizenden Leman-Nizza nicht genesen, so ist alle Hoffnung verloren, und sie haben oft nicht einmal die Zeit, in ihre Stadt zurückzukehren.

Da wir die Dent de Jaman besteigen wollten, so gingen wir bei Clarens vom Weg ab und wandten uns aufwärts wieder dem Gebirg zu. Nach einem kleinen Stündchen kamen wir nach Chatellard; so heißt ein alter Schloßthurm, von dem die ganze umliegende Gemeinde ihren Namen hat. Diese Ritterveste wurde erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von Joachim Gingins erbaut, dem seine treue Anhänglichkeit an das Haus Savoyen Gut und Leben kostete. Bald darauf erreicht man Brent, wo die Weinberge aufhören und die Weiden beginnen und schöne Tannen auf den Felsen herumstehen. Das Schloß Blonay stellt sich hier in seiner alterthümlichen Gestalt dar, mitten zwischen fruchtbaren Feldern und malerischen Bäumen. Weiter hinauf gelangten wir in das wunderliche Thomaythal. Da steht eine Felsenwand, die wohl dreihundert Fuß lang ist und auf der wilde Kirschbäume und junge Tannen stehen und herabhängen. Dieser Felsen ruht auf einer hohlen Basis von porösem Tuff, aus der reichliches Wasser heraus kömmt, das in die überhängenden Bäume und in das dichte Moos sikert und von ihnen als Regen herabträufelt. Darum wird denn der Felsen in der Landessprache Scé qui pliou genannt. Dieser Regen dauert zwar immer, am schönsten aber ist er nach einem Gewitter, denn dann ist er dichter und reichlicher. Wir brachten die Nacht im Dorf Charney zu, um mit des Tages Grauen auf die Dent de Jaman zu steigen. Es ist ein wahrer Felsenzahn, den man nicht ganz leicht besteigt. Als wir hinauf kamen, war die Sonne noch nicht aufgegangen. Wie ein schönes mystisches Gedicht lag der See in Halbdunkel vor uns, und die großen Bergzüge des Montblanc und der Jungfrau lagen nur in großen Massen da. Alles Einzelne war noch in Dunkel gehüllt. Jetzt blickten die ersten Sonnenstrahlen

über die Walliser Hochalpen, und mit ihnen bildete sich ein Nebel, der sich auf den See und das untere Land legte; nur die Höhen sahen heraus. In einem Augenblick spiegelten sie sich alle in dem Nebel, aber viel deutlicher, bestimmter und ruhiger als in der Fluth. Nichts ist schöner als die Felsen von Meillerie in diesem Nebelspiegel. Wie ein Meeresarm fluthete er durch das Alpenthor von Villeneuve durch und breitete sich als großer Golf über ganz Wallis aus. Bald darauf begann die Sonne mit diesem Nebel zu kämpfen und drängte ihn immer mehr in die Tiefe zusammen; ein wahrer Titanenstreit. In einer Stunde war er entschieden. Es entstanden Risse in dem Heer, und in einzelnen Streifkorps flüchtete es sich in die Schluchten und engen Thäler, wo der Feind noch nicht eindringen konnte. Auch an den hohen Berghäuptern zogen dünne Nebelflocken herum, und es war mir, als sähe ich Elfen und Sylphen darin. Endlich, gegen zehn Uhr, war Alles klar und gelichtet. Der See lag unter uns wie eine diamantene Mondssichel, in Südwesten die Riesenmauer der Faucignygletscher, auf welcher der Montblanc wie ein Wartthurm steht, oder wie ein alter Kriegsmann mit weißem Haupt, der hier Wache hält, auf der Mark zwischen Süd- und Mitteleuropa. Zu ihm hinüber schaut eine Jungfrau, weiß wie er, die sich zu fürchten scheint vor den finstern, schrecklichen Hörnern und Mönchen, die bei ihr stehen. Doch die herrliche Rosa, ihr gegenüber, die aus dem Himmel herabzuhängen scheint, macht ihr Muth, denn auch sie hat tüchtige Nachbarn, die ihr aber doch die goldene Krone nicht nehmen können. Weit tiefer herab, nach allen Richtungen, wimmelt's von Bergen aller Gestaltung, die den Menschen unten hoch vorkommen, sich hier oben aber ganz bescheiden hinstellen. Da ist z. B. der Freiburgische Nachbar Molesson, den die Römer moles summa nannten und der sich auch als ein ganz ansehnliches Bergjoch in die Höhe baut; auf der Dent de Jaman aber verliert er viel von seiner Reputation. Es ist ein Kleines, hier bei heiterem Wetter den Pilatus und die lezten Jurahöhen in Frankreich zu sehen, oder die Hasenmatt bei Solothurn und den Montrosa.

Mit Mühe rissen wir uns gegen Abend von unserm hohen Sitz los, um noch vor Nacht nach Chateau Blonay zurückzukommen, wo wir übernachten wollten. Dieser alte Rittersitz hat noch ein gar stattliches Aussehen, und man sieht, daß er einst reichen Baronen gehörte. In der königlichen Bibliothek zu Turin wird ein altfranzösisches Manuscript bewahrt, in dem das Schloß und seine Besitzer eine bedeutende Rolle spielen; und da es recht die Farbe der Zeit wiedergibt, so mag es als eine historische Novelle aus jenen Tagen hier stehen.

„Viele Edelleute, Vasallen des herzoglichen Hauses Savoyen, bankettirten in Turin beim Herrn Herzog, meinem Herrn, und seiner Gemahlin. Einige Ritter waren verheirathet, andere unverehlicht. Nach viel lustigem Gespräch kam die Rede auch auf den Ehe- und Junggesellenstand, und da in der Lust des Weins die Worte nicht Maaß noch Ziel haben, so wurde eifrig über beides hinüber und herüber gesprochen. Unter den Gästen war auch Messer Simon von Blonay, der große Güter im Chablais und auf der andern Seite des Sees besaß, sich auch in den Genfer Turniren besonders ausgezeichnet hatte. Er war erst seit Kurzem mit einem schönen Fräulein von Gruyères verheirathet. Dieser behauptete nun, daß die Verehlichten im Krieg und in Allem den Junggesellen in Nichts nachständen, daß sie nicht weniger tapfer und tugendhaft seyen, daß sie nicht weniger Lob und Ruhm verdienten, und daß er dieß Alles mit Lanze und Schwert gegen jeden verfechten wolle, der anderer Meinung sey. Gegen den von Blonay erhob sich als Kämpfer für die Unverehlichten der savoyische Ritter Corsant. Der Herr Herzog wurde als Schiedsrichter angerufen. Und da die Sache nicht aus Haß und Zorn hervorgegangen, sondern nur zum ritterlichen Vergnügen, Zeitvertreib und Waffenübung dienen sollte, so gab er seine Erlaubniß zum Streit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Doppelgänger.

(Beschluß.)

Das Flüstern der Soldaten auf der Wache fiel ihm ein, und ihm war, als dürfte es mit dieser Idee in einiger Verbindung stehen; doch jezt fing der Himmel an, sich in einzelnen Tropfen auf die Erde herabzulassen, die dichter und dichter wurden, bis endlich ein feiner, thauartiger Regen, alles durchdringend, niederfiel, und meinem armen bivouakirenden, übernächtigen Freund noch übler mitzuspielen drohte, als ihm schon geschehen war. Schon fing sein Haar an — vermuthlich wollte es das Schicksal, welches ewig nach dem Gesetz der Kontraste verfährt, für seine unfreiwillige Erhebung in der Nacht demüthigen — sich, niedergedrückt durch den reichlichen Thau des Morgens, mehr zu senken als zu sträuben, und sein ganzes Nervensystem empfand eine gleich niederschlagende Wirkung, vermuthlich Folge der niederschlagenden Tropfen, die ihm von oben administrirt wurden. Fast unfreiwillig näherte sich mein Freund dem Hause und klingelte. Niemand öffnete. Er stand lange, und zog und riß an dem hallenden Drahte; endlich kam die Hausmagd in Pantoffeln und etwas leichter Toilette an, fragte verdrießlich: „Wer ist denn da schon so früh?" und öffnete auf die beliebte und gebräuchliche Antwort „Ich," die Thüre und zugleich ein Paar große Augen, da sie

den „Herrn Lieutenant“ erblickte. Er stieg die Treppe hinauf, sie sah ihm lange nach.

An seinem eigenen Vorzimmer läutete er wieder ziemlich lange, ehe sein Soldat gähnend die Thür aufmachte, und respektvoll und eilig zurücktrat, als er den eigenen Herrn sah. Dennoch konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Herr Lieutenant, sind Sie denn schon so früh ausgewesen?“ — „Einfältiger Kerl!“ rief der Lieutenant, auf den höchsten Grad der Verdrießlichkeit gebracht, „ich komme ja erst nach Hause!“ — „Erst?“ sagte verwundert der Soldat, schwieg aber sogleich in gewohnter Subordination, und selbst erschrocken über seine Kühnheit, sie einen Augenblick vergessen zu haben. „Nun ja, Du weißt ja, daß ich bei — soupirt habe,“ erwiederte mein Freund. „O von dort sind der Herr Lieutenant ja schon lange wieder zurückgekommen!“ rief der Mensch aus. Ein kalter Schauer zog meinem Freunde durch die Glieder, aber er faßte sich und sagte mit erkünsteltem Zorn: „ich glaube der Narr hat geträumt!“ — „Mein Gott, Herr Lieutenant, ich habe Sie ja selbst ausgezogen! Sie waren ja so still, daß ich mich darüber wunderte, und —“ hier lächelte der Soldat. Sein Herr bemerkte es und ahnete den Verdacht des Dieners, er war ihm aber zu unwichtig, einen Augenblick weiter daran zu denken; er wußte sehr gut, daß er nicht betrunken gewesen sey, aber jezt fürchtete er, wahnsinnig zu werden. Er griff an seine Stirn — sie war so heiß, daß sie des durchnäßten Haares, welches darüber hing, zu spotten schien. Er dachte an seinen Tod und wagte kaum die Thür seines Zimmers zu öffnen; der Soldat hatte es jedoch schon gethan. In der Stube war alles unverändert. Der Offizier faßte sich noch einmal; er wollte der Sache auf den Grund kommen. „Wo hast Du meine Uniform hingelegt?“ fragte er den Diener, in seine Ideen eingehend. „Auf dem Stuhl dort lag sie; der Herr Lieutenant haben sie ja wieder angezogen,“ erwiederte dieser, mit der seligen Schlauheit eines Pinsels lächelnd, der die Gelegenheit, andere auszulachen, um so wonnevoller genießt, je seltener sie sich ihm bietet. Der Lieutenant biß sich in die Lippen und stampfte mit dem Fuß. Der Soldat brachte schnell sein Gesicht in ernstere Falten und zog sich hinter den Herrn zurück, wo er sich vor dem Spiegel etwas zu schaffen machte. Dieser achtete seiner nicht; nicht das Lächeln des Dieners hatte ihn erzürnt; die Unmöglichkeit, auf eine Spur zu kommen, welche die räthselhaften Vorgänge der Nacht ergründen hülfe, verursachte in ihm einen Ausbruch verzweiflungsvoller Wuth. Aufs Aeußerste getrieben, wollte er Alles wissen, die Ungewißheit enden, es möge kosten, was es wolle, und heftig ging er auf die Kammerthür zu, sie zu öffnen. Auf dem Griff zitterte jedoch seine Hand; er vermochte es einen Augenblick nicht, ihn niederzudrücken; endlich aber wich er seiner Begierde oder seiner Angst; die Thür ging indessen nicht auf. „Sie ist geschlossen; den Schlüssel!“ rief er dem Bedienten gebieterisch zu. „Sie muß ja offen seyn,“ erwiederte dieser mit einem Phlegma, das den Herrn außer sich brachte. „Ich habe den Schlüssel nicht, er steckt inwendig.“ Der Mensch lehnte seine schwerfällige Masse an die Thür, die um etwas weniges wich, so daß man sah, sie sey nicht verschlossen; aber weiter wollte sie sich nicht öffnen, und die Spalte war nicht groß genug, hindurch zu sehen; sie schien von innen zugehalten zu werden. „Triumph, Betrug!“ rief der Lieutenant, „meine Pistolen her!“ Maschinenmäßig reichte sie ihm der Soldat vom Tische hin, den Blick verwundert bald auf die Thür, bald auf den Herrn gerichtet. Dieser war mit einem freudigen Sprunge an die Thür getreten und rannte so heftig dagegen, daß sie seinem Stoße wich und halb aufsprang; versteinert blieb er vor ihr stehen. — „Potz alle Wetter,“ rief der Soldat, „was ist da passirt!“

Die Decke des Zimmers war in der Nacht zum Theil eingefallen; das Bett des Offiziers lag zertrümmert und hin und wieder zu kleinen Splittern zerschlagen vor seinen Füßen. „Das ist ein Glück, daß Niemand darinne schlief und daß der Herr Lieutenant so früh ausgegangen sind!“ rief der hartnäckige Soldat, den Schauplatz der Zerstörung näher besehend.

Mein Freund hörte ihn nicht mehr; er war in die Knie gesunken, Thränen freudiger, dankbarer Rührung entfielen seinen männlichen Augen; er betete die geheimnißvollen Wege einer ewig wachenden Vorsehung an, welche auch die Haare auf unserm Haupte gezählt hat und ohne deren Willen kein Sperling fällt.

*

Der Offizier schwieg und sah sich mit einiger Selbstzufriedenheit im Kreise um; so nah grenzen — povera umana razza! — unsere reinsten Augenblicke an unsere schwächsten! Welt und Himmel sind auf dieser Erde in ewiger Wechselwirkung, und den Weg vom Zenith zum Horizont, wo der Himmel die Erde küßt, zu durchfliegen, bedürfen die Gedanken der Menschenherzen, gleich der Sternschnuppe, nur eines Augenblicks.

Es schien auch wirklich seine Geschichte einige Sensation, vorzüglich bei den Damen, gemacht zu haben, welche ihn seit diesem Abend zu seiner Zufriedenheit mit großer Auszeichnung behandelten; selbst die neckende Nachbarin pflegte ihn seitdem öfter über Berlin und die „Berliner Kanzelredner“ zu befragen, worüber er ihr denn auch immer gern die weitläuftigste und befriedigendste Auskunft gab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Der Peters- und Paulstag.

Der Peters- und Paulstag, oder, wie hier allgemein gesagt wird, la Festa di s. Pietro, beginnt schon am Vorfesttage (Vigilia), am 28. Juni, wo um Mittag und bei Untergang der Sonne (um vierundzwanzig Uhr) auf der Engelsburg die Kanonen gelöst werden. Ein ähnliches Feuern findet am Sonnabende vor Ostern gleichfalls statt, aber nur einmal, und zwar am Morgen im Augenblick, wo während der Messe das Gloria in excelsis Deo ertönt; indessen wird die Stelle der zweiten Salve durch das Läuten aller Glocken um Mittag, welches die vom grünen Donnerstage Mittag an stattgehabte Fesselung der Glocken als aufgehoben andeutet, ersezt wird. Gegen sechs Uhr (zweiundzwanzig nach römischer Art) begibt sich der Pabst, er mag in dem Vatikane oder auf Monte Cavallo wohnen, in die Sixtinische Kapelle, wo er, mit dem päbstlichen Ornate angethan und von den Kardinälen und seinem übrigen geistlichen Hofstaate begleitet, auf dem Tragsessel (Sedia gestatoria) durch den königlichen Saal und die königliche Treppe hinuntergetragen wird. Unten an derselben, und zwar unmittelbar vor der Statue Konstantins, auf dem Absaze, der rechts in den großen Porticus der Kirche führt, hält der Zug an und ein päbstlicher Protonotarius liest, vor dem Pabste stehend, die bekannte Protestation gegen den König beider Sizilien ab, welcher ehemals und bis 1788 an diesem Tage als Lehnsvasall des päbstlichen Stuhls den bedungenen Tribut, in einem weißen Zelter (Chinea) und siebentausend Golddukaten bestehend, entrichten lassen mußte, seit dem gedachten Jahre aber dieser Obliegenheit sich entzogen hat. Tag und Ort scheinen bei dieser Protestation mit Fleiß gewählt worden zu seyn; denn noch heute werden sämmtliche, der päbstlichen Kammer zustehende Lehnsgefälle an demselben Tage bezahlt, und der Ort ist insofern bedeutsam, als der Kaiser Konstantin als der erste Gründer des päbstlichen Gebiets (Patrimonium Petri) betrachtet werden muß. Nach Beendigung dieser Formalität begibt sich der Zug rechts durch den Porticus in die Peterskirche, wo der Pabst, nachdem er unter dem Porticus mit Militärmusik empfangen worden ist, die päbstliche Vesper (Vespro Papale) anstimmt. Diese Vesper, wie alle, welche am Vortage eines Festes stattfinden, wird die erste Vesper (i primi Vespri), die Vesper am eigentlichen Festtage aber die zweite Vesper (secondi Vespri) genannt. Während der Vesper, welche vor dem päbstlichen Altare (Altare della Confessione) gefeiert wird, singen die päbstlichen Sänger, und einer der zwölf Oberappellationsräthe gibt dem Pabste den Ton zu der ersten Antiphona an. Nach der Vesper begibt sich der Zug in derselben Ordnung in die Sixtinische Kapelle zurück. Unterdessen hat, bei herannahender Dämmerung, die Erleuchtung der Kuppel und der Façade der Peterskirche begonnen und wird fortgesezt bis etwa ein Viertel nach acht Uhr, wo sie in der Regel vollendet zu seyn pflegt. Das Volk steht haufenweise und sieht gaffend den Handlangern zu, welche wie die Kazen an der Kuppel und der Façade herumklettern, um die Laternen anzuzünden. Die Illumination findet in zwei verschiedenen Abtheilungen statt. In der ersten wird mit weißpapiernen Laternen, etwa einen mittlern Fuß hoch, in welchen ein Talglicht brennt, erleuchtet. Die Kuppel besteht bekanntlich aus sechszehn, durch Rippen in der Länge von einander abgesonderten Feldern, welche ihr die Gestalt und Ansicht einer halben Erdkugel, in ihre Längengrade abgetheilt, geben. Von diesen Rippen sind nur acht, oder die Hälfte der Kuppel, nach dem Petersplatze oder, was dasselbe sagt, nach der bewohnten Stadt zu sichtbar, und nur diese werden erleuchtet; der hintere Theil, nach dem Vatikanschen Berge zu, bleibt dunkel. Jede der acht Rippen wird in ihrer Länge mit dreißig, und der doppelte Ring am untern Theile der Kuppel je mit eben so vielen Laternen (Lanternoni) erleuchtet. Der obere Ring der Kuppel unter der sogenannten Laterne enthält, so wie leztere, ihres geringen Umfangs wegen, nur wenig Laternen; auf dem Kreuze brennen sechs, außerdem in jeder der drei Lucken, welche sich in jedem der besagten acht Felder befinden, eben so viele.

(Die Fortsezung folgt.)

Straßburg, den 23. Juni.

(Beschluß.)

Kunst- und Industrieausstellung. Abreise des Königs.

Von Friedrich, einem Schüler Thorwaldsens, war unter andern in dieser Kunstausstellung das sehr gelungene Modell eines Napoleon für die Vendômesäule ausgestellt, welches aber zu spät zum Konkurs eingegangen war. Buchhändler Grucker, einer unserer Virtuosen, führte den König zu einem, von ihm zum Theil erfundenen Harmonikaklavier; der König bat ihn um deutsche Musik. Der Künstler spielte ihm einige Stücke von Mozart und Beethoven, worauf der König entzückt ausrief: „Das ist ächte deutsche Musik! einen Mozart und Beethoven hat nur Deutschland!“

Außer diesen Kunstprodukten waren noch eine Menge anderer Erzeugnisse des Gewerbfleißes, der Manufakturen u. s. w. ausgestellt, besonders schöne Tapeten aus der Zuber'schen Fabrik, Wachstücher, Waffenrüstungen, Flinten, Säbel, Eisenwaaren u. s. w., die in aller Schnelligkeit als Zeugen des vielseitigen Handels und Wandels unsers Elsasses prangten. Besonders gefiel noch eine Sammlung aller elsässischen Früchte, in Wachs geformt, von Mlle. Böhm, und täuschend ähnlich.

Der König verließ Straßburg, wie es scheint, mit tiefer Rührung; er versicherte, nirgends so herrliches Land, so gemüthliche Bewohner, so vielen Sinn für Kunst, Wissenschaft und Gewerbsfleiß gefunden zu haben, als im Elsasse, und versprach, dasselbe bald wieder zu besuchen. Er ritt unter immerwährendem Grüßen und Huthschwenken in einer einfachen Nationalgardeuniform, die ihm ein gewandter Straßburger Schneidermeister noch in der lezten Nacht verfertigt hatte, begleitet von dem Segen Aller, zu unsern Thoren hinaus.

Es fehlt nicht an Anekdoten, Anreden, Antworten u. s. w., die man von dem Könige und seinen Söhnen erzählt und die jezt von Mund zu Mund schweben. Ich will sie dem Leser aber alle vorenthalten; nur das will ich ihm noch sagen, daß dem Könige und seinen Söhnen unser Straßburger Lagerbier, das sie auf dem Polygon, gemeinschaftlich mit Soldaten und Nationalgarden, tranken, herrlich mundete und der König überzeugt ward, daß auch dieser Haupt- und Lieblingszweig des Straßburger Bürgerthums in höchster Blüthe sey.

Wundern soll es mich aber bei alle dem, wenn wir nicht bald von Paris aus lesen: es werde daselbst nichts mehr als der deutsche Walzer getanzt, deutsche Sprache nur finde Eingang in die hohen Cirkel. Dann wird auch in unserm Straßburg und Elsaß hie und da mancher preziöse Herr à quatre épingles und manches süßliche Fräulein wieder zu ihrer angebornen, natürlichen Muttersprache zurückkehren, oder sich wenigstens nicht mehr schämen, einem Lande anzugehören, welches geistig deutsch ist und bleiben wird, so wenig es in politischer Hinsicht kein Frankreich hingeben würde.

A—st St—r.

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Juli 1831.

Ha! ha! das ist in eurer Art!
Ihr seyd ein Schelm, wie ihr nur immer wart!

Goethe.

Faustische Scenen.

(Fortsetzung.)

Dritte Scene.

Mephistopheles
(in Fausts Vaterstadt, vor einem Wirthshause).

In Einsamkeit, ohn' allen Zeitvertreib
Muß nach und nach die Ursprungsgluth erkalten;
Ich muß, wie David seinen welken Leib,
Mit frischen Seelen warm mich halten.
Doch kühlt die Einsamkeit, so scheint's, nur mir die Flammen;
Die Menschen führt sie eh' mit mir zusammen;
Ja, wer sie so in Mißkredit gebracht,
Der nehme sich vor meinem Zorn in Acht!
(Er tritt in die Wirthsstube. Wirth und Wirthin.)
Ich bliebe gern in diesem Haus bis morgen;
Wollt ihr für Trunk und Bett mir sorgen?

Wirthin.

Gar gern; an welchen Wein wollt ihr euch halten?
Befehlt ihr neuen oder alten?

Mephistopheles.

Von ziemlich altem hätt' ich gern;
Habt ihr ein Faß so alt wie ich etwa?

Wirth.

Laßt mich die Zähne sehn! ich denke: ja!
Wie jung, Susanne, schätzst du wohl den Herrn?

Wirthin.

Er wird wohl jünger seyn als du,
Denn du gehörst schon zu den Schecken!

Wirth.

Du wirfst dich freilich jedem Manne zu,
Und willst an jedem Topfe schlecken!

Mephistopheles.

Unendlich müßt' ich, daß ich kam, bereu'n,
Wenn es geschah, euch zu entzwey'n!
Doch wollt ihr mich einmal taxiren?

Wirthin.

Ihr werdet wohl die Vierzig bald passiren?

Mephistopheles.

Viel älter!

Wirthin.

Funfzig? sechzig? nicht genug?
Nun, euer Alter will ich nicht erfragen!
Doch euer Handwerk will ich sicher sagen:
Ihr gehet um mit Schimpf und Lug und Trug!
Das konnt' ich von so proprem Herrn nicht hoffen!

Mephistopheles.

Ihr habt es besser, als ihr glaubt, getroffen!
Laßt's gut seyn! gebt mir alten Wein,
Und schenkt dazu mir Neuigkeiten ein!
Wie stehts mit den berühmten Professoren?

Wirth.

Den Besten haben kürzlich wir verloren,
Den Faust; ein Anverwandter meiner Frau'n;
Er borgte jüngst von mir ein schön Stück Geld;
Dem Doktor, glaubt' ich, darf man trau'n,
Nun ist er fort in alle Welt!
Man sagt, er habe sich dem Teufel gar versprochen,
Ein Krämer bracht' es von der Meß',
In Ulm hab' der ihm das Genick gebrochen,
Nachdem er lang gebuhlt mit 'ner Prinzeß
Und einen Fürstensohn erstochen.

Mephistopheles.

Er lebet sicher noch. Tragt ihr etwa Verlangen,
Den Doktor wieder einzufangen,
So könnt' ich euch vielleicht behülflich seyn;
Dann sollt' er seinen Lohn empfangen
Und sterben in der Flammen Pein.
Der Kuhhaut wird vorangespannt ein Rappe
Und auf der Stirne prangt die Teufelskappe!

Wirth.

Huhu! was faselt er von solchem Mordspektakel?
Er meint, ich würde müssig stehn,
Den Vetter meiner Frau an einer Fackel
Lebend'gen Leibes braten sehn?
Nehm' er nicht mehr dergleichen in den Mund,
Ich lasse sonst den Hofhund von der Kette!

Mephistopheles.

Ihr habt zu eurem Zorn nicht Grund;
Zeigt mir den Weg, ich will zu Bette.

(Ab mit einem Burschen.)

Wirth.

Ich krieg' es gar nicht mehr aus meinem Kopf;
Der Doktor auf dem Scheiterhaufen!
Am Ende nähm' man auch noch mich beim Schopf!
Die Wirthschaft müßt' ich wenigstens verkaufen!
Ein andrer kocht bei meinen schönen Kohlen;
Ja, deine Sippschaft soll der + holen!

Der Bursche stürzt herein.

Helft! Helft!

Wirth.

Was ist?

Der Bursche.

Das Bett verbrennt!
Der Herr hat sich drin abschattiret,
Mit Schwefel und mit Operment
Sich feuerroth drein figuriret.

Mephistopheles (tritt ein).

Der Angeklagte folgt sogleich dem Kläger;
Der Spaß ist nicht der Rede Werth.
Zum Abschied wißt: ich bin ein Jäger,
In tausend Künsten sehr gelehrt.
Mein Alter wollt' ich vorhin euch nicht sagen;
Merkt auf! da liegt der Haas im Salz:
Ein Stück aus meinen Kindertagen
Ist die Erinnerung des Sündenfalls!
Was ich bei euch verdorben und genossen,
Zahl' ich mit dem, was ich zuletzt geschossen,
Ihr findet's vor der Thür; die Rechnung trifft genau:
Den Hirsch für euch, für eure Frau die Sau!

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Es sollten zwei Rennen mit der Lanze und hernach funfzehn Gänge mit dem Schwert — nicht weniger und nicht mehr — stattfinden, und zwar unter folgenden Bedingungen: der Besiegte solle um Gnade und Vergebung bitten (crier merci). Unterliege der Champion der Verheiratheten, so solle er Mademoiselle von Savoyen und die andern Kinder der herzoglichen Familie, und außerdem noch dasjenige Mädchen aus dem Savoyerland um Gnade und Vergebung bitten, das der Sieger bestimme. Unterliege hingegen der Champion der Unverehlichten, so solle er die Herzogin von Savoyen, die andern verheiratheten Prinzessinnen des herzoglichen Hauses und die junge Frau von Blonay um Gnade und Vergebung bitten. So war denn Alles verabredet und vorgesehen. Am 12ten Mai 1501 trafen die beiden Ritter glänzend bewaffnet und beritten auf dem Turiner Schloßplatz zusammen, wo der Kampf gehalten werden sollte. Es wurden ihnen Lanzen gereicht, mit denen sie hart gegen einander rannten. Sie trafen sich beide so heftig auf den Brustharnisch, daß sie sich stark rücklings bogen, aber doch nicht bügel- und sattellos wurden. Die Lanzen zersplitterten in tausend Stücke, es wurden ihnen deßhalb andere gereicht, und beim zweiten Rennen brachte Messer Blonay seinem Gegner einen so heftigen Lanzenstoß bei, daß der Sattelgurt riß und er mit dem Sattel zu Boden fiel. In einem Augenblick war er jedoch aus den Bügeln, zog sein Schwert und wollte den zweiten Theil des Kampfs beginnen. Wiewohl nun der zur Erde gefallene Messer Corsant nach strengem Turnierrecht nicht mehr zu Pferd hätte steigen dürfen, so war doch sein Gegner viel zu ritterlich gesinnt, um den Unfall zu benutzen. Er lud Corsant vielmehr ein, ein anderes Pferd zu besteigen. Dieß geschah, und nun hieben sich die beiden Ritter so

mächtig herum, daß aus dem Scherz bitterer Ernst wurde, und wahrscheinlich ein Unglück erfolgt wäre, wenn der Herzog nicht seinen Handschuh zwischen die Streiter geworfen und dabei mit lauter Stimme erklärt hätte: die Ehre des Siegs und des Turniers gehöre dem Ritter der Verehlichten, der Champion der Unverheiratheten aber habe sich wacker und tapfer gehalten. Nachdem sich nun Corsant ein Bischen erholt, kniete er vor der Herzogin nieder und bat sie um Gnade und Vergebung, dann vor den andern Damen des savoyischen Hofs und zulezt wandte er sich an Messer Blonay und erkundigte sich, wo sich seine edle Gattin aufhalte, damit er der Uebereinkunft nach auch sie um Gnade und Vergebung bitten könne. Dieser aber erwiederte ihm mit aller ritterlichen Zierlichkeit: „tapferer und edler Ritter, ich vermag Euch nicht genau anzugeben, wo meine Frau eben jezt Haus hält, ob in St. Pol de Meillerie im Chablais, oder auf Schloß Blonay in Vaulx." Wiewohl nun der Weg von Turin nach dem See lang und gefährlich ist, so stand Messer Corsant doch nicht an, sich sogleich mit seinen Knappen auf die Reise zu machen und über die Gebirge zu ziehen. Nach St. Johannis kam er endlich in St. Pol an, fand aber die edle Frau von Blonay nicht da. Deßhalb fuhr er in einer Barke über den See nach Vevey, von wo er sich sogleich nach Schloß Blonay verfügte. Vor dem Schloß stehen einige alte Nußbäume, welche dichten Schatten geben. Darunter saß eine junge Frau, die ein Kind stillte, und hinter ihr stand die Amme. Der Führer, welchen Corsant von Vevey mitgenommen hatte, um sich von ihm den Weg zeigen zu lassen, sagte ihm, die junge Dame sey die Frau von Blonay selbst. Corsant näherte sich ihr also stillschweigend und ehrerbietig, kniete vor ihr nieder und bat sie um Gnade und Verzeihung. Man kann sich ihr Erstaunen denken und ihre Verlegenheit. Doch faßte sie sich bald, bat ihn, aufzustehen, neben ihr Platz zu nehmen und ihr den ganzen Zusammenhang der Sache zu erzählen. Corsant berichtete nun umständlich den ganzen Hergang, den Streit über die Verehlichten und Unverehlichten, den Kampf, Ritter Blonays Sieg und seine, des Unterliegenden, Verbindlichkeit, die Frau von Blonay um Gnade und Vergebung anzurufen; er bitte sie daher, ihm darüber eine förmliche schriftliche Quittung auszustellen, daß er bei ihr seiner Pflicht nachgekommen. Hierauf erwiederte ihm die junge Frau: „Herr Champion der Unverehlichten! kein Mensch wird läugnen, daß Ihr ein würdiger und edler Ritter seyd, indessen darf Euch eine kluge Hausfrau, die Niemanden um sich hat, als einige Dienerinnen und einen Kapellan, nicht in ihrem Schloß aufnehmen, so lange ihr Eheherr abwesend ist. Ich bitte Euch daher, nach Vevey zurückzukehren, Euch da die Nacht wohl auszuruhen, und morgen gegen Mittag wieder zu mir zu kommen, um die Quittung und den Abschiedstrunk zu empfangen." So geschah es auch. Am folgenden Mittag ritt Messer Corsant in Blonay ein; zahlreiche Dienerschaft empfing ihn und er wurde in den großen Saal geführt, wo er ein herrliches Mahl bereitet und eine Menge Verwandte, Freunde und Nachbarn der Blonayschen Familie versammelt fand; die kluge Frau Catharina hatte den Ritter auch darum entfernt, um freie Hand zu ihren Anstalten zu haben; denn kaum war er fort, so sendete sie reitende Boten nach allen Seiten mit Kunde und Einladung. Dadurch war es möglich geworden, den Herrn Grafen Anton von Gruyères, der auf Oer Haus hielt, mit seinen zahlreichen Pagen und Knappen, desgleichen die Herren Hubert von Aubonne, Hugo von Chatelard, Nikolaus von Gumoens, Amadeus von Puisdor, Bertram von Duins, den Burgpfleger von Chillon und den alten Kaplan Anselm von Tavel zu versammeln. Beim Banket war man sehr lustig und aufgeräumt, und nach Landessitte wurde bis an den folgenden Morgen gezecht. Messer Corsant war den meisten Rittern aus der Gesellschaft schon bekannt, und die ihn noch nicht kannten, mußten ihn wegen seines feinen Betragens und wegen seiner schönen Gestalt liebgewinnen. Gegen das Ende des Mahls stand er auf, nahm einen vollen Pokal in die Hand, trank auf die Gesundheit der edeln Hausfrau und sagte dabei: „Es ist wahrhaftig nicht zu meinem Schaden, sondern vielmehr zu meinem großen Vortheil und Vergnügen ausgeschlagen, daß ich von Messer Simon besiegt worden bin, denn ohne diese Niederlage wäre mir nicht die Ehre und das Vergnügen zu Theil geworden, welche ich jezt genieße; auf diese Weise bewährt sich auch der Wahlspruch altius auf meinem Wappenschild; ich sehe auch wohl recht gut ein, daß ich eine Frau nehmen muß, um künftig die Sache der Verehelichten besser zu vertheidigen, als es mir mit den Unverheiratheten gelungen ist." Damit wandte er sich mit sonderbarem Anstande zu dem Fräulein Jolarda von Villette, das neben ihrer Base, der Frau Catharina von Blonay, saß. Es war ein schönes, sittsames, wohlgebornes Mädchen, aber Waise und arm; deshalb sollte sie unverzüglich in einem Kloster zu Orbe als Nonne eingekleidet werden. Kaum wagte sie zum Ritter aufzusehen, und ward dabei über und über roth. Endlich stand man auf; Alle verließen den Saal, nur Messer Corsant blieb noch, als wenn er sich noch besonders bei der Hausfrau bedanken wollte. Als sie endlich fast allein waren, sagte er zu ihr: „edle Frau! Ihr seyd so schön als tugendhaft, Dank und Preis wird Euch von Jedem, der Euch kennt, treue Liebe von Eurem Gemahl. Ich habe eine Bitte an Euch, schlagt sie mir nicht ab." — „Sprecht frei, Herr Ritter, wenn's in meiner Macht steht, und sich mit meiner Pflicht gegen Gott und meinen Gemahl verträgt, so will ich sie Euch erfüllen." — „Nun, so bitte ich Euch, edle Frau, um

Vorsprache bei Eurer schönen Base, damit ich von nun an die Sache der Verehlichten vertheidigen könne.“ — Bei diesen Worten schlug das Fräulein ihre großen blauen Augen nieder und Frau Catharina erwiederte dem Ritter mit freundlichem Lächeln: „Wenn ich Euch recht verstanden habe, so möchtet Ihr unser Vetter werden, tapferer Herr? Wenn's das Fräulein zufrieden ist, so glaube ich, daß es uns nicht schwer werden soll, aus dem Junggesellen einen guten Ehemann zu machen.“ Jolonda ward einmal über das andere roth und konnte lange kein Wort hervorbringen. Endlich konnte sie ihre Liebe zum schönen Ritter so wenig verbergen, als früher ihre Furcht vor dem Kloster. Kaum hörbar sagte sie zu ihm: „Ich bin es zufrieden, wenn mein Herr Vetter von Blonay, der mich für's Kloster bestimmt hat, einwilligt.“ Ueber diese Antwort war Ritter Corsant höchlich erfreut und trabte bald darauf lustig nach Vevey zurück. Hieher kam auch Messer Blonay nach vier Tagen von Turin zurück. Als er den Vorgang vernahm, war er höchlich darüber erfreut und beschloß, eine prächtige Hochzeit in seinem Schlosse auszurichten. So geschah es auch, und Alles, was die Umgegend in Gruyères, im Pas d'En-Haut, Savoyen, Genf und Vaulx an Rittern und schönen Edelfrauen Ausgezeichnetes hatte, das war da mehrere Tage versammelt, und noch jezt erzählen sich die Enkel von Messer Simon und Messer Corsant von der großen Hochzeit auf Blonay.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Peter- und Paulstag.

Die Façade der Kirche ist verhältnißmäßig, besonders nach unten zu, schwächer erleuchtet, enthält einen doppelten Kranz auf der Corniche, einen einfachen auf der Attica, einen desgleichen zwischen dieser und der Ballustrade, und einen ähnlichen oben auf derselben. Sämmtliche Laternen werden auf 4500 angegeben. Diese erste Illumination, welche sich auf eine höchst täuschende Weise bei heiterem Himmel, besonders wenn der Mond scheint, auf dem dunklern Grunde der genannten Felder wie Silberstickerei auf schwarzem Sammt ausnimmt, wird um neun (ein) Uhr von der zweiten unterbrochen oder vielmehr vervollständigt. Mit dem ersten Schlage der vier Viertel von ein Uhr (um diese Zeit neun nach europäischer Uhr) beginnt die zweite Illumination. Diese wird mit sogenannten Fiaccole gemacht, welches große irdene Näpfe mit geschmolzenem Talge angefüllt sind, in welchen sich ein Docht von Werg, damit er leichter brenne, mit trockenen Holzspähnen überschüttet, befindet. Von diesen Näpfen steht eine kleinere Anzahl in den beiden obern kleinern, eine größere in den beiden untern größern Kreisen, welche um die Kuppel herumlaufen, und außerdem fünf oder sechs in jeder der gedachten Lucarnen; eine verhältnißmäßige Anzahl steht auf und an der Attica, an der Corniche, dem Fronton, an den beiden Hallen und den von ihnen auslaufenden Colonnaden. Ob dieser Fiaccole tausend vierhundert vierundsiebenzig, und derer, welche sie anzünden, sechshundert sechszehn Personen sind, wie die Beschreibungen versichern, kann ich weder behaupten, noch verneinen. Was ich mit Recht behaupten kann, ist, daß diese zweite Erleuchtung (die Laternen der ersten werden schon angezündet auf ihre Stellen gesezt) wie durch die Kraft einer Zauberruthe bewerkstelligt zu werden scheint; denn mit dem Schlage der vollen Stunde Eins sind alle Talglampen angezündet. Hier zeigt sich, was ein seit Jahrhunderten eingeübter Mechanismus vermag, besonders wenn ihm Hände genug zu Gebote stehen. Auf die Ueberraschung wird dabei mit so viel Sorgfalt, ich möchte sagen, mit so viel Pedanterie hingearbeitet, daß zum Beispiel der Arbeiter, welcher die zehn auf dem Kreuze und um die Laterne herum befindlichen Näpfe anzuzünden hat und zu dem Ende auf einem, in lezterer befindlichen Gerüste steht, den großen Fackelwisch, womit es geschieht, nicht schon in den Händen hält, weil dieser sonst von außen durch die Oeffnungen der Laterne gesehen würde, sondern ihn erst im entscheidenden Augenblicke von unten aus der Kuppel herauf zugereicht bekommt. Diese zweite, sehr blendende Erleuchtung sticht gegen die erstere mattere der Papierlaternen auf eine höchst überraschende Weise ab. Darf man sich übrigens bei einer so hochwichtigen Sache auf die bloße Sage verlassen, so werden sämmtliche Individuen, welche bei dieser Illumination zu thun haben, vom Mittag an bei Wasser und Brod in die Kuppel gesperrt, aus Besorgniß, sie möchten sich, bei der Hize und Last des Tages, draußen betrinken und dann Unheil anrichten oder sonst zu Schaden kommen. Blos Wasser ist vorschriftsmäßig; mit dem Brode könnten sie es dagegen halten, wie sie wollten, wenn es nicht ohnehin die einzige Nahrung dieser Leute wäre. Dieser Vorsicht ungeachtet, ereignen sich häufig Unglücksfälle. Die zweite Illumination wird vom Publikum nur zur Hälfte genossen, denn Jedermann ist jezt schon darauf bedacht, wie er sich ohne Lebensgefahr aus dem Menschen- und Wagengewühle auf dem Petersplaze hinauswinden und zum Feuerwerke an der nahgelegenen Engelsburg, welches mit dem Schlage zwei beginnt, gelangen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 157:
Nadel, Zwirn und Fingerhut.

Homonyme.

Mein harter Kopf
Bedarf der Schläge,
Dann geht mein Fuß
Die rechten Wege;
Der faßt und hält Gefaßtes fest,
So lang man mich in Ruhe läßt;
Doch, zerren mich am Kopf die Leute,
Verliert mein Fuß gleich Spur und Beute.
Auch bin ich Schild zumal und Wehre,
Als Waffe bring' ich keine Ehre,
Mich brauchen die Affen und weiblichen Drachen,
Um ihrem Zorn recht Luft zu machen;
Schön werd' ich als Schildchen gepflegt und geehrt,
Und Humpen erprob' ich, ob gut sie geleert.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 164.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 11. Juli 1831.

Nur du, du bleibest wie du bist, Natur!
Siehst wandellos der Menschen wandelnd Treiben;
Und Dauer gibt uns auch dieß Eine nur:
In all dem Wankel dir getreu zu bleiben.

Gries.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Die kleine Stadt Vevey liegt an einer Stelle, die als eine der reizendsten Europas betrachtet werden muß. Wer sich recht davon überzeugen will, der muß besonders zwei Punkte festhalten: Abends bei Sonnenuntergang auf der Esplanade vor der Kirche, und Morgens bei Sonnenaufgang auf dem See bei Vevey, besonders aber Abends im Mondschein. Da hat die Stille auf dem tiefklaren Wasser, die Silbersäule, die auf ihm hinzittert, und das Geisterlicht auf den umliegenden Bergen und Felsen etwas ganz Zauberhaftes. Das große Rhonethor scheint in dieser Beleuchtung der Eingang zu einer andern Welt, hinter dem Riesen mit kahlen Häuptern und Hörnern stehen. Das schöne Land links, mit seinen Weingärten und Waldbergen, liegt im Dunkeln und verschwindet in unbestimmten mystischen Linien nach Westen, wo eine große Mauer steht. Ich bin Monatelang in Vevey gewesen und habe fast alle Landhäuser in der Nähe besucht. Von jedem ist die Ansicht dieses reizenden Bildes anders, immer schön und immer verschieden. Es kann einen nicht wundern, daß jährlich viel Hundert Fremde hierher kommen und kürzere oder längere Zeit da verweilen. Dazu trägt auch die heitere, gastliche und liebenswürdige Art der Einwohner viel bei. Jeder Augenblick ist hier Genuß und fröhliche Bewegung. Hier rollen eine Menge kleiner Wagen hinter einander mit reichlich aufgepackten Viktualien und Weinflaschen. Sie gehen in ein oberes Dorf, oder nach Hauteville, Blonay, Montreux oder Clarens. Da wird dann im Freien auf schwellendem Gras oder unter schattenden Bäumen, den alten Bergen gegenüber, das frohe Lager aufgeschlagen, und nach manchem traulichen Spaziergang auf Höhen und in Gründen, gesungen, gescherzt und bankettirt, bis die Sterne aufziehen. Dann kommen die kleinen engen Wagen wieder, und jedes sizt mit denen ein, die ihm am liebsten sind. Andere ziehen mit buntflaggenden Barken, mit Flöten und Guitarren auf den See, und in der Mitte wird Halt gemacht zu einer essenden und trinkenden Episode. Denn gegessen und getrunken muß werden im Waadtland, wo das Leben so wohlfeil ist und sich leicht jeder einen frohen Tag machen kann.

Gewerbsfleiß, Handel, Land- und Weinbau verbreiten überall Wohlhabenheit. Der Transit von Italien, Frankreich, Deutschland und der Schweiz ist hier bedeutend, und Vevey wird noch mehr gewinnen, wenn künftiges Jahr der neue savoyische Freihafen in dem gegenüberliegenden Evian eröffnet ist. Was der La Vaudwein werth ist, weiß jeder Kunstverständige im Ausland; hier weiß es jedes Kind. Es ist unglaublich, was die kleinen Mädchen schon trinken können, ohne daß es sie im Geringsten anficht. Von dem berühmten Winzerfest habe ich schon einmal in diesen Blättern gesprochen, ich will also hier davon schweigen; auch von Edmund Ludlows Grab will ich nichts sagen. Der Mann, welcher König Karl I.

von England zum Blutgerüste verdammen half, mochte über die Thür seines Hauses in Vevey setzen: Omne solum forti patria, quia patris; in seinem Herzen stand gewiß dieser Trost nicht, und kein anderer. Es ist nicht uninteressant, zwischen Ludlow und Carnot eine Parallele zu ziehen. Beide starben auf fremder Erde.

Ich war in den ersten Augusttagen in Vevey, gerade als die ersten Nachrichten von den Pariser Juliustagen eintrafen. Man hatte mich gastlich in das schöne Kasino eingeführt, das am Platz liegt; da fand ich die besten französischen, englischen und deutschen Zeitschriften, und Alles war in der größten Aufregung. Ich war erstaunt, in der kleinen Stadt so viel verständiges Urtheil zu hören. Ein unscheinbarer Mann sagte unter andern: „die Franzosen sind noch immer, was Voltaire von ihnen gesagt hat, halb Löwen, halb Affen. Jezt sehen wir die Löwen, die Affen werden nicht ausbleiben. Die Leute sind noch nicht reif für die Freiheit, oder überreif: sie wissen sie trefflich zu erobern, aber nicht zu bewahren und zu pflegen.“ Ich schreibe diese Zeilen im März 1831 und denke lebhaft an den alten Mann, dem im August 1830 Niemand glauben wollte.

Von Vevey geht der Weg zwischen den Weinbergen der La Vaud bergab, bergauf. Es ist ärgerlich, daß diese Mauern so hoch sind, sie rauben einem den Blick auf den See und sein sich in den reizendsten Biegungen hinziehendes Gestade, wo ein liebliches Bild mit dem andern wechselt. Nur manchmal wird die Aussicht frei, und dann genießt man doppelt. Des freudigen Staunens konnten wir uns nicht enthalten über diese Festungswerke, denn so muß ich die Mauern und Terrassen nennen, wodurch jede Handbreit des steilen, aber kostbaren Erdreichs gehalten und unterstüzt, durch Kanäle gegen Herunterschwemmung geschüzt wird. Diese Erde ist Goldstaub für die Einwohner. Darum ist auch der Weg sehr eng, um so wenig davon zu verlieren als möglich. Die waadtländische Regierung hat aber die Nothwendigkeit eingesehen, diese Hauptstraße zu erweitern, und seit mehreren Jahren darf kein Weingartenbesitzer seine Mauer auf der alten Stelle ausbessern, sondern muß sie zwei Fuß zurückrücken. Auch eine neue schöne Straße ist seit vorigem Jahre angelegt, so daß die Wagen eine Höhe weniger hinauf müssen. Die kleinen Seestädte St. Saphorin, Cully, Villette und Cutry sind in immer wechselnder Anmuth an dem Ufer hingebreitet. Jezt liegen sie ruhig und freundlich da, vor einigen Jahrhunderten hingegen hatten sie ewigen Streit mit ihren Nachbarn, den Leuten aus Gruyères, die oft des Nachts kamen und die Weinberge verwüsteten, wofür die Seeleute wieder ihre Heerden niederschlugen oder wegtrieben. Ueber das ganze Land wachte damals der alte Thurm, tour de Gourze genannt, den die Einwohner gegen die in der Schlacht von Tours versprengten Mauren errichteten. Da oben, wo jezt die lustigen Veveyer oft mit den lustigen Lausannern zusammentreffen und sich gütlich thun, soll manchmal hart gekämpft worden seyn; solches bezeugen die gleichzeitigen Geschichtschreiber Luitprand und Frodoard, da wo sie von dem Einfall der Mauren in die romanische Schweiz erzählen. Ihnen nach kamen sie in zahlreichen Schwärmen von Lyon und Genf her ins Land und bauten in den Alpen eine Menge fester Sitze, von denen sie wie Wölfe auf die vorüberziehenden Saumthiere und Reisenden stürzten, sie plünderten, ermordeten oder zu großem Lösegeld fortschleppten, so daß Niemand mehr dieses Wegs ziehen wollte. Gegen sie baute die Königin Bertha ihr festes Schloß Wuflens bei Morges. Ihre Einfälle ins Chablais, in Wallis, in Vaud, in Neufchatel, ja von da selbst in Burgund, waren voll Grausamkeit. Sie sengten und brennten überall, zerstörten Dörfer und Flecken, tödteten die Einwohner bis auf die jungen Mädchen und Frauen, die sie mit sich fortschleppten. Das dauerte fast hundert Jahre lang. So zündeten sie auch das erste Hospiz auf dem großen St. Bernhard an und bemächtigten sich des wichtigen Passes von St. Maurice. Nun konnte ihnen kein Fremder mehr entkommen, der aus Welschland nach der westlichen Schweiz, oder aus dieser nach Italien zog. So plünderten sie ganze Haufen von Reisenden, und wenn sie sich vertheidigen wollten — wie es einmal eine Karavane von englischen Pilgern that — so wurden sie zusammengehauen. Die Nachbarvölker — Hungarn und Lombarden — litten auch durch diese Streifereien und versuchten es mehrmals, die Mauren aus ihren Felsennestern zu verjagen. Endlich fiel der Herzog Wilhelm von Arles von vielen Seiten auf einmal mit zahlreichen Schaaren über sie her, ehe sie es sich versahen, schloß sie in ihre Vesten ein und rottete sie durch Hunger und Schwert mit Stumpf und Stiel aus. Von 973 an findet sich keine Spur mehr von ihnen in dem Alpenland.

(Schluß des zweiten Abschnitts.)

Ueber Schriftfälschung.

Schriftfälschung, vom harmlosen Scherze bis zur großen Betrügerei, hatte von jeher für den mit der Erbsünde behafteten Menschen einen mächtigen Reiz. Mit der Entwicklung der Wissenschaften, mit der Ausbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse werden indessen alle Beeinträchtigungen der lezteren immer schwieriger; je ausgebreiteter und vollständiger die Mittel der Gesellschaft sind, sich vor Eingriffen zu schützen, desto raffinirter müssen leztere seyn, und so wenig in dem Jahrhundert, in dem wir leben, Leichtsinn, Unwissenheit und Unver-

stand das Ruder eines Staats führen können, so wenig kann eine plumpe Hand Schriften verfälschen. Es gibt daher heutzutage Großmeister und Professoren in diesem Fache, welche durch die Mühe, die der Staat anwendet, um ihre verderblichen Künste zu neutralisiren, die Wissenschaft mehr fördern, als mancher Staatsprofessor.

Der Minister der Justiz hat an die Akademie der Wissenschaften zu Paris die Frage gerichtet, durch welche Mittel die Verfälschung der Staats- und Privaturkunden am sichersten zu verhüten seyn möchte; ferner, ob es nicht möglich sey, dem Unfug zu steuern, daß Privatpersonen altes beschriebenes Stempelpapier aufkaufen, die Schrift wegbleichen, das Papier wohlfeiler als neues Stempelpapier verkaufen und so den Schatz um einen Theil seines Einkommens betrügen. Es wurde zur Auflösung dieser Fragen eine Kommission niedergesezt, und in einigen der lezten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften hat der Chemiker Darcet über die Arbeit derselben Bericht erstattet. Wir theilen die Resultate, als allgemein interessant, der Hauptsache nach mit.

Es springt in die Augen, daß der gewünschte Zweck entweder dadurch erreicht wird, daß man sich auf gemeinem Papier einer Dinte bedient, welche durch nichts zu vertilgen ist, oder aber, daß man mit gemeiner Dinte auf ein Papier schreibt, das so zubereitet ist, daß man mit der Schrift nichts vornehmen kann, ohne daß Spuren der Fälschungsversuche zurückbleiben. Der Berichterstatter entwirft zuerst eine Geschichte der frühern Mittel gegen Verfälschung.

Die Alten bedienten sich einer weit dauerhafteren Dinte, als unsere gegenwärtige; sie bereiteten sie, wie wir aus Plinius, Vitruv und Dioscorides wissen, aus Lampenruß, oder sehr feiner Kohle, und einer Auflösung von Gummi. Trug man diese Dinte auf Substanzen auf, die porös genug waren, daß sie eindringen konnte, so ließ sie sich nicht mehr vertilgen, und man konnte sie nicht ausschaben, ohne daß man es merkte. Diese antike Dinte hatte aber den Uebelstand, daß sie zu wenig flüssig war; aus minder porösem Papier ließ sie sich waschen und kratzen, und gewährte also nicht mehr hinlängliche Sicherheit. Dadurch kam man ohne Zweifel auf die Dinte aus Galläpfeln und Eisenvitriol, die besser eindringt als die alte, und mit der leichter zu schreiben ist. Blagden behauptet, gestüzt auf die Untersuchung mehrerer Handschriften aus dem eilften Jahrhundert, diese Dinte sey schon damals im Gebrauch gewesen; deshalb wurde aber wohl jene alte Dinte nicht sogleich aufgegeben; denn wenn einerseits das Bedürfniß, die Handschriften möglichst zu vervielfältigen, und die Erfindung der Papiermacherkunst die Einführung der neuen Dinte begünstigten, so mußten anderseits die Abschreiber wegen des hohen Preises der Manuskripte sehr auf dauerhafte Dinte sehen; so kam es, daß sie häufig alte Dinte mit neuer mischten, denn dieses Gemisch war dauerhafter als leztere und flüssiger als erstere. Als aber mit Erfindung der Buchdruckerkunst die Kunst des Abschreibens ihre Wichtigkeit ganz verlor, kam es nur zu bald dahin, daß man bei der Dinte weit mehr darnach fragte, ob sie leicht flüssig, recht schwarz und glänzend, als ob sie unvertilgbar sey, und somit gab man die alte Dinte bald ganz auf. Der Uebelstand, den eine Dinte hat, in der keine Kohle enthalten ist — und nur die Kohle macht sie unvertilgbar — fiel indessen zu einer Zeit, wo die chemischen Reagentien so gut als unbekannt waren, fast ganz weg; aber seit dem lezten Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts ist es ganz anders. Die Entdeckung des Chlors, welches so viele feuchte organische Stoffe so schnell und so durchgreifend umändert; die Anwendung dieses Stoffes zum Bleichen von Leinwand, von alten Büchern, alten Kupferstichen, Lumpen u. s. w.; die Verbreitung chemischer Mittel und Kunstgriffe in allen Klassen der Gesellschaft; die unendliche Vervielfältigung der Urkunden in Folge der Ausbreitung der Industrie — alle diese Umstände wirkten zur Ausbildung und Vervollkommnung der Schriftfälschungskunst zusammen. So kommt es, daß Verbrecher, die ihre verderbliche Kunst vollkommen inne haben, sich, wenn sie auch vor Gericht gestellt werden, mit leichter Mühe der Strenge der Gesetze entziehen. Wie angeführt, bediente man sich seit dem eilften Jahrhundert der gemeinen Dinte ohne Lampenruß oder sehr zertheilte Kohle; in Caneparius Abhandlung über Verfertigung der Dinte aller Art vom Jahr 1660 findet sich indessen keine Spur, daß man zu seiner Zeit das Bedürfniß gefühlt hätte, die Dinte dauerhafter zu machen; erst in Lewis sehr interessantem Werke über denselben Gegenstand vom Jahr 1764 wird diese Frage bestimmt und ernstlich aufgeworfen.

Der Berichterstatter geht nun alle neuen Schriftsteller durch, welche sich mit dieser Frage beschäftigt haben, und bemerkt als Resultat, daß alle Bemühungen der Kunst bisher dem Publikum so gut als keine Früchte getragen haben; denn die vorgeblich als unvertilgbar angepriesenen und zum Verkauf ausgesetzten Dinten vermochten entweder den Reagentien, wenn sie mit Sachkenntniß combinirt wurden, nicht zu widerstehen, oder sie waren zu dickflüssig, ließen bald einen bedeutenden Bodensatz fallen, ihre Farbe war unangenehm, sie machten die Federn weich, griffen das Papier an oder standen sogar mit der Zeit ganz um. Bis zum Jahr 1826 war somit dieser Theil der Frage noch nicht aufgelöst; sehen wir nun, in wie weit bis dahin die besondere Zubereitung des Papiers die Verfälschung der Urkunden zu verhindern vermochte. Sonst wurde bekanntlich der Inhalt einer

Urkunde einfach durch Namensunterschrift der kontrahirenden Partheien und Beidruckung ihrer Siegel und Wappen verbürgt; später kamen zu diesem Zwecke auf: die doppelten Ausfertigungen, die Chartes parties, die Talons, die Hinterlegung bei Notarien oder in öffentlichen Archiven, die Stempel mit Farbe, die trockenen Stempel, die Ordnungsnummern; seit vierzig Jahren wird das Papier zu Papiergeld oder Bankbillets mit geheimen Erkennungszeichen oder sichtbaren Merkmalen, die alle mehr oder minder der Verfälschung unterliegen, versehen. Außerdem sind noch eine Menge Mittel vorgeschlagen worden; Erwähnung verdient das Banknotenpapier, auf welchem bei der Bereitung selbst mit verschiedenfarbigen Lumpen allerlei Charaktere angebracht werden, deren Farbe durch Säuren und Alkalien verändert wird, wodurch sich die Versuche, die Dinte wegzubringen, verrathen. Im Jahr 1826 endlich schlug man, besonders von England aus, vor, das Papier mit einer Auflösung von blausaurem Kali zu tränken, damit die gemeine Dinte durch Säuren nicht verwischt werden könne.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Peter- und Paulstag.

Vom Petersplatze führen nur zwei enge Gassen, die des Borgo nuovo und des Borgo vecchio, zum Engelsplatz, und diese müssen in der allerkürzesten Frist (denn Jedermann hat Eile, und mehr, als er zu haben braucht) von mehreren tausend Wagen und zum allerwenigsten von hunderttausend Menschen passirt werden. Erwägt man dabei, daß sieben Achtel dieser Anzahl ihre Körperkräfte um so rüstiger gebrauchen, als ihnen die geistigen mangeln, so kann man sich einen Begriff von der Verwirrung machen, welche bei diesem Uebergange von der Illumination zum Feuerwerke herrscht. Freilich ist die Via del Borgo vecchio für die Fußgänger aufbewahrt, worunter aber sonderbarerweise an diesem Abende die privilegirte und privilegirteste Klasse mitbegriffen wird, welche natürlich dieses Vorrecht nicht unbenuzt läßt, aber die Straße nicht zu Fuße, sondern zu Wagen passirt. Wer endlich mit Todesgefahr auf dem Engelsplatze angelangt ist, dem steht noch das Schwerste bevor, nämlich sich einen Ort zu verschaffen, von welchem aus er das Feuerwerk bequem sehen könne. Dergleichen Oerter gibt es in den Häusern, werden aber hier mit einem Scudo bezahlt. Wer weniger gibt, steht hinten und sieht weniger; auf dem Platze sieht man gar nichts, man mag unentgeldlich stehen, oder für fünf bis zehn Bajocchi einen Stuhl gemiethet haben. Dafür wird hier desto mehr gerochen, besonders wenn der Nordostwind, welcher um diese Jahrszeit zu wehen pflegt, den Rauch nach dem Platze zu treibt.

Ich hatte bisher alle Oerter gekannt, wo man das Feuerwerk für Bezahlung nicht sieht, selbst solche, wo man es für einen Scudo nicht sieht; der einzige Ort, wo man es für nichts, und zwar auf eine vortreffliche Art, sehen kann, war mir fremd geblieben. Dies ist jenseits der Tiber zu Anfang der Straße Lungara im Hofe des Irrenhauses. Von hier aus hat man, über den Fluß weg, die Engelsburg gerade vor sich liegen; kein Gegenstand hindert die Ansicht des Feuerwerks, welches sich noch obenein mit herrlichem Effekt im Wasser wiederspiegelt. Von hier gesehen, bietet es einen Anblick dar, welcher in der That überraschend ist. Daß dieser Ort verhältnißmäßig sehr wenig besucht wird, daran ist die Furcht vor dem Wasser Schuld, in dessen Nähe sich die Römer bei so spätem Abend die Febbre terzana zu holen glauben. Die Wenigen, welche kommen, vermummen sich dergestalt Kopf, Hals, Gesicht, Mund und Genick mit Taschentüchern, daß sie wie Vogelscheuchen aussehen. — Am folgenden Tage (29. Juni) verkündet mit Aufgang der Sonne das Feuern von der Engelsburg das eigentliche Peters- und Paulsfest (Festa de' SS. Pietro e Paolo, Apostoli e principali Protettori di Roma e di tutta la santa Chiesa). Schon vom frühesten Morgen an wandert ganz Rom, mit den besten Sonntagskleidern angethan, der Peterskirche zu; der Platz vor derselben wimmelt von Menschen, Thieren und Fuhrwerken aus allen Ständen, und die Herrschaften in Equipagen, auf Leiterwagen und Eselskarren fahren einander in's Zeug, ohne daß der Duca lauter schreit, als der republikanische Winzerbursche. Alles ist in Streit, und doch geht alles in Friede und Einigkeit ab. Kein spiziges oder schneidendes Ding wird angerührt, die Limonadenverkäufer zerschneiden sogar ihre Citronen mit hölzernen Messern, um den Teufel nicht an die Wand zu malen. Eine heilsame Vorsicht! Denn es steht nicht eins gegen hundert zu wetten, daß Virginius kein Kindsmörder geworden wäre, wenn das Messer nicht auf der Fleischbank gelegen hätte? Alles geschieht in Erwartung des Segens, welcher um Mittag vom Balkon der Peterskirche herab ertheilt werden wird. Bis um halb eilf Uhr treibt sich die Menge auf dem Platze herum, dann stürzt Alles in die Kirche, um der vom Pabste gelesenen Messe beizuwohnen. Die Kirche besizt, außer den vielen Wunderwerken, auch noch das Wunder, daß sie immer leer ist, so viel Menschen auch hineingehen. Aus demselben Grunde ist es gar nicht laut darin, so viel Geräusch auch diejenigen machen, welche der Messe nicht mit den Augen folgen können. Der Augenblick, wo der Pabst den Kelch emporhebt und wo zugleich vom innern Balkon über dem Eingange herab die Trompeten- und Paukenfanfare erschallt, um dem Volke das Zeichen zum Niederfallen zu geben, bringt durch das plözliche Schweigen einen nicht wohl zu beschreibenden Effekt hervor. Schade, daß die Fanfare so weltlich klingt! Das Aufstehen des Volks geht nicht ohne Geräusch ab, denn jeder ist begierig, sich nach einem Orte umzusehen, wo sich der Segen am besten bekommen läßt. Glücklicherweise geht es dem Platze wie der Kirche: er wird nie voll. Wer den Anblick desselben in seiner ganzen Ausdehnung genießen will, suche oben auf den Nebenbalkonen der Kirche, oder auf dem Dache des vorspringenden Flügels des Vatikans und der anstoßenden Colonnade, oder in einem der höchsten Stockwerke der umstehenden Häuser eine Stelle zu bekommen. Von hier herab gesehen, gleicht der Platz nur darum keinem Ameisenhaufen, weil lezterer nicht bunt ist. Bis zum Segen ist der größere Theil des Volks im strengsten Verstande nüchtern geblieben; einige haben aus Andacht nichts gegessen, andere aus Gewohnheit, denn ein großer Theil der Römer frühstückt nicht der Oekonomie wegen, wieder andere, weil sie nichts haben. Jezt aber müssen die geistigen Gefühle den leiblichen weichen: Alles eilt und stürzt zum Mittagessen, nach Haus oder in die nahe gelegenen Garküchen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. Juli 1831.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben, —
Noch den schon verlornen Mann zu lieben.

Goethe.

Faustische Scenen.

(Fortsetzung.)

Vierte Scene.

Faust (erwacht im Garten.)

In einem Garten find' ich mich erwacht,
Von Vogelsang mit goldnem Netz umsponnen!
Das war die schönste, lebenvollste Nacht!
Noch bin ich ihrem Zauber nicht entronnen;
Es locket mich, die halbgebundne Hand
Nach jener Welt Gestalten auszustrecken,
Die vor der Seele glänzend stand;
Ich zage, mich noch heller zu erwecken,
Die Seele ganz in's Reich des Tags zu schrecken.

So nah dem vollen Busen der Natur
Dünkt mich, ich sey in dieser Nacht geboren;
Mein Aug', noch überwölket vom Azur,
Hat sich auf keiner Irrbahn noch verloren,
So mag's der Psyche seyn, der, frisch gereift,
Kein Lüftchen noch den Schmelz vom Flügelpaar gestreift.

O wehe mir! der weiche Traum der Blindheit
Verfliegt am strengen Strahl des Lichts;
Die Melodie'n harmlos erneuter Kindheit
Verhöhnt die Stimme des Gerichts.
Der Strom des alten Lebens überfluthet
Den schwachen Damm der schützend=heil'gen Nacht;
Das zarte Herz der Traumesgötter blutet,
Und triumphirend rings die Hölle lacht!
Wahrhaftig, ja, dort lauert der Geselle
In einer Laube tiefer Finsterniß!
Nicht wundre, Faust, dich, daß so schnelle
Der Täuschung hold Gespinnst zerriß!
Hieher!

Mephistopheles.

Verzeiht, mich blendet so das Licht,
Daß mir die Augen übergehen.
Auch euch bekommt die Hitze nicht;
Wollt ihr nicht hier im Schatten unterstehen?

Faust.

Nicht kümm're dich um mein Befinden!
Bedarf ich dich, so will ich wohl dich finden.
Nun, weil' ich erst, Natur, in deinem Schooß,
So werd' ich eher seines Umgangs los.

Die Rache bleibt doch unbeschreiblich süß,
Auch wenn man sie muß Thorheit schelten!
Daß Gretchen nun auf immer mich verließ,
Laß ich den Teufel gern entgelten.

Gretchens Geist (erscheint und spricht.)

Nicht mehr durch des Verbrechens Macht
Bin ich an dich gebunden,
Und habe doch zu deiner Nacht
Aufs neu mich auf den Weg gemacht;
Ins Feuer, das himmlisch lodert und rein,
Warf ich die irdischen Wünsche hinein;

In der Asche hab' ich den Edelstein
Erbarmender Liebe gefunden.

Ich bitte dich mit jener Liebe,
Die höher als die Sonne ist,
Die abgeklärt, die stürm'schen Triebe
Der dunkeln Kreatur vergißt;
Ich flehe dich als die Gesandte,
Als Nachhall von dem ew'gen Wort:
Wirf deiner Knechtschaft schwarze Bande
Zerrissen in die Lüfte fort!

F a u st.

Ich habe wahrlich nichts gespart
In süßen und in gräßlichen Verbrechen,
Und nur mein Wort hab' ich bewahrt,
Und mag's dem Teufel selbst nicht brechen.
Nicht mag ich in der Gluth des Selbstgerichts
Den Geist in Reuethränen-Tropfen schmelzen,
Und kläglich schwankend zwischen Seyn und Nichts,
Mich krümmend vor dem Thron der Gnade wälzen.

G e i st.

O nenne nicht so arm die Gnade,
Wenn deine Rettung sie gewollt!
So wie auf tausendfält'gem Pfade
Das Wasser vom Gebirge rollt:
So glaube, daß sie jedem schenket,
Was am gedeihlichsten ihm frommt,
Und, wie sich auch dein Weg gelenket,
Sie dir darauf entgegenkommt.
O wag's, dich einmal zu bezwingen,
Zu hemmen des Verderbens Lauf:
Und alle deine Triebe ringen
Zur Sonne sich, wie Blumen, auf!

F a u st.

Ich habe deutlich dir verkündet,
Daß mich des Wortes Bürgschaft bindet.

G e i st.

Die Wahrheit selber wird zur Traumgestalt,
Wenn sie nicht glaub'ge Jünger findet;
Was hat der Böse denn für Wiederhalt
Wenn ihn dein Mund des Diensts entbindet?
Sag' ab, so hat sein Anspruch keinen Grund!
Denn nur dein Wille hält und löst den Bund.

F a u st.

Bist du, so wie du sagst, ein himmlisch Wesen,
So lasest du ja wohl im Schicksalsbuch:
Wozu von Ewigkeit ich sey erlesen,
Ob mir das Heil beschieden ist, ob Fluch?

G e i st.

Wie jammert mich, o Faust, der Zwiespalt deines Strebens,
Daß du getreu ein Lügenwort erfüllst,
Und nun den Inhalt eines Geisterlebens
In starre todte Worte bannen willst.
Der Tag des Glaubens und des Heiles naht,
Glänzt erst das Morgenroth der freien That!

F a u st.

Du redest wahr; doch ach, mir dunkelt's vor den Sinnen!
Wo soll die neue Wallfahrt ich beginnen?

G e i st.

Ein Ziel gesezt ist meinem Rath;
Er greift nicht ein ins Reich der Freiheit und der That.
Nichts könnte den Entschluß, den eignen, dir vergüten,
Der eine Welt in seinem Keime hegt,
Und der, die List und Macht des Feinds zu überbieten,
Die schwersten Steine in die Wage legt.
Sieh, dort ist Rom! ein heil'ger Boden!
Leb' wohl! sey eingedenk der Todten!

(verschwindet.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Schriftfälschung.

(Beschluß.)

Es sind der Akademie zweiundzwanzig Dintenproben vorgelegt worden; da es aber nicht räthlich wäre, die von der Kommission damit angestellten Versuche bekannt zu machen, so beschränkt sich der Bericht auf allgemeine Bemerkungen. Manche dieser Dinten haben große Vorzüge; sie sind aber entweder zu matt, oder erweichen die Federn; mehrere werden von den Alkalien angegriffen, andere zersetzen sich zu leicht. Von einigen wird das Recept geheim gehalten, und diese kann man aus begreiflichen Gründen schon deßhalb der Regierung nicht vorschlagen. Die Kommission hat daher nach Anleitung der zahlreichen Versuche, zu denen sie dieser Gegenstand veranlaßte, selbst unvertilgbare Dinten bereitet, deren Recepte öffentlich bekannt gemacht werden können.

1) Man löst chinesische Tusche in verdünnter Salzsäure auf. Man kennt zwar die Zusammensetzung der chinesischen Tusche nicht genau; sie ist indessen schon so lange, in solcher Menge und zu so niedrigem Preise im Handel, daß sie nicht für das Produkt eines geheimen Receptes gelten kann und ihre Güte offenbar nicht von dem Willen eines einzigen Fabrikanten abhängt. Die auf diese Art bereitete flüßige Dinte ist vortrefflich, und das Litre kommt nur auf 42 Centimes, wogegen die gewöhnliche Dinte im Großen zu 50 — 60 Centimes das Litre verkauft wird. Oder aber 2) man löst die Tusche

in einer Auflösung von essigsaurem Mangan mit überschüssiger Säure auf. Die Schrift wird unvertilgbar, wenn man den Dampf von flüßigem Ammoniak an das Papier gehen läßt.

Der zweite Theil des Berichts beschäftigt sich mit Untersuchung der der Akademie vorgelegten sogenannten Sicherheitspapiere und den Mitteln gegen die Verbreitung von gebleichtem altem Stempelpapier. — Bei sämmtlichen vorgeschlagenen Sicherheitspapieren treten Uebelstände ein, welche nicht erlauben, dieselben allgemein einzuführen. Die Farbestoffe können das Papier nur in sofern vor Verfälschung schützen, als sie durch die Mittel, welche die gemeine Dinte verlöschen, selbst angegriffen werden. Leider aber zersetzen sich diese Stoffe durch Luft und Licht, und die meisten erleiden durch Körper, mit denen sie zufällig in Berührung kommen können, ganz dieselben Veränderungen wie durch die chemischen Mittel, die man zur Verfälschung anwendet. Sachverständige, denen man eine auf Sicherheitspapier geschriebene und als verfälscht verdächtige Urkunde vorlegte, wären somit durchaus im Zweifel, wenn das Papier Flecken hätte oder ganz entfärbt wäre; und es besteht ja kein Gesetz, nach welchem eine Urkunde nur dann gilt, wenn sie auf Papier von bestimmten Eigenschaften ausgestellt ist. Damit soll aber der Gebrauch solchen Papiers durchaus nicht verworfen seyn. Papier mit feinen, regelmäßigen Dessins, ja auch ein einfarbiges, in der Bütte gefärbtes Papier kann namentlich bei Urkunden von bedeutendem Umfang von großem Nutzen seyn; denn mancher Fälscher, der eine Urkunde auf weißem Papier leicht verfälscht, kommt nicht damit zu Stande, wenn das Papier einfach gefärbt ist, und noch weniger, wenn es schwer nachzumachende Dessins hat, deren Muster man ja mit dem vorliegenden Exemplar vergleichen kann. Immerhin aber gibt das Sicherheitspapier bei weitem nicht die Garantie wie die oben besprochene unvertilgbare Dinte; das unfehlbarste Mittel, die Verfälschung von Urkunden unmöglich zu machen, ist daher der Gebrauch der erwähnten Dinte. Da man sich aber in vielen Fällen noch fernerhin der gemeinen Dinte bedienen wird, und das Sicherheitspapier doch immer die Fälschungen schwieriger und seltener macht, so kann dieses Papier zu jenem Zwecke mitwirken, und ist somit empfehlungswürdig; das auf die sogleich zu beschreibende Art gestempelte Papier kann indessen die Stelle von Sicherheitspapier jeder Art vertreten.

Was den Betrug mit gebleichtem Stempelpapier betrifft, so wäre der Fiscus vollkommen gesichert, wenn gesetzlich auf Stempelpapier nur mit unzerstörbarer Dinte geschrieben werden dürfte; da aber ein solches Gesetz nicht besteht, so schlägt die Kommission einfache, wohlfeile Mittel zu Erreichung des Zwecks vor.

Man druckt auf gemeines Papier, nicht mit einer Kupferplatte, sondern mit einem Cylinder, wie in manchen Fabriken von buntem Papier, der Länge des Bogens nach feine, wellenförmige, symmetrische Dessins. Man nimmt dazu die gemeine, gehörig verdickte Dinte oder den schwarzen Niederschlag in den Farbekesseln der Hutmacher. Diese Dessins sind nothwendig so dauerhaft als die gemeine Dinte, und bleiben gerade so lange sichtbar als die Schrift, die man mit gemeiner Dinte darüber schreibt. Zu diesem Sicherungsmittel kann man die weitere Garantie fügen, daß man dem Stempelpapier ein Datum gibt, entweder beim Schöpfen des Papiers selbst oder nachher.

M i s z e l l e n.

Wie viele Könige hat die neue Zeit gesehen, die nicht ganz oder zum Theil um ihre Kronen gekommen sind, oder denen doch dieses Schicksal nicht ganz nahe bevorstand? Lassen wir die Herrscher von Europa an uns vorübergehen.

Ludwig XVI. hat mehr als die Krone verloren; Ludwig XVIII. ist zweimal, Karl X. dreimal ins Exil gewandert. Ferdinand VII. hat fünf Jahre in Valencay gelebt; sein Vater Karl IV. ist entsezt zu Rom gestorben. Der Prinz Regent von Portugall mußte nach Brasilien flüchten. Nach der Schlacht von Jena war der König von Preußen auf einen Augenblick so gut als vom Thron gestürzt. Im Jahr 1806 und 1809 war Kaiser Franz von Oesterreich in die Hand des Siegers von Austerlitz und Wagram gegeben. Der Erbe der Krone der Czare, Konstantin, bekam diese Krone nicht; dem, der sie bekam, wäre sie beinahe wieder vom Haupte gefallen. Der König von Sardinien besaß über fünfzehn Jahre lang keinen Zollbreit Land in Italien. Der König beider Sizilien, Louis-Philippes Schwiegervater, wurde zweimal aus Neapel gejagt. Der König Gustav von Schweden reist oben auf einem Postwagen. Wilhelm von Nassau war lange Jahre ein entsezter Statthalter, und hat jezt die Hälfte der für ihn gefertigten Krone eingebüßt. Der König von Sachsen war im Jahr 1814 ein Herr ohne Land; noch nicht lange mußte der jetzige seine Krone theilen. Der König von Großbritannien hatte auf längere Zeit seinen deutschen Fürstenhut verloren. Pius VI. ist zu Valence gestorben; Pius VII. saß zu Fontainebleau gefangen und Gregor XVI. hat noch nicht lange eine gewisse alte Feluke ausbessern lassen. Der Gewaltige, der bei den meisten der bisher erwähnten Unfälle die Hauptrolle spielte, ist zweimal vom Thron gefallen, und mit ihm Jerome, König von Westphalen, Murat, König von Neapel, Joseph, König von Spanien. So eben erscheint auch Don Pedro und läßt sich in diese Unglücksliste eintragen. Die kleinern italienischen Fürsten und die deutschen Regenten von und unter dem Range des

Kurfürsten von Hessenkassel und des Herzogs von Braunschweig, welche den Wechsel menschlicher Schicksale erfahren haben, übergehen wir mit Stillschweigen, und der Dey von Algier kann keinen Anspruch darauf machen, in die Gesellschaft christlicher Herrn eingeführt zu werden.

*

Zu Leicester wurde bei Gelegenheit der lezten Wahlen ein großes Bankett gegeben. Zweitausend achthundert Wähler speisten vor einer unermeßlichen Menge von Zuschauern, und ein Orchester von dreihundert Musikanten spielte dazu auf. Verzehrt wurden viertausend Pfund Ochsenfleisch, dreitausend Pfund Plumpudding, dreitausend Brode, zweitausend fünfhundert Gallonen Ale; hundert Pfund Tabak und dreitausend Tabakspfeifen wurden gebraucht.

*

An einem artesischen Brunnen zu Tours hat man etwas beobachtet, das für die Theorie dieser Springquellen sehr wichtig werden kann. Als man die Röhre 335 Fuß tief hinabgebracht hatte, führte das Wasser mehrere Stunden lang eine Menge Sand und viele Pflanzentheile und Stücke von Muscheln mit sich. Man fand einige Zoll lange Zweige von Dornsträuchern, die vom Liegen im Wasser schwarz waren, Stengel und Wurzeln von Sumpfpflanzen, verschiedene Saamenkörner, so gut erhalten, daß sie nicht wohl länger als drei, vier Monate können im Wasser gelegen haben, endlich Land- und Süßwasserschnecken. Es lassen sich daraus nachstehende Folgerungen ziehen: 1) das Wasser im artesischen Brunnen zu Tours kann nicht mehr als vier Monate zu seinem unterirdischen Weg gebraucht haben, weil Körner, unzersezt durch das Wasser, mit demselben zum Vorschein gekommen sind. 2) Das Wasser kann nicht von einer Seite her kommen, wo es durch Gebirgsschichten sikert, weil es Muscheln, Holzstücke u. s. w. mit sich führt; es muß durch mehr oder minder regelmäßige Kanäle, die sich das Wasser selbst zwischen festen Sandschichten wühlt, an Ort und Stelle gelangen. 3) Dieses Wasser muß aus den feuchten Thälern in der Auvergne oder im Vivarais stammen, und die Annahme, daß dieses Wasser durch lauter Kanäle im Sandstein rinnt, erklärt, warum es fast so rein ist als Flußwasser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Beschluß.)

Der Peters- und Paulstag.

Da Jeder den Segen weg hat, so geht es jezt weniger friedfertig, obgleich eben so streitsüchtig zu; wehe dem, der einem andern zu nahe kommt; doch glücklicherweise sind die Gendarmen in der Nähe. Die Freude in den Osterien ist jedoch von kurzer Dauer: was sind fünf Stunden für einen hungrigen, durstigen und conversationslustigen Römer? Denn am Peterstage, als einem der großen Festtage, werden die Boutiken Morgens und Nachmittags jedesmal drei Stunden geschlossen, von neun bis zwölf und von fünf bis acht. Dagegen werden die vier Thüren der Peterskirche (die heilige bleibt geschlossen) desto weiter aufgesperrt, um das Volk zur Vesper einzulassen. Die Vokalmusik der päbstlichen Kapelle abgerechnet, welche ein ganz besonderes Genre ausmacht, weil dort nur alte, im sogenannten Palestrinaschen oder alla Cappella-Style, größtentheils von Palestrina selbst gesezte Stücke aufgeführt werden, ist die Vesper am Peters- und Paulstage in der Peterskirche die merkwürdigste musikalische Kirchenproduktion des ganzen Jahres und sämmtlicher Kirchen. Da sowohl die erste Vesper, als die Messe am Feste selbst von der päbstlichen Kapelle gesungen werden, weil bei jener der Pabst gegenwärtig ist, leztere sogar selbst liest, so bleibt dem Capitel der Peterskirche nichts als die zweite Vesper (die am Festtage) übrig, um das Fest des Heiligen seiner Kirche auf eine würdige Weise musikalisch zu feiern. Dies geschieht denn auch mit großem Aufwande; denn außerdem, daß die Vesper nicht in der Chorkapelle, sondern vor dem Hauptaltar stattfindet und von mehreren Kardinälen und andern Prälaten besucht wird, singen, von zwei Orgeln und zwölf Contrabässen begleitet, in zwei Chören oft siebenzig bis achtzig Sänger, die besten, welche, außer der eigenen Kapelle der Peterskirche, in Rom zu finden sind. Stücke aus der Palestrinaschen Zeit werden hier nicht gesungen, sondern, mit wenigen Ausnahmen, Kompositionen der neuern Kapellmeister der Peterskirche. Für diesen Tag bestimmte Stücke, mit denen jedoch gewechselt wird, sind ein Dixit für sechszehn Stimmen und Tu es Petrus, beide von Ottavio Pittoni, Kapellmeister an der Peterskirche gegen 1725, der Psalm Credidi von Antonio Burroni (um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts), ein Laudate von Jomelli und eins von Guglielmi. Die Execution dieser Vesper ist in jeder Hinsicht würdig, groß, ja erhaben, obgleich die Soprane vieles zu wünschen übrig lassen. Diese Vesper hat noch das Eigenthümliche, daß dabei jedes Jahr der beste unter den um diese Zeit auf dem Balletheater angestellten Sängern in einer einzigen Arie (gewöhnlich mit Chören) für ein, hier sehr bedeutendes Honorar produzirt wird. Da nimmt sich's sonderbar aus, wenn dasselbe Subjekt, das man zwei Abende vorher als Caimacan oder Podesta seine Buffonaden hat machen sehen, in schwarzen Kleidern und weißen Handschuhen an geweihter Stelle auftritt und sein Solo absingt; ein Beweis, daß es in Rom nicht so fanatisch zugeht, als man im Auslande glaubt. Diese Vesper steht überhaupt in solchem Kredite, daß sämmtliche Musiker Roms, Dilettanten und Professionisten, welche das ganze Jahr nach keinem Tone aus dem Hause gehen, an diesem Tage die Peterskirche besuchen, um sagen zu können, sie haben das Laudate pueri Dominum von Guglielmi gehört. Nach der Vesper findet die Erleuchtung der Kuppel und nach dieser das Feuerwerk an der Engelsburg, doch beides in vollkommnerem Maße als am vorigen Abende, statt; auch ist das Getümmel weit größer, da sämmtliche, im Umkreise von drei oder vier Meilen um Rom herumwohnende Landleute in der Stadt sind. Mit Einbruch der Nacht werden zugleich die meisten öffentlichen Gebäude und ein großer Theil der Privathäuser mehr oder minder glänzend, die Pläze aber mit Fiaccole erleuchtet; daß sich die Häuser, worin Peters wohnen, vor allen übrigen auszeichnen, versteht sich von selbst.

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Juli 1831.

Ihr habt gesprochen, aber ob gescheid oder nicht, das mag
Der Wald richten.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen.

Von De Candolle.

Was wir im vorigen Monat (Nro. 140 und 141.) über einige außerordentlich große und alte Bäume mitgetheilt haben, hat wohl die meisten Leser, wenn auch nur als Kuriosität, angesprochen; die folgende Abhandlung des berühmten De Candolle aber dürfte bei Landwirthen, Forstmännern, überhaupt bei jedem Beobachter und Freunde der Natur ein weit höheres Interesse als das der Neugier erregen.

* * *

Ein Baum läßt sich aus zweierlei Gesichtspunkten betrachten; man kann sagen: ein Baum ist ein Aggregat von so vielen zusammengewachsenen Individuen, als Knospen an ihm zur Entwicklung gekommen sind, oder aber man kann ihn als ein einfaches Wesen, eine Einheit betrachten, als das, was man im Thierreiche ein Individuum nennt. Nach der ersten Ansicht, die wohl die rationellere ist, darf man sich nicht wundern, wenn, da sich fortwährend neue Knospen neben den alten entwickeln, das daraus entstehende Aggregat keinen bestimmten Endpunkt seiner Lebensdauer hat. Nach der zweiten, im gemeinen Leben angenommenen, kann man nicht läugnen, daß, da sich bei den meisten Bäumen alljährlich eine neue Holzschichte und neue Organe bilden, die Vegetabilien keineswegs der Verhärtung, der allmählichen Verstopfung alter, sich nie erneuernder Organe unterworfen seyn können, was bei den Thieren den eigentlichen Alterstod herbeiführt, und daß demnach die Bäume nur aus zufälligen Ursachen zu Grunde gehen. Kurz, nach der einen, wie nach der andern Voraussetzung kommt man zum Schluß, daß die Bäume nicht im eigentlichen Sinne Alters sterben, daß ihr Leben und Wachsthum keinen festen, nothwendigen Zielpunkt hat, und es also welche geben kann, die ein außerordentlich hohes Alter erreichen. Dieß wollen wir aber nicht blos glauben; wir müssen versuchen, es wirklich zu beweisen. Außer Adansons Baobab und der ungeheuern mexikanischen Cypresse, gibt es noch mehrere, wenn auch nicht so merkwürdige Beispiele, welche den Gedanken, es gebe noch auf der Erde Bäume von ganz ungeheuer hohem Alter, Bäume, welche Zeugen der lezten Erdumwälzungen seyn könnten, zu bestätigen scheinen. Man sieht indessen leicht ein, daß sich in Berechnungen dieser Art grobe Irrthümer einschleichen können, und daß man sich erst dann wird einigermaßen darauf verlassen dürfen, wenn einmal sehr viele Beispiele von alten Bäumen beobachtet sind. Ich beschäftige mich schon sehr lange mit diesem Gegenstand; aber für Untersuchungen der Art ist des Menschen Leben gar zu kurz, die Gelegenheiten zu Beobachtungen sind selten, und noch dazu muß man sich nach den Gegenständen dazu vorzugsweise in Gegenden umsehen, die weder dem Frost, noch den Zerstörungen der Menschenhand aus-

gesezt sind. Auch ist wohl die Art und Weise, wie man das Alter bejahrter Bäume ausmittelt, den Reisenden oder den Naturfreunden, die sich dafür interessiren, nicht gehörig bekannt, und vorzüglich deßhalb habe ich diese kleine Abhandlung entworfen.

Das hohe Alter mancher Bäume ist, und wäre es auch nur Gegenstand der Neugierde, etwas höchst Interessantes. Wir legen einen hohen Werth auf alle Reste des Alterthums; sollte es aber nicht auch höchst anziehend für uns seyn, wenn man uns sagte: dieser oder jener Baum ist ein Zeitgenosse der entferntesten Geschlechter? Ja in manchen Fällen kann der Umstand, daß wir dieß wissen, Licht auf die Geschichte alter Denkmale werfen, während anderseits die Geschichte der Denkmale über die Geschichte der Bäume in ihrer Nachbarschaft Aufschluß geben kann. Diese Frage kann sogar für die Geschichte der Erde selbst von Bedeutung werden. Wenn wir immer mehr solche Veteranen der Pflanzenwelt kennen lernen, wenn es uns endlich gelingt, ihr Alter genauer auszumitteln, so könnte uns dieß leicht Mittel an die Hand geben, die Zeit der lezten Erdrevolutionen annähernd zu bestimmen. Würden Untersuchungen der Art auf vulkanischen oder von Madreporen erbauten Inseln angestellt, möchten wir leicht über die Zeit ihrer Entstehung Schlüsse wagen dürfen.

Lassen wir aber diese weitaussehenden Plane und fragen uns, durch welche Mittel die Lösung der Frage zu erreichen steht, so finden wir, daß sie sich sämmtlich einfach auf eine genauere Erforschung der gewöhnlichen Gesetze des Wachsthums der Bäume gründen, und die Resultate dieser Forschung dürften in manche Theile der Pflanzenkunde und Forstwissenschaft viel Licht bringen. Untersuchungen der Art können also gewiß sehr nützlich werden; befriedigten sie aber auch nur die Neugierde, so wäre es schon genug; je gebildeter der Geist ist, desto lebhafter fühlt er ja dieses Bedürfniß, und wie oft hat eben dieses Bedürfniß in seiner Befriedigung zu etwas wahrhaft Gutem und Nützlichen geführt.

Es ist bekannt, daß die baumartigen Gewächse in zwei Reihen zerfallen: bei der einen, und zu dieser gehören bei weitem die meisten Bäume, besteht der Stamm aus einem holzigen Körper und einer Rinde; ihr Wachsthum geschieht dadurch, daß sich jährlich eine neue Holzschichte über den alten und unter der Rinde anlegt. Die zweite Abtheilung dagegen bilden Gewächse, deren cylindrischer, selten in Zweige sich theilender Stamm nur aus Holz ohne eigentliche Rinde besteht; seine äußersten Fasern sind die härtesten, ältesten, die innern die weichsten, jüngsten; in diese Klasse gehören namentlich die palmenartigen Gewächse. Wir geben nun eine flüchtige Uebersicht der Mittel, wie sich das Alter der Bäume beider Klassen bestimmen läßt.

Fast sämmtliche Bäume der gemäßigten, und also der kultivirtesten Länder des Erdbodens, namentlich alle unsere einheimischen Bäume, gehören der ersten der erwähnten Klassen an. Man weiß jezt so ziemlich zuverlässig, daß diese Bäume jedes Jahr um eine Holzschichte zunehmen, und daß somit die Zahl der concentrischen Bänder, die man auf dem Querdurchschnitt eines Holzstücks bemerkt, die Zahl der Jahre andeutet, welche seit der Zeit verflossen sind, wo dieser zerschnittene Theil des Baumes sich zu entwickeln begonnen hat; somit ersieht man aus dem Durchschnitt unten an einem Ast das Alter des Asts, aus dem Durchschnitt unten am Stamm das Alter des ganzen Baums. Die Unregelmäßigkeiten im Wachsthum sind, wenn sie ja vorkommen, so unbedeutend, daß man, so oft man einen reinen Durchschnitt eines Stammes vor sich hat, mit großer Sicherheit und unbedingt aus der Zahl der Ringe das Alter des Baums bestimmen kann. Diese Ringe müssen aber genauer betrachtet werden, als bisher meistens geschehen ist. Ihre Zahl gibt das Alter, aber das Verhältniß ihrer Dicke gibt den Grad des Wachsthums an. Man darf sie also nicht blos zählen, man muß sie auch messen. So oft ich den Durchschnitt eines alten Baumes, der noch so gesund ist, daß sich die Schichten erkennen lassen, zu sehen bekomme, verfahre ich einfach auf folgende Art. Ich lege vom Mittelpunkt des Stamms bis zum Umfang einen Papierstreifen und zeichne nun darauf mit der Bleifeder, wo jeder Ring anfängt; von je zehn zu zehn Ringen oder Jahren mache ich ein größeres Zeichen; ich gebe auf dem Papier an, wo die Seite des Marks, wo die der Rinde ist, schreibe darauf den Namen des Baums, seinen Standort und sonstige Bemerkungen. Durch die Sammlung solcher Streifen, die so ziemlich einer Sammlung von Schneidermaaßen gleicht, bin ich im Stande, das Verhältniß des Wachsthums der Bäume anzugeben und verschiedene Baumarten in dieser Hinsicht zu vergleichen. Meine Maaße geben mir den Halbmesser des Baums; um den Durchmesser zu erhalten, nehme ich das Maaß doppelt; will man den Umfang des holzigen Körpers wissen, so nehme ich es sechsfach.

(Die Fortsezung folgt.)

Faustische Scenen.

(Fortsetzung.)

Faust.

„Sieh, dort ist Rom!“ wer ist, der mir das Räthsel löse?
Ich steh vor dieser Masse tief beschämt,
Und fühle durch den Anblick solcher Größe
Im Innersten mich wie gelähmt.

Zu des Gedankens kühnem Adlerflug
War doch der Geist sich selbst genug —
Und doch, was hast du, Faust, erflogen?
Hat nicht der dunkeln Erde trübe Pflicht,
Dich nicht das eigene Gericht,
Wie Ikarus in des Verderbens Pfuhl gezogen?
Fahr' hin, der unbegrenzten Freiheit Wahn!
Ich muß als Mensch zu Menschen mich bequemen;
Nicht Flügel tragen mich, ich muß im Kahn
Das schwere Ruder in die Hände nehmen.
Ach! nicht aus Büchern, nicht aus Sternen
Erfährst du, was die Menschheit Großes schafft,
In ihre Brandung tauchend, mußst du lernen
Der Thaten Werth, der Geister Kraft.
Sieh, dort ist Rom! Nun wird mir heller!
Der Ueberraschung Blitz lößt sich in mildes Licht;
Das Blut durchströmt die Adern leichter, schneller;
Ich ahne, was ich kann, und was mir noch gebricht.

Hier ordneten die ehrnen Diktatoren
Das Heer an den triumphgewohnten Thoren;
Hier stachelte, entflammt für seiner Bürger Recht,
Der eifernde Tribun zum blutigen Gefecht;
Hier stiegen, als gesunkene Cäsaren
Vergeudet ihres großen Ahnherrn Lohn,
Geschmückt mit den bescheidenern Tiaren,
Doch stolzer noch, die Priester auf den Thron.
Hier stritten meines Vaterlandes Riesen,
Die Hohenstaufen, einsam in der Welt,
Die nichts als ihren Namen nach sich ließen;
Ein hoher Stamm, drum bald vom Blitz zerschellt.

Schwer wird's den Steinen, solcher Vorwelt Zeugen,
Was sie gesehen, zu verschweigen.
Die Quadern, die, versezt, in schlichten Mauern
Der Monumente Untergang betrauern,
Die goldnen Kuppeln jüngrer Dome,
Die glühend ragen aus der Zeiten Strome,
Der Obelisk, der unter fremdem Himmel,
Der morgenländ'schen Sonne nah,
Gebräunter Völker wild Gewimmel,
Und wenn auch alte, doch nie goldne Zeiten sah —
Wetteifernd tönet mir ins Ohr ihr Wort:
„Reißt dich solch große Welt zur That nicht fort?“

(Sich besinnend.)

Noch bin ich Knecht, noch nicht der Meine!
Auf, finstrer Höllengeist, erscheine!

(Mephistopheles erscheint.)

Zum leztenmal hab' ich dich herbeschieden,
Daß du aus meinem Munde hörest:
Hüt' dich, daß kommend du nie wieder mich empörest!
Fahr' hin und laß auf ewig mich zufrieden!

Mephistopheles (lacht unmäßig).

So wähnest du, weil der Vertrag dich drückt,
Dich meinem Arm und meinem Recht entrückt?
Du elend wankelmüth'ger Bube!
So macht mit mir man keine Händel aus!
Gefangen halt' ich dich in sichrer Grube,
Nicht Jakobs Leiter bringt dich da heraus!
Dir stand es wahrlich an, zu pochen
Auf deines Wortes Zuverlässigkeit!
Gut, daß ich, von dem Prahler nicht bestochen,
Bedacht doch war auf meine Sicherheit!
Ist diese Schrift bekannt noch dem Hallunken?
In welchen Saft mußt'st du die Feder tunken?

Faust.

Es zeiget dein unsinnig wüthend Toben,
Was deine Rede jämmerlich verhehlt:
Daß das gehoffte Ziel du doch verfehlt,
Weil ich mich aus der Grube frei erhoben,
Von ingeborner Götterkraft beseelt.
Der Tropfen Bluts, den du von mir erpreßt,
Ward durch die erste Thräne aufgewogen,
Die Gretchens reines Himmelsaug' genäßt,
Durch dich in des Verderbens Netz gezogen.
Zum Himmel schrie ihr Blut, das ich vergossen;
Was sonst ich that, ward bleich vor dieser Schuld:
In ihrem Friedensgruß, dem Abglanz ew'ger Huld,
Ist auch das Dunkelste verklärt in Licht zerflossen!
Vermöchtest du den Fliehenden zu halten,
Du spottetest mit Wollust des Versuchs;
Doch krampfhaft mit den Fäusten, den geballten,
Zerreißest du ja selbst das Blatt des Fluchs.
Ja, grinse nur! siehst du vor dir mich zittern?
Es wächst mit deinem Hasse mir die Kraft;
Kein Zauber kann das Herz mir mehr erschüttern,
Entsprungen ist der Geist unedler Haft.
Ich sehe deine Muskeln ganz erschlafft,
Der tückischen Verzweiflung dich zur Beute,
Ein Bild der Halbvernichtung, der ich heute
Mit Geisterflügeln mich entrafft.

(Mephistopheles verschwindet.)

Wie wenn nach eines Sommertages Schwüle
Die stürmenden Gewitter ausgekämpft,
Und die balsamisch abendliche Kühle
Die neu entflorte Bläue dämpft,
Dann in den Blüthenkelchen, neu erfrischt,
Des Abends Ernst mit Morgenglanz sich mischt:
So duftig rein, so selig weht's um dich,
O Faust, als dürftest du zur Stunde scheiden.
Doch vorwärts geht es noch! Rom, lehre mich
Der Seele nackten Trieb in Thaten kleiden!
Dort, wo sich schon im Vorhof der Geschichte

Das Göttliche mit Menschlichem gepaart,
Und wie im prächtig tragischen Gedichte
Sich in Triumph und Sturz geoffenbart;
Wo dann, in überird'schen Glänzen
Der Priesterfürst des Himmels Saum berührt,
Und waltend an der Erde fernsten Grenzen,
Des Glaubens mächtig Regiment geführt:
Dort trete aus dem Nebel der Gedanken
Leibhaftig auch für mich der Gott hervor,
Und fasse in der Schönheit heitre Schranken,
Was trüb gestaltlos in der Seele gohr!
Im Staube nur läßt sich der Preis erbeuten,
Nur lebend kannst du dir das Leben deuten,
Nicht wird dir, was du überflogst, geschenkt;
Nicht wenn du übersatt von jeder Erdennahrung —
Der Dürstende nur wird mit Offenbarung,
Der lautern Göttermilch, getränkt.

(Er geht vor, hält aber gleich wieder an.)

Wie! seh' ich recht? dort kommt mir ja
Mein alter Famulus entgegen!
Wie treff' ich, alter Freund, dich da,
So weit vom Vaterland entlegen?

Wagner.

Ach, guter Doktor, wie mich's freut,
Euch unter diesen Welschen aufzufinden!
Gewiß erlaubt ihr mir auch zu gelegner Zeit
Mit eurem Licht mein Lämpchen anzuzünden?
Ihr wundert euch wohl, daß hieher ich kam,
Und so das Herz in beide Hände nahm?
Durch treuen Fleiß bei Tag und Nacht,
Durch langer Jahre mühsames Entbehren
Hab' ich ein Sümmchen endlich aufgebracht,
Davon ein Jährchen kärglich hier zu zehren.
Geehrter Freund! leicht wird mir's nicht,
Die edle Wissenschaft zu pflegen;
Doch wie ein Bach des Lebens bricht
Mir nun des Wissens Born entgegen.
Mein Kummer ist, daß ich nur nichts versäume;
Zur Arbeit werden meine Träume,
Auch locket die Natur hier zum Genuß;
Doch leichtlich still' ich die begiergen Sinne:
Mir steht das Herz nach höherem Gewinne;
Drum acht' ich jenes nur für Ueberfluß.
Ach, hätt' ich euren Geist und Gaben!
Wie wollt' ich mich am Köstlichsten erlaben!
Wie wollt' ich mich zum Höchsten schwingen,
Das Tiefste, wie ein Taucher, kühn durchdringen!

(Der Beschluß folgt.)

Nöthige Erklärung.

Nicht gern ahmt man in der Regel den Verstorbenen nach, und selbst denen, die sie zu beneiden vorgeben, ist es, wie beim bekannten Bürdenträger, selten rechter Ernst damit. Etwas anders ist es aber, wenn man, wie Falstaff, nur als Conterfey eines Todten auftritt.

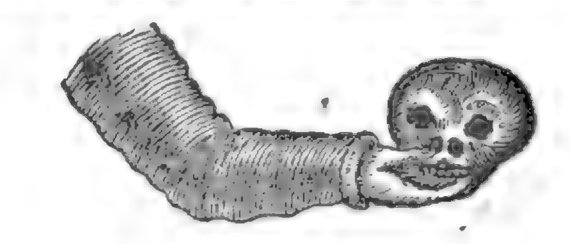
Dergleichen geschieht wohl häufiger, unter andern auch, wie ich sehe, im Morgenblatt, wo das Gespenst eines Gespenstes unter der Firma: Neueste Briefe eines Verstorbenen aus Berlin, bereits zweimal humeristisch gespukt hat.

Der erste Verstorbene wird zwar deßhalb nicht — gleich dem berühmten Verfasser des Vergißmeinnichts contra den Mann im Monde — seinen Nachfolger gerichtlich belangen, weil es diesem ebenfalls zu versterben beliebte, oder gleich den noch berühmteren Verfertigern des Eau de Cologne, von denen jeder der eigentliche Farina seyn will, behaupten: er sey allein der ächte Verstorbene; aber sein irdischer Herausgeber hält es doch für zweckmäßig, flüchtige Leser (denn bei aufmerksamen ist es wohl kaum nöthig) zu avertiren: daß jene neuesten Briefe auch von einem neuen Todten herrühren.

Mit Dank erkennt derselbe übrigens die ungemeine Milde der Persifflage an, mit welcher der Styl und die Eigenthümlichkeit seines seligen Freundes geschickt und geistreich nachgeahmt worden sind, und kann auch nicht in Abrede stellen, daß die geäußerte Gesinnung ebenfalls ziemlich „in character“ geblieben ist, wenn gleich jede Nachahmung, ihrer Natur nach, nothwendigerweise etwas von der ungezwungenen Natürlichkeit des Originals einbüßen muß.

Schreiber dieses würde daher auch gegenwärtige Erklärung für ganz unnütz gehalten haben, wenn er nicht einerseits eine große Abneigung hätte, mit fremden Federn, sey es noch so schön, geschmückt zu werden, zweitens aber auch befürchten müßte, daß sein Doppelgänger die gute Gelegenheit später benutzen möchte, um vielleicht einer gar zu großen Freimüthigkeit Raum zu geben, die bei der heutigen strengen politischen Polizei ein Anderer, todt oder lebendig, zu vertreten Lust nicht haben kann; weshalb er denn, als ein vorsichtiger Mann, sich hiermit feierlichst vor Allem verwahrt haben will, was in den fernern Expektorationen des Scheintodten nicht geheuer erscheinen sollte.

Demnächst wird er sich jedoch nicht wenig freuen, wenn die Fortsetzung der neuesten Briefe eines Verstorbenen aus Berlin das Publikum noch weit besser und angenehmer unterhalten sollte, als es die ersten aus Irland *) im Stande waren, wozu in der That nicht allzuviel gehört.



*) Ein der Krone werther deutscher Dichter hat bei Gelegenheit dieser Lektüre schalkhaft gefragt, ob der Verfasser denn auch schon aus Irland zurück wäre? Hélas non! denn nur in Schwaben wird man nach dem vierzigsten Jahre klug.

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Juli 1831.

Habt ihr umsonst, Sterne, mich an der Vorzeit
Reste geführt, und gestählt Augen und Herz mir?

Platen.

Faustische Scenen.

(Beschluß.)

Faust.

Was, alter Freund, ist nun dein Studium?

Wagner.

Ich treibe bei den Büchern mich herum;
Ach, was für Schätze in den Sälen stecken!
Manch selt'ne Handschrift gibt es zu entdecken;
Ich kann die Fülle nicht genug euch preisen,
Und jeder Fund zieht neue Schleussen!

Faust.

Und wendest deine Arbeit, deine Gunst
Du nicht auch auf die edle Kunst?

Wagner.

Gewiß! wenn mir die Augen halb erblindet,
Sich dann und wann ein Viertelstündchen findet,
Wo ich die Bilder sorgsam mir betrachte,
Auf jedes kleinste Zeichen achte,
Das mir vielleicht den Weg kann bahnen,
Um, wann sie wurden, zu erahnen.

Ach! laßt mich's euch mit Thränen klagen,
Wie bange mir vor jenen Tagen,
Wo ich von diesem herrlichen Genuß
Zur trüben Heimath wieder wandern muß!

Faust.

Leb' wohl für jezt, ich habe Eile,
Doch morgen, bitt' ich, sey mein Gast.
Erzähle mir beim Wein, in trauter Weile,
Was du gelernt, was du noch vor dir hast.

(Wagner ab.)

Man sollte dein, du guter Mann, nicht spotten,
Wenn du verdorb'ne Lesearten heilst,
Wenn du in Rom mit den gefräß'gen Motten
Dich in der Vorzeit Beute theilst;
Wenn du, der Bilder Alter zu erkunden,
In tausend alten Büchern wühlst,
Und dich, wenn du die kleinste Spur gefunden,
Im Innersten belohnt und selig fühlst.
Ach, deine Seele ist nicht weit genug,
Um eine große Gabe zu empfangen;
Drum klagst du ob der Stunden schnellem Flug,
Weil schwächlich bleibt dein Geist und groß doch dein Verlangen.
Einst kommen Männer, die, was du gesammelt hast,
Mit großem Sinne klug benützen;
Befreit durch dich von mancher sauren Last,
Im leichten Schwung auf deinen Fund sich stützen;
Die, wo du mühsam an der Schaale nagst,
Gleich in den Kern, den süßen, dringen,
Und wenn du tastend nur am Fußgestelle lagst,
Das Götterbild zur Rede mächtig zwingen.
So nimmt in dieser Stadt, die eine Welt,

Sich jeder das, was er vermag, was ihm gefällt;
Versuch' auch ich's, mein Leben hier zu prägen
Und meine Seele in ein Werk zu legen.

(Geht ab.)

*

Fünfte Scene.

(Wüster Platz vor Rom.)

Mephistopheles.

Du rühmst dich, armer Thor, zu frühe,
Weil du für dießmal mir entrannst,
Und mir den Preis von mancher List und Mühe,
Wie? weiß ich selbst nicht, abgewannst.
Auf, auf, ihr dienenden Gesellen,
Eilt eure Netze auszustellen!

(Dämonen erscheinen.)

Versucht, ob es euch mag gelingen,
Den Faust in Rom mir wieder einzubringen,
Spart nicht der Hölle Zauberkunst,
Mit Blendwerk seine Seele zu umhüllen;
Das Wesen wandelt ihm in Dunst,
Laßt ihm die Larve sich zum Wesen füllen!
Wenn er zum Waffenwerke greift,
Laßt ihn des Ruhmes Honig schmecken,
Und Kränze, in Numidiens Gluth gereift,
Laßt seine blöde Stirne decken;
Wenn er in Kirch' und Tempel sich erbaut,
So spielet künstlich mit des Priesters Worten;
Stets mit des frommen Hochmuths Zauberlaut
Brecht euch die Bahn zu seines Herzens Pforten!
Wenn ihm Gesang, Musik gefällt,
So trachtet, alte Lüste zu empören,
In jedem Tone, den die Trauer schwellt,
Laßt ihn ein schmelzend-üpp'ges Brautlied hören!
Erweichet mit verführerischem Schein
Die blassen nackten Steingestalten,
Daß er, entbrannt von Lust und Pein,
Nie kann zur Nüchternheit erkalten!
Von Liebe, Andacht, melanchol'schem Wahn
Im schwarzen Auge heißer Römerinnen
Legt eine Höll' im Kleinen für ihn an!
Der Geist verführ' ihn! wenn er trozt den Sinnen!
Geht ihm voran und folget seiner Spur;
Bleibt unabläßig ihm im Nacken;
Und hat man ihn an einem Endchen nur,
Kann man ihn bald auch faustdick packen!

Denkt an die Qualen des Gerichts!
Gesellen, frisch! versäumet nichts!

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen.

(Fortsetzung.)

Die folgende Tabelle wird die Sache völlig klar machen; die Zahlen unter den Baumarten bedeuten Linien.

Der Baum wuchs von	210 jährige Eiche.	333 jährige Eiche.	235 jährige Lerche.	335 jährige Ulme.	120 jährige Tanne.
1 bis 10 Jahr	10	18	48	16	41
10 — 20 —	16	33	61	44	54
20 — 30 —	22½	39½	58	58½	52
30 — 40 —	12	38	72	72	45
40 — 50 —	15½	23	46	88	35½
50 — 60 —	14	12½	57	74	36
60 — 70 —	10¾	9	46	78½	18
70 — 80 —	11	9½	29	66	17
80 — 90 —	9½	8½	30	59	15
90 — 100 —	9½	8	24	45	13
100 — 110 —	9½	7½	32	30	22
110 — 120 —	9	8½	26	30	22
120 — 130 —	9	8	20½	24	
130 — 140 —	9½	10	22	24	
140 — 150 —	10	8	23	18	
150 — 160 —	8½	8½	21	19	
160 — 170 —	9	9	20	17½	
170 — 180 —	10	8	19	23	
180 — 190 —	9	8	18	30	
190 — 200 —	9	7	21	34	
200 — 210 —	9	8	22	34	
210 — 220 —		7	22½	26	
220 — 230 —		6	21	36	
230 — 240 —		8	22	28	
240 — 250 —		8	20½	26	
250 — 260 —		7½		24	
260 — 270 —		8		17½	
270 — 280 —		8		26	
280 — 290 —		8½		28	
290 — 300 —		8½		29	
300 — 310 —		9		16	
310 — 320 —		8		16½	
320 — 330 —		8		21	

Es geht aus diesen Zahlen hervor, daß im vorgerückten Alter die Bäume fortwährend Jahresringe bilden, die wenig oder nicht schwächer sind als die im mittlern Alter; ferner daß, nachdem jede Baumart in der Jugend rasch gewachsen ist, in einem gewissen Alter das Wachsthum einen bestimmten regelmäßigen Gang annimmt. Diese Verschiedenheiten wird man wohl so ziemlich richtig daraus erklären, daß im ersten Zeitraum, d. h. vor dem sechzigsten bis achtzigsten Jahr, die Wurzeln und Zweige der Waldbäume sich ungehindert von ihren Nachbarn entwickeln, nach dieser Zeit aber langsamer fortwachsen, weil sie an die Wurzeln und Zweige benachbarter Bäume stoßen. Das ungleiche Wachsthum desselben Baums endlich rührt ohne Zweifel im Allgemeinen daher, daß die Hauptwurzeln des Baums bald auf Schichten von

gutem, bald von schlechtem Erdreich stoßen, oder auch, daß zu gewissen Zeiten die Nachbarn weggeschafft wurden und der Baum somit ungehinderter wachsen konnte.

Dergleichen Tabellen über recht viele Baumarten und Individuen ein und derselben Art müßten zu den interessantesten Aufschlüssen über den Gang der Vegetation führen. Einmal lernte man daraus den Durchschnitt des jährlichen Wachsthums jeder Baumart kennen, so daß man von nun an, wenn man den Umfang des Baums wüßte, mit großer Wahrscheinlichkeit sein Alter errathen könnte; man darf dabei nicht vergessen, daß große Schwankungen nur im ersten Jahrhundert vorkommen, später aber das Wachsthum bei weitem stetiger wird. Ferner, kennt man einmal im Durchschnitt das jährliche Wachsthum und die mittlere Dichtigkeit einer Holzart, so kann man aus der Dicke der Schichten jedes einzelnen Stamms abnehmen, ob und wie weit er sich von den eigenthümlichen Eigenschaften seiner Art entfernt. Endlich, ist das Gesetz, das ich aufzustellen geneigt bin, richtig, nämlich, daß in einem gewissen Alter (sechzig bis achtzig Jahre bei der Eiche) jeder Baum nicht mehr so schnell und regelmäßiger wächst, so ließen sich daraus bestimmte Regeln für die Schlagzeit gewisser Bäume ableiten. Ich glaube also, daß Tabellen über Querschnitte von Bäumen von bedeutendem Nutzen seyn könnten, und fordere Reisende und Männer, die sich bei großen Holzschlägen oder an großen Bauplätzen aufhalten, dazu auf.

2) Ist der Querschnitt der Stämme nicht zu bekommen, so gibt es einen zweiten Weg, den Grad des Wachsthums auszumitteln; man sieht sich nämlich nach den alten Individuen jeder Art, deren Alter bekannt ist, um, mißt ihren Umfang, berechnet darnach das mittlere jährliche Wachsthum und bedient sich dieses Maaßstabes zu Ausmittlung des Alters der andern Stämme derselben Baumart, wobei man nicht vergessen muß, daß, abgesehen von örtlichen Verhältnissen, wenn man den jährlichen Durchschnitt nach einem jüngern Baume berechnet hat und darnach einen ältern schätzen will, das Resultat hinsichtlich des Wachsthums zu groß, hinsichtlich des Alters zu klein ausfällt. Es wäre sehr interessant, wenn man von jedem mehr als hundertjährigen Baum, dessen Alter bekannt ist, ein genaues Maaß hätte, und wer im Besitz solcher Daten ist, sollte sie bekannt machen.

3) Bei mehr als hundertjährigen Bäumen kann man auch dadurch zum Zwecke kommen, wenn man weiß, wie viel sie zu verschiedenen Zeiten im Umfang gemessen haben, damit man diese Maße untereinander oder mit andern Maßen desselben Baumes, die früher genommen sind oder später genommen werden, vergleichen kann; diese Vergleichung gibt das Mittel an die Hand, das Gesetz des Wachsthums genauer zu berechnen und den Einfluß der Altersverschiedenheit kennen zu lernen. So maaß z. B. die Ceder im Pflanzengarten zu Paris im dreiundachtzigsten Jahr 106 Zoll im Umfang; daraus ergäbe sich ein mittleres jährliches Wachsthum von etwa 5 Linien; sie war aber schon im Alter von vierzig Jahren gemessen worden und maaß damals bereits 79 Zoll; in den ersten vierzig Jahren ist sie demnach jährlich 7½ Linien, in den dreiundvierzig darauf folgenden aber nur 2¼ gewachsen; hätte man also das Alter einer sehr alten Ceder zu berechnen, so würde man sich schwerlich sehr irren, wenn man den lezten Multiplikator annähme. Nach dieser Voraussetzung waren die Cedern, welche Maundrel und Pococke im Jahr 1660 auf dem Libanon maaßen, und die 12 Yards und 6 englische Zoll im Umfang, d. h. 1527 Linien im Durchmesser hielten, etwa 609 Jahre, und im Jahr 1787, als sie Labillardière sah, gegen 800 Jahre alt. Diese Berechnung ist aber nothwendig sehr zweifelhaft, weil sie nur auf einem einzigen Beispiele beruht; je mehr der Beispiele wären, desto zuverlässiger müßte sie werden.

4) Sehr alte Bäume sollte man messen, auch wenn man nicht weiß, wie alt sie sind; wiederholt man diese Messungen zu bestimmten Zeiten, so lernt man daraus kennen, in welchem Verhältniß alte Stämme in die Dicke wachsen, und diese Maaße, mit andern verglichen, setzen uns in Stand, annähernd ihr Alter zu bestimmen. So lesen wir bei Evelyn, 1660 habe bei Welbek-lane eine ungeheure Eiche von 33 F. 1 Z. im Umfang oder etwa 11 Fuß im Durchmesser gestanden; diese Eiche stand, jedoch sehr beschädigt, noch im Jahr 1775 und maaß über 12 Fuß im Durchmesser; sie war in 120 Jahren um etwa 144 Linien, d. h. um etwas mehr als eine Linie jährlich, dicker geworden. Es folgt daraus, daß die dreihundert dreiunddreißigjährige Eiche in unserer obigen Tabelle, und die eben angeführte, die doch offenbar weit älter ist, fast ganz nach demselben Verhältniß gewachsen sind. Berechnet man nun nach der Dicke der Eiche von 333 Jahren das Alter der von Welbek-lane, so ergibt sich, daß diese zu Evelyns Zeit etwa 1300, und 1775 über 1400 Jahre alt war.

5) Endlich kann man sich oft zwar keinen Querschnitt vom Baume verschaffen, aber denselben an der Seite anhauen, daraus sehen, um wie viel er in einer gegebenen Zahl von Jahren dicker geworden ist, und so das Minimum des jährlichen Wachsthums bestimmen. Auf diese Weise hat Adanson das Alter der Baobabs berechnet; er sah nach, um wie viel die Bäume in dreihundert Jahren gewachsen waren, er wußte, in welchem Verhältniß die jungen Bäume wachsen, und konnte so leicht den Durchschnitt des jährlichen Wachsthums bestimmen; auf diese Weise sollte man das Alter der Cypresse von Chapultepec zu erfahren suchen.

Mittelst dieser fünf angegebenen Verfahrungsarten läßt

sich das Alter bejahrter Bäume immer so genau ausmitteln, als es zum Zwecke der Untersuchung nöthig ist. Sprechen wir nun von den Bäumen, welche vorzugsweise Gegenstände solcher Forschung werden möchten. Die meisten Beispiele von sehr hohem Alter werden immer vorkommen, einmal bei Bäumen, die durch ihre Härte und ihre Masse den Elementen am meisten zu trotzen im Stande sind, und dann in Ländern, die dem Frost und andern meteorischen Einflüßen, welche nur zu häufig die größten Bäume zerstören, wenig oder nicht ausgesezt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Gleichgültigkeit und Grausamkeit gegen Thiere.

Es ist auffallend, wie wenig sich die Franzosen auf eine angemessene Behandlung der Thiere verstehen, und wie wenig Theilnahme sie überhaupt den Geschöpfen schenken, von deren Daseyn der Mensch so mannigfaltigen Nutzen zieht. Es ist vorzugsweise das edelste unter den dem Menschen dienenden Thieren, das Pferd, welches am unglimpflichsten von ihnen behandelt wird. Die Franzosen muthen ihm Anstrengungen zu, welche durchaus über die Natur desselben hinausgehen. Um sich hievon zu überzeugen, beachte man die Kärnerpferde in den Straßen von Paris, doch vor allem die dem Postwesen dienenden Pferde. Man nimmt zwar zu diesem Behuf meistens starke Thiere; jedoch kann nur ein mit den Kräften dieser Thierart unbekannter oder mitleidloser Mensch Ansprüche an sie machen, wie der Franzose sie macht. Die Diligence, ein an und für sich schon schwerfälliger Koloß, wird gewöhnlich mit vier oder fünf Pferden bespannt; auf derselben befinden sich, wenn sie stark besezt ist, an 30 Personen, hier und dort vertheilt; ja ich bin einmal mit 35 Passagieren, zu welchen der reitende Postillon nicht mit gerechnet ist, auf einer Diligence gefahren. Der Wagen selbst ist in der Regel außerdem noch mit Kisten und Kasten überladen. Man berechne nun die auf jedes einzelne Pferd fallende Last! Und doch geht es Berg auf Berg ab abwechselnd im Trab und Gallop. Der Franzose berücksichtigt bei der Wahl der seinem Zwecke dienenden Pferde ebensowenig das Alter, als den sonstigen körperlichen Zustand; die vor Alter ganz entkräfteten und kranken Thiere müssen ganz gleichen Schritt mit den gesunden halten. Ich habe gesehen, daß vor einer Diligence ein an einem kranken Huf leidendes Thier, welches sich in der Ruhe kaum aufrecht erhalten konnte, seinen Dienst gleich den gesunden verrichten mußte. Ich machte den Schaffner hierauf aufmerksam; er wunderte sich über meine Bemerkung und entgegnete, man bemerke nichts von der Krankheit des Thiers, sobald es in starkem Trab gehe. Diese im Dienst so gemißhandelten Kreaturen werden außerdem noch ganz schlecht gepflegt. Mit einer Kleinigkeit könnte man ihnen öfters zu Hülfe kommen; doch der Franzose kümmert sich hierum nicht. Er läßt in der Regel einen solchen sich durch Vernachläßigung bildenden Schaden gehen wie er will, und gebraucht das Thier nach wie vor. Die französische Reiterei gab in den Kriegsjahren, nach Aussagen von Augenzeugen, hiezu manchen Beleg. Man konnte darauf rechnen, daß unter drei Pferden, welche der französischen Reiterei abgenommen wurden, zwei gedrückt waren; oft waren die Druckwunden so heftig, daß sich jeder nur etwas mitleidige Mensch ein Gewissen daraus gemacht haben würde, das Thier in einem solchen Zustand fürder zu gebrauchen. Auch haben die Franzosen kein Auge und Interesse für die edlern Raçen der Pferde. Man beachte nur die Masse der in der Hauptstadt des Landes (wo man doch wohl das Beste in dieser Hinsicht zu suchen berechtigt ist) dienenden Pferde. Es sind im Durchschnitt große, plumpe, steife Bestien, deren Mängel noch besonders durch den ganz kurz abgeschlagenen, der Haare fast durchaus beraubten Schwanz vermehrt werden. Die wenigen feinern Pferde, welche man zu Paris sieht, gehören größtentheils Fremden. Ebensowenig sieht man hier feinern Raçen zugehörige Hunde. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß die Pariser Hunde nichts von dem diese Thierart bezeichnenden muthigen Charakter haben. Sie sind furchtsam und scheu; nur selten wird man Aeußerungen des Muthes an ihnen bemerken. Ich glaube, sie haben ihre natürliche Herzhaftigkeit dadurch verloren, daß sie in den engen, volkreichen Pariser Straßen von klein auf unaufhörlich gestoßen und getreten werden. Der große Markt in Paris, auf welchem man diese Thiere zu beziehen pflegt, ist der pont neuf. Hier stehen diesem Handel lebende Leute mit großen Käfigen, in welchen man eine Menge junger Hunde in den unbehaglichsten Lagen mit verdrießlichen Gesichtern auf einander gehäuft sieht; zwischen ihnen liegen gewöhnlich einige junge miauende Katzen in schöner Harmonie. Die Verkäufer dieser Wesen kündigen sich meistens durch ein Aushängeschild mit folgender Aufschrift an: Herr N. schneidet jungen Hunden die Ohren ab, nimmt räutige Hunde in Pension, verschneidet Katzen und läßt sich auf häusliche Praxis ein.

Dieses geringe Interesse für die Thiere geht bei dem Pariser gemeinen Mann in eine Grausamkeit über, welche die wenigsten europäischen Nationen zuläßig finden möchten. Um sich hievon zu überzeugen, begebe man sich gegen Abend nach der Barrière du mont Parnasse. Hier findet man Leute, welche die Vorübergehenden auffordern, nach Enten, welche mit einem Strick an den Erdboden befestigt sind, aus einer gewissen Entfernung mit Steinen zu werfen; leztere halten sie zu diesem Zwecke bereit. Für einen Sous kann man viermal werfen; der glückliche Schütze, welcher das Thier erlegt, behält es als Beute. Man denke sich, wie oft eine solche unglückliche Kreatur schmerzhaft verlezt wird, ehe der glückliche Augenblick ihres Todes eintritt! Auch für diesen Fall hat dieses grausame Vergnügen seine Gesetze. Ich sah, daß Jemand eine Ente so stark an dem Kopf verwundete, daß die Zuschauer glaubten, sie müsse sogleich verenden. Alles sprang hinzu; der Schütze wollte sich schon des Thiers bemächtigen, als man ihm andeutete, er müsse fünf Minuten warten; sey das Thier nach dieser Zeit noch am Leben, so könne es ihm nicht anheimfallen. Als es nun wirklich nach Verlauf dieser fünf Minuten noch Zeichen von Leben von sich gab, sprach man es dem Schützen ab und stellte es von Neuem als Zielscheibe für den tödtlichen Wurf aus. — Zu dem gleichen Zweck sah ich auch auf dem nämlichen Plane hier und da Kaninchen angebunden. Doch der widerlichste Anblick war mir folgender. Ich sah ebendaselbst, daß eine lebendige Ratze an dem Schwanze vermittelst eines Fadens so angebunden war, daß sie, senkrecht über einer hölzernen, aufgerichteten Scheibe hängend, mit ihrem Körper den Mittelpunkt derselben deckte. Man schoß mit Stechbolzen, deren Spitze sehr fein war, für einen Sous viermal nach dem Thier. Die Ratze mußte unzähligemal durchbohrt werden, ehe sie starb. Ob dem glücklichen Schützen auch hier die Beute zufiel, kann ich nicht sagen. Ich sah vier solcher Scheiben in geringer Entfernung von einander stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Juli 1831.

Tantaene animis coelestibus irae?
Ein Pfaff so hitzig?

Shakespeare.
Heinrich VI.

Reisebilder vom Genfersee.

Dritter Abschnitt.

Wer Jerusalem gesehen, findet, daß Lausanne eine auffallende Aehnlichkeit mit dieser Stadt hat. Seine Vertheilung auf drei Hügel und drei Thäler, zwischen denen sich Gärten und Bäume durchziehen und die von einem herrlichen altdeutschen Dom und einem mächtigen Schloß gleichen Styls gekrönt werden, gibt der Stadt etwas sehr Malerisches von Außen, macht aber auch ihr Inneres sehr häßlich und unbequem. Schöne Felsen- und Waldgruppen schließen nach Oben das Ganze als Hintergrund. Steigt man auf diese Höhe, deren nächster Punkt das Signal ist, so thut sich ein unermeßliches Bild auf, in dem sich Alles vereinigt, was Poussin, Claude Lorrain und Albano Schönes gedacht und geschaffen haben, aber noch viel mehr. Sähe man hier noch die Faucignysche Gletscherkette wie bei Genf, so möchte ich behaupten, daß die Welt keinen zweiten Punkt von so großartiger und mannigfaltiger Schönheit aufzuweisen habe; aber auch ohne diesen Anblick hat das Signal nur wenig seines gleichen.

Das Schloß ist ein festes, mächtiges Tyrannenhaus, das der Bischof Johann von Cossonay im zwölften Jahrhundert baute und damit seine Herrschaft über die Stadt unwiderstehlich machen wollte. Der fromme Mann hatte vorher mit Philipp von Savoyen drei Jahre lang um die Bischofsmütze gestritten, und es waren von beiden Seiten Blutthaten und Grausamkeiten genug vorgefallen. Die Wildheit der damaligen hohen Geistlichkeit, ihre Kriegs-, Kampf- und Mordlust scheint wirklich jezt in diesem Land milder Sitte unglaublich. Und darin zeichneten sich besonders die Bischöffe von Lausanne aus, die mit den Baronen von Vaud in immerwährendem blutigen Hader lagen. Davon nur einige Züge. Der Bischof David begegnete einmal seinem Gegner, dem Baron von Tegerse, nahe beim Neuenburger See. Ihn erblicken und gleich mit dem Dolch über ihn herfallen, war Eins; kaum hatte der Ritter Zeit, nach seinen Waffen zu greifen und sich zu vertheidigen. Sie verwundeten sich aber beide so gefährlich, daß sie nach einer Viertelstunde des Kampfs zu gleicher Zeit todt zur Erde sanken. — Otto von Grandson war Canonikus von Lausanne und hatte das erledigte Bisthum Basel erhalten; um nun auch die damit verbundenen Lehen und weltlichen Rechte zu erhalten, bat er um Audienz bei dem Kaiser Albert, der damals in Basel war und von da nach Zürich zu reisen gedachte. Die Audienz ward ihm zugestanden, und da Kaiser und Bischof einer des andern Sprache nicht verstanden, so diente ihnen ein Basler Edelmann zum Dollmetsch. Otto kniete nun, dem Herkommen gemäß, vor dem Kaiser nieder und überreichte ihm seine Bittschrift. Albert aber fragte den Basler: Was will der? Otto, der sich nichts Gutes

bewußt seyn mochte, meinte, der Kaiser verweigere ihm das Leben, stand auf, stampfte mit dem Fuße und fragte den Dollmetsch mit Heftigkeit: que dit, que dit? und ehe ihm dieser noch antworten konnte, griff er nach seinem Degen und würde damit auf den Kaiser losgegangen seyn, wenn ihn der Basler nicht zurückgehalten hätte. Albert war so schwach, darüber zu erschrecken, ihm ohne Widerrede das Leben zu ertheilen und Basel so schnell wie möglich zu verlassen. — Furchtbar war die Gewalt dieser Bischöffe. In jener Zeit waren die Räubereien und Plünderungen entsetzlich, die Pilger, Reisende und Säumer von den Adlichen zu erdulden hatten. Kein weltliches Gesetz, keine Drohung half dagegen. So mußte denn endlich die Kirche einschreiten und ihre Blitze auf die Schuldigen schleudern. Der Bischof Heinrich von Lausanne trat eines Tag in pontificalibus und von seiner ganzen Geistlichkeit umgeben, mit angezündeten Fackeln unter das Portal des Doms und sprach da vor zahlreichem Volk Interdikt und Kirchenacht gegen diejenigen aus, die sich künftig der Pervasion — so hieß damals das adliche und ritterliche Plündern — schuldig machen würden. Seine lateinischen Worte hatten wirklich etwas Großartiges: „Ewige Nacht komme über Eure Augen, wenn sie sich zu Unthaten öffnen. — Eure Hände mögen vertrocknen und abfallen, wenn sie sich mit Plünderung beflecken. — All' Euer Arbeiten und Mühen sey ohne Ruhe und Rast und Lohn. — Furcht, Angst und Zittern komme über Euch im Angesicht Eurer Feinde. — Der Fluch und die Verzweiflung Judas, als er den Herrn verrieth, komme über Euch und verfolge Euch, so lange Ihr die Sünde der Pervasion begeht. Amen!" Es steht nirgend geschrieben, daß dieß Anathem guten Erfolg gehabt habe; so viel aber wissen wir, daß von nun an die Adlichen und Ritter des Landes noch feindseliger gegen den Bischof wurden, der den Fluch ausgesprochen, und daß sie ihn angriffen und mißhandelten, so wie er sich außerhalb der Thore von Lausanne sehen ließ. In jener Zeit, wo die bischöfflichen Kleider von fremdem Blut triesten und wo der Bischofssitz auf Leichen stand, war freilich so ein festes Schloß unumgänglich nothwendig für die geistlichen Herrn. Daher seine dicken Mauern, seine Thürme, seine Graben und Zugbrücken. Zahlreiche Schießscharten sind auf allen Seiten angebracht; schreckliche Gefängnisse sind über und unter der Erde, aus denen der Angstruf der Gemarterten nicht heraufdringen konnte. Erfreulich ist's, des Schlosses Anblick und seine Geschichte mit seiner jetzigen Bestimmung zusammenzuhalten. In seinen dicken Mauern wohnen jezt die repräsentativen und Regierungsbehörden des Kantons, dessen Administration schon seit geraumer Zeit zu den trefflichsten und geordnetsten gehört, und dessen nun aus dem Volk hervorgehende Konstitution wohl die freisinnigste der ganzen Schweiz werden dürfte.

Indessen waren doch nicht alle Bischöffe grausam, roh und blutdürstig. Hugo ist wirklich eine erhebende Gestalt inmitten von so viel Wildheit und Verderben. Auch ihm lag es sehr am Herzen, den ritterlichen Räubereien, Plünderungen, Morden und Befehdungen Einhalt zu thun. Darum lud er die Erzbischöffe von Besançon, Vienne und Arles und alle ihm untergebenen Geistlichen zu einem Koncilium nach Romont ein. Hier brachte er mit ihnen die im Lande so berühmte Uebereinkunft, genannt Gottesfrieden, zu Stand. Dadurch war allen christlichen Rittern und Mannen verboten, zu gewissen Zeiten und an gewissen Tagen einander zu befeinden und zu bekämpfen, nämlich von Mittwoch Abend bis Montag Morgen in jeder Woche, ferner vom 3ten December bis zum 23ten Jänner, desgleichen vom 29ten Jänner bis zu Ende der Osterwoche jeden Jahres. Die Uebertreter dieses Gottesfriedens solle Exkommunikation treffen, und sie brauchte nicht mehr besonders und feierlich gegen sie ausgesprochen zu werden; dadurch waren dem Streit, dem Mord, der Rache und allen Fehden doch drei Viertheile des Jahres entzogen, sozusagen der Menschheit geschenkt, und über dem mächtigen Baronenstand doch eine drohende Macht, um die armen Unterthanen zu schützen.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ertheilte der Kaiser dem Grafen Peter von Savoyen das Waadtland als Reichslehen. Davon war jedoch das Bisthum und die Stadt Lausanne ausgenommen, denn sie blieben ganz unabhängig. Rudolf von Habsburg ertheilte sogar den Bischöffen den Titel: Fürst des heiligen römischen Reichs. Von diesem Augenblick an besteht die ganze Landesgeschichte im Streben der Bischöffe nach Alleinherrschaft, und im Streben der Einwohner nach Freiheiten und Zugeständnissen. Die Reformation fand früh Eingang und sie führte die Berner ins Land, die dem Herzog von Savoyen das Land, und dem geistlichen Herrn sein Bisthum abnahmen. Lausanne behielt alle seine Freiheiten und erhob sich bald unter der bernischen Hoheit zu großem Wohlstand. Diese blieb auch Jahrhundertelang musterhaft mild, gerecht und väterlich. Davon nur Ein Beweis statt vieler. Vom Jahr 1600 an war eine leichte Auflage für Kriegsquartierung gemacht worden, die bei den damaligen Umständen nothwendig schien. Hundert und fünfzig Jahre hernach (1750) erklärte die bernische Regierung, da die 1600 gefürchteten Kriegsumstände nicht eingetreten, die Steuer aber doch immer fort gezahlt worden sey, so halte sich die Regierung für verpflichtet, sie den Städten und Gemeinden des Landes von jener Zeit an zurückzuzahlen. Diese Zurückzahlung ist ein Hauptgrund der Wohlhabenheit und des Reichthums der städtischen und Landesgemeinden im Waadtland. Hätte die bernische Regierung in diesem Sinn fortgefahren, so hätte sich Waadt nie von ihr losgerissen. Bald aber wurde

der aristokratische Dünkel und Druck unerträglich, und es geschah, was in ähnlichen Fällen nie ausbleibt, die Nemesis kam strafend über die Gewalt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen.

(Fortsetzung.)

Unter den europäischen Bäumen führen wir die folgenden auf.

Die Ulme wird bekanntlich sehr groß, wächst aber bedeutend schnell. Die Ulme in obiger Tabelle stand bei Morges; beim Durchschnitt fanden sich 335 Jahrringe; sie war vollkommen gesund und in feuchtem, lockerem Boden aufgewachsen; der Stamm maaß ganz unten 17 F. 7 waadtländische Z. im Durchmesser, 50 Fuß im Umfang unter der Stelle, wo die Aeste anfangen; diese fingen 12 Fuß vom Boden an und einer derselben hatte 16 Fuß im Umfang; der Baum fiel bei ruhigem Wetter um; wahrscheinlich war der Grund, auf dem er stand, vom Wasser des Sees ausgespült worden. Er war im Mittel 3⅛ Linien jährlich gewachsen; aber nach Jahrhunderten abgetheilt, 6 Linien im ersten, 2½ im zweiten und 2½ im dritten; die Ulmen, welche auf Sullys Befehl in Frankreich vor den Kirchen gepflanzt wurden, zeigen im Allgemeinen ganz dieses Verhältniß des Wachsthums.

Ich sah 1814 bei Montpellier einen Epheubaum, dessen Stamm unten 6 Fuß im Umfang maaß; ein anderer 45jähriger Epheu hatte nur 7½ Zoll im Umfang; nimmt man diesen als Typus an, so wäre jener mächtige Epheu jezt etwa 450 Jahre alt. Ich setze in diesem, wie in den folgenden Fällen, das Alter der Bäume immer eher zu niedrig an.

Nach der in der Tabelle angeführten Lerche kann man nicht wohl zweifeln, daß es fünf- bis sechshundertjährige Lerchen gibt; doch sind noch zu wenig Messungen von diesem Baum bekannt.

Der europäische Baum, der innerhalb einer gewissen Zeit häufig am dicksten von allen wird, ist wohl die Linde. Die, welche 1476 bei Freiburg, aus Gelegenheit der Schlacht bei Murten, gepflanzt wurde, mißt gegenwärtig 13 Fuß 9 Zoll im Durchmesser, woraus sich ein jährliches Wachsthum von etwa 2 Linien ergibt; da aber die Eiche eben so stark wächst, so möchte ich fast vermuthen, der Freiburger Baum habe keinen günstigen Boden gefunden, und ich glaube, man wird der Wahrheit näher kommen, wenn man im Mittel 4 Linien jährlich annimmt. Da es in Europa sehr viele große Linden gibt, so wäre es interessant, wenn man von denjenigen, deren Alter bekannt ist, das Maaß hätte. Ich führe an: die Linde vom Schloß Chaillé, im Departement der beiden Severn, welche 1804 fünfundvierzig Fuß im Umfang maaß; sie mochte damals 538 Jahre alt seyn; die von Trons in Graubündten, die bereits 1424 berühmt war, 1798 51 Fuß im Umfang maaß und 583 Jahre alt seyn mag; die von Depeham bei Norwich, sie maaß 1664 8¼ Yards im Umfang; die von Neustadt in Würtemberg; sie war schon 1550 so groß, daß man sie vielfältig stützen mußte, und hatte 1664 37 F. 4 Z. im Umfang.

Die Cypressen werden im südlichen Europa sicher außerordentlich alt, und durch die Sitte, sie auf Kirchhöfen zu pflanzen, sind ihrer viele sehr gut erhalten worden. Nach Hunter standen 1776 im Garten des Pallastes zu Granada Cypressen, die schon zur Zeit der maurischen Könige berühmt waren und noch Cupressos de la Regna Sultana heißen. Ueber das Wachsthum dieses Baums ist mir indessen nichts bekannt.

Die Kastanienbäume können, scheint es, sehr alt werden; ich spreche hier nicht vom berühmten, 70 Fuß im Umfang messenden Kastanienbaum vom Etna; er ist offenbar aus mehreren zusammengewachsen; man müßte das Alter dieser Bäume nach unzweifelhaft einfachen Stämmen berechnen. Auf dem Etna stehen noch andere sehr große; Pöderle hat in Glocestershire einen von 50 Fuß im Umfang gesehen, den man neunhundert Jahre alt schäzte.

Die orientalische Platane — wenn man sie anders einen europäischen Baum nennen kann — ist sicher einer der dicksten Bäume; man weiß aber nicht, wie er wächst. Im Thal von Bujuk-dere, drei Wegstunden von Konstantinopel, steht eine Platane, die an die des Plinius erinnert; sie mißt 150 F. im Umfang, und es befindet sich darin eine 80 F. im Umfang messende Höhlung. Ich fordere die Reisenden auf, auszumitteln, ob es ein einfacher Baum ist, oder aus mehreren zusammengewachsenen besteht; um wie viel er in einer gegebenen Zeit gewachsen ist, — dazu braucht man den Baum nur von der Seite anzuhauen und die Schichten zu zählen — endlich zu beobachten, nach welchem Verhältniß etwa hundertjährige Platanen wachsen.

Auch der Nußbaum verdiente untersucht zu werden. Der Architekt Scamozzi erzählt, er habe zu St. Nicolas in Lothringen einen Tisch gesehen aus Einem Stück Nußbaumholz, 25 Fuß breit; Kaiser Friedrich III. habe ein berühmtes Bankett darauf gehalten. Das Alter eines solchen Holzes läßt sich nicht berechnen, weil man nicht weiß, in welchem Verhältniß diese Bäume, wenn sie alt sind, wachsen, und dies wäre doch leicht zu erheben.

Auch der Orangen- und der Citronenbaum gehören zu den Bäumen, die sehr langsam wachsen und sehr alt werden. Der Orangenbaum im Kloster St. Sa-

bina in Rom soll i. J. 1200 von St. Dominik, der in Fondi vom h. Thomas von Aquina 1278 gepflanzt worden seyn.

Die Eichen gehören sicher zu den Veteranen der europäischen Forsten, aber ihre Geschichte ist noch sehr verworren und dunkel; und dies rührt theils daher, daß, wie alle Forstkundigen versichern, das Wachsthum bei der Eiche fast mehr als bei jedem andern Baum vom Boden abhängt, theils daher, daß man fast immer die Eiche, deren Eicheln Stiele haben (quercus pedunculata), welche schnell und hoch wächst, mit derjenigen, deren Eicheln am Zweige festsitzen (quercus sessiflora), welche weit langsamer wächst und härter, knorriger wird, verwechselt hat; deshalb lassen sich die bisher bekannten Daten gar nicht mit einander vergleichen. Ich zweifle nicht, daß es in unsern Ländern fünfzehn- bis sechszehnhundertjährige Eichen gibt; es wäre aber von großem Werth, wenn dies durch sorgfältigere Forschung wirklich bewiesen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Neugierde der Pariser. St. Napoleon. Gesinnung der Franzosen gegen die Preußen.

Bei allen solchen Gelegenheiten sieht man eine Menge neugieriger Zuschauer nicht allein aus den niedern, sondern auch aus den höhern Ständen, wie denn überhaupt die Neugierde, auch für die gleichgültigsten Sachen, ein Hauptzug im Charakter der Pariser ist. Wenn in den champs élysés ein paar Leute mit Kugeln spielen, so bildet sich sofort ein Ring von gaffenden Zuschauern, welche durch Mienen und Gebehrden das lebendige Interesse, welches sie an dem Verlauf des Spiels nehmen, zu erkennen geben; man bittet auf das Verbindlichste, nicht zu weit in die Linie hinein zu treten, den andern die Aussicht nicht zu benehmen u. s. w. Dieses so lebendige Interesse ist desto auffallender, da die Nationalspiele der Franzosen so erstaunlich einfach sind, daß sich Fremde, vorzüglich Deutsche und Engländer, oft gar nicht erklären können, wie man nur an so geistesarmen Spielen Vergnügen finden kann. Man denke nur an das mit so großer Vorliebe auch von den höhern Ständen in Frankreich gespielte Domino; die deutschen Kinderspiele Schaaf und Wolf, Mühle, Dame und wie sie heißen mögen, sind geistreich dagegen zu nennen. — Ebenso vermögen auch die schlechtesten Bänkelsänger, Possenreißer von der gewöhnlichsten Art, im Freien exekutirende Violinisten ꝛc. Schaaren von Neugierigen um sich zu versammeln. Die leztern wählen oft die ersten Stunden nach Sonnenuntergang, um das Publikum zu entzücken; sie stellen alsdann gewöhnlich brennende Lichtstümpchen im Kreis auf dem Steinpflaster auf; in der Mitte dieses Zauberkreises stehend, lassen sie dann ihre Sirenentöne erklingen. Der Börsenplatz ist in dieser Beziehung ein wahres Pandämonium von Paris zu nennen. Nach Sonnenuntergang wird es hier lebhaft. Hier wird man zu Glücksspielen aufgefordert; dort sind es ein paar Possenreißer, welche die Menge an sich locken; an einer andern Stelle ruft man mit lauter, überbietender Stimme: Meine Herrn, lassen Sie uns sehen, wie stark wir sind! (Messieurs, mesurons nos forces!) Und wenn man sich allen diesen Lockungen entzogen hat, stößt man zulezt noch in der Nähe des Theaters des Nouveautés und an den andern von dieser Seite den Börsenplatz begrenzenden Gebäuden auf die zahllose Schaar zudringlicher Dirnen, welche sich seit der Zeit, daß das Palais royal ihnen verschlossen ist, vorzugsweise hier aufhalten.

Wenn man etwas Trauriges in Paris sehen will, so muß man seine Blicke auf die Kirchen werfen. So wie die meisten öffentlichen Gebäude, sind sie äußerlich schmutzig, und inwendig findet man gewöhnlich nur einige alte Frauen und Männer mit kleinen Kindern, zwischen welchen sich nicht selten ein Hund lustwandelnd hin und her bewegt. Der einzige Heilige, welchen jezt die Pariser, und mit ihnen fast ganz Frankreich, anbeten, ist Napoleon. Die Verehrung desselben geht in dem Augenblick bei ihnen fast bis zur Abgötterei. An allen Straßenecken singen Bänkelsänger Loblieder auf ihn und bieten den Text derselben feil; die Laden der Kunsthändler sind mit Gegenständen überfüllt, welche sich auf Momente aus dem Leben dieses neuen Heiligen beziehen. Das Wunderlichste dabei ist der Umstand, daß die Verfertiger solcher Lieder und Bilder sich vorzugsweise in dem Bestreben gefallen, Napoleon als sentimental darzustellen. Bald blickt er weinend von Helena aus nach dem Frankreich hin, welches zu beglücken ihn das neidische Geschick hindert, bald vergießt er Thränen an der Seite eines für ihn sterbenden Waffengefährten. Napoleon sentimental! Gerade der Mangel an Gefühl unterscheidet ihn höchst unvortheilhaft von so vielen andern großen Männern. Die Franzosen, sogar die verständigern unter ihnen, lassen es sich bis auf diesen Augenblick nicht ausreden, daß Napoleon in seinen lezten Kriegen verrathen und verkauft gewesen sey; wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätten nach ihrer Ansicht die Alliirten, sogar nach den Schlachten von Leipzig und Waterloo, nichts gegen ihn ausrichten können. Wenn man nun fragt, wer ihn denn eigentlich verkauft und verrathen habe, so wissen sie denn freilich nichts Bestimmtes darauf zu antworten. Eben so glauben sie steif und fest, daß Napoleon alle 1814 in Frankreich gelieferte Schlachten gewonnen habe; nur der Verrath habe ihn der mit gewonnenen Schlachten verbundenen Vortheile beraubt.

Unter allen Deutschen sind in Frankreich die Preußen am wenigsten beliebt, wahrscheinlich weil gerade die preußischen Heere sich am tapfersten gegen die Franzosen bewiesen haben. Ich habe unter andern kürzlich Gelegenheit gehabt, dies auf eine wahrhaft komische Weise zu erfahren. Ich befand mich auf dem Kirchhof des père la Chaise und traf hier zufälligerweise einen jungen Mann aus Preußen an; kurz darauf stieß ein gut gekleideter Pariser Bürger zu uns. Der leztere merkte sogleich an der Aussprache des Preußen, daß er ein Ausländer sey, und fragte ihn nach seinem Vaterlande. Auf die Antwort: „je suis allemand, Monsieur,“ fragte der Franzose: „de quel coté?“ Man hätte den Franzmann in dem Augenblick sehen sollen, als der Befragte ihm „je suis prussien“ entgegnete. Zurückprallend, in sich zusammenschaudernd, stieß er ein scharf betontes sacre dieu! aus, indem er seinen Mann vom Kopf bis auf die Füße musternd ansah. Ich glaube, der Franzose hätte sich nicht wunderlicher anstellen können, wenn jener ihm erwiedert hätte, er sey der Herr mit Schwanz und Pferdefuß in höchst eigener Person.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Juli 1831.

Der Baum, der Held, steht, wann der Frost dem Leben
Des Weinstocks und des Pfirsichbaumes droht;
Da steht er, von Pomonens Schutz umgeben,
Nicht fürchtend den Tod.

Die Karschin.

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen.

(Fortsetzung.)

Auch der Olivenbaum kann in den Ländern, wo er nicht beschnitten wird, außerordentlich alt werden. Chateaubriand erzählt in seiner Reisebeschreibung, die acht Olivenbäume in dem nach ihnen genannten Garten zu Jerusalem bezahlen jeder dem Großherrn nur einen Medin, und daraus geht hervor, daß sie zur Zeit des Einfalls der Türken schon standen, denn von allen seitdem gepflanzten muß die Hälfte der Früchte gegeben werden. Der größte Oelbaum in Italien, von dem Picconi spricht, ist bei Pescio; er mißt über 21 Fuß im Umfang; nimmt man nach der Behauptung einiger an, der Oelbaum wachse jährlich 1½ Linie, so wäre er etwa 700 Jahre alt; diese Schätzung ist aber nach jungen Oelbäumen gemacht und gibt also wohl das Alter zu gering an.

Am ältesten unter allen europäischen Bäumen scheint mir der Taxus zu werden. Ich habe die Schichten eines 71jährigen Taxus, Oelhaven die eines 150jährigen, Veillard die eines 280jährigen gemessen; aus diesen drei Messungen ergibt sich, daß der Taxus in den ersten 150 Jahren jährlich etwas mehr als eine Linie, von 150—200 etwas weniger als eine Linie wächst. Nimmt man für sehr alte Taxus im Mittel eine Linie an und also die Bäume für so viele Jahre alt, als ihr Durchmesser Linien hält, so macht man sie wohl noch bedeutend jünger, als sie wirklich sind. Nun habe ich vier Maaße von berühmten Taxusbäumen in England vor mir liegen. Die Bäume in der alten Abtei Fontaine bei Rippon in Yorkshire, die schon im Jahr 1133 bekannt waren, maaßen 1770 etwa 1214 Linien im Durchmesser, mußten also über zwölfhundert Jahre alt seyn. Die im Kirchhof von Crow-hurst, in der Grafschaft Surrey, maaßen 1660 nach Evelyn 1287 Linien. Stehen sie, wie man sagt, noch, so wären sie 1450 Jahre alt. Der Taxus von Fotheringall in Schottland maaß 1770 ungefähr 2588 Linien und war also 25—2600 Jahre alt. Der Taxus im Kirchhof zu Braburn in Kent war 1660 etwa 2880 Linien dick, und ist, wenn er noch steht, gegen 3000 Jahre alt. Es ist sehr zu wünschen, daß englische Naturforscher das Verhältniß des Wachsthums dieser Bäume ausmitteln, denn wahrscheinlich sind es die Senioren aller europäischen Gewächse. Aus derselben Rücksicht empfehle ich der Aufmerksamkeit der Kenner und Freunde der Natur den Buchsbaum, den Johannisbrodbaum, den Wachholderbaum, von denen bis jezt nichts Näheres bekannt ist.

Unter den hieher gehörigen tropischen Bäumen fällt namentlich der Ceiba durch seine Dicke auf; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß ein Baum mit so weichem Holz zu den ältesten gehört. Das Beispiel des Baobabs, der, obgleich sein Holz nicht sehr hart ist, nach Adanson über 5000 Jahre alt seyn soll, muß zwar hierin vorsichtig machen, indessen möchte ich doch die Reisenden vorzüglich auf Bäume mit hartem Holz aufmerksam machen; z. B.

auf den Mahagonibaum, der gemeiniglich eine Dicke von sieben Fuß erreicht, den Courbaril oder Heuschreckenbaum, der auf den Antillen zwanzig Fuß dick werden soll und so hart ist, daß er sicher sehr langsam wächst; auf die verschiedenen, unter dem Namen Eisenholz bekannten Bäume, auf die californische Fichte, die 150 — 200 Fuß hoch wird und 20 — 60 Fuß im Umfang mißt, auf den indischen Pagodenfeigenbaum u. s. w. Vor Allem aber sollte erhoben werden, ob die (in Nro. 140 und 141 von uns besprochene) ungeheure Cypresse von Chapultepec, die 117 Fuß 10 Zoll im Umfang messen soll, wirklich ein einziger Baum ist; denn es handelt sich hier vielleicht von dem ältesten Gewächse auf dem ganzen Erdboden.

Ueber die zweite Klasse von Bäumen, diejenigen, welche keine eigentliche Rinde haben und deren innerste Fasern die jüngsten sind, können wir uns, weil sie uns ferner liegen, und sie überhaupt noch weit weniger beobachtet und auch schwerer zu beobachten sind, kürzer fassen. Die Bäume dieser Klasse erscheinen unter zwei Hauptformen; die einen, wozu die Palmen gehören, haben einen einfachen Stamm, der, wenigstens im bei weitem größten Theile ihres Lebens, in ziemlich regelmäßigen Ringen abgesezt ist; die andern, namentlich die Drachenbäume, haben einen sich verästenden Stamm ohne Ringe. Um das Alter der Palmen zu schätzen, hat man zwei Mittel, die so ziemlich zusammenfallen: man vergleicht nämlich die Höhe, welche die Bäume erreichen, mit der Zeit, welche, wie man vorher weiß, jede Art braucht, um zu einer gewissen Höhe zu wachsen, oder man zählt die Ringe und vergleicht ihre mittlere Größe mit der Länge des Stamms. Diese beiden Mittel beruhen also wesentlich darauf, daß man weiß, wie hoch der Baum ist, wie die Ausmittlung des Alters in der andern Klasse von Bäumen darauf beruht, daß man weiß, wie dick sie sind. Vor Allem sollten also die Reisenden ermitteln, wie hoch jede Palmenart wachsen kann; ferner sollten sie jeden Palmbaum, dessen Alter bekannt ist, messen und durch unmittelbare Beobachtung ausmitteln, ob jeder der außen sichtbaren Ringe wirklich, wie man behauptet, einem Jahre oder aber einem andern Zeitraume entspricht. Die höchsten Dattelpalmen in Egypten und der Barbarei sind 60 Fuß hoch und die Araber schätzen ihr Alter höchstens auf 2 — 300 Jahre.

Was die ästigen Bäume aus dieser Klasse betrifft, so kennt man noch gar kein Mittel, ihr Alter zu schätzen. Man weiß nur, daß einige Bäume dieser Art außerordentlich alt werden; besonders verdient Erwähnung der berühmte Drachenbaum bei Orotava, auf der Insel Teneriffa, der schon im Jahr 1402, als die Insel entdeckt wurde, berühmt war und damals vom Volke für heilig gehalten wurde. Berthollet hat ihn beschrieben und sagt, als er junge Drachenbäume in der Nähe mit diesem ungeheuren Stamme verglichen habe, seyen für das Alter des leztern Zahlen herausgekommen, bei denen ihm bange geworden sey. Im Jahr 1796 war dieser Baum zwanzig Meter hoch, hatte in der Mitte dreizehn, unten vierundzwanzig Meter im Umfang; seitdem hat der Sturm vom 21ten Juli 1819 seine Krone großentheils abgeschlagen.

Einige, wenn gleich unvollständige Beobachtungen führen mich auf die Vermuthung, daß manche ausdauernde Gräser und Stauden viel älter werden, als man gewöhnlich glaubt. Eine der sonderbarsten Pflanzen ist die Grasweide (saule herbacé); wächst sie auf dem Rasen der Alpen, unter Abhängen, wo das Erdreich fortwährend langsam herabrutscht, so wird sie nach und nach verschüttet und wächst jedes Jahr just so weit in die Länge, daß sie wieder an die Oberfläche der Erde gelangt; sie stellt sich auf diese Weise als ein Rasen von mehreren Klaftern im Umfang dar, der aber in Wahrheit der Wipfel eines unterirdischen Baumes ist. Ich habe es versucht, diesen seltsamen Baum auszugraben, konnte aber nie bis zur Wurzel in die Tiefe dringen. Aus der Länge der aufgegrabenen Strecke und dem sehr langsamen Wachsthum ergab sich schon ein sehr ansehnliches Alter.

(Der Beschluß folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Die Kathedrale ist ein schönes gothisches Gebäude in guten Proportionen; die erste stammte aus dem zehnten Jahrhundert, ward aber mit ihrem bleiernen Dach, ihren herrlichen Glasmalereien, ihren großen Glocken, ihren reichen Ornaten von Sammt und Seide, und mit ihren kostbaren goldgewirkten Tapeten (sie stellten die Geschichten des alten und neuen Testaments dar) ein Raub der Flammen. Erst drei Jahrhunderte später war von den frommen Sammlungen in ganz Europa, und besonders in Frankreich, so viel eingegangen, daß sie wieder aufgebaut werden konnte, wie sie jezt da steht. Unter den Gräbern, die sie enthält, war mir das des Herzogs Amedeus VIII. von Savoyen besonders interessant. Ich habe schon einmal in diesen Blättern von seinem genußreichen Klosterleben in der reizenden Abtei Ripaille bei Thonon gesprochen, von dem sich die Sage so mancherlei erzählt. Er wurde bekanntlich Pabst, unter dem Namen Felix V., legte aber die dreifache Krone wieder nieder und nahm als Bischof von Lausanne seinen bescheidenen Klosternamen Amedeus wieder an. Recht bezeichnend schrieb Voltaire von ihm:

O bizarre Amédée,
De quel caprice ambitieux
Ton âme fût-elle possédée?
Duc, hermite et voluptueux,

Ah pourquoi t'échapper de ta douce carrière?
Comment as-tu quitté ces bords délicieux,
Ta cellule et ton vin, tes loisirs et tes jeux,
Pour aller disputer la barque de Saint Pierre?

Bei Voltairen fällt mir ein, hier Einiges über seinen Aufenthalt in Lausanne zu bemerken. Ehe er nach Ferney zog, lebte er hier lange auf dem Landgut Monrepos, das nahe bei der Stadt liegt. Sein Liebhabertheater trug viel dazu bei, dem damaligen Aufenthalt in Lausanne in dieser Beziehung einen ungewöhnlichen Reiz zu geben. Damals war auch Haller an der Akademie. Indessen konnte der Dichter der Freiheit und des Vaterlands, der Philosoph voll religiösen Sinnes und der tiefdenkende Naturforscher schwerlich mit dem encyklopädischen Franzosen harmoniren, mit Voltaire, der von einem Extreme zum andern überging und voll Widersprüche war, der heute die Gefühle des menschlichen Herzens mit Feuer schilderte, die schweizerische Einfalt und Freiheit mit Begeisterung besang, nachdem er gestern den unverschämten Schmeichler Ludwigs XIV. gemacht und so keck gewesen war, einen Kommentar zu Newton zu schreiben, Calmet zu widerlegen, oder zu gleicher Zeit an einem Trauerspiel, an einem Heldengedicht und an einer Geschichte zu arbeiten. Darum floh Haller Voltairen, wiewohl sich dieser Mühe gab, ihn für sich zu gewinnen. Als dieß aber durchaus nicht ging, wurde seine Eitelkeit dadurch sehr beleidigt und er ward Hallers Widersacher. Dieser war einmal unerkannt bei der Vorstellung der Zaïre in Monrepos gewesen, wo Voltaire selbst mitspielte. Man fragte ihn hernach, was er von dem Stücke halte, und Haller erwiederte: „Es ist das erste Mal, daß ich sehe, wie ein verliebtes Gespräch Veranlassung dazu wird, daß Eins sich taufen läßt.“ Voltairen wurde diese Aeußerung wieder zugetragen, und er äußerte darüber: „Es ist ein Glück, daß der bissige Schweizer nicht bei der ersten Vorstellung Zaïrens im Parterre des Théâtre français war, denn dann wäre das Stück verloren gewesen.“ Bei derselben Vorstellung begegnete Voltairen eine andere Fatalität. Da wo Lusignan zu Chatillon sagt:

En quels lieux sommes nous? Aidez nos foibles yeux...

rief ein loser Vogel aus Lausanne, auf den Ort anspielend, wo das Theater aufgeschlagen war:

Seigneur! c'est le grenier du maître de ces lieux.

Darüber brach ein so furchtbares Lachen aus, daß die ganze rührende Scene verloren ging und Voltaire in eine entsetzliche Wuth gerieth.

Zu derselben Zeit, als er in Lausanne war, lebte da auch Gibbon. Sein Vater hatte ihn nach Lausanne geschickt, auf daß er die französische Sprache besser erlerne und zugleich die Hinneigung zum Katholicismus los werde, die durch das fortgesezte Lesen von Bossuets Werken bei ihm herrschend geworden war. Dieß mußte jedoch ein großer Mißgriff genannt werden. In England hing sein jugendliches, unschuldiges Herz mit Liebe an dem frommen Glauben, in Lausanne warf er sich aber nach des Vaters unverständigem Verlangen auf das Studium der religiösen Controversen und auf das ausgebrannte Feld des Zweifels. Dadurch ward er stark zum Skepticismus hingezogen, eine Richtung, die Gibbon sein ganzes Leben hindurch behalten, die ihn aber weder weiser, noch besser, noch glücklicher gemacht hat.

Gibbons Leben ist bekannt; Wenige aber wissen, daß in Lausanne dessen beide äußerste intellektuelle Punkte zu suchen sind. Darüber sagt er selbst in seinen Denkwürdigkeiten: „Mir ist jezt wirklich bang, wo ich von meiner ersten Liebe reden will, denn ich fürchte, dabei recht lächerlich zu erscheinen. Hier verstehe ich aber unter Liebe nicht die Aufmerksamkeit, Artigkeit und Galanterie, die mit der französischen Sitte bei uns Herr geworden ist; sondern ich meine das zarte und tiefe Gefühl für ein weibliches Wesen, zu dem man sich auf unaussprechliche Weise hingezogen fühlt, das man zu besitzen wünscht, bei welchem Gedanken man aber seine Seligkeit nicht fassen kann. Ich brauche gewiß nicht zu erröthen, wenn ich mich des Mädchens erinnere, die mir mehr denn alle andere gefiel. Und wenn auch all mein Hoffen bei ihr vergeblich war, so denke ich doch gern daran zurück, daß ich eines so edeln und reinen Gefühls für sie fähig war.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Allerlei Seltsames aus Paris.

Bei derselben Gelegenheit fand noch folgende drollige Scene statt. Der Franzose fragte nach einiger Zeit meinen deutschen Landsmann, durch welche Länder er seine Reise nach Frankreich gemacht habe. Durch das südliche Deutschland, Baiern, Würtemberg und zulezt durch Baden, war die Antwort. Der Franzose wollte wissen, wem Baden gehöre; der Preuße antwortete ihm: „au grand duc,“ indem er das d in dem lezten Worte fast wie t aussprach. Jener, der dies falsch verstanden, wiederholte darauf ganz verwundert: „au grand Turc? sacré Dieu!“ Doch schien es ihm auch ganz recht zu seyn, daß das Frankreich begrenzende Baden dem Großtürken gehöre. Uebrigens hat jeder in Frankreich Reisende Gelegenheit, die Unwissenheit der Franzosen in allen geographischen Kenntnissen kennen zu lernen. Auch der gebildete Franzose spricht bis jezt noch von einer preußischen, baierschen 2c. Sprache, und wundert sich, wenn ein Baier und ein Preuße sich wechselseitig in ihrer Landessprache unterhalten können.

Wenn es überhaupt nöthig ist, um den Accent einer fremden Sprache sich ganz eigen zu machen, schon in den frühesten Kinderjahren, in welchen die Sprachorgane noch geschmeidig und fügsam sind, hiermit anzufangen, so ist dies vorzugsweise bei der französischen Sprache unerläßlich; es gibt keine in dieser Beziehung so delikate Sprache, als diese.

Wenn der Fremde seiner Sache auch noch so gewiß zu seyn glaubt, so verräth er sich doch bald dem Einheimischen als Ausländer; alle Mühe, die er sich gibt, wird dies nicht hindern können. Ich Unglücklicher habe eine bittere Erfahrung hierin gemacht. Man weiß, daß Thümmel in Paris französischen Sprachunterricht nahm, nur um „charmante Gabrielle“ mit dem rechten Ton aussprechen zu lernen, daß er aber am Gelingen verzweifeln mußte. Mir Armen geht es auf gleiche Weise mit den freilich weniger poetisch klingenden Worten „boeuf à la mode.“ Das lezte Wort ist ein Stein des Anstoßes für mich. Ich kann es nicht dahin bringen, dasselbe mit dem Wohlklang auszusprechen, den ihm der garçon in dem Speisehaus ertheilt, in welchem ich häufig Gelegenheit habe, dieses Wort zu gebrauchen. Der garçon, welcher mein Streben, mich in diesem Stücke zu vervollkommnen, kennt, unterläßt es nie, mich mit Bedauern und Achselzucken auf die Mängel meiner Aussprache aufmerksam zu machen; und wirklich legt er einen harmonischen Dreiklang in das in mode befindliche o, der sich nicht beschreiben läßt.

In den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Paris wurde ich von einem deutschen Bekannten in ein auf dem boulevard des Italiens gelegenes, wohleingerichtetes Kaffeehaus geführt, welches mit großen Lettern das Wort „Estaminet“ zur Aufschrift hatte. Da ich auf meinem Rückweg mehrere Kaffeehäuser mit gleicher Aufschrift fand, so nahm ich, zu Hause angekommen, meine Zuflucht zu meinem Mentor, d. h. zu der gedruckten Beschreibung von Paris. Ich fand hier eine mich nicht wenig überraschende Auskunft. Estaminets, hieß es hier, sind Kaffeehäuser, in welchen man spielt und raucht; sie sind der Tummelplatz von schlechten Subjekten, vorzüglich Deutschen und Holländern. Es war meinem deutschen Herzen wunderbar zu Muthe, nachdem ich diese, meinem Nationalgefühl nicht besonders schmeichelnde Zusammenstellung gelesen hatte.

Jeder Tag bringt in Paris nicht allein etwas Neues, sondern auch gewöhnlich etwas Spaßhaftes und Seltsames zum Vorschein. Vor etlichen Tagen wurden in den Quartieren der Straßen St. Denis, St. Martin, des Marais ꝛc. große Zettel mit folgender Aufschrift angeschlagen: Assurance d'habeas corpus contre touts les actes illégaux, qui peuvent porter atteinte à la liberté individuelle. Unter dieser Form kündigt sich ein Verein zu Gunsten aller zu arretirenden Personen an. Jeder, welcher zu befürchten hat, künftighin einmal festgenommen werden zu können, kann sich hierdurch eine mäßige Einkaufssumme versichern; tritt der Fall der Festnehmung wirklich ein, so erhält der Versicherte, er sey nun schuldig oder unschuldig, drei Monate hintereinander jeden Tag einen Franken aus der Gesellschaftskasse. Außerdem trifft der Verein alle möglichen, gesezlich erlaubten Anstalten, um den Gefangenen aus dem Gewahrsam zu befreien, und nimmt sich seiner in jeder Beziehung an. Zu diesem Zwecke sind besonders die dienenden Geister der Gesellschaft in Thätigkeit. Sie zerfallen in zwei Klassen; die Mitglieder beider sind in den Straßen von Paris im Stillen vertheilt. Die Pflicht der ersten Klasse, welche sich Telegraphen nennt, ist, auflauernd zu beobachten, ob irgend eine bei der Gesellschaft eingekaufte Person festgenommen wird, um alsdann sofort in dem Hauptbureau hievon Anzeige zu machen. Die zweite Klasse besteht aus Gehülfen, welche mehr thätigen Beistand leisten. Sie springen bei Verhaftungen zu, überzeugen sich, ob hiebei nichts wider die Form vorfällt, und bemühen sich auf jede Weise, die Vermittler zu machen. — Man denke sich, was es für Leute seyn müssen, welche in den Listen dieser Habeas-corpus-Gesellschaft figuriren.

Die republikanische Parthei ist für den Augenblick in Paris sehr stark, nimmt von Tage zu Tage zu und spricht sich unter dem Schutz der öffentlichen Freiheit oft laut und excentrisch genug aus. Bei solchen Aeußerungen kommt denn auch manches Lächerliche zum Vorschein. So sprach einmal in meiner Gegenwart ein Haufe Republikaner über die dreifarbige Kokarde. Ein Ultra unter ihnen war auch mit diesem Nationalzeichen nicht mehr zufrieden. „Bah!“ sagte er, „cette cocarde tricolore! une cocarde de six couleurs, voilà ce qu'il nous faut à présent.“ — Man benuzt in Paris zu der jährlich hier stattfindenden Gemäldeausstellung die Gallerie des Louvre, in welcher die ältern Gemälde aufgestellt sind. Man hat in diesem Jahre die neuern Bilder so vor den ältern angebracht, daß sie dieselben ganz verdecken. In der Mitte des Saales aber ist ein älteres Gemälde von Daniel von Volterra stehen geblieben. Es ist nämlich auf beiden Seiten des Brettes bemalt, auf einem mitten im Saal angebrachten, nur mit Mühe wegzunehmenden Gestell befestigt, um den Zuschauern mit Bequemlichkeit den Anblick der beiden Seiten zu gewähren, und stellt beidemal den David in dem Augenblick dar, in welchem er dem Goliath den Hals abschneidet. Dieses Bild wurde in meiner Gegenwart Veranlassung zu einem spaßhaften qui pro quo. Ein die Gemäldesammlung beschauender Franzose kam auch an dieses Bild. Er sah nach der Nummer desselben (es war Nr. 961, versteht sich nach dem Katalog der ältern Sammlung), und schlug darauf sein die neuere Ausstellung erklärendes Verzeichniß nach. Wie groß war sein Staunen, als er hier unter Nr. 961 las: Ein Gemälde, welches Vorbereitungen zu einem großen Gastmahl darstellt. Er äußerte sofort seine Verwunderung und Entsetzen, und gab durch ein bedenkliches Kopfschütteln zu verstehen, daß ihm ein Gastmahl, zu welchem man die Einleitung durch das Abschlachten eines Gastes mache, als etwas Absonderliches vorkomme.

Auflösung der Homonyme in Nr. 163:
Nagel.

Charade.

1.

Tief grab' ich ohne Schonung
In Herzen meine Wohnung.

2.

Mich ruft aus tiefstem Grunde
Das Herz, das arme, wunde.

3.

So, ruft's von allen Wänden,
Soll so dein Jammer enden?

1. 2. 3.

Trost bringt das Ganze schon
Dir, armes Herz, in Tönen;
Auch kann sein milder Ton
Das Leben dir verschönen;
Doch ist, was dann den Schmerz
Frei von der Seele nimmt,
Kein Klang — es ist ein Herz,
Dem deinen gleich gestimmt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Juli 1831.

Des Lebens Becher zu genießen,
Das ist des Weisen Wissenschaft.

Got

Gedichte von Ludwig Löhner.

Auf dem Balle.

Frisch zum Tanze! frisch herein
Ins Gemach voll Lampen helle.
Leicht von Fuß soll jeder seyn,
Der beschreitet diese Schwelle.

Laßt die dunkle Zukunft ruh'n,
Hinter euch Vergangnes liegen;
Habt ja heut genug zu thun,
Holder Gegenwart zu gnügen!

Drum getanzt und nicht gezagt!
Immer könnt ihr wieder wählen;
Wer am meisten zagt und fragt,
Wird am öftesten auch fehlen.

Frohe Grüße nach Gebühr
Erst den Trauten zugewendet.
Grüßt dann alle, wie wenn ihr
Euch am Ball nur wiederfändet.

Den Blondinen, mondscheinklar,
Kommt wie Blumenduft entgegen;
Sonnenaugen, nächtig Haar
Grüßet dichterisch verwegen.

Sprecht ihr jeder, wie's gefällt,
Wird euch jede unterhalten;
Huldigt ihr der jungen Welt,
So behagt ihr auch der alten.

Trinkt mit Lust das rechte Maaß;
Laßt das Prahlen, laßt das Nippen;
Trinkt ihr zierlich erst vom Glas,
Könnt ihr's auch von süßen Lippen.

Schweigen Tanz und Melodien:
Diese Pausen zu versüßen,
Lagert euch geschwätzig hin
Zu der herzgeliebten Füßen.

Stets in Feuer, stets bedacht,
So im Ruhen, so im Schweben. —
Habt ihr's auf dem Ball gemacht,
Thut es also auch im Leben.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

„Susanne Curchod einte mit ausgezeichneter Schönheit eine Menge seltener Talente und Tugenden; zwar war sie nicht von vornehmem Stand, gehörte aber einer achtenswerthen Familie an. Ihre Mutter stammte aus

Frankreich und hatte die katholische Religion beibehalten, der Vater war Pfarrer in Crassier, einem Dorf am Fuß des Jura. In seinem einsamen Pfarrdorf hatte er alle Zeit benuzt, um seiner Tochter eine ausgezeichnete Erziehung zu geben in Philosophie, Literatur und Wissenschaften. Wenn sie zu Zeiten nach Lausanne kam, um Verwandte zu besuchen, bewunderte sie Jedermann, und auch ich war begierig, sie kennen zu lernen. Ich sah sie und war innig ergriffen. So viel Bildung ohne Pedanterie, so viel Natur, Bescheidenheit und Grazie beim reinsten Gefühl hatte ich noch bei keinem weiblichen Wesen gefunden. Ich sah sie mehrmals, und aus dem öftern Umgang ward bald Liebe, wenigstens bei mir. Indessen war sie voll Güte und Wohlwollen für mich, und auf mein Bitten erlaubte sie mir, ihren Vater in Crassier zu besuchen. Hier habe ich die glücklichsten Tage meines Lebens zugebracht. Sie und ihre Eltern willigten in meine Bitte um ihre Hand. In jener stillen, ländlichen Einsamkeit, in reizender Natur war Susanna bei seltener Bildung ohne alle Eitelkeit und Ziererei aufgewachsen; ich entdeckte ihr mein Ge[illegible] für sie, und durfte mir schmeicheln, einigen Eindr[illegible] auf ihr reines Herz gemacht zu haben. Gleich darauf aber rief mich mein Vater nach England zurück, und da wurde all' mein Hoffen auf den Besitz des geliebten Mädchens zu Wasser; denn mein Vater wollte durchaus nicht in meine Verbindung mit ihr willigen. Die ersten Monate waren mir fürchterlich, endlich aber ergab ich mich darein und entsagte ihr. Dazu half mir die Zeit, die Trennung, der Umgang mit andern Menschen, andere Verhältnisse und andere Lebensweise. So ward meine leidenschaftliche Liebe in milde Freundschaft und Achtung verwandelt. Der Pfarrer Curchod in Crassier starb bald darauf und ließ Suschen mit seiner Wittwe in ärmlichen Umständen zurück. Sie zogen beide nach Genf, wo die vielfach gebildete und geschickte Tochter Unterricht gab und dabei feine weibliche Arbeiten machte. Das schöne Mädchen gewann bald durch ihre Reinheit und durch ihren sittlichen Lebenswandel allgemeine Achtung und Liebe. Ein reicher Bankier aus Genf, der in Paris etablirt war, lernte sie kennen und sah bald ein, daß hier ein Schatz zu heben sey; sie ward seine Gattin. In der glänzenden, geräuschvollen und verdorbenen Hauptstadt, im Schooß des Ueberflusses, hielt sie mit Würde und Tugend die Prüfung des Reichthums so schön aus, wie früher die des Mangels und der Armuth. Bald stieg ihr Mann aus seinem Komptoir zu einer der höchsten Staatsstellen von Europa empor. Seine zärtliche und treue Freundin theilte seine großen schöpferischen Ideen, und später seinen Schmerz und seinen Unmuth, als er in Ungnade gefallen war. Suschen Curchod ist jezt die Gattin des französischen Finanzministers Necker, der vielleicht der Gesetzgeber der französischen Monarchie wird". Gibbons erste Liebe war also die Mutter der berühmten Frau von Staël, die tugendhafte Frau, die ihrem Mann im Glanz und im Ueberfluß, so wie im Leid und in den stürmischen Tagen der beginnenden französischen Revolution treulich beistand.

Lassen wir Gibbon weiter sprechen: „Am 15ten Oktober 1764 saß ich, in wehmüthiges Nachdenken versunken, auf dem Kapitol. Hier sah ich barfüßige Mönche, die in dem ehemaligen Jupiterstempel (in der heutigen Kirche Ara coeli) Vesper sangen. Da schoß mir auf einmal ein Gedanke durch die Seele. Ich beschloß, die Geschichte von Roms Verfall zu schreiben . . . . . In der Nacht des 27ten Junius 1787 gegen Mitternacht schrieb ich die lezten Zeilen dieses Werks in meinem Garten-Pavillon zu Lausanne. Ich legte die Feder nieder und machte einige Gänge zwischen den Akazienbäumen, von wo man eine herrliche Aussicht auf den See und die Savoyer Berge hat. Die Luft war mild und der Himmel rein. Silberne Mondstrahlen wiegten sich auf dem Wasser und die ganze Natur lag in tiefem Schweigen. Ich will es nicht läugnen, daß mein erstes Gefühl freudig war, denn es war mir lieb, einer langen Arbeit ledig zu seyn, und durch sie meinen literarischen Ruhm zu gründen. Dann bedachte ich aber, daß ich nun von einem alten trauten Freund getrennt sey, es fiel mir auch ein, daß es mir wenig nützen werde, wenn sich mein Werk Jahrhunderte lang erhalte, denn mein eigenes Leben werde dagegen nur kurz und unsicher seyn. So verging mir bald der Stolz, und Melancholie trat an seine Stelle." Diese Stimmung ist begreiflich in einem Gemüth, das an nichts Hohes, Heiliges und Unsterbliches glaubte, und dem die Unsterblichkeit der Seele ein Ammenmährchen schien.

Gehen wir aus Haller's, Voltaire's und Gibbon's Aufenthalt in Lausanne in frühere Zeiten hinauf, so finden wir eine Menge ausgezeichneter Männer in dieser Stadt. Als Waadt im sechzehnten Jahrhundert unter Berner Hoheit kam, die im Anfang so mild und gerecht war, wurde in Lausanne eine Akademie errichtet, die sich bald erhob, zumal da die Lehrvorträge in französischer Sprache gehalten wurden, was natürlich für die neuen religiösen Lehren von großer Bedeutung war. Damals waren Konrad Geßner, der große Naturforscher, und Theodor Bèze, der Theolog, hier und zogen eine Menge Studenten aus allen Gegenden und Ländern an. Wenn Catull je einen glücklichen Nachahmer gehabt hat, so ist es gewiß Bèze in seinen Juvenilia. Dieselbe Leichtigkeit, Anmuth und Süßigkeit. Wer möchte beim Lesen dieser lieblichen Dichtungen glauben, daß sie von dem Liebling und Schüler des strengen, harten Calvin herkommen? Und doch ist allgemein bekannt, daß Bèze seinen Lehrer und Meister enthusiastisch verehrte, sich aber fern hielt von dessen grausamer Intoleranz, von seinem

religiösen Fanatismus und seinem Verfolgungsgeist; daher in Genf, wo beide lange zusammen lebten, das Sprichwort entstanden ist: „Es ist besser mit Theodor Beze in der Hölle, als mit Calvin im Himmel seyn.“

Konrad Geßner aus Zürich, dieser deutsche Plinius, lehrte hier dreiundzwanzig Jahre lang die griechische Sprache und streute vorzüglich den guten wissenschaftlichen Saamen aus, der bald darauf in Lausanne aufgegangen ist. Um dieß recht zu würdigen, muß man bedenken, daß unter savoyischer Hoheit und bei der Menge von ihr [illegible]ingender Lehnsträger und Ritter, tiefe Unwissenheit [illegible]arbarei im Land herrschte. Schon nach funfzig [illegible] der bernischen Herrschaft war Licht, Bildung und Unterricht bedeutend eingedrungen, und daran hatte Konrad Geßner den wesentlichsten Antheil.

Als die Verfolgungen der Liga eine Menge Franzosen aus ihrem Vaterland drängten, um dort blutigen Gräueln zu entgehen, flüchteten viele nach Genf und ins Waadtland. Darunter war unter andern der berühmte Rechtsgelehrte Hotmann (Hotomanus), den seine Schüler in der St. Bartholomäusnacht retteten. Er gründete in Lausanne einen Lehrstuhl für das römische Recht. Kurze Zeit darauf kam Robertus Stefanus, Bruder des berühmten Henricus Stefanus, beide ausgezeichnete Buchdrucker, beide in der griechischen und lateinischen Literatur durch ihren thesaurus ausgezeichnet. Auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nahm die Blüthe der Akademie zu. Es wurden der Lehrstühle immer mehr, und wenig hätte gefehlt, so wäre Lausanne zur Universität erhoben worden. Dann wären eine Menge junge Leute aus Frankreich und aus der Schweiz herbeigeströmt. Dieß aber fürchtete gerade die Berner Regierung. Immer moderat, vorsichtig, ängstlich und Rücksichten nehmend, hatte sie ein Interesse, mit den Nachbarmächten stets im besten Vernehmen zu bleiben, was leicht durch eine Universität und ihre eigenthümlichen Lehren hätte gestört werden können. Nach Crousaz — einem Schüler des Cartesius und Malebranches Gegner — Barbeyrac, der Hugo Grotius und Puffendorf kommentirte, nach Ruchat, der ein großes Verdienst um die Begründung der Landesgeschichte hat, kam der berühmte Arzt Tissot, der viel Studenten nach Lausanne zog. Nach Haller, der hier lehrte, bevor er nach Göttingen berufen ward, hat die Akademie keinen in der Literatur oder Gelehrtenwelt berühmten Mann gehabt, wiewohl Fel. Chavannes und Monnard, jeder in seiner Art, mit Auszeichnung genannt werden müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen.

(Beschluß.)

Es wäre interessant, wenn man einmal wirklich bis auf die Wurzel der Grasweide dränge, die, weil sie unter der Erde lebt, vor zerstörenden atmosphärischen Einflüssen geschützt ist.

Ich sah in den Dünen des südlichen Frankreichs Eryngien (Mannstreu) und Igelkletten (echinophora), deren ausdauernder Stengel sich im selben Verhältniß verlängert, als die Düne sich erhöht; ich habe versucht, welche auszugraben, konnte aber nie bis zur wahren Wurzel gelangen; ich möchte vermuthen, diese Gewächse seyen in manchen Fällen so alt als die Dünen selbst. Auch bei Nymphäen, Schachtelhalmen und Farrenkräutern müssen Beispiele von sehr hohem Alter vorkommen; ich kenne aber kein Mittel, dasselbe einigermaßen genau zu berechnen. Ja, lassen wir uns zu noch niedrigern Gewächsen herab. Vaucher hat vierzig Jahre lang eine Flechte beobachtet, die in dieser Zeit nicht merklich größer wurde. Unter jenen aus Lichenen bestehenden bunten Flecken, wie sie auf den Felsen sitzen, mag es welche geben, die aus der Zeit herrühren, wo das Gestein aufs Trockene kam; unter den Moosen, welche den Grund mancher Flüsse bedecken, mag es welche geben, welche sproßten, als er seinen Lauf begann.

Lassen wir diese Gewächse, die zu unscheinbar sind, um allgemein zu interessiren, und beschränken uns auf die Bäume, deren Geschichte dagegen Jedermann anziehen muß, so wird Niemand läugnen, daß die Untersuchungen, zu denen ich in diesen Zeilen auffordere, auf Lösung einer sehr interessanten Frage abzielen. Wir müssen aber eilen, sie zu lösen, so lange es noch Zeit ist. Einerseits machen die Fortschritte des Gewerbfleißes, die Berechnungen der Forstwissenschaft, das öftere Uebergehen des Eigenthums aus einer Hand in die andere, die allgemeine Ausbreitung der Kultur, daß immer mehr, und in den entlegensten Gegenden, alte Bäume gefällt werden; andernseits ist in Folge der Richtung, welche die religiösen Ansichten in neuerer Zeit nehmen, und der Ausrottung gewisser, wenn auch abergläubischer, doch immer ehrwürdiger Begriffe, die Ehrfurcht, welche die alten Völker vor gewissen Bäumen hegten, wenigstens in der alten Welt so gut als verschwunden. Wir müssen uns ernstlich daran machen, die Maaßverhältnisse und das Alter der noch stehenden Veteranen schriftlich aufzubewahren, und, wo möglich, diese lebenden Denkmäler einer längst verschwundenen Zeit zu erhalten suchen. Jede Stadt wird wohl eine Münze aus uralter Zeit, die auf ihrer Markung gefunden wird, sorgfältig und mit regem

Interesse aufbewahren. Auch alte Bäume sind Münzen, und der Erhaltung gleich würdig. In jedem Distrikt sollte der älteste Baum für Gemeingut erklärt und vor Beschädigung geschüzt werden; er ist ein geschichtliches Denkmal; knüpfte sich aber auch keine besondere Erinnerung an einen solchen Baum, so schlingt doch die Einbildungskraft, die sich ja so gerne in verflossene Jahrhunderte versezt, ihren anmuthigen Reigen um ihn.

Ich richte diese Worte an die Naturkundigen, Forstmänner, Reisende, Landschaftsmaler, öffentliche Behörden aller Völker; ich fordere sie Alle auf, durch die im Obigen angegebenen Mittel, die alten Bäume, die sich in ihrem Bereiche finden möchten, zu messen; und wem es seine Verhältnisse irgend erlauben, sollte seine Resultate ungesäumt durch den Druck bekannt machen; denn nur was mittelst der Presse registrirt ist, geht in der jetzigen Welt nicht mehr verloren.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Geographisches. Mäßigkeitsverein.

Die Gebrüder Lander, welche endlich den wahren Lauf des Nigers außer Zweifel gesezt haben, sind in London und arbeiten an der Herausgabe ihrer Reisebeschreibung. Einer der Brüder wurde zwar von einem feindseligen Volke seines Tagebuchs beraubt, aber da der andere das seinige behielt, so werden sie sich in der Beschreibung nur wenig aufs Gedächtniß zu verlassen brauchen. Die Mündungen des Nigers (denn er ergießt sich wie der Nil durch mehrere große Arme ins Meer) scheinen den größten Sklavenmarkt in jener unseligen Welt zu bilden. Unter andern europäischen Sklavenschiffen, welche die Reisenden vorfanden, waren nicht weniger als drei Engländer von Liverpool. Glücklicherweise befindet sich unsere neue, gegen den Sklavenhandel angelegte Kolonie auf Fernando Po nahe dabei, und man hofft, durch bewaffnete Dampfschiffe nicht nur das Raubnest zu säubern, sondern auch mit dem Innern des afrikanischen Kontinents Handelsverbindungen anzuknüpfen, welche, während sie uns selbst nützen, den Bewohnern reichliche Entschädigung für den ihnen entzogenen Sklavenhandel versprechen. Schon haben mehrere unserer spekulativen Kaufleute bei der Regierung um Erlaubniß angehalten, in jenes neue Eldorado dringen zu dürfen.

Da ich von fernen Ländern rede, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß die meisten Nachrichten, welche wir vom Schwanenfluß erhalten, die Kolonie als beinahe aufgelöst beschreiben. Die vorgefundenen Schwierigkeiten sind zu groß für die Geduld derer, welche als Pflanzer dahin gezogen waren, und deren erhizte Einbildungskraft ein Land voll Milch und Honig erwartet hatte. Die meisten haben die Gegend wieder verlassen und sind theils nach Vandimens Land, theils nach N. S. Wales gezogen, wo sie durch Fleiß und Anstrengung, wenn auch nicht Reichthümer, doch Wohlstand erwarten dürfen, wenn anders der Kampf, der seit einiger Zeit mit den Eingebornen auf Vandiemens Land geführt wird, die Anlegung neuer Pflanzungen nach dem Innern zu nicht gefährlich macht. Man will indessen in einiger Entfernung vom Schwanenfluß nach Süden eine Gegend gefunden haben, die nicht nur ein weit besseres Erdreich, sondern auch an der Küste einen sichern und bequemen Ankergrund darbietet, was jenem Flusse fehlt.

Es hat sich so eben hier, unter dem Vorsitze des Bischofs von London, nach dem Vorgang der Vereinigten Staaten, ein Mäßigkeitsverein gebildet, welcher diese Woche seine erste öffentliche Versammlung gehalten hat. Der Zweck des Vereins ist, durch das Beispiel der Mitglieder, welche sich verpflichten, in ihren Wohnungen keine geistigen Getränke zu dulden, und durch zweckmäßige Flugschriften, dem grö[illegible] und leider zunehmenden Uebel des Branntweintrin[illegible] steuern. Wenn man jezt irgendwo in London unter [illegible] scheinbaren backsteinernen Häusern ein hübsches weißes [illegible] mit Wandpfeilern und andern architektonischen Verzierungen sieht, so darf man darauf wetten, daß es unter zehnmal neunmal eine Branntweinschenke ist. Und kein Wunder, daß sie sich ein so schönes Aeußere geben können: vom frühen Morgen bis zum späten Abend sind sie voll von Elenden, die ihren lezten Pfenning für Gin hingeben; ja bei einigen, welche sich einen besondern Ruf zu verschaffen gewußt haben, sieht man zu gewissen Tageszeiten ein Gedränge von Männern, Weibern und — Kindern, wie am Theater, wenn ein Lieblingsschauspieler auftritt. Man rechnet, daß in den drei Königreichen jährlich an 15 Millionen Pfund Sterling, sage 180 Millionen Gulden, für geistige Getränke ausgegeben werden. Wie viel Jammer und Elend mit dieser ungeheuern Summe erkauft wird, wer mag das berechnen! — Leider ist auch der unmäßige Gebrauch dieses schleichenden Giftes nicht auf den eigentlichen Pöbel beschränkt; die Theuerung des Weins hat es auch in die meisten Bürgerfamilien eingeführt, und mit Schrecken sieht man da nicht selten ein Weib oder Mädchen, besonders nach dem Abendessen, auf einmal mehr geistige Getränke (freilich mit warmem Wasser und Zucker versezt) verschlucken, als man in mäßigen Familien dieser Klassen in Deutschland, wo man den Branntwein nur als Arznei gebraucht, oft in einem Monat trinkt. Da diese Personen nothwendig schwache Magen haben, und oft vorher ein Paar Gläser starkes Bier trinken, so geschieht es auch wohl, daß diese zarten Geschöpfe betrunken werden. Freilich bekommen diejenigen, welche keine Gelegenheit haben, ins Innere der Familien zu dringen, nichts von dieser lezten Katastrophe zu sehen, und die unglücklichen Gatten sind selten geneigt, die Schande ihrer Weiber der Welt kund zu machen. Eine bessere Erziehung und der stärkere Gebrauch des Weins vermindert freilich diese Abscheulichkeit unter den Klassen, von denen hier die Rede ist, immer mehr, und unter dem gebildeteren Mittelstand und den höhern Ständen mag die Erscheinung einer betrunkenen Frau eben so selten seyn, als bei diesen Klassen in Frankreich oder Deutschland; aber zur Zeit, wo Pellet sein Buch schrieb, das in England besonders in diesem Punkt so großen Widerspruch gefunden hat, war die Beschuldigung gewiß wahrer, als viele der Widerleger wohl selbst ahnen mochten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 171.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Juli 1831.

Ihn, seinen Werth, wie sehr wir ihn bedürfen,
Habt Ihr recht wohl getroffen.

Shakespeare.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Sucht einer den Edeln, welchem das Waadtland 1814 die Aufrechthaltung seiner Unabhängigkeit und seine Rettung vor wiederkehrender bernischer Herrschaft verdankt, so findet er einen schönen Mann mit fast grauem Haar, auf seinen Zügen Milde und Geist verschwistert. Es ist Friedrich Laharpe. Die Kaiserin Katherina II. von Rußland berief ihn zur Erziehung ihrer zwei ältesten Enkel. Gewöhnlich lassen Fürsten gebildete junge Männer und Mädchen aus Genf und Waadt kommen, um den Kindern recht früh das Französische und feine Manieren beizubringen. Dieß aber war bei Laharpe nicht der Fall, er wurde wirklich der Erzieher und Freund seiner Zöglinge, zumal Alexanders. So nennt sich auch der edle Kaiser auf seinem Bildniß, das er Laharpe geschenkt hat. An Katharinens glänzendem Hof zeichnete er sich nicht blos durch seine freie, unabhängige und würdige Haltung, sondern auch durch sein vielseitiges Wissen aus. Die große deutsche Frau wußte dieß auch wohl zu schätzen, denn die slavische und sklavische Unterwürfigkeit ihrer Hofleute waren ihr oft sehr zur Last. Es ist unglaublich, wie Raoul-Rochette in seiner Schweizerreise Laharpe einen Vorwurf daraus machen kann, er habe an einem nordischen Hof und bei der Erziehung eines jungen, zum Selbstherrscher bestimmten Fürsten, seine waadtländischen Ansichten und seine republikanischen Grundsätze nicht vergessen können, sondern sie immer angebracht. Man könnte wohl dem Mann kein größeres Lob nachsagen. Als Laharpe die Erziehung der Großfürsten vollendet hatte, kehrte er in sein schönes Vaterland zurück. Damals riß sich gerade Waadt von Bern los. Er war sehr eifrig für die Emancipation des Landes und schrieb mit warmer Begeisterung dafür. Darum sezte ihn auch Bern unter die Zahl der Verwiesenen. Er mußte auswandern, und kehrte erst zurück, als die Franzosen ins Land drangen. Diese Association wünschte ich allerdings aus seinem Leben weg. Er wurde gleich darauf zum Direktor der helvetischen Republik ernannt. Seine Landsleute in Waadt widmeten ihm dafür 1798 eine goldene Medaille mit einer ehrenden Inschrift. Sein größtes Verdienst um Waadt hatte er aber erst sechzehn Jahr später. Bei dem Kongreß in Wien bestand Bern auf der Wiedervereinigung Waadts, und mehrere hohe Häupter waren dem Gesuch nicht abgeneigt. Da eilte Laharpe zu seinem Zögling Alexander. Der Kaiser empfing ihn mit aller Freude und Auszeichnung, deren sein edles Herz fähig war, und gab ihm Titel und Orden. Der wackere Republikaner war jedoch nicht ihrethalben gekommen, er ließ sich auch mit ihnen nicht abfinden, sondern bat den Kaiser um die Unabhängigkeit Waadts. Alexander versprach, sich der Sache anzunehmen. Bald darauf wurde die Unabhängigkeit des Landes vom Wiener Kongreß ausgesprochen, und das ganze Volk dankte seinem Helfer und Vertreter. Die waadtländische Regierung, voll aristokratischen Geistes, hatte

aber so wenig Gefallen an ihm, daß sie ihn von allen Stellen fern hielt, wo er hätte Einfluß auf die Regierung haben können. Darum liebte ihn das Volk um so mehr bis zu den lezten Bewegungen zu Ende 1830. Hier mißbilligte er mit Recht das stürmische Andringen des Volks in den Hof des großen Raths, um den gewünschten Entschluß von ihm zu erzwingen. Da war's auf einmal um seine Volksgunst geschehen. Man tadelte und schimpfte ihn, und wie der Professor Monnard, der auch immer so treu für das Volk und seine Rechte gesprochen, sank er in der Gunst dieser Leute, denen Ordnung und Maaß verhaßte Dinge sind.

Lausanne hat noch einige in der neuern Zeit interessant gewordene Männer hervorgebracht; unter andern den General Regnier, der sich unter Moreau und Bonaparte in Egypten, in Deutschland, in Spanien und in Italien ausgezeichnet hat. Auch an ihm bewies Napoleon seine Ungerechtigkeit und konnte es ihm nie verzeihen, daß er der vertraute Freund und Genosse Moreau's gewesen war. Darum gab er ihm immer militärische Aufträge, bei denen wenig Auszeichnung zu erwerben war. Er konnte aber doch nicht hindern, daß seine Tapferkeit, seine Kenntnisse und seine Festigkeit eben so glänzend hervortraten, als sein edler Sinn und seine Menschlichkeit. Die wilden Kalabresen, die er mit Strenge, aber mit Väterlichkeit regierte, segnen noch jezt sein Andenken. Alle seine Handlungen tragen das Gepräge des strengsten militärischen Ehrgefühls, ein Gepräge, das wenige napoleonische Generale und Marschälle auszeichnet. So findet es sich auch nicht bei Regniers Landsmann, dem General Jomini. Er stammt von armen Eltern in einem kleinen waadtländischen Dorf. Unstreitig ist er einer der ausgezeichnetsten Taktiker Europas. Auch ihn haßte Napoleon, und nach der Schlacht von Bautzen gab er ihm ein neues Zeichen von seiner Abneigung. Dieß bewog Jomini zu einem unüberlegten Schritt. Er glaubte, als Ausländer könne er frei auf die französischen Kriegsdienste verzichten und sich aus denselben zurückziehen. Darum ging er zum Kaiser Alexander über. Napoleon und die Franzosen nannten dieß Desertion. Selbst von den russischen Oberoffizieren wurde er, ungeachtet Alexanders Gunst, nicht mit der Auszeichnung aufgenommen und behandelt, und er ist nie mehr thätig in einem Feldzug aufgetreten. Dagegen ist seine Geschichte des französischen Revolutionskriegs allgemein als Meisterstück anerkannt.

Das Waadtland ist unstreitig eines der glücklichsten Länder Europas; darum hat sich auch seine Bevölkerung seit der Losreißung von Bern fast verdoppelt und ist noch immer im Zunehmen. Diese Vermehrung kann jährlich zu 1579 Köpfen angenommen werden. In sittlicher Beziehung werden nicht so bedeutende Fortschritte gemacht. Es zeigt sich in dieser Rücksicht ein auffallender Unterschied zwischen Waadt und dem benachbarten Genf; und doch fehlt es nicht an Kirchengehen und Kommunizieren. Dafür gibt es mehrere Erklärungsgründe. Waadt ist ein Weinland; damit ist schon viel gesagt. Was die Einwohner angenehmer, umgänglicher, vertraulicher und gastfreier macht als ihre westlichen Nachbarn, das nimmt ihnen auch einen Theil ihrer Ruhe und Besonnenheit. Sie neigen sich leichter zu allen Arten von Exzessen und Unordnungen. Vieles könnten die Landgeistlichen hindern, wenn sie und ihre Frauen mehr als Freunde in das Familienleben ihrer Pfarrkinder eingreifen wollten. Auf diesem Weg allein kann der vorherrschenden Neigung zum Trunk Einhalt gethan werden, und in ihr haben viele andere Verirrungen ihren Grund.

Man hat die vielen in Waadt wohnenden und reisenden Fremden beschuldigt, sie helfen wesentlich die Sitten verderben. Daran ist etwas Wahres, es bezieht sich jedoch fast allein auf Lausanne, und auch da nur auf die du haut-Familien und auf die niedern Klassen, denn in der guten Mitte der Kaufmanns-, Professors-, Pfarrershäuser, und was dahin gehört, haben sie nur sehr wenig Einfluß. Uebrigens streuen doch lange nicht alle Fremde bösen Saamen aus, und die gerade am wenigsten, die sich lange hier aufhalten. Es sind zahlreiche achtbare englische Familien, die für sich leben. Was aber am mehrsten schadet, das sind die jungen englischen, französischen und russischen Stutzer, die mit ihrem Geld und ihren andern bestechenden Eigenschaften großen Schaden anrichten, wie sie auch die Mädchen und Frauen im Berner Oberland, besonders im Haslythal, sehr verdorben haben. Dieß ist übrigens im Waadt nicht so leicht, als dort, denn hier herrscht fast überall Wohlhabenheit, und man braucht die Fremden nicht. Im Berner Oberland hingegen sind die Leute gar arm, das Land trägt nicht viel ein, die Thaler haben also einen größern Werth.

Die Stadt- und Dorfgemeinden erfreuen sich alle eines Zustands von Behaglichkeit und Wohlstand, den man anderswärts nirgends, am wenigsten in Frankreich findet. Auch der Aermste hat von der Gemeinde einige Louisdor an Geld, zwei Tagewerk Ländereien, Getreide zur Aussaat, Wein und Holz so viel, daß er davon verkaufen kann. In eigentliche bittere Noth kann hier keine Familie kommen, denn außer jenen Gaben sorgt die Gemeinde auch für die Erziehung, Unterbringung und Ausstattung der armen Kinder.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Brief Newtons über die Bilder, welche das Sonnenlicht auf der Netzhaut des Auges hervorbringt.

Die folgenden interessanten Beobachtungen stehen zwar schon in einem Brief Newtons an Loke vom 30ten Juni 1691 und sind sogar schon lange vor dieser Zeit an-

gestellt, aber nie von Newton bekannt gemacht worden. Der Brief ist zum erstenmal 1830 in Lord Kings Lebensbeschreibung Lokes abgedruckt worden; er verdient, schon weil er von Newton herrührt, mitgetheilt zu werden; überdieß werden sich die Leser dabei mit Vergnügen an die optische Erklärung erinnern, welche Goethe von dem wundervollen Kreuze gab, das vor einem Jahr in einer französischen Gemeinde in den Wolken gesehen wurde.

* * *

Ich habe die Beobachtung, wovon Sie sprechen, und die in Boyles Farbenbuch vorkommt, einmal an mir selbst und auf Gefahr meiner Augen gemacht. Ich sah mit dem rechten Auge, und zwar nur einen Augenblick, auf das durch einen Spiegel reflektirte Sonnenbild; ich richtete darauf mein Auge blinzelnd in einen dunkeln Winkel des Zimmers, um den gewöhnlichen Eindruck auf das Auge zu beobachten, nämlich den bekannten farbigen Kreis um das Sonnenbild, der allmählich schwächer wird und endlich verschwindet. Ich wiederholte dieß zweimal, dreimal. Beim drittenmal, als der lichte Kreis und die Farben, die ihn umgaben, bereits fast ganz verschwunden waren, und ich mit Anstrengung hinblickte, in der Erwartung, ich werde jezt bald gar nichts mehr bemerken, sah ich zu meinem Erstaunen, daß die Farben von Neuem zum Vorschein kamen und nach und nach so lebendig und stark wurden, als wenn ich eben in die Sonne gesehen hätte; hörte ich aber auf, meine Aufmerksamkeit darauf zu fixiren, so verschwanden sie. Vom Augenblick an bemerkte ich, daß, wenn ich in der Dunkelheit ging und lebhaft an diese Bilder dachte, gerade so, wie wenn man sich anstrengt, etwas zu sehen, das man nicht recht unterscheiden kann, ich ganz willkührlich diese Illusion hervorrufen konnte, ohne von Neuem in die Sonne zu sehen; und je öfter ich diesen Versuch wiederholte, desto gewisser und vollständiger war das Resultat. Durch Wiederholung dieses Experiments, ohne wieder in die Sonne zu sehen, machte ich endlich auf mein Auge einen solchen Eindruck, daß, so oft ich Wolken, ein Buch, überhaupt jeden beleuchteten Gegenstand ansah, ein lichter Fleck wie die Sonne darauf stand, und zwar sah ich dieß Anfangs blos mit dem rechten Auge, mit dem linken nicht; indessen fing meine Einbildungskraft an, auch auf lezteres, wie auf ersteres, Einfluß zu äußern. Nicht lange, so konnte ich, wenn ich das rechte Auge schloß und mit dem linken die Wolken oder ein Buch betrachtete, das Sonnenspektrum fast so gut sehen als mit dem rechten; nur mußte ich dann meine Einbildungskraft etwas anstrengen. Wenn ich das rechte Auge schloß und mit dem linken hinsah, so erschien das Sonnenbild nicht eher, als bis ich es, so zu sagen, durch Geistesanstrengung beschwor; aber durch öftere Wiederholung wurde der Effekt immer vollständiger. Nach wenigen Stunden hatte ich meine Augen an diese Blendwerke dergestalt gewöhnt, daß ich keinen erleuchteten Gegenstand weder mit dem rechten, noch mit dem linken Auge ansehen konnte, ohne alsbald das Sonnenbild vor mir zu haben, so daß ich weder zu lesen noch zu schreiben wagte. Ich mußte mich, um wieder den Gebrauch meiner Augen zu erlangen, drei ganze Tage in einem dunkeln Zimmer aufhalten und meine Einbildungskraft durch alle möglichen Mittel vom Gedanken an die Sonne abziehen; denn sobald ich an jenes Bild dachte, sah ich es sogleich, obgleich Alles finster um mich war. Ich richtete meine Gedanken angestrengt auf andere Gegenstände, und so erlangte ich nach drei, vier Tagen den Gebrauch meiner Augen wieder. Wollte ich aber mein Gesicht wieder ganz haben, so mußte ich mich hüten, etwas Glänzendes anzusehen, und noch nach mehreren Monaten erblickte ich das Phänomen, sobald ich daran dachte, sogar um Mitternacht, wenn ich zu Bette lag und meine Vorhänge zugezogen waren. Jezt bin ich seit mehreren Jahren wiederhergestellt; indessen bin ich überzeugt, wollte ich meine Augen noch einmal auf das Spiel setzen, so könnte ich durch die Kraft der Einbildungskraft diese Täuschung wieder willkührlich hervorrufen.

Ich erzähle Ihnen dies, um darzuthun, daß in der von Boyle angeführten Beobachtung aller Wahrscheinlichkeit nach die Einbildungskraft mit dem von den Sonnenstrahlen hervorgebrachten Eindruck zusammenwirkte, wenn der Mensch in allen hellbeleuchteten Gegenständen jenen Stern sah. Sie sehen somit wohl, daß Ihre Frage über die Ursache dieses Scheinbildes zu einer andern hinsichtlich der Macht der Einbildungskraft führt, eine Frage, die viel zu verwickelt ist, als daß ich versuchen sollte, den Schlüssel dazu zu finden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe über Wiener Leben und Anstalten.

Erster Brief.

Juli.

Statt aus der Kaiserstadt über Tagesvorfälle zu berichten, wozu es gegenwärtig für ein nicht politisches Blatt wenig Stoff gibt, will ich einige Seiten des hiesigen Lebens und hiesige Anstalten zu schildern suchen.

Aeußerst bunt wird das hiesige Leben, sobald der Frühling die ersten Blüthen hervorruft. Musik ertönt in allen Gärten, Jubel schallt auf allen Straßen und Wegen. Nach dem Prater wandelt's gleich einer lebendigen Säule, die auf den frischgrünen, mit schattigen Baumgruppen geschmückten Wiesen nach allen Richtungen auseinanderfährt. Wagen an Wagen gedrängt, wie man sie nur in den Karnevaltagen im römischen Corso sieht, besetzen die Hauptallee, während rechts aufgestuzte Kavaliere und links buntgeschmückte Fußgänger sich auf und ab treiben. Türken mit zierlich gewundenem Turban, Griechen in reichem Nationalkostüm, Juden mit schmuzigen Bärten und thurmähnlichen Pelzmützen, Slavaken und Kroaten in weiten Hosen und Mänteln geben dem Gewühle ein noch bunteres Ansehen und erinnern bei jedem Schritte.

daß man sich in einer Hauptstadt des östlichen Europa befinde. Wer des Treibens müde geworden, läßt sich unter den schattigen Kastanienbäumen vor irgend einem der Kaffeehäuser nieder, und schaut von da aus dem Wogen und Drängen zu. Da sitzen in Kreisen um zierlich gedeckte Tischchen oder in Reihen auf langen Bänken der Damen viele und schöne, und manch blaues Auge blickt schmachtend unter einem seidenen Hute hervor, der auf einer Fülle von goldenen Locken schwebt.

Wendet man sich aus dem herrschaftlichen in den Volksprater hinüber, so wechselt plötzlich die Scene. Aus unzähligen Wein- und Bierschenken tönt Sang und Klang; Karoussel, Schaukeln für große und kleine Kinder, Marionettentheater, Affenkomödien, Feuerwerke, Mordgeschichten und allerlei Teufelssprünge findet man da; Blinde, Stumme, Lahme, mit Harfen, Geigen, Klarinetten, Pfeifen, Orgeln und Trommeln, musiziren an allen Ecken und Enden, während schmetternde Trompeten bald zu diesem, bald zu jenem Spektakel einladen. Besonders scheint eine Art kleiner Marionettentheater, die Aehnlichkeit mit jenen auf dem Molo in Neapel haben, zu ergötzen. Freilich ist der Witz kein neapolitanischer, und der deutsche Hanswurst darf mit dem italienischen Pulcinell sich nicht vergleichen. Dann herrscht noch der Unterschied, daß die Häuschen hier aus Brettern bestehen und fest gebaut sind, und daß die aufgeführten Stücke, meistens Pantomimen, einen bestimmten Anfang und ein bestimmtes Ende haben, während der Neapolitaner in seinem, mit Leinwand überspannten, tragbaren Gerüste seinen Witz ununterbrochen sprudeln läßt, so lange er Zuhörer hat. Dort ist, so zu sagen, kein Anfang und kein Ende, bei uns aber muß das schaulustige Publikum allemal warten, bis es von Neuem wieder angeht. Oeffentliche Erzähler, Vorleser, Deklamatoren und Improvisatoren, die man in Neapel und Palermo mit Vergnügen hört, habe ich noch in keiner deutschen Stadt gefunden.

Der Prater, nur im Frühjahr und Herbst besucht, denn den Sommer bringt der wohlhabende Wiener auf dem Lande zu, ist am glänzendsten am Ostermontag und am ersten Mai, an leztern jedoch nur früh Morgens. Da rennt, wenn die Witterung günstig ist, was nur rennen kann, nach der großen Allee, um das Wettlaufen, welches da von den herrschaftlichen Dienern gehalten wird, mit anzusehen. Ist dieses vorüber, so strömt Alles dem ebenfalls über dem Arme der Donau, der zwischen der Stadt, der Leopoldsvorstadt und Jägerzeile fließt, gelegenen Augarten zu. Mit herrlichen Alleen, in denen Abends unzählige Nachtigallen flöten, nach allen Richtungen durchzogen, ist dieser Garten wohl einer der angenehmsten Spaziergänge Wiens. Auf der Terrasse, dem Lieblingsplätzchen Kaiser Josephs, genießt man eine reizende Aussicht in das umliegende Gebirge. Von da aus gelangt man in die Brigittenau, die an heitern Tagen von Spaziergängern aus allen Klassen besucht wird. In schattigen Baumgruppen versteckt, stehen eine Menge kleiner, niedlicher Gasthäuser da, wo man Erfrischungen aller Art findet. An dem Brigittenkirchtag gewährt diese Au einen Anblick, wie die Theresienwiese bei München zur Zeit des dortigen Oktoberfestes. Alles drängt hin, eine ungeheure Menschenmasse strömt auf den umschatteten Fluren zusammen.

Der breite, mit Wegen und Alleen in allen Richtungen durchschnittene und Nachts mit vielen tausend Lampen beleuchtete Glacis, der sich rings um die Stadt herumzieht und von ihr die zweiunddreißig schönen und volkreichen Vorstädte trennt, dient zu Militärübungen und ist der Tummelplatz der Kinder und Kindsmägde. Da steigen ungeheure papierne Drachen, bunt bemalt, in die Höhe, bis sie oft dem Auge nur noch wie flatternde Habichte erscheinen. Außerdem unterhält hier der Verkehr zwischen der Stadt und den Vorstädten ein beständig reges Leben und Treiben, und es gewährt einen interessanten Anblick, von den vielbesuchten Basteien herab diesem Gewühle zuzuschauen. Von welch verschiedenen Zwecken werden die Menschen zu Tausenden hin und her gejagt!

(Beschluß des ersten Briefs.)

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Reform. Paganini. Cholera.

Reform, Paganini und die Cholera bilden jezt die Gegenstände der Aufmerksamkeit und des Gesprächs bei uns. Die erstere geht ihren Gang fort, unter einer Sündfluth von Flugschriften und Zeitungsartikeln pro und contra, dem Freudengeschrei der Freunde und den Seufzern und Verwünschungen der Gegner, welch leztere, merkwürdig genug, der Mehrzahl nach, aus jungen Männern und Damen bestehen. Das Parlament ist versammelt, und die demselben aufs Neue vorgelegte Bill darüber wird wohl binnen zwei Monaten Landesgesetz seyn, wenn nicht anders die Cholera uns einen Strich durch die Rechnung macht und das Parlament auseinandersprengt. Die Sache ist fürs erste noch im Unterhaus, und im Oberhaus hat man sich inzwischen, in Ermangelung von etwas Wichtigerem, mit Debatten über die bei der neulichen Beleuchtung zerbrochenen Fenster beschäftigt, und diese Debatten sind durch des Grafen Londonderry pathetische Klagen und Lord Broughams humoristische Antwort für das Haus sowohl als das Publikum eine wahre Unterhaltung geworden. Der edle Graf, dessen Fenster aus Spiegelglas bestanden und dessen Verlust sich auf nicht weniger als 700 Pfund belaufen soll, erklärt, er sey entschlossen, dieselben als ein Wahrzeichen der Rohheit des Pöbels und der Mangelhaftigkeit des Gesetzes, das ihm alle Entschädigung verweigert, in ihrem zertrümmerten Zustande zu lassen, bis die Tories wieder ins Ministerium kommen. Auch sind die besten Zimmer im Hause jezt unbewohnbar. — Was Paganini betrifft, läßt sich weiter nichts sagen, als daß er unser Publikum überzeugt hat, daß man ihm unrecht gethan, und daß, wenn er außerordentliche Preise verlangt, der außerordentliche Mann sie auch verdient. Er gibt nur noch ein einziges Konzert, wo das Gedränge gewiß wieder so fürchterlich seyn wird, als an den andern Abenden, wo er sich hören ließ. Nie habe ich eine so athemlose Aufmerksamkeit gesehen, noch nie so herzliches Beifallklatschen gehört, als bei Paganinis Konzerten; indessen hört man in Gesellschaften mehr von seinen Kunstgriffen, als von dem Totaleindrucke seiner Musik reden, was mir doch allein das Große an dem Manne dünkt. Dies zeigt sich auch in dem Nachahmungsversuch, dessen sich ein fetter, schwerfälliger Engländer unterfangen hat: er spielt auf Einer Saite, er hält den Bogen und bedient sich des Pizzicato beinahe wie Paganini, aber was ist es? lauter Schall! Ob Paganini noch Privatkonzerte geben wird, weiß ich nicht; man sagt, er habe vor dem Könige spielen sollen, habe es aber, durch seinen Kontrakt mit Laporte gebunden, abgelehnt. Das Gerücht geht, eine 16jährige Sängerin habe sein Herz gefesselt und er habe ihr seine Hand angeboten; wenigstens hat man eine Karrikatur darauf gemacht: Cupido behauptet durch sein Spiel auf Einer Saite (Senne) den Sieg über den neuen Orpheus, der, durch einen Liebespfeil verwundet, schmachtend Geige und Bogen sinken läßt. — Gegen die Cholera sind die kräftigsten Anstalten getroffen, aber es wird so viel darüber geschrieben und gesprochen, daß Furcht und Einbildungskraft das Uebel herbeiführen werden, vor dem unsere geographische Lage uns sonst schützen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Juli 1831.

O Gott, erbarm dich dieser Jammerzeit!
Was doch für Thaten, grausam, schlächtermäßig,
Verblendet, meuterisch und unnatürlich,
Die tödtliche Entzweiung täglich zeugt!

Shakespeare.

Nichts Neues unter der Sonne.

Gespräch zwischen einem Kaufmann und einem Feldprediger über den nordischen Krieg.

Dieses Gespräch schließt sich an das von uns in Nro. 126—128 mitgetheilte Sendschreiben an einen vornehmen Kavalier an. Es ist von einem ehemaligen Gesandten einer freien Stadt am westphälischen Friedenskongreß, ohngefähr neun Jahre nach dem westphälischen Frieden, abgefaßt worden, zur Zeit als der schwedische König Karl X. Gustav wegen seines ungerechten Einfalls in Polen die übrigen großen Mächte gegen sich gereizt und nun zuerst mit Dänemark zu kämpfen hatte (1657). Wir geben das Gespräch in passender Abkürzung, jedoch mit sonst unverändertem Texte, und überlassen den Lesern zu bestimmen, wie viel davon zu unsern Zeiten seine Anwendung finde.

* * *

Nachdem M. Peer lange Zeit zu Leiden studiert hatte, und die beiden nordischen Könige alle nachbarliche Freundschaft aufhoben und einen weitaussehenden Krieg zu Wasser und zu Land anfingen, da wurde er zum Feldprediger vocirt, daß er bei der Armee beten und Gottes Wort predigen solle. Denn wie vor Zeiten die Mönche im Namen des Herrn tanzten, also wollen heutigs Tags die christlichen Potentaten in nomine Domini einander die Hälse brechen und im Namen des Herrn Christenblut vergießen. Der Magister konnte sich nicht recht resolviren, die Vocation anzunehmen. Gleichwohl begab er sich, in Gesellschaft Peter Janson's, eines reichen und berühmten Amsterdamer Kaufmanns, auf den Weg und reisete von Amsterdam nach Bremen. Als sie in die erste Herberge kamen, und bei der Mahlzeit allerhand Neuigkeiten erzählt wurden, und der Kaufmann, seiner holländischen Manier nach, von Großen und Kleinen so frei (libere) urtheilte, als wenn er zu Amsterdam auf der Börs' wäre, da fragte ihn der Feldprediger, was er von dem neuen Krieg zwischen den nordischen Reichen halte?

Der Kaufmann. Mein Herr, ich denke immer an den Klaus Narr *), der fragte, was man endlich mache, wenn man lang Krieg geführt hab'? Da wurd' ihm geantwortet: „Man macht wieder Fried und gute Freundschaft." Klaus Narr fragte weiter: „Warum thut man das nicht, ehe man Land und Leute verderbt und so viel Blut vergießt?" — Ich sehe diesen Krieg hinten und vornen an, und es dünkt mich, es sey nichts anders als ein Reputationskrieg (welchen anzufangen oder fortzuführen, die sogenannte Ehre gebietet). Sagt mir aber, mein Herr Magister, ob man das mit gutem Gewissen thun könne, daß man um der Reputation willen so viel tausend Christen auf die Sättel setzet und lässet nach ihnen schießen? Wie mancher tapfere Kavalier sitzt wohl in der Hölle, der um der Reputation willen sich eine Kugel hat durch den Kopf schiessen lassen, und hat sein

*) Der berühmte kluge Hofnarr Karls V.

Leben geendet, wie Virgilius sein Buch: vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras; wie mancher tapfere, großmüthige Held, der zuvor mit unerschrocknem Muth auf seinen Feind zugegangen, bis er ihm das Weiße in den Augen gesehen, zu dem Ende, daß er seine Reputation erhalte, ist um der Reputation willen unversehens ad inferos gefahren und wünscht jezt, daß er der allerverachtetste Bärenhäuter in der Welt seyn möchte, wenn er nur Zeit hätte, sein Leben aufs Neue anzustellen, damit er im Himmel beim armen Lazarus sitzen könne. Es muß entweder nicht wahr seyn, was die Prediger von der christlichen Lieb und brüderlichen Versöhnung reden, oder es müssen heutzutage wenig rechte Christen in der Welt seyn. Schreit eines einzigen Menschen vergossenes Blut zu Gott im Himmel, was wird denn so vieler Tausende so liederlich vergossenes Blut thun? Ganz Schweden und Dänemark ist ja nicht so viel werth als eine mit Christi Blut theuer erkaufte Seel'. Gleichwohl wollen die allervornehmsten Leute oft lieber Schaden leiden an ihrer Seel', als an ihren vergänglichen Gütern.

Der Feldprediger. Ich mußte einst als Student unter vielen Vornehmen eine Probe thun und predigen; da redete ich auch von dieser Materie. Als ich aber zu meinem Herrn zur Tafel kam, gab er mir ein Amtsgesicht und sagte: „Ihr mögt noch wohl einen guten Prediger geben, aber nicht für Kavaliere und Standespersonen, sondern für Kujone und Bärenhäuter, die sich ihrer Haut fürchten und nicht wissen, was Ratio status (Staatskunst) mit sich bringe. Im vornehmen Stande kann man solche Dinge, davon Ihr redet, nicht in Acht nehmen. Ihr müßt Euch ein wenig lernen schicken in die Zeit und in die Leute.“ Dieser Rede erinnere ich mich jetzo mit Seufzen und denke, wie es mir hinfür ergehen werde: denn ich bin in den Krieg berufen, einen Feldprediger abzugeben; weiß aber nicht, wie mir das Herz so schwer, und wie mir diese Vocation so gar zuwider ist.

Der Kaufmann. Mein Herr, Ihr seyd noch jung. Sollt Ihr allbereit ein Prediger werden, so werdet Ihr bald und gar zu frühzeitig erfahren, warum Christus sagt: Siehe ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Wie alt seyd Ihr wohl?

Der Feldprediger. Ich weiß selbst nicht; allein ich halte dafür, ich sey älter als Methusalah. Denn als ich die Universitäten Deutschlands besehen wollte, reiste ich durch Münster, eben da nach vieler Mühe, nach vielen Unkosten der Friede geschlossen wurde. Da gratulirte Jedermann wegen des ewigen Friedens. Es scheint aber, daß dieser ewige Friede ein Ende gewinnen und der Betteltanz im römischen Reich und anderswo wieder angehen werde. Weil ich nun ein Ende dieses ewigen Friedens erlebt habe, so kann ich ja wohl sagen, daß ich älter sey alt Methusalah, der zwar 969 Jahre, aber nicht ewig in dieser Welt gelebt hat.

Der Kaufmann. Alt genug, Herr Magister, alt genug! Gehet nur hin und prediget, und entsetzet Euch nicht, wenn Ihr vor Könige und Fürsten geführt werdet um des Herrn willen. Als ich einsmals zu Helmstädt in der Kirche war, da trat ein junger Student auf die Kanzel, der sich für einen halben Redner ausgab. Als er nun den Text verlesen hatte, fing er mit diesen Worten an: „Wovon soll ich predigen? Was soll ich sagen? Wo soll ich anfangen zu reden?“ Da war ein altes Weiblein in der Kirche, das vermeinte, der Student habe nicht auf die Predigt meditirt, stund demnach auf und rief in der Kirche: „O mein lieber Sohn, das ist nun allzu spat, allzu spat, daß Ihr jezt darauf denken wollet, was Ihr predigen sollt; Ihr hättet darauf denken sollen, eh' Ihr auf die Kanzel kamt!“ Fürwahr, es ist auch allzu spat, daß Ihr jezt darauf denken wollet, wie es Euch im Predigtamt ergehen solle, wenn Ihr unter große Herren, unter Staatspersonen, unter Soldaten kommt. Sobald Ihr Euch resolvirt habt, ein Studiosus Theologiae zu werden, sobald hättet Ihr Euch resolviren sollen, im Predigtamt nichts darnach zu fragen, ob Ihr reich oder arm werdet, ob Ihr geehrt oder verachtet werdet. Gehet nur hin, trauet Gott und Eurem Beruf, und wisset, daß Gott dem Predigtamt die Macht gegeben habe, nicht nur die Bauern und gemeinen Musketier, sondern die Welt zu strafen. Darum saget es Einem so wohl als dem Andern. Ich weiß zwar nicht, ob Ihr zu schwedischer oder dänischer Parthei berufen seyd. Ich wünschte beiden Theilen mehr Gewissen und weniger Statisterei (egoistische Politik). Was die Schweden anlangt, so haben sie die geistlichen Güter im Stift Bremen *) so angewendet, daß es kein Wunder wäre, wenn die Heiligen ihr Wachs wieder holten. Ohne ist es nicht, daß die Kirchengüter zuvor groß mißbraucht worden; allein wenn man sie aus diesem Mißbrauch will in einen andern Mißbrauch bringen, so hieß das Teufel ausgetrieben durch Beelzebub. Zum andern ist die Last, welche den Unterthanen ist auferlegt worden, sehr groß geworden: der Eine hat sie gezüchtigt mit Peitschen, der andere mit Skorpionen. Und der gedrückten Leute Seufzen dringt endlich durch die Wolken, und wann die Last aufs Höchste kommt, so schicket Gott einen Moses. Solche Leute, welche von vielen Zeiten her nicht unter einem Scepter gelebt haben, sind der Freiheit gewohnt, und wollen lieber sterben, als servilisch traktirt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bremen und Verden, das im westphälischen Frieden den Schweden zugetheilt worden war, erhob sich eben jezt zu Gunsten Dänemarks zuerst wider Schweden.

Reisebilder vom Genfersee.

(Beschluß.)

Raoul-Rochette meint, die Waadtländer bedrohe eine doppelte Gefahr in ihrer Unabhängigkeit, nämlich der zunehmende militärische Geist, und der zunehmende Gewerbfleiß. Man möchte fragen, wie ein verständiger Mann einen so paradoxen Satz aufstellen könne? Es ist ihm aber voller Ernst damit, denn nach seiner Ansicht sollen die Waadtländer nicht über die einfachen und stillen Beschäftigungen des Land- und Weinbaus und der Viehzucht hinausgehen; was darüber hinausliege, sey vom Uebel. Er übersieht ganz Waadts örtliche Lage und frühern Verhältnisse. Achttausend Mann auserlesener Truppen und zwei Klassen Landsturm, zusammen dreißigtausend Mann, sind nicht zu viel für ein herrliches Land, auf das zwei mächtige Nachbarn, seine ehemaligen Herren — Savoyen und Bern — mit neidischen und lüsternen Augen schauen. Wären die Waadtländer nicht so aufgeregt und stets gewappnet, so hätte sich seit 1814 wohl manche Gelegenheit gefunden, sie wieder zu unterwerfen. Ueberdieß sind sie der Schweiz Vorhut gegen Frankreich und Sardinien. Bei der jetzigen allgemeinen Bewaffnung waren die Waadtländer die ersten auf den Beinen, wie sie bei den schweizerischen Uebungslagern immer die ausgezeichnetsten waren. Die Gefahr des Gewerbfleißes ist nicht groß. Auf dem Land, wo Acker-, Weinbau und Viehzucht mit Nutzen getrieben werden können, findet sich nichts davon, in den Städten dagegen ist er ganz an seiner Stelle. Raoul-Rochette ist aber gegen allen Erwerb, der nicht unmittelbar vom Ackerbau kömmt. Er möchte, daß kein Wein gebaut, daß kein Käse gemacht und kein Vieh erzogen würde. Weiß aber auch der Hellenist, was er damit sagt? Wenn er diese drei Erwerbszweige dem Waadtland nimmt, so nimmt er ihm damit die Quellen seines Wohlstands und seines Glücks. Und während jetzt jeder Bauer Sonntags noch etwas mehr als sein Huhn im Topf hat, so müßte er an der Straße betteln, wie in den glücklichen Kantonen, die der gelehrte Verfasser im Sinn hat. Es werden jährlich zehntausend Fuder Wein, und zehntausend Centner Käse aus dem Waadt geführt und überdieß eine Menge fremdes Vieh einige Monate auf den guten Weiden gefüttert. Dieß müßte Alles wegfallen, dem System zu lieb.

Wer Lausannes reizende Lage recht erkennen will, der steige auf das Signal, das sich eine Viertelstunde hinter dem alten Schloß erhebt. Hier begreift man, daß diese Stadt vor allen übrigen der Schweiz den Vorrang verdient, nicht wegen ihres Innern, das häßlich, eckig, ungleich und winkelig ist, sondern wegen des Zaubers, in dessen Mitte sie liegt. Bern hat doch etwas Ernstes, da ihm der heitere, große Seespiegel und bedeutende Berge in der Nähe fehlen. Genf ist zu sehr in den Rhonewinkel gezwängt. In Neuchatel ist die südliche Alpen- und Gletscherkette zu fern. Bei Zürich bedauert man, daß der See so eng und eigentlich nur ein breiter Fluß ist. Luzern ist reizend, aber eng und beschränkt. Bei Lausanne hingegen liegt Alles offen, weit, lachend und großartig da in einem Land voll reicher, üppiger Kultur: unten das weite, sichelförmig gekrümmte Spiegelfeld des Sees, auf dem Barken und Dampfboote wie große Pflüge ihre langen Furchen ziehen; rechts und links anmuthige, reiche Höhen und Gebäude mit unzähligen Landhäusern, Dörfern und Städtchen; gegenüber die Alpenwand, die sich immer ernster und kühner übereinander aufbaut, bis ihr der Himmel, zu dem sie aufstrebt, eine silberne Krone aufsetzt, an der diamantne Bänder herunterlaufen.

Wendet man sich von Lausanne westlich, so kommt man über die Fläche, auf der einst die römische Stadt lag, bei weitem nicht so schön wie die heutige, aber günstiger, denn der See bespülte ihre Mauern. Von da kommt man zu dem niedlichen Städtchen Morges, das gar anmuthig am See hingebreitet ist, zwischen mächtigen Pappeln, üppigen Wiesen und gedrängten Weinbergen. Ein altes Schloß liegt dicht an dem trefflichen kleinen Hafen, der in neuerer Zeit erbaut wurde. Im Jahr 1475 lagen hier dreitausend Savoyarden, die der Herzog, damals Herr des Landes, hierher geschickt hatte, um den gegen die Schweiz andrängenden Burgundern zu Hülfe zu kommen, denn die Herren hatten ein sauberes Theilungsplänchen gemacht. Die Berner schickten ein kleines Truppenkorps gegen sie. Kaum sahen die Savoyarden sie von den benachbarten Höhen herabkommen, so liefen sie alle davon und warfen die Waffen weg, um leichter fliehen zu können. Diese Feigheit half ihnen aber nichts, denn die zweihundert Berner und die Bauern machten Alle nieder, und man findet noch jezt oft Gräber, worin eine Menge Skelette zusammenliegen. Oberhalb Morges steht das alte Schloß Wuflens, eines der schönsten Ueberbleibsel aus dem 9ten Jahrhundert. Es spielt unter der edeln Burgunderkönigin Bertha eine bedeutende Rolle in der Landesgeschichte, und ich werde ein andermal umständlicher darauf zurückkommen.

Morges hat, wie alle Städte des Waadtlands, sehr bei der neuesten Umgestaltung und Constituirung gewonnen. Früher waren die Stände sehr getrennt und schroff geschieden. In Lausanne, Morges, Yverdun wurde dies in gesellschaftlicher Hinsicht bis zum Absurden und Lächerlichen getrieben. Obenan standen die alten vornehmen Familien in einem eigenen Pferch, dann kamen die großen Gutsbesitzer und Negozianten, und weiter hinab die kleinen Kaufleute und Krämer. Diese Abmarkungen verschwinden jezt, und viele von denen, die ehemals streng

daran hingen, wundern sich jezt, daß alles so gut und ohne Staatsumwälzung, Erdbeben u. dgl. abgeht.

Von Morges kommt man nach Rolle, wo auf halbem Weg das berühmte Weingelände beginnt, genannt la Cote, das den trefflichsten Wein der Schweiz liefert. Er hat in der neuesten Zeit noch sehr an Werth gewonnen, weil er wie der Champagner behandelt wird. Schon jezt gehört ein großer Weinkenner dazu, um den schäumenden la Cote vom schäumenden Champagner unterscheiden zu können. Die Preise sind aber höchlich verschieden. In einigen Jahren wird er noch an Feinheit gewonnen haben.

Das Schloß von Nyon hat auch etwas sehr Malerisches in seinen alterthümlichen Formen, seinen Thürmchen, seinen Zinnen und seinen mächtigen Mauern. Hier lebte mehrere Jahre der ehrwürdige Bonstetten als bernischer Bailli. Hier begann die Freundschaft, aber auch die Fraubaserei mit Johannes Müller, Friederike Brun, Salis und Matthisson, mit der Deutschland in langweiligen Korrespondenzen bis zum Eckel behelligt worden ist. Weiterhin kommen die interessanten Stellen von Copet, Ferner und Genthod, von denen wir an einer andern Stelle dieser Blätter gesprochen haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Umtriebe der Pietisten. Zustand der Londoner Universität.

Sie haben wohl durch die Zeitungen erfahren, daß die Pietisten den Versuch gemacht haben, alle, welche nicht das trinitarianische Glaubensbekenntniß unterschreiben wollen, aus der Bibelgesellschaft zu stoßen, ein Versuch, der um so mehr zu tadeln ist, da die Verwaltung der Gesellschaft sich in den Händen von Trinitarianern befindet und man die Bibeln ohne Noten und Commentarien vertheilt, folglich auf keine Weise durch die Theilnahme von Unitarianern an dem guten Werke die Ansichten der Sekte weiter verbreitet werden können. Aber die Pietisten beweisen aus der Bibel, daß die bloße Gemeinschaft mit den Socinianern sündlich sey und dem Werk den Segen entziehen müsse, welchen ihm sonst die Gottheit unfehlbar ertheilen müßte. Für dieses Mal jedoch scheiterte ihre Unduldsamkeit an dem gesunden Verstand der Generalversammlung der Subskribenten, der sie diesen Vorschlag machten. Aber sie sollen einen Ausschuß gebildet haben, welcher sich mit den Hülfsvereinen in den Provinzen in Verbindung gesezt hat, in der Hoffnung, von den beschränktern Landleuten und Kleinstädtern eine Entscheidung zu erhalten, welche das aufgeklärtere und religiös-gesinnte Publikum der Hauptstadt verweigert; und es ist sehr zu fürchten, daß die Unduldsamkeit siegen wird. Es waren Geistliche von diesem Schlage, welche neulich in einer Versammlung, die zum Zweck hatte, den verhungernden Bauern im westlichen Irland zu Hülfe zu kommen, die Impertinenz hatten, die Noth jenes lang unterdrückten, schlecht regierten Landes als eine Strafe Gottes darzustellen, weil die Mehrheit seiner Bewohner katholisch sey. Auch war es einer von ihnen, welcher in einer öffentlichen Predigt das Volk gegen den König aufzureizen suchte, weil er seinen unehelichen Kindern Auszeichnungen verliehen hat. Die Thätigsten unter diesen Männern gehören leider zu der sonst so toleranten anglikanischen Kirche, aber zu der sogenannten evangelischen Parthei in derselben, welche bereits einen großen Anhang, besonders unter der jüngern Geistlichkeit hat, und gegen ihre nicht-evangelischen Mitbrüder in der Kirche eben so unduldsam ist, als gegen Socinianer und Katholiken. Unsere Zeit neigt sich offenbar zur Religiosität hin; aber bewahre uns der Himmel, daß diese eine solche Wendung nehmen und im Lande das Uebergewicht erhalten sollte!

An der Londoner Universität haben die Aktieninhaber eine Kommission niedergesezt, um zu untersuchen, auf welche Weise die vom Senate begangenen Fehler gut zu machen und die Anstalt aus dem Verfall emporzuheben seyn möchte, in den sie zu sinken droht, nicht weil es ihr an fähigen Lehrern fehlte, sondern weil die Streitigkeiten unter den Professoren selbst, und sogar zwischen einem derselben (dem Anatomiker Pattisson) und seinen Zuhörern ihr das öffentliche Zutrauen entzogen haben. Aber das ist noch nicht das ganze Uebel: die Anstalt wurde bekanntlich in der Absicht gestiftet, wissenschaftliche Bildung unabhängig von religiösem, oder eigentlicher, kirchlichem Einfluß zu fördern; und obgleich manche Hauptunternehmer zur Staatskirche gehören, so sind doch die meisten Subskribenten Sektirer, besonders Unitarianer, Juden und Ungläubige. Dem Publikum indessen wollte es nicht gefallen, daß man religiösen Unterricht ausschließe, und die politischen Gegner der Stifter benuzten den Umstand so gut, daß sich der Anstalt gleich von Anfang an ein unüberwindliches Vorurtheil entgegenstellte. Diesem nun glaubte der Senat dadurch entgegenzuarbeiten, daß er mehrere geachtete Geistliche der englischen Kirche zu Professoren ernannte und einem derselben sogar gestattete, in der Nähe der Universität theologische Vorlesungen zu halten. Dies beleidigte aber die nicht zur Kirche gehörenden Subskribenten, ohne das Publikum mit der Anstalt auszusöhnen. Auf diese Art ist diese Universität, von der man sich so große Dinge versprach, gleich in ihrer Kindheit verkrüppelt worden und ist wirklich in diesem Augenblick im Rückgange, während das königliche Kolleg in Kurzem eröffnet werden soll (nächsten Oktober). Leztere Anstalt wurde bekanntlich von den Tories und den Freunden der Staatskirche aus Opposition gegen die Londoner Universität gestiftet; die Wellingtonsche Verwaltung unterstüzte sie mit ihrem ganzen Einfluß, bewilligte ihr ein Privilegium (das die andere Universität nicht hat) und einen Bauplaz mitten in dem besuchtesten Theil der Stadt und so zu sagen auf der Grenze zwischen der Handels- und Modewelt. Aber die Bewilligung der Forderungen der Katholiken von Seiten jenes Ministeriums schien dem Kolleg gefährlich werden zu wollen. Die eifrigsten Anhänger der Kirche glaubten ihre Sache verrathen und wollten nicht länger eine Anstalt unterstüzen helfen, welche unter dem Schutze von Ministern stand, die sie für verkappte Jesuiten ansahen. Unter andern sagte sich der Graf Winchelsea bekanntlich in einem öffentlichen Brief auf eine so beleidigende Weise für den Herzog von Wellington davon los, daß dieser es zur Rettung seiner Ehre oder aus Gründen einer höhern Politik für nothwendig hielt, sich mit dem Eiferer zu schießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Juli 1831.

On déteste ton dieu, les prophètes, ta loi.
On n'entend que les cris de mort et de vengeance.

Voltaire.

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.
Eine karlistische Erzählung.

Die Pforten der Kirche von St. Germain l'Auxerrois waren geschlossen, die Eingänge bewacht. Eine helle Wintersonne leuchtete durch zerbrochene Scheiben auf wüste Trümmer. Es regte sich nichts Lebendes mehr als der auf= und niedergleitende Lichtstrahl an den nackten Wänden und die tanzenden Stäubchen im Mittagsscheine. So verging der Tag. Jezt war es, als rege sich in dem bräunlichen Dunkel der Dämmerung ein unsicher wankender Schatten. Dort, zwischen der umgestürzten Kanzel und den übereinandergeworfenen Haufen priesterlicher Gewande, hob und senkte sich etwas, dessen rasches Verschwinden mit dem Lärm außerhalb in Bezug zu stehen schien. Es war so still in der Kirche, daß die Fußtritte der Nationalgarde auf dem Platze, der Schall jedes Wortes der Vorübergehenden im Innern wiederklangen. „Gott! mein Gott!" flüsterte eine Stimme, „wann wird die Angst enden!"

Die Nacht brach immer tiefer herein. Bald unterschied man keinen einzelnen Gegenstand mehr. Leise schlich ein schüchterner Fuß über den knisternden Sand. Sachte wich der nächste Fensterflügel dem Druck der Hand, als reiße der Zugwind daran. Ein Paar Minuten, und flüchtig, wie der verstörte Nachtvogel, huschte ein dunkles Wesen hinaus nach der rue des Prêtres, und lehnte sich hier regungslos an die Kirchenmauer. Der Volkstumult hatte diese Gegend zum Theil verlassen; das schmale Gäßchen war fast verödet; es brannten keine Laternen hier, sie waren am Vorabende zerschlagen worden; nur die Wachtfeuer auf dem Platze vor der Kirche warfen einzelne schiefe Lichtstrahlen hinein. Drüben lag das geplünderte Pfarrhaus mit seinen ausgehobenen Fenstern, eingestoßnen Thüren und menschenleeren Räumen.

Der Geflüchtete zog den Blick mit Abscheu davon zurück. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und fragte Gott und sich, wohin der geschmähte Priester seine nächsten Schritte zu lenken habe. Ein dreister Schlag auf den Arm riß ihn empor. Ein Weib stand vor ihm, mit geraubten priesterlichen Gewändern behängt. Sie sah ihm lachend in die Augen. „Komm!" lallte sie unverständlich, „gieb mir Deinen Arm! Die Teufelskerle haben eine Kehle wie ein Schlund! sie ließen mir die leeren Flaschen! Führe mich zu dem Gevatter Baptist, der hat noch ein Gläschen für mich. Fort, fort hier aus der dunkeln Gasse! Die alte Kirche sieht so verwünscht ernsthaft aus." Sie hatte des entsezten Jünglings Hand gefaßt und zog ihn eine Strecke mit sich fort. Es war klar, sie hielt ihn im Nebel des Rausches für einen Mitschuldigen, sein geistliches Kleid für ein geraubtes. Der Gedanke erfüllte ihn mit Abscheu, die Nähe des ekelhaften Geschöpfes drängte ihm das Blut zum Herzen. Was sollte er gleichwohl thun? zehn Schritte davon ging ein Trupp lustiger Karnevalsmasken; der geringste Lärm, und er war verloren. Er folgte ihr einen Augen=

blick unentschlossen. „Hörst Du, wie sie drüben singen?“ lachte sie wild auf. „Hörst du? Singe mit!“ Indem stimmte sie die Parisienne an, die Gedanken vergingen ihr aber, und sie verfiel in die alte gewohnte Weise des Vive Henri quatre. Im Augenblick schrie Jemand neben ihnen: „Was Teufel, Mutter Thibaut, was ficht Euch an? was singt Ihr denn für Gottvergessenes Zeug?“ Die Alte blieb stehen; sie lachte hohl aus der Kehle, indem sie verlegen sagte: „Nun, Gevatter Collars, die Zunge ging mir unversehens herum. Sie ist mir so trocken, sage ich Euch, daß sie nicht mehr im Munde Platz hat.“ Der große vierschrötige Mann, der ein Schlächter und im Viertel wohl angesehen war, faßte sie lachend bei den Schultern, und den Behang, welcher über diesen lag, abreißend, sagte er: „Die Priesterwirthschaft hier bringt Euch den altfränkischen Singsang in den Sinn, thut die Lumpen weg! kommt, wir gehen nach der Straße St. Honoré, dort geht es lustig zu.“

Der Geistliche von St. Germain l'Auxerrois hatte sich, während die beiden mit einander verhandelten, schnell hinter der Gruppe weggeschlichen und versuchte, ihnen zu entgehen, als die Frau, ihres gewonnenen Beistandes froh, ausrief: „Ja, meiner Seele! ich glaube, Ihr habt Recht, Gevatter! die Priester, die Priester! Der kleine Teufel hier ist am Ende ein wirklicher! Mir kamen verflucht geistliche Gedanken!“ — „Ein Priester?“ fragte der Schlächter, indem er den Hals in die Höhe reckte und über seine Nachbarin hinweg, die kleine Straße entlang sah, just als der geängstete Flüchtling sich nach ein Paar unsichern Versuchen seitwärts in ein kleines, unansehnliches Haus rettete.

Hier lief er eine Treppe hinauf, dann noch eine, und wieder eine, griff nach der nächsten Thür, öffnete sie, vom Instinkt der Angst getrieben, und stand auf der Schwelle eines schwach erleuchteten, engen Zimmerchens, einer blassen Frau in Trauer gegenüber. Sie richtete die trüben, rothgeweinten Augen erschrocken auf ihn. Die Hast des Eintretenden machte sie bange; unwillkührlich war sie aufgestanden, ihr angegriffener Körper zitterte. Sie stüzte sich mit einer Hand auf den Tisch, vor welchem sie gesessen, mit der andern drehte sie die Lampe dem Unbekannten entgegen. „Ach!“ lächelte sie, diesen erkennend, „Bruder Eustache! Sie kommen, mir Trost zu bringen! O mein Gott, ja, ich bedarf dessen! Niemand weiß es, wie Sie, der dem vortrefflichen Mann den lezten und größten Dienst auf Erden leistete. Er ist in Frieden gestorben, die Lippen auf das Kreuz gedrückt, das Sie ihm vorhielten, Hoffnung und Frieden im Herzen! Ja, Hoffnung, mein Herr!“ schluchzte sie, das vorgehaltene Tuch von den Augen sinken lassend. „Sie hauchten sie ihm ein, Sie machten ihm den Abschied von dem unglücklichen Frankreich leicht, Sie ließen ihn die Rückkehr des königlichen Kindes —“ — „St! um Gottes Willen!“ flüsterte Eustache, beide Hände abwehrend gegen sie gerichtet. Sein Blick, die unsicher umherirrenden Augen, das krampfhafte Beben seiner Lippen begleiteten die Worte so ängstigend, daß die betäubte Frau, starr wie eine Säule, vor ihm stehen blieb und nicht wußte, was sie höre, als er dumpf und heiser hinzusezte: „Keine Sylbe von dem Allen, Madame Arboi! keine Sylbe, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist. Wir sind verloren! Verbergen Sie mich! Ich beschwöre Sie! Das Losungswort ist Krieg allen Priestern! Krieg der Religion! Krieg dem heiligen Zeichen des Kreuzes!“ — „O du mein Jesus!“ schrie jene entsezt.

Der Geistliche faßte sich; er strich ein Paar Mal über die Stirn, als wolle er sich auf das besinnen, was geschehen sey. „So wissen Sie denn nicht, Madame Arboi,“ hub er nach einer Pause an, „was ganz Paris in Aufruhr sezt? was die Diener des Altars von Neuem aus dem Lande treibt? was die Art an den Baum des Lebens legt? Was —“ — „Nichts weiß ich,“ unterbrach ihn seine gespannte Zuhörerin. „Allein mit meinem Schmerz, allein mit den geliebten Ueberresten des armen Freundes — welche Stimme dränge hierher? Nein, mein Herr, ich hörte viel Lärm in den Straßen, ohne nach der Ursache desselben zu forschen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Nichts Neues unter der Sonne.

(Fortsetzung.)

Seht die Niederlande an, fährt der Kaufmann fort, was hat dieselben aus des Königs von Spanien Händen gebracht, als daß man die Unterthanen gar zu servilisch hat traktiren wollen? Sie waren freie und treue Leute, sie waren mit dem Ihrigen zufrieden. Aber als der Herzog von Alba sie auf spanisch, d. i. zu servilisch traktiren wollte, da warfen sie dieses Joch mit Gewalt von ihren Schultern, thäten die Augen auf und sahen, was ihnen die Natur für Güter gegönnt habe, vervollkommneten die Schiffahrt, die Handwerke und Kaufmannschaft, boten dem Könige die Spitze vom Degen, und waren hernach nicht zufrieden mit ihren Ländern, sondern suchten neue Länder. — Daß der König in Schweden ein tapferer und unerschrockener Kriegsheld sey, muß die ganze Welt bekennen; allein ich halte dafür, wenn schon Ihro Majestät im Besitz dieser Länder sich durch die Waffen erhält, so werde er doch nimmermehr Gottes beständigen Segen und der Unterthanen rechte Liebe haben, wenn er ihnen nicht Hoffnung zeigt, daß ihnen die Last soll erleichtert werden. Ich versichere Euch, daß unter tausend Menschen im Herzogthum Bremen und

Verden nicht zehn sind, welche der schwedischen Nation von Herzen gewogen.

Der Feldprediger. Mein Herr, es mag wohl seyn, daß im Herzogthum Bremen und Verden viel vorgegangen sey, davon Se. Majestät theils nichts wissen, theils es nicht ändern können. Denn nachdem Sie bei Antretung ihrer mühseligen Regierung sich in die Waffen gestellt und Volk werben mußten, haben Sie die Völker nicht in einem Sack durch die Luft tragen können, sondern haben das Land mit Musterplätzen, Einquartirungen und andern Dingen beschweren müssen. Und Gott verzeihe den Beamten, welche unterweilens Dank verdienen wollen und die Obrigkeit überreden, das und das könne das Land tragen. Ich zweifle nicht daran, daß Se. Majestät von Schweden allezeit darauf bedacht gewesen, wie sie den Unterthanen in dem Herzogthum Bremen und Verden für diese getragene Last eine Ergötzlichkeit und Recompens wollten hinfüro widerfahren lassen. Wer weiß auch, ob Gott der Herr nicht habe strafen wollen die Untreue, welche zuvor die Untersassen im Stift Bremen ihrem alten, gütigen Herrn erwiesen haben. Wie murren die Leute im Lande also? Wann ich im Herzogthum Bremen geboren und erzogen wäre, so wollte ich ihnen diese Frage fürhalten: ob auch ein Unterthan, wann er von seiner Obrigkeit gar zu hart beschwert wird, ihr deßwegen dürfe untreu werden, sich an eine andere Herrschaft hängen und wider geleistete Eid und Pflicht handeln? Es sind die Leute im Stift Bremen von der schwedischen Nation also nicht traktirt worden, wie die Niederländer von dem Herzog von Alba. Es hat sie Niemand in ihrer Religion turbirt, das Land ist durch einen Friedensschluß mit Consens des ganzen römischen Reichs den Schwedischen übergeben worden, eben da die ganze schwedische Armee in summo victoriarum cursu war. Gesezt nun, daß sie von der schwedischen Nation wären zu sehr gravirt worden, so kann ich nicht sehen, wie deßwegen ein redlicher Unterthan ihnen soll untreu werden. Die Haar stehen mir zu Berge, wenn ich gedenke, wie man heutigs Tags mit Eiden spielt. Da König Karl Gustav mit seiner Armee nach Polen kam, da fielen ihm die Vornehmsten und Mächtigsten unter den polnischen Ständen zu und schwuren, alles, was mit polnischer Zunge rede, solle dem Könige von Schweden treu und hold seyn. Ehe man sichs aber versah, fielen sie wieder ab und vergassen aller Eidschwüre. Und seht doch, wie es jezo in Polen geht. Da werden nicht etliche hundert, sondern etliche tausend Städte und Dörfer in Asche gelegt. Nicht tausend, sondern mehr als hunderttausend Menschen sind von Kosaken und andern erwürgt und geschlachtet worden. Viele arme Polen, welche sich aus Furcht in den großen Wildnissen und Morästen aufgehalten, sind wie das Wild von den Jagdhunden ausgespürt und jämmerlich getödtet worden, wie mir ein vornehmer glaubwürdiger Mann berichtet und daneben hoch betheuert hat, daß die k. Majest. diesem Unwesen weder mit guten Worten, noch mit harten Dräuungen habe steuern können. Wenn ich dieses brennende Zornfeuer Gottes betrachte, so sorge ich, es möge etwa in andern Ländern auch angehen. Gebt Achtung, und sagt es Euern Kindern, mein Herr, wie Gott die Moskowiter noch werde auf die Finger klopfen um des mit Schweden aufgerichteten, mit so theuern Eiden bekräftigten und nunmehr so liederlich gebrochenen Bündnisses willen. — Gottes Wort lehrt, daß Unterthanen ihren weltlichen Herren sollen treu, hold und gehorsam seyn, nicht nur den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen.

Der Kaufmann. Ich halte zwar nicht dafür, daß die Leute in Bremen und Pommern einen fremden Herrn werden rufen; allein ich halte dafür, daß, wenn einer kommen würde, der sie gelinder traktirte, sie würden ihn nicht von sich stoßen: sollte das Meineid und Untreu seyn? Es scheint, daß die Schweden bisher etwas hoffährtig geworden seyen und andere Völker fast gar zu gering gehalten haben — und es wäre kein Wunder, wenn Gott solche Hoffahrt strafte. Was sind doch für hoffährtige Worte gefallen!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsezung.)

Die Londoner Universität und das königliche Kolleg. Industrie in Kunst und Literatur.

Das Unternehmen ging jedoch seinen Gang; die Vernünftigern wußten zu unterscheiden und hielten fest an ihrem ersten Plan; und obgleich eine andere Verwaltung aus einer entgegengesezten Parthei ans Ruder gekommen ist, und darunter Brougham, der Stifter der Universität, so ist doch vorzüglich unter der Leitung des Bischofs von London nicht nur ein schönes Gebäude entstanden, sondern es sind auch eine hinlängliche Anzahl fähiger Professoren ernannt worden. Unter andern hat man auch Professoren der französischen, italienischen und deutschen Sprache und Literatur angestellt; und wenn auch fürs erste die Professoren nur wenige Schüler bekommen sollten, so ist doch einmal die Wichtigkeit der neuern Sprachen anerkannt, was die blinde Verehrung der Schulmänner für die todten Sprachen etwas erschüttern und bei dem Publikum im Allgemeinen das Studium jener Sprachen sehr befördern muß. Dem Grundgesez des Instituts gemäß, sind der jedesmalige Großkanzler von England und der Minister des Innern immer kraft ihres Amtes Mitglieder des Senats, und so stände Lord Brougham nun an der Spize beider rivalisirenden Institute. Er hat aber das Zartgefühl gehabt, von seinem Rechte keinen Gebrauch zu machen, und sich durchaus nicht in die Angelegenheiten des königlichen Kollegs gemischt. Dabei ist es aber merkwürdig, daß, obgleich dieser gestalt der Einfluß der Bischöfe durch nichts gestört worden, unter 17 gewählten Professoren nur 2 Geistliche sind.

Die Ursache ist indessen leicht einzusehen: der Senat der Londoner Universität hatte der Welt zu beweisen, daß er keine Feindseligkeit gegen die Kirche hege; der Senat des königlichen Kollegs aber bedurfte keines solchen Beweises. Es steht nun zu hoffen, daß beide Anstalten gedeihen werden; ich meines Theils glaube wenigstens, daß die Eröffnung der einen der schon bestehenden eher nützen als schaden wird, und daß das Bestehen beider hohen Schulen auf die Einwohner Londons den wohlthätigsten Einfluß haben muß.

Unter den deutschen Tonkünstlern, welche uns neulich besucht haben, war auch der junge Schilling, der in mehreren Städten Deutschlands so großen Beifall gefunden zu haben scheint, daß der Vater in der Hoffnung, eine goldene Erndte zu finden, das Söhnlein nach London brachte. Aber der Erfolg hat ihn eines andern belehrt, und die beiden Schillinge kehren, schmähend über England und dessen Kunst, über unsere Opern, Konzerte, Musiker und Musikliebhaber, nach Deutschland zurück. Ich ersuche daher die Leser, allen ihren Angaben nur mit bedeutendem Abzuge Glauben zu schenken.

Unter den neuesten Zeitschriften hat eine unter dem Titel: National Omnibus, einen ganz neuen Weg eingeschlagen, nämlich durch die Vermischung von Anzeigen (von Musikalien, Büchern u. dgl.) mit Bücher-, Theater- und Kunstkritiken, Liedern, Parodien u. s. w., die erstern unmittelbar vor die Augen der Leser zu bringen, und um deren eine größere Anzahl zu erhalten, 15,000 Exemplare drucken zu lassen und solche entweder zu verschenken, oder um einen Penny zu verkaufen, während der gewöhnliche Preis eines solchen Blattes wenigstens 4 Pence seyn sollte. Der Versuch der Eigenthümer geht also dahin, eine Zeitschrift einzig durch die Inserate zu erhalten. Sie erscheint alle 14 Tage und hat bereits 6 Blätter herausgegeben. Es ist möglich, daß der Versuch gelinge, besonders da vom ersten Juli an die Abgaben auf Anzeigen bedeutend verringert worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Wiener Leben und Anstalten.

Zweiter Brief.

Wien ist eine schöne Stadt. Freundlich breitet sie sich an der wasserreichen Donau aus, in der Vertiefung, die der westlich hinziehende Mons Cetius der Alten mit den östlich streichenden, blauen Bergen Ungarns bildet, ein großartiges Bild voll heiterer Farben. Ueber die ausgedehnte Häusermasse ragt der kühne Thurm der im reinsten altdeutschen Style gebauten Stephanskirche hoch empor, vergangener Zeiten ehrwürdiges Denkmal. Neben ihm erheben sich der Kuppeln und Spitzen noch viele, aber so, wie etwa die pelorischen und hybläischen Gebirge neben dem riesigen Kegel des Aetna sich aufbauen. Bei der nahe gelegenen, sogenannten Spinnerin am Kreuze, wo einst treue Liebe voll unendlicher Sehnsucht der Wiederkehr des Geliebten harrte, überschaut man die ganze große Stadt mit ihren wunderschönen Umgebungen, ein Anblick, der jedes, auch das traurigste Herz entzücken muß. Wenn alle Wiesen grünen, alle Wälder und Haine belaubt sind und auf den ausgebreiteten Feldern die kräftige Saat im Abendwinde wogt, dann gehe man hinaus zu der Spinnerin, man wird ein Bild da schauen, das kein Künstler auf seine Leinwand abzumalen vermag. „'s gibt nur eine Kaiserstadt, 's gibt nur ein Wien!" singt der Wiener stolz, und in Wahrheit, solcher Umgebungen mögen wenige Hauptstädte sich freuen. Wenn fruchtreiche Felder zu einer fast unabsehbaren Ebene nach Norden hin sich ausbreiten, so zieht dagegen von da an, wo einst der gewaltige Donaustrom den Mons Cetius durchbrochen, eine malerische Bergreihe, mit grün belaubten Waldungen, im Westen sich hin, reich an reizenden Thälern, wo zwischen sonnigen Weinbergen lachende Dörfer liegen, von schönen Landhäusern, Gärten und Parken umschlossen. Von den Tagen an, wo die ersten Frühlingsblüthen aufbrechen, bis gelbe Blätter die herbstlichen Wiesen wieder bedecken, wandelt Alles da hinaus; wie lange Prozessionszüge bewegt es sich auf allen Straßen und Wegen, und in den Dörfern, Gärten und Hainen glaubt man ein ununterbrochenes Kirchweihfest zu sehen. Unter den entferntern Gegenden dieses Gebirgszugs ist der zahlreich besuchte Brühl die schönste und anziehendste, nicht mit Unrecht die Wienersche Schweiz genannt. Durch eine enge, düstere Felsschlucht gelangt man von dem reizend gelegenen Marktflecken Mödling aus, am Ufer eines wildrauschenden Baches, in eine wunderliebliche Thalausweitung, voll blumiger Matten, umkränzt mit Wäldern, wo schimmerndes Buchenlaub mit dem dunkeln Grün der Föhren in entzückendem Kontraste steht. Einst eine öde, steinige Landschaft, verdankt der Brühl seine jetzigen Reize dem sinnigen Fürsten von Lichtenstein, dessen Eigenthum er ist, und der Tausende auf Tausende verwendete, die alte Fürstenburg mit all diesen Schönheiten zu umbauen. Aus dem sogenannten Hinterbrühl führt ein Weg nach Heiligenkreuz, und von da durch das felsige Hellenenthal nach dem vielbesuchten Baaden wieder hinaus, eine Landparthie, reich an Naturreizen. Das schön gelegene Baaden selbst ist einer der interessantesten Orte um Wien, sowohl seiner Heilquellen, als des bunten Gewühles wegen, das den ganzen Sommer über da herrscht. — In der Nachbarschaft Baadens, nur eine kleine Post von den Linien der Kaiserstadt entfernt, liegt das Schloß Laxenburg, der Sommeraufenthalt des Kaisers und der allerhöchsten Familie, und schon darum ein Lieblingsort der Wiener. Der Umfang und die Großartigkeit des Parks erregen Erstaunen, und in der, von einem an 72,000 Quadratklafter haltenden Teiche umgebenen, in gothischem Style erbauten Franzensburg sind unermeßliche Schätze des Mittelalters aufgehäuft. Laxenburg steht durch eine über zwei Stunden lange, schattige Allee mit dem Schlosse Schönbrunn in Verbindung. Nur eine halbe Stunde von der Linie entfernt, sind die am Ausgange eines reizenden Thals gelegenen und mit blühenden Dörfern umgebenen Gärten Schönbrunns von den Bewohnern der Kaiserstadt den ganzen Sommer über zahlreich besucht. Die schöne Aussicht auf dem sogenannten Gloriett, die kaiserliche Menagerie, die zutraulichen Goldkarpfen in dem mit kolossalen Statuen besetzten Teiche, und endlich die herrliche Flora des weitläuftigen botanischen Gartens locken Tausende an, besonders zur Zeit, wo die Hyacinthen und Rosen in ihrer Blüthe prangen und süße Düfte durch die schattigen Alleen verbreiten. Oestlich von Schönbrunn, an einem freundlichen Bergabhange, liegt das vielgepriesene Tivoli. Wenn es auch mit jenem am stürzenden Anio, unter dem heitern italienischen Himmel, nicht verglichen werden kann, so hat die Aussicht über die nahe gelegene Stadt und einen Theil ihrer schönen Umgebungen dennoch sehr großen Reiz und macht es zu einem der angenehmsten Lustorte um Wien, wo Tausende an der heitern Musik, die Sommerszeit alle Wochen zweimal da spielt, sich ergötzen.

(Beschluß des zweiten Briefs.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. Juli 1831.

— Singe den Menschen, du der Völker
Einziger Hülfsgott,
Harmonien des allgemeinen Wohllauts,
Die des niedrigen Neides, der an sich nagt,
Und der tollen Begier, die nie genießet,
Schändliche Töchter,
Habsucht, Sucht zu gebieten, in den Orkus
Bannen; singe den Königen den schönsten
Königsnamen, des Vaterlandes Vater,
Tief in das Herz ein!

Herder.

Nichts Neues unter der Sonne.

(Beschluß.)

Der Feldprediger. Es mag wohl seyn, daß hitzige Worte herausgestoßen worden sind. Ueberdieß ist die intemperies suspicionum eine alte Krankheit der nordischen Politiker. Argwohn, Argwohn, sag' ich, ist ein Gift und Pestilenz, welche unter beiden Nationen oft großen Schaden gethan. Bekannt ist der erbliche Neid und Haß, welcher zwischen beiden Nationen mit der Muttermilch gleichsam eingesogen und von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinder bisher ist fortgepflanzt worden, so daß eine Nation die andere so wenig leiden kann, als ein Franzos einen Spanier. Allein wann ich rufen könnte, daß man es in Schweden und Dänemark hörte, so wollt' ich rufen und sagen, daß eben dieser angeerbte und immerwährende, bald heimliche, bald öffentliche Haß und Neid eine Anzeige sey, daß in beiden Ländern wenig rechte Christen seyen. Bedenkt (wollt' ich sagen) was ihr thut: Gott und alle Welt ruft: Macht Frieden! macht Frieden! Erbarmet euch doch über eure Kinder, erbarmet euch über eure Nachkommen!

Der Kaufmann. Fürwahr! es ist eine überaus große und schwere Verantwortung, um Reputation und eitler Ehre willen Blut wie Wasser vergießen und so viel tausend Menschen in Elend und Armuth setzen. Schwer, schwer, sage ich, werden es diejenigen, welche es thun, zu verantworten haben! Der Aller Herr ist, wird Keines Person noch Macht scheuen, und über die Mächtigen wird ein stark Gericht gehalten werden! Die Schweden müssen einmal recht gedemüthigt werden! Und jetzo ist eben die rechte Zeit dazu, da alle ihre Erbfeinde in Waffen stehen, eine Wagenburg um sie schlagen und sie an allen Orten ängstigen werden. Was wollen sie dann machen? Viele Hunde sind der Hasen Tod.

Der Feldprediger. Es ist wahr: viele Hunde sind der Hasen Tod, aber nicht alsbald der Löwen. Und hier kommen nicht Hasen und Hund zusammen, sondern Löwen mit Löwen. Es wird einen blutigen Krieg geben. Und wickelt sich König Karl aus diesen Difficultäten, so hat er wohl Ursach, Gottes Hülf' zu rühmen. Herkules selbst hat oft zweien auf einmal nicht genug Widerstand thun können. Ich sehe aus der Historie, daß man eben ein streitbares Volk nicht solle zur Desperation kommen lassen oder den Bogen zu hoch spannen. Das war der lezte und größte Fehler, welchen Pompejus der Große beging, der spannte den Bogen zu hoch und wollte von keinem Frieden hören, man bringe ihm denn Cäsars Kopf. Er fuhr heraus mit stolzen Worten und sagte: Nobis nisi Caesaris capite relato pax nulla esse potest. Aber es war weit gefehlt! Er wurde von Cäsar geschlagen und verlor nicht allein seine Dignität, sondern auch seinen eigenen Kopf. — Die Desperation macht, daß man nicht nach Lehrern und Boten Gottes fragt. Wenn die Leute „desperat" spielen, so fragen sie nichts darnach, daß die Religion in Gefahr gesezt werde. Ich sorge, wenn der König von Schweden sieht, daß ihm

ein jeder auf einmal auf die Haut bringen wolle, er fasse desperata consilia und bringe einen Haufen Kosacken heraus, und das ist ein Volk, welches keiner Ordre parirt, dessen man nicht wieder los werden kann, wenn man will.

Der Kaufmann. Ja eben das ist es, womit die Schweden umgehen. Sie haben auch eine Ambassade an die ottomanische Pforte geschickt und rufen den Türken um Hülf' und Beistand an. Heißt das nicht den Teufel zu Gevatter gebeten?

Der Feldprediger. Mein Herr, wer hat Euch doch dieses aufgebunden? Daß die Schweden den Türken um Hülf' anrufen sollten, dazu halt' ich sie viel zu klug; denn das wäre nicht politice oder macchiavellice gehandelt. Würde die schwedische Kron nicht auf einmal alle Meinung verlieren, welche so viel bedrängte evangelische Christen sich von ihr gemacht haben? Gesezt, daß vielen unter der schwedischen Nation die Fortpflanzung der wahren Religion nicht von Herzen gehe, so wissen doch alle Machiavellisten, was opinio propagandae religionis für ein scheinbarer Prätert sey. Wenn sie die Kosacken auf deutschen Boden brächten, das wäre viel; allein die Kosacken sind doch noch auf den Namen Christi getauft: der Türk aber ist ein Erbfeind des christlichen Namens. Sollten nun die Schweden diesen Erbfeind der Christen um Hülfe anrufen? Versichert Euch, daß die beiden Wörtlein „augsburgische Konfession" und „deutsche Freiheit" der schwedischen Nation hiezuvor im deutschen Krieg mehr genüzt haben, als fünfzigtausend Türken oder Kosacken thun könnten. Sollten nun die Schweden solche Kinder werden und wegen des Türken solche alberne Consilia fassen? Es ist heutiges Tags ein poetischer Lügengeist in der Hölle los worden, welcher die Lügen in einen wahrhaftigen Schein metamorphosiren kann, besser als Ovidius, und das macht oft zwischen Großen und Kleinen große Verbitterung. Wenn man aber endlich darnach fragt, so ist es nur ein Wind oder ein Schatten. Gott schicke es doch nach seinem heiligen Willen, daß sie den Türken nicht in die Christenheit locken, sondern ihn zu Konstantinopel besuchen und unterdessen ihre eigenen Reiche in Ruhe und guten Frieden setzen!

Der Kaufmann. Was Frieden? Wer will Dänemark nun rathen, daß es Frieden mache, nachdem es eine volkreiche Armee und ansehnliche Kriegsmacht zusammengebracht hat? Das müßte ein rechter Narr seyn, der davon reden wollte!

Der Feldprediger. Und ich, wenn ich vor beiden nordischen Mächten auf einmal predigen sollte, wollt' ich unter andern sagen: „Ihr beide gekrönte Häupter! Wenn viel tausend arme Leute in euren Reichen und Provinzen mit Einem Munde reden könnten, so würden sie euch mit gebogenen Knieen, mit gefaltenen Händen, mit einmüthiger Stimm' anrufen, daß ihr euch wollet über sie erbarmen und Frieden machen und erhalten. Werdet ihr dieser armen Leute Schreieen erhören, so wird auch Gott wieder hören, wenn ihr in Leibes- oder Seelennöthen zu ihm schreiet. Alles, was ihr um dieser armen Leute willen thun werdet, das wird Gott also annehmen, als ob es ihm zu Gefallen geschehen sey. Weil Christus versprochen, daß er am jüngsten Tag rühmen wolle, was seinen ärmsten Brüdern geschehen, so werdet ihr so viele Lobsprüche hören, als arme Leute ihr durch Fried und Einigkeit bei Weib und Kind, Haus und Hof, Speis' und Trank erhaltet. Ihr werdet euch durch Fried und Einigkeit verdient machen nicht allein um eure lebendigen Unterthanen, sondern auch um ihre noch im Mutterleib liegenden Kinder. Die werden eure Asche unter der Erde segnen und euren Nachkommen wiederum alles Glück und Wohlergehen wünschen. Ihr werdet, wenn ihr Fried und Einigkeit erhaltet, glückselig seyn für eure Person und glückselig wegen eurer Unterthanen; glückselig für eure Person, wann ihr euch an demjenigen, was euch von Gott bescheret ist, begnügen, und dasjenige, was ihr mit Willen und Frieden nicht haben könnt, fahren lasset; glückselig wegen eurer Unterthanen, weil nur der recht glücklich, der Vielen Glück bringt, vielen Gutes thut und Viele in Ruhe sezt. Jedermann wird euch hoch preisen und rühmen als großmüthige Helden, wann ihr euer eigen Herz überwindet, welches der höchste Sieg ist über alle weltliche Siege. Die Geschichte wird es den Nachkommen rühmen, daß Geld und Ehrgeiz solche hohe Gemüther nicht von einander geschieden haben, welche die Natur und die Religion mit einander verbunden hat. Ihr werdet euch beliebt machen auch bei den Angrenzenden, von welchen ihr durch diesen Frieden abwenden werdet alles das Unglück, welches diejenigen betrübt, welche mit Einquartirungen und Durchzügen belästiget werden. Ihr werdet von diesem Frieden Ruhm und Ehre haben bei den Jeztlebenden und Nachkommen. Die Jeztlebenden werden wünschen, daß Gott euch stärken wolle, daß er wolle bestätigen euren königlichen Thron, daß ihr möget sehen Kindeskinder, und daß euch nicht mangeln möge ein Mann, der auf eurem Stuhl sitze, so lange die Tage des Himmels währen. Ihr werdet die Erde in euren Reichen mit unerschrockenem Fuß betreten können, weil ihr dieselben mit Vergießung vielen unschuldigen Bluts verschont habt. Alle diejenigen, welchen es in dieser Zeit gehet wie dem Gideon, der in seiner Scheuer stund und drosch Waizen, auf daß er flöhe vor den Midianitern, die werden euch Gesundheit wünschen und alles Wohlergehen, wenn sie unter ihrem Weinstock und Feigenbaum sitzen und ihren Bissen mit Frieden werden essen können. Alles was lebendigen Odem hat, wird euch für gute Ruhe und Sicherheit danken!"

Indem der Feldprediger weiter fortfahren wollte, fiel ihm der Kaufmann in die Rede und sagte: Ja, Magister, Ihr prediget da so was her! Die Soldaten werden sagen,

es solle Euch für dieses Predigen, ich weiß nicht wer, danken! und ich — ich muß schlafen gehen. So viel ist gewiß: in diesem angezündeten Kriegsfeuer will keine machiavellistische Statisterei (Diplomatie), keine Prahlerei der Großen helfen, sondern das einzige Mittel, welches Jonas den Ninivitern gezeigt hat, das muß helfen, und die Bußthränen der Könige und Unterthanen müssen dieses Feuer löschen, oder der Ueberwundene wird zu Grunde gehen, und der Ueberwinder wird von seinem Sieg schlechten Vortheil haben. Gehabt Euch wohl!

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Die lezten Worte waren kaum über der blassen Frau Lippen, als vor dem Hause mehrere wild durcheinander schreiende Stimmen laut wurden. „Ha!" rief der Geistliche, „da sind sie! — Unglückliche!" sezte er mit einem Blick zärtlicher Theilnahme auf die betroffene Frau hinzu; „in das Haus der Trauer werden sie noch den Schreck und das Entsetzen tragen. Mich, mich suchen sie! und ich bringe heut Haß und Verfolgung über diese Schwelle, der ich vor kaum achtundvierzig Stunden den Frieden brachte!" Jezt ward es auch innerhalb des Hauses laut. Man unterschied deutlich die Worte: „Er muß hier seyn, ich sah ihn rechts einbiegen und verschwinden." — „Ganz recht, er muß hier seyn," erwiederten andere. „Nur zu! Nur zu! Nach allen Seiten vertheilt und keinen Schlupfwinkel undurchsucht gelassen!" Sie stürmten sogleich die Treppe hinan. Eustache hatte der Wittwe Hand gefaßt; er war blasser wie der Tod, seine braunen Augen matt und regungslos. „Wohin?" lispelte er kaum hörbar. „Ermannen Sie sich," fuhr er dringender fort, „es gilt unser beider Leben. Finden mich die Tiger hier, so sind Sie wie ich verloren. Wohin, Madame Arboi, wohin? Irgendwo müssen Sie mich verbergen!" Sie zitterte an allen Gliedern. Man sah, ihr kam kein einziger rettender Gedanke. Indeß nahm das Geräusch zu; schon waren Eustaches Verfolger auf der obersten Treppe; die entscheidende Minute nahete.

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging Madame Arboi mit leichten, kaum hörbaren Tritten nach dem Alkoven, schlug die zugezogenen Gardinen auf und wies mit dem ausgestreckten Finger unter das Bett, auf welchem der Leichnam ihres Mannes lag; ein breiter Behang reichte bis auf den Fußboden hinab und verdeckte den Raum unterhalb.

Eustache schauderte zurück; sie hob die Schultern und zeigte mit beiden in die Luft gestreckten Händen, daß ihr sonst kein Mittel zu Gebote stehe. Jezt schlug eine derbe Faust auf die Klinke der Flurthüre. Der Riegel war von innen vorgeschoben. „Holla!" rief der Fleischer, „aufgemacht!" Eustache faltete die Hände über dem Kopf zusammen und flog dem Alkoven zu. Er sah und hörte nichts mehr, die Angst drängte ihn unter das Bett des Todten.

„Eine Leiche," sagte Jemand draußen, „eine Leiche wäre dort im Zimmer?" — „Pah!" rief Collars, „das schreckt uns eben nicht." Er wiederholte seinen Stoß gegen die Thür; diese ging jezt auf. Die blasse Gestalt der Frau, ihr schwarzes Kleid, der sanfte Schmerz in den matten Zügen, die weder Schreck, noch Furcht entstellten, trafen das Herz des rauhen Mannes. Er stuzte, blieb stehen und brachte, seine Verlegenheit zu verbergen, ein paar plumpe Späße vor, welche den Irrthum entschuldigen sollten, einen aufrührerischen Karlisten bei den Todten gesucht zu haben. „Nein, wahrhaftig," riefen mehrere durcheinander, „die sind nicht todt! die schießen wie Unkraut aus der Erde und leben in allerlei Gestalt."

Es hatten sich indeß immer mehr unruhige, verwilderte oder neugierige Gesichter in das Zimmer gedrängt. Ein verwegener Bursche wiederholte die lezten Worte: „In allerlei Gestalt! Warum nicht auch in der eines Todten?" sezte er, die rollenden Blicke im Kreise umherwerfend, hinzu. „Was?" fragte Meister Collars, mit Theilnahme auf die Trauernde sehend; „ihr könntet denken —" — „Warum nicht?" entgegneten viele Stimmen zugleich; „so was ist jahrelang todt und lebt doch wieder auf!" — „Laßt sehen!" sagte der junge Mensch. Er trat rasch ein paar Schritte vor, ergriff die Lampe auf dem Tisch, leuchtete im Zimmer umher und dann in den Alkoven hinein. „Halt!" rief Collars, von dem Anblick des starr hingestreckten, bläulich-weißen Körpers erschreckt, der, dürftig eingehüllt, keinen Zweifel über seine angehende Verwesung ließ. „Halt! Nicht weiter! Ihr seht, der stimmt nicht mehr für die Ordonnanzen und spricht kein Ave für den kleinen Heinrich!" — „Unbarmherzige!" klagte die durch und durch erschütterte Wittwe, mit einer Stimme, wie Engel weinen mögen. Ihre gefalteten Hände und das große, nasse Auge hoben sich zum Himmel, die Lippen bebten, Angst und Schmerz schüttelten ihre Glieder, sie schwankte. „Fort da!" rief der Fleischer unwillig. Er riß mit einer Hand den Jüngling vom Bette zurück, während er mit dem andern Arme die Umsinkende aufhielt und sie in der ersten Verlegenheit sanft an den Boden legte. Er ergriff darauf die Lampe, und sie so stellend, daß er die bleichen Züge der Unglücklichen genauer betrachten konnte, blieb er einige Augenblicke besorgt vor ihr stehen, in der Meinung, das Entsetzen habe sie auch getödtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die Kunstausstellung.

Wer sollte erwartet haben, daß bei der jetzigen Kunstausstellung beinahe 3000 Kunstwerke zur Schau gestellt werden würden? Die Künstler kennen also keine schlimmen Zeiten, keine Revolutionen, keine Aufstände, keine Bedrängnisse? Die Kunst allein beschäftigt und beseelt sie, die glücklichen Menschen! Zur Zeit, da man einen Thron in Paris zerschlug, als Hunderte und Tausende für die Aufrechthaltung der Staatsverfassung, für die Bewahrung der Freiheit fochten, als eine der mächtigsten Staatserschütterungen erfolgte, wovon die französische Geschichte Meldung thut, saßen wohl die Künstler ruhig mit ihrem Pinsel da und malten Scenen aus der Vergangenheit oder Landschaften? Nicht doch, man thäte den Pariser Künstlern Unrecht, wenn man glaubte, ihnen seyen die Auftritte des Julimonats vorigen Jahrs gleichgültig gewesen. Manche haben tapfer mitgekämpft; andere haben den Sieg des französischen Volks auf vielfältige Art gefeiert. Sie haben durch eine eigends veranstaltete Kunstausstellung im vorigen Jahre zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der Erschlagenen redlich das Ihrige beigetragen, um ihre Theilnahme an der großen Begebenheit zu bezeugen. Um sich die Menge von Kunstprodukten bei der jetzigen Ausstellung erklären zu können, muß man sich erinnern, daß seit mehreren Jahren keine solche Ausstellung stattgefunden hat; in diesen Jahren nun, in welchen man, wo nicht ruhig, doch wenigstens still lebte, konnten die Künstler arbeiten. Eine Menge Stücke sind übrigens klein und haben nicht viel Zeit erfordert. Der großen Gemälde werden immer weniger; denn außer den Kirchen gibt es wenig Gebäude, wo sie Plaz finden könnten. Dagegen malt man jezt eine außerordentliche Menge sogenannter Kabinetstücke, die jeder etwas wohlhabende Bürger in seiner Wohnung aufstellen kann. Zu gleicher Zeit hat die Darstellung der Gegenstände aus der geistlichen Geschichte, so wie aus der griechischen und römischen, wo nicht aufgehört, doch sehr abgenommen; jezt sind es häusliche Auftritte, neuere Begebenheiten, romantische und romanhafte Vorfälle, die man schildert. Sogar aus der lezten Revolution des Julimonats sind mehrere Auftritte dargestellt worden. Die Regierung, welche Gemälde für die Kirchen bestellte, und die, welche Schlachten malen ließ, sind nicht mehr vorhanden. Jezt hängen die Künstler mehr vom Publikum ab und müssen dessen Geschmack zu befriedigen suchen. Daher diesmal die große Verschiedenheit der Gemälde und der Gattungen von Malerei. Diejenigen Künstler, welche sonst den ersten Rang behaupteten, als Gérard, Gros u. a., haben nichts geliefert, und ihr Beispiel ist beinahe ohne Einfluß auf das junge Künstlergeschlecht, das seinen eigenen Gang geht. Einstimmig wird einem Gemälde des Malers Robert, italienische Schnitter darstellend, der Vorzug vor allen andern eingestanden. Robert ist der König unter den Malern, die etwas ausgestellt haben. Lethiers, der noch nach altem Brauche ungeheure historische Gemälde liefert, hat den Tod Virginias dargestellt, nachdem er, glaube ich, schon in England dieses Gemälde für Geld hat sehen lassen. Allein mit seinem Brutus hält die Virginia den Vergleich nicht aus. Horace Vernet, welcher Paris verlassen hat, um zu Rom Direktor der französischen Kunstakademie zu werden, hat in Italien seinen Styl geändert und ist ein tüchtiger historischer Maler geworden. Diese Vernetsche Familie ist wirklich eine sonderbare Erscheinung; sie kommen alle mit vielen glücklichen Anlagen zur Welt, werden gute Künstler, sind wizige Leute und erwerben sich einen großen Ruf. Die meisten, jezt Gemälde ausstellenden Künstler sind übrigens junge Leute, wovon mehrere zu großen Hoffnungen berechtigen. Indessen beweist doch auch eben diese Ausstellung, daß man nicht allzu viel hoffen darf. Bei der lezten Ausstellung hatte sich ein junger Künstler, Namens Deveria, der keinem Meister seine Bildung verdankte, durch einen ersten kühnen Versuch ausgezeichnet. Jedermann war überrascht; man weissagte dem Jünglinge eine glänzende Laufbahn. Diesmal hat er wieder das Publikum überrascht, aber nur durch die Mittelmäßigkeit seiner Leistungen. So ist es auch einigen andern ergangen. Gewisse Meister, z. B. Hersent, finden es einträglicher, Porträts zu malen, und liefern daher nichts von Bedeutung. Solche Künstler laufen Gefahr, bald ihren Ruhm einzubüßen, wofern sie nicht auch als erste Porträtmaler glänzen. Für die Künstler, so wie für die Schriftsteller ist es ein Unglück, daß das Publikum jezt zu sehr mit den großen politischen Begebenheiten beschäftigt ist, als daß es den Künsten ungetheilte Aufmerksamkeit schenken könnte. Gewiß muß dies auf den Absaz der Kunstwerke Einfluß haben. Von den 3000 Stücken wird leider die Hälfte in den Werkstätten der Künstler bleiben, und schwerlich werden sie Aufmunterung genug bekommen, um für eine künftige Ausstellung so thätig zu arbeiten, als sie es für diese gethan haben. Dg.

London, Juli.

(Fortsezung.)

Neue Literatur.

So eben ist die erste Lieferung eines nüzlichen und schönen Werkes erschienen, welches gewiß auch in Deutschland Käufer finden wird: eine Beschreibung des Weges von London nach Neapel, unter dem Titel: A new illustrated Road-Book of the Route from London to Naples (London, Murray) von W. Brokedon, dem talentvollen Verfasser des bekannten Kunstwerkes über die Alpenpässe (Passes of the Alps), in einem schön gedruckten Octavband, mit 24 prächtigen Stahlstichen von Finden, nach Originalzeichnungen von Prout, Stanfield und Brokedon. Die erste Lieferung gibt den Weg von London nach Paris mit Ansichten von Dover, Calais, Abbeville (aus der Ferne), Beauvais (im Innern), Paris (Place Louis XVI., von einem Hause in der Rue Rivoli entnommen) und einer Landkarte. Abbeville und Paris sind am interessantesten. Die Beschreibung ist offenbar das Werk eines erfahrenen Weltmannes, der alles selbst gesehen hat und jedes Ding beim wahren Namen nennt. Diesem Buche soll ein anderes folgen, in welchem der Rückweg von Rom nach England, über Venedig, Mailand, Genf, Basel und den Rhein entlang, beschrieben wird.

Allen Baukundigen und Alterthumsforschern ist ein Werk von dem unermüdlichen John Britton zu empfehlen, welches in vier Lieferungen (jede zu 12 Schilling) und unter dem Titel: Dictionary of the Architecture and Archeology of the Middle Ages, erscheint und in einer Menge vortrefflicher Zeichnungen von le Deux und kurzen, aber klaren Beschreibungen der Gegenstände alles enthalten wird, was man in einem Handbuch über christliche Baukunst nur suchen kann.

Es ließ sich erwarten, daß wir in der jezigen Zeit nicht ohne eine populär abgefaßte Geschichte Polens bleiben würden; so eben ist eine von James Flitcher Esq. erschienen. Der Verfasser scheint von hoher Bewunderung der Heldentugenden des Volks durchdrungen, urtheilt aber auch von der blinden Selbstsucht der polnischen Großen, welche das Reich in den Abgrund stürzten, mit verdienter Strenge.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Juli 1831.

Man müßte der Antipode der Vernunft seyn, wenn man nicht eingestehen wollte, daß Paris der große Stapelplatz der Wunder, der Brennpunkt des guten Geschmackes und der Geistesbildung ist.

Molière.
Les précieuses ridicules.

Die Pariser Boulevards im Jahr 1831.

Von Depping.

Spaziert man auf den Boulevards und Hauptstraßen von Paris umher und sieht die vielen neuen Formen der Meublen, der Porzellan= und Krystallgefäße, die elegant gedruckten Bücher in den Buchladen, die lebhaften und geschmackvollen Verzierungen der gewebten Zeuge, den Putz der Damen, die Menge wohlgekleideter Leute, die vielen hin= und herfahrenden Kutschen, die beständig abfahrenden Omnibus, so manche Herrn zu Pferde u. s. w., so sollte man kaum glauben, daß die Stadt vor einem Jahre eine Revolution durchgemacht hat, und daß die Leute alle den Kopf voll von politischen Gedanken haben; man sollte im Gegentheil vermuthen, in Paris denke Niemand an etwas anderes als an den Luxus und an Lustbarkeiten. Laßt uns einmal die Boulevards ein wenig besuchen; schon mancher hat sie vor uns beschaut und beschrieben; allein wenn die Hauptsache dieselbe bleibt, so verändern sich doch die Einzelnheiten und tragen das Gepräge der Zeitumstände.

Um bei dem Bastilleplatze anzufangen, so sehen wir zwar noch das Gerüste, das vor zwanzig oder dreißig Jahren errichtet wurde, um den kolossalen Elephanten zu errichten, welcher Wasser aus seinem Rüssel speien sollte; allein das Projekt ist längst aufgegeben worden, wie so manches andere, zur Verschönerung der Stadt ersonnene; man soll sogar sich zulezt überzeugt haben, daß der Brunnen nicht hinreichendes Wasser hätte liefern können. An die Stelle des kolossalen Elephanten hat nun schon mancherlei gesezt werden sollen. Vor Kurzem erst ist beschlossen worden, ein Denkmal für die im vorigen Juli im Kampfe für die Freiheit Gefallenen dort zu errichten. Da aber, was Denkmäler in Paris betrifft, so manches beschlossen und dekretirt wird, was nie zur Ausführung kömmt, so wäre es leicht möglich, daß auch aus dem Trauerdenkmale zu Ehren der Helden des Julimonates nichts würde. — Gehen wir nun die Boulevards hinunter, so finden wir erstlich, daß sie ihrer alten Bäume beraubt sind, welche ihnen sonst Schatten gewährten; die neuangepflanzten werden erst das künftige Geschlecht beschatten, so wie es wahrscheinlich auch erst die im Juli 1830 erworbene Freiheit, wozu die alten Bäume abgehauen wurden, in vollem Maaße genießen wird. Am Boulevard du Temple treten wir in das rege Leben der Pariser Volksbühnen und Lustbarkeiten; denn sie stehen hier gedrängt neben einander. Da sieht man das Spectacle des Funambules, oder den Seiltänzersaal, dann das Gaietétheater, das, seines Titels ungeachtet, grausende Melodramen darstellt, und nur durch einige kleine Vorspiele seinen alten Namen rechtfertigt; dann das Wachsfigurenkabinett, das sonst eine Merkwürdigkeit war, aber vor einem Nebenbuhler hat erbleichen müssen, der sich gegenüber niedergelassen und die Wachsfigurenkunst um einige Schritte weiter gebracht hat. Es ist ein Italiener, sein Name ist mir leider entfallen; ich bedaure es um so mehr,

da dieser Mann ein wahrer Künstler zu seyn scheint und gekannt zu werden verdient; er hat zwei Gruppen von Wachsfiguren aufgestellt, eine von fünfundzwanzig, und die andere von zwölf oder fünfzehn. Alle haben schöne, charakteristische Köpfe; wo hat er diese hergenommen? etwa von antiken Bildern? oder sind es Ideale? auf jeden Fall machen sie dem Künstler Ehre. Statt des todten Hinstarrens der gewöhnlichen Wachsfiguren, hat ihnen der Italiener Leben und Bewegung gegeben. Man sieht da einen der griechischen Helden neuerer Zeit, ich glaube Kolokotroni, der auf eine vor ihm liegende Landkarte hinschaut, von Zeit zu Zeit aber Augen und Kopf aufhebt und zur Seite in ein aufgeschlagenes Buch, das er in der Hand hält, blickt. Ein neben ihm stehender verwundeter Grieche schaut bald den Helden an, bald läßt er seine Augen auf die Landkarte fallen; alles ganz natürlich und schön. In der andern Gruppe scheint über eine Kapitulation verhandelt zu werden. Alle Figuren bewegen sich und äußern verschiedene Empfindungen, die sich durch Gebehrden ausdrücken. Und alle diese Bewegungen geschehen auf den bloßen Drucke einer Stahlfeder und hören auch eben so wieder auf. Der Mann muß Jahre lang an diesen Kombinationen gearbeitet haben, ehe er es zu dieser Vollendung hat bringen können. Seine Genialität hat schon einigen Einfluß auf das Kabinett der unbeweglichen Figuren gegenüber ausgeübt, gerade wie die voranschreitenden Regierungen und Völker auf die gern unbeweglich bleibenden Nebenstaaten einwirken. Das alte Kabinett hat seit Kurzem einen Bonaparte, welcher vor einer Kanone steht, und auch Kopf und Hände rührt, um sie abzufeuern. Wer weiß, ob sich zulezt nicht alle bisher unbeweglichen Figuren dieses, dem System des Bestehenden gänzlich zugethanen Kabinettes bewegen werden, so gut wie diejenigen des italienischen Nachbars? — Gehen wir einige Schritte weiter auf den Boulevards, so stoßen wir auf den Cirque olympique, der sich allmählig von seinem Falle erholt, aber auch alle Kräfte aufbietet, um das Publikum anzulocken. Bekanntlich hat es dieses Schauspiel mit den Thieren zu thun, und die Hauptschauspieler sind hier vierbeinig; Pferde, Hunde, Hirsche, sogar ein Elephant sind hier nach einander aufgetreten; jezt ist die Reihe an Tiger, Löwen und Hyänen gekommen, die Herr Martin aus seiner Menagerie liefert, und die glücklicherweise so gut abgerichtet sind, daß sie ihre Rolle recht gut spielen. Zur Vermeidung alles Unglücks läßt man sie jedoch hinter einem Drathgitter auftreten. Solch ein blutgieriger Schauspieler aus den Wüsten Afrikas könnte zufällig einmal seine Rolle vergessen und auf Unkosten der Zuschauer in seinen vorigen Charakter zurücktreten. Es sieht immerhin noch schaudervoll genug aus, wenn man eine solche Bestie hervorspringen und auf ein unmündiges Kind losschießen sieht. Denn um ihr Auftreten interessanter zu machen, hat man dasselbe in eine abentheuerliche dramatisirte Geschichte verflochten, die natürlich in den Wildnissen Afrikas vorgeht. Die Gelehrigkeit und Sanftmuth dieser scharfbeklauten Mimen beweißt übrigens, daß dem Menschen alles möglich wird, wenn er mit Geduld und Vorsicht verfährt, sogar das Zähmen der wildesten Thiere. Um die afrikanischen Wüsten noch anschaulicher zu machen, hat man drei Beduinen aus Algier kommen lassen, und diese treiben nun am Abend ihr kriegerisches Spiel zu Pferde im Cirque olympique. Diese Beduinen können sich jezt als französische Unterthanen betrachten, wenn sie Lust haben, und sie müssen wunderliche Betrachtungen über ihre neuen Landsleute anstellen, wenn sie anders über etwas nachdenken; denn sie sehen nicht darnach aus, als ob Nachdenken ihre Hauptbeschäftigung sey. Als sie sich eines Abends über den Boulevard zum Cirque olympique begaben, um ihre Rolle zu spielen, war dort gerade ein Auflauf und das Volk, das die wunderlichen afrikanischen Figuren vorbeiziehen sah, verhöhnte sie. Was mochten die armen Beduinen von den Parisern denken? vielleicht, daß die Christen in der am feinsten gebildeten Stadt Europas sich nicht besser betragen, als die Mauren und Beduinen, wenn ein Christ das Unglück hat, in ihre Hände zu gerathen. Freilich war das Volk damals in Wallung, und mochte übler Laune seyn beim Anblicke freigeborner Leute, welche sich hier für Geld zu einem Possenspiele hergeben. Vielleicht erinnerte man sich auch an alles Böse, das die Beduinen im Anfang der Eroberung Algiers den Franzosen zugefügt haben. Das war aber, wie gesagt, nur eine vorübergehende Wallung, und im Cirque olympique, so wie im Lustgarten Tivoli, wo sie ebenfalls ihre Reiterevolutionen machen, werden diese Beduinen vortrefflich aufgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Indem des Fleischers Blick unruhig an der Ohnmächtigen hinglitt, streifte er zugleich einige Gegenstände, die auf den Dielen umherlagen. Das abgerissene Stück eines Blumenkranzes fiel ihm hier in die Augen. Er dachte nicht sogleich etwas dabei und sah wieder weg. Madame Arboi bewegte sich, die Besinnung kam ihr wieder, sich richtete sich in die Höhe. Schönheit und sanftes Dulden haben immer große Gewalt über die Gemüther; selbst der wilde junge Mensch fühlte etwas wie Mitleid mit der armen Frau, der man so unnützer Weise Schreck und Angst eingejagt hatte. Er beugte sich

zu ihr herab, in der Absicht, ihr aufzuhelfen; dann ließ er sich auf ein Knie nieder und stemmte die eine Hand gegen den Boden, um ihr die andere desto fester reichen zu können. Unversehens bekommt er die welken Blumen zwischen die Finger. „Ha!“ ruft er, das Ding näher betrachtend. Plötzlich das abgerissene Stückchen eines Kranzes mit wildem Lachen über dem Kopf schwingend, schreit er: „Seht! Seht! Hier wurde das Aufruhrzeichen fabrizirt! Das sind die Immortellen vom Bilde des kleinen Bordeaux! Das ist die Kranzflechterin! Teufel! mit der Miene!“ Schneller als entzündetes Pulver ein Gebäude in Brand steckt, faßten diese Worte in den heißen, drehenden Köpfen. „Ha, die Heuchlerin! die verwünschte Hexe! die blutdürstige Heilige!“ scholl es im Augenblick von allen Lippen. „Zerschlagt Ihr doch die ruchlosen Hände, die solche Blumen streuten.“ Mehr als zwanzig Arme streckten sich gegen das wehrlose Opfer aus, das mit verhülltem Gesicht den Todesstoß erwartete.

„Haltet ein!“ sagte eine matte, aber feste Stimme; „ich bin der Schuldige. Mir gehört der zerrissene Kranz. Unsterblich, wie diese Blume, ist meine Treue. Seht in mir den Priester von St. Germain l'Auxerrois, den Ihr sucht. Ich wollte Eurer Wuth entgehen, ich drang mit Gewalt hier ein und verbarg mich in diesem Zimmer. Alles gelang, doch eine stärkere Macht, als Ihr besitzt, gibt mich in Eure Hände. Hier! zögert länger nicht! Thut, was Ihr wollt! Ich bin bereit!“

Von den Racheburstigen, die auf Madame Arboi eindrangen, unbemerkt, war Eustache unter sie getreten. Einen Moment stutzten sie bei seinem Anblick; sie sahen sich um, woher er komme, und wie er ihnen so lange habe entgehen können. Doch gerade das an ihm zu rächen, vereinigten sie sich schnell, und ehe er noch ausgeredet hatte, ergriffen ihn Meister Collars und die Nächststehenden, hoben ihn unter lautem Triumphgeschrei und den fürchterlichen Worten: „Fort mit dem Priester! Fort in die Seine!“ an beiden Armen in die Höhe und schleppten ihn so die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, die Straße entlang, dem Flusse zu.

Hätte das Grab plötzlich die Wittwe mit dem Leichnam ihres Gatten umschlossen, es würde ihr nicht dunkler, nicht einsamer, nicht schauerlicher geschienen haben, als die Leere in dem Stübchen, wo vor wenig Minuten die Flammen zügelloser Leidenschaft sich in feurigen Kreisen drehten. Noch stand die Thür offen, der Zugwind blies kalt herein und spielte mit den Vorhängen des Alkovens. Der widrige Dunst zusammengedrängter Menschen, der Qualm der halbverschütteten Lampe füllten noch das Zimmer; umgestürzte Stühle und Tische, Spuren schmutziger Fußtritte erinnerten das scheue Auge, wie roh das Leben den ernsten Tod verhöhnt habe.

Kurze Zeit blieb Madame Arboi, gelähmt an allen Seelenkräften, starr und regungslos stehen; plötzlich aber stürzte sie mit einem hellen Schrei zur Stube hinaus, über den Flur, ein Paar schmale Stiegen, welche nach dem Hofe führten, hinunter in die Küche des Gewürzkrämers, der im Erdgeschoß wohnte. Hier sezte sie sich auf einem Bänkchen, ohne ein Wort zu sagen, am Heerde nieder. Sie hatte die Hände krampfhaft zusammengefaltet, das Kinn, alle Muskeln ihres Gesichtes zitterten, kalt wie Eis, leichenblaß, hörte sie nicht, sprach sie nicht. Es war Niemand in der Küche als ein Kind, das auf dem Heerde saß und mit der ausgebrannten Asche spielte. Es sah sie anfangs verwundert an, dann fing es an sich zu fürchten. Auf sein Geschrei kam die Mutter aus dem vordern Laden, wo sie beschäftigt war. „Gott, Madame Arboi!“ rief sie, diese erblickend. „Sie sind auch erschreckt worden; ich kann es mir leicht denken. Die Spitzbuben haben einen Lärm gemacht, daß einem Hören und Sehen darüber verging. Nun, jezt haben sie ihr Müthchen gekühlt, jezt bleibt es für heute wohl ruhig. Aber was sitzen Sie denn hier in der finstern Küche? Kommen Sie doch vorne zu mir herein, kommen Sie! Ich gebe Ihnen ein Gläschen Wachholder; Sie nippen davon, so viel Sie wollen.“ Sie hätte noch lange fortreden können, jene hörte und verstand sie nicht. Die Krämerin faßte endlich ihren stummen Gast bei der Hand; diese ließ es geschehen, und als sie sich fast gewaltsam fortgezogen fühlte, folgte sie mechanisch, wohin man sie führte.

„Gott, wie blaß sie ist!“ sagte ein junger Bursche, der den Dienst im Laden versah. „Geh, Valentin, sieh, ob der Herr noch nicht wiederkommt,“ flüsterte ihm die Hausfrau zu. „Die Unglückliche scheint die Sprache, wie den Verstand verloren zu haben.“

Valentin ging mit einem besorglichen Blicke auf Madame Arboi. Nach einer kleinen Weile kam er wieder, ohne die gewünschte Auskunft geben zu können. Der Herr, meinte er, werde wohl mitgelaufen seyn, dem Ertränken des Priesters zuzusehen. Bei diesen Worten zuckten die Lippen der armen Wittwe, ihre Züge verzerrten sich, sie brachte aber keine Sylbe heraus. Der junge Mensch erschrak sichtlich und bat, einen Arzt holen zu dürfen. „Geh lieber hinauf,“ erwiederte die Krämerin, „schließe die Wohnung der Unglücklichen, sie kann sonst noch obenein bestohlen werden, und es ist auch nicht gut, wenn man Gestorbene so unbewacht liegen läßt.“ Der Bursche verließ ungern das Zimmer. Mittlerweile hörte man Jemand an der Klinke der Hausthür; die Krämerin horchte gespannt auf. „Das ist mein Mann,“ beruhigte sie sich selber. Valentin sprang auch schon wieder zurück in den Laden. „Der Herr!“ rief er, den Eingang hinter sich offen lassend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Neue Literatur.

Ein neues anziehendes Werk ist: The History of English Dramatic Poetry, to the time of Shakespeare, and Annals of the Stage to the Restoration (Geschichte der englischen dramatischen Poesie bis auf Shakespeare, und Annalen der Bühne bis zur Wiederherstellung des Thrones unter Jakob II.) von J. P. Conier. Es enthält sehr viele Thatsachen, welche, in vergessenen Handschriften begraben, frühern Geschichtschreibern und Commentatoren der englischen Bühne entgangen waren. Der Styl ist freilich etwas trocken und die systematische Eintheilung keineswegs befriedigend; auch verräth der Verfasser selbst viel zu wenig poetischen Geist, als daß seine Kritik des dichterischen Theiles der dramatischen Werke, deren Geschichte er zu erzählen hat, viel Werth haben könnte. Dagegen hat er in der Sammlung seiner Materialien einen Fleiß und eine Beharrlichkeit bewiesen, die nur die reinste Liebe zu seinem Gegenstande hervorrufen und belohnen konnte.

D. Inglis Reise in Spanien ist eines der besten Bücher der Art, die mir seit lange vorgekommen sind, und verdient, ins Deutsche übersezt zu werden. Der Verfasser hat in dem wenig bereisten Spanien manche Gegenden besucht, welche von Reisenden selten besucht worden sind, und ist selbst zu Madrid tiefer ins gesellschaftliche Leben gedrungen, als selbst seine französischen Vorgänger. Ich will ihn einige seiner Beobachtungen selbst erzählen lassen. Er hatte, wie jeder andere, viel von der ekelhaften Dürftigkeit erzählen hören, welche in Madrid herrschen sollte. „Ich begab mich, schreibt er, geflissentlich mehrere Male in die ärmsten Quartiere der Stadt, begegnete aber nirgends solchen Jammergestalten, wie man deren eine Menge zu Paris, London, Dublin, Manchester und in andern großen Städten Englands und Frankreichs sieht. Als der König von La Granja nach Madrid zurückkam, waren wenigstens 10,000 Personen bei seinem Einzuge zugegen, und bei der Niederkunft der Königin waren deren wenigstens dreimal so viel im Schloßhofe versammelt, und doch sah ich nicht einen einzigen zerlumpten Menschen, kaum einen Bettler. Freilich mag ein Mantel vieles Elend verhüllen, und einmal hatte ich wirklich ein auffallendes Beispiel davon. Eines Morgens ging ich in einer entfernten Gegend des Prado spazieren und sezte mich auf die niedrige Mauer, welche die eisernen Stacketen trägt, die um den botanischen Garten laufen. Ein Mann, in einen anständigen Mantel gewickelt, saß nicht weit von mir, dem Anscheine nach in Gedanken vertieft. Er hatte sich auf eine verbotene Stelle gesezt, und eine Schildwache näherte sich ihm unbemerkt und schlug ihn mit der Flinte leise auf die Schulter. Erschrocken ließ er den Mantel halb am Leibe herunterfallen, und es zeigte sich, daß er außer diesem und einem Halstuche keine andere Kleidung hatte. Der Mann war kein Bettler; er zog den Mantel hastig zusammen und eilte davon. Er war vermuthlich einer von denen, welche zu Madrid alles dem Aeußern aufopfern, oder einer von den wenigen Kastilianern, die, mit eigenthümlichem Stolze, lieber sterben, als Almosen fordern würden."

Die folgende Beschreibung von den Spaziergängern im Prado ist sehr anziehend: „In meiner Erwartung von Schönheit ward ich jämmerlich getäuscht; schöne Gesichtszüge sah ich nirgends. Weder bei diesem, noch einem meiner folgenden Besuche des Prado kam mir ein auffallend anmuthiges Gesicht in den Weg, und die in England ihrer Größe wegen so wohl bekannte Klasse der „hübschen Mädchen" findet sich gar nicht in Spanien. Die Frauen waren ohne Ausnahme braun, aber das Braun der reinen Brunette ist etwas ganz anderes als das Braun der Kastilianerin. Ich sah keine schöne Haut, kein glänzendes Haar; schwarze ausdrucksvolle Augen sah ich freilich, doch waren sie gewöhnlich zu schlecht unterstüzt, um viele Wirkung zu thun. Aber der Grazie der spanischen Weiber muß ich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Kein anderes Weib weiß so zu gehen; der zierliche, leichte und doch feste Tritt des kleinen und hübsch gekleideten Fußes und Knöchels, die zierliche Haltung des Kopfes und Halses, die geschmackvolle Haltung der Arme — niemals sieht man sie herunterhängen, sondern eine Hand hält das Mäntelchen dicht unter dem Busen zusammen und die andere führt mit unvergleichlichem Zauber jenes geheimnißvolle Werkzeug, den Fächer — dies sind die Reize der spanischen Weiber. Das Manöver mit dem Fächer erscheint nirgends so vortheilhaft, als auf dem Prado. Ich glaube, ich werde nie wieder einen Fächer in der Hand eines andern Frauenzimmers sehen können, als in der Hand einer Spanierin; denn nirgends sieht man, was sich damit thun läßt, wie hier."

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 169:

Harmonie.

Räthsel.

„Sie wendet alle Schätze
Auf's schimmernd weiße Haus,
Sie spannt die linden Netze
Zum Schlummerkleide aus."

G. Pfizer.

Von einem Grabe will ich sagen;
Die Leiche hat's für sich gemacht
In ihren Lebens-Frühlingstagen,
Und wahrlich an kein Grab gedacht.

Sie glaubte sich ein Haus zu bauen,
Draus sie, von Erdefesseln los,
Hin fliegen könnte, nicht nur schauen,
In blauen Aethers Wonneschoos.

Sie dacht' im Haus sich warm zu betten,
Zu reisen für den Himmel dort; —
Vor Todesgluth kann nichts sie retten,
Sie stirbt von bösem Feuermord.

Und wenn sie so im Sarg verstorben,
So thut der Sarg sich freilich auf,
Doch weckt ihr Leben, das verdorben,
Kein Frühlingslüftchen wieder auf.

Der Sarg jedoch wird nun verschlungen,
Dann schmückt ihn schöner Farben Schein,
Dann wird wohl auch sein Glanz besungen,
Und hüllt manch Leben lieblich ein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 176.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. Juli 1831.

Der Vogel, welcher schlägt im Hage,
Er singt nicht immer auf der Flur,
Er sucht den Schatten am Mittage.

La Martine.

Gedichte von Ludwig Löhner.

Memnon.

Es tönet wunderbare Sage
Herüber aus dem Morgenland
Von dem granit'nen Götterbilde,
Das Memnonssäule wird genannt,
Und als gewalt'ge Riesenbüste
Emportaucht aus dem Sand der Wüste.

Denn als der Götterreigen fliehend
Die Thore des Olympus schloß,
Barg er, Aurorens sel'ger Liebling,
Allein sich in der Wüste Schooß,
Und Fels erscheinend, wahrt' im Innern
Er tief sein seliges Erinnern.

Nur wenn die Morgenröthe nahet,
Erwacht in ihm das Leben auch;
Durchrieselt von den heil'gen Gluthen,
Erzittert er dem Götterhauch,
Und spricht in wundervollen Tönen
Der Wüste wilden braunen Söhnen.

Und wie Aurora ihm entschwindet,
Verstummt sein glühend Lied im Flug;
Der Brand der rothen Mittagssonne,
Der Abendwinde kalter Zug,
Der Wüstennacht geheimes Schrecken
Kann keinen Ton in ihm erwecken.

So hast du alter, treuer Memnon
Mit mir dasselbe trübe Loos?
Daß mit des Tages erstem Leuchten
Melodisch' Leben uns durchfloß,
Und in des Morgens spätern Stunden
Der Liebe Glück uns schnell entschwunden?

So will ich's auch wie du ertragen;
Das Leben soll mich schweigend sehn,
In seines Mittags stillem Brande,
Bis, nach des Abends frost'gem Weh'n,
Der Nacht geheimnißvolle Schwingen,
Die Gluthen löschend, mich umfingen.

Vielleicht daß, wenn die Nacht geschwunden,
Von neuem kommt ein Morgenroth;
Daß wiederkehrt die süße Liebe,
Die mir den Kuß so flüchtig bot,
Und meine heiße Brust zu kühlen,
Mich ihre Freuden all' umspülen.

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Ein kleines, hageres Männchen, mit spitzen Zügen, den dreieckigen Hut in die Stirn gerückt, den knappen, zimmetfarbenen Rock weit aufgerissen, trat ein, setzte sich auf den Rand des nächsten Stuhles, und mit einer Hand

das hohe spanische Rohr gerade aufrecht haltend, mit der andern an dem langen Zopf spielend, seufzte er tief aus klopfender Brust: „Gott sey gelobt! Er ist gerettet!“ — „Wer?“ fragte seine Frau. „Wer? Wer?“ wiederholte jener unwillig; „wer anders als der Priester von St. Germain l'Auxerrois.“ — „Ah!“ stöhnte Madame Arboi, die Augen zum Himmel gehoben, die Arme weit ausgebreitet. Es war, als lasse die Todesangst plötzlich alle Bande los, die Seele und Leib bis jezt gefesselt hielten. Der Krämer nahm sie jezt erst wahr. Ein Blick auf seine Frau und deren beredte Mienen sagte ihm Alles. Er zuckte wehmüthig die Schultern und rief: „Ich weiß, ich weiß! Er war bei ihr versteckt! Die arme Frau hätte den Tod davon haben können. Aber das bei Seite, die Rettung war ein Wunder, und ich habe dabei die Hand im Spiel gehabt!“ Er nickte, das Gesagte zu bekräftigen, zuversichtlich mit dem Kopfe. Drauf wieder an Madame Arboi denkend, rief er: „Valentin, gieb der Frau ein Glas frisches Wasser, und Du, meine Gute, tröpfele etwas Wachholder hinein, damit sie wieder Muth bekommt. Es ist Alles vorbei, Madame Arboi,“ sezte er, zu dieser gewendet, hinzu. „Es ist Alles vorbei! Er ist gerettet, der ehrliche Bruder Eustache, und auf dem Wege nach dem Landgute meines alten Herrn, des Grafen R......“ Madame Arboi fing hier an heftig zu weinen; der redliche Krämer sezte sich näher zu ihr. Er legte seine Hand auf die ihrige. „Gott behüte,“ rief er, „wie Eis! Aber,“ fuhr er ungeduldig auf, „was gibts denn da noch zu weinen! Wahrhaftig, Ihr thätet Alle besser, mir aufmerksam zuzuhören. Man hört so was nicht jeden Tag.“ — „Gut, gut,“ lächelte seine Frau, „wir sind ganz Ohr.“ — „Nun wohl,“ hob er an, „ich war den Galgenvögeln wie durch Eingebung gefolgt. Ja, ich glaube, es war eine Eingebung, denn wahrhaftig, ich rannte wie toll hinter ihnen drein, ohne Ziel und Zweck. Wie wir um die Ecke biegen, hält das Kabriolet des Herrn Grafen vor einem Hause. Es erkennen und hinein in das Haus springen, war das Werk eines Augenblicks. Ich frage nach Graf R., ich höre, er sey drinnen bei einem Freunde. Man will mich bei ihm melden; ich habe keine Sekunde zu verlieren: dem Bedienten auf dem Fuße folgend, dringe ich mit ihm zugleich hinein und rufe schon von Weitem: „Geschwind, mein Herr! geschwind! Geben Sie Ihrem Eifer Flügel! Man will draußen einem armen Priester an das Leben! Die ketzerischen Hunde schleppen ihn nach der Seine.“ Der Graf läuft hinunter in sein Kabriolet, und ich sehe ihn nicht eher wieder, als mitten in dem Menschengewühle, das, mit jeder Minute wachsend, jezt die Straße verstopfte. Der Graf mit seiner schlauen Taktik hatte sie umgangen; er hielt dem Haufen gegenüber; die Zügel seines Pferdes über den Arm geschlungen, stand er auf dem Sitz des Wagens und fragte rechts und links nach der Ursache des Auflaufs. „Seyd Ihr nicht einfältig!“ lachte er aus vollem Halse; „verdurstet hier in dem Gedränge, um einem andern vollauf zu trinken zu geben! Zum Henker, wißt Ihr nicht, wie sie drüben in der Straße St. Honoré und im Palais Royal ihre Streiche machen? Da tanzen und jubeln die, welche klüger waren als ihr, die Priester laufen ließen und mit ihrem Golde Vergnügen kaufen. Macht's auch so! Gebt mir den winzigen Burschen, ich hebe ihn Euch auf bis zu gelegener Zeit! Viele stutzten, mehrere lachten, wie er, über ihre Dummheit, andere lockte sogleich der Gedanke des Goldes und der Karnevalsfreude. Indeß hielt der Graf so nahe, daß er, sich herabbückend, den halb ohnmächtigen Bruder Eustache beim Kragen fassen und ihn zu sich in das Kabriolet ziehen konnte. „Und nun lauft,“ rief er, „was Ihr laufen könnt, ehe sie Euch allen Wein drüben austrinken.“ Er hieb auf sein Pferd ein, wandte blitzschnell den Wagen und rollte an dem verduzten Volk vorüber. Ich stand nicht weit, er nickte mir zu; ich sah ihn den Weg nach der Barrière nehmen.“

„O der brave Mann!“ rief die Krämerfrau. Madame Arboi faßte den Erzähler bei beiden Händen, ihre Miene drückte den lebhaftesten Wunsch aus, ihm etwas zu sagen, aber sie zuckte mit den Schultern, warf einen um Mitleid flehenden Blick auf die Umstehenden, legte den Finger an die Spitze der Zunge und ließ keinen Zweifel, daß der Schreck jenes gräßlichen Augenblicks ihre Sprachorgane gelähmt, die schönen Lippen für immer geschlossen habe.

Die guten Leute sahen sie zuerst mit stummen Entsetzen an. Valentins erste Bewegung war wieder, den Arzt zu rufen; doch sein Herr hielt ihn zurück. „Dazu ist jezt keine Zeit,“ sagte er. „Verlaßt Euch darauf, sie kommen noch einmal zurück. Meister Collard hat die schöne Wittwe nicht so geschwind vergessen, und den Funken im Blut, den Wein im Kopfe, könnte er hier schöne Arbeit machen. Die arme Frau darf hier nicht bleiben.“ Madame Arboi machte eine abwehrende Bewegung, sie schüttelte mit dem Kopfe und zeigte hinauf nach ihrer Wohnung und der Leiche ihres Mannes. „Die Lebenden gehen vor,“ sagte der Krämer, ihre Gedanken errathend. „Die Gefahr drängt uns zu einem schnellen Entschlusse.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Boulevards im Jahr 1831.

(Fortsetzung.)

Fünfzig Schritte vom Cirque olympique treffen wir wieder ein Theater an, das Ambigue comique, das uns jezt mit einem Melodram aus der neuern Geschichte bewirthet, und fünfzig Schritte weiter steht wieder ein

Theater, das der Porte St. Martin. Hier kündigt der Anschlagzettel mit großen Buchstaben Faruch den Mauren an, einen abscheulichen Kerl, dessen Verruchtheit nur Abscheu erregt und die Erfindung eines siebzehnjährigen Dichters ist; vor dem Melodram dieses Namens pflegt ein kleines Stück vorherzugehen: Noch ein Vorurtheil, das gar nicht übel ist und einen guten Zweck hat. Es ist darin von einem Manne die Rede, welcher sich unglaubliche Mühe gibt, um bei der nächsten Deputirtenwahl die Stimmen seiner Mitbürger zu bekommen, und daher sehr liberale Gesinnungen äußert, unter andern auch für sehr tolerant gelten will. Nun trifft es sich aber, daß seine Tochter einen jungen Menschen israelitischen Glaubens liebt. Der junge Mann, welcher die liberalen Aeußerungen des wahllustigen Bürgers hört und schon beinahe dessen Zustimmung zu der Heirath hat, trägt kein Bedenken, ihm zu gestehen, weß Glaubens er sey. Jezt verändert sich das Gesicht des Bürgers; einem Israeliten kann und will er seine Tochter nicht geben, der Mann muß katholisch werden, ein Abbé soll ihn bekehren. Dieß wird bekannt. Die Wahlherrn werden über den Mann erboßt, welcher öffentlich so tolerant scheint und heimlich einen bekehrten Eidam fordert. Er verliert die schon erworbenen Stimmen, und diese wenden sich dem Vater des jungen Israeliten zu, welcher ein rechtschaffener Mann ist und allgemein geachtet wird. So etwas kann sich in unserer Zeit in Frankreich leicht zutragen, oder schon zugetragen haben. In andern Ländern ist vielleicht ein halbes Jahrhundert oder sogar ein ganzes erforderlich, bis die Leute so weit kommen. In einigen Ländern können die armen Bürger nicht einmal christliche Volksvertreter wählen, geschweige denn israelitische.

Zwischen den Thoren oder Triumphbögen, Porte St. Martin und Porte St. Denis genannt, haben die Boulevards in den lezten Jahren ein viel schöneres und imposanteres Ansehen bekommen als zuvor. Man hat durch das Abbrechen der alten, hervorspringenden Häuserreihe die Fußwege erweitert, und eine neue Reihe prächtiger Häuser mit eleganten Kaufläden läuft nun längs des Weges. Nur der starrköpfige Eigenthümer eines Hauses läßt sein Eigenthum noch immer im Wege stehen und weigert sich, es an die Stadt abzutreten. Da von keinem dringenden Bedürfniß, sondern blos von einem Verschönerungsplan die Rede ist, so kann die Stadt den Eigenthümer nicht zwingen, es zu verkaufen. Dem halsstarrigen Eigenthümer aber scheint sein einzeln dastehendes Haus lieber zu seyn, als alle Verschönerungen der Stadt, und vielleicht wartet er, bis es ihm über dem Kopf zusammen fällt, denn das Haus ist sehr hoch und schmal, und bei jedem starken Windstoße muß der Mann fürchten, seine Hartnäckigkeit theuer zu bezahlen. Unterdessen sind die Fußgänger, deren Spaziergang durch das quer im Wege stehende Haus gehindert wird, gezwungen, einen Umweg zu machen und vorne oder hinten um dasselbe herumzugehen. Es ist schlimm, daß der Mann so handelt; allein er hat das Recht dazu, und Niemand kann es ihm wehren.

Von der Porte St. Denis an werden die Boulevards üppiger und glänzender; neue Bauten zeigen sich auf beiden Seiten und Buden, die aufs Eleganteste verziert sind. Da ist wieder ein Theater, das Gymnase dramatique, das vor der lezten Revolution Théâtre de Madame hieß, und eigentlich Théâtre de Scribe heißen sollte; denn seine Stücke machen ja beinahe das ganze Repertoire dieses Schauspiels aus, das heißt, seine mit Hülfe anderer Dichter verfertigten; denn nur den kleinsten Theil davon hat er ganz allein gedichtet. Einen sonderbaren Prozeß hatte dieses Theater neulich. Man hatte nämlich als Regel eingeführt, daß kein Frauenzimmer mit einer Haube sich auf der Gallerie zeigen solle. Ein Herr, welcher ein so behaubtes Frauenzimmer eingeführt hatte und mit ihr abgewiesen wurde, verklagte die Direktion, und diese wurde gezwungen, ein anderes Eintrittsbillet zu geben und dem Herrn Ersatz zu leisten für das gestörte Vergnügen. Der Advokat des beeinträchtigten Herrn machte viele Späße über die aristokratischen Anmaßungen der Theaterdirektion, welcher die Hauben nicht gut genug sind und die nur mit Hüten zu thun haben will, obschon die Damenhüte nichts weniger als bequem in einem Schauspielsaale sind. Scribe soll nun sein sicheres Einkommen bereits auf 80,000 Franken gebracht haben. Sein jährlicher Gewinnst beläuft sich noch höher, wie man behauptet. Vielleicht hat Niemand je aus der dramatischen Dichtkunst größern Vortheil gezogen als Scribe; ihm hat Frankreich einen Tribut gezollt, wie keinem andern Schauspieldichter. Er ist ein vermuthlich einziges Beispiel des ungeheuern Gewinnstes, den ein Dichter in Frankreich aus seinem Talente ziehen kann, wenn er einmal in der Gunst des Publikums ist. Ungefähr gegenüber vom Gymnase dramatique steht ein neues Kaffeehaus, das unser Landsmann Gau gebaut und inwendig mit Arabesken nach antiken Mustern verziert hat. Etwas weiter treffen wir einen neuen Bazar an, ein schönes Gebäude, in welches man einige Stufen hoch hinaufsteigt und dann in einen Saal tritt, auf dessen Boden man wieder einige Stufen hinabsteigen muß. Hier laufen Reihen von kleinen Buden längs den vier Seiten, und außerdem sind noch einige parallele Reihen in der Mitte angebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe über Wiener Leben und Anstalten.

Dritter Brief.

Bisher habe ich mehr Wiens Umgebungen, mit dem in diesen sich darstellenden Leben und Treiben, zu schildern versucht; ich komme nun an den Wiener selbst und an das, was mir innerhalb der Linien der Stadt bemerkenswerth scheint. Den Charakter des Wieners betreffend, so ist bekannt, daß der Genuß des Landlebens und der schönen Natur ihn in hohem Grade reizt, und daß seine Mauern ihm zu enge werden, sobald die ersten Knospen im Frühlingsstrahle schwellen. Sein Herz, für Heiterkeit und Lust geschaffen, geht auf mit den Knospen und schließt sich nicht mit der welkenden Blüthe. Gefällig gegen den Fremden, ein Freund des geselligen Lebens, und unter den gegenwärtigen politischen Zeitereignissen glücklich sich preisend, der Ruhe zu genießen, sucht er, ohne viel zu sinnen und zu grübeln, sein Daseyn so angenehm wie möglich zu machen, und empfindet auf diese Weise manchen Druck nicht, der Völker, die mehr den Gang der Zeit belauschen, zu blutigen Kämpfen antreibt. Seinem Kaiserhause mit unzweideutiger Wärme ergeben, liebt er, in der festen Ueberzeugung, daß Oesterreich doch einmal Europa den Frieden wieder geschenkt habe, sein Vaterland und redet lieber von dem, was geschehen ist und vergangen, als von dem, was die Gegenwart bewegt und die Zukunft für ihn und Andere bringen möge. Musik ist seinem Herzen Bedürfniß, und wenn auch in manchen der größern Häuser durch die vielen Spieltische ordentlich Anstalt getroffen ist, sich gegenseitig zu langweilen, so daß Jeder Gott dankt, wenn der Zeiger endlich auf zehn Uhr steht, so ergötzen sich doch die meisten Abendgesellschaften an dem Wohllaut der Töne, und glänzende Gruppen schweben, gleich lustigen Feengebilden, durch die hellschimmernden Säle auf und nieder, während die ältern Damen am Theetische ihre Tagsneuigkeiten austauschen, die Männer dagegen in abgeschlossenen Rauchzimmern, bei feurigem Ungarweine, ihre Pfeifen sich schmecken lassen, ein erwünschter Zufluchtsort für Manchen, der seine Touren schon ausgetanzt hat, besonders aber für den Fremden, der nach einem Gespräche sich sehnt. Außerdem gibt es auch in den bessern Gasthäusern in und um Wien oft genug angenehme Abendmusik, wohin man, um dem Getratz und Geklimper, das einen überall verfolgt, zu entfliehen, sich denn auch flüchten kann, wenn man einmal doch Musik hören muß. Unter den beliebtern Gasthausmusikern wird Strauß, dessen Walzer und Gallopaden auf vielen deutschen Tanzböden erklingen und in Wien bereits auf allen Drehorgeln abgeleiert werden, gegenwärtig am höchsten gefeiert, obwohl mancher Kunstverständige meint, er verderbe den Geschmack des Publikums. In Wahrheit, wenn auch manch zauberische Schöpfung schon aus dem Kopfe dieses jungen Virtuosen gesprungen ist, so muß man doch Wiener seyn, um in all das ungestüme Geklatsch und da capo, das am Schlusse jedes Tonstücks, auch des gehaltlosesten und abgeschmacktesten Quodlibets, und unglücklicherweise hier allemal am tobendsten ausbricht, mit einstimmen zu können. Freilich geräth auch der Fremde nicht selten in den Fall, es thun zu müssen, um nicht als ungebildeter und verschlossener Mensch dazustehen, so wie man in England nicht auskommt, ohne Walter Scott zu lesen, um Geschmack für schöne Literatur zu zeigen.

Da in Wien den ganzen Winter über die Hausbälle in solcher Menge gegeben werden, daß ein guter und deshalb gesuchter Tänzer fast nie zum Ausruhen kommt, so zeichnet sich der Karneval blos durch die öffentlichen Bälle und Redouten aus; von Maskenzügen durch die Straßen weiß man hier nichts. Interessanter vielleicht, als vieles andere, sind da die Keller, weitläuftige, in drei bis vier große, bunt ausgeschmückte Säle abgetheilte, unterirdische Gewölbe, die zum Theil unter Straßen und Plätzen liegen, wo die Wagen donnernd darüber hinwegrasseln, und wo ein Leben und Treiben herrscht, von dem die Münchener Freinachten und die Lazaronikneipen in Neapel nur ein schwaches Abbild sind. Hier lernt man so recht kennen, wie tief der Mensch sinken kann.

Wien hat fünf Theater, immer zahlreich besucht, obgleich täglich in allen gespielt wird. Wenn das Burgtheater, von dem wenigstens der Wiener behauptet, daß es das erste in ganz Deutschland sey, sowohl für das Drama, als für das Lustspiel treffliche Schauspieler, unter denen besonders der gefeierte Anschütz sich auszeichnet, aufzuweisen hat, so steht dagegen die Oper am Kärntnerthor, wird sie nicht zufällig durch Gäste unterstützt, gegenwärtig sehr verwaist da.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Der Madrider Prado.

In der Hand einer Spanierin bleibt der Fächer (fährt Inglis fort) nicht einen Augenblick ruhig; sie öffnet ihn, fächelt sich und schließt ihn wieder, und dies alles mit drei Fingern. In der Hand eines gewandten Weibes vertritt der Fächer die Stelle der Sprache. Sieht sich ein Frauenzimmer von einem Bewunderer beobachtet, so greift sie gleich nach dem Fächer; ist sie verheirathet, so fächelt sie sich langsam, wo nicht, so fächelt sie sich schnell. Der Caballero erkennt also auf einmal, was er zu hoffen und was er zu wagen hat. Diese Thatsachen habe ich von der Gemahlin eines vornehmen Beamten zu Madrid. Die Bewegung des Fächers zeigt ferner, und zwar mit der größten Genauigkeit, den Grad der Vertraulichkeit, welcher zwischen zwei Damen besteht. Das Schütteln des Fächers ist ein allgemeines Zeichen der Bekanntschaft, und je nachdem der Fächer geöffnet oder zugeschlagen wird, ist die Vertraulichkeit größer oder kleiner. Im Prado sah ich wenig von der Trübseligkeit, die mir auf den Straßen aufgefallen war, denn viele der Damen trugen weiße Mantillas, und Abends werden mehr farbige als schwarze Kleider getragen. Auch machte die Menge der Gardeoffiziere mit ihren hohen dreieckigen Hüten und mit silbernen Borten bedeckten Röcken die Scene sehr bunt. Dann und wann fielen Bilder anderer Art in das Auge: hier und da ein stattlicher Priester, der sich mit seinem weiten Rock und herabhängendem Hut in froher Hast unter die Menge drängt; dort fern vom Gedränge mit eiligem Schritt und niedergeschlagenem Auge ein Mönch mit grauer, brauner oder weißer Kutte; dann und wann ein langer andalusischer Bauer, mit hohem, spitzzulaufenden Hute, silbergestickter Sammetjacke, rother Binde, offenen Kamaschen und weiten Strümpfen; die asturische Amme, mit ihrer kurzen, braunen Jacke, blau und gelbem, mit Gold besetzten Rock und bloßem Kopf; diese sollen an Gesundheit und Stärke alle übrigen übertreffen, und wenn eine breite Figur ein Beweis davon ist, so haben die Madrider Damen gut gewählt; ich selbst habe nirgends solche Weibspersonen gesehen, wie die Asturierinnen. In Frankreich, wo die Weiber gewöhnlich hager sind, könnte man eine solche als eine Seltenheit sehen lassen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Juli 1831.

— Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als ihr uns heut auf diesen Wegen erblickt.

Goethe Hermann und Dorothea.

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Der Krämer war vom Stuhle aufgestanden und blieb einige Sekunden mitten im Zimmer, an dem Knopfe seines Stockes nagend, stehen. „Richtig!" rief er dann; „Valentin, mein Junge," fuhr er eilig, zu diesem gewendet, fort, „geh', miethe Dir drüben bei dem Pferdeverleiher den alten Klepper, mit dem ich zu fahren pflege, hänge ihn geschwind in die Gabel meines Kabriolets. In funfzehn Minuten mußt Du damit im Hofe halten, derweil legt Madame Arboi Deine Sonntagskleider an, sie sezt sich ein, und Du führst sie auf der Straße nach Sevres zu des Herrn Grafen alter Mutter. Man ist gewohnt, mich meine Geschäfte dort machen zu sehen, Niemand hat ein Arges daraus. Ich gebe Dir ein Schreiben an die gute Dame mit, Du erzählst, was hier vorgefallen ist; sie hat schon ein Kämmerchen für die Arme. Indeß bleibt oben Alles offen; kehrt die gottlose Bande wieder, so heißt es: „die hübsche Madame Arboi ist entflohen, kein Mensch weiß wohin." Morgen lasse ich den Mann in der Stille beerdigen und schicke Nachricht hinaus, wie es hier aussieht."

Umgewandelt, wie das Leben, wie die Welt umher, saß die arme Frau in stummem, unmächtigem Schmerze, in fremder Tracht, weggestoßen vom eigenen Heerde, auf dem schmalen Sitze des leichten Wagens, und ließ sich durch Nacht und Dunkel von kindischer, unsichrer Hand leiten. Das Pferd ging zwar auf der ebenen, oft betretenen Straße seinen bequemen Schritt; es schien, des Zieles gewiß, dessen Erreichung ruhig entgegen zu sehen, und Valentin ließ es machen. Die Unglückliche aber erlag immer mehr körperlichem Unwohlseyn, vor welchem oft die Leiden der Seele, unbegreiflich genug, auf Augenblicke verstummen. Der kalte Nachtwind, die wachsende Ermattung, die Unbequemlichkeit einer Kleidung, die sie ängstete, das elende Fuhrwerk, das weder auf schnelles Fortkommen hoffen ließ, noch Raum zu ruhigem Abwarten gönnte, erhöhete das Widerwärtige eines Zustandes, dem auch der schwache Trost der Klage genommen war. Leise ächzend, kroch sie, ganz in sich zusammengedrückt, auf den Boden des Wagens, drückte die Stirn gegen den Sitz und flehete den Tod an, sich ihrer zu erbarmen. „Frieren Sie, Madame Arboi?" fragte Valentin; er vergaß, daß sie ihm nicht antworten konnte. „Guter Gott!" rief er, stillhaltend und nach seiner Begleiterin zurückgebeugt; „da liegen Sie und zittern wie ein Espenlaub! Hier, nehmen Sie meinen Rock, Madame Arboi. Wickeln Sie sich ganz hinein, ich kann schon so fahren, mir thut das nichts!" Sie griff mit der Hast geistiger Stumpfheit, die oft leiblichen Schmerz begleitet, nach dem warmen Kleidungsstück, deckte sich damit zu und versuchte zu schlafen.

„Halt!" rief plötzlich eine ziemlich rauhe Stimme. Zugleich griff Jemand dem trägen Klepper in die Zügel und bewog ihn leicht, still zu stehen. „Wo geht die Reise

hin?“ fragte ein großer starker Mann auf so entschiedene Weise, daß sie einem andern als dem unerschrockenen Burschen Schreck eingejagt haben würde. Dieser entgegnete indeß ohne Zögern: „Nach Sevres, mein Herr, zu dem Kaufmann Velpri, zu dem ich Geschäfte halber geschickt bin.“ — „So!“ war die lächelnde Antwort; „nun, da reisen wir zusammen. Du kannst mich schon ein Stückchen Weges mitnehmen.“ — „Geht nicht, mein guter Mann,“ versicherte Valentin. „Es sizt schon Jemand auf dem Wagen.“ — „Der ist wohl unsichtbar,“ meinte der andere; „ich sehe ja Niemand.“ — „Da liegt er ja, der arme Junge! ganz erfroren, wie Ihr wohl merken könnt. Es ist mein Bruder, ein Unglückskind, taubstumm und krank dazu.“ — „Was willst Du denn mit dem Elenden bei Herrn Velpri?“ — „Ach, er ist nur so mitgefahren. Er weiß sich sonst nicht zu behelfen, wenn er nicht bei mir ist.“ — „So! Aber bist Du nicht bei dem Gewürzkrämer Aubin im Dienst?“ — „Freilich! Doch wie wißt Ihr — ?“ — „Höre,“ fiel jener ein, „ich will Dir etwas sagen. Setze Dich dort neben das stumme Geschöpf, von dem ich kaum weiß, ob es ein lebendes Wesen ist; ihr preßt Euch wohl eng zusammen; ich nehme Deinen Platz ein und fahre rasch vorwärts nach Sevres.“

Valentin besann sich einen Augenblick, wich endlich der Nothwendigkeit, stieg langsam ab, machte sich noch dieß und jenes bei dem Pferde zu thun, und stand dann am Ende lieber hinten auf das schmale Brett der Kalesche und hielt sich oberhalb an derselben, als daß er den engen Platz mit der Unglücklichen hätte theilen wollen.

Ein Paar Minuten ging die Fahrt pfeilschnell von dannen. Die rüstige Hand des starken Mannes, sein unbarmherziger Peitschenhieb brachten den Klepper aus dem kurzen Trabe zum wüthenden Rennen. Doch währte das nur so lange, als die erschöpfte Kraft des Thieres ausreichte. Dann stand es auf einmal still, und keine Drohung, keine Strafe konnten es zu mehr als ruckweisem Ansprengen und langsamem Fortschleichen bewegen. Der immer hitziger werdende Fuhrmann verarbeitete sich vergebens mit ihm, ließ jedoch in seinen Versuchen nicht nach, die denn seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Diesen Moment benuzte Valentin; er bog sich über die Wagenlehne ganz zu Madame Arboi nieder, legte die Hand auf ihren Arm, und während jener sein: „Vorwärts!“ mit immer lauterer Stimme schrie, flüsterte er: „Geschwind! richten Sie sich auf, treten Sie auf den Sitz, ich hebe Sie hinunter. Wir verstecken uns seitwärts am Wege. Es ist Collars, der Schlächter, der uns fährt!“ Wie der Blitz durchzuckten diese Worte Madame Arboi. Ohne sich zu besinnen, war sie in Valentins Armen, und bald waren beide, wie zwei gejagte Rehe, in niederes Gebüsch geschlüpft und den Augen ihres überlisteten Verfolgers entrückt. Dieser hieb und rief noch immer auf das unglückliche Thier ein, ohne eben sonderlich fortzukommen.

Die beiden Flüchtlinge lauerten eine Weile mit verhaltenem Athem auf jede seiner Bewegungen. Sie hatten sich unweit der Landstraße in einem trockenen Graben hingekauert. Ueberhängende Tannenzweige und die aufgeworfene Erdverwallung mußten sie, ihrer Meinung nach, vor aller Entdeckung schützen. Einige Augenblicke hegten sie auch die Hoffnung, daß ihre List gelungen sey. Die Töne des Fuhrwerks entfernten sich; jezt verschwanden sie ganz. „Wir wollen zurück nach der Stadt,“ sagte Valentin leise; „wir sind jezt dort sicherer als außerhalb.“ Seine unglückliche Begleiterin ergriff mit hastiger Freude seine Hand; sie drängte ihn, zu eilen; beide erhoben sich vorsichtig hinter ihrer Schutzwehr. Doch, wer malt ihr Entsetzen, als sie nicht fünf Schritt von ihnen Collars stehen sahen, den Rücken glücklicherweise gegen sie gewendet, nach allen Seiten umherspähend, ob er die bald Vermißten nicht irgendwo entdecken würde.

Valentin zog Madame Arboi sogleich wieder an den Boden nieder. Er behielt sie an der Hand und zwang sie, so mit ihm auf allen Vieren langsam weiter in das Gebüsch hinein zu kriechen. Angst und Verzweiflung gaben ihnen übernatürliche Kräfte. Sie legten wirklich auf diese Weise eine bedeutendere Strecke zurück, als ihnen zu jeder andern Zeit möglich gewesen wäre. So gelangten sie zu einem Fußsteige, der ganz abwärts von der Straße nach irgend einem Hause oder Dorfe führen mußte, auf den sich Valentin zwar nicht besinnen konnte, wie bekannt ihm auch sonst die Gegend hier herum war, den sie aber dennoch getrost verfolgten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Boulevards im Jahr 1831.

(Beschluß.)

Einige Stufen höher geht eine ziemlich breite Gallerie umher, mit größern Buden und Vertiefungen, die ganze Kaufläden enthalten können. In diesem Bazar ist jedoch das Eisen nicht überall angebracht, wie im Bazar der Montesquieustraße, und es muß hier einige Feuersgefahr vorhanden seyn. Solcher Bazars oder Kaufsäle besizt Paris jezt gegen zehn, aber nicht alle haben gleiches Glück, und einige haben bereits geschlossen werden müssen.

Nachdem man das Ende der Montmartrestraße quer durchschnitten hat, trifft man wieder ein Theater, das Theater der Variétés, das sich noch immer mit seinen Volkspossen und kleinen Vaudevilles auf gutem Fuße er-

hält, indeß es so manchen andern Theatern schlecht geht. Die blühende alte Zeit ist freilich auch für die Variétés vorüber. Brunet ist alt geworden; Potier ist nicht mehr da, eben so wenig Tiercelin; nun ist freilich ein zweiter Brunet da, Namens Odry, der in den Tölpelrollen sehr beliebt ist, und dem die Wortspiele eben so wenig mangeln wie Brunet, dem man bekanntlich lange Zeit fast alle in Paris cirkulirenden Calembourgs zuschrieb. Odrys Ruf ist aber nicht so ausgebreitet, wenigstens außerhalb Paris. Auch die neuen Stücke haben nicht mehr das originelle Gepräge derjenigen, die man in der besten Zeit Brunets für ihn und Potier und Tiercelin verfertigte. Es ist jezt weit schwerer als sonst, noch etwas Neues im Volksschauspiele aufzufinden.

Neben diesem Theater wird jezt durch die vorige Häuserreihe eine Straße durchbrochen, welche den Boulevard mit dem Börsenplatz in Verbindung setzen soll. Seit das schöne Börsengebäude steht, verändert sich allmählig die ganze Umgegend, denn zu einem so schönen Platze gehören auch schöne Straßen und schöne Häuser. Hier werden wahrscheinlich in wenigen Jahren noch mehrere andere Veränderungen vorgehen; eine Verschönerung ruft ja gewöhnlich die andere hervor.

Sezt man seinen Weg auf den Boulevards fort, so gelangt man bald an das Tortonische Kaffeehaus, das nach wie vor von Fremden und Einheimischen besucht wird, und worin sich schon mehrere Gastwirthe mögen bereichert haben. Bilderkrämer und Buchhändler stellen auf diesem Theile der Boulevards ihre neuesten Produkte aus. Bei den erstern behaupten die lithographischen Bilder jezt den Vorrang vor den gestochenen, wenigstens was die Menge betrifft. Es gibt Künstler in Paris, welche sich durch das flüchtige Skizziren von Auftritten aus dem Volksleben und von originellen Personen einen Ruf erworben haben, und einer derselben hat kürzlich blos wegen seiner possierlichen Bilder das Kreuz der Ehrenlegion erhalten; er heißt Charlet; man hat ganze Sammlungen von diesem Skizzirer. Karrikaturen erscheinen in Menge bei den geringern Bilderkrämern, denn die höhern wollen sich mit dieser Gattung nicht abgeben. Besonders fruchtbar ist die Phantasie der Karrikaturenzeichner hinsichtlich der politischen Begebenheiten seit der Julirevolution gewesen, und von ihnen wie von den Mitarbeitern an den kleinern Journalen wird ein Spaß nicht eher wieder aufgegeben, als bis er auf alle mögliche Art gewendet, dargestellt und ganz abgenuzt worden ist. So haben sie in der lezten Zeit außerordentlich viel mit dem von der jetzigen Polizei erfundenen oder versuchten Mittel, das Volk bei einem Auflaufe mittelst Brandspritzen auseinander zu jagen, zu thun gehabt. Das Mittel selbst ist gewiß besser, als das Villèlesche oder Polignacsche, das Volk mit Gensdarmensäbeln auseinander zu jagen; allein es ist wahr, es gibt Stoff zum Spasse, zumal das Ministerium sich zur Parthei der rechten Mitte, le justo milieu, bekennt. Die Karrikaturenzeichner stellen daher ungeheure Klistirspritzen auf Kanonenlavetten vor, nennen dies l'artillérie du juste milieu und stellen den Kommandanten der Nationalgarde, Grafen von Lobau, als Apotheker Lebeau mit der Klistirspritze dar. An solche Spässe ist man in Paris gewöhnt, und die Polizei thut daher wohl, daß sie nicht darauf achtet. Es würde ihr auch nicht viel helfen; denn wenn die Karrikaturen nicht wären, so wären doch die Journale da, über welche die Polizei keine Macht hat, und diese würden dann ihren Witz noch reichlicher spenden, als sie jezt schon thun.

Wir kommen nun endlich an der Straße de la Paix vorbei, deren Häuser schon veraltern, obschon sie erst aus der Napoleonschen Zeit sind; in der Ferne erblicken wir auf dem Vendomeplatze die Siegessäule, auf welche nun Seurre, ein junger Bildhauer, wieder einen Napoleon setzen soll, jedoch diesmal keinen römischen Imperator, sondern einen französischen General, und gerade vor uns sehen wir das noch immer nicht vollendete Magdalenengebäude, aus welchem Napoleon einen Tempel des Ruhms und die Bourbonsche Familie eine Kirche machen wollte, das aber bis jezt keines von beiden geworden ist. Hier ist das Ende der Boulevards. Zwar ist die Rede davon, sie zu verlängern; allein damit wird es wohl sobald kein Ernst werden. Die Pariser Zeitungen müssen selbst gestehen, daß man in Paris zu viel Projekte macht und mehr anfängt, als man vollenden kann. In ganz Paris, bemerkte neulich ein kleines Tageblatt, liegen Grundsteine mit Münzen, als Anfänge von Gebäuden, die nie zu Stande gekommen, ja nicht einmal angefangen worden sind. An einigen Orten liegen sogar mehrere Grundsteine mit Münzen von verschiedenen Regierungen über einander, und die Nachwelt wird sich die Köpfe darüber zerbrechen, wie man in Paris ein Gebäude über das andere hat bauen können, da sie nicht wissen wird, daß die Grundsteine zwar gelegt, die Gebäude selbst aber nicht errichtet worden sind. Unsere Vorfahren, wird sie sagen, waren doch wirklich närrisch, daß sie ihre Zeit durch diese Steine und diese Münzen verherrlichen wollten; wo sind die Gebäude, denen die Steine zur Grundlage gedient haben, oder haben dienen sollen? wo sind die Denkmäler, wovon jene Steine der Anfang waren? hatten damals die Unternehmungen etwa einen Anfang, aber kein Ende?

———

Der nächtliche Dieb.

Ich stand am finstern Thurme
Zur stillen Mitternacht,
Die Flinte fest im Arme,
Zu halten gute Wacht.

So schritt ich eine Weile
Getreulich ab und auf,
Sah forschend in die Runde,
Hinunter und hinauf.

In ödem Schweigen lagen
Die Straßen überall,
Es hallten keine Tritte,
Kein Feind beschlich den Wall.

Doch sieh — das tiefe Dunkel
Durchschien ein blitzend Licht,
Und Einer kam geschlichen
Mit scheuem Angesicht.

Heda! was hat es Eile?
Was flüchtest du so schnell?
Soll ich die Wache rufen,
Du heimlicher Gesell?

Was treibt dich, zu verstecken
Das reichgestickte Kleid?
Ich weiß, du hast gestohlen
Dein silbernes Geschmeid.

Hab' dich schon lang belauert:
Aus einem reichen Haus
Da trugest du behende
Den blanken Schmuck heraus. —

Er blinzelt mit den Augen,
Erblaßt und zittert ganz,
Und schüttet auf mich nieder
All seinen Silberglanz.

Ich will dich nicht verrathen,
Hab' dich von Herzen lieb;
Zieh' ruhig durch die Wolken,
O Mond, du loser Dieb!

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe über Wiener Leben und Anstalten.

(Fortsetzung.)

An der Wien und im Josephstädter Theater, beide unter der Leitung des Herrn Carl, werden Lustspiele und Dramen, Schauspiele und Spektakelstücke, Pantomimen und Parodien, bunt durcheinander, aufgeführt, aber in der Regel so, daß der, der seine Ohren schonen und seinen bessern Geschmack bewahren will, schon bei dem ersten stürmischen Applaus und Herausrufen sich still hinausschleicht. Wem es aber Freude macht, Schillers und Shakespeares Poesien kreuzigen oder durch gräßliche Parodien entheiligen zu sehen, der bleibe, er wird sich gewiß nirgends besser unterhalten. Das Leopoldstädter Theater gibt meistens Lokalpossen, ungefähr wie das Teatro S. Carlino in Neapel. So reich die Wiener sonst an Witz und Bonmots sind oder es wenigstens seyn wollen, so will auf diesen dürren Brettern doch nichts grünen, als was etwa der treffliche Komiker Schuster aus seinem eigenen Hausgärtlein en jouant dahinpflanzt, was freilich zu wenig ist, den kahlen Boden in eine Blumenflur umzuwandeln, so wie der vorzügliche Kunst allein nicht im Stande ist, den Gestank an der Wien zu vertreiben. *)

Wenn ich bisher das Leben und Schwärmen im Freien flüchtig geschildert habe, so sollte ich nun auch von dem öffentlichen Treiben in der Stadt selber erzählen. Allein die eigentliche Stadt hat so wenige breite Straßen und geräumige Plätze, daß fast Alles nur auf den sogenannten Graben und Kohlenmarkt beschränkt ist. Hier sieht man aber auch ein beständiges Wogen und Drängen, besonders um die Mittagszeit und Abends, wenn die dienstfertigen Priesterinnen der Cythere ihre Reize zu Markte tragen. Da zuckt's bei einbrechender Nacht unter den Laternen auf und nieder, wie Irrlichter, die verschwinden und wieder erscheinen. Hier, am Graben, Kohlmarkt und auf dem Stephansplatze, befinden sich vorzüglich auch die reichen Kaufmannsgewölbe aller Art, elegant, wie ich sie nur in Siziliens Hauptstadt, dem schönen Palermo, gesehen. Besonders schön sind meistens die Aushängschilde, die aber doch von denen der Apotheker noch übertroffen werden, unter welchen man sehr hübsche Gemälde bewundert. Vor den Kunsthandlungen stellen die Porträtmaler ihre Miniaturbilder aus, mit beigefügten Arbeitspreisen, die zuweilen etwas zweideutig lauten.

Die Wohnungen sind in Wien theuer und werden „verlassen," während sie in München „verstiftet" werden. Auch die Lebensmittel stehen, im Vergleich mit der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Gegend, in ziemlich hohem Preise; aber freilich lebt man dann besser, als in Berlin oder andern nordischen Städten, wo Alles theuer und schlecht zugleich ist. Bettler gibt es in Wien eine Unzahl, auf den Straßen und in den Gasthäusern. Rom ist in dieser Hinsicht so fürchterlich verschrien, aber Wien gebührt vielleicht doch noch der Vorzug. — Interessant für den Fremden ist auch das bunte Gemisch der Sprachen: italienisch, türkisch, griechisch, jüdisch, polnisch, ungarisch, böhmisch, slavatisch, alles hört man da durch einander. An allerlei lustigen Schimpfwörtern, worin besonders die Höckerweiber wohl bewandert sind, fehlt es auch nicht; und wenn man in Baiern immer hört: „Du Eiskalter, Miserabliger!" so bindet hier dagegen der kleinste Knabe auf der Straße dem über seinen Stab hingebückten Greise gleich einen „Rotzbuben" auf. — Will man in Wien ein rechtes Spektakel sehen, so muß man mitziehen, wenn ein armer Teufel gehängt wird, was gar nicht selten geschieht. Auch der Soldat wird hier aufgeknüpft; nur hat das Militär seinen besondern Galgen.

(Beschluß des dritten Briefs.)

---

*) Durch den Unrath, der in dieselbe abfließt, verbreitet die Wien, vorzüglich in der Nähe des Theaters, einen fast unausstehlichen Gestank.

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Juli 1831.

Wir beurtheilen die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unsrem Gesichtspunkte zu strenge.

Goethe, Neapel.

Miszellen aus Neapel.

Forio, über die Gesten der Neapolitaner.

Einer der ausgezeichnetsten und geistreichsten Gelehrten von Neapel, vorzüglich großer Archäolog, ist der Kanonikus bei der Kathedrale, Forio. Er hat ganz die liebenswürdige frohe Laune seiner Landsleute, des heitern Inselvölkchens von Procida, trotz seines vorgerückten Alters, und der mannigfaltigsten nicht immer angenehmen Beschäftigungen, sich erhalten. Seine Thätigkeit ist außerordentlich; man kann ihn den Winkelmann von Neapel nennen, denn er ist rühmlichst bekannt in der gelehrten Welt durch eine Menge von klassischen Werken über die verschiedenen so zahlreichen Ueberbleibsel des Alterthums in der hiesigen Gegend. Besonders hat er die Antiquitäten von Puzzuoli in mehreren vortrefflichen Schriften, unter welchen „die Reise des Virgil“ ein Meisterstück ist, ausführlich behandelt. Auch verdankt man seinem unermüdlichen Fleiß die sehr interessante Entdeckung mehrerer römischen und griechischen Gräber bei Cumä. Er ist es auch, welcher die meisten Ausgrabungen in der Gegend leitet; z. B. in diesem Augenblick die der neuen Katakomben, über die ich nächstens etwas Näheres mittheilen zu können hoffe. Er ist natürlich auch bei dem Museo, J Studii genannt, angestellt, und täglich dort anzutreffen, aber er verdiente wohl der Chef dieses Instituts zu seyn. In wenigen Wochen wird ein sehr interessantes Werk von ihm — das einzige in seiner Art — über die Gesten der Neapolitaner, in Vergleich mit denen, die im Alterthume schon üblich waren, erscheinen, von welchem ich mir vorbehalte, das Pikanteste nächstens im Auszuge mitzutheilen.

Unter den Zeichnungen, die zu diesem Werke gehören, befindet sich unter andern auch eine, die überschrieben ist: „Linardo è mariuolo.“ Die Scene ist auf dem Molo, und man sieht einen kleinen Jungen, der einen Mann mit jenen Worten neckt, und von ihm deßhalb mit einem großen Messer verfolgt wird. Es ist nur beiläufig und blos eines Gests wegen von dieser Episode die Rede; da sie aber einen Beitrag zur Charakteristik des hiesigen gemeinen Volks liefert, so möge mir erlaubt seyn, hier einen kleinen Kommentar darüber zu geben, da in dem Buche selbst die Sache als bekannt vorausgesezt wird.

Man hört oft behaupten, daß es den Italienern, besonders den südlichen, an aller Gemüthlichkeit, oder soll ich sagen Empfindsamkeit, fehlt. Ein solcher Ausspruch kann nur, wie es immer bei solchen Dingen der Fall ist, mit Einschränkung gelten. Die gemeinen Neapolitaner wenigstens beweisen dieß. Es ist in der frühern Lieferung dieser Miszellen die Rede davon gewesen, wie lebhaft sie sich für den Meschino interessiren; aber wo möglich ist dieß noch mehr mit Rinaldo der Fall. Sie hören mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seiner Geschichte zu. Wenn es Linardo — so nennen sie Rinaldo nach ihrer von den Griechen angeerbten Gewohnheit, die Buchstaben

zu versetzen — wohl geht, und er große Thaten verrichtet, so wissen sie sich vor Freude und Stolz nicht zu lassen. Kommt das Gedicht nun aber an einem der folgenden Abende bis zu seinem Tode, so bemächtigt sich ihrer eine solche Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, daß Weib und Kinder viel davon auszustehen haben. Bei diesen Leuten kann man unmöglich an Affektation denken, und wenn einem ja ein Zweifel aufstieße, so würde er gleich dadurch niedergeschlagen werden, daß diese eßlustigen Neapolitaner an einem solchen Abend nicht nur fasten, sondern sogar in Wuth gerathen und thätlich eingreifen, wenn ihre Weiber und Kinder sich einem solchen, von der Kirche nicht gebotenen, Fasttage nicht unterwerfen wollen. — Um einen solchen von Rinaldo begeisterten Lazzarone in die höchste Wuth zu versetzen, braucht man ihm nur zu sagen: „Linardo è mariuolo," d. h. Rinaldo ist ein Dieb. Hat er einen Dolch oder ein Messer in der Tasche, so greift er gewiß darnach; und ich bin selbst Zeuge gewesen, wie ein alter Mann, ein herumwandelnder Krämer, in einem Kaffeehause, wo er seinen Aerger verbeißen und sich keinen Ausfall gegen die ihn neckenden erlauben durfte, bei jenen Worten in einen Zustand gerieth, der wirklich mehr tragisch als drollig war.

Noch einer andern Zeichnung, die in eben diesem Werke vorkommt, muß ich erwähnen, um den darauf abgebildeten Gegenstand zu erklären, der so wie der vorhergehende, eigentlich nicht zum Gestus gehörig, nur die Veranlassung darbietet, ihn auszudrücken. Der Autor hat diesen gerade gewählt, um an die Stelle einer Indezenz, die öfter auf Vasen vorkommt, und die mit einem kräftigen noch jezt üblichen Gestus beantwortet wird, etwas Unschuldiges zu setzen.

Diese Zeichnung stellt einen Fanfrelicaro vor, so nennt man nämlich die, welche auf der Straße aus Honig kleine Küchelchen, Fanfreliche, bereiten, nicht viel größer wie Bonbons, eine große Näscherei für die Gassenbuben. — Unweit dem Molo sah ich zum ersten Male einen solchen Fanfrelicaro seine Waare bereiten. Von weitem wußte ich nicht, was ich daraus machen sollte. An einem Pfosten war eine Haspe befestigt; an dieser hing etwas, das wie Gold schimmerte. Mit den Händen zog er es in alle beliebige Formen, indem er es bald lang zog, bald verkürzte, welches dadurch geschah, daß er das untere Ende wieder mit dem obern verband und an die Haspe heftete. Ein Band, so schloß ich, kann es nicht seyn, noch irgend ein ähnlicher Stoff, da es oft in einen einzigen Klumpen zusammenschrumpfte. So war meine Neugierde äußerst gespannt, und vermehrte sich in dem Grade, wie ich mich näherte, und doch immer in derselben Ungewißheit blieb. Ich erfuhr nun, daß diese Materie Honig sey, welcher, durch solche Bearbeitung, bei einer großen Tenacität, doch eine solche Weiche und Ductilität annimmt, daß er, dem kleinsten Druck nachgebend, sich willig in alle Formen ziehen läßt. Wenn der Fanfrelicaro nun aus diesem Stoffe, nachdem er ihn gehörig durchgeknetet, ein langes und schmales Band gezogen hat, schneidet er es in kleine Stücke, die begierig von der schon darauf wartenden Jugend für ein Geringes gekauft werden. — Ich brauche nicht zu sagen, daß die Bearbeitung mit den Händen, und besonders die Benetzung von einer Art sind, die einem, auch eben nicht sehr ekeln Geschmack nicht erlauben würde davon zu kosten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde Weges standen Valentin und Madame Arboi in der Morgendämmerung, zum Umsinken müde, frierend, an allen Gliedern wie gelähmt, an der Pforte eines Gitters, das zu einem Landhause hineinführte. Sie zogen mit schwacher Hand an der Glocke; es schien sie Niemand zu hören. Valentin wiederholte zwei=, dreimal den Versuch; ein alter Thürsteher trat endlich vor das Gitter. Als er die bleichen Knaben sah, wollte er sich unwillig abwenden, sie mit Landstreichern verwechselnd. Doch beide fielen auf ihre Knie und hoben die Hände bittend zu ihm auf. Valentin hatte so beredte Worte, der Alte öffnete endlich das Thor, führte sie durch einen Seitengang nach dem Flügel, hieß sie in einem kleinen Zimmer warten und verließ sie. Nach einer Weile nahete Jemand mit einem Lichte. Es war nicht der Pförtner; er sezte das Licht auf den nächsten Tisch, wandte sich dann und blieb wie erstarrt vor der entstellten, in männlicher Tracht nur halb kenntlichen Madame Arboi stehen. Diese stieß einen dumpfen Schrei aus; sie erkannte den Bruder Eustache. Es folgte ein peinlicher, ängstigender Augenblick; die Heftigkeit des Schmerzes der Unglücklichen, die Hast, mit der sie ihn auszudrücken strebte, des Geistlichen erster Schreck, und wie er dann, ganz überwältigt, sich als Ursach des entsetzlichen Ereignisses anklagte, stritten so sonderbar mit dem unzureichenden, halb verlegenen, bald übereilten Bemühen des ehrlichen Valentin, daß Alle einander mehr quälten als beruhigten.

Es ging indeß aus den abgerissenen Worten und Zeichen, aus Valentins Fragen und Eustaches Ausrufungen so viel hervor, daß Gott sich der pfadlosen Wanderer erbarmet und sie zu dem Hause der mitleidigen alten Gräfin geleitet hatte. Wie bange und dumpf es auch in dem erschütterten Gemüthe des Geistlichen seyn mochte, so lag doch in diesem Winke der Gnade solch starker Zug nach oben, daß der fromme Priester seine Verzweiflung mit

Schaam empfand, und, sich sammelnd, die hülflose Frau hierauf aufmerksam machte, ihr Vertrauen weckte, und mehr und mehr selbst davon erfüllt, sie für jenes sanftere Dulden gewann, das die Prüfung fühlt und die Hoffnung nicht verschmäht. Die Natur ging ihm dabei zufällig zur Seite. Sie wiegte die erschöpften Kräfte der Armen in Schlaf. In sich zusammengesunken, matt bis zur Ohnmacht, ruhte sie schon eine Weile, als sich auch ihr Begleiter nicht länger hielt. Der gute Junge schwankte ein Paarmal mit unsichern Füßen das Zimmer auf und ab, als wolle er dem Drange des Augenblicks widerstehen, um seinem Beschützeramte nicht untreu zu werden, doch er vermochte es nicht. Nur ein Paar Minuten dachte er sich niederzusetzen; er that es und schlief ein, ehe er es sich versah.

So saß nun Eustache zwischen beiden, mit tiefem Kummer auf sie und alle die unzähligen Opfer einer unzuberechnenden Zeitgährung blickend, die vielleicht noch Vieles in ihren wilden Strudel verschlingen mußte. Der Tag stieg indeß höher. Im Schlosse war es still. Valentins Sendungspaß, den Brief an die Gräfin in der Hand, erwartete der Geistliche die Stunde, wo er diese würde sprechen und ihr die Geflüchtete empfehlen können. Es dünkte ihm in der Unruhe seines Innern später als es war. Nichts macht unfähiger, irgend etwas zu erwarten, als jenes Schwanken der Vorstellungen, welche den Gedanken regellos von diesem zu jenem springen läßt. Der verfolgte, seines heiligen Amtes entsetzte Priester, durfte sich keinen Blick in die Zukunft erlauben, und die Gegenwart hier, der unglücklichen Frau gegenüber, war so peinlich, daß die Luft, die Stille umher, das Halbdunkel schwer wie sein Schicksal auf den geängsteten Jüngling drückte. Doch indem er so auf das leiseste Geräusch mit einer Art Sehnsucht lauschte, schreckte ihn der grelle Ton der Hausglocke auf, welche außerhalb mit Heftigkeit gezogen ward. Er war unwillkührlich aufgesprungen, und in dem dunkeln Gefühl unheimlicher Ahnung, in ein anderes, nach dem Vorhofe hinausgehendes Zimmer getreten, wo die Laden zwar verschlossen waren, aber den Lauscher um so dreister einen Blick durch die Spalten wagen ließen. In demselben Augenblick erklang die Glocke noch stärker. Eustache trat zum Fenster; er unterschied in dem grauen Morgennebel die kleine Gestalt eines Mannes, der, trotz der rauhen Luft, den Hut in einer Hand hielt und mit der andern ein rothes Tuch an die Stirne legte, als wische er den Schweiß von dieser ab. Dabei ging er ungeduldig vor dem Gitter entlang, jede Bewegung verrieth die heftigste Unruhe.

Es war nicht wohl möglich, den Gewürzkrämer Aubin zu verkennen, zu welcher Zeit und an welchem Orte man ihm auch begegnen mochte. Der Geistliche blieb deshalb nicht lange ungewiß, daß er es sey, den er dort erblickte; allein an diese Ueberzeugung schloß sich sogleich die Furcht vor einem neuen Unglücke, dessen Verkündiger der unermüdlich thätige Mann unfehlbar seyn mußte.

Das Thor war geöffnet worden. Herr Aubin stürzte mehr als er ging in den Hof hinein, und verrieth sogleich durch seine lebhaften Gebehrden, daß er etwas Ungewöhnliches anzukündigen hierher geeilt sey. Es ward unmittelbar darauf laut im Hause. Man hörte die Leute der Gräfin die Treppen hinauf- und heruntergehen; einzelne flogen über den Hof; der Pförtner hatte das Thor wieder geschlossen und war kopfschüttelnd nach dem Schlosse zurückgegangen. Der Geistliche stand wie auf Kohlen; endlich trat eine ältliche Frau, die Kastellanin des Schlosses, leise herein; sie bedeutete Eustache, daß er sich sogleich zu ihrer Herrschaft, der Gräfin, zu begeben habe, und sie indeß seine Stelle bei den beiden jungen Leuten einnehmen werde. Er säumte nicht einen Augenblick. Als er mit klopfendem Herzen in das Kabinet der Dame trat, saß diese in ihrem Bette aufrecht. Sie schien gefaßt und entschlossen, gleichwohl durch etwas Unerwartetes aus dem ruhigen Gange ihrer Empfindungen hinausgedrängt. So hatte sie eben schneller als gewöhnlich zu Jemand geredet, der, ihr gegenüber, in ehrerbietiger Entfernung, den Hut in der Hand, bald auf einen Fuß, dann auf den andern tretend, sich nur mühsam aufrecht erhielt. Es war Aubin; Erschöpfung und unruhiger Eifer stritten in seinem beweglichen Gesicht. Als die Gräfin den Geistlichen wahrnahm, lächelte sie gerührt. Sie reichte ihm die Hand. „Leider," seufzte sie, „müssen wir uns schon wieder trennen. Mein Haus gewährt Ihnen länger keine Sicherheit, seit man es durch den Verdacht ehrt, daß es Verfolgten und Bedrängten offen stehe. Man kommt, diese hier aufzusuchen, und ist der Bericht des guten Mannes dort gegründet, so haben wir einem gerichtlichen Besuche sehr bald entgegen zu sehen." — „Ei, mein Gott, freilich," fiel der Gewürzkrämer ein wenig ungeduldig ein; „das ist es just, was ich die Ehre hatte, der Frau Gräfin mehrmals zu wiederholen. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren; ich weiß sehr wohl, was ich gehört und gesehen habe. Der Spitzbube, der Collars, verschmerzt den Verlust der Wittwe nicht. Er ist pfiffig wie Einer, wenn es seinen Vortheil gilt, und da er wohl berechnet, daß, wo der Priester von St. Germain l'Auxerrois Schutz gefunden, sich auch die hingewendet haben werde, welche durch ein wunderbares Geschick gleicher Gefahr ausgesetzt bleibt, so hat er aufs Neue die Wuth des Volkes gegen den Priester entflammt, und ganze Schaaren, durch Abtheilungen der Nationalgarde begleitet, setzten sich hierher in Bewegung, als ich die Stadt verließ und deshalb lief, was die Beine laufen wollten, um möglichst Unglück zu verhüten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Adel seit der Juliusrevolution.

In diesem Monate wird die merkwürdige Revolution schon seit einem Jahre vorüber seyn; die dadurch hervorgebrachte Erschütterung dauert aber immer noch fort. Es ist, als ob die Menschen nicht wieder sobald zu ihrer vorigen Besinnung, oder vielmehr zu ihrer vorigen Ruhe und Gleichgültigkeit zurückkehren könnten. Freilich läßt sich nicht sobald eine Staatsumwälzung vergessen, welche einer beträchtlichen Menschenklasse, die ihr Glück, ihr Ansehen, ihren Einfluß, ihre Würden fest begründet glaubte, und alle ihre Hoffnungen, Wünsche, Plane und Träume an einen Thron geknüpft hatte, der ihr unerschütterlich vorkam, Alles geraubt und dagegen einem andern Theile der Nation, den man von allen Vortheilen entfernt hielt, Macht, Einfluß und Geld in die Hände gespielt hat. Es ist unglaublich, was dieses Niedersinken einer Waagschaale und Emporsteigen einer andern für außerordentliche Bewegungen und Veränderungen in der Lage einer Menge von Familien hervorgebracht hat. Leer sind manche Höfe und Hotels der Vorstadt St. Germain, in welchen sonst Feste und Soirées gegeben wurden, und deren Besitzer nie ermangelten, sich in goldverbrämten Kleidern bei Hofe zu zeigen. Manche dieser Familien haben sich auf ihre Landgüter zurückgezogen, um nicht Zeugen der Volksgunst eines neuen Hofes zu seyn, bei welchem sie nichts gelten, und der ihnen im Grunde verhaßt ist, weil er ihren eigenen Glanz untergraben, oder vielmehr mit einem Male umgestürzt hat. Andere, welche den Volksthron mit etwas gleichgültigern Augen ansehen, verbergen zwar ihren Aerger, lassen sich aber wenig sehen und hoffen im Stillen, daß es doch nicht lange dauern werde, bis die Quelle der Gunst und des Glücks wieder auf ihren Boden fließe. Man erblickt sie bei den sogenannten Matinées dansantes des österreichischen Gesandten, denn dies ist ein Mann nach ihrem Herzen; er erkennt ja nicht einmal die italienischen Titel der Napoleonschen Marschälle an, wogegen sein Kammerdiener die gräflichen und herzoglichen Titel der alt-adeligen Familien, die seinen Festen beiwohnen, bei ihrem Eintritte in den Tanzsaal mit deutlicher und vernehmlicher Stimme ausruft. Bei einem solchen Manne kann man sich einfinden, ohne sich zu kompromittiren und ohne daß das Auge durch ärgerliche Gegenstände beleidigt wird; wenn man anderswo in Frankreich mit seinem alten Ursprunge jezt keinen großen Eindruck mehr macht, so hat man doch die Freude, denselben im Apponyschen Hotel gehörig gewürdigt zu sehen, und in der ganzen Vorstadt St. Germain hat man im vorigen Winter ein junges adeliges Mädchen als eine zweite Charlotte Corday gefeiert, weil sie bei einem Apponyschen Balle den jungen Herzog von Orleans, der sie zum Tanz aufzog, abgewiesen hatte. Solch ein Auftritt tröstet die ächt-adeligen Seelen ein wenig über den Triumph der volksthümlichen Dynastie, über den Verlust der privilegirten Hoffähigkeit und andere Annehmlichkeiten des adeligen Lebens. Zu diesen Annehmlichkeiten gehören aber vorzüglich die starken Einkommen, welche so manche nicht allein Altadelige, sondern auch Neuadelige von den Bourbonen, das heißt auf Befehl der Bourbonen vom Staatsschatze bezogen, und die nun zum Theile den Plebejern zufallen. Marquis Pastoret, ein seit der Revolution emporgekommener Staatsmann, bezog mit seinem Sohne, dem so gut wie ihm reichlich besoldete Stellen zugefallen waren, ein jährliches Einkommen von 110,000 Franken; dieses ist wie weggeblasen und die beiden Pastorets sind außer Thätigkeit gesezt. Dies ist nur ein einzelnes Beispiel. Solcher begünstigten Familien, die sich auf Kosten des Volks bereicherten und dafür nicht ermangelten, zur Erniedrigung des Volks das Ihrige beizutragen, könnte man hundert aufführen. Einige hätten ihr Einkommen zum Theile sichern können, wenn sie der neuen Regierung sogleich gehuldigt hätten. Sie waren aber dazu nicht gewandt oder vorsichtig genug, indem sie glaubten, ihre Dynastie werde doch bald wieder emporkommen, oder sie waren derselben durch Dankbarkeit und Gleichheit der Gesinnungen zu eng verbunden. So hat Pardessus, Professor an der Rechtsfakultät, seine Stelle als Professor und als Rath am Kassationshofe aufgegeben, weil er keinen Eid schwören wollte, und dadurch ein Einkommen von 20,000 Franken verloren. Die Professorstelle würde ein so entschiedener Karlist wie er vielleicht ohnehin verloren haben; allein als Richter am Kassationshofe war er unabsetzbar; er, so wie mehrere seiner Kollegen, haben dennoch lieber ihre Stellen aufgegeben, als daß sie der neuen Regierung gehuldigt hätten, und dadurch ist eine kleine Umgestaltung der Gerichtshöfe möglich geworden, die sonst den servilen und fanatischen Geist beibehalten hätten, der sie unter der Regierung Karls X. beseelte; denn auch die Gerichte waren von diesem die Menschheit herabwürdigenden Geiste angesteckt, den man unter die gesammte Nation zu verbreiten suchte, und dem es hohe Zeit war, Einhalt zu thun. Da nun für so Viele die Gunstquellen, aus denen ihnen die Mittel zum Wohlleben so reichlich zuflossen, ganz versiegt sind, ohne daß ein Anschein zur Aenderung da wäre, so müssen sie allem Glanze entsagen, an den sie sich so leicht gewöhnt hatten, und ihre ganze Lebensart ändern, so sauer es ihnen auch ankommen mag. Daher stehen jezt viele große Häuser und Wohnungen zu vermiethen, in denen noch vor einem Jahre das Wohlleben herrschte. Manche Familien müssen, um ihre Gläubiger zu befriedigen, ihre Hotels und Schlösser verkaufen, und von diesen gehen mehrere in die Bürgerfamilien über. Das alte Schloß zu Champs, welches ehemals dem Herzog von Vallière und zulezt dem auch als Schriftsteller und Akademiker bekannten Herzog von Levis zugehörte, ist von einem Wagenmacher für 5 bis 600,000 Franken angekauft worden. Freilich ist dies ein Wagenmacher, wie es wenige gibt; er heißt Grosjean und hat den Pacht der königlichen Postwagen, welche auf allen Landstraßen des Reichs rollen, das heißt, er liefert die 300 Wagen, die zur Bestellung der Briefpost erforderlich sind, und bekommt dafür einige Sous per Meile. Dies gibt ein Einkommen von 100,000 Franken im Jahre. Ein solcher Mann kann sich wohl das Vergnügen gönnen, mit seinem redlich und fleißig erworbenen Vermögen sich ein Schloß und einen Lustgarten anzuschaffen, wogegen der Herzog von Levis, troz seines hochadeligen Ursprungs, seines Herzogtitels und seiner Stelle am Hofe, nie aus seinen Schulden herauskommen konnte, sondern deren weit über eine halbe Million Franken hinterließ, weshalb auch sein Sohn, der Herzog von Ventadour, die Erbschaft nicht annehmen wollte. In solchem Verhältnisse befinden sich manche Adelige zum Bürgerstande. Das Unglück der ersten Revolution hätte sie klug und vorsichtig machen sollen; allein die meisten überließen sich seit der Restauration des königlichen Throns dem Taumel ihrer eingebildeten Vorzüge und wähnten, nunmehr könne nichts mehr ihrer hohen Stellung Eintrag thun. Man kann denken, daß die Leute seit der Juliusrevolution wie vor die Köpfe geschlagen sind und kaum begreifen, wie sie plözlich so hoch herabfallen und so tief haben heruntersinken können.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 179.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Juli 1831.

Auch diese Zeilen ärgern mich,
O könnt' ich doch nur nichts gedenken!
Mein eignes Wesen martert sich!

Günther.

Gedichte von Ludwig Löhner.

Der Fluch.

In meines Zimmers stillem Raume,
Von mattem Kerzenschein erhellt,
Saß ich, halb wachend, halb im Traume,
Als zwölf die Glocke schon gegellt,

Und draußen kein gewöhnlich Dunkel,
Ein Dämmern, tief, geheimnißreich,
Statt Wolkennacht und Sterngefunkel
Betrüg'risch klar und schattend bleich.

Und so in mir ein dumpfes Regen,
Ein anders Ich, mir neu und fremd,
Schien sich in mir jezt zu bewegen;
Mein eig'nes Ich, verstummt, gehemmt.

Und so die Bilder, die's getragen: —
Das Unbekannte schien mir klar;
Doch mußt' ich mich vergebens fragen,
Nach dem, was längst bekannt mir war.

Und trüber ward's in mir und bänger,
Und ich begriff mich selbst nicht mehr;
Es drängten immer eng und enger
Sich die Gedanken um mich her.

Doch fehlt die Kraft mir, sie zu trennen,
Verstand und Wahnsinn wurden eins.
Ich mochte mich kaum selbst mehr kennen,
Jezt ungewiß des eig'nen Seyns.

Und wie sie nun so ganz erbleichten,
Da plötzlich, da durchzückt' es mich,
Wie tief den Abgrund Wetterleuchten, —
Und dieser Abgrund war mein Ich.

Und durch das tiefe, dumpfe Schweigen
Schlug eine Stimme an mein Ohr;
Sie kam — Entsetzen! — nicht mein eigen,
Und mir verhaßt aus mir hervor.

Und wollt' ich auch den Zauber brechen,
Doch riß mich's wider Willen fort
Es immer läugnend, nachzusprechen,
Und so sprach ich mein Urtheilswort:

„Ein jeder Tag soll wiederholen,
Was dir jezt Schrecklich's widerfuhr;
Und jede Lust, die du gestohlen,
Sie bringe neue Qual dir nur.

Weil du ein Jüngling noch an Jahren,
Schon mit dem Leben hast gegrollt,
Wo dir Ein Schmerz erst widerfahren —
So werde dir, was du gewollt!

So sollst du jede Freude missen,
Zerstören nur, wo sie erscheint,
Dich bitter quälen im Geniessen,
Erfreuen andre, selbst dein Feind.

Und sollst die Tage rastlos zählen,
Als ob dem Glück du nahe wärst,
Und immer soll dir Eins nur fehlen
Zur Seligkeit, die du begehrst!

Sie zu erringen, soll dich's treiben,
Stets heimathlos, von Ort zu Ort,
Und wenn du gerne möchtest bleiben,
Da müsse schnell du wieder fort.

Und frägst du, wer dir dieß verkünde,
Und wer der Richter über dich?
Und was wohl deine schwere Sünde,
Die aus dem Lebensbuch dich strich?

Du selbst hast dir den Stab gebrochen,
Dir selbst Vollzieher dieses Fluchs.
Dein Rächer ist, was du verbrochen,
Es ist der Geist des Widerspruchs."

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

„Gut, gut, mein ehrlicher Aubin," entgegnete die Gräfin! „Ich erkenne die ganze Wichtigkeit Eures Dienstes. Da es denn nun so ist, und ich weder Gewalt mit Gewalt vertreiben kann, noch auch läugnen würde, was ich stolz bin, einzugestehen, daß der Diener des göttlichen Wortes bei mir eine Freistatt fand, so ist es besser, ich suche ihn und die, welche sich ihm anschlossen, auf solche Weise zu retten, daß weder mein Gewissen, noch ihr Leben Gefahr läuft." — „Ohne allen Zweifel, Frau Gräfin, ohne allen Zweifel," bemerkte der Gewürzkrämer, „aber nur schnell! wenn ich mir erlauben darf, es zu sagen, sonst sind wir Alle verloren." Die Gräfin lächelte. „Gehen Sie, ehrwürdiger Herr," sagte sie, zu Eustache gewendet. „In einem kleinen Innenhofe, zu welchem die Zimmer führen, welche Sie bewohnen, steht ein kleiner Wagen mit Ochsen bespannt; dieser bringt wöchentlich zweimal Blumen aus meinen Treibhäusern auf den Markt von Paris. Es ist glücklicherweise heute der Tag. Lassen Sie Ihre Schutzbefohlene auf den Boden des Wagens legen und tragen Sie Sorge, daß die Blumen sie bedecken, ohne ihr lästig zu fallen, ziehen Sie die Kleider meines alten Gärtners an, setzen Sie sich neben den Fuhrmann, wie man es gewohnt ist, die Sendung nach der Stadt schaffen zu sehen. Sollten Sie ihren Verfolgern begegnen, so wird es diesen nicht einfallen, daß Sie ihnen entgegen fahren, noch weniger, daß Sie mit Hülfe der trägen Thiere auf einer Flucht begriffen sind. Ihr Weg führt an der Meierei meines Sohnes vorbei. Hier gesellt sich, der eingeführten Ordnung gemäß, ein Mädchen mit frischer Sahne zu dem Gärtner, weßhalb Sie anhalten und in den Hof vor den Milchkeller fahren müssen. Treffen Sie nun dort auf verdächtige Gesichter, so geschieht, was immer geschieht, Sie nehmen das Mädchen ein und fahren weiter. Ist es in der Meierei ruhig, so bleiben Sie dort bis zur Abenddämmerung. Ihr Wirth wird dann für alles Weitere sorgen. Und nun mit Gott! schnell und unerschrocken! Hier, nehmen Sie dieß Gold, der Tag wird kommen, wo die geweihten Diener des Herrn, wo der Mann von Ehre und die schuldlose Frau nicht länger verkappt, im Dunkeln wie niederes Gesindel hinschleichen und überm Meer ein Vaterland suchen müssen." Sie sagte das Leztere mit hellem, heiterm Blick, während sich gleichwohl der Ton ihrer Stimme senkte und das leise Beben der Lippen eine Rührung verrieth, deren Ausbruch sie scheute.

Der Geistliche hatte sich ihrem Bette genähert, er preßte ihre Hand zwischen seine beiden aufwärts gehobenen Händen. Niemand sagte weiter ein Wort. Aubin nickte wiederholt mit dem Kopfe; seine Seele war bewegt, sein Blut drängte aber ungeduldig zum Ende aller dieser peinlichen Auftritte, deßhalb zupfte er Eustache unvermerkt am Kleide, und auf dessen erste Bewegung, sich zu entfernen, war er pfeilschnell zur Thür hinaus.

In Kurzem hatte er Madame Arboi, die ein glücklicher Schlaf über die neue Angst hinaushob, behend und leise auf eine Schütte am Boden des Wagens gelegt, die Körbe mit Veilchen und Hyazinthen geschickt um sie her gestellt, Alles zehnmal gerückt und geschoben, wie es sich mit Sicherheit und leidlich bequemer Lage vertrug, dem Geistlichen seine weltliche Verkleidung übergeworfen, dem Burschen, der sie führte, Ruhe und Verschwiegenheit anempfohlen und ihm eingeschärft, nicht aus dem gewohnten Gleise zu fahren, wem sie auch begegnen möchten. Dann gab er selbst dem leichten Fuhrwerk noch einen Stoß und schöpfte Athem, als er es langsam die Straße entlang fahren sah. Der redliche Gewürzkrämer hatte seine Sache so gut gemacht, die Zeit so richtig berechnet, daß die Flüchtlinge wirklich die Meierei ohne weitern Aufenthalt erreichten. Hierdurch dreist gemacht, hielten sie getrost auf dem angewiesenen Platz und waren im Begriff auszusteigen, als der Schrei: „Da kommen sie!" plötzlich Alle wie gefesselt hielt. Die Meierfrau stürzte mit todtbleichem Gesicht aus dem Hause und versicherte, sie habe durch die Lücke der Bodenkammer Bewaffnete auf der Straße von Paris nahen sehen. „Gut," versezte der Meier gelassen, „so sezt sich Margot mit ihrer blechernen Kanne zu dem Herrn, der Bursche geht neben den Ochsen her und sie fahren heut, wie jeden andern Markttag langsam der Stadt zu, bis Alles still wird, und ich sie einhole und hieher zurückführe."

Man schickte sich an, seiner Weisung zu folgen, Margot hatte ihren Sitz eingenommen, die Peitsche des Kna-

ben knallte. „Nun zu!“ rief der Meier. „Holla! Holla!“ jubelten ein Paar muntere Stimmen von außen. Den Vorübergehenden einen kleinen Schluck, meine gute Freunde!“ Dieß sagend, traten drei oder vier junge Soldaten in den Hof, die Büchsen über die Schultern geworfen, den Hut im Nacken, durch Haltung und Gang die Ungeübtheit in ihrem Handwerk verrathend. „Die Hunde von Karlisten machen einem zu schaffen!“ sagte der Jüngere von ihnen; „meine guten Leute, ein Glas Wachholder!“ Der Meier wandte sich rasch, das Verlangte zu holen, während dem lehnte sich der etwas ungelenke Stadtsoldat an den Wagen und, kam es nun vom Stoß gegen diesen, oder war es Zufall, die Schlafende erwachte, machte eine Bewegung und hob dadurch die Körbe mit Blumen so, daß diese übereinanderfielen. „Nimm Dich doch in Acht!“ schalt einer seiner Kameraden; „Du wirst dem Manne da seine Sachen verderben. Aber wartet, wartet,“ sezte er, zu Eustache tretend, hinzu, „ich will Euch helfen!“

Dieser hatte sich sogleich über den Wagen geworfen, wies allen Beistand zurück und Madame Arboi zuflüsternd: „im Namen des Herrn, liegt still! regt kein Glied! Wir sind von unsern Verfolgern umringt!“ brachte er, mit Margareths Hülfe, so gut es gehen wollte, die Blumen wieder in Ordnung. „Seyd nicht böse,“ sagte der Gardist, der sein dumpfes Gemurmel für verhaltenen Unwillen hielt. Seyd nicht böse! Ihr thut Euch selbst Schaden. Ihr laßt's den Blumen entgelten! Seht, wie Ihr sie übereinander werft. Man sollte Euch für keinen Gärtner halten, so rauh geht Ihr damit um. Ich verstehe mich besser auf das Handwerk. Meine Mutter ist eine Kräuterhändlerin, ich weiß wohl, wie behend man die zarten Stiele anfassen muß, wenn sie frisch bleiben sollen. Ihr habt nicht das Geschick und die Art, damit umzugehen, ich wette, Ihr übernahmet das Amt nur im Nothfall.“ — „Im Nothfall!“ wiederholte der Aelteste des Trupps, indem er sich in die Höhe richtete und Eustache scharf ansah. „Es gibt Fälle mancher Art, die in der Noth ein Amt mit dem andern vertauschen lassen. „Sapperment, wenn Ihr kein Gärtner seyd, was seyd Ihr denn?“

(Der Beschluß folgt.)

Miszellen aus Neapel.

Caffé dell' Ancora d'oro.

Seit ungefähr einem Jahre ist in der Straße Toledo ein neues Kaffeehaus, das einen goldenen Anker im Schilde führt, eröffnet worden. Es liegt der breiten Straße vom Sa. Brigida gerade gegenüber. Obgleich nicht groß, ist es doch sehr besucht, weil alles, was gefordert wird, gut ist. Ich möchte es Il Caffè delle nottole nennen, denn sobald es Abend wird, wird es von Fledermäusen nicht leer, die die Fliegen im Fluge haschen, sonst aber nicht beschwerlich fallen. Nirgends als hier habe ich dies bemerkt. Ich gewöhnte mich im vorigen November hieher, als der Vesuv seinen kleinen Ausbruch vom 3. Dezember vorbereitete, weil man den Berg von hier aus durch die Straße von Sa. Brigida und über dem Castel nuovo weg sehr gut sehen kann. So komme ich seit jener Zeit öfter hieher, und hier begegnete mir auch einst etwas — eine unbewußte und unbeabsichtigte Mystifikation meiner Wißbegierde — das zu charakteristisch ist, um es zu verschweigen. Ich hatte oft einen ältlichen Neapolitaner dort bemerkt, der einen wissenschaftlichen Anstrich zu haben schien, denn er sah ganz aus wie ein Professor emeritus, und wenn er sprach, so geschah es immer in einem dozirenden Tone. Eines Abends, wo ich ins Lesen der Zeitungen vertieft war, hörte ich ihn in einem lebhaften Gespräche mit ein paar Andern, die seine Worte wie Orakelsprüche aufzunehmen schienen, von Astronomie, Probabilitätsrechnung, Formeln, und was weiß ich mehr, sprechen. Meine Neugierde, da mich nichts mehr als Astronomie und Mathemathik interessirt, war aufs Höchste gespannt; aber theils war ich mit den Zeitungen zu sehr beschäftigt, theils zu weit entfernt, um alles verstehen zu können; und da ich auch nicht von Anfang an zugehört hatte, so konnte ich schlechterdings nicht errathen, wovon die Rede sey, zweifelte aber keineswegs, daß ein interessanter wissenschaftlicher Gegenstand abgehandelt werde. Tags darauf kam ich zufällig mit demselben Manne in ein Gespräch und fragte ihn begierig nach dem Inhalt seiner gestern vorgetragenen Abhandlung. — Es würde mir schwer fallen, mein Erstaunen zu schildern, als ich erfuhr, daß himmelweit entfernt von irgend einem interessanten wissenschaftlichen Problem, von nichts anderem die Rede gewesen war, als von einer Art von Nativitäts-Stellung, die irgend ein obscurer Autor des Mittelalters ex post darüber angestellt, ob die astrologischen Zeichen auch damit übereinstimmen, daß Maria einen Sohn und nicht etwa eine Tochter geboren habe, welche Uebereinstimmung er auch siegreich nach allen Regeln bewiesen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schwyz, Juli.

Die Revolution und die Urkantone.

In einer widrigen Gemüthsstimmung habe ich meinen Ausflug in die drei Waldkantone (Urkantone) beendigt. Das Bild des stillen Friedens, das mir sonst in den lieblichen

Triften von Schwyz, an den schauervollen Ufern der Reuß und im schattichten Unterwalden so hold entgegentrat, fand ich überall in diesen Thälern durch bittern Unmuth getrübt. Wenn in den andern Kantonen der Schweiz das volle Gefühl eines neu erwachten Lebens sich ankündigt und ein reges Streben sich entfaltet, so brütet ein bittrer Groll auf den finstern Braunen jener Thalhirten, und zwar gerade wegen dieser politischen Umgestaltung der Eidgenossenschaft. „Wie ist es möglich, werden Sie sagen, daß diese Demokratien, die so oft in frühern Zeiten, während der Kämpfe der Landleute mit den Städten in andern Kantonen, den Unterdrückten ihren Arm liehen, sich jezt zu Gegnern der Freiheit aufwerfen sollten?“ Und doch ist nichts gewisser, als daß die politische Palingenesie, in welcher die Schweiz in diesem Augenblick begriffen ist, außer dem, jedoch gemäßigten Widerstand in Wallis, Bündten und Glarus, die entschiedenste Abneigung bei den Hirten in Schwyz, Uri und Unterwalden findet. Das Räthselhafte dieser Erscheinung verschwindet für den, welcher mit der Denkart und den Sitten dieser Bergvölker vertraut ist. Hier tritt eigentlich nicht der Gegensaz einer despotischen Gesinnung mit den Grundsäzen der Freiheit, sondern der Gegensaz des historischen Lebens mit dem Bildungsprinzip ins Spiel; die Liebe zu einem, seit Jahrhunderten festgehaltenen Zustand mit dem Streben nach Aenderung und Umgestaltung. Wer diese Erscheinung unbegreiflich fände, würde die menschliche Natur nicht verstehen und, gewissen Staatstheorien zu Liebe, ihre ewigen Geseze verkennen. Die dreizehnörtige Eidgenossenschaft, wie sie im Jahre 1798 unterging, war das geschichtliche Denkmal der Thaten und Siege der drei Urkantone; dort bildete sich der Kern dieser Eidgenossenschaft; dort war die Wiege der schweizerischen Freiheit. Was Wunder, wenn die Enkel dieser tapfern und kühnen Hirten mit leidenschaftlicher Liebe und mit dem Gefühl eines gerechten Stolzes an dem Werk ihrer Väter wie an einem Heiligthum hingen? Daher der unendliche Jammer in diesen Thälern, als die Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts jenes Heiligthum zerstörten, daher der Heldenkampf, der in Unterwalden und Schwyz gegen die Zerstörer entbrannte, daher die unversöhnliche Feindschaft, die von dort aus ununterbrochen die helvetische Regierung befehdete, daher augenblicklich im Jahre 1813, sobald sie nur freie Hand erhielten, der kräftige Versuch jener Hirten, die verhaßte Mediationsakte umzustürzen. Wir wollen hiermit der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft nicht das Wort reden; sie ging unter und mußte untergehen, weil sie den Bedürfnissen der Zeit und den Anforderungen der Kultur nicht mehr entsprach. Aber gleichwohl erblicke ich in den jezt so häufigen Deklamationen gegen die feste Anhänglichkeit der Urkantone an ihre alterthümlichen Einrichtungen eine Ungerechtigkeit, die nur in einseitiger Beschränktheit ihren Grund hat; ihr Streben mag nicht das zeitgemäße seyn, ein natürliches ist es immer. Im Jahr 1814 erhielten sie ihre alten Verfassungen zurück und sie gefielen sich nun darin, Alles nach der Weise ihrer Väter wieder herzustellen. Und in der That gibt es jezt vielleicht kein Völklein in ganz Europa, das so ganz in den Tagen der Vergangenheit lebt, wie diese Hirten. In den Thaten der Vorzeit ruht ihr Stolz; an den Ruhm vergangener Jahrhunderte ist ihre Bedeutung, ja man kann sagen, ihr hauptsächlichstes Verdienst geknüpft; und die Erinnerungszeichen an Küßnacht, an der Tellenplatte, in Altdorf, Saxelen und Stanz sind die Prinzipien ihrer Begeisterung. Selbst ihre fortdauernde Tapferkeit wurzelt in ihrem geschichtlichen Zustande, dem Erbe ihrer Väter.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsezung.)

Einfluß der Juliusrevolution auf die Bevorrechteten; auf Kunst und Wissenschaft.

Mit den Vorrechten des Adels ist es jezt aus; verliert nun die Pairswürde das Recht der Erblichkeit, wie es allgemein verlangt wird, so bleibt ihm in Frankreich kein Schlupfwinkel für seine Eitelkeit mehr übrig, und er wird sich persönliche Achtung erwerben müssen, wie andere Bürger, wenn er auch irgend Einfluß haben will. — Auf das Gemüth mancher Personen hat die Juliusrevolution eine furchtbare Wirkung hervorgebracht. Seit langer Zeit gab es nicht so viele Verrückte in den Irrenhäusern, als seit jener großen Begebenheit; auch die Selbstmorde haben leider bedeutend zugenommen seit jener Zeit, besonders unter kleinen Beamten, welche ihre Stellen verloren haben. Den größern bleibt fast immer noch etwas aus der Zeit ihres Glanzes übrig, ein Landgut, ein Haus, Effekten, die sich in Geld umsezen lassen, oder doch Kredit; nicht so bei den geringern Beamten, die mit ihrer Stelle oft Alles verlieren. Handel und Gewerbfleiß haben einen Stoß erlitten, von dem sie sich lange nicht erholen werden. Schon in der lezten Zeit der Regierung Karls X. wollte es damit nicht fort, weil man wußte, daß der König sich zulezt zu einem gefährlichen Staatsstreiche von seinen Hofschranzen würde verleiten lassen, und daher keine Sicherheit für große Handelsunternehmungen vorhanden war. Seitdem ist man nur auf die Vertheidigung des Staats und auf die Aufrechthaltung der volksthümlichen Regierung bedacht gewesen, und hat sich daher mit andern Dingen wenig beschäftigt; daher wird wenig gebaut, wenig angelegt, wenig fabrizirt; und so lange der Staat auch von außen gefährdet wird, läßt sich keine merkliche Besserung hoffen. Am fühlbarsten ist das Stocken in denjenigen Zweigen des Gewerbsleißes, welche nicht zu den ersten Bedürfnissen gehören, als Kunst und Wissenschaft. Der Buchhandel liegt ganz darnieder. Außer einigen Flugschriften, Memoiren, Romanen und Theaterstücken erscheint wenig Neues; die Regierung hat zu viele dringende Bedürfnisse, als daß sie die Unternehmung großer Prachtwerke unterstützen könnte, wie dies sonst der Fall war, weshalb auch viele solcher bereits begonnenen Werke in Stocken gerathen sind. Das einzige große neuere Werk, das jezt begonnen wird, ist die Reisebeschreibung der nach Griechenland gesandten Gelehrtenkommission. Aller Schwierigkeiten ungeachtet, womit diese Kommission zu kämpfen hatte, ist es ihr doch gelungen, einen reichhaltigen Schaz von gelehrten Erfahrungen zu sammeln. Blos der archäologische Theil wird 300 Kupferplatten enthalten, und unter andern die schönen zu Olympia ausgegrabenen Basreliefs darstellen, die, wie es fast keinem Zweifel unterworfen ist, zum prachtvollen Jupiterstempel gehört haben und das hiesige Museum des Louvre schmücken werden. Nicht minder reichhaltig wird der naturhistorische Theil ausfallen, zu welchem der allzuthätige Bory St. Vincent eine Menge von Beobachtungen gesammelt hat. In diesem Theile wird wahrscheinlich auch die eigentliche Reisebeschreibung vorkommen, worüber Bory St. Vincent und seine Reisegefährten gewiß manches Interessante zu berichten haben. Da so Vieles stockt, so hat auch die deutsche Oper dem Einflusse der Politik nicht entgehen können, und ist mit dem Juni geschlossen worden, nachdem noch zulezt einige Benefizvorstellungen zu Gunsten der ausgezeichnetesten Schauspieler gegeben worden waren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. Juli 1831.

— So kämpf' ich gegen
Den Theil, dem ich hierher gefolgt —
Dem Lauf der Welt zum Hohn will ich's beginnen:
Von außen wenig, desto mehr von innen!

Shakespeare, Cymbelin.

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Beschluß.)

Der Meier trat hier mit einem Teller, worauf Gläser standen, einem Brod und einer Flasche unter dem Arme, aus dem Hause. Er hatte die lezten Worte gehört. Lachend rief er: „Merkt Ihr es ihm an, daß er Eures Gleichen ist? Ja, er führte den Säbel lieber, als den Spaten! Er focht unter Bonaparte! Davon hat er es nun, daß er taub ist, taub wie eine Nuß. Wäre er das nicht, er hätte Euch geantwortet, daß Ihr um einen Aderlaß nicht verlegen seyn solltet. Aber, ich rathe Euch, macht ihn nicht bös, er ist verteufelt wild, und riecht er erst Lunte, so plazt er wie eine Pulvermine.“ Der Meier hatte während dem Sprechen die Gläser mehr als einmal gefüllt, der Wagen fuhr indeß zum Hofe hinaus, die Blumen und der taube Gärtner waren vergessen, die Nationalgardisten lachten ihren Kameraden aus und neckten ihn über den Mißgriff, der ihm leicht hätte Händel zuziehen können. „Tausend Teufel,“ entgegnete er, „wie soll's man jezt anfangen? Sind wir nicht dem entwischten Priester von St. Germain l'Auxerrois auf der Spur? Und verwandelt sich so Einer nicht in allerlei Gestalt, um den Laien ein X für ein U zu machen?“ — „Der da, ein Priester!“ lachte der Meier, „der weiß kaum, daß es eine Kirche gibt! Geht! Geht! Ihr wolltet ihn foppen, aber da wäret Ihr an den Unrechten gekommen!“ und so verließen sie das Haus. Der jüngere unter ihnen, ein heller, freundlicher Bursche, flüsterte dem Meier im Hinausgehen zu: „treffe ich auf den armen Priester, ich helfe ihm durch.“ Er drückte mit einer gewissen Bedeutsamkeit seinem Wirthe die Hand, daß dieser ungewiß blieb, ob jener Eustache erkannt habe oder nicht. Dieß hinderte ihn, den Geflüchteten sogleich nachzueilen, und sie auf einen andern Weg zu bringen. Es konnte eben so gut eine List seyn, ihn sicher zu machen, und so zwei Fliegen mit einer Klappe zu treffen, denn dem Helfershelfer wäre in solchem Falle sein Urtheil so gut als unterschrieben gewesen. Der konfus gewordene Mann stand daher etwas peinlich vor seiner Thür, als er den jungen Soldaten im vollen Lauf an sich vorbeistürzen und den Weg nach der Stadt nehmen sah. Er hatte ihm zugewinkt und dabei recht triumphirend gelacht. „Es ist vergebens!“ seufzte der Meier; „Sie sind entdeckt! Ich kann sie nicht retten! Gott erbarme sich ihrer und der Meinigen, die nun wohl Alle Eines Weges gehen werden.“ Er blieb in tödtlicher Angst seines Geschicks gewärtig. Jede Minute schien die Gefahr näher zu bringen; es ward Mittag, die Sonne senkte sich, der Abend brach herein, nichts unterbrach die steigende Todesangst der armen Familie.

Als es schon ganz dunkel war, kehrte der Gartenwagen zurück. Er fuhr langsam in den Hof. Keiner der Hausgenossen hatte das Herz, vor die Thür zu gehen. Alle blieben wie angekettet auf ihren Schemeln sitzen. Sie hörten indeß, daß Margot absprang und leichtfüßig über den Flur lief; nach einer Weile trat sie herein.

„Guten Abend!“ sagte sie, und dem Meier ein kleines Blättchen Papier hinhaltend, sezte sie hinzu: „Das da schickt Euch der junge Soldat.“ Mit zitternden Händen griffen beide Eheleute darnach. Sie wußten selbst nicht, was sie zu lesen fürchteten, sie trauten daher ihren Augen nicht, als sie die Paar Worte fanden: „Thut nicht, als sey irgend etwas vorgefallen. Seyd munter und arbeitet wie sonst in Eurer Wirthschaft. Will's Gott, hört Ihr bald mehr von mir.“

Margot ward nun in ein Kämmerchen gezogen und ausgeforscht. Sie wußte eigentlich nichts zu sagen, das Aufschluß gab. Nur so viel erzählte sie, das Fuhrwerk habe nicht weit von hier in einem Gebüsch gehalten. Da sey ein Soldat plötzlich auf sie zugestürzt, habe sich sehr barsch angestellt, das Gewehr auf den Fuhrmann angelegt und ihn bedroht, wenn er nur einen Laut von sich gebe, drauf habe er dem Gärtner ein Paar Worte zugeflüstert, sie und den Burschen tiefer in das Dickicht gehen und erst dann zurückkehren heißen, wenn sie ein scharfes Pfeifen hörten. Es sey ihnen nichts übrig geblieben, als zu gehorchen. Sie mußten lange auf das versprochene Zeichen warten. Als es nun gegeben ward, und sie den Wagen wieder bestiegen, war von den andern nichts zu sehen noch zu hören. Margot fand indeß jenen Zettel an ein Tuch gesteckt, das auf ihrem Sitze liegen geblieben war. Der Meier ließ sich das Alles wohl zehnmal wiederholen. Er ward nicht klug daraus. Andern Tages erfuhr er, daß die Haussuchung auf dem Schlosse sehr ruhig und glücklich abgelaufen, die Gräfin in keiner Art gekränkt und nichts entdeckt worden sey, was ihr Ungelegenheit geben könnte.

Dabei blieb es. Es vergingen mehrere Wochen, Niemand sprach länger von dem Geistlichen. Indeß kam von Zeit zu Zeit der Gewürzkrämer Aubin nach dem Schlosse; er kehrte dann wohl bei dem Meier ein. Unter den vielen Klagen, die er hier ausschüttete, blieb er meist bei der Untreue seines Ladendieners Valentin stehen, der verschwunden sey, man wisse nicht wohin. Doch auch Valentin ward vergessen. Die Ruhe kehrte nach und nach wieder. Es erinnerte sich Niemand gern an die entsetzlichen Stunden, und blieb auch die quälende Frage in den Herzen der verbündeten Freunde: „Was ist aus dem Unglücklichen geworden?“ so sprach man sie nicht aus. Es überraschte daher den Meier, als er eines Sonntages auf das Schloß der Gräfin gerufen ward, und diese ihm, mit einem Briefe in der Hand, Aubin neben ihr stehend, freundlich sagte: „Nun, Gottes Schutz bleibt den Bedrängten niemals aus, wenn sie ihn auf die rechte Weise anflehen. Das da schreibt der redliche Valentin! Les't! oder laßt es Euch von Aubin lesen.“ Dieser hatte nur auf die Aufforderung gewartet. Er las mit großem Eifer schnell Folgendes:

„Mein lieber Meister, ich bin Euch untreu geworden, aber Gott treu geblieben. Als Ihr mich verhindertet, die arme Madame Arboi aus dem Hause der Frau Gräfin zu begleiten, stürzte ich wie ein Unsinniger fort. Ich weiß nicht, was ich dachte; ich hatte gar keine Gedanken. Ihr nach, das war es, was mich trieb. Unterweges stieß ich auf den bewaffneten Haufen. Mein Vetter Mathieu war darunter; es kam mir wie ein Blitz; ich schlug ihm vor, mir seine Uniform zu überlassen; der arme Junge machte nicht viel Umstände. Wir blieben ein Stückchen zurück, tauschten mit den Kleidern, und ich machte, daß ich den andern nachkam. Es ward mir nicht schwer, ein Paar von den durstigsten Kehlen zu einem kleinen Aufenthalt in der Meierei zu bewegen; dort wußte ich, mußte sie seyn. Es gelang Alles, wie ihr wohl durch Margot ungefähr wissen werdet. Ich begleitete die beiden Flüchtlinge in meinem Soldatenrocke, wie ein Paar Gefangene, von Dorf zu Dorf, requirirte Wagen und Pferde, und brachte sie bald ihren Verfolgern aus den Augen. Wir sind jezt bei den Meinigen, unweit Dieppe, in den Trümmern eines alten Schlosses. Hier ist auch eine kleine Meierei, die bewohnen wir. Ich pflege die stumme, schöne, unglückliche Frau. Dem Bruder Eustache mochte das Meer wohl sagen, wer am andern Ufer weint. Er ist hinübergefahren und tröstet die, welche des Trostes bedürfen. Ich bleibe mein Lebenlang hier, hacke, grabe, säe und pflüge, und bringe ich nicht mehr zu Stande, so bereite ich doch eine weiche Decke, unter welcher die Verbannten einst ruhig schlummern mögen.“

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Ischia. Nur ein Wort von dem vielbesprochenen Ischia. — Anstatt die, vier deutsche Meilen lange, Fahrt zur See zu machen, geht man lieber, wie man es nennt, zu Lande dorthin. Dieser Ausdruck hat dazu gedient, eine für unerklärlich gehaltene Stelle in der Odyssee, wo von dem zu Lande nach Itaka gehen, die Rede ist, ganz natürlich zu erklären. Man geht nämlich über Puzzuoli nach Miniscola (Militiae schola), von da schifft man sich nach Procida ein, welches kaum eine kleine halbe Meile entfernt liegt, geht zu Fuße durch diese Insel, deren Stadt eine lange Straße von Anfang bis zu Ende bildet, schifft sich unterhalb bei der kleinen Insel Vivara wieder ein, und hat ungefähr ebenfalls noch eine kleine halbe Meile bis Ischia, nämlich bis zu dem Orte dieses Namens, von dem die ganze Insel so heißt, ob es gleich das kleinste der vier Städtchen der Insel ist. — Nur die Nordwestseite derselben kommt eigentlich in Betracht;

denn die, durch den Berg Epomeo davon getrennte Südostseite ist wilder und wenig angebaut. Uebrigens sind auch alle Bäder, Wirthshäuser u. s. w., so wie, nebst Ischia, die drei andern Oerter der Insel, Casamicciola, Lacco und Foria, der bedeutendste von allen auf jener Seite. — Bei Casamicciola liegt der Gasthof, den man gewöhnlich besucht, La Sentinella, einsam auf einem Hügel, unweit des Meeres, in einer reizenden Lage. Es ist hier, wie in den meisten Badeorten, verhältnißmäßig sehr theuer. Es gibt kein Pferd und noch weniger einen Wagen auf der ganzen Insel, ja kaum einmal einen Karren. Schwächliche Frauen, die nicht auf Eseln reiten können, müssen sich tragen lassen.

Der Weg von der Sentinella nach Foria, durch das Innere der Insel, am Fuße des Epomeo hin, und über Lacco am Ufer zurück, ist außerordentlich schön, und man kann nicht aufhören, mit Entzücken eine Kultur zu bewundern, die wohl selten ihres gleichen hat. Lacco liegt sehr schön am Meere, und mitten darin ein sonderbarer Felsen, der ganz die Gestalt eines Pilzes hat, auch il fungo genannt wird. Da das Ufer hier seicht ist, so ist er den Schiffern sehr nützlich, die die Weinfässer auf ausgespannten Seilen erst auf diesen Stein schaffen und sie dann in die Schiffe, die sich dem Lande nicht nähern können, laden. Zwischen Lacco und der Sentinella liegt das Haus, welches der König von Baiern bewohnt hat, in einer romantischen Umgebung und mit einer herrlichen Aussicht. — Im Hofe steht der ungeheuer große indianische Feigenbaum, den vor vielen Jahren Elisa von der Recke hier gepflanzt hat. Er war voller Früchte. Auf der andern Seite von der Sentinella, gegen Ischia zu, liegen die berühmten Fumaroli delle Cacoiutte, die heißesten von allen diesen Dampfstellen. — Aus kleinen Spalten einer Felsenwand dringt ein so heißer Dampf hervor, daß man ihn an der Hand nicht aushalten kann; er muß also beinahe die Temperatur des kochenden Wassers erreichen.

Diese Insel, und besonders das Oertchen Casamicciola, ist vor drei Jahren von einem Erdbeben heimgesucht worden, wie Europa in diesem Jahrhundert wohl keines erlebt hat. Fast kein einziges Haus ist verschont geblieben, und die meisten sind gänzlich eingestürzt, so wie alle Kirchen, außer der Kathedrale, die zwar beschädigt, aber doch noch aufrecht stehen geblieben ist. Es war zu Lichtmeß den 2ten Februar 1828, und zum Glück des Mittags, wo die meisten Menschen außerhalb der Häuser sind, dennoch verunglückten vierunddreißig Personen. Daß nach drei Jahren die Spuren dieses Erdbebens noch ganz frisch sind, kommt nicht von der Furcht, sich wieder hier anzubauen — denn viele gefährlich gestützte Häuser sind bewohnt geblieben — sondern einzig und allein vom Mangel an Gelde her.

Nirgends ist der Sonnenuntergang schöner, als von den Anhöhen der Insel, besonders vom Epomeo, da man unmittelbar das Meer im Westen und in der Ferne einen kleinen Archipel von Inseln vor sich hat. Die Sonne verschwindet nämlich hinter den Inseln, die vor dem Vorgebirge von Monte Circello und vor dem Golf von Gaëta liegen, als Palmarola, Ponza, Ventotiene und andere mehr.

Ischia hat bei einem Umfang von 18 — 20 Miglien (5 deutsche Meilen) 24,000 Einwohner. Procida aber ist verhältnißmäßig noch viel bevölkertet, denn man zählt auf dieser viel kleinern Insel 14,000, ja, wie andere wollen, gar 18,000 Einwohner, von denen aber 4000 gegenüber auf dem festen Lande (auf dem Berge von Procida) auch ansäßig sind und einen Theil des Jahrs dort zubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Die deutsche Oper in Paris.

Der Verlust des Unternehmers der deutschen Oper soll in diesem Jahre noch bedeutender gewesen seyn, als im vorigen. Es ist eine schwierige Aufgabe, Schauspieler aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in einem weit entfernten Lande zusammenzubringen, und sie in schwer aufzuführenden Opern auftreten zu lassen, welche das Orchester kaum Zeit hat, einzustudiren. Weislich hatte man sich dieses Jahr auf sehr wenige Stücke beschränkt. Der „Freischütz,“ „Don Juan,“ „Fidelio,“ „Oberon,“ „Euryanthe,“ dies war ungefähr das ganze Repertoire. Einige Darstellungen mißlangen, was bei einer solchen Eile gar nicht zu verwundern ist; dagegen gelangen andere vortrefflich. „Euryanthe,“ die in der französischen Nachahmung oder Verstümmelung von Castil Blaze auf der großen Opernbühne so schlecht aufgenommen worden war, gefiel besonders und wäre ein Lieblingsstück des Publikums geworden, wenn die Zeit erlaubt hätte, es öfter aufzuführen und das Textbuch verständlicher oder anziehender für die Zuschauer gewesen wäre. Don Juan, den die Italiener zuweilen auch aufführen, aber selten mit großem Beifalle, gefiel ungemein und die Zeitungen gestanden, nur Deutsche vermöchten Mozart gehörig aufzufassen. Fidelio machte tiefern Eindruck, als im vorigen Jahre; die Franzosen machen sich allmählig vertraut mit dem genialen Style Beethovens. Die Schröder-Devrient will man hier behalten und in der großen Oper auftreten lassen. Sie wird wohl thun, wenn sie zuvor untersucht, ob sie sich berufen fühlt, in der französischen Oper zu singen, was etwas anders ist, als in seiner Muttersprache und in Opern, woran sie gewöhnt ist, sich hören zu lassen. Es wäre für Paris zu bedauern, wenn in den folgenden Jahren die deutsche Oper nicht wieder käme. Für die Bildung des musikalischen Geschmackes der Pariser ist dieselbe sehr wichtig, und den müßigen Reichen gewährt sie mannigfaltige Unterhaltung. Allein besser wäre es vielleicht, die Forderungen nicht zu hoch zu stellen, und die deutsche Oper auf einen niedrigern Fuß zu setzen, als die italienische. Letz-

tere kommt dem Unternehmer theuer zu stehen, weil nur sehr wenige Sänger und Sängerinnen ersten Ranges vorhanden sind, und diese sich ungeheuer bezahlen lassen. Die deutschen Talente sind bescheidener, und da sie meistens zweiten Ranges sind, so spannen sie ihre Forderungen nicht so hoch. Die deutsche Oper sollte also nicht mehr kosten, als die französische Operette, bei welcher die Eintrittspreise dem Vermögen des Mittelstandes angemessen sind. Die italienische Oper ist, wie die große französische, nur für die Reichen, und wenn diese durch die politischen Begebenheiten in ihren Kunstgenüssen gestört werden, so hält es schwer, ein volles Haus zusammenzubringen. Dies ist der Fall in gegenwärtiger Zeit. Der reichen Fremden kommen dieses Jahr weniger als sonst nach Paris, weil überall Unruhe und Bangigkeit herrscht, und man in der Fremde die Stadt Paris wie in einem beständigen Aufruhr begriffen schildert, um den Völkern Furcht vor Neuerungen einzujagen. Von der Darstellung deutscher Lustspiele, womit im vorigen Jahre ein Versuch gemacht wurde, war diesmal keine Rede. Es kommt jezt bei den Franzosen nicht darauf an, deutsch zu studiren, sondern frei zu bleiben, und das läßt sich aus der deutschen Dramatik nicht lernen.

Dg.

Schwyz, Juli.

(Beschluß.)

Die Urkantone. Schluß.

Mit großer Sorgfalt bewahren die einzelnen Geschlechter, die sich wieder in Familien theilen, ihre Genealogien, welche sie, wo möglich, bis zu den ersten Freiheitsschlachten zurückzuführen suchen. Jedes Geschlecht hat seit den ältesten Zeiten sein eigenthümliches Wappen. Höchst ungern nehmen sie einen Fremden in die Gemeinde der altgefreiten Landleute auf, welche sie als eine reine Gemeinde der alten Geschlechter zu erhalten streben. Daher die Schwyzer die äußern Bezirke, welchen sie im Jahre 1798 politische Rechtsfreiheit geben mußten, im Jahre 1814 wieder aus der Landsgemeinde verstießen. Höchst interessant wäre es, dieses sonderbare Phänomen mit Niebuhrs Ansichten von der ursprünglichen Bedeutung der patrizischen Geschlechter in Rom, mit welchen es große Aehnlichkeit hat, zu vergleichen. Treffend sagt daher Meier in seiner Schweizer Geschichte, daß in den Urkantonen ein Volksadelsvorurtheil herrsche; denn in der That betrachten sich diese Hirten als ein geadeltes Völklein und von weit höherm Range, als alle andern Völkerschaften der Schweiz, weil durch sie und ihre, jedes andere Verdienst überstrahlenden Heldenvorzüge allen andern Völkerschaften der Eidgenossenschaft die Freiheit erworben worden sey.

Sie sehen leicht ein, daß das ganze Gewicht dieser Urkantone bei der jetzigen Umgestaltung der Schweiz untergehen muß. Zwar wird man ihnen ihre Verfassungen und ihre ganze individuelle Lebensform unangetastet lassen; aber dennoch wird ihr historisches Seyn allmählig alle Bedeutung verlieren. Die jezige gesellschaftliche und politische Reform der Schweiz geschieht im Geist der modernen europäischen Entwickelung; Erwerbsthätigkeit, geistige Kultur, Fortbildung und politische Vervollkommnung, diese sind der Maßstab, der in Zukunft das Gewicht der einzelnen Kantone bestimmen wird. Die ehrwürdige alte historische Bedeutung jener Hirtenländer wird allen Werth verlieren. In den neuen Bildungsgang der Schweiz wollen sie aber einestheils nicht eintreten, weil sie ihren geschichtlichen Boden nicht verlassen wollen, anderntheils können sie nicht, weil die Natur sie auf ihr einfaches Hirtenleben angewiesen hat. Dazu kommt noch eine andere Betrachtung. In dem Geist der neuen Reform liegt wesentlich auch eine Umbildung der Bundesverfassung, und zwar auf die Weise, daß das Gewicht der einzelnen Kantone auf der Tagsatzung durch die Bevölkerung und die materiellen Leistungen für das Ganze bestimmt wird, wie es zum Theil schon während der Mediationsregierung der Fall war. Nach dieser Ansicht, auf deren Verwirklichung jezt von allen Seiten hingearbeitet wird, würden die größern Kantone vier bis fünf, die mittlern zwei bis drei Stimmen, und die kleinen nur eine Stimme auf der Tagsatzung erhalten. In diese lezte Klasse fallen denn auch die Urkantone; und dieser Gedanke, der Gedanke, daß die Nachkommen der gepriesenen Stifter der Schweizer Freiheit, der Fürst, Stauffacher und Melchthal, sie, die bis 1798 und wieder seit 1813 (wiewohl in geringerm Grade) mit dem ungebleichten Adelglanz unvergleichlicher Thaten auf der Tagsatzung erschienen waren und stets ein großes Gewicht in die Wagschale gelegt hatten, nun zu politischen Nullen in der Eidgenossenschaft herabsinken sollen, erregt in Schwyz, Uri und Unterwalden die bittersten Empfindungen; die schweizerische Reform wird daher dort als das Grab der Eidgenossenschaft betrachtet.

Phil.

Auflösung des Räthsels in Nr. 175:

Der Cocon der Seidenraupe.

Homonyme.

Ich schimmernder, lustiger, duftiger Kreis
Umgebe den Zaubrer auf sein Geheiß,
Der, wie ihr alle vortrefflich wißt,
Ein großer Held in Verwandlungen ist.
Bald zeigt er ein freundliches, mildes Gesicht,
Bald zieht er es sichelkrumm, der Wicht.
Bald legt er das Kleid der Unsichtbarkeit an.
Dann ist es um mich auch, den Kreis, gethan.

Auch bin ich ein Himmel voll Sterne, jedoch
Die Sterne, sie weilen nicht allzu hoch.
Ein Wort, so verschwinden die Sterne ganz;
Die Herzen erfreut nicht der Sterne Glanz.
Doch, strebt man nach ihnen, sie wecken Neid.
Viel Glanz ist, doch ferne die Seligkeit.

Auch wandl' ich herum um ein Sternenpaar,
Ich bin die große Trabantenschaar.
Die sich um das Paar und die Trägerin dreht,
Und die Schrift der Sterne so gut versteht.
Oft scheinen sie warm, oft äußerst kalt.
Sie haben das Leuchten in ihrer Gewalt.
Ich schwärme darum, wie die Mücken ums Licht.
Die Flügel verbrennt es so manchem Wicht;
Wenn aber ein Glückskind aus mir sich naht,
Ihm zeigen die Sterne den rechten Pfad,
Ihm leuchtet ihr Licht, und der Himmel ist sein,
Es schaut in die seligen Sterne hinein.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 181.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Juli 1831.

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegentheil seyn: sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig, und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum thätigsten Menschen zu machen.

Novalis.

Die Mongolen unter chinesischem Szepter.

In der Bibliothek des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu St. Petersburg befindet sich ein chinesisches Gesetzbuch, das alle Theile der religiösen, bürgerlichen und militärischen Verfassung des himmlischen Reichs umfaßt. Herr von Nesselrode hat es übersetzen lassen.

Wir theilen im Folgenden aus diesem Buche etwas über mongolischen Adel und Geistlichkeit mit. Den Leser wird mancher Familienzug an die gute alte Zeit in Europa erinnern, und wir haben ja auch noch jezt in unsern Staatskörpern mehr als zu viel asiatische Elemente.

* * *

Die ganze Verfassung der Mongolen und Khalkhas, die sich freiwillig den Mandschus unterworfen haben, ist, wie die der leztern, durchaus militärisch. So theilen sich die mongolischen Stämme, die südlich von der Wüste Gobi wohnen, in sechs Chulkhans oder Korps, und diese wieder in neun und vierzig Gusas oder Fähnlein; die Khalkhas sind unter vier Schans und sechs und achtzig Fähnlein vertheilt; die Mongolen vom Altaigebirge bilden neunzehn Fähnlein unter einem General, der zu Gobdo sizt.

Die Fürsten der Mongolen und Khalkhas theilen sich in sechs Klassen. Die in der ersten bekommen jährlich von der chinesischen Regierung etwa 10,000 Gulden Gehalt und vierzig Stücke Seidenstoffe verschiedener Art, die in der zweiten Klasse haben 6000 Gulden und zwanzig Stücke Seide; die dritte Klasse bekommt 3200 Gulden und dreizehn Stücke; die vierte 2000 Gulden und zehn Stücke; die fünfte 1200 Gulden und neun Stücke; die sechste 800 Gulden und sieben Stücke. Die Taidzi und Tabunans, oder der niedere Adel, erhalten 400 Gulden und vier Stücke Seide. Sind diese Fürsten und Herrn nach unsern Begriffen ziemlich schlecht bezahlt, so ist die Apanage der Prinzessinnen von kaiserlichem Geblüt, deren manche an mongolische Fürsten verheirathet sind, vollends ärmlich; denn eine legitime Tochter des Kaisers hat jährlich, so lange sie in der Mongolei lebt, nicht ganz 4000 Gulden und dreißig Stücke Stoff, wenn sie aber zu Peking bleibt, nur 1500 Gulden und 200 Säcke Reis. Ihr Gemahl erhält, außer seinem Gehalt als mongolischer Fürst, nur 1200 Gulden und zehn Stücke Seide.

Wenn die mongolischen Fürsten und Edelleute, die Regierungsbeamten im Civil und Militär, die in der Mongolei angestellt sind, und die hohe lamaitische Geistlichkeit in Geschäften nach Peking reisen, so bekommen sie Entschädigung, nach einem höchst ausführlichen Reglement, das in diesem Administrativkodex enthalten ist. Das Ceremoniel bei den feierlichen Vorstellungen und Audienzen am Hofe, die Geschenke, welche die mongolischen Fürsten je nach ihrem Rang dem Kaiser überreichen müssen und dagegen von ihm erhalten, Alles dieß ist mit der gewöhnlichen kleingeistigen Genauigkeit der Chinesen des Breitern aufgeführt.

Ferner enthält das Buch Vieles über die großen Jagden, welche der chinesische Selbstherrscher alljährlich in der Mongolei anstellt und die zugleich in Friedenszeit seinen Truppen zur Uebung dienen.

Die Summe, welche die Regierung in der Mongolei erhebt, die direkten Steuern und den Ertrag der Zölle zusammengerechnet, beträgt gewiß nicht über 1 bis 1½ Millionen Gulden, und sie wird im Land selbst zu Bestreitung der Verwaltung und zur Unterhaltung der Tempel und anderer öffentlichen Anstalten verwendet.

Die Strafgesetze sind für Vornehme nichts weniger als streng, für das gemeine Volk dagegen höchst grausam. Wer zu jenen sechs Adelsklassen gehört, bezahlt, wenn er einen absichtlichen Mord begangen hat, eine Buße von neun Mal neun Stücken Vieh, wovon die Familie des Ermordeten zwei Drittheile und das Oberhaupt des Stammes, dem er angehörte, ein Drittheil erhalten; er büßt überdieß auf ein Jahr den Gehalt der Regierung ein. Ein Sklave dagegen, der seinen Herrn umbringt, wird lebendig in Stücke zerschnitten; wer seine Frau umbringt, wird erdrosselt; für den zufälligen Todtschlag sind je nach dem Range des Thäters Bußen angesezt. Auf Diebstahl und Räuberei stehen äußerst strenge Strafen.

Sämmtliche mongolische Stämme sind bekanntlich Nomaden; sie haben somit sehr wenig zu thun, und dieß ist wohl ein Hauptgrund, warum sie so eifrige, andächtige Buddhisten sind. Auch ist die Geistlichkeit ausnehmend zahlreich, und in jeder Familie widmet sich zum wenigsten Ein Jüngling dem geistlichen Stande. Zu Peking und an den Begräbnißorten der Mandschukaiser leben sehr viele Lamas, und die ganze Mongolei wimmelt von Priestern. Der Dalai-Lama und der Bantchen-Lama, die beiden höchsten Kirchenfürsten in Tibet, schicken jährlich eine Gesandtschaft an den Hof von Peking. Das Ceremoniel bei ihrer Vorstellung ist ein für allemal genau vorgeschrieben, so wie auch die Geschenke, welche der Kaiser den Gesandten für J.J. Heiligkeiten und für sie selbst überreichen läßt. Andere mongolische Kirchenfürsten schicken nur alle fünf Jahre Gesandtschaften und Geschenke. Der Oberpriester der buddhistischen Klöster und Tempel auf dem berühmten Berge Utaichan, in der chinesischen Provinz Chansi, ist verpflichtet, alle Jahre zwei Schachteln mit Schwämmen nach Peking zu schicken; sie werden im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit großem Ceremoniell empfangen, und der Oberpriester erhält dagegen sechs Stücke Seidenstoff. Man sieht aus Allem, daß die chinesische Politik durch wohlberechnete Mittel der Eitelkeit, dem Glauben und Aberglauben der Völker, die dem Szepter des Sohnes des Himmels unterworfen sind, zu schmeicheln weiß.

In der russischen Bearbeitung des chinesischen Werks scheint der Artikel, welcher von den diplomatischen Verhältnissen zwischen China und Rußland handelt, bedeutend abgekürzt. Bekanntlich stellen die Chinesen als Grundsatz auf, daß alle Nationen, welche Gesandtschaften und Geschenke nach Peking schicken, dem Reiche der Mitte tributpflichtig seyen, und somit steht auch Rußland auf der Vasallenliste der Mandschukaiser. Im russischen Buche ist aber davon kein Wort zu lesen; man findet über dieses Kapitel nichts darin, als den 1728 zwischen beiden Reichen abgeschlossenen Friedenstraktat und einige Verordnungen hinsichtlich der Grenzzollstätten. Man weiß indessen wohl, daß hinsichtlich des Handels mit Rußland und der russischen Gesandtschaften, die nach Peking kommen, die größten Kleinigkeiten, wie überhaupt Alles, zum voraus angeordnet sind, und es besteht ein chinesisches Reglement, demzufolge einem russischen Botschafter, so lange er sich zu Peking aufhält, täglich Folgendes verabfolgt werden muß: ein Schaaf, ein Fäßchen Branntwein, eine Büchse mit Thee, ein Krug Milch, zwei Unzen Butter, zwei Fische, zwei Nachtlampen, ein Pfund gesalzenen Kohls, vier Unzen Soya, eben soviel Essig, eine Unze Salz. Alle neun Tage erhält er von der kaiserlichen Tafel vier Schüsseln und zehn Kannen Thee, der nach Art der Mandschus mit Fett zubereitet ist.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

S. Giacomo de' Spagnoli.

Eines der größten und schönsten Gebäude Neapels im modernen Styl, ist dasjenige, welches (zwischen den Jahren 1819 und 1824) auf der Stelle erbaut worden, welche sonst das Kloster, die Kirche und das Hospital, der spanischen Nation zugehörig, und S. Giacomo genannt, einnahmen. Im Mittelpunkte der Stadt, von der einen Seite in der Hauptstraße Toledo, von der andern an dem schönen Platz Largo del Castello gelegen, und von zwei Nebenstraßen, die von ersterer auf den lezten führen, begränzt, hat dieß ungeheure Gebäude Raum genug für alle Ministerien, die Bank, die Börse, die Präfektur der Polizei, die Verwaltung der Domänen, Forsten u. s. w., die sämmtlich hierher verlegt worden sind. — Die Hauptfaçade ist nach dem Platz zu, und imponirt mehr durch ihre Größe als durch architektonische Schönheiten, denn sie ist sehr einfach. Siebzehn große Balkone in jedem der drei Stockwerke gewähren die Aussicht auf den Golf und den Vesuv. Ueber dem Haupteingang steht die Inschrift: Ministerii di Stato, und zu beiden Seiten lange lateinische, die Geschichte der Erbauung und die Angabe aller der vielen (fast aller, heißt es) dorthin verlegten Behörden enthaltend. Das

Ministerium der Finanzen nimmt gerade die Stelle des ehemaligen spanischen Hospitals ein, daher man, als dieser Pallast fertig und jenes Ministerium eingezogen war, den Witz machte: „Le finanze del Regno di Napoli sono adesso all' Ospedale.“ Durch den Haupteingang am Largo del Castello, ist ein dem Publikum geöffneter, sehr schöner Durchgang, ganz im Style der Pariser Passages, durch welchen man nach der Straße Toledo gelangt. Aber anstatt der prächtigen Boutiquen der französischen Hauptstadt, sieht man nur gemeine Krämer auf beiden Seiten ihre unscheinbaren Waaren feilbiethen. — Nahe am großen Eingang vom Largo del Castello stehen einander gegenüber die beiden Standbilder von Roger, dem ersten normannischen Könige und vom Kaiser Friedrich II. als den beiden Herrschern, denen das Land das meiste verdankt, und deren demselben erwiesene Wohlthaten in langen lateinischen Inschriften aufgezählt werden. Ohngefähr in der Mitte der Gallerie führt rechts eine Thüre nach dem großen, für die Börse bestimmten Saale. Weiterhin, am Ausgange nach der Straße Toledo, ist das Gran Libro. Ueberall an den Wänden dieses Durchgangs, besonders aber vorn bei den beiden Statuen sind die königlichen Verordnungen, nach den verschiedenen Ministerien, von denen sie ausgegangen, geordnet, aufgehängt, und es wird dabei das sonderbare Ceremoniell, auf welches streng gehalten wird, beobachtet, daß, wer sie lesen will, den Hut abziehen muß, was, da immer hier viel Zugwind herrscht, denen, die etwas nachzusehen haben, sehr unbequem seyn muß. Hingegen kann man dicht daneben dem großen Kaiser Friedrich II. mit dem Hut auf dem Kopf ungestraft ins Gesicht sehen, und der verdiente es doch wohl eher, daß man vor ihm den Hut zöge. Dieß erinnerte mich an ein noch sonderbareres Ceremoniell in Spanien, denn da tritt gar die Wache ins Gewehr, wenn das Essen des Königs vorbeigetragen wird.

Neapel in der Charwoche.

In einer Stadt, wo vielleicht mehr Kutschen fahren als in irgend einer andern, macht das Ende der Charwoche, wo alles Fahren verboten ist, einen solchen Eindruck, daß Neapel gewissermaßen eine ganz andere Physiognomie bekommt. Von Donnerstag früh bis Sonnabend gegen Mittag wird dieses Verbot so streng beobachtet, daß nur die äußerste Nothwendigkeit hier und da einem kleinen mit einem Esel bespannten Karren sich zu zeigen erlaubt. Nirgends ist dies auffallender als in der schönen Straße Toledo. Hier, wo man sonst vom frühen Morgen bis in die Nacht sich mühsam an den Häusern hin drängen muß, um den hin- und herfahrenden Wagen und besonders den, wie Pfeile dahin schießenden Calessini zu entgehen, entsteht nun der schönste Spaziergang für Fußgänger in der ganzen Breite dieser vortrefflich gepflasterten Straße, und hier ist das Pflaster immer da am besten, wo die Wagen fahren. Dies wissen sich auch die Schönen Neapels zu Nutze zu machen, welche in ungeheurer Anzahl Donnerstag und Freitag Vor- und Nachmittags, zwar, wie die Sitte will, in schwarzen Kleidern, übrigens aber so geputzt als möglich, dort auf und ab wandeln. Dieser Anblick, von einem Balkon betrachtet, ist wirklich einzig. Aber noch schöner war der, als Freitags der König zu Fuße und mit unbedecktem Haupte aus der Kirche Madonna delle Grazie am obern Ende der Straße Toledo durch diese nach dem Schlosse zurückging. Nur seine Brüder begleiteten ihn diesmal, da die Königin und die Prinzessinnen, die sonst auch zu Fuße die S. Sepolcri besuchen, wahrscheinlich weil das Wetter nicht sicher war und das Fahren auch für sie nicht angeht, weggeblieben waren. Der Zug war äußerst imposant. Abtheilungen von der Infanterie der Garde gingen voran und beschlossen ihn; auch waren Spaliere von Soldaten gezogen, die die Mitte der Straße frei ließen. Zuerst kamen alle Offiziere der hiesigen Garnison, und da sie an 15,000 Mann beträgt, so mochten ihrer wohl 5 bis 600 seyn. Sie gingen einzeln an beiden Seiten der Spaliere, den Hut in der einen und eine Wachskerze in der andern Hand. Die Stabsoffiziere und Generale kamen zuletzt, dann alle Hofchargen und die höchsten Staatsbeamten, endlich der König und seine Brüder, alle gleichfalls mit unbedecktem Haupt und mit Wachskerzen in der Hand, und den Beschluß machte das Musikchor der Garde, geistliche Stücke spielend.

Im Straßburger Münster.

Von Weihrauchdüften ist durchhaucht
Die weite, stille Münsterhalle,
Da stehn in Dämmerung getaucht
Die grauen Heil'genbilder alle;
Und sich, ein reicher Farbenschein
Ergießt sich in den Dom herein:
Die Strahlen quellen aus dem Schooße
Der bunten, blättervollen Rose. *)

Sie läßt ihr wunderklares Licht,
Ins düstre Chor hinuntergleiten —
O hehres Bild! wie mahnst du nicht
An alte, längstverklungne Zeiten!
Die Liebe klärte, frisch und jung,
Des Glaubens ernste Dämmerung,
Und Minnerosenschein durchglühte
Das fromme, selige Gemüthe!

Adolph Stöber.

---

*) Die große gläserne Rose über dem mittlern Portale.

N°. 52.

Kunst-Blatt.

Sonnabend, 2. Juli 1831.

Ulysses und Nausikaa.

Nach einer skizzirten Federzeichnung von Professor Julius Schnorr.

(Zur Erklärung des beiliegenden Umrisses.)

Das lithographirte Blatt, welches wir hier beilegen, ist nach einer großen mit der Feder skizzirten Zeichnung gearbeitet, welche Hr. Prof. Schnorr noch während seines Aufenthalts in Rom auf Veranlassung eines Gönners der Künste entwarf. Bei der Kunstausstellung in Rom im J. 1829 wo sie sich befand, wurde sie mit vieler Theilnahme gesehen, und mehrere öffentliche Urtheile haben sich damals sehr günstig darüber ausgesprochen. Wenn freilich im Originale die flüchtige Hand des Künstlers mit jedem Striche die Unmittelbarkeit der ersten geistigen Auffassung bezeichnet, so müssen wir für unsre Lithographie große Nachsicht in Anspruch nehmen, da sie durch die verkleinernde Nachbildung und die Mühe der Gravirung jenen freien Ausdruck des Geistes fast ganz verloren hat. Sie ist mehr bestimmt, Gedanken und Composition im Ganzen zu zeigen, und wir zweifeln nicht daß sie diesen bescheidenen Zweck, auf eine dem Beschauer erfreuliche Weise, erfüllen wird.

Zur Verständniß des Inhalts ist es wohl hinreichend an die schöne Erzählung im 6ten Buche der Odyssee zu erinnern, wo Nausikaa, Tochter des phäakischen Königs Alkinoos, mit ihren Mägden ans Gestade des Meers fährt und dort Ulysses trifft, der vom Sturme daselbst an die Küste geworfen wurde. Nachdem Ulysses sie um Schutz und Hülfe angefleht hat, reicht sie ihm Oel und Kleider und heißt ihn ihr ins väterliche Haus folgen. Wir setzen den Schluß ihrer Rede und der ganzen Erzählung her, welcher gerade der Moment unseres Bildes ist.

„Nah am Weg erscheint uns ein lieblicher Hain der Athene,
Pappelgehölz; ihm entrinnet ein Quell, der die Wiese durchschlängelt,
Wo mein Vater ein Gut sich bestellt, mit blühendem Garten,
Nur so weit von der Stadt, wie erschallt volltönender Ausruf.
Dort dich setzend verweil' ein weniges, bis daß wir andern
Etwa zur Stadt hinkommend gelangt in die Wohnung des Vaters;
Aber sobald du hoffst, daß wir in die Wohnung gelangt seyn,
Jetzo gehe zur Stadt der Fäaker, dort zu erkunden
Meines gepriesenen Vaters Alkinoos prangende Wohnung.
Leicht auch wird sie erkannt, und wohl ein kleinerer Knab' auch
Führte den Weg: denn nicht sind gleich ansehnlich die Häuser
Andrer Fäaken gebaut, wie des Helden Alkinoos Wohnung
Prangt. Doch bergen dich nun die Gebäud' umher und der Vorhof,
Schnell des Königs Saal durchwandele, daß du der Mutter
Kammer erreichst. Sie sitzet am Heerd im Glanze des Feuers,
Drehend der Wolle Gespinnst, meerpurpurner, Wunder dem Anblick,
Gegen die Säule gelehnt; und hinter ihr sitzen die Weiber.
Dort auch steht für den Vater ein Thron im wärmenden Anglanz,
Wo er Unsterblichen gleich dasitzt und mit Weine sich labet.
Doch ihn gehe vorbei, und unserer Mutter in Demuth
Fasse die Knie mit Flehn, daß du schauest den Tag der Zurückkunft
Freudiges Muthes, und bald, wie entfernt auch immer du wohnest.
Denn wofern nur jene dir hold im Herzen gesinnt ist,
Hoffnung bleibt dir hinfort, die Freunde zu schaun und zu kommen
In das begüterte Haus und die heimischen Fluren der Väter."
Also sprach sie, und trieb mit glänzender Geißel die Mäuler
Hurtig zum Lauf; und sie eilten hinweg von des Stromes Gewässern,
Trabten behend und regten die leichtgebogenen Schenkel.
Doch wohl hielt sie die Zügel, damit auch die Gehenden folgten,
Ihre Mägd' und der Fremdling, und schwang die Geißel mit Klugheit.
Niedertauchte die Sonn'; und sie kamen zum lieblichen Haine,

Pallas Athenen geweiht. Dort weilt der edle Odysseus;
Eilend betet er nun zu Zeus des erhabenen Tochter:

Höre, des Aegiserschütterers Zeus unbezwungene Tochter!
Höre mich endlich einmal, da du zuvor immer mich hörtest,
Als mich Verfolgeten schlug der gewaltige Länderumstürmer!
Gieb, daß im Volk der Fäaken ich Lieb' antreff' und Erbarmung!

Also flehet er laut; ihn höret Pallas Athene.
Doch sie erschien noch nicht ihm öffentlich, scheuend des Vaters
Bruder im Geist; denn er zürnte dem göttergleichen Odysseus
Unversöhnbaren Sinns, eh' das Vaterland er erreichet.

Kunstausstellung in Mailand 1830.

(Beschluß.)

Kupferstiche.

Wir sehen, daß die Akademie der Dem. Plotti Pirola den Preis zuerkannt hat. Wenn der Stich des Hrn. Moriz Stainla, Kupferstechers am Dresdner Hofe, zur rechten Zeit angekommen wäre, nämlich vor dem Tag, der unabänderlich für den Beschluß der Concurrenz festgesezt war, so dürfte man zweifeln, ob eine Künstlerin würde mit dem Preis gekrönt worden seyn. Abgerechnet die Reinheit der Zeichnung im dem Kupferstich des Hrn. Stainla könnte vor allem seine Führung des Grabstichels auf diesen Preis Anspruch machen. Der Gegenstand ist eine Pietas nach Fra Bartolommeo. Die Fleischtheile der ganz nackten Figur sind markig, lieblich und lebhaft. Die Draperien sind mit Geschmack behandelt, alles zeichnet sich durch eine gefällige Mannichfaltigkeit aus, weil nichts durch allzu grelle Contraste abstößt. Durch das Ganze geht ein harmonischer Farbenton hindurch.

Man darf annehmen, daß, wenn man Kupferstiche von einem der ersten Schüler des Ritters Longhi anzeigt, man den Beschauenden auf etwas Bewunderungswürdiges oder den Leser auf Lobeserhebungen vorbereitet. Volpato hatte mit vielem Erfolg das Gemälde des Raphael im Vatican, das die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel vorstellt, gestochen. Hr. Peter Anderloni, welcher wohl einsah, daß die wahren Kenner in dem Stich des Volpato, ungeachtet seiner Schönheiten, den Charakter des Raphael nicht finden könnten, hat geglaubt dem Original näher kommen zu können, und es ist ihm in der That geglückt. Man kann ihn nicht der Verwegenheit beschuldigen, obwohl ich einige Steifheiten, die durch den etwas ängstlichen Grabstichel hineingekommen sind, bemerkt habe. Dieß ist bloß Sache des Gefühls, denn in Hinsicht auf mechanische Fertigkeit bleibt nichts zu wünschen übrig. Dieser Stich wird sehr gesucht werden, vorzüglich wenn der Kupferstecher auch das Gegenstück davon, den Attila, wird bekannt gemacht haben.

Meine Leser werden sich vielleicht erinnern, daß ich mit großem Lob von einer Zeichnung nach einem Gemälde des Appiani, gesprochen habe, die Hr. Giovito Garavaglia, ein anderer Schüler Longhi's, stechen würde. Sie stellt die Zusammenkunft des Jakob mit der Rahel dar. Der Kupferstich ist ausgestellt worden und in Hinsicht auf Anmuth und Lieblichkeit der Ausführung entspricht er ganz der liebenswürdigen Art, welche dem Maler eigen war und dem, was eine herrliche Zeichnung erwarten ließ. Ich kann nicht alle Schönheiten der Arbeit, die theils mit der Radirnadel theils mit dem Grabstichel, theils mit der kalten Nadel ausgeführt ist, einzeln aufführen. Als Kunstwerk wird dieser Kupferstich die geschicktesten Kupferstecher aller Akademien herausfordern, jedoch wird jeder von ihnen sagen können, wenn nicht über das Ganze ein Silberton verbreitet wäre, und wenn die Landschaft mehr in dem Styl von Woollet als in dem von Sadeler behandelt wäre, so würde das Blatt noch gelungener seyn. Sonst dürfte die Kritik schwerlich etwas auszusetzen finden.

* * *

Verkauf von Kupferstichen.

Ich muß mit den zwei schönen Kupferstichen anfangen, von denen ich eben gesprochen habe.

Heliodor, Breite 2′ 4″, Höhe 1′ 5″, Preis 80 Fr.

Jakob und Rahel, Breite 1′ 6″, Höhe 2′ 5″, Preis 120 Fr.

Der Kunsthändler Pozzi fährt fort die römische Geschichte in Aquatinta stechen zu lassen nach radirten Blättern von Pinelli, einem römischen Maler. Einige Stiche dieser Sammlung, welche von verschiedenen jungen Künstlern ausgeführt sind, lassen sich leicht herausfinden, nämlich die von einem meiner Schüler Lanzani, der diese Gattung auf eine Weise behandelt, die jede andere, welche man bisher in Italien kennen gelernt hat, übertrifft. Man kann sie mit Vergnügen betrachten, nachdem man englische Stiche in der Schwarzkunst gesehen hat; er sucht Jazet in Paris nachzuahmen.

Derselbe sticht dieß Jahr alle Almanachkupfer, und hat darunter allerliebste Miniaturen geliefert, von einer Feinheit der Arbeit, daß sie mit dem markigsten Pinsel und mit chinesischer Tusche gemacht zu seyn scheinen. Auch hat er große Gemälde aus der neuern Geschichte nach Hrn. Palagi und nach dem Maler Migliara so wiedergegeben. Nichts Schöneres als ein Porträt, (Brustbild) der Sängerin Pasta, von demselben nach einem großen

Gemälde von Molteni gestochen. Der Atlas und die durchsichtige Gaze machen den herrlichsten Effekt, was bei radirten Blättern sehr schwer ist.

Die Lithograpbie nimmt ab aus Mangel an Liebhabern, weil man in Italien nur Kupferstecherarbeit will, und dabei sucht man nur Madonnen von Raphael, Correggio und Leonardo da Vinci. Die französischen Lithographien aber sind so gut im Preis, (obgleich sie hier noch einmal so hoch kommen) daß die inländischen Lithographien, welche in der Ausführung nachstehen, ausgenommen die von Hayez und einige Porträts von Dem. Guiscardi, die Concurrenz nicht aushalten können. Jedoch sezt man den Roman J futuri Sposi von Manzoni fort und Hr. Zocosi ist es, der den Muth dazu hat.

Man sieht bei Ricordi auch Theaterscenen von Sanquirico und Ansichten von Venedig, die aber nur geringes Verdienst haben.

Dieser Zweig der schönen Künste blüht in der Lombardei nur schwach und wenn hin und wieder aus der Schule von Longhi ein guter Stich hervorgeht, so ist es fast immer auf Bestellung aus dem Auslande.

Mailand, 2. Nov. 1830.

Sergent-Marceau.

Auszug aus der Stiftungsurkunde der freien Gesellschaft der schönen Künste zu Paris.

1. Der Zweck dieser Gesellschaft ist gemeinschaftliches Wirken für die Beförderung der schönen Künste und für den Wohlstand der Künstler. Dieß geschieht

durch Berathung über die Fragen, welche sie interessiren können und durch Mittheilung von Abhandlungen, deren Druck die Gesellschaft übernehmen wird;

durch Prüfung der Erfindungen und neuen Verfahrungsweisen, welche auf die schönen Künste Bezug haben;

durch Correspondenz mit gelehrten Gesellschaften und mit den vorzüglichsten französischen und fremden Künstlern und Kunstfreunden;

durch öffentliche Ausstellung der Werke von Mitgliedern der Gesellschaft.

Die Gesellschaft verbietet unter sich jede Arbeit, welche den schönen Künsten fremd ist.

2. Sie besteht aus Mitgliedern, die in Paris wohnen, und aus correspondirenden Mitgliedern, die aus den Provinzen und dem Auslande aufgenommen werden.

Die Zahl der Mitglieder dieser beiden Klassen ist unbeschränkt.

3. Die Gesellschaft zerfällt in die Klassen der

Malerei, Zeichenkunst und Lithographie,
Bildhauerei,
Architektur,
Kupferstecherkunst,
Musik,
Archäologie und Literatur der schönen Künste.

4. Da die Gesellschaft nicht ausschließend zu Werke gehen wollte, sondern im Gegentheil diejenigen Männer in sich vereinigen will, welche durch Proben ihres Talents bekannt sind und zur Förderung der Künste beizutragen wünschen, so war es, um bei der ersten Bildung derselben aufgenommen zu werden, hinreichend, der gegenwärtigen Stiftungsurkunde seine Beistimmung zu geben, um mittelst einfacher Verlesung des Namens und Titels jedes eingeschriebenen Mitgliedes durch die Generalversammlung ohne Widerruf zugelassen zu werden.

Sobald die erste Bildung der Gesellschaft beschlossen war, konnte Niemand mehr zugelassen werden, ausser auf eine regelmäßige Vorstellung durch zwei Mitglieder der Gesellschaft, und auf ein von dem Bewerber selbst unterzeichnetes Gesuch. Dieses Gesuch wird im Bureau deponirt und in die Registratur aufgenommen; der Präsident oder die Sekretäre bringen die Zulassung in der nächsten Sitzung zum Vorschlag, und die Versammlung stimmt durch verschlossene Wahlzettel und zwar nach absoluter Stimmenmehrheit ab.

5. Das in Paris und in den Provinzen verbreitete Journal des Artistes ist das Journal der Gesellschaft. Dasselbe gibt von jeder Sitzung Rechenschaft und macht die Memoiren bekannt, deren Druck durch die Gesellschaft votirt wurde.

6. Der treffende Beitrag eines jeden Mitgliedes beträgt jährlich zwölf Franks, und ist halbjährlich voraus zu bezahlen.

Die Summe dieser Beiträge ist zur Bestreitung der Miethe für den Sitzungssaal, der Druckkosten, des Bureau und anderer nothwendigen Ausgaben bestimmt.

Auszug aus den Reglementsstatuten.

1. Die Zahl der Sitzungen ist monatlich auf zwei festgesezt. Dieselben werden jedesmal am ersten und dritten Dienstag jedes Monats gehalten.

2. In den gewöhnlichen Sitzungen erhält die Gesellschaft Mittheilung: 1) über die Verhandlungen der zunächst vorhergehenden Sitzung; 2) über Correspondenz und Zulassungsgesuche. Sie schreitet sofort, wenn dafür Zeit ist, zur Zulassung der vorgeschlagenen Mitglieder vernimmt die Berichterstattungen ihrer Ausschüsse, die Verlesung der Memoiren ihrer Mitglieder und derer, die ihr zugesandt werden u. s. w.

3. Der Präsident darf Fremde ermächtigen, den Sitzungen beizuwohnen.

4. Die Gesellschaft hat alle sechs Monate eine öffentliche Sitzung. In derselben wird von den Arbeiten der Gesellschaft während des Semesters Rechenschaft gegeben, Nachricht über die Mitglieder ertheilt, welche sie binnen dieses Zeitraums verloren hat, und die Verlesung der für diese Sitzung aufgenommenen Abhandlungen und Schriften vorgenommen. — Die von Mitgliedern der Gesellschaft ausgeführten Kunstwerke können bei dieser Sitzung den Saal zieren. — Die Künstler aus der Klasse der Musiker führen dabei Musik- oder Singstücke auf.

Alles was in dieser Sitzung gehört oder gesehen werden soll, muß bereits in einer frühern Sitzung nach absoluter Stimmenmehrheit für geeignet erklärt worden seyn.

Die nach absoluter Stimmenmehrheit ernannten Commissäre dirigiren und ordnen die öffentlichen Sitzungen.

Das Publikum wird zu diesen Sitzungen nur nach Vorzeigung der Eintrittskarten zugelassen. Die Zahl der Karten hängt von dem Raume des Saales ab und wird unter die ansäßigen Mitglieder gleichmäßig vertheilt.

5. Jedes Gesellschaftsmitglied, welches nicht wenigstens der Hälfte der jährlichen Sitzungen beigewohnt hat, wird, es sey denn, daß es einen von der Gesellschaft als gültig anerkannten Entschuldigungsgrund angeben kann, dadurch des Rechts verlustig, zur Zeit der neuen Wahlen mitzustimmen oder für eines der Aemter der Gesellschaft ernannt zu werden.

6. Die Zeit und die Art der Ausstellung der Gesellschaft werden späterhin näher bestimmt werden. Die Versammlung wird zu diesem Behufe eine aus neun Mitgliedern bestehende Commission ernennen, um alle nähern Anweisungen, welche geeignet sind, diese Ausstellungen ersprießlich zu machen, zu sammeln, und einen diesen Gegenstand erschöpfenden Vorschlag abzufassen.

7. Jedes Mitglied, welches sich ausserhalb des Departements der Seine niederläßt, tritt dadurch in die Rechte eines correspondirenden Mitgliedes ein.

8. Sobald die Dauer der Existenz der Gesellschaft ein Jahr erreicht, sollen sämmtliche ansäßige und correspondirende Mitglieder ein Diplom erhalten, dessen Preis auf fünf Franks festgesezt ist.

9. Kein freiwillig austretendes Mitglied kann die Rückbezahlung seiner bereits geleisteten Beiträge verlangen.

Unterschriften des Originals: Cornac, Präsident; Péron, Sekretär; Guénepin, Mulard, Vice-Präsidenten; Desains, Pigalle, Caplin, Sekretariatsgehülfen; Ch. Farcy und Guyot de Fère, Archivare; Dabos, Schatzmeister.

P a r i s.

Unter den satyrischen Ausfällen, welche die Mehrzahl der Pariser Journale, auf die Klasse der Romantiker unter den Malern enthält, ist folgender für die Charakteristik dieser neuen Schule nicht unwichtig: „Die Modelle wollen in den artistischen Streitigkeiten, welche in diesem Augenblicke die angesehenen und unterrichteten Leute wenigstens zum Theil beschäftigen, auch ihre Rolle spielen. Sie nehmen in der Angelegenheit der Romantiker und Classiker Parthei und ziehen gegen die romantischen Maler zu Felde, welche, wie sie sagen, den Grundsatz aufstellen, ohne Modelle zu malen und sich demnach verschworen hätten, sie zu Grunde zu richten. Die Hitzigsten unter ihnen, hatten sogar den Plan gefaßt, sich mit ihren Genossen zusammenzurotten, und in den Arbeitszimmern gewisser Herren alle, ohne ihre Theilnahme und ihren Beistand verfertigten, Gemälde zu zerstören. Man sagt, daß man alle erdenkliche Mühe gehabt habe, den wilden Cadamour zurückzuhalten. Obschon man sie einigermaßen beschwichtiget hat, so ist ihr gerechter Zorn doch noch nicht gänzlich erloschen, und sie sind entschlossen ein Memoire bei der Regierung einzureichen, in welchem sie „von der Nothwendigkeit sprechen, die Romantiker vor dem Malen zur Beobachtung der Natur zu zwingen, und von der Schande, die für sie daraus entspringt, daß man unaufhörlich knotige Knie, zu dünne Beine, höckerige Schultern, daß man schlecht oder gar nicht schließende Achselbeine und Ellbogen malt, während sich für eine mäßige Vergütung in der nützlichen Klasse der Modelle ein großer Reichthum natürlicher Vollkommenheiten aller Art finden ließe."

B e r i c h t i g u n g.

In Nr. 31 des Kunstblatts wird gemeldet, daß bei dem Einsturze der bisher wenig beachteten Ueberreste des Pallastes Karls des Großen in Ingelheim, in der daran befindlichen Wohnung drei Menschen erschlagen worden. Dieses Unglück fand jedoch durch den Einsturz eines Pfeilers statt, welcher zwei Gewölbe stützte, die vermuthlich zu dem Baue des Klosters gehörten, welches Karl der vierte für böhmische Mönche dort gestiftet hatte. Von den Ueberresten des Prachtpallastes Kaiser Karls waren leider schon lange nur noch wenige Säulenschäfte und Kapitelle bekannt; gründliche Forschungen über das, was sich allenfalls noch auf dieselben beziehen läßt, hat indeß vor Kurzem der im Fache der Geschichte und Alterthumskunde rühmlichst bekannte, würdige Domkapitular Dahl in Mainz, an Ort und Stelle angestellt und wird darüber ein kleines interessantes Werkchen erscheinen lassen, dem ich einige Zeichnungen beizufügen gesonnen bin.

Darmstadt, am 4. Mai 1831. F. H. Müller.

Beilage: ein Steindruck.

Nº. 53.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 5. Juli 1831.

Archäologische Briefe von Fr. Thiersch.

2.

Brief an Herrn Raoul-Rochette.

Ueber die Bildsäule der Penelope auf dem Vatican zu Rom.

In der reichhaltigen Sammlung alter Kunstwerke, welche Sie, mein theurer Herr und Freund, unter einzelne Haupttheile der alten Mythologie zu vereinigen und durch ausführlichen und gelehrten Commentar zu erklären angefangen haben, findet sich unter den zu einer Orestiade von Ihnen verbundenen Werke, die in der Ueberschrift genannte Bildsäule, welche Sie nach S. 162 ff. für eine Electra zu erklären und als solche gegen mich geltend zu machen bemüht sind. Als ich das Werk, dessen Besitz ich Ihrer wohlwollenden Güte verdanke, zuerst durchgieng, schien es mir gut, Ihre Erklärung als die Meinung eines thätigen, wohlunterrichteten und für unser gemeinsames Fach lebendig eingenommenen Mannes neben der meinigen auf sich beruhen zu lassen, da die Sache hauptsächlich durch Beschauung der Urkunden, die uns beiden jetzo nicht möglich war, zu schlichten seyn wird, ich auch glaubte, daß jeder, welcher Ihre Angaben mit dem Original an Ort und Stelle zusammenhalten könnte, sich ohne mein Zuthun leicht überzeugen würde, in wiefern die meinigen durch sie aufgehoben werden oder nicht. Indeß fand ich dieser Tage in einer ausführlichen Beurtheilung, welcher mein verehrungswürdiger Freund Creuzer mein Buch über die Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen in den Wiener Jahrbüchern für Literatur Oktbr. Novbr. Dezbr. 1830 gewürdiget hat, daß der vertrauungsvolle Ton, mit welchem Sie Ihre Einwendungen vorlegen und vorzulegen das Recht haben, auf diesen besonnenen Forscher Eindruck gemacht zu haben scheint und er die Electra Ihrer Orestiade neben die Penelope meiner Epochen dahingestellt seyn läßt. Er äussert sich darüber S. 106 wie folgt:

„Allein bei allem Beifalle, den Ref. dieser kritischen und archäologischen Untersuchung geben mußte und noch gibt, war sie für ihn doch auch ein sprechender Beweis, wie selten man in solchen Untersuchungen die Akten für geschlossen erklären kann, da Herr Raoul-Rochette in seiner so eben erschienenen Orestiade S. 162 ff. mehrere von Herrn Thiersch für restaurirt gehaltene Theile der Statue im Museo Pio-Clementino für ächt und antik erkennt, namentlich den Kopf wie auch den Felsen, worauf die Gestalt sizt, und deßwegen das Urtheil fällt, wenn auch das andere Statuenfragment im Museo Chiaramonti mit Hrn. Th. für eine Penelope zu halten sey, so sey doch die Pioclementinische Statue vielmehr für eine Electra zu nehmen.“

Sie sehen, daß dadurch der Grund jener Abhandlung gleichsam aufgelockert, und eine Sache, die ich für ganz entschieden hielt und noch halte, durch Ihre Einreden einsichtsvollen Männern zweifelhaft geworden ist. Um diese aber nicht im Ungewissen zu lassen, will ich unserer beiden Ansicht und Angaben hier kurz zusammenstellen und vergleichen, um dadurch die Entscheidung zwischen uns vorzubereiten. Diese aber kann allein in Rom auf dem Vatican vor den beiden Bildsäulen erfolgen. Wir liefern durch unser Reden und Gegenreden zu dem Urtheile den Stoff, und ich wünschte, daß dieses Urtheil dort von einem Vereine unserer archäologischen Freunde wie Fea, Visconti, Gerhardt, M. Wagner gesprochen würde, wenn sie die Sache der Mühe werth halten, sich mit ihrer endlichen Entscheidung zu befassen.

Ich bin in meiner Deutung der Bildsäule von dem Fragment in dem langen Corridor ausgegangen und glaube durch die sichersten Analogien gezeigt zu haben, daß in ihm der kostbare Rest einer Penelope alten Kunststyles enthalten ist, die mit den Reliefs, auf welchen sie wiederkehrt, verglichen, ursprünglich ein Theil einer Statuengruppe müsse gewesen seyn, in welcher die Erkennung des Ulysses bei der Fußwaschung abgebildet war.

Diese Deutung ist, so viel mir bekannt, allgemein angenommen worden und wird auch von Ihnen nicht bestritten. Indem Sie aber, mein geehrter Freund, dieselbe annehmen, haben Sie, so scheint es mir, sich auch des Rechtes begeben, in der andern Bildsäule etwas Anderes als ebenfalls eine Penelope zu erkennen. Denn beide sind sich nicht ähnlich, sondern abgerechnet einige ganz leichte und untergeordnete Abweichungen, wie bei Wiederholungen sie in der alten Sculptur gewöhnlich vorkommen, sind beide Bildsäulen in den unbestrittenen Theilen einander in Erfindung, Haltung, Ausdruck, Kleidung und Styl ganz und vollkommen gleich. Die Verschiedenheit liegt allein in demjenigen, was an Ihrer Electra neu oder geändert ist. Da es sich hierbei zunächst von diesem Neuen an der Electra handelt, so nehme ich vor Allem Ihre Worte hierüber selbst vor Augen:

„Je ne suis pas de l'avis de Mr. Thiersch sur les nombreuses restaurations, qu'il croit reconnaitre dans la statue du musée Pie-Clementin. Sans être entière comme elle est indiquée sur le catalogue, cette statue n'était certainement pas aussi mutilée que le fragment Chiaramonti (die Penelope). La tête que Mr. Thiersch declare ne pas lui appartenir, quoiqu'elle soit certainement antique, de son propre aveu, est bien veritablement la sienne à en juger d'après tous les signes qui peuvent constater une pareille identité, c'est à savoir, la proportion de cette tête, le style, le travail et la qualité du marbre. Il n'y a des restaurations avérées, que le bras droit, les deux pieds et la partie inférieure du rocher sur lequel elle est assise."

Anlangend den allerdings alten Kopf der Statue, so trage ich kein Bedenken, mit derselben Bestimmtheit, mit welcher Sie das Gegentheil versichern, zu behaupten, daß er zu der Bildsäule nicht gehört, und daß dieses aus dem Style, der Arbeit und der Art des Marmors folgt. Auf die Verhältnisse will ich weniger geben, denn obwohl, wie ich glaube, er für das Bild zu klein ist, würde bei der Breite, die hier die alte Kunst sich oft gestattete, daraus doch nichts Entscheidendes gegen seine Aechtheit folgen. Aber sein Styl ist von der übrigen Statue um den ganzen Unterschied der feinsten Plastik und des ältesten Gepräges getrennt. Den Ausdruck dieses Gepräges, um nicht der alterthümlichen Haltung des Gewandes zu erwähnen, zeigt ganz deutlich der wohlerhaltene linke Arm des Bildes mit der Hand, den ich in keinem einzigen der ältesten griechischen Marmorbilder von dieser alterthümlichen Unform und Schlichtheit gesehen habe, und die Hand, obwohl mit Sorgfalt gearbeitet und geglättet, zeigt dieselbe Rohheit der Muskulatur. Ich habe diesen Arm, wegen der Starrheit seines Gepräges besonders und in größeren Dimensionen als eines der merkwürdigsten Stücke der ältesten griechischen Marmorarbeit zeichnen lassen. Sogar auf Ihrer Zeichnung ist das alles ziemlich klar zu sehen und Ihr Bericht, die Arbeit des Armes nicht erwähnend, bezeichnet wenigstens die der Hand als vernachläßiget. Dagegen zeigt der Kopf, den man der Figur aufgesezt hat, eine Feinheit der Verhältnisse und der Ausbildung und zugleich einen Ausdruck heiterer und unbefangener Ruhe, wie nur die vollendete und in das Einzelne gebildete alte Kunst nach einem langen Bestand ihrer Blüthe sie dem menschlichen Antlitz gegeben hat, und stehet der römischen Zeit, im Falle er ihr nicht angehört, so nahe, wie ihr der Arm um wenigstens vierhundert Jahre ferne steht. Sie selbst erkennen dieß gewissermaßen an, durch die Bemerkung, daß die Bildung der Gesichtszüge nichts gemein habe mit dem für äginetisch gehaltenen Style. Da nun aber die gezwungene Stellung und die unvollkommene Arbeit der Hand Ihrem richtigen Blicke ein Alterthum enthüllen, das über die Zeit der äginetischen Werke und des altgriechischen Styles hinausgeht, so scheint es, daß Sie schon im Widerspruche mit mir, nun auch in Widerspruch mit sich selbst gerathen. Denn einen Kopf, in welchem keine Spur des alten Styles ist, und eine Hand, welche durch ihren Styl über andere Werke des alten Gepräges noch hinaus reicht, können Sie doch selbst unmöglich als ursprünglich zu einander gehörig ansehen, und heben dadurch Ihre Behauptung selbst auf, daß der Kopf nicht nur alt, sondern auch dem Bilde gehörig sey.

Ist aber das der Fall, so wird sich auch Ihre Annahme als eine Täuschung darstellen, in welche Sie sich mit diesem innern Widerspruche zurückziehen:

„Nous reconnaîtrons içi un oeuvre d'une ancienne école grecque, dont la determination particulière resultera peut-être quelque jour de la connaissance et de la confrontation d'un plus grand nombre de monuments antiques que nous n'en possédons encore."

Ich mache Sie darauf aufmerksam, wie unzuläßig es sey, zur Erklärung eines selbstgeschaffenen Styles sich auf eine Zeit, die nicht kommen wird, und auf Werke zu berufen, die man noch nicht gefunden hat, ja die man nie finden kann. Denn nie, und wenn die ganze alte Plastik von Dädalus bis Plinius zurückgebracht würde, dürfte man erwarten, in ihr ein Werk zu finden, in welchem eine solche sich gegenseitig aufhebende Verschiedenheit der einzelnen Theile statt fände.

Doch dieselbe Verschiedenheit, welche wir zwischen dem Styl des Kopfes und des Armes der Figur nachgewiesen, zeigt auch der Marmor, welcher gelblich und wachsähnlich in allen Theilen von unbestrittener Aechtheit ist, während der Marmor des Kopfes und des neuen

rechten Armes in das glänzend Weiße geht und ein ganz anderes härteres Korn hat. Man hat ihm durch einen künstlichen Anstrich und an mehreren Stellen durch das Aufkleben eines nachgemachten Tartaro der Farbe des übrigen nahe zu bringen gesucht. Ich kann diese und die folgenden Angaben mit der größten Bestimmtheit machen, weil ich lange Zeit mit der Figur und der sie betreffenden Abhandlung in Rom selbst beschäftigt gewesen bin, sie oft genau, und nicht nur allein, sondern auch in Gesellschaft mit aufmerksamen und erfahrenen Freunden wie Gerhardt, M. Wagner und Amati untersucht und mit ihnen jeden Umstand genau erhoben und erwogen habe.*)

Die Verschiedenheit Ihrer Angaben kann also nur daher kommen, daß Sie bei dem Umfange Ihrer Arbeiten und der Raschheit Ihrer Beobachtungen das Bild nur ein und das andere Mal weniger genau betrachtet und sich später, da Sie auf meine Meldungen stießen, auf die eigenen Notizen mit einem in diesem Falle sehr erklärlichen Vertrauen verlassen haben. Doch ein anderer Umstand tritt hervor, der im Falle Ihre Angaben darüber gegründeter wären, als die vorhergehenden, Ihrer Deutung zu Hülfe käme. Denn die Penelope in Chiaramonti sizt, wie es seyn muß, auf einem Sessel und Ihre Electra auf einem Felsen, von welchem Sie nur den unteren Theil als „restauration avérée" bezeichnen. Wäre das der Fall, so könnte das Bild wenigstens keine Penelope seyn, doch dem ist nicht so, wie Sie, mein hochgeehrter Freund, es sich angemerkt haben. Sie erwähnen, daß Ihre Zeichnungen den Charakter und das Verdienst des Originals treuer wiedergeben als die meinigen, und haben darin in Bezug auf die Lithographien Recht, welche hinter der Genauigkeit meiner eigenen Zeichnung zurückstehen. Was aber das Nebenwerk belangt, von dem es sich handelt, dem angeblichen Felsen, so ist dieser in Ihrer Zeichnung ganz und gar ungenau und wie aus der Phantasie gemacht. Er erscheint wie eine Häufung von Blöcken über einander und der oberste derselben, auf welchem Ihre Electra die Hand stützt, ist ziemlich roh. In der Wirklichkeit aber ist es eine zusammenhängende Steinmasse, deren ganzen Umfang man in eng aneinander liegende Wulste von der Größe einer Faust angemeißelt hat. Sie nehmen nur den untern Theil als neu an, aber das Geschäft dieses Ausmeißelns erstreckt sich über die ganze Masse hinauf bis an die oberste Fläche, auf der die Frau sizt, und klar ist demnach, daß der Meißel des Restaurators seinen Zusatz und was er von dem alten noch übrig fand in gleicher Weise bearbeitet und zu dem Sitze gemacht hat, der sich nun als ein Felsen darstellt. War er dieses ursprünglich? Ganz gewiß nicht, denn was Ihrer Beobachtung wohl ebenfalls entgangen ist, die oberste Fläche dieses Sitzes ist noch unberührt, und nicht nur von einer vollkommenen Ebenheit, sondern auch von einer vollkommenen Glätte, eben und glatt, also wie die Oberfläche eines Sessels, nicht uneben und rauh, wie die Oberfläche eines Felsen wäre und die übrige Oberfläche dieses Felsens ist. Der moderne Meißel unter dessen Zahn das Felsenriff sich bildete, hat also bis an den Rand dieser Fläche sich erstreckt und hie und da fahren seine Ausläufe noch über diesen Rand in den Anfang der Fläche hinein, um über seine Thätigkeit keinen Zweifel übrig zu lassen. Nun kommt dazu, daß Ihre Bildsäule der Penelope in Chiaramonti in gleicher Stellung, gleicher Lage der Schenkel, gleicher Kleidung, gleicher Beugung des Leibes, gleich ihr und gerade so wie sie, die linke Hand neben dem Schenkel auf diese Fläche ausbreitet, und so darf bei einem unbefangenen und aufrichtigen Beobachter kein Zweifel übrig bleiben, daß wie die Penelope, so auch die Ihrige nicht auf einem Felsen, sondern auf einem Sessel gesessen hat, dessen glatte und feine Oberfläche sich vollkommen erhalten, dessen übriger Theil aber mit seiner Zubehör von dem unverständigen Restaurator in ein Felsenstück ist verdorben worden. Mit diesem Felsen aber ist Ihrer Deutung der einzige Grund entzogen, den Sie ihr unterlegt, denn auf den Felsen stützen Sie sich allein, um die innerlich zusammengehörigen Bildsäulen zu trennen, obwohl Sie die äusserste Aehnlichkeit, um (setzen Sie hinzu) nicht zu sagen die „absolute Identität" der beiden Figuren des Watican und das Basreliefs der Penelope anerkennen.

Uebrigens bitte ich Sie, zu entschuldigen, daß ich, wie Ihre Einwendungen öffentlich vorgetragen und fortgepflanzt wurden, Ihnen öffentlich entgegentrete und meiner Entgegnung die Form eines Briefes an ihren Urheber gegeben habe. Ich glaube dadurch, daß ich meine Bemerkungen an Sie selbst richte, von meiner Aufrichtigkeit und meinem Wunsche, die Sache mit Ihnen auf das Reine gebracht zu sehen, einen Beweis gegeben zu haben; doch möchte ich die Gelegenheit nicht vorüber lassen, ohne Ihnen für die Fortsetzung Ihres Werkes einen wohlwollenden Rath zu geben. Ihre zahlreichen

*) Da es hier auf ein Zeugenverhör ankommt, so nehme ich mir die Freiheit beizufügen, daß ich, meinen Aufzeichnungen über das vatikanische Museum zu Folge, den Kopf der Figur gleichfalls als spätere Arbeit zu erkennen glaubte, hauptsächlich weil die Züge schöner und rundlicher gearbeitet sind als es der Styl der Figur erlaubte, und Mundwinkel und Haare sehr deutlich die später in Gebrauch gekommenen Bohrlöcher zeigen. Ueberdieß ist derselbe am Saume des Gewandes eingesezt, was wohl nicht der Fall seyn würde wenn er von der Figur abgebrochen gewesen wäre. Vom Sitze hielt ich nur den obersten Theil für antik, und dem vom Restaurator darunter gesezten Felsstück durch moderne Ueberarbeitung der Seitenflächen angepaßt. Schorn.

Freunde in Deutschland theilen mit mir, so viel ich weiß, die Anerkennung der umfassenden Sachkenntniß und des regen Bestrebens um gründliche Erklärung der alten Denkmäler, welche Ihr Werk berührt; auch darüber, daß in mythologischer und archäologischer Hinsicht sehr förderlich sey, sämmtliche auf eine Sage oder Person bezüglichen Kunstdarstellungen des Alterthums, wie Sie gethan, zu vereinigen, ist man einig; aber man findet, daß Sie durch den sehr erklärlichen Wunsch, über die Personen, welche Sie gewählt, so viel Kunstdenkmäler als möglich zu vereinigen, bestimmt wurden, nicht selten Werke, welche mit jener Person keinen Zusammenhang haben, in Ihr Werk aufzunehmen. Was Ihnen mit der angeblichen Electra des Pio = Clementino, ist Ihnen in der Orestiade und Achilleide mit einer Reihe anderer Gestalten begegnet, und ich behalte mir vor, darauf bei einer andern Gelegenheit zurückzukommen. Sie haben dadurch und durch den Fall, in welchen Sie sich setzen, das Unbegründete mit Scheingründen zu stützen, Ihren Gegnern Gelegenheit zum Tadel gegeben, und der Wissenschaft Schaden gebracht. Denn das von Ihnen an unrechter Stelle Untergebrachte muß nun wieder abgenommen und abgeführt werden, was nicht ohne Verlust von Zeit und Mühe geschehen kann, die im Gebiete der Archäologie von so vielen und wichtigen Dingen in Anspruch genommen wird. Doch diese Erinnerung hindert mich nicht das in anderer Hinsicht Verdienstliche und Belehrende Ihres wichtigen Werkes auch öffentlich anzuerkennen.

Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc.

R ü g e.

Durch meine vieljährige Beschäftigung als Kupferstich-Restaurateur habe ich genugsam Gelegenheit gehabt, alle Qualitäten von Papieren kennen zu lernen, so daß ich zur Schande der Papier = Fabrikanten des neunzehnten Jahrhunderts bekennen muß, daß an Dauerhaftigkeit kein Papier mehr fabricirt wird oder werden kann, wie das des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. An Feine, Glätte und Dauerhaftigkeit läßt sich kein dermaliges damit vergleichen.

Zum Glück für die Kunstwelt haben Marc Antonio, Albrecht Dürer, Lucas van Leyden, Martin Schongauer ꝛc. damals gelebt! sonst würde man ihre Arbeiten nur noch aus Beschreibungen kennen.

Wenn einige Exemplare unserer Meisterwerke des Grabstichels, welche schon beim Erscheinen 4, 5, 10 bis 15 Carolin kosten, auf die Nachwelt übergehen, so ist es ein Wunder, da die Chlorkalkbleiche die Masse des Papiers zerstört. Alle Abdrücke sind schon beim Herausnehmen aus der Presse am Plattenrand gebrochen, denn beim öftern Hin = und Herlegen oder bei Verpackung auf einer Rolle löset sich gewöhnlich der Rand gänzlich ab. Wie oft mußte ich nicht schon die Madonna del Sisto von solchem Uebel heilen!

Daß man nur ungeleimtes Papier zum Druck gebraucht, in der Meinung die Striche fielen besser aus, oder die Platte könne mehr aushalten, ist nach meiner Ansicht sehr unrichtig, wenigstens was den ersten Punkt betrifft, denn dieser hängt lediglich von der Geschicklichkeit des Druckers ab. Das hiesige kunstliebende Publikum kann sich selbst davon überzeugen, wenn es sich im königl. Kupferstich = Cabinett einige Abdrücke zeigen läßt. Unter andern will ich nur auf Albrecht Dürers Adam und Eva in der königl. Sammlung und auf das Ecce homo von Lucas van Leyden in der Sammlung des Herrn Staatsraths v. Kirschbaum aufmerksam machen. An diesen zwei Blättern ist auch nicht der feinste Strich ausgeblieben und ein Glanz ist im Druck, der auf ungeleimtem Papier nicht vollständiger seyn könnte.

Die Werke unserer jeztlebenden großen Kupferstecher sollten doch auch der Nachwelt erhalten werden, daher habe ich es gewagt auf einen für ihre Thätigkeit sehr wichtigen Punkt aufmerksam zu machen. Zwar werden auch bei dem besten Papiere nur wenige Exemplare unbeschädigt auf die Nachwelt kommen; allein der Restaurateur ist dann doch eher im Stande seiner nützlichen Kunst Ehre zu machen.

München, im Mai 1831.

L. von Montmorillon,

Kupferstecher und Kupferstich-Restaurator.

A u k t i o n.

Am 1. September dieses Jahres und den folgenden Tagen wird in Greifswald (in Neu = Vorpommern) die von dem verstorbenen Professor Hrn. Dr. E. A. Warnekros hinterlassene, aus ungefähr 6000 Blättern bestehende Sammlung von Kupferstichen, Radirungen, geschabten Blättern, Holzschnitten und Kupferwerken, so wie auch von einigen dahin gehörigen Büchern und leeren Portefeuilles gegen gleich baare Bezahlung in Preußisch-Courant öffentlich versteigert werden. Cataloge sind in Berlin bei H. F. A. Suin, in Hamburg bei dem Mäkler Herrn E. Harzen, in Leipzig bei dem Herrn Magister Grau und dem Herrn C. G. Börner, Haynstraße Nr. 201, so wie auch in allen respectiven Buchhandlungen zu bekommen. Hier im Orte übernahmen auswärtige Aufträge der Herr Professor Dr. Kosegarten, Herr Dr. J. G. Gulstorp, akademischer Zeichenlehrer, Herr C. A. Koch, akademische Buchhandlung und Herr Gustav Piper.

Greifswald im Mai 1831.

N°. 54.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 7. Juli 1831.

Etruskische Kunst.

Herr James Millingen hat am 19. Mai 1830 in der Königl. Societät der Literatur zu London eine Rede über die neuesten Entdeckungen in Etrurien *) gehalten, worin er die vorzüglichsten Stätten etruskischer Ausgrabungen und den neuesten Erwerb, den sie gebracht haben, nahmhaft macht, zugleich aber auch seine Ansicht von der etruskischen Kunst und ihrem Verhältniß zur griechischen mit der ihm eigenthümlichen Klarheit entwickelt. Wir theilen das Hauptsächlichste daraus unsern Lesern im Auszuge mit:

Tarquinia. Die ersten Entdeckungen von etruskischen Alterthümern sind in der Nähe von Corneto gemacht worden, einer Stadt im römischen Staat, ungefähr 11 Meilen von Civita-Vecchia und 4 Meilen vom Meere gelegen. Ungefähr 2 Meilen nord-östlich von diesem Ort lag das alte Tarquinia auf einem steilen Hügel, der bis auf den heutigen Tag den Namen Tarchina behalten hat, und wo einige Spuren von Ruinen zu sehen sind. Die Lage ist sehr fest und alles spricht dafür, daß der Ort im Alterthum befestigt gewesen ist. Auf dem Hügel, der sich mit der Stadt Corneto verbindet, befindet sich etwa in einem Umkreis von vier oder fünf englischen Meilen die Necropolis oder der Begräbnißort der alten Tarquinier. Der Hügel, welcher aus Tuffstein besteht, war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Steinbruch, in dem die Baumaterialien für die benachbarten Städte gebrochen wurden. Die ganze Oberfläche desselben ist mit Gräbern bedeckt, welche sich nach verschiedenen Richtungen verbreiten. An einigen Stellen sind Gänge oder offengelegte Gallerien in den Felsen eingehauen, und in den senkrechten Wänden befinden sich zu beiden Seiten Thüren mit mehr oder minder prachtvollem Schmuck, welche zu den in dem lebendigen Felsen ausgehauenen Gräbern führen. Auf solche Weise gewährt das Ganze den Anblick auf die Straßen einer Troglodytenstadt, wie sie ganz in derselben Art in Syrakus und andern griechischen Städten vorkommen. An andern Stellen liegen die Gräber bedeutend tief unter der Oberfläche, zu welchen dann lauter in Stein gehauene Gänge führen. Die Lage solcher Hypogäen ist gewöhnlich durch Erdhügel von mehr oder minder beträchtlicher Höhe angedeutet. Bisweilen hat der untere Theil des Hügels eine kreisförmige Basis von Mauerwerk. Statt der Grabgewölbe wurden die Todten häufig in ein Grab gelegt, das wenige Fuß unter dem Boden sich befand. Viele der Hypogäen von Tarquinium sind ähnlich denen, welche man in Alt-Aegypten gefunden hat, und enthalten eine Menge von Räumen und Gallerien, die sich in verschiedenen Richtungen verzweigen; sind die Räume von größerem Umfang, so wird die Decke von starken Pfeilern unterstützt. Bei vielen sind die Mauern mit Stucco bedeckt und mit Gemälden geschmückt, welche bisweilen die Ankunft der Seele im Hades und die Strafen, welche über die Schuldigen verhängt werden, darstellen, gemeiniglich aber Gegenstände aus der Mythologie, der Heroenwelt und dem gemeinen Leben. — Die meisten Gräber, vorzüglich die auf der Fläche des Hügels, sind schon durchsucht worden, und was sie enthielten, herausgenommen oder muthwillig zerstört. Die, welche tiefer liegen und zu denen der Zugang Schwierigkeiten hat, sind oft noch unverletzt, und enthalten irdene Vasen und Figuren, Goldschmuck, Waffen und verschiedene Gegenstände aus Erz, Elfenbein und anderem Material.

Unter den hier gefundenen Gegenständen aus Erz verdienen vorzüglich zwei Schilde angeführt zu werden. Sie haben ungefähr 3 Fuß im Durchmesser und sind in 3 kreisförmige Streifen oder Gürtel getheilt, in welche eine große Anzahl Figuren von Menschen und Pferden in flachem Relief eingesetzt sind. Es ist zu vermuthen, daß der Verfasser der Beschreibung von dem Schilde des Achilles in der Ilias, ein Werk dieser Art vor Augen gehabt hat. Denn sicher wurden solche Gegenstände, bevor die Künste in Griechenland ausgebildet waren, durch phönicische Handelsleute dahin eingeführt.

Die Hypogäen von Tarquinia sind seit langer Zeit wegen ihrer Pracht berühmt. Buonarotti in seinem Anhang zum Dempster, beschreibt sie und gibt Abbildungen

*) On the late Discoveries of Ancient Monuments in various parts of Etruria. By James Millingen, Esq. Royal Associate. 4.

von Gemälden aus einem Grabmal, das im Jahr 1699 aufgedeckt worden ist. Von Zeit zu Zeit sind dann Berichte über die wichtigsten Entdeckungen erschienen und unter andern eine Abhandlung für die Königl. Societät von dem Engländer Hrn. Wilcox, im Jahr 1763, mit Zeichnungen und einer Beschreibung der Gemälde, welche sich in den Philosophical Transactions vol. IV. pag. 127 befindet. Hr. James Byres hat ebenfalls Zeichnungen genommen von einem Grab, welches 1780 geöffnet wurde, und es ist sehr zu bedauern, daß er seine Absicht, sie öffentlich mitzutheilen, nicht ausgeführt hat, da die Originale, weil sie der Luft und der Feuchtigkeit ausgesetzt waren, fast ganz verblichen sind. — Seit der Zeit haben keine Entdeckungen von Bedeutung statt gehabt, bis im Jahr 1824 Lord Kinnaird mit großem Aufwand eine Ausgrabung unternahm, welche von äußerst günstigem Erfolg war, und bei der viele bedeutende irdene Vasen und andere Anticaglien zu Tage gefördert wurden. Ein so günstiger Erfolg gab Veranlassung zu andern Unternehmungen der Art, und namentlich fand vor wenigen Jahren eine sehr glückliche Entdeckung von verschiedenen Gräbern statt, welche reichlich mit Gemälden und etruskischen Inschriften geschmückt waren; von diesen hat der Baron von Stackelberg Zeichnungen entworfen, die er bald bekannt machen wird. Die Untersuchungen werden ohne Unterbrechung fortgesetzt und versprechen den günstigsten Erfolg.

Volcium. Zu den bei weitem wichtigsten Entdeckungen der letzten Zeit gehören die, welche auf einer beträchtlichen Ebene gemacht worden sind, die nach einem Kloster in der Nachbarschaft die Ebene von Abbadia heißt. Nahe dabey ist das alte Volcium, die Hauptstadt der Volsker, deren Lage noch die neuere Benennung Vulci distrutta andeutet. Die Agenten des Fürsten von Canino, welcher Besitzer eines großen Theils dieser Ebene ist, entdeckten durch Zufall im Jahr 1828 eine Gräberhalle, die eine große Anzahl von gemalten irdenen, sowohl durch Größe als durch Schönheit merkwürdigen Vasen enthielt. Diese verkauften sie heimlich an Herrn Dorow, der sich auf einer wissenschaftlichen Reise auf Kosten der preußischen Regierung in Italien befand. — Durch diese Entdeckung wurde der Fürst veranlaßt, grössere Nachgrabungen auf derselben Stelle zu veranstalten. Der Erfolg übertraf die äußersten Erwartungen und in Zeit von wenigen Monaten fand man eine große Anzahl von Gegenständen aus Gold, Erz und Elfenbein und mehr als 2000 Vasen. Ueber diese ist von dem Fürsten ein Katalog bekannt gemacht worden, aus dem man sich über ihren Werth belehren kann. Dem Beispiel des Fürsten sind andere Landeigenthümer dieser Gegend gefolgt und ihre Versuche sind von gleichem Erfolg begleitet worden. Die irdenen Vasen verdienen hier vorzügliche Aufmerksamkeit. Was den Firniß und die Zeichnung betrifft, so können sie mit denen von Nola und Agrigent wetteifern. Ihre Formen sind im Ganzen denen der andern griechischen Städte ähnlich, aber beträchtlich größer; sie sind auch mit einer großen Menge von Figuren geschmückt und viele haben drei Reihen oder Abtheilungen, eine über der andern. Die Malereien zeigen Scenen aus der Mythologie oder Heroenwelt, Opfer, religiöse Ceremonien, Prozessionen, Spiele, Leichenfeierlichkeiten, gymnastische Uebungen und eine unendliche Menge von Darstellungen aus dem bürgerlichen Leben; darunter sind viele, welche hier zum erstenmal erscheinen. Aber was diese Vasen besonders merkwürdig macht, ist die große Menge von beigeschriebenen Namen der Künstler und Verfertiger. Bisher waren nur die Namen von drei Vasenmalern bekannt, während sich zu Volcium allein sieben oder acht gefunden haben. Einige Vasen tragen sowohl den Namen des Verfertigers als des Malers, und ersterer wird durch ἐποίησε, letzterer durch ἔγραψε bezeichnet, eine Unterscheidung, die bisher nicht gemacht worden ist. Viele haben auch Inschriften, welche die Namen der dargestellten Personen bezeichnen oder den Besitzer der Vase. Andere haben ganze Sprüche, wie ΧΑΙΡΕ ΣΥ oder ΚΑΛΟΣ ΕΙ oder ΠΡΟΣΑΓΟΡΕΥΩ und häufig finden wir die Anrede, wie sie gewöhnlich war: ΗΟ ΠΑΙΣ ΚΑΛΟΣ oder ΗΕ ΠΑΙΣ ΚΑΛΕ. — Die kurze Angabe einiger der merkwürdigsten Vorstellungen, die hierbei folgt, wird die Leser an die Vorstellungen auf dem Kasten des Cypselus, an den Thron des Hyacinthus zu Amyclä oder an die Gemälde in der Lesche zu Delphi, welche Pausanias besonders beschreibt, erinnern; viele dieser Vorstellungen sind die nämlichen und wahrscheinlich Copien der berühmten Originale und eine große Menge der Personen sind ebenfalls durch Inschriften bezeichnet.

Gemälde auf den irdenen Vasen.

Jupiter, welcher den Typhon mit dem Blitz erschlägt, Typhon's Leib geht in zwei Schlangen aus.

Minerva im Kampf mit Enceladus.

Die Geburt der Minerva.

Neptun die Aethra, Mutter des Theseus, verfolgend.

Neptun mit Apollo, Diana, Mercur und einer andern Gottheit (Latona).

Neptun, einen Felsen auf den Polyboted schleudernd.

Merkur, den kleinen Herkules tragend.

Perseus und Medusa.

Herkules, den Nemeischen Löwen erwürgend, (Vorstellung, die häufig wiederkehrt).

Herkules, wie er den Erymanthischen Eber zum Eurystheus bringt.

Herkules mit dem Antäus ringend, daneben Minerva und Merkur.

Streit des Herkules mit Apollo um den Delphischen Dreyfuß, daneben Minerva und Diana.

Herkules tödtet den Alcyoneus, einen der Giganten. Apollo und Mercur stehen ihm bei.

Herkules bestraft den Busiris.

Herkules im Streit mit Nereus.

Kampf des Herkules mit den Centauren, daneben Alcmena, Minerva und Mercur.

Herkules im Kampf mit den Amazonen; ihre Namen sind Andromache und Lycopis.

Herkules mit dem Nessus und der Deïaneira.

Herkules mit dem Jolaus auf einer Quadriga. Minerva und Mercur stehen dabei.

Theseus tödtet den Minotaur, (eine Darstellung, die häufig wiederkehrt).

Theseus führt die Antiope auf einem Viergespann weg. Phorbos und Peirithous folgen ihm nach.

Derselbe Gegenstand. Neptun schützt den Theseus.

Theseus straft den Sinis, Pityocamptes und Procrustes.

Theseus bändigt den marathonischen Stier.

Medea und Jason.

Atalanta empfängt den Kopf des Ebers von Meleager. Peleus und sieben andere Personen daneben.

Thetis und Peleus, Pontomeda eine Nereide, und Chiron, welcher mit menschlichen Vorderfüßen vorgestellt ist.

Thetis und Peleus mit vier weiblichen Figuren.

Urtheil des Paris.

Streit des Achilles und Agamemnon.

Hector sich zum Kampf rüstend. Hecuba reicht ihm seine Waffen. Priamus und Paris stehen dabei.

Kampf um den Leichnam des Patroclus; Diomedes, Ajax, Antilochus und Phönix stehen dem Hector und Aeneas gegenüber. Iris ist gegenwärtig.

Tod des Troilus. Achilles hält sein Haupt dem Hector hin, der begleitet ist von Aeneas und Deiphobus. Minerva und Mercur schützen den Achilles.

Achilles schleift den Leichnam des Hector um einen Grabhügel, an welchem man den Schatten (εἴδωλον) des Patroclus sieht.

Kampf um den Leichnam des Achilles, der von dem Ajax geschleppt wird. Aeneas steht dem Neoptolemus, Menelaus dem Paris gegenüber. Nireus liegt todt zu den Füßen des Aeneas.

Die Einnahme von Troja. Ansicht der Stadt mit ihren Wällen und Thürmen, große Mannichfaltigkeit der Personen, welche die Verwirrung und den Schrecken bei einer solchen Verheerung ausdrücken. Im Vordergrund schmettern Ulysses und Neoptolemus das Haupt des Astyanax gegen den Altar des Apollo; Minerva, welche dabei steht, wendet sich mit Schaudern von diesem Anblick ab. Eine große Menge von Inschriften erhöht den Werth dieser interessanten Composition.

Menelaus im Kampf mit zwei Trojanischen Kriegern.

Zwei Krieger in einer demüthig flehenden Stellung vor dem Standbild der Minerva, (oft wiederholt).

Aeneas trägt den Anchises; ihm folgen Creusa und zwei seiner Söhne.

Palamedes und Thersites Würfel spielend.

Aegisthus und Clytemnestra's Tod durch den Orestes.

Ulysses, an den Schiffsmast gebunden, fährt an den Syrenen vorbei, die als Vögel mit Menschenköpfen gebildet sind.

Ulysses unter dem Bauch des Widders flieht vor dem Polyphem.

Minos mit Ariadne und Theseus.

Amor (ΕΡΟΣ) in einer Schaukel, welche die Paidia (ΠΑΙΔΙΑ), eine weibliche Gestalt, in Bewegung setzt.

Zehn oder eilf Panathenäische Amphoren von gleicher Form und mit der nämlichen Figur der Minerva, wie die, welche Hr. Burgon bei Athen aufgefunden hat. Sie tragen auch die Inschrift: ΤΟΝ ΑΘΕΝΕΘΕΝ ΑΘΛΟΝ. — Auf der Rückseite sind Darstellungen verschiedener Wettkämpfe, bei denen die Vase als Preis gegeben wurde, als Ring- und Faustkämpfe, und Wettrennen zu Pferd, zu Wagen und zu Fuß; auf einer steht die Inschrift: ΣΤΑΔΙΟ ΑΝΔΡΟΝ ΝΙΚΕ.

Die Namen der Maler sind Pheidippos, Doris, Euthymides, Phintias, Epictetus; die der Töpfer Andocides, Aeschylos, Euritheos, Hiero, Euphronios, Deiniades, Hypsis, Nicosthenes, Python, Telis, Tleson und noch andere, die im Katalog nicht correct geschrieben stehen.

Aus diesem kurzen Bericht kann man sich einen Begriff von diesen Entdeckungen machen. Und in der That, in Verlauf eines Jahres hat ein einziger District des alten Tyrrheriens eine Anzahl von Vasen geliefert, welche in jeder Hinsicht denen gleich stehen, die in den verschiedenen Sammlungen von Italien oder Sicilien während eines Zeitraums von hundert Jahren aufgestellt worden sind.

Die bisher beschriebenen Vasen sind alle griechische; mit ihnen sind einige von etruskischer Arbeit gefunden worden. Diese sind in jeder Hinsicht von den griechischen verschieden und gleichen denen von Clusium und andern etrurischen Städten. Diese Gattung von Gefäßen war offenbar bei den niedern Classen der einheimischen Bevölkerung im Gebrauch.

Agylla oder Caere. Obgleich so viele Schilderungen von Italien gedruckt sind, so ist doch das Innere des Landes nicht so bekannt, wie das von Griechenland. Ein Beispiel bietet die eben genannte Stadt dar, welche, obgleich außerordentlich berühmt in der Geschichte und nur 23 englische Meilen von Rom gelegen, noch von keinem Reisenden bemerkt worden ist. — Agylla oder, wie

es die Römer nannten, Caere, war eine von den Pelasgern gegründete griechische Stadt und nachher durch Macht und Reichthum blühend. Die neue Stadt Cervetri (Cære vetus) nimmt einen kleinen Theil des Hügels ein, auf welchem Agylla oder Caere vor Alters lag. Sie war im Mittelalter befestigt und die Ansicht aus der Ferne ist sehr malerisch; das Innere jedoch ist schmutzig und kothig und die armseligen Hütten contrastiren mit dem Reichthum und dem Glanz dieser Stadt im Alterthum. Die alte Stadt scheint ungefähr 5 oder 6 Meilen im Umfang gehabt zu haben und nahm die Höhe eines Hügels ein, zu welchem der Zugang von allen Seiten erschwert ist, theils durch die Natur, theils durch Kunst steil gemacht. An vielen Stellen erblickt man beträchtliche Reste der alten Mauern; diese waren aus zwei Fuß starken Tuffsteinblöcken errichtet, auch läßt sich eines von den Thoren der Stadt noch erkennen. Ungefähr eine halbe Meile westlich und getrennt durch einen tiefen Graben ist ein anderer Berg von 3 oder 4 englischen Meilen im Umfang, welcher zum Begräbnißplatz für die Einwohner bestimmt war. Die Gräber sind hier in derselben Weise vertheilt wie in Tarquinia, und einige darunter sind reich geschmückt. Auf dem nämlichen Berg sind auch zwei sehr große und viele kleine Grabhügel, wahrscheinlich Denkmäler von ausgezeichneten Personen. Regelmäßige Untersuchungen haben daselbst nicht angestellt werden können, wegen des argwöhnischen und habsüchtigen Charakters der Grundeigenthümer; aber entweder zufällig oder bei heimlicher Nachgrabung hat man häufig Vasen daselbst gefunden, genau von derselben Gattung, wie zu Tarquinia, Volcium und andern griechischen Städten in diesem Landstrich, und sicher könnte hier eine große Menge zu Tage gefördert werden.

Ein vorspringender Theil des Berges scheint die Lage eines Tempels zu bezeichnen, wo vor zwei oder drei Jahren eine unterirdische Kammer entdeckt wurde, wahrscheinlich eine der sogenannten Favissae, welche zur Aufbewahrung der den Göttern dargebrachten Gegenstände dienten, für die in dem Tempel kein Raum war. Hier fand sich eine große Menge von Terracotta-Figuren von allen Größen, einige lebensgroß, wahrscheinlich Votivgaben. Diese Gegenstände erinnern an die irdenen Statuen und Tempel-Verzierungen, wie sie in Rom vor der Eroberung von Asien im Gebrauch waren und welche alle von Etrurien eingeführt wurden.

In der Nähe von Agylla oder Caere waren verschiedene andere griechische Städte, unter andern Alsium, Pyrgi und der Hafen der Agylläer, wo ein berühmter Tempel der Ilithyia stand. Zu San Severo, der Stätte des alten Pyrgi, sind beträchtliche Ueberbleibsel der Mauern eines Forts oder der Peribolos eines Tempels zu sehen, der von ungeheuern 7 — 8 Fuß langen Steinen gebildet ist.

Ungefähr vier Meilen von Cervetri ist ein kleines Städtchen, welches auch den Namen Ceri trägt und dabei ist eine Necropolis von hohem Alter, wo sich viele Kunstgegenstände vorfinden. Aehnliche Entdeckungen sind zu Castel d'Asso, wahrscheinlich das alte Axio, in der Nähe von Viterbo gemacht worden; zu Cossa, dem Hafen der Volsker, und an verschiedenen andern Orten in diesem Landstrich. In Veji gibt es eine große Menge von Grabmälern und Hügeln, ähnlich denen von Tarquinia und Agylla, und wenn man Untersuchungen anstellen wollte, so würden sich wahrscheinlich griechische Kunstdenkmäler vorfinden.

Clusium, jetzt Chiusi genannt, war berühmt als Residenz des Porsenna und als Hauptstadt von Etrurien. In ihrer Nachbarschaft haben sich neuerlich eine große Anzahl von etruskischen Vasen gefunden. Sie unterscheiden sich von den griechischen durch Gestalt, Farbe, Masse, Zeichnung und Darstellungen. Die Figuren darauf sind nicht gemalt, sondern in Relief und in Formen gegossen. Der Thon ist derb und von dunkler Farbe und nicht gebrannt. Nur einzelne haben einen hellen Anstrich, der ihnen im Feuer gegeben ist; keine derselben zeigt Inschriften. Diese Entdeckung ist von sehr großer Wichtigkeit, da vorher Vasen dieser Gattung selten und wenig bekannt waren. Den größten Theil derselben hat der Großherzog von Toscana erworben, der sie in der königlichen Gallerie zu Florenz hat aufstellen lassen, wo der gelehrte und einsichtsvolle Abbé Zannoni, Director der Gallerie, genaue Abbildungen und Beschreibungen davon in Kurzem öffentlich bekannt machen wird. Zu gleicher Zeit wurden einige griechische Vasen entdeckt, welche offenbar aus griechischen Städten als Luxusgegenstände für die höhern Classen eingeführt worden sind.

Ueber die Herkunft der bemalten Vasen und den Schluß, den man aus ihnen auf die Kunst der Etrusker ziehen kann, stellt Hr. M. noch folgende Betrachtungen an: Unter diesen Vasen sind einige von der allerältesten Gattung, die man gewöhnlich ägyptische nennt, weil sie den ägyptischen nachgebildet wurden; andere griechische von alterthümlichem Styl und noch andere, welche in die Periode fallen, wo die Kunst zu ihrer Vollendung anstrebte, so daß wir hier den stufenmäßigen Entwickelungsgang der griechischen Kunst verfolgen können.

Der Dialect der Inschriften auf der bei weitem größern Anzahl der Vasen zeigt den Einfluß eines Volkes jonischen Ursprungs, obgleich wir im Gegentheil erwarten sollten, den äolischen Dialect in Colonien thessalischer und pelasgischer Abkunft zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

Nº. 55.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 12. Juli 1831.

Etruskische Kunst.

(Beschluß.)

Die Vasen mit der Inschrift: TON AΘENEΘEN AΘΛON, welche offenbar die panathenäischen Amphoren zum Muster haben, zeugen von dem Vorhandenseyn athenischer Einrichtungen unter den Volskern. Aehnliche Amphoren sind auch in Nola gefunden worden. In der That findet die größte Aehnlichkeit zwischen den Vasen von Volcium und Nola statt und einige mit den Namen der Künstler und Töpfer beweisen, daß sie von den nämlichen Fabrikstätten sind. Ein großer Theil der Namen der Künstler und Eigenthümer, welche auf den Vasen von Volcium geschrieben stehen, sind athenische, wie das Verzeichniß lehrt.

Der größte Theil der griechischen Denkmäler, von denen wir reden, sind von sehr altem Styl und fallen vor die 94. Olymp. 400 v. Chr. Die aus späterer Zeit sind von viel kleineren Verhältnissen und keine ist doch wohl jünger als 350 oder höchstens 300. Zu derselben Zeit wurde die griechische Sprache verdorben und von der eingeborenen, der sogenannten etruskischen, verdrängt.

Die Hauptfrage über die etruskische Kunst kann jetzt für völlig beantwortet betrachtet werden. Die zahlreichen Denkmäler, welche neuerlich im Süden von Etrurien entdeckt worden sind, sind rein griechisch, im Wesentlichen ganz denen von Sicilien, Großgriechenland und Griechenland selbst ähnlich. Wie die äginetische, jonische oder sicilische Schule für Zweige der griechischen erklärt und so benannt worden sind, so ist dieß auch die tyrrhenische. Etruskisch würde sie mit demselben Recht genannt werden, wie wenn man indisch oder amerikanisch diejenigen europäischen Kunsterzeugnisse nennen wollte, welche in diesen Ländern verfertigt werden. Der Name tyrrhenisch aber gebührt ihr, weil die Tyrrhener der griechische Stamm waren, der sich in Etrurien niedergelassen hatte.

Die einheimische oder etruskische Völkerschaft, welche vor der griechischen Einwanderung vorhanden und eigentlich *umbrisch* war, übte zwar auch die Kunst, aber der Wachsthum derselben war sehr beschränkt und ihre Erzeugnisse sind, obgleich sie von einigen characteristischen Eigenthümlichkeiten zeugen, offenbar Nachahmungen der griechischen Schule. Die Eleganz der Form, die Schönheit der Zeichnung und Façon verhalten sich zu der Rohheit und Derbheit der letzteren in einer Weise, wie das Dresdener Porcellain zu dem gemeinen Töpferzeug.

Die irrthümliche Ansicht, welche man bisher über diesen Gegenstand festhielt, entstand mit den Römern. Da alle Denkmäler und Kunstwerke zu Rom von dem benachbarten Tyrrhenien bezogen und von tyrrhenischen Künstlern verfertigt wurden, so war es natürlich, daß sie ihnen diesen Namen gaben, und da ferner die meisten dieser Erzeugnisse von einem alterthümlichen und rauhen Styl waren, so betrachteten die Römer, welche gerade zuletzt den Fragen dieser Art Aufmerksamkeit zuwandten, diesen Styl als eigenthümlich tyrrhenisch oder etrurisch. Alle Kunstwerke, welche nach der Eroberung von Griechenland und Asien nach Rom kamen und von einem jüngeren Styl waren, bestätigten sie in ihrer Meinung, daß die alterthümliche Manier den Etruskern eigenthümlich angehöre, und wir können aus einer Stelle des Plinius Hist. Nat. XXXIV. 16. schließen, daß sie sogar meinten, die Statuen von einem älteren Styl, welche sie in Griechenland sahen, seyen in Etrurien verfertigt.

Unter andern Fragen wirft der Verfasser auch die auf: Auf welche Ursachen läßt der Mangel an Münzen bei einem griechischen Völkerstamm von solcher Seemacht und so ausgedehntem Handel schließen? Unter den Staaten von nicht griechischer Abkunft schlug Populonium allein Silbermünzen. Volaterra hatte gegossene Erz-Münzen, die den Umbriern eigenthümlich anzugehören scheinen; aber sie sind nicht älter als das Jahr 500 v. Chr. Um vor Fehlschlüssen zu schützen bei der Erforschung der Ursachen von solchen Anomalien, macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß die obigen Beobachtungen nur innerhalb eines bestimmten Distrikts gemacht worden sind, und daß bis jetzt noch die Mittel fehlen, sich über andere Theile Tyrrheniens zu unterrichten.

Von dem Einfluß, welchen die Tyrrhener auf die Kunst geübt, lassen sich viele Beispiele aufzählen. Plinius

beschreibt viele Sculpturen und Malereien aus sehr alter Zeit, welche zu seiner Zeit in Rom und den benachbarten Städten aufbewahrt wurden. Eine eherne Statue des Hercules auf dem Forum Boarium war so alt, daß sie dem Evander zugeschrieben wurde und von einem Janus ging die Sage, daß ihn Numa geweiht habe. Tyrrhenische Figuren aus Erz waren in vielen Städten zu sehen, und 2000 Statuen von diesem Metall sollen sich in Volsinium gefunden haben.

Die Kunst, in Thon zu modelliren, war namentlich von den Tyrrheniern ausgebildet worden zu einer Zeit, wo sie keine Marmorbrüche hatten. Die Statue des Jupiter, welche vom Tarquinius Priscus auf dem Capitol aufgestellt und vom Turianus verfertigt worden war, einem Tyrrhenischen Künstler von Fregenae, war von Thon, so wie die Quadrigen auf dem Giebel des Tempels. Fast alle Statuen und Verzierungen in den alten Tempeln Roms waren von diesem Material und viele von der größten Schönheit, wie z. B. viele Münzen römischer Colonien in Campanien und Samnium, welche um das Jahr 300 v. Chr. geschlagen wurden, von so feiner Arbeit sind, wie die der benachbarten griechischen Städte, und die ersten Denare, welche zu Rom geschlagen wurden, übertreffen ebenfalls bei weitem die aus spätern Zeiten.

Zu Ardea, Caere und Lanuvium wurden in den Tempeln Gemälde aufbewahrt, welche Plinius älter als Rom nennt. Was dieses für Kunsterzeugnisse gewesen seyn müssen, können wir mit vieler Gewißheit aus den Gegenständen schließen, welche zu Caere, Tarquinium und andern benachbarten Städten entdeckt worden sind, den nämlichen, von wo die von Plinius erwähnten Gegenstände nach Rom kamen.

Runensteine im Rezatkreise.

(Hierzu eine lithographirte Abbildung.)

Runen im Rezatkreise — so verkündete das Tagdblatt **Inland** (1830, Nr. 280), so ihr Entdecker Candidat Huscher von Ansbach in einem langen wortreichen Aufsatze in der **Variscia** der Voigtländischen Alterthumsforscher.

Runen im Rezatkreise, und obenein **nordische** Runen mitten in Deutschland — leider aber sind sie **untergeschoben, 1804 erst gemacht.**

Referent besaß den vermeinten Runenstein bereits seit Juni 1829 in richtigerer Abzeichnung, in welcher nicht nur der falsche Name **Tuithle**, sondern auch der des **Fälschers** selber unleugbar hervortritt.

Selten ist die Rache der Zeit schneller und greller über eine Gelehrten-Täuscherei ergangen, als über jenen rezatischen Runenstein. Unsere Zeit deckt Manches auf. Wie der Hardtische Krodo-Spruch *) fortan aus den Sprach-Denkmälern weichen muß, so geht auch jener rezatische Runenstein vor der lichtenden Kritik zu Trümmern. Schon vor einem Jahre wollte Referent die Täuschung aufhellen, wurde aber durch andere Arbeiten abgehalten. Da nun solche durch Herrn Huschers scheingründliche und sentimentale Beschreibung auf S. 54 u. ff., ebenso durch die lapidarisch-ernste Besprechung von **J. Grimm** in den Göttinger gelehrten Anzeigen (1830, Nr. 194, 195), endlich durch die ergötzlichen Mittheilungen im „**Jahresbericht des historischen Vereins im Rezatkreis** für das J. 1830" (Nürnberg bei Riegel und Wießner, 4, S. 14 — 18) hinlänglich aufgehellt worden ist, so entnimmt Referent seiner frühern Arbeit nur folgende noch hergehörige Bemerkung. In der Referent vorliegenden Abzeichnung des Corpus delicti tritt der Name des Verfälschers oder Unterschiebers klar hervor. Hier liest sich der Stein: Stainr thansi: i: hauginne: var: led viganths: tuitsh: i Zannun: — Rainitsh: risti: alfrunr. u. s. u. th. — Lassen wir den alten Helden ruhen und auch der neue Runist von 1804 requiescat in pace. Man sollte aber wirklich auch in **Berlin** nachforschen, ob Schwert und Sporen noch vorhanden und ob sie nicht auch untergeschobene Landsknechtswaare sind. Diese Sporen sollten sich zum Gutmachen die variscischen Anpreiser verdienen. Der schon früh von H. gefaßte Verdacht, daß mit dem Runensteine auch **Hügel, Brandstätte** und **Steinkreise** vom Runisten Regierungs-Rath Reynitsch (welche schöne viergliedrige Alliteration im Rezatkreise!) erfunden seyen, wird nur zu sehr durch die ergötzlichen und ehrlichen Aussagen der Leute, die ihm bauen und behauen geholfen haben, im genannten **Jahresberichte** des historischen Vereines im Rezatkreise bestätigt. Aehnlich wird es denn auch um die „**sonstigen vielen Steine**" stehen, die mit ähnlichen Inschriften im Walde umhergelegen seyen, wie es S. 31 der Variscia heißt. Somit stehet nun klar, daß Reynitsch nicht nur „den Runenstein **aufrichten** ließ" (Huscher S. 2), sondern auch

„Drauf hat er noch mit gutem Stift
Geschrieben eine Runenschrift
Der nordische Runenmeister."

wie **Rückert** im „Kranz der Zeit" (Th. 2, S. 258) füglich in anderer Beziehung sagt. So ist denn **ein** rezatischer Runenstein vernichtet. Betrachten wir einen **zweiten:**

Im vorjährigen Jahrgange des von Hormayrischen „Taschenbuches für vaterländische Geschichte" (S. 70—72) heißt es von der **Kadolzburg**, südlich von Langenzenn,

---

*) Siehe **Richs, Delius** und **Strombeck** in **Seebold's** Archiv.

B.
d.
C.
Wirkliche Gröfse auf A.
ist etwas

(in dessen Nähe auch jene obigen Falschrunen sich fanden), westlich von Furth gelegen, welche urkundlich zum ersten Male im Jahr 1157 als Cadoldes-burc vorkommt; sie verkünden dem Forscher beim ersten Blicke, daß einzelne noch „im gothischen Geschmack erbauten Theile wahrscheinlich dem vierzehnten Jahrhundert entstammen, obgleich auch Zeugen der grauesten Vorzeit vorhanden sind, unter welche ein, im äußeren Zwinger in einem tiefen Gewölbe entdeckter Stein gehört, der ganz mit Runenschrift bedeckt ist.“ In diesen Worten*) wird aber 1830 nicht strenger mit den Beiwörtern gothisch und runisch umgegangen, als schon 1785 S. W. Oetter in seinen „Gegründeten Nachrichten von dem ehemaligen Residenz-Schloß Kadolzburg“ (Erlangen bei Palm, 4, S. 14) von denselben Zeichen sagt: „Es sind dieß alte runische Buchstaben, welche etwas geheimes in sich haben.“

Von diesen unterirdischen „Runen“ wird es Referenten möglich, eine genaue Zeichnung zu geben, die er durch die Güte des Herrn Studiosus Flesse von Herzogen-Aurach von dessen Hrn. Vater erhielt. Schon Döderlein, Rector zu Weißenburg, ließ dieselben „von sehr geschickter und accurater Hand sorgfältig abzeichnen“ und den Nova litteraria arculi Franconici St. 2 in Kupferstich beilegen, wonach sie Oetter an a. O. wiedergibt, aber diese Zeichnung, überaus winzig und äußerst willkührlich, machte eine neue, wirklich treue, gerade recht nöthig; sie ist viel zu sehr entstellt**) und Döderlein sah in ihnen „Steinmetz-, Steinhauer- und Maurerzeichen“, Oetter dagegen (S. 14) behauptete: „Man darf nicht glauben, daß dieß nichts bedeutende Charaktere seyen, welche die Bauleute zum Scherz dahin gesetzt haben.“ —

Runen sind nun dieselben keines Falls, aber vielleicht desto räthselhaftere Zeichen! Sie schließen sich, merkwürdig genug, in einer selbstständigen zweiten Typus-Richtung an die sonderbaren, von großen Sandstein-Säulen des Odenwaldes in Nr. 77 und 78 des Kunstblattes von 1829 in Abbildung mitgetheilten und daselbst S. 306—307 näher besprochenen Schriftzeichen an. Die Lösung dieser neuen sonderbaren und räthselhaften Steinschrift den Gelehrten und Forschern im Rezatkreise überlassend, will Referent hier nur folgende erläuternde Bemerkungen noch hinzufügen:

1) Die auf dem Steindruck unter A mitgetheilten Zeichen des (in der obigen Notiz des von Hormayrischen Taschenbuches genannten) Schloßzwingers rühren von einer früheren Zeichnung des ehemaligen Rentamts-Scribenten Herrn Faust zu Cadolzburg selber her, wovon sie der Forstgehülfe Herr F. Prager höchst sauber copirte. Die unter B gegebenen Zeichen zeichnete Herr Prager selbst ab.

2) Die unter A begriffenen Zeichen aus der Tiefe des Schloßzwingers sind in einen Felsen eingehauen und fortlaufend in den Reihen und in der Stellung zu einander, wie sie hier abgebildet sind.

Die unter B finden sich einzeln an den meisten Steinen des alten Schlosses zu Cadolzburg eingehauen und zwar a) links und rechts am äußern Thore, b) am Laboratorium, c) am Folterthurme, d) am innern Thore. Die meisten dieser unter a b c d mitgetheilten wiederholen sich sehr oft, nur die beiden am innern Thore (B, d) kommen nicht öfter als einmal vor.

3) A und B sind auf halbe Größe zurückgebracht, C zeigt die natürliche Größe von A.

Offenbar haben alle diese Zeichen im Ganzen viel mit den in Nr. 77 und 78 des Kunstblattes 1829 aus dem Odenwalde bekannt gemachten gemein, und wenn schon die meisten gar nicht gleich sind, so gehören sie doch im Wesentlichen ein und demselben Anschauungskreise, ein und derselben Bezeichnungsweise an. Die einen verfolgen nur mehr am senkrechten Hauptstriche den Querbalken des Kreuzes, die andern mehr die Pfeilspitze u. s. w.

Während aber die unter B begriffenen, als auf einzelnen Steinen einzeln vorkommend und sich wiederholend, der Ansicht Vorschub leisten, wornach dieselben, gleich denen am sogenannten Markomannischen Thurme*) für Steinmetzzeichen**) gelten sollen, was eigentlich ihre Aufklärung nur hinausschieben heißt, insofern sie doch auch als solche immer einer irgend einmal gebräuchlich gewesenen Schriftweise verbleiben, — erweitert das den Bereich unserer Prüfung, daß die unter A stehenden Zeichen in einer Felswand, also doch wohl zur Baudenkschrift, und gleich den auf den Odenwaldischen Säulen in fortlaufenden Reihen, also doch wohl in zusammenhängendem Redesinn, eingehauen erscheinen.

Bloße Zusammenstellung etwa aller unter B vorkommenden einzelnen Steinmetz- oder Namen-Zeichen sind diese Zeichen unter A auch wohl schon deßhalb nicht, weil die unter B verzeichneten unter A nur wenig wieder erscheinen; weil ferner dieselben alsdann wohl nicht in die Tiefe des Gewölbes angebracht worden wären, und als solche Zusammenstellung der einzelnen Chiffer-Zeichen die ganze Felsinschrift höchstens ein Menschenalter lang und nur für Hüttengenossen der Steinmetz-Brüderschaft Werth gehabt hätten; während man gegen eine Voll-Inschrift

*) Auch in dem Jahresbericht S. 16 heißen sie Runen!

**) Auch Falkenstein in s. Nordgauisch. Geschichte Th. 3. S. 138 besprach die Inschrift.

*) Kunstblatt 1829, Nr. 77, S. 307 — 308.

**) Wie Referent deren z. B. jüngst recht scharf eingehauene und eigenthümliche an der senkrechten Seite der Stirnsteine des Kuppelloches am Domthurme zu Konstanz fand.

mit zusammenhängendem Sinn das nicht geltend machen wird, daß ihre Sinndeutung mit der Kenntniß ihrer eigenthümlichen Schrift erlöschen konnte, da ja — man denke nur an Steinschriften des sechszehnten, fünfzehnten Jahrhunderts — die handelnde, bauende und aufrichtende Gegenwart unbefangen das zukünftig mögliche Untergehen ihrer Schriftweise nicht glaubt, das Aufkommen neuer Züge nicht ahnt. Fraglich erscheint auch jene Inschrift unter dem Scheffel, in der lichtlosen Tiefe, etwa wie man in Breslau bei Abhebung einer Bastion in ihr die schönsten Kreuzgewölbe mit den schönsten Steinmetz- und Bildhauer-Arbeiten verziert gefunden hat.

Die vom Odenwalde stammenden Schriften zeigten auch in arabischen (ziemlich neuen) Zügen die Zahl 5587. Vielleicht geben über diese Weltjahrzahl (?), so wie über jene Mauer- oder Bauschrift, wenn nicht die basometischen Tempelherren zu Wien, doch die noch lieber aus der grauen Vorzeit herstammenden Freimaurer die beste Auskunft, es müßte denn seyn, daß ihre Erbauungsgeheimnisse gerade in dieser Urschrift geschrieben sind, welche höchstens Krause zu lösen versteht.

Der rezatische „verständige und geschmackvolle Runist" aber, des Herrn Huscher (a. a. O. S. 8), ist von dieser Steinschrift, die älter als 1804, gewiß nicht der Verfasser.

München im Jenner 1831.

H. F. Maßmann, Professor.

Stempelschneidekunst.

1. Krüger in Dresden. Die Medaillen von der Hand dieses Künstlers, die uns seit Kurzem zu Gesicht gekommen sind, rechnen wir ohne Bedenken zu dem Vorzüglichsten, was unsere Zeit in diesem Kunstzweig leistet. Seine Köpfe scheinen uns mit ausnehmender Wahrheit, Weichheit und Sorgfalt modellirt, sie zeigen weder das übermäßig Stylisirte der Formen, noch das Harte, Geschnittene der Ausführung, welches die wenigsten Stempelschneider unserer Zeit überwinden können. Als Beweise führen wir an

a) die Denkmünze auf C. A. Böttiger. „Die „zahlreichen Freunde des so gelehrten, so vielseitigen und „so humanen Mannes", sagt die gedruckte Erklärung, „wünschten ein Kunstdenkmal zu besitzen, das mit der „Anerkennung seiner Verdienste zugleich die Hauptrichtung ausspreche, welche er seinem vielumfassenden literarischen Leben gegeben hat", und so entstand die gegenwärtige, zu seinem 70sten Geburtstag bestimmte Medaille, die auf der Vorderseite das unter Prof. Vogels Aufsicht nach dem Leben gearbeitete äußerst ähnliche Bildniß mit der Umschrift: Car. Aug. Boettigerus senex septuagenarius, darunter Dresdae d. VIII. mens. Junii MDCCCXXX. zeigt. Auf der Rückseite ist nach der Angabe des Hrn. Hofraths Hase ein sinnender Greis dargestellt, der auf einem umgestürzten Säulenkapitelle der räthselvollen Sphinx gegenübersitzt. „Welcher Art die „Räthsel seyen, die sie ihm aufgibt, scheint das Marmor„fragment, auf dem sie ruht, scheint die Lampe und die „alte Vase anzudeuten, welche dieses Marmorfragment „umgeben. Pallas, welche die Pfeifen wegwirft, ist an „dem Marmor gebildet, und wer hätte, wenn er mit „Böttigers Schriften nur anders vertraut ist, die Ab„handlung über die Flöte in Wielands attischem Museum „vergessen? Sollte die Sphinx wohl vergeblich ihm die „Räthsel der alten Welt vorlegen? Die von Hrn. Dr. „Sillig in Dresden vorgeschlagene und von Hrn. Prof. „G. Herrmann in Leipzig gesehene Umschrift: Antiqua „novis componere sollers — Altes mit Neuem zusam„menzustellen, ein Erfindsamer — gibt die glücklichste „Charakteristik von Böttigers so großer literarischer Thä„tigkeit, und das Αγαθῇ Τύχῃ, das klassische Glück auf! „im Abschnitt spricht den Wunsch aus, den alle Freunde „dem lebensfrohen und nie für das Allgemeine müden „Greise noch lange zuzurufen gedenken." Auch wir stimmen in diesen Wunsch von Herzen mit ein. — Die Ausarbeitung dieser Vorstellung bot große Schwierigkeiten, und wir können sie nicht in gleichem Maaße, wie die Vorderseite, gelungen nennen. Die Figur erscheint zu colossal gegen das Postament und die Sphinx, ihre Verhältnisse sind nicht völlig rein und das Kapitell würde sich aufrechtstehend wohl besser ausgenommen haben.

b) Eine zweite noch vortrefflicher gearbeitete Medaille des Hrn. Krüger ist die zur dritten Jubelfeier der Augsburgischen Confession. Auf der Vorderseite drei Profilköpfe mit der durch die Wappen geschiedenen Umschrift: „Mart. Luther, Johann Churf., Ph. Melanchthon. ihrem Gedächtnisse am 25. Jun. 1830." Auf der Rückseite die Uebergabe, durch die zwei Hauptfiguren, den Kaiser und den kursächsischen Kanzler Dr. Bayer, welcher ehrerbietig vor ihm steht, allein repräsentirt, mit der Umschrift: „Diß ist ein solche Bekanntnuß, welche mit der Hilff Gottes auch wider der Höllen Pforte bestehen kann. Den 25. Jun. 1830." Hier sind beide Seiten, sowohl Köpfe als Figuren, eben so glücklich entworfen als ausgeführt; nur in Luthers Kopf fehlt ein kleiner Zug zur frappanten Aehnlichkeit. Endlich erwähnen wir

c) noch der Medaille auf Hahnemann, von dessen Bildniß auf der Vorderseite vollkommen das Obengesagte gilt. Es trägt die Umschrift: Samuel Hahnemann, natus Misenae d. X. Aprilis MDCCLV Doctor creat. Erlangae d. X. Augusti MDCCLXXIX. Die Rückseite trägt die einfache Aufschrift Similia Similibus, und auf dem Rand: Medicinae Homoeopathicae auctori discipuli et amici d. X. Augusti MDCCCXXIX. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: ein Steindruck.

N°. 56.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 14. Juli 1831.

Zeugnisse verschiedener Schriftsteller über die kolossale Statue der Ceres, in dem Vestibüle der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge, mit einer kurzen Nachricht ihrer Hinwegschaffung von Eleusis.*)

Πάντα δὲ διεῖπε καὶ πάντων ἐπίσκοπος ἦν αὐτῷ ΦΕΙΔΙΑΣ.

Plutarchus in Pericl.

Der mystische Tempel zu Eleusis**) wurde von Perikles für die Festlichkeiten der Ceres-Feyer errichtet; Iktinus, der Baumeister des Parthenon zu Athen, entwarf den Plan des Gebäudes. Alles, was die Künste Griechenlands in der Periode ihres höchsten Glanzes, unterstützt von dem Geiste, dem Geschmacke und der Freigebigkeit ihres großen Gönners, hervorbringen konnten, wurde an diesem Gebäude verschwendet. Die Wirkung seiner Schönheit und seiner Größe soll eine solche Bewunderung erregt haben, daß ihm nur die Ehrfurcht gleich kam, die seine Heiligkeit bewirkte. Sein Material bestand aus weissem Marmor vom Berge Pentelicus. Die berühmtesten Männer wurden in den verschiedenen Künsten, die zu seiner Vollendung nothwendig waren, verwendet, um dem Werke die höchste Vollkommenheit zu geben.***) An der Spitze dieses bewunderungswürdigen Vereines von Talenten stand Phidias†), und so entstand hier ein Monument, das, sowohl im Ganzen, als in den Einzelnheiten seiner kleinsten Verzierungen††), das Vollendetste von allem war, was je die Welt in der Skulptur oder Baukunst gesehen hatte.

Zu Ende des vierten Jahrhunderts fiel dieses schöne Gebäude als ein Opfer gothischer Verwüstung*). Unter den Ruinen Griechenlands ist kein Beispiel eines Gebäudes, an dem sich die Wuth der Barbaren mit überlegteterem Zerstörungs-Plane Luft gemacht hätte, als an dem Ceres-Tempel zu Eleusis. Es ist wahrscheinlich, daß die ersten Christen, weil sie die hier gefeierten heiligen Gebräuche verabscheuten, beitrugen, die Ueberbleibsel dieses Tempels zu zerstören, wo nicht gar zu vernichten. Aber weder die Wuth der Gothen, noch der irrige Eifer der Lehrer des Evangeliums haben es gänzlich vermocht. Seine Zerstörer, die nicht einmal mit den zur Vollendung ihres Werkes nothwendigen Künsten bekannt waren, begnügten sich damit, dasjenige zu verstümmeln, was sie nicht fortbringen konnten. Genug ist noch übrig, um dem Geiste eine Idee von seiner unermeßlichen Größe und Pracht zu geben; das Steinpflaster, die Kapitelle verschiedner Säulen, Schäfte, umgestürzt und zerbrochen, Vasen und Piedestale, alle von der auserlesensten Arbeit, sind noch zu sehen, und manches verstümmelte Fragment bezeugt zu gleicher Zeit die beklagenswerthen Wirkungen des Aberglaubens, und den unerreichten Ruhm der Künste Griechenlands.

Dreizehn Jahrhunderte waren entflohen, während welcher Zeit dieses herrliche Gebäude den Barbaren täglich ein Opfer brachte, als es zuerst von einem englischen Reisenden erwähnt wurde. Der gelehrte und genaue Wheler besuchte Eleusis auf seiner Reise von Athen nach Corinth und beschreibt so die Ansicht des Tempels:

„Der erste Gegenstand, auf den wir stießen, war der stattliche Tempel der Ceres, der jetzt zusammengestürzt ist. Ich kann nicht sagen, es ruhe kein Stein mehr auf

*) Aus der Zeitschrift: „The oriental Herald.“

**) Jetzt Lepsina, nur aus wenig Hütten bestehend, 12 engl. Meilen nordwestlich von Athen.

***) Strabo lib. 9. Vitruv. in Praef. Lib. 7. Plutarch. in Pericl. vol. I. p. 159.

†) Dessen ausserordentliches Talent, wie Quintilian sagt, glücklicher in Darstellung von Gottheiten, als von Sterblichen war. Quintilian lib. 12. cap. 10.

††) Der Geist des Phidias, sagt der ältere Plinius, behauptete seine Ueberlegenheit selbst in den kleinsten Dingen. Plin. hist. nat. lib. 36. cap. 5.

*) Bei der Invasion des Gothen Alarich, welcher an der Spitze von 200,000 Mann die Thermopylen überschritt, und den schönsten Theil des alten Griechenlands verwüstete. Das ganze Gebiet von Attika, von dem Vorgebirge von Sunium bis zur Stadt Megara, wurde durch sein Heer entvölkert.

dem andern, denn es liegt alles in einem verworrenen Haufen über einander; die schönen Säulen sind in dem Schutte der eingefallenen Decken und Wände begraben und ihre trefflich gearbeiteten und polirten Carniese werden nicht mit mehr Achtung behandelt, als der schlechteste Pflasterstein. Der Tempel liegt in einer so rohen Unordnung, daß es unmöglich ist, auf seine alte Form zu schließen; nur das sieht man, daß er aus dem schönsten weißen Marmor von bewunderungswürdiger Arbeit gebaut war. Wir sahen einige Kapitelle von jonischer Ordnung, welche drei Fuß neun und einen halben Zoll Durchmesser hatten, und zu Säulen von zwei Fuß eilf Zoll Durchmesser gehörten. Ich nahm gleichfalls das Maas von einem Ecksteine, welcher sechs Fuß fünf Zoll ins Gevierte, zwei Fuß einen und ein viertel Zoll in der Dicke hatte. Wir bemerkten noch viele andre große Steine, auf denen Waizen-Aehren und Mohn-Büschel, die Embleme der Ceres, ausgehauen waren.*)

Aber bei dieser Gelegenheit wurde die merkwürdige Entdeckung der Büste oder Statue der Göttin selbst gemacht, und der Verfasser hat dieß Bildwerk in einem sehr rohen Kupferstiche dargestellt, in welchem schwerlich die Original-Figur wieder zu erkennen wäre, wenn nicht die beigefügten Beschreibungen und Ausmessungen das Nöthige enthielten. Er hat die Aufschrift: „Simulacri Cereris Eleusinae Fragmentum." Die Umstände, welche, troz aller Verwüstung des Tempels, zu der Erhaltung dieser Figur beigetragen haben, werden sich nachher zeigen. Hier folgt indeß des Verfassers Zeugniß der Identität der Statue.

„Hart daran, ein wenig südwestlicher, fanden wir unter den Ruinen alter Mauern die Ueberreste der Göttin selbst; nämlich einen Theil ihrer Statue von dem Haupte bis herab auf den Leib, aus sehr weißem Marmor von bewunderungswürdiger Arbeit und vielleicht von keinem geringeren Meister, als von Praxiteles gemacht, wie die in ihrem Tempel zu Athen. Es ist ein Koloß, dreimal höher als natürliche Größe. Sie ist um den Leib gegürtet, zwei Gürtel laufen quer über die Schultern. Ihre Brust ist sehr wohl erhalten, aber ihr Gesicht ist entstellt. Ihr Haar fällt auf die Schultern hernieder und ist am Nacken zusammengebunden. Auf ihrem Haupte ist ein Korb, dessen Außenseite mit Büscheln Kornähren, Mohn, Rosen und Gefäßen geziert ist. Denn sie soll zuerst die Griechen zu Eleusis gelehrt haben, wie das Korn gesäet wird; der Mohn war ihr geweiht. Pausanias behauptet, es sey ihm im Traume verboten worden, von ihren Mysterien zu schreiben; es wurde für gesetzwidrig gehalten für einen, der nicht in dieselben eingeweiht war, sie zu hören, zu sehen, oder zu wissen, und keinem war es erlaubt, sie zu offenbaren. Aber Minutius Felix kannte sie, und zeigte, wie außerordentlich ruchlos und teuflisch sie waren, welches auch die Ursache ihres Geheimhaltens war. Ich zeichnete die Statue ab, vielleicht gut genug, um eine rohe, unvollkommene Idee von ihr zu geben, aber nicht, um die ausgezeichneten Schönheiten des Werkes selbst darzulegen. Ein wenig höher, auf der Spitze des Hügels, fanden wir eine große Basis für eine Statue, welche uns jener Bildsäule der Gottheit anzugehören schien. Auf derselben stand geschrieben:

ΝΟΥ ΝΙΓΡΕΙΝΟΣ ΙΕΡΚΗΡΥΞ

Numil'us Nigrinus, Priester, welches vielleicht der Name desjenigen war, der die Statue aufstellte. Das merkwürdigste an derselben aber ist ein kleines Basrelief, die Prozession der Ceres darstellend, welche die Athener zum Andenken des Zuges der Göttin, da sie ihre von Pluto entführte Tochter Proserpina suchte, nachdem sie ihre Fackeln am Berge Aetna angezündet hatte, zu halten pflegten. Die ganze Menge trug Fackeln, Δᾳδία genannt, und zu denselben gehörten Leute Δᾳδοῦχοι, welche, wie ich glaube, die Anführer der ganzen Ceremonie waren."**)

Dem Zeugnisse Wheler's muß das von Spon, dem Gefährten seiner Reisen, beigefügt werden, welcher, neben einem genaueren Kupferstiche der Statue, eine, wie zu erwarten stand, in den Gefühlen ganz ähnliche Beschreibung und beinahe mit denselben Worten, wie die seines Freundes und Gefährten, lieferte. Nachdem er den Zustand beschrieben hat, in welchem sie den Tempel gefunden hatten, sagt er: „Wir gewahrten daselbst ein sehr schönes jonisches Kapitell von mittelmäßiger Größe und den Rest der Statue der Ceres aus sehr schönem weißen Marmor von sehr vollendeter Arbeit; sie war vielleicht auch von Praxiteles, wie jene zu Athen in dem ihr geweihten Tempel. Das, was sie auf ihrem Haupte trägt, ist wie ein Korb, um welchen Korn-Aehren und Blumen eingegraben sind, weil sie die Eleusiner die Kultur der Erde gelehrt hatte und Mohnblumen, welche ihr geweiht waren. Ich

*) Wheler's Reise nach Griechenland p. 427, 428 Wheler verließ Athen auf seiner Reise nach Eleusis im J. 1676. Die Statue der Ceres wurde von ihm am Fastnacht-Dienstage den 5. Februar desselben Jahres entdeckt.

**) Dieses Fußgestell ist nicht mehr in Eleusis zu sehen. Im Jahre 1801 ging, vielleicht ohne Grund, das Gerücht, daß es nach Parma, oder einer der Universitäten Italiens gebracht worden sey. Wer Whelers rohe Darstellungen griechischer Skulptur mit den Original-Monumenten vergleicht, wird den Nachtheil einsehen und bedauern, den die Künste durch den Verlust dieses schönen Basreliefs erlitten haben.

zeichnete sie ziemlich gut, um einige Idee davon zu geben, aber zu schlecht, um alle Schönheiten derselben kennen zu lehren." *)

Der nächste Reisende von Bedeutung ist Pococke, dessen Wahrheitsliebe zum Sprüchworte geworden ist. **) Auf seiner Reise von Athen zu dem Isthmus von Corinth kam er nach Eleusis ***) und spricht so von dem Tempel und der Statue der Ceres: „Am nördlichen Fuße des Hügels, auf einem Vorsprunge sind viele Ruinen, Stücke von Säulen und Gebälke und zweifelsohne ist es die Stelle des Tempels der Ceres und der Proserpina. Bei dem Ceres-Tempel sah ich die große Büste, oder den oberen Theil einer Statue, welche vermuthlich jener Gottheit geweiht war; sie ist so groß, daß sie an den Schultern fünf und einen halben Fuß maß; auf dem Haupte befindet sich eine besondere Art von Verzierung von zwei Fuß Tiefe. Der mittlere Theil ist mit Eichenblättern geschmückt, wie Reisende versichern, aber das Gesicht ist sehr entstellt." †)

Von Pococke kommen wir, mit Uebergehung einiger Reisenden, deren Beschreibungen eher für Plagiate als selbst gemachte Bemerkungen gelten, zu dem Werke des Doktor Chandler von Oxford. ††) Seine Topographie des Ceres-Tempels läßt sich nicht leicht mit den Beschreibungen der Reisenden vereinigen, die ihm vorangegangen waren, oder welche seitdem Eleusis besuchten. Aber er giebt eine lange Beschreibung des mystischen Tempels †††) und fügt hinzu, der Tempel sey am östlichen Ende des Hügels gelegen und eine Mauer habe ihn umgeben. „Einige ausserordentlich massive Marmorsteine, sagt er, und einige Säulen-Stücke sind noch an der Stelle. Die Breite der Zelle ist bei 150 Fuß; die Länge, mit Einschluß der Pronaos und des Portikus, ist 216 Fuß. Der Durchmesser der Säulen, welche sechs Zoll von der Basis des Schafts an ausgehöhlt sind, ist sechs Fuß und etwas über sechs Zoll. Ueber drei Viertel der Hütten sind innerhalb des Umfanges des mystischen Tempels."

„In kleiner Entfernung von dem nördlichen Ende der Umschließung ist ein Haufen Marmor, aus Fragmenten von dorischer und jonischer Ordnung bestehend, Ueberreste, wie es scheint, von den Tempeln der Diana Pro-

*) Voyage de la Gréce et du Levant etc. par Spon. Edit. Amsterdam 1679. p. 216.

**) Die wesentlichen Erfordernisse zu einem vollendeten Reisenden sagt man, sind, die Wahrhaftigkeit Pococke's, die Gelehrsamkeit Shaw's, der Pinsel Norden's, der Enthusiasmus Savary's, und die Ausdauer Bruce's.

***) Den 4. Sept. 1739.

†) Pococke's Description of the East. Vol. II. part. 2. pp. 170, 171.

††) Doktor Chandler war den 30. März 1766 zu Eleusis.

†††) Travels in Greece by Richard Chandler DD. p. 189.

pylae und des Neptun und den Propyläen. Wheler sah einige große Steine mit Waizen-Aehren und Mohnbüscheln bedeckt. Nahe dabei befindet sich eine Büste einer kolossalen Statue von herrlicher Arbeit, verstümmelt und mit entstelltem Gesichte. Die Breite über den Schultern ist, nach Pococke's Bemessung fünf und ein halber Fuß und der Korb auf dem Kopfe über zwei Fuß tief. Sie stellte wahrscheinlich Proserpina *) dar. Es herrscht die alte Sage, daß, wenn die zerbrochene Statue entfernt würde, die Fruchtbarkeit des Landes aufhöre. Achmet Aga war ganz von diesem Aberglauben eingenommen, und gestattete uns nicht, dort zu graben oder zu zeichnen, bis ich seine Skrupel durch ein Geschenk einer schönen Tobaks-Dose, welche mehrere Zechinen enthielt, beschwichtiget hatte. **)"

Dieß sind die Zeugnisse und Meinungen der berühmtesten Männer, welche Eleusis besucht haben, hinsichtlich der jetzt in der öffentlichen Bibliothek der Universität Cambridge aufgestellten Statue. Zu ihren Autoritäten mag die Montfaucons sich gesellen. ***)

„Ein Stück einer Ceres-Statue, welches sich noch in dem Tempel der Ceres Eleusia bei Athen befindet, hat obgleich das Gesicht entstellt und zerbrochen ist, auf dem Haupt eine Krone von ungewöhnlicher Gestalt, welche wie ein Thurm oder mehrere Thürmchen sich erhoben zu haben scheint, ehe sie von der Zeit gelitten hatte; die Figur ist mit Kornähren und Blumen geziert."

Auf diese Autoritäten gestützt sagt Abt Barthelemy, bei seiner Beschreibung von Eleusis: „wo sich die Statue befand, deren Glanz die Neu-Eingeweihten blendete." †)

Die Aehnlichkeit, welche diese Statue mit den Karyatiden in dem Pandrosium der Akropolis zu Athen gehabt haben soll, veranlaßte die Meinung, daß sie eine Canephora sey. ††) Doch die Aufstellung einiger Thatsachen mag diesen Gegenstand ausser allen Zweifel setzen.

1) Die Canephorae waren Atheniensische Jungfrauen, deren Dienst es war, an den Panathenäen, den Dionysien und einigen andern Feyerlichkeiten einen Korb, Κανοῦν genannt, zu tragen. Dieser Korb enthielt die zu der Feyer der heiligen Gebräuche nothwendigen Gegenstände, die Mola salsa, das Messer oder Instrument die Schlachtopfer zu tödten, und die Kränze. Sie waren daher Κανηφόροι †††) genannt. Meursius gibt dieselbe Nachricht von ihnen in seiner Beschreibung der Pana-

*) Es ist kein Grund für diese Meinung angegeben.

**) Chandler's Travels in Greece p. 191.

***) Montfaucon Antiquité expliquée. Vol. I. p. 84. Paris 1719 in Fol.

†) Voyage d'Anacharsis. Tom. V. p. 557.

††) Museum Worsleyanum. Vol. I. p. 95

†††) Archaeologia Graeca. Vol I. pp. 226, 384, 432.

thenäen *); und Cicero bei Erwähnung zweier kleinen ehernen Figuren der von Verres geraubten Kanephoren, erklärt auch die Bedeutung ihres Namens **). Es muß bemerkt werden daß die Worte „manibus sublatis“ in der Beschreibung Cicero's die Kanephoren durch eine Stellung, welche mit dem Aeußern der Statue von Eleusis nicht übereinstimmt, unterscheiden. Ceres wurde oft wie in dieser Figur, mit ausgestrecktem linken Arm dargestellt. Ihre linke Hand hielt gewöhnlich Kornähren, manchmal eine Schaale. Die Rechte hatte einen Scepter, Mohn oder Früchte ***). Die Körbe der Canephorae wurden auch bei gewissen Gelegenheiten mit Blumen und andern vegetabilischen Erzeugnissen angefüllt. Bei den Bacchus-Festen waren die Κάνη von Gold, und enthielten Früchte †). Kanephorische Feste sind noch nicht ganz abgekommen; Ueberreste derselben haben sich noch auf den griechischen Inseln erhalten ††).

(Der Beschluß folgt.)

*) Post hos Virgines sequebantur, cum canistris; in quibus ea, quae ad sacra facienda necessaria: unde illae Κανηφόροι appellatae. — Hesychius. Κανηφόροι ἐν ταῖς πομπαῖς αἱ ἐν ἀξιώματι παρθένοι ἐκανηφόρουν, ὥσπερ καὶ ἐν τοῖς Παναθηναίοις. Meursii Panathenaea. cap. 23.

**) Erant aenea praeterea duo signa, non maxima, verum eximia venustate, virginali habitu, atque vestitu, quae manibus sublatis sacra quaedam, more Atheniensium virginum reposita in capilibus sustinebant. Canephorae ipsae vocabantur. — Cicero in Verr. lib. 4.

***) Siehe die Antiquitäten in Ernesti's Ausgabe des Callimachus, vol. I. p. 232. Das von Wheler zu Athen gefundene Basrelief S. 405. Ed. Lond. 1682. und die verschiedenen Darstellungen der Ceres bei Montfaucon und andern Schriftstellern.

†) Archaeologia Graeca, vol. I. p. 383.

††) Am Anfange der Weinlese sieht man auf der Insel Syra die jungen unverheiratheten Mädchen bei Sonnenuntergang von ihrer Arbeit in Procession zurückkehren, auf den Köpfen Körbe mit Trauben und Blumen tragend: um ihren Körper haben sie Reben mit ihren bis auf den Boden reichenden Blättern zierlich gewunden. Den Lärm ihrer Gesänge hört man schon von weitem; die jungen Männer eilen ihnen dann entgegen, und ziehen vereint mit dem Chore in die Stadt ein.

Stempelschneidekunst.

(Beschluß.)

2. Peter Bruckmann in Heilbronn. Von diesem Künstler liegt eine ziemlich große Medaille vor uns, ein nach vorn gewendetes Brustbild zeigend, mit der Umschrift: „Jacob Laurenz Custer. geb. Altstaedten 16. März 1755.“ Der Kopf ist korrekt, schön und fleißig modellirt, doch nicht frei von einiger Härte. Die Schrift ist zu groß und nicht von schöner Form. Auch die Buchstaben der Inschrift auf der Rückseite dürften etwas kleiner seyn aber dabei mehr Körper haben. Sie lautet: „Fromm im Haus, fest im Staate, milde an der Armenhütte, segnend die Jugend. Gest. Rheineck 24. Jan. 1828.“

3. Die Loos'sche Anstalt in Berlin fährt mit immer gleicher Thätigkeit fort eine Menge von Medaillen auf die bedeutendsten Zeitereignisse und Personen zu liefern. Der Werth ihrer Arbeiten ist ungleich, jedoch zeichnen sie sich größtentheils durch geschmackvolle Erfindung, präcise und reinliche Behandlung und passende Inschriften aus. Als durchgängiger Fehler möchte zu große Schärfe der Umrisse und allzuabsichtliches Stylisiren der Formen zu bezeichnen seyn, was hier als System angenommen scheint. Wenn man solches auch bei den kleinen Figuren, gleichsam als Nachbildungen großer Reliefs, gelten lassen wollte, so läßt es sich doch bei den Köpfen nicht rechtfertigen. Auch sieht man daß sich die besseren Künstler der Anstalt davor zu hüten suchen. Vorzüglich gelungene Köpfe zeigen die Medaillen: auf den König Wilhelm von Preussen, als Anfang einer Reihe preußischer Feldherrn, (von Gube gearbeitet); die auf Rell (von Jachtmann); auf Gräfe (von Pfeuffer) und auf Embsen (von demselben), der leztere Kopf im Vollgesicht besonders zart ausgeführt. Weniger gelungen sind: die auf Alexander v. Humboldt (von demselben), auf Rüpel (von demselben), ferner die Reihe der Siegesmünzen, welche das Bildniß des Kaisers Nikolaus tragen, und die Medaille auf Spontini, woran der Kopf durch das frisirte Haare und das kleine Backenbärtchen eben so barock erscheint wie der Kranz auf der Rückseite durch die daran aufgehängten Ordenskreuze. — Zwei Medaillen auf die Jubelfeier der Augsburgischen Confession zeigen eine reiche historische Composition, die aber eben wegen ihrer Ueberfüllung weniger gefällt als die einfache von Krüger. Auch die plastische Composition auf diesen kleinen Monumenten soll sich des Lapidarstyls bedienen. Hierin sind die Alten überall Muster.

Einer besondern Erwähnung verdient noch die Reihe von großen Denkmünzen, welche der brandenburgisch-preußischen Geschichte gewidmet ist. Die vier ersten, welche vor uns liegen, sind mit großem Fleiß und äusserst zierlicher Vollendung gearbeitet, die auf Thassilo, hat der betagte Hofgraveur Doell in Suhl, mit grosser Feinheit ausgeführt; die auf Albrecht den Bär, die einen idealisch schönen Kopf mit höchst geschmackvoller Rüstung zeigt, ist auch auf der Rückseite mit einer gut gearbeiteten Gruppe geschmückt, (von König): weniger gelungen sind die beiden Köpfe Karls IV. (von Gube) und Ludwig des Aeltern (von Voigt, jezt Hofmedailleur in München) doch nicht minder fleißig gearbeitet und mit sehr fein ausgeführten Gruppen auf der Rückseite versehen. Fragen ob die Originale der Köpfe authentisch und die Copien treu, hieße wohl die Anforderungen zu hoch steigern.

S.

№. 57.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 19. Juli 1831.

Zeugnisse verschiedener Schriftsteller über die kolossale Statue der Ceres, in dem Vestibüle der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge, mit einer kurzen Nachricht ihrer Hinwegschaffung von Eleusis.

(Beschluß.)

2) Viel Irrthum entsprang aus der Vermengung der Canephorae mit den Κιστοφόροι, und dieses Umstandes erwähnt ein Scholiast in einer Note zum Callimachus.*) „Perperam confundunt viri docti Κανηφόρους et Κιστοφόρους. In calathis sive canistris portabantur flores et spicae nobilibus virginibus, in cistis vero a mulieribus sacra mystica.“ Die Κιστοφόροι mußten bei den Eleusinischen Festen der Procession des heiligen Korbes am vierten Tage der Feyer der Mysterien folgen. In ihren Körben war Sesan, gekämmte Wolle, einige Körner Salz, eine Schlange, Granat-Aepfel, Schilfrohr, Epheu, eine Art Kuchen, φθόϊς genannt, und Mohn.**) Sie unterscheiden sich daher von den Canephoren durch ihre Bürde und ihren Charakter. Auch entspricht die Beschreibung derselben nicht der Statue der Ceres, welche auf ihrer Brust die Medusa und auf dem Haupte den heiligen Korb trägt, mit Symbolen geziert, von denen viele noch nicht erklärt sind, welche aber augenscheinlich auf die heiligen Mysterien Bezug haben. Unter diesen erscheint vorzüglich der Lotus genau so wie auf den griechischen Vasen.***)

Die gorgonischen Schrecken der Einweihung wurden durch die Medusa versinnlicket, welche nach der ältesten Form mit ausgestreckter Zunge dargestellt wird, wie auf den Münzen von Parium*), auf verschiedenen Schalen und Lampen, und auf einem kleinen Weihgeschenke, das kürzlich zu Delphi gefunden wurde, und sich jezt zu Cambridge befindet.

3) Die Statue der Ceres zu Eleusis zeichnete sich durch das Καλάθιον oder den heiligen Korb, den sie auf ihrem Haupte trug, und welcher während der Feyer der Mysterien in festlicher Prozession herumgetragen wurde, aus. So ist sie auf einer Münze der Ptolemäer**), auf dem in Whelers Reisen***) abgezeichneten Basrelief, auf der von Italien gebrachten kolossalen Statue, jezt im Besitze des Hrn. Townley; und auf verschiedenen antiken Gemmen, Lampen und Vasen dargestellt.

*) Callimach. Hym. et Epigram. Edit. Ernesti. vol. I. p. 233 in Schol.

**) Archaeologia graeca. v. I. p. 392. Die Worte des Meursius sind „Et in his (cistis) reconditae sesamides, pyramides, lanae elaboratae, liba multis distincta umbilicis, micae aliquot salis, draco, mala Punica, cardo, ferula, hederae, placentae et papavera.“ — Meursii Eleusina. c. 25 p. 71.

***) Siehe die Werke d'Harcanville's, W. Hamilton's rc. Die Kapitelle der jonischen Säulen an dem Portikus des Tempels der Minerva Polias zu Athen haben die nämliche Darstellung des Lotus. Siehe Stuart's Ant. of Athens vol. 2. pl. II fig. I.

*) Dieses merkwürdige Symbol wurde noch nie ganz befriedigend erklärt. Die Antiquare haben sich lange bemüht dasselbe zur Erklärung von Münzen, Gemmen, Schalen, Lampen rc. zu enträthseln. Die Eleusinische Statue beweist die Vieldeutigkeit seiner Anwendung. Als ein Angehänge an die Brust dieser Figur, war es augenscheinlich der Ceres gewidmet; und wenn es vermehrter Beweise bedürfte, so gewähren sie die Parischen Münzen, welche, mit diesem Bilde auf der Vorderseite, bisweilen auf der Rückseite Kornähren, das Füllhorn, den Ochsen und andere der Ceres geweihte Symbole haben. Daher die Schicklichkeit einer solchen Darstellung auf Schalen oder andern bei den Opfern gebrauchten Gefässen, auf Edelsteinen, welche Priester der Ceres, oder Eingeweihte trugen. Münzen von Städten, welche Ceres als ihre Schutzgottheit anerkannten, konnten die Medusa führen, wie die von Athen die Eule, die von Rhodus den Granatapfel, die von Chios den Sphinx. Noch herrscht in Italien und andern Ländern der Gebrauch, daß die Münzen die Bilder der Schutzheiligen führen.

So weit kommen wir, von der Augenscheinlichkeit unterstüzt, mit Gewißheit in der Erklärung ihrer Erscheinung auf griechischen Alterthümern. Ihre ursprüngliche Bedeutung, offenbar geheimnißvoll, umfaßt ein weiteres Feld von Untersuchungen und Conjekturen als sich mit unserm gegenwärtigen Zweck vereinigen lassen. Wenn wir die gewöhnliche Meinung annehmen, daß das Haupt der Medusa darin dargestellt sey, so ist das bereits Angegebene genügend. Ist aber eine andere Auslegung erlaubt, so möchte es die seyn, daß wahrscheinlich jenes Princip angedeutet sey, dessen personifizirtes Bild die Göttin selbst in ihrem Charakter als Luna war.

**) In der Sammlung des verstorbenen Dr. Hunter.

***) Pag. 405. Edit. London 1682 in Folio.

Eine Statue der Ceres ist in Montfaucon nach einer Zeichnung des Herrn Le Brun abgebildet, bei der das Καλάθιον ganz einfach, ohne Verzierungen dargestellt ist. Sie hält in der einen Hand eine Schale, in der andern Mohn. *) Das Original war zu Rom. Wenn der Obertheil der Figur allein entdeckt worden wäre, möchte er mit gleichem Rechte für eine Canephora gelten.

Der schöne Hymnus des Callimachus an die Ceres fängt mit dem Momente an, in welchem das Καλάθιον zur Prozession an dem vierten Tage herabgenommen wird. **) Die Weiber sind aufgefordert, seine Ankunft zu begrüßen, und die Uneingeweihten ihre Blicke auf den Boden zu heften, und sich nicht zu erkühnen, so Heiliges anzublicken.

Da Ceres Eines mit der Isis ***) ist, so ist das Καλάθιον, oder das Thürmchen auf ihrem Haupte, an sich selbst eine symbolische Darstellung des Lotus. Davon haben wir hinlänglichen Beweis, wenn wir die verschiedene Art, in welcher der Lotus auf den Köpfen der Isis vorkommt, und den Κάλαθος, oder Καλάθιον auf den Köpfen der Ceres vergleichen. In vielen Fällen werden sie als eines und dasselbe Symbol befunden werden.

Eine sehr alte und merkwürdige Statue der Ceres wurde von Fabretti bekannt gemacht, und ist bei Montfaucon gestochen, wo der Lotus genau wie auf den Figuren der Isis, die in Aegypten gefunden wurden, erscheint. Es scheint eine ausgemachte Wahrheit zu seyn, daß die Isis die Venus von Cyprus war, die Minerva von Athen, die Cybele der Phrygier, die Ceres von Eleusis, die Proserpina von Sicilien, die Diana von Creta, und die Bellona der Römer. Gewiß, jemehr wir auf die Quelle der Meinungen zurückgehen, aus welchen die heidnische Mythologie entsprang, desto mehr verschwindet die Verwirrung, welche bei dem ersten Anblicke den Forscher irre zu führen scheint. Die ältesten Ausleger heidnischer Fabeln lehren uns, daß alle ihre Gottheiten Modifikationen der aktiven und passiven Urstoffe der Schöpfung waren. Der Spender des Lichtes mochte als die Sonne verehrt werden, und der Empfänger ward vernünftiger Weise durch den Mond dargestellt. Einmal im Besitze dieses Leitfadens, kann das verwickelte Labyrinth des Heidenthums, man möge es in Aegypten, in Griechenland, in Persien, oder in den entferntesten Ländern des Ostens aufsuchen, leicht erforscht werden. Die Wirkung des Lichtes auf ein chaotisches Fluidum, diese wichtige Wahrheit, die sich in den Jahrbüchern jedes Volkes wiederfindet, und auf die frühesten Untersuchungen in der Geschichte der Natur zurückführt, war allen Nationen bekannt. Daher ist der Uebergang zu allen diesen verschiedenen Titeln und Personifikationen, welche so zahlreich wurden, ganz natürlich. Sol, Mithras, Osiris, Ammon und Belus wurden so sehr vermehrt, daß Varro erzählt, daß es nicht weniger als dreihundert verschiedene Weisen gab, unter welchen allein Jupiter dargestellt wurde. Das nämliche möchte von dem passiven Prinzipe gesagt werden. Die magna mater war Isis, Luna, Juno, Vesta, Ceres, Proserpina, Minerva oder Diana, je nach dem ihre verschiedenen heiligen Gebräuche und Benennungen mit den Gebräuchen und der Sprache der Länder übereinstimmten, in denen sie verehrt wurden.

Eine Darstellung der Isis ist in Paris gestochen worden, welche auf ihrem Haupte eine Krone oder ein Thürmchen, dem Καλάθιον der Ceres ähnlich trägt; und dieses Thürmchen ist durch das besondere Symbol, welches sich bei der Vase auf der Vorderseite des Καλάθιον befindet, ausgezeichnet.

Zu diesen Thatsachen kommt noch eine Beobachtung. Die Geschichtschreiber geben uns keinen Grund zu glauben, daß Statuen von Kanephoren den mystischen Tempel zu Eleusis schmückten. Die unter seinen Ruinen angestellten Untersuchungen liefern uns überdieß einen Beweis gegen eine solche Meinung. Nicht ein einziges Fragment dieser Art wurde entdeckt; und solche Statuen waren an ein Gebäude angefügt, nie einzeln.

Es ist jezt über hundert und sieben und zwanzig Jahre, daß diese Statue zuerst von Wheler entdeckt, und der Welt durch die Herausgabe seiner Werke bekannt gemacht wurde. Während dieser ganzen Periode waren verschiedene Versuche zu ihrer Entfernung gemacht worden. Die Eleusinier, deren Aberglaube *) in Bezug auf diese Statue so groß war, daß Dr. Chandler eine beträchtliche Summe für die Erlaubniß, bei derselben graben zu dürfen, bezahlte, erzählten, daß so oft Fremde es unternommen hätten, die Statue zu entfernen, irgend ein Unglück erfolgt sey. Sie glaubten, daß der Arm einer Person, welche es wagte, selbe mit Gewalt zu berühren, abfallen würde; und sagten, daß, als sie einmal durch Franzosen von ihrem Standorte weggebracht worden, sie bei der Nachtzeit in ihre frühere Lage zurückgekehrt sey. Nichtsdestoweniger machten verschiedene Gesandte und Geschäftsträger, die sich zu Konstantinopel aufhielten, Versuche zu ihrer Entfernung, aber ohne Erfolg. Die diplomatischen Künste

*) Montfaucon vol. I. pl. 43. f. 4. Edit. Paris. 1772.

**) Τῷ Καλάθῳ κατιόντος etc. Der alte Scholiast zu diesen Worten erzählt: daß Ptolemäus Philadelphus die Prozession des Καλάθιον zu Alexandria einführte. (Callim. Hym. Ed. Ernesti p. 232). Der Ritus der Ceres wurde auf diese Weise nach dem Lande zurückgeführt, von dem er ursprünglich ausgegangen war.

***) Herodot lib. II. c. 59. Ἶσις δέ ἐστι κατὰ τὴν Ἑλλήνων γλῶσσαν Δημήτηρ. Hist. des Inscriptions vol. 16, 20, 21, 86, 87.

*) Sie pflegten an Festtagen eine Lampe vor derselben zu brennen.

und die Verschlagenheit der griechischen Consuln, am meisten aber das ausserordentliche Gewicht der Statue, in einem Lande, wo mechanische Hülfe nicht verschafft werden konnte, vereitelten ihre Absichten. Es ist bekannt, daß Choiseul Gouffier versuchte, sie für die französische Nation zu erhalten; und daß die Agenten des englischen Gesandten zu Eleusis wenige Tage später ankamen, als sie unter Begleitung eines Janitscharen der Pforte für England war eingeschifft worden.

Eine kurze Erzählung der Mittel, welche Privatleute ohne diplomatische Unterstützung anwandten, um für die Universität, deren Mitglieder sie waren, dieses interessante Monument griechischer Kunst und Mythologie zu erwerben, wird gewiß nicht unwillkommen seyn.

Die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellten, waren nicht unbedeutend. Es war zuerst nöthig die Statue von dem Woiwoden oder Statthalter von Athen zu erkaufen, welcher allein darüber zu entscheiden hat.*) Dann mußte ein Firman zu ihrer Entfernung erlangt werden, die Besorgung eines türkischen Offiziers den Befehl auszuwirken, und ein Schiff dieselbe hinwegzuführen. Der alte Damm von Eleusis, der aus unermesslichen Marmorblöcken bestand, bedurfte einer Ausbesserung. Ueber die Lücken, wo die Steine fehlten, mußten Baumstämme gelegt werden, als temporäre Brücken, um die Statue an die äusserste Spitze des Dammes bringen zu können, wo die hinlängliche Tiefe des Wassers das Annähern großer Bote gestattete.

Nachdem alle diese Vorkehrungen getroffen waren, welche gleiche Genauigkeit und Verschwiegenheit erforderten, mitten unter der Opposition, wie sie von einem Haufen müßiger und gewinnsüchtiger Griechen, die als Consuln verschiedenen Nationen dienen, zu erwarten stand, wie konnte ein Fremder ohne mechanische Hülfe, hoffen eine Masse solchen Umfanges aufzuheben, und sie über Felsen und Ruinen von ihrem Standorte zu Eleusis bis an die See zu führen?

Aus Athen verschaffte man sich ein Seil von gedrehten Kräutern, und einige große Nägel. Eine kleine Säge von sechs Zoll Länge, ein Beil, und einige lange Pfähle fanden sich zu Eleusis. Die stärksten dieser Pfähle wurden zerhauen und die Stücke in dreieckiger Form zusammengenagelt, mit schrägen Balken an der Spitze und an dem unteren Theile. So schwach diese Maschine war, so erhielt sie doch eine beträchtliche Stärke, als sie an die Statue gelegt wurde, durch das Gewicht der schrägen Balken. Aus den übrigen Pfählen wurden Rollen gemacht, über welche die Maschine gehen sollte. Das Seil wurde dann an jedem Ende der schrägen Balken an der Spitze fest gemacht. Diese Vorrichtung hatte trotz ihrer Einfachheit den glücklichsten Erfolg, statt daß eine complicirtere Maschinerie ihren Zweck verfehlt hätte; und eine Masse Marmors, die nahe an zwei Tonnen wog, wurde über die Spitze des Hügels, oder die Akropolis von Eleusis, und von da an die See innerhalb neun Stunden gebracht.

Hundert Landleute aus dem Dorfe und der Nachbarschaft von Eleusis und bei fünfzig Knaben wurden versammelt. Die Bauern wurden zu vierzig auf jeder Seite vertheilt um an dem Seile zu arbeiten; der Rest wurde mit Hebstangen versehen um die Maschine zu heben, wenn Felsen oder große Steine ihren Fortgang hemmten. Die Knaben, welche nicht stark genug waren, an dem Seile oder an den Hebeln zu arbeiten, mußten die Rollen aufheben, so wie sie die Maschine verlassen hatte, und dieselben wieder vorlegen.

Jedoch der Aberglaube der Einwohner von Eleusis hinsichtlich eines Idoles, welches sie alle als den Beschützer ihrer Gefilde betrachteten, war nicht das geringste Hinderniß, welches zu beseitigen war. An dem Abende vor der Entfernung der Statue ereignete sich ein Fall, welcher beinahe dem ganzen Unternehmen ein Ende gemacht hätte. Während die Einwohner mit dem türkischen Offizier sprachen, welcher den Firman von dem Woiwoden von Athen brachte, kam ein Ochs, der sich von seinem Joche losgemacht hatte, stellte sich vor die Statue, und rannte dann, nachdem er einige Zeit mit seinen Hörnern gegen den Marmor gestoßen hatte, mit großer Eile brüllend über die Ebene von Eleusis dahin. Sogleich erhob sich ein allgemeines Murren, und da einige Weiber sich in das Geschrei mengten, gelang es nur mit Mühe, einen Vorschlag zu machen. Die Statue, sagten sie, wäre immer für ihr Korn segenbringend gewesen; und die Fruchtbarkeit des Landes würde aufhören, wenn sie hinweggebracht würde.

Dieß sind beinahe dieselben Worte, welche Cicero von den Sicilianern anführt, als Verres die Statue der Ceres hinwegbrachte: „Quod, Cerere violata, omnes cultus fructusque Cereris in his locis interiisse arbitrabantur.*)

Zuletzt wurden doch diese Skrupel beseitiget, und an dem folgenden Morgen, den 22. November 1801 stieg der Priester von Eleusis, mit seinem Festgewande wie wie zum Hochamte geschmückt, in die Tiefe hinab, in

*) Alle, welche die Türkei besucht haben, wissen, wie schwierig es ist, einen solchen Kauf abzuschließen. Unter andern absurden Meinungen, welche die Türken, und selbst einige der Griechen über die Fremden hegen, glauben sie auch, daß solche Steine nur des Goldes wegen gesucht werden, das sie enthalten; und dieses Gold besteht nicht in rohem Metall, sondern in schon gemünzten feinen glänzenden Zechinen.

*) Cicero in Verr. lib. 4 c. 51. Die Entfernung der Statuen der Ceres und des Triptolemos von dem Tempel am Aetna durch Verres ist auch auf diesen Fall besonders anwendbar „His pulchritudo periculo, amplitudo saluti fuit, quod earum demolitio atque asportatio perdifficilis videbatur.“ — Lib. 4. c. 49.

welcher die Statue zum Theil begraben lag, um den ersten Schlag mit der Picke zu Hinwegschaffung des Schuttes zu thun, damit das Volk überzeugt würde, daß kein Unfall die Arbeiter verletze. Am Mittage hatte die Statue die Spitze des Hügels oberhalb Eleusis erreicht; und bei Sonnenuntergang war sie durch den verstärkten Beistand der Mannschaft eines Casiotischen Fahrzeuges, welches man gemiethet hatte, sie hinwegzufahren, an das Ende des alten Hafenrandes gebracht worden.

Am folgenden Tage, den 23. November wurden Bote parallel an einander gestellt von dem Quay bis zu dem Schiffe, und Bohlen darüber gelegt, so daß eine Art von Gerüst gebildet wurde, auf welchem die Schiffsleute leichter den Block zu Schiffe bringen konnten. Diese wurden alle auf einmal gebraucht an dem Marmor zu arbeiten, um ihn aufzuheben und in den Kielraum zu bringen. Das Schiff segelte hierauf nach Smyrna, wo die Statue wieder in das Kauffahrteischiff die Prinzessin, unter Capitain Lee gebracht wurde. Auf der Heimfahrt scheiterte das Schiff, und gieng bei Beachy Head verloren, die Statue wurde jedoch erhalten, und erreichte endlich ihre Bestimmung.

Architektur.

1) Sammlung architektonischer Entwürfe für die Ausführung bestimmt, oder wirklich ausgeführt von L. von Klenze. München Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1830. Erstes Heft mit 6 Kupfern und Steintafeln. gr. Fol.

Herr von Klenze beginnt mit diesem Hefte die Herausgabe seiner zahlreichen Bauwerke und Entwürfe, und verspricht damit ein eben so interessantes Werk, wie das von Schinkel in Berlin erscheinende. Dieß erste Heft enthält die Glyptothek. Bl. 1 Grundriß (gestochen). 2. Aufriß der Vorderseite und Längendurchschnitt des rechten Flügels, in welchem man den Heroensaal, den Römersaal mit seinen drei Kuppelgewölben, und den Saal der farbigen Bildwerke sieht. 3. Längendurchschnitt der Vorderseite, welcher das Vestibül, links den ägyptischen- und den Incunabelnsaal, rechts den Saal der Neuern und den der farbigen Bildwerke zeigt. Längendurchschnitt des linken Flügels, worin der Incunabeln-, Aegineten-, Apollo-, Bacchus und Niobidensaal. (Auf Stein gravirt von Ziebland). — 4. Profil der kleinen Ordnung, des hintern Portals, der Nischen u. s. w. (gestochen). — 5. Details der Säulen, des Gebälks, Giebels, der Hauptthüre und der Akroterien (auf Stein gravirt von Ziebland). — 6. Perspektivische Ansicht der Façade, schattirt. Die im Giebelfelde und in den Nischen noch fehlenden Statuen, so wie die Candelaber, welche vor das Gebäude kommen sollen, sind in der Zeichnung angegeben, dagegen ist die kleine Treppe vor den mittelsten Säulen weggelassen. (Dieß Blatt ist mit der Feder und Kreide von Heinzmann lithographirt). — Ansichten des Innern, einzelner Zierden, und die nähern Angaben über die Decoration der Säle soll ein folgendes Heft enthalten.

2) Denkmale der Baukunst vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert am Niederrhein, herausgegeben von Sulpiz Boisserée. München in der J. G. Cotta'schen lit. art. Anstalt. 1te und 2te Lieferung. 12 Bl. Fol.

Dieß Werk dient als Einleitung zu dem Prachtwerk über den Dom zu Köln; der Vf. stellt darin diejenigen Denkmale am Niederrhein zusammen, welche noch im rundbogigen oder romanischen Styl erbaut sind oder den allmähligen Uebergang in den spitzbogigen bezeichnen. Gerade an den Ufern des Rheins von Koblenz bis Köln haben sich eine Menge Gebäude dieser Art erhalten und darunter solche, welche den rundbogigen Styl in seiner ausgedehntesten und zierlichsten Anwendung auf den Kirchenbau zeigen. Auch hat der Vf. viele Zeichnungen von Bauwerken gesammelt, welche in neuerer Zeit zerstört worden sind. Die beiden vorliegenden Hefte enthalten: 1. Ansicht der Abteykirche St. Martin zu Köln, im J. 977 erbaut, gezeichnet von Dom. Quaglio, lithographirt von Bergmann; 2 — 5 Grundrisse, Aufriß und Längendurchschnitt derselben. 6. Kapitelle und Säulen aus dem Kreuzgang von St. Gereon in Köln. 7. Innere Ansicht der Stifts-Kirche St. Maria auf dem Kapitol in Köln, von Plektrudis, Urgroßmutter Karls des Großen im J. 700 erbaut, (ebenfalls von Bergmann nach Dom. Quaglio lithographirt). 8. Grundriß dieser Kirche und des Kreuzganges. 9, 10. Aufriß und Längendurchschnitt. 11. Grundriß und Durchschnitt der Gruft, und Säulen aus der obern Kirche. 12. Querdurchschnitt der Kirche und der Vorhalle von St. Martin in Köln und Verzierungen des Bogens an der Thüre. Die Tafeln sind größtentheils mit der Kreide schattirt und mit einem gelblichen Grund versehen, welcher bei den Durchschnitten die Deutlichkeit erhöht.

Das Werk soll zwölf Hefte und einen Text enthalten, in welchem die geschichtlichen Nachweisungen, so wie die Angaben der allmähligen Veränderungen des romanischen Styls bis zu seinem Uebergang in den spitzbogigen geliefert werden. Hier möge daher jetzt diese kurze Anzeige genügen; nach Erscheinen der folgenden Hefte werden wir ausführlicher darauf zurückkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№. 58.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 21. Juli 1831.

Zuwachs von altdeutschen Gemälden in der Königl. Gallerie auf der Burg zu Nürnberg.

Durch die Aufstellung der königl. Gemäldegallerie in der St. Morizkapelle hat die Stadt Nürnberg einen neuen Kunstschatz gewonnen, der dem Einheimischen, wie dem fremden Reisenden gleich interessant und wichtig seyn muß. Eine ausführliche Beschreibung dieser Gemäldesammlung findet sich im Kunstblatte vom Jahr 1829, in Nr. 81, 101, 102 und 103. Ursprünglich war eine größere Anzahl von Gemälden für die Morizkapelle bestimmt, da aber mehrere derselben wegen Mangel an Raum nicht mehr Platz finden konnten: so wurden sie in die Gemächer der königl. Gallerie auf der Burg vertheilt und der größere Theil davon befindet sich neben dem altdeutschen Saal in dem östlichen Zimmer, das an die Kaiserkapelle stößt. Es sind dreißig Bilder, theils niederdeutsche, theils oberdeutsche, theils aus der Boisseréeschen Sammlung, theils aus der fürstlich Wallerstein'schen und theils aus der Schleißheimer Gallerie.

Niederdeutsche sind fünf vorhanden:

1) Das erste ist eine Kreuzschleppung von Israel v. Meckenen, dessen ausgezeichnetes Talent in der oben angeführten Beschreibung des königl. Bildersaals bereits gewürdigt worden ist. Christus ist unter der Kreuzeslast niedergesunken; hinter ihm die weinenden Frauen im Gefolge von Kriegsknechten. Es muß dieses Bild aus den früheren Zeiten des Künstlers seyn, da es nicht die Schönheiten in so hohem Grade besitzt, wie andere dort beschriebene Gemälde desselben. Merkwürdig ist es, daß dieses Gemälde das erste gewesen ist, mit welchem die Gebrüder Boisserée im Jahr 1804 zu sammeln angefangen haben.

2) Aus der Zeit des Israel von Meckenen, doch geringer als seine Werke, ist das zweite: Maria mit dem Jesuskind auf dem Schooße, neben Anna ihrer Mutter sitzend; zu beiden Seiten stehen Elisabeth mit Johannes, und Genovefa, Brod und Rosen in der einen und ein Kreuz in der andern Hand haltend; in der Luft Gott Vater in halber Figur.

3) Christus unter den schlafenden Jüngern am Oelberg. Dieses Bild ist fleißiger ausgeführt und verräth mehr Studium der Natur als das vorige.

4) Der heil. Ritter Georg befreit die Königstochter von dem Lindwurm. Die Figur des Ritters sammt seinem Pferde ist in der Zeichnung sehr mangelhaft, dasselbe gilt von der königlichen Jungfrau, auch die Landschaft ist höchst abentheuerlich componirt. Die Handlung geht zunächst vor einer Ritterburg vor, im Hintergrund erhebt sich eine Stadt. An dem Gemälde ist die Ausführung der Rüstung und des Pferdegeschirres zu loben; sie ist sehr fleißig. Wenn bei dem vorigen Bilde die Farbenglut sehr feurig ist, so ist sie bei diesem Bilde matt.

5) Dieses Bild ist das beste von den hier befindlichen niederdeutschen; bei einer Breite von 1¼ und einer Höhe von 3 Schuh, zerfällt es in zwei Hälften, die einander genau correspondiren. Auf der einen ist das heitere Jugendleben, auf der andern der Tod dargestellt. Dort erblickt man neben einer rieselnden Quelle auf einer mit mannichfachen Blumen gezierten Wiese zwei spielende Kinder. Ober ihnen, gegen die Mitte des Bildes, sitzen Jüngling und Jungfrau und betheuern sich gegenseitig ihre Liebe. Rings um sie her stehen vollaufgeblühte Blumen, nicht ferne zeigt sich ein Herrenhaus von Wasser umgeben, etwas weiter zurück erhebt sich eine Stadt mit ihren Thürmen und einer festen Burg, und im Hintergrund thut sich eine reiche, von einem Strom durchschnittene und mit Dörfern und Städten besäte Landschaft auf. Am Himmel glänzt die Sonne. Die zweite Hälfte stellt eine gänzlich erstorbene Natur dar; im Vordergrund unter schmelzendem Schnee und Eis, abgestorbene und zerschmetterte Bäume. Im Mittelgrund liegt ein nackter Leichnam ausgestreckt; über ihm erheben sich schroffe Felsen, auf deren Spitze sich eine zerstörte Burg befindet; weiter zurück Ruinen von Häusern und eine ganz überschwemmte Stadt. Das Gemälde zeichnet sich durch höchst sorgfältige Ausführung, wahres Studium nach der Natur, durch correkte, wenn auch nicht schöne Zeichnung

und durch sehr gute Behandlung der Farbe aus. Der Leichnam und die Stoffe bei der weiblichen Figur auf der ersten Hälfte sind vorzüglich schön und fleißig gearbeitet.

Wir gehen nach dieser Beschreibung zu den Gemälden aus der oberdeutschen Schule über, deren fünf und zwanzig vorhanden sind. Aus den Zeiten vor Wohlgemuth hat die Sammlung nichts aufzuweisen, wohl aber drei Stücke aus der Wohlgemuth'schen Schule; nämlich:

6) eine Grablegung auf Goldgrund. Joseph von Arimathia und Nikodemus, nebst einer beträchtlichen Anzahl von Frauen sind beschäftigt, den Leichnam Jesu einzubalsamiren, seitwärts erblickt man das Grab, und an demselben einige Männer und Frauen, welche die Grabtücher bereiten; im Hintergrund stehen die drei Kreuze und etwas entfernt davon kämpft der Ritter Georg mit dem Drachen — wahrscheinlich eine Anspielung auf den höllischen Drachen, welcher durch den Tod Jesu besiegt worden ist. Die Zeichnung, vorzüglich der nackten Theile, ist sehr steif, die Gruppirungen sind ziemlich verworren, auch die Farben so gewählt, daß sie keine Deutlichkeit geben. Gut gelungen ist das Gewand des Joseph und am besten ist der Ausdruck in den Köpfen; es ist viel Wahrheit, Naivetät und Abwechslung in der Darstellung des Schmerzes.

7) Christus am Kreuz, zur Rechten Maria und Johannes, zur Linken zwei Kriegsknechte. Die Composition ist einfach; das Technische der Malerei stehet gegen die vorigen auf einer höhern Stufe; die Zeichnung in den Köpfen ist edler gehalten; die Gewänder sind zwar eckig und nicht frei von Steifheit, aber im Einzelnen mit viel Wahrheit gemalt; der Leichnam des Heilandes hat in der Zeichnung alle Gebrechen der Zeit, aus welcher das Gemälde stammt; die Farbe ist vorzüglich.

8) Die heil. Brigitta sizt auf einem Stuhle vor einem aufgeschlagenen Buch und hält in der rechten Hand eine Schreibfeder. Vor ihr knieen zwei im Verhältniß zu ihr sehr klein gehaltene Figuren, ein Pabst und ein Fürst, welche laut der Bänder mit Inschriften, die sich um sie herumschlingen, sie um ihre Fürbitte anflehen; hinter ihr siehet man durch einen offenen Säulengang in eine Landschaft. Am Himmel erscheinen in den Wolken Christus, Maria und die heil. Agnes. Der Styl des Ganzen ist etwas trocken und hart, die Ausführung nicht sehr fleißig, die Hauptfigur übrigens würdevoll dargestellt.

Auf diese Bilder lassen wir am passendsten die von Holbein dem ältern und jüngern folgen. Von dem ältern sind zwei Gemälde vorhanden:

9) Ein heil. Johannes. So besagt es wenigstens die in dem Heiligenschein über seinem Haupte angebrachte Inschrift, ausser dem ließe die ganze Darstellung auf einen heil. Vitus schließen. Der Märtyrer stehet in einem Kessel und wird von Knechten mit siedendem Oele begossen. Zur Rechten stehet der König und gebietet den geschäftigen Dienern; hinter dem Heiligen zeigen sich noch mehrere Zuschauer.

10) Der Tod des Apostel Matthias. Der Henker ist im Begriff, ihm den Kopf zu spalten, ein anderer schleudert einen Stein nach ihm; ausserdem stehen mehrere Zuschauer um ihn her. Der Unterschied zwischen diesen beiden Gemälden und denen der Wohlgemuthischen Schule ist auffallend. Wenn sie auch in Rücksicht der Gewänder, deren Falten nicht so eckig und gebrochen sind, wie die Wohlgemuthischen, sich vortheilhaft unterscheiden: so haben sie doch im Ganzen weniger Vorzüge, rohere Zeichnung, weniger Wahrheit in den Köpfen, bisweilen sogar etwas fratzenhaftes im Ausdruck, ein trübes und dunkles Colorit.

11) Maria sizt in sich versunken auf einem goldenen Throne, das Jesuskind, welches mit einem Paternoster spielt, auf ihrem Schooße. Schwebende Engel halten eine Krone über ihrem Haupte und mit der andern Hand einen grünen Teppich, der bis auf die Rücklehne des Thrones herabreicht. Zu den Füßen der Jungfrau stehet ein Gefäß mit Lilien, und Vögel von allen Gattungen finden sich zu beiden Seiten um sie her. Dieses Gemälde stehet auf Goldgrund und wird von einem farbigen Regenbogen in welchem Engel schweben umgränzt. Die Zeichnung ist zwar im Einzelnen nicht frei von Magerkeit und Härte, die Arme der Maria sind auffallend dünn, die Hände nicht gut, auch die Füße des Kindes unnatürlich gewendet; dagegen zeichnet sich der Kopf durch edeln Ausdruck aus; Kindlichkeit und Unschuld spricht sich darin in so hohem Grade aus, daß er sich den besten der altitaliänischen Meister würdig anreiht. Die Malerei in den Fleischtheilen muß als vorzüglich bezeichnet werden, eben so in allen Theilen der Gewänder, z. B. in dem rothen Mantel der Maria, welcher in reichen, fließenden Falten herabfällt; vortrefflich behandelt ist der Thron, die Krone und alles Beiwerk, vorzüglich das Fußkissen. Die Glut der Farben, wie der Fleiß in der Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig. Obgleich das Gemälde in einigen Theilen, besonders in den fliegenden Engeln, etwas gelitten hat; so bleibt es doch nach Composition, Ausführung und Farbenglut in der ganzen Sammlung eines der beachtungswerthesten und schönsten. Es wird zwar dem jüngern Holbein zugeschrieben; allein für ihn ist die Zeichnung zu mager und hart, auch streitet dagegen eine Angabe auf der Rückseite des Bildes, wornach dasselbe schon im Jahr 1502 der Frau des unbekannten Besitzers in Rom von einem Herzog zum Geschenk gemacht worden wäre. Ueber 1500, kann es seiner vollendeten Malerei wegen, nicht zurückgesezt werden. Sollte man es Holbein dem ältern zuschreiben dürfen, so stände es in Beziehung auf die beiden vorhergehenden,

als eine wundersame Erscheinung da. Daher wohl nichts anderes übrig bleibt, als es einem unbekannten aber vorzüglichen Meister zuzuschreiben.

Mit mehr Recht, als das eben beschriebene Stück, wird Holbein dem jüngern zugeschrieben:

12) Das Porträt eines Geistlichen ganz von vorne dargestellt, welches offenbar in die Zeit dieses Künstlers gehört. Ob es gleich bedeutende Beschädigungen erfahren hat, so beweisen doch die noch gut erhaltenen Stellen, daß das Bild in frühern Zeiten ganz vorzügliche Schönheiten hatte.

Auch von unserem Dürer besitzt die Sammlung ein Bild a tempera gemalt:

13) Herkules, wie er die Stymphalischen Vögel tödtet. Herkules ist in natürlicher, vorschreitender Bewegung dargestellt, den Köcher auf dem Rücken, den gespannten Bogen in der Hand, eben im Begriff, den Pfeil auf zwei abwehrende Harpyen abzuschießen. Er ist mit der Löwenhaut umgürtet und zu seinen Füßen liegt die Keule. Sein Kopf ist voll Leben und Ausdruck; der Körper ist streng nach der Natur, mit großer Wahrheit, Vollendung und Sicherheit hingezeichnet, nur daß das Modell selbst zu wenig enthielt, was an Herkules erinnert. Man kann daher von diesem Bilde, wie von vielen andern Dürers sagen, daß er die Natur eigentlich abgeschrieben habe. Die Landschaft, in welcher Herkules steht, ist sehr reich; man sieht in eine weite, gebirgige, von einem See durchschnittene Ferne; im Mittelgrund stellt sich ein Schloß mit Brücken und Befestigungen dar; im Vordergrund sind Kräuter und Pflanzen mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt. Es sind deutliche Spuren vorhanden, daß das Bild ehemals größer war; denn es ist oben, wo noch die Krallen einer dritten Harpye sichtbar sind, über den Rand eingeschlagen und es würde auch die große Figur des Helden in den engen Raum nicht passen.

Dem großen Meister lassen wir seine Schüler folgen. Die beiden Gemälde;

14 und 15) Die heil. Maria mit dem Jesuskind, auf dem Mond stehend und Anna, Christum auf dem Arme und neben ihr als kleines Mädchen Maria, wie sie dem Christuskinde eine Birne reicht, beide auf Goldgrund, sind zwar von einem unbekannten Meister, und ziemlich flüchtig behandelt, aber man kann den Einfluß der Dürerschen Schule nicht verkennen. Dagegen sind von Hans Kuhlmbach, dem Schüler Jakob Walchs und nachmaligem Gehülfen und wenn man will Schüler Dürers, unbezweifelt drei Stücke:

16, 17 und 18. Der englische Gruß, die Geburt Christi und die heil. Barbara. Sie gehören aber nicht zu seinen vorzüglichen, sondern zu den flüchtig behandelten, deren er mehrere geliefert hat, und sind mehr colorirte Zeichnungen, als Oelgemälde. Er hat die Umrisse in brauner Farbe mit dem Pinsel gezeichnet, dann ganz leicht mit Farbe lasirt, so daß sie immer noch sichtbar geblieben sind. Ihm zur Seite stehet Hans Burgkmair, ein fleißigerer Künstler als der vorige. Von ihm ist vorhanden:

19) Eine Anbetung der Hirten von einer besondern Composition. Die Scene fällt mehr in einer Vorhalle als im Stalle vor, obgleich Ochs und Esel sich theilnehmend zum Kinde herabneigen, dadurch wird die Aussicht auf Bethlehem und die verlassenen Heerden der Hirten geöffnet. Das Kind liegt auf einem, über ein Bündel Heu gelegten weißen Tuch; die Mutter, in blauem Mantel gehüllt, kniet vor dem Kinde, das die Hirten andächtig beschauen, zur Seite steht im grauen Kleid mit rothem Mantel Joseph. Die Zeichnung und Verhältnisse der Figuren verdienen gut genannt zu werden; die beiden Köpfe der Hirten sind voll Ausdruck; Gutmüthigkeit leuchtet aus dem Antlitze Josephs. Das Kleinliche in den Falten der Gewänder fängt in den Bildern dieses Meisters an zu verschwinden und es erscheinen größere Massen. Doch ist, zumal in diesem Bilde, die Klarheit der Farbe nicht zu finden, wie in früheren Zeiten, auch ist sie geringer als man sie in den übrigen Bildern dieses Meisters in der Morizkapelle antrifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Architektur.

(Fortsetzung.)

3) Der Dom zu Magdeburg, gezeichnet und herausgegeben von Clemens, Reg. Baurath, Mellin, Reg. Bauinspektor und Rosenthal Reg. Bauconducteur. Magdeburg, in der Creutz'schen Buchhandlung. 1tes Heft mit 6 lithogr. Umrißtafeln. gr. Fol.

Zur Herausgabe dieses Werks hat die auf Befehl der königl. Preußischen Regierung seit dem Jahr 1826 begonnene Widerherstellung des Doms von Magdeburg Veranlassung gegeben, welche Gelegenheit bietet, alle Theile des Gebäudes genau vermessen und schwierige Bau-Construktionen ermitteln zu können, und es ist sehr lobenswerth, daß die mit der Restauration beauftragten Baumeister sich zugleich diesem Geschäft und der Bekanntmachung des Werks unterzogen haben.

„Der Bau dieses Doms, sagen die Herausgeber in der auf den Umschlag gedruckten Erklärung, „ist vom Erzbischof Albert II. im J. 1208 begonnen, nachdem der ältere, welcher vom Kaiser Otto I. erbaut worden, bei

einem großen Brande 1207 zerstört worden war. Der hohe Chor und die Kreuzarme mögen in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts ziemlich vollendet seyn; die Mauern des Langhauses müssen ebenfalls bald nachher gestanden haben; die Ueberwölbung und Bedachung gehört aber dem 14ten Jahrhundert an, denn erst 1363 ist die Kirche vom Erzbischof Dietrich eingeweiht. Wie weit damals schon der Bau der Thürme gediehen war, wird sich vielleicht später entscheiden lassen; indeß weiß man aus alten Nachrichten, daß auch im Anfang des 16ten Jahrhunderts am Dome gebaut wurde, und wahrscheinlich bezeichnet die über dem Treppenhause des nördlichen Thurmes eingehauene Zahl 1520, das Jahr der Vollendung der Thürme." — Der Anfang des Baues fällt also in die Zeit, wo das System der altdeutschen Architektur noch nicht entwickelt war, und die Herausgeber haben deshalb auch in dieses erste Heft ausschließlich die Zeichnungen des Chors und der Nebenthürme aufgenommen, um den am ältern Theile angewandten Baustyl zuerst zu zeigen. Es fällt in die Augen, daß in der Anordnung desselben noch einigermaßen der sogenannte byzantinisch-deutsche, von den Herausgebern (wohl nach dem Beispiele der Engländer mit Unrecht) sächsisch, am richtigsten romanisch genannte, Styl herrscht, dabei aber schon überall Spitzbogen, obgleich sehr niedrige, angewendet sind. Die Tafeln enthalten 1. Den Grundriß des ganzen Gebäudes. 2. Grundriß der zweiten Etage vom Chor, und östlichen Ansicht des Chors. 3. Details der Kapelle um den Chor. 4. Details der zweiten Etage des Chors. 5. Details der obern Etage desselben. 6. Details der Nebenthürme. — Mit großer Raumersparung sind auf jeder Tafel sämmtliche Details zusammengedrängt, welche der Architekt von jedem irgend bedeutenden Theile wünschen kann, so daß es möglich wird, sich von den sonderbaren und merkwürdigen Einzelnheiten dieses, eine Uebergangsepoche bezeichnenden, Baues ein deutliches Bild zu entwerfen. Die Umrisse sind sehr rein und genau gezeichnet, und mit eben so großer Reinheit und Schärfe in der Herder'schen lithographischen Anstalt zu Freyburg lithographirt.

4) Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein. In lithographirten Abbildungen mit erläuterndem Texte. Von einem Vereine vaterländischer Kunstfreunde herausgegeben. Freyburg im Breisgau in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung. kl. Fol.

Von diesem Werke sind uns bis jezt drei Hefte zu Gesicht gekommen, wovon das erste die Kirchen in Constanz, das zweite das Münster zu Freyburg, und das dritte das Münster zu Straßburg enthält. Die sämmtlichen Tafeln: im ersten Heft 16, im zweiten 13, im dritten 11, sind nach Zeichnungen des Hrn. A. v. Bayer im Umriß größtentheils sehr rein und gut mit der Nadel lithographirt, und geben eine anschauliche Uebersicht der Monumente, ohne auf vollständige Darstellung aller Details Anspruch zu machen. Der erklärende Text (bei dem des zweiten und dritten Hefts hat sich Hr. Dr. Heinrich Schreiber als Verfasser genannt) enthält die Geschichte jedes Bauwerks mit Hinweisung auf die Tafeln. Wie zweckmäßig derselbe durch Genauigkeit der Angaben und Zusammenstellung der wichtigsten Dokumente und Denkmäler sey, hat schon eine frühere Anzeige des zweiten Hefts im Kunstblatt 1827 Nr. 54. anerkannt. Dem Text über den Straßburger Münster ist die eine Abbildung der verloren geglaubten Grabschrift Erwins von Steinbach beigegeben, in welcher er Magister Erwinus Gubernator fabricæ Ecclesiæ Argentinensis genannt wird. Auch ist ein Verzeichniß der merkwürdigern Künstler der Stadt Straßburg und des Elsasses, von A. W. Strobel angehängt.

5) Gebäude des Mittelalters zu Gelnhausen, in 24 malerischen Ansichten aufgenommen und radirt von Julius Eugen Ruhl, kurf. Hess. Landbaumeister (ohne Jahrzahl).

Ein eben so interessantes als elegant ausgestattetes Werk, eines von den wenigen deutschen Architekturwerken, die mit den zierlichen Arbeiten der Engländer in Vergleich treten können. Ausser dem schön erfundenen Titelblatt, das eine Ansicht der Stadt Geinhausen einschließt, enthält es 2. eine zweite Ansicht der Stadt. 3, 4. Ansichten der Peterskirche. 5, 6. Thüren derselben. 7. Innere Ansicht derselben. 8, 9. Ansichten der Pfarrkirche. 10. Innere Ansicht derselben. 11 — 13. Thüren derselben. 14. Ansicht des Chors und Hochaltars. 15. Grabmal des Abts Conrad von Langenselbold. 16, 17. Das heilige Grab. 18 — 21. Pallast Friedrichs I. Barbarossa. 22. Gela-Capelle. 23. Lambertus-Brunnen. 24. Ein altes Gebäude am obern Marktplatz. Der Text, von dem Künstler selbst verfaßt, enthält eine ausführliche Beschreibung der abgebildeten Gegenstände und ist mit mehreren schönradirten Vignetten geziert.

(Der Beschluß folgt.)

Ehrenbezeigungen.

Hr. Professor Rauch in Berlin hat am 8. Juni d. J. von Sr. Maj. dem König von Bayern das Ritterkreuz des bayer. Civil-Verdienstordens erhalten.

N°. 59.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 26. Juli 1831.

Architektur.

(Beschluß.)

6) Sammlung von Denkmalen und Verzierungen der Baukunst in Rom, vom (aus dem) 15ten und 16ten Jahrhundert, gezeichnet, radirt und herausgegeben von G. Gutensohn und F. Thürmer, Architekten. Rom, bei P. N. de Romanis 1826. Frankfurt a. M. bei Carl Jügel. 3 Hefte, 18 Kupfert. Fol. — Auch unter dem Titel:

Collection des Monumens et Decorations d'Architecture de Rome du 16me Siècle, dess. gravée et publiée par G. G. et F. Th.

Die beiden Herausgeber haben sich bereits durch frühere Werke vortheilhaft bekannt gemacht. Hr. Gutensohn, (jezt königl. Kreisbauinspektor in Brückenau) durch das mit Hrn. Knapp ausgeführte, für die Geschichte der christlichen Architektur so wichtige Werk über die römischen Basiliken; Hr. Thürmer (jezt Professor an der Akademie der Künste in Dresden) durch seine schönen Ansichten der Denkmale von Athen. Beide, gleich geübt in treuer Darstellung architektonischer Gegenstände, wie in leichter und zweckmäßiger Behandlung der Radirnadel, ließen durch ihre Vereinigung für das obengenannte Werk etwas Ausgezeichnetes hoffen, und dasselbe rechtfertigt diese Erwartung. Ungeachtet die Jahrzahl 1826 auf dem Titel steht, ist das dritte Heft doch erst im vergangenen Jahre vollendet worden; so viel wir wissen, ist das Werk damit geschlossen. Dem decorirenden Architekten werden hier die schönsten Vorbilder, hauptsächlich aus der Zeit der italienischen Kunst geboten, wo das Studium der antiken Ornamente an Denkmalen der Baukunst und Bildnerei und hauptsächlich an den Malereien der Titusbäder ein neues und frisches Leben in die Kunst der Decoration gebracht hatte. Was Rafael und seine Nachfolger im Vatican, und Giulio Romano in der Villa Madama, Villa Lante u. s. w. hierin geleistet, wird immer Vorbild eines edlen und von dem lebendigen Geiste der Natur durchdrungenen Geschmacks bleiben. Zwar hat man dieser Decorationsweise der römischen Schule häufig Ueberladung zum Vorwurf gemacht; dieß hindert jedoch nicht ihr Verdienst anzuerkennen, denn ihr Grundcharakter liegt nicht in dem Reichthum, den sie nur entfaltete, wo ihr die Mittel zu Gebote standen, sondern in der schönen und lebendigen Anwendung antiker Formen auf die mannichfaltigsten Ideen und Naturerscheinungen. Die größte Folge von Blättern ist den Verzierungen der Villa Madama, dem Meisterwerk des Giulio Romano, der hier im Verein mit Giovanni da Udine arbeitete, gewidmet. Sie enthält 1. Grundriß, Aufriß und Durchschnitt der Villa; 2. Längendurchschnitt der Halle; 3. Details der Verzierungen der Halle; 4. das mittlere Gewölbe derselben; 5, 6. die beiden Kreuzgewölbe; 7. Muschel- und Musaikverzierungen des Grottengewölbes. — Die Herausgabe der Ornamente dieser Villa ist um so verdienstlicher als die Gebäude und Kunstwerke derselben, seit längerer Zeit unverantwortlich vernachläßigt worden und zum Theil nicht mehr vom Untergange zu retten sind. Fünf andere Tafeln zeigen die von Bramante begonnenen, von Rafael beendigten Loggien des Vatikans. Auf der einen erhält man vermittelst Aufriß, Grundriß und Durchschnitt, eine anschauliche Uebersicht der drei Stockwerke, deren zweites durch die unsterblichen Arbeiten der rafaelischen Schule berühmt ist, und wovon die Herausgeber, da es so oft bekannt gemacht ist, hier keine weitere Details aufgenommen haben. Von dem untern Stockwerk, welches Giovanni da Udine verzierte, ist hier eine innere Ansicht und der Durchschnitt eines Theils gegeben; von dem dritten, an welchem zwar Spätere, wie Roncalli, Pomarancio, Tempesta, Arpino gearbeitet, das aber dennoch viel Schönes enthält, finden wir eine innere Ansicht mit dem herrlichen Ueberblick eines Theils von Rom, und Details von dem Fußboden. Zwei andere Blätter zeigen: die Gewölbeverzierung der Treppenhalle im Pallast Altieri, und die Gewölbeverzierung der Halle im Pallast von Montalto. Die lezten vier Blätter enthalten Grabmäler und

einen Altar aus der Kirche und dem Kloster S. Maria del Popolo, sämmtlich aus der lezten Hälfte des 14ten und dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Die Angabe des Inhalts überhebt uns der Bemerkung, daß die Herausgeber keine historische oder topographische Vollständigkeit beabsichtigt haben; das Werk ist eher als eine Sammlung trefflicher Studien nach ausgezeichneten Werken zu betrachten. Zu bedauern ist jedoch, daß nicht wenigstens einige Blätter colorirt, und daß dem Werke keine Erklärungen beigefügt worden sind, da Vielen eine kurze Aufklärung über die Meister und Gegenstände willkommen gewesen seyn würde.

7) Dr. Georg Moller, Denkmäler der deutschen Baukunst, XX und XXItes Heft enthaltend den Münster zu Freyburg im Breisgau, 2te und 3te Lieferung. Darmstadt, Leske.

Die erste Lieferung dieses Werks haben wir bereits früher mit verdientem Lobe angezeigt, diese beiden Hefte enthalten den Grundriß der beiden untern Stockwerke der Kirche, den Querdurchschnitt, Grundriß des untern Stocks des Thurms, innere perspektivische Ansicht der Vorhalle (sehr schön und leicht, nur in einigen Theilen etwas zu hell, radirt von Rauch), Details der Säulen, den Grundriß des zweiten und dritten Stocks, einzelne Theile, besonders Kapitelle, die nördliche und südliche Thüre und die innere Ansicht, (leztere ebenfalls sehr zart und mit vieler Kraft und Haltung radirt von Grünewald). Einige Umrisse des dritten Hefts sind auf sehr rauhem Papier abgedruckt und lassen daher die Zartheit der Linien vermissen, die sonst durchgängig in den Conturen dieses Werks herrscht.

8) Plans, Elevations, Sections and Details of King Henry the Seventh's Chapel at Westminster, with the history of its foundation and an authentic account of its restoration, by L. N. Cottingham, Architect. Vol. 1. London, Priestley and Weale, 1822. Vol. 2. 1829. gr. Fol.

Dieß kostbare Werk ist zwar mit architektonischer Ausführlichkeit angelegt, indem es alle wesentliche Theile des, für die Kenntniß des verdorbenen altdeutschen Styls in England wichtigen Bauwerks behandelt, entspricht aber in der Ausführung keineswegs der Zierlichkeit, die wir an den zahlreichen englischen Kupferwerken ähnlichen Inhalts gewohnt sind. Die Zeichnungen sind sämmtlich mit der Feder oder dem Pinsel auf Stein gemacht, und besonders in den schattirten Ornamenten, sehr roh und geschmacklos ausgeführt, so daß das einzige Verdienst dieses überladenen Styls, die schöne Vollendung im Einzelnen, hier fast gänzlich verloren geht. Im zweiten Theile sind die Abbildungen zwar etwas besser gelungen, als im ersten, doch entsprechen sie auch hier noch nicht den billigen Forderungen. Der Text des ersten Theils verbreitet sich sehr weitläufig über die Restauration des Gebäudes, der des zweiten enthält einen Abschnitt über die sogenannte gothische Architektur im Allgemeinen.

9) Alterthümer von Athen und mehreren andern Theilen Griechenlands, als Supplement des Stuart-Revettschen Werkes. 2te und 3te Lieferung. (Der Denkmäler der Baukunst und Bildnerei ꝛc. 46 und 47stes Heft.) Leipzig und Darmstadt, C. W. Leske.

Fortsetzung der im Kunstblatt 1830 Nr. 103 angezeigten Supplemente zu Stuart, deren Nachbildung Hr. Leske in derselben Art, wie die der Alterthümer von Athen, Attika und Jonien, besorgen läßt. Das zweite Heft enthält: 1. Eingang, 2. Grundriß, 3. Durchschnitt, 4. Details des unterirdischen Gemachs zu Mycenä, gewöhnlich Schatzhaus des Atreus genannt. Auf dem zweiten Blatt ist die Zeichnung eines ähnlich construirten Wasserbehälters zu Tusculum bei Rom hinzugefügt. Die seltsamen Verzierungen der Säulen und Säulenfüße auf dem vierten Blatt sind zum Theil auch von Gell und Dodwell mitgetheilt, von Hirt aber als Werke der ersten christlichen Zeit angesehen worden. Der Zeichner hat sie benuzt, um auf dem fünften Blatt eine Restauration des Eingangs zu liefern; die freilich wohl etwas zu zierlich erscheinen möchte. Blatt 6, 7. Grundriß und einzelne Theile des Theaters im Haine des Aeskulap bei Epidaurus. 8. Grundriß und einzelne Theile des Theaters zu Drampssus in Albanien. 9, 10. Grundriß und einzelne Theile des Theaters zu Syrakus. 11. Marmorne Grabsäule (obere Verzierung derselben) im Besitz des Hrn. Gropius zu Athen. 12. Vorstecker (Stirnziegel) aus Terracotta in Athen und marmorne Bruchstücke von Delphi. — In der dritten Lieferung finden sich: 1. Pilasterkapitelle von Stratonicea und Halikarnaß. 2. Bruchstücke von Halikarnaß, Teos und dem Apollotempel bei Milet. 3. Grabmäler zu Carpuseli. 4—8. Grundriß, Aufriß, Durchschnitt und einzelne Theile des im J. 1823 von Hrn. Wordsley entdeckten Tempels von Cardachio auf Corfu, von welchem das Kunstblatt 1823 Nr. 63 die erste Nachricht in einem Briefe des Hrn. v. Bröndsted mitgetheilt hat. Die aus einem Briefe des Grafen Lunzi dort gegebene Beschreibung stimmt mit der Zeichnung überein. 9. Grundriß der Felderdecke im Tempel des Theseus zu Athen. 10. Einzelne Theile des Kapitells

am Opisthodomus des Theseustempels. 11. Dorisches Gebälk zu Athen. 12. Die Ausschweifung verschiedener Säulen. — Die Umrisse in beiden Heften stehen denen der frühern Lieferungen in Hinsicht der reinen und richtigen Ausführung völlig gleich. S.

Zuwachs von altdeutschen Gemälden in der Königl. Gallerie auf der Burg zu Nürnberg.

(Fortsetzung.)

Von Hans Schäufelin weist diese Sammlung drei Bilder auf:

20) Dem heil. Onuphrius erscheint ein Engel und bringt ihm Brod. Der heil. Einsiedler ist ganz wild, wie mit einem Felle überwachsen, so daß es dem Beschauer ergehet, wie einst dem frommen Wanderer Paphnutius, der nicht recht zu unterscheiden wußte, ob er einen Menschen oder ein Gespenst sehe. Im Hintergrunde neben einer Kapelle stehen einige Figuren, worunter ein Türke ein Kind in ein angeschürtes Feuer zu werfen scheint. Die Ausführung dieses Gemäldes ist unbedeutend; es ist mehr als Skizze zu betrachten, in der Art, wie die Künstler der ältern Zeit ihre Skizzen zu machen gewohnt waren; das Colorit ist sehr einfach; leichte dünne Behandlungsweise; scharfe, bestimmte Conturen.

21) Die Belagerung von Bethulien; ein ausserordentlich reiches, wunderlich componirtes Bild voll Anachronismen. Es ist der erste Entwurf zu dem großen Bilde des Meisters, welches sich in Nördlingen auf dem Rathhause befindet. Im Hintergrund die Stadt im Belagerungsstande; Schanzkörbe und Pallisaden; an Kanonen kein Mangel; im Vordergrund ein Theil des Lagers mit mehreren Kriegsknechten und völlig gewaffneten altdeutschen Rittern. In der Mitte des Vordergrundes erblickt man das Zelt des Holofernes; er sizt vor demselben und empfängt die eben von der linken Seite herbeigeführte Judith. Auf der rechten Seite steht ein zweites Zelt, aus welchem eben die Judith tritt, um den abgeschlagenen Kopf ihrer Magd zu übergeben; durch das geöffnete Zelt sieht man auf einem Lager den enthaupteten Leichnam. Die Phantasie des Künstlers in der Mannichfaltigkeit der Stellungen und Bewegungen, in der Darstellung des Lebens und Treibens im Lager, hat sich sehr trefflich und erfindungsreich bewiesen; das Colorit dagegen ist dunkel und trübe und die Zeichnung schon manierirt.

22) Die Ausstellung Christi, ein colossales Bild a tempera gemalt. Christus wird auf einen Balkon des Pallastes von Pilatus herausgeführt und ist von ziemlich vielen Männern, zum Theil, was gegen die Geschichte verstößt, auch von Juden und Priestern umgeben. Im Vordergrund befinden sich drei mit Sinn und Geschmack geordnete Gruppen, unter dem Balkon theils jüdisches Volk, theils römische Soldaten, welche auf mancherlei Weise Spott und Schadenfreude zu erkennen geben; eben so zur Linken; zur Rechten dagegen bilden Johannes und die Freundinnen Jesu einen schönen Gegensatz durch ihre schmerzvolle Theilnahme. Zu beiden Seiten ziehen sich Häuser hin, deren Fenster mit Zuschauern besezt sind; im Hintergrund zeigt sich eine Landschaft. Manche Köpfe sind großartig und würdig gehalten, andere dagegen streifen an die Karikatur an. Die Bewegung der Figuren ist natürlich, die Verhältnisse sind bei den meisten ohne bedeutende Fehler; nur die Hauptfigur ist am wenigsten gelungen. Die Drapirung verdient Lob, die Falten der Gewänder sind mit viel Geschmack und guter Wahl gelegt. Die Farben haben sich nach einem so langen Zeitraum (das Gemälde trägt die Jahrszahl 1517) noch ziemlich gut erhalten und man sieht deutlich, daß das Bild in seiner ersten Zeit eine sehr gute Wirkung hervorbringen mußte. Unten ist es übrigens nicht mehr ganz, sondern sichtbar abgeschnitten.

Ihm folge H. Aldegraf (Aldegrever), von welchem ein Bild vorhanden:

23) Die drei Männer im feurigen Ofen. Die Hauptscene geht im Hintergrund vor; eine große Menge neugierigen Volkes steht um das Feuer her. Im Vordergrund befindet sich Nebucadnezar und scheint einem um Gnade flehenden, wahrscheinlich dem Daniel, seine Bitte zu verweigern. Der Einfluß der italiänischen Schule ist in diesem Gemälde schon sehr fühlbar. Die Zeichnung ist grandioser, der Schatten weit kräftiger, alles mehr gerundet. Dagegen fehlt die Heiterkeit im Colorit und die Sorgfalt in der Ausführung, die bei guten Gemälden der altdeutschen Schule so sehr anspricht.

Ein Meister, der die Eigenthümlichkeit und das Charakteristische dieser Schule fester gehalten hat, ist Albrecht Altdorfer, von dem sich ein kleines Bild hier befindet:

24) Die Kreuzigung Christi. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo der Kriegsknecht den Schächern die Beine zerschlagen hat und auf einer Leiter zum Kreuze Jesu heraufsteigt, um zu untersuchen ob der Herr wirklich todt sey. Unter dem Kreuz befinden sich einige Kriegsknechte, seitwärts im Hintergrund streiten sich andere um die Kleider des Gekreuzigten. Im Vordergrund liegt Maria ohnmächtig in den Armen einer Freundin, unterstüzt von Johannes; mehrere Frauen stehen umher. Die Gruppen sind sehr klar und gut vertheilt, die Farben sehr verständig gewählt; die Auseinandersetzung, theils auch die Luftperspektive ist sehr gut, der Fleiß, der sich auf alles, auch auf das Beiwerk erstreckt, ganz ausserordentlich, ohne in das Aengstliche

ausgeartet zu seyn, die Erhaltung ganz vorzüglich, so daß dieses Bild mit zu den besten gehört.

(Der Beschluß folgt.)

Straßburg im Juni.

Unter den mancherlei Festen, womit Straßburg die Ankunft des Königs, während seines Aufenthalts daselbst feierte, nahm die Kunst- und Industrieausstellung, in dem geschmackvollen Hörsale der hiesigen Akademie, eine interessante Stelle ein.

Nachdem der König durch seinen Besuch, und durch eine schmeichelhafte Würdigung die ausgestellten Gegenstände beehrt hatte, ward der Zutritt dem hinzuströmenden Publikum noch einige Tage gestattet. — Die Kunstkenner konnten sich vor allem an den Werken von Ohmacht, Helmsdorf, Kierstein und Guérin erfreuen. Von ersterem eine Hebe in Carrarischem Marmor, ausgestattet mit allen Grazien, die der tüchtige Künstler, so zart und so wahr, aufzufassen und wiederzugeben wußte. Schade nur, daß die Kürze der Zeit nicht erlaubte, mehrere seiner Werke, vorzüglich aber seiner Basreliefs und Büsten herbeizuschaffen. Von Helmsdorf mehrere Landschaften; eine Ansicht nach der Natur von Rom und seiner Campagna, zum Vordergrunde die Terrasse des Klosters St. Onofrio mit der Tasso's-Eiche,*) ein Bild, das zu den gelungensten Werken dieses Meisters gehört, ausgezeichnet durch seine meisterhafte Auseinandersetzung der Räume und Heranführung des Vordergrundes, durch gewissenhafte Ausführung im Einzelnen und großartige Haltung im Ganzen, durch Klarheit und Wärme des Colorits. Dessen Seitenstück, eine malerische wilde Gebirgsgegend, zwischen Rom und Neapel, mit einer ausgedehnten Ferne, ebenfalls nach der Natur; großartige Linien; Landschaft und Figuren stehn in schönem Einklang und geben dem Gemüth Nahrung und Haltung durch Beimischung einer sinnigen Handlung. Ferner ein Seestück an den Küsten Siciliens gemalt (diese zwei lezteren im Besitz eines Straßburgers), und endlich zwei höchst malerisch gewählte Ansichten von Badens Umgegend (Aquarell), die durch ihren warmen Ton geeignet sind den Ruf des Künstlers in diesem Fache zu bestätigen (für Petersburg bestimmt). Von Kierstein, der die Kunst, Verzierungen und Figuren en relief auf Silber und Gold vorzustellen, zur Vollendung gebracht hat, prangte in der Mitte des Saals eine zwei Schuh hohe Vase, auf deren hellpolirtem Goldgrunde der Triumphzug Alexanders (nach Thorwaldsens Basrelief) in getriebener Arbeit angebracht ward, der mit den reichen Gold- und Silberarabesken auf Fuß und Deckel in geschmackvollem Verhältniß stand. Mehrere eingefaßte Jagd- und Schlachtscenen in Basreliefs vollendeten den Cyclus dieser reichen Kunstwerke. Vom Porträtmaler Guérin war ein kleines Genrestück da, aus der vaterländischen Geschichte genommen: Guttenberg entdeckt in Straßburg die Buchdruckerei und zeigt in seiner Werkstatt einem seiner Gönner freudig die ersten Resultate dieser wichtigen Entdeckung. Ein zweites Gemälde stellt einen Zug aus der römischen Geschichte vor; zu bedauern war nur, daß das Local diesem zehn Fuß hohen Bilde nicht vortheilhaft war. Gebräche es nicht an Raum, so wäre noch mehrerer Industriesachen zu erwähnen, welche nicht minder interessant sind; doch unmöglich wäre es, die mechanischen Fabrikate von HH. Stelle und Schwilgué; die kostbar verzierten Klingen und Harnische aus der Waffen-Manufaktur von Mutzig ganz zu übergehen, und schließlich nicht Straßburg glücklich zu preisen, in seinem Schooße einen so schönen Verein der Künste, Wissenschaften und Industrie zu besitzen.

*) Zum Versenden nach Deutschland bereit, aber nicht mit dem Bilde nämlichen Gegenstandes zu verwechseln, das Hr. von Humboldt von Helmsdorf besizt; dieses ist von jenem an Beleuchtung und Composition des Vordergrundes ganz verschieden.

Anfrage.

Das Münzenkabinet der Universität in München hat neuerlichst von Hrn. Appellationsgerichts Direktor von Mussinan eine Medaille zum Geschenk erhalten, über welche alle hier vorhandenen Hülfsmittel und zu Rathe gezogenen Münzenkenner keine genügende Aufklärung zu geben im Stande sind.

Die Medaille ist von Bronze und hat drei Zoll im Durchmesser. Die Vorderseite enthält das Porträt der Livia. ab. Auria. Harapha. S. R. J. et. Amphissiensium Princ. unter dessen rechtem Arme die Buchstaben B. P. F. stehen. Unter dem Porträt liest man: Rapta IV. kal. Feb. CIↃIↃCCLXXVIIII. An. N. XXXIIII. Die Kehrseite hat in der Mitte eine sitzende Matrone, die mit der Rechten unter Dürftige Almosen spendet, im Schooße einen Knaben hält, der ein Herz trägt. Zur Linken der Matrone steht der personifizirte Glaube, der mit der Rechten nach Oben zeigt und die Linke auf die Schultern der Matrone legt. Oben rechts ein fliegender Adler, drei Sterne und das Auge Gottes. Links: Dilexit. Unten Links: B. P. F. und in der Mitte: Conjugalis Monumentum amoris.

Wer über diese L. ab Auria Harapha (Doria Caraffa) etwas Näheres anzugeben weiß, ist freundlich ersucht, in diesem Blatte selbes gefälligst mitzutheilen.

Nº. 60.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 28. Juli 1831.

Varianten
zu Plinius Kunstgeschichte aus der florentinischen Handschrift,

mitgetheilt von F. Osann.

Es ist schon oft der Wunsch, es möchte doch derjenige Theil in der Historia naturalis des Plinius, welcher die alte Kunst betrifft, eine für Archäologie vorzugsweise berechnete Bearbeitung finden, vornämlich seit Heyne laut ausgesprochen, öfterer vielleicht noch im Stillen von allen denjenigen, welche es mit der Kenntniß und Förderung der alten Kunstgeschichte ernstlich meinen, gehegt worden. Was dafür, wenigstens Versuchsweise, geschehen, namentlich durch Wüstemanns Abdruck (Gotha 1824), konnte nicht befriedigend genannt werden und mußte nur um so mehr das Bedürfniß nach einer genügenderen Bearbeitung fühlbar machen. Früher war ich selbst mit dem Plan umgegangen, mich dieser Arbeit nach Kräften zu unterziehen, gab ihn aber aus Gründen, die nicht hieher gehören, auf. Um so erfreulicher ist nun die eröffnete Aussicht, daß ein kenntnißreicher Archäolog, mit sprachlichen und antiquarischen Kenntnissen gleich gut ausgerüstet, diese Arbeit, wie es scheint, in ihrer ganzen Ausdehnung unternehmen werde und zum Theil schon vorbereitet habe. Niemand wird in Abrede stellen, daß bei einer solchen Unternehmung das erste Erforderniß einer gründlichen und eindringlichen Bearbeitung ein kritisch-berichtigter Text seyn müsse, zu dessen Herstellung bei der großen Verdorbenheit desselben alle nur immer bekannten und zugänglichen diplomatischen Hülfsmittel gebraucht werden müssen, und es wird hier keine Spende, so klein sie auch immer seyn möge, verachtet werden dürfen. In dieser Ueberzeugung habe ich geglaubt, eine von mir an Ort und Stelle angefertigte Vergleichung eines hieher gehörigen Theils des Plinius aus der mit Recht berühmten florentiner Handschrift nicht länger zurückhalten zu dürfen, und theile demnach mit was ich habe. Ueberhaupt würde es an der Zeit seyn, alles was nur irgend jemand Brauchbares für den Plinius gearbeitet zu haben glaubt, oder sonst an Subsidien dazu besizt, gerade jezt ohne Verzug, vielleicht auf ähnlichem Wege, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, falls nämlich der von Böttiger zuerst in Dresden in Anregung gebrachte, dann neulich wiederum in München in der Versammlung der Deutschen Naturforscher von Neuem zur Sprache gebrachte und von Thiersch mit seiner versprochenen Beihülfe unterstüzte Plan, durch gemeinschaftliches Zusammentreten der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten eine Herausgabe des ganzen Plinius zu veranstalten, wirklich ernstlich festgehalten und dereinst zur Ausführung gebracht werden sollte.*) So wie diese Unternehmung wirklich in ihrer Art groß zu nennen ist, und, wie es uns bedünkt, einen Beweis von der Höhe geistiger Thätigkeit und Wissenschaftlichkeit in unserm Zeitalter abgibt: so ist es aber auch eines jeden Deutschen Pflicht, zur Ausführung dieses deutscher Ehre würdigen Plans nach Kräften beizusteuern, auf daß endlich der den deutschen Gelehrten nur schon zu oft und leider mit Recht gemachte Vorwurf, für gemeinsame Förderung der Wissenschaft keinen Sinn zu haben, durch die That widerlegt werde.

Was hier mitgetheilt wird, enthält nur die Vergleichung einiger Bruchstücke aus dem 35. Buche, allein so gering auch diese Mittheilung immer seyn mag, so wird sie doch, wie ich hoffe, den unschätzbaren Werth der bis jezt noch beinahe unbenuzten florentiner Handschrift, die eine der ersten Stellen unter den diplomatischen Subsidien zum Plinius einnehmen wird, ins Licht

*) Vgl. Blätter für litt. Unterhaltung 1827. Nr. 274.†)

†) Auf Thierschs Antrag wurde mit Unterstüzung der königl. bairischen Regierung ein kenntnißreicher junger Philologe Hr. Ludwig v. Jan im J. $18\frac{29}{30}$ nach Italien und Frankreich geschickt, um die dort vorhandenen Codices des Plinius zu vergleichen; das Resultat seiner Arbeiten ist von ihm bereits an den Verein der Naturforscher abgegeben, und er selbst hat eine Reihe von Bemerkungen darüber in seiner Inauguralabhandlung: Observationes aliquot criticae in C. Plinii Secundi Naturalis Historiae Libros, Monach. 1830. niedergelegt; diese betreffen jedoch keine Gegenstände der Kunst und sind überhaupt bloß eine Nachlese zu dem größern Vorrath, den er bereits Hrn. Dr. Sillig übergeben hatte.

A. d. H.

zu stellen im Stande seyn. Bekanntlich befindet sich die Handschrift in der Riccardischen Bibliothek zu Florenz und ist eine Membrane im größten Folio, am Anfang, in der Mitte und am Ende etwas verstümmelt. In dem Catalog der Riccardischen Bibliothek wird darüber bemerkt: „Codex hic scriptus est anno DCCCLIII, ut in codice manu contemporanea adnotatum est, et librarii fuere Gulielmus subdiaconus et Elias subdiaconus.“ Am Ende finden sich auch von derselben Hand, wenn unsere Erinnerung nicht trügt, geschrieben die Briefe des jüngern Plinius. Uebrigens auf den ersten Blick wird die Betrachtung der Varianten dieser Handschrift leicht auf die Meinung führen, der Werth derselben sey sehr gering anzuschlagen, indem die Schrift voller Schreibfehler ist und ganz unlateinische Elemente enthält. Lezteres ist wirklich der Fall: scheint sich aber überhaupt in dieser ältern Zeit häufiger zu finden, wie z. B. an dem trefflichen florentiner Codex des Quintilian. Allein bald wird man zur Ueberzeugung gelangen, daß die Handschrift dadurch nur um so werthvoller sey, weil sie einen gewissenhaft treuen Abschreiber voraussezt, der was er nicht verstand, wenigstens nicht selbst zu verbessern übernahm, sondern getreulich das ihm vorliegende Exemplar wieder zu geben, ja vielleicht nachzumalen bemüht war. Hierbei mußten aber, eben weil der Schreiber oft den Text nicht verstand, Fehler und Mißgriffe entstehen, indem Buchstaben falsch gesehen und darum falsch aufgeschrieben, oder Worte, die für sich genommen werden sollten, nun zusammengenommen, oder auch ein Wort in mehrere getrennt wurde. An dieser Art von Versehen ist die Handschrift reich: es sind aber Fehler, die von einem der Paläographie dieser Zeiten Kundigen leicht verstanden werden. Wer aber künftig einmal diese Handschrift vergleichen wird, copire getreu und verzeichne alle Fehler, in welchen der Kundige nur zu oft eine treffliche, bis jezt verborgen gebliebene Lesart entdecken wird. Einige Resultate dieser Untersuchung finden sich in den beiläufigen Noten angemerkt, welche die hier gebotene Vergleichung begleiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zuwachs von altdeutschen Gemälden in der Königl. Gallerie auf der Burg zu Nürnberg.

(Beschluß.)

Zu Dürers Schule gehören ferner noch:

25) Eine Landschaft ohne lebende Figuren von Hirsfogel; etwas Seltenes in einer altdeutschen Sammlung. An einem Waldsaum öffnet sich die Aussicht auf eine weite Gegend mit einer Stadt; der Horizont ist von blauen Bergen begrenzt. Die freie und doch sehr fleißige Behandlungsweise, der gute Localton und eine sehr wahre Beleuchtung verdienen alles Lob. — An diese Landschaft schließt sich das lezte Bild aus Dürers Schule an, das zwar keinem bekannten Schüler Dürers zugeschrieben werden kann, da es doch im Ganzen wieder zu viel abweicht, aber in der Composition sehr an den großen Meister erinnert und zwar an seine Grablegung, welche wir im königl. Bildersaal in der Morizkapelle finden, es ist:

26) Die Grablegung Christi. Der Leichnam liegt auf einem Leintuch und wird von Nikodemus gehalten. Auf der andern Seite steht Joseph von Arimathia mit dem Gefäß zum Einbalsamiren. Eine von den Frauen hat die rechte Hand des Heilandes gefaßt; die andern stehen hinter dem Johannes, trauernd und wehklagend. Die Composition ist das beste, wiewohl nicht ganz Original; die Ausführung, sowohl in der Zeichnung als in der Malerei, ist gering.

Ausser den bis jezt genannten sind noch zwei Stücke vorhanden, welche derjenigen Schule angehören, die man die baierische nennt, welche sich jedoch nicht auszeichnet und wenigstens bei diesen Bildern einen ziemlich abweichenden Styl aufweist: rundere, vollere Gesichter, volle Wangen, viereckige Gestalten, eine derbere Natur.

27) Die vierzehn Nothhelfer. Sie stehen alle einzeln nebeneinander in zwei Reihen, einer obern und einer untern. Die Figuren in der obern sind nur bis an die Brust sichtbar.

28) Ein Rosenkranz, in dessen Mitte Christus am Kreuze. Um ihn herum sind mehrere Heilige, Apostel, Kirchenväter und Märtyrer. Unten ist das jüngste Gericht dargestellt. Die Zeichnung ist noch roher, als bei dem vorigen und die Ausführung noch mehr vernachläßiget.

29) Von dem Ulmer Maler Matth.*) Schaffner ist noch vorhanden ein männliches Brustbild mit beiden Händen. Ob es gleich sehr verdorben ist; so ist doch noch so viel sichtbar, daß es kein unbedeutendes Bild war. Das Colorit trägt Spuren von sehr großer Wahrheit in der Carnation, die Zeichnung ist fest und bestimmt. Besonders die Augen sind noch gut erhalten.

30) Das lezte Bild ist eigentlich kein altdeutsches, sondern hat nur besondere Beziehung auf Nürnberg und manches von Dürer Entlehnte. Unten liegt W. Pirkheimer auf einem Sarkophag, über ihm ist die Auferstehung Jesu gemalt. Neben dem offenen Grabe (mit Dürers Monogramm und der Jahrszahl 1505) stehen und liegen viele Gewappnete, theils verwundet, theils niedergestürzt, theils schlafend. Jesus steigt nicht aus dem Grabe auf, sondern schwebt, von einer Glorie von Engeln und Erzengeln umgeben, zum Himmel empor. Einige von den schlafenden Wächtern und zwei von den Erzengeln sind aus Dürers Holzschnitten und Kupfer-

*) Martin? A. d. H.

stichen entlehnt, ausserdem hat das Bild nichts, was von Dürer seyn könnte, sondern trägt deutliche Spuren seiner Abstammung aus dem 17ten Jahrhundert. Christus ist so behandelt, daß man ihn aus der Schule von Rottenhammer vermuthen könnte. Die Harnische der Kriegsknechte sind fleißig und niedlich gezeichnet und gemalt.

Wir hoffen, daß unsere Leser aus dieser kurzen Beschreibung die Ueberzeugung schöpfen werden, daß die königl. Gallerie auf der Burg durch diesen neuen Zuwachs einen bedeutenden Schatz gewonnen habe und zweifeln nicht, es werde jeder gebildete Nürnberger die königl. Hand segnen, die diesen Schatz einer der ausgezeichnetsten Städte Baierns gegönnt hat.

P a r i s.

Herr Fradelle, ein Mitglied der freien Gesellschaft der schönen Künste, hat dieser den Plan eines Vereins zur gegenseitigen Unterstützung unter den Künstlern, und einer Wohlthätigkeitskasse für ihre Wittwen und Waisen vorgelegt.

Bei einem längern Aufenthalte in England war er nämlich von den mannichfachen Vortheilen überzeugt worden, welche eine ähnliche Einrichtung daselbst den Künstlern gebracht hat. Die freie Gesellschaft der schönen Künste ernannte auch sogleich eine Commission, den ihr vorgelegten Plan in allen seinen Details zu prüfen und ihr darüber Bericht zu erstatten. Ein Mitglied dieser Commission, Hr. Jacob, hat der Gesellschaft einen den Gegenstand so empfehlenden Bericht erstattet, daß er die Aufmerksamkeit der Künstler und der Beschützer der schönen Künste unfehlbar auf sich ziehen wird.

Wir lassen die wichtigsten Punkte des Vorschlags folgen. Der Verein soll nämlich aus zwei Abtheilungen bestehen, von denen die erstere unter dem Namen: „Kasse zur gegenseitigen Unterstützung der Künstler“, sich einerseits die Unterstützung der Gesellschaftsmitglieder im Falle einer Krankheit, andererseits eine lebenslängliche Pensionirung derselben bei gänzlicher Invalidität zur Ausgabe macht. Die andere Abtheilung bildet unter dem Namen „Wohlthätigkeitskasse“ einen Fond, der zu lebenslänglichen Pensionen für die Wittwen und Waisen der theilnehmenden Künstler bestimmt seyn soll.

Beide Abtheilungen, welche man als zwei in Gemeinschaft stehende Vereine betrachten muß, haben verschiedene Quellen für ihre Fonds; sie werden getrennt verwaltet, sind aber in ihren Interessen unzertrennlich und nehmen immer von ihrem Zustande gegenseitig Notiz.

In Betreff der erstern Abtheilung, oder der Kasse für gegenseitige Unterstützung der Künstler gelten folgende Grundsätze:

1) Die Vereinsmitglieder sind Künstler: Maler Bildhauer, Architekten, Kupferstecher u. s. f.

2) Man kann in den Verein nicht unter dem Alter von ein und zwanzig, und nicht über dem Alter von fünf und fünfzig Jahren aufgenommen werden.

3) Das Verhältniß der zu leistenden Beiträge richtet sich nach dem Lebensalter, so daß das jüngere Mitglied um so viel weniger gibt, als man auf seine längern Zuschüsse rechnen kann, das bejahrtere um so viel mehr, je näher es der ihm zu verabreichenden Unterstützung steht.

4) Der Fond bildet und erhält sich vorzugsweise von den jährlichen Subscriptionen der Mitglieder, welche die subscribirten Summen halbjährig an die Kasse zu entrichten haben.

Der Verein bestimmt den jährlichen Beitrag eines jeden Mitgliedes nach Verhältniß seines Alters; er entscheidet über das Recht des Eintritts in die Gesellschaft; bestreitet die Verwaltungskosten, sorgt für die jährliche Hinauszahlung an die Wohlthätigkeitskasse, und für die Handreichung zu den Bestattungskosten gestorbener Mitglieder.

Die übrigen Bedingungen, welche die Mitglieder des Vereins erfüllen müssen, sind folgende:

1) Das Recht ein Mitglied des Vereins zu seyn, kann nur von dem Augenblick an geltend gemacht werden, in dem man den ersten Schritt gethan hat, sich in dieselbe aufnehmen zu lassen. Wenn die Zulassung nicht Statt findet, so wird die bereits erlegte Eintrittssumme von fünf und zwanzig Franks wieder zurückgegeben; im entgegengesetzten Falle wird sie an die Kasse angewiesen.

2) Jedes Mitglied zahlt jährlich sieben Franks zur Besoldung des Sekretärs, welcher überhaupt der einzige Besoldete unter den beim Verein Angestellten ist und die Rechte der Mitglieder nicht theilt. Ein Theil dieser Summe wird auch auf die Bestreitung der Kosten des Büreaux verwandt.

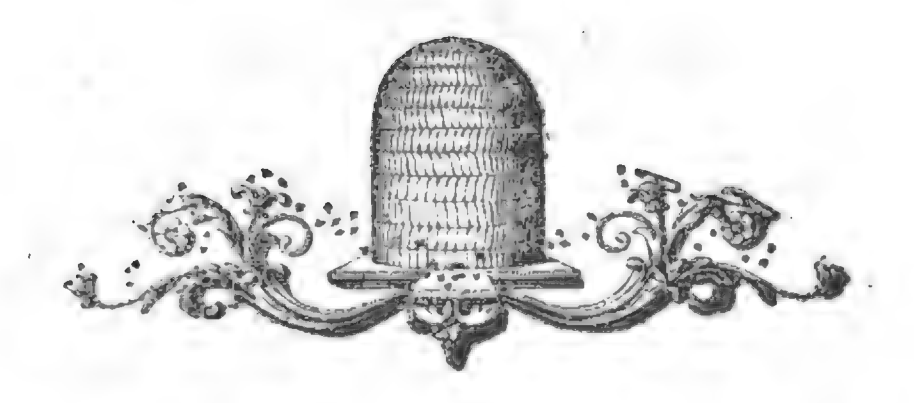
3) Sechs Franks sind jährlich von jedem Mitgliede an die Wohlthätigkeitskasse zu bezahlen, um zum Wachsthum ihres Fonds beizutragen, welcher das gemeinschaftliche Band der beiden Vereine werden soll.

4) Sechs Franks endlich sind von jedem Theilnehmer bei eintretendem Todesfall eines ihrer Mitglieder an den Verein zu entrichten.

Dazu kommt nun noch die fixe und jährliche Beisteuer, deren Betrag nach dem Lebensalter ausgeschlagen wird.

Die Vortheile, welche der Verein bietet, sind:

1) Im Falle ein Mitglied erkrankt oder durch einen andern Umstand genöthigt wird, seine Arbeit auszusetzen, läßt ihm die Gesellschaft durch ihren Präsidenten und zwar auf eine einfache Anzeige des Kranken während der



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 67. — 1. Juli 1831.

Sprachlehre.

(Fortsetzung.)

11) Grundlegung zur wissenschaftlichen Konstruktion des gesammten Wörter- und Formenschatzes, zunächst der semitischen, versuchsweise und in Grundzügen auch der Indo-Germanischen Sprachen. Von Dr. Moritz Drechsler. Erlangen, Palm und Encke, 1830.

Der Verfasser sagt: „Die Philologie als Wissenschaft der Sprache ist noch keineswegs von dem Geiste des Lebens, der sich in den neuesten Zeiten immer mehr und mehr über das ganze Gebiet der Wissenschaften befruchtend verbreitet, genugsam durchdrungen. Vielmehr möchte kaum irgend eine andere reale Wissenschaft erfunden werden, die mehr noch als jene auf der Stufe bloßer Empirie stünde, die noch weniger auf den Namen einer Wissenschaft im strengen Sinne Anspruch machen könnte. Denn in allen ihren Theilen stellt sie nirgends ein aus einem lezten Principe mit Nothwendigkeit hergeleitetes Ganzes dar, bietet überall nur ein Aggregat des Einzelnen, Zufälligen, das sich nimmer zur Einheit und Ganzheit, nicht zur Nothwendigkeit gestaltet."

Dies hat seine Richtigkeit. Sehn wir nun, wie der Verfasser zu einem strengeren wissenschaftlichen Gesetz gelangen will? Er fängt die Untersuchung bei den einzelnen Lauten an, und zeigt, wie schon auf dieser untersten Stufe der Sprachbildung die geistige Besonderheit der Völker sich charakteristisch ausspricht. „Der physische Bestand der Sprachwerkzeuge ist bei allen Völkern derselbe. Der Chinese könnte, blos physisch betrachtet, R eben so gut aussprechen als wir. Aber dieses Sklavenvolk, dieses Volk der Stockschläge, mag das männlich-energisch widerstrebende R nicht, sondern nur dessen Gegensatz, das L. Umgekehrt, das Th ist unsern Organen völlig eben so gut erreichbar wie denen des Engländers. Daß gerade dieser jenen Laut sich mit Vorliebe angeeignet hat, ist aber aus dem im Lautleben der englischen Sprache allenthalben hervortretenden Grundstreben nach demjenigen, was man unter dem ächt englischen Worte comfort, comfortable versteht, herzuleiten. Denn diesem Grundzuge gemäß mußte dem Engländer die bequeme Schwerfälligkeit, die träge Unbeholfenheit, dahin sich die Art der Zungenhaltung in jenem Laute neigt, vorzugsweise behagen. Am deutlichsten und unwidersprechlichsten wird dies, wenn ein Volk einen bestimmten Laut nicht ganz, wie in den beiden angeführten Fällen, aus seinem Lautsysteme verbannt, sondern nur, mehr oder weniger, gegen andere zurückgestellt hat. Daß der Römer, daß der Lacedämonier kein S habe aussprechen können, — wem könnte einfallen, dies behaupten zu wollen! Haben sie ja doch den Slaut in unzähligen

Wörtern und Formen! Und doch finden wir bei Beiden die entschiedene Tendenz, da, wo ursprünglich S stand, und wo andere Dialekte dieses erhalten haben, ein R eintreten zu lassen. Nämlich nach der ihnen einwohnenden ἀνδρία, virtus, ihrem strengen Charakter nach, mochten sie das herbe R lieber. Ebenso ist dem Engländer der Alaut keineswegs unbekannt: er spricht ihn auch in gewissen Fällen. Also wenn er auch in den allermeisten Fällen a in ä getrübt hat, so kann der Grund nicht in einem physischen Unvermögen liegen, sondern er ist anders wo zu suchen. Wir finden ihn aber wiederum in eben jenem brittischen Streben nach comfort, dem gemäß der Engländer das straffe Anziehen der Zunge zur breiten Fläche, wie es zum reinen A erfordert wird, vernachläßigt, und sich der bequemen natürlichen Lage, in welcher die Zunge im indifferenten Zustande sich selbst überlassen ruht, zu nähern sucht, da dann aber diesen Verhältnissen der Organe zufolge das a in ä getrübt erscheint."

Wie wahr dies alles ist, ergibt sich aus der einfachsten Vergleichung der Literatur und besonders Poesie verschiedner Völker. Die Anhäufung der Vokale und die Assonanzen in der südlichen, die Menge der Konsonanten und die Alliterationen in der nordischen Poesie beruhen auf Gesetzen, wie sie hier angegeben sind.

Der Verfasser geht nun sogleich zu den semitischen Sprachen über und gibt von denselben folgendes charakteristische Bild. „Dem Semiten ist ursprünglich alle Diphthongescenz sowohl der Konsonanten, als auch der Vokale durchaus fremd, und in streng geregeltem Gange wechseln ohne Ausnahme die beiden Elemente der Rede, Konsonant und Vokal, unaufhörlich ab. Gerade solche durchgreifende Verschiedenheiten in den einfachsten Elementen, obwohl gewöhnlich ganz übergangen, ja verachtet (und so, wie man die Sache gemeiniglich betreibt, ist wahrlich die tiefste Verachtung ganz billig!), sind der tiefsten unerschöpflichen Bedeutung voll. Hier sind die Ausströmungen, in denen jener unterirdische See aus heiligem Dunkel, aus unzugänglicher Tiefe hervorquellend, aus Tageslicht aufstießend offenbar wird. So tritt in den Sprachen semitischen Stammes derselbe Geist der Subjektivität, der sich in den großen Erscheinungen jener Völker im Großen zeigt, nach welchem der Semit in der Kunst Lyrik allein ausbildet; nach dem in der Religion gerade dieser Stamm die idealische Seite jenes uranfänglichen religiösen Naturlebens festhielt, und das Gefäß ward, die Idee der überall Einen Kraft, den Monotheismus zu erhalten; derselbe Geist endlich, nach welchem der Semit ursprünglich Wissenschaft als solche gar nicht kennt; ebenderselbe lyrische Geist, nur in verschiedenem Kreise sich offenbarend, tritt auch in der Sprache überall hervor. Der subjektive Semit, mächtig und in Masse bewegten Gefühls, faßt nur Eines auf ein Mal. Dies Eine erregt ihn mit Macht, daran bleibt er hängen, bis er es erschöpft hat. Nicht unaufhaltsam vorwärts dringt er, des Ganzen sich zu bemächtigen, es sich zu unterwerfen. Vielmehr ist er gewohnt, dem überwältigenden Eindrucke sich hinzugeben, vom Gegenstande erfüllt und gehoben zu werden. Aber er wird nicht seiner Herr zu freier Mischung, und beherrschender Verschmelzung, und überdachter Vorarbeitung, und besonnener Verwebung der Elemente. Und eben daher kommt es, daß er in der Satzbildung Gestaltung und Einung der Sätze zur Periode; in der Formenbildung Composita; in der Wortbeugung Verschmelzung der Flexionssylben mit dem gebeugten Worte zur scheinbar vollkommenen, unauflöslichen Einheit; in der Silbenbildung Vokal- und Konsonantdiphthongen nirgends kennt."

In den folgenden langen, ungeheuren Untersuchungen bemüht sich der Verfasser, den Charakter jedes einzelnen Sprachlauts oder Buchstabens ausfindig zu machen und zu erklären. Das Resultat ist neu und spricht in hohem Grade an. „Die Stimme ist der Inbegriff der im Kehlkopf erzeugten Töne. Zum Gesange ist sie, die Stimme, allein thätig. Darinnen, daß die Stimmritze verengert und erweitert werden kann, ist der Wechsel von Höhe und Tiefe der Töne bedingt. In der Sprache tritt die Stimme zwar auch auf, aber nie rein an und für sich. Es herrscht in der Sprache durchaus Artikulation, sie kennt nur artikulirte Laute. Artikulation wird durch die hemmende Thätigkeit der äußern Sprachorgane gegeben. Kein Sprachlaut also, der nicht durch diese, wenn nicht geradezu erzeugt, doch wenigstens hindurch gegangen wäre. Je nachdem nun dieses negative Element in den verschiedenen Sprachlauten in verschiedenem Grade, bald mehr bald weniger, waltet, sind auch verschiedene Klassen derselben aufzustellen.

Vollendet ist die negative Thätigkeit in den Mutae, als in welchen gänzliches Abschneiden der ausströmenden Luft statt findet, indem entweder die Lippen zusammentreten, oder die Zunge an den Gaumen hermetisch sich anlegt, und so der Mundausgang völlig verschlossen wird. In dem Momente ihres höchsten Lebens ist natürlich gar kein Lauten möglich. Nur unmittelbar vor- und nachher, nur ehe die negative Thätigkeit ihren Gipfel erreicht hat, und indem sie ihn wieder aufgibt, erscheint ein Platzlaut. In dieser Klasse sind drei Hauptlaute möglich, je nachdem die Lippen thätig sind, B P; oder Vorderzunge und Vordergaumen zusammenwirken, D T; oder endlich Hinterzunge und Hintergaumen, G K. Sehr verschieden ist übrigens die Art und Weise, in welcher die Zunge in G K nach dem Gaumen hinwirkt, von der, in welcher sie bei D T thätig ist. In G K schneidet sie den Hauch ab, indem sie den Gaumen nur in einer Linie, nur in einem scharfen Saume, als Kante berührt. In D T dagegen legt sie sich

in aller Breite platt und flach an. Die Vorderzunge ist nämlich frei, unbefestigt, kann sich also ihrer ganzen Fläche nach dem Gaumen entgegen bewegen. Nicht so die Hinterzunge, die, an der Zungenwurzel festliegend, nur in einer Wölbung empor steigen kann. — Die Stimme hat in den Lauten dieser Klasse gar nichts zu thun.

In den Lauten der zweiten Klasse ist die negative Thätigkeit in der Art herabgestimmt, daß es nicht mehr zum völligen Abschneiden kommt. Die respektiven Organe bleiben, ohne noch den Weg vollendet zu haben, noch ehe sie völlig zusammenklappen, stehen; so daß also eine enge Spalte offen bleibt, an welchem die gewaltsam durchgepreßte Luft schwingend und schallend wird. Auf dem Lippenpunkte entsteht auf diese Weise F. Indem die Hinterzunge mit dem Hintergaumen zusammentritt, ergibt sich Ch, jenes gutturale Ch, welches auch wir nach den Vokalen A und O in Wörtern wie ach, noch, Nacht u. s. w. kennen. Die Vorderzunge erzeugt, da sie unbefestigt, also viel freier, bewegbarer, volubiler, viel mannichfaltigeren Gebrauchs fähig ist, mehrere Laute, nämlich S, mehr mit der Zungenspitze; Sch mehr mit der Breite der Vorderzunge gebildet; Ch, welches von dem so eben aufgeführten gutturalischen Ch wohl zu unterscheiden ist, und mit unserem Ch, wie wir es nach E und I aussprechen, z. B. in recht, ich, nicht, übereinkommt; endlich die Aspirata Th, das englische th, das griechische ϑ. Daß die negative Thätigkeit in dieser Klasse nicht mehr in ihrer Vollendung herrscht, wird darinnen offenbar, daß sie ohne in die Mitte fallenden Moment des Verstummens fortlautend ausgehalten werden können, wie denn Jeder ein F, ein S u. s. w. nach Belieben unausgesezt fortzischen kann. Diese Laute verhalten sich zu den Mutae als deren Erweichungen. Dieselbe Tendenz, dieselbe Bewegung, deren Erfüllung und Vollendung in den Mutae ist, erscheint hier noch nicht zur Vollendung gekommen, geschmolzen, unter Hauch gesezt, flüssig gemacht. Daher auch die Namen aspiratae, liquidae. In Ch z. B. liegt die Hinterzunge auf beiden Seiten am Hintergaumen schon an, in der Mitte aber ist noch ein Kanal übrig gelassen. In G K dagegen steigt sie auch der Mitte nach in die Höhe, heftet sich auch hier an die Gaumenkuppel an, und schließt so den Durchgang vollends zu. — Die Stimme ist auch hier ganz unthätig.

In den Lauten dieser zwei ersten Klassen ist also die Lautmasse, das lautende Princip, in der negativen Thätigkeit der äußern Sprachorgane allein gegeben. In denen der beiden folgenden tritt diese immer mehr zurück. Die Stimme erhebt sich und wird immer mächtiger. Von nun an gibt sie die eigentliche Lautmasse, das eigentlich lautende Element. Die negative Thätigkeit der äußern Sprachorgane sinkt immer mehr zum blos Begränzenden, individuelle Form Gebenden herunter, während sie bisher Wesen und Gehalt selbst gab.

Die dritte Klasse wird durch die Laute R, L, W, M, N, Ng konstituirt. Ganz eigenthümlicher Art sind M, N, Ng. Lippen und Zunge sind in diesen Lauten gerade so thätig, wie in den entsprechenden Mutae BP, DT, GK; und zwar die Lippen in M, Vorderzunge und Vordergaumen in N, Hinterzunge und Hintergaumen in Ng. Aber es öffnet sich die Nasenhöhle und dieser Kanal steht dem ausgehenden Hauche ohne irgend eine aktive Hemmung offen. Von den übrigen drei Lauten dieser Klasse gehört W den Lippen, L der Vorderzunge. R endlich ist nicht so bestimmt auf einen Punkt beschränkt. Es entsteht durch Vibration der Zunge, kann aber von der Zungenspitze bis zur Hinterzunge zurückgewirbelt werden.

In der vierten Klasse endlich stehen die Vokale a, e, u, mit den Mittellauten e zwischen a und i, o zwischen a und u. Die Stimme gibt auch hier die Lautmasse; die negative Thätigkeit vermag nur noch als Umriß, individuelle Form gebend zu wirken. Man lasse in a die Stimme weg, und es wird, mit gewöhnlicher Stärke gesprochen, völlig lautlos. Doch gibt es auch hier eine Stufenfolge. A entsteht, indem die Zunge aus der sanften Wölbung, in welcher sie im indifferenten Zustande schlaff und nachläßig ruht, zur breiten, platten Fläche straff angezogen wird. Zugleich treten die Lippen ganz auseinander, weiter als in jedem andern Sprachlaute, und ungehindert strömt nun der Hauch durch weit offenen, vollkommen freien Kanal aus. Gleich mit dem geringsten, schier noch unbemerkbaren Anschwellen der Vorderzunge gegen den Vordergaumen trübt sich das a in ae, weiter fort in e bis endlich die Zunge den Punkt erreicht, da sie, ohne die Gaumendecke zu berühren, ohne den Hauch abzuschneiden, nicht mehr höher steigen kann, wo dann i entsteht. Nicht genug; während die Lippen in a weit auseinander traten, der Mund verhältnißmäßig weit aufgesperrt wurde, ziehen sie sich hier in die Breite, treten der ganzen Breite nach näher zusammen, immer mehr und mehr, am meisten in i. Schwillt die Hinterzunge gegen den Hintergaumen an, so bildet sie auf den verschiedenen Stufen å, o, u. Zugleich werden die Lippen von allen Seiten her rings zusammengezogen, daß sie nur in der Mitte eine runde Oeffnung zum Durchgange frei lassen. So immer mehr und mehr; am meisten in u. In dieser Klasse wird also die Lautmasse selbst auf dieselbe Weise, wie in der vorigen dritten, erzeugt. Beide sind also im Gegensatze zu den zwei ersten wesentlich Eins."

Wie nun diese Laute gerade gewählt werden, um Gegenstände zu bezeichnen, die an einen ähnlichen Laut erinnern, z. B. F in Fegen, Z in Platzen, S in Säuseln rc. das ist leicht erklärt; wie aber Gegenstände, bei denen die Natur nicht schon den Laut vorgeschrieben hat, gerade durch diesen und nicht durch einen andern Sprach-

laut bezeichnet werden, dies zu erklären, ist ungleich schwieriger und in wissenschaftlicher Strenge sogar unmöglich. Beinahe das ganze Buch des Verfassers handelt von der Bedeutung des M, und es ist gut, daß er sich auf einen Laut beschränkt hat, weil sonst die Untersuchung, die doch irgendwo aufhören muß, kein Ende hätte nehmen können. Was folgt aber aus der langen Untersuchung? Daß der Verfasser das M noch lange nicht erschöpft hat, es nicht erschöpfen kann, geschweige denn vollends noch alle andern Laute. Nur annäherungsweise ist das Resultat richtig, nicht so absolut. Fassen wir z. B. die ganz entgegengesezten Wörter: Mann, manco, μῆνις, Mund, mundus, Mitte, mitto, dumm, dum, Damm, Dame, Damast, Dampf, damnum, δαμάω ꝛc. zusammen, wie ist es möglich in diesen Verschiedenheiten das Verwandte auszumitteln? Und steigt man auch auf einer unendlichen Leiter von Spitzfindigkeiten durch hunderttausend Verzweigungen und Abstammungen bis zu den Urwurzeln hinab, was ist am Ende damit gewonnen? Man darf hier sagen, der Same der Sprache ist verloren gegangen, und sie pflanzt sich nur noch durch Abzweigung fort.

Die Aufgabe hat ihre Grenzen. Innerhalb derselben läßt sich gewiß Schönes leisten und der Verfasser hat dazu sehr glückliche Versuche gemacht. Nur hätten wir gewünscht, er hätte sich weniger Mühe gegeben, das Unmögliche zu leisten, und wäre im Gebiet der Möglichkeiten weiter vorgedrungen.

Daher sind die wenigen eingestreuten Bemerkungen des Verfassers über die Bedeutung der Konsonanten, welche stets das Wurzelwort bestimmen, während die Vokale mehr nur bei dessen Flexionen den grammatikalischen Formen dienen, ferner die Bemerkungen über die stufenmäßige Erweiterung der ursprünglich nur zweilautigen Wörter in dreilautige (woraus die ganze semitische Sprache besteht), und ferner in vierlautige ꝛc. weit interessanter als die abschreckend langen und nie abzuschliessenden Nachforschungen über die Bedeutung des M. Vorzüglich aber hätten wir gewünscht, die in der Einleitung gegebenen Andeutungen über das Vorkommen eigenthümlicher Laute bei einzelnen Völkern wären weiter ausgeführt worden.

Noch besizt die Sprachlehre keinen Cuvier, der eine vergleichende Anatomie der Sprachen veranstaltete, und die Organe, die einer Sprache eigen sind und der andern fehlen, als deren charakteristische Merkmale bezeichnete, von den Lauten an bis in die Phraseologie. Bleiben wir bei den Lauten stehn, so ist in dem ng der Chinesen, in dem a der Inder, in dem h und ch der Araber, in dem r der Römer, in dem o der Italiener, in dem u der Spanier, in dem i der Franzosen, in dem t der Engländer, in dem z der Slaven gewiß etwas Charakteristisches. Unsre eigne Muttersprache unterscheidet sich durch besonders viele au und aeu, die in keiner andern Sprache so häufig sind, und wenn diese Doppelvokale breit und rauh klingen, so sind die bei uns eben so ausgezeichnet häufigen l, m und w wieder desto milder.

Wir fühlen uns hier nicht berufen, diese Andeutungen weiter auszuführen, fordern aber den Verf. auf, in den folgenden Theilen seines trefflichen Werkes sich von den generalisirenden Forschungen mehr zu den specialisirenden, von der Ausmittlung eines obersten Princips zu der Sonderung der geschichtlichen Gegensätze in der Sprachbildung zu wenden.

12) Ueber die Kasus, ihre Bildung und Bedeutung in der griechischen und lateinischen Sprache. Von J. A. Hartung. Palm und Encke, 1831.

Eine schätzbare Untersuchung, worin nicht nur in Bezug auf die lateinische und griechische Sprache, sondern auch auf Sprache überhaupt das Wesen der Kasus, und besonders ihr Verhältniß zu den Präpositionen scharfsinnig und mit großem Fleiß entwickelt ist. Obgleich es wahr ist, daß in Flexionssprachen die Kasusbiegungen genau das ausdrücken, was in noch ungebildeten oder schon wieder abgeschliffenen Sprachen die Präpositionen als Hülfswörter bezeichnen, so beurkundet sich doch eben der Reichthum einer in ihrer schönsten Blüthe stehenden Sprache gerade darin, daß sie, beide Formen, die Kasusbiegung und das Hülfswort gebrauchend, in beiden die größtmögliche Mannichfaltigkeit von Beziehungen ausdrückt, und so ist im Lateinischen z. B. die Präposition neben dem Kasus, oder dieser neben jener keineswegs entbehrlich, was sich schon daraus erweist, daß eine Präposition mehrere Kasus regieren kann.

Weil im Griechischen und Lateinischen die Flexionen noch eine so große Rolle spielen und dadurch die Hülfswörter der spätern Sprachen ersetzen, sind auch die Bedeutungen ihrer Kasus ungemein zahlreich, und außer dem Fleiß, mit welchem der Verf. alle Arten wie Vorkommen derselben zusammengesucht hat, müssen wir hauptsächlich die seltne Klarheit des Gesichtspunkts rühmen, unter welchem er sie zusammengefaßt hat. Die Kasus drücken, wie er sehr richtig bemerkt, zunächst die räumlichen Beziehungen eines Gegenstandes aus. Der Gegenstand (Nominativ) kommt woher (Genitiv), strebt wohin (Accusativ), oder befindet sich wo, in einem Orte (Ablativ), oder in der Richtung nach einem Orte (Dativ). Die nämlichen Verhältnisse wiederholen sich in allen andern, auch nicht räumlichen Beziehungen. — Es liegt übrigens außer dem Plan dieser Blätter, in ein philologisches Detail einzugehn; doch glauben wir dieses, in den Kreis allgemeiner Sprachforschungen gehörige schöne Werk hier nicht übergehn zu dürfen.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 68. — 4. Juli 1831.

Dichtkunst.

Passionsblumen und wilde Rosen von Dr. H. G. Zehner. Mit einem Vorwort von Ch. E. Graf von Bentzel-Sternau. Hanau, König, 1831.

In Prosa geschriebene Gedichte, oder Streckverse, wie sie Jean Paul nannte. Der Dichter kommt darin mehr der Sentimentalität als dem Humor Jean Pauls nahe, was selten ist, da wir Humoristen à la Jean Paul genug besitzen, nur nicht empfindungsselige Blüthenträumer. Ein sehr zartes Gefühl, eine reiche, durchgängig nur in reinen Naturbildern schwelgende Phantasie zeichnen den Dichter aus, und nicht selten sind die Gedanken (denn ohne Gedanken kann man kaum Musik machen, geschweige Worte) eben so fein als wahr, z. B.: „Ein zerrißnes Herz, welches Weisheit und Gottvertrauen wieder heilten, hat noch immer seine Feier-, seine Jubeltöne; aber sie sind tiefer als die früheren Töne des Glücks. So erhält die geborstne, und dann tonlose Glocke, durch Aussägen des Risses ihren Ton wieder, stets aber einen tieferen." — „Bei ihrem Durchgange durch das Prisma werden die Sonnenstrahlen in leuchtende gefärbte und in nichtleuchtende erwärmende zertheilt, weil beide auf verschiedene Weise gebrochen werden. — Die Menschen sind Strahlen der Sonnensonne, welche im Prisma des Lebens gebrochen werden. Manch ein stiller, heiliger Sinn wird häufig nicht gekannt, wird öfter verkannt, manch frommes Herz, manch Engelsgemüth wird — getödtet, weil es blos erwärmt. Ist es kein Sonnenstrahl? nicht gut und nothwendig, weil es nicht gefärbt und leuchtend ist? Bewundert die Farbe, den Glanz; verehret, liebet die Wärme." — „Der Adler des Wissens taumelt, versengt von den Flammen der Sonne zur Erde, während der Phönix des Glaubens sich in der Sonne bettet." — „Im Tempel des Apollo zu Kolophon war ein Quell; wer daraus trank, weissagte, aber das Wasser verkürzte das Leben. So erzählen die Alten. Kann man das Loos des Dichters kürzer, rührender beschreiben?" — — „Börnes Hoffnung ist nicht Jean Pauls blonde frischwangige nordische Seherin, sondern eine bleichwangige hohe Spanierin mit Rabenlocken und schwarzen Augen voll verhaltner Gluth."

Es ist Schade, daß der Verfasser nicht überall so gute Gedanken hat, daß er so oft ein Bild gibt, zu dem ihm der passende Gedanke zu fehlen schien, den er daher in der Noth mit einem unpassenden verband, und Gefühle, die er vergeblich in Worten auszudrücken sucht, da

er sie eigentlich nur in einem Ton oder in einem Blick, Kuß ꝛc. ausdrücken konnte. Daher ist das Buch nicht leer an schiefen Gedanken und butterweichen Zerschmelzungen des Jean Paul'schen Hoppelpoppel, Herz genannt. Kann man z. B. die Pyramiden „Fühlhörner der Zeit nennen, die nach der Ewigkeit tasten?" (Seite 4). „Wenn die Strahlen des ewigen Lichtes sich in unsern Thränen brechen, dann entsteht der Regenbogen der Erdenruhe, und wenn die Strahlen sich doppelt brechen, und wenn mit ihnen das Herz bricht, dann entsteht der Nebenregenbogen der ewigen Ruhe, nur in umgekehrter Farbenordnung, so daß z. B. die dunklere Farbe die lichtere wird." (Seite 6). Dieses Bild ist falsch, weil im Bilde das untergeordnet ist, was im Gedanken übergeordnet ist. Man kann den Himmel nicht einen schwachen Widerschein der Erde nennen. „Der Mond ist die Sonnenwende der Nacht." Seite 7. Wer versteht das? „Der Herbst ist ein ironischer Frühling; wohl uns, wenn die Ironie sokratisch ist und uns zum Lichte führt!" Seite 7, und auf derselben Seite: „Der Tod ist stumm, weil die erste Minute der Heimkehr Vater und Sohn der Sprache beraubt." Höchst undeutliche Bilder! „Die Engel und die Kinder beten: Vater unser, der du bist in unsern Herzen!" Seite 10. So beten sie gewiß nicht, denn sie wissen es nicht. „Die Schnecke des Blitzes kriecht hinter dem Flügelroß des Gedankens." Seite 13. Ein Gemeinplatz. „Die Kokosnüsse haben eine rauhe häßliche Hülle über dem finsteren Gehäuse, unter dessen zelligem Gewebe die erquickliche liebliche Milch verborgen liegt. Aber jeder, auch der dümmeste Schwarze, ja sogar die Affen wissen die Kokosmilch zu finden, während oft die geistreichsten Weißen den süßen Kern an den Palmenfrüchten der Gemüthswelt nicht suchen mögen." (Seite 15). Ein Gemüth, welches ein Affe erkennt, ein geistreicher Mann aber nicht, ist der Metapher nicht werth. „Die Centifolie des Wissens blühet so hell und duftet so süß an dem Busen, welchen sie schmückt; — aber oft ritzen ihre Dornen die Brust blutig bis tief in das Herz; der Glaube pflanzt an die Brust eine Moosrose, und diese ist die Rose des Paradieses." (Seite 25). Ironisch genommen ist das Bild richtig, denn das Wissen, das ächte, kostet heutzutage Mühe, aber das Glauben, das mattherzige moderne, bettet weich. Ist dagegen vom ächten Glauben die Rede, so darf der Dichter diesem niemals seine Dornenkrone rauben. „Ein Gemüth, welches ein langes Leben hindurch seine Unschuld bewahrt, wird auch immer ein reicher Geist seyn. Wo die stämmigen Lilienbäume der Vellosien und Barbacenien blüh'n, da findet der Brasilianer Anzeigen von der Gegenwart der Diamanten." (Seite 32). Dieser Gedanke ist schön aber nicht wahr, denn ein reicher Geist kann eher alles, als seine Unschuld bewahren. Tugend, Charakter hätte der Dichter sagen sollen, nur nicht Unschuld, denn diese gehört nur den Kindern an Geist, nicht den Männern an Geist."

Schöne Gefühlswärme ersezt den Mangel der Wahrheit nie, entschuldigt ihn nie. Wir können nichts dagegen haben, daß Walter Scotts Geschichten manchem gefallen, der die wirkliche Geschichte aus keiner reinern und reichern Quelle kennt; aber nichts berechtigt unsern Dichter, S. 67 das durchaus unwahre Urtheil zu fällen: „Walter Scott ist darum so groß, weil er in der Geschichte der Welt uns die des Weltgeists erzählt." Wir haben ferner nichts dagegen, daß unser Dichter ein Freund des Herrn Theodor Hell ist, aber die Freundschaft entschuldigt keine so krasse Lüge, wie folgende, Seite 87: „Gar viele bewundern unsern Theodor Hell als eine Honigbiene, welche die lautersten und lieblichsten Nektarquellen des Fremdlandes und der Heimath besuche und uns den Honig bereite; gar viele Tiefere bewundern den Dichter in dem Wunderbau seiner Gebilde und in der Trefflichkeit seiner Gaben, und verehren ihn zugleich als Königinbiene, welche als Schöpferin und Regentin zugleich den Honig bereitet; eine schöne Eigenschaft eines wahren Deutschen!" — Sind wohl die langweiligen Grattanschen Romane, die unbedeutenden Scribeschen Operntexte, sind die eckelhaft im Laster wühlenden Dreißig Tage eines Spielers, sind diese Sachen, die uns Theodor Hell übersezt, wirklich „die lautersten und lieblichsten" Nektarquellen des Fremdlands" zu nennen? Und kann ein Dichter, der sonst so viel Sinn für das Reine, Unschuldige, Heilige zeigt, sich oder uns so grob über die gemeine Buchmacherei des Abendzeitungsfabrikanten täuschen wollen?

Wenn ferner der Verfasser eben so witzig als wahr Seite 153 sagt: „Die schlimmsten aller Ruhren ist die Gefühlsruhr und der empfindsame Durchfall," so können wir nur bedauren, daß er sich vor Anwandlungen dieser Krankheit selbst nicht genug in Acht genommen hat. Viele seiner, namentlich weiblichen, mütterlichen, töchterlichen Sentimens, denen Jean Pauls Beispiel in der hyperzarten Ausmalung der kränkelnden Liane nicht zur Entschuldigung gereichen kann, sind doch gar zu weichlich, süßlich, blümelnd. Es ist gut, wenn die Frauenzimmer gut sind, man muß sie aber nicht zu gut machen wollen. Seite 22: „Theone war die schönste Hirtin der schönen Schweiz. Sie lebte, weil sie liebte. Sie verstand den Schmerz des Wurms und den Schmerz des Weisen, der unter dem Fluch der Gegenwart für die Loblieder der Nachwelt stirbt. Sie betete oft um Stärke zum Vollbringen, nie um Kraft des Wollens, viel für Andre um ein zufriednes Leben und einen schönen Tod, nie für sich, weil sie Leben und Tod als Geschwister und als die ältesten Kinder der Ewigkeit

liebte. Theone starb im Mai des Jahres und ihres Lebens. Auf ihrem Grabe blühete die Maiblume, die, ein duftender Glockendom, wie eine, von Engeln gebaute Pyramide, einsam steht, während die lezte höchste Duftglocke wie ein, im schönsten Gedanken, brechendes Auge zum hohen Urgedanken emporblickt.“ Hier ist in der That ein Gefühl schwülstig ausgedrückt, was um so mehr Wunder nimmt, da derselbe Dichter dasselbe Gefühl in demselben Bilde auf derselben Seite so schön ausgedrückt hat, wie irgend Aehnliches Jean Paul. „Siona war stumm, und konnte nur reden durch den Blick, die Zunge des Lichtes, und durch Thaten und Gedanken, in welchen die Himmlischen reden. Ach, nicht Alle verstanden den Psalm und die Klage, die Freude, die Wehmuth, des kinderfrommen Auges. Siona starb im Frühling. Auf das Grab der stummen Jungfrau pflanzten Engel eine Hyacinthe, „einen blühenden duftenden Glockendom, dessen Glockenspiel nur Gott und wir vernehmen,“ sprach einer der Engel unter stürzenden Thränen.“

Wir wagen nicht zu urtheilen, ob der Dichter noch jung oder schon bejahrt ist, denn die literarische Jugend nimmt vieles voraus und das literarische Alter schwärmt noch oft sehr jung. Ist er aber noch jung, so wünschen wir, daß er, reich genug an Gemüth, eben darum auch künftig dem Verstande sein Recht gebe, und sich nicht in eine Gemüthssucht festrenne, an der sich der zurückgesezte Verstand allemal rächt.

Sprachlehre.

(Beschluß.)

13) Ueber die jetzigen romanischen Schriftsprachen, die spanische, portugiesische, rhätoromanische (in der Schweiz), französische, italienische und dakoromanische (in mehrern Ländern des östlichen Europas). Von L. Diefenbach. Leipzig, Ricker, 1831.

Der Verfasser gibt diese interessante Arbeit nicht als ein geschloßnes Ganze, sondern mehr nur als Andeutungen und Anregungen. Es fehlt noch sehr an Vorarbeiten, und diese, namentlich die genauere Bekanntschaft mit den altkeltischen Sprachresten und romanischen Patois, bieten einem Einzelnen große Schwierigkeiten dar. — Es wäre zunächst eine sehr beherzigenswerthe Aufgabe, im chemischen Präparate des Lateinischen den altgriechischen und den altkeltischen Urstoff auszuscheiden. Der Verfasser deutet nur an, daß viele Wörter und einzelne Formen im Lateinischen sich finden, die durchaus nicht griechisch sind, aber im Galischen, Brittischen, Albanesischen wieder vorkommen. Das Finnische hat er aus Unkenntniß dieser Sprache nicht mit zu Rathe ziehen können. Ehe man über diese Verwandtschaften aufs Reine kommen kann, ist es offenbar nothwendig, daß erst so vollständig als möglich der Wörterschatz und die grammatikalischen Formen aller europäischen alten und neuen Sprachen gesammelt und verglichen werden. Ohne diese sichre Basis bleiben alle einzelnen Vergleiche und Vermuthungen unsicher.

Die große Kluft zwischen den alten Schriftsprachen und den neuen Aussprachen wird sich indeß auch bei der sorgfältigsten Sammlung und Vergleichung schwer ausfüllen lassen, da die nöthigen Mittelglieder fehlen. Dasselbe gilt von dem großen Unterschied zwischen der altlateinischen Flexion und dem spätern romanischen Artikel. Der Verfasser äußert die Vermuthung, daß der Artikel, den jezt alle romanischen Sprachen besitzen, weder, wie man vermuthet hat, aus dem Arabischen noch aus dem Germanischen herstamme, sondern daß er im Gegensatz gegen die Schriftsprache, schon in der lateinischen Volkssprache gebraucht worden sey. Allein diese Vermuthung scheint sehr gewagt, und da der Gebrauch des Artikels keineswegs allein steht, sondern mit der Abschleifung der Kasus- und Modusflexionen und mit der häufigern Anwendung der Präpositionen, Pronomina und Hülfszeitwörter genau zusammenhängt, so muß man wohl annehmen, daß alle diese Aenderungen in der lateinischen Sprache, indem sie in die neuromanischen Sprachen überging, gleichzeitig mit den Aenderungen des Keltischen, Germanischen, Nordischen und Arabischen, indem dieses ebenfalls im Spanischen, Französischen, Englischen mit dem Lateinischen zusammenschmolz, natürliche Folgen der jahrhundertlangen Völkerwanderungen und Völkermischungen gewesen ist. Da übrigens die altgermanischen Sprachen, wie hauptsächlich das Gothische beweist, vor dieser Periode eben so reich an Flexionen waren, wie die lateinische, so erklärt sich das Abschleifen aller dieser alten Flexionssprachen eben durch ihren Zusammenstoß, so natürlich, wie das Abschleifen scharfer und ekiger Steine, die in einem wilden Waldstrom fortgewälzt werden. Aus demselben Grunde ist da, wo urkundlich die heterogensten Sprachen am härtesten und längsten gegen einander gestoßen sind, im galisch-brittisch-römisch-sächsisch-normännischen England auch die alte Flexion am rundesten abgeschliffen. Man versetze sich nur in jene Zeiten, und man wird es sehr begreiflich finden, daß ein jedes Volk, welches sich genöthigt sah, die Sprache des fremden Eroberers oder des fremden Unterjochten nicht schriftmäßig, sondern aus dem mündlichen Gebrauch zu erlernen, davon nur die War-

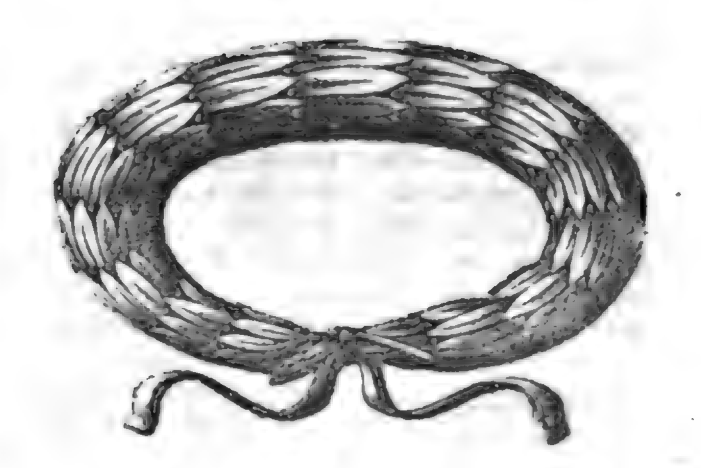
zeln, welche Hauptbegriffe ausdrückten, festhielt, die schwierigern Flexionsendungen aber fallen ließ und sich dafür der bequemern Verbindungspartikeln und Hülfswörter bediente. Dies geschah aber gegenseitig und so mußte wohl aus zwei Flexionssprachen eine Partikelsprache werden, wie es alle romanischen sind. Eben so natürlich war es, daß ähnlichlautende Partikelchen verschiedner Sprachen am meisten in Gebrauch kamen, und somit dürfte in dem neuen de la und della eben so viel von dem altlateinischen de und ille, als von dem germanischen des und arabischen el enthalten seyn.

Weit wichtiger als die Formen sind indeß die Wurzelwörter, und diese auszumitteln ist unstreitig die interessanteste Aufgabe für den geschichtlichen Sprachforscher. Ein Lexikon, worin alle Wörter, die in dem japetischen Sprachstamm (im Indischen, Persischen, Griechischen, Römischen, Keltischen, Germanischen, Slavischen) vorkommen, einerseits nach ihrer Besonderheit, anderseits nach ihrer Verwandtschaft geordnet wären, würde weit fruchtbarere Aufklärungen gewähren, als die bloße Vergleichung der Formen.

14) Veteranen-Worte von Dr. G. S. Rötger. Magdeburg, Kretschmann (Creuz'sche Buchhandlung). 1829.

Einige interessante kleine Abhandlungen, vorzüglich über Sprache. Das bemerkenswertheste darin sind die Klagen über die fehlerhafte Aussprache des Griechischen und über die fehlerhafte deutsche Orthographie. Gewiß mit Recht nimmt der Verfasser an, daß die alten Griechen weder alle ai, oi, ei, ae, au, eu so breit und voll ausgesprochen haben, als die heutigen Erasmianer, noch auch sie in lauter matte und spitzige e und i verwandelt haben, wie die Reuchlinianer, und er schlägt deßfalls einen Mittelweg vor, der Art, daß Erasmus das u dem Reuchlin, Reuchlin das ae dem Erasmus Preis gäbe. Allein wir glauben, daß hier keinerlei Willkühr erlaubt ist. Wir müssen uns entschließen, entweder mit Reuchlin die Aussprache der Neugriechen zu wählen, oder mit Erasmus das Altgriechische so zu sprechen, wie es nach deutscher Aussprache lautet. Das leztere dürfte aber unbedingt vorzuziehn seyn, da es uns einmal unmöglich ist, den Mittelweg auszumitteln, den die alten Griechen selbst mögen eingeschlagen haben, es aber höchst wahrscheinlich ist, daß in dieser Sprache der alten Griechen der volle Klang der Doppelvokale, so wie sie noch jezt geschrieben sind, noch mehr vorgeherrscht hat und die Verkürzung dieser schönen Doppelklänge in die klanglosen e und i der heutigen Neugriechen erst später eingetreten ist, gerade wie wir auch in unserm Altgothischen noch lauter volle Diphthongen finden, wo wir heute nichts mehr als e und i haben. Daß aber die altdeutschen vollen Klänge wirklich voll ausgesprochen worden sind, beweist die Aussprache, die sich noch in einigen Gebirgsländern und im Englischen und Nordischen erhalten hat. Wo unsre Schriftsprache „Tiefe" sagt, sagen die Schweizer noch jezt „Teufe"; statt thun hört man in Schwaben thaun, statt Licht — Liecht, statt stand — stuhnd. Und wie viele volle o finden sich im Englischen statt des heutigen deutschen e, z. B. work, world statt Werk, Welt ꝛc. Sollten demnach die alten Griechen nicht eben so wie die alten Deutschen die noch jezt voll geschriebenen Diphthongen eben so voll ausgesprochen haben?

Sehr mit Recht tadelt der Verfasser die Willkühr unsrer Rechtschreibung, die sich durch nichts entschuldigen läßt. Die willkührlichen Verwechslungen von i und y (bei und bey, Freiheit und Freyheit), i und ie (Tiger und Tieger, studiren und studieren), s und ß (los und loß) las und laß), ss und ß (weisse und weiße), f und ff (trift und trifft), d und t und dt (Brod, Brot, Brodt, t und th (bot und both), c und k und ck (Act und Akt, nakt und nackt), eu und äu (greulich und gräulich), l und ll (also und allso), ferner von Vokalen mit und ohne h (Oel und Oehl) ꝛc. sind so gewöhnlich in unserer Literatur, daß man aus Gewohnheit den Fehler gar nicht einmal merkt, es müßte denn der Schriftsteller seyn, der, wenn er gelegentlich seine sämmtlichen Werke durchliest, darin zwölferlei Orthographien findet, indem unter einem Dutzend Setzer jeder seine eigne Orthographie ihm aufgedrungen hat. So hat mir Jemand unter anderm nicht mit Unrecht vorgeworfen, wie ich so viel über Literatur schreiben könne, da ich nicht einmal zu wissen schiene, wie das Wort Literatur geschrieben würde. Und wirklich ist es in einigen meiner Aufsätze mit tt gedruckt, weil bei einigen Journalen, an denen ich mitgearbeitet, Litteratur (est tibi littera dura), in den meisten andern dagegen Literatur gebräuchlich war. — Wie ist da zu helfen? Mit Theorien gewiß nicht. Ohne Zweifel aber wird sich nach und nach die Willkühr der Mode unterwerfen. Vor hundert Jahren schrieb man noch häufig unnd, umb, auß, auff, feindtlich ꝛc. Das ist jezt nicht mehr Mode und so werden auch wohl mit der Zeit viele ey, ie, äu und ck, dt, ff, ll, h, ss, ß, th und tz verschwinden, und in ei, i, eu, k, d, f, l, s, t und z verkürzt werden. Der Gebrauch wird schon von selbst das Ueberflüßige abschleifen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 69. — 6. Juli 1831.

Geographie.

Atlas de l'Europe en 220 feuilles, à l'échelle $^1/_{500000}$ de la grandeure naturelle, construit sur la projection de Flamsteed, modifiée, adoptée au dépot général de la Guerre en France par J. H. Weiss, ci-devant lieutenant-colonel au corps royal des ingenieurs-géographes français; dressé d'après les mêmes principes à l'aide des meilleurs matériaux avec une trigonometrie très étendue, basée sur des observations astronomiques pour le placement des lieux par J. E. Woerl. Gravé en pierre sous la direction de l'auteur, et imprimé d'après la nouvelle méthode d'employer l'encre rouge pour l'indication des routes, des positions et des frontières. Lithographie de B. Herder à Fribourg en Brisgau. 1831.

Dieser herrliche Atlas soll in 220 Blättern, (jedes 17½ Zoll lang und 14½ Zoll hoch, auf dem schönsten Papier in Stein gedruckt) ganz Europa enthalten. Jede Lieferung bringt vier Charten für den Subscriptionspreis von 12 Franken, so daß das Ganze 660 Franken kosten wird. Bis jezt sind fünf Lieferungen in unsern Händen, nämlich von Frankreich die Bezirke von Nantes, Orleans, Rouen, Dijon, La Rochelle, Limoges, Montpellier, Toulouse, Cherbourg, Paris, ferner die Insel Korsika, Savoyen, Oldenburg-Bremen, die Insel Bornholm, Stettin und ein Theil von Pommern, endlich die Landschaften, deren Mittelpunkte Tübingen und Ulm sind, dazu die Titelblätter der Charten von Frankreich und Baden und Würtemberg.

Der Anblick dieses schönen Werkes ist höchst gewinnend. Es ist ein Triumph der Lithographie und die um diese Kunst schon längst verdiente Herder'sche Verlagshandlung hat sich dadurch ein glänzendes Denkmal gesezt. Die außerordentliche Reinlichkeit und Präcision des Drucks überrascht um so mehr, als man dieselben bisher in diesem Grade nur beim Kupferstich, nie beim Steinstich fand, und hier überdies in zwei Farben zugleich gedruckt wurde, nämlich in Schwarz alle von der Natur, in Roth alle von der Kunst erzeugten Gegenstände (schwarz die Naturgränzen, Ufer, Flüsse, Berge Wälder rc., roth die politischen Gränzen, Straßen, Städte und Dörfer rc.) Am bewundernswürdigsten ist diese Sauberkeit und Schärfe des Drucks in den Gebirgspartien. Man nehme z. B. die Charte von Savoyen

zur Hand und man wird erstaunen müssen, wie es möglich war, bei diesen schwarzen Gebirgsmassen das Ineinanderfließen der Schwärze im Steindruck zu verhüten. Vollendeteres hat die Landcharten-Lithographie noch nicht hervorgebracht. Ob die Kunst noch weiter getrieben werden kann, ob z. B. noch mehr Farben zur Unterscheidung des Wassers (weil oft Flüßchen und Straßen nicht wohl anders als durch Farben ganz deutlich zu unterscheiden sind) oder der Wälder angebracht werden können, ist die Frage.

Der außerordentlich große Maaßstab gewährt die genaueste Detailkenntniß der betreffenden Länder, und überdies sind überall vermittelst der einfachsten Zeichen die Städte als Residenzen, Festungen, Departemental- oder Kreis- und Kantonsstädte, Universitäten, Poststationen rc. angegeben. Der Maaßstab ist übrigens nicht durchgängig derselbe, und dies mit vollem Recht; denn wollte man die volhynischen Sümpfe in demselben Maaßstab darstellen, wie die bevölkerten Rheingegenden, so würde sehr viel Papier unnütz verschwendet werden. Frankreich wird im 1/500000 Maaßstab gegeben. Baden und Würtemberg sind noch größer, nämlich nur 200,000 Mal kleiner, als in der Natur. Deutschland verdient diese Vergrößerung nicht nur aus patriotischen, sondern namentlich aus militärischen Rücksichten, weil es ohne Zweifel nach wie vor bestimmt seyn wird, der Hauptschauplatz der europäischen Kriege zu seyn.

Wir halten dieses schöne Unternehmen nicht nur für höchst respektabel an sich, sondern auch für vollkommen zeitgemäß, denn ein so praktisch brauchbarer, aus den neuesten sehr vervollkommneten Quellen geschöpfter Specialatlas von ganz Europa fehlt noch und ist in unsrer bewegten Zeit ein sehr nahe liegendes Bedürfniß. Damit nun dieses Unternehmen in seiner Ausführung beschleunigt werden könne, ist sehr zu wünschen, daß Bibliotheken, militärische Institute und Vereine und städtische Museen es anschaffen, sofern unser Deutschland an reichen Privatleuten nicht so viel Ueberfluß hat, als England.

Philosophie.

Nouveau Système d'études philosophiques par Mr. J. G. Ozaneaux ancien professeur de philosophie au collège Louis-le-Grand, recteur de l'académie de Bourges. Paris 1830.

Dies Buch ist darum merkwürdig, weil es eine Vorstellung von den philosophischen Ansichten in Frankreich gibt, zwar nicht von Cousin und seiner Schule, aber von den übrigen Schriftgelehrten und Pharisäern. Philosophie — so heißts häufig in Frankreich — ist allerdings ein gar schönes Wort, schade nur, daß noch Niemand recht gesagt hat, was sie eigentlich ist, oder daß sie vielmehr Jeder auf seine eigene Weise definirt und praktizirt hat.

Als der Philosoph Galilei die Bewegung der Erde um die Sonne entdeckt hatte und lehrte, kamen Philosophen einer andern Art und Schule, in Mützen und schwarzen Röcken, nahmen ihn beim Schopf und ließen Ihn ins Gefängniß werfen. Galilei hatte die Mathematik und die Wahrheit für sich, seine Gegner aber die Sbirren und die Bibel, welche leztere sie unrecht, oder gar nicht verstanden.

Der Mönch Chauvin oder Calvin aus Noyon in der Picardie zeigte großen Eifer für die Philosophie und Reformation. Mit großer Beredtsamkeit predigte er von Toleranz, so schrieb er auch und schwur Stein und Bein darauf. Da wollte unglücklicherweise der Zufall, daß ihm Michel Servet, ein bedeutender Gegner in den Weg kam, der in mehreren Punkten anderer Meinung war. Darum ließ ihn Calvin öffentlich und zum großen Ruhme der Philosophie verbrennen. Dies geschah zu Genf im Jahr der Gnade 1553.

Um dieselbe Zeit hatte der Philosoph und Grammatikus La Ramée — der sich Ramus nennt — einen entsetzlichen Kampf zu kämpfen mit den andern Philosophen und den Rechtsdoktoren. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Aussprache zwei lateinischer Worte. Die Doktoren verlangten, man sollte kiskis und kankan aussprechen, La Ramée aber treu den ächten Principien, beweist ihnen sonnenklar, man müsse quis-quis und quam-quam sagen. Er hatte auch den Ruhm und die Ehre um kein Haar breit nachzugeben. Deshalb brachten ihn die Rechtsdoktoren um, und um die beleidigte Philosophie zu rächen, wurde sein blutiger Leichnam in den Gassen und auf der Straße herum gezogen. Daran geschah ihm Recht, und er hatte es wohl verdient.

Darauf kamen die Nominalisten und Realisten, die sich einander aufgesessen waren wie Hund und Katzen. Es ist sehr für die Geschichte der Philosophie zu bedauern, daß noch Niemand auf der Welt — und die Partheien selbst — nicht recht begriffen habe, worüber sie sich eigentlich stritten, zankten und anfeindeten. Dies hinderte sie jedoch nicht, sich auf Leben und Tod zu hassen, zu verläumden, und wo's nur anging, umzubringen.

Leibnitz behauptete, das Universum sey aus Monaden entstanden, allerdings eine herrliche Erfindung. Descartes wußte es aber doch besser, denn sein Universum war aus Wirbelwinden zusammengetrieben worden, die allerlei subtile Materien zusammengeweht hatten. Beide Systeme sind gleich klar und genügend.

Pythagoras glaubte an die Seelenwanderung, und die indischen Philosophen behaupten noch bis auf den heutigen Tag, die Seele gehe in Thier- und Menschenleibern herum, und darum sind die Thiere am Ganges-Ufer so glücklich. Lessing dachte ebenso. Mallebranche hingegen war Descartes Wirbelwinds-Meinung, er läugnete, daß die Thiere Seelen hätten, er hielt sie auch nur für organisirte Maschinen. Als seine kleine Hündin, kurz bevor sie Junge warf, wie bittend an ihm herumschmeichelte, gab er ihr einen heftigen Fußstoß auf den Leib und sagte ganz kalt zu seinem ganz erstaunten Freund: glauben Sie denn etwa, daß das Gefühl hat?

Des Abbé Saint-Pierre Philosophie liegt ganz in den Worten Humanität und Wohlthun, welches leztere (bien faisance) er selbst erfunden hat. Epicur hingegen hatte die Philosophie in der Kunst gesucht, das Leben so angenehm als möglich hinzubringen. Die Philosophie der Fakiren besteht darin, daß sie sich die Haut mit einer Knute wund peitschen und in Stücke zerreissen, sich vom Wagen ihrer Gottheit rädern lassen und sich auf einen Stuhl setzen, der voll spitziger Nägel ist.

Abraham, der Essigsieder Chaumeix, der Abbé Caveyrac, der die St. Bartholomäus-Nacht pries, der Abbé Nonotte, der Abbé Coyer, und eine ganze Menge Abbé's und Layen waren alle große Philosophen zu ihrer Zeit. Sie wollten Voltaire in Fernay schaden, weil er ihnen geistreich witzig und ohne Erbarmen die Wahrheit sagte. Daran that er allerdings wohl, er that aber auch oft sehr übel, z. B. wenn er über die christliche Religion und über J. J. Rousseau spottete. Mit Witz, Ansehen in der Gesellschaft und vierzig tausend Franken jährlichen Einkünften ist es keine Kunst, sich über einen armen Mann lustig zu machen, der nichts hatte als sein Genie und der auch nichts haben wollte. Dergleichen Spott ist nicht schwer und nicht edel. Jean-Jacques, der arm in einem Dachstübchen von seiner Hände Arbeit lebte, konnte und wollte dergleichen Angriffe nicht zurückgeben. Dagegen verläumdete er sich selbst und seine Zeitgenossen in seinen Konfessions, was auch sehr unphilosophisch ist.

Derselbe Voltaire reiste nach Berlin, um dort dem Salomon des Nordens — so nannte er Friedrich II. — Unterricht in der Philosophie zu geben, und zur Belohnung erhielt er auch gleich den Kammerherrnschlüssel. Die Herren stiegen aber nicht lange zusammen in die Tiefen des Universums hinab. Voltaire erlaubte sich einige unbescheidne Worte über den König, und dieser glaubte nun auf einmal, er habe keinen philosophischen Unterricht mehr von ihm nöthig. Er jagte ihn also aus seinem Königreich fort und ließ ihm — als eine Art von Manumission oder als rückständige Besoldung fünfzig Prügel aufzählen, welche dem Philosophen richtig in Frankfurt am Main ausgezahlt wurden. Ja der gekrönte Philosoph beschuldigte sogar den ungekrönten, er habe ihm sein oeuvre de poésie gestohlen, und Voltaire mußte es wieder herausgeben. Dieser machte nun, daß er so schnell wie möglich fortkam und machte eine Ode gegen den nordischen Salomon, den er von nun an immer zerriß, lächerlich machte und verläumdete. Die Welt lacht über all diese Begebenheiten, dessen ungeachtet bleiben Voltaire und Friedrich zwei große Philosophen.

Es liesse sich viel sagen über die philosophischen Träumereien des Konsuls, Benedikt von Maillat, der in seiner Rhapsodie Talliamed — Anagramm seines Namens — behauptet, daß die Menschen zuerst Fische sind. Diese Thiere gehören mit den berühmten Aalen des Jesuiten Needham zusammen, welche er aus brandigem Roggen und dem Saft von Hammelskeulen gemacht haben will, oder mit den Menschen des Theophrastus von Hohenheim. Dies ist ebenso Philosophie, wie die Mirakel auf dem Kirchhof des heiligen Medardus, des Mignet-Kreuzes, die Vampiren des Don Calmet, die Gespenster des Pater Delris, die Seherin von Prevorst und das Fläschchen mit Clovis heiligem Salböl, das 1790 auf dem Pflaster eines öffentlichen Platzes vor tausend Menschen aus Rheims in Stücken zerschlagen, dessen ungeachtet aber 1825 bei der Krönung Karls X. unversehrt gefunden wurde.

Andere Philosophen verloren sich in das Labyrinth der Psychologie. Es gieng ihnen aber noch schlimmer. Denn sie stritten mit einander in dichtem Nebel, und gaben sich unendliche Mühe, um leere Schatten oder fantastische Formen, Gebilde der Einbildungskraft zu fassen, zu analysiren und zu seciren. Standen die Leute einmal auf dem beweglichen Triebsande dieses Gebiets, so gings ihnen bei jeder Bewegung fatal. Sie verloren sich in eine Menge Divisionen, Subdivisionen, Distinktionen, Hypothesen, Analogien u. s. w., ohne einen festen Punkt zu erreichen, wo sie sich hätten festhalten können. So entstanden die Dinglichkeiten und die Qualitäten, die Streitigkeiten über die angebornen Ideen, über den Ursprung der Sprachen, über die Existenz, die Qualitäten, die Eigenschaften Gottes, über die freie Willkühr — denn auch die Theologie mischte sich frühzeitig hinein — und nun wurde es ganz unmöglich die Tiefe des philosophischen Abgrunds zu erforschen, und bei den Streitigkeiten der Philosophen ein Ende abzusehn. Wer mag sagen und bestimmen, welches von all diesen Systemen das richtige und wahre sey? Ich, für mein Theil, weiß es nicht, und sehe auch nicht ab, wie ich da ins Klare kommen soll: Talliamed's Fische und Needham's Aale können wenigstens einen Augenblick amüsiren. Was aber kömmt dabei heraus, daß man sich den Kopf zerbricht über Definitionen, wie ungefähr folgende: „Die Materie ist nicht wer, nicht was, nicht wie groß, mit einem Wort nichts von dem, wodurch das Daseyn bestimmt wird.“ So drückt sich Aristoteles im I. Buch

seiner Physik aus. Epicur spricht sich nicht weniger sonderbar über die Seele aus. Sie besteht — sagt er — aus vier Dingen: aus einem unbestimmten Maaß Feuer, aus einem unbestimmten Maaß Luft, aus einem unbestimmten Maaß Wind und aus einem unbestimmten Maaß von Etwas, das keinen Namen hat. Diese saubere Definition hat uns Diogenes Laërtius aufbewahrt und überliefert. Gewiß, es war der Mühe werth. Beide obigen Definitionen aus philosophischen Büchern der Alten sind aber nicht das lächerlichste. Die Modernen haben dergleichen zu Tausenden aufzuweisen, und vielleicht noch dunklere, noch unsinnigere und noch lächerlichere.

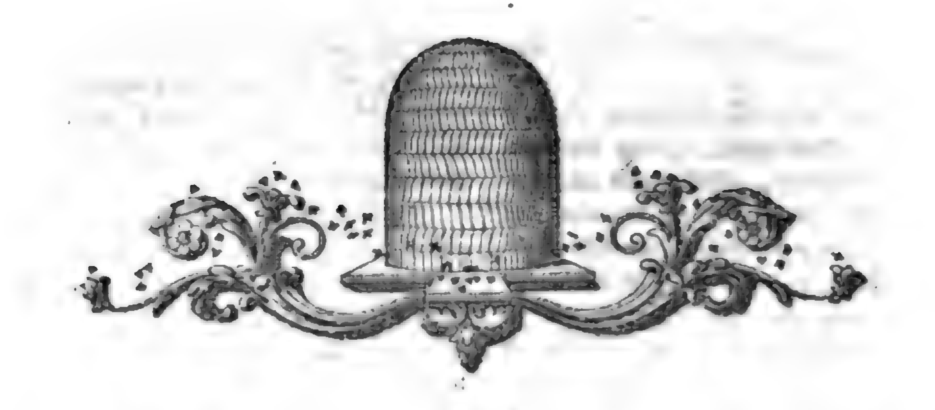
Fast sollte man glauben, die Philosophie sey ein neutrales Land, wo alle menschlichen Ideen, Hirngespinnste, Phantasmagorien, Narrheiten und Leidenschaften sich bunt unter einander zusammenfinden, jede mit dem Verlangen, allein und ausschließlich zu regieren und die Welt zu beherrschen? Immer kann man die Philosophie fragen: Wo sind deine Früchte in der menschlichen Gesellschaft? Was hast du dem Leben an Glück zugegeben? Und immer wird die Philosophie die Antwort auf diese Fragen schuldig bleiben. Darauf aber sollte doch endlich alles menschliche Wissen hinauslaufen. Was kümmert uns der Ursprung der Ideen? oder ob es angeborne Ideen gibt oder nicht? oder ob das Kind in Mutterleib Gefühle hat, und welche? Die Philosophen antworten: wir wollen von diesen Ideen ausgehen und darüber ins Reine zu kommen suchen, um den Menschen zu zeigen, was sie zu thun und zu lassen haben. Dies kommt mir vor, wie die Weltgeschichte, die bei der Sündfluth beginnt. Die Philosophie, die sich so im Kreis ihrer Präliminär-Spekulationen herumdreht, ohne einen Schritt weiter zu kommen, gleicht einem Buche, das ganz Vorrede ist. Ich gebe es zu, diese Vorrede ist trefflich und voll Beredtsamkeit, sinnreich, und in einem gewissen Sinn auch unterrichtend. Aber der Gegenstand des Buchs ist darin nicht behandelt, weder im Anfang noch am Ende. Die Vorrede kann so gut geschrieben seyn, daß man ihren Mangel darüber vergißt. Darum ist er aber nicht weniger vorhanden. Die Philosophie war bisher eine Tangente des menschlichen Lebens, sie berührte es, aber sie lief neben demselben hin. Heut zu Tage genügt dies nicht mehr, sondern sie muß tief in dasselbe eindringen; sie muß der Mittelpunkt werden, um den sich die ganze Gesellschaft schwingt und bewegt.

Dies sind die Ideen, welche in Ozaneaux's Buch vorherrschen und ihm die Entstehung gegeben haben. An diesen Ideen ist freilich nichts neu, wir haben dergleichen schon oft in Frankreich gehört, jezt aber werden sie von neuem vorgenommen, da durch Cousin die deutsche Philosophie Eingang und Liebhaber findet. Dieser Richtung will der Verfasser durch sein Buch entgegen arbeiten, und für die praktischen, keck und kräftig ins Leben eingreifenden Franzosen hat er auch ganz Recht, und seine Landsleute müssen ihm dafür Dank wissen.

Die erste und Haupteigenschaft eines Schriftstellers, der über Philosophie schreibt, ist unstreitig, daß er sich lesen läßt, daß er verständlich und klar ist. Denn ohne dies wird er es zu keinem Erfolg bringen. Wenn einer in seinem Garten eine Heilquelle hat, die er Jedem zugänglich machen will: so muß er vorerst dafür sorgen, daß man leicht zu der Quelle kommen kann. Bei den steilen Sublimitäten der deutschen Philosophie, zu der sich die Schule in Frankreich hinneigt, ist es aber nicht so. Sie sind nur wenig Geistern zugänglich, und von diesen Wenigen verstehen Wenige sich selbst und ihre Genossen. Wie? soll denn die Philosophie nur Einigen Wenigen zugänglich seyn? Und wenn durch sie Licht ins Dunkel kommt und Wohlthaten gespendet werden, sollen sie denn nur diejenigen genießen, die durch immerwährende und anhaltende Arbeit in diesem Fach in die Subtilitäten der Schule dringen können, oder es wenigstens vorgeben? Sonderbare Bestimmung! Eine Wissenschaft, deren Zweck seyn soll, Trost und Muth für den Gang durchs Leben zu verleihen, ist nur denen zugänglich, die durch ihre Lage und Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft des Trosts und der Ermuthigung am wenigsten bedürfen! Und die armen Leute, die nicht Philosophie studirt, und nichts haben, als ihren gesunden Verstand, ihr klares Urtheil, diese sollen sie nicht verstehen, und durch sie nicht besser, verständiger und glücklicher werden?

Ozaneaux hingegen ist überzeugt, daß die wahre Philosophie unter allen Wissenschaften der Bücher und der langen vorbereitenden Studien am Besten entbehren kann, weil ihre Elemente im menschlichen Herzen liegen, und weil ihre Wahrheiten in allen Sprachen und bei allen Völkern wahr sind. O. hat die Philosophie von all' den pedantischen Hüllen und Binden, desgleichen von den feinen, spinnwebenartigen Thesen, von den verfänglichen und sophistischen Argumenten befreit, die sie bisher verstellen und die es unmöglich machten, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Und dies that er, nach achtzehn Jahren fleißiger Studien in der Philosophie und ihrer Geschichte. Er gibt hier das Resultat all seiner Bemühungen. Es ist keine kalte Auseinandersetzung, sondern ein Buch, das endlich einmal auf neuem und gutem Grund ruht, und worin junge Ideen herrschen. Die Sprache ist voll Wärme und Poesie. Denn auch die Dichtkunst kann der Wahrheit dienen. Platon ist das beste Beispiel, denn er war gewiß einer der größten Dichter des Alterthums; wiewohl er nie einen Vers gemacht hat. Die Ueberzeugung, die von einem glatten, eiskalten Syllogismus herkömmt, dringt höchstens in den Kopf und bleibt da todt, ohne Wirkung. Wenn aber die Vernunft eine klare, lebendige Sprache, voll Wärme und Kraft redet, so bleibt sie nicht ohne Wirkung, und wie ganz anders wirkt diese auf das ganze menschliche Seyn!

Mr.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 70. — 8. Juli 1831.

Länder- und Völkerkunde.

1) A narrative of a visit to the court of Sinde; a sketch of the history of Cutch etc. by James Burnes, surgeon to the residency at Bhooj. Edinburgh, 1831, Stark.

Diese offizielle, aber sehr unterhaltende Reisebeschreibung war bereits 1829 in Bombay erschienen. Der Verfasser, Dr. Burnes, ist Regierungsarzt von Budsch in Cutch und machte die Reise nach Hydenabad auf Ersuchen der durchlauchtigsten Emirs von Sind. Sind, ehemals zur Provinz Multan gehörig, ist eine Nominalbesitzung von Cabul, wie Algier dem Sultan gehört. Im J. 1779 wurden die legitimen Beherrscher Sind's verbannt; die Nation berief durch Primairversammlungen den Talpurenhäuptling Fattih Ali Chan auf den Thron, und Timur Schah von Cabul erklärte sich, da ihm der Erwählte der Nation wie seine Vorgänger Tribut bezahlen wollte, für das Princip der Nicht-Intervention.

Dieser Fattih Ali Chan fand das Regieren in dem revolutionären Lande sehr beschwerlich und machte seine drei jüngeren Brüder zu Mitregenten: die viere herrschten nun unter dem Namen Emirs von Sind. Sie kamen so gut mit einander aus, daß man sie Schar Jar, die vier Freunde, nannte; wie die Oxforder Gelehrten hatten sie

One heart, one wish, one chamber and one hat,

sie standen zusammen auf, aßen zusammen, giengen zusammen spazieren und schliefen in demselben Zimmer. Zwei davon sind unterdessen gestorben.

Im Jahre 1827 wurde ein dritter, Namens Mir Murad Ali, sehr krank und bat sich von dem brittischen Gesandten in Cutch einen Arzt aus. Dr. Burnes machte sich auf den Weg. In der Stadt Muri fand er die Chans, welche ihm von den Emirs entgegen geschickt wurden. Sie brachten ihm eine Ehrenwache, Lebensmittel, Leckerbissen, Opium. Nicht weniger als fünfzig Kameele standen dem Doktor zu Gebote. Ganze Karawanen von Eingebornen zogen nach, um den Europäer zu sehn. Auf der lezten Station vor der Hauptstadt wurde er vom Premier-Minister Nawab Ualli Mahomed Chan Lagari herzlich bewillkommt. Im befestigten Schlosse der Emirs war die souveraine Familie versammelt, in einem hohen glänzenden Saale mit persischen Tapeten; in der Mitte saßen zwei Emirs in reich verbrämtem Gewande mit Kaschmir-Shawls und Dolchen, und die Honneurs wurden mit großem Takte verrichtet. Wiewohl Murad Ali bald hergestellt war, hörte er nicht auf, den Doktor sehr liebreich zu behandeln. Anfangs wollte er nicht einnehmen, ohne daß zuvor sein Arzt einen Theil der Brech- oder Purgiermittel hinunterschluckte, aber später verrichtete man dies Experiment in anima vili, an einem Bedienten, und

am Ende schluckte der Emir ohne Weiteres hinunter, was man ihm verschrieb.

Dr. Burnes spricht nicht blos von Recepten, sondern auch von der Statistik, den Einkünften, Sitten des Landes und von der Politik der Emirs. Was ihnen am meisten angelegen ist, bemerkt er, ist die Bekehrung der Hindus. Diese werden gezwungen, mahomedanische Kleider und Bärte zu tragen. Erst seit Kurzem dürfen sie auf Pferden reiten und noch jezt müssen sie, wenn ein Muselmann vorbeigeht, von ihren Eseln oder Mäulern absteigen. Die Mahomedaner werden aufgemuntert, sogar dringend ermahnt, alle Sinnbilder des indischen Götzenthums zu vernichten. Ein Gläubiger braucht blos zu erklären, ein Hindu habe einen Vers aus dem Koran oder die Worte „Mahomed der Prophet" ausgesprochen, so muß sich der Hindu augenblicklich beschneiden lassen. Dies geschieht häufig, und so nimmt denn die Anzahl der Hindus sehr ab. Es ist unbegreiflich, sagt der Reisende, daß sich leztere nicht entschließen, aus dem Lande zu gehn; von ihren religiösen Ceremonien lassen sie sich durch keine Maßregel abwendig machen, aber den härtesten Druck erleiden sie mit der größten Geduld. Was aber am merkwürdigsten ist: die Emirs, welche solchen Glaubenszwang gegen die Hindus ausüben, gehören selbst nicht einer und derselben Religion an, die einen sind Sunniten, die andern Schüten.

Das Werk schließt mit einer aus offiziellen Urkunden geschöpften Geschichte von Cutsch. Dort regierte seit 1778 ein Don Miguel, Namens Rao Raheiden. Die Engländer schickten den Obristen East gegen ihn; der Tyrann ließ alle Brunnen im Lande vergiften, schloß aber am Ende einen Traktat, den er nicht hielt. Die Engländer schickten daher 1819 eine Armee gegen ihn, sezten ihn ab, ließen durch Primairversammlungen den dreijährigen Sohn des Rao zum Throne erheben, der brittische Gesandte übernahm die Regentschaft „und seitdem genießt Cutsch aller Segnungen der brittischen Herrschaft."

2) Narrative of a journey across the Balcan, also of a visit to Azani, and other newly discovered ruins in Asia-Minor, in the years 1829—30. By Major Keppel. 2 vols. 8vo. London, 1831.

Eine politische Reise. Der Verfasser, ein Engländer, hätte gern zugesehen, wie sich die Türken und Russen zum Besten der Civilisation einander todtschießen. Kaum hatte er also durch die Londoner Blätter erfahren, sobald Diebitsch über den Pruth rücke, werde ein bedeutendes Reich zu Grunde gehn, so schnürte Herr Major Keppel seinen Reisesack, fuhr nach Frankreich, aß in Paris zu Mittag, sah sich die Schweiz an, und Italien, Korfu, ganz Griechenland, und sonderbar! als er nun seine eigentliche Reise antreten wollte, war der türkische Krieg zu Ende. Desto besser, dachte Major Keppel, desto ruhiger läßt sichs nun über Adrianopel nach Schumla, über den Balkan nach Konstantinopel reisen.

Nehmen wir an, Major Keppel sey durch die Kraft einer Dampfmaschine von London aus stracks nach dem griechischen Argos geschossen worden, so findet er dort das griechische „Parlament" in einer feierlichen Berathung. Mit Tagesanbruch waren die Abgeordneten herbeigetrommelt worden und der griechische Moniteur brauchte sich den folgenden Tag nicht zu beschweren, daß um zwei Uhr drei Viertel der Mitglieder noch nicht bei der Hand waren. Die Versammlung fand in einem antiken Theater statt, das, Major Keppel zufolge, nach denen von Sparta und Janina, das größte im europäischen Griechenlande ist. Wo früher die scena war und der cavea gegenüber hatte man einige Reihen Bänke im Halbkreise zimmern lassen, und dies improvisirte Gebäude hatte kein Dach. Das Hertrommeln der Abgeordneten kam unserem Engländer etwas militärisch vor, und er fürchtete, daß es der Freiheit der Rednerbühne schade; allein sein Erstaunen sollte noch zunehmen. Wie viele andre alte Theater, ist das von Argos in einen Berg eingegraben und auf dem Gipfel, auf den oberen Bänken der cavea, standen fünf Piquets Palicharen in Reih' und Glied. Wozu die vielen Soldaten? Keppel meint in allem Ernste, sie sollten im Nothfalle die Redner in den Grund schießen! Zufällig, sagt er, seyen die Abgeordneten alle mit S. E. dem Präsidenten einig gewesen!

Dem sey wie ihm wolle, wir sind ungeduldig, dem Verfasser nach Konstantinopel zu folgen und lassen uns dort eine merkwürdige Anekdote erzählen, über die Unterzeichnung des ewigen Friedenstraktats zwischen Rußland und der Pforte. Da die Ratifikation lange auf sich warten ließ, so wurde ein russischer Adjutant nach Konstantinopel geschickt, um zu melden, man sitze auf Kohlen. Der Sultan aber, sonst ein Mann ohne Vorurtheil, konnte sich immer noch nicht zum Unterschreiben entschließen. Denn das Papier, worauf Urkunden wie die erwähnte geschrieben zu werden pflegen, ist vergoldet und auf eine eigenthümliche Weise gefärbt. Leider war in der ganzen Stadt kein solcher Bogen Papier zu finden, und man brauchte mehrere Tage, um einen zu fabriciren. Vergebens stellte man dem Sultan vor, es handle sich um die Unterschrift, und nicht um das Goldpapier. Sein Wille war unerschütterlich. Wie jener spanische König, der vor Hitze starb, weil der zu diesem Zwecke speciell bestimmte Hofschranze nicht da war, um seinen Sessel vom Feuer wegzurücken: so lief der „König der Könige" Gefahr, seine Hauptstadt in Flammen zu sehn und wollte mit keinem Jota von der Etikette abweichen. Endlich erschien

das gehörig ausstaffirte und vergoldete Dokument, und das war ein Glück für den Sultan, denn der russische Feldherr war drauf und dran, in Warschau, ich wollte sagen in Konstantinopel, einzurücken.

Dergleichen Dinge wechseln mit sehr lieblichen Landschafts- und Sittengemälden ab. Aus den einfachen Hütten bulgarischer Landleute führt er uns auf Schlachtfelder, in Hauptquartiere, von da nach Ruinen oder in die funkelnden Gemächer türkischer Großen. Als fashionabler Mann hat unser Reisender nicht vergessen, die verschiedenen Moden zu beschreiben, die ihm unterwegs vorgekommen sind und dabei ist denn auch eine, die Einsender den Leserinnen nicht empfehlen möchte. In Adrianopel nämlich ist die Ehescheidung in der Mode; beim ersten Disput lassen sich die Ehehälften scheiden, und Herr Keppel sagt es, sonst würde ich es nicht glauben, die Damen sind es, welche auf Ehescheidung antragen. Zuweilen sechs Wochen nach der Heirath. Hieraus geht immerhin hervor, daß sich die Neuvermählten in der Türkei oft sechs Wochen lang nicht zanken.

3) Fo-koue-ki ou la relation du royaume de Fo, traduite du chinois par M. Abel-Rémusat. Paris, 1831 oder 32. 1 in 4°.

Dies Buch ist noch nicht erschienen. Es wird eine Reisebeschreibung chinesischer Gelehrten enthalten, die nach Indien giengen, um Sanskrit zu lernen. Das Morgenblatt hat bereits diesen Gegenstand berührt und wir theilen nun vorläufig die Hauptresultate aus den gelehrten und anziehenden Untersuchungen des Herrn Abel-Rémusat mit.

Der Buddhismus blühte zu Anfang des 5ten Jahrhunderts in der centralen Tatarei, im Westen der großen Wüste, in der Gegend des Sees Lop, bei den Uiguren, in Chotan, in allen kleinen Staaten nördlich von den Himalaja-Bergen. In angefüllten Monasterien wurden dort indische Bräuche gefeiert, man trieb Sanskrit, und diese Sprache war verbreitet genug, um zu vielen Namen der Oertlichkeit Anlaß zu geben. Noch blühender war derselbe Glauben westlich vom Indus in den ganz indischen Staaten, welche damals auf den afghanischen Gebirgen bestanden, in Udiana, Gandana, Belutscha, Tschiudasira u. a. Die Anbetung Buddha's war mit ihrem ganzen Pompe dahin vorgedrungen, und mündliche Ueberlieferungen verlegten in diese Länder mehrere Abentheuer Tathagata's. Eine solche Ausdehnung der indischen Sprache und Religion war bisher von keinem europäischen Gelehrten vermuthet worden; das chinesische Buch dagegen weist sie nach und macht uns mit dem Datum der Einführung bekannt. Das wahre Vaterland des Buddhismus ist nicht das südliche Behar, sondern an den Gangesufern zwischen dem Gebirge Nepal's und den Flüssen Dschumna und Gogra. Auch die Biographie der indischen Missionäre lernt man aus dem Buche kennen. Im mittleren Indien, der Ueberlieferung nach früher als tausend Jahre vor Chr. entstanden, bewahrte der Buddhismus fünfhundert Jahre nach Chr. eine politische Ueberlegenheit über den Brahmanismus. Im 5ten Jahrhundert waren noch Denkmäler vorhanden, welche der Ueberlieferung zum Belege dienten. Der Buddhismus drang bis nach Bengalen und der Gangesmündung vor, ja sogar nach dem Decan, dessen für neu gehaltene unterirdische Anlagen dem ältesten Buddhismus angehören, der auch in Ceylon herrschend war. Auf dieser Insel wurde der Gottesdienst mit großem Pompe gefeiert und die chinesischen Reisenden fanden dort eine Menge religiöser Bücher.

Für die Kenntniß der alt-indischen Glaubensgeschichte und für die alte Erdkunde Indiens sind also die Untersuchungen Abel-Rémusats und dessen Uebersetzung von hoher Wichtigkeit. Der gelehrte Verf. wird zugleich einige andre alte Reisen durch Indien bekannt machen.

4) Memoirs of the life and public services of Sir Thomas Stamford Raffles. London 1830.

Sir Raffles war von 1811 bis 1816 Gouverneur der Insel Java und von 1817 bis 1824 bekleidete er dieselbe Stelle im brittischen Theile von Sumatra. Er verstand die malai'sche Sprache von Grund aus, war ein guter Beobachter, und wußte seine Beobachtungen und Forschungen trefflich zu Papier zu bringen.

Wer aber schwache Nerven hat, darf folgenden Artikel nicht lesen, denn wir sprechen darin besonders von den — Menschenfressern der Insel Sumatra. Im Norden dieser Insel, zwischen Achem, Menangkabu und dem Meere lebt ein zahlreiches Volk, Battas genannt, mehr im Binnenlande als an der Küste. Eine bis zwei Millionen Battas stehen unter einer regelmäßigen Regierung, haben berathende Versammlungen und große Redner, eine ihnen eigenthümliche Sprache und Schrift und fast Alle können schreiben. Sie haben auch eine eigene Religion; ihr Gott heißt Dibata assi assi, und außerdem haben sie noch drei andere große Götter, die von ersterem erzeugt sind. Das Volk ist kriegerisch, redlich, aufrichtig und vorsichtig. Sein Land ist gut angebaut, Verbrechen selten. Und bei all dieser Kultur sind die Battas Menschenfresser.

Vor etlichen Jahren wurde dort ein Ehebrecher gesetzmäßig verurtheilt, gegessen zu werden. Die Strafe sollte in der Nähe von Tappanuly vollzogen werden; man lud den brittischen Gesandten dazu ein, was er ausschlug,

aber der Gesandtschaftssekretair begab sich mit einem inländischen Offizier an Ort und Stelle. Eine große Menschenmenge war versammelt. Der Delinquent war mit ausgebreiteten Armen an einen Baum gebunden. Der Scharfrichter, dort ein vornehmer Mann, schritt, ein Messer in der Hand, auf den Verbrecher zu; drauf kam ein Mensch mit einem Teller voll Sambul (Citronen, Salz u. a. m.). Gefragt, welchen Körpertheil er wünsche, verlangte der beleidigte Ehemann das rechte Ohr, erhielt es, tauchte es in Sambul und aß das Ohr. Nun warfen sich Alle über den Verbrecher her und Jeder nagte an ihm nach Herzenslust. Endlich, und blos aus Rücksicht für den Gesandtschaftssekretär, gab man ihm einen Gnadenstoß ins Herz.

Die Battas haben ein uraltes Gesetzbuch und essen einander blos aus Ehrfurcht für ihre Konstitution. Der Koder läßt lebendig aufessen: 1) alle Ehebrecher, 2) nächtliche Diebe, 3) Kriegsgefangene, 4) Leute, die sich mit einander verheirathen, wiewohl sie zu demselben Stamme gehören, 5) wer ein Dorf, Haus oder Individuum verrätherisch angreift. Diese Verbrecher werden vor kompetente Gerichte geladen; nach den Debatten und dem Spruche trinkt jeder Häuptling einen Schluck, der als Unterschrift gilt. Zwei, drei Tage später ist das Volk versammelt. Bei Ehebruch darf das Urtheil nicht vollzogen werden, wenn nicht die Verwandten der Frau zugegen seyn wollen. Gewöhnlich wird zuerst das Ohr verlangt, dann wählen die Anwesenden je nach ihrem Range ein andres Stück. Endlich schneidet das Oberhaupt der Versammlung dem Schuldigen den Kopf ab und hängt die Trophäe vor seinem Hause auf. Das Gehirn fällt diesem Oberhaupte oder auch dem Beleidigten anheim und wird wegen seiner Zauberkräfte sorgfältig in einer Flasche aufbewahrt. Die Eingeweide ißt man nicht, aber Herz, Hand- und Sohlenfleisch sind die Leckerbissen. Man ißt das Fleisch roh oder geröstet, aber nur auf dem Orte der Hinrichtung, und würzt es mit Sambul oder ißt Reis dazu. Bei diesem Mahle trinkt man nie Palmenwein oder erhitzende Getränke, manche Leute aber bringen hohle Bambusstöcke mit, füllen sie mit Blut und trinken es. Die Hinrichtung muß öffentlich seyn; nur Männer sind zugegen, den Frauen ist Menschenfleisch verboten, allein sie verschaffen es sich insgeheim. Die Battas essen nichts so gern wie Menschenfleisch, thun es aber blos in den Fällen, wo das Gesetz es erlaubt. Jene Hinrichtungen geschehn nach einer ruhigen, reiflich erwogenen Berathung und selten ist eine Rache dabei im Spiele, außer wenn es sich um Kriegsgefangene handelt. In Friedenszeiten essen sie jährlich sechzig bis hundert Seelen auf.

Ehemals aßen die Battas auch ihre Eltern, wenn sie alt wurden und nicht mehr arbeiten konnten. Die alten Leute hingen sich selbst mit den Armen an einen Baum; ihre Kinder und Nachbarn tanzten herum und schrien: die reife Frucht muß fallen. Die Ceremonie ging in der Citronenzeit vor sich, wo auch Salz und Pfeffer im Ueberflusse vorhanden sind. Sobald die ermüdeten Alten sich nicht mehr am Baume halten konnten, fielen die Anwesenden über sie her und fraßen sie. Jezt hat man aufgehört, die alten Leute zu essen.

Auch in China gab es sonst Bergbewohner, die Menschenfleisch aßen, noch jezt soll in der Provinz Fokian in Kriegszeiten jene Sitte bestehn. Die chinesischen Aerzte verschreiben zuweilen Stückchen Menschenfleisch. Vor einiger Zeit ließ ein Sterbender in Macao einen Knaben umbringen, um sich zu retten. Die Hinrichter in Canton verkaufen um hohen Preis die Galle der Hingerichteten; man mischt sie mit Reis, um sich Muth einzuflößen; denn die Chinesen glauben, Galle mache Muth und die Memmen heißen bei ihhen Menschen ohne Galle. In den Kommentaren zum chinesischen Strafgesetzbuche heißt es, Lieu aus dem Bezirke Hoang Schan habe für 20 Unzen Silber Menschengalle verkauft. 1811 wurde Tschang aus der Provinz Tsche Kiang überführt, in 16 Jahren 11 Mädchen umgebracht zu haben, um sich durch ihre Säfte zu stärken. Das zwölfte Opfer entwischte dem Kannibalen und klagte ihn an. Er war, sagt die offizielle Urkunde, ein Mensch von außen, innerlich ein wildes Vieh. Er wurde in seinem 70sten Jahre verurtheilt, in Stücke geschnitten zu werden und sechzehn Familien, denen seine Schachtopfer angehörten, wurden zur Theilnahme an der Hinrichtung eingeladen.

Um auf Sumatra zurückzukommen, so gibt es dort im Gebirge eine Menge Tiger und Elephanten. Kaum ist daselbst eine Familie, die nicht dadurch ein Mitglied verlor. Mancher Orten nehmen die Eingebornen keine Vorsichtsmaßregel gegen die Tiger, welche sie als heilige Thiere betrachten. Sie glauben an die Seelenwanderung und nennen die Tiger ihre Ninis oder Großväter. Kommt ein Tiger ins Dorf, so legen sie Reis und Früchte vor die Thüre, um ihn zu besänftigen; eben so, wenn die Kuhpocken kommen. Im südöstlichen Sumatra lebt ein sehr kriegerisches Volk, welches, wenn man es angreift, seine Weiber und Kinder in die erste Linie stellt. Auf diese Weise sind im lezten Kriege gegen die Holländer 120 Weiber umgekommen, die, ihre Säuglinge auf den Armen, ihren Posten nicht verließen.

Kurz, man liest schreckliche Dinge in der Lebensbeschreibung von Sir Raffles. Ein romantischer Romanendichter kann nichts Furchtbareres erfinden.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 71. — 11. Juli 1831.

Biographie.

The life of Sir Humphry Davy, by John Ayrton Paris. London 1830.

Die Biographie eines ausgezeichneten Gelehrten ist oft ein Stück aus der Geschichte seiner Wissenschaft. Dies ist bei dem großen Chemiker H. Davy der Fall, und wir müssen daher dem Dr. Ayrton Paris, dem genauen Freund des Verstorbenen, recht für dessen Lebensbeschreibung Dank wissen. Nur Eins macht uns bedenklich. Das Buch ist ein dicker Quartband von 547 Seiten und kostet die für eine Biographie ungeheure Summe von drei Pfund Sterl., etwas mehr denn 34 fl. rhein. Wir ziehen daraus das Wichtigste für deutsche Leser aus.

Humphry Davy wurde 1788 zu Penzance geboren. Sein Vater war ein Holzschnitzer, vielleicht der lezte. Denn diese Kunst wird jezt gar nicht mehr in England geübt, wiewohl vor Zeiten alle großen Kirchen durch sie ausgeschmückt worden sind, und es geht ihr in dieser Beziehung gerade wie der Glasmalerei.

Davy war kaum acht Jahr alt, so fiel ihm ein Buch, die Reise des Pilgers Bernyan in die Hand, eine Art von mystischer Odyssee, überreich an biblischen Bildern, die auch Franklin in seiner Jugend entzückt hatten. Bald darauf verschlang er auch einige geschichtliche Bücher. Dadurch bekam sein Geist eine romantische Richtung und er wurde von nun an der Redner, Dichter und Geschichtschreiber seiner Schulkameraden. Dies genügte ihm aber bald nicht mehr, und er wollte die Wirkung seiner Improvisationen noch erhöhen und noch dramatischer machen. Darum mischte er kleine Feuerwerke in seine Balladen und in seine rednerisch geschmückte Prosa. Er erfand eine Mischung, deren Explosion einen entsetzlichen Knall gab, und er nannte sie deshalb Donnerpulver. Man hätte den künftigen Chemiker auch aus einer andern Erfindung vermuthen können, die wirklich gar sonderbar ist. Er nahm eine dicke Feldrübe aus dem Acker, höhlte sie aus, machte unten eine kleine Oeffnung, that eine Menge Stückchen Zinn hinein und hielt sie dann über ein Licht, so daß die Flamme hineinschlug. Dadurch schmolz das Zinn in kurzer Zeit.

Sein Vater starb 1795. Gleich darauf wurde Humphry bei Herrn Dorlast, dem einzigen Chirurgus und Apotheker in dem kleinen Penzance in die Lehre gegeben. Kaum hatte er hier in der Officin chemische Gegenstände und Präparate in den Händen, so war auch gleich seine Bestimmung gefunden. Er gieng nie aus — selbst nicht zu seiner Tante, wo er gewöhnlich seine Abende zubrachte — ohne einen Hammer bei sich zu haben, mit dem er Stückchen Stein von den Küstenfelsen abschlug. Sein Hang zur Naturgeschichte war weit stärker, als sein Beruf für die Heilkunde, und er dachte weit lieber an die Eingeweide der

Erde, als an die Eingeweide der Kranken, und statt der Aderlässe an Armen oder Füßen, war er mehr auf die Adern in den Gebirgen bedacht und versessen. Auch der Dichtkunst wurde er ungetreu, wiewohl er schon in seinem eilften Jahre ein episches Gedicht auf Tydeus Sohn gemacht hatte. Der sich in etwas schwülstigen Redensarten gefallende Biograph sagt: Davy wäre der größte Dichter seines Jahrhunderts geworden, wenn er nicht dessen größter Chimist hätte seyn müssen.

Schon in Penzance in der Dorlastischen Apotheke machte er seine ersten chemischen Entdeckungen. Mehrfache Versuche brachten ihn auf die Gewißheit, daß die See-Kryptogamen mit Hülfe des Lichts das Wasser dekomponiren und Wasserstoffgas daraus entwickeln. Seine Instrumente für dergleichen Untersuchungen waren sehr grob und unbehülflich, und er machte sie mit allen Materialien, die ihm zufällig in die Hände fielen.

Bei Borlace lernte Davy die Chemiker Gilbert und Gregory Watt kennen, die sich seiner annahmen und seine merkwürdigen Anlagen weiter entwickeln wollten. Als der Dr. Beddoes sein pneumatisches Institut in Bristol gegründet hatte, berief er Davy als chemischen Präparator zu sich. Hier fand Humphry die beste Gelegenheit, vielfache Versuche anzustellen und dabei auch näher mit den Männern bekannt zu werden, die später günstigen Einfluß auf sein Leben und Wirken geäußert haben. Im Lauf eines Jahrs (1801) machte er mehrere interessante Entdeckungen, schrieb mehrere Dissertationen, erwarb sich dadurch einen Namen und wurde zum Professor des königl. Instituts in London ernannt. Seine Versetzung in größere Verhältnisse und sein Umgang mit vornehmen Leuten hatte jedoch einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter. Er verlor seine frühere Einfachheit und Bescheidenheit, ward stolz, herb, auffahrend und bisweilen sogar grob. Widerspruch, selbst mit aller Bescheidenheit vorgetragen, konnte er gar nicht vertragen. Seine Bewunderer nannten dies Originalität.

Als 1807 der Dr. Gray starb, wurde Davy zum Sekretär der königl. Societät ernannt. In jener Zeit machte er die großen Entdeckungen in der Chemie, die seinen Namen so hoch in der Wissenschaft stellen, seine Entdeckungen über den Galvanismus und seine mächtigen Wirkungen, über die Elektricität, über die metallischen Basen der Alkalien, er entdeckte das potassium, das sodium u. s. w. Das französische Institut ertheilte ihm den ausgesetzten Preis von 3000 Franken.

Ein Marquis, den Fontenelle anführt, fragte einst einen reisenden Engländer, ob der große Newton auch esse, trinke und schlafe, wie andere Menschen? Fragt man ebenso über seinen Landsmann Davy, so läßt sich von ihm nicht die musterhafte Nüchternheit und Mäßigkeit jenes Gelehrten rühmen. Davy war nichts weniger als mäßig und nicht darauf bedacht, auf diesem Weg seine Gesundheit zu stärken, die durch seine angestrengten Arbeiten bedeutend litt. Die reichsten und vornehmsten Herrn luden ihn oft zu Tisch ein. Seine Eigenliebe war so geschmeichelt, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, solche Einladungen abzuschlagen. Er stellte sich immer ein, aß und trank unmäßig und blieb nach englischer Art lange bei Tisch sitzen. Um nun dadurch seine Studien nicht leiden zu lassen, so raubte er sich den Schlaf und arbeitete in der Nacht. Die Stunde der Einladung kam ihm gewöhnlich über den Hals, ehe er es dachte. Dann zog er in der Eile und Zerstreuung seine weiße Wäsche über die schmutzige an, und wie der Todtengräber im Hamlet trug er bisweilen fünf Hemden und fünf Strümpfe übereinander. Darum waren seine Freunde erstaunt, ihn zu Zeiten so schnell dick und so schnell wieder mager werden zu sehen.

In seiner Kleidung war er auch gar komisch. So z. B. hatte er eine eigene, wenn er mit der Angel fischte, was seine Lieblingsbeschäftigung war. Dann war er von Kopf bis zum Fuß grün angezogen, sein Rock hatte eine Menge Taschen, alle mit Bindfaden und Angeln angefüllt. Seine Stiefeln gingen bis über das Knie und waren von elastischem Harz, sein Hut mit ganz breiten, herunterhängenden Krempen, wie die Köhler tragen, war in eine grüne Tünche getaucht, die Davy selbst fabricirte, und darauf steckten eine Menge nachgemachter Mücken. So meinte er, errege er gewiß bei den scharfsichtigen Fischen nicht den geringsten Verdacht. Auf die Jagd ging er aber nicht anders, als von Kopf bis auf den Fuß in brennend Roth gekleidet. Wollte er als Fischer, daß ihn die Fische für einen Strauch oder für einen Baum halten sollten, so gab er sich alle Mühe, von seinen Jagdkameraden nicht für ein Wild angesehen zu werden. Darum zog er sich ganz roth an.

Im Jahr 1813 gab er seine berühmten Elemente der Chemie heraus. Kaum war dies Buch erschienen, so machte er die Entdeckung des hydrophosphorischen Gases und der Nitrogene-Chloride. Er beschloß damals eine Reise nach Frankreich zu machen, um die erloschenen Vulkane in der Auvergne zu untersuchen und mit dem Vesuv zu vergleichen. Napoleon gab Engländern nicht leicht Pässe nach Frankreich, der englische Chemiker erhielt sie aber sogleich und ohne alle Bedingung. So kam er denn im Oktober 1813 nach Frankreich, ihn begleitete seine Frau und Faraday als Sekretär. Schon einen Monat lang hatten ihn die französischen Gelehrten mit Ungeduld erwartet, besonders Ampère, der schon vor mehreren Jahren Humphry Davy für den größten Chemiker aller Zeiten erklärt hatte. Dafür war Davy nicht undankbar, denn kaum war er in Paris angekommen, so suchte er Ampère auf und erklärte: er sey der einzige französische Chemiker, der ihn (Davy) zu verstehen und zu würdigen verstände. Unbegreiflich fand man bei einem Freund der Dichtkunst, wie er sich

bei seinem ersten und einzigen Besuch der damals überaus reichen und herrlichen Galerie des Louvre benahm. Er durchlief die Säle so schnell, daß ihm die Herren kaum folgen konnten, die ihn dahin geführt hatten. Man hörte von ihm nur Einen Ausruf, nämlich: „was ist das für eine außerordentlich reiche Sammlung von Bilderrahmen." Nichts brachte Davy aus seiner Gleichgültigkeit. Endlich stand er vor der großen Antinousbüste aus Alabaster stehen und rief aus: „Mein Gott! welch' herrliche Stalaktite!" Mehreren fiel dabei der Mathematiker ein, der nach Beendigung einer Racine'schen Tragödie fragte: „Nun, was beweist aber das Alles?" Der Mathematiker hatte Unrecht, Davy aber hatte Recht, denn die Sache hieng folgendermaßen zusammen, was sein Biograph nicht zu wissen scheint. Ref. aber weiß es genau, weil ihn der Zufall 1813 in Paris in demselben Haus mit dem Chemiker zusammenführte, woraus sich bald eine nähere Bekanntschaft entspann. Davy war noch nicht zwölf Stunden in Paris, so eilte er schon allein ins Museum und blieb mehrere Stunden da, auch hernach ging er oft mit seiner Frau hin und verbrachte dort lange Zeit. Nun aber hatten sich die auf ihr aus allen Ländern zusammengestohlenes Museum und auf die ganze Napoleonische Größe so eitlen Franzosen ein Fest daraus versprochen, dem Engländer diese Schätze zu zeigen und sich an seinem Staunen zu weiden. Als Davy ihre Absicht bemerkte, äußerte er, daß er das Museum noch nicht gesehen habe. Darauf folgte sein ächt englisches Benehmen in den ihm wohlbekannten Sälen, wodurch er dem Pariser Dünkel auf den Reichthum dieses Museums zu begegnen suchte. Seine Absicht gelang ihm aber nicht, denn was bei ihm Ironie war, nahmen die Franzosen für Unwissenheit, Gefühllosigkeit, Arroganz und lächerlichen Dünkel.

Damit will ich aber Davy nicht für sein übriges Benehmen in Paris das Wort reden. In Italien benahm er sich auf ähnliche und überdies grobe Art gegen Volta.

Als er aus Frankreich nach England zurückkehrte, wurde ihm die Präsidentschaft der königl. Societät an Joseph Banks Stelle übertragen. Er machte sich aber darin bald durch seine Arroganz und sein hochfahrendes Wesen verhaßt, und um ihn zu ertragen, mußte man sich erinnern, daß er die Sicherheitslampe für Bergleute erfunden und dadurch Tausenden das Leben erhalten.

Durch die vielen Nachtwachen wurden seine Gesundheitsumstände immer beunruhigender. Darum legte er seine Präsidentschaft nieder und gieng nach Rom. Vorher übergab er jedoch der königl. Societät seine Abhandlung über vulkanische Erscheinungen. Damit sagte er der Wissenschaft Lebewohl. Unter dem italienischen Himmel fand er einen großen Theil seiner poetischen Ideen und Anlagen aus der Jugend wieder. In dieser Beziehung ist seine lezte Schrift unter dem Titel: Tröstungen auf der Reise, sehr merkwürdig. Von Rom wollte er in die Schweiz, starb aber schon in Genf, am 28. Mai 1829, in seinem 41sten Jahr.

In Genf erhielt er ein öffentliches Leichenbegängniß, dem die ausgezeichnetsten Einheimische und Fremde, gelehrte und literarische Gesellschaften und Institute beiwohnten. Auch wurde ihm ein Monument auf dem Kirchhof gesezt, nicht in einer Kirche, wie der Biograph irrig berichtet. Um die Erlaubniß zur Aufstellung einer einfachen Marmortafel mit Davy's Namen in Westminster zu erhalten, mußte dagegen Lady Davy die Summe von 142 Pf. Sterl. an die Kanoniker dieser Kirche zahlen! Glaube nun einer noch, Westminster sey das englische Pantheon für alles Glorwürdige! Mr.

Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß.)

5) Excursion dans l'Alabama et les Florides, par l'Évêque de Mobile (M. Portier). Paris, 1831.

Hr. Portier, katholischer Bischof in Nordamerika, bereiste 1827 das von Menschenfressern bewohnte Land zwischen S. Augustin und Pensacole, eine Strecke von etwa achtzig Stunden, und stellte Beobachtungen über jene Wilden (Seminolen genannt), wie auch über ganz Alabama und die Floriden an, welche Länder nordwestlich von Neu-Orleans liegen. So kurz der Bericht ist, so ist er doch zu lang; denn da erfahren wir wieder, daß der Reisende hier und dort beim Postmeister logirt hat und wie er beim Friedensrichter aufgenommen wurde, daß er alten Speck gegessen und mit einer noch älteren Puritanerin theologische Diskussionen über die „alte römische Prostituirte," wie die Frau sagte, durchgeführt hat. Wichtiger ist schon, daß er mancher Orten sehr delikaten Bärenbraten gegessen. Das Interessanteste in der ganzen Schrift ist die Schilderung einer natürlichen gewölbten Höhle nahe dem floridischen Thale Chapola. Ein 180 Fuß langer Theil der Höhle gleicht einem gothischen Gewölbe; hierin läuft ein krebsreicher Fluß. Ein zweiter, grader, 100 Fuß langer Saal, von Säulen aufrecht gehalten, ist mit Tropfsteinen tapezirt und in den Nischen hausen Fledermäuse, „die beim Nahen des Lichtes sich in dunkle Orte flüchten und im Fliegen einen Lärm machen gleich heftigem Winde." Durch enge Gänge gelangt man endlich in eine unterirdische terra incognita. Bis jezt ist man 1800 Fuß weit in die Grotte vorgedrungen. Die amerikanische Höhle ist also weit großartiger als die künstliche Grotte unter dem Berge Montmartre zu Paris, wo unlängst die Republikaner Concilium gehalten haben sollen.

6) Statistique du département des Bouches-du-Rhône, avec atlas, par M. de Villeneuve, maître des requêtes, préfet des Bouches-du-Rhône, publiée d'après le voeu du conseil du département. Drei Bände, mehr als 3000 Seiten, seit 1821. Marseille, chez Antoine Ricard.

Villeneuve gibt zu, daß Deutschland, England, Schweden, sogar Rußland den französischen Statistikern noch zum Muster dienen können, und hätte daher besser gethan, nicht zu behaupten, die Franzosen seyen die ersten, d. h. die frühesten Statistiker gewesen. Er kennt keine ältern statistischen Unternehmungen als die von Ludwig XIV., allein die neuesten kennt er genau und er bereichert sie. Villeneuve hält sogar, wiewohl Präfekt, seine Wissenschaft nicht für gefährlich, im Gegentheil, „die Wahrheit kann niemals schädlich seyn. Die konstitutionellen Debatten würden durch statistische Kenntnisse sehr abgekürzt werden, die Resultate und Beschlüsse würden dadurch unverletzbar und die Regierung könnte ihr System auf unantastbare Grundlagen stützen, wenn jedes Departement eine vollständige Statistik hätte, und wenn man aus den Spezialarbeiten ein geordnetes Ganze bildete, woraus man die verglichenen Hülfsquellen aller Landestheile, die Bedürfnisse ihrer Einwohner lernen könnte.“ Ein herrlicher Gedanke. Man sieht daraus, daß die Länder, wo die Statistik blüht, also auch Deutschland, am geeignetsten, am reifsten für wahrhafte konstitutionelle Verfassungen sind.

Villeneuve hat allerdings seine Privat-Hypothesen und Ansichten; er meint z. B., die Ruinen antiker Denkmäler seyen die schönste Zierde, deren sich ein Land rühmen könne. Uns dünkt im Gegentheile, neue Gebäude, Kanäle, Landstraßen seyen rühmlicher als Ruinen, verfallene Aquadukte und Chausséen, und neue Auszeichnung sey besser als alter Adel.

7) A connected view of the whole internal navigation of the United States. Philadelphia, 1830; Carey and Ley. In 8vo. 618 Seiten.

8) A traitise on railroads and internal communications, by Thomas Earle. Philadelphia, 1830; in 8vo. 120 S.

9) Message of the president, in relation to the survey of a route for a canal etc.

10) Idées sur des réformes économiques commerciales et financières applicables à la France, par M. List. Paris, 1831.

Der blühende Zustand Nordamerikas ist zum Theil eine Folge der Leichtigkeit und Behendigkeit binnenländischer Kommunikation. Die Nordamerikaner haben die Ansicht, je größer die Handelsfreiheit sey, desto reicher werde das Land; sie entfernen die einzelnen Provinzen nicht von einander, sondern rücken sie einander näher; sie halten es für einfältig und unpolitisch, einen Theil ihres Gebietes als eine Kolonie zu behandeln. Die Kanäle, Flüsse, Wasserverbindungen der genannten Freistaaten haben gegenwärtig zusammengenommen eine Länge von 103,202 Millien, wovon 16,397 künstlich angelegt sind. Man hat nämlich 5655 Flußmillien durch Kunst schiffbar gemacht und 10,742 Millien Kanäle gegraben. Der Staat Neu-England hat fünf Kanäle in der Arbeit, Pennsylvanien acht, und je mehr das Land durch Wasser verkleinert wird, desto mehr oder weit mehr steigert sich der Werth und der Reichthum des Landes. Zugleich werden die Landstraßen immer besser, die Dampfmaschinen vollkommner und die Eisenbahnen nehmen es in ihrem Wetteifer mit den Kanälen auf.

Wie erstaunte daher unser Landsmann, Hr. List, als er nach langer Abwesenheit nach Europa zurückgelangt, die Hartnäckigkeit gewahrte, mit welcher das europäische Festland hinter der neuen Welt so beharrlich zurückzubleiben für gut findet. Sogleich ergriff Herr List die Feder und schrieb:

Die Geschichte der Menschheit beweist, daß die großen Fortschritte des Menschenstammes immer durch große wissenschaftliche Entdeckungen befördert wurden. Die Presse war es, welche die Grundlagen der römisch-katholischen Macht untergrub; das Schießpulver zersprengte die eisenbedeckten Schaaren der Feudal-Aristokratie; unsre Zeit, welche durch die politische und ökonomische Reform charakterisirt wird, hat ebenfals mächtige Hebel, um unermeßliche Aenderungen in der Lage der Menschen und Nationen vorzunehmen, nämlich Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Die Dampfmaschinen haben von Anfang an England hervorstechende Dienste geleistet. Wenn diese Macht zwanzig Jahre einen hartnäckigen Krieg gegen Frankreich und Europa aushalten konnte und den enormen Druck der Nationalschuld, so liegt der Grund in den wunderbaren Hülfsquellen einer Industrie, die durch jenen neuen Hebel, dessen Geheimniß sie zuerst besaß, befördert wurde. Jenseits des atlantischen Meeres in die Schifffahrt eingeführt, gab derselbe einem jugendkräftigen Volke, das eben nur 10 Millionen Bürger zählt, die Mittel, zum Vortheile seines Wohlseyns und fortwährenden Gedeihens ein Gebiet zu benutzen, das so geräumig ist, wie das europäische Festland!

Von der Schrift des Herrn List ist der erste Abschnitt in der Révue Encyclopédique abgedruckt, und dies Blatt scheint auch die Fortsetzung mittheilen zu wollen.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 72. — 13. Juli 1831.

Dichtkunst.

Napoleon oder die hundert Tage. Ein Drama in fünf Aufzügen von Grabbe. Frankfurt a. M., Herrmann, 1831.

Grabbe, dessen wir schon mehr als einmal in diesen Blättern ehrenvoll erwähnt haben, indem wir troz seiner Sonderbarkeiten sein geniales Feuer anerkannten, Grabbe hat nie etwas besseres geschrieben, als das vorliegende Werk. Seine Kühnheit gehörte dazu, es zu unternehmen, aber der Gegenstand selbst entsprach dieser Kühnheit, unterstüzte sie, belohnte sie.

Wie genial das Ganze entworfen und zusammengefaßt ist, wie trefflich die Charaktere gezeichnet, die rechten Situationen gewählt sind, wie geistreich, ja klassisch die Sprache an den wichtigsten Stellen ist, wo sie in wenig Worten die Weltgeschichte enthalten muß, dies wollen wir zeigen, indem wir das schöne Gedicht skizzirend durchlaufen.

Die Scene wird eröffnet im Palais-Royal. Das Volk treibt sich durcheinander. Einige abgedankte Soldaten äußern ihren Groll gegen die Restauration der Bourbons, einige Emigrés ihre Freude. Savoyarden, Ausrufer ꝛc. lärmen dazwischen.

Ausrufer einer Bildergallerie.

Hier, meine Herrn, ist zu sehen Ludwig der Achtzehnte, König von Frankreich und von Navarra, der Ersehnte.

Ausrufer einer Menagerie.

(Dem vorigen gegenüber.)

Hier, meine Herren, sehen Sie einen der lezten des aussterbenden Geschlechtes der Dronten, wackeligen Ganges, mit einem Schnabel gleich zwei Löffeln, von Isle de France und Bourbon bei Madagascar, lange von den Naturforschern ersehnt, ihn zu betrachten und zu zerlegen.

Ausrufer der Bildergallerie.

Hier ist zu sehen der Monsieur, der Herzog von Angouleme, sein Sohn, die Herzogin, dessen Gemahlin, der Herzog von Berry und das ganze Bourbonische Haus.

Ausrufer der Menagerie.

Hier erblicken Sie den langen Orang-Outang, gezähmt und fromm, aber noch immer beißig, den Pavian, ähnlichen Naturells, die Meerkatze, etwas toller als die beiden andern, und so genannt, weil sie über die See zu uns gekommen, den gewöhnlichen Affen, nach Linnée simia silvanus, und das ganze Geschlecht der Affen, wie es nicht einmal in dem Pflanzengarten oder den Tuilerien leibt und lebt.

Die Abgedankten der alten Garde und die Emigrés gerathen an einander. Charakteristisch und poetisch zugleich ist der Zug, daß beide wechselseitig sich über ihr — französisches Ehrgefühl wundern, welches sie bei dieser Gelegenheit zeigen. — Der Herzog von Berry reitet vorbei, das Volk haranguirend, um sich populär zu machen, was ihm schlecht gelingt. Die alten Soldaten sagen:

Chassecoeur.

Sieh einmal den großen weißen Federstrauß, den der Junge am Kopfe trägt! Mir thun die Augen davor weh!

Vitry.

I, Freund, das ist der Helmbusch Heinrichs des Vierten, seines Ahnherrn. — Seine Familie hat den Strauß so oft im Maul, daß ich fürchte, er wird endlich schmutzig.

Chassecoeur.

Heinrich der Vierte? Was war der? Was that er?

Die Scene wird an den Hof verlegt. Zuerst tritt die niedre Dienerschaft auf, Gespenster des alten Versailler Hofes. Dann folgen die erlauchten Personen. Sehr gut ist Ludwig XVIII. gezeichnet, unübertrefflich die Herzogin von Angouleme.

König Ludwig.

Wie kommt es, daß gerade du, die des Schicksals Schwere am härtesten empfand, von allen meines Stammes die Stärkste bist, blos im Vertrauen auf Gott?

Herzogin von Angouleme.

Gott? — Wo es an Menschen fehlt, da erscheint er! — Oheim, ich lernt ihn kennen, dort in dem Tempel, Tempel, ja des Abgrundes der Revolution, doch für mich des Lichts. — Wer so wie ich, ein zartes Kind, da im Gefängnisse schmachtet, und bangen Ohrs die Häupter des Vaters und der Mutter von den Schaffotten rollen hört — o, wen so wie mich dieses Paris umbraust, rebellisch, jede Straße von dem Geschrei der Mörderrotten ausdonnernd, knirschend unter den Rädern der ewig auf- und abziehenden Henkerkarren, — wer selbst eine Capet, Tag und Nacht nichts als „Capet, Capet nieder" rufen hört, — wem, wie mir, die lezten Sterne sinken, und wer dann im unermeßlichen Dunkel gar nichts mehr fühlt, als das Zittern des eignen kleinen Herzens, — dem nahe Gott, wie mir! — Er ist der lezte, einzige, aber größte Trost. Mir nahte er, und ich ward stark und ruhig.

König Ludwig.

Theure Nichte, ich glaube, du sagst die Wahrheit, und Trost sinkt in meine Brust, wenn ich fern von unsern Diplomaten dich höre. Bei dem ersten Tritt, den ich auf die Küsten meines Landes jüngst wieder that, durchschauerte auch mich das unbegreifliche, aber gewaltige Walten der Vorsehung! — Komm an das Fenster: da breitet Paris sich aus! — Welche Stürme sind nicht hingebraust durch jene Straßen? Kein Fleckchen, das nicht von dem Blute, welches darauf vergossen, Inschrift tragen könnte, von der Bluthochzeit bis zu der Guillotine. Ungeachtet all des Scherzes, all des Schimmers, die hier gaukeln, weht es mich an, wie Moder, wenn ich diesen Steinhaufen sehe. — Noch keine drei Jahre, und dort rückten mit Siegesklängen, mit feuerathmenden Geschützen, Pferd an Pferd gedrängt, und Bayonnet an Bayonnet, dicht wie Blätter und Aehren im Frühling, die Weltbezwinger stolzen Zuges von Spanien nach Moskau. Und mit seinem ruhmestrunkenen, nie gesättigten Auge sah Er in ihnen nur die Zeichen seiner Allmacht. Die mächtigen Parlamente Englands wurden bang und flüsterten wie Haufen furchtsamer Vögel, — wollten Frieden machen, er möge kosten, was er wolle, auch wenn sie an mir das heilige Gastrecht verletzen, mich aus ihrem Reiche weisen sollten. — Und nun! — Die Schlachtendonner sind verklungen, — Europa ist still, wo die Adler raseten, blühen wieder friedlich die drei Lilien, und Er, der Große, ward ein armer Einsiedler von Elba, starrt vielleicht grade jezt in das Meer, und erkennt in ihm das Element, welches er nie besiegen konnte, und das ihm, ein Spiegel, groß wie Er selbst, höhnisch sein Antlitz zurück wirft.

Herzogin von Angouleme.

König, nenn ihn gewaltig, riesenhaft, ungeheuer, — doch nimmermehr groß den Mörder d'Enghiens, — nun und nimmer der groß, welcher Treue, Recht, Ehr und Liebe dem Ruhm und der Macht aufopfert. Das kann auch der Dämon der Hölle. Die wahre Größe gibt Ruhm, Macht, jeden Aussenschein für Ehre, Recht und inneres Glück dahin — Er aber that das nie — O, ich kenne ihn — dieser Kaisertiger hätte sich vor seinem Feinde, den er mit den Klauen nicht erreichen konnte, zum Wurm verwandelt, sich von ihm treten lassen, wenn er nur wußte, daß er ihm alsdann giftig in die Ferse stechen konnte.

Auch die Minister treten auf, wonneduselnd; die Rückkehr der Zeit vor 1789 prikelt ihnen wollüstig in allen Adern. Sie sprechen mit Hochmuth und Verachtung vom Volk, von Napoleon. Der Himmel hängt ganz voll Geigen.

Nun führt uns der Dichter nach der Insel Elba. Napoleon steht im Kreise seiner Getreuen. Er sagt unter Anderem: „Die Thoren, sie sehnen sich noch einst nach dieser kleinen Hand, wenn sie längst Asche ist, denn Ich, Ich bin es, der sie gerettet hat. — Ließ ich den empörten Wogen der Revolution ihren Lauf, dämmt' ich sie nicht in ihre Ufer zurück, — schwang ich nicht Schwerdt und Scepter, statt das Beil der Guillotine immer weiter

stürzen zu lassen, — wahrhaftig, wie dort am Strande die Muscheln, wären all die morschen Throne, sammt den Amphibien, die darin vegetiren, hinweggeschwemmt, und schöner als jenes Abendroth begrüßten wir vielleicht die Aurora einer jungen Zeit. — Ich hielt mich zu stark, und hoffte sie selbst schaffen zu können. — O ich muß sprechen, denn ich vermag ja jezt nichts anders. Diese Scholle Elba kenn ich nun auch, und habe sie satt. Ein bischen Dreck! — Wie jämmerlich ein kleiner Fürst, der nicht drein schlagen kann! — Das unselige Bourbonische Haus! Es wird noch einst in einem adeligen Nonnenkloster aussterben. — — Gleichgewicht! Als ob man Völker abwägen und zählen könnte! Die Erde ist am glücklichsten, wenn das größte Volk das herrschendste ist, stark genug, überall sich und seine Gesetze zu erhalten, und wer ist größer, als meine Franzosen? — Kongreß zu Wien! Da streiten sie sich um den Mantel des Herrn, den sie hier am Kreuze wähnen — mein Polen, mein Sachsen wird zertheilt, — Niemand wird von dem halben Bissen satt, ja, er wird Gift im Munde."

Napoleon trifft Anstalt zur Abreise. Zu dem Meer gewendet, redet er also: „Amphitrite, gewaltige, blauäugige Jungfrau, — schon lange läßt du mich umsonst um dich buhlen, — ich soll dir schmeicheln, und ich möchte doch lieber als Mann mit Waffen dich den Händen der Krämer entringen, die dich, o Göttin, mit der Elle messen und zur Sklavin machen wollen, — aber ich weiß, du liebst ihn doch, den Sohn der Revolution, — einst vergaßest du deine Launen und trugst ihn mit sichern Armen von den Pyramiden nach dem kleinen Glockenthurm von Frejus, morgen trägst du mich von Elba noch einmal dahin. — Amphitrite, schlummre süß."

Die Nachricht seiner Landung kommt in Paris an. Bei Hofe sind die meisten unbesorgt, und sprechen von der Landung wie von einem unbesonnenen Abentheuer. Nur die Herzogin von Angouleme sieht die Größe der Gefahr.

D'Ambray.

Ueberlassen Sie ihn den Jurys.

Herzogin von Angouleme.

Ihn den Jurys? — Menschen, wißt ihr, wer seine Jurys sind? — Die Heere Europas, und kein Anderer — O Waffen, Waffen, Waffen! — Sturmglocke geläutet — Alles, alles aufgeboten, in der Kirche wie auf dem Schlachtfelde! — Gelandet! — — Weh' mein Herz! — — Nun macht er seine Tigersprünge, wie einst von Aegypten nach Paris, von Eylau nach Madrid, von Madrid nach Wien, nach Moskau — O, ich fühle schon seine Krallen!

Herzog von Angouleme.

Diener, Diener, sie wird unmächtig — köllnisches Wasser —

Herzogin von Angouleme.

Köllnisches Wasser — Französisches Feuer schafft her für euch alle!

Volksauflauf in Paris. Bunte Aeußerung der Meinungen, Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen. Die Bourbons werden bereits öffentlich verspottet. Ein Schneider drückt sich folgendermaßen über Ludwig XVIII. aus: „Erhöbe sich der König nur nicht, bliebe er nur ruhig sitzen und verdeckte seine Frackschöße, denn von allen im Universum sind sie die abscheulichsten. Weit auseinander klaffend! Ist das französisch? Es ist nicht einmal englisch — es ist barbarisch! An dem Kleide den Mann — wer sich albern kleidet, ist albern — Aus mit unsrem schönen Lande! — So gewiß die Revolution nicht entstehen konnte, wenn man Reifrock, Perrücke und Puder beibehalten und sich daher wohl gehütet hätte, einander auf den Leib oder in die Haare zu kommen, so sicher kann die königliche Würde nicht bestehen, wenn der König durch seine Frackschöße eine Sache zeigt, die zwar auch groß und gewaltig, aber nichts minder als majestätisch ist."

Auch alte Jakobiner kommen hervor, sich zwischen die Napoleonisten und Bourbonisten drängend, um den Augenblick der Anarchie zu benutzen. Es glückt ihnen aber nicht. Jouve, der Kopfabhacker, sagt: „Der Imperator zurück und in der Mode, so lang es dauert. Ich mache sie mit und trage morgen wieder einen eleganten Frack. Die Jakobinermützen überdauern am Ende doch alles." Ein Krämer sammelt sorgfältig die weggeworfenen weißen Kokarden auf und verkauft die dreifarbigen, die er im vorigen Jahr beim Sturze Napoleons auf dieselbe Weise gesammelt hatte.

Napoleon kommt und ärgert sich über den Uebermuth des Pöbels: „Die Canaille wird anmaßend. Die Bourbons haben, so hochadlich sie sind, die Zügel doch recht schlaff gehalten." Er erfährt, daß ihn der Kongreß von Wien in die europäische Acht erklärt habe. „Ich will dir sagen: alle die Leute mit all ihren Generalen, den alten, tollen Blücher vielleicht ausgenommen, beben nicht vor Frankreich, wie es jezt ist, sondern vor meinem Genie. — Geächtet! Ich! Ich kann mir die schönen Phrasen denken, in welchen diese Aechtung ausposaunt ist — vom „Störer des Weltfriedens, Eroberer, Tyrannen" wirds darin wimmeln. — Eh, eine treffliche Sprache im Munde der Theiler von Polen — Vermieden sie nur die politische Scheinsucht, — würden sie nur nicht zugleich kleinliche Heuchler, indem sie große Gewaltthaten begehen, — aber da wird alles mit erlogenen Beweggründen motivirt, jeder Raub mit glatten Worten ausgeputzt, und beides dient blos, die Bewältiger und Räuber verhaßter und verächtlicher und die Unterdrückten und Beraubten erbitterter zu machen."

Carnot spricht mit Napoleon im liberalen Sinn. Dieser antwortet: „So sprach auch neulich ein braver

junger Mann, Labedoyère. „Liberalismus," „Konstitution" lauten gut, aber Carnot, Sie erfuhren selbst, wie wenig die Menge davon versteht. Der gute, wohlmeinende Advokat aus Arras, Robespierre, mußte zum Schreckensmann werden, als er die Republik aufrecht erhalten wollte, und Sie selbst waren sein Kollege. Dafür haben die Zeitungsschreiber ihn und Sie so mit Tinte übergossen, daß es lange währen wird, ehe der Strom der Geschichte beide wieder weiß wäscht."

Wir werden auf das Marsfeld versezt. Jouve, der Kopfabhacker, wird bei dieser Volkskomödie sehr sarkastisch. Er gesellt sich zu einer Dame.

Dame.

Mein Herr, wie dringen wir so weit durch? Es ist überall Volk.

Jouve.

Volk! weiter nichts? Auseinander den Dreck! —

Der Eid wird geschworen. Jouve sagt: „Fünfmalhunderttausend Meineidige, mich selbst mit eingeschlossen, ohne daß ein Blitz auf sie fällt, sind doch eine interessante Erscheinung! Was haben wir nicht alles beschworen und gebrochen, die erste, zweite, dritte Konstitution, die Satzungen Napoleons, die Charte der Bourbons." —

Napoleon rüstet, Preußen auch. Wir kommen ins Blüchersche Lager, zu lustigen Berlinern und zu politischen Kannegießern im Sinn des Tugendbundes.

Jäger.

Die Feigheit unsrer Diplomaten ließ auf Wiens Kongresse sich die Früchte unserer Tapferkeit rauben. Hielt man den Kongreß im Feldlager der siegenden Nationen, so möchte für die Souverainität Kniphausens und für Aufbewahrung manches andern Zeugs nicht so außerordentlich besser gesorgt seyn, als für das Interesse Europas, und insbesondere Preußens. Wir Preußen opferten das Meiste, den größern Lohn erhielten die Andern.

Major.

Was bedeutet der Quadratmeilengewinn gegen die Sternenkrone, die das dreimal erneuerte, aber dreimal wieder mit ihr geschmückte Preußenheer der beiden vorangegangenen Jahre umflicht? Die Lappen von Ländereien, welche Oestreich, Rußland, England und Holland sich anflickten, fallen einstens doch ab, aber wahrlich die blutrothen Arcture der Schlachten, in denen wir vor allen die Kette des Weltherrschers zerreißen halfen, funkeln noch nach Jahrhunderten vom Himmel, und zeigen, wenn Preußen längst untergegangen, den spätesten Geschlechtern die Stellen, wo es prangte.

Die Schlacht bei Ligny. Dann die Tanzbelustigungen des Herzogs von Wellington in Brüssel. Unmuthig sizt der Herzog von Braunschweig in der Ecke, durstend nach der Schlacht. Er hört den fernen Kanonendonner von Quatrebras. Wellington will nicht glauben, daß es Kanonen seyen, der Herzog von Braunschweig aber eilt zum Kampf: „Es sind die Klänge, unter denen mein Vater fiel! Ein schlechter Sohn, der sie hört und nicht von Rache entflammt ihnen entgegen stürzt!"

Gefecht bei Wawre. Lustige Scene zwischen zwei Berliner Freiwilligen, wovon einer ein Jude ist.

Berliner.

Willst essen, Ephrim?

Ephraim.

Ja, ja, ja! —

Berliner.

So siehe zu, wie du etwas bekommst, denn dieses Stück Rindfleisch —

Ephraim.

Ist gut, ist gut — Her damit!

Berliner.

Ich will es lieber selbst essen, denn es ist nicht kauscher, Ephrim — es könnte dir um Vater Abrahams alten Schoos bringen, und den gönn ich dich allzusehr —

Ephraim.

Schweinehund, ich bin wohl ein Jude —

Berliner.

Nicht ganz, nicht ganz — Dein blondes Haar verräth einen Christen, der zwischen deinem Vater und deine Mutter — na, Ephrim, du kennst ja die musikalischen Intermezzos aus die Visiten bei Meuschels kleinen Concerten —

Ephraim.

Du Hund, wenn ich auch bin ein Jude, bin ich doch ein Bürger und ein Berliner Freiwilliger wie du — da!

(Er gibt dem Berliner eine gewaltige Ohrfeige. Der Berliner will sie ihm gerade wieder geben, als eine Kanonenkugel dem Ephraim den Kopf abreißt.)

Berliner (stürzt zur Seite.)

Ah wie furchtbar rächt mir das Geschick! (sich wieder aufrichtend) Ephrim, warst doch ein guter Kerl.

Zulezt die Schlacht bei Waterloo. Hier drängen sich die Ereignisse so, daß auch die Worte fast nur noch Exklamationen sind, und der Dichter hat es mit Recht vermieden, hier glänzen zu wollen, wie ein gewisser Christ, der vor etwa zehn Jahren ein Trauerspiel, Arnold von Winkelried, geschrieben hat, worin der Held während der Schlacht bei Sempach so viel Zeit zu reden findet, daß er das ganze Hegelsche System in langen gut jambirten Monologen und Dialogen mit dem Herzog Leopold ꝛc. vorträgt. Grabbe endet mit einer stürmischen Flucht der Worte, wie eben die Schlacht selbst endete.

Aus den gegebenen Proben wird der Leser sich von dem Ganzen einen Begriff machen können, daß Grabbe gar manche Schwierigkeit, die einem Andern unübersteiglich gewesen wäre, mit genialer Hand gelöst hat.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 73. — 15. Juli 1831.

Musik-Literatur.

1) Ueber Gesang und Gesang-Unterricht, von Dr. E. Fischer, Professor und Lehrer des Gesanges am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Berlin, bei Ludwig Oehmigke, 1831.

Der Verfasser gibt in dieser vortrefflichen Schrift nicht die Methode, wie der Gesang, (obgleich auch treffliche Winke hierüber darin enthalten sind), sondern was von demselben, wozu und warum er zu lehren sey; er begründet ihn auf eine klare und unwidersprechliche Weise, als eins der wirksamsten, eindringendsten Bildungsmittel der Jugend jedes Standes, Alters und Geschlechtes.

Es ist höchst erfreulich, daß man durch die einseitige, starre, trockene Verstandesbildung der ausschließlich lateinischen Anstalten, die ächtem deutschen Wesen entgegen ist, und der deutschen Nationalität beinahe eben so tiefe Wunden geschlagen hat, als die französische seichte Bildung der vornehmen Stände, endlich zu so viel Verstand gekommen, einzusehen, daß das Gemüth, die lebendigste Kraft im Menschen und ganz besonders das Grundelement des deutschen Menschen, und dessen Ausbildung durch Kunst, das nämliche Recht zur vollständigen Ausbildung habe, als das Erkenntnißvermögen; denn die Erfahrung lehrt besonders in unserer Zeit, daß der gebildetste Verstand bei rohem Gemüth dem Menschen mehr schade als nütze. — Der Verfasser sagt: „Fast jeder Unterrichts-Gegenstand hat in der lezten Zeit seinen besondern Anwald und Vertheidiger gefunden, der sich bemühte, die Wichtigkeit des Gegenstandes nicht etwa blos für äußere Zwecke, sondern auch hauptsächlich dessen tiefliegende Wirksamkeit für die allgemeine Bildung zu zeigen. Ein Gleiches wünschte ich für den Singunterricht zu thun. Denn wenn dieser Unterricht allerdings von mancher Seite her befördert und empfohlen und auch noch neuerlichst bei uns allgemeiner als Lehrgegenstand durch die Behörden eingeführt ist, so hat man ihn doch nicht überall in der großen Verbindung aufgefaßt, in welcher er gewiß mit unserem ganzen geselligen Zustande steht, so daß er an vielen Lehranstalten vor der Hand nur geduldet ist, und in geringerem Umfange als jeder andere Gegenstand getrieben wird. Vor Allem hielt ich wünschenswerth, daß man ihn triebe nach Luthers Worten.

„„Ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat.““

Wer diesen Wunsch theilt, kann dem Gesangunterricht unmöglich eine untergeordnete Stelle einräumen.

Die ganze Angelegenheit schien mir überhaupt mit der Frage zusammenzuhängen: Ob die Kunst von uns eben so ernsthaft, als die Wissenschaft betrieben werden müsse. Die Kunst, indem sie sich (besonders für das große Publikum) ganz von der Religion getrennt hat, ist für die Mehrzahl der Menschen eine bloße Vergnügungsanstalt geworden; viele Künstler fürchten in der engen Verbindung der Kunst mit der Religion eine zu große Beschränkung ihrer Freiheit, und ein großer Theil des Publikums scheut, wo es sich einem Vergnügen hingeben will, auch den Schein selbst einer Anstrengung. Und doch kann eine Entartung der Kunst nie ausbleiben, wo man sie ganz der Religion entfremdet. Die Geschichte gibt uns davon mehr als ein Beispiel. Die Musik (und allenfalls die Poesie, die wenige, die unsere Gesangbücher enthalten) ist die einzige Kunst, welche noch unmittelbar ein integrirender Theil unsers Gottesdienstes ist, überdem ist sie ganz überwiegend die Kunst unseres Zeitalters; so scheint sie mir auch das erste Mittel, um wieder eine innigere Verbindung aller Kunst überhaupt mit der Religion herbei zu führen.

Kein geselliger Verein, welcher nicht rein wissenschaftliche oder politische Zwecke hat, kann bestehen ohne Kunstleistungen gewisser Art. Will eine Gesellschaft, als solche, sich darstellen, d. h. soll für einen Augenblick die besondere Empfindung eines Jeden der allgemeinen untergeordnet seyn, so doch, daß kein Einzelner unthätig ist, so muß nothwendig die Rede zum Gesang, die Bewegung zum Tanze (im allgemeinsten Sinne des Worts) gesteigert werden. Denn soll dasselbe Wort, dieselbe Rede zugleich von vielen Lippen ertönen, so tritt nothwendig eine bestimmte Dauer der Sylben, d. i. Takt, und bestimmte Tonhöhe, d. i. Melodie ein; die Rede muß Gesang werden. Und dieses bleibt wahr für jeden Verein, er versammle sich nun zur geselligen Fröhlichkeit oder zum Höchsten was wir kennen, zum gemeinsamen Gebete und Verehrung.

Sollen wir uns nun jeden Augenblick als Mitglied einer Gemeinde fühlen, so müssen wir auch die Mittel haben, uns stets mit Anstand einer solchen anzureihen, Gesang und Tanz werden nothwendige Bestandtheile der allgemeinen Bildung seyn. — In den Gesang der Gemeinde soll ein Jeder einstimmen können, und ein Jeder soll fähig seyn, auch an dem Gesang der geselligen Heiterkeit Theil zu nehmen, und damit dieses möglich sey, ist schon ein nicht ganz unbedeutendes Maaß der Uebung nothwendig. — Aus der Gemeinde sondert sich sehr bald, als ihr Abbild ein Chor aus, der, als eine zweite Gemeinde, antwortet, und das schwerere Wort: Prophezeihung und Verkündigung, der Gemeinde vorführt. Auch zu diesem Chor ist Jeder berufen, dem die Natur (ein Fall, der seltner vorkommt, als oberflächliche Kenntniß glaubt) nicht etwa Stimme und musikalisches Gehör gänzlich versagt hat. Hier tritt nun eine vollkommene Kunstleistung ein, die sich auch (im Gegensatz des Gemeindegesanges) als eine solche gibt.

Was macht ein Kunstwerk dieser Art der ganzen Menge, wie es seyn soll, zugänglich? Erstlich der Gedanke, die Empfindung, welche ausgesprochen wird, muß so beschaffen seyn, daß er von Allen, Zuhörern und Ausübenden, verstanden werden kann, das heißt hier, die Empfindung darf nicht leidenschaftlich seyn; denn jede leidenschaftliche Empfindung ist Eigenthum nur eines Einzelnen, der Gedanke aber muß nichts enthalten, zu dessen Verständniß mehr als die allgemeinste Bildung (nicht nur jedes Standes, sondern auch jedes Geschlechts) erforderlich ist. Die Form des Kunstwerkes muß dem gemäß seyn. Das Tonstück muß sich in denjenigen Tonverhältnissen halten, die jedem unverdorbenen Ohre, jeder unverwöhnten Stimme gerecht sind *). Auch für den heitern Gesang der Geselligkeit werden leicht demgemäße Gränzen sich angeben lassen, welche ebenfalls bestehen in allgemeiner Verständlichkeit und Vermeidung des Leidenschaftlichen, und in der Form das Leichtfaßliche und für die Mehrzahl der Stimmen leicht Auszuführende bewahren. —

Die Kunst unterscheidet sich von der Wissenschaft auch darin, daß ein jedes Werk der Kunst auch das kleinste, ein für sich frei dastehendes Individuum ist; in der Wissenschaft hingegen ist jedes Werk ein Glied aus einer großen Kette, es fordert ein anderes Werk als Grundlage, und wirft in der Regel auch wieder neue Fragen auf. Daher wird der Unterricht im Singen eine ganz andere Gestalt nehmen, als jeder wissenschaftliche. Wenn Alles, was ein Schüler in der Wissenschaft leistet, gleichsam nur Vorbereitung ist, und auch das Beste noch keinen wirklichen wissenschaftlichen Werth haben kann: so sollen die Leistungen im Gesang auf der Schule eine gewisse Vollendung (freilich in sehr beschränktem Kreise) haben; sie sollen fähig seyn, in der Kirche und bei Schulfesten, bei ernsten und freudigen Veranlassungen, ohne Störung, und ohne besondere Nachsicht zu verlangen, die Zuhörer zu erfreuen und zu erbauen, und dies ist eben möglich, weil auch ein kleines Kunstwerk ein abgeschlossenes Ganzes ist, welches je nach seiner Beschaffenheit von geringen Kräften vollkommen vorgetragen werden kann. Und hierin suchen wir das Eigenthümliche des Singunterrichts überhaupt, hier soll der Jugend zum erstenmale das Höchste erschlossen werden, sie soll fühlen, wie selbst ein kleines Maaß der Kräfte, aber dieses belebt

*) In diesem Sinne ist das Choralbuch, zum Behufe einer allmählichen Einführung eines vierstimmigen Gemeindegesanges, (von Kocher, Silcher und Frech), welches die geistliche Oberbehörde im Königreich Würtemberg eingeführt hat, verfaßt.

durch Empfindung; deren selbst der Knabe in aller Wärme und Reinheit fähig ist, dienen könne, etwas hervorzubringen, woran sich Alter und Jugend, jedes Geschlecht und jeder Stand erbauen könne. Darum muß der Unterricht so beschaffen seyn, daß er, auf welcher Stufe sich immer befindend, doch schon zuweilen ein Kunstganzes darstellt, was bei zweckmäßiger Einrichtung bald zu erreichen ist.

Der Abschnitt, Kunst und Wissenschaft, ist einer der vortrefflichsten des ganzen Buches, in welchem diese beiden Hauptrichtungen des menschlichen Geistes zu deutlicher Anschauung gebracht, und besonders die erste davon in ihr volles Licht gestellt ist. Der Verfasser sagt unter anderm: „Aber wo findet die Kunst ihre höchste Entscheidung, wo findet sich das Gesetz für die Empfindungen, deren sich die Wenigsten deutlich bewußt sind, die wir kaum ganz, eben etwa nur durch ein Kunstwerk auszusprechen vermögen? Doch wohl nur in dem, was in jedem geregelten Geiste seit Homer und seit David und den Propheten herrscht, in der Religion allein, nicht in einem positiven Religionssystem, in der religiösen Gesinnung."

„Religion hat nur eine Sprache, die — jedem Ohre klingend, keiner Zunge fremd — und das ist eben die Kunst. Wäre es auch möglich, wir wissen es nicht, jene ewigen Wahrheiten dem engern Kreise philosophischer Schüler mit einfachen Worten zu enthüllen: auf jeden Fall werden sie Anklang finden nur im Geiste derer, die eine streng wissenschaftliche Vorbereitung erfahren haben; aber das ganze Volk zu belehren und zu sich zu ziehen, verschmähte der Erlöser selbst nicht die Kunst in Gleichniß zu reden, der Psalmist ergoß seine Reue und Anbetung in Liedern. — Welche Künste sollen nun vorzugsweise das Verständniß zwischen der Religion und dem Volke erhalten? Die Religion versammelt ihre Bekenner unter einem Altar, zu demselben Gebete, zu demselben Lobgesange, vor dem für den Augenblick jede individuelle Empfindung schweigen oder sich mit ihm vereinigen soll. Wo finden wir hier eine völlig kongruente Kunstform, die auch dieses Interesse des Heiligen ausdrückt, daß es besteht in der Vereinigung Aller, daß es

Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

Keine Frage, daß der Chor das einzige würdige Mittel ist, gleich durch seine Form diesen Geist der Einheit, der Unterthänigkeit Aller unter einer Idee, einer Empfindung auszudrücken, und so werden wir nicht anstehen, dem Chorgesange die erste Stelle einzuräumen unter den Künsten, die uns das ewige Wort verkündigen sollen. — So wird sich die erste Frage, welchen Antheil wir der Kunst an der Bildung und am Leben gestatten, leicht beantworten. Gerade einen eben so großen, vielleicht einen noch bedeutendern, als der Wissenschaft. Namentlich darin bedeutender, daß ein weit größerer Theil der Menschen fähig ist, auch an den höhern Leistungen der Kunst, darstellend und empfangend, Theil zu nehmen, als an den höhern Leistungen der Wissenschaften. Wir erwähnen hier nur das eine, daß hier die Bildung beider Geschlechter völlig denselben Weg gehen kann, ja, daß für das weibliche Geschlecht hierin vielleicht die Ergänzung für diejenige Bildung gesucht werden kann, welche man jezt, fast nach ganz allgemeiner Uebereinstimmung, durch die Wissenschaft nicht gibt. Aber auch die niedern Volksklassen, und alle diejenigen, die sich mit den ersten Elementen, ja fast nur mit der mechanischen Auffassung wissenschaftlicher Elemente begnügen müssen, werden in der Kunst einen bedeutenden Schritt weiter geführt werden können." — Ueber die Hindernisse der Gesangbildung führt der Verfasser das nämliche an, was man von Singlehrern an Gymnasien in ganz Deutschland hört; er sagt: „Ein Haupthinderniß liegt darin, daß die Wichtigkeit des Gegenstandes von den Direktionen, und, was doch mittelbar auf die Schüler wirkt, von den übrigen Lehrern nicht genügend anerkannt wird." Diese Gleichgültigkeit ja Widerwillen gegen einen, für das deutsche Gemüth ganz besonders nothwendigen Unterrichtsgegenstand, ersieht man daraus, daß der Unterricht im Gesang aus den gewöhnlichen Schulstunden verdrängt und in Vakanzstunden verlegt ist. Und doch wäre es für deutsche Knaben sehr heilsam, wenn zwischen das ungemüthliche antinationale Latein, gemüthерfrischender Gesang träte, da es am Ende, durch das allgemeine Anerkenntniß des Volks doch geschehen wird, denn vom Hause aus wird es in Schule und Kirche einheimisch werden müssen.

Schließlich macht Ref. alle diejenigen, die dieser wichtige Gegenstand von Amt und Pflicht wegen (wenn auch nicht aus Neigung) angeht, diese Schrift nicht zu übersehen, sie finden vielleicht etwas darin, das sie nicht gesucht haben.

2) Sammlung zwei-, drei- und vierstimmiger Kirchen- und Schullieder mit deutschem (theils auch polnischem und lateinischem) Texte von verschiedenen vorzüglichen (?!) Komponisten zunächst für Volksschulen und Seminarien gesammelt, nach Ziffern und Noten eingerichtet und herausgegeben von J. J. Behrnedt, Lehrer am königl. Schullehrer-Seminar zu Graudenz. Glogau, Neue Heymann'sche Buchhandlung.

Es heißt zwar: suchet so werdet ihr finden; aber es steht nicht dabei geschrieben, daß Jeder gerade das finden werde, was ihm eben jezt zu suchen beliebt. Zum rech-

ten Suchen und Sammeln gehört ein klares Wissen und Verstehen dessen, was auch des Sammelns werth, ein edler Zweck und ein geübtes Auge, daß man nicht einen Skorpion für einen Fisch halte. Dem Sammler vorliegender zwei ziemlich dicken Bände Ziffern (wie Wechselrechnungen sich ausnehmend) und Noten geht aller Takt und alles Talent hiezu ab; denn er hat, mit weniger Ausnahme, nur Unwürdiges, Gemeines und für den angegebenen Zweck Unpassendes gefunden, und nicht einmal die oberflächliche Kenntniß der musikalischen Setzkunst bewiesen, die Bücher wimmeln (abgesehen von einer außerordentlichen Menge Druckfehler) von den unbegreiflichsten, schülerhaftesten Fehlern. Wer erinnert sich nicht mit Abscheu der Zerrbilder in Abc-Büchern und andern kindischen Jugendschriften, und wie man sie, da sie im zarten, allen Eindrücken offenen Alter die Phantasie mit Schmutz wie der Rauch das Kamin anfüllen, auch bei reiferem Alter, so schwer wieder los wird; wer ist nicht überzeugt, wie sehr sie die spätere Geschmacksbildung hemmen, ja oft unmöglich machen? Gerade so ist es auch mit der Musik. Wenn gemeine Melodien, die zu schlecht sind, um sich auf Kirchweihen und Jahrmärkten Zuhörer zu gewinnen, mit religiösem Text, ja oft mit Stellen aus der heil. Schrift verbunden, von den armen Kindern die eben nehmen müssen, was ihnen ihr oft (mehr als sie) ungebildeter Schulmeister gibt, oder gar von den Zuhörern in der Kirche, verschluckt werden müssen, ist das nicht eine Schändung der Kirche, der heiligen Sache und der armen Kinderseelen, die für das wahrhaft Schöne noch so empfänglich und offen sind?

Ein, in seiner Wahl des Singstoffes strenger und gewissenhafter Lehrer des Gesanges, der seine Aufgabe in ihrer Tiefe und Bedeutsamkeit erfaßt hat, und weiß, was er zum sittlichen Wohl seiner Schüler beizutragen vermag, wird die vorliegende Sammlung nicht wohl brauchen können.

Anekdoten-Literatur.

Ungarische Paprika. Eine Sammlung volksthümlicher Charakterzüge und belustigender Anekdoten. Herausgegeben von Bolon Mischko. Mit einer kolorirten Abbildung. Meißen, Gödsche, 1831.

Daß viele dieser Anekdoten schon bekannt sind, ändert nichts an ihrer Ergötzlichkeit. Zwar sind auch bedeutend viel kleine Schweinchen mit unter gelaufen, aber daran muß man sich in Ungarland gewohnen. Wir heben einige Anekdoten, versteht sich nur reinliche, aus:

Ein Ungar las in einem Buche von den Geheimnissen der Natur, daß ein sehr breiter Bart einen Dummkopf anzeige; er nahm sogleich ein Licht um sich im Spiegel zu besehen, und brannte sich aus Unvorsichtigkeit den halben Bart weg. Aergerlich sezte er das Licht hin und schrieb an den Rand des Buches, wo diese Stelle stand: probatum est!

* * *

Ein ungarischer Bauer säete auf seinen Acker Erbsen. Kurz darauf war der kommandirende General genöthigt, eine große Musterung zu halten, bei welcher Gelegenheit, des beschränkten Terrains halber, auch auf jenes bebaute Feld Truppen zu stehen kamen. Der Bauer will gerade nachsehen, ob seine Erbsen aufgegangen sind, und findet statt ihrer auf seinem Acker Militär.

„Wunder über Wunder!" ruft er aus: „hab' ich gesäet Erbsen und sind daraus geworden lauter Saldaten! Isstem teremtete! wird sich freuen der König!"

Der General lachte, und bewirkte ihm einen Schadenersatz.

* * *

Ein ungarischer Student, welcher zum Theil schon seine Muttersprache vergessen hatte, weil er sich sehr lange in Wien aufgehalten, wurde in einer Gesellschaft gefragt: ob er nicht ein Ungar sey?

Verschämt antwortete er: „Ich — ich danke! ich war einer!"

* * *

Ein Ungar bestellte bei einem sehr geschickten Maler sein Portrait. In kurzer Zeit bringt es dieser, und zwar unverkennbar getroffen.

„Ah teremtete! is sich das nix, kann ich sich das nit brauchen!" ruft der Ungar; „muß ich sein gemalt so, daß man mich nicht gleich kennt, is sich das darum, daß kann ich überraschen meine Bekannte."

* * *

Ein ungarischer Bauer hatte für seinen Edelmann einen Brief in Wien abzugeben. Er fand auch ohne Mühe die rechte Straße, nur wußte er das Haus nicht und fragte demnach einen Mann:

„Wohnt sich hier Herr N.?"

„Nebenan:" berichtete dieser.

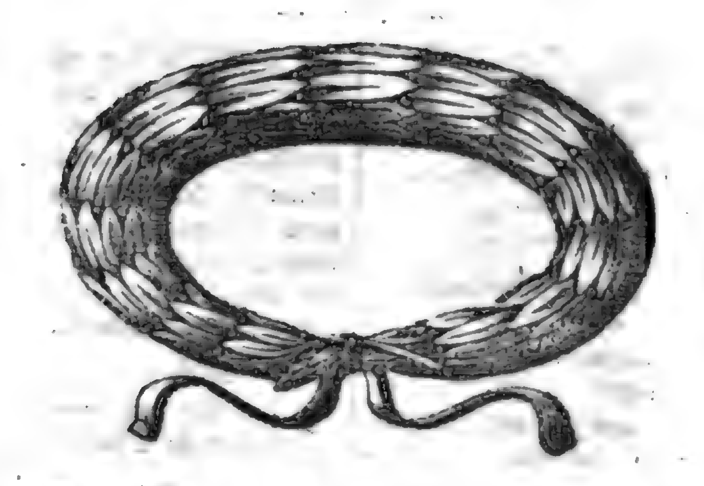
„Wo is sich das?"

„Na, schau dort die grüne Thür, da ists." Der Ungar gieng hin und fragte:

„Is sich hier nebenan?"

„Na, Du Narr!" gab man ihm zur Antwort, „wenn Du dahin willst, mußt du an'n Thür weiter gehn."

Ueberall erhielt der arme Ungar auf die nämliche Frage die nämliche Antwort, und kam endlich aus der Straße heraus, ohne den Gesuchten gefunden zu haben.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 74. — 18. Juli 1831.

Dichtkunst.

Der Todtentanz. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Mit 48 Kupfern in treuen Kontouren nach H. Holbein. Leipzig, Leo, 1831.

Das günstige Urtheil, welches wir über Bechstein bei seinem ersten Auftreten gefällt, bestätigt sich immer mehr. Wir behalten uns noch vor, bei einer spätern Uebersicht der neuesten epischen Werke seine Haimonskinder zu beurtheilen. Das vorliegende seltsame, Dante und Byron verwandte Dichterwerk, soll jezt allein unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Die vortrefflich gestochnen Kontouren nach dem weltberühmten Holbein'schen Todtentanz sind nicht nur eine zufällige Zierde dieses in jeder Hinsicht schön ausgestatteten Buches, sondern ein wesentlicher Theil desselben, die Grundlage des Gedichts, welches auf jeder Seite die lebendige Anschauung der Holbein'schen Bilder voraussezt. Auf den ersten Blick fiel uns ein scheinbarer Kontrast des ernsten, oft wehmüthigen, nie scherzenden Tons im Gedichte mit dem größtentheils muthwilligen Humor des Malers auf. Allein man darf diese Bilder nur etwas näher betrachten, um hinter dem Schein des Scherzes den furchtbar tragischen Ernst zu entdecken, dem der Dichter so schöne, in den meisten Stellen der Unsterblichkeit würdige Worte geliehen hat. Wenn es dem Dichter oft gelungen ist, im Sinn des Malers herrliche Gedanken hinzuzudichten, welche derselbe nicht unmittelbar angedeutet, so lag auch hinwiederum in den Andeutungen des Malers eine so große und tiefe Poesie, daß er sich im Bilde eben so dem tragischen Dichter näherte, wie dieser im Gedicht dem Maler. So sind Bilder und Gedicht ein Ganzes, in einem Sinn innig übereinstimmend und wechselseitig sich ergänzend.

Die ersten Bilder, die Schöpfung der Eva und den Sündenfall darstellend, sind vom Maler durchaus ernst, fromm, in der naiven Heiligkeit aufgefaßt, die den alten Malern so geläufig war, und von den neuern troz aller Kunst nicht mehr erreicht wird. Dem entspricht das Gedicht. Kann man wohl schönere Verse lesen, als die folgenden:

Der Lebensbaum des Paradieses blühte
In wunderreicher Pracht; des Weltenschöpfers Güte
Streut' allen Schmuck auf seine junge Welt.
Die Thiere waren traulich schon gesellt,
Und lagerten im kühlen Waldesschatten,
Und streiften über die smaragdnen Matten,
Und sangen froh im grünen Blätterzelt. —
Wie nun die Neugeschaffne sinnend stand,
Und ansah den Verwandten unverwandt,

Da regte sich in ihr ein süßer Trieb,
Sie fühlte schon: der Schläfer war ihr lieb.
Sie tritt ihm zögernd näher, leis und sacht,
Und kniet dann neben ihm, erfreut und lächelnd,
Ihr Odem weht an seine Wangen fächelnd,
Ihr Busen hebt sich höher — er erwacht.

O Himmelsanblick, wie nun Aug' in Auge strahlt,
Entzücken höher Beider Wangen malt,
Wie sie sich selig ansehn, sich umfassen,
Und nicht mehr von einander lassen,
Und Engeln gleich, so schuldlos und so schön,
Umschlungen durch den Garten Gottes gehn!

Die Schöpfung jauchzt, wie sich der Mensch, ihr König, zeigt;
Der Löwe kommt, und blickt ihn an — und schweigt;
Verwundert steht der Elephant von fern,
Und ahnt in jenen Beiden seine Herr'n;
Und friedlich kommt die Kreatur herbei,
Die Taube girrt, es kreischt der bunte Papagei,
Mit Affen spielt der Hund, und die Gazelle lauscht
Aus dem Gebüsch hervor, das schlankes Wild durchrauscht.
Und Edens Blumen hauchen Balsamduft,
Und Schmetterlinge gaukeln in der Luft,
Lebend'ge Blüthen, reich an Farbenglanz,
Herabgefallen aus der Engel Kranz.
Und süß und labend bietet ungesucht
Den jugendlichen Wandrern sich die Frucht,
Und weich und schwellend ladet grünes Moos,
Am Rand der Quellen in der Ruhe Schoos.
Da neigt die Sonne sich dem Westen zu,
Und die Geschöpfe suchen schon die Ruh.
Zur stillen Meerbucht schwimmt der weiße Schwan,
Und purpurflammend glüht der Ocean.

Das Menschenpaar, das sich umschlungen hält,
Umarmt sich fester, stiller wird die Welt.
Die Sonne sinkt — ach! jener Hände breiten
Sich nach dem holden Schein, der dort verglüht,
Sie lassen über's Meer die Sehnsuchtblicke gleiten,
Und Wehmuth zieht in ihr Gemüth.
Der Baum des Lebens rauscht im Abendwehen,
In Purpurtinten glänzen ferne Höhen,
Und wie der Menschheit erste Zähre fließt,
Wird sie vom ersten Liebeskuß versüßt.
Noch keine Sprache thut in Tönen kund
Der wonnevollen Herzen heil'gen Bund.

Jene prophetische Sehnsucht und Wehmuth der ersten Menschen beim ersten Abendroth ist ein so neuer, als unendlich schöner und wahrer Gedanke, und hier um so wahrer, als die ganze Zukunft des Gedichtes der Tod ist.

Dieser Tod, er beginnt mit dem Brudermord, mit einem Meisterstück, und billig feiern ihn die Todesengel durch lauten Triumph. Der Maler hat uns mit ächt poetischem Gefühl nicht den Tod Abels, sondern den Triumph aller künftigen Todtengerippe über den ersten ihres Gleichen dargestellt, und so hatte der Dichter volles Recht, sich die beiden Paucken, auf welche ein Gerippe, das alles zerschmettern zu wollen scheint, grimmig losschlägt, als die auseinandergefallene Weltkugel zu denken.

Das Opfer fiel. — Der Seher sieht es fallen,
Und sieht nach einem hochgewölbten Haus
Die bleiche Schaar der Todesengel wallen.

Da löschen alle Lebensflammen aus,
Mit Moder überzünchen sich die Mauern,
Aus ihnen duftet der Verwesung Graus.

Das Leben zittert unter Grabesschauern;
Der Fürchterlichen werden mehr und mehr;
Wenn sie frohlocken, muß die Menschheit trauern.

Durch alle Räume wogt das grause Heer,
Farblos, leblos, und doch bewegt, wie Schatten,
Grauuvollen Anblicks, augenhöhlenleer.

Und kommen sie, das Opfer zu bestatten,
Um das die jugendliche Menschheit weint?
Den ersten Raub, den sie erbeutet hatten?

Den Sieg zu feiern, kommen sie vereint,
Den sie dem Leben endlich abgerungen;
Kaum faßt das Haus die Zahl, die hier erscheint.

Noch hat kein Ton den Riesenbau durchdrungen,
So voll, und doch so still — kaum ist ein Laut
Wie Rauschen welker Blätter drin erklungen.

Leer, ein Geripp' nur, ist das Haus erbaut,
Hohläugig starrend sieht man's düster ragen,
Von Nacht und feuchten Nebeln rings umgraut.

Tonwecker bringen Jene nun getragen;
Der Erdball ist auf Knochen hingestellt,
Und wird als Donnerpaucke dort geschlagen.

Von solchem dumpfen Hall erbebt die Welt;
Weit strecken sie Posaunen und Drommeten,
Wie Meteore, blaß vom Licht erhellt,

Später erscheinen diese Todesengel als die Diener des Todes, der als ein Wanderer die Erde durchirrt.

Der Pilger, der das Leben ewig haßt,
Und von ihm zehrt, ein unwillkommner Gast,
Geht durch die Länder stets mit heißer Gier,
Klopft unerwartet an gar manche Thür,
Und sendet seine Diener weit umher.
Sie rauschen, flattern über Land und Meer;

Sie hüllen oft in Blumenduft sich ein;
Sie glühn verlockend oft im Freudenwein;
Sie bergen sich in dunkler Bergesnacht
Und schwängern die Metalle tief im Schacht;
Sie schlüpfen tückisch in das Feuerrohr,
Und brechen grausam mordend draus hervor.
Wer zählt die bleiche fürchterliche Schaar,
Die schon vom Anbeginn gehorsam war
Dem dunkeln König, und ihm dient so gern
Wie Mörderbanden ihrem Oberherrn?

Der große Reihentanz beginnt mit dem Papste, der in dem Moment vom Tode heimgesucht wird, in welchem der Kaiser ihm die Füße küßt. Noch poetischer ist das folgende Bild, welches uns den Kaiser Albrecht zeigt, in dem Augenblick vom Tode ergriffen, in welchem rechts Herzog Johann von Schwaben, links ein armer Schweizer Bauer ihn vergeblich um Recht anfleht. So nicht minder das dritte Bild, auf welchem der Tod als Mundschenk einem Könige den lezten Becher reicht. Dies hat der Dichter erhaben behandelt.

Der König saß beim reichen Mahl,
Auf hohem Schloß im stolzen Saal.
Wohl hört er fern die Wogen rollen,
Doch retten schien er nicht zu wollen;
Sein Schloß lag hoch und unbedroht,
Was kümmert ihn des Landes Noth?
Er wollte keine Klagen hören.
„Man soll uns nicht bei Tafel stören!
Fort mit dem Volk!“ Die Schergen trieben
Die Boten fort mit Geiselhieben.
Der König schmaußte ruhig weiter
Am übervollen Tisch, und heiter.
Da trat der Wandrer als des Königs Schenk herein.
„Willkommen Schenk! Kredenze mir den Wein!“
Der Schenk war ein gebeugter Greis,
Sein Haupt war kahl, seine Haut war weiß.
Er schlich der Tafel zitternd nah,
Und goß, daß es der König sah,
Aus seinem Krug den Wein zum Mahle
In eine goldgetriebne Schaale
Der König trank, und zog in Falten
Die Stirn, und rief ihm zu, dem Alten:
„Der Wein ist sauer!“ Da sprach der Greis:
„Es ist Deiner Unterthanen Schweiß.“
Und es ward todtenstill im Saal;
Der König trank zum andernmal.
„Der Wein ist bitter!“ und es scholl:
„Der Kelch ist von Thränen des Landes voll!“
Den König überlief es kalt,
Es packt' ihn an mit dumpfer Gewalt.
Und wieder füllte der Schenk den Becher,
Und mit Entsetzen trank der Zecher.
„Der Wein brennt mich, wie Höllenglut!“
„„Es ist Deiner Unterthanen Blut!““
„Ha!“ schrie der König: „Frecher Hund!
„Trabanten! Greift mir den Schenken — und —“
Mehr sprach er nicht — ward leichenfahl
Und starb — der Schenk schwand aus dem Saal. —

Der Maler führt den Tod von den Höfen in die Klöster und hier läßt er ihn wahnsinnig werden und in phantastischem Schmuck, eine Ophelia als Gerippe noch mit Bändern und Blumen geschmückt auftreten. Dies ist der einzige Fall, in welchem der Dichter den Sinn des Malers nicht getroffen hat, oder ihn nicht hat treffen wollen. Bechstein führt nämlich den Tod aus dem Kloster in ein Irrenhaus, während Holbein offenbar unter dem Irrenhaus das Kloster selbst versteht, denn Holbein bewährt sich durchgängig als ein eifriger Pfaffen= und Aristokratenfeind und Bürger= und Bauernfreund, und geht besonders arg mit der Geistlichkeit um. Die gräßliche Ironisirung des Klosterlebens durch den wahnsinnigen Tod ist aber in den Bildern, auf welchen der Tod den Abt, die Aebtissin, den Mönch und die Nonne holt, unverkennbar. Mag nun der Dichter Katholik oder Protestant seyn, als Dichter hätte er diese großartige Idee des Malers nicht entkräften sollen. — Was indeß das ausgezeichnet schön erfundene und komponirte Bild vom Tode der Nonne betrifft, so hat der Dichter dessen zarte Poesie vollkommen erkannt und wiedergegeben. Die junge Nonne, betend am Altar, wendet ihr liebliches Gesicht dem Geliebten zu, während hinter ihrem Rücken der Tod, als alte Nonne gekleidet das Altarlicht auslöscht, doch nicht sie selbst berührt. Mochte nun auch der Maler den Geliebten als wirklich gegenwärtig denken und einen Verrath und den Tod der Einmauerung im Sinne haben, so blieb doch der Grundgedanke der nämliche oder wurde vielmehr noch zarter, indem der Dichter den Geliebten nur als ein Bild der Erinnerung im einsamen Nonnenleben nahm.

Sehr schön wird der wandernde Tod beim Dichter eingeführt:

Der Wandrer weilt' in Kerkereinsamkeit,
Wo das Verbrechen saß bei der Verworfenheit;
Auch Unschuld, oft verachtet und verhöhnt,
Ihr ungehörtes Flehn in Klagen ausgestöhnt.
Ihm war es wohl in jenen Schauerhöhlen,
Die Grausamkeit erfand, die Tyrannei gebaut,
Die Marterkammern hat er angeschaut,
Bestimmt, unmenschlich Menschen abzuquälen.
Die schrecklichen Geräthe waren all'

Vom Blut befleckt der Opfer, ungereinigt,
Es war, als zittre sterbend mancher Hall
Von Seufzern derer, die man hier gepeinigt,
Durch kerkerlusterfüllte Höhlen schauerlich.
Der düstre Pilger sezte sich
Zu einen Block, und schlang sich eine Kette
Um Fuß und Hand, als ob das Schergenamt
Er an sich selber zu verrichten hätte.

„Zum ew'gen Sklaventhum scheint das Geschlecht verdammt,
Das sich gottähnlich wähnt und nennt im stolzen Wahn —"
So fing der Wandrer ernst mit sich zu reden an:
„Sie fürchten mich mehr, als den Richter dort,
Als ob *ich* ihre Gottheit wäre
Errichten sie *mir* grausige Altäre,
Und jedes ihrer Opfer ist — ein Mord.
Mein Altar ist das ragende Schaffot,
Schwarz überhangen wird es für den dunkeln Gott;
Mein Priester ist der Henker, und mein Fest
Wenn man zum Richtplaz Sünder führen läßt.
Fallbeilgerüst, Holzstoß und Galgen stehen
Auch als Altäre da, Veränderung ergözt.
Wild drängt das Volk, den Opfertod zu sehen,
Das sich nie höher freut, als wenn es sich entsezt.
Mein Beichtstuhl ist die Marterkammer,
Fühllos sind meine Priester für den Jammer.
Nicht Thränen heischt als Sühnung ihre Wuth,
Nicht Reue, Beß'rung nicht, sie wollen *Blut* für Blut!"

Großartig ist ferner der Gedanke, den Tod in die unterirdischen Höhlen zu führen, indem er unter der Erde tödtende Gifte, Gold, Schätze sucht:

In Schauerhöhlen, die kein Mensch erblickt,
Von Stalaktiten wunderlich geschmückt,
Von Rizomorphen phosphorbleich erhellt,
Saß er, ein König, in der Unterwelt.
Sein Thron ein Mammuthknochenberg, umher
Versteinte Palmen, und vom Höhlenbär
Die grausige Gestaltung — rund herum
Hofdienerschaft vom Megatherium.

Da kam's ihm vor, als hab' er schon einmal
Umwandeln müssen in dem Jammerthal,
Und habe sich gewiegt in Flamm' und Fluth,
Und habe schlummernd tausend Jahr geruht,
Bis Zeit und Leben ihn aufs neu gezeugt,
Und ihn mit Gift die Wüstenei gesäugt.
Dann träumt' ihm, daß er längst gestorben wär',
Und wandle nur noch als Gespenst umher,
Und in den Riesenthieren rund um sich
Sah er sein eignes fürchterliches Ich.

Da trieb's ihn fort, herauf, herauf zum Licht,
Dort drunten wohnte Ruh', und Ruhe kannt' er nicht.
Wer andern Freuden schafft, ist selbst oft freudenlos;
Er führt zur Ruh', doch wölbt sich ihm kein Grabesschoos. —

Ein andermal erscheint der Tod einsam auf der Insel St. Helena und beweint den *großen Mann*, den Würgengel der Menschheit, der ihm so viele Millionen in sein nächtliches Reich geliefert.

Das 31ste und 32ste Bild sind Sinnbilder der *Reformation* und *Revolution*. Auf dem ersten erscheint der Tod als Ritter des neuen Glaubens, kämpfend gegen einen Ritter des alten Glaubens. Er siegt, und hinter ihm bricht ein großes Licht an, dessen Strahlen die Wolken vertreiben. Eine erlaubte Umkehrung des Sinnbilds gestattet uns, hier im siegreichen Tode das Märtyrerthum des Glaubens zu erkennen. Dasselbe gilt von dem folgenden höchst revolutionären Bilde, auf welchem der Tod in Gestalt eines Bauern einen Edelmann mit dessen eignem Wappenschild todtschlägt.

Bei dem Bilde der Greisin können wir uns kaum des Gedankens erwehren, der Maler habe sich diesmal den Tod ärgerlich gedacht, sofern er bei der Wegschaffung eines alten Weibes nur eine lästige Pflicht, nicht wie beim Raube einer jungen Königin ein lustiges Recht üben konnte. Indeß berechtigte die fromme Haltung der alten Frau, diese Scene ernster und würdiger zu nehmen, wie der Dichter auch gethan hat.

Der lezte, den der Tod holt, ist der Bettler, eine bittre Ironie des Malers, da der Bettler, der zu allen andern Gütern zu spät gekommen ist, nun auch sogar auf die Wohlthat des Todes am längsten warten muß. Der Dichter hat dieses Bild viel erhabner, und gewiß sehr glücklich aufgefaßt, indem er in dem Bettler den ewigen Juden sah, der als der lezte der Menschen übrig bleiben und den Tod erst finden soll *nach* dem Gericht. —

Es überrascht, daß der Maler nicht mit dem *Gericht*, sondern mit der *Gnade* schließt. Obgleich gelegentlich unter den Bildern einige Teufel vorkommen, so kommt doch am Schluß keine Hölle, sondern nur ein Himmel. Die Todten versammeln sich alle ohne Ausnahme zu den Füßen des Heilands, ohne dabei von Teufeln gehindert und zurückgezogen zu werden. Ob nun der Maler den kezerischen Gedanken hegte, daß es keine Hölle gebe, oder ob er sein so sehr tragisches dissonirendes Werk mit einem reinen Ton schließen wollte; genug, der Dichter war befugt, in diesem Sinne auch das Gedicht mit dem Gedanken: allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr seyn! mit dem Gedanken des ewigen *Lebens* nach dem zeitlichen Tode zu schließen.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 75. — 22. Juli 1831.

Militärische Schriften.

Zu den heilsamen Fortschritten unsres Zeitalters gehört unstreitig auch, ich will nicht sagen, die bereits eingetretene durchgreifende Verbesserung des Militärwesens, aber doch die allmählich zunehmende Aufklärung über dessen richtiges Verhältniß zum Staate. Die Militärs selbst haben angefangen, für die Beurtheilung ihres Standes einen höhern Standpunkt als den des Standes selbst zu suchen, und auch bei den Civilisten hat sich die dumme Scheu vor dem vermeintlichen Zunftgeheimniß des Kriegerstandes, wie überhaupt jede Scheu vor Zunftgeheimnissen gelegt. Diese glückliche Wendung verdankt man im Allgemeinen der wachsenden Civilisation, zunächst aber vorzüglich dem volksthümlichen und bürgerlichen Element, welches durch die Konscription und durch das Landwehrsystem dem einseitigen Standesinteresse der stehenden Heere entgegengetreten ist. Seitdem der Bürger theils selbst Soldat ist, theils als Landstand den Militäretat, der aus seinem Beutel bestritten wird, auch selbst kontrollirt, seitdem darf der Soldat sich nicht mehr dem Bürger, wie der Student dem Philister gegenüberstellen, und seitdem muß der Bürger sich um militärische Dinge bekümmern.

Es ist merkwürdig, und doch sehr natürlich, daß das Zunftinteresse durch seine Unterordnung unter das National- und Staatsinteresse nichts verloren, sondern im Gegentheil ungemein gewonnen hat; denn der alte Schlendrian der Vaubanschen Befestigungskunst, der Tempelhofschen Taktik und des dito preußischen Kamaschendienstes hörte erst auf, als die französische Revolution die Nationalbewaffnung und den großen Krieg einführte. Wenn Napoleon die volksthümlichen Ideen, wie sie Carnot vorschwebten, in seinem Despotismus zu ersticken schien, so hinderte dieß doch nicht die unglaublich rasche Lösung der rein militärischen Probleme, wie sie, von der Erfahrung abstrahirt in den Werken eines Jomini, noch ungleich präciser aber in den Werken unsers endlich gehörig geschätzten Bülow niedergelegt sind. Man ist jezt noch weiter gekommen; doch Bülow, damals vielleicht der mathematisch und empirisch klarste Kopf in Deutschland, bleibt immerhin der Kepler der Kriegswissenschaft, der Entdecker ihrer wichtigsten und unabänderlichsten Grundgesetze. — Nachdem aber die große Napoleonische Ueberschwemmung sich wieder in das Bett der einfachen konstitutionellen Strömung nivellirt hatte, lebten auch die zu früh erstickten Ideen der Carnotisten und Dantonisten wieder auf; und wie sie anfangs in gewaltsamen Zuständen erzeugt worden, so wurden sie nun allmählich auf das gewöhnliche Leben angewandt. In Preußen war 1807, in Oesterreich 1808 dem Princip der Nationalbewaffnung die erste Huldigung gebracht worden. Seitdem

Digitized by Google

wurde von Kundigen und Unkundigen über Landwehr und Landsturm vieles, zum Theil sehr Excentrisches, geschrieben. Die Ehre aber, zuerst alle rein militärischen und rein bürgerlichen Ansprüche dabei ausgeglichen und eine „rechte Wehrverfassung“ für konstitutionelle Staaten ausgemittelt zu haben, gebührt dem würtembergischen General von Theobald, einem der lichtvollsten und präcisesten militärischen Schriftsteller, dem ersten militärischen Landstand, dem ersten landständischen Soldaten. Die Ideen seiner „rechten Wehrverfassung“ liegen wesentlich der Welckerschen Motion und dem umfassenden Werke von Xylander zu Grunde.

1) Begründung der Motion des Abgeordneten Welcker auf eine konstitutionellere, weniger kostspielige und mehr sichernde Wehrverfassung. Karlsruhe, Braun.

Der würdige Verf. verlangt die konstitutionelle Gleichstellung der Rechte und Pflichten aller Staatsbürger auch in Bezug auf das Militärwesen, also zunächst die Verpflichtung aller jungen Leute zum Kriegsdienst, ohne Ausnahmen, wie in Preußen. Außer dem moralischen Gewinn würde daraus hauptsächlich auch der physische erwachsen, daß im Fall der Noth eine größtmögliche Zahl wehrhafter Männer vorhanden wäre, und daß bei nur kurzer eigentlicher Dienstzeit jedes Individuums die Last durch Vertheilung auf alle, dem Einzelnen erleichtert und der bürgerliche Beruf desselben weniger gestört würde. Es ist in der That seltsam, daß ein konstitutioneller Staat, wie Baden, diese Einrichtung noch nicht hat, deren sich doch Preußen erfreut, wo sonst das konstitutionelle System noch keine großen Fortschritte gemacht hat. Die ausführlichste Erläuterung dieses höchst wichtigen Princips findet man in den:

2) Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit. Von J. Nr. von Xylander. München, in Kommission in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

Diese nicht nur theoretisch sorgfältig durchdachte, sondern auch durch Erfahrungsbeweise reichlich dokumentirte Schrift schildert zuerst den Zustand, wie er war, die unselige Trennung des Kriegerstandes vom Volk. „Das Volk, von oben keine Mahnung zur Entwicklung dieses kriegerischen Elements erhaltend, ebenfalls in den fremdartigen, ihm unbegreiflichen Kunststücken des gewordenen Heeres seinen völligen Schutz zu erblicken vermeinend, und froh, einer, mit dieser Kunstfertigkeit innig verwebt scheinenden barbarischen Zucht zu entgehen, fing an, sich blos für den friedlichen Erwerb geschaffen zu glauben, und so kam es, daß nach und nach das Ergreifen der Waffen für ein Unglück gelten mußte, oder für eine Schande, wenn man betrachtete, in welche Gemeinschaft sich derjenige begab, der Soldat wurde. Man hörte auf, den Muth als die Eigenschaft eines jeden Mannes zu betrachten, nur beim Soldaten hielt man ihn für nöthig, der Nicht-Soldat schien desselben nicht mehr zu bedürfen; dies sagte allen Schwachen zu und offen konnte man in jenen Zeiten, von den Nichtmilitärs die naivsten Geständnisse der Feigheit hören oder lesen, und nicht ohne mächtigen Einfluß konnte dies auf den Charakter und die Sitten der Völker bleiben, so daß es später zwanzigjähriger Leiden und Schmach bedurfte, bis sich wieder kräftigere Gesinnungen zu entwickeln begannen.

Es war dem Ende des 18ten und Anfange des 19ten Jahrhunderts vorbehalten, das Verhältniß des Kriegsstandes zum Volke auf seine natürliche Basis zurückzuführen, als ein ganzes Volk zu den Waffen griff, und so lange die andern schlug, bis sie endlich aus dem Schlafe erwachten und gezwungen waren, ebenfalls zum Schwerte zu greifen, und so entwickelte sich für die europäischen Völker, auf praktischem Wege, das Bedürfniß einer allgemeinen Kriegsdienstpflicht aller Waffenfähigen des Staats, so wie sich der Begriff hievon auch aus der Anerkennung der Gleichheit aller Glieder vor dem Gesetze entwickelt hatte.

Es ist unmöglich im Staate Institutionen durchzuführen, wenn sie nicht in einem gewissen Einklange mit den Verhältnissen und übrigen Institutionen des Staates stehen; sind sie diesen Verhältnissen ganz entgegengesetzt, stoßen sie gegen die allgemeinen Interessen und Bedingnisse der Wohlfahrt des Volkes an, so verschwinden sie entweder mit der Zeit gänzlich, oder sie gestalten sich unbemerkt um und werden zu etwas Anderem, als wozu sie einseitig bestimmt waren; sind sie aber den obigen Beziehungen entsprechend, so verwachsen sie sich schnell mit allen übrigen Institutionen, formen selbst diese nach sich um und erscheinen so in kurzer Zeit in ein Ganzes verwachsen, das ohne mächtige Erschütterungen nicht mehr getrennt werden kann. — Wenden wir dies auf die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste an, die sich auf die allgemeine Gleichheit vor dem Gesetze gründet, so zeigt sich, daß durch die allgemeine Kriegsdienstpflicht jene Anerkennung der Gleichheit der Staatsglieder in das Leben eingeführt worden, und schon jezt so innig mit demselben verwachsen ist, daß es ohne tiefe Wunden nicht wieder auszuscheiden wäre; es zeigt sich dieselbe daher allenthalben, wo noch manches Andere dieser Art fehlt, — als der Rumpf, an dem allmählich die übrigen Theile, bei

zunehmender sittlicher und politischer Mündigkeit der Völker, nachwachsen werden, und so ist die Anerkennung dieser allgemeinen Kriegsdienstpflicht eine der wichtigsten Erscheinungen und Folgen der Zeit, und eben weil sie nicht allein in Charten und Reden gefunden wird, sondern in vielen Staaten zum Theil wenigstens, wirklich ins Leben getreten ist, so findet sich darin nicht nur eine lebendige Gewährleistung für sich selbst, sondern selbst für die Fortbildung aller übrigen damit verwandten Verhältnisse."

Zunächst wird nun verlangt: 1) Vertheilung der Dienstlast auf alle waffenfähigen Individuen, und daraus folgt 2) möglichste Beschränkung der Dienstzeit für jedes Individuum. Dient Jeder nur so lange, als unumgänglich nöthig ist, den Dienst zu lernen, so werden dadurch die Kosten seiner längern Besoldung und Verpflegung im Dienst erspart und er wird in dem Betrieb seines bürgerlichen Gewerbes weniger gehemmt. Tritt aber die Noth ein, so ist die Zahl der geübten Krieger gleich der der ganzen männlichen Bevölkerung. Die ausgedienten Krieger können nun entweder noch einige Jahre hindurch nur beurlaubt und im Nothfall zum Dienst disponibel bleiben, oder aber als Landwehr des ersten und zweiten Aufgebots in besondre Korps konstituirt werden, wie dies leztere in Preußen der Fall ist. Aber dieses Landwehrsystem, das theils dem Bürger lästiger ist, wie das Beurlaubungssystem, theils eine nachtheilige Reibung zwischen dem stehenden Heer und der Landwehr zur Folge hat, wird von Herrn von Xylander mit Recht mißbilligt, und er zieht die Beurlaubung vor, die denselben Zweck erreicht, den Bürger weniger belästigt und mehr geeignet ist, die nothwendige Einheit im Geist der bewaffneten Nation zu erhalten. Die Dienstzeit beträgt in Rußland 25, in Oesterreich 14, in Polen, Churhessen und Sardinien 12, in Frankreich und Sachsen 8, in den meisten andern Ländern 6, in Preußen 5, im Frieden nur 3 Jahre. Der Verfasser berechnet, daß die Zahl der Dienstjahre im umgekehrten Verhältniß steht mit der Zahl der wirklich für den Nothfall eines Krieges disponibeln Mannschaft.

„Setzen wir zu diesem Behufe einen Staat zum Beispiele, der eine Einwohnerzahl von vier Millionen besizt und im Stande seyn soll, ein Heerwesen zu unterhalten, in welchem sich jährlich 48,000 Kriegsschüler befinden.

Bei einer wirklichen Dienstzeit von 12 Jahren, würde sich für die obigen Beziehungen folgendes Resultat ergeben:

Die jährliche Aushebung würde 4000 Mann betragen müssen; die Stärke des Heeres würde 48,000 Mann betragen; die Erhaltungskosten würden der obigen Zahl von 48,000 Mann entsprechen und innerhalb der zwölf Jahre würden auch nicht mehr als eben diese 48000 Mann durch das Heer gehen.

Würde man die Dienstzeit von 12 auf 6 Jahre herabsetzen, so müßte die jährliche Aushebung zwar 8000 Mann betragen, die aber nur halb so lang, als früher, in Anspruch genommen werden, auch sind dem Erwerbe nicht mehr Hände entzogen, als früher und die angebliche Stärke und die Erhaltungskosten des Heeres würden dieselben bleiben, wie oben; aber binnen zwölf Jahren würden 96,000 Mann durch die Kriegsschule gegangen seyn und es würde sich im Falle des Bedarfs, eine, oben gänzlich fehlende, unterrichtete Reserve an das Heer anschließen können, welche aus den 48,000 Mann hervorgehen würde, welche in den ersten sechs Jahren im Heere gestanden sind. —

Würde die Unterrichtszeit auf 3 Jahre herabgesezt werden, wie dies in Preußen der Fall ist, dessen Heer sich dennoch, in Beziehung auf Kriegsbildung, gewiß mit allen übrigen zu messen im Stande ist, so erhalten wir eine jährliche Aushebung von 16,000 Waffenfähigen, die aber nunmehr den vierten Theil der frühern Zeit dienen; die Zahl der das Jahr hindurch im Heere befindlichen Kriegsschüler würde dennoch wieder nur 48,000 Mann betragen und die Erhaltungskosten würden daher hinsichtlich dieser Zahl dieselben bleiben, wie oben; aber während zwölf Jahren, wären 192,000 Mann durch die Kriegsschule gegangen, und außer dem Heere von 48,000, würde, aus den bereits durch die Kriegsschule gegangenen 96,000 Mann, eine entsprechend zahlreiche, unterrichtete Reserve hervorgehen können. —

Nehmen wir endlich an, man wolle alle Waffenfähigen durch die Kriegsschule gehen lassen, so würde, da von vier Millionen, jährlich, ungefähr 24 bis 28,000 junge Männer waffenfähig werden, dieselben also auch den jährlichen Zugang bilden, und sollten die Kosten für die Kriegsschüler nicht mehr als für 48,000 betragen, so könnte freilich sodann die Unterrichtszeit für einen Theil nur zwei, für einen andern weniger als zwei Jahre betragen, wie dies übrigens bereits in mehrern Heeren der Fall ist, ohne daß sie befürchten, im Kriege hinter andern zurückstehen zu müssen.

Die Rahmen würden zwar in diesem Falle wahrscheinlich vermehrt werden müssen und einige Kostenvermehrung würde sich ergeben, aber dieselbe stünde natürlich in gar keinem Verhältnisse mit der Leistung; denn binnen zwölf Jahren würden 288,000 bis 336,000 Männer, mit einer sehr geringen Störung ihrer Verhältnisse, durch die Kriegsschule gegangen seyn und der Einfluß eines solchen Waffenunterrichts aller Waffenfähigen, nicht nur auf die Kriegsbildung, sondern auf die Bildung überhaupt, auf die Gesinnungen und den Charakter des ganzen Volkes, würde

ohne Zweifel so außerordentlich seyn, daß dadurch alle bisher berührten und nicht berührten Meinungen und Gründe gegen solch ein Unterrichts- und Heerwesen, ihre Bedeutung verlieren würden.

Diese Zahlen bedürfen keiner weitern Auseinandersetzung, sie sprechen von selbst und was hier für vier Millionen dargestellt wurde, ist für jede andere Zahl von Einwohnern eines Staates gültig."

Wir müssen es dem Leser überlassen, die staatsrechtlichen, finanziellen und rein militärischen Gründe, welche sämmtlich für sein System sprechen, beym Verfasser selbst nachzulesen, weil wir sonst das halbe Buch ausziehn müßten.

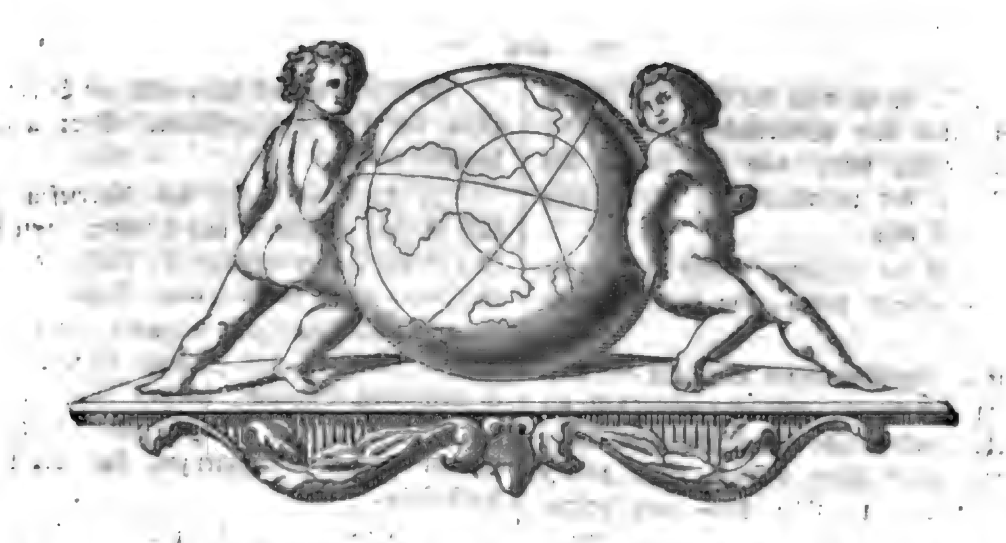
Im zweiten Abschnitt spricht Herr von Xylander von den Offizieren. Er hofft, die Nationalisirung des Heers werde auch mehr Talente als bisher an die Spitze der Truppen bringen. Er eifert besonders gegen das aristokratische Interesse, das doch immer bei der Besetzung von Offiziersstellen sich geltend zu machen weiß, obgleich es dem monarchischen Interesse nachtheilig ist.

Er sagt: „Der Monarch wird allerdings nur demjenigen Generale, den Oberbefehl über das Heer oder über diesen und jenen Theil desselben, diese und jene Befehlsstelle übertragen, der sein persönliches Vertrauen besitzt, allein dieser besondere Antheil, den der Monarch hierbei äußert, findet bei der Anstellung auf der untersten Stufe, nicht statt, und während es sehr zweifelhaft ist, ob einem Monarchen daran liegen könne, ob die offene Junker- oder Lieutenantsstelle, dem N. N., dem Herrn von N. N., dem Baron N. N. oder dem Grafen N. N. zu Theil werde, so ist hingegen ganz gewiß, daß ihm daran liegen werde, daß die Stelle derjenige erhalte, der dazu in allen Beziehungen, am fähigsten ist, und in dem er hoffen kann, einst auch einen tüchtigen Anführer auf höherer Stelle zu finden, der sodann seines besondern Vertrauens würdig werde, und kein Regent, der die Nothwendigkeit erkennt, auch im Heere, durch freie Konkurrenz, das Talent empor zu heben, und daß zur Ausübung der Kunst eine eigenthümliche Widmung der Kräfte nothwendig ist, — wird eine Beschränkung seiner Rechte darin finden, wenn die erste Anstellung, nicht mehr wie ehemals, blos aus Rücksichten für die Geburt oder nach den Einflüssen der Verwandtschaft oder der Willkühr überhaupt, sondern in der Regel nach rechtlichen und billigen Gesetzen statt findet, so wie dies in wohlorganisirten Staaten, aus denselben und ähnlichen Gründen, in allen übrigen Zweigen des Staatsdienstes längst statt findet. —

So klar dies an sich ist, so erhebt sich doch gegen solche Anordnungen, hinsichtlich der Anstellung und Besetzung der Befehlsstellen, blos nach anerkannter Befähigung, die Stimme des Eigennutzes Mancher, welche, noch im Nebel früherer Verhältnisse befangen, unsere Zeit verkennen. Sie erblicken darin eine Unbilligkeit, daß ihre Söhne gleiches Recht mit andern theilen sollen, sie wollen Vorrechte für dieselben, wenigstens noch im Kriegsstande, da sie dieselben anderwärts verloren haben. — Diejenigen, welche dieses fordern, sind gewöhnlich noch von den Ideen früherer Zeit erfüllt, und kennen und achten, im Geiste jener Zeit, den Kriegsstand so wenig, daß sie ihn nur für eine Versorgungsanstalt der jüngern Söhne und überhaupt aller derjenigen halten, welche sonst nirgends unterzubringen sind. Diese Zeiten sind aber vorüber und da solche Vorrechte nur zum Nachtheil des Kriegsstands und zum Nachtheil des Regenten und des Staats überhaupt, bestehen würden, so können sie nicht weiter bestehen."

Eine der interessantesten Untersuchungen ist die über die Unteroffiziere. Die schwankende Stellung dieses so wichtigen Korps bezeichnet recht deutlich den Kontrast des alten und neuen Princips im Heerwesen. Nach dem alten sind die Unteroffiziere von der Beförderung ausgeschlossen, ein Stand für sich; nach dem neuen stehn sie nur auf der ersten Stufe zu jeder höhern militärischen Würde. Aber das neue Princip ist doch weit entfernt, das vorherrschende zu seyn. Die Kluft zwischen Unteroffizier und Offizier ist noch weit größer, als die zwischen allen folgenden Rangstufen. Herr von Xylander huldigt dem neuen Princip, sieht aber wohl ein, daß zu dessen folgerechter Durchführung mehrere Bedingungen nöthig sind. Die Hauptbedingung ist, daß auch der vornehmste Sohn künftig nicht als Offizier, sondern als Gemeiner eintritt, und daß unter den Gemeinen auch der Bauernsohn, wenn er fähig ist, zum Unteroffizier und sofort zum Offizier und weiter befördert wird. Warum sollte auch der junge Bauer, dieselbe praktische und theoretische Kriegsschule durchlaufend, wie der Adelige, wenn er einen guten Kopf und Glück hat, nicht ein so guter Offizier werden, wie jener? Frankreich und Preußen haben es hinlänglich bewiesen. Ehrgefühl, militärischer Anstand erzeugen sich leicht, und kommt von der bürgerlichen Seite das Bewußtseyn gleicher Rechte hinzu, so wird auch nach und nach in Deutschland die Kluft zwischen den feingebildeten sentimentalen Lieutenants und den rohen knasterbärtigen Unteroffizieren verschwinden. Um aber die Beförderungen zu befördern verlangt Herr von Xylander mit Recht eine Dezimirung des alternden Dienstpersonals in den höhern Rangstufen, das ohnehin in Kriegen so oft schädlich wird, mögen auch einzelne kriegerische Greise ausnahmsweise die größten Thaten vollbringen.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 76. — 25. Juli 1831.

Militärische Schriften.

(Fortsetzung.)

2) Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit. Von J. Rr. von Xylander. München, in Kommission in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1831.

(Beschluß.)

Insbesondere eifert der Verfasser auch gegen den Müssiggang der Offiziere. Sie sollen immer im Dienst seyn, und müssen es, sofern sie die immer neu zuströmenden Cadres der jungen Conscribirten zu unterrichten haben. Außerdem aber sollen sie nicht blos Vorlesungen hören und kriegswissenschaftliche Bücher studiren, sondern Reisen machen, fremden Feldzügen beiwohnen, das Terrain des Vaterlandes und der Nachbarländer kennen lernen und alles das thun, was die Preußen vor der Schlacht bei Jena zu ihrem Unglück so sehr versäumt hatten, und worüber Herr von Massenbach in so bittern Ausdrücken geklagt hat.

Zum Müssiggang rechnet der Verfasser auch den Kamaschendienst, wenn er nicht noch etwas Schlimmeres ist. „Wenn man aber die unaufhörlichen Klagen hört, über die Ungleichheit in den Details des Exerzierens, des Dienstes, der Kleidung u. s. w.; alle Revueberichte mit solchen Klagen angefüllt findet, daß dies Regiment, im Schnitte der Röcke, einen Zoll zu breit, zu hoch, zu tief sey; daß dieses Regiment bei einem Gewehrgriffe einen Ruck, ein anderes Regiment dabei einen Zug mache; daß dieses so, und jenes so schulterte; dies eine Liste in Oktav, das Andere eine solche in Quart aufstelle u. s. w., so erscheint die Frage, ob eine solche höhere Kriegsschule nicht überflüssig sey, wirklich sehr sonderbar.

Wie? — diese obigen Details sollten bis aufs Unmerkbare gleich seyn, der gemeine Soldat sollte Jahre hindurch geschult werden, damit die Gewehrgriffe gleich werden; aber ob die Ansichten über die Wirkung der Waffen mit der Wahrheit und den Erfahrungen, ob die Ansichten über das Leistungsvermögen und Verhältniß der Waffengattungen gegeneinander übereinstimmen; ob überhaupt Ansichten über das Höhere der Kunst vorhanden und möglichst übereinstimmend sind: darum sollte sich Niemand kümmern? Dies Alles sollte dem Ungefähr überlassen bleiben, das Niederste sollte gelehrt und mit äußerster Anstrengung betrieben, aber das Höchste rein dem Zufalle überlassen bleiben? Es sollte dem Zufalle überlassen bleiben, ob sich überhaupt Offiziere, dem

Höhern widmen wollen, ob sie dazu die nöthigen Mittel in ihren Garnisonsorten und Bibliotheken finden oder nicht; es sollte gleichgültig seyn, was die Führer des Heers von dem Wesen der vaterländischen militärischen Verhältnisse halten u. s. w.?

Wahrlich, man muß im Anhören solcher Meinungen eine gewisse Uebung erlangt haben, um dabei kalt zu bleiben." —

In Bezug auf die Beförderungen empfiehlt der Verfasser das Verfahren Napoleons, welcher einen Theil der Kandidaten für höhere militärische Rangstufen aus eigner Machtvollkommenheit als Feldherr wählte, einen andern Theil durch seine Kameraden wählen und einen dritten Theil nach dem Dienstalter vorrücken ließ, ein Verfahren, welches die Vortheile von allen drei Methoden verband, ohne in den Nachtheil der einseitigen Anwendung einer einzigen zu fallen.

Zum Schluß gibt der Verfasser eine sehr beachtenswerthe Schilderung des Militärwesens in ganz Europa. Er hat auf seinen Reisen alles selbst gesehn und urtheilt als Augenzeuge. Zuerst spricht er über Rußland, dessen Leibeigne mit Gewalt ihrer Heimath entrissen werden, um 25 Jahre lang als Soldaten zu dienen. „Vorzüglich dieses ungünstige Verhältniß mag den Kaiser Alexander bewogen haben, die Militär-Kolonien entstehn zu lassen." Doch hier ist der Zwang noch unerträglicher, denn, wurde sonst der Leibeigne gezwungen, seine natürliche Heimath und Familie zu verlassen, so wird ihm jezt eine Heimath und Familie aufgezwungen, die er nicht will. „Nun ist zwar die menschliche Natur, viel zu leisten und zu ertragen im Stande, und vieles ist russischer Zucht möglich, was anderwärts unmöglich scheint, aber es gibt Verhältnisse, die selbst dem beugsamsten Gemüthe unerträglich sind, nämlich Eingriffe in die innern, häuslichen und geselligen Lebensverhältnisse, und dies soll sich auch hier bewahrheitet haben. —

Bei dem zwar geregelten, aber durchgreifenden militärischen Zwange, in welchem sich Alles bewegen sollte, konnte es nicht ausbleiben, daß z. B. auch die Erziehung der Kinder, und die übrigen Verhältnisse einem Zwang unterliegen mußten, der bald sichtbare Folgen trug, und eben so wenig, als die Oekonomie, soll die Fortpflanzung der Kolonisten unter militärischer Zucht gediehen seyn."

Merkwürdig ist das Heerwesen Schwedens. Man hat dort noch eine Art Lehnsarmee, indem die Besitzer eines gewissen Grundeigenthums einen oder mehrere Soldaten stellen müssen; ein zweiter Theil des Heeres wird geworben und ein dritter konscribirt. Offiziersstellen werden noch gekauft.

In Dänemark lastet noch die Ergänzung des Heers allein auf dem Bauernstande. Sehr wird die dänische Reiterei gelobt.

In England mußte das Heerwesen eine eigenthümliche Gestalt annehmen und behalten, weil die insularische Lage dieses Landes einheimische Landkriege unmöglich oder doch sehr selten macht, seine Kolonien aber bewaffnete Wächter und Schergen verlangen, wozu sich nicht wohl Bürger, sondern nur Söldner eignen. Daher sehn wir in demselben England, welches die Sonne der Freiheit zuerst gegrüßt, doch noch das alte soldatische Stocksystem mit allen seinen Konsequenzen, Kauf der Offiziersstellen rc. fortbestehn.

In Frankreich ist 1824 die Dienstzeit von 6 auf 8 Jahre erhöht worden, „mit Hintansetzung aller hier einwirkenden Verhältnisse des Kriegs, des Rechts, der Politik und der Civilisation," eine Konsequenz der Restauration, wie die Auflösung der Nationalgarde. Daher der Widerwille gegen den Dienst seit jener Zeit, ein Widerwille, der so weit ging, daß in dem sonst so kriegerischen Frankreich urkundlich der 23ste Konscribirte sich dem Dienst heimlich entzog, daß sogar eine Konscriptions-Versicherungsanstalt vorgeschlagen wurde.

In Oesterreich ist die Dienstzeit der Deutschen, Böhmen und Polen 14, der Italiener und Tyroler nur 8 Jahr, „ein Unterschied, welcher beachtenswerth ist, insofern er anzeigt, daß man einsieht, daß eine längere Dienstzeit eine Last ist, die man nur solchen Völkern ausbürden darf, die mehr zu tragen gewohnt sind." Die Rekruten werden nach bestimmten Normen ausgehoben, „aber in manchen Fällen hängt es nur vom Ermessen der Beamten ab, die Einreihung ins Heer auszusprechen." Es wird nur aus dem Bauern- und Bürgerstande rekrutirt, und noch mit dem Stock exerzirt und exekutirt. Die Offiziere werden als solche vom Kaiser oder den Regimentsinhabern nach Gutdünken angestellt, „wobei Bekanntschaft, Gewogenheit, Verwandtschaft mächtig einwirken."

Das preußische Heerwesen rühmt und preißt der Verfasser am meisten, und mit wie viel Recht, geht aus der Vergleichung mit den übrigen hervor. Daß er indeß die Trennung der Landwehr von den Linien nicht billigt, haben wir oben schon gesehn.

3) Aphorismen aus der Theorie und Praxis des Kriegswesens. Von einem Veteran der preußischen Armee. Leipzig, Gleditsch, 1830.

Ebenfalls treffliche Gedanken, denen der vorigen Schrift nahe verwandt. Der ungenannte Verfasser spricht

über den sitlichen und geistigen Standpunkt der höhern Klassen des Kriegerstandes in der Gesellschaft, über den Dienst des Generalstabs in Friedens- und Kriegsmärschen, über das Infanteriegewehr, über die Feuertaktik der Infanterie. Wichtiger als diese meist rein technischen Sachen müssen uns Profanen zwei andre Abhandlungen seyn, über die uns ein Urtheil zusteht.

Der Verfasser gibt „Andeutungen über die Möglichkeit einer Verschmelzung der Landwehr mit dem stehenden Heere" und theilt desfalls (die Schrift ist übrigens jünger) vollkommen die Ansicht des Herrn von Xylander. Er verlangt eine sechsjährige Dienstzeit, davon sollen die ersten 3 Jahre im Stamm des Heeres im persönlichen Dienst, die folgenden 3 Jahre in der Beurlaubung, wobei der Mann jedoch disponibel bleibt, zugebracht werden. Hierauf soll der Mann in die Kriegsreserve treten, darin noch 3 Jahre für den Fall eines Kriegs disponibel bleiben, und dann in die Landwehr übergehn, wo er bis zum 40sten Jahre noch für die äußersten Kriegsnothfälle zu brauchen ist. Diese vier Stufen bedingen aber keinerlei Unterschied in der Armee, wie dies bisher bei der Linie und Landwehr in Preußen der Fall war. Sie bilden keinen Gegensatz, nur eine Stufenfolge.

„Vortheile dieses Systems: 1) Verdoppelung der Cadres, deren Zahl und Tüchtigkeit bei Eröffnung eines Feldzugs von desto stärkerem Einfluß ist, als die Einschaltung der jungen Mannschaft sich getheilter und demnach von geringerer Wirkung auf Zucht und taktische Festigkeit darstellt.

2) Ein einträchtigerer Geist in den Truppen. Die aus der Verschiedenheit des Grundsatzes hervorgehende Opposition zwischen Linie und Landwehr fällt weg; der militärische Charakter im Volke gewinnt Einheit im Grundsatz, also eine festere Richtung.

3) Vereinfachung des Befehls. Die Abgränzung der Wirkungskreise wird für jede Stufe erleichtert durch das Verschwinden der Zwischengewalt des Regimentskommando's, eine Menge von Kollisionen vermieden; im Allgemeinen der Grund zu einem umfassenden Dienstreglement gelegt, das eigentlich nie und nirgends einem Heere fehlen sollte.

4) Eine regelmäßigere, zweckdienlichere Fortübung der Truppen zur Friedenszeit. Der allgemeine Uebelstand, daß die geübteste Mannschaft (die gegenwärtige Landwehr, die Veteranenschaar des Heeres) von den ungeübtesten Offizieren befehligt wird, und dadurch leicht den Sinn für Zucht, Haltung und taktische Regel verliert, wird beseitigt. Es tritt das Offizierkorps — gleichmäßig organisirt, eingeübt, und in allen Verhältnissen unter sich gleichgemacht — mehr als ein Ganzes auf.

5) Ein allgemeineres (und gleichartigeres) Fortschreiten in taktischer Hinsicht. Die als nothwendig erkannten Aenderungen im Felddienste, in den Evolutionen und der Waffenführung können leichter und übereinstimmender der beurlaubten Mannschaft beigebracht, die Regeln im Gedächtnisse fester, also gleichmäßigere Bildungsgrade genommen werden.

6) Der Hauptvortheil des bestehenden Systems: die, ohne gradezu ausgesprochen zu seyn, faktisch vorhandene zwanzigjährige Dienstzeit der Wehrpflichtigen wird nicht blos aufrecht erhalten, sondern auch in zweckmäßigere Abschnitte getheilt."

In einer zweiten Abhandlung über Bekleidung und Ausrüstung der Truppen sind äußerst beherzigenswerthe Winke gegeben. Der Soldat muß leicht und bequem, vollständig und doch nicht überflüssig, dauerhaft und reinlich gekleidet seyn. Aber geschieht es? „Es macht einen unangenehmen Eindruck, sagt der Verfasser, den ernsten Kriegsmann mit zwecklosem Putz an Schnitt und Besatz seiner Uniform ausgestattet zu sehn. Noch mehr, es macht einen schmerzlichen Eindruck, ihn eng zusammengeschnürt, in unbequem knappen oder schleppend weiten Beinkleidern, im Tschako, der den ganzen Hinterkopf dem Sonnenstich, dem Schnee und Wind und den Säbelhieben Preis gibt, oder mit einem schweren und doch nicht dauerhaften Mantel belastet zu sehn ꝛc. Für solche Dinge, die am unmittelbarsten schaden oder nützen, und von denen eben so sehr die Gesundheit und Ausdauer, als die gute Laune und der Muth der Soldaten abhängt, kann nie zu viel geschehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

1) Till Eulenspiegels Geniestreiche, in Knittelversen bearbeitet von Franz Freiherrn von Hallberg zu Broich. Zum Besten der Armen. Crefeld, Schüller, 1830.

Die bekannte Gattung von Knittelversen, in welcher Blumauer die Aeneis travestirt hat, ist allerdings gemein und niedrig komisch genug, um sich für einen

Gegenstand wie Eulenspiegel zu eignen. Gleichwohl haben wir eine solche Vorliebe für das alte prosaische Original, daß wir es jeder modernen Umarbeitung vorziehn. Wo gäb' es auch einen Vers in der Welt, der im Stande wäre, die göttliche Gemeinheit so ganz naiv auszudrücken, wie z. B. die ultraprosaischen Worte: „wie Till Eulenspiegel zu Rugestetten den Weibern die Pelze wusch?" Wir wollen eine Historie in den neuen Knittelversen mit ihrem prosaischen Original vergleichen:

Denn er betrügt da als Filou,
Ein Mütterchen vom Lande,
Und macht ihr gleich ein X für U,
Was diese nicht verstande:
Dann nimmt er all ihr Federvieh,
Und sagte: die Bezahlung, die
Würd' Frau Abtissin leisten.

Doch diese liebt den Handel nicht
Mit Leut' von hohem Stande,
Vielleicht weil sie aus der Geschicht
Damit wohl was verbande,
Und fordert ohne Widerred'
Die Zahlung, weil sie sonsten geht
Zum Richter, Klag' zu führen.

Und Till der selbst als Bösewicht,
Doch ehrlich wollte scheinen,
Ersucht die gute Frau, sich nicht
So sehr zu übereilen,
Und daß er bei ihr Glauben fand,
Gab er den Hahn als Unterpfand,
Womit sie sich begnügte.

Was Till nun mit den Hühnern that,
Hab' ich noch nicht gehöret,
Doch daß er sie behalten hat
Und diese Frau bethöret,
Erleidet keinen Zweifel nicht,
Indem er sich als loser Wicht
Noch immer uns bewiese.

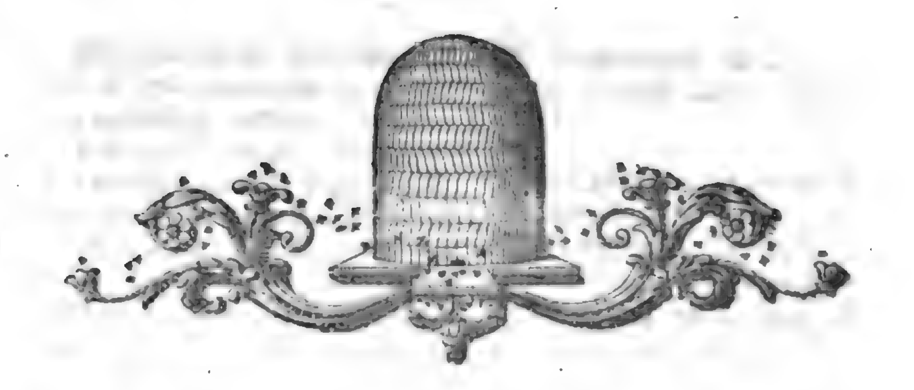
Im alten Eulenspiegel heißt es dagegen weit naiver: „Die Leuth waren etwan nicht so schalkhaftig als jezt, sonderlich aber Landleuthe. Auf ein Zeit kam Eulenspiegel gen Quedlinburg und gedacht, wie er wieder Zehrung wollte überkommen; also saß ein Bäurin da zu Markt und hatte ein Korb voll Hühner feil. Eulenspiegel fragt: was das Paar gelten sollte? Sie antwortet ihme: zween Stephansgroschen. Eulenspiegel fragt: wollt ihr sie nicht näher geben? Sie sprach Nein. Also nahm Eulenspiegel die Hühner mit dem Korb und ging zum Thor. Da lief ihm die Frau nach und sprach: Kauffmann, wie soll ich das verstehen? Der Eulenspiegel sprach: Ja ich bin der Ebtissin Schreiber. Darnach frage ich nicht, sagt sie, mein Vater hat mich gelehret, ich soll von denen nichts kaufen oder zu Borg geben, vor den man sich muß neigen, darum bezahle mir die Hühner. Eulenspiegel sprach: Frau, ihr seyd von keinem Glauben, damit daß ihr aber des Euren gewiß seyd, so nehmet hin den Hahn zum Pfand, bis ich euch den Korb und das Geld bring. Die gute Frau nahm ihren Hahn zum Pfand, aber sie ward betrogen, Eulenspiegel blieb gar aus."

2) Stimmen aus Frankreich. 1830. Von J. Meyer. Erstes Heft. Straßburg, Treuttel und Würtz.

Der Verfasser besingt in kraftvollen und bildreichen Nibelungenversen die jüngste französische Revolution, den Sturz der Bourbons, den Sieg des Liberalismus.

So hast du, mein Volk, geschlagen! wo, wo kämpft ein anders so?
Sühntest in drei Julitagen Moskau, Leipzig, Waterloo!
Hast die Schmach von funfzehn Jahren mit drei Tagen abgekauft,
Dich, zur Freiheit neu geboren, mit dem eignen Blut getauft! —

Alles recht gut und schön! Aber warum hat der Verfasser nicht französisch geschrieben? Wenn es nicht niederträchtig ist, in deutscher Zunge zu sagen „mein Volk," und die Franzosen damit zu meinen, so ist es wenigstens geschmacklos. Weiter kann doch wahrlich die Entdeutschung nicht getrieben werden. Das ist noch mehr, als wenn man gar nicht mehr deutsch spräche, so wie Schande mehr ist als Tod. Was müssen die Franzosen von einer solchen Zwitterpoesie denken, die französisch ist im Sinn, und deutsch in der Form? Sie müssen sie eben so desavouiren, wie wir Deutsche sie verdammen. Eines Selbstherrschers Wohl kann in sieben Sprachen erfleht werden, ein Staat kann von mehreren Völkern zugleich als der ihrige betrachtet werden, aber niemals kann ein anders redendes Volk ein anders redendes das seinige nennen. Dies ist eine Hyperbel, welche die rhetorischen Gesetze so gut verwerfen, wie die Gesetze der Nationalehre.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — Nº. 77. — 29. Juli 1831.

Die neueste Literatur der Physik.

Wir haben in Nr. 69 dieser Blätter für 1827 und Nr. 15 für 1829, einen allgemeinen Blick auf die neueste physikalische Literatur geworfen, und namentlich zweier Erscheinungen in derselben: der neuen Ausgabe von Gehlers physikalischem Wörterbuche, welche damals erst im Beginne war, und kräftig vorschreitet, und der neuen Wiener Zeitschrift für Physik und Mathematik, die seitdem ebenfalls fleißig fortgesezt worden ist, mit dem Versprechen vorläufige Erwähnung gethan, seiner Zeit darauf zurückzukommen. Ueber zwei andere neuere wichtige Werke zur Naturlehre, nämlich: Fischers Lehrbuch der mechanischen Naturlehre in der dritten Auflage, und Biots Lehrbuch der Experimentalphysik in der neuen Bearbeitung von Fechner ist von uns außerdem besonders berichtet worden *); und es bleibt uns daher heut nur übrig, jenes Versprechen zu erfüllen, und zugleich diejenigen andern Hauptwerke oder neuen Auflagen, nahmhaft zu machen, vermittelst welcher die physikalische Literatur indessen wiederum bereichert worden ist. Daher rechnen wir ganz besonders folgende:

1) Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung. Von Baumgartner. Supplementband besonders zur dritten Auflage seiner, für die Anfangsgründe der Wissenschaft bestimmten Naturlehre). Wien, Heubner, 1830. gr. 8. mit Kupfern.

2) Handbuch der Experimentalphysik, zur Selbstbelehrung und zum Gebrauche bei Vorlesungen. Von v. Tscharner. Neue, vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Herrmann, 1830. gr. 8. m. K.

3) Lehrbuch der Physik. Von Neumann. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 1ster Theil. Wien, Gerold, 1830. gr. 8. m. K.

4) Vorlesungen über Naturlehre zur Belehrung derer, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt. Von Brandes. 1ster Theil. Leipzig, Göschen, 1830. gr. 8. m. K.

Von welchem letzteren, für unsere Zwecke ganz besonders geeigneten, trefflichen Buche wir nur die Vollen-

---

*) Vergl. Nr. 14 dieser Blätter für 1829, und Nr. 87 ff. derselben für 1830.

N.

dung erwarten, um über sämmtliche voranstehende vier Kompendien eine vergleichende, nähere Uebersicht zu liefern.

Die neue Auflage von Gehlers physikalischem Wörterbuche dagegen, auf welche wir also nunmehr zurück kommen, wenn uns gleich die Form des Werkes und der Umfang unserer Blätter nur eine allgemeine Charakteristik gestatten, ist indessen bis zur zweiten Abtheilung des fünften Bandes (die Buchstaben J und K enthaltend) vorgerückt; und man darf wohl behaupten, daß Europa kein zweites Werk aufzuweisen hat, welches, in seiner Art, mit dem gegenwärtigen verglichen werden könnte. Zur Herausgabe haben sich die Professoren: Brandes, Gmelin, Horner, Muncke und Pfaff vereinigt, Namen, welche zu viel Gewicht in der Naturwissenschaft besitzen, um nicht alles Vertrauen einzuflößen; und es blieb daher vielleicht nur eine Besorgniß übrig: Furcht nämlich, daß das Werk auf eine zu ausgedehnte Bändereihe anwachsen dürfte. Indeß wird in der Vorrede die Hoffnung ausgesprochen, die Zahl von acht Bänden nicht zu überschreiten; und in diesem Umfange würden wir denn also gewissermaßen eine Bibliothek der physikalischen Wissenschaften besitzen, da im Kreise derselben schwerlich etwas Bedeutendes anzugeben seyn möchte, welches nicht in diesem Wörterbuche, wenigstens so weit dasselbe vor uns liegt, seine Erwähnung gefunden hätte. Als ein besonderer Beweis der Reichhaltigkeit der Ausstattung stellen sich auch noch die astronomischen Artikel dar, gegen deren Aufnahme in solchem Umfange strenge Physiker vielleicht Manches einzuwenden finden, wogegen sie aber vielen andern Lesern eine um so willkommnere Erscheinung seyn werden, als Deutschlands sonst so wohl versehene astronomische Literatur eines astronomischen Wörterbuches *) noch entbehrt. Ich erwähne, in dieser Hinsicht, z. B. des Artikels Durchgang, welcher gewiß zu dem Sachreichsten und Verständlichsten gehört, was über diesen schwierigen Gegenstand je geschrieben worden ist. Einen andern großen Vorzug des Werkes finden wir in den überaus reichen und sorgfältigen Literarnotizen; jedes Hauptwerk ist an der geeigneten Stelle mindestens einmal mit seinem vollen Titel angegeben; und allgemeinere Artikel, z. B. der Artikel Astronomie enthalten zum Schlusse sorgfältige literarische Uebersichten des Ausgezeichnetsten und Brauchbarsten. Ganz besondere Vollständigkeit ist aber namentlich denjenigen Artikeln vergönnt worden, die ein größeres Publikum interessiren, wie z. B. Aräometer, Barometer, Blitz, Blitzableiter u. s. w., aus welcher komparativen Rücksicht noch ein fernerer Vorzug dieses Wörterbuches hervorgeht, welcher nicht allen lexikalisch geordneten Werken nachgerühmt werden kann. Das Publikum wird nach allem diesem mit uns in der Theilnahme an diesem großen naturwissenschaftlichen Unternehmen einverstanden seyn; und wir sprechen schließlich den Wunsch aus, daß sich alle Umstände vereinigen mögen, um den Herren Herausgebern zu gestatten, ihre gesammten Kräfte der ununterbrochenen Förderung eines so verdienstlichen Werkes zu widmen. —

*) Auch Frankreich entbehrt, so viel mir bekannt ist, noch eines brauchbaren astronomischen Wörterbuches; und ich mache hier vielleicht nicht vergeblich auf eine so auffallende Lücke in der deutschen und französischen Literatur aufmerksam.

N.

Die von uns ferner im Besonderen wieder zu erwähnende Wiener Zeitschrift für Physik und Mathematik, herausgegeben von den Professoren Baumgartner und v. Ettingshausen, welche sehr geeignet scheint, durch sorgfältige Verfolgung der wichtigsten Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der gesammten Physik, eine fortgehende Ergänzung des obigen Wörterbuches abzugeben, und daher in Verbindung mit demselben betrachtet zu werden, liegt hingegen seit unsern früheren Anzeigen, in den drei letzten Heften des vierten Bandes, im fünften, sechsten, siebenten und achten Bande vor uns, und bietet abermals eine außerordentliche Reichhaltigkeit von Untersuchungen und Resultaten der neuesten Bestrebungen auf dem Felde der Physik und Mathematik dar. Wir werden uns, wie früher, bemühen, dasjenige davon auszuheben, was uns am meisten geeignet scheint, ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen; und unsere Anstrengung, die Gegenstände dieser umsichtigen Wahl in die verständlichsten Ausdrücke zu kleiden, wird, wie wir uns schmeicheln, namentlich von allen denjenigen Lesern dankend erkannt werden, die eine solche allgemeine Uebersicht der Fortschritte der Physik zu erhalten wünschen, ohne eine unverhältnißmäßige Zeit darauf verwenden zu können. — Zur Sache.

Unsere erste Notiz soll diesmal einen mathematischen Gegenstand: die schwierige Berechnung der Vortheile des Banquiers im Pharaospiele, betreffen, deren Resultat wir durch ein Beispiel erläutern können. Gesetzt, daß die Bank ein Jahr von 365 Tagen hindurch, alltäglich nur 4 Stunden spielt, und in jeder Stunde 4 Spiele macht, bei deren jedem mit 30 Dukatensätzen durchgespielt wird; so beträgt also die Summe aller anfänglichen Sätze 16 × 30 × 365 = 175200 Dukaten, und der wahrscheinliche Gewinn des Banquiers (wie er aus den Doubletten und dem Nichtgelten der letzten Karte entspringt) läßt sich auf fast 10,000 Dukaten anschlagen. Der, mittelst einer schönen und einfachen

Analyse geführte Beweis davon findet sich Seite 210 des IV. B. unserer Zeitschrift; und wir wollen auf diese Veranlassung, zur Nutzanwendung unserer Pharao spielenden Leser die Worte hersetzen, mit welchen Brunacci eine ähnliche Untersuchung in seinem Corso di matematica sublime. Fierenze. 1807. schließt. „E puro si trova" ruft der wackre Italiener in seinem antipharaonischen Eifer, „che sa a scometre contro il Banchière! Questo è una riprova che i goffi sono il patrimonio dei furbi!" — So viel vom Pharaospiel. — Ueber die Wirkung des Mondes auf die Atmosphäre der Erde hat Flaugergues, Astronom zu Viviers, lange und interessante Beobachtungen angestellt, aus denen sich besonders das merkwürdige Resultat ergibt, daß die Wirkung des Mondes, den Luftdruck zu vermindern, bei der Mondesnähe größer ist, als bei der Mondesferne, welches deutlich zeigt, daß diese Wirkung von der anziehenden Kraft des Mondes abhängt. Diese neue Relation zwischen zwei so nahe befreundeten Himmelskörpern, als Erde und Mond sind, verdient die ganze Aufmerksamkeit unserer Leser. Wir werden weiter unten auf diese Theorie der atmosphärischen Schwankungen nochmals zurückkommen.

Ein sehr instruktiver Aufsatz über den Hagel, von Arago (aus dem Annuaire du bureau des longitudes f. 1828), findet sich im dritten Hefte des IV. B. unserer Zeitschrift, in welchem unter andern berichtet wird, daß bei einem, am 7ten Juli 1769 zu Paris statt gefundenen Hagelschlage, Hagelkörner von der merkwürdigen Form eines Uhrglases (oder vielmehr Meniskus) gefallen seyn, welche, bei vollkommner Durchsichtigkeit und Regelmäßigkeit, die Gegenstände ohne Entstellung vergrößert hätten. In Absicht auf Hagelableitung fällt das Resultat dieser Abhandlung nicht günstig aus. Bei der Unzuverläßigkeit unserer meteorologischen Theorie, muß es willkommen seyn, einen so ausgezeichneten Naturforscher wie Davy über Witterungsanzeigen zu vernehmen. Er äußert sich im Edinburger philosophischen Journal, aus welchem die Abhandlung in unsere Zeitschrift übergegangen ist, folgendermaßen darüber. Rothe Wolken am westlichen Himmel bei Sonnenuntergange verkünden schönes Wetter, besonders wenn die Röthe einen Stich in Purpur hat. Der Grund davon ist, daß die Luft, wenn sie trocken ist, vorzüglich die rothen oder erwärmenden Strahlen durchläßt, und, weil sie nicht vollkommen durchsichtig ist, dieselben auch am Horizont reflektirt. Ein kupferrother oder gelber Himmel bei Sonnenuntergang verkündet Regenwetter *); aber nichts zeigt sicherer bevorstehende nasse Witterung an, als ein Hof um den Mond, weil dieser nur durch schon ausgeschiedenes Wasser erzeugt wird. Je größer dieser Hof ist, desto näher sind die Wolken, und desto mehr Regen ist zu befürchten. — Regenbögen können bekanntlich nur entstehen, wenn Wolken, welche Regentropfen enthalten, oder sie eben ausschütten, der Sonne gegenüber stehen: sie zeigen sich daher Morgens an der West-, Abends an der Ostseite des Himmels; und da in unsern Klimaten schwere Regen meistens von Westwinden herbeigeführt werden, so zeigt ein Regenbogen am Westhimmel an, daß das schlechte Wetter im Anzuge sey, während ein Regenbogen am Osthimmel verkündet, daß sich die Regenwolken von uns entfernen. — Wenn die Schwalben hoch fliegen, so steht schönes Wetter zu erwarten, oder dasselbe hält an; fliegen sie aber niedrig, oder völlig am Boden, so ist Regen nahe. Dieses erklärt Davy so: Die Schwalben verfolgen die Fliegen und Mücken, Thierchen, welche warme Luftschichten lieben; warme Luft ist aber leichter und zugleich feuchter, als kalte. Fliegen also die Schwalben niedrig, so folgt daraus, daß sich die feucht-warmen Luftschichten näher an der Erdoberfläche befinden, in welchem lezteren Falle leichter ein Wasserniederschlag entsteht. — Zum Schlusse noch eine Bemerkung, die mir besonders interessant scheint. Für den, welcher Fische angeln geht, ist es im Frühling stets eine üble Vorbedeutung, eine Alster zu sehen, aber zwei betrachtet er als ein gutes Omen. Die Ursache liegt darin, daß bei kaltem, stürmischem Wetter immer nur eine Alster das Nest verläßt; und beide nicht eher von den Jungen gehen, als wenn es warm und gelinde, also das Wetter dem Fischfang günstig ist. — Die neuere Physik hat bekanntlich hinreichend dargethan, daß der Barometerstand regelmäßigen Schwankungen unterworfen ist, von welcher Wirkung, neben dem oben erwähnten Mondeinflusse, ein anderer großer Theil auf die anziehende und erwärmende Kraft der Sonne kömmt, wodurch gleichsam eine atmosphärische Ebbe und Fluth erzeugt wird. Ein italienischer Naturforscher, Carlini, ist aber, durch lange fortgesezte Bemühungen, dahin gelangt, diese beiden Einflüsse von einander zu sondern, und zu zeigen, daß durch die erwärmende Kraft der Sonne eine Fluth (die physische) in der irdischen Atmosphäre hervorgebracht wird, die in 24 Stunden wiederkehrt, wogegen die Anziehungskraft dieses Gestirns eine zweite atmosphärische Fluth (die dynamische) erregt, deren Periode 12 Stunden ist. Wir halten diese Vorschrift in der Theorie der atmosphärischen Schwankungen für außerordentlich wichtig, indem dadurch eine neue Individualität des Rapports bezeichnet wird, der zwischen dem Centralkörper des Sonnensystems und seinen Planeten besteht, gleichwie wir oben einen ähn-

*) Dies sagt schon Virgil, Georgicon I. 453. „Caeruleus pluviam denunciat, igneus Euros."

No. 14.
Intelligenz-Blatt
1 8 3 1.

[210] **Verkauf**
einer bedeutenden
Verlagsbuchhandlung.

Eine, im Königreich Sachsen gelegene, bedeutende Verlagsbuchhandlung mit sehr gangbaren Verlags-Artikeln, soll, Familienverhältnissen halber, unter billigen Bedingungen verkauft werden. Nähere Auskunft ertheilt auf Anfragen Herr Buchhändler J. A. Barth in Leipzig.

---

[195] Unterstützt durch meine Gattin, die sich von Jugend auf dem Erziehungsberufe widmete und durch junge auf Hochschulen gebildete Pädagogen, ferner durch die Hülfsmittel der Niedererischen Anstalt, zu der ich als Lehrer stehe, begünstigt, würde ich mich entschließen Knaben und Jünglinge, die zur Erweiterung ihrer Kenntniße und zur Vorbereitung für's wissenschaftliche oder Geschäftsleben in die französische Schweiz geschickt werden, in Pension zu nehmen. Auch solche, die sich dem Lehrerberufe wiedmen und darzu nebst der Entwicklungs- und Bildungsmethode die französische Sprache und Litteratur besonders berücksichtigen, würden angenommen. Ins Einzelne der Unterrichtsfächer und der Lehrweise einzutreten wäre überflüßig, da sie durch die Grundsätze und Mittheilungen, die von und seit Pestalozzi von Iferten ausgingen, längst bekannt sind, und Iferten durch seine besonders günstigen Verhältniße sich fortdaurend als einer der Hauptorte der Menschenbildung bewähret. Ueber die Bedingnisse und andere gewünschte Auskunft beliebe man sich in frankirten Briefen zu wenden an

Johann Baptist Bandlin.

Iferten (Kt. Waadt) den 23. May 1831.

---

[196] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neuester Wegweiser

durch Deutschland, Frankreich, Italien und die Schweiz. Ein nützliches und bequemes Taschenbuch für Reisende jedes Standes. Als Anhang eine Sammlung der auf Reisen am häufigsten vorkommenden Wörter und Redensarten in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Von August Ise.

fl. 8. Sauber geheftet 1 Thlr. 12 gGr.
(Berlin, 1831. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Der hier angezeigte Wegweiser führt nicht nur auf genau angegebenen Straßen, mit beigefügten Lokalbemerkungen und andern Notizen, die der Aufmerksamkeit des Reisenden auf seinem Wege werth sind, durch die besuchtesten Länder Europa's, sondern giebt auch eine alphabetisch geordnete Uebersicht derjenigen Städte und Oerter Deutschlands, Frankreichs, Italiens und der Schweiz, welche für den Reisenden Sehenswerthes und sonst Merkwürdiges enthalten, nebst Angabe der vorzüglichsten Gasthöfe, der bestehenden Freimaurer-Logen ꝛc., so wie auch ein Verzeichniß der in den genannten vier Ländern gangbaren Münzen. Dabei dürfte der den Anhang bildende Dolmetscher für Reisende in deutscher, französischer und italienischer Sprache gewiß für Viele eine willkommene Zugabe, und überhaupt dieses Itinerair auch wegen seines gefälligen Formats, sehr hübschen Aeußern und verhältnißmäßig billigen Preises, jedem Reiselustigen als ein höchst nützliches Taschenbuch mit Recht zu empfehlen seyn.

---

[191] Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ist so eben erschienen:

Schopenhauer, Joh., meine Großtante. Aus den Papieren eines alten Herrn. 1831. 8. Velinp. broch. 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.

Dieser neueste Roman der mit Recht verehrten Verfasserinn steht ihren früheren Erzählungen keineswegs nach; allen Freunden der belletristischen Literatur wird er willkommen, und in jeder auch nur mittelmäßigen Leihbibliothek zu finden seyn.

---

[184] Joh. Ambr. Barth in Leipzig empfiehlt folgende Werke seines Verlags, die in allen Buchhandlungen zu erhalten sind:

Wachler, Dr. L., Handbuch der Geschichte der Literatur. Zweite Umarbeitung. 4 Thle. gr. 8. 11 Rthlr. 16 Gr.
Der 3te und 4te Band allein, jeder 3 Rthlr. 6 Gr.
Der 1te und 2te Band können nicht mehr besonders verkauft werden.

Aristoteles Physik, übers. und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Chr. H. Weiße. 2te Abthl. gr. 8. 3 Rthlr. 18 Gr.
— — von der Seele und von der Welt. Uebersetzt und

mit Anmerkungen begleitet von Dr. Chr. H. Weiße. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Lehmann, M. J. G., Schulreden 2 Abthl. gr. 8. geheftet 1 Rthlr. 9 Gr.

Ausführliche Anzeigen von diesen Werken findet man in den Blättern für literar. Unterhaltung und in andern der gelesensten lit. Journale.

---

[205] Bei J. A. List in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Uebungen aus der
Statik und Mechanik der festen Körper
für Techniker und besonders für Architekten, Artilleristen, Ingenieure, Forst- und Bergbau-Beamte rc. bearbeitet von
Dr. Ephraim Salomon Unger.

Erste Abtheilung mit 3 Kupfertafeln (der „Uebungen aus der angewandten Mathematik" zweiten Bandes erste Abtheilung). gr. 8. weiß Druckpapier. 310 Seiten. 1⅔ Rthlr. (1 Rthlr. 22½ Sgr.) Für die Subscribenten 1⅓ Rthlr. (1 Rthlr. 10 Sgr.)

Die Königl. Preuß. Studien-Commission der vereinigten Artellerie- und Ingenieur-Schule zu Berlin fügt ihrem Zeugnisse über die „besondere Brauchbarkeit" des ersten Theils am Schlusse hinzu: „Ein besonderes Interesse wird die für den zweiten Theil versprochene Anwendung auf die mechanischen Wissenschaften gewähren und eine gefühlte Lücke ausfüllen". — Auf ähnliche Weise spricht sich der Herr Recensent in dem Februar-Heft der Göttinger gelehrten Anzeigen am Schlusse der sehr lobenden Recension aus. — Der erste Theil (VIII. und 668 Seiten mit 5 Kupfertaf.) erschien im Herbste 1830, enthält „Uebungen aus der reinen und angewandten Stereometrie" und kostet 3 Rthlr. Subscript. Pr. 2½ Rthlr.)

---

[198] In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist wieder zu haben:

Handbuch der Naturgeschichte
für die Jugend und ihre Lehrer
von
F. P. Wilmsen.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Drei Theile in groß Oktav auf weißem Druckpapier. Jeder Theil mit einem allegorischen Titelkupfer und Vignette. Zusammen 192½ Bogen 5⅓ Thlr.

Die dazu gehörige Kupfer-Sammlung in 62 Blättern Royal-Quarto, nach der Natur und den besten Hülfsmitteln gezeichnet und gestochen von vorzüglichen Künstlern. Mit einer Vorrede von Dr. H. Lichtenstein und Dr. F. Klug, Directoren des zoologischen Museums. Aeusserst sauber illuminirt und cartonnirt 7 Thlr.
(Mithin complet 12⅓ Thlr.)
(Berlin, 1831. Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

Die bereits nach wenigen Jahren nothwendig gewordene neue Auflage dieses Werkes bürgt für seine ausgezeichnete Brauchbarkeit. Diese ist durch die vorliegende neue Bearbeitung ungemein erhöht worden, denn der Verf. hat nicht bloß nachgetragen und verbessert, sondern auch manche Abschnitte ganz umgearbeitet. Wie bedeutend die Nachträge seyn müssen, geht schon aus den Bereicherungen hervor, welche die Zoologie, besonders von Brasilien und Afrika her, erhielt, und von den fast unübersehbaren Bereicherungen der Pflanzenkunde, daher in der ersten Auflage nur 557, in dieser aber 696 Gattungen und mehrere tausend Arten beschrieben sind. Die Mineralogie bedurfte größtentheils der Umarbeitung, und die Geologie hat bedeutende Zusätze erhalten. Die bedeutendste Bereicherung der neuen Auflage besteht aber in einer Vermehrung der vorhin schon reichen Kupfer-Sammlung, welche 12 neue Tafeln erhalten hat, und zwar 3 für die Säugethiere mit 6 Abbildungen, 1 für die Vögel mit 3 Abbildungen, 1 für die Amphibien mit 1 Abbildung, 2 für die Fische mit 7 Abbildungen, 3 für Würmer und Mollusken mit 22 Abbildungen, und endlich 2 für Gewächse mit 6 Abbildungen. Dennoch ist der vorhin schon billige Preis nicht erhöht worden, so daß also auch von dieser Seite dieß Werk die ähnlichen zurückläßt, wobei wir nur noch die große Sorgfalt der Illumination erwähnen. In der ersten Auflage umfaßt das Handbuch 188, in dieser zweiten 192½ Bogen.

---

[217] Für Gold- und Silberarbeiter, Hüttenbeamte, Münzwardeine, Geldwechsler rc.

So eben ist bei G. Basse in Quedlinburg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fein-Buch.
Oder
vollständige und ausführliche
Reductions-Tabellen
des Goldes und Silbers
nach
dem feinen, so wie nach dem rohen Gehalt.

Nebst Tabellen zur Legirung des Goldes und Silbers, um solches sowohl auf einen bestimmten geringern, als höhern Gehalt zu bringen; einer Vergleichung der verschiedenen Gold- und Silbergewichte mit dem cölnischen Markgewicht; Tabellen zur Reducirung der Ducaten, Louisd'or rc.; Tabellen zur Berechnung beim Ein- und Verkauf des Goldes und Silbers und Accordirung für Façon, so wie Tabellen zur Vergleichung der vorzüglichsten Gold- und Silbermünzen, welche zugleich nachweisen, wie viel Stück auf eine cölnische rauhe, und wie viel Stück auf eine dergl. feine Mark gehen.

Ein nützliches Handbuch
für
Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Hüttenbeamte, Münzwardeine, Banquiers, Geldwechsler, so wie Kauf- und Handelsleute überhaupt.
Herausgegeben
von
Heinrich Schultze.
8. Geheftet. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Obgleich der Gebrauch dieser Tabellen sich auf die allgemeinen arithmetischen Regeln gründet, und es daher

für einen geübten Rechner dazu keiner besondern Anweisung bedarf; so ist dennoch denselben eine ziemlich ausführliche, und selbst für den ganz Ungeübten sehr deutliche Gebrauchsanweisung vorangestellt, welche mannichfache Berechnungen über das Gewicht, den Gehalt und die verschiedene Legirung der edlen Metalle u. dgl. m. enthält.

---

[185] In der Nauckschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Einiges
über
Mehreres,
das
Uns nahe geht.
Ein Beitrag zur Verständnißlehre der Dialektik französischer Tagesblätter.
Nebst einer
Chronologisch-tabellarischen Uebersicht
der
im europäischen Staatensysteme theils bestehenden, theils wieder erloschenen schriftlichen Verfassungsurkunden und darauf Bezug habenden bedeutendsten organischen Edikte, vom Jahre 1791 bis zu den July-Tagen 1830 durch charakteristische und geschichtliche Andeutungen summarisch erläutert, nebst einer Nachweisung der Sammlungen, in welchen diese Verfassungsurkunden und Edikte enthalten sind.
gr. 8. sauber cartonirt. Preis 1½ Rthlr.

Preußen 1807 und jetzt,
oder
was ist in Preußen seit dem Jahre 1807 ausgeführt, um den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern und zu erheben?
Eine kurze, den Freunden des Preußischen Vaterlandes geweihte Abhandlung
von
Dr. Th. Janke.
Berlin 1831.
gr. 8. sauber cartonirt. Preis 12½ Sgr.

J. A. Eberhard's
synonymisches
Handwörterbuch
der
deutschen Sprache
für alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. — Nebst einer ausführlichen Anweisung zum nützlichen Gebrauch desselben.
Sechste verbesserte Auflage. Berlin 1831.
gr. 12. geb. Preis 2¼ Rthlr.

---

[224] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Baur, P., Neue Liedersammlungen für Gymnasien, höhere Bürger-, Töchter- und Elementarschulen. Erstes Heft, enthaltend zweistimmige Lieder. quer 4. geheftet 6 gGr.

Kempen, des ehrwürdigen Thomas von, vier Bücher von der Nachfolge Christi, nebst Morgens- und Abends-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Gebeten, übersetzt und verfaßt von J. Erckens, Kanonikus, mit einer Vorrede von J. M. Claessen, Probst &c. 8. geheftet. 12 gGr.

Liebmann, Fr., Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen. Regenten- und Charaktergemälde in zwei Theilen. Erster Theil 1797 — 1809. 8. geheftet 20 gGr.

Müffat, P. C., Die Buchhaltungskunde, oder: gründliche, theoretisch praktische Abhandlung der einfachen und doppelten Buchhaltung, mit besonderer Rücksicht der darüber erschienen Gesetze und namentlich des in den Rheinprovinzen bestehenden Handelsgesetzbuches (Code de commerce), für Handels-Institute, höhere Bürgerschulen und zum Selbstunterricht angehender Kaufleute. 8. geheftet 1 Thlr.

Münch, Ernst, Schwarzwaldrosen. Velin, elegant kartonnirt. 12 gGr.

---

[199] In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu haben:

Anleitung
zur
Kenntniß der Schaafwolle
und
deren Sortirung.
Von
C. C. Westphal,
Vorsteher der Woll-Sortirungs-Anstalt der Königlichen Seehandlungs-Societät.
Octav. Sauber geheftet 15 Sgr. oder 12 gGr.
(Berlin, Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

Der Verfasser der hier angezeigten Schrift bekundet sich durch dieselbe als einen sehr erfahrnen Sachverständigen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Wollproducent, wie der Wollhändler und der Fabrikant, die diesen besonders in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Erwerbszweig mit Umsicht und Gewinn betreiben wollen, in diesem eben so gehaltvollen als klar und deutlich verfaßten Buche die vollkommenste Befriedigung finden werden, so wie es überhaupt für jeden Schaafzüchter, für den erst angehenden wie für den schon erfahrnen, mit Recht als ein unentbehrliches Hand- und Hilfsbuch zu empfehlen ist.

Im nämlichen Verlage ist zu haben:

System der Garten-Nelke, gestützt auf das allgemein geltende Weismantelsche Nelken-System; nebst einer, angehenden Blumenfreunden gewidmeten, Anleitung zur Erziehung, Wartung und Pflege der Nelke, und einem Anhange über die Kultur einiger anderen Lieblingsblumen. Mit einer nach der Natur gemalten Nelkentabelle. gr. 8. Geheftet 18 gGr.

Wredow, J. C. L., Der Gartenfreund oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im Küchen-, Obst- und Blumengarten, in Verbindung mit dem

Zimmer- und Fenstergarten, nebst einem Anhang über den Hopfenbau. Dritte Aufl. gr. 8. Mit einem allegorischen Titelkupf. Geh. 2 Thlr.

---

[206] So eben ist erschienen:

Der

Freiheitskampf

der

Polen gegen die Russen.

Erste Abtheilung.

Von dem Augenblicke, wo Polen sich für unabhängig erklärte, bis zu dem Kampfe am 31. März.

Motto:

Im finstern Kerker der Adler lag:
Da zuckt' es wie Wetterschein.
Die Nacht zerriß; es graute der Tag,
Der Morgen schien blutig herein.
Da sprengte der Adler die Kette entzwei!
Er ist wieder Aar! — Sein Fittig frei!
W.

8. Velinpapier, elegant broschirt. 12 Gr.

---

[208] Bei Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Ueber

die Wissenschaft der Idee.

Erste Abtheilung:

Die neueste Identitätsphilosophie und Atheismus über die immanente Polemik.

gr. 8. 235 Seiten. XXXVIII Seiten.
Preis: 1 Rthlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Diese Schrift rührt von dem Verfasser des 1829 bei Kollmann erschienenen Buches: Absolutes Wissen und moderner Pantheismus her. Die Recension desselben vom Herrn Prof. Hegel in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, nöthigte den Verfasser zu einer tiefern Durchdringung des behandelten Gegenstandes und führte gegenwärtige Schrift herbei; die auf den Brennpunkt aller Philosophie näher einzugehen sich bemühet. Daher empfiehlt sie die Verlagshandlung der Würdigung des Publikums.

---

[211] Bei Mauritius in Greifswald ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abudschaferi Taberistanensis Annales, ex Codice manu scripto Berolinensi arabice edidit in latinum translulit Joa. Godof. Ludov. Kosegarten. Vol. I. 4. maj. Subscriptions-Preis 6 Rthlr. 16 gGr. Velina perg. 13 Rthlr. 8 gGr.

Erichson, J., über die Theodicee. 4. 6 gGr.

Finelius, J. Chr. Fr., die Persönlichkeit des Regenten in ihrem Einfluße auf die Wohlfarth des Staates. Eine Rede. 8. 4 gGr.

Fries, E., Lichenographia Europaea reformata. 8. maj. 3 Rthlr. 8 gGr.

Moralische, religiöse und messianische Lehren jüdischer Schriftsteller aus dem Talmud, dem Sohar, den Midraschim und andern Werken übers. von L. Lewis. Bevorwortet von W. Böhmer und J. G. L. Kosegarten. 8. 16 gGr.

Schoemann, G. Fr., de Bogislao Magno Pomeraniae principe. 8. maj. 8 gGr.

Teomela oder Hallelujah. 2 Thle. Zweite Ausgabe mit Titelz. v. M. Retzsch. 2 Rthlr. 16 Gr. Median 3 Rthlr. 8 Gr.

Zachariä, Fr., über die richtige Berechnungsart des Interusurii nach Grundsätzen des Rechts. 8. 8 Gr.

Graf Francesco die Soberto. Eine abentheuerliche Geschichte aus den Zeiten der Revolution in Neapel v. E. Norden. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

---

[197] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. D. Larrey's

Chirurgische Klinik

oder Ergebnisse der von ihm, vorzüglich im Felde und in den Militairlazarethen, seit 1792 bis 1829 gesammelten wundärztlichen Erfahrungen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von

Dr. Albert Sachs,

praktischem Arzte rc. zu Berlin.

Zwei Theile gr. 8. Mit 4 Kupfertafeln in Quer-Folio.
Preis 4 Thlr.

(Berlin, 1831. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.)

In dem vorliegenden Werke, welches unstreitig eine der bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der neueren Chirurgie ist, theilt der berühmte Verfasser alle interessanten Wahrnehmungen mit, die er als Oberstfeldarzt der großen französischen Armeen auf 26 Kriegszügen in 4 Welttheilen und in seiner Privatpraxis gesammelt hat. Dieselben sind hier systematisch geordnet, wodurch der geniale Verf. Gelegenheit bekam, die vielen eigenthümlichen Ansichten zu entwickeln, die er von allen wichtigeren Gegenständen der chirurgischen Nosologie und Therapie hegt. Sonach ist, vorzüglich unter den gegenwärtigen Zeitumständen, das Buch jedem gebildeten Wundarzte unentbehrlich. — Der Name des Uebersetzers bürgt für die Tüchtigkeit der Bearbeitung. Derselbe hat dem Werke viele erläuternde Anmerkungen und gehaltvolle Zusätze angefügt.

---

[207] Bei W. Zirges in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Osterlied für Europa, von Ernst Ortlepp. gr. 8. 1831. 3 Gr.

Pfingstgedicht für Europa, von Ernst Ortlepp. gr. 8. 1831. 3 Gr.

---

[204] Bei P. G. Kummer in Leipzig ist erschienen:

Wachsmuth, W., historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit. 1r Theil, das Reformationszeitalter bis Ende des 16ten Jahrhunderts. gr. 8. 1 Rthlr. 18 Gr. (Der zweite Theil erscheint zu Michael.)

No. 15.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[251] **Vollständiges**

Wörterbuch der Artillerie.

Zu dem im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung längst erschienenen rühmlich bekannten:

von Höyer, Allgemeines Wörterbuch der Artillerie, welches die Erklärung aller verschiedenen Kunstwörter, Begriffe und Lehrsätze der Geschützkunst in theoretischer und praktischer Hinsicht, nebst der Geschichte der wichtigsten Erfindungen in derselben enthält:

ist nunmehr ein Supplement-Band erschienen, der in gleichem Format mit dem vorstehenden, und mit sieben großen lithographirten Tafeln versehen, alle Entdeckungen, Erfahrungen und Fortschritte enthält, durch welche dieses Fach in den letzten zwanzig Jahren, und bis auf die neueste Zeit so vielfach bereichert und ausgebildet worden ist.

Mit Recht kann dasselbe daher allen Bibliotheken, Quartiermeister-Stäben, Adjutanturen, Artillerie Commandos und Regimentern, so wie jedem gebildeten Artillerie-Offizier empfohlen werden.

Der Preis des Ganzen von 3 Bänden in 5 Abtheilungen, mit 25 Kupfertafeln und 7 lithographirten Tafeln, ist 18 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen im Juli 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[232] Unterzeichnete hält es dem gegenwärtigen Zeit-Interesse angemessen, ein vor mehreren Jahren von einem alten, gedienten Offizier herausgegebenes Werk für die leichte Reuterei aufs Neue empfehlen zu dürfen, da die Brauchbarkeit dieses Buchs allgemein anerkannt ist. Der Titel desselben ist:

Das Wichtigste des Felddienstes der leichten Reuterei von Carl von Reinhardt, Königl. Württemb. Oberst und Commandeur eines Reuter-Regiments etc. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von F. von Batz, Oberst-Lieutenant der Königl. Würtb. Reuterei. Mit dem Bildniß des Verfassers. (1823.)

Um den Ankauf von unserer Seite soviel als möglich zu erleichtern, haben wir den bisherigen Ladenpreis von 4 fl. 36 kr. auf unbestimmte Zeit gegen baar auf 3 fl. — herabgesetzt.

Stuttgart und Tübingen im Juni 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[203] **Handbuch (neues) des verständigen Gärtner's.**

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Handbuch, neues, des verständigen Gärtners, oder neue Umarbeitung des verständigen Gärtners von 1824. Aus dem Französischen des Almanach du bon jardinior von 1825 bis 1828 frei übersetzt, und aus eigenen und fremden Erfahrungen ansehnlich vermehrt, von J. F. Lippold, nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen, mitgetheilt von den Gebrüdern Baumann, den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern zu Bollweiler im Departement Oberrhein, von dem Ritter der Ehrenlegion Soulange-Bodin, Eigenthümer des großen Pflanzen-Instituts zu Framont bei Ris in der Nähe von Paris, von dem Eigenthümer und Handels-Gärtner Geoffroy, in Ville d'Arway bei Paris u. a. m. 1r Band, mit 65 lithographirten Zeichnungen und 3 großen Tabellen. Preis 4 fl. 48 kr.

---

[236] Bei C. B. Schwickert in Leipzig ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gehler's, J. S. T., physikalisches Wörterbuch, neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff. 6ter Band 1ste Abtheilung, den Buchstaben L. enthaltend, mit 11 Kupfertafeln. gr. 8. Subscriptions-Preis auf Druckpapier 2 Rthlr. 16 gGr. auf Schreibp. 3 Rthlr. 12 gGr.

Ciceronis, M. Tullii, Cato Major sive de senectute dialogus. Recens. R. Klotz. Accedunt annotationes criticae. 8. 12 Gr.

---

[242] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten:

Hermes,
oder
Kritisches Jahrbuch der Literatur.
Fünfunddreißigster Band.
Zweites Heft.

Inhalt dieses Heftes.

VII. Rationelle Grammatik in Frankreich.
Grammaire de la langue grecque et de ses différens dialectes, présentée dans un ordre analytique et synoptique, par A. Jerfaux.

VIII. Historische Uebersicht der Militair-Literatur.

Dritter Abschnitt. Die Kriegsgeschichte seit dem Jahre 1740. Von v. Hoyer.

IX. Blick auf Nordafrikas Geschichte, insoweit sie aus arabischen Quellen geschöpft ist. Von Karl Theodor Johannsen.

X. Was ist für die deutsche Geschichte in der letzten Zeit geschehen? und was thut auf dem dadurch gewonnenen Standpunkte besonders Noth?

Zweiter Artikel.

Von Heinrich Leo.

XI. Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Zwei Theile.

XII. Kritische Miszellen.

Mit diesem Hefte hört der Hermes auf zu erscheinen.

Im herabgesetzten Preise kostet der Hermes: Jahrgang 1819 — 24, mit alphabetischen Repertorien zu jedem Jahrgange, und fünfundzwanzigster bis fünfunddreißigster Band. (1819 herausgegeben von Wilhelm Traugott Krug, 1820 — 23 herausgegeben von Friedrich Arnold Brockhaus, 1824 fg. herausgegeben von Karl Ernst Schmid.) Gr. 8. Geh. Ladenpreis 87 Thlr. 16 Gr.

Jetzt für dreißig Thaler.

Jeder Band einzeln 1 Thaler.

Jedes Repertorium 8 Gr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[246] Bei Perthes und Besser in Hamburg ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Warnerin.

Romantisches Gemälde aus der Jugendgeschichte des großen Kurfürsten Friedr. Wilhelm v. Brandenburg. Herausgegeben von Georg Lotz. Preis 1 Rthlr.

Der Name des durch zahlreiche belletristische Arbeiten rühmlichst bekannten Herausgeber verbürgt, daß die Lesewelt auch in diesem neuen Werklein eine höchst ansprechende, anziehende Unterhaltung finden werden.

---

[192] Mittheilungen über die Cholera.

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ist so eben erschienen:

Riecke, Dr. V. A., Mittheilungen über die morgenländische Brechruhr. 1ster Bd. 1831. 11½ Bogen 1 fl. 30 kr. — 2ter Band. 1831. 20 Bogen gr. 8. broch. 2 fl. 30 kr.

Ausführlicher Anzeige oder Anpreisung bedarf dieses Werk nicht; die bisherigen Recensionen in Hufelands Bibliothek, Beck Repertorium f. Lit., Pierers medic. Zeitung etc. haben bei Erscheinen des ersten Bandes das ärztliche Publikum genügend darauf aufmerksam gemacht — gewiß ist, daß es das vollständigste Werk über eine Krankheit zu heißen verdient, deren riesenhafte Fortschritte auch Deutschland immer ernster bedrohen!

---

[249] Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Herausgegeben vom Archivrathe Dr. G. H. Pertz. Sechsten Bandes erstes bis viertes Heft. gr. 8. 1831. 2 Rthlr.

(Der Vte Band in 6 Heften kostet 2½ Rthlr.)

---

[212] Anzeige für Gebildete.

Geschichte der Urwelt.

Von J. F. Krüger.

2 Theile. gr. 8. Herabgesetzter Preis: 3 Thlr. 8 Gr.

Dieses gediegene, in echt philosophischem Geiste verfaßte Werk hat sich eines hohen Beifalls und der ehrenvollsten Beurtheilungen seit seinem Erscheinen zu erfreuen. Der erste Theil handelt vom Weltall, von den darin befindlichen Körpern, vom Entstehen und Ausbilden des Erdplaneten, von den verschiedenen Zeiträumen der Urwelt und von allen damals vorhandenen Pflanzen, Thieren und Menschenstämmen. — Der 2te Theil enthält alles Wissenswerthe über Versteinerungen, oder über urweltliche Pflanzen- und Thierkunde, ferner über das Entstehen des Menschengeschlechts, dessen ersten Aufenthaltsort, Bildungszustand und über die von ihm auf uns gekommenen Denkmäler, Kunsterzeugnisse und Sagengeschichten.

Der Verlagshandlung ist seither vielseitig die Bemerkung gemacht worden, daß einer allgemeineren Verbreitung des vorstehenden trefflichen Werkes der, zwar im Verhältniß des Volumens nicht zu hohe, aber dennoch immer etwas theure Preis sehr im Wege stehe. Sie hat sich daher entschlossen, dasselbe für die Dauer des Jahres 1831 auf 3 Thlr. 8 Gr. (für das Ganze) im Preise herabzusetzen, wofür es in allen soliden Buchhandlungen zu erhalten ist. — Mit dem 1. Januar 1832 tritt aber wiederum der volle Ladenpreis von 6 Thlr. 8 Gr. unabänderlich ein.

Basse'sche Buchhandlung.

---

[228] Höchst interessante Schrift für Jedermann.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Was hat die Welt zu fürchten von dem Kometen des Jahres 1834?

Oder über die sechste Erscheinung des Haley'schen Kometen und über Kometen im Allgemeinen. Nebst einer einleitenden Uebersicht unseres Sonnensystems. Von Dr. Fr. J. Hartmann. Mit 1 Tafel Ab-

bildungen. gr. 8. Geheftet. Preis 10 gGr. Quedlinburg und Leipzig, bei G. Basse.

Wird unsere Erde im Jahre 1834 wirklich mit einem Kometen zusammenprallen und untergehen? — Diese gewichtige, furchtbare Frage sucht die gegenwärtige Schrift, auf die neuesten astronomischen Berechnungen gestützt, zu beantworten, indem sie angibt und beschreibt, wie nahe und unter welcher Gestalt jener Weltkörper uns wahrscheinlich kommen werde.

---

[227] In unserm Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Französische Sprachlehre für Schulen. Zunächst für die Lehranstalten des Königl. Pädagogiums und Waisenhauses zu Halle. Von Dr. Friedr. Chr. Kirchhof, Rector am Lyceo zu Hannover. Vierte, verbesserte und vermehrte Aufl. (16 Bogen. gr. 8. 12 Gr.)

Ungeachtet der ziemlichen Verbreitung, welcher sich diese französische Sprachlehre zu erfreuen hat, verfehlen wir nicht, die Herren Directoren und Rectoren gelehrter Schulen, denen dieselbe noch unbekannt seyn dürfte, auf die Erscheinung dieser vierten Auflage aufmerksam zu machen.

Der Herr Verfasser richtete sein Buch so ein, daß es nach dem Beispiel der zweckmäßigsten lateinischen und griechischen Grammatiken, welche in Deutschlands Schulen eingeführt sind, nur das liefert, was eigentlich der Grammatik angehört. Seine Sprachlehre enthält daher nur: eine vollständige Bearbeitung 1) der Formenlehre, nach den neuesten in Frankreich erschienenen grammatischen Werken; 2) der Syntax; ferner ein kurze Anleitung zur Prosodik; und endlich eine Abhandlung über die Aussprache, das Lesen, den Accent und die Orthographie. Eigenthümlich sind dem Werke, die Tabellen über die Verba, die Bearbeitung der Lehre vom Artikel, und von dem schwierigen Gebrauch der tempora und die Art und Weise, wie er die Aussprache behandelt hat. Das ganze Werk ist in Paragraphen eingetheilt, und ein alphabetisches Register zur leichtern Auffindung der Regeln beygefügt.

Halle, im Mai 1831.

Buchhandlung des Waisenhauses.

---

[237] So eben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Thierreich,

geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Vom

Baron von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von

F. S. Voigt.

Erster Band,

die Säugthiere und Vögel enthaltend.

Gr. 8. 64 Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Thlr.

Leipzig, im Junt 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[229] Bei W. Natorff und Comp. in Berlin ist erschienen:

Berlin wie es ist.

Ein Gemälde des Lebens dieser Residenzstadt und ihrer Bewohner, dargestellt in genauer Verbindung mit Geschichte und Topographie. Mit mehreren Kupfern und dem neuesten Grundriß von Berlin. gr. 8. cartonirt 2⅓ Rthlr.

Wegweiser

Durch die preußischen Staaten.

Ein geographisch-statistisches und geschichtliches Handbuch. Bearbeitet von Dr. L. D. Eberhard. 2 Bände. gr. 8. br. 2½ Rthlr.

Das römische Dotalrecht.

Eine civilistische Abhandlung von Dr. Fr. Wilh. von Tigerstrom. 1r Bd. gr. 8. 2 Rthlr.

Magazin

für die gerichtliche Arzneiwissenschaft, herausgegeben von Dr. C. F. L. Wildberg. gr. 8. IV Hefte bilden einen Band. I. Bd. 1s Heft ⅔ Rthlr.

---

[235] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

Gedichte

von Ernst Ortlepp.

Preis geheftet 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Ein edler Sinn für Freiheit und Recht weht in diesen Liedern eines jungen Dichters, dessen frühere Gaben in allen deutschen Ländern mit großem Beifall aufgenommen wurden.

---

[231] So eben ist erschienen:

Ludwig Older und Luise Feld

oder:

Briefe

über

Töchterbildung und Töchterschulen.

Weihgeschenk für deutsche Töchter

von

Christian Ludwig Fecht,

Professor in Lahr.

Preis 1 fl. rhein. 16 gGr. sächs.

Unerschöpflich ist die Aufgabe für Erziehung und Bildung, sowie ihre Lösung fortwährend wichtigster Wunsch und Bestreben aller Eltern und jedes Menschen bleibt, dem menschliche Wohlfarth heilig ist. Die neuere Zeit hat sich vorzüglich ausgezeichnet in der Erkenntniß, daß der weiblichen Erziehung und Bildung eine größere Aufmerksamkeit gebühre, als ihr früher gewidmet wurde; und viel des Guten und Trefflichen ist darin geleistet, aber auch manche Mißgriffe sind begangen. Beides nach den Resultaten eigener Erfahrung und nach gewissenhafter Prüfung ins Gleichgewicht zu stellen und dadurch den richtigen Weg zu finden und zu zeichnen, war die Aufgabe des Herrn Verfassers, der seinen Beruf dazu schon durch mehrere anerkannte pädagogische Schriften bewährt hat

und zur Herausgabe der vorliegenden nach Mittheilung der Handschrift aufs dringendste aufgefordert worden ist.

Die gewählte Form in Briefen ist die geeignetste, um den Gegenstand dem Leben recht nahe zu rücken, und sie wird ebensowohl, als die dadurch entwickelten Grundsätze, für Erzieher, für Mütter und Erzieherinnen, sowie für ihre Zöglinge, volle Befriedigung geben. Gefälliges Aeußere dient dem Werkchen zu weiterer Empfehlung.

Heidelberg, Juni 1831.

August Oßwald's Universitäts-Buchhandlung.

---

[245] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit.

Dritten Bandes zweites und drittes Heft. (XVIII. XIX.)

Gr. 8. Jedes Heft 12 Gr.

Inhalt von Nr. XVIII:

Biographien und Charakteristiken.
Leben der A. L. Karschin, geb. Dürbach. Von ihr selbst, in Briefen an Sulzer. Mit Ergänzungen von Wilhelm Körte.
Robert Bloomfild. Von Adrian.
Christian Wilhelm Ahlwardt. Von August Schröder.
Biographische Andeutungen.
Malte-Brun.
Jakob Glatz.
James Watt.
Miszellen.
Benjamin Constant.
Etienne Henri Möhul.

Inhalt von Nr. XIX:

Biographien und Charakteristiken.
Sir Humphry Davy. Versuch einer Lebensbeschreibung von Dr. O. B. Kühn.
Biographische Andeutungen.
Fürst Blücher von Wahlstadt. Von Friedrich Cramer.
Michael Graf Wiczay.
Louis François Elisabeth Baron Ramond.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[182] Bei Goedsche in Meissen ist neu erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben, (in Stuttgart bei Löflund und Sohn, in Pest bei O. Wigand, in Wien in der Gerold'schen, in Prag in der Calve'schen so wie in allen andern Buchhandlungen daselbst):

Der Militairarzt, im Felde und in Garnison,

oder die Kunst, die Gesundheit des Kriegers zu erhalten und wieder herzustellen; nebst Abhandlung über Aushebung der Rekruten. Für Militair- und Commun-Behörden und Militairärzte, sowie für Soldaten und Communalgardisten. Von einem Militairarzte. 8. geheftet 16 Gr.

Dies Werk soll nicht nur den jungen Militair-Arzt auf seinen Beruf aufmerksam machen, ihm alle seine heiligen Pflichten vor Augen führen und ihm in allen Verhältnissen als Rathgeber dienen, sondern auch manche belehrende Winke für Wirthschaftsbeamte, Stadt-Räthe 2c. als Vorsteher der Comitée-Spitäler, geben. Das Inhaltsverzeichniß möge zeigen, was das Werk darbietet.

Ueber gerichtliche Sectionen des menschlichen Körpers,

mit Darstellung der wichtigsten Theile desselben auf 4 kolorirten Kupfertafeln für Aerzte, Wundärzte und Juristen, von Dr. C. A. Bock. gr. 8. geheftet 1 Thlr. 10 Gr.

Der als ausgezeichneter Anatom anerkannte Verfasser suchte in diesem Werkchen sowohl das Mechanische der gerichtlichen Section, als auch die verschiedenen Untersuchungsmomente derselben zusammen zu fassen, um sie in der Reihenfolge der verschiedenen Theile anschaulich darzustellen. Der Arzt sowohl, als der Jurist, werden es daher sehr brauchbar finden.

Handbuch der praktischen Anatomie des menschlichen Körpers,

oder vollständige Beschreibung desselben nach der natürlichen Lage seiner Theile, nebst Nachtrag über gerichtliche Sektionen, mit Abbildungen der wichtigsten Theile desselben von Dr. C. A. Bock. 2te verm. Ausgabe. 2 Thle. gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

1r Thl. enthält: Die allgemeine Anatomie und die Beschreibung des Kopfes; 2r Thl.: Die Beschreibung des Rumpfes und der Extremitäten, so wie Nachtrag über gerichtliche Sectionen.

---

[230] Für die Freunde wahrer Freiheit.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands ist à 12 kr. oder 3 Gr. zu haben:

Das constitutionelle Deutschland.

Ein Wort der Zeit an das deutsche Volk zur Abwehr fremden Uebermuths.

Von einem süddeutschen Constitutionellen.

Aus den (nächstens erscheinenden) Beiträgen zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten besonders abgedruckt.

Darmstadt, bei C. W. Leske, 1831.

---

[200] Bei J. F. Hartknoch in Leipzig ist neu erschienen:

Die Altenburger und Rotenburger.

Das Wahrzeichen von Brandenburg oder die Raubschlucht in Raubing.

Nachtstücke aus Deutschlands Vorzeit von Th. Ernst. 8. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

No. 16.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[210] **Verkauf**
einer bedeutenden

Verlagsbuchhandlung.

Eine, im Königreich Sachsen gelegene, bedeutende Verlagsbuchhandlung mit sehr gangbaren Verlags-Artikeln, soll, Familienverhältnissen halber, unter billigen Bedingungen verkauft werden. Nähere Auskunft ertheilt auf Anfragen Herr Buchhändler J. A. Barth in Leipzig.

---

[190] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bildniß von K. V. von Bonstetten, nach einer Originalzeichnung lithographirt. gr. 4. auf chines. Papier 9 Gr. Fol. 12 Gr.

Gotha.

Georg Friedrich Krug.

---

[213] Den Freunden der Dichtkunst und der vaterländischen Literatur, freut es mich, anzeigen zu können, daß

Gustav Pfizer's Gedichte

so eben die Presse verlassen haben. Wenn es wahr ist, daß sich Gutes und Schönes allzeit selber Bahn bricht, so darf diese Gedichte der Verleger ohne Anpreisung getrost ihrem Geschick überlassen. — Das Werk ist 22 Oktavbogen stark und kostet geheftet 2 fl.

Stuttgart.

Buchhändler Paul Neff.

---

[226] Vortheilhaftes Anerbieten, betreffend die ungemein wohlfeile Anschaffung von:

Planks, Dr. G. J., (Cons. Rath und Prof. in Göttingen), Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung. V Bände in 6 Abtheilungen, wovon die 4 letzten enthalten: Geschichte des Pabstthums in den abendländischen Kirchen von der Mitte des 9ten Jahrhunderts an. 8. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Selbst der zu kostspielige Ankauf dieses wahrhaft classischen, und eben so inhaltsreichen als in der jetzigen Zeitentwickelung um so interessanteren, großen Werks, welches nicht sowohl dem würdigen Verfasser als auch unserer National-Literatur stets zum Ruhme gereichen wird, konnte den bisherigen Absatz nur so weit beschränken, daß nur noch ein mäßiger Vorrath von der veranstalteten Auflage übrig geblieben ist. Die Verlagshandlung wünscht nun, diesen vorzüglich unter jüngeren und unbemittelteren Theologen aller Confessionen, Studirenden und Geschichtsfreunden überhaupt zu verbreiten, und hat deßhalb den Ladenpreis von 13¼ Rthlr. auf 5¾ Rthlr. so ungewöhnlich ermäßigt, daß bei dem gewiß raschen Absatze die noch vorhandenen vollständigen Exemplare sehr bald vergriffen und daher die gefälligen Bestellungen zu beeilen seyn möchten, welche von allen soliden Buchhandlungen angenommen werden.

---

[225] Die nachsichtsvolle Aufnahme, welche die kleine Schrift: „die Namen der wichtigsten Straßen, Gebäude, Brücken und Plätze Berlin's; nach Chroniken etymologisch erklärt und herausgegeben von Alex. Cosmar" — bei dem Berliner Publikum fand, veranlaßte die Unterzeichneten zur Herausgabe des folgenden Werkchens:

Sagen und Miscellen
aus
Berlin's Vorzeit.
Nach Chroniken und Traditionen;
herausgegeben
von
Alexander Cosmar.

Preis 1 Rthlr. 8 gGr. Sauber geheftet, mit 6 feinen Kupfern, worauf folgende Abbildungen:

1. Die weiße Frau. 2. Das Berliner Rathhaus.
3. Das Kreuz auf dem Marien-Kirchhofe.
4. Der Neidkopf. 5. Der Lustgarten, und
6. Der Schloßplatz im Jahre 1690.

Der vorstehende Titel spricht deutlich den Inhalt des Buches aus, welches sich keinesweges in die Reihen der wissenschaftlichen Werke über Berlin von Küster, Nicolai, König, Gaedicke u. a. drängen, sondern dem gebildeten Bürger eine freundliche Unterhaltung von dem Interessantesten der Vorzeit seiner Vaterstadt bieten will. Aber nicht allein Berlin's Einwohner, auch Fremde dürften die „Sagen und Miscellen" — selbst wenn ihnen der Schauplatz derselben unbekannt wäre — vielleicht nicht ohne einiges Interesse lesen! So viel Werke auch über Berlin erschienen sind, so hat doch keines derselben eine ähnliche Tendenz; denn wenn auch vielleicht eine einzelne Sage, wie z. B. die von der weißen Frau schon früher in einer anderen Gestalt gedruckt wurde, so existirt doch noch keine Sammlung dieser Art, deren Haupt-Inhalt dem größten Theile des Publikum's bis jetzt gewiß ganz unbekannt geblieben ist.

Cosmar und Krause.
in Berlin.

[243] Vollständig ist nun bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Heller (Joseph), das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. In drei Bänden. Zweiter Band. Mit drei Abbildungen. Gr. 8. $68\frac{3}{4}$ Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 5 Thlr.

Dieser Band enthält Dürer's Zeichnungen, Gemälde, plastische Arbeiten, Bildnisse, Kupferstiche, Holzschnitte, und die nach ihm gefertigten Blätter; Dürer's Werke, Schriften mit Abbildungen von und nach ihm, mit historischen und bibliographischen Anmerkungen, Medaillen auf Dürer und nach Dürer. Die dritte Abtheilung des zweiten Bandes kostet einzeln 16 Gr.

Der erste und dritte Band erscheinen später.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[213] Für die Behörden des Armenwesens und Freunde der Humanität.

So eben ist bei G. Basse in Quedlinburg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Armenbesucher
oder
Handbuch der Armenpflege.
Vom Staatsrathe Baron von Gerando,
Mitgliede des Instituts von Frankreich.

(Ein Werk, welches im Jahre 1820 von der Akademie zu Lyon und im Jahre 1821 von der französischen Akademie gekrönt worden ist, welchem die letztere auch den vom Herrn Montyon für das den Sitten nützlichste Werk bestimmten Preis zuerkannt hat.) Nach der vierten Auflage vom Jahre 1828 übersetzt und mit Bemerkungen und Zusätzen begleitet von Eugen Schelle.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Der vorzügliche Werth dieses Werkes ist wohl schon dadurch hinlänglich anerkannt, daß es von der Akademie zu Lyon und von der französischen Akademie gekrönt wurde und in kurzer Zeit 4 Auflagen erlebte. Der Uebersetzer hat sich bemüht, dasselbe durch hinzugefügte Bemerkungen für den deutschen Leser noch fruchtbarer zu machen. Mit gutem Grunde kann daher das Werk nicht nur den Regierungen, öffentlichen Behörden des Armenwesens und Vorstehern wohlthätiger Anstalten, sondern auch allen denen empfohlen werden, welche im Stande sind und den Beruf fühlen, für das Schicksal der Armen und Hülfsbedürftigen wohlthätig einzuwirken. Sie werden in demselben einen weisen Rathgeber und treuen, erfahrnen Wegweiser finden.

---

[193] Für Blumenfreunde.

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ist erschienen:

Der Blumengärtner, herausgegeben von F. L. Finckh und G. F. Ebner. Jahrg. 1831. 1stes Heft mit 2 Abbildungen gr. 8. br. Preis für den Jahrgang von 6 Heften 4 fl. 48 kr. oder 3 Thlr.

Dieser 2te Jahrgang einer Zeitschrift, deren Anfang eine so freundliche Aufnahme fand, wird den zahlreichen Blumenfreunden Deutschlands und der Schweiz gewiß manche angenehme Stunde und manchen Vortheil gewähren. Ein ausführlicher Plan des Werkes findet sich in der Vorrede obigen Heftes, dem auch der Inhalt des vorigen Jahrgangs angehängt ist.

---

[209] Vollständig ist jetzt erschienen und versandt:

Polen
im siebzehnten Jahrhunderte,
oder
Johannes der Dritte, Sobieski.
und sein Hof.
Von
Alexander Bronikowski.
5 Bände in 8. br. Preis 8 Rthlr.

Almanach
der
Novellen und Sagen,
herausgegeben
von
Alexander Bronikowski.
1. Jahrg. 1stes und 4tes Bändchen. 12. br.
Preis jedes Bändchens 16 Gr.

Inhalt: 1stes Bändchen. Der Ursprung des Lotto, genues. Volkssage von A. Bronikowski. 4tes Bändchen. Schicksale des Harald Harfraga von M. Adelphi.

Das 2te und 3te Bändchen, Erzählungen von Bronikowski enthaltend, sind unter der Presse.

Leipzig, im Juni 1831.

Brüggemann'sche Verlags-Expedition.

---

[233] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

Blicke des Glaubens
in das bewegte Leben des Menschen,
Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres
von
Dr. M. F. Schmaltz,
Pastor in Dresden
2 Bände. gr. 8. Preis 3 Rthlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 4 Rthlr. 16 Gr.

Freunde der Religion, welche in ihr bei den schweren Stürmen des menschlichen Lebens Trost zu suchen gewohnt sind, werden in dieser neuen Gabe eines unserer trefflichsten Kanzelredners einen reichen Schatz von Belehrung und Erbauung nicht vermissen.

---

[247] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ludwig Anthom. Ein Fragment aus einer Biographie. 8. geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

Eine erst kürzlich über diese Briefsammlung gegebene Kritik sagt: „Erfreulich ist es, wenn jetzt ein Werk erscheint, das, wie Anthoms Biographie, an die Tage erinnert, wo mit Goethes aufgehendem Gestirne ein neuer Glanz über unsere Literatur geworfen wurde. Jedem gefühlvollen Leser kann ich die Biographie nicht genug em-

pfehlen. Möge den Verfasser das Lob, das ich ihm aus vollem Herzen spende, anfeuern, weiter zu streben auf der rühmlich betretenen Bahn; bei seinem Reichthum an Ideen, bei der Correktheit seiner Sprache, bei seiner wissenschaftlichen und allseitigen Bildung läßt sich nur Schönes und Vortreffliches von ihm erwarten."

---

[248] Durch alle Buchhandlungen kann das folgende Werk, welches jetzt von zeitgemäßem Interesse ist und viele Aufklärungen und anziehende Schilderungen über Brasilien und den Kaiserlichen Hof enthält, bezogen werden:

Rio de Janeiro wie es ist. Beiträge zur Tages- und Sittengeschichte der Hauptstadt von Brasilien u. s. w. von C. Schlichthorst, ehem. Kais. Bras. Offizier. 8. Hannover. 1829, 2 Rthlr.

---

[238] So eben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Fünfter Theil. Gr. 8. 21¼ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Die 4 ersten Theile (1823 — 27, 85½ Bogen) kosten 6 Thlr. 12 Gr., das ganze nun beendigte Werk 8 Thlr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[261] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Vorzüge und Mängel der Indirekten Besteuerung.

Nebst einem Anhange über eine, in der französischen Kammer der Deputirten vorgenommene, diesen Gegenstand betreffende Verhandlung.

Von H. C. Freiherrn von Ulmenstein, Königlich Preußischer Regierungsrath zu Düsseldorf.

In farbigem Umschlag geheftet. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

---

[256] Bei mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bley, Dr. L. Fr., Taschenbuch für Aerzte, Chemiker und Badereisende, die Bestandtheile und physischen Eigenschaften der vorzüglichern Mineralquellen Deutschlands, der Schweiz und angränzender Länder, nach den neuesten und besten Analysen derselben enthaltend. Mit einem Vorworte von Dr. J. B. Trommsdorf. 516 Seiten, gebunden. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Menge der Heilquellen, welche man in allen Gegenden Deutschlands und einiger Nachbarländer aufzufinden, chemisch zu untersuchen und zu beschreiben bemüht gewesen ist, machte es für Aerzte und Kranke sehr wünschenswerth, eine genaue Aufzählung derselben in einer Schrift von wenigem Umfange zu erhalten. Früher waren zwar schon einige Schriften dieser Art erschienen, aber wie groß war die Menge neu aufgefundner Heilquellen, ihre chemischen Untersuchungen und der über sie erschienenen Schriften geworden! Der Verfasser gegenwärtigen Taschenbuchs hat daher eine verdienstliche Arbeit unternommen, daß er gegen 300 Brunnen- und Badeorte in alphabetischer Ordnung aufgeführt, ihre Bestandtheile nach den chemischen Analysen bemerkt und die Schriften genannt hat, welche sie beschrieben und ihre Heilkräfte bekannt gemacht haben. Der Werth dieser Schrift ist auch schon von sachkundigen Beurtheilern anerkannt worden. Ich habe meinerseits diese Schrift durch correcten und guten Druck und schönes Papier auszustatten mir angelegen seyn lassen.

Leipzig im Juni 1831.

Carl Cnobloch.

---

[252] Bei mir ist erschienen und durch jede andere solide Buchhandlung zu beziehen:

Vorlesungen über die Naturlehre zur Belehrung derer, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt, von H. W. Brandes.

1r und 2r Theil mit 9 Kupfertafeln 6 Thlr.

Der erste Theil enthält die Mechanik, die Lehre vom Gleichgewichte fester und flüßiger Körper, nebst der Akustik. Im zweiten Theile sind die Erscheinungen der Anziehungskraft, so fern sie sich bei der Cohärenz, Adhäsion, in den Haarröhrchen und bei chemischen Wirkungen äußert, und sodann die Optik abgehandelt. Die schwierigen Lehren von den Interferenzen und der Polarisation des Lichtes, so wie die Prüfung der für die Undulationstheorie aufgestellten Beweise machen einen Haupttheil der in der Optik gelieferten Untersuchungen aus. Der dritte, letzte Theil wird gegen Ende dieses Jahres erscheinen.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

---

[259] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Köthe, Dr. F. A., die christliche Volksbildung nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt. gr. 8. 4 Rthlr.

---

[260] Neuer Verlag von J. Chr. Krieger in Cassel, welcher für beigesetzte Preise durch alle gute Buchhandlungen zu haben ist:

Busch, Dr. J. D., deutsche Zeitschrift für die gesammte Thierheilkunde, in Verbindung mit den vorzüglichsten Thierärzten Deutschlands herausgegeben. 2r Band. 4 Hefte 2 Rthlr.

Conradi, Dr. J. W. H., Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen. 1r Band. 4te Ausgabe. gr. 8. 3 Thlr.

Fick, Dr. Fr., die Verwaltung des Straßen- und Brückenbaues, mit Rücksicht auf möglichste Kosten-Ersparniß, Wohlthätigkeit für die ärmeren Volksklassen und Aufhebung der Frohndienste. gr. 8. 1 Thlr.

Jordan, Dr. S., Professor in Marburg, Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Staatsrechts. 1ste Abthl. Die Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts, die geschichtliche und allgemeine Einleitung in das deutsche

Staatsrecht, und das deutsche Bundesrecht enthaltend. gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Schriften der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg. II. 6s Heft. Enthält: Einige Bemerkungen über verschiedene neue Pflanzenarten des botanischen Gartens zu Marburg; nebst einer Abbildung der Polygala depressa, Wender. Von G. W. F. Wenderoth. gr. 8. geh. 8 Gr.

Derselben 2r Band compl. gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Büdinger, Dr. M., die israelitische Schule; oder über die Vermengung der Kinder verschiedener Religionsparteien in Einer Schule; mit besonderer Anwendung auf die israelitische Schuljugend. 8. geh. 4 Gr.

---

[240] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Dritter und vierter Theil. 8. 50½ Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

Der erste und zweite Theil, von gleicher Stärke, kosten auch 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[258] Von

Shakspeare's Werken
übersetzt
von Schlegel und Tieck

ist kürzlich der 5te Band erschienen. Der 6te, wovon bereits die Hälfte gedruckt und der Rest des Manuscripts in meinen Händen ist, erscheint in 6 Wochen, so wie der 7te in der Michaelis-Messe. Bei den getroffenen Vorbereitungen kann ich aber die Vollendung des Ganzen bis zur Oster-Messe 1832 zuversichtlich versprechen. Bis zur Michaelis-Messe bestehen noch folgende ermäßigte Preise für alle 9 Bände auf Druckpapier 4⅔ Rthlr., auf Patentpapier 5⅓ Rthlr., und auf Velinpapier 8⅓ Rthlr.

Vor 2 Jahren erschienen:

Kritische Schriften von August Wilhelm von Schlegel. 2 Bände. 4⅓ Rthlr.

Berlin im Juli 1831.

G. Reimer.

---

[253] Es ist kürzlich erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kerndörffer, Dr., Chrestomathie für Declamation, ein Leitfaden zu dem öffentlichen Unterrichte und zum Privatgebrauche, für die Bildung des richtigen mündlichen Vortrages, mit besonderer Hinsicht auf das Charakteristische der verschiedenen Dichtungsarten. gr. 8. 2 Thlr.

In der Ueberzeugung, daß dieses neue Werk des rühmlich bekannten Verfassers wegen seiner Brauchbarkeit keiner besondern Lobpreisung bedürfe, begnüge ich mich mit der einfachen Anzeige, daß der Inhalt dieses Buches vornämlich auf den Forderungen beruhet, welche bei der fortgeschrittenen wissenschaftlichen Bildung, nammentlich auch in Ansehung des vollkommenen rednerischen Vortrages stattfinden. Mit genauer Hinsicht hierauf, sind nicht allein die wesentlichen Grundregeln echter Declamirkunst in einer gedrängten, leicht faßlichen Uebersicht entwickelt worden, sondern es ist auch demselben eine reichhaltige Beispielsammlung von hierher gehörigen Musterstücken, für die Anwendung dieser Regeln beigefügt. Die dabei befindlichen besonderen Bemerkungen werden sehr zweckmäßig dazu dienen, die bestimmtere genaue Verständlichkeit dieser Aufgaben, so wie die bessere und leichtere Anwendung der aufgestellten Regeln, in Ansehung der richtigen Benennung und des declamatorischen Ausdrucks, hauptsächlich für den Privatgebrauch des Buches zu befördern.

Leipzig, im Juni 1831.

Carl Cnobloch.

---

[263] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Erinnerungen, Episoden und Charaktere
aus der
Zeit der Revolution und des Kaiserthums,
von
Charles Nodier.
Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet
von
L o u i s L a x.

8. Zwei Bände. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

Nodiers literarischer Ruf ist bekannt. Charakter, Phantasie, originelle Schreibart haben ihm einen hohen, ihm eigenthümlichen Standpunkt angewiesen. Was er erzählt, hat er gesehen; die Portraits, die er zeichnet, leben; die Zeit, die er schildert, steht vor uns; die Episoden, die er einflicht, würden dem Dichter Ehre machen, aber sie sind wahr. Roman und Geschichte; dies Buch ist beides.

---

[264] Bei J. H. Bon in Königsberg erschien so eben:

Loder, J. Ch. v., Staatsrath und Leibarzt in Moskwa. Zusätze zu seiner Schrift über die Cholera-Krankheit. 8. geh. 6 Gr.

Obiges wird gewiß allen Abnehmern der ersten Schrift des berühmten Verfassers über die Cholera, die auch noch um 9 Gr. in allen Buchhandlungen zuhaben ist, um so willkommener seyn, als das in beiden Abhandlungen, für Aerzte und Nichtärzte verständlich, Gesagte sich auf die eignen Erfahrungen eines durch seine Schriften hinlänglich bekannten Mannes stützt.

---

[266] In der Hartmannschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Storch, L., Kunz von Kauffung. Novelle in 3 Thlen. 2te wohlfeile Ausgabe. 8. Preis 2 Rthlr. 12 Gr.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 1.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 1.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italiänischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Thränen, von J. Krais. 182.
Des Sängers Liebchen und der Tod, von J. Krais. 187.
Zu Ihr, von K. 191.
Der Gefangene, von N. Lenau. 193.
An den Schmerz. 195.
Ulrich von Hutten, von J. Krais. 200.
Worte, gesprochen bei einem zum Besten der Polen zu Stuttgart den 19. August veranstalteten Konzert, von G. Schwab. 203.
Die Waldkapelle, von Lenau. 207.
Der blühende Cactus, von Pfizer. 208.
Logogriph: Baumeister. 187.
Charade: Hauswurst. 193.
Palindrom: Nebel. 199.
Homonyme: Schiff. 205.

Romane und Erzählungen.

Die schöne Alda. 186 — 192.
Der Herr von Logan. 197 — 200.

Länder- und Völkerkunde.

Mißzellen aus Neapel. 182 — 186.

Reisen.

Briefe über das Casentino. 201 — 208.

Naturgeschichtliches.

Ueber einige Schalleffekte. 188.
Ueber die im gefrornen Boden der Polarländer erhaltenen Thiere der Vorwelt. 189.
Das Klima von Europa und das Klima von Asien. 191.
Ueber den Athmungsproceß der Pflanzen. 201.
Volta und die Elektricität. 202. 203.
Ueber das Treibeis in der Südsee. 208.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ueber das mittelalterliche Epos der Franzosen. 183. 184. 185.
Mittel gegen den zähen Wein. 190.
Die Pest in Egypten. 192. 193.
Politische Statistik. 192.
Die öffentlichen Schlafsäle in London. 191.
Der altfranzösische Reineke Fuchs. 194 — 199.
Die zwölf Herrscher. 195.
Die beiden Brüder in den Juliustagen. 196.
Bevölkerung der Stadt Rom 1829 — 30. 201.
Die königl. Tabacksfabrik zu Paris. 204.
Peter der Große in Paris im Jahr 1717. 205. 206.
Ueber das Wegschaffen von Felsenmassen mittelst Feuer. 207.

Korrespondenz.

Genf. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. — London. 183. 184. 191. 192. 193. 197. 198. 199. 200. — Berlin. 187. 188. 189. 190. 202. 203. 204. 205. 206. — Paris. 192. 193. 206. 207. 208. — Newyork. 204.

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

K. K. Akademie der bildenden Künste in Mailand. — Kunstnachrichten aus London. — Bemerkungen über das Auge.

Nº. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. August 1831.

— Das Herz, von Melodieen trunken,
Wünscht in Wehmuthsthränen hinzuquellen.

A. W. Schlegel.

Die Thränen.

Sey gepriesen, heil'ge Quelle,
Die du mir im Auge quillst,
Jetzo blinkest mild und helle,
Jezt mit sturmbewegter Welle
Hoch das Ufer überschwillst;
Hier, wie Perlen lieblich prangen,
In verklärten Blicken leuchtest,
Dort mit heißem Strome feuchtest
Gramverzehrte bleiche Wangen.

Von der Erde weitem Runde,
Floh die reine Seligkeit;
Schmerz und Wonne sind im Bunde,
Flüchtig wechselt, wie die Stunde,
Süße Lust und herbes Leid:
Heil'ger Born, dein Spiegel malet
Jeden Wechsel der Gefühle,
Wie in bunter Farben Spiele
Aus dem Thau die Sonne strahlet.

Eh den Menschen einst verstoßen
Aus der Heimath seine Schuld,
Friedlich goldne Tage floßen
Da dem Reinen, Mühelosen,
Mit ihm war des Vaters Huld:
Bis mit feuersprüh'ndem Schwerte,
Nach des bittern Fluches Worten,
Ihm des Paradieses Pforten
Ewig nun der Cherub wehrte.

Als er, flüchtig durch die Lande,
Jezt in Wüsten, starr von Eis,
Ausgeglüht von dürrem Sande
Irrend ging im Sonnenbrande,
Triefend von der Mühe Schweiß;
Ueber ihm des Zornes Lasten
Mit zermalmendem Gerichte,
Und Verzweiflung im Gesichte,
Und im Herzen ohne Rasten:

Siehe da! wie reicher Segen
Aus der Wolke, dumpf und schwül,
Nach den Bliz= und Donnerschlägen
Auf das dürre Land der Regen
Niedersäuselt, rein und kühl:
So in milder Thränen Fülle
Lösten endlich sich die Schmerzen,
Nur ein Sehnen blieb im Herzen
Nach der Heimath, tief und stille.

Und wie sich zum ersten Male
Der geweihte Quell erschloß,
Und aus der krystallnen Schale,
Silberhell im goldnen Strahle
Menschenantliz niederfloß:
Fließt er fort in alle Weiten,
Seit die Unschuld ward verloren,
Stets von Weh und Lust geboren,
Rastlos, wie der Strom der Zeiten.

Thränen in des Säuglings Blicken,
Den die Mutter wiegt im Arm,
Den sie ewig vor Entzücken
Weinend, lächelnd möchte drücken
An den Busen, treu und warm:
Thränen rinnen an der Bahre,
Drinn ein Greis den langen Schlummer,
Satt von Freude, matt von Kummer,
Schläft im silberweißen Haare.

In das Land, wo Thränen fließen,
Stieg herab von seinem Thron,
Neu den Himmel aufzuschließen,
Für den Bruder zu vergießen
Selbst sein Blut, der ew'ge Sohn:
Wenn der Quell im Aug zerronnen,
Führt des Heiles Wiederbringer,
Todes mächtiger Bezwinger,
Einst uns in das Land der Wonnen.

Vor dem Richter quält den bangen
Sünder Angst, so riesenschwer;
Ruhe sucht sein heiß Verlangen,
Aber mit dem Biß der Schlangen
Stachelt ihn der Fluch umher.
Nach der alten Heimath Schwelle
Irrt umsonst ein dunkles Sehnen,
Und es stockt der Quell der Thränen,
Und im Busen flammt die Hölle.

Doch den Heiland sieht er bluten,
Sterben in des Kreuzes Pein;
Taucht in seiner Liebe Fluthen,
Löscht in ihr die wilden Gluthen,
Badet sich von Sünde rein.
Ganz in Thränen will die Reue
Nun ausströmen mit dem Leben;
Dem, der sich für ihn gegeben,
Schwört er wandellose Treue.

Selig weinend blickt der Glaube,
Auf zum Vater, der die Welt
Schirmend, wie die schene Taube
Vor des wilden Geiers Raube,
Liebevoll am Herzen hält;
Der im großen Bund die Seinen,
Menschen, Engel, Blumen, Sterne,
Der das Nahe, wie das Ferne
All in Liebe will vereinen.

Schauerliche Winde tragen
Von der Erde hoch empor
Nächtlich thränenvolle Klagen,
Daß sie tausendstimmig schlagen
An des stummen Himmels Thor:
Mit den qualerpreßten Tönen
Mischt sich Weinen in der Kammer,
Weinen in des Kerkers Jammer,
Kettenklirren, banges Stöhnen.

Aber, horch! mit leisem Schritte
Naht ein Retter, gottgesandt;
Und erhört ist jede Bitte,
Labung bringt er in die Hütte,
Bricht des Kerkers finstre Wand.
Heller, als den Stern im Dunkeln,
Siehst du hier der reinen Liebe,
Dort des Dankes fromme Triebe
Im bethränten Auge funkeln.

Weh! geknickt von Sturmes Wüthen
Eine Rose, sitzt die Braut,
Der es auf die früh verblühten
Wangen aus dem schnell verglühten
Blick herunter schmerzlich thaut;
Weil den Liebling, ohn' Erbarmen,
Ihr im eisernen Gefilde
Niederschmetterte der wilde
Würger mit den kalten Armen.

Aber, sieh! im Abendrothe
Lächelnd hoch ein Engel schwebt;
Ach! es ist der theure Todte,
Der, des ew'gen Morgens Bote,
Sie hinauf, hinüber hebt.
Wie sein Glanz der Thränen Spiegel
Und die blassen Wangen röthet!
Dorthin, wo kein Tod mehr tödtet,
Trägt auch sie des Geistes Flügel.

Völker mäht an Einem Heerde
Kalt der große Würger ab
Mit dem hochgezückten Schwerde;
Ihren Kindern wird die Erde
Selbst ein ungeheures Grab.
Wie der Wunden Ströme bluten,
In einander mit den Bächen,
Die aus tausend Augen brechen,
Ganz zu Einem Meere fluthen!

Von des Schicksals ehrnen Streichen
Unerschüttert steht ein Held,
Den man nimmer sah erbleichen,
Ueber Bergen, hoch von Leichen,
Auf den Trümmern seiner Welt.
Ha! noch sträubt der Leu die Mähne;
Doch der Menschheit herbem Loose
Opfert, seinem nicht, der große
Stolze Kämpfer Eine Thräne.

Doch, von solchem Thau begossen,
Herrlich wächst die junge Saat;
Blüthen goldner Tage, sprossen,
Wo der Thränen viel geflossen,
Schönes Bild und große That.
Muß in unermeßnem Leide
Zuckend ein Geschlecht vergehen,
Aus den Gräbern auferstehen
Wird der Enkel Stolz und Freude.

Und vieltausend Jahre fliehen,
Völker steigen ab und auf;
Stets aus thränenvollen Mühen
Reicher muß der Lenz erblühen
In der Sonnen schnellem Lauf:
Bis der Zeiten Gang vollendet,
Bis zur Ernte reif die Geister,
Und der Herr, der Welten Meister,
In sein Feld die Schnitter sendet.

Wann die vollen Garben sinken,
Mächtig schallt der Sichel Schlag,
Sieht man gleich Krystall es blinken,
Hell der Thränen Fülle winken,
Die wie Thau auf ihnen lag.
Dann versiegt ist ihre Quelle,
Doch gefaßt in goldne Schalen,
Von dem Herrn gezählet, strahlen
Alle Tropfen jeder Welle.

Auch die stillen, nie gekannten,
Werden köstliches Gestein,
Herrlicher, als Diamanten
Je in ird'scher Krone brannten,
In des Vaters Reiche seyn,
Wonneleuchtend in dem Kranze,
Der die Häupter der Gerechten
Schmückt nach bangen Traumes Nächten,
Von des Urlichts ew'gem Glanze.

Julius Kraid.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Die Apenninen.

(Nachtrag zum Artikel Klima. Nr. 51.)

Die Gebirgskette der Apenninen, eine der längsten in Europa (denn sie erstreckt sich vom Col di Tende, oberhalb Nizza, bis unterhalb Reggio, Sizilien gegenüber, vom 44° bis zum 38° der Breite und 25° bis 34° der Länge, also auf 6° der Breite und 9° der Länge), mit ihren Krümmungen gewiß weit über zweihundert deutsche Meilen lang, — die gerade Linie beträgt schon über 140 Meilen — übersteigt von ihrem Ursprung bis zu ihrem Eintritt ins Königreich Neapel, in den Abbruzzen, selten oder nie die Höhe von 5000 Fuß. Der 7366 Fuß hohe Velino, zwar noch außerhalb, aber ganz nahe an der Grenze dieser Provinz gelegen, kann nicht als Ausnahme gelten; aber von da an bis zu ihrem Endpunkt am Capo delle Armi, erheben sich ihre Gipfel so, daß sie nur denen der Alpen, und kaum denen der Pyrenäen nachstehen. Und hierin, weit mehr noch als in der südlichern Lage, welche zum Theil durch die östlichere neutralisirt wird, scheint die Ursache der so milden Temperatur der Westküste des Königreichs Neapel zu liegen; was auch durch das Klima von Genua, und noch mehr von Nizza, bestätigt wird.

Der Corno, den das Volk il gran Sasso d'Italia nennt, dieser höchste Punkt der Appenninen, für den man fälschlich zuweilen den Velino angibt, der doch an 2000 Fuß niedriger ist, beginnt diesen höhern Zug jener Gebirgskette. Er ist wenigstens 9000 Pariser Fuß hoch, nach Orsini gar 9494. Ich sah ihn von der Anhöhe hinter Frascati, dem Kastell des alten Tusculums, in einer Entfernung von 14 — 15 deutschen Meilen in gerader Linie, zu Ende Mai's noch ganz mit Schnee bedeckt liegen. Ihm folgt der Monte Amaro, nicht weit davon, etwas südlicher, über 8000 Fuß hoch; dann die Maiella, ein anderer Zweig dieser Berggruppe, eine Höhe von 7500 Fuß erreichend.

Noch weiter nach Süden, fast gerade im Norden von Neapel, und nur 12 bis 15 deutsche Meilen von dieser Stadt entfernt, liegen wieder zwei Berge, deren Höhe noch immer beträchtlich ist, wenn sie auch jenen nachstehen der Monte Meta über Sora, in der Provinz Terra di Lavoro, an der Grenze der Grafschaft Molise, nach Capocci 6830 Fuß hoch, und Monte Mileto sull Mattese, etwas über Alife, von 6330 Fuß Höhe.

Dies ist also ganz besonders die Mauer, die den schon an den Alpen zum erstenmale, dann zum zweitenmale an jenen hohen Bergen der Abbruzzen gebrochenen kalten Nord- und Nordostwind noch einmal brechend, der Campagna felice, auch des, selbst für seine geographische Lage so äußerst milden Klimas wegen, den Namen mit verdienen hilft.

In der Basilicata ist die Gruppe des Sirino an 6000 Fuß hoch, und die höchsten Berge im Principato citeriore erreichen gleichfalls eine Höhe von 5 bis 6000 Fuß. Von da an gibt es auch in Kalabrien mehrere hohe Berggipfel, z. B. den Monte Pollino, dessen gemessene Spitze, dolce dorme genannt, 6640 Fuß hoch ist. Man hatte den Monte Cocuzzo immer für den höchsten Berg in Kalabrien gehalten, aus dem Grunde, weil er von allen Seiten in einer sehr großen Entfernung

gesehen wird; indessen fand Tenore, der ihn gemessen hat, daß er nur 5272 Fuß hoch ist.

So ergeben sich also in den Neapolitanischen Appenninen, und von den Abbruzzen bis hinunter nach Kalabrien eine Menge Berggruppen, deren Gipfel von 5000 bis 9000 Fuß sich über die Meeresfläche erheben. Auf dem Corno, dem Monte Amaro und der Mariella, den höchsten und zugleich nördlichsten Spitzen, fällt der Schnee von Ende September bis in Mai, schmilzt nachher zwar da, wo die Sonne am kräftigsten wirkt, aber wo dies nicht der Fall ist, besonders in den vor ihr geschützten Thälern, bleibt er fast den ganzen Sommer über liegen.

Sonderbare Spiegelung. Am Vorgebirge Massa ist häufig die Luftspiegelung (Mirage) zu beobachten. Man sieht nämlich bei gewissen Zuständen der Atmosphäre das Ufer nicht in die See eintauchend, sondern gleichsam in der Luft schwebend, so daß es scheint, die Schiffe könnten, wie unter einem vorhangenden Felsen, darunter hindurchsegeln. Diese Erscheinung ist keineswegs selten, und ich habe sie an den meisten Tagen des vergangenen Monats März bemerkt. Auch die Insel Capri soll manchmal wie in der Luft zu schweben scheinen, doch bin ich noch nie so glücklich gewesen, es zu sehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Partheiwesen in Frankreich und der Schweiz.

Ich habe Ihnen im vergangenen September das leztemal geschrieben. Die acht Monate, die seitdem verflossen, wiegen in der Lebensgeschichte unsers kleinen Freistaats so schwer und schwerer, denn Jahre. Ich gäbe was darum, wenn ich Voltairen mit all seinen bissigen Vorurtheilen jezt für ein Paar Wochen wieder heraufschaffen und hier festhalten könnte, bis er sich umgesehen. Er würde nicht mehr über uns spotten, wie in seiner Guerre de Genève. Und könnte ich gar Rousseau'n zurückzaubern, so würde er nicht auf sein Genfer Bürgerrecht verzichten, sondern es fest an sein großes Herz drücken. Alles dies verdanken wir dem Wiederhall der Pariser Julius-tage, die ja auch in Deutschland mehr Gutes gewirkt haben, denn bis jezt in Frankreich selbst.

Ich reiste vor einiger Zeit nach Paris, um da eine Sache ins Reine zu bringen, deren Gerechtigkeit klar ins Auge sprang. Der betreffende Minister gab mir auch vollständig Recht, war überaus höflich, bemerkte aber, es könne wohl einige Tage dauern, bis der Gegenstand in Ordnung komme. Ich war voll Hoffnung und meinte, nun könne es mir gar nicht fehlen. Um mir die Zeit zu vertreiben, schlenderte ich nun in Paris herum, aus einer Vorstadt, aus einer Kneipe in die andere und sprach mit Jedem, der mir in den Wurf kam, denn das ist die einzige Art, hinter die Wahrheit zu kommen und die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind. Darauf ging ich in die Kaffeehäuser und besuchte einige Gesellschaften, die in Paris bekanntlich Salons heißen. Da stieß ich unter andern auf einen eingefleischten Karlisten, der, Gott weiß warum, noch seine bedeutende Stelle inne hatte; ohne allen Rückhalt sprach er mir von Legitimität, göttlichem Recht und der nahen Rückkehr der alten Ordnung mit der Wiedererhebung der ältern Bourbonschen Linie. Ich wandte dem alten Narren den Rücken zu und machte bald darauf Bekanntschaft mit einem Studenten der medizinischen Schule, der mich mit Taktik und Strategie in die Schule nehmen wollte; ich behauptete mich; dies half aber wenig, denn nun zog der junge Mensch ein dickes Manuscript aus der Tasche und las mir das Projekt einer republikanischen Verfassung vor, in der Alles zu finden war, nur kein Menschenverstand und keine Ueberlegung. Dem Karlisten und dem Studenten rieth ich in meinem Aerger, einige Zeit nach Charenton (dem großen Irrenhaus bei Paris) zu gehen. Dies nahmen beide sehr übel; daher nannte mich die Quotidienne am folgenden Tag einen Jakobiner und die Tribune einen Karlisten. Der Herr Minister aber, der sorgsam den Weg des juste milieu gehen wollte, gab seinen Leuten Befehl, mich nicht mehr vorzulassen; ich konnte auch aller Bemühung ungeachtet nicht mehr zu ihm dringen und meine gerechte Sache ward auf die Seite geschoben. Dies ärgerte mich entsetzlich, und da mir auch die wilden, tumultuarischen Scenen, das rohe Toben und Schreien der aufgeregten Menge sehr zuwider war, so verließ ich Paris und dachte in Grenoble bei Verwandten Ruhe zu finden. Da kam ich aber schön an; der Präfekt, der Maire, die Geistlichkeit und das Militär lagen sich in den Haaren; es handelte sich freilich um keine Kleinigkeit, denn die Frage: ob ein Kreuz von seiner Stelle weg auf eine andere gebracht werden solle, gährte in allen Köpfen und Jeder nahm Parthei dafür oder dawider, ja das weibliche Geschlecht nicht weniger denn die Männer. Dies Unwesen wurde mir bald unerträglich; ich sehnte mich nach meinen Schweizerbergen zurück, und nachdem ich in Straßburg Einiges in Ordnung gebracht hatte, eilte ich nach Basel, um Luft zu schöpfen. Da kam ich gar aus dem Regen in die Traufe, denn da waren die Behörden eben beschäftigt, den Liestaler Insurgenten den Prozeß zu machen; hatten sich doch die Leute erfrecht, auf ihre Rechte und auf Gleichstellung mit dem aristokratischen Basel Anspruch zu machen und sich dabei — schlagen zu lassen! Ich machte, daß ich nach Bern kam. Da fand ich die „Herren“ mit neuen irdischen und unterirdischen Umtrieben gegen das Volk beschäftigt, und es war drauf und dran, ihm wieder zu nehmen, was es sich männlich und bescheiden errungen. Es war mir, als sähe ich eine tückische Katze im Hinterhalt liegen, um über einen armen Vogel herzufallen, der seine Flügel noch nicht recht zu gebrauchen verstanden. Mir wurde ängstlich zu Muth und ich fuhr am folgenden Morgen nach Lausanne. Da kam ich zu den Wehen der Constituante. Ich wohnte der Diskussion über Religionsfreiheit bei, und es that mir sehr leid, bei den Waadtländer Deputirten so viel Rohheit, so großen Mangel an Bildung und parlamentarischer Reife zu entdecken. Männer wie Laharpe und Monnard, welche noch vor Kurzem die ersten und kühnsten Sprecher für die würdige Volksfreiheit gewesen waren, sahen sich von der Mittelmäßigkeit und Unkenntniß ganz in den Hintergrund gedrängt, und hatten keinen Einfluß auf das neue Konstitutionswerk. Dadurch wird begreiflich, daß man drauf und dran war, den ersten Artikel der neuen Verfassung folgendermaßen abzufassen: „Der Kanton Waadt behält seine ehemaligen Grenzen und verzichtet auf alle Eroberung.“ Dies ist allerdings sehr edel. Frankreich, Preußen für Neuchatel und Sardinien müssen es mit Dank erkennen. Ich machte, daß ich fortkam, so schön das Land ist, und schiffte mit dem Dampfboot nach Genf zurück, das ich im Januar verlassen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. August 1831.

Ja, die Zeit ist hingeflogen,
Die Erinnrung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken sie.

Uhland.

Ueber das mittelalterliche Epos der Franzosen.

Eine der wichtigsten und vielversprechendsten literarischen Unternehmungen in Frankreich ist gegenwärtig der Plan Edgar Quinets, die französischen epischen Gedichte des Mittelalters herauszugeben. Daß für diesen so wichtigen Gegenstand bis jezt rein nichts geschehen ist, wäre ohne die bekannte Richtung, welche die moderne französische Poesie genommen hat, ganz unbegreiflich. Wir besitzen bekanntlich aus dem Mittelalter deutsche Bearbeitungen und Uebersetzungen verschiedener solcher altfranzösischer Dichtungen; die Vergleichung derselben mit den Originalien kann nun sehr interessant und nützlich werden, und die Bekanntmachung der unübersezt gebliebenen Poesien dürfte vollends in historischer und literarischer Hinsicht schöne Früchte tragen. Der ganze Plan und der vorläufige Bericht des Unternehmers an den Minister des Innern, aus dem wir im Folgenden einen Auszug geben, sind auch darum interessant, weil sie darthun, wie ernst es jezt manchen Franzosen ist, sich von dem Schlendrian loszureißen, der gewöhnt hatte, in Kunst und Wissenschaft nicht über die belorbeerte Perrücke Ludwigs XIV. hinauszusehen und — seltsam genug — eitel darauf zu seyn, daß ihre am Hofe geborne Poesie so jungen Adels war. Wenn dem französischen Kunstforscher hier und da etwas Menschliches begegnet, wenn ihm zuweilen ein kleines Paradoxon entschlüpft, so können sich seine deutschen Kollegen desto mehr freuen, daß er so ganz in ihre Fußstapfen tritt.

* * *

Vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert war in den gallischen Landen das Lateinische so ziemlich der einzige Träger und Dollmetscher der alten Landessagen. In diesem Zeitraume stammelten zwar die Sagen in den neuern Volkssprachen, aber schriftlich wurden sie darin noch nicht niedergelegt. Erst gegen das Ende des eilften Jahrhunderts dolmetschte die romanische Sprache die celtisch-katalonischen Sagen, und vom Beginn des zwölften Jahrhunderts an wird Alles auf einmal anders. Jezt haben sich die beiden Sprachen, die von oc und die von oeil geschieden und versuchen sich in die Wette an den heiligen Büchern des abendländischen Europas, die durch die Uebersetzung ins Lateinische nur wenige Veränderung erlitten hatten. Es ist wahrhaft wunderbar, mit welchem Eifer diese sich erst bildenden Sprachen bemüht sind, in einem neuen Versmaaß die heiligen Sagen und uralten Volksmythen der Celten wiederzugeben. Kaum ein halbes Jahrhundert vergeht, und in allen alten Provinzen sprießen mächtige romanische Epopeen auf, und jede hat ihren Mittelpunkt da, wo einst ein Hauptsitz von Druiden oder Barden gewesen war. Diejenigen, die sich um die Thäler des alten Cataloniens bildeten, schloßen sich an die morgenländischen Sagen der Araber an; diejenigen, die ihren Anhaltspunkt an den Druidensteinen der Ardennen hatten, nahmen die germanischen Sagen um die Rheinufer in sich auf. Am unvermischtesten hielten sich die, welche sich in Irland, Wales und Kornwallis, in die Niederbretagne und auf die Insel Jersey verzweig-

ten. Sie fallen ganz in die Zeit der ersten scandinavischen Edda und sind gegen ein halbes Jahrhundert älter als die Nibelungen.

Diese großen Epopeen nun besitzen wir noch in der Sprache und dem Versmaaß des zwölften Jahrhunderts; sie lagen aber bis jezt unbekannt im Staube der Bibliotheken. Ich habe ihrer gegen siebzig gezählt, und dabei nur diejenigen gerechnet, die unzweifelhaft vom entschiedensten Werthe sind. Sie bilden für sich allein eine ganze Literatur, die aber die größten französischen Kritiker nicht nur nicht nach ihrer Wichtigkeit erkannt, von der sie nicht einmal eine Ahnung gehabt haben. — Jene Epopeen zerfallen, wie die heiligen Bücher der Druiden, in zwei Klassen. Die einen sind Geschlechtsregister der celtischen Dynastien, die andern gleichen vielmehr Kosmogonien und theologischen Mythen.

Die Dichtungen genealogischen Inhalts waren für den Stamm der Celten, was die Bücher der Richter für die Juden, die Geschichte des Jornandes für die Gothen, die Puranas für die Indier waren, und die Kritik muß ihnen dasselbe Maaß historischer Glaubwürdigkeit zusprechen. Sie sprechen von gegen dreißig Generationen brittischer und gallischer Häuptlinge vor Cäsars Eroberung. Sie beschreiben die ersten Ansiedlungen von Völkerstämmen in den nördlichen Ländern. Die geschichtlichen Sagen aus jener Zeit bis dahin, wo Gallien mit italienischer Kultur in Konflikt kam, erzählen sie nach der Ordnung, und der mythische Hintergrund dabei ist nur unbedeutend; sodann besprechen sie aus dem nationalen Gesichtspunkt die Kämpfe des celtischen Stamms mit den Römern, und die Beschreibung läuft fort bis zum ersten scandinavischen Einfall. Das Staunen der Inselbewohner beim Anblick der germanischen Eroberer ist naiv geschildert, und die Beschreibung erinnert an die Ankunft der Spanier in Mexiko. Sie schließen erst da, als endlich die gallischen Häuptlinge das Christenthum angenommen haben. Manche dieser Sagen hat Shakespeare bearbeitet; so kommt namentlich die Geschichte vom König Lear vor, und ist mit wahrhaft Homerischer Einfalt erzählt.

Was die Form dieser Dichtungen betrifft, so gibt ihr nicht sowohl der Schwung, der poetische Flug, der allerdings sehr mäßig ist, ihren eigenthümlichen Charakter, als das Ernstfeierliche und die genaue Uebereinstimmung mit den alten Büchern, aus denen sie ursprünglich ihren Text entlehnt haben. Aber just diese Regelmäßigkeit und Eintönigkeit gibt diesen Geschlechtstafeln ihr eigenthümliches historisches Gepräge. Ganz diese Sprache führt das Buch der Richter, die Inschriften der Egypter, die ersten griechischen Mythen. Diese Dichtungen werden also unzweifelhaft in Zukunft den Horizont der gallischen Geschichte um mehrere Jahrhunderte erweitern. Jedes Volk, das ein ganzes Leben ausgelebt hat, besizt aus seiner Urzeit Schriftdenkmale, die einerseits als Geschlechtsregister eintönig, andernseits, als heilige Bücher, feierlich, erhaben sind: unsere Geschichte hatte bis jezt nichts dergleichen, und nun, da wir es haben, ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Texte möglichst hergestellt werden. So lange sie nicht genau bekannt sind, bleiben alle Arbeiten über unsere Urgeschichte oberflächlich und gehaltlos.

So wichtig und interessant nun diese Dichtungen sind, so sind sie nicht die einzigen, die in Vergessenheit schlummern. Ja, eine noch größere Klasse von Gedichten, die einst in verdientem Ruhme strahlten, sind jezt für uns so gut als nicht vorhanden. Wenn ich sage: wir haben in Frankreich Epopeen, von zwanzig-, dreißigtausend, ja von siebzigtausend Versen, welche gegen fünfzig Foliobände füllen; diese Dichtungen, so herrlich durch die darin enthaltenen Sagen, wie durch die glänzende Sprache, durch die reiche, nie versiegende Phantasie der Dichter, wie durch das volle, schöne Idiom; Dichtungen, die sich tausendfältig in einander verschlingen, so daß sie gleichsam ein einziger unendlich verzweigter Baum sind, so glaubt wohl mancher, ich spreche von indischen Epopeen, auf Palmblätter geschrieben und in Kapseln von wohlriechendem Holz verwahrt; nicht doch, diese Gedichte sind ächt französisch. Dante spricht von ihnen, und mit Bewunderung, und drei Jahrhunderte nach ihrer Vollendung wurden sie vom Ariost oft Punkt für Punkt nachgeahmt, dem sie an glänzender, malerischer Darstellung durchaus nichts nachgeben und vor dem sie sicher die Tiefe und die Natürlichkeit voraushaben. Diese Epopeen besitzen wir auf Handschriften aus dem zwölften Jahrhundert, in der Oktave des Ariost.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Reise nach Pestum.

Gegen Ende Aprils ist sonst hier die Witterung schon beständig. Dieß Jahr machte aber leider eine Ausnahme; so daß wir unter fünf Tagen drei Regentage zählten. Daher verunglückte auch unser Projekt theilweise. Wir hatten uns vorgenommen, nach Castellamare zu Lande und von da nach Sorrento zur See zu fahren. Von dort wollten wir die Insel Capri besuchen, und dann von dieser über Amalfi nach Salerno steuern.

Den ersten Tag kamen wir auch bei dem schönsten Wetter glücklich nach Sorrent, und genossen mit Entzücken die Reize der unbeschreiblich schönen Küstenfahrt bis dorthin. Aber den zweiten und dritten Tag machten wir vergebliche Versuche, die Insel Capri zu erreichen; einmal von Sorrent, das andere Mal von Massa aus,

welches der Insel gegenüber und nur wenige Miglien von ihr entfernt liegt. Der Kanal zwischen beiden ist, wenn die See etwas hoch geht, und der Wind nicht ganz günstig ist, für offene Ruderböte fast unmöglich zu durchschiffen, so daß es wohl begegnen kann, daß man mehrere Tage, gegen seinen Willen, auf der Insel festgehalten wird. Dieß ist auch wohl die Ursache, weßhalb die Fremden, von denen fast keiner Ischia unbesucht läßt, viel seltener hieher kommen, ja von hundert Neapolitanern hat kaum einer Capri gesehen, obgleich dieß, wiewohl in einer ganz andern Gattung, (und schon wegen der Ruinen der Palläste des Tiberius) in vielem Betracht noch interessanter ist wie Ischia. Da das Wetter sich nicht änderte, so blieb uns leider nichts anderes übrig, als wieder nach Castellamare zurückzukehren, um von da nach Salerno zu reisen.

Ich komme vielleicht ein ander Mal auf Sorrent zurück, dessen mannigfaltige Schönheiten wohl eine ins Einzelne gehende Beschreibung verdienen. Wir brachten die zwei Tage in dem äußerst schön in der Nähe des Meeres, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Gasthof, La Cocumella genannt, zu, der eben so gut wie die Sentinella in Ischia und doch wenigstens fünfzig Prozent wohlfeiler ist.

In Castellamare sah ich diesmal zuerst eine Makaronifabrik, von denen die berühmtesten hier und in Torre dell' Annunziata sind. Je weniger ich etwas Interessantes erwartet hatte, desto mehr wurde ich überrascht. Unter den mannigfachen Manipulationen, denen der Teig unterworfen wird und die schwer zu beschreiben sind, will ich nur einer erwähnen, weil sie äußerst drollig ist. Auf einem starken Balken, der mit dem einen Ende an der Mauer so befestigt ist, daß er auf einer elastischen Unterlage ruht, die eine freie Bewegung in die Höhe und nach allen Seiten hin verstattet, sitzen außen, da, wo die Kraft des Hebels die größte ist, drei Arbeiter; der Teig liegt nahe an der Unterlage auf steinernen Platten. Nun setzen die Arbeiter den Balken, der den Teig bearbeitet und knetet, dadurch in Bewegung, daß sie mit ihm wie Luftspringer hin und her hüpfen, und bei der großen Elastizität des Balkens braucht es zum größten Sprunge nur eines starken Fußtritts, um, so wie der Teig sich ausbreitet, ihn überall gleichmäßig zu pressen und durchzukneten, wobei sie mit ihrer ganzen Last, die noch durch die gewaltigen Sprünge um vieles vermehrt wird, am Ende des Hebels eine Druckkraft hervorbringen, die außerordentlich groß seyn muß. Nach verschiedenen andern Bearbeitungen wird endlich der Teig durch metallene Formen gepreßt, aus denen er in unzähligen Gestalten, von den fingerdicken Maccaroni an bis hinunter zu den immer dünner und zulezt fast so dünn als Haare werdenden, Fidelini, Vermicelli und Capellini, hervorgeht.

Am dritten Abend waren wir bei Zeiten in Salerno. Der Weg geht über Nocera de' Pagani, das alte Nuceria, und La Cava. Gleich hinter dem erstern Ort wird die Landschaft so unbeschreiblich schön, daß wohl Stollberg Recht haben mag, wenn er sie für die schönste in ganz Italien hält. Zur linken Hand sieht man eine Menge reizender Hügel, die Vorberge der Apenninenkette, liegen. Hier auf diesen Hügeln fielen mir mehrere säulenartige hohe Thürmchen auf, die ganz die Form der Leuchthürme hatten, und nicht weit von einander abstanden. Es ist dieß nichts anders als eine Anstalt zur Vogeljagd. Wenn die Wachteln im Anzuge sind, sagte man mir, so spannt man von einem Thurme zum andern ungeheure Netze auf, um sie bei Tausenden zu fangen. Außerdem sollen aber diese Thürmchen auch noch dazu dienen, um von ihnen aus die zahllosen Schwärme wilder Tauben, die sich um sie her sammeln, zu bekriegen, indem die Liebhaber dieser Jagd, von oben herab mit ihren Schleudern eine große Niederlage unter diesen Vögeln anrichten. Dieß soll schon ein Lieblingsvergnügen der alten Griechen gewesen seyn.

La Cava liegt im Mittelpunkte dieses Paradieses. Das tiefe, querliegende Thal gleich hinter dem sehr hübsch gebauten, freundlichen und ganz offenen Städtchen, wird durch eine schöne Brücke geebnet. Der Weg nach Salerno geht gerade aus, aber gleich hinter dieser Brücke geht rechts in die Berge hinein die Straße zu dem berühmten Kloster La Trinità della Cava (beiläufig gesagt, nach Monte Cassino das reichste an Manuscripten). Es liegt an einer tiefen romantischen Bergschlucht, an welcher der Weg sich hinzieht, der zwar steil, aber doch bequem ist, und durch mehrere Ortschaften führt. Das Kloster liegt dicht an dem kleinen Städtchen Corpo di Cava. In diesem Orte, oben auf dem Gipfel des ganz abwärts von der Straße gelegenen Berges, ist das einzige Wirthshaus, welches in dieser ganzen so frequenten Gegend anzutreffen ist, oder vielmehr gibt es da ein Haus, dessen Eigenthümer so human ist, Fremde zu beherbergen, die sich indessen ganz gut bei ihm befinden. Unten auf der Landstraße in La Cava ist schlechterdings kein Unterkommen zu finden, was bei einem der einladendsten Orte um Neapel, auf einer so sehr befahrnen Straße eben so verdrießlich als unbegreiflich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Torywitz gegen die Reform.

Unglaublich heftig ist gegenwärtig in den Journalen der Kampf zwischen denen, welchen es ein Majestätsverbrechen dünkt, an das Denkmal der Weisheit der Väter, das heißt an ihre Privilegien, Hand zu legen, und der unendlichen Majorität der Nation. Alle Waffen taugen: historisches und philosophisches Raisonnement, Verläumdung und Apotheose,

Scherz und Ernst, heiterer und bitterer Spott. Immerhin ist der Muth und die Ausdauer der Antireformers bei ihrer verzweifelten Sache zu bewundern. John Bull ist einmal fest entschlossen, jedes Raisonnement aus dem Lager der Aristokraten abgeschmackt und jeden Torywitz matt zu finden. Wenn über die beißenden Ausfälle der gegen die Reform eifernden Blätter ein Paar Dutzend Lords und protestantische Priester an ihren Frühstückstischen sich die Hände reiben, belustigt ein Sarcasmus des Lord Kanzlers die ganze Nation. Wir theilen im Folgenden eine kleine Probe des Torywitzes mit, die zugleich die gewöhnliche Form der dem Parlament vorgelegten Bittschriften veranschaulicht.

* * *

Unterthänige Bitte der weiblichen Einwohnerschaft der Grafschaft ..... an die hochachtbaren im Parlament versammelten Gemeinden des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Ireland.

Die Bittstellerinnen haben seither unter den gegenwärtig bestehenden Institutionen dieses Landes ruhig und glücklich gelebt, und es darum nicht für klug und räthlich gefunden, sich in politische Fragen zu mischen; da sie nun aber erfahren, daß aus allen Ecken des Königreichs Bittschriften eingereicht werden, welche auf Veränderungen in der Oekonomie Ihres hochachtbaren Hauses dringen, so können sie nicht umhin, ihre Ansprüche, zu dieser vorhabenden Verfassungsänderung selbstthätig mitwirken zu dürfen, geltend zu machen. Die Bittstellerinnen erklären demnach dem hochachtbaren Hause, daß sie für sich und alle weiblichen Unterthanen dieses Königreichs gleiche Rechte mit der männlichen Einwohnerschaft ansprechen und behaupten, daß sie sowohl bei der Wahl der Mitglieder des hochachtbaren Hauses ihre Stimmen sollten mitabgeben, als selbst in genanntes Haus gewählt werden können.

Die Bittstellerinnen gründen ihr Wahlrecht ganz auf dieselben Grundsätze, nach welchen die männlichen Bittsteller gegenwärtig eine Parlamentsreform verlangen, diejenigen sowohl, welche für das allgemeine Stimmrecht streiten, als die, welche sich selbst gemäßigte Reformers nennen. Die Bittstellerinnen sind so frei, zu bemerken, daß die erste Klasse der Freunde der Reform oft und erst neuerlich wieder als die Basis, von der bei Ummodlung des hochachtbaren Hauses ausgegangen werden müsse, den Satz aufgestellt hat: „was Alle angeht, sollte von Allen gutgeheißen werden, und darum sollte bei der Wahl derjenigen, denen Aller Leben und Freiheiten anvertraut werden, auch Alle eine Stimme haben.“ Obgleich nun alle diese Bittsteller das weibliche Geschlecht stillschweigend ausschließen, so kommt doch das Recht, auf das sich jener Satz und Schluß gründet, ganz ebenso den Weibern, wie den Männern zu. Ihr Leben, **ihre** Freiheiten sind ihnen ebenso theuer und kostbar und **sie** sind bei der Wahl derjenigen, welche über beide wachen und sie vertreten sollen, gleich sehr betheiligt. Die Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts können also, wenn sie nicht ihren eigenen Grundsätzen offenbar widersprechen wollen, das Verlangen der Bittstellerinnen nicht von der Hand weisen; es ist wirklich ein offenbarer Widerspruch, ein Privilegium in diesem Lande **allgemein** zu nennen, von dessen Ausübung man zum wenigsten die Hälfte von Sr. Majestät Unterthanen ausschließt.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Freiheit und Ordnung zu Genf.

In Bern hieß es: Zu Genf geht Alles drunter und drüber, da wird die ganze Verfassung verändert und zu diesem Behuf ist eine Constituante ernannt; Alles ist in Gährung, auf Gassen, Straßen und Plätzen werden heftige Reden gehalten u. s. w. Von dem Allen fand ich nichts, als ich hier ankam, wiewohl es nicht an der Parthei fehlte, die dazu drängte und noch zu Mehrerem, wenn's seyn könnte. Zweierlei wurde mir gleich klar: die Genfer sind ein höchst besonnenes, in der Freiheit zur Freiheit gereiftes Volk, nicht unwissend, wie ihre westlichen Nachbarn, sondern durch Unterricht, Sitten und Religion zum ächten Republikanismus erzogen und erstarkt. Auf der andern Seite steht eine Regierung, welche die volle Volksachtung besitzt und der man zutrauen kann, daß sie verständige Freiheit geben und die bereits gegebene besonnen erweitern will. Durch diese beiden sich integrirenden und bedingenden Elemente ist es möglich geworden, daß Genf mitten zwischen gährenden und wild aufschäumenden Nachbaren ruhig, würdig und besonnen blieb und dabei doch große Schritte in seinem öffentlichen und konstitutionellen Leben gemacht hat, wobei es ganz unabhängig von seinen Umgebungen blieb. Aller vielfache Einfluß von Paris, alles Treiben und Drängen der dortigen Partheien, die sich durch Genfs Theilnahme Reputation in Europa gemacht hätten, war ohne Folgen, die kleine, helle Calvinstadt blieb ruhig und bestätigte dadurch das, was der russische Gesandte zu den Russen sagte, denen der Wille des Zaars nicht länger den Aufenthalt in Paris erlauben wollte: „Gehen Sie nach Genf, da finden Sie Freiheit und Ordnung.“

Es ist der Mühe werth, darüber etwas ins Einzelne zu gehen, denn wer heutzutage ein Bild von der Civilisation und dem sittlichen Fortschreiten eines Volks geben will, darf sich nicht mehr wie sonst auf Literatur, Kunst, Mode und Theater beschränken, sondern muß an den gewaltigen Nerv rühren, der des Volks ganzes öffentliches Leben in Bewegung setzt, an seine Institutionen. Dies haben unsere deutschen Zeitschriften lange nicht gethan, und dies ist eine Ursache, warum die Deutschen in dieser Oeffentlichkeit so lange hinter den Engländern, Amerikanern und Franzosen zurückgeblieben sind. Das Morgenblatt hat auch in dieser Beziehung das Bedürfniß und das Wollen der Zeit erkannt und ihm mit Besonnenheit nachgegeben. Seine ehemalige Scheu vor allem Politischen war von dem beschränkten Sinn der Deutschen und ihrer Regierungen geboten und mußte sich modifiziren, als die Zeit eine andere und bessere Richtung nahm. Werden wir aber darum nicht wie die Franzosen, bei denen die Politik Alles verheert und erdrückt, wo sogar Poesie, Kunst und Religion ihre Farbe annehmen müssen, weil sie bei ihnen nicht eigene Würde genug haben, um selbstständig zu bleiben. Also zu Genfs öffentlichem Leben.

Als vor siebzehn Jahren unsere neue Konstitution entstand, nicht ohne Mitwirkung fremder Gewalt, mußte Manches darin aufgenommen werden, was in der leidenschaftlichen Zeit heilsam und nützlich war. In dieser Beziehung muß besonders die sogenannte Retention angeführt werden, die dem Staatsrath, unserer Regierungsbehörde, einen bedeutenden Einfluß auf die Wahlen zur Deputirtenkammer gestattete, die bei uns Conseil souverain oder représentatif heißt. Man muß bekennen, daß die Regierung einen verständigen und besonnenen Gebrauch davon machte, der fast immer mit der öffentlichen Meinung zusammentraf. Deshalb hielt sich die Retention auch dann noch, als längst der Grund ihres Entstehens vorüber war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. August 1831.

Von allen Gegenden, nicht nur in Italien, sondern auf dem ganzen Erdboden, ist die schönste Campaniens Landstrich.

Florus röm. Geschichte.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Bei La Cava sieht man links tief in die Berge hinein, deren Formen, hinter den schönen bebauten Vorhügeln höchst mannigfaltig und malerisch sind, und auf den steilen und spitzigen Felsen erblickt man häufig die Ruinen alter Schlösser, wie am Rheine. Hinter La Cava bis Vietri verengert sich das Thal; aber wenn die Scene sich auch verändert, so ist sie doch nicht minder schön. Rechts, tief im Abgrunde, liegt ein sehr angebautes, schmales Thal, von einem klaren Bache bewässert, der Eisenwerke und Papiermühlen treibt. Besonders liegt ein kleines Oertchen, Molino, äußerst reizend im Grunde, umgeben von einer blühenden Kultur, die sich von der Tiefe bis nach oben terrassenförmig erhebt. Bei Vietri, nicht ferne mehr von Salerno, erweitert sich plötzlich die Aussicht, und der schöne Golf erscheint auf einmal in seiner ganzen Pracht. Salerno lehnt sich im Rücken an einen ziemlich hohen Berg, auf dessen Gipfel die Ruinen des alten Schlosses hervorragen. Ein anderer, nur eine halbe Stunde entlegener Berg, der Monte Liberatore, gegen La Cava hin, ist wegen der schönen Aussicht, die er gewährt, berühmt.

Der Theil der Stadt, nach dem Berge zu, ist alt und unfreundlich, mit engen und finstern Straßen, aber längs dem Meere nimmt ein sehr schöner Quai die ganze Länge der Stadt ein, man nennt ihn die Marina und sie endet nach Neapel zu in einen mit Bäumen besezten Spaziergang. Die meisten Gebäude an der Marina sind ansehnlich, besonders aber der Pallast des Prinzen von Salerno, des Oheims des jetzigen Königs. Auch die beiden besten, aber auch ungeheuer theuren Wirthshäuser, Il Sole, und ein anderes, welches vor Kurzem ein Franzose eröffnet hat, liegen an der Marina. Wir wählten unter den zwei gleich großen Uebeln die Sonne. Die Lage ist sehr schön und vorn auf der sehr geräumigen Loggia genießt man der herrlichen Aussicht auf den Golf.

Wir verweilten hier den ganzen Abend, und konnten uns nicht satt sehen. Aber noch ein anderes Schauspiel sollten wir hier genießen, auf das wir keineswegs vorbereitet waren. Nach und nach, so wie der Abend herannahte, hatten sich auf dem Platze vor unserer Loggia wohl gegen hundert Salerner Straßenbuben versammelt, die theils von den Fremden angezogen seyn, theils auch wohl ohnedieß alle Tage dort ihr Wesen treiben mochten. Wenn man ihr unaufhörliches betäubendes Schreien abrechnet, so muß man ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie vernünftiger und weniger ungesittet waren, als wohl sonst die Straßenjungen zu seyn pflegen. Neben ihrer unendlichen Lebendigkeit fehlte es ihnen auch nicht an Geschicklichkeit. So erbot sich einer von ihnen zu mehreren Kunststücken, z. B. di far il manco, il ceco — den Einarmigen, den Blinden nachzumachen. Das erstere bewerkstelligte er sehr täuschend auf folgende Art: Er preßte den Unterarm dicht an den Oberarm und zog

den Aermel darüber, so daß der Ellenbogen ganz natürlich einem Stummel glich. Den Blinden machte er durch Aufziehen der Augenlieder noch täuschender. So strafwürdig solche Kunststücke sind, wenn sie dazu angewendet werden, um betrügerischerweise Mitleid zu erwecken, so verdienstlich erschienen sie hier auf eine Art produzirt, welche die Aufdeckung des Betrugs, wenn auch nicht beabsichtigt, doch veranlaßt. Aber bald vergrößerte sich die Scene, da die Menge immer zunahm, und mit Vergnügen wurden wir gewahr, daß wir angehende Turner vor uns hatten. — Der Versuch, eine Pyramide zu bilden, wollte Anfangs nicht glücken; nicht sowohl aus Ungeschicklichkeit, als weil in dem rohen Haufen keine Subordination war und keine hinlängliche Autorität, um jedem seinen Posten anzuweisen, und diese Anordnung streng aufrecht zu erhalten. Sie wandten sich also insgesamt an einen ältlichen dabei stehenden Mann, der vielleicht auf seinen Feldzügen in Deutschland etwas vom Turnen gesehen und ihnen beigebracht haben mochte. Es war ordentlich rührend anzusehen, wie sie ihn flehentlich baten, sich ihrer anzunehmen, besonders aber durch sein Ansehen Ordnung unter ihnen zu erhalten, und wie sie ihm, sobald er das Kommando übernahm, gleich den diszipliniresten Soldaten, gehorchten. — Da nun keiner mehr widerspenstig war und jeder den ihm angewiesenen Posten augenblicklich einnahm, so war in einem Nu die Pyramide fertig. Indem sich diese Masse langsam vorwärts bewegte, sangen, oder viermehr schrieen alle, die obern wie die untern, so wie ihre zahlreiche Begleitung, folgenden stark accentuirten Refrain, den sie ohne Zweifel selbst gedichtet und komponirt hatten:

Voi che stàte sòpra, badàte che nòn cascàte, Pizzicandò!
E vòi che stàta sòtto badàte che nòn corrit (corréte),
Pizzicandò!

So wie sich die Masse auf diese Art und unter diesem schreienden Gesange einige Zeit bewegt hatte, stürzte das Gebäude ein, wobei die obersten, trotz der Warnung, ziemlich hoch herunter fielen, aber doch immer, einer an dem andern heruntergleitend, wohlerhalten auf dem weichen Erdboden ankamen. Sie bildeten immer neue Pyramiden, da sie wohl merkten, daß es uns sehr belustigte, thaten aber alles aus wahrer Uneigennützigkeit, ohne eben etwas dafür zu fordern oder zu erwarten, und lehrten uns noch obendrein mit großer Bereitwilligkeit die Worte ihres Refrains, die man, wenn sie alle zugleich sangen, unmöglich verstehen konnte.

Den folgenden Tag waren wir in Pestum. Ich hatte gehört, daß der Weg von Salerno dorthin wenig Schönheiten darbiete. Vergleicht man ihn freilich mit dem bei La Cava, so ist dieß relativ wahr, aber an und für sich mangelt es ihm keineswegs an Interesse. Links wieder die Kette der Apenninen, von denen sich mehrere Berge, z. B. der Postiglione, durch sonderbare Formen auszeichnen, einige ganz steil und wie Zuckerhüte gestaltet, aber doch auf dem Gipfel Ruinen alter Schlösser tragend, wie der sehr hohe hinter Alta villa, der theilweise noch mit Schnee bedeckt war. — Bei Alta villa muß man nicht etwa an eine „hohe Stadt" denken; obgleich sie wirklich auf einem hohen Hügel liegt, sondern den Namen von der normännischen Erobererfamilie Hauteville, die im Italienischen immer Alta villa heißt, herleiten, indem sie wahrscheinlich von diesen ersten normännischen Abkömmlingen gegründet worden ist. Auch das Städtchen Eboli und mehrere andere, so wie auch das königliche Lustschloß Persano, sieht man nach den Bergen zu und auf denselben liegen, und außerdem beleben eine große Menge Masserie — Meiereien — diese ganze Gegend. Rechts hingegen dehnt sich eine ganz vollkommen ebene Fläche, gleich der der Paludi Pontini, mit ihren Büffeln und ihrer Aria cattiva, bis ans Meer aus.

Bekanntlich wurden die Ruinen von Pestum — bis dahin nur von unwissenden Landleuten gekannt, die sie als unnütze Steinhaufen betrachteten, vor noch nicht achtzig Jahren ganz zufällig — man kann wohl sagen entdeckt; obgleich sie nicht unter der Erde, sondern am Tage lagen. Ein junger neapolitanischer Maler, der sich im Jahre 1752 einige Zeit in Capaccio aufhielt, stieß auf seinen Streifereien in die Umgegend auf diese Tempel, zeichnete sie und zeigte bei seiner Rückkehr diese Zeichnungen seinem Meister, dem sie so auffielen, daß er sie seinem Protektor, einem neapolitanischen Prinzen, vorlegte. Dieser, ein Kenner, ist entzückt darüber und fragt den Maler erstaunt: „wo, in Griechenland oder in Egypten, so unvergleichliche Ruinen sich befinden?" — „Ganz in der Nähe, auf Ihren Besitzungen, Excelenza," war die Antwort. Im Anfang, und noch lange Zeit nachher, war die Reise dahin beschwerlicher, denn man konnte nicht anders als über Eboli auf schlechten Wegen dahin gelangen, und brauchte daher mehr Zeit zu dieser Reise, als jezt, wo man bequem in fünf Stunden von Salerno hinfährt, so daß gerade ein Tag dazu hinlänglich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das mittelalterliche Epos der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Man denke sich den Charakter der fünf ersten Jahrhunderte unserer Geschichte lebendig ausgeprägt in einer Handlung, die so vielfach verschlungen und verwickelt ist als die Verhältnisse jener Zeit selbst. Der reiche Quell armorikanischer Sagen ergießt sich durch die noch nicht fertige Feudalwelt; der alte Glauben, die alten Lebensformen schimmern noch durch die neue Färbung des Chri-

stenthums; das ganze heroische Zeitalter findet seinen Zielpunkt in der Periode der Merovinger mit ihren kleinen Häuptlingen, ihren wandernden Königen, die alten Barden sind nur zu Wahrsagern und Zauberern geworden; diese ganze kindliche Welt spiegelt sich wunderbar klar in jenen Epopeen wieder. Sie geben uns damit nicht allein das umfassendste Gemälde vom gesellschaftlichen Zustande des westlichen Europa nach der Invasion; sie haben nicht nur für uns neuere Völker ein ganz besonderes, naheliegendes Interesse; sie knüpfen sich auch tausendfach an die gemeinschaftlichen Sagen der Urmenschheit an, und sie sind offenbar an sich die natürliche Fortsetzung und Entwicklung der heiligen Lehren des Orients.

Was die Sprache betrifft, so finden sich in ihr alsbald, Dank der Geisteskraft der Männer und dem Geiste der Kunstschulen, die sie geschaffen, alle Grundeigenschaften des französischen Genius ausgeprägt: glänzende Sprache, lebhafter, vorwärtseilender Gang, Grazie und Fülle in der Schilderung, Klarheit, selbst im Geheimnißvollen, und damit Eigenschaften, die uns seitdem ganz abhanden gekommen sind, und in denen allein das Epos wahrhaft lebt. Es ist wirklich überraschend, daß derjenige neue Schriftsteller, der im vollsten Sinne Franzose genannt werden mag, Voltaire, zugleich der ist, mit dem diese alten Rhapsoden am meisten gemein haben; freilich muß man sich dabei einen naiven, gläubigen Voltaire aus dem zwölften Jahrhundert vorstellen. — Wir dürfen nicht vergessen zu bemerken, daß diese Gedichte sich aus derselben Zeit herschreiben, wo die gothische Baukunst ihrerseits zu ihrer herrlichsten Entwicklung kam. Zu Vollendung einer solchen Dichtung legten fast immer, wie zum Bau eines Münsterthurms, mehrere Generationen von Künstlern hinter einander Hand an. So reihen sich oft die Blüthenjahre von vier, fünf geistreichen Männern zur Schöpfung einer einzigen Episode an einander. Der Farbenschmelz, in dem bei ihnen jede Handlung erscheint, der Heiligenschein, mit dem sie jede handelnde Person umgeben, erinnert unwillkührlich an die Fenster und Steinrosen der Kathedralen.

Diese Werke der altfranzösischen Rhapsoden entsprangen aus den einheimischen lebenden Sagen. Die Dichter benuzten die lateinischen Uebersetzungen der alten Sagenbücher, und ihren Epopeen lag demnach ein historischer Text zu Grunde, bei dem sie sich im Nothfall Raths erholten, wie ein Jahrhundert früher das Epos der neuern Perser aus einer prosaischen Sagensammlung geschöpft hatte, die dasselbe nicht überleben sollte. So ging es auch in Frankreich: so wie sich die Sage in jene lebendigere Form kleidete, kam man von den alten lateinischen Uebersetzungen ab und nicht lange, so gingen sie fast ganz verloren. Indessen besitzen wir noch Elemente genug, um im Allgemeinen die Frage zu beantworten, in wie weit die französische Rhapsodie dem ursprünglichen Texte getreu geblieben sey; denn wir haben noch eine jener lateinischen Uebersetzungen, und das daraus hervorgegangene französische Werk, nämlich die Chronik von Monmuth und das Gedicht von Brut. Hier sieht man nun auf den ersten Blick, daß die französische Dichtung durchaus dem Sinne, ja sogar der Anordnung des Urtextes getreu geblieben ist, und so wird es wohl auch bei den Dichtungen seyn, bei denen wir diese Vergleichung nicht anstellen können; was aber noch entschiedener darthut, daß sich die ursprüngliche Sage in diesen Dichtungen kräftig und völlig rein ausgeprägt hat, ist der Umstand, daß die Dichter des zwölften Jahrhunderts, so nahe ihnen auch Karls des Großen Zeit und der Kreuzzug lag, den der h. Benedikt predigte, keines dieser spätern Elemente in die Oekonomie ihrer Epopeen aufnahmen.

Sehen wir, was endlich im Verlauf der Zeit aus diesen Dichtungen geworden ist. Kaum waren sie verfaßt und hatten sich über den trümmervollen Boden des celtischen Europa verbreitet, so wurden sie Stimmen des Volks im ganzen Abendland. Mit unglaublichem Eifer suchten die Völker ringsum sie auf ihren Boden zu verpflanzen; Deutschland, England, Italien, ja die scandinavischen Inseln wetteiferten, sie frei in ihre Sprachen zu übertragen. Die größten Dichter dieser Länder machten es zum Geschäft ihres Lebens, unsere Originalwerke umzuarbeiten, wobei indessen der Lokalcharakter derselben immer noch in den Hauptzügen vorstechend blieb. So fand jeder unserer großen Heldencykeln im Ausland einen oder mehrere Dichter, welche sie nach ihrer Weise deuteten und umschrieben; so wurde namentlich der Tristan von den zwei ausgezeichnetsten Männern jener Zeit in Deutschland übersezt. Frankreich hatte somit damals einen Einfluß auf die Geistesentwicklung in Europa, den sie kaum in dem Jahrhunderte nach dem Ludwigs XIV. wieder erhielt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsezung.)

Verfassungsreformen.

Erst seit zwei Jahren sprach man häufiger und lauter gegen die Retention als früher. Der Staatsrath lehnte jedoch einen Antrag auf deren Abschaffung ab, bis vorigen Sommer; da fiel die Retention in dem großen Brandopfer, das ganz Mitteleuropa den Pariser Juliustagen brachte, und damit erhielt unser Wahlsystem eine breite und liberale Basis. In dem Augenblick, wo Aufruhr und Pöbelscenen aus Frankreich, Savoyen, Neuchatel und Waadt zu uns herüberschallten, reichte die Aufmerksamkeit und Festigkeit unserer Regierung hin, um Aehnliches bei uns zu verhüten, was nicht ganz leicht ist, da eine Menge französischer Arbeiter und Studenten in Genf sind. Ihr wiederholtes Bemühen, Aufruhr zu erregen, scheiterte an

den klugen Maßregeln der Regierung und an der Besonnenheit unserer Bürger. Die Mouvementsfaktion regte sich nur in den höhern Kreisen, wollte eine Constituante und gänzliche Umgestaltung unsers öffentlichen Wesens: point de replatrage politique, wie sie sich ausdrückt. Die Hauptquelle des weiland so vielberüchtigten Genfer Aristokraten- und du haut-Stolzes lag darin, daß die Stellen des Conseil d'Etat lebenslänglich und sehr gering bezahlt waren. Sie kamen daher nur in die Hände der Vornehmen und Reichen. Jezt trug nun der Staatsrath selbst an auf Abschaffung dieser Lebenslänglichkeit, ferner auf langgewünschte Verbesserungen im Justizwesen und in der Polizeiverwaltung, auf bessere Vertheilung der Grundsteuer und Einrichtung einer Landwehr. Ein neues liberales Preßgesez, die Jury, die Oeffentlichkeit der Sizungen des Conseil représentatif, die Amovibilität aller Staatsbeamten, die vollständige Trennung der Administration von der Justiz, ein neues Kommunalgesez, ein Kriminalgesezbuch u. s. w. werden für die nächsten Jahre vorbereitet.

Durch diese wichtigen Gegenstände wurden die parlamentarischen Verhandlungen im Conseil représentatif sehr interessant und selbst für ein europäisches Publikum wichtig. Ich deute auch in dieser Beziehung Einiges an. In der Diskussion über die Oeffentlichkeit der Sizungen sagte unter andern Bridel: „Ohne die traurigen Erinnerungen aus unserer Revolution erneuern und auftischen zu wollen, glaube ich doch, daß die Erfahrung uns gelehrt hat, wie gefährlich diese Oeffentlichkeit in einem kleinen Staat ist, wo fast die ganze Bevölkerung in Einer Stadt wohnt und wo, ganz verschieden von größern Ländern, nicht imposante Militärgewalt genug vorhanden ist, um Faktionen auf der Stelle zu unterdrücken. Die Zuhörer, die den Geist unserer Diskussionen und den Charakter unserer Redner nicht kennen, dürften eine Menge Aeußerungen mißverstehen, welche der Versammlung klar sind. Ueberdies besizen wir ja durch die Journale alle Oeffentlichkeit, die wir vernünftigerweise nur wünschen können." — Moulton: „Oeffentlichkeit ist unzertrennlich von repräsentativen Regierungen. Man kann sie ihre Seele nennen. Aber nicht blos den Regierten ist sie eine Bürgschaft, sie ist auch der Regierung selbst nüzlich. Gleich nach unserer Restauration, die das Conseil représentatif gründete, war Jedermann mißtrauisch gegen dasselbe. Was wurde ihm nicht Alles nachgesagt! Es sollte den Gang der Regierung hindern, ohne das geringste Gute zu stiften u. s. w. Je nachdem aber mehr Leute hineinkamen, legte sich das Vorurtheil und man wurde näher mit diesem kleinen Parlament bekannt. Man hat auch wohl unrecht sich vor dem Publikum zu fürchten; wenn der Reiz der Neuheit einmal aufgehört hat, wird es uns wie manchen geistlichen Herrn gehen: man wird die Zahl der Zuhörer leicht zählen können."

(Die Fortsezung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Toryswiz.

„Was die andere Klasse, die gemäßigten Reformers, betrifft, so behaupten sie, das Eigenthum und die Intelligenz im Lande müssen repräsentirt werden, und wo Besteurung stattfinde, da müsse auch Repräsentation stattfinden. Nun bemerken die Bittstellerinnen unterthänigst, daß bei dem Eigenthum unverheiratheter Frauenzimmer in diesem Lande offenbar und ganz unzweifelhaft Besteurung stattfindet ohne Repräsentation, was doch, wie man dem hochachtbaren Hause ewig vorgesagt hat, „eine so große Tyrannei" ist. Diese weiblichen Eigenthümer haben bei der Wahl derjenigen, welche ihr Eigenthum besteuern sollen, keine Stimme, keinen Einfluß irgend einer Art darauf, und die gemäßigten Reformers müssen demnach nach ihren eigenen Grundsäzen zugeben, daß ihnen der Genuß des Wahlrechts nicht länger vorenthalten werden darf.

Was den andern Grundsaz, die Repräsentation der Intelligenz, anlangt, so zweifeln die Bittstellerinnen keinen Augenblick, daß in diesen erleuchteten Zeiten das hochachtbare Haus die Ansicht, als stehe das weibliche Geschlecht geistig niedriger, mit der Verachtung von der Hand weisen werde, mit der es, seiner Sendung nach, auf alle veralteten Begriffe unserer Vorfahren herabblicken soll. Haben sich die Schulmeister vermehrt, so sind die Schulmeisterinnen nicht zurückgeblieben, und Bildung ist fürder kein Monopol der Männer mehr. Unmöglich kann daher der Nationalgeist auf seinem jezigen hohen Standpunkt (er ist für euer armes altes Machwerk von Konstitution viel zu raffinirt) im Parlament vollkommen repräsentirt seyn, so lange nicht das weibliche Geschlecht bei der Wahl seiner Mitglieder mitzustimmen hat. Von einer so in die Augen springenden Wahrheit wird sich der Gerechtigkeit liebende Sinn des hochachtbaren Hauses alsbald überzeugen, und wenn die gemäßigten Reformer ihren eigenen Grundsäzen treu bleiben wollen, so werden sie dieselbe fürder nicht verkennen.

Die Bittstellerinnen stimmen von Herzen in den allgemeinen Wunsch ein, „daß mit Kugeln abgestimmt werde;" — diese Wahlart ist ganz für Weiber gemacht, spricht die natürliche Zartheit und Schüchternheit ihres Geschlechts weit mehr an, als die offene, kecke, männliche Weise, auf welche gegenwärtig gestimmt wird.

Ist nun somit das Wahlrecht der Bittstellerinnen unwidersprechlich dargethan, so behaupten sie weiter, es sey kein vernünftiger Grund vorhanden, warum sie nicht sollten zu Mitgliedern des hochachtbaren Hauses gewählt werden können. Was die zwei Haupteigenschaften eines Rathsherrn anlangt: einen Kopf, der denkt, und eine Zunge, die überredet, so können sie den Männern keinen Vorzug vor sich einräumen, und sie erlauben sich, das hochachtbare Haus daran zu erinnern, daß die konstitutionellen Geseze des Landes weibliche Kräfte zu Bekleidung der allerhöchsten Staatsämter fähig erklären, und daß die Regierungen der Königinnen von England jederzeit zu den glänzendsten und segensreichsten in den Annalen dieses Landes gerechnet wurden; und soll es heißen, ein Geschlecht, das befähigt ist, ein Königreich zu regieren, sey nicht dazu gemacht, es regieren zu helfen? Die ausschließende Herrschaft der männlichen Reformer könnte diese Frage bejahend beantworten, aber die Bittstellerinnen sehen in diesen Tagen des Lichts und der Freisinnigkeit von Seiten des hochachtbaren Hauses einem ganz andern Spruche entgegen, und sind der festen Ueberzeugung, daß der aufgehende Stern weiblicher Intelligenz sich mit dem herrlichen Sternbilde von Talenten werde einigen dürfen, das herrlich im großen Senate der Nation stehen wird, wenn ihn einmal der Geist der Parlamentsreform erleuchtet.

Gestüzt auf diese unwidersprechlichen Gründe, freudigen Herzens bei so erheiternder Aussicht, vertrauend dem Geiste der Zeit und dem raschen Fortschreiten der Kultur, wagen es die Bittstellerinnen, vor dem hochachtbaren Hause in Unterthänigkeit, aber festen Sinnes ihre Rechte in Anspruch zu nehmen, und die unläugbaren, unveräußerlichen, angebornen und unvertilgbaren Rechte der englischen Weiber, deren lauter Ruf ist: „Emanzipation des weiblichen Geschlechts!"

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 185.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. August 1831.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Tiek.

Ueber das mittelalterliche Epos der Franzosen.

(Beschluß.)

Die Gedichte glänzten in höchster Reinheit während des zwölften und in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts. Aber als ob sie durchaus das Schicksal der Baukunst theilen und mit den Phasen derselben gleichen Schritt halten sollten, waren sie im fünfzehnten Jahrhundert bereits völlig ausgeartet; der Vers ward aufgegeben, der tiefe Sinn der ursprünglichen Dichtung ging immer mehr verloren; sie wurden in ihrer trivialen Prosa, im Maaße als sie mit dem Mittelalter sich auflösten, ein bunter Wirrwarr von Ideen und Formen aller Art. Man paraphrasirte sie wie die Bibel, und gegen das sechszehnte Jahrhundert hin waren sie entstellt und in Vergessenheit versunken, wie diese. So ist denn seitdem die unverzeihlich abgeschmackte Meinung aufgekommen, die unsere gelehrtesten Historiker wohlgefällig verbreitet haben und die jezt das Glaubensbekenntniß des Publikums ist, die französische Poesie schreibe sich erst aus dem sechszehnten Jahrhundert her, und in allen vorhergehenden Jahrhunderten, wenn man die Troubadours der provencalischen Sprache ausnehme, herrsche nichts als Barbarei und schlechtes Latein. Die Gedichte, von denen wir hier sprechen, sollen aber jezt gerade das Gegentheil beweisen, sollen darthun, daß es lange vor Ludwigs XIV. Zeit eine Zeit gab, wo die Poesie die herrlichsten Blüthen trieb, und daß sich an diesen halb celtischen, halb französischen Denkmalen einheimischer Kunst einst noch einmal der Genius der Nation kräftigen wird. Man wird einsehen lernen, daß wir, weil wir auf diese Epopeen keine Rücksicht nahmen, im Studium unserer Urgeschichte noch so weit zurück sind; daß wir zwar von unsern Herodoten melden können, daß uns aber unsere homerische Zeit so unbekannt ist, als wäre sie gar nicht gewesen.

Ich habe bemerkt, daß alle europäischen Sprachen im Mittelalter unsere Rhapsodien nachgeahmt haben. Nun ist es merkwürdig, daß, als zu Anfang dieses Jahrhunderts das Studium des Alterthums sich ausbreitete, neue Ausgaben von den Uebersetzungen der Gedichte, die wir in der Originalhandschrift und ungedruckt in Frankreich besitzen, eine der ersten Früchte dieses Bestrebens waren. Ausgezeichnete deutsche Männer gaben den Lohengrin, den Parceval, den Titurel, den Wigalois, den Iwein heraus; das wichtigste Werk von allen, der Tristan, dessen Original wir unverzeihlicherweise haben ganz verloren gehen lassen, erschien in zwei Ausgaben.

Ich habe auf verschiedenen Reisen die deutschen Manuscripte mit den französischen verglichen, und bin nun, wenn mit Herausgabe dieser unserer Nationalmonumente begonnen werden muß, nur in Verlegenheit, da der Reichthum so überschwenglich groß ist, mit welchem Werke ich den Anfang machen soll. Auf einmal konnte ich doch blos Ein Gedicht bekannt machen, und so schwankte ich

zwischen zweien von ganz verschiedenem Charakter, zwischen dem Brut und dem Parceval; ich entschied mich für lezteren, ein wahres Kunstwerk, dem ganzen Kolorit, der Sprache, dem Plan, der Handlung nach die Arbeit eines großen Dichters. Dieses Gedicht hat zwanzigtausend Verse, nicht ganz noch einmal so viel als die Odyssee; es ist die schönste, lieblichste, reichste Frucht unserer Literatur bis auf die neuere Zeit, weil Tristan leider verloren gegangen ist.

Bei einfacher Vergleichung der Texte wird nun, wenn diese Poesien einmal wieder Eigenthum des Publikums sind, deutlich werden, wie die Hauptunterschiede im Charakter der Völkerstämme, namentlich der nordischen und der morgenländischen Völker, in den germanischen Dichtungen, besonders den Nibelungen, und wie sie in unsern celtisch-römischen Gedichten aufgefaßt sind. Ferner wird dann das eigenthümliche Nationalgepräge, das die fremden Uebersetzer des Mittelalters unsern Heroencykeln aufgedrückt haben, leicht zu erkennen seyn, ebenso, wie viel sie etwa Eigenes, Originelles beigefügt haben.

Ich habe in diesen Zeilen ganz allein von denjenigen altfranzösischen Gedichten gesprochen, deren Sagen aus der celtischen und brittischen Welt stammen. Es gibt aber andere, welche fränkischen und barbarischen Ursprungs sind. Ein dritter Cyklus dreht sich ganz um römische und byzantinische Kultur.

Obgleich nun diese epischen Systeme aus Einer Zeit stammen, so fließen sie doch nie in einander, und jedes verfolgt seine Bahn für sich, ganz folgerecht. Wie sie aus verschiedenen Quellen stammen, so haben sie merkwürdigerweise auch ein verschiedenes Versmaaß. Die Dichtungen celtischen Ursprungs haben durchaus die Oktave; die deutschen Dichtungen dagegen, deren Anhaltspunkt Karl der Große ist, haben ohne Ausnahme den großen heroischen Vers, den Vers der Nibelungen und der lateinischen Poesien. Ihr einförmiger Reim, der ganze Gesänge durch im selben Takte fortklingt, wie die Lanze am Harnisch, gleicht dem schweren Tritt, dem dumpfen Waffengeklirr der schwergerüsteten Haufen des beginnenden Ritterthums. So unterscheiden sich also diese Epopeen durch Form und Inhalt von selbst von einander, wie sich durch Dialekt, Kleidung und den ganzen geselligen Zustand die Volksstämme unterscheiden, die zu jener Zeit nicht sowohl zu einer Gesellschaft verschmolzen, als auf demselben Boden neben einander gelagert waren, und sie zeigen uns, wenn wir sie chronologisch verfolgen, sämmtliche Elemente der neuern Welt, die sich später bis zur Unkenntlichkeit in Dantes und Ariostos idealer Harmonie verschmelzen.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Man hat vor noch nicht langer Zeit durch jene ebene Fläche eine ganz gerade Chaussee bis nach Pestum gezogen, welche, von der Brücke über das Flüßchen Tusciano bei der Masseria Battipaglia — bis hieher verfolgt man nämlich die Landstraße nach Eboli — in schnurgerader Richtung bis an den Fluß Sele, den Silaris der Alten, läuft, und von da, nach einer kleinen Biegung, wieder in gerader Linie nach Pestum. Wohl eine ganze deutsche Meile weit sieht man den hehren Tempel, und es ist interessant, wie nach und nach die schönen Formen sich entwickeln, bis endlich die Säulen deutlich hervortreten.

Von den meisten alten Städten Italiens weiß man, oder vermuthet doch wenigstens mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit die Zeit ihrer Erbauung. Merkwürdig ist es, und macht die alten Tempel um so ehrwürdiger, daß man über die Entstehung von Pestum, oder eigentlicher Posidonia, wie die Stadt bei den Griechen hieß, gänzlich im Dunkeln ist. Nur eine einzige Stelle beim Herodot (Lib. I. cap. 163.) verräth ihr ungemein hohes Alter, ohne es genauer anzugeben. Er erzählt nämlich, daß die Phokäer, „die ersten unter den Griechen, die lange Schiffahrten unternahmen,“ die Stadt Hiela in Oenotrien erbaut und sich dabei eines Baumeisters von Posidonia bedient haben. Dieß kann sich nicht sehr lange nach dem trojanischen Kriege ereignet haben, und man sieht daraus, daß mehrere hundert Jahre vor der Gründung Roms die Stadt Posidonia schon so blühend war, daß Griechen ihren Architekten den Vorzug bei Erbauung ihrer Städte geben konnten. — Der Name Pesto oder Pestum soll von dem phönizischen Pesitane, das ist Neptun, herkommen, anderer Ableitungen zu geschweigen. Aber einer von ihnen muß ich doch erwähnen, weil sie gar zu possierlich ist. Matteo Vamonte, ein meines Wissens noch lebender Gelehrter von Capaccio und Verwandter des Kanonikus Vamonte, der ein Werk, „Antiquità Pestane,“ herausgegeben hat, leitet — wie der leztere darin anführt — Pestum von der Pest her, nicht etwa weil die Luft dort pestilenzialisch, sondern per antiphrasin, weil sie im Gegentheil außerordentlich heilsam und gesund gewesen. Das heiße ich eine glückliche und scharfsinnige Ableitung, und man wird gestehen müssen, daß sie das Lucus a non lucendo weit hinter sich läßt.

Um hier noch kurz die neuere Geschichte von Pestum zu berühren, bemerke ich blos, daß dieselbe Ungewißheit über das Jahr seiner Zerstörung wie über die Zeit seiner Gründung herrscht. Denn zweimal lagerten die Sarazenen in und um das benachbarte Agropolis, von 871 bis 882, und dann wieder im Jahre 1027. Daß die Stadt

in einem von diesen beiden Zeitpunkten von ihnen zerstört worden, ist gewiß; in welchem von beiden, ist nicht völlig ausgemacht, höchst wahrscheinlich aber doch in dem erstern, und alle Schriftsteller bei Muratori, die von dieser Zerstörung reden, setzen sie in das Jahr 877. Die armen Pestaner flohen auf den benachbarten Berg Calpazio und gründeten dort eine Stadt, welche sie Caputaqueum oder Caputatium nannten, vom Flüßchen Atio oder Accio, das dort entspringt, daher Capaccio. Auch diese Kolonie von Pestum hatte ein sehr trauriges Ende; denn als die Grafen von Capaccio sich gegen den Kaiser Friedrich II. empörten, ließ er die Stadt im Jahre 1248 von Grund aus zerstören. Die Einwohner, die dem Schwerte entflohen waren, bauten sich darauf auf dem diesseitigen Abhange des Berges — Capaccio vecchio lag auf dem jenseitigen — drei Miglien von Pestum, an der Stelle, wo früher ihre Landhäuser gestanden, wieder an und nannten diese Stadt Capaccio nuovo. Also schon vor tausend Jahren ist diese Stadt von dem Erdboden verschwunden, und innerhalb ihrer Mauern, die in so weit noch bestehen, daß sie genau ihren ehemaligen Umfang bezeichnen, haben nur drei Tempel, die aber, bis auf das Dach, vollständig erhalten sind, alle Schicksale der Stadt, deren Zierde sie waren, überlebt.

Sie sind durch die zahlreichen Abbildungen, die man von ihnen hat, zu bekannt, als daß ich hier mehr als die Namen, die man ihnen mit mehr oder minder Recht gegeben — denn keiner stützt sich auf Inschriften — anführen sollte. Den größern und zugleich den schönsten Tempel hält man mit vieler Wahrscheinlichkeit für den des Neptun, der in der von ihm benannten Stadt wohl den vorzüglichsten hatte. Das unsern davon und dicht an der südlichen Seite der Stadtmauer gelegene Gebäude ist ohne Zweifel eine Basilica gewesen, und den kleinern Tempel, gegen die nördliche Seite der Mauer zu, hält man für den der Ceres. Pestums Mauern wurden sonst vom Meere benezt, jezt ist dieses, da wo es ihnen am nächsten kommt, noch über 1000 Fuß davon entfernt.

Ich hatte im vorigen Herbst und Winter so viel von den neuen, vom königlichen Architekten Bianchi dirigirten Ausgrabungen in Pestum gehört, daß ich nicht wenig neugierig darauf war. Ich muß aber gestehen, daß meine Neugierde nicht besonders befriedigt worden ist. Ich kann freilich nicht angeben, wie lange Zeit und mit wie viel Arbeitern hier gegraben worden, nur das weiß ich, daß Bianchi sich dort im Herbst und Winter verschiedene Monate lang befand, und so viel schien mir augenfällig, daß das bisher Entdeckte in wenigen Wochen und mit wenigen Arbeitern habe zu Stande gebracht werden können. Jedoch soll damit dieser neuen Entdekkung keineswegs ihr Interesse abgesprochen werden. Nordwärts und in geringer Entfernung vom Tempel des Neptun, hat man die Grundlagen nebst der Basis eines großen Gebäudes rund herum aufgedeckt, welches wenige Fuß über dem Erdboden, und unmittelbar über der Basis, wie rasirt zu seyn scheint, so daß diese eine Art von Platteforme bildet. Man glaubt in ihm das Forum zu erkennen. An der linken Seite, wenn man vom Tempel des Neptun kommt, scheint mit diesem Forum ein sehr langer Porticus zusammengehängt zu haben, denn man hat bereits achtzehn große Säulen in einer einzigen Reihe aufgedeckt, die, eben so wie jenes Gebäude, wenige Fuß über ihrer Basis, und alle in ganz gleicher Höhe, wie abgekappt zu seyn scheinen. Das ist alles, was ich von diesen Ausgrabungen, die mir eine reiche Ausbeute zu versprechen schienen, bis jezt berichten kann. Uebrigens lag alles still; der Custode sagte zwar, Bianchi werde bald wieder in Pestum erwartet, aber da jezt die Zeit herannaht, wo die meisten Menschen diese Gegend wegen der bösen Luft verlassen, so scheint es ausgemacht, daß vor künftigem Winter an keine Fortsetzung dieser Arbeiten zu denken ist. Uebrigens muß doch die Luft hier nicht mehr so ganz ungesund seyn, als vorher, was der immer zunehmenden Kultur des fruchtbaren Bodens innerhalb der Mauern dieser alten Stadt, die 2½ Miglien im Umfang haben, zuzuschreiben ist. Denn auf demselben Boden, wo sonst Häuser, Palläste, Theater, Tempel und prächtige Straßen und Plätze waren, stehen jezt mehrere sehr einträgliche Masserien mit ihren Gebäuden, mitten auf den dazu gehörenden Ländereien. Diese Meiereien gehören einigen reichen Einwohnern von Capaccio, und so besitzen also doch noch immer die, durch so viele Generationen hindurch, von den alten Pestanern Herstammenden den Grund und Boden ihrer Altvordern. Auf jeden Fall ist die Aria cattiva hier nicht ganz so schlimm, als in den Paludi Pontini, denn der Wirth der Taverna del Vescovo, des erträglichern der beiden schlechten Wirthshäuser, versicherte mich, daß er den ganzen Sommer über hier bleibe und sich vortrefflich befinde, was auch sein gesundes Aussehen zu verbürgen schien. Jedoch schickt er in dieser Jahreszeit Frau und Kinder nach Capaccio.

Mich an Virgils biferique rosaria Paesti erinnernd, sah ich mich überall vergeblich nach Rosen um, denn ich erwartete, sie auf den Mauern und Feldern wild wachsen zu sehen, wie man öfter, wenn ich nicht irre, versichert hat, erfuhr aber, daß sie sich nur gepflanzt in Gärten befinden, wo sie aber ihren alten Ruf bewähren sollen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Politisches und militärisches Treiben.

Constant sagte über die Oeffentlichkeit der Sitzungen: „Ich stimme dem Antrag aus Herzensgrund bei. Die Politik ist in unsern Tagen ein unumgängliches und dringendes Bedürfniß geworden. Man muß ihr Nahrung geben, und diese Nahrung ist Oeffentlichkeit. Es gibt Leute, die Alles verlangen, und andere, die Alles versagen; jene sind die Mehrzahl. Oeffnen wir ihnen die Thüre freiwillig, sonst dringen sie einmal mit Gewalt herein.“ Der Professor de Candolle: „Ich bin gegen die Oeffentlichkeit. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, wir müßten sie annehmen, weil sie in großen Staaten besteht. Zwischen Frankreich und Genf ist auch in dieser Beziehung ein großer Unterschied. Unsere Oeffentlichkeit besteht in den Journalen; die geschriebene Oeffentlichkeit ist für uns die beste; wenn wir aber das Publikum bei unsern Sitzungen zulassen, so sind wir nicht gewiß, sie zu bewahren. Ich wäre weniger gegen eine beschränkte Oeffentlichkeit, wenn sich diese annehmen ließe, ohne in Ausnahmen, Begünstigungen und Kategorien auszuarten.“

Bei der Diskussion über die Revision des vor drei Jahren gegebenen Preßgesetzes kamen in Beziehung auf unser politisches Journal einige Aeußerungen vor, die ächt französisch lauten und in Deutschland, wo man in dieser Beziehung weiter ist, Lächeln erregen werden. Cougnard sagte: „Es ist sehr irrig, zu glauben, ein politisches Journal müsse unpartheiisch seyn, d. h. bei allen Gegenständen das Für und Wider enthalten. Nein! die erste Bedingung eines Journals ist, daß es eine Farbe hat.“ Selbst unser geistreicher und liberaler Fazy-Pasteur sagte: „Man gibt unserm Genfer Journal Partheilichkeit Schuld; so weiß man also noch nicht einmal, was ein Journal ist. Es gibt kein unpartheiisches, denn jedes Journal dient einer Meinung und will diese vor Allem emporbringen. Wie aber könnte es dies, wenn es unpartheiisch wäre? Diese Unpartheilichkeit wäre Neutralität. Kann man aber Proselyten machen, wenn man sich von aller Farbe fern hält?“

Merkwürdig war die Erscheinung, als der Staatsrath beim Conseil réprésentatif ein Gesetzprojekt über die Abschaffung seiner eigenen Lebenslänglichkeit einbrachte, wodurch sein bisheriges aristokratisches Prinzip ganz erdrückt und an seiner Stelle das demokratische vorherrschend gemacht wird, das in allen neuen Schweizerkantonen angenommen ist. Mehrere Mitglieder des Cons. représ. sprachen dagegen, der erste Syndik Rigaud, das Haupt der Regierung, aber mit der ihm eigenen seelenvollen Beredtsamkeit dafür. Fazy-Pasteur, der alte Gegner des aristokratischen Staatsraths, konnte sich bei dieser schönen Erscheinung der Rührung nicht enthalten. Seinen Dank für dies Projekt beschloß er mit folgenden, in seinem Mund doppelt merkwürdigen Worten: „Vorliegendes Projekt ist nach meiner Ansicht ein großes Glück für die Republik. Es ist das glücklichste Ereigniß, es ist ein neuer Pakt zwischen dem Volk und dem Staatsrath, um künftig das Volk und seine beiden Rathsversammlungen in demselben Sinn und Geist zu vereinigen. Von nun an beginnt eine ganz neue Zeit, bedeutend und merkwürdig für Alle, besonders aber für diejenigen, die in dauerndem Kampf gegen den aristokratischen Geist begriffen waren, der über die ganze Schweiz herrschte. Sie fühlen sich in Genf glücklich, diesen Kampf nun ausgekämpft zu haben und nun aufgeben zu können, um künftig mit dem Staatsrath ein Herz und eine Seele zu bilden; denn künftig wird über Regierungsgrundsätze kein Streit mehr walten. Alles neigt sich jezt zur Sache der Freiheit. Wünschen wir uns Glück zu diesem mächtigen Schritt vorwärts, zu dieser wesentlichen Verbesserung; in ihr erblicke ich die Bürgschaft künftiger. Jezt hoffe, jezt erwarte ich sie getrost. Jezt verlasse ich mich ganz auf den Staatsrath, denn ich betrachte ihn wie den Pfeiler der Republik; ich glaube, er verdient jezt das volle Zutrauen der Einwohner und ich fordere für ihn ihren Dank und ihre Huldigung.“

Eine bedeutende Rolle in Genfs öffentlichem Leben spielten unsere Kriegsrüstungen. Wie sich die Schweiz überhaupt in den vergangenen Monaten achtenswerth durch ihre militärische Stellung gegen das Ausland gezeigt und durch ihre Maßregeln die Billigung aller Gutdenkenden erworben hat, so auch Genf seines Theils. Ich hätte nie geglaubt, daß in unserer kommerziellen und industriellen Stadt so viel kriegerischer Geist zu finden wäre, und ich glaube, unsere Leute hätten sich so gut geschlagen, wenn es zum Treffen gekommen wäre, wie die andern Schweizer. Ein Bataillon von unsern Truppen ging im März nach Wallis, ein anderes ward kasernirt, als zum Kriegsdienst bereit, und ein Bataillon Walliser Truppen kam dagegen hierher in Garnison. Es ging dabei freilich auf beiden Seiten, desgleichen auf den Hin- und Herzügen durch Waadt, entsetzlich viel auf in Phrasen, Versicherungen, patriotischen Gesängen und Toasts, Essen und Trinken. Wir haben in Deutschland einen Kartoffelkrieg, wobei es nicht zum Schuß kam. Ein würdiges Gegenstück dazu war die diesjährige Schweizerdemonstration, wo man sich aber nicht auf Kartoffeln beschränkte, sondern nach Landesart unbändig viel in Fisch, Braten und Wein konsumirte. Wenn nach einigen tausend Jahren die Geschichte dieses wichtigen Feldzugs geschrieben wird, kann's nicht fehlen, daß man ihn mit Bacchus Zug nach Indien vergleicht. Dabei hatte hier der von Frankreich herübergewehte Enthusiasmus keine Grenzen; die Kinder in Mutterleibe sangen schon von Gloire und Victoire, und bei unsern jungen Laden- und andern Dienern schossen die Schnurrbärte wie Pilze hervor. Männer von 50 bis 60 Jahren bildeten ein eigenes freiwilliges Veteranenbataillon. Unsere Studenten exerzirten tapfer und wären im Nothfall lustig mit ins Feld gezogen. Kurz die Genfer haben sich wacker und ehrenwerth gezeigt. In Wallis haben sie den besten Leumund bei Jung und Alt hinterlassen. Der freundschaftliche Zusammenklang war dort so herzlich und durchgreifend, daß selbst die Jesuiten in Brieg davon ergriffen wurden und unaufgefordert ihre Kirche zu dem ketzerischen Gottesdienst der Genfer Calvinisten anboten. Gewiß eine seltene und in Wallis fast unglaubliche Erscheinung! Um Genf herum wurde sechs Monate lang mehr exerzirt, manövrirt, füsillirt und kanonirt, als weiland in zehn Jahren, und der Pulverdampf, den die Bise unausgesetzt nach Savoyen und Frankreich trieb, hat wesentlich dazu beigetragen, daß es in diesen Ländern ruhig blieb. Das war auch ihr Glück! Ueberdies wurden unsere formidabeln Festungswerke reparirt, und an einer Seite sogar durch zwei neue Schießscharten unüberwindlich gemacht. Ich sage es rund heraus: Genf ist jezt eine Art von Ehrenbreitstein, an breiten Steinen wenigstens fehlt es unsern Fortifikationen nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. August 1831.

Taube, flieh! was thust du hier,
In der Geier Jagdrevier?

Wieland.

Die schöne Alda.

Bei einem der Streifzüge der Franzosen in der Comba di Susa, so erzählt eine alte italienische Chronik, ohne den Zeitpunkt genau anzugeben, geschah es, daß zur Bewachung des wichtigen Passes von Chiusa ein Trupp Bewaffneter zurückgelassen wurde, welche, nach Gewohnheit aller Kriegsleute und Eroberer alter und neuer Zeiten, und besonders der Nachzügler und Zurückgelassenen, bald anfingen, die umliegende Gegend auf mannigfaltige Weise zu drücken und zu brandschatzen. Zwar waren sie Verbündete des Herzogs und von ihren eigenen Führern befehligt, mit den Einwohnern als Freunde zu leben, und es haben die Franzosen vor andern Truppen dieß voraus, daß sie, mit Ausnahme einiger Schurken, die sich allenthalben finden, nur aus Noth zu Schelmen werden, oder höchstens, wenn irgend ein günstiger Zufall sie verleitet und die Gelegenheit Diebe macht, so daß in der That Diebstähle weniger häufig waren, als man hätte fürchten mögen. Allein wenn sie für Soldaten selten gegen das siebente und zehnte Gebot, das Gut des Nächsten nicht zu stehlen oder zu begehren, sündigten, so muß man gestehen, daß sie sich desto häufiger gegen das sechste und neunte vergingen, ein altes und wohlbekanntes Laster der Franzosen. Wie bei allen ihren Eroberungen, so zeigten sich die Franzosen auch hier; worin auch das Verdienst jedes Einzelnen bestehen mag, er trägt es so zu sagen offen in der Hand, stellt es schnell zur Schau aus, spendet und verschwendet es wie Scheidemünze, und so setzen sich alle gleich bei ihrer Ankunft in Gunst; kaum zwei, drei Tage im Hause, scheinen sie schon ganz eingewohnt; sie theilen die häuslichen Arbeiten und Vergnügungen und scheinen Mitglieder der Familie, und wäre nicht die unaufhörliche Wiederholung des **chez nous**, welches so viel sagen will, als „bei uns macht man es so, und besser als bei Euch," so möchte man glauben, sie seyen im Hause und im Lande geboren und aufgewachsen, da sie doch eben erst angekommen sind. Doch während sie dem Hausherrn zu helfen, ihm zu schmeicheln und gefällig zu seyn scheinen, geht ihre Absicht auf die Frau oder Tochter des Hauses. Weit besser als die Franzosen, sind in dieser Rücksicht andere Eroberer, und verdienen ihnen vorgezogen zu werden. Diese sind meistens freimüthig und großmüthig genug, sich vom ersten Augenblicke an zu zeigen wie sie sind.

Die von ihrem Anführer zur Bewachung der Chiusa von S. Ambrogio, S. Antonio, Avigliana und Giaveno zurückgelassenen jungen Franzosen beklagten sich bitter, daß, während ihre Gefährten in üppigen und fruchtbaren Ebenen und volkreichen Städten sich ergötzten, denn so reizend Italien auch in der Wirklichkeit ist, so erscheint es doch noch herrlicher in der Phantasie der Völker des Nordens, sie in diesen Schluchten, nackten Felsen, finstern Wäldern und armseligen Hütten hausen müßten; wo, setzte einer von ihnen mit verächtlichem Lächeln hinzu, es schwer seyn würde, zu sagen, ob die Tugend der armseligen

Alpenbewohnerinnen von ihrer Häßlichkeit, oder ihre Häßlichkeit von ihrer Tugend bewacht sey; und man darf sagen, daß die Franzosen hierin als Kenner urtheilten, denn obgleich von frischem und gesundem Aussehen, sind die Alpenbewohnerinnen doch klein, fett, von untersezter Gestalt, und man findet, was nun auch der Grund davon seyn mag, selten bei ihnen jene edlen und regelmäßigen Züge der andern Italienerinnen. Man kann sich demnach denken, welch Aufsehen es unter diesen müssigen Franzosen, die alle Markttage auf dem Platz von S. Ambrogio die Weiber und Mädchen mehr verwünschten als bewunderten, machen mußte, als sie eines Morgens ein ungefähr sechszehnjähriges, schlankes Mädchen ganz allein erscheinen sahen, mit Händen und Füßen, deren sich die reizendste unter den Hoffräulein der Königin von Frankreich nicht zu schämen gehabt hätte; und das Gesicht! ein Gesicht, welches man nach den lebendigen Augen, dem reizenden Munde, dem lichtbraunen Haar für französisch erklärt haben würde, hätte es nicht das regelmäßig schöne Profil von der erhabenen und flachen Stirne bis zu dem runden Kinn als italienisch beglaubigt; die kurze, leichte Kleidung, das knappe, schwarze Sammtmieder, ein rothes grobes Tuch, welches einfach ihr Haupt bedeckte und auf eine reizende Weise ihr Gesicht einfaßte, verriethen die Alpenbewohnerin. Es entstand ein Treiben, ein Drängen, ein Zeigen mit den Fingern, ein Getümmel um sie herum; in weniger Zeit, als man zu einem Ave Maria braucht, waren Milch, Eier, Alles was sie in ihrem Korbe hatte, verkauft. Sie erröthete, schlug die Augen nieder, schien auf nichts zu achten, antwortete jedem einige freundliche Worte, zeigte sich nicht sehr verlegen und fast, als ob sie einen solchen Empfang erwartet hätte und darauf vorbereitet gewesen wäre, und schien durch ihre Schönheit und Würde beschüzt, wie ihre Gespielinnen durch ihre Häßlichkeit. Alles, was sie gebracht, war verkauft; sie erhob nun den schönen Kopf mit einer fast majestätischen Bewegung und warf ihre Blicke umher, bis sie denen eines Jünglings begegneten, der in einem Winkel des Marktplatzes stand und während der ganzen Zeit keinen Moment die Augen von ihr verwandt hatte; sie machte sich Platz durch das Gedränge ihrer Bewunderer, ging auf den Jüngling zu, der ihr entgegen kam, beide verließen den Markt und stiegen den Felsenpfad hinauf, der nach dem Kloster S. Michele führt. Aller Augen folgten ihnen, und einige schienen ihnen nachgehen zu wollen; allein da der Pfad ganz offen liegt, die Mittagsstunde nahe, der Markt sehr besucht und die Offiziere gegenwärtig waren, so wagte es Niemand. Die leichten Schritte verdoppelnd, stieg das Mädchen schnell hinauf, bald in den Windungen des Felsenpfades verschwindend, bald wieder erscheinend, bis sie endlich den auf sie gehefteten Blicken entschwand.

Meine Chronik berichtet nun weitläuftig die Gedanken und Gespräche der beiden jungen Leute, welche ich hier in wenigen Worten zusammenfasse. Nach einem Stillschweigen von einer guten Viertelstunde begann er: „Ein schönes Vergnügen in der That! ein Gedränge zum Ersticken, ein Lärm, in dem einem Hören und Sehen vergeht, und diese garstigen, unverschämten fremden Fratzen! Möge Gott es unserm Herrn Herzoge vergeben, daß er sich mit solchem Gesindel verbunden hat; sie müssen Ketzer, Heiden, oder noch etwas Aergeres seyn. Hast Du es nicht gesehen? als die Mittagsglocke läutete, da stand auch nicht einer auf oder machte das Zeichen des Kreuzes. Verdammtes Sündenpack!“ — „Sieh, das hatte ich nicht bemerkt,“ versezte Alda; „allein Du hast Recht, Giacometto: es sind Fratzengesichter, wie man sie noch niemals in der Welt gesehen hat, und vielleicht nie wieder sieht, sobald unser Herr Herzog ihrer nicht länger bedarf und sie fortschickt. Aber gerade darum hatte ich so große Lust, sie einmal zu sehen. Höre, Giacometto, wenn wir nun Mann und Weib wären und Kinder hätten, und die Kinder alle von diesen Franzosen erzählen hörten und nun fragten, habt Ihr sie gesehen? und wie sahen diese Franzosen aus? und wir ständen da und wüßten nichts zu antworten!“ — „Bah!“ rief Giacometto, die Stimme erhebend, daß die Felsen erschallten, denn es wuchs ihm der Muth, sie zu schelten, als er sie bemüht sah, eine Entschuldigung zu finden; „welche Vorsicht! seht mir doch die kleine Mama! noch vor der Hochzeit an die Geschichten zu denken, die man den Kindern zu erzählen haben wird, welche noch geboren werden und groß wachsen sollen. Aber Du magst dem Himmel danken, Alda, daß Du nicht gleich jezt auf Deine eigene Kosten eine Geschichte von diesen Teufeln zu erzählen hast, die sich über einen herwerfen und auf und davon. Aber ich ließ sie nicht aus dem Auge, und hätten sie sich nur noch ein wenig mehr merken lassen — mit Hülfe unsers heiligen Erzengels Michael — Soldaten, Teufel, Franzosen — einem Paar von ihnen hätte ich schon ihren Lohn mit diesem meinem Knittel — möge er mir niemals wieder weder gegen Wölfe noch Bären dienen, wenn ich — —!“

(Die Fortsezung folgt.)

Miszellen aus Neapel.

(Fortsezung.)

Das neue Bajae und Misenum.

Nichts ist für den Menschen- und Naturfreund erfreulicher zu beobachten, als wenn ein Landstrich, Jahrhunderte lang verlassen und verödet, wo fließende Wasser, durch Verstopfung ihrer Abflüsse in stehende verwandelt, ungesunde Luft erzeugt haben, die jedem künftigen An-

dan neue Schwierigkeiten in den Weg legt, endlich wieder durch menschliche Industrie, die leztere nach und nach besiegt, neue Regsamkeit und neues Leben erhält, und in der Zukunft noch größere Hoffnungen zu verwirklichen verspricht. — Ist nun dieser Landstrich zugleich einer der berühmtesten unserer Erde, durch die geschichtlichen Erinnerungen, die er hervorruft, so wird eine solche Erscheinung doppelt interessant.

Wenn wir auch alle Hoffnung aufgeben müssen, daß die Campagna di Roma in der Folge der Zeiten nur den tausendsten Theil der Kultur wieder erhalten könne, die sie einst zum blühendsten Fleck der Erde machte, so wie sie jezt der ödeste ist, und wenn also die Stelle, wo die prächtigen Suburbana der ehemaligen Beherrscher der Welt standen, dazu verdammt scheint, immerdar eine Wüste zu bleiben, so können wir uns doch jezt damit trösten, daß jener andere Ort, wo ihre noch prächtigern Villen standen, sich wieder zu beleben anfängt. Wer hat nicht schon errathen, daß hier von der Landzunge die Rede ist, welche, im Westen den Golf von Bajae bildend, im Süden in das Vorgebirge von Misenum ausläuft. Zwar nicht ganz so öde, wie die Campagna di Roma, war doch dieser ganze Strich kaum bewohnt. Eine Garnison in dem Schloß von Bajae, im Sommer aus lauter Fieberkranken bestehend, der kleine Ort Bacoli oder Bauli und einige einzelne Wohnungen und Masserien (Meiereien), das war und ist zum Theil noch die ganze Bevölkerung einer Gegend, in der es einst von Menschen wimmelte, „wo einst römische Pracht den schönsten Kontrast mit dem einfachen Reiz der Gegend darbot, und wo Fruchtbarkeit und Schönheit wetteiferten und doch im reizendsten Bunde vereinigt waren.“ So drückt sich ein neapolitanischer Patriot in einem öffetlichen Blatte aus, indem er von der Verwandlung dieser Gegend spricht. „Und welche Verwüstung, welcher Squallore war auf jene blühenden Zeiten gefolgt! Da, wo die grandiosen Villen der Cäsare und Hortensier standen, fand man nur einzelne Hütten in wüsten Feldern und wenige und armselige Einwohner. Aber,“ so fährt er in seinem patriotischen Enthusiasmus fort, indem er freilich die Zukunft mehr noch als die Gegenwart im Auge zu haben scheint, „aber wo fände man jezt noch die Spuren dieses Zustandes der Verlassenheit und des Schreckens? Alles ist jezt dort verändert.“ Den ersten Grund zu dieser glücklichen Veränderung legte die Regierung dadurch, daß sie den Einwohnern von Posilippo viele von den verlassenen Ländereien überließ und zu deren Kultivirung aufmunterte. Aber noch mächtiger wirkte, wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, der auf diesen Punkt verwandte Reichthum und die Industrie eines Privatmannes, des Marchese Mascaro. Hingerissen von der unbeschreiblich schönen Lage des Cap Misene und des Mare morto, erwarb er dort vor einigen Jahren bedeutende Landstriche, und ging mit eben so viel Eifer als Kraftaufwand an das große Werk einer völligen Umwandlung dieser Gegend, welches auch bis jezt den glücklichsten Fortgang gehabt hat. Viel war da zu thun, und man muß gestehen, daß in kurzer Zeit das Meiste schon geschehen ist. Viele neue Gebäude sind aufgeführt, die Wasser gereinigt, die Moräste ausgetrocknet, und dadurch ist die Luft wieder gesund geworden. Zu diesem Erfolge hat auch besonders die Durchstechung des Dammes beigetragen, der das Mare morto, einst den Hafen für die römische Kriegsflotte, Jahrhunderte lang vom Meere getrennt und in ein stehendes Wasser verwandelt hatte. Jezt wird es durch die hineindringende und wieder hinausfließende See von den wuchernden Meerpflanzen, die es sonst bedeckten und die Luft verpesteten, befreit. Aber noch zu einem andern Zweck dient diese Oeffnung in die See, indem, an dem Orte der Durchstechung, durch den dort entstandenen Strom eine Mühle von der See getrieben wird. Mehrere andere Mühlen werden durch Thiere in Bewegung gesezt. Verschiedene Fabriken und Industrieanlagen sind in vollem Gange; eine Fayencefabrik, Ziegel- und Kalköfen, eine Seifenfabrik u. s. w. Die Kultur der Ländereien hat nicht weniger gewonnen. Fruchtbare Erde wurde durch Menschenhände, von andern Orten her, auf die morastigen und niedrigern Stellen getragen und so ihre Kultur vorbereitet. Pflanzungen von Pappeln, Maulbeer- und andern Fruchtbäumen wurden angelegt, und bequeme Straßen durchschneiden diese Felder, die sonst wegen ihrer Moräste nicht zu passiren waren, und eröffnen eine Kommunikation zwischen allen Punkten dieser Halbinsel. Was das Werk aber vollenden wird, ist die große Hauptstraße, Strada ruotabile, die von Puzzuoli, rund um den Meerbusen, dem Strande folgend, bis nach Bajae und Miniscola führen wird, und die bis auf eine kleine Strecke in der Mitte vollendet ist. Bis zum künftigen Herbst wird sie hoffentlich ganz fahrbar seyn, und dann, vereint mit der schönen neuen Straße von Neapel nach Puzzuoli, einen langen Corso, wie man es hier nennt, bilden, der wenige seines Gleichen in Europa haben wird. Aber auch einen reellen Nutzen wird diese Straße dem Küstenhandel gewähren, der aus dem Hafen von Bajae nach Neapel und den benachbarten Inseln betrieben wird.

Erfreulich, so können wir diese kurze Nachricht beschließen, wie wir sie angefangen, erfreulich muß es seyn, zu sehen, daß an der Stelle, wo die Pracht der Römer den schädlichsten Luxus zur Schau aufstellte, nach 19 Jahrhunderten der wohlthätige Luxus der neuern Industrie, wenn ich so sagen darf, zu blühen und zu herrschen bestimmt ist.

Künstliches Reifen der Feigen.

Ich weiß wohl, daß das hier zu Erzählende nicht neu ist, es scheint mir aber doch so wenig bekannt zu seyn, daß es erlaubt seyn dürfte, einmal wieder darauf zurückzukommen. Ich meine nämlich die sonderbare Art, auf welche man hier zu Lande eine gewissermaßen künstliche Reife der Feigen erzielt. — In allen Obstgärten trifft man auch den wilden Feigenbaum an. Seine Früchte werden aber nicht gegessen, sondern man läßt sie von einem Jahr zum andern am Baume. In dieser Frucht erzeugt sich nun ein gewisses Insekt, welches die ganze Feige durchbohrt, und auf diese Art nicht nur ihre Reife beschleunigt, sondern sie auch süßer machen soll.

Wenn nun die guten Feigenbäume Früchte angesezt haben, so bindet man solche wilde Feigen, von denen man überzeugt ist, daß sie diese Insekten enthalten, in Kränze zusammen und hängt sie an denselben auf. Die Insekten verbreiten sich nun auch über alle Früchte eines solchen Baumes, und bewirken so deren frühere Zeitigung und bessern Geschmack. — Man nennt diese wilden Feigen Profichi, und schon die alten Griechen bedienten sich desselben Mittels bei dieser Frucht. Wenn ich nicht irre, ist es auch nur im Neapolitanischen und in Sizilien, welche einst Großgriechenland bildeten, gebräuchlich. Wenigstens glaube ich nicht, daß man es in Frankreich und Spanien kennt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Umtriebe der Geistlichkeit.

Als im Februar die piemontesischen Ausgewanderten von Lyon aus eine Bewegung gegen die savoyischen Grenzen machten, hatten die Zollsoldaten Ordre, sich von den äußersten Linien nach dem Innern zu ziehen und die Piemonteser bis auf einen gewissen Punkt hereinzulassen. Dies gab zu einigen komischen Scenen Anlaß, denn überall benuzten die von den Douanen entsezlich gedrückten Einwohner den glücklichen Umstand, um mit Eseln, Maulthieren und kleinen Karren nach Frankreich und Genf zu ziehen, dort eine Menge Tuch, Ausschnittwaaren, Zucker, Kaffee, Salz, Oefen und dergleichen einzukaufen und damit nach Haus zu eilen, so lange die Thür noch offen war. Ich war zufällig an einer solchen Zollstätte, in Chables, und sah da den sonderbaren Zug mit an. Ueber dreihundert Männer mit ihren Frauen und erwachsenen Kindern waren aus den benachbarten Dörfern nach Genf geeilt und kehrten nun schwer beladen in folgender Ordnung zurück: rechts und links auf der Landstraße gingen Männer, Weiber und Kinder, den Stock und schwere Bündel auf den Rücken; in der Mitte der Straße, zwischen beiden Reihen, zogen die Saumthiere und Karren, schwer aufathmend und knarrend unter ihrer Last; so kamen sie frei und frank an den sonst so furchtbaren Zollhäusern ins Land. Dies war am 28. Februar. Am 1. März um Mittag trafen die Zöllner schon wieder an ihrem Posten ein, und einige verspätete Spekulanten kamen schlecht weg.

Man mag's betrachten, wie man will, Savoyen war wirklich unter dem König Karl Felix ein entsezliches Land, in dem Geistliche, Beamte und Advokaten himmelschreiend mit dem armen Volk umgingen. Ganz nahe bei dem humanen Genf und im Angesicht seiner Kirchthürme geschahen dort Abscheulichkeiten, die in unserer Zeit unglaublich scheinen. In Mornex, am Fuß des kleinen Salève, starb eine junge hübsche Frau, die dem Ortspfarrer lange gefallen hatte, der er aber nicht beikommen konnte. Sie war schwanger; dieser Umstand diente dem rachsüchtigen Pfarrer zum Vorwand, ihr die Beerdigung in geweihter Erde zu versagen, wenn das ungetaufte Kind nicht von ihr getrennt und besonders begraben würde. Alles Zureden und Flehen der Verwandten half nichts, da sie arm sind; die Ausschneidung des Kindes mußte vor sich gehen, und in Ermangelung eines andern Kunstverständigen geschah die Operation durch — den Schinder.

Doch was wundern wir uns über solche geistliche Abscheulichkeiten in Savoyen? geht doch Aehnliches bei uns in Genf vor. Der bekannte Musiker und Violinspieler Kreuzer, der Kompositeur der Opern Lodoiska, Paul und Virginie und einiger andern, kam im vorigen Januar hier an, um von da zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Montpellier zu gehen. Er starb aber plözlich am Schlagfluß. Da er vorher die in der katholischen Kirche nöthigen Sterbsakramente nicht empfangen, so versagte ihm der hiesige Pfarrer Vuarin, ehemaliger Pensionär der Herzogin von Angouleme, die Aufnahme in den katholischen Kirchhof, wozu er gar kein Recht hätte, da die Polizei der Kirchhöfe, abgesehen von kirchlichen Ceremonien, lediglich Sache der Civilbehörde ist. Man benuzte aber diese Verweigerung sehr gern, um den ausgezeichneten Künstler Kreuzer auf unserm protestantischen Kirchhof zu begraben. Sein Begräbniß wurde sehr feierlich begangen; den Sarg begleiteten alle hier anwesenden Mitglieder der großen schweizerischen Musikgesellschaft, der hiesigen Société de musique, des Theaterorchesters, Schauspieler und eine Menge Musikfreunde. Einer davon hielt ihm am Grabe eine passende Rede, und bereits bezeichnet dasselbe ein einfaches Denkmal von schwarzem Marmor mit der Inschrift: **Les Genevois à Rodolphe Kreuzer, decédé le 6. Janvier.**

Unsere katholische Geistlichkeit hat jedoch auch einige Ehrenmänner, und bei ihnen sind Züge, wie der folgende, nichts Seltenes. In einer aus Katholiken und einigen Protestanten bestehenden Gemeinde ist nur Ein Leichentuch vorhanden. Die eine Seite mit weißen Flammen dient für erstere, die andere mit einem weißen Kreuz für leztere. Die Sache kam in einer Versammlung katholischer Priester zur Sprache, und die meisten mißbilligten diese Gemeinschaft, am meisten der Genfer Pfarrer. Der würdige Dorfpfarrer ließ sich aber nicht irre machen und hielt die Gemeinschaft für christlich. Wenige Tage nachher empfängt er ohne weitere Zuschrift und Andeutung ein schönes, großes, für Katholiken bestimmtes Leichentuch; sogleich geht er bei all seinen Pfarrkindern herum, um sich bei ihnen zu erkundigen, ob vielleicht eines von ihnen das Leichentuch eingesendet; und als er die Ueberzeugung hat, daß es von keinem der Seinigen kommt, sendet er es dem Genfer Pfarrer mit Dank und mit der Bemerkung zurück, daß seine Gemeinde dergleichen Gaben nicht bedürfe, und daß er gedenke, in der Gemeinschaft fortzufahren, wie bisher; denn wenn auch die Einwohner seines Dorfs zweierlei Kirchen angehören, so seyen sie doch Kinder Eines Gottes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. August 1831.

Auch ein Klaglied zu seyn im Mund der Geliebten ist herrlich.

Schiller.

Des Sängers Liebchen und der Tod.

Jene Laube deckt der holde
 Mai mit jugendlichem Grün;
Von des Abends hellem Golde
 Seh' ich dort den Sänger glühn,
Dem sein Liebchen in dem Arme,
 An der Brust, in trübem Muth,
Krank vom bittern Schmerz und Harme,
 Mit gesenktem Haupte ruht.

Bis der ferne Freund gekommen,
 Schwanden Monde, trüb und lang;
Aus dem Busen, tief beklommen,
 Athmet sie so schwer und bang.
Und zu lieblichen Gesängen
 Stimmt er jezt das Saitenspiel,
Ob vor seinen süßen Klängen
 Milder wird das Schmerzgefühl.

Aber, sieh! in schwarzer Hülle,
 Auf dem Haupt der Krone Pracht,
Schrecklich blitzend, furchtbar stille,
 Tritt herein der Fürst der Nacht.
Mit den eisig starren Händen
 Will er schon den ehrnen Stab
Nach der holden Jungfrau wenden,
 Der die Leiber stürzt ins Grab.

Des Entsetzens Schauer zücken
 Durch die Jungfrau, wild umfaßt
Sie den Freund, mit scheuen Blicken
 Bebend vor dem finstern Gast.
Gegen ihn im tiefen Grimme
 Hebt der Sänger sich empor,
Ruft mit fürchterlicher Stimme
 Ihm, wie Donner, in das Ohr:

„Schon die Rose mir zerstören
 Willst du, frisch und jugendwarm?
Mag dein Gifthauch sie verzehren,
 Tödten sie dein kalter Arm;
Mag sie, deine frühe Beute,
 Sinken plötzlich in den Staub;
Kämpfen will im stolzen Streite
 Ich dir ab den theuren Raub.

Was von Lieb' und Leben glühet,
 Senkst du in der Grüfte Schooß;
Doch in meinen Reichen blühet
 Ew'ger Jugend Götterloos.
Bist es du, der keck den Meister
 Sich des Moders rühmen kann,
Weihte mich zum Herrn der Geister
 Des Gesanges Zauberbann.

Nimm sie hin! doch meine Trauer
Ueber ihrer Leiche schwört
Grenzenlose beßre Dauer
Dem, was deine Wuth zerstört.
Durch den Himmel meine Klagen
Ruf' ich, durch das Erdenrund;
Lichten Ruhmes Schwingen tragen
Mächtig sie von Mund zu Mund.

Ihren Geist in reiner Schöne
Hält der alten Liebe Glück,
Hält die Macht der süßen Töne
Festgebannt bei mir zurück,
Ganz in Liedern dann zu wohnen,
Die sein stiller Hauch durchdringt,
Daß ihr Zauber Millionen
Herzen allgewaltig zwingt.

Laß den Leib, der Reize Fülle
In Verwesung untergeh'n:
Schöner in des Liedes Hülle
Soll er strahlend aufersteh'n.
In unsterblichem Gewande
Lebt mir dann die holde Braut,
Und vor aller Welt die Schande
Deiner Unmacht künd' ich laut.

Drunten in des Abgrunds Nächten
Herrsch' auf deinem schwarzen Thron!
Bieten will ich deinen Mächten
Ewig Trotz und ewig Hohn!"
Aber zürnend auf das bleiche
Kind der schwarze König blickt,
Und die Rose liegt als Leiche
In des Freundes Arm zerknickt.

Einmal küßt er noch die süßen
Lippen, jezt so stumm und kalt;
Keine Thräne sieht man fließen,
Und kein Laut der Klage schallt.
Und den Leib, den schönen todten,
Legt er sanft in's Grün zur Ruh,
Deckt mit Rosen, lieblich rothen,
Die erblaßte Rose zu.

Still die Harf' in seine Hände
Nimmt er und verläßt den Ort,
Wandert nach des Erdballs Ende
Ueber Land und Meere fort.
Durch den Himmel seine Klagen
Ruft er, durch das Erdenrund;
Lichten Ruhmes Schwingen tragen
Mächtig sie von Mund zu Mund.

Julius Krais.

Die schöne Alda.

(Fortsetzung.)

„Giacometto, Giacometto!" sagte Alda mit sanfter Stimme, „um Gottes Barmherzigkeit willen, schwöre nicht, schwöre nicht bei unserem heiligen Erzengel, damit er auf Dich und mich nicht zürnen und uns in allen unsern Nöthen beistehen möge. Und ich will Dir auch gestehen, wenn Du es verlangst, daß, als ich mich so mitten im Getümmel sah, auch erschrocken war und gewünscht hätte, niemals hergekommen zu seyn; und soll ich Dir die Wahrheit sagen, schon ehe wir herabgingen, hatte es mich gereut. Aber Du, mit Deinem Widerspruch, Deinen ewigen Klagen, Du hattest mich dazu gereizt; wäre es nicht — — nun, es ist vorbei — reden wir nicht mehr davon." — „Vorbei? reden wir nicht mehr davon? Nein, es ist nicht vorbei, und ich will davon reden; und diese Weise, alles nach seinem eigenen Kopfe einrichten, in der Welt herumlaufen zu wollen, bald hier, bald da, und dann zu sagen, es ist vorbei, reden wir nicht mehr davon, steht mir gar nicht an." — „In der Welt herumlaufen? Glaubst Du dieß, Giacometto? Fängst Du an, mich zu schelten? O ich Arme! ich Unglückliche! In der Welt herumlaufen! weil ich ein einziges Mal auf dem Markt in Giaveno und einmal in Avigliana gewesen, und niemals ohne Dich, Giacometto; und Du sagst mir, ich wolle in der Welt herumlaufen, und behandelst mich wie eine schlechte Dirne! Ich Arme! was soll aus mir werden!" und hier fing das Mädchen an zu weinen und zu schluchzen und Giacometto sich zu besänftigen; doch nicht wohlerzogen genug, um mit zärtlichem Tone zu fragen: Alda, Du weinst *)! sagte er nur gutmüthig: „Alda, Du weißt, ich will Dich nicht weinen sehen. Wozu hilft das? was geschehen ist, ist geschehen, und da der Himmel uns aus der Gefahr gezogen hat, so laß uns ihm danken und uns hüten, daß wir uns nicht wieder hineinbegeben. Siehe, Alda," und er faßte ihre Hand, und so lange der Pfad breit genug war, gingen sie neben einander, Hand in Hand dahin; „siehe, Alda, wenn ich Dich schelte und über Deine Grillen, in der Welt herumzulaufen, böse bin — ich meine, so einmal nach Giaveno, ein anderes Mal nach Avigliana, und ein anderes Mal nach S. Ambrogio zu gehen — so geschieht es, weil ich auch an die Zukunft denke; und wenn wir uns wirklich diese Pfingsten verheirathen, und ich hernach auf das Gebirge auf die Weide gehe, und Dich so alle Jahre den ganzen Sommer allein zu Hause lassen muß, siehst Du, Alda, wie betrübt würde es da seyn, wenn ich allein dort oben denken müßte: wer weiß, nun ist Alda nicht zu Hause, nun läuft sie — ich meine, nun ist sie in

*) Eine Anspielung auf Voltaires Orosmane in der Zaire.

Giaveno, in Avigliana, oder, wer weiß, mitten unter diesen verdammten Franzosen, welche die Augen verdrehen, als ob sie besessen wären! und ich, ich wäre nicht einmal da, um zu verhindern, was daraus folgen möchte, nicht einmal erfahren könnte ich es! O Alda, Alda, ich wollte, Du liebtest unser Dorf, wie ich es liebe; ich wünsche mich niemals hundert Schritte von unserm schönen Klosterthurme und von Deines Vaters Hause hinweg!" Und hier, sagt unsere Chronik, rollten auch über Giacomettos Wangen ein Paar große Thränentropfen herab. Da diese unzweifelhafte Zeichen einer nahen Versöhnung waren, so folgen wir hier der Chronik nicht weiter, sondern wollen nur hinzusetzen, daß sie zusammen das Haus erreichten, welches Aldas Eltern bewohnten. Diese waren Leibeigene des Klosters, deren nur wenige hier wohnten, da es nicht vieler bedurfte, um dieß arme Alpenland zu bauen, welches so verschieden von den reichen Gefilden ist, mit denen die Großmuth der Fürsten die Mönche in den piemontesischen und lombardischen Ebenen begabt hatte. Ringsum gehörten Land, Häuser, Leute, Alles dem Kloster, und so auch Giacometto, ein verlassener Waise, dem die Sorge für die Heerden des Klosters anvertraut war. Im Winter stehen diese in den Ställen, weiden im Frühlinge auf den umliegenden Wiesen und werden dann im Sommer in jene Hochthäler geführt, welche sich auf allen Alpen finden. Bei jedem Weideplatze steht blos eine niedrige Hütte, welche, während die Heerde das Gras abweidet, dem Hirten zum Zufluchtsort dient und worin er die Milch und das Geräth zur Bereitung des Käses aufbewahrt. Während der Weidezeit kommt der einsame Alpenhirte niemals von seinem Felsen herab, wo er wie ein heiliger Johannes Stilita zwischen Himmel und Erde schwebt; er sieht kein menschliches Antlitz öfter als zwei, drei Mal, wenn sein Weib oder seine Verwandte ihm frische Lebensmittel bringen und den fertigen Käse abholen. Im Herbst, ehe der erste Schnee fällt, eilt er hinab, denn sollten jene ohnedieß so gefährlichen Pfade, wo roh behauene Kreuze die selbst im Sommer nicht seltenen Unglücksfälle bezeichnen, sich mit Eis bedecken, so wäre die Heerde ohne Rettung verloren, und schwerlich würde selbst der leichtfüßige und kräftige Senne seinem Schicksale entgehen.

Zwei oder drei Tage vergingen nach diesem — ich weiß nicht, ob ich es, wie Alda, einen unschuldigen Spaziergang, oder, wie Giacometto, ein gefährliches Herumlaufen in der Welt nennen soll — ohne daß in dieser Klosterwelt irgend etwas vorgefallen wäre, das Erwähnung verdiente, oder irgend etwas, das den gewohnten Frieden der Mönche oder den noch gewöhnlichern in der armseligen Hütte unterbrochen hätte. Allein eines Abends, als gerade die Sonne glänzend hinter den Monginevra und das hohe Joch des Altaretto sank, erscholl ein Glockenschlag, das Zeichen, wodurch die Väter des Klosters zu einer Versammlung berufen wurden. Tag und Stunde waren ungewöhnlich, darum verwunderten sich darob die Dorfsbewohner; jeder steckte den Kopf aus seiner Hütte und begann erst den Glockenthurm anzugaffen, dann seine Blicke in der Luft und auf der Erde herumzuwerfen, als ob sich damit die Ursache jener außerordentlichen Zusammenberufung hätte entdecken lassen. In hundert Fällen hätten sie vielleicht neun-und-neunzig Mal vom Morgen bis zum Abend herumblicken können, ohne weder aus den Bewegungen der Glocke, noch aus irgend einem andern sichtbaren Zeichen zu errathen, was und wie bedeutend der Gegenstand der Berathung sey. Allein dießmal sollte ihre Neugierde Befriedigung finden. Alle, die in die Luft blickten, entdeckten nichts, nichts die, welche auf die Erde gegen Abend, gegen Mitternacht, gegen Morgen blickten, allein die, welche von ungefähr ihre Augen gen Mittag richteten, wo der Abhang sanfter und der Pfad, der von der Kapelle nach Giaveno führt, breiter wird, diese, sage ich, glaubten erst zu sehen, sahen dann wirklich und unterschieden endlich deutlich einen Trupp, der von unten heraufkam, und den einige auf zweihundert, andere auf fünfhundert und andere auf noch mehr schätzten; in der That waren es aber nur sechzig französische Reiter mit einem Trompeter vor sich her, dessen Instrument von Zeit zu Zeit in den umliegenden Thälern erschallte, den Hauptmann an der Spitze, dessen glänzende Waffen in den Strahlen der sinkenden Sonne schimmerten, und hinter ihm das im Abendwinde wehende Banner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Cholera ad portas.

Der Krieg, stehe er uns vor der Thür oder sey er noch so entfernt, wie unsere Papierspekulanten hoffen, ist eine Nebensache geworden. Die Cholera ist es allein, welche die Gemüther beschäftigt; aber auch das kaum mehr, ich meine das Beschäftigen. Man ist so lange „beschäftigt" gewesen, und aus aller dieser Thätigkeit ist nichts herausgekommen, daß man jezt abgespannt in theilnahmloser Apathie abwartet, was da hereinbricht und nicht abzuwenden ist. Man ist an so vielfachen, überraschenden Wechsel im abgelaufenen Jahre gewöhnt worden, daß auch das Schrecklichste nicht mehr erschrecken kann; es mag noch immer etwas dazwischen kommen, was eine völlig unerwartete Wendung gibt. Man fürchtet seit vielen Wochen, daß die Cholera von polnischen Juden bei Gelegenheit der Frankfurter Messe eingeschwärzt werden möchte; man tadelt, daß diese überhaupt in diesem kritischen Zeitpunkt abgehalten werde, man läßt, seitdem sie angefangen, allwöchentlich ein Paar Christen oder Hebräer daselbst erkranken, sie aber immer wieder nächsten Tages kurirt werden. Von Danzig her lauten die Nachrichten tröstlicher, wiewohl die Beschreibung der Todtenaufzüge, der Absperrung u. s. w., blos schwarz auf weiß betrachtet, wenig Trost gewährt. Am bedenklichsten sieht es unstreitig an der schlesischen Grenze aus. Fast alle polnischen Städte, so lang unser Kordon geht, sind

infizirt, und der materielle Verkehr zwischen unsern oberschlesischen „Wasserpolacken“ mit ihren rechtpolnischen Vettern im Königreiche ist eben so eng, als ihre Verwandtschaft hinsichtlich der schmutzigen Lebensweise. Indeß räuchert man von Breslau aus nach Möglichkeit, und die Nachrichten, daß in letzterer Stadt die Pest ausgebrochen sey, waren nur Schreckschüsse.

Unsere Quarantaine vor dem Frankfurter Thore ist geleert, allein nicht ohne daß die Berliner Histörchen, von denen Ihnen schon früher berichtet worden, noch um einige angewachsen wären. So mancher Handwerksbursche fingirte aus Danzig zu kommen, und suchte im Schlößchen ein dreiwöchentliches Sanssouci. Ein Eckensteher meldet sich beim Cholerakomité und meint, er hätte sie wohl. – „Dann schnell mit euch hinaus vor's Thor,“ wird geantwortet. — „Nichts für ungut, dann muß aber auch mein Kamerad mit, denn ich habe sie nur halb, ich breche und er —.“ Der Oberamtmann S.... fährt in einem offenen Wagen nach der Stadt. Er sieht unterwegs zwei wohlgekleidete, anständige Damen desselben Weges gehen. Auf seine höfliche Erkundigung erfährt er, daß es Reisende sind. Ihr Wagen ist gebrochen und wird in der nächsten Dorfschmiede reparirt. Um sich nicht in dem schmutzigen Dorfkruge zu langweilen, haben die Damen es vorgezogen, zu Fuß langsam vorauszugehen. Gern nehmen sie die Einladung des angesehenen Mannes und Gutsbesitzers an und setzen sich zu ihm in den Wagen. Am Thore werden sie nach Namen und Herkunft befragt. „Aus Danzig.“ Der Visitator zuckt die Achseln, der Amtmann wird bleich. „Ums Himmelswillen, meine Damen, so müssen Sie in die Quarantaine.“ Der Amtmann will sich höflich empfehlen, aber die Thorbeamten meinen, dazu hätte er noch drei Wochen Zeit. Da er verdächtige Personen in seinen Wagen aufgenommen und eine Stunde mit ihnen gefahren, muß auch der wohlbekannte, gesunde Mann, angesessen ein Paar Meilen von Berlin in der gesundesten Gegend, kehrt machen und für seine Artigkeit eine dreiwöchentliche Quarantaine aushalten! — Die Geschichte klingt so tragikomisch, daß sie die allgemeinste Theilnahme fand, um so mehr, da nicht allein der Oberamtmann, sondern auch die Danziger Damen bei Namen genannt wurden. Nur hat das Histörchen einen einzigen Haken: es ist auch kein Jota daran wahr. Ein Pröbchen von dem reichen Erfindungsgeiste der Berliner, der allwöchentlich, wenn sich einer die Mühe geben wollte, die enggedruckten Spalten Ihrer Blätter füllen könnte. Der industrielle Witz bleibt hinter dem phantastischen nicht zurück. Es gibt schon nicht allein Choleraleibbinden, sondern Choleramäntel, Cholerashawls, Strümpfe u. s. w. Man verkauft Cholerawein, schenkt Choleraschnaps, und ein Konditor hat eben Cholerachokolade verfertigt. Dagegen ist die Polizei nachsichtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Barras, Prior des Bernhardhospizes.

Auffallend war uns der Uebertritt Lamons, ehemaligen Canonikus des großen St. Bernhards-Hospizes, zur evangelischen Kirche. Er machte hier alle gesetzlich erforderlichen Examen und wurde dann in die hiesige Geistlichkeit aufgenommen. Man behauptet, die Liebe habe ihn zu diesem Schritt veranlaßt. Sie belohnte ihn aber nicht für den Austritt aus einer Gemeinschaft, die sich seit lange den Dank und die Verehrung der Menschheit erworben hat; das Mädchen seiner Wahl schlug seine Hand aus.

Allgemeine Achtung und Liebe bewahrt sich dagegen der Canonikus Barras, Prior jenes Hospizes, der alle Jahre hierher kommt, um seine Kollekte für dasselbe zu machen. Es ist rührend und erfreulich, welche Aufnahme der edle Mann nicht nur in den ausgezeichnetsten und reichsten Familien, sondern auch auf den Straßen unserer calvinistischen Stadt findet. Die Kinder drängen sich herbei, ihm die Hand zu küssen, Jedermann grüßt ihn mit Ehrfurcht, und nie hat ein reisender König oder Kaiser sich ähnlicher Aufnahme zu erfreuen gehabt. Hat auch je einer für die Menschheit gethan, was er so oft mit Gefahr seines Lebens wiederholt? Davon gab er vorigen Herbst wieder ein Beispiel. Am 22. September verließ er das Hospiz, um einige Geschäfte in Wallis zu besorgen. In Saint-Pierre traf er zwei junge Engländer, die im Begriff waren, nach dem Hospiz zu steigen. Da sich das Wetter ändern zu wollen schien, so warnte er sie und rieth ihnen, den Nachmittag und die Nacht abzuwarten, um sich nicht großer Gefahr auszusetzen. Als er seine Geschäfte in dem Flecken beendigt hatte, wollte er nach Martigny hinunter, fragte aber doch vorher nach den Engländern. Es hieß, sie seyen vor einigen Stunden, der Warnung ungeachtet, mit einem Führer abgereist. Dies bestimmte Barras, seinen Weg nicht weiter hinunter fortzusetzen, sondern den Fremden nachzugehen und sie mit eigener Lebensgefahr aus den tiefen Schneewehen zu retten, die in einem Augenblick in der Höhe entstehen, während unten ganz leidliches Wetter ist oder nur geringer Regen niedergeht. Er nahm einen handfesten, zuverlässigen Mann aus dem Ort mit und machte sich mit ihm sogleich auf den Weg. Drei Stunden mochten sie schnellen Schrittes, wiewohl nicht ohne großen Widerstand des Sturmes und des Schnees, gekommen seyn, als sie zu einer Stelle gelangten, wo der Wind immer tiefe Schneewehen zusammentreibt. Barras vermuthete sehr richtig, daß die Engländer nicht mehr weit entfernt seyn möchten, und da das dichte und heftige Schneegestöber das Sehen hinderte, so nahm er zum Rufen seine Zuflucht. Bald wurde auch eine schwache, dumpfe Stimme gehört; es war der Führer der jungen Engländer, der sich umsonst bemühte, sie weiter zu ziehen, denn alle Augenblicke legte sich der Schnee bis über die Knie an sie an, und da sie schon ganz entkräftet und erstarrt waren, so wären sie ohne Barras Hülfe in einem Augenblicke ganz verweht und eingeschneit gewesen. Nun aber legten der Prior und sein Begleiter die kräftigen Hände an; mit großer Anstrengung und nicht ohne eigene Lebensgefahr brachten sie die Engländer weiter, halb mit Ziehen, halb mit Tragen. Aber nur sehr langsam konnte man so weiter kommen, zumal die Reisenden oft geklopft und mit Schnee gerieben werden mußten, um ihr Erstarren zu verhindern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Logogriph.

Nehmt Eis und Brei zum Meisterbau,
Nehmt Mast und Steuer, Meer und Tau,
Arbeit und Trieb, auch Bart und Trab,
Armee und Mars und Rast und Stab,
Reis, Rebe, Traube, Bast und Baum,
Auch Seite, Breite, Saum und Raum,
Braut, Beute, Treu, Mai, Muse, Reim,
Vom Honig aber nur den Seim,
Von Tönen Mä, Miau und Mu,
Auch eine Base kommt dazu,
Stier, Rabe, Bär, Ameise, Maus:
Da macht mir einen Künstler draus,
In dem, wie glücklich ich noch entdeckt,
Ein Bauer auch und ein Riese steckt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. August 1831.

Das Schwerdt verhandelt besser als die Feder.

W. Scott.

Die schöne Alba.

(Fortsetzung.)

„Was ist das? Warum kommen sie? Was wird geschehen?“ Aehnliche Fragen und hundert andere mit den dazu gehörigen Antworten bewegten den heiligen Bezirk von außen und innen, ohne daß man zu einem bestimmten Schlusse kommen konnte, bis auf einmal, und nun ganz in der Nähe, ein Trompetenstoß als wie zu einem siegreichen Einzuge erschallte, und man den Trupp in Reihe und Glied durch die Hütten reiten, und von allen Bewohnern derselben begleitet, das Klosterthor erreichen sah. Dieses öffnete sich, und inwendig erschien ein anderer, noch zahlreicherer Trupp; aber es war ein Heer des Friedens: Mönche, zwei und zwei, mit gesenktem Haupte, die Hände in den weiten Ermeln verborgen, den Abt an ihrer Spitze, in feierlicher Amtskleidung; sein Ausdruck war halb demüthig, halb majestätisch, sein langer Bart weißer, wie sein schneeweißes Gewand, und an seiner Seite stand ein junger Bruder mit dem Weihwasser. Sobald der Hauptmann, der jung und von edlem Ansehen war, den Zug erblickte, stieg er schnell vom Pferde, nahm, sich ehrerbietig verbeugend, von dem Weihwasser und sagte dann in französischer Sprache, die der Abt sehr gut verstand: da unten im Thale großer Mangel an Futter und Lebensmitteln herrsche, und man überdieß Nachricht von gewissen Bewegungen der Feinde des Königs von Frankreich und des Herzogs in diesen Bergen erhalten, so haben seine Obern für nöthig erachtet, einige Truppen zur Vertheidigung des Klosters in dasselbe einzuquartiren; aus Ehrfurcht vor dem heiligen Erzengel, und um zu verhüten, daß irgend etwas dem hochwürdigen Vater Abte und dem Konvente Mißfälliges vorfallen möge, habe er sich entschlossen, den Trupp anzuführen und, so lange die Umstände es erforderten, hier zu verweilen. Der Abt antwortete in derselben Sprache: wie angenehm es ihm auch persönlich seyn würde, sich gastfrei gegen einen so edlen Herrn zu bezeigen und sich dem Herrn Herzoge und dem Könige von Frankreich gefällig zu erweisen, sey es doch seine erste Pflicht als Abt dieses privilegirten Klosters, die Vorrechte desselben zu wahren und, so lange er noch am Leben sey, nicht zu dulden, daß diese, dem Beispiele seiner Vorgänger zuwider und allen seinen Nachfolgern zum Nachtheile, verlezt würden. Bei diesen Worten gab er ein Zeichen, und zwei Mönche, wahrscheinlich der Archivar und der Schreiber, traten mit einem Dutzend Pergamentrollen mit großen daranhängenden Siegeln vor; und während der eine die Rollen hielt, fing der andere an, eine derselben aufzurollen und sie von dem: „Wir von Gottes Gnaden König oder Kaiser,“ bis zur Unterschrift herzulesen, ohne den Zuhörern auch nur ein Wort zu erlassen. Sobald er die erste geendigt, griff er zur zweiten, und schickte sich zu nichts Geringerem an, als dieselbe weitschweifige Vorlesung mit den zehn andern vorzunehmen. Der junge Franzose aber, gelangweilt wie Brennus, als er den Streit über das von den

Römern gebrachte Gold sich verlängern sah und sein Schwert in die Schaale warf, verhinderte, da er höflicher, aber vielleicht nicht minder eilig war, mit der Hand das Aufrollen des zweiten Pergaments und sagte, er erkenne alle Rechte des Klosters an und wolle denselben nur ein einziges entgegensetzen, das Recht des Krieges und der Nothwendigkeit, welches denen, die ihm diesen Befehl gegeben, zur Entschuldigung dienen müsse; denn was ihn selbst betreffe, so bedürfe er nicht einmal dieser, da der erhaltene Befehl, den er vollziehen müsse, hinlänglich für ihn sey. Nun begann die Unterhandlung, und zwar wie alle, wo auf der einen Seite Alles Recht und auf der andern alle Macht ist, mit sehr verschiedenen, ja einander entgegengesezten Vorschlägen; allein da der Theil, der die gerechte Sache hat, schon weiß, daß er werde nachgeben müssen, so gehen alle seine Bemühungen dahin, so wenig als möglich nachzugeben, und so bald er sich auf diesem Punkt glaubt, so eilt er, den Vertrag abzuschließen, aus Furcht, wieder zu verlieren, was er schon gerettet hat. So ward endlich zwischen dem alten Priester und dem jungen Krieger folgendes ausgemacht: da ersterer in irgend eine Verletzung der Rechte des Klosters nicht willigen könne, aber keine Macht habe, sie zu vertheidigen, so wolle er weder erlauben noch verbieten, daß die Soldaten sich außerhalb der Mauern des Klosters, wie sie es vermöchten, einquartirten. Stillschweigend und gleichsam als ein geheimer Artikel ward noch festgesezt, daß die Hälfte am folgenden Morgen abziehen und der Hauptmann, nicht als Hauptmann, sondern als Gast und Verehrer des Heiligen, mit vier oder fünf von seinen Leuten, von diesem Abende an, im Innern des Klosters aufgenommen werden solle. Nachdem dieser Vertrag abgeschlossen, machten die Mönche auf ein Zeichen des Abtes und die Soldaten auf Befehl des Hauptmanns Rechts um kehrt Euch und vertheilten sich, die erstern in ihre Zellen und die leztern in die Hütten der Landleute, während die beiden hohen kontraktirenden Partheien sich freundschaftlich mit einander zu einem reichlichen Mahle in die Zimmer des Abtes verfügten, von wo man hernach den jungen Mann in die wohleingerichteten Gastzimmer führte.

Am folgenden Morgen, sobald der junge Hauptmann aufgestanden und damit fertig war, kunstmäßig das Haar und den kleinen gekräuselten Bart zu ordnen, das Wamms von Gemsleder anzulegen und den Degen umzugürten, trat einer seiner Leute ins Zimmer, eine Gestalt, von der es schwer gewesen wäre, zu sagen, ob sich in den Zügen mehr Rohheit oder mehr Arglist, mehr Gemeinheit oder mehr Verdorbenheit aussprach. Es war Alles zusammen, allein was der Schurke so eben in Gedanken oder zu sagen hatte, schien der Arglist das Uebergewicht zu geben. „Sind unsere Leute fort, Uberto?“ begann der Jüngling, als er ihn hereintreten sah. „Ja, Herr,“ antwortete jener; „Euer Trupp ist um die Hälfte vermindert. Eine große Unvorsichtigkeit, wenn mir erlaubt ist, es zu sagen, von einem Anführer, der diesen Ort gegen die Feinde Sr. Hoheit des Königs von Frankreich zu vertheidigen hat. Nur dreißig Reiter!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Schalleffekte.

Wir haben in diesen Blättern schon öfters von sonderbaren Modifikationen des Schalls, von Echos, Stimmen aus der Luft u. a. gesprochen, Erscheinungen, welche den rohen Menschen schrecken, den Neugierigen äffen und die Hypothesen des Gelehrten nicht selten zu Schanden machen. Die folgende Zusammenstellung mag wieder als Beitrag zu der Geschichte dieser Naturspiele dienen.

* * *

Doktor Plot spricht von dem Echo im Park von Woodstok, das bei Tag siebzehn, bei Nacht zwanzig Sylben wiederholt. Das berühmte Echo in dem Landhause des Marquis Simonetta bei Mailand ist schon häufig, namentlich von Addisson und Keysler, beschrieben worden. Nach lezterem Reisenden rührt das Echo vom Rückprallen der Stimme zwischen den parallelen, achtundfünfzig Schritte von einander entfernten und weder mit Fenstern noch Thüren versehenen Flügeln des Gebäudes her. Besonders die lezte Sylbe, die man ausspricht, wird sehr deutlich wiederholt; die Wiederholungen sind übrigens so rasch, daß es sehr schwer ist, sie zu zählen, außer Morgens und Abends, wenn die Luft ganz ruhig ist.

Zu Genesay bei Rouen ist ein merkwürdiges Echo, das von dem, der den Schall von sich gibt, nicht gehört wird. Eine Person, welche singt, hört nur ihre eigene Stimme, während die Zuhörer nur das Echo hören, das bald näher zu kommen, bald sich wieder zu entfernen scheint. Der eine Zuhörer hört nur Eine Stimme, ein anderer hört mehrere; der eine hört den Wiederhall auf der rechten, der andere auf der linken Seite; kurz der Effekt ist immer ein anderer, je nach dem Standpunkt des Beobachters. Eines der merkwürdigsten Echos, das schon einmal früher in diesen Blättern beschrieben wurde, ist das von Roseneath in der schottischen Grafschaft Argyle. Wenn Jemand in der gehörigen Entfernung acht bis zehn Noten auf einer Trompete oder einem Horn bläst, so werden sie ganz vollkommen richtig wiederholt, nur in leiserem Tone. Nach kurzer Pause wiederholt sich das Stück zum zweiten Mal, wieder leiser, und dann zum dritten Mal noch schwächer.

Das Echo in der Kathedrale von Girgenti auf Sizilien beschreibt Herrschel folgendermaßen: „Das leiseste Geräusch hört man darin von der Thüre gegen Abend bis zum Karnieß hinter dem Hauptalter, zweihundertfünfzig Fuß

weit, auf's Deutlichste. Unglücklicherweise hatte man den Beichtstuhl just in den Divergenzpunkt des erstern der genannten Orte gestellt. So kamen zum größten Jammer der Beichtväter und dem höchsten Aergerniß der ganzen Population Geheimnisse in Umlauf, die sich durchaus nicht zur Bekanntmachung eigneten, und zwar durch Leute, welche der Zufall im Augenblick, wo schöne Sünderinnen im Beichtstuhl Bekenntnisse ablegten, an diese Stelle geführt hatte. Ein Ehmann, der auf diesem Wege die Untreue seiner Frau erfahren, machte bekannt, wie ihm der Zufall dieses traurige Geheimniß verrathen habe, und der Beichtstuhl wurde anders gestellt."

Keines der Wunder des alten Egyptens hat die Neugierde lebhafter in Anspruch genommen, als das Klingen der Bildsäule des Memnon, des Sohns der Aurora. Die Bildsäule wurde von Cambyses verstümmelt; aber trotz dem behielt sie die Eigenschaft, jeden Morgen bei Aufgang der Sonne einen Ton von sich zu geben, fortwährend. Pausanias führt an, es habe geklungen, wie wenn die Saite an einer Harfe risse. Juvenal, der es wohl selbst in Egypten gehört hatte, spricht davon in seiner fünfzehnten Satire:

> Wo aus dem halben Memnon das magische Saitengetön hallt.

Will man den verschiedenen Inschriften, die man noch an der Bildsäule selbst sieht, Glauben beimessen, so haben viele Personen, welche Neugier oder frommer Eifer zu diesem Denkmal geführt hatten, bald einen Ton, bald mehrere, ja Manche deutliche Worte aus der Bildsäule hervorkommen hören. Der Franzose Langles, und noch in der neusten Zeit Eusebe Salverte leiten diese Töne von Kunstgriffen der egyptischen Priester her und beschreiben sogar den Mechanismus, womit sie haben hervorgebracht werden sollen. Langles meint, sie rühren von einer Reihe von Hämmern her, die auf den Granit schlugen, wie die Hämmer, die in China als musikalische Instrumente dienen. Salverte führt die Hypothese noch weiter aus und meint, diese Hämmer haben mit einer Wasseruhr oder überhaupt einem Zeitmesser in Verbindung gestanden, der so eingerichtet gewesen, daß die Hämmer bei Sonnenaufgang in Bewegung gesezt worden seyen. Damit noch nicht zufrieden, stellt er sich weiter vor, zwischen den Lippen der Memnonsäule oder an irgend einer, wegen der Erhöhung nicht sichtbaren Stelle, sey vielleicht eine Oeffnung und in dieser eine Linse oder ein Spiegel gewesen, der die Strahlen der Morgensonne konzentrirt, dieselben auf einen oder zwei Metallstäbe geworfen, diese durch Wärme ausgedehnt und damit jene Hämmer in Bewegung gesezt habe. Dergleichen verdient keine Widerlegung. Als die Bildsäule verstümmelt wurde, hätte auch diese Maschine zu Grunde gehen müssen; und doch wird allgemein bestätigt, sie habe noch lange nach Cambyses Unthat Töne von sich gegeben. Das Phänomen ist wohl ganz natürlich zu erklären, zumal anderswo ähnliche Erscheinungen vorkommen.

Französische Gelehrte, die mit Bonaparte in Egypten waren, hörten bei Sonnenaufgang in einem Denkmal von Granit mitten im Pallaste von Karnak einen Ton, wie wenn eine Saite springt, und gerade dieses Ausdrucks bedient sich auch Pausanias, wo er von dem Klingen der Memnonssäule spricht. In beiden Fällen rührt der Ton wohl von nichts her, als von dem Streichen der verdünnten Luft durch die Ritzen des klingenden Gesteins. Die Priester machten diese Beobachtung zufällig und kamen so natürlich auf ihre Gaukeleien mit dem Mnemonium. Ganz auf dieselbe Weise erklärt Humboldt ähnliche Töne, die sich am Ufer des Oronoko hören lassen.

„Der Granitfels, auf dem wir lagerten," erzählt er, „ist einer von denen, wo die Reisenden, welche die Ufer des Oronoko besuchen, bisweilen bei Sonnenaufgang Töne, wie Orgelklang, vernehmen. Die Missionäre nennen diese Steine loxas de musica. Unser junger indischer Pilot meinte, es sey Hexerei. Wir selbst hatten diese geheimnißvollen Töne nie, weder bei Charicana Vieja, noch am obern Oronoko vernommen; in die Sache selbst läßt sich indessen kein Zweifel setzen, denn sie wird von vielen glaubwürdigen Leuten bestätigt. Ich erkläre sie aus Temperaturverhältnissen. Die Wände der Felsen sind voll tiefer Spalten, die sich nach oben verengen; sie werden den Tag über auf etwa 50° erhizt; bei Nacht fand ich ihre Temperatur an der Oberfläche oft 35°, während die Luft überhaupt nur 28° warm war. Es läßt sich leicht denken, daß der Unterschied zwischen der Temperatur der äußern Luft und der unter dem Boden gegen Sonnenaufgang, d. i. in dem Augenblick, der vom Augenblick des Wärmemaximums des vorigen Tages am weitesten entfernt ist, sein Maximum erreicht. Der Orgelton, den ein auf dem Felsen liegender Mensch hört, wird ohne Zweifel von dem aus den Spalten hervordringenden Luftstrome hervorgebracht. Die Egypter, die ja beständig den Nil hinauf und hinabfuhren, haben wohl an einem oder dem andern Fels am Flußufer Aehnliches beobachtet, und dieß mag die Priester auf die vorgeblichen Wunder des Mnemoniums gebracht haben."

Am Berge Maledetto in den Pyrenäen hört man oft seltsames Geräusch, das sich wahrscheinlich auf ähnliche Weise erklärt. Indessen ist die Bildsäule des Sohns der Aurora sogar jezt noch nicht stumm. A. Smith und sein zahlreiches Gefolge haben sie um sechs Uhr Morgens den Tag mit dem Ton begrüßen hören, dem sie ihren hohen Ruf im Alterthum verdankt. Er versichert, der Ton komme nicht aus der Bildsäule, sondern aus dem Fußgestell.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Vom Bernhardshospiz. Kirchliche Verhältnisse in Genf.

Erst in der Nacht kam man glücklich in die Nähe des Hospizes, wo auf des Priors Ruf gleich die Hunde losgelassen wurden und einige Cantoniers ihnen folgten. Mit ihrer Hülfe wurden nun die Engländer schnell ins Hospiz gebracht, und Jedermann war da nicht wenig erstaunt, den Prior schon wieder zurück zu sehen, der eine Woche ausbleiben wollte. Man war nahe daran, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er wissentlich sein Leben ausgesezt. Die jungen Engländer wurden nun kunstverständig behandelt, erwärmt und gestärkt, so daß sie am folgenden Mittag nach einem guten Schlaf frisch und gesund waren. Sie schrieben auch die ganze Begebenheit ins Fremdenbuch, vergaßen aber dabei nur eins, ihren Retter Barras, während sie den Hunden nicht genug Lob und Dank ausdrüken zu können glaubten. Hätte ich es nicht selbst gelesen, so glaubte ich es nicht. Was wäre englischer gesuchter Wunderlichkeit unmöglich? Selbst Undank nicht.

Französische Journale, die es nie mit der Wahrheit genau nehmen, haben neulich berichtet, das Grabmonument des Generals Desaix in der Hospizkirche des großen St. Bernhard sey da weggenommen worden und an eine ungünstige Stelle gekommen, wo man es gar nicht recht betrachten könne. Der Hauptumstand ist wahr, die Verbrämung aber falsch. Der Pabst schenkte voriges Jahr dem Convent das Skelett einer Heiligen, die zu Neros Zeit in der Christenverfolgung umgekommen seyn sollte. Die Reliquie mußte doch würdig aufgestellt werden! Dazu war aber in der Kirche selbst keine passende Stelle als die, welche von Desaix Monument eingenommen wurde. Dies wurde nun da weggebracht und anderwärts aufgestellt, wo es ein recht gutes Licht hat.

Der herrliche Gottesfriede, der da oben unter den geistlichen Männern herrscht, ist schon lange von unserer Genfer Geistlichkeit gewichen, und die Spaltung, welche seit mehreren Jahren bei ihr eingerissen, hat in der neuesten Zeit sehr zugenommen. Der Methodismus kommt immer mehr zu Kräften und ergreift einen Geistlichen nach dem andern, was troz seiner Lächerlichkeiten und Uebertreibungen durch die rationalistische und pantheistische Richtung der Genfer Geistlichen begreiflich wird, da aus und von ihr Alle zum Methodismus oder Pietismus flüchten, denen dies Lossagen von alten, liebgewonnenen Grundsäzen, dies kalte und herzlose Reflectiren nicht wohlthut. Chenevière's neue Schrift, worin er das Dogma der Dreieinigkeit mit scharfer Logik zu widerlegen sucht, hat in dieser Beziehung sehr günstig für die Methodisten gewirkt. Früher läugnete Ch. bekanntlich die Gottheit Christi; dagegen ist bei dem Methodismus festes, inniges und verehrendes Hängen an Christus, fast mit Uebertreibung, viel Kanzelberedtsamkeit, kirchliche Aufregung und Wärme; dazu eine früher in Genf ganz unerhörte Erscheinung: herzliche Zuthulichkeit und Innigkeit aller Genossen, die sich wirklich wie Brüder und Schwestern betrachten und auch so offen, helfend und liebend mit einander umgeben, dabei ausgezeichnetes Lob für ihr Wohlthun und ihre Sittenreinheit verdienen. Die Methodisten haben auch treffliche Prediger, voll Begeisterung. So viel ist gewiß, wenn heute Calvin nach Genf zurückkäme, so würde er sich nicht zu dem Pastorenvereine, den er stiftete und dem er vorstand, sondern zu den Methodisten wenden, die ihm entgegen sind. Würde ihm vergönnt, einen Servetschen Scheiterhaufen anzuzünden, so schickte er gewiß keinen Methodisten darauf. Alle Gutdenkenden wünschen eine neue Kirche, zusammengesezt aus Chenevièrescher Lehre und methodistischem Handeln. Dies wäre vielleicht das Ideal einer Neu-Genferischen Kirche.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Cholera ad portas.

Den ernstesten Schreken verbreitete die Ankunft des russischen Grafen Orlow, der bekanntlich, die Quarantäne durchbrechend, gerade von Diebitschs Leiche in Berlin ankam. Der Unwille unsers Königs, der sich offen darüber aussprach, beruhigte für die Folge, doch auch für den Fall selbst, da man bei uns noch immer meint, die Cholera, an welcher der russische Feldmarschall gestorben, sey nicht anstekender Art. In der Stadt Ren, wo Orlow gewohnt, ist man so gesund wie je. Daß nicht allein Gift, sondern jede Art von Uebelbefinden jezt den Verdacht der Cholera erregt, ist sehr natürlich. Wir werden deshalb mannigfaltig beruhigt, aufgeklärt. Eine hiesige Buchhandlung kündigt ein Bilderbuch aller deutschen Giftpflanzen an; es mochte kein günstigerer Zeitpunkt gewählt werden. Hinsichtlich der Heilmethoden blinkt auch noch kein Fünkchen Hoffnung. Gegen den Wismuth des Dr. Leo in Warschau sind sämmtliche hiesigen Aerzte eingenommen, und da er sich in Danzig und Lemberg nicht als wirksam erprobt, kann das Publikum auch nicht ihren Eigensinn schelten. Umgekehrt haben aber viele Nichtärzte den Eigensinn: sie wollen durchaus, wenn sie das Uebel befällt, mit Wismuth behandelt werden. Hilft er nichts, so schadet er doch auch nichts. Auf die Geburt des neuen Jenner, der uns Poken gegen das Gift einimpft, soll, wie es scheint, noch gewartet werden. Jedoch verlautet es, daß unser König den Dr. Leo nichtsdestoweniger herzuziehen beabsichtigt, da wenigstens ihm persönlich die Wismuthkuren gelungen sind. Er ist von Geburt ein preußischer Unterthan, und sein Glük wäre hiesiger Seits gemacht, wenn der Erfolg einigermaßen der Erwartung entspräche. Der Name Jenner erinnert übrigens an eine traurige in dieser traurigen Zeit gemachte Erfahrung. Auch seine Kuhpokenimpfung schüzt nicht mehr; denn bei einem preußischen Regimente vom Grenzkordon sind die natürlichen Poken mit großer Heftigkeit ausgebrochen, obgleich allen davon ergriffenen Individuen die Kuhpoken eingeimpft worden. Sollen alle gefesselten Uebel, unter denen das Menschengeschlecht gelitten, wieder losbrechen und der Kunst spotten, die in die chaotischen Naturtriebe Ordnung zu bringen gesucht! Nun kommt auch die Cholera wieder an die Orte, welche sie kaum verlassen hat, und selbst Befallene und Kurirte sollen nicht sicher seyn. — Man sammelt jezt hier für die Leidenden in Danzig, privatim und öffentlich; es verlautet von einer Steuer, um die ungeheuren, außerordentlichen Kosten zu bestreiten. Noch soll sich indessen der milde Sinn unsers Monarchen gegen jede Zwangsmaßregel ausgesprochen haben. Die Brochüren, welche man den Hauswirthen austheilt über ihr und ihrer Miether Benehmen bei einem etwa ausbrechenden Cholerafall sind nicht von der Art, um Muth zu machen. Man sieht schon, wie gräuliche Nachtgespenster, die in Wachstaffent gehüllten Leichenträger ins Haus treten, sieht die schwarzen Leichensäke, hört das Klingeln, das Jeden mahnt, aus dem Wege zu gehen, wo sie hintreten. Ob da auch noch, wenn es so weit kommt, der Berliner Wiz wach bleiben wird? Alle Verordnungen lassen sich übrigens in ihrer buchstäblichen Strenge kaum ausführen, oder aller Verkehr in Berlin und mit ihm die Nahrungsquellen für viele Tausende hören auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 189.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. August 1831.

Häufig wird in der Naturwissenschaft ein scheinbar isolirtes Faktum zum Anhaltspunkt für eine Reihe von Schlüssen.

Cuvier.

Ueber die im gefrorenen Boden der Polarländer erhaltenen Thiere der Vorwelt.

In einer der lezten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften hat Alexander v. Humboldt eine Abhandlung über einen der interessantesten Punkte der Naturgeschichte vorgelesen. Es ist bekannt, daß seit dem lezten Drittheil des vorigen Jahrhunderts zu verschiedenen Malen im Eise der Polarländer Reste von großen, einer frühern Schöpfung angehörenden Thieren gefunden worden sind, an denen Muskeln und andere weiche Organe zum Theil noch vollkommen gut erhalten waren. Das merkwürdigste Beispiel der Art ist das Mammuth, das in dem Eise an der Mündung der Lena entdeckt wurde (1803), und dessen Stoßzähne allein 360 Pfund wogen. Schon früher, 1772, hatte Pallas Reste der Art von Nashörnern, gleichfalls in Sibirien, gefunden, und in der neuesten Zeit sind von Kapitän Beechey auf seiner Entdeckungsreise in der Eschholzbai, der Behringsstraße und an andern Küsten des Polarmeers ähnliche Funde gemacht worden.

Zur Erklärung des Phänomens, daß Thiere, die jezt nur in den heißesten Ländern der Erde leben, im Polareis gefunden werden, sind verschiedene Hypothesen aufgestellt worden. Namentlich nimmt Cuvier zu diesem Zweck eine plötzliche Erkältung der Erde zu einer gewissen Zeit an. Humboldt zeigt nun in der folgenden Auseinandersetzung, daß es dieser Annahme nicht bedarf.

* * *

Wenn die fossilen Knochen großer, jezt unter den Tropen wohnender Thiere, welche in der neuesten Zeit auf dem Rücken des Urals im aufgeschwemmten Land gefunden worden sind, beweisen, daß diese Gebirgskette in einer der spätesten Periode der Erde erst aufgehoben worden ist, so ist es noch weit überraschender und merkwürdiger, wenn Knochen derselben Thiere mit noch völlig erhaltenem Fleisch und andern weichen Theilen gefunden werden. Die Entdeckungen von Adams (1803) und von Pallas (1772), an der Mündung der Lena und am Ufer des Wilhui, unter 72 und 64° Breite, haben noch an Interesse gewonnen, seit die Forschungen, welche während der Expedition des Kapitän Beechey in Kotzebues Meerbusen unter 66° 13′ Breite, 163° östl. Länge angestellt wurden, und Buklands sorgfältige Untersuchung der geognostischen Sammlungen aus der Eschholzbai, es so ziemlich außer Zweifel gesezt haben, daß im Norden von Asien wie am nordöstlichen Ende der neuen Welt die fossilen Knochen, mit oder ohne Muskelfleisch, nicht in wirklichen Eisblöcken eingeschlossen sind, sondern in demselben aufgeschwemmten Land, das in den meisten tropischen und gemäßigten Ländern beider Welten über den tertiären Gebirgsbildungen oder dem Flözgebirge liegt. Nur eine plötzliche Erkältung, sagt Cuvier, hat diese weichen Theilen vor der Fäulniß schützen und sie Jahrtausende lang erhalten können.

Ich war während meines Aufenthalts in Sibirien damit beschäftigt, über die Wärme des Erdbodens unter der Oberfläche Beobachtungen anzustellen, und da schien mir

die Kälte, welche mitten im Sommer, wie er gegenwärtig in jenen Gegenden ist, in der Tiefe von fünf, sechs Fußen herrscht, das Mittel zur Erklärung jener Erscheinung an die Hand zu geben.

Während in den Monaten Juli und August um Mittag die Temperatur der Luft 30° war, fanden wir zwischen dem Kloster Abalak und der Stadt Tara, bei den Dörfern Tschistowskoy und Bakschewa, so wie zwischen Omsk und Petropablowski, bei Chankin und Poladennaye Kreporst in vier nicht sehr tiefen Brunnen, an deren Rändern kein Eis mehr war, 2°,6; 2°,5; 1°,5, und 1°,4 Kälte nach der hunderttheiligen Skale. Diese Beobachtungen wurden in der Polhöhe von England und Schottland angestellt, und diese Temperatur behält der Boden in Sibirien selbst mitten im Winter. Adolph Erman fand zwischen Tomsk und Krasnojarsk auf dem Weg von Tobolsk nach Irkutsk unter 56° Breite die Temperatur der Quellen + 0°7 und 3°,8, während die Atmosphäre auf 24° unter Null abgekühlt war. Aber ein Paar Grade nördlicher, sowohl auf sehr niedrigen Bergen (unter 59° Breite, wo die mittlere Temperatur des Jahrs kaum 1°,4 beträgt) als in den Steppen jenseits des 62sten Breitegrades bleibt der Boden zwölf bis fünfzehn Fuß tief gefroren. Ich hoffe, wir werden durch die Untersuchungen, die man, wie mir versprochen worden, in verschiedenen Sommermonaten bei Berezow und Obdorsk anstellen will, bald erfahren, nach welchem Verhältnisse im Norden die Schichte von Eis oder, besser gesagt, von feuchter gefrorener Erde, durch welche kleine Eisadern laufen und in der Gruppen von Wasserkrystallen sitzen, wie in einem Porphyrfels, dicker und dünner wird. Bei Bogoslowsk ließ der Minenintendant Beger auf meine Bitte in einem torfigen, mit Bäumen sparsam bewachsenen Boden einen Schacht graben, und wir fanden mitten im Sommer in sechs Fuß Tiefe eine Schichte gefrorener Erde über 9½ Fuß dick. Zu Jakutsk, noch 4½° südlich vom Polarcirkel, findet sich immer und überall Eis unter dem Boden, so hoch auch in den Monaten Juli und August die Temperatur steigt. Man kann sich vorstellen, daß vom 62° der Breite bis zum 72°, von Jakutsk bis an die Mündung der Lena diese Schichte gefrorener Erde an Dicke sehr rasch zunehmen muß.

Tieger, den ostindischen ganz ähnlich, zeigen sich noch heutzutage von Zeit zu Zeit in Sibirien bis zur Breite von Berlin und Hamburg herauf. Sie leben ohne Zweifel nördlich vom Gebirge Mouz-tagh und machen Streifzüge bis zum westlichen Abhang des Altai zwischen Bukhtarminsk, Barnaul und der berühmten goldhaltigen Silbermine bei Schlangenberg, wo man schon mehrere ungeheuer große erlegt hat. Dieser Umstand, der von den Zoologen sehr beachtet zu werden verdient, hängt mit andern, für die Geologie sehr wichtigen Beobachtungen zusammen. Thiere, die wir gegenwärtig für ausschließliche Bewohner der heißen Zone halten, lebten einst, wie eine Menge Thatsachen beweisen, gleichwie die Bambus, die baumartigen Farrenkräuter, die Palmen und die Korallen im Norden des alten Kontinents, und zwar konnten sie wahrscheinlich deßhalb hier leben, weil die innere Wärme des Erdkörpers damals noch durch die Spalten der erstarrten Erdkruste selbst in den nördlichsten Gegenden sich der Atmosphäre mittheilte. Im Maaße, als sich die Atmosphäre erkältete, weil der Einfluß des Innern der Erde auf die äußere Kruste schwächer wurde und sich die Spalten mit festen Massen ausfüllten, im Maaße, als in der neuen Ordnung der Dinge das Klima fast einzig und allein davon abhängig wurde, ob die Sonnenstrahlen mehr oder weniger schief auffallen, starben diejenigen Pflanzen und Thiergeschlechter, deren Organisation eine höhere Temperatur verlangt, allmählich aus. Manche der kräftigern Thierarten zogen sich wohl auch nach Süden und lebten noch eine Zeitlang in Ländern näher den Tropen zu. Andere Arten oder Spielarten — ich erinnere dabei an die Löwen im alten Griechenland, an den schönen, langhaarigen sibirischen Panther — gingen nicht so weit; sie konnten sich ihrer Organisation nach in der gemäßigten Zone, ja — und dieß ist Cuviers Ansicht hinsichtlich der Elephanten und Nashörner mit dichten Haaren — in nördlichern Landstrichen angewöhnen. Wenn nun bei einer der lezten Umwälzungen, welche unser Planet erlitten, zum Beispiel, als etwa während des sibirischen Sommers sich, in der lezten Zeit vor unserer jetzigen Schöpfung, eine Gebirgskette aus dem Schooße der Erde erhob, Elephanten und zweihornige Nashörner, die von unsern jetzigen auf Sumatra und in Afrika sehr verschieden sind, an die Ufer des Wilhui und die Mündung der Lena gelangten, so fanden ihre Leichname zu jeder Jahreszeit wenige Fuße unter dem Boden dichte Schichten gefrorener Erde, in denen sie vor der Verwesung geschüzt waren. Höhlungen und Ritze im Boden, ja weit unbedeutendere Veränderungen der Oberfläche, als heutzutage auf dem Plateau von Quito oder im ostindischen Archipel vorkommen, können so Veranlassung dazu gegeben haben, daß Muskeln und sehnigte Theile von Elephanten und Nashörnern erhalten blieben. Es scheint mir demnach durchaus nicht nothwendig, zu Erklärung dieses Faktums eine plötzliche Erkältung der Erde anzunehmen. Man darf nicht vergessen, daß, wie schon erwähnt, der Königstieger, den wir gewohnt sind, für einen Bewohner der heißesten Länder zu halten, noch jezt in Asien von Indostan bis an den Tarbagatai und in die Steppe der Kirgisen, vierzig Breitegrade in der Erstreckung, lebt, und daß er von Zeit zu Zeit im Sommer Streifzüge noch hundert Meilen weiter gegen Norden macht. Wenn nun solche Tieger im nordöstlichen Sibirien bis zur Breite von 62 — 65° verdrängen und durch Erdstürze oder andere, gar nicht außerordentliche Zufälle unter den Boden kämen, so würden

sie im jetzigen asiatischen Klima just so unverlezt bleiben, wie Adams Mammuth und die Nashörner vom Wilhui.

Ich glaube, daß meine Beobachtungen über die gewöhnliche Temperatur des Bodens im nördlichen Asien, zusammengestellt mit dem Faktum, daß ein großes reißendes Thier vom Aequator bis zu der Breite von Norddeutschland herauf lebt, über die Geschichte jener so wunderbar erhaltenen Bewohner einer andern Schöpfung einiges Licht verbreiten können.

Die schöne Alda.

(Fortsetzung.)

„Uberto, keinen Spott!“ erwiederte der junge Hauptmann; „man weiß, daß Du ein armseliger Possenreißer bist; auch habe ich Dich weder deßhalb hergebracht, noch bezahle ich Dich dafür; dreißig Reiter sind noch zu viel für die Unternehmung, um deren willen wir hier sind. Zu einer solchen Jagd ist ein einziger Spürhund, wie Du, genug und zuviel. Hast Du nichts aufgespürt?“ — „Herr!“ antwortete der Listige; „um des Himmels willen, wie ist dieß möglich? Gestern Abend angekommen, müde, ohne Herberge; während Ew. Gestrengen ein fettes Mahl mit dem Herrn Abte verzehrten, waren wir draußen beschäftigt, Quartier zu machen, unsere Pferde zu besorgen und uns allenthalben umzusehen, ob nicht ein wenig Abendbrod von den Bauern zu erhalten sey. Es ist wahrhaftig nicht anders, als ob das ganze Heer mit dem ban und arrièreban von Frankreich hier durchgezogen wäre, so rein aufgezehrt und kahl ist alles, und wenn Ew. Gestrengen nicht Rath schaffen, so werden wir gezwungen seyn, in zwei Tagen uns alle davon zu machen. Es ist wahrlich zu schlecht hier, und was ich auch sagen mag, so fangen die Soldaten an zu murren.“ — „Schon gut, schon gut, man wird Rath schaffen und die andere Hälfte auch fortschicken; aber allein, ohne Vorwand hätte ich nicht herkommen können, und wärest Du nicht ein Tropf und hättest mir etwas aufgespürt, wie Du hättest sollen, statt so lange zu schlafen —“ — „Wie Ew. Gestrengen, nicht wahr? doch vergebt mir, ich habe nicht gesagt, es sey von mir nichts geschehen, ich sagte nur, es sey schwer, es scheine unmöglich. Indessen“ — „Indessen, willst Du ein Ende machen? Hast Du sie gefunden oder nicht? ist sie hier oder nicht? werden wir sie fangen oder nicht?“ — „Welche Eile! doch da Ihr mir die Ehre anthut, mich mit einem Spürhunde zu vergleichen, so seyd Ihr der Jäger, und werdet mir verzeihen, wenn ich Euch erinnere, daß zu jeder Jagd Ruhe erforderlich ist, und ich glaube, zu einer solchen noch mehr als gewöhnlich. Kurz, das Mädchen ist entdeckt, ist hier in der Nähe, und Alles ginge gut, wäre nicht ein toller Liebhaber da, derselbe, der mir neulich das Wild so zu sagen aus dem Maule riß. Gestern hat mir indessen der gute Junge doch einen Dienst erwiesen. Alle unsere Leute waren schon im Quartier, nur ich nicht, weil ich, da ich das Vögelchen nicht hatte ausfliegen sehen, immer hoffte, irgend ein glücklicher Zufall werde mich das Nest entdecken lassen; und siehe da, als es schon beinahe finstere Nacht war, kommt der Pinsel mit seiner Heerde mit hängenden Armen gedankenlos daher geschlendert; da erblickt er auf einmal vor einer Thüre einen unserer Leute, er stuzt, macht große Augen, sperrt dann das Maul weit auf, schüttelt sich, läßt Kühe und Ochsen stehen und läuft gerade in das Haus hinein. Ich hatte alles beobachtet; hier muß sie seyn, sagte ich und ging ihm nach — und so war es; ich trat hinein und sah das Mädchen und den Pinsel neben ihr, wie er, halb erschrocken und halb ärgerlich, sich die große Neuigkeit von unserer Ankunft erzählen ließ; er hätte von Sinnen darüber kommen mögen, wenn er nur gedurft hätte; es war zum todtlachen.“ — „Gut, gut,“ sagte der Hauptmann, „und hast Du sogleich den Soldaten fortgeschickt und seine Stelle eingenommen?“ — „Bewahre! verzeiht mir, aber habe ich jemals einen solchen Bock geschossen? Ihn fortschicken? seine Stelle einnehmen? das beste Mittel, Argwohn ins Haus und vielleicht in den ganzen Trupp zu bringen, besonders da das Vertrauen bekannt ist, womit Ew. Gestrengen mich beehren, und das Vertrauen der Obern erzeugt stets Neid.“ — „Wirst Du mir endlich sagen, wie die Sachen stehen?“ — „So, daß dieser Reiter ganz natürlich heute Morgen unter denen war, die Befehl zum Abzug erhielten, und ich, der vorsätzlich für diese Nacht kein Quartier genommen und bei einem Kameraden geschlafen hatte, mich an seine Stelle gepflanzt habe; und so liege ich nun da, fest und unverrückt, wie der Hund vor dem Bau, um dem Kaninchen aufzulauern, oder wie die Schlange vor dem Neste; obgleich, mit Verlaub zu sagen, Ew. Gestrengen die Schlange sind, da Ihr das Vögelchen zu verzehren habt.“ — „Gut, gut; mache ein Ende mit Deinen Unverschämtheiten, und hier ist das erste der versprochenen Goldstücke.“

Der Plan der Beiden, von dem einen erfunden, von dem andern gebilligt, ging dahin: Uberto, nunmehr in dem Hause der armen Familie einquartiert, solle die Gänge und Wege des Mädchens ausspüren, und wenn sie einmal, wie sie hofften, die Kühe auf einer abgelegenen Weide melke, oder Holz in einem einsamen Haine sammle, oder irgend ein anderes Geschäft an einem abgelegenen Orte besorge, sollen Uberto und einer seiner Vertrauten das Mädchen rauben, sie bis in die Nacht verborgen halten und dann nach einem einsamen, schon dazu bereiten Landhause in der Ebene von S. Ambrogio bringen. Hier wollte der junge Franzose sich einfinden und nun, nachdem er sich erst durch falsche Nachrichten den

Befehl von seinen Obern verschafft, nach S. Michele zu gehen, aussagen, er habe jene Gerüchte ungegründet gefunden und sey deshalb vom Kloster abgezogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Zerstreuungen. Theater.

Noch einen kleinen Aufschwung von der allgemeinen Apathie bewirkte, wenigstens für die Pferdeliebhaber, das jährlich wiederkehrende Wettrennen, veranstaltet von dem Verein zur Beförderung der Pferdezucht in den preußischen Staaten. Ein schöner Sommertag und zwei erträgliche lockten doch einen guten Bruch der Berliner Bevölkerung vor das Hallesche Thor; man drängte sich auf den Tribünen, stellte sich auf die Zehen, kletterte auf die Zinnen des Tivoli, hörte, daß die Renner ausliefen, sah sie schweißbedeckt ankommen, glaubte sich zu amüsiren und noch dazu etwas für die Kultur der preußischen Pferde zu thun. Daß der Verein lezteres bewirke, wird nun von Einigen bezweifelt. Bisher haben fast nur bekannte Roßtäuscher, und zwar mit denselben Pferden, den Preis erworben. Wenn es kein Mittel gibt, von der allgemeinen Konkurrenz diejenigen auszuschließen, welche ein Gewerbe daraus machen, ihre Pferde zu einem bestimmten Zwecke abzurichten, so sind dadurch alle andern von selbst zurückgedrängt, die im Pferde nichts kultiviren wollen, als naturam sui generis. — Ersprießlicher, mindestens für das Auge, ist das Fest, welches der Verein zur Beförderung des Gartenbaus in den preußischen Staaten alljährlich veranstaltet. Auch in diesem Jahre zeichnete sich die Ausstellung der Blumen und Früchte (im Saale des Singakademiegebäudes) durch Reichthum und Schönheit der Einsendungen und ein geschmackvolles Arrangement aus. Die schöne und elegante Welt Berlins wogt durch die grünen, duftenden Hallen und entfernt sich erst wieder, wenn die Weisheit auf das Katheder tritt und die Berichterstatter von den Bestrebungen und Resultaten des Vereins Kunde geben.

Die Hallen der Theater sind verödet. Das Königsstädtische sucht sich durch einige Wiener Zauberstücke, wobei der neue Maschinist Roller Wunder thut, zu halten. Sie bringen Geld, machen die Zwischenabende jedoch nur um desto leerer. Die Sängerin Dlle. Hähnel ist engagirt, gefällt, bringt aber keine Sontagszeit zurück. Die alte Beeinträchtigung hinsichtlich der Concession dauert, sehr unnöthiger Weise, noch immer fort und erschwert dem Eigenthümer (wenn er es ist) die Erhaltung. Er soll Lust bezeigt haben, das Theater während des Sommers ganz zu schließen. — Unsere französische Truppe hat vorläufig bis zum Herbste Berlin verlassen. Auch sie war in der lezten Zeit durch die Censur äußerst beschränkt. Was sie uns Gutes — französisch Gutes — gab, waren die Familienstücke, die uns doch einen modernen Sittenspiegel des neuesten Pariser Lebens vorhalten, bürgerliche Tragödien, voller Peinlichkeit und ohne alle sittliche Erhebung, aber geschickt in der Erfindung und wahr in der Detaillirung. Eine Schönheit, Mad. Deschemel, welche die französische Bühne in Warschau verlassen müssen (gewisser Einverständnisse mit russischen Offizieren wegen), gastirte zulezt und mit Beifall. In ihrer Sphäre, mehr dem Sentimentalen, als dem Naiven, ist sie eine ausgezeichnete Künstlerin, die selbst in Paris nicht viele ihres Gleichen finden möchte. Daß sie das Leben kennen gelernt und mitgelebt haben, gibt den französischen Schauspielerinnen, selbst denen mittleren Talentes, so viel Vorzüge vor selbst genialen Künstlerinnen unseres Vaterlandes, seit diese Wahrheit und Leben nur in der „guten Gesellschaft" suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Jesuitische Umtriebe.

Als Chenevière seinen Essai théologique sur la Trinité herausgegeben hatte, an dem auch die Vorrede sehr merkwürdig ist, erschien gleich darauf eine Antwort von dem Methodistenhaupt Malan, worin er sich Ministre de notre Grand Dieu et Sauveur Jésus-Christ nennt, desgleichen zwei Briefe von gemäßigten Methodisten, worin erklärt wird, die Verfasser hätten das Chenevièresche Buch mit großer Aufmerksamkeit gelesen und es hernach comme l'oeuvre du démon verbrannt. Ueberhaupt spielt bei diesen Herren der besagte démon und Satan eine große Rolle, denn sie bringen ihn gar häufig an. So ist die Statue, die Rousseau errichtet werden soll, ein Werk des Satans, ebenso der Genfer reformirte Katechismus, in dem von Dogmen, Gnade, Glauben und Christus sehr wenig, viel aber von gut handeln und Wohlthätigkeit vorkommt.

Ein anderer heftiger Streit hat sich zwischen einem hiesigen Theologen und der in Freiburg herauskommenden Zeitschrift Veridique entsponnen. Der Pfarrer Moulton gab eine interessante Brochüre unter dem Titel: Du comité occulte des Jésuites et de la Suisse heraus, worin er den nachtheiligen und gefährlichen Einfluß der Jesuiten in Freiburg und Wallis darthut, welcher sich an vielen Stellen der Schweiz bereits in beunruhigender Thätigkeit äußert. Darin wurde Alles wiederholt, was andere Regierungen im vorigen Jahrhundert nach reiflicher Prüfung gegen die Jesuiten gesagt und gethan: Clemens XIV., die Könige von Spanien, Portugal und Frankreich, das französische Parlament unter Ludwig XV., Peter I., sein Urenkel Alexander I. Der Veridique hatte bei seiner ersten Erscheinung angekündigt: seine Herausgeber seyen keine Journalisten, kleinlichen menschlichen Leidenschaften unterthan, ihnen sey alle irdische Leidenschaft fremd, sie seyen hochgebildete Leute aus den höhern Sphären der Welt und der Gesellschaft, Leute von Geschmack u. s. w. Daran ist nun auch etwas Wahres, denn die Redaktoren bestehen aus dem vielerlei geistlichen, weltlichen und höfischen Gesippe, das nach Karls X. Expulsion ins Ausland flüchtete. Die zur Hälfte aus französischen Jesuiten zusammengesezte Redaktion zeigt in der Regel Firniß und Politur; manchmal vergißt sie sie aber auch und schimpft und sprudelt mit Scheltworten herum, wenn ihr gute Gründe ausgehen. So war es bei Erwähnung von Moultons Schrift; da war von libelle infame et dégoutant, von mensonges und calomnies und von insolence die Rede. Es ist ein Glück zu nennen, daß die frommen Leute ihre angenommene Rolle und die vorgehaltene Maske vergessen und sich so zeigen, wie sie wirklich sind; ihr grobes Schimpfen ist nicht so gefährlich, wie feine und gefällige Formen, hinter denen sich der Feind birgt. Dies haben die Herren Jesuiten selbst eingesehen, und um die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen, zeigten sie sich gar mild, tolerant und freundlich gegen die Genfer Truppen, die im März in Wallis kantonirten, boten ihnen ihre Kirche zum protestantischen Gottesdienst an, gingen sehr gastlich mit den Leuten um u. s. w. Dies kluge Benehmen hat denn auch die erwarteten Früchte getragen: Moultons geistreiche und gründliche Schrift findet bei dem Haufen keine Theilnahme mehr, denn dieser hält sich immer an das Aeußerliche, in die Augen fallende.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 10. August 1831.

Sie schaut nach Trost sich um, und findet keinen; leer
Und hoffnungslos und Nacht, wie ihre Seele,
Ist Alles, Alles um sie her;
Am Abgrund der Verzweiflung, wo sie schwebet
Steht noch der Tod allein, der sie im Sinken hebet.

Wieland.
Oberon.

Die schöne Alba.

(Fortsetzung.)

Die Eifersucht Giacomettos vereitelte, zum Theil wenigstens, diesen Plan, da er nicht allein Mittel gefunden, einem seiner Kameraden die Sorge für die weidende Heerde zu übergeben und in den Ställen des Klosters zurückzubleiben, sondern auch beinahe jedes Geschäft liegen ließ, um Tag und Nacht in oder um Albas Wohnung zuzubringen und sie mit jener Angst zu bewachen, mit der ein Geiziger den heimlichen Ort bewacht, wo er seinen Schatz vergraben; er wagt sich nicht zu nahe, aus Furcht, sein Geheimniß zu verrathen, und doch hat er nicht das Herz, den Ort aus den Augen zu lassen; er kommt und geht, und blickt darnach von nah und fern; von Zeit zu Zeit findet er einen Vorwand, sich auf den geheiligten Boden zu setzen, und nur dann fühlt er sich beruhigt. Daß die schöne Alba jemals das Haus verlassen sollte, diesen Gedanken konnte er gar nicht ertragen und übernahm alle Geschäfte außer dem Hause, worein die Eltern und das Mädchen selbst willigten, da sie, obgleich ein wenig eitel und leichtsinnig, doch gut und tugendhaft war, und, trotz ihrer Einfalt und Unerfahrenheit, und obgleich sie Niemand etwas davon sagte, Ubertos böse Absicht geargwohnt hatte. Denn da dieser seinen ersten Plan mißlingen sah, das Mädchen außer dem Hause und, wie er sagte, im Fluge zu fangen, versuchte er es nun, sie nach und nach anzulocken, und fing an, den Verliebten zu spielen, vielleicht in der Absicht, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Allein wäre Alba auch nicht tugendhaft gewesen, so war sie doch zu stolz, um einem Menschen ihr Ohr zu leihen, der nicht jung, nicht schön und nicht halb so zärtlich als Giacometto war.

Vom Hauptmann gedrängt, dem es an einem Vorwande fehlte, seinen Aufenthalt zu verlängern, sah er sich endlich genöthigt, offene Gewalt gegen die Arme zu brauchen. Er hatte bemerkt, daß jeden Abend in der Dämmerung Giacometto sich, trotz seiner Eifersucht, gezwungen sah, die Wache der äußern und innern Posten von Albas Wohnung aufzugeben, um in das Kloster zu gehen und dort die Heerde für die Nacht zu besorgen. Dieser Erfahrung zu Folge legte der Elende seinen Plan an. Es war der achte oder neunte Abend nach der Ankunft der Franzosen. Alles war ruhig in der Hütte; die alte Mutter spann in einem Winkel des Kamins, der Vater saß an der andern Seite, mit Uberto den Wein von Asti trinkend, den dieser gebracht; Alba war geschäftig, das Abendessen zu bereiten, und ging deßhalb bald hier, bald da in dem kleinen Zimmer herum, oder kauerte vor dem Feuer nieder, dessen Glanz diese häusliche Scene beleuchtete. Als es völlig Nacht war, ließ sich draußen vor der Thür ein Gemurmel hören, als ob zwei oder drei Soldaten mit einander stritten, und Uberto rief mehrere Male: „Trunkenbolde! ist es Zeit, auf der Straße zu seyn und anderer Leute Ruhe zu stören? geht nach Hause, denn wenn der Hauptmann aufsteht — —“ Allein

umsonst war das Schelten, der Lärm dauerte fort, und bald erscholl ein Schrei: „ich bin des Todes, zu Hülfe, zu Hülfe!“ die Thüre sprang auf und herein stürzten zwei Soldaten mit einem Lärm, als wären es vier oder fünf; Uberto gab im Aufspringen dem Kessel einen Stoß, daß er das Feuer auslöschte, und in dem Halbdunkel und der Verwirrung bemächtigte sich einer der Soldaten des Mädchens und warf ihr eine Kappe über den Kopf, während der andere sie in seine Arme nahm und davon trug; sie stieß einen lauten Schrei aus, die Eltern, ahnend, was vorging, riefen um Hülfe, Uberto zog den Degen, spielte den tapfern Mann, schrie Spitzbuben, Schelme und lief ihnen nach, als ob er sie verfolgen wollte. Alles ging nach Wunsch; Uberto hatte sich nicht allein unschuldig, sondern sogar hülfreich gestellt, und die Bauern, welche die Sache für einen Streit unter den Soldaten hielten, waren weit entfernt, sich darein zu mischen, und schlossen sich in ihre Häuser ein. So war die Unglückliche schon weiter als hundert Schritte von den Wohnungen hinweggetragen, da sezte sie der Soldat, der sie in seinen Armen hielt, ermüdet von ihrem Sträuben, einen Augenblick nieder, um sie zu binden oder besser fassen und mit seinem Gefährten tragen zu können. Doch kaum sah sie sich auf den Füßen, so nahm sie die Gelegenheit wahr, entwischte ihren Händen und floh in vollem Laufe über Felsen und Klüfte dahin, absichtlich die gefährlichsten und steilsten aufsuchend, die ihr, aber nicht den Soldaten bekannt waren, welche, weniger behend, ihr mühsam folgten. Allermittelst hatte Uberto seine Gefährten erreicht, und ohne sich mit Vorwürfen oder Vorstellungen aufzuhalten, stand er ihnen im Verfolgen bei und suchte dem Mädchen den Weg abzuschneiden. Sie wagte sich nicht in das offene Feld, das zu dieser Zeit einsamer als je war, suchte sich aber so nahe als möglich an den Wohnungen zu halten, drehte sich daher um dieselben herum und näherte sich dem Kloster. Doch der Weg nach dem großen Thore war ihr abgeschnitten, und so ward sie nach und nach auf die entgegengesezte Seite der Klostermauern getrieben und fand sich auf dem schmalen Kamm des steilen Felsens, wo nur ein Fuß breit Erde zwischen der hohen Mauer über ihr und dem tiefen und steilen Abgrunde unter ihr blieb. Hier auf dieser Höhe, die sie, troz ihrer Behendigkeit, mit großer Gefahr erreicht, hoffte sie ihren Verfolgern zu entgehen; wie die Gemse in den Alpen, von dem Jäger verfolgt, sich von Felsen zu Felsen schwingt, bis sie sich endlich am Rande des Abgrundes dem Schützen gegenüber sieht, dann stillsteht, ihn anblickt und sich sicher glaubt. Arme Betrogene! gerade dann richtet er seine Blicke und seine Waffe auf sie und stürzt sie todt in die Kluft zu seinen Füßen herab. So auch die arme Alda, die lange vor jenen Bösewichtern eine Stelle erreicht hatte, wo der schmale Felsenkamm endete und die Mauer über ihr mit dem Felsen unter ihr nur noch eine ganz senkrechte Wand bildete; sie stand und drückte sich an die Mauer, sie wagte weder zu schreien, noch zu athmen, und hoffte, sich an diesem furchtbaren Orte nicht weiter verfolgt zu sehen. Doch welcher Schrecken, welcher Todesschauer kam über sie, als sie die schwarzen Schatten ihrer Verfolger zu erblicken glaubte und bald wirklich sah, wie sie ihr auf dem schwindelnden Pfade nachzuklimmen suchten und nur noch einen Bogenschuß von ihr entfernt waren. In der höchsten Angst schrie sie um Hülfe, doch zu spät! keine menschliche Hülfe war nahe, und selbst wenn man sie hätte hören können, so hatten ihre Verfolger sie früher erreicht, fortgetragen oder herabgestürzt. Lieber sich selbst herabstürzen — und sie blickte hinab, ob sie nicht eine minder steile Stelle entdecken könne, oder einen Wachholder oder Dornbusch, an dem sie sich halten könnte; doch wäre auch einer da gewesen, sie konnte ihn nicht sehen. Lieber der Vorsehung vertrauen, dem höchsten Gotte, der seine Engel zu Hülfe senden kann, dem heiligen Erzengel, dem besondern Beschützer dieser Gegend, dem Beschützer der Unschuld und Bekämpfer der bösen Geister und bösen Menschen! Sie fühlte sich plötzlich von übermenschlichem Glauben und Vertrauen ergriffen, blickte fest auf die Elenden, und: „Halt!“ rief sie ihnen zu, „nie will ich in Eure Hände fallen.“ Sie hielten nicht, und nur zehn Schritte waren sie noch entfernt, nun nur noch sechs, noch vier, sie warf noch einen Blick in die Tiefe; keine Seele; schon sah sie die Verfolger vor sich, glaubte sich von ihnen berührt; laut rief sie: S. Michele! begann: „in deine Hände, o Herr —“ — und in der Luft verhallte das Gebet der lezten Hoffnung.

(Die Fortsezung folgt.)

Oekonomische Neuigkeiten.

Mittel gegen den zähen Wein.

Die weißen Weine sind häufig einer sehr bekannten Krankheit unterworfen, wobei sie ihre natürliche Leichtflüßigkeit verlieren und wie Oel spinnen. Dieß nennt man im Deutschen schwer oder zähe werden, im Französischen graisser, filer. Die ganz edlen Weine werden nie zähe; nur an Geist nicht sehr reiche Weine sind dieser Veränderung unterworfen. Der Wein wird auch in sehr gut verschlossenen Flaschen zähe, und namentlich bei den Champagner, den Schweitzer und andern Weinen kommt es sehr häufig vor.

Diese Krankheit zeigt sich besonders im Sommer, im Juli und August; sie tritt ein, wenn der Jahrgang regnerisch gewesen, die Weinlese bei Nässe vorgenommen worden war, und der Wein nicht recht hell werden will und weißlicht bleibt.

Der Grund der Veränderung liegt in einem schlei-

migten Wesen, das sich in schwachen Weinen entwickelt, sich durch die ganze Flüssigkeit verbreitet und dieselben gleichsam wie ein Netz durchzieht.

Man wendet sehr verschiedene Mittel an, dieser Krankheit der Weine vorzubeugen oder sie zu heilen; wir führen hier nur die hauptsächlichsten an. Häufig sezt man beim ersten Ablassen im März den Weinen eine gewisse Menge von Kochsalz zu. Dieses Verfahren, das bereits den Römern bekannt war, macht die Weine besser, ohne ihnen im Geringsten einen unangenehmen Geschmack zu geben. Nach zwei, drei Monaten vermag der geübteste Gaumen die Beimischung von Salz nicht mehr zu entdecken. Man erzählt, ein römischer Weinliebhaber habe durch seinen Sklaven eine Amphora mit Wein öffnen lassen und denselben auffallend gut gefunden. Er fragte den Sklaven, was er in den Wein gethan habe; dieser mißverstand den Sinn der Frage, fiel dem Herrn zu Füßen und gestand, er habe ein klein wenig davon getrunken und das Gefäß mit Seewasser wieder aufgefüllt. Daß die Weine durch Beimischung von Salz besser werden, ist ausgemacht; ob aber das Salz verhindert, daß dieselben nicht zähe werden, dieß ist sehr zu bezweifeln. Um das Zähewerden zu verhüten, sezt man den schwachen Weinen Branntwein oder Weingeist zu, was, abgesehen von allem andern, nicht immer zum Zwecke führt. Das wirksamste Mittel aber ist das häufige Ablassen. Man muß es nie so weit kommen lassen, daß die Weine weißlich werden, d. h. daß sich eine milchweiße Substanz darin bildet, die ihnen die Durchsichtigkeit raubt; diese Substanz nennen die Franzosen vom Fache lie fine, und man muß, wie sie sich ausdrücken, verhindern, daß diese feine Hefe nicht aufsteigt. Diese Substanz bildet sich zwar sicher im Wein selbst; die Hefe im Fasse scheint indessen die Bildung sehr zu fördern. Sind aber die Weine einmal zähe geworden, so machte man sie bisher dadurch wieder gesund, daß man sie mit Hausenblase abklärte. Dieses Verfahren nun hat zwei Uebelstände: zuweilen gelingt es gar nicht, und wenn es gelingt, so nimmt es dem Wein von seiner Kraft. Diese Schwächung des Weins kann vom Klären selbst oder von der Krankheit herrühren, wegen welcher es vorgenommen wurde. — Ein anderes Mittel ist, den Wein durch Sägespäne von Haselnußholz zu seihen, und bei kleinen Quantitäten ist dieses Mittel sehr gut.

Oft läßt man die schweren Weine, wie sie sind, besonders wenn man sie eben nicht schnell verkaufen will. Man füllt nur die Gefässe sorgfältig auf und wartet zu, ob nicht ein neuer, allerdings fast unmerklicher Gährungsprozeß oder eine Temperaturveränderung den Wein von selbst wieder herstelle. In den meisten Fällen erholen sich Weine, bei denen man diese Vorsicht gebraucht, in einem kalten Winter vollkommen wieder.

François, Apotheker zu Chalons an der Marne, hat vor einiger Zeit eine Abhandlung über diesen Gegenstand bekannt gemacht, welche Neues und Interessantes enthält.

Berzelius hat dargethan, daß die vegetabilische wie die thierische Gelatina die Eigenschaft hat, sich mit dem Gerbestoff zu verbinden und einen unauflöslichen Niederschlag zu bilden. François macht nun die Bemerkung, daß die rothen Weine nie zähe werden. Wie unterscheiden sich nun aber die rothen von den weißen Weinen hinsichtlich der Bereitung? Erstere gähren mit den Traubenkämmen und Saamen, welche beide sehr viel Gerbestoff enthalten, und daher an den Wein eine bedeutende Menge davon abgeben müssen; wogegen die weißen Weine weit weniger Gerbestoff enthalten, weil sie nur sehr kurze Zeit mit den Kämmen beisammen bleiben. Dazu läßt sich noch bemerken, daß schwache, von gebeerten Trauben bereitete Weine leichter schwer werden als die andern. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Gegenwart des Gerbestoffs in den Weinen sie verhindert, zähe zu werden, indem er das Prinzip dieser Krankheit, wie es sich bildet, niederschlägt, und der Zusatz von Gerbestoff zu bereits zähen Weinen muß also ein wirksames Mittel seyn, sie wieder herzustellen.

Kann man nun wirklich so viel Gerbestoff in den Wein bringen, als hinreicht, ihn von dem zähmachenden Stoff zu befreien, ohne ihm einen herben, unangenehmen Geschmack mitzutheilen? François behauptet es; indessen scheint dieses Mittel doch nicht unfehlbar; denn er sagt, zuweilen müsse man neben dem Gerbestoff auch noch die Hausenblase anwenden; aber immer eines nach dem andern, damit sich der Fischleim gleichförmig im Wein verbreiten und hernach der Gerbestoff sich mit demselben verbinden und ihn niederschlagen könne. Sein Endresultat ist folgendes:

„Man kann das Zähewerden des Weins verhindern, wenn man ihm einen Monat oder sechs Wochen, bevor man ihn auf Flaschen zieht, Gerbestoff zusezt. Dieser Stoff ist ja ohnehin ein Bestandtheil des Weins und theilt ihm durchaus keinen fremdartigen Geruch oder Geschmack mit. Ich brauchte lange dazu, um auszumitteln, wie viel Gerbestoff nöthig ist; denn durch dieselbe Dosis wurde ein Wein hergestellt, ein anderer nicht; oft mußte ich eine zweite, ja eine dritte Dosis anwenden, um zum Ziel zu gelangen. Die gewöhnliche Dosis ist zwanzig Gran Gerbestoff auf die Flasche zähen Weins, oder drei eine halbe Unze auf hundert Flaschen. Wie der Gerbestoff bereitet wird, liest man in allen chemischen Werken.“

Diese Beobachtungen verdienen allgemeine Aufmerksamkeit. Es braucht aber wohl noch vieler Versuche, um die angeführten Resultate vollkommen zu bestätigen; auch wäre es von großer Wichtigkeit, daß man für geringere Weine ein weniger kostspieliges Mittel fände. Der Gerbe-

stoff, wie ihn die Chemiker bereiten, wird aus Galläpfeln mittelst Schwefelsäure oder Potasche dargestellt; diese Methode ist kostspielig und die Substanz daher in gewöhnlichen Fällen nicht anwendbar. Andere Substanzen, wie manche Rinden, die Traubenkörner u. s. w., enthalten eine Menge Gerbestoff, und er könnte daraus wohlfeiler und eben so wirksam bereitet werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Theater. Censur.

Auf dem königlichen Theater sieht es trübe aus. Das Comité hert keine Genies hervor. Es muß unter dem Schlechten das Erträglichste aussuchen und nur zu oft das Bessere an Geist, weil es den Buchstaben, der das Shiboleth zum Eingang auf die Bretter ist, noch nicht gefunden hat, zurückweisen. Shakespeares „König Johann" wurde neu einstudirt gegeben, die Darstellung war aber so traurig, verfehlt, schlecht einstudirt, daß man das schöne Stück nach einmaliger Aufführung wieder mußte ruhen lassen. Ein Wiener Lustspiel: „Leichtsinn und Liebe," hätte gar nicht auf eine Berliner Hofbühne kommen müssen; man hat, wie verlautet, es nur darum angenommen, weil es in Wien einige zwanzig Mal gefallen hat. Aber in Wien gefallen manche Lustspiele durch das treffliche Spiel allein. Noch kläglicher war ein historisch-romantisch-patriotisches Stück von Raupach: „die Frauen von Elbing." Fetzen und Stückwerk; es paßt nicht einmal darauf das Schlegelsche:

> Stattlich pranget mit Harsthörnern und Burgen Johanna.
> Traun, mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabei.

Darin wollte der Dichter Loyalität predigen, etwas vom passiven Gehorsam gegen den legitimen Herrscher; die Moral paßt aber wie eine Faust auf ein Auge. Der Gegenstand konnte, um seine gewiß löblichen Gesinnungen anzubringen, gar nicht übler gewählt seyn, denn es handelt sich hier um die Unterthänigkeitsverhältnisse der deutschen Städte in Polen gegen die deutschen Ordensritter. Wie passen diese Verhältnisse auf die unsern? — Eben gastirt hier die kaiserlich königliche Hofschauspielerin vom Wiener Burgtheater, Dlle. Gley; ein eminentes Talent, gleich berufen für die Tragödie, wie für das Lustspiel, welche, wie vor zwei Jahren, ungetheilten Beifall einerndtet. Sie ist ohne Zweifel jezt unter den jüngern Mimінnen Deutschlands die erste; das war sie bei ihrem vorigen Besuche hier noch nicht, und unsere Kritiker zweifelten an ihrem Berufe für die höhere Tragödie. Diesen Zweifel hat sie durch die Fortschritte ihres Studiums seit zwei Jahren glänzend widerlegt, durch eine Julie, wie man sie, unbeschadet des Talentes und der Verdienste einer Crelinger und der seligen Müller, hier noch nicht gesehen. So, darin stimmt alles überein, wußte noch keine Schauspielerin die Töne kindlicher Lust mit denen des grauenhaften Schrekkens, des fürchterlichsten Schmerzes wechseln zu lassen, so die Nuancen dieses in Liebesinnigkeit getauchten Gemäldes durchzuführen. Die Schauspielerinnen, die gleich vollkommen in der Tragödie wie im Lustspiel sind, gehen in Deutschland aus und auch bei Dlle. Gley bemerkt man die sehr erklärliche Neigung, sich ganz der höhern Tragödie zu widmen, ein Entschluß, den man bedauern möchte, wenn man ihre Franziska, ihr Mädchen von Marienburg sieht. Darstellungen, an die man seit der Bethmann nicht gewöhnt ist. Doch das deutsche Lustspiel selbst stirbt ja auch aus. Die Künstlerin hat hier das sonderbare Schicksal: sie leidet durch das Lob. Bei ihrem ersten Aufenthalte stimmten fast alle Kritiker in Zeitungen und Journalen so aus vollen Backen zu ihrem Preise ein, wie die junge Schauspielerin es noch nicht ganz verdiente. Das weckte höhern Orts ein Mißtrauen und hinderte ihr Engagement. Jezt schüchtert die allgemeine Bewunderung für das junge Talent die Bewunderer eines ältern Talentes zurück. Die Freunde der Crelinger werden stuzig durch den Beifall, den Dlle. Gley als Julie errungen; es rauschte auf von übermäßigem Lobe, aber mit einem Male wird es wieder still, als fürchte man, das einheimische Talent durch Anpreisung des auswärtigen zu kränken, herabzusetzen. Ein sehr löblicher Beweggrund, aber eine sehr thörichte Furcht. Die Verdienste einer Crelinger stehen fest, sind gleichsam historisch geworden in der deutschen Theatergeschichte; aber die Künstlerin rückt in ein Rollenfach vor, wohin ihr die jüngere noch nicht folgen kann und darf, und sie könnte mit Ehren einer solchen Nachfolgerin den Posten, den sie mit Ehren gefüllt, allmählig einräumen. Aber wenn das auch noch zu früh wäre, so ist es doch eine engherzige Ansicht, zwei bedeutende Künstlerinnen, die jede ihr Eigenthümliches haben, nicht neben einander gelten lassen zu wollen. Dlle. Gley wäre ein unschätzbarer Gewinn für unser Schauspiel, wenn es überhaupt darauf abgesehen wäre, dasselbe zu erhalten; dem Engagement stehen indeß bedeutende Hindernisse entgegen, da das Hofburgtheater in Wien, jezt unbedenklich das erste in Deutschland, so viel Lockungen bietet, von denen Niemand sich gern losreißt. — Beim Königsstädtischen Theater ist die Sängerin Dlle. Hähnel aus Wien engagirt.

In der Literatur ist es still. Der Buchhandel lebt nur von der Cholera. Die Poesie — was soll sie feiern, was besingen? Die Polen? das läßt unsere Censur nicht zu. Adalbert von Chamisso theilte bei einem kleinen literarischen Feste neulich seinen Freunden folgenden Spruch als Toast mit:

> O lasset uns in dieser düstern, bangen Zeit,
> Wo hochanschwellend, donnernd der Geschichte Strom
> Die starren, lang gehegten Eisengitter sprengt,
> Das neue Leben unter Trümmern bricht hervor,
> Und sich in Stürmen umgestalten will die Welt —
> O lasset uns ihr Freunde — rings verhallt das Lied
> Und unserm heitern Saitenspiele lauscht kein Ohr —
> Dennoch die Göttergabe des Gesanges treu
> Im reinen Busen hegen, wahren, daß vielleicht
> Wir, hochergraute Barden, einst die Sonne noch
> Mit Hochgesang begrüßen, welche das Gewölk
> Zertheilend die verjüngte Welt bescheinen wird.
> Prophetisch, Freunde, bring' ich dieses volle Glas
> Der fernen Zukunft einer andern Liederzeit.

Können Sie sich vorstellen, daß ein besorgter Censor die Mittheilung dieses Gedichtes in einem hiesigen Blatte untersagt hat, weil es eine Hoffnung ausdrücke, die man in den jetzigen Stürmen nicht hegen, am wenigsten öffentlich aussprechen dürfe! — Unser Polizeipräsident, Herr von Esebeck, der lange Jahre hindurch vielfach zum Gespräch Veranlassung gegeben, hat endlich die längst erbetene Entlassung erhalten, in Gnaden und mit vollem Gehalt als Pension. Er war von Herzen ein wohlwollender Mann. Der Landrath v. Arnim, sein Nachfolger, soll ein tüchtiger Geschäftsmann seyn. — Einen Justizminister haben wir noch immer nicht, ebensowenig einen der auswärtigen Angelegenheiten, da unser Gesandte in Paris, Herr von Werther, den Posten ausgeschlagen hat. Auch sind mehrere Oberpräsidentenstellen erledigt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. August 1831.

In Götterfreuden schwimmt der Mann,
Die kein Gedanke mißt,
Der singen oder sagen kann,
Daß ihn sein Liebchen küßt.
Die Welt mag sausen oder stehn,
Mag rollen um und um,
Und Alles auf dem Kopfe gehn;
Was kümmert er sich drum?

Bürger.

Zu Ihr.

Ein Wanderer geh' ich
Auf einsamer Bahn,
Da zieht ein Gewitter
Von weitem heran.
Es drängen die Wolken
Der Sonne sich vor,
Und kleiden den Himmel
In graulichen Flor.

Wie sausen auf einmal
Die Winde so kalt!
Es schüttelt die Wipfel
Der bebende Wald.
Die furchtbaren Donner,
Sie rollen daher;
Die feurigen Blitze,
Sie dräuen so schwer.

Jezt öffnen die Wolken,
Den finsteren Schooß,
Da brechen die Fluthen
Wohl über mich los;
Da schlägt mir der Hagel
Wohl in das Gesicht:
Doch eil' ich nur weiter,
Doch acht' ich es nicht.

Hier außen so stürmisch,
So feindlich und wild;
Im Herzen so ruhig,
So freundlich und mild.
Mich trägt ja zu Liebchens
Umarmung und Gruß
Durch Wetter und Stürme
Der eilende Fuß.

Verhülle dich, Sonne,
In wolkige Nacht!
Mir lächelt mein Liebchen
In sonniger Pracht.
Umflore dich, Himmel,
Mit düsterem Grau!
Mir zeiget ihr Auge
Das himmlische Blau.

Saust wilder, ihr Winde!
Wir sitzen in Ruh
Beisammen am Abend
Und hören euch zu.
Dann rollet, ihr Donner!
Flammt, Blitze, darein!
Wir plaudern, die Lampe
Gibt friedlichen Schein.

Rauscht nieder, ihr Fluthen!
Wir halten so warm
Einander umfangen
Mit liebendem Arm.
Und schlägt an die Fenster
Der Hagel so dicht,
Wir kosen und küssen
Und achten es nicht.

K.

Die schöne Alda.

(Fortsetzung.)

Ich will nicht bei dem Erstaunen, der Wuth, der Scham der drei Bösewichter verweilen, besonders als auf der Mauer des Klosters zuerst eine, dann noch eine, und zulezt hundert Fackeln erschienen; sich entdeckt sehend, dachten sie auf den Rückzug und eilten, troz der Gefahr, noch schneller hinab, als sie herauf gekommen waren. Giacometto, in steter Furcht, es möchte etwas vorfallen, war der erste im Kloster, der den Lärm hörte, hinaus stürzte und das Geschrei der Eltern vernahm. Kaum hatte er den Bericht vernommen, so eilte er fort, ohne auf einen Gefährten zu warten; doch es war finstere Nacht und die Fliehende mit ihren Verfolgern so weit entfernt, daß er im Zweifel stand, wohin er seine Schritte lenken sollte; endlich hörte er Aldas lezten Schrei auf dem Felsen und flog ihr nach auf dem schauerlichen Pfade. Alles war vorüber, doch er wußte es nicht und begegnete den drei Zurückkehrenden an einem Orte, der einem Gefechte von einem gegen drei sehr günstig war. Mit einer langen Heugabel hoffte er durch Gewalt oder Unterhandlung die Geliebte zu befreien, und das dreifache Eisen dem ersten auf die Brust setzend, forderte er sie von ihm. Zögernd stand dieser einen Augenblick still, rief dann: „Platz!“ und war im Begriff, mit dem Schwerte einen Streich nach ihm zu führen; Giacometto aber versezte ihm einen Stoß in den Leib und stürzte ihn in den Abgrund hinab, wie er ein Bund Heu hinabgeworfen hätte. Während dessen holten ihn drei oder vier seiner Kameraden mit ähnlichen Waffen ein, der Kampf ward zu ungleich, und die beiden übrig bleibenden Soldaten, deren einer Uberto war, warfen ihre Schwerter weg und ließen sich von den Bauern binden; ein Glück war es, daß schon ein großer Haufe derselben versammelt war und Giacometto zurückhielt, als er hörte, daß Alda sich in den Abgrund gestürzt habe. Er wollte die Elenden ermorden, er wüthete, wollte sich ihr nachstürzen, als plözlich einer der Bauern ausrief, er sehe Lichter unten im Thale und höre schreien und sprechen. Die Lichter und der Lärm vermehrten sich und es war, als ob sich Leute um die beiden Herabgestürzten drängten. Indessen kam kein Funke von Hoffnung in Giacomettos Seele, bis einer der Umstehenden sich flach auf den Boden legte und, das Ohr an der Erde, rief, er höre unten Wunder schreien, und alle machten es nun wie er, vor Allen Giacometto. Einige hörten dasselbe, andere nicht; Giacometto war bald unter den Gläubigsten und bald unter den Ungläubigsten. Doch bald kamen alle überein, unten werde Wunder geschrien; alle wiederholten, ohne recht zu wissen, was sie thaten, das Wort Wunder, und Giacometto begann zu hoffen; alle eilten jezt, Pfade zu suchen, welche in die Kluft hinabführten, und überließen die Gefangenen sich selbst. Doch kaum hatten sie einige Schritte zurückgelegt, so wurden sie von den Franzosen angehalten, die in guter Ordnung, den Degen in der Hand, ihren Kameraden zu Hülfe kamen. Von der einen Seite erscholl das Geschrei: „Tod den Franzosen! vorwärts! die Heugabeln vorgestreckt!“ von der andern: „Fallt über das Lumpenpack her! haut sie nieder!“ Der Hauptmann kam vorwärts und, sey es Reue über das Geschehene, oder Furcht vor dem, was geschehen konnte, bemühte sich auf alle Weise, die Ruhe herzustellen: wenn man ihm die Schuldigen übergebe, so solle damit Alles vorüber seyn. Doch die zur Wuth gereizten Einwohner weigerten sich, ihm Gehör zu geben, das Geschrei begann von Neuem, und bald wäre es zum Handgemeng gekommen, wären nicht plözlich die Mönche in Prozession erschienen, mit Fackeln in der Hand und Psalmen singend. Alle standen aus Ehrfurcht still, die Mönche stellten sich zwischen die Fechtenden, und nachdem sie ruhig ihren Psalmen geendigt, während dessen die Erzürnten Zeit hatten, sich zu besänftigen, begann der Abt eine Ermahnung zum Frieden und sagte, es würde eine große Beleidigung Gottes und des heiligen Erzengels und des Herrn Königs und Herzogs seyn, wenn um des Verbrechens dieser Elenden willen eine ganze Gemeine guter Leute und ein ganzer Trupp braver Soldaten sich ohne Grund morden wollten; dieß würde um so strafbarer und die Undankbarkeit beider Partheien um so größer seyn, da der heilige Erzengel, wie er so eben gesehen und in festem Vertrauen glaube, ein großes Wunder gethan, welches sie alle bewundern und preisen sollten, statt ihrem Zorne den Lauf zu lassen, einem Zorne, der um so tadelnswerther und unnützer sey, als von den drei Bösewichtern einer schon seinen verdienten Lohn erhalten habe und die beiden andern ihrer Strafe nicht entgehen werden, das Opfer aber, das unschuldige Opfer, zur Ehre Gottes und des heiligen Erzengels und seiner zuvor schon heiligen und wundervollen Kirche, gerettet sey. Nachdem der hochwürdige Abt seine Rede geendigt, ging er mit seinen Mönchen majestätischen Schritts auf die Bauern zu, rief: „Geht und seht das Wunder!“ und bemächtigte sich der beiden Gefangenen. Die Mönche nahmen sie in die Mitte und begaben sich nach dem Kloster zurück, während die

Landleute sich zerstreuten und mit Fackeln in der Hand die Pfade in das Thal hinunter eilten. Giacometto hatte das Ende der Rede des Abtes nicht abgewartet, ungeduldiger, Alda wieder zu sehen, als sie zu rächen, war er längst den steilsten und kürzesten Pfad hinabgeeilt.

Ich beschreibe nicht die steigende Angst des Jünglings, als er sich dem Gedränge unten näherte, noch sein Herzklopfen, als er deutlich Wunder schreien und nun Alda nennen hörte. „Lebt sie? lebt sie?“ rief er laut; Niemand antwortete, aber bald war es ihm, als ob er ja, bald, als ob er nein hörte; er erreichte endlich die Menge, erblickte sie und stürzte bewußtlos zu ihren Füßen. Da lag er fast leblos, sie aber schwebte voll Leben und Freude, schöner als je, auf den Armen ihrer Landsleute, zum Himmel von ihnen erhoben, erröthend, halb über das wohlverdiente Lob, halb aus Freude und Stolz über das Gelingen ihres tugendhaften Wagestücks. In kurzer Zeit waren alle Bewohner von S. Ambrogio, la Chiusa, S. Michele versammelt und zogen mit einander vor das Thor des Klosters. Trotz der späten Stunde, zu welcher die Mönche nicht gewohnt waren, ihre Zellen zu verlassen, erschienen alle in großem Pomp, den Abt in feierlicher Kleidung an ihrer Spitze. Mit Ehrfurcht, als eine Heilige, unmittelbar von dem Finger Gottes Berührte, empfingen sie das Mädchen, stimmten das Te Deum an, begaben sich dann in die Kirche, wo sie das Magnificate und Salve Regina und viele andere Psalmen und Lobgesänge zu Ehren der heiligen Jungfrau und des heiligen Erzengels, des Beschützers der Unschuld, sangen; damit verging fast die ganze Nacht bis zur Morgendämmerung, während welcher Zeit sich die Franzosen ohne Geräusch mit den beiden Gefangenen davon gemacht hatten, und das schöne und muthige Mädchen, das so wunderbar den Klauen der Löwen unbefleckt entrissen worden, ward von den Eltern, Freunden und dem Geliebten heimgeführt.

(Der Beschluß folgt.)

Die öffentlichen Schlafsäle in London.

Die öffentlichen Schlafsäle, welche in London für die heimathlosen Armen eingerichtet sind, geben einen Begriff davon, welches Elend gegenwärtig unter den niedern Volksklassen in dieser Stadt herrscht. In den beiden Sälen, deren einer in Grulstreet, der andere in Hondurasstreet-Wapping liegt, werden jeden Abend eine Menge Individuen aufgenommen, die hier die Nacht über Obdach suchen. Gegen sieben Uhr Abends, im Allgemeinen nach Sonnenuntergang, kommen die Armen nach und nach, und immer in solcher Anzahl, daß das Haus sie kaum fassen kann. Man legt sie auf frisches Stroh; die zuerst kommen, besetzen die Abtheilungen, die ringsum an der Wand angebracht sind, und es währt nicht lange, so sind sie voll. Damit man mehr Individuen aufnehmen kann, drängt man sie dicht an einander, wie Waaren, die man verpackt. Die Erwachsenen läßt man auf diese Weise zuerst liegen, und dann reiht man zu ihren Füßen, von einem Ende des Saales zum andern, die Kleinen an einander. Mitten im Saal bleibt ein Raum leer, den man aber gleichfalls mit Stroh beschüttet und mit Gästen besezt, bis der Saal ganz voll ist.

Im strengen Winter von 1829 wurde jedem sich Meldenden Suppe gereicht; man wurde aber bald inne, daß der Fonds der Anstalt in die Länge für die Nachfrage nicht ausreiche, und daß überdies diese lockende Kost eine Menge von Leuten herbeizog, die nicht zu der Klasse gehörten, zu deren Unterstützung das Ganze gestiftet war, nämlich zu der Klasse der Dürftigen ohne Brod und Obdach. Man theilt daher jezt blos Wasser und Brod aus. Wer sich meldet, bekommt Abends und Morgens ein halbes Pfund Brod; nach der Hausordnung muß aber jeder vorher Gesicht und Hände waschen — man hat dabei die Gesundheit dieser Menschen im Auge — und zu diesem Zwecke finden sich Wasser, Seife und Handtücher im Ueberfluß in einem Hofe des Gebäudes. Diese Unglücklichen haben aber solchen Abscheu vor dem frischen Wasser (Unreinlichkeit ist ja immer die unzertrennliche Begleiterin des Elends), daß es große Mühe kostet, diesem Hausgesetze Achtung zu verschaffen; und es kommt nicht selten vor, daß einer, so hungrig er auch seyn mag, lieber, ohne gegessen zu haben, schlafen geht, als sich zum Waschen entschließt. Das Stroh wird täglich erneuert; der Saal wird durch große Oefen geheizt und zweckmäßig gelüftet; man macht zuweilen Räucherungen und wendet überhaupt Alles an, um die schädlichen Folgen eines solchen Zusammendrängens von Menschen zu verhüten. Unter den Individuen, die hier Schutz suchen, ist nicht der zehnte Theil auch das Jahr zuvor gekommen. Die meisten kommen aus den Provinzen und sind Arbeiter, die in der Hauptstadt etwas zu verdienen hoffen.

Noch gibt es eine andere Klasse von Dürftigen, solche nämlich, welche eines gewissen Wohlstands genossen haben, jezt aber in Folge der Stockung des Handels, nachdem sie ihren Sparpfenning aufgezehrt, völlig herabgekommen sind; diese haben sich von der Anstalt, von der wir hier reden, sehr bedeutender Unterstützung zu erfreuen gehabt.

Außer dem beschriebenen Saale, in dem blos Männer aufgenommen werden, gibt es einen ausschließlich für Weiber; er steht unter der Leitung einer Frau. Zum Glück sind in der Volksklasse, die in solchen Häusern Unterkommen sucht, der Weiber bei weitem nicht so viele als der Männer.

Um zu verhüten, daß sich Elend, das solcher Unterstützung bedarf, nicht ins Unendliche ausbreite, gibt es kein anderes Mittel als bessern Unterricht der unteren Volksklassen. Oeffentliche und Privatunterstützungen sind bloße Palliative, und oft gefährlicher als die Uebel, die man heilen möchte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die amerikanischen und schottischen Mäßigkeitsvereine.

Unter allen Segnungen, welcher sich das alte Europa mit seiner noch in großer, ja oft in tiefer Vernachlässigung versunkenen Bevölkerung der untern Klassen von seinen germanischen Stammgenossen in Amerika schon zu erfreuen hatte, wird dereinst wohl keine größeres Glück über dieselben germanischen Nationen verbreiten, als die Idee der Vereinigung von Distrikten, ja ganzen Provinzen zur gänzlichen Verbannung und Ausrottung des Gebrauches stark berauschender und destillirter Getränke, wie Rhum, Branntwein, Liqueurs, mit der seltenen Ausnahme, wo diese nach ärztlicher Vorschrift, gleich andern Giftarten, als Heilmittel empfohlen werden. Die großen Folgen, welche für die Sittigung, für die physische und moralische Erhebung der ärmern und mittlern Klassen unsers eigenen Volkes und unserer verwandten und benachbarten germanischen und slavischen Stämme aus der Vertreibung des Unheil verbreitenden Hanges zu destillirten Getränken erwachsen müssen, fallen schon bei oberflächlicher Betrachtung ins Auge. Es ist also verdienstlich, die Aufmerksamkeit Deutschlands auf das in den amerikanischen Freistaaten und nun auch schon in Schottland volksthümlich gewordene Institut zu wenden, das keinen geringern Zweck hat, als den Hang zur Trunkenheit gänzlich zu verbannen und somit der Gesellschaft einen neuen jugendlichen Charakter zu geben, der von den gröbsten Schlacken der menschlichen Leidenschaften frei seyn wird, die bis jezt den Grundstoff der Erniedrigung, der Laster und des Elendes so vieler Millionen unserer Mitmenschen bilden. Den Beobachter wird es Mühe kosten, ein Institut zu entdecken, das nächst der Einführung der christlichen Lehre eine unmittelbarere und wohlthätigere Wirkung auf die Erhebung und Civilisirung der geringern Volksklassen äußern könnte, als gerade jenes, und schon um deswillen verdienen die Mittel, die zu seiner so wunderbaren Verbreitung in kaum drei Jahren angewendet worden, eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit; sie zeigen uns zugleich den Mechanismus, den ein von allen naturwidrigen Fesseln befreites Volk, wie das amerikanische, zur Aufrichtung so großer moralischer Gebäude ins Werk sezt, ohne alle Einmischung von Regierungen, Behörden und öffentlichen Verordnungen, die doch gewöhnlich nur krüppelhafte Ergebnisse liefern und selten ihren Zweck erreichen. Vier Wege sind es, welche die Menschenfreunde in Amerika und Schottland zu gleicher Zeit einschlugen, um schnell und wirksam zu ihrem Ziele zu gelangen und die Pest der Trunkenheit auszurotten: 1) Vereine, 2) öffentliche Vorlesungen von Aerzten und Wundärzten über die Schädlichkeit des Gebrauches destillirter Getränke, 3) Verbreitung kleiner Schriften über denselben Gegenstand, mit anziehenden Nachrichten über die Fortschritte der gemeinsamen Arbeiten und bereits erzeugte Wirkungen, und endlich 4) reisende Agenten der Hauptvereine in den Städten nach allen Richtungen des platten Landes zur Bildung von Distriktsvereinen in den Flecken und Dörfern. Gehen wir nun auf einige Einzelnheiten über. Nachdem einmal die große moralische Wahrheit erkannt worden, daß der Gebrauch jener destillirten Getränke unverträglich mit den Fortschritten wahrer Civilisation sey und ihrem Endzwecke entgegenwirke, gingen die ersten Unternehmer des guten Werkes gleich von Anfang an mit keinem geringern Plane um, als die gänzliche Vertilgung des Uebels zu erreichen, und nahmen daher als einzig wahre und richtige Regel den Grundsaz an, daß jedes Mitglied ihres Vereins sich des Trinkens geistiger destillirter Getränke gänzlich und zu allen Zeiten enthalte. Mit einem Worte, Branntwein, Rhum und Liqueurs wurden mit einem allgemeinen Bann belegt. Biere und Weine sind zwar ausgenommen, allein in ihrem Gebrauche wird Mäßigkeit empfohlen, und die freiwillige Enthaltung von den ersteren Getränken gibt auch schon die Bürgschaft, daß ein Mitglied genug festen Willen besitzen werde, um auch beim Gebrauche der Biere und Weine nicht auf Abwege zu gerathen. Zur Beförderung des guten Zweckes waren die Geistlichen der Vereinigten Staaten und Schottlands, zu ihrem großen Lobe sey es gesagt, besonders thätig. In Schriften und auf der Kanzel, wie in ihrem persönlichen Verkehre mit den Familien ihrer Gemeinden, wandten sie ihren wohlthätigen Einfluß an, dem allgemeinen Feinde der häuslichen Glückseligkeit die Thüre zu verschließen; ihre Bemühungen hatten einen solchen Erfolg, daß viele Wirthe aus Gewissensbissen, daß sie eine unedle Handthierung trieben, die zur Erniedrigung und Entartung ihrer Mitmenschen führt, den Verkauf solcher Getränke gänzlich aufgaben. In jedem Staate der Union gibt es nun einen Haupt-Staats-Enthaltsamkeitsverein mit unzähligen Filialvereinen. Aus einem offiziellen Schreiben des Präsidenten vom Exekutiv-Ausschusse des Neuyorker Hauptvereins, Edward Delavan, vom 23. Februar dieses Jahres, an den Sekretär des Vereins für das westliche Schottland geht hervor, „daß zu Anfang dieses Jahres der Staat Neuyork allein ungefähr siebenhundert Gesellschaften *) mit hunderttausend eingeschriebenen Mitgliedern zählte, und daß eine gleiche Anzahl Personen sich zwar entschlossen haben, ebenfalls den Gebrauch der geistigen Getränke gänzlich aufzugeben, allein ihre Namen noch nicht eingetragen haben; daß dieser einzige Staat allein im vorigen Jahre über sechs Millionen Dollars durch den verminderten Gebrauch solcher Getränke erspart hat, und der wachsende Wohlstand der Einwohner jede Erwartung übertrifft. Der Originaltext möge hier eine Stelle finden, er lautet: „it is entirely past calculation to estimate the great increase of wealth to the State, in labour more usefully and more vigorously applied to every department of industry, und hier möge auch eine mir mitgetheilte Thatsache erwähnt werden, der wohl kaum etwas Aehnliches in der Geschichte der Menschheit zur Seite gestellt werden kann. Als die große presbyterianische Synode von Amerika, die über 2000 Gemeinden zählt, im Staate Neuyork vor zwei Jahren den außerordentlichen Erfolg dieser Gesellschaften und den Einfluß in Betracht zog, den sie auf den moralischen Charakter der Nation haben müssen, sezte sie durch einen einstimmigen Beschluß einen kirchlichen Feiertag auf den 4ten Januar 1829 fest, und lud ihre Gemeinden an diesem Tage zum feierlichen Gottesdienste ein, um dem Schöpfer für die Eingebung eines so großen Gedankens, zum Wohle des Staates und der Menschheit, ihren Dank abzustatten.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Im Mai dieses Jahres zählte Nordamerika 2009 Filialgesellschaften, die Berichte von ihrer Wirksamkeit einsendeten, mit 300,000 eingeschriebenen Mitgliedern.

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 192.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. August 1831.

Furchtbare Geißel, die ein schmutz'ger Dunst
Im Nilschlamm nährt und mehret, und der Süd,
Ein rascher Bote, auf dem Fittig bringt.

Barthélemy u. Méry.

Die Pest in Egypten

Nach Pariset.

Parisets, des Präsidenten der französischen ärztlichen Kommission in Egypten, Forschungen über die Pest sind von großem Interesse. Während eine bisher Europa fremde Seuche diesen Welttheil, Schrecken erregend, überzieht, zeigen sie uns die Hoffnung, daß es mit der Zeit gelingen könnte, jenen alten Feind der Menschheit auszurotten und einige der schönsten Länder der Welt wieder der Kultur zu gewinnen, was nun freilich gegenwärtig für uns, da wir jenen Feind nicht mehr, wohl aber einen andern fürchten, kein großer Trost ist. Bei der Menge von Schriften über die Cholera möchte es aber doch manchem Leser zur Erholung dienen, wenn er auch einmal von einer alten Geißel der Menschheit liest, bei der ihm das Herz nicht zu pochen braucht.

Schon Montesquieu und Volney haben behauptet, die Pest sey in Niederegypten einheimisch, sie stamme hier von der Zersetzung thierischer Stoffe in Folge der Ueberschwemmung des Nils und der großen Hitze. Pariset, der bekanntlich selbst in Egypten gewesen ist, um die Pest an Ort und Stelle zu studiren, nimmt nun diesen Satz wieder auf und sucht, gestützt auf die von ihm beobachteten Thatsachen, darzuthun, daß die Pest in Egypten erst seit der Zeit herrscht, da man die Sitte des Einbalsamirens aufgegeben hat. Die Verwandlung der Leichen in Mumien war nach ihm zugleich religiöser Brauch und Gesundheitsmaßregel; das jährliche Wiederauftreten der Pest ist rein lokal und hängt mit den Umständen zusammen, die an gewissen Orten der thierischen Fäulniß Vorschub leisten, und das einzige Mittel, diese Geißel der Welt auszurotten, wäre, daß man im neuern Egypten die Begräbnißweise aufgäbe, welche an die Stelle des Einbalsamirens und der Verwandlung der Leichen in Mumien getreten ist. Wir können dem Beobachter nicht in der vollständigen Entwicklung aller dieser Sätze folgen und beschränken uns auf das Hauptsächliche und allgemein Interessante.

In Egypten werden die Leichen fast durchaus nur sehr oberflächlich begraben. In den meisten Dörfern baut man die Gräber, dem Boden gleich, aus Backsteinen und kleinen Steinen mit ein wenig Kalk oder Lehm. Sie gleichen langen Backöfen, und die fast ganz nackten Leichen werden darin, wie die Brode, aneinandergeschichtet. In einigen Dörfern gräbt man aber tiefe Gruben, auf die Gefahr hin, daß sie mehrere Monate im Jahr unter Wasser stehen, während man in andern Ortschaften über der untersten Reihe der beschriebenen länglichten Backöfen eine zweite, über dieser eine dritte, eine vierte, und so fort aufbaut, so daß das Ganze am Ende eine Pyramide darstellt, welche die benachbarten Häuser überragt. Jeder Backofen oder vielmehr jedes Gewölbe hat einen offenen Eingang, meistens gegen Morgen. Zu Alexandrien und Cairo verfährt man etwas anders.

Was ist nun die Folge von dieser Verfahrungsweise? Der Wind, der Thau, der Regen, ja die Trockenheit selbst nagen an diesen Bauten, brechen sie auf, zerstören sie endlich ganz; es erheben sich nun daraus giftige Dünste; Millionen von Mücken nähren sich hier und beflecken dann mit der aufgesogenen Jauche alles umher, Lebensmittel, Kleider, Hanf, Flachs, Baumwolle; inokuliren sie in das Gesicht, die Hände, alle nackten Körpertheile überhaupt. Es ist erwiesen, daß Karbunkel, ja die Pest selbst Folge solcher Einimpfung waren. Troß der verpesteten Luft an solchen Orten, liegen Gattinnen, Mütter ganze Stunden auf diesen halboffenen Gräbern und beten, und Nachts scharren Hyänen, Schakals, Hunde den Sand und die Steine auf und zerreißen die Leichen. Endlich steigt der Nil bei seinem jährlichen Austreten häufig bis zu den Begräbnißplätzen der Dörfer, durchdringt das schlechte Bauwerk, reißt es ein und führt am Ende die Leichen mit sich fort.

Die Zahl und Größe dieser Begräbnißstätten ist natürlich verschieden nach der Bevölkerung. In einem Quartier von Kairo, das aus dreihundert, von Kopten bewohnten Häusern besteht, hat jedes Haus, dem Boden gleich, mehr oder weniger Grabgewölbe. Im Hause der berühmten koptischen Familie Galli zählte Pariset deren acht. In jedem Gewölbe liegen achtzig bis neunzig Leichen. Alle zwei, drei Monate öffnet man bald das eine, bald das andere, um neue Todte hineinzulegen. Diese Gewölbe befinden sich in einem Hofe in freier Luft; über zweien indessen, in denen dreißig Körper liegen mochten, wohnte eine Familie und war nur durch einen Bretterboden davon getrennt. Unter die Treppe von fünf oder sechs Stufen, die zu dieser Wohnung führt, hatte man eilf Kinderleichen gesteckt.

Wie mächtig aber auch diese schädlichen Einflüsse im Allgemeinen seyn mögen, so ist doch ihre Wirkung nicht an allen Orten gleich gefährlich. In Oberegypten z. B. und noch weit mehr in Nubien jenseits der Cataracten ist es, so schlecht es auch mit den Begräbnißstätten bestellt ist, so unregelmäßig auch die Eingebornen leben, und obgleich von Gesundheitspolizei gar keine Rede seyn kann, kaum möglich, daß sich die Pest von selbst entwickle, oder wenigstens, wenn dieß je der Fall ist, daß sie ansteckend werde. Alle jene Schädlichkeiten werden von dem herrlichen Boden, dem leichten Abfluß der Wasser, der dünngesäeten Bevölkerung und den mächtigen Luftströmen, welche bald in dieser, bald in jener Richtung das große Nilthal reinigend durchziehen, reichlich aufgewogen. Aber auf dem Delta, in Cairo ist es anders. Kein Jahr, keine Jahrszeit, kein Monat, ja keine Woche und kein Tag vergeht, wo sich die Pest nicht in einzelnen Fällen, und zwar in allen Graden, in allen denkbaren Gestalten zeigt. Ein Mensch, den man kennt, genießt der blühendsten Gesundheit, und wenige Stunden, nachdem man ihn noch gesehen, mitten in der Nacht, wird er von Kopfschmerz, Erbrechen, schwarzen Flecken auf der Haut befallen, fällt in Naserei und stirbt; ein anderer fängt plötzlich an zu husten, Blut zu speien, Pestbeulen brechen aus, und nach drei Tagen ist er eine Leiche. Man mag wollen oder nicht, man muß glauben, was in Egypten bereits sprichwörtlich geworden ist, nämlich: zu Cairo wird Jedermann, sogar in der allergünstigsten Jahrszeit, er sey Mann, Weib oder Kind, Eingeborner oder Fremder, woher er, wie seine Haut gefärbt, was sein Temperament oder sein Gewerbe seyn mag, Jedermann, sagen wir, bekommt früh oder spät, gut oder bösartig, die Pest; nichts vermag ihn vor dieser furchtbaren Probe zu schützen, und ein in Cairo angesessener Franke entgeht ihr fast nie.

(Der Beschluß folgt.)

Die schöne Alda.

(Beschluß.)

Hier ändert sich auf einmal, wie dieß oft in alten Chroniken geschieht, der Styl unserer Handschrift, die offenbar zur Ehre der Kirche und nicht zum Zeitvertreibe müßiger Leser geschrieben ist; sie erzählt nur noch kürzlich, in demselben Jahre (in welchem, ist niemals gesagt) haben die schöne Alda und Giacometto ihre Hochzeit gefeiert, und dann findet man sie nicht weiter erwähnt. In wenigen Worten wird hinzugesetzt, dieses Wunder habe großes Aufsehen in Piemont, Italien und Frankreich gemacht, und der hochwürdige Abt habe die Bestrafung der beiden Bösewichter verlangt, vom französischen Hofe sey aber, weit entfernt, daß dem Herzoge und Abte Genugthuung geworden wäre (daß man sie den Eltern und dem Mädchen schuldig gewesen, scheint die Chronik nicht zu glauben), sogar, es ist entsetzlich! das ganze Wunder geleugnet worden, was zu vielen neuen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Und so endet die Erzählung der Chronik, woraus wohl jeder verständige Leser mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit entnehmen kann, daß die jungen Leute lange und glücklich mit einander gelebt haben und endlich in Frieden dahingegangen sind. Diese Nachrichten suche ich immer mit besonderem Eifer, wenn ich mich für die Personen in einer Geschichte interessirt habe, und doch kommt es vor, daß sie nicht allein von rohen Chronikenschreibern, sondern selbst von den gebildetsten und erfahrensten Erzählern ausgelassen werden; vielleicht weil es ihnen unpassend und störend dünkt, nach der Hochzeit des Todes, wäre es auch in den mildesten Ausdrücken, zu gedenken. Mir scheint es dagegen, als ob man ohne dieß „und er endigte in Frieden" keinen Menschen vollkommen glücklich preisen könne. In unserm Falle bedaure

ich diese Nachläßigkeit des Schreibers um so mehr, da, die Wahrheit zu gestehen, andere Legenden und Sagen das Ende dieser Geschichte ganz anders berichten.

Erstlich erwähnt leider keiner dieser andern Berichte Giacomettos und seiner Liebe auch nur mit einem Wort. Zweitens lassen sie Alda nicht von dem Gipfel des Felsens, sondern aus dem Fenster herunterstürzen. Drittens setzen sie hinzu, sie habe, vom Hochmuthe verführt, Gott versucht, denselben Sprung noch einmal gemacht, und dafür den verdienten Lohn im Tode gefunden. Was nun die Hauptsache, den zweiten Sprung betrifft, so stelle ich mir die Sache so vor: da der Abt Genugthuung verlangte und die Franzosen sie verweigerten, das Hauptargument des erstern aber darin bestand, das Wunder zu versichern, und das der andern, es zu leugnen, so kamen beide endlich überein, es wiederholen zu lassen, wozu das Mädchen, das, wie wir gesehen haben, etwas zur Eitelkeit geneigt war, sich bereden ließ. Diese Auslegung scheint mir natürlich, und ich sehe nur eine Schwierigkeit darin, und diese ist, daß der liebende Giacometto seine Einwilligung zu der gefährlichen Probe sollte gegeben haben. Doch läßt sich auch dieses erklären. Wenige Monate nach der Hochzeit ging der unglückliche Gatte mit der Heerde zur Weide auf die hohen Alpen, und während er dort oben war, konnte jener Plan gelingen, der die arme Alda zum Tode führte. Diese Erklärung erhält noch mehr Wahrscheinlichkeit, wenn man der Erzählung eines Reisenden Glauben beimessen will, nach welcher auf einer jener einsamen Weiden eine Stelle ist, die der Führer den Reisenden unter dem Namen von Giacomettos Grab zeigt und sagt, es sey das Grab eines Alpenhirten, der sich dort einen Sommer lang aufgehalten und den man im Herbste vergebens erwartet habe. Im Frühjahr sey sein Leichnam unverlezt unter den Eisschollen gefunden worden, und in dieser Einsamkeit, wo er zu sterben gewünscht, liege nun der Jüngling begraben.

Politische Statistik.

Die größten Revolutionen, welche die neuere Welt erschüttert haben, sind im **Monat Julius** ausgebrochen. Am 4ten Juli 1775 die Revolution der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 14ten Juli 1789 Erstürmung der Bastille, das erste Hauptereigniß der französischen Revolution. 27ten Juli 1830 zweite französische Revolution. Juli 1571 Revolution der vereinigten niederländischen Provinzen. Am 9ten Juli 1762 stößt Katharina von Rußland ihren Gemahl vom Throne. Am 9ten Thermidor, 28ten Juli 1795, wird Robespierre gestürzt.

In keinem Monat sind wohl mehr entscheidende Schlachten geliefert worden als im Juli. Die Schlacht an der Allia, am 8ten Juli, hätte beinahe Rom den Untergang gebracht. — Die Schlacht bei Tiberias, am 5ten Juli, brachte das Königreich Jerusalem in die Hand der Ungläubigen und stürzte den unglücklichen Lusignan vom Thron. — Die Schlacht von Ouvigna, am 15ten Juli, jagte die Mauren aus Portugal und machte Alphons I. wieder zum Herrn seines Reichs. — Die Hoffnungen Jakobs II. wurden durch die Schlacht bei Boyne am 21ten Juli vereitelt. Sie sicherte dem Prinzen von Oranien den Besitz seiner Krone. — Die Schlacht bei Pultawa am 8ten Juli vernichtete die Macht Karls XII. und legte den Grund zu Peters großer Macht. — Am 22ten Juli gewann Karl Martell gegen die Sarazenen die Schlacht von Poitiers, welche Frankreich vom Joch des Islams, das ihm drohete, befreite. — Am 27ten Juli eroberte Philipp August bei Bovines seinen Thron und das vom Feinde überschwemmte Land wieder. — Gegen Ende des Successionskriegs gewann Marschall Villars am 25ten Juli jene Schlacht bei Denain, welche Ludwigs XIV. Waffen den Glanz wieder gab, den eine Reihe von Unfällen getrübt hatte. — Im Juli wurden die Schlachten bei Fleurus, Nerwinden und Lawfeld geliefert. — Am 2ten Juli nahm Bonaparte Alexandrien mit Sturm. — Am 5ten Juli 1799 die Schlacht bei Abukir; am 25sten Juli 1798 die Schlacht bei den Pyramiden. — Am 5ten und 6ten Juli 1809 die folgereiche Schlacht von Wagram. — Am 5ten Juli 1830 wurde Algier erobert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Den folgenden Brief Chateaubriands haben mehrere hiesige Journale mitgetheilt. Er wird, da wir Deutschen nicht nur, wie Chateaubriand selbst sagt, philosophisch und religiös, sondern auch sehr romantisch sind, auch in Deutschland Anklang finden.

An Frau v. ...

Genf, 11. Juli 1831.

Ich habe Ihnen gestern geschrieben, und hier ist schon wieder ein Brief; und worüber? Ueber St. Germain l'Auxerrois.

Am 14. Juli also soll, wie die Zeitungen sagen, mit der Abtragung dieses Gebäudes der Anfang gemacht werden. Wie schön ist es doch, die Wahlmonarchie mit der Zerstörung einer Kirche einzuweihen, mit kaltem Blut, mit Vorbedacht zu thun, was einst der revolutionäre Vandalismus in der Fieberhitze und unter Zuckungen that! Der Vergleichungen und Betrachtungen, die sich hier aufdrängen, möchten zu viele werden; nur ein Wort über die Sache. Weiß denn die Julirevolution nicht, daß ihr in Europa nichts mehr geschadet hat, als die Verheerung von St. Germain l'Auxerrois? daß die Völker, welche damals ohne Ausnahme für unsere Sache gestimmt waren, stutzig und in ihrer guten Meinung wankend geworden sind? Die Nichtintervention, der so schön Kraft gegeben wurde, hat vollends den Ausschlag gegeben. Seit vierzig Jahren klebt eine Handvoll Franzosen am unsinnigen Wahn, die religiösen Begriffe seyen gar nicht in Anschlag zu bringen, und am dummen Glauben, sie seyen überall

ab und todt, wie in ihrem eigenen beschränkten Gehirn. Sie vergessen, daß alle freien Völker, oder alle, die es werden wollen und mit uns in Verbindung stehen, religiös sind. In den Vereinigten Staaten zwingt einen das Gesetz, ein Christ zu seyn; in den spanischen Republiken ist die katholische Religion die einzige; nur in Mexiko hat man, glaube ich, einen Schritt zur Toleranz gethan. Die spanischen Cortes hatten die katholische Religion als die alleinherrschende anerkannt. Wenn Italien sich emancipirte, so bliebe es christlich. Belgien hat sich revolutionirt, um einen protestantischen König fortzujagen; trefflich ist allerdings die Wahl, wenn man jezt dem Lande einen englischen protestantischen Präfekten zum Herrn gibt. Das so philosophische Deutschland ist christlich, und was sind die Polen? Sie gehen in Kampf und Tod, den Namen der heiligen Jungfrau auf den Lippen. Skrzynecki trägt ein Scapulier und wallfahrtet. Wenn wir also Tempel verheeren, so ist dies Unwissenheit in der Geschichte und politischer Unsinn zugleich.

Gleich verdammenswerth ist die Sache hinsichtlich der Kunst. Wie! den Vandalismus von 93 müssen wir wieder erleben! Warum befolgt man meinen Vorschlag nicht, maskirt die Kirche mit Bäumen und läßt sie dem Louvre gegenüber, als Denkmal einer Kunstepoche, als sprechendes Zeugniß der Fortschritte der Kunst, stehen? St. Germain l'Auxerrois ist eines der ältesten Denkmäler in Paris; es gehört einer Zeit an, aus der fast gar nichts mehr vorhanden ist. Wo sind denn eure Romantiker hingekommen? Man legt den Hammer an eine Kirche, und sie schweigen stille! O meine Söhne, wie arg seyd ihr aus der Art geschlagen! Muß euer Grosvater allein seine schwache Stimme erheben und für eure Tempel sprechen? Ihr macht eine Ode, lebt sie wohl aber so lang als ein Spizbogen von St. Germain l'Auxerrois? Und die Künstler geben keine Bittschriften ein gegen solche Barbarei! Ich bin bereit, gleich dem geringsten Kunstgenossen, meinen Namen zu unterzeichnen. Zerstören ist leicht; dies ist schon tausendmal gesagt worden, und ich kenne keine Arbeiter, denen dies Geschäft flinker von der Hand geht, als die Franzosen; aber wiederaufbauen! was haben sie denn seit vierzig Jahren gebaut?

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Fortsezung.)

Die amerikanischen und schottischen Mäßigkeitsvereine.

Gerade an diesem Tag (1. Januar 1829) saß die Legislatur von Neuvork in dem Hauptsiz des Staates, Albany. Da machte ein Mitglied der Versammlung den Vorschlag, die Sizung aufzuheben, und einstimmig erhoben sich die Mitglieder beider Häuser, die Senatoren und Abgeordneten, und begaben sich in Prozession nach der Hauptkirche, um dort dem Gottesdienste und Dankfeste beizuwohnen und als Gesezgeber des Staates demüthig dem Urheber alles Guten für das sichtbare Fortschreiten der Nation auf dem Wege der höhern Moralität ihren Dank zu zollen. Wie klein erscheinen dem Weisen alle prunkvollen Ordensfeste oder römische, vom Aberglauben gestüzten Jubiläen der ältern Völker Europas gegen diese einfache, die reinste Religiosität athmende Feier der jungen Republikaner Amerikas!

Alle Versammlungen und Vorlesungen über diesen Gegenstand werden von Geistlichen stets mit einem kurzen Gebete für das Gedeihen des großen Werkes eröffnet und geschlossen, und die Prediger sämmtlicher dogmatischen Theoreme stehen hier als Brüder einer Kirche freundschaftlich vereinigt. Nicht minder thätig für das gute Werk sind die Aerzte durch populäre Vorlesungen. Unter den unzähligen kleinen, in der ganzen Union vertheilten Schriftchen, wovon viele seit einem Jahre hier in England zur Verbreitung nachgedruckt werden, liegen die äußerst anziehenden, von fünfundzwanzig Aerzten und Wundärzten Neuyorks abgegebenen Antworten auf einundzwanzig Fragen über die Wirkungen des Gebrauches destillirter Getränke vor mir, welche Fragen an sie am 11. Mai 1830 von der City Temperance Society von Neuyork gerichtet worden waren. *) Diese Flugschriften, spezielle Adressen an verschiedene Klassen der Einwohner, von den Schulkindern an bis zu den Branntweinverkäufern, Predigten u. s. w., alle für den einzigen Zweck abgefaßt, die gänzliche Verbannung des Branntweins zu bewirken, werden zu hunderttausenden vertheilt, und rechnet man hiezu die allgemeine, höchst löbliche Mitwirkung der öffentlichen Tageblätter, deren allein in dem Staate Neuyork jährlich fünfzehn Millionen Exemplare gedruckt werden, so darf man an die Ausführbarkeit jenes Vorsazes wohl glauben. Alle Gesellschaften gehen von dem richtigen Grundsaze aus, weniger auf die Umwandlung unverbesserlicher Trunkenbolde zu sehen, als auf die sogenannten mäßigen Trinker und die heranwachsende Jugend zu wirken. Daher auch die vielen Kindervereine, selbst in den Elementarschulen, die nach dem Muster der grössern ihren Präsidenten, Vizepräsidenten, Sekretär und Ausschuß wählen, alle Monate eine Sizung halten und ihr Miniaturprotokoll führen. Schon hat manches Kind durch sein Beispiel seine Eltern beschämt und reformirt, und die Wirkung auf die Sitten und gesellschaftlichen Bräuche in den Vereinigten Staaten zeigt sich sogar dem ungeübten Auge deutlich. Selten trat sonst ein Fremder in ein Haus, ohne daß man ihm gleich ein Glas Rhum reichte. Diese Sitte ist seit den lezten zwei Jahren ganz verschwunden, aus Furcht, man möchte beleidigen. Eine sehr große Anzahl Schiffe gehen nach allen Welttheilen, ohne mehr als eine oder zwei Flaschen Branntwein für den Medizinkasten, gleich andern Medikamenten, mitzunehmen. Den jungen Seeleuten wird dafür täglich eine Portion Cacao mehr und am Sonntage zwei Gläser französischen Weins zu ihrem Mahle gereicht. Ich selbst las den Brief eines Kapitäns aus Canton, der keine geistigen Getränke an Bord hatte, an seine Rheder in Salem: „Nie,“ sagte der gute Mann, „war ich glücklicher auf meinem Schiffe mit meiner Mannschaft; Jedermann scheint aufmerksamer, folgsamer und zufriedener zu seyn, und auf meiner ganzen Reise hatte ich keinen Kranken.“ Auch geht bereits die Regierung der Vereinigten Staaten auf eine Resolution des Kongresses mit dem Plane um, den Branntwein und Rhum bei der Kriegsmarine gänzlich abzuschaffen; auch unter den Soldaten, Lehrlingen und Farbigen haben sich Vereine gebildet, ja der Segen dieser moralischen Neuerung hat sich sogar schon über ureingeborne Stämme verbreitet.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Andere Reihen von Fragen durch gedruckte Umlaufsschreiben über die Folgen und die bereits erlangten Wirkungen des gänzlichen Aufgebens des Trinkens von Rhum und Branntwein wurden an verschiedene Stände gerichtet, nämlich vier an Verkäufer destillirter Getränke, sowohl im Detail als en gros, achtzehn an Seekapitäne und Schiffsrheder, neunzehn an Gewerbemeister und Gesellen, achtzehn an Privatleute überhaupt, wie z. B. Richter, Magistratspersonen, welche die Polizei der Stadt handhaben u. s. w. Die mannigfaltigen Antworten sind das schönste Monument, das der grössten Idee unserer Zeit gesezt werden konnte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. August 1831.

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz,
Wollt' edler sich als seine Treiber fühlen!

Schleifer.

Der Gefangene.

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Ist sie vom Wintertraum emporgesprungen,
Der ihren Busen deckte bang und kalt.
In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
Mit freundlicher, süßlockender Gewalt,
Daß ihres Nest's die Schwalbe nun gedenket,
Weit über's Meer zur trauten Hütte wallt;
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senket
Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden.
Mit Blüthen haben sich geschmückt die Bäume,
Daß sie zu Lieb und Sang die Sänger lüden.
Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blüthenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Wiederhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Heerde wieder,
Weithin ertönt der frohe Glockenschall,
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen.
Es sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein; der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf, und ruft ihn jubelnd wach;
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach;
Voll Sehnsucht harrt er schon der Alpenrose,
Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verschwendet rings die schönen Freudenloose;
Doch Einen weiß ich, der ihn darf nicht schauen,
Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,
Weil öde Kerkerwände ihn umgrauen,
Schmachvolle Fesseln ehern ihn umschließen.
Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen;
Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen,
Statt Nachtigallenlied und Taubengirren
Hört er die Wand sein Klagen wiederhöhnen,
Und, regt er sich, die Eisenkette klirren.
Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein süßer Tröster, sich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen,
Nur Nacht, nur Nacht, das schwarze Ungeheuer,
Hat man miteingesperrt zu diesem Armen.
In seinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnsucht nach so Manchem, das ihm theuer.
Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande,
Er flucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus;
Doch Hohngelächter rasseln seine Bande,

Und felsenfest verschlossen bleibt das Haus.
Ermattet sinkt er auf das faule Stroh,
Und bittrer Wehmuth weicht des Zornes Braus.
Dumpfschweigend sizt er da, und starret so
Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
Er konnte dessen haben keine Acht;
Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,
Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
Soll zählen er sie wohl nach seinen Thränen?
Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
Und hofft er dieß, es ist ein eitles Wähnen,
Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!“
So klangen seines Richters finstre Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern,
Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
„Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
„Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
„Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
„Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
„Ich klag' ob meiner Todesstunde nicht!
„Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerschwelle,
„O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen;
„So wie der müde Wandrer an der Quelle,
„Schlaf' ich an deinem süßen Strahlenbronnen,
„Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
„O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!“ — —
Warum hat der ein solches Loos gefunden? —
Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden,
Die Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen,
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen,
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod; — der Zwingherr hat es selbst geschrieben,
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch! —
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade,
Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
Und ihn nicht tödten plötzlich und gerade. —
Der Thor! er wollte Menschenliebe wagen,
Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zu Muthe,
Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
Das Kleid des Todten mit der Spur vom Blute,
Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte:
Also behagt' es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Thor,
Mit ihm zu gehen zürnend in's Gericht,
Die blut'ge Wahrheit ihm gehalten vor,
Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
Als sie geführt den vollen Freudenchor,
Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug;
Ich seh' das schlanke Reh im Dickicht lauschen,
Nun schrickt es auf, und fort ist seine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen,
Mit Blüthen und Gesängen die Natur;
Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
Daß sie verfolge Trauerscenen nur,
Und sich für Blumen sammle bittre Zähren,
Und in den Kerker hin zu Jenem wandre,
Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

N. Lenau.

Die Pest in Egypten.

(Beschluß.)

Von diesen einzelnen, von selbst entstehenden Pestfällen hat die Regierung gar gut Kenntniß; aber sie schweigt und achtet nicht darauf. Daß sie es weiß, das beweist, was ein Minister des Vicekönigs zu Pariset in Oberegypten sagte: „Sie suchen die Pest? die finden Sie in Cairo; dort ist sie allezeit.“ Was der Minister von Cairo sagte, gilt vom ganzen Delta, und namentlich vom untern Theile desselben. Man muß also, einstimmig mit den Aerzten der Bonapartischen Expedition, Desgenettes, Larrey u. s. w. anerkennen, daß die Pest in Egypten endemisch ist, daß sie hier selbstständig auftritt und sich aus eigenthümlichen Ursachen entwickeln würde, wenn die übrige Welt auch gar nicht vorhanden wäre. Dieses endemische Verhältniß der Pest, dieses selbstständige, immer heftige Auftreten wird durch bleibende und zufällige Umstände, durch Jahreszeit, Lokalität, ja durch Regierungsmaßregeln bedingt.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen ist die Ueberschwemmung des Nils. Man hat indessen die Pest auf zwei einander gerade entgegengesezte Wasserstände folgen sehen, auf einen sogenannten großen Nil und auf einen kleinen Nil. Nach einem kleinen Nil fällt die Erndte schlecht aus; die Konstitution der Eingebornen leidet dadurch und sie werden für die Krankheit empfänglicher. Dieß geschah im Jahr 1718. Erbittert durch die unmenschliche Behandlung der Großen, betete das Volk von den Minarets herab um die Pest; es wurde nur zu gut erhört. Diese Pest tödtete plötzlich; in kurzen fünfzig Tagen raffte sie zweimalhunderttausend Menschen dahin. Das Jahr darauf war sie in ganz Syrien und im folgenden zu

Marseille. Andernseits tritt auch die Pest so ziemlich regelmäßig nach einem großen Nil ein, weil dann der Fluß die Begräbnißstätten bedeckt, diese großen Niederlagen von thierischen Stoffen aufgewühlt und beim Ablaufen hat offen liegen lassen; so ging es in den Jahren 1800 und 1818. Unter allen mitwirkenden Ursachen aber erscheint als die unfehlbarste der Einfluß des Regens, der im Vierteljahre, wo schlechtes Wetter herrscht, namentlich im November, December und Januar, in Niederegypten und auch in der Hauptstadt fällt. Man kann von selbst abnehmen, welchen Einfluß dieser Regen äußern muß, und man wird zum voraus schließen, daß, wenn, im Verhältniß zu diesem Winterregen, sich die Pest merkbar entwickelt, die ersten Kranken im Februar, etwas früher, etwas später, vorkommen werden, und dieß ist auch wirklich der Fall. Nun steigt die Pest, erreicht ihre Höhe im März und April, hält sich darauf oder schwankt im Mai, nimmt ab und hört auf mit Ende Junius. Daraus ergibt sich zweierlei, einmal: dieser regelmäßige Gang widerspricht der Annahme der Einschleppung, wobei sich nie Regelmäßigkeit zeigt, durchaus, und dann: der Kamsin trägt nicht, wie manche Aerzte glauben, zur Erzeugung der Pest bei; denn der Kamsin bläst nur zwischen der Frühlingsnachtgleiche und dem Sommersolstitium.

Um ganz augenfällig zu beweisen, wie mächtig Lokaleinflüsse wirken, und daß die Pest in Egypten in Wahrheit von selbst entsteht, erzählt Pariset das folgende Faktum, das ihm von Augenzeugen berichtet worden ist, und das ihm für seinen Zweck durchaus entscheidend scheint. Im Winter von 1823 auf 1824 ließ der Pascha zu Keliub, einer kleinen Stadt, ein Paar Stunden von Kairo, eine Baumwollenfabrik bauen. Die Fundamente des Gebäudes liefen durch alte und neue Gräber. Eines Tags um Mittag beklagt sich ein Steinmetz über Kopfschmerz; man schickt ihn nach Hause; um vier Uhr ist er todt. Er wurde nicht besichtigt, aber acht Personen, die seine Familie ausmachten, starben am selben Tag Abends mit Pestbeulen. Bald war die Stadt angesteckt; von 5000 Einwohnern starben 2000. Das Uebel wurde nach Altcairo, nach Gisels, nach Bulak, endlich nach Cairo geschleppt, wo es 60,000 Menschen wegraffte. In diesem Jahre hatte man eine große Ueberschwemmung und starken Regen gehabt. Es ist zu bemerken, daß zu dieser Zeit die Pest nirgends in der Gegend herrschte und zu Keliub gewiß nichts von außen, weder von Cairo, noch von Alexandrien, noch viel weniger von Konstantinopel eingeschleppt worden war.

Die Pest hat seit ihrem Ursprung ihren Charakter lediglich nicht verändert; sie ist heute noch ganz, was sie zu Prokops und Justinians Zeit war. Warum sollte sie sich auch verändert haben? Die Ursachen sind fortwährend dieselben. Diese Ursachen, vom blinden Eifer erzeugt, wurden durch Fanatismus und Unwissenheit fortgepflanzt, Jahrhunderte lang verkannt und von den elenden Regierungen gleichsam gehegt. Wer sollte es glauben? vor Mehemet-Alis Regierung war jede große Pest für die Paschas eine Goldquelle; starb der Eigenthümer eines Dorfes, so fiel das Dorf dem Pascha heim, der dasselbe nun an einen andern Käufer abtrat. Es gibt Dörfer, welche auf diese Weise vier-, fünfmal in einer Woche verkauft worden sind, und es gab Pesten, welche den Paschas in wenigen Monaten Millionen eingetragen haben. Konnte man ihnen zumuthen, eine so einträgliche Landplage auszurotten?

Uebersieht man nun alle, von Pariset angegebenen Ursachen der Pest, so wird man zum Schlusse kommen, daß sie leicht in Egypten und in der Welt auszurotten wäre, wenn Egypten entweder zu seinen alten Gebräuchen zurückkehrte, oder aber, was gleichbedeutend wäre, mit den Leichen verführe, wie europäische Polizei es vorschreiben würde, d. h. wenn man im Innern des Landes gemeinschaftliche feste Gräber baute, für Orte aber, welche an die Wüste grenzen, in der Wüste selbst mit geringen Kosten einfachere Begräbnißstätten anlegte, und in beiden Fällen die Leichen mit Schichten von Soda, die ja der Nil selbst jährlich in unerschöpflicher Menge liefert, bedeckte.

Unendlich wären die Vortheile für Egypten selbst und für Europa, wenn dieses Land durch Ausrottung der Pest der Kultur wiedergegeben würde. Eine neue Zukunft eröffnete sich damit für Egypten und alle Länder. Denn sehen wir uns um in der Welt: Amerika entschlüpft unsern Händen; das Amerika, von dem uns ein gar zu breites Meer trennt, das eine drückende Last für Europa war, gehört fürder sich selbst an, und der Bürgerkrieg, der im südlichen Theile dieses Kontinents fortwüthet, wird uns auf lange Zeit seine Schätze entziehen. Um die unsrigen durch raschen Umtausch zu vermehren, bleibt uns blos noch die alte Welt, und Egypten — dies darf man behaupten — ist das einzige Band, das dieselbe zusammenhält. Dieses herrlich gelegene Land reicht die eine Hand Indien, die andere Europa, und ist ganz dazu gemacht, daß sich in seiner Blüthe die beiden Enden der Welt verschmelzen. Soll dies aber werden, so muß dieses Land vor allem aufhören, die Geißel der Welt zu seyn, vor allem muß es nicht mehr gefährlich seyn, darin zu wohnen. Dazu braucht es nichts als einige gute Gesetze; bald würden sich im Schatten dieser so natürlichen Gesetze seine unerschöpflichen Reichthümer in die Länder ergießen, und diese sie mit Dankbarkeit und Zutrauen aufnehmen. Wäre einmal das Land so gesund, wie es sonst war, so könnte es bald auch wieder das seyn, zu was es Alexander gemacht hatte; und auf die Plane dieses großen Mannes, auf diese Plane, die Bonaparte für Frankreich wiederaufgenommen hatte, führt uns gegenwärtig der Gang der Weltereignisse zurück. Und wem

gebührt es, den heiligen Kreuzzug gegen die gefährlichste Plage zu eröffnen? Frankreich. Das Recht dazu gibt ihm seine neue Kolonie. Die Barbarei in Afrika mit den Waffen in der Hand erdrücken, die Pest in Egypten durch die Macht der Vernunft ausrotten, dies sind zwei, einer großen, edelmüthigen Nation würdige Aufgaben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Ein Brief von Chateaubriand.

Man will eine Straße durchbrechen. Gut, fangt denn mit dem Abreißen an der entgegengesezten Seite vom Louvre, am Greveplaz, an; denn damit gewinnen wir Zeit; man braucht zwei, drei Jahre, vielleicht mehr, zum Durchbrechen; ist man dann endlich an St. Germain, so hat man indessen die Sache reiflich bedacht, und man kann nun besser sehen, wie sich das Gebäude selbst am Ende des Durchbruchs ausnimmt. Hindert es gar zu sehr, kann es ein für allemal nicht stehen bleiben, so weiß man, was man thut, wenn man es niederreißt, und braucht nicht zu fürchten, daß es einen reue. Dies ist der Rath der Vernunft. Warum will man voreilig ein Gebäude dem Boden gleichmachen, um das es einem einmal vielleicht Leid thut? Man hat die Bastille abgetragen, und mit Recht; die Bastille war ein Gefängniß; in St. Germain l'Auxerrois aber hat man meines Wissens nie Jemand eingesperrt. Was hat man aber auf der Stelle der alten Bastille errichtet? Erst einen Freiheitsbaum; den hat Bonapartes Säbel niedergehauen, um einem thönernen Elephanten Plaz zu machen, und was soll nun auf den Elephanten kommen? Alles dies war auf immer, auf Jahrhunderte, für die Ewigkeit, wie unsere Eidschwüre. Als Napoleon auf dem Karrouselplaz und an der Straße Rivoli arbeiten ließ, meinte er wohl die Vollendung seiner Pläne zu erleben; die Straße Rivoli sah Kaiserreich und Restauration dahingehen, ohne daß sie ausgebaut wurde. Wer steht dafür, daß die neue Monarchie an das Ende der Straße gelangt, die sie mit einem Trümmerhaufen eröffnen will? Wir Franzosen sind doch gar zu konsequent im Bösen und gar zu wenig logisch im Guten; unverständiger Troz hat in der Kirche St. Germain zu kirchenschänderischer Rache geführt; muß deshalb leztere durchaus fort und fort geübt werden? Können die Pariser keine Freude haben, wenn sie nicht Hausrath aus den Fenstern werfen oder öffentliche Denkmale niederreißen? Mehr Ehre hätten die Julinshelden davon, wenn man sie die gegen uns, mit unserm Geld gebauten Festungen erobern ließe, als wenn man sie an einer geplünderten Kirche ihren Muth kühlen läßt, in der ihnen nicht einmal ein Priester entgegentritt, sie zu vertheidigen. Werden wir in Zukunft nur dann den Hut in die Stirne drücken, wenn es gilt, gegen einen Vikar zu marschiren, oder gegen einen Glockenthurm Sturm zu laufen, und werden wir uns noch lange, den Hut in der Hand, die Grobheiten des Auslandes gefallen lassen? Es wäre sehr betrübt, wenn man den Einzug der Russen in Warschau am selben Tage erführe, an dem unsere Regierung in St. Germain l'Auxerrois eindränge. Was für zwei schöne Triumphe der Volksmonarchie!...

Sie werden lachen über meine Hize, Sie werden sagen: „Was geht das Sie an im Exil, einen Mann, der Frankreich vielleicht nie wieder betritt?“ Nein, so ist es nicht gemeint; ich bin Franzose mit Leib und Seele. Lassen Sie Frankreich ein großherziges politisches System annehmen, lassen Sie Krieg daraus werden, und Sie sollen mich kommen und das Loos meines Vaterlandes theilen sehen. Und wäre ich hundert Jahre alt, mein Herz schlüge noch für den Ruhm, die Ehre und die Unabhängigkeit meines Vaterlandes.

Chateaubriand.

London, Juli.

(Fortsezung.)

Die amerikanischen und schottischen Mäßigkeitsvereine.

Solch großes Werk, ein ganzes Volk von der moralischen Pest eines tief eingewurzelten, das häusliche Glück zerstörenden, dagegen Erniedrigung, Armuth, Verbrechen und Stumpfsinn befördernden Lasters zu befreien, konnte aber nicht blos durch Schriften oder durch Vorträge in den Städten allein erreicht werden, so wenig wie dadurch allein die Verbannung der physischen Pest der Kinderblattern hätte bewirkt werden können; es mußten Agenten gefunden werden, die, ganz von der Wichtigkeit der guten Sache durchdrungen, als Apostel derselben diese Reformation der Sitten den Bewohnern des platten Landes auch durch das lebendige Wort verkündigten, den Pächtern u. s. w. zur Bildung von Vereinen hülfreiche Hand leisteten und ihre ganze Zeit diesem schönen Amte widmeten. Zu diesem Endzwecke brachten die ersten Stifter der Newyork-State-Society durch freiwillige Beiträge eine sehr beträchtliche Summe zusammen, um aus den Zinsen dieses stehenden Fonds und andern jährlichen Beiträgen mehreren Agenten ihre Reisekosten und einen mäßigen Gehalt zu sichern, so lange sie sich dem Dienste der Gesellschaft widmen; auch ist die Zeitschrift Journal of humanity ganz diesem Gegenstande gewidmet, und wird allen Gesellschaften unentgeldlich zur Cirkulation an die Mitglieder und Andere abgeliefert. Die City-Temperance-Society, welche unter der State-Temperance-Society steht, zählt hinwieder nicht weniger als 25 Stadtdistriktsvereine in der Stadt Newyork selbst. Da die Mitglieder zu keiner Leistung oder Beitrag irgend einer Art verpflichtet sind, und nur ihr einmal durch ihre Handschrift gegebenes Versprechen zu halten haben, wo man denn die Namen der einflußreichsten Männer und der geringsten Handarbeiter friedlich nebeneinander stehen sieht, so sind die Agenten auch thätig, von den wohlhabendern Mitgliedern des Staates freiwillige Beiträge zur Bestreitung der Kosten einzusammeln, die besonders die Verbreitung von Schriften und Berichten verursacht.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 187:
Baumeister.

Charade.

1.

Was mit der Geißel fährt,
Spannt auch manch Pferdchen ein;
Was Niemand beißen will,
Und auch für Niemand seyn.

2.

Was in den hohlen Bauch
Nahrhafte Speise füllt,
Was sich zum Durste reimt,
Und doch den Hunger stillt.

Das Ganze.

Ich greife verkehrt die Sachen
All' an, und bring' Euch zum Lachen;
Hab' aber Brüder- und Schwesterlein,
Die bilden sich keine Verwandtschaft ein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. August 1831.

Würde die Leinwand von Gent, so viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, sie faßte die Streiche nicht alle.

Goethe.

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung v. Nr. 159.)

Dritter Artikel.

Wir sind am Schlusse des vorigen Abschnitts in unserer Analyse des altfranzösischen Gedichts bis zur zwanzigsten Branche gelangt und haben gesagt, von nun an werde die Satire direkter und wende sich oft gegen bestimmte Stände. Wir gehen nun in diesem Artikel die noch übrigen Kapitel des Gedichts und einige abgesonderte Romane, die vom Fuchs handeln, durch.

In der ein-und-zwanzigsten Branche läßt der König den Fuchs vogelfrei erklären. Dieser betet erst andächtig zu Gott um Schutz, dann schleicht er sich, vom Hunger getrieben, in das Haus eines Färbers, der gelb färben will und Alles dazu in Bereitschaft gesezt hat. Renart hat das Unglück, in den Kübel zu fallen, wo ihn der Färber findet und ihn tödten will. Der Schelm macht ihm aber weiß, er sey sein Handwerksgenosse und wisse mehrere Kunstgeheimnisse, die er ihm mittheilen wolle. Gutmüthig hilft ihm nun der Färber heraus; der Schalk ist ganz gelb geworden, gibt dem Handwerker seine Freude zu erkennen, daß er dadurch allen Leuten wie ein Wildfremder erscheine, und entwischt. Unterweges begegnet ihm Isengrin. Renart geht auf ihn zu, gibt sich für einen Engländer aus und erzählt, er sey von Räubern angefallen und geplündert worden. Er spricht fortwährend nur gebrochenes Französisch, mit Englisch untermischt, was gar possierlich klingt *). Der Wolf fragt ihn nach Renart und warnt ihn vor diesem; dann verspricht er ihm eine Laute zu verschaffen, wenn er mit ihm an den Hof ziehen wolle. Sie schleichen sich in die Wohnung eines Bauern, um das Instrument zu stehlen. Isengrin springt durch das offenstehende Fenster und reicht dem Fuchs die Laute hinaus. Dieser schlägt das Fenster zu, der Bauer erwacht davon und Isengrin rettet sich nur mit genauer Noth, durch den Haushund schwer verlezt.

In der nächsten Branche begegnet Renart noch immer als Spielmann (Iugléeur) verkleidet, der Frau Hermelin seiner Gemahlin, der Tybert, der Kater, gesagt hat, Renart sey gehängt. Sie will zu einer zweiten Ehe mit Poucet, dem Vetter des Grimbert, schreiten, und ladet den von ihr nicht gekannten Renart, der unterdessen die Laute hat spielen lernen, ein zu ihrer Hochzeit, wo es denn auch sehr lustig zugeht. Renart beschwazt den Bräutigam, auf dem Grabe der Henne Coupée, der Hei-

*) Hier einige Verse des englisch-französischen Kauderwelsch zur Probe:

Moi fot perdez tot mon gaaing
Et fot cerchier por un compaing,
Not fot més trover qui m'ensaing
Tres tot France et tot Engleter,
L'encerchier por mon compaing qer;
Or vodroi torner por rester
Ne sais més ou puisse querer.
Demore moi tant cest païs
Qu'i avoit trestot France pris etc. v. 12,114—22.

ligen, wo, wie er weiß, Fallen gelegt sind, zu beten und verheißt ihm großen Ehestandssegen dafür. Sie ziehen hin und der arme Poucet wird von den Bauern gefangen und getödtet. Renart kehrt zurück, gibt sich zu erkennen und wirft Hermelin und Frau Hersent, die er durchprügelt, aus dem Hause. Draußen erfolgt jezt heftiger Streit und Kampf zwischen beiden. Ein Pilgrim kommt dazu, trennt und versöhnt sie und bringt Hermelin zu ihrem Gatten zurück, der dieselbe in Gnaden annimmt.

Renart erscheint uns darauf in dem folgenden Abschnitte in Frieden lebend. Er rühmt sich seiner Gewandtheit, beschließt aber, seine Sünden zu beichten, und spricht deßwegen mit einem Landmann, der ihn zu einem frommen Klausner führt. Der Fuchs legt jezt vollkommen Beichte ab und erwähnt unter andern auch eines Streiches, den er der Wölfin gespielt hat, dessen aber im ganzen Roman nirgends Erwähnung geschieht. Wahrscheinlich ist die Branche, die denselben enthielt, verloren gegangen. Der Eremit legt ihm eine Wallfahrt nach Rom als Buße auf, und Renart macht sich auch in Pilgertracht auf den Weg, schlägt aber vorsichtig genug Nebenstraßen ein. Unterweges beschwazt er Belin, den Widder, mit ihm zu ziehen, was dieser auch thut. Sie treffen auch Bernard, den Erzpriester (Name des Esels), der sich ebenfalls zu ihnen gesellt. Nachdem sie den ganzen Tag gewandert, quält sie der Hunger sehr. Renart führt sie in die Wohnung seines Gevatters Primant, der aber nicht zu Hause ist. Sie essen und trinken dort im Uebermaß, werden lustig und guter Dinge und fangen an zu singen. Mittlerweile kommen der Wolf und die Wölfin heim und hören schon von Weitem den Lärm. Die Wölfin guckt durch die Spalte und sieht die Bescheerung, die drei Pilger haben aber die Thüre wohl verwahrt; der Esel öffnet nun auf Renarts Rath ein wenig die Thür und klemmt den Wolf, der den Kopf hindurch steckt, ein. Belin ermangelt nun auch nicht, dem Wolf weidlich mit Stößen zuzusetzen. Hersent eilt jezt in den Wald und holt mehr als hundert Wölfe zur Rache herbei. Renart und seine Gefährten erklettern einen Baum, was den lezteren zwar viele Mühe macht, ihnen jedoch endlich gelingt. Die Wölfe lagern sich unter dem Baum. Esel und Widder finden sich in einer sehr unbequemen Stellung, wollen sich umdrehen, fallen herab und erschlagen im Fall sechs Wölfe, worüber die andern so erschrecken, daß sie davon laufen. Die drei Wallfahrer sind jezt befreit, haben aber das Pilgerthum satt und kehren nach Hause zurück, nachdem Renart noch bemerkt hat, daß es ganz überflüssig sey und mancher Pilgrim schlimmer zurückkehre, als er war, da er auszog *).

In der folgenden Branche wird wieder die Hofhaltung des Königs geschildert. Der verstümmelte Isengrin erscheint und wird von den Thieren geneckt. Er beklagt sich bei dem Könige, daß er auf Renarts Betrieb seinen Schweif verloren habe, und nicht mehr wisse, wie er sich im Sommer die Fliegen vom Leibe halten solle. Nobel läßt, da noch andere Thiere die Klage unterstützen, obwohl er den Wolf verspottet, den Renart durch Grimbert vorladen, und dieser stellt sich, wenn gleich mit Zagen. Der König droht ihm sehr und überschüttet ihn dabei mit Sprichwörtern *), worauf denn der Fuchs sich sehr demüthig stellt und sich vertheidigt, besonders aber hervorhebt, daß er, um dem Könige zu dienen, in Salerno und Montpellier **) Arznei studiert habe. Der König hält ihm jezt alle seine Schelmenstreiche vor, der Reihe nach, und Renart vertheidigt sich, kurz diese ganze Branche gibt uns das lebhafteste Bild des damaligen Verfahrens vor Gericht. Endlich wird beschlossen, daß ein Zweikampf zwischen dem Fuchs und dem Wolf entscheiden solle als Gottesurtheil. Beide stellen sich nach den gehörigen Vorbereitungen wohlbewaffnet ein, und der Kampf geht mit allen bei einem Gottesgerichte üblichen Feierlichkeiten vor sich. Renart scheint Anfangs zu siegen, unterliegt aber und soll nun gehängt werden. Da verwendet sich der Esel, Bernard der Erzpriester, für ihn bei dem Könige und verspricht ihn zum Mönch in seinem Kloster zu machen. Der Schelm zieht mit Bernhard nach der Begnadigung des Königs ab und beträgt sich Anfangs musterhaft im Kloster; später aber kann er seine Tücken doch nicht lassen und frißt seinen Confratern die Hühner auf. Sie stoßen ihn daher aus dem Kloster, und Renart kehrt wohlgemuth zu Frau Hermelin zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Tiex est revenus sept sainz
Qui est pires qu'il ne fu ainz. v. 13457.

*) Nés meintes foiz as oï dire
Qu'après grant joie vient grant ire,
Et après Noël vente bise.
Tant va pot à l'eve que brise. v. 13647 — 50.

**) Diese Branche ist also beträchtlich jünger als die vorhergehenden, da Montpellier 1196 gestiftet, erst 1289 von Nikolaus IV. bestätigt wurde.

Das Klima von Europa und das Klima von Asien.

Es ist bekannt, daß unter denselben Breiten das Klima in Europa im Durchschnitt ungleich milder ist als in Asien, und auch die Ursachen dieser Erscheinung sind schon vielfältig besprochen worden. Indessen dürfte es doch den Lesern interessant seyn, zu hören, was Alexander v. Humboldt nach den auf seiner lezten Reise in Asien gemachten Beobachtungen über diesen Gegenstand sagt. Er hat das Folgende in der Pariser Akademie der Wissenschaften als Einleitung zu den in Nro. 189. mitgetheilten Ansichten über die im Boden von Nordasien eingefrornen antediluvianischen Thiere vorgelesen.

Die erste Grundlage der Climatologie ist die genaue Kenntniß von den Unebenheiten der Oberfläche eines Kontinents. Ohne diese Kenntniß schreibt man der Höhe über dem Meere zu, was Wirkung ganz anderer Ursachen ist, welche machen, daß in tiefen Gegenden, d. h. auf Ebenen, welche wie die Fläche des Weltmeers gekrümmt sind, unter denselben Breiten nicht überall gleiche Wärme herrscht. Wenn man aus dem Nordosten von Europa sich in das nördliche Asien jenseits des 46 oder 50sten Breitegrades begibt, so trifft man zugleich eine Verminderung in der jährlichen mittleren Temperatur und ungleichere Vertheilung dieser Temperatur unter die verschiedenen Jahreszeiten.

Europa ist vielfach ausgezackt, an manchen Stellen treten tiefe Busen ins Land; es ist im Grund nur eine an Asien angehängte Halbinsel und verhält sich zu Asien, wie die Bretagne, welche milde Winter und keine heiße Sommer hat, sich zum übrigen Frankreich verhält. Die vorherrschenden Winde in Europa sind die Westwinde, und für die westlichen und Binnenlande unseres Welttheils sind dieß Seewinde, d. h. Luftströme, welche mit einer Wassermasse in Berührung gekommen sind, deren Temperatur unter dem 45 und 50sten Breitegrad sogar im Januar nie unter 9° der hunderttheiligen Skale fällt. Ferner steht Europa unter dem Einflusse eines breiten tropischen Landgürtels, nämlich Afrikas und Arabiens, eines Erdgürtels, der durch das Abprallen der Sonnenstrahlen weit mehr erhizt wird als eine gleich große Fläche von Wasser unter derselben Breite, wodurch dann mittelst der aufsteigenden warmen Luftströme große Massen erwärmter Luft über die nördlicher gelegenen Länder geführt werden. Noch andere Umstände, welche auf das Klima in Europa, wenn man es in seinem allgemeinen Umriß und als westlichen Anhang von Asien betrachtet, günstig einwirken, sind bisher nicht gehörig beachtet worden, nämlich seine geringere und ungleichförmige Ausbreitung gegen Norden und seine schiefe Richtung von Südwest nach Nordost. Es liegt auf diese Weise dem weiten Golf, welchen die warmen Wasser des Golfstroms in dem Polareis bilden, gerade gegenüber, und seine Küsten werden somit, wenigstens an den beiden westlichen Drittheilen, das heißt, so weit das Land eine eigentliche Halbinsel bildet, von freiem, offenem Meer bespült; denn im östlichen Drittheil, wo es breiter wird und mit Asien verschmilzt, nimmt es ganz den klimatischen Charakter des leztern Landes an.

Das Festland von Asien breitet sich von Ost nach West um den 70sten Grad dreizehnmal weiter aus als Europa. Ueberall erreichen seine nördlichen Küsten nicht allein die Wintergrenze des Polareises, sondern sogar die Sommergrenze, wenige Punkte und nur ganz kurze Zeit im Jahre ausgenommen. Die Nordwinde, welche in den offenen Ebenen westlich vom Meridian des Baikalsees bis zum 52sten Grad der Breite, und westlich vom Meridian von Bolor bis zum 40sten Grad von keiner Bergkette aufgehalten und gebrochen werden, streichen über eine mit Schnee bedeckte Eisfläche, welche das Festland gleichsam bis zum Pol fortsezt. Andernseits liegen zwischen den Meridianen, welche diesen Kontinent östlich und westlich begrenzen, unter der eigentlichen heißen Zone nur sehr wenige Länder. Der Aequator selbst trifft nur einige Inseln, Sumatra, Borneo, Celebes, Gilolo; im übrigen läuft die Aequinoriallinie auf diesem ungeheuren Strich nur durch den Ocean, und die Folge davon ist, daß für das asiatische Festland im gemäßigten Landstrich jene aufsteigenden warmen Luftströme wegfallen, welche Afrika Europa zusendet. Weitere Ursachen, welche auf Asien erkältend wirken, sind folgende: 1) Das Lageverhältniß zu Europa, mittelst dessen lezteres sämmtliche Westküsten hat, welche in den gemäßigten Landstrichen immer und überall wärmer sind als die Ostküsten. 2) Sein Umriß, indem es nördlich von 35 Grad weder beträchtliche Meerbusen, noch bedeutende halbinselförmige Ausläufer hat. 3) Die Gestalt seiner Oberfläche, indem einerseits Bergketten streichen, welche in weiter Erstreckung die Südwinde aufhalten, andernseits eine Reihe von Hochebenen sich von Südwest nach Nordost erstreckt, auf welchen der Schnee bis tief in den Sommer liegen bleibt und die durch niedergehende Luftströme die Temperatur der Länder, an die sie stoßen, herabdrücken.

Diese Kontraste zwischen Europa und Asien werden besonders ostwärts vom Meridian von St. Petersburg, da wo der Kontinent von Europa sich an das nördliche Asien in der Erstreckung von zwanzig Breitegraden anschließt, merkbar. Das östliche Europa und ganz Asien (nördlich vom 35° der Breite an) haben ein ausgesprochenes kontinentales Klima, wenn man demselben ein Insel- und Westküstenklima entgegensezt; sie haben in Folge ihrer Gestalt und Lage, nach ihrem Verhältniß zu den West- und Südwestwinden, ein excessives Klima, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das heißt, sehr heiße Sommer und dabei sehr strenge Winter. In Astrachan gibt es so schöne und so reife Trauben, als in Italien und auf den kanarischen Inseln, und doch fällt daselbst, ja noch südlicher, in Kislar, unter der Breite von Avignon, Winters das hunderttheilige Thermometer häufig auf 28 und 30 Grad unter Null.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

Stimmung hinsichtlich der Missionen und des gegenseitigen Unterrichts.

Es gibt wenige Städte auf dem Kontinent, wo für evangelische Missionen und Bibelgesellschaften ein so großer Eifer gewesen wäre, als in Genf. Wie der unbändige Enthusiasmus für die Griechen, so hat sich auch dieser gelegt, oder er ist so zu sagen aus der Mode gekommen, denn man

denkt nun ruhiger darüber nach. Man hat bisher eine unglaubliche Menge Bibeln in allen Sprachen nach allen Weltgegenden gesendet. Es sind große Summen zu diesem Behuf verwendet worden, ohne daß man den rechten Zweck erreicht hätte. Dies sieht man hier allgemein ein. Die meisten Bibeln werden nicht gelesen und nur sehr wenige bringen das Gute hervor, das man damit beabsichtigte. Dies ist auch ganz natürlich und man hätte es vorhersehen können, wiewohl wir in unserer gesellschaftlichen Stellung nicht recht begreifen, wie die Bibel auf Menschen wirkt, denen alle vorgängige Erziehung und Bildung fehlt und denen sie nicht erklärt und ausgelegt werden kann, kurz auf Menschen, für die alles darin neu, fremd und unfaßlich ist. Die Mahomedaner urtheilen ungünstig über die Bibel, und nur durch besondere Erklärungen und Auslegungen kann man sie widerlegen. Diese Kommentarien stehen aber nicht in der Bibel; sie sind indessen so unentbehrlich, daß Viele glauben, diese Erklärungen, Auszüge und Umschreibungen allein seyen zweckmäßiger und nützlicher als die Bibel allein, und diese sey nicht eher nützlich, als bis ihr Unterricht und Bildung vorausgegangen seyen. In dem englischen Indien sind, den Zeitungen nach, eine Menge Bekehrungen gemacht worden; alle Engländer aber, die an Ort und Stelle gelebt haben, stimmen darin überein, daß sie viel zu schnell, zu früh und zu unvorbereitet vorgenommen worden sind, weil den Missionären großentheils nur an der Zahl gelegen war, die sie mit einem gewissen Stolz einander vorhalten und an ihre Kommittenten berichten, ohne an die Gründlichkeit der Bekehrung zu denken. Man hat hiernach die Nothwendigkeit erkannt, ein anderes System für die Missionen einzuführen. Vor allem müssen die Wilden den Sinn für Eigenthum bekommen. Das Bemühen der Missionäre wird aber in dieser Beziehung so lange einen geringen Erfolg haben, als die Fürsten des Landes keine bessere gesellschaftliche Ordnung in ihren Ländern einführen. Aus dem Sinn für das Eigenthum wird der Sinn für Arbeit und Fleiß hervorgehen; dann erst wird sich der Hang zum wilden Herumziehen legen, der dem Christenthum so entgegen ist. Nach dieser Vorbereitung zur sittlichen Besserung kann die Bibel mit Nutzen folgen, weil es den neugestalteten Menschen leichter werden wird, sie zu verstehen. In China und in Japan hat die übereilte Einführung des Christenthums so nachtheilige Folgen gehabt, daß alle Orientalen ängstlich darüber werden mußten. Es ist nicht leicht, ihnen die Verschiedenheit der christlichen Sekten begreiflich zu machen; und unfaßlich wird ihnen immer bleiben, wie deren Feindseligkeiten und Gehässigkeiten unter einander aus der Religion der Liebe, Sanftmuth und Duldung hervorgehen können. Eine Menge namhafte und ausgezeichnete Reisende haben aus den verschiedensten Ländern sehr Ungünstiges über die Sitten und das Betragen der englischen Missionäre berichtet. Die genauesten Angaben haben wir darüber aus St. Mary, aus vielen Theilen des innern Afrikas, aus Senegambien und den Küstenländern, desgleichen aus Virginien und dem Innern Nordamerikas; Gleiches zeigt sich auf den Inseln der Südsee. Bei diesen Erfahrungen und Klagen ist's nicht zu verwundern, daß unsere scharf und treffend urtheilenden Genfer kalt gegen das so übelbestellte Missionswerk und gegen die Bibelvertheilung werden.

Eine ähnliche Erscheinung, wo unbegrenzter Enthusiasmus in Gleichgültigkeit, ja in Abneigung übergeht, zeigt sich hier hinsichtlich der Lancasterschen Lehrmethode oder des gegenseitigen Unterrichts. Unsere Akademie, die sich wenig um die öffentliche Meinung und die Fortschritte in nicht französischen Ländern bekümmert, hat beschlossen, diese Methode in den untern Klassen des Kollegs oder des Lyceums einzuführen. Dagegen sprach sich allgemeine Unzufriedenheit aus, und ein tüchtiger, erfahrener Schulmann erklärt sich in einer gründlichen Schrift dagegen. Die Lancastersche Methode mag für die niedrigste Volkserziehung in volkreichen Ländern, wo erst der Unterricht beginnt, Nutzen haben, für das civilisirte Genf taugt sie nichts, oder wenn sie hier nützen soll, muß sie wenigstens mit einer andern Lehrart verbunden und durch diese gleichsam neutralisirt werden. Der Unterricht ist hier Monitoren anvertraut, die auch Kinder sind; wie können diese mit Ernst und Strenge auf Respekt und Aufmerksamkeit in ihren Kreisen dringen? Oft wissen sie nicht einmal recht, was sie lehren, sondern folgen nur mechanisch ihren gedruckten Uebersichten und Schemas. An dem Eindringen, Begreifen und Verdauen des Unterrichts liegt ihnen natürlich nichts, weil sie selbst keinen Begriff davon haben. Bisweilen lassen sie sich auch durch kleine Geschenke bestechen oder durch Drohungen einschüchtern; dies wird ihnen bei erster Gelegenheit von den immer scharf sehenden Kindern vorgeworfen, und diese verlieren damit alle Scheu. Dies ist ein großer Uebelstand, der höchst nachtheilig auf die Moralität der Kinder wirkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Die amerikanischen und schottischen Mäßigkeitsvereine.

Schottland hat das Werk mit einem den Schotten eigenthümlichen Enthusiasmus begonnen, und es breitet sich jetzt über ganz Großbritannien aus. Die medizinischen Fakultäten jenes Landes wetteifern mit der Geistlichkeit, den Fabrikherrn und einflußreichen Landbesitzern, unter allen Klassen das Werk zu fördern; auch sieht man schon nach allen Seiten, auf den Universitäten wie in den Regimentern, in den Schulen wie in den Werkstätten, in den Städten wie auf dem Lande, Vereine entstehen. Sehr viele Wirthe haben ihr Branntweinschenken ganz eingestellt und dafür sogenannte Temperance-Kaffeehäuser errichtet, wo die Einkehrenden neben Erfrischungen aller Art, mit Ausnahme destillirter Getränke, alle auf die Temperance-Gesellschaften bezüglichen Schriften und Journale finden. Anfangs Juni d. J. zählte Schottland schon 181 Vereine mit 41,581 eingeschriebenen Mitgliedern. In vielen Distrikten hat die Konsumtion der starken Getränke sich auf die Hälfte vermindert, dagegen die des Fleisches, Brodes und anderer Bedürfnisse in demselben Grade vermehrt. Freiwillig kamen verheirathete Frauen zu Magistratspersonen mit der Erklärung, daß ein neuer Himmel ihnen aufgehe, seitdem ihre Ehemänner sich jenen Vereinen angeschlossen; häuslicher Frieden, reichlichere Nahrung, bessere Kleidung und größere Aufmerksamkeit auf die Kinder waren die segensreichen Folgen dieser Umwälzung. Schon machen diese Vereine auch hier große Fortschritte, und in wenig Jahren wird es in England kaum ein Dorf geben, das nicht seine Gesellschaft hat. Möchte doch mein geliebtes Vaterland, das so empfänglich für alles Gute ist, bald das große Beispiel mit Eifer nachahmen. Mittel- und Norddeutschland bedürfen dieser moralischen Reformation gar sehr. Nur mögen die Staatsbehörden mit ihren leidigen Regierungsverordnungen sich nicht darein mischen; diese können der guten Sache nur schaden; ein Volk, das verfassungsmäßige Freiheit haben will und fest entschlossen ist, seine Rechte zu bewahren und zu vertheidigen, muß freiwillig und aus sich selbst sich Bürgschaften geben können, besser und kräftiger werden zu wollen; es wird dann auch mit größerer Besonnenheit und mit festerer Kraft seinen Heerd und sein Vaterland gegen jeden äußern Feind zu vertheidigen wissen. R—s.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. August 1831.

Wie Vogel singt in Lüften,
Ausströmt die Blum' in Düften,
Strömt aus, o Herz, dein Leid.

Justinus Kerner.

An den Schmerz.

Knaben, singt ein Lied der Freude,
Beugt ihr, Jünglinge, das Knie,
Und der Glückliche vergeude
Seines Weihrauchs Duft für sie!
Kränze bringt den Sorgentödtern,
Liebe, Wein, Gesang und Scherz!
Männer knien vor höhern Göttern,
Und der Gott der Zeit ist Schmerz!

Weich, auf sammtener Sandale,
Tanzt der Freude Lieblingssohn
Durch des Lebens Blumenthale
Mit Gesang und Flötenton.
Linde Maienlüftchen kühlen
Seiner Wangen Rosenpaar,
Seiner Stirne Gluth, und wühlen
Durch sein salbenduftend Haar.

Doch Gewitter hangen nieder,
Und des Sturms Empörung schnaubt
Mit umnachtendem Gefieder
Um des edlen Dulders Haupt,
Der, wenn gegen die Dämonen
Seine starke Seele ringt,
Göttern selbst auf ihren Thronen
Ein erhabnes Schauspiel bringt.

Wie der Aar am Felsenkamme
Ruhig horstend, dem Orkan,
Wie der Edelstein der Flamme,
Also trozt dem Schmerz der Mann.
Der Verklärung Glorie leuchtet
Von des Siegers Angesicht,
Und kein feiger Thau befeuchtet
Seiner Augen Sternenlicht.

Schmerz, du Erbtheil großer Seelen,
Bronnen, der vom Himmel quoll,
Drin des Ringers Herz sich stählen,
Tauf' und Weihe nehmen soll,
Aus des Weihebronnens Schatten
Gehn die Lieblinge hervor,
Die, als Thäter großer Thaten,
Das Verhängniß sich erkor.

Führ' ihn, der im Schooß der Lüste
Es vergaß, ein Mensch zu seyn,
Schmerz, durch deine Dornenwüste
Führ' in unsern Bund ihn ein,
Und der Stolz wird fromm, der Wilde
Legt die Keule aus der Hand,
Die das Kind des Schmerzes, Milde,
Menschlich rührend ihm entwand.

Wenn der Geist mit bangen Fragen
Seiner Forschung Born geleert,
Und mit düsterem Verzagen
Heim vom Nil und Ganges kehrt,
Wenn er, was im Schöpfungskranze
Athmet, als verwaistes Glied,
Aber nicht den Ring ums Ganze,
Des Erbarmers Liebe sieht:

Sieh — da naht, wie Noah's Taube,
Der Verirrten Freund, der Schmerz,
Und mit hoffnungsgrünem Laube
Sinkt der Friede an sein Herz;
Und er sieht nun Steg und Pfade
Aufgehellt, — nun knüpft ein Band
Tellus nächtliches Gestade
An der Sterne heitern Strand.

O so gönnet ihre Trauer,
Gönnt der Seele ihren Flor,
Männerschmerz blickt mild aus grauer
Wolkendämmerung hervor.
Ach, es wecken nicht die Loose
Kleiner Selbstsucht diesen Schmerz;
Nein, der Menschheit blut'ge, große
Wunde spaltet uns das Herz!

Doch, wenn sie nicht länger schliefe,
Des Vergelters Rächerhand?
Wenn es: wappnet euch! uns riefe?
Wenn es klang' im Vaterland:
Jetzo gilts in heißer Stunde
Kampf und Sieg im Schlachtgefild,
Oder mit der Todeswunde
Lächelnd ausruh'n auf dem Schild?

Ha! dann klängen unsre Lieder,
Unsrer Schwerter Wetterschein
Jagte seine Schrecken wieder
In des Zwingherrn kalt Gebein,
Und die Schrift, aus Gluth gezogen,
Flammt' an seines Zeltes Wand:
„Gott ist's, der dich Mensch! gewogen,
„Und der dich zu leicht erfand!"

Schön ist's, wenn Drommeten schallen,
Wenn der Schlachtgesang ertönt,
Für sein Vaterland zu fallen,
Einzuschlummern — ruhmgekrönt!
Aber nicht auf tiefern Stufen
Ruhn sie, und nicht minder schön,
Die ihr Schmerz, ihr Gott, berufen,
Unterdrückten beizustehn!

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Es folgt jezt eine Episode, welche einen andern Verfasser hat, der sich einen Priester von La Croix en Brie nennt, und sein Gedicht, sein Erstlingswerk, wie er sagt, wahrscheinlich in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts schrieb, wenn wir mit Méon annehmen dürfen, daß der, Vers 16136 erwähnte Graf Thibaut der bekannte Graf und Dichter Thibaut von Champagne und Brie (geboren 1201, gestorben 1253) ist. Der Schwank, den er vom Renart mittheilt, ist nicht übel erfunden, aber entsetzlich weitschweifig erzählt, vorzüglich sind die Reden und Gegenreden sehr lang, und so umfaßt diese Branche allein 2360 Verse, von denen fast die Hälfte überflüßig ist. Ein Bauer, Hiétart, ist unzufrieden mit den Leistungen seines Ochsen Rogel und wünscht, der böse Bär möge ihn fressen. Bruns, der Bär, ist in der Nähe und bittet sich den Ochsen aus. Der Bauer, voll Furcht, erlangt von ihm Aufschub bis zum folgenden Morgen. Renart trifft den trostlosen Landmann und gibt ihm einen guten Rath, sich von Brun zu befreien, wofür ihm dieser einen Hahn als Belohnung verspricht. Die List, die Renart vorgeschlagen, gelingt; Brun wird getödtet und als ein guter Braten bei Nachtzeit von dem Bauer nach Hause geschleppt, wodurch dieser sehr wider die überaus strengen Jagdgesetze verstößt, da ein Bär zum Hochwild gehört. Renart bittet sich nun vom Bauern seine Belohnung aus, wird aber verhöhnt und hintergangen. Er läßt nicht ab von der Forderung, sie stellen sich wechselseitig Fallen, wobei Thimers, der spanische Esel des Lintart, der auch einen Schalksstreich gegen Renart in Ausführung bringt und die Frau Hermelin fängt, am Ende die Zeche mit dem Verluste seines Schenkels bezahlen muß. Renart droht darauf dem Bauern, den von ihm verübten Jagdfrevel bei dem Grafen Thibaut anzuzeigen, und erpreßt dadurch alle Hühner und Gänse, die er nur verlangt, von ihm, nachdem sie wieder Freunde geworden sind.

Die nächste Branche enthält von Neuem eine Wiederholung des schon öfter da Gewesenen. Renart ist wieder bei dem Könige verklagt worden, dieser hat wie immer einige Thiere hingeschickt, um ihn zu holen, die aber, wie gewöhnlich, von ihm geprellt werden, bis ihn denn am Ende der Dachs Grimbert herbeischafft. Die Gefoppten sind hier der Hund und der Hirsch. Aus Aerger über den Fuchs ist der König krank geworden, Renart, der ein Arzt ist, wird zu Rath gezogen und verordnet allerlei, wozu besonders diejenigen Thiere, denen er nicht hold ist, Theile ihres Körpers hergeben müssen, wie z. B. der Wolf sein Fell u. s. w. Es gelingt ihm jedoch, Nobels Gesundheit herzustellen. Aus Dankbarkeit läßt er ihn mit einem großen Gefolge sicher nach seiner Burg, die in dieser Branche

durchweg Terouane heißt, und nicht, wie früher, Malpertuis, zurückbringen. Der Dichter hat sich nirgends genannt.

Ein nicht unwitziger, aber höchst unsittlicher Schwank, der in jeder Hinsicht ein hors d'oeuvre ist, füllt die folgende Branche. Wir übergehen sie mit Stillschweigen.

Als Verfasser des nächsten Abschnitts nennt sich am Schlusse desselben, V. 21966, Richard de Lison. Man weiß jedoch weiter nichts von ihm, als aus einer Variante dieses Gedichtes, daß er aus der Normandie war. Er sagt, daß die neue Geschichte, die er mittheilen wolle, lange verloren (adirée) gewesen sey, endlich aber einen Meister gefunden habe, der sie in das Romanische übersezt. Renart hat sein jüngstes Söhnlein auf dem Schooß, das Kind klagt über Hunger und Frau Hermelin liegt in Wochen, weßhalb es denn trübe im Hause aussieht. Er macht sich auf nach Beute und trifft auch Hühner an; aber der Abt Huon kommt mit seinem Gefolge dazu und Renart muß sich wieder in seine Burg flüchten. Um Mittagszeit geht er wieder von Neuem aus und findet Tybert, der sich mit vollem Magen sonnt. Der Kater will nichts von ihm wissen, macht sich aber doch am Ende mit ihm auf den Weg. Unterwegs fallen sie Bauern in die Hände, nachdem sie sich vorher davon unterhalten hatten, wie sie es machen wollten, wenn ihnen dergleichen widerführe, wobei der Kater sich sehr sicher glaubte; Renart entkommt und der Kater klettert auf einen Baum. Die Bauern sammeln sich umher und werfen mit Knitteln nach ihm. Ein Priester, der daher geritten kommt und nach Blangni will, um dort zu vikariren, bezeigt große Lust zu Tyberts Fell. Er steigt demgemäß vom Pferde, und Tybert hält eine sehr komische Rede an ihn, mit der Bitte, seiner zu schonen. Als jener aber nicht darauf hört, sondern fortfährt, ihm nachzustellen, ersieht der Kater den Augenblick, springt auf das Pferd und jagt mit des Pfaffen Gepäck und Brevieren davon. Jezt läuft der Priester neben ihm her und bittet um Gottes willen, ihm Pferd und Sachen wiederzugeben; der Kater examinirt ihn nun im Lateinischen und in andern Dingen, und da er schlecht besteht, so sprengt er fort und läßt ihm das Nachsehen *). Renart stößt nun wieder zu Tybert und bietet diesem von Neuem seine Dienste an. Der Kater gibt vor, er solle Priesterdienste in Blaigniez verrichten. Renart will Küster und Kantor seyn und wird angenommen. Unterweges üben sie sich und prüfen sich mit Sophismen. In der Kirche angelangt, verrichten sie den Gottesdienst nach allen Formen. Dann gibt der Kater dem Renart von zwei Käsen den schlechtesten, wofür ihm dieser Rache schwört und ihn beschwazt, sie müßten nun auch läuten. Renart thut es zuerst und weiß es so einzurichten, daß Tybert, als er ihn ablöst, mit dem Halse in der Schlinge des Glockenstranges hängen bleibt, wobei ihn der Fuchs weidlich foppt. Es kommen Leute dazu und dem armen Kater ergeht es gar schlecht; er wird jämmerlich zugerichtet, entwischt jedoch endlich und stößt wieder auf Renart, der ihn von Neuem neckt. Darauf fängt sich der Fuchs noch eine fette Gans und trabt dann vernügt nach Hause zu Frau Hermelin. Das Ganze ist mit vieler Laune und mitunter höchst satirisch und sarkastisch, besonders die Unwissenheit und Ueppigkeit der Geistlichen geißelnd, abgefaßt, auch in Hinsicht auf die Form gelungener, als alles Frühere.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Or n'en soiez jà en se froi
Ce dit Tybert, par Saint Martin
Anchois m'avez dit en latin,
Con l'en dit fable, se volez.
Faba, dist li Prestre, or l'avez.
Ce dit Tybert, ce ne pot estre.
Faba c'est feve sanz aresto
Et fabula ici est fable.
Alez, sox Prestres, alez, au Déable
Qui vos puisse le col brisier,
Si apernez autre mestier,
Que la première question
M'avez solu come bricon etc. v. 20910. Sq.

Die zwölf Herrscher.

Ein englisches Journal berechnet, daß in zwölf Monaten zwölf Souveräns oder Staatsoberhäupter aufgehört haben zu regieren, entweder in Folge des Absterbens, oder einer Revolution.

Georg IV., König von England, stirbt. Karl X., König von Frankreich, wird vertrieben. Hussein, Dey von Algier, wird abgesezt. Pabst Pius VIII. stirbt. Anton, König von Sachsen, theilt seine Krone. Franz, König beider Sicilien, stirbt. Wilhelm, König der Niederlande, verliert Belgien. Karl Felix, König von Sardinien, stirbt. Karl, Herzog von Braunschweig, wird verjagt. Peter I., Kaiser von Brasilien, dankt ab. Bolivar stirbt. Nikolaus, König von Polen, kämpft um die ihm entrissene Krone.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsezung.)

Wesen der Genfer Universität.

Der Zweck der Erziehung ist nicht blos Unterricht, nicht blos der Vortrag positiver Kenntnisse, sondern und hauptsächlich die Entwickelung geistiger Fähigkeiten und Anlagen bei den Kindern; vor allem soll ihr Urtheil gebildet und dadurch alles Lernen erleichtert werden. Dies wird in den Lancasterschulen ganz versäumt. Die Tabellen und Schemas

sind zwar gut abgefaßt; in ihnen ist aber alles bestimmt, fest und stereotyp, denn die Monitoren dürfen nichts daran ändern, selbst wenn sie es verständen. Sie müssen sich darauf beschränken, dem Kinde seinen Fehler zu verbessern, ohne es durch Fragen auf seinen Irrthum aufmerksam zu machen und zum Rechten zu führen, ohne seine Ideen zu berichtigen, ohne ihm zu zeigen, wie es durch eigenes Nachdenken zum Erkennen des Wahren und Rechten kommen könne. Die Lancasterschulen erfordern überdies zu viel Zeit; lesen und schreiben sollten die Kinder ungefähr im achten Jahr können, sie verstehen es aber kaum im eilften; einer Menge anderer geringerer Nachtheile nicht zu gedenken.

Dies führt mich auf unser akademisches Wesen, das man auch ein akademisches Verwesen nennen könnte. An junge, neue Lichtstrahlen, an ein Fortgehen mit der Zeit, an ein philosophisches Entwickeln und Gedeihen ist da nicht zu denken. Indem Frankreich seinen geistreichen und philosophischen Cousin nach Deutschland schickt, um dort die Universitäten genau zu studiren, auf daß man in Frankreich bei Reorganisation der Universität davon anwenden könne, was für Land und Volk taugt, versteinert unsere Akademie immer mehr. Alles, was nicht Natur- und mathematische Wissenschaft ist, was sich nicht zählen, messen, wägen oder mit dem Mikroscop erkennen läßt, scheint unserer Akademie ein unnützes, oft gefährliches Ding. Die Staubfäden einer Pflanze oder die Bildung eines Mooses werden für viel wichtiger gehalten als alle Ideen von Kant bis auf Hegel. Ueber Deutschlands philosophische Wissenschaftlichkeit, über sein tiefes Denken wird vornehm die Achsel gezuckt und bei jeder Gelegenheit davor gewarnt. Ein mit P. unterzeichneter Aufsatz über die großen Fortschritte der Philologie in Deutschland, den die Bibliothèque universelle gab, brachte die halbe Akademie so in Harnisch, daß die Fortsetzung des Aufsatzes nicht abgedruckt werden durfte. Das nenne ich Denk- und Preßfreiheit! Fauriel, der für den akademischen Lehrstuhl der französischen Literatur gewonnen worden war, hatte bald das Terrain weg, auf dem kein höherer literarischer Sinn aufkommen kann; er nahm daher die Juliusereignisse zum Vorwand, um seine hiesige Professur wieder niederzulegen und nach Frankreich zurückzukehren. Rossi, der beste philosophische Kopf unserer Akademie, wird die erste Gelegenheit benutzen, wo er in Frankreich eine passende Stelle bekommen kann. Die andern Professoren fühlen diesen zoologischen Druck nicht, oder er ist ihnen eben recht, weil er alle höhere Konkurrenz ausschließt und die Akademie auf chinesische Weise einhägt. Es ist wirklich unbegreiflich, daß eine sonst so klarsehende, mit dem Umschwung der Zeit fortgehende Regierung, wie die unsrige, dem Sinken der Akademie nicht durch kräftige Mittel vorbeugt und das Gesunkene nicht wieder aufzurichten strebt. Der erste Syndik sagte vorigen Januar in einer öffentlichen Rede, in Genf herrsche vollständige Freiheit des Unterrichts. Dies klingt fast wie Spott. Wenn man freilich unter Freiheit des Unterrichts nichts weiter versteht, als daß Eltern für ihre Kinder öffentliche oder Privaterziehung wählen, daß sie solche ins Kolleg oder in Erziehungsanstalten, in die Lancasterschulen oder in die von Bel-air schicken können, wenn mit dieser Freiheit nichts weiter gesagt werden soll, als daß hier Jedermann ohne weiteres Examen und ohne Aufsicht eine Schule oder eine Lehranstalt eröffnen kann, so hat es mit dieser Unterrichtsfreiheit seine Richtigkeit. Es sieht aber gar bedenklich und kümmerlich damit aus, wenn von den höhern Studien die Rede ist, wenn man unsere Akademie und die Lernfreiheit der Studenten betrachtet. Keiner darf ein Kollegium hören, wo er will, bei welchem Professor er will, sondern er muß es da hören, wo die Regierung es vorschreibt. Hat ein Student nicht schwarz auf weiß, daß er die vorgeschriebenen Kollegien gehört, so wird ihm keinerlei Diplom und akademischer Grad gegeben, so wenig dies auch hier ist. Ob ihm seine Professoren zusagen oder nicht, ob er sie gründlich oder oberflächlich findet, das ist einerlei, er muß sie hören, er muß sie zahlen, er muß ihre vor Jahren gemachten, oft sogar lithographirten Hefte nachschreiben, er muß ihre Ansichten genau zu den seinigen machen, denn am Ende seines akademischen Kurses wird er von denselben Professoren examinirt. Mit eigenen Ideen würde er da schlecht bestehen; er soll nur wissen, was die Herren gesagt, was sie vor Jahren in ihren Heften niedergeschrieben haben. In Genf sind alle Privilegien und Monopole aufgehoben; Jeder kann da treiben, was er will, nur die Professoren der Akademie sind privilegirt; sie üben in den höhern Studien ein offenbares Monopol; Niemand darf ihnen ins Gehege kommen, Niemand darf über dieselben Gegenstände lesen; dadurch fällt alle Konkurrenz, alle Nacheiferung weg. Jüngere, nicht akademisch angestellte Gelehrte, hätten sie auch noch so viel Kenntnisse, Studien und Genie, dürfen keine akademischen Vorlesungen halten, und hätten Studenten in ihren Privatvorträgen auch noch so viel gelernt, so gälte es nicht, denn ihr Wissen muß von den Genfer Professoren ausgegangen seyn, sonst ist es so gut wie Nichts; bei einer Anstellung oder bei Ertheilung eines akademischen Grades wird nur darauf gesehen, nicht auf das Wissen überhaupt. Setzen wir den Fall, es fiele Cousin, Thiersch oder Oken ein, hierherzukommen und Vorlesungen über Philosophie, Philologie und Zoologie zu halten, so hälfe dies den Studenten zu nichts; sie könnten unendlich viel bei ihnen lernen und ganz andere, höhere Ansichten der Wissenschaft bekommen, aber das gälte nichts, denn im Examen müssen sie vor Allem darthun, daß sie die Genfer Professoren X. Y. und Z. über diese Wissenschaften gehört haben, und wenn sie gut wissen, was diese aus ihren Heften vorlesen und erklären, so sind sie trefflich bestanden. Aus diesem Monopolsystem entstehen eine Menge Uebelstände. Manche Professoren, denen ein zahlreiches und aufmerksames Auditorium nicht fehlen kann, halten ihre Vorlesungen, wie es ihnen beliebt; sie arbeiten und studiren in ihrem Fache fort, wenn es ihnen gut dünkt, oder ruhen aus, zersplittern ihre der Wissenschaft gewidmete Zeit für hundert Dinge und gesellschaftliche Beschäftigungen. Wenn auch die Studenten unwillig darüber sind, so hilft ihnen dies zu nichts, denn sie müssen wohl kommen und zahlen. Manche Professoren hüten sich, den Zutritt zu ihren Hörsälen andern Personen zu gestatten, die nicht Studenten sind. Mir ist in dieser Beziehung selbst Folgendes begegnet, was man in Deutschland kaum glauben wird. Da De Candolle mir erlaubt hatte, bisweilen seinen interessanten Vorlesungen über Botanik und Zoologie beizuwohnen, so dachte ich, andere Professoren werden mir ein Gleiches gestatten. Ich bat daher einen andern Professor um Erlaubniß, in seinen Vorlesungen über politische Oekonomie einmal hospitiren zu dürfen. In Deutschland hätte es dieser höflichen Bitte gar nicht bedurft, da sich die Erlaubniß von selbst versteht. Darauf erwiederte mir aber der Mann nicht ohne Verlegenheit: „Wer seinen Vorlesungen gratis beiwohnen wolle, müsse dazu von der Akademie eine eigene Erlaubniß haben.“ Ich konnte nichts antworten, als ihm ins Gesicht lachen und auf das Hospitiren Verzicht thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. August 1831.

— Es sey auch kein Fluch
Gleich dem schrecklichen, der die Hochverräther der Menschheit,
Welche das hehre Gesetz übertraten, verflucht!

Klopstock.

Die beiden Brüder in den Juliustagen.

Wenn deutsche und englische Roman- und Novellenschreiber schon stark daran sind, den fruchtbaren Stoff der Juliusrevolution abzunutzen, so kann man es den Franzosen noch weniger verargen, wenn sie alle Arten von Privatschicksalen, Glück und Unglück, Liebe und Schmerz, durch die Pflastersteine des Volks und das Gewehrfeuer der königlichen Garden interessanter zu machen suchen. Wenn auch die französischen Produkte dieser Art im Durchschnitt um nichts geistreicher sind, als die unsrigen, so haben die Pariser Genremaler doch den Vortheil, daß sie, als Augenzeugen, nicht in Gefahr kommen, Bataillenstücke zu liefern, welche an die Nürnberger erinnern. Wir theilen zur Probe ein Bruchstück aus einem nächstens erscheinenden französischen Werke mit. Der Leser wird sogar aus diesen wenigen Zeilen mit Vergnügen ersehen, daß die obligate mystische Person in diesem Produkte so wenig fehlt, als in allen andern, nach den schottischen Mustern gewobenen.

* * *

Oft hatte einem jungen Korsen seine Mutter von einem Bruder erzählt, der schon vor zwanzig Jahren Soldat geworden war, den Feldzug in Rußland und die übrigen mitgemacht hatte und jezt im fünfzehnten Regiment leichter Infanterie eine Kompagnie kommandirte. Cajetan Marulla reiste nach Paris, um seine Studien zu vollenden, und hier ließ er es natürlich sein erstes Geschäft seyn, den Bruder aufzusuchen, der eben in Paris in Garnison lag. Er hatte diesen Bruder noch nie gesehen; zwar hatte der Kapitän in der neusten Zeit öfters Urlaub gehabt und denselben zu Hause zugebracht; Cajetan war aber in Pisa erzogen worden und nie mit dem Bruder zusammengetroffen.

Er langte in der Nacht vom Sonntag auf den Montag am 26ten Juli 1830 in Paris an. Als die Diligence über den Platz St. Michel fuhr, brach der Tag an; der junge Korse hörte in der Ferne die Tagwache schlagen. Der Kondukteur sagte ihm, es sey in der Kaserne des fünfzehnten Regiments, in der Straße Foin-St.-Jaques. Cajetans Herz pochte vor Freude; nun bin ich ja ganz nahe bei meinem Bruder, dachte er. Am frühen Morgen schon lief er in die Kaserne; der Kapitän war auf der Wache, wo, konnte man ihm nicht sagen. Cajetan ließ ein Paar Zeilen für den Bruder zurück. Am folgenden Tag, den 27ten, durften weder Offiziere, noch Soldaten die Kaserne verlassen, und es war streng verboten, mit den Bürgern Gemeinschaft zu pflegen.

Indessen begann der Aufstand in Paris. Es bildeten sich da und dort Gruppen; man sprach von Widerstand mit den Waffen in der Hand, nicht lange, so hieß es, die Truppen werden gegen die Bürger ausrücken; Cajetan sah und hörte dieß und fluchte den Ordonnanzen; noch

aber kam ihm nicht in den Sinn, Gefahr für seinen Bruder zu fürchten. Er ging wieder zur Kaserne; der Kapitän meldete ihm in ein Paar Zeilen, das Regiment werde Abends in den Tuilerien bivouakiren; er solle ohne Scheu nach ihm fragen; er, der Kapitän, könne es kaum erwarten, bis er ihn umarme, bis sie von der Mutter, vom Vaterlande miteinander sprechen. Man kann sich die Freude, die Ungeduld des jungen Mannes denken, und daß er Alles versuchte, zum Bruder zu gelangen; aber umsonst! Kavalleriechargen warfen ihn mit der Menge weit weg von dem Orte, wohin ihn seine Sehnsucht zog, und er kehrte tief niedergeschlagen, in Fieberhitze, in sein Hôtel zurück.

Am 28ten weckte ihn das Gewehrfeuer auf; sein erster Gedanke war sein Bruder; er kleidete sich eilig an und ging aus. Ein bewaffneter Haufe zog mit wüthendem Geschrei vorüber; er nahm seine Richtung nach dem Pont neuf, und Cajetan zog instinktmäßig mit. Eben war ein Bataillon Fußvolk dort angekommen. Es besezte die Brücke in der ganzen Breite, hatte nach allen Seiten Abtheilungen vorgeschoben, alle Ausgänge mit Schildwachen besezt und schickte sich an, die Straße, welche an der Ecke der rue de la Monnoie durch eine ungeheure Barrikade gesperrt war, wieder freizumachen. Cajetan erkundigte sich bei den Umstehenden, was es für ein Regiment sey. Das drei-und-fünfzigste, war die Antwort; er athmete freier; aber es war falsch: es war das fünfzehnte. Nun kam der Obrist an der Spitze einer neuen Abtheilung; er ließ das Bataillon ins Viereck stellen und befahl einem Voltigeurskapitän, mit seiner Kompagnie unter die Barrikade selbst vorzurücken. Cajetan drängte sich so weit als möglich vor, um die Nummer auf den Tschakos unterscheiden zu können. Ein Offizier, bei dessen Stimme ihn ein eigenes Gefühl durchzuckte, rief ihm zu: „Zurück!“ — „Diese Herrn Offiziere vom drei-und-fünfzigsten Regiment nehmen den Mund sehr voll,“ brummte ein Vorübergehender. „Gut,“ dachte der junge Mann, vollkommen beruhigt, „mein Bruder ist nicht hier.“

In diesem Augenblick lief die Sage durch die Haufen, es sey Befehl gegeben worden, die Gewehre zu laden; sie wurden wirklich geladen, aber langsam, zögernd. Man bemerkte, wie viele Soldaten ihre Patronen auf den Boden ausleerten; nichtsdestoweniger sezte dieser Befehl die Menge in Wuth. Es fing an, von allen Seiten Steine zu hageln. Ein Wurf aus der Ferne zerschmetterte dem Kapitän den Ringkragen; im Schmerze stieß er einen italienischen Fluch aus. Aus dem Volkshaufen waren einige Schüße gefallen, als aber der Obrist anschlagen ließ, zerstreute er sich im Augenblick. Nun stieg der Voltigeurskapitän zuerst über die Barrikade und winkte seinen Soldaten, ihm zu folgen. Sie mißverstanden diesen Wink, die Gewehre senkten sich und es erfolgte eine Salve. Niemand wurde getroffen, nur Cajetan fuhr eine Kugel durch den Hut. Der Auftritt, der nun folgte, das allgemeine Gefecht, läßt sich nicht beschreiben. Auf einmal sprang ein großer, magerer, kupferfarbiger Mann, mit feuerrothem Bart, das Kinn tief in ein ungeheures schwarzes Halstuch gesteckt, mit höhnischen Blicken auf Cajetan zu, drückte ihm eine geladene Büchse in die Hand und bedeutete ihm mit gebieterischer Miene, auf die Soldaten zu schießen, welche gerade vorrückten. Das Gewehr ging dem jungen Mann in der Hand los, ehe er zielen konnte. Als sich der Rauch vom Schießen verzogen hatte, lagen ein Paar Dutzend Voltigeurs todt auf dem Platze, der Kapitän unter ihnen mit zerschmettertem Schädel. Cajetans Schuß hatte ihn ganz in der Nähe niedergestreckt. „Armer Kapitän!“ sagte ein alter Sergeant, den das Volk gefangen genommen hatte. „Wie heißt er?“ fragte der magere, kupferfarbige Mann, und sah Cajetan mit einem Blick, aus dem höllische Freude strahlte, fest an; „wie heißt er?“ — „Pietro Marulla von Ajaccio, Kapitän im fünfzehnten leichten Regiment; er hat zwanzig Jahre gedient, neun Feldzüge mitgemacht.“ Der Frager stieß auf diese Antwort ein schrillendes Gelächter aus und verschwand.

Was aus Cajetan geworden ist, weiß man nicht; man glaubt, er liege beim Louvre begraben.

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Von hohem Interesse erscheint der nächste Abschnitt, der weit mehr enthält, als sein bescheidener Titel: Wie Renart sich zwischen den Fellen versteckte (comment Renart se muca es piaus), verspricht, indem er gleich Anfangs eine sehr ausführliche Beschreibung des häuslichen Lebens der Ritter auf ihren Burgen liefert und demgemäß ein sehr wichtiger Beitrag zur Kenntniß der französischen Sitten im Mittelalter ist. Das Schloß eines französischen Edelmannes wird genau beschrieben; der Besitzer geht auf die Jagd und treibt einen Fuchs auf, der sich im Schlosse selbst verbirgt und dort, troz allen Bemühungen, nirgends zu finden ist. Dieses Spiel wiederholt sich mehrere Mal, bis man denn endlich entdeckt, daß der Schalk sich zwischen abgezogenen Fuchsbälgen aufgehängt hat und so immer den Augen der Dienerschaft entgangen ist. Andere Begebenheiten auf dem Kastell sind, und zwar ziemlich ausführlich, dazwischen eingeflochten, z. B. der Besuch des Vaters und der Brüder des Edelmanns, ihr Empfang von Seiten des Schloßherrn und seiner Gattin, eine große Jagd u. s. w., und es scheint

dem Dichter zu Anfang mehr darum als um die Begebenheiten des Meister Fuchs zu thun gewesen zu seyn, wofür wir ihm, wenn es auch dem raschen Fortgang der Branche Einhalt thut, doch ohne Zweifel dankbar seyn müssen. Alles ist hübsch breit, in der Weise des Mittelalters vorgetragen und weder die Namen der Weine, noch eine Aufzählung der Speisen vergessen worden, ja selbst bei der Jagd sind die geringsten Kleinigkeiten angeführt. Endlich verläßt der Verfasser zugleich mit Renart die Burg, nachdem er sich dort fast tausend Verse hindurch verweilt hat. Der Fuchs rettet sich glücklich auf einen zum Trocknen aufgeschichteten Haufen Heu, wo er eine Krähe überlistet und verzehrt und sich dann zum Schlafen hinstreckt. Als er am andern Morgen aufwacht, ist die ganze Wiese überschwemmt; glücklicherweise kommt aber ein Bauer mit einem Kahne daher, den er beschwazt, auszusteigen, um ihm in das Fahrzeug zu helfen. Der gutmüthige Narr thut es und der Fuchs bemächtigt sich des Kahns und läßt den armen Schelm, nachdem er ihn tüchtig durchgebläut, im Wasser zurück. Er bestreicht sich nun den Körper mit einem schwarzen Pflanzensafte und begegnet dem hungrigen, Beute suchenden Hund Roonel, der den Fuchs nicht kennt. Diesem erzählt er, er sey aus Amiens und heiße Chuslés oder Choslet, auch Coslet (der Dichter wechselt willkührlich mit diesen Namen). Renart weiß es so zu machen, daß der Hund sich in einer Schlinge fängt und von den Bauern, die sie aufgestellt haben, übel zugerichtet wird. Roonel begibt sich jezt an den Hof des Königs und verklagt den Coslet, der dem Könige natürlich ganz unbekannt ist; demungeachtet aber läßt er seinen Bann (Ban) ausrufen und ihn bei Hofe vorladen. Renart hat sich mittlerweile in einer Hecke versteckt und freut sich sehr über seines Feindes Ungemach. Hier findet ihn das Eichhörnchen, mit dem er sich in einen Hühnerhof schleicht. Während sie hier angenehm beschäftigt sind, wacht ein Bauernbursche auf, merkt Unrath und holt seine Kameraden herbei. Sie halten den schwarzen Fuchs für einen Teufel und holen den Priester. Das Eichhörnchen Rossel entflieht während des Lärms und auch dem Fuchs gelingt es, zu entkommen. Sie finden sich wieder zusammen und streifen den ganzen Tag umher, ohne daß es ihnen gelingt, Lebensmittel zu bekommen. Als sie nun auch die Nacht zusammen verbringen, fällt es dem Renart ein, es sey doch besser das Eichhörnchen zu verzehren, als Hunger zu leiden; er macht sich demzufolge drüber her, wird seiner aber nicht Herr, sondern reißt ihm den Schwanz aus. Rossel entflieht und eilt spornstreichs an den Hof des Königs, wo es den Coslet (Renart) verklagt. Isengrin und Roonel unterstützen die Klage und der König sendet Tibert, den Kater, demgemäß ab, den Herrn Coslet zu laden. Dieser findet ihn auch und vollzieht seine Befehle, Renart weiß aber, wie gewöhnlich, den Kater in eine Schlinge zu locken, aus welcher dieser nur mit genauer Noth entwischt und häßlich zugerichtet wieder an den Hof gelangt. Jezt wird Belin, der Widder, abgesandt; aber auch diesem geht es schlecht und er kehrt in eben so kläglichem Zustande, wie der Kater, an den Hof des Königs, zurück. — Nobel ernennt jezt den Esel, Bernart, den Erzpriester, Bruns, den Bären, und Baucent, den Eber, als Kommissarien. Diesen dreien gelingt es denn endlich, den bösen Schalk gebunden an den Hof zu schaffen. Es erfolgt nun der gewöhnliche Prozeß, wie er schon mehrere Mal vorgekommen ist, wobei Renart, wie immer, sich geschickt vertheidigt. Roonel, der Hund, wirft ihm den Handschuh hin, den der Fuchs aufnimmt; sie kämpfen unter den üblichen Formalitäten am bestimmten Tage. Renart wird besiegt, in einen Sack gesteckt und in das Wasser geworfen, aber von Grimbert, dem er sich zu erkennen gegeben, vom Tode errettet.

In der folgenden Branche geht es Renart Anfangs sehr schlecht; er befindet sich in Malpertuis, seiner festen Burg, und hat weder zu beißen, noch zu brechen. Seine liebe Frau Hermelin, die wieder in gesegneten Umständen ist, und seine hoffnungsvollen Söhne Rovel, Malebranche und Percehaie klagen zusammen sehr über ihren Hunger. Er macht sich also nach Beute auf und trifft wie gewöhnlich auf seinen lieben Gevatter Isengrin, der ihm jedoch erzählt, ein großer Haufe Bauern folge ihm auf dem Fuße. Beide suchen daher ihr Heil in der Flucht und bringen auch die Bauern von ihrer Fährte ab. Als sie sich in Sicherheit sehen, legt sich Isengrin unter einen Baum hin, um zu schlafen; der Fuchs schleicht sich herbei, bindet ihn an die Eiche fest und versteckt sich dann in der Nähe, um zu sehen, was darauf folgt. Ein Bauer kommt daher und prügelt den Wolf durch; diesem gelingt es aber, ihn zu ergreifen und dermaßen übel zuzurichten, daß derselbe endlich mit genauer Noth entflieht. Jezt kommt der Fuchs lustig und guter Dinge, ein Liedchen singend, als habe er kein Wässerchen getrübt, wieder herbei, und der Wolf bittet um Gotteswillen, ihn loszubinden, was denn auch geschieht. Isengrin nimmt ihn nun mit sich nach seinem Hause und bewirthet ihn dort herrlich. Sie scheiden jezt als die besten Freunde. Renart findet nun den Roonel, den ein Bauer so durchgeprügelt hat, daß sich dieser nicht rühren kann. Er nimmt einen Strick, schlingt ihn dem Hunde um den Hals und hängt ihn auf, wobei er ihn arg verhöhnt. Glücklicherweise kommt aber der König Löwe mit seinem Hofhalt dazu und befreit den armen Roonel, der jezt an den Hof gebracht und verpflegt wird. Der Fuchs hat sich zu rechter Zeit davon gemacht; der Hund wird auf Befehl

des Königs durch dessen Aerzte, die von Montpellier und Nimes kamen, geheilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Oeffentlicher Unterricht. Bildungsanstalten. Société de la paix.

Aus dem Jahresbericht des Staatsraths geht hervor, daß die Akademie jezt 234 Studenten hat, nämlich 35 Theologen, 15 Juristen, 62 Philosophen und 40 in den schönen Wissenschaften. Im Kolleg oder Lyceum waren 412 Schüler, in den Lancasterschulen von Saint-Gervais, Saint-Antoine und la Grenette 514 Kinder und in den Sekondairschulen, die Morgens und Abends gehalten werden, 308 Kinder beiderlei Geschlechts. In den fünfzehn Elementarschulen des alten Genfer Gebiets lernten 1125 Kinder; in den vierundzwanzig hingegen, die dem neuen von Savoyen und Frankreich angehören, waren 2458. Aus diesen Zahlen ergibt sich der immer fortschreitende Unterricht in unserm kleinen Lande.

Die weibliche Ruralschule in Villette gedeiht trefflich. Hier werden arme und verlassene Mädchen zu tüchtigen Bauerfrauen und Dienstboten erzogen. Außer Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, ein Bischen Landesgeographie und Landesgeschichte, erhalten sie Unterricht in weiblichen Arbeiten und ökonomischen Beschäftigungen. In diesen Anstalten, bei denen das Theoretisiren ein grosser Mißgriff wäre, beträgt die Ausgabe immer mehr, denn die Einnahme. Voriges Jahr wurden 19,176 Genfer Gulden ausgegeben und nur 17,459 G. eingenommen, an welchem bedeutenden Defizit die Errichtung einer Succursalschule in Pressy Schuld ist. Bei dem großen Wohlthätigkeitssinn unserer Frauen ist solch eine Lücke kaum bekannt, so strömen schon Beiträge zu deren Deckung herbei. Die täglichen Kosten jedes Mädchens werden auf 1 Gd. 3 S. oder ungefähr 13 kr. rhein. berechnet.

Weniger erfreulich waren die Resultate der männlichen Ruralschule in Carra, welche eine ähnliche Bestimmung wie die von Villette hat, worin aber die Zöglinge weniger gedeihen, wiewohl es an Fleiß und gutem Willen der Vorgesezten nicht fehlt, vielleicht mehr an Festigkeit und Ernst. Es wurden 18,534 Gd. ausgegeben und nur 9149 Gd. eingenommen. Aus dieser grossen Differenz ersieht man die geringe Theilnahme des Publikums an diesem Institut.

Unbegreiflich war bisher in dem industriellen, spekulativen und handeltreibenden Genf der Mangel einer Industrie- und Commerzschule. Vielfach wurde bei der Regierung auf deren Gründung angetragen, aber immer umsonst, denn der akademischen und lateinischen Schulhierarchie schien solche Neuerung gefährlich. Knaben, die zum Handwerks-, Industrie- oder Handelsstand bestimmt waren, mußten im Kolleg viele Jahre lang mit Latein und Griechisch geplagt werden und die Zeit verlieren, die sie für ihnen nützlichere Studien hätten verwenden können. Kamen sie endlich aus der Schule, so mußten sie in ihrem Fach ganz von vorne anfangen und vergaßen darüber die alten Sprachen. Nun endlich sind mehrere tüchtige und achtbare Männer zusammengetreten, um eine solche Anstalt zu eröffnen. Darin wird die ganze merkantile Rechenkunst, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, angewandte Geometrie, desgleichen französische, deutsche und englische Sprache, Schönschreiben und Zeichnen in passender Stufenfolge gelehrt. Ich würde statt der Geschichte Chemie setzen. Außerdem wird die Anstalt gewiß von großem Nutzen seyn und unbemittelten Eltern eine große Erleichterung gewähren.

Zu den nüzlichen Vereinen und Gesellschaften, die bisher in Genf bestanden, ist die Société de la paix hinzugekommen, deren Zweck ist, die Menschen über das Unglück und die Leiden des Kriegs aufzuklären und die Mittel aufzusuchen, welche allgemeinen und bleibenden Frieden herbeiführen können. Gründer dieses bereits zahlreich gewordenen Vereins ist der wackere Sellon, der seit mehreren Jahren die Erhaltung und den Schuz des menschlichen Lebens zum Gegenstande seiner Bemühungen gemacht hat. Sellon war ehemals Kammerherr Napoleons, und soll ungeachtet seines schmiegsamen Charakters den Mißhandlungen des Mannes nicht entgangen seyn, der frech genug war, zu sagen: l'Etat c'est moi. Daß er in dieser blutdürstigen Schule den Werth des Menschenlebens nicht vergessen hat, macht ihm Ehre. Er begann mit seinen Bemühungen für Abschaffung der Todesstrafe in Genf, und die Gründung des Friedensvereins ist nur ein Corollarium davon. Man hat manche ungegründete Einwendungen dagegen gemacht. Einige meinten, der Zeitpunkt dazu sey nicht günstig; in dem Augenblick, wo sich die Schweiz rüste, habe es das Ansehen, als wolle man ihre Maßregeln tadeln. Ich meine, gerade die Stellung der Schweiz, die Angriff und Krieg verhindern will, beweise für das Zeitgemäße des Vereins. Es kann keinem Vernünftigen einfallen, daß er diplomatische und politische Bedeutung und Einfluß suche, um den Krieg zu verhindern und um die Stimmung der europäischen Kabinette zu verändern; dergleichen liegt ganz außerhalb seines Wirkungskreises. Die Gesellschaft kann nur einen religiösen und moralischen Einfluß üben; ihre Aufgabe ist, die eigentlichen und wahren Ursachen des Kriegs aufzusuchen, von den scheinbaren zu unterscheiden und auf Mittel zu denken, wie diese Geißel der Menschheit vermindert oder ganz vernichtet werden kann. Wer sieht nicht, daß dies ein schwieriges, auf lange Zeit hinausgehendes Geschäft ist? Wenn der sich jezt bildende Verein auch noch so glücklich ist, wenn sein Fortschreiten auch auf gar keine Hindernisse stößt, wenn ihm alle seine Bemühungen und Arbeiten glücken, darf man doch nicht hoffen, daß seine jezt lebenden Glieder sein endliches Gelingen sehen; dies Glück ist für die Nachfolger, ungewiß, in welcher fernen Generation. Ich finde, daß die Gesellschaft gerade dadurch etwas Würdiges und Erhebendes hat, was allen andern abgeht. Sie arbeitet nicht für einen Zweck, den sie erleben, an dem sie sich freuen kann, sondern nur für künftige Geschlechter, deren Glück und Frieden ihr am Herzen liegt. Sie greift die Rêves d'un homme de bien des wackern Abbés St. Pierre wieder auf und wird untersuchen, was sich jezt davon wegnehmen oder hinzusezen läßt, ob noch immer die Hindernisse bestehen, die sich ihrer Ausführung ehemals entgegensezten, und ob es unmöglich ist, sie zu überwinden. Unsere Gesellschaft sezt sich mit den ältern Friedensvereinen in Verbindung, die in England und in Nordamerika bestehen, um von ihnen zu erfahren, welch unmittelbare Erfolge sie gehabt, was sie hoffen, was sie zunächst erstreben, worin wir ihnen nüzlich seyn und ihr Bemühen unterstüzen können. Im Verfolg der Untersuchungen und Bemühungen wird man auf neue und interessante Entdeckungen stoßen. Der besondere Zweck, den sich der Verein heute vorsezt, wird vielleicht in der Folge verlassen und muß einem andern weichen. Es ist unmöglich, das Wirken und Streben desselben in der Zukunft jezt schon genau zu bestimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 197.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. August 1831.

Der Schädel hatte einmal eine Zunge und konnte singen. Wie ihn der Schuft auf den Boden schleudert, als wär' es der Kinnbacken Kains, der den ersten Mord beging!

Shakespeare.

Der Herr von Logan.

Ich ging eines Abends über einen Dorfkirchhof, da stieß ich mit dem Fuß an ausgegrabene Gebeine. Ich bückte mich, sie aus dem Wege zu werfen, da sprach ein Alter, der auf einem Grabsteine saß, zu mir: „Junger Mann, was Du da mit Eckel wegwirfst, war einst ein Theil eines Geschöpfes, Dir gleich, in Schmerzen geboren, in Liebe auferzogen; es ward geliebt, es hat geliebt und seine Seele lebt noch, wenn sie gleich Deine Augen nicht schauen. Nie lege ohne Achtung die Hand an die sterblichen Reste eines Bruders!" Er nahm nun die Gebeine, hob ein Stück Rasen auf, der ein frisches Grab deckte, und legte sie hinunter. Ich war noch jung, leichtsinnig, aber der ernste Blick des Greises, was er da that, was er sprach, zogen mich an; ich trat zu ihm, es verlangte mich, noch mehr von ihm zu hören.

„Mein Sohn," fuhr er fort, „es ist eine schmerzliche Lust für mich, diesen Gottesacker zu besuchen. Als ich jung war, wie oft wohnte ich da dem Gottesdienste in dieser Kirche bei, die jezt in Trümmern liegt; damals drängten sie sich darin, die jezt unter dem Rasen hier schlafen gegangen sind und von des Lebens Last und Mühen ruhen. Nur an mich ist der Ruf noch nicht ergangen; aber ich bin ein Baum ohne Saft und Laub, und auf diesem neunzigjährigen Haupte ist nicht Eins der Haare mehr, die es einst braun und lockig deckten." Er hob bei diesen Worten seinen Hut auf und sein kahles Haupt glänzte in der niedergehenden Sonne wie ein Apostelkopf. „Die jungen Leute," sprach er weiter, „achten heutzutage gar zu oft die Worte alter Leute gering und glauben ihnen nicht; das ist aber ein Unglück. Willst Du Dich auf diesen Stein setzen und mir zuhören, so erzähle ich Dir eine Sage, die sich an diesen Todtenacker knüpft; Du wirst daraus sehen, daß man des Staubs der Gräber nicht leichtsinnig und ungläubig spotten soll." Ich sezte mich und er erzählte, was folgt.

Eines Tages, es war im lezten Jahre von König Jakobs Regierung, machte John Talfer, der Todtengräber, ein Grab auf diesem Kirchhofe. Die Kirche stand damals noch und ringsum lagen Grabsteine edler Häuser; denn die Gebeine der Douglas, der Maxwell, der Morrisson, der Logan liegen hier rings um Dich. John also grub ein Grab, und als er einen schwarzen Schedel herauswarf, sprach er: „Ja, das war ein betrübter Tag, wo wir die schöne Sünderin da zu Grabe trugen. Schwer und schwarz hingen die Wolken über unsern Häuptern, Bliz auf Bliz, Schlag auf Schlag, die Erde bebte; war es doch, als sträubte sie sich, die Sünderin in ihren Schooß aufzunehmen. Armer Kopf! wie ganz anders siehst du jezt aus, als da du unter den schönen der schönste warst! Wo sind jezt deine strahlenden Augen, deine langen seidenen Locken, deine rosigen Lippen, die so süß zu schmeicheln wußten! Wie garstig bist du nun!" Und er stieß ihn mit seiner Hacke über das Gras hin.

Eben trat ein junger Herr aus der Nachbarschaft in

den Kirchhof. Er gehörte einer edlen, geachteten Familie an, aber es war ein junger leichtsinniger Bursche und lebte lustig auf dem Schlosse seiner Ahnen. Der also kam auf den Kirchhof; er stieß den Schädel mit dem Fuße an und sagte zum Todtengräber: „John, hast Du den gekannt?“ — „Ja, Herr,“ antwortete John, „es war ein Weibsbild.“ — „Ein Weibsbild?“ fragte der Herr von Logan; „so ein Käseweib etwa? nun, hübsch konnte sie doch seyn.“ — „Ja, wahrhaftig, das war sie, und das sehr hübsch. Ich habe Gold und Edelsteine auf ihrer Stirne glänzen sehen, aber so strahlten sie nicht, wie ihre schönen Augen; mit Einem Blicke derselben hätte sie eine Lerche aus den Lüften herabgeholt.“ — „Ich verstehe,“ erwiederte der Herr von Logan; „es war ein reizendes Mädchen mit schwarzen Augen; sie tanzte gerne, sang ihr lustiges Liedchen und hatte keine Furcht vor den Männern. Der Pfarrer besuchte sie von Zeit zu Zeit und sie ging regelmäßig in die Predigt, wenn die Assisen der Grafschaft gehalten wurden, oder nicht?“ — „Es ist so etwas,“ sagte John, nachdem er ihn einen Augenblick schweigend angesehen. „Man sieht wohl, Ihr versteht Euch darauf; gleich und gleich gesellt sich gern. Aber auch Ihr werdet einmal so aussehen, und dann wird es heißen: Seht, das ist der lustige Herr von Logan gewesen.“ — „Nun, nun, Meister John, Ihr predigt ja fast so gut als unser Pfarrer.“ — „Ach, Herr, es wäre nicht das erste Mal, daß das Predigen an mich käme. Damals, zur Zeit des heiligen Covenants, habe ich manches liebe Mal gepredigt, und wenn das Wort nicht verfangen wollte, hatte ich einen kräftigeren Beweis zur Hand.“ Und in der Erinnerung an seine Großthaten, schaufelte John die Erde rascher und kräftiger aus dem Grabe. „Wünscht Ihr Euch diese gute Zeit zurück?“ fragte Logan. „Zurückwünschen? Nein, Herr! Was vorbei ist, ist vorbei, die schönen Tage Cromwells, wie die Phenice Morrissons, deren Gebeine Ihr da seht. Aber der Geist lebt noch, wenn der Leib Staub ist, und man sagt, die Todten besuchen zuweilen die Lebendigen.“ Mit diesen Worten stemmte der Todtengräber die Hand auf den Rand des Grabes und sprang so eilfertig heraus, als fürchtete er, die Knochen, auf die er trat, möchten lebendig werden.

Der Herr von Logan setzte nun den Schedel auf das Grab eines seiner Ahnen und sagte in ernstem Tone: „Glaubt Ihr gewiß, John, daß das schöne Mädchen, dem diese Reste angehören, kommen und im Mondschein auf dem Rasen da sich ergehen kann, wie sie im Leben oft that, oder sich auf das Grab eines Liebhabers setzen kann, der aus Liebe zu ihr gestorben ist?“ — „Sprecht nicht so, gnädiger Herr,“ sagte der Todtengräber erschrocken; „der Schädel da hat Ohren, und es ist mir, als blicke er Euch an.“ — „Ha,“ rief der Herr von Logan lachend; „Du glaubst also, die Schöne höre mich! Gut, so will ich sie gleich auf den Abend zum Essen laden.“ — „Seht hin, Herr, seht hin! aus den leeren Augenhöhlen ist es wie Feuer gefahren! Geht in Euch und betet; sonst speist Ihr diesen Abend mit einer Verdammten.“

Logan wurde bleich bei diesen Worten und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, zu Pferde. Im Dahinsprengen mußte er immer an den Kirchhof denken. Er mochte machen, was er wollte, er sah den Todtengräber, das tiefe Grab und den bleichen Schedel auf dem Grabstein. Er ließ endlich sein Pferd langsamer gehen; er gab sich alle Mühe, diese lästigen Gedanken los zu werden: „Nun wahrhaftig, dachte er bei sich, ich bin fast ein so großer Narr als John, der Todtengräber! In einem dürren Knochen ist kein Leben, in einer leeren Augenhöhle kein Feuer,“ und suchte sich den Tag über zu zerstreuen, so gut es ging. Er trank mit seinen Jubelbrüdern, besuchte seine Geliebte und kam erst um zehn Uhr Abends heim in das Schloß. Unter dem Thorweg warf er den Zügel des Pferdes einem Diener zu, ging in das Speisezimmer und zog die Glocke. „Wozu zwei Gedecke, Lockerlie, Dummkopf? ich esse allein.“ — „Man hat mir befohlen, das Essen für zwei zu rüsten,“ erwiederte der Diener; „zwischen Licht und Dunkel kam ein Bote auf das Schloß; er pochte am großen Thor und richtete aus: Eine Dame wird heute Abend bei Eurem Herrn speisen; deckt für zwei.“

Logan gab keine Antwort und ging langsam, mit nachdenklicher Miene im Zimmer auf und ab. Bald warf er den Blick auf den Tisch mit zwei Gedecken, bald sah er am Fenster in die Nacht hinaus. Der Mond strahlte hell am Himmel, der Fluß zog ruhig, silberweiß durch die Ebene, ein Paar leichte Wolken schwebten über den Hügeln von Tinwald. „Unsinn!“ rief er endlich; „ich lasse mich durch Ammenmährchen ängstigen! Ewig sind die Gesetze der Natur; der Mond glänzt, der Fluß rinnt; wie kann ein Scherzwort Todte aus den Gräbern rufen!“ Er warf sich in einen Lehnstuhl von geschnitztem Eichenholz und sah die Tapeten und die Decke des Zimmers an. Auf erstern hingen die Waffen und Bilder seiner Ahnen, ernst und steif; auf der Decke war das lezte Gericht gemalt. Die Gräber thaten sich auf und die Todten harrten des Spruchs, der Verdammniß oder des Heils. Er hatte bisher dieses Gemäldes gar nicht beachtet, und jezt konnte er die Augen nicht davon verwenden. Besonders ein Todtenkopf zog seine Blicke an; es war ihm, als sehe er einen Schimmer in seinen Augenhöhlen. In sehr aufgeregter Stimmung begab er sich endlich in ein mit Ebenholz getäfeltes Kabinet, seiner Mutter Lieblingsgemach. Er nahm eine Bibel mit goldenem Schloß, die ihr gehört hatte, in die Hand; er hatte sie noch nie aufgeschlagen, denn er dachte selten an seine Mutter, und wenn er zufällig einmal seiner Vorfahren gedachte, so war Stolz auf ihre Waffenthaten sein einziges Gefühl. Jezt schlug

er die Bibel auf; aber darin zu lesen, vermochte er nicht; seine Augen schwammen in Thränen, denn gleich auf dem ersten Blatte erkannte er seiner Mutter Handschrift: sie hatte Namen und Geburtstag ihres Sohnes hineingeschrieben. Er schlug das Buch wieder zu und schellte seinem Diener. „Sorbie," sagte er, „soll sogleich ein rasches, sicheres Pferd satteln. Er soll schnell auf den Pfarrhof reiten und Gabriel Burgess, den Pfarrer, holen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der altfranzösische Reinecke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Der Dichter kehrt nun wieder zu Renart zurück, der auf einem Baume ein Nest mit vier jungen Hühnergeiern findet, hinauf klettert und dieselben verzehrt. Als er kaum mit seiner Mahlzeit fertig ist, kommen die Alten dazu, packen den Renart, der, weil er zuviel gefressen hat, nicht von der Stelle kann und raufen sich gewaltig mit ihm herum, bis es ihm doch am Ende gelingt, sie zu tödten. Voll Wunden und Beulen legt der Schalk sich trübselig unter einem Baume hin und streckt alle Viere von sich. Ein Ritter mit seinem Knappen und einem Burschen kommen des Weges; sie halten Renart für todt und denken sein Fell zu benutzen. Der Knappe bindet ihm die Pfoten zusammen und befiehlt dem Burschen, den Fuchs nach Hause zu tragen. Dieser wirft den Renart über die Schultern und thut, was ihm geheißen wird. Unterweges beißt er den Burschen in den Nacken und entflieht, da dieser den Stock, mit welchem er geknebelt war, löst, um ihn damit zu schlagen. Der Diener kehrt nun betrübt zu dem Ritter zurück, der herzlich über die Begebenheit lacht. Renart schleppt sich mühselig durch die Felder und bittet zu Gott, er solle ihn ein gewisses Kraut finden lassen, das ihn unfehlbar heilen müsse; dies gelingt ihm auch und er wird wieder gesund. Jetzt läuft er in den Wald, wo er Droin, den Sperling, findet, der ihm vom Baume herab Kirschen zuwirft, an denen er sich satt frißt. Der Sperling klagt ihm, seine neun Söhne leiden so sehr an der Gicht, und er möchte sie ihm heilen. Renart erwidert ihm, das komme daher, weil sie nicht getauft seyen, und erbietet sich, die heilige Handlung zu verrichten; der Aelteste solle Leonhard heißen und für die Namen der andern wolle man auch sorgen. Droin reicht ihm jetzt die Kindlein zu, und Renart ermangelt nicht, einen nach dem andern zu verzehren. Er will darauf dem armen Vater weiß machen, sie seyen sämmtlich geheilt und davon geflogen; dieser kommt aber bald hinter die Schandthat, und rauft sich in der Verzweiflung die Federn aus. Renart macht sich davon, der Sperling gibt sich aber nicht zufrieden, sondern fliegt zu andern Thieren und fordert diese auf, sich seiner anzunehmen und ihn an dem Fuchs zu rächen; er findet aber nirgends Gehör, denn Keines will sich mit dem Schalksgesellen Renart einlassen. Endlich trifft er einen magern Hund, Morout, den sein Herr, ein böser Bauer, fast hatte verhungern lassen; dieser sagt ihm seine Hülfe zu, wenn er ihm Lebensmittel schafft, und es gelingt dem Sperling durch artige List, ihn mit Speise und Trank zu versorgen. Morout kommt wieder zu Kräften; sie locken den Fuchs aus seiner Burg heraus und der Hund rächt jetzt seinen Freund auf das Glänzendste und läßt Renart für todt liegen. In diesem Zustande finden ihn Wolf und Wölfin, bedauern ihn sehr, bringen ihn in ihre Wohnung und lassen einen sehr geschickten Arzt aus Montpellier kommen, der ihn wieder herstellt. Renart beurlaubt sich nun von seinen lieben Verwandten, nachdem er ihnen dankbarlichst versprochen hat, bald wieder zu kommen, und macht sich wieder auf die Reise. Unterweges findet er einen Knappen, welcher einen Falken und eine Trommel oder Pauke (tabor), um Enten aufzujagen, mit sich führt. Er stiehlt ihm beides und läßt, als er sich in Sicherheit weiß, bei einem Sumpfe die Trommel tönen und den Falken steigen. Dieser fängt ihm nach einander drei Enten, welche er mit großem Wohlbehagen verzehrt. Dann begibt er sich in den Wald, wo ihm Tartif, die Schnecke, in voller Rüstung begegnet. Er schlägt sie mit der Trommel zu Boden, bemächtigt sich ihres Pferdes und reitet weiter. Ein Bote des Königs begegnet ihm und übergibt ihm einen Brief vom Könige, der ihn als Freund einladet, wegen wichtiger Angelegenheiten an den Hof zu kommen. Renart zeigt sich dazu bereit. Unterweges gesellt sich Grimbert in gleicher Absicht zu ihm. Sie stoßen auf Percehaie, Renarts Sohn, der ihm die Nachricht vom Tode der Frau Hermelin mittheilt. Renart bricht in laute Klagen aus und befiehlt dann seinem Sohne, sich mit seinen beiden Brüdern ebenfalls an den Hof zu begeben. Als Renart und Grimbert dort anlangen, empfängt sie der König sehr gnädig und klagt ihnen sein Leid. Heidnische Völker haben ihn mit Krieg überzogen und sich schon zweier Schlösser bemächtigt; das Kameel ist ihr Anführer; große Haufen von Elephanten, Scorpionen, Tigern, Büffeln, Dromedaren, Vipern, Schlangen gehören dazu. Der Fuchs empfiehlt nun dem Könige, alle seine Mannen zusammenrufen zu lassen; dies geschieht auch; sie stellen sich sämmtlich ein. Renart wird zum Fahnenträger (gonfanonier) ernannt, da man Tardif, der dieses Amt bekleidete, todt im Walde gefunden hat, und seine drei Söhne empfangen den Ritterschlag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Sociétés de la paix et de l'union.

Man hat auch eingewendet, Genf sey für solch einen Verein ein zu kleiner Punkt, der in Europa verschwinde. Wie irrig! Der intellektuelle und moralische Einfluß hängt Gottlob nicht von der geographischen Ausdehnung und der statistischen Wichtigkeit eines Ortes ab. Ging etwa Calvins reformirende Wirkung nicht von Genf aus? und wurde nicht der Mann hier geboren, der allein, ohne Gehülfen, das ganze Gebäude unserer bürgerlichen Gesellschaft umgestaltete? stand nicht Jean-Jacques Wiege in dem kleinen Genf? Hier wurde auch zuerst in Europa ein Strafarbeitshaus nach neuen Grundsätzen gebaut und eingerichtet, zu dem jezt zahlreiche Fremde aus allen Theilen Europas wandern, nicht aus bloßer Neugierde, sondern um in ihrer Heimath eine ähnliche Anstalt zu gründen. Der Friedensverein gründet sich zu sehr auf das Gemüth und spricht die Eitelkeit zu wenig an, um in Frankreich besondern Eingang zu finden, wo man so viel vom Krieg hofft und den Kriegsruhm so wenig entbehren kann. Dagegen dürften sich ähnliche Vereine in dem lebendigen, tieffühlenden und friedlicher gesinnten Deutschland bilden.

Wir haben noch mehrere Vereine, die bei Ihnen nachgeahmt werden sollten und die gewiß dort so gut Gedeihen finden würden, wie hier; besonders die Société de l'union, eine Association der Handwerksgesellen für den Fall des Erkrankens. Welche Beruhigung liegt in dieser Anstalt für die Theilnehmer selbst und für ihre fernen Angehörigen, die nun gewiß sind, daß ihre Söhne ärztlich behandelt, wohl gepflegt und gewartet werden, wenn ihnen etwas zustößt. Dafür zahlt jeder Theilnehmer monatlich 21 Sols. Es waren voriges Jahr an ordentlichen Beiträgen und Geschenken 17,846 Gulden eingegangen. Die großen Bedürfnisse zur ersten Anlage machten, daß die Ausgaben über 3000 G. mehr betrugen, und dies Mißverhältniß hätte die Anstalt im Entstehen erdrückt, wenn ihr nicht schnell großmüthige Wohlthäter zu Hülfe gekommen wären. Ja man ging noch weiter: von dem Fremdenball, an dem eine Menge Deutsche Theil nahmen, wurde der Ueberschuß mit 275 Franken der Anstalt zur Gründung eines kleinen Reservefonds zugesendet. Die Zahl der ordentlichen Theilnehmer belief sich gewöhnlich auf 412, von allen Religionen und Ländern; davon benuzten 261 die Anstalt in kürzern oder längern Krankheitsfällen, nämlich 49 Genfer, 71 Schweizer aus den andern Kantonen, 14 Franzosen, 96 Deutsche, 19 Savoyarden, 5 Italiener, 4 Russen und 3 Polen. Am häufigsten erkrankten Tischler, Schuhmacher, Zimmerleute, Schneider und Schlosser, größtentheils Deutsche und Schweizer, die hier wie in Paris die Werkstätten füllen. Die Werkmeister sehen alle den großen Nutzen dieser Association für ihre Gesellen ein und tragen nach Kräften dazu bei, daß diese eintreten und die kleine Ersparniß von 21 S. monatlich machen. Zwei unserer angesehensten Aerzte übernahmen bisher die Behandlung der Kranken unentgeldlich. Der lutherische Pfarrer Wend, Nachfolger des verdienten, auch in Deutschland ehrenvoll bekannten Pfarrers Gerlach, dem das größte Verdienst bei Gründung dieser Anstalt gebührt, zeigt auch fortgesezt unermüdlichen Eifer dafür. Mit ächt evangelischem Sinn wandelt er von einem Krankenbett zum andern, spricht den Leidenden zu, liest ihnen vor, jedem in seiner Sprache, und vermeidet dabei mit kluger Umsicht alles, was Katholiken daran erinnern könnte, sie seyen nicht im Schooß ihrer Kirche. Auch die Censoren des Vereins, namentlich Herr Guichon, zeigen großen Eifer und lezterer hat aus eigenen Mitteln eine passende Bibliothek für die Kranken gestiftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

Merkwürdige Prozesse.

Wir haben hier seit Kurzem zwei Prozesse gehabt, welche in mancher Rücksicht bemerkenswerth sind, und auf auffallende Weise den Geist der Zeit und der Nation bezeichnen. Der erste war der Prozeß des „wohlehrwürdigen" Robert Taylor, eines Mannes, der ehemals ein Geistlicher der englischen Kirche gewesen, dann abtrünnig, dann wieder rechtgläubiger Prediger, dann wieder abtrünnig geworden war und sich seit einigen Jahren als Prediger eines groben Deismus und Spötter des Christenthums berüchtigt gemacht hat, dabei aber sich fortwährend Reverend nennt und immer in der stuzerhaftesten geistlichen Tracht erscheint. Schon vor ein Paar Jahren gingen ihm die Beamten der Altstadt zu Leibe, bezweckten aber doch weiter nichts damit, als daß er seine Vorlesungen und Disputationen innerhalb ihres Gebiets aufgab. Seit ungefähr einem Jahre aber trat er aufs Neue in der sogenannten Rotunde auf, wo er, ohne mit denselben gerade in Verbindung zu stehen, mit Hunt und Carlile auftrat, und während jene Königthum, Aristokratie und Priesterschaft angriffen, die christliche Religion zur Zielscheibe seines Spottes machte. Indessen hatte er bei diesem unheiligen Werke selten über zweihundert Zuhörer, zum Theil Neugierige, doch größtentheils Leute aus den arbeitenden Klassen, die sich durch das Lesen atheistischer Schriftsteller um den Trost des Glaubens gebracht hatten und an denen wenig oder nichts zu verderben war. Dabei waren die Mummereien, die der tolle Mensch mit den christlichen Mysterien trieb, so empörend, daß er eher im Stande seyn mochte, Verleitete zum Glauben zurückzuschrecken, als Proselyten für den Unglauben zu werben. Auch nahm die Regierung weislich keine Notiz von ihm, um ihm nicht zur Ehre des Märtyrerthums zu verhelfen. Was aber in England die Regierung unterläßt, steht oft Privatpersonen oder Privatvereinen zu thun frei; und so geschah es denn auch hier. Der sogenannte Verein zur Unterdrückung des Lasters unternahm es, diesen Religionsspötter aus dem Wege zu schaffen. Sie schickte daher ihre Späher hin, die seine Predigten mit anhören mußten, um nachher als Zeugen auftreten zu können, klagten ihn dann an, sezten es durch, daß die Geschwornen ihn für schuldig erklärten, und der Gerichtshof verurtheilte ihn nicht nur zu einer zweijährigen Einsperrung und einer Geldbuße von 200 Pfund, sondern noch zu einer fünfjährigen Bürgschaft für künftige gute Aufführung von solchem Belang, daß, wenn ihm Niemand zu Hülfe kommt, er wohl mehrere Jahre länger sitzen bleiben dürfte. Bei dem jezigen Zustande der öffentlichen Meinung, zum wenigsten wie sich solche in den Zeitschriften ausspricht, würde dieses als eine allzuharte Strafe verschrieen worden seyn, wenn das Publikum nicht zu sehr mit der Reformfrage beschäftigt wäre. Indessen nahmen sich doch die Times seiner so weit an, daß die Friedensrichter des Distrikts eine besondere Berathung wegen seiner Behandlung im Gefängniß anstellen und das mildeste Verfahren gegen ihn anempfehlen mußten. Welchen Eindruck seine Bestrafung auf seine Anhänger gemacht hat, ist leicht zu errathen, obgleich man unter den obwaltenden Umständen nichts davon im Publikum erfährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 198.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. August 1831.

— So ist es beschaffen, so wird es bleiben und also
Endigt sich unser Gedicht von Reinekens Wesen und Thaten.

Goethe.

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Der König beschließt, am folgenden Tage mit dem Heere in den Krieg zu ziehen, und befiehlt dem Renart, mit Novel und Malebranche, Tybert, Ysengrin und andern zur Deckung des Schlosses und der Königin zurückzubleiben. Percehaie soll dem Heere die Fahne vortragen. Dem Fuchs ist das ganz recht, er hat die Königin lange geliebt mit aufrichtiger Liebe (d'amor enterine) und nimmt sich vor, die schöne Gelegenheit, die sich ihm darbietet, auf das Beste zu benutzen. Der König zieht nun mit seinen Mannen ab; das Heer, dessen Eintheilung und Anführer werden genau beschrieben; der Esel, Bernard der Erzpriester, hat Alle absolvirt, spricht dem Könige Muth ein, und wird dafür von ihm zum Bischof ernannt. Es erfolgt jezt eine Schlacht, in der der Löwe Sieger bleibt und das Kameel gefangen wird. Es fleht um Gnade, wird aber verdammt, lebendig geschunden zu werden, eine Sentenz, welche Baucent, Roonel und Bruns auch alsbald an ihm vollstrecken. Der König läßt jezt die Todten begraben, Espinart und Chanteclер ausgenommen, die in der Schlacht als Helden gefallen sind, und welche er dem Heere auf Bahren voranzutragen befiehlt, damit sie in der Heimath eine ehrenvolle Ruhestätte finden. Dann macht er sich mit der Armee auf den Rückmarsch. Unterdessen hat aber Renart die Zeit wohl benuzt, einen falschen Brief geschrieben, in welchem der Tod des Königs, der in der Schlacht gefallen ist und Renart zum Erben seines Reiches und seines Ehebetts eingesezt hat, gemeldet wird, und einen Boten bestochen, der das Schreiben überbringt. Diesen Boten erschlägt er, angeblich in der ersten Aufwallung über den großen Verlust, bemächtigt sich des Reichs und heirathet Dame Fière, die Königin, die gar wohl damit zufrieden ist. Nun kommt der König zurück, findet die saubere Bescheerung und belagert mit seinem Heere das von Renart wohlbefestigte Schloß. Es erfolgen jezt Angriffe, Ausfälle, Auswechselung von Gefangenen u. s. w., kurz der Dichter liefert das lebendigste Bild einer Belagerung, wie sie zu seinen Zeiten üblich gewesen ist. Endlich wird aber Renart, der sich überall sehr tapfer zeigt, bei einem Ausfall gefangen und soll hingerichtet werden; der König verzeiht ihm jedoch, sich der guten Dienste, die er ihm früher geleistet, erinnernd, und ein allgemeiner Friede wird geschlossen. Nobel zieht wieder in seine Burg ein, Dame Fière, die Königin, eilt ihm entgegen, als wenn nichts vorgefallen wäre, und Renart begibt sich mit seinen Söhnen nach Malpertuis, wo es ihnen recht gut geht. Diese Branche, eine der längsten (sie enthält fast 3500 Verse) ist auch in jeder Hinsicht eine der vorzüglichsten des ganzen Gedichtes.

Der nächste Abschnitt: Wie Renart seinen Beichtvater fressen wollte (Si conme Renart volt mengier son Confessor) scheint, sowohl der Sprache nach, auf die man sich jedoch nicht immer verlassen kann, weil die verschie-

denen Abschreiber zu willkührlich mit ihr verfuhren, als auch nach ihrem Inhalte und der Behandlungsweise zu urtheilen, weit älter als die vorhergehenden zu seyn. Er enthält viele Unanständigkeiten und besonders ziemlich starke satirische Ausfälle gegen die Ordensgeistlichen, übrigens nicht viel Neues, sondern nur einige Streiche des Renart, welche auch schon in andern Branchen vorkommen. Zulezt will Renart den Hühnergeyer, Dant Hubert l'Escofle, dem er beichtet, zum Dank dafür auffressen, nachdem er seinen Söhnen (Hubert ist ein frommer Geistlicher) schon dasselbe gethan, und die Branche schliest damit, daß das ein arger Sünder sey, der seinen Beichtiger auffrißt.

Die lezte Branche, Renarts Tod, ist es der Zeit der Abfassung nach wohl nicht, da mehrere Personen wieder vorkommen, die im Laufe der vorhergehenden Kapitel schon Todes verblichen sind. Sie enthält, wie die vorhergehende, sehr viele Unanständigkeiten und arge Spöttereien. Am Hofe spielt Renart mit dem Isengrin, verspielt Alles, auch Theile seines Körpers, wird nun von diesem lebensgefährlich verwundet, und stirbt, ungeachtet der Pflege, die Dame Fiere ihm angedeihen läßt. Sein Leichenbegängniß ist sehr feierlich und wird höchst ausführlich beschrieben; unter anderm hält der Erzpriester Bernart eine sehr boshafte Leichenrede, in welcher er vorzüglich der Liebeshändel des Verstorbenen ausführliche Erwähnung thut. Als der Fuchs begraben werden soll, wacht er plötzlich wieder auf, packt den Hahn Chantecler, der den Weihrauchkessel schwingt, und läuft mit ihm davon. Der König läßt ihm nachsetzen, von der andern Seite kommt ihm ein Bauer mit seinem Hunde entgegen, so daß Renart den Hahn fahren läßt, selbst aber von Tardif, der Schnecke, gefangen und vor den König gebracht wird. Er klagt jezt den Chantecler an, muß mit diesem kämpfen, wird von ihm besiegt, stellt sich todt und wird in einen Graben geworfen. Hier überlistet er in der Nacht den Raben, reißt ihm den Schenkel aus und entflieht nach Malpertuis, zu Dame Hermelin. Der König sendet jezt Hubert und Grimbert als Boten ab, um den Fuchs wieder vorzuladen; Hubert bleibt vorsichtig draußen, Grimbert geht aber hinein und Renart bittet ihn, dem Könige zu sagen, der Rabe habe ihn völlig getödtet und Frau Hermelin ihn schon unter einem Kreuze begraben. Hermelin zeigt jezt unter vielen Klagen den Abgesandten Renarts Grab, und diese kehren mit der Nachricht zum Könige zurück, der sich ganz erzürnt darüber zeigt und erklärt, er habe nie einen besseren Baron unter seinen Vasallen gehabt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Herr von Logan.

(Fortsetzung.)

Während Sorbie dem Pfarrhof zusprengte, dachte er bei sich: „Zu Damen wäre ich oft genug geschickt worden, nun geht es auch einmal zu einem Pfarrer; was aber der Herr mit ihm will, das ist mir nicht klar; denn beten thut er nicht viel, der Herr, und heirathen — das thut er noch weniger. Er müßte nur mit seinen lustigen Kameraden beim Glase Sr. Ehrwürden zum Besten haben wollen. Ha! da käme er schlecht weg bei Gabriel Burgess, und lieber will ich es mit dem Herrn aufnehmen, wenn er tobt, als mit Sr. Ehrwürden. Sonntags muß man ihn auf der Kanzel sehen, wie er mit den Armen ficht, wie ihm die Augen aus dem Kopfe treten und seine Stimme wie der Donner schallt. Ja, und er hat auch Macht über böse Geister; mit einer offenen Bibel, einem bloßen Schwert und ein Paar Worten Lateinisch wird er bald mit ihnen fertig. Wie komme ich dazu, auf dem einsamen Wege da an Geister zu denken!“ Bei diesen Worten blickte Dick Sorbie rechts, links, vorwärts, rückwärts, und gab seinem Pferde die Sporen. Er kam nun in eine wilde Schlucht und stimmte ein Lied an, um sich Muth einzusingen; aber er sang weislich nicht zu laut, damit er daneben horchen konnte, denn sein Pferd schnaubte und tobte ganz sonderbar. Nicht lange, so sah er zu seinem großen Troste eine Dame auf einem Zelter, einen Diener hinter ihr, sich entgegenkommen. „Wer mag die schöne Reisende seyn?“ dachte Sorbie; „die muß sich arg vor der Nachtluft fürchten, daß sie sich so verschleiert und einmummt. Aber was ist denn dem Pferd? Ruhig, ruhig, Tam Galloway! Wirf mich nicht herunter!“ Aber Tam Galloway achtete der Ermahnungen seines Herrn nicht, und als er an der Fremden vorüber sollte, machte er solche Sätze, daß Sorbie beinahe bügellos geworden wäre. Er grüßte indessen doch die Dame mit den Worten: „Gott behüte Euch, schöne Dame; Ihr seyd spät auf dem Weg.“ — „Es ist spät,“ antwortete sie mit sehr sanfter Stimme; „aber ich habe nicht mehr weit, wenn Euer Herr zu Hause ist.“ — „Er ist zu Hause,“ erwiederte Sorbie mit einer tiefen Verbeugung, „und er erwartet Gesellschaft, denn es ist für zwei gedeckt; wer aber bei ihm zu Nacht speist, weiß ich nicht.“ Da hob die Dame lächelnd ihren Schleier auf und ließ ein hübsches, junges Gesicht sehen, mit funkelnden Augen und blonden Locken; drauf ließ sie ihn wieder fallen und sezte ihren Weg fort.

„Niemand Bekanntes,“ dachte Sorbie; „doch gleichviel, dem Herrn wird sie willkommen seyn. Schnell zum Pfarrer, denn mit einer so hübschen Dame könnte der Herr leicht nicht warten, bis jener das Gratias vor dem Essen gesprochen hat.“ Und er gab seinem Pferde die

Sporen. Eben als er das Ende der Schlucht erreichte, sah er einen Reiter, Mann und Roß kohlschwarz, auf sich zukommen. „Das Sprichwort hat Recht," dachte er, „triffst du ein Weib bei Nacht, so ist der Teufel nicht weit. Der Reiter da könnte gar wohl nichts anders seyn." Der Reiter war indessen nicht der Teufel, sondern Sr. Ehrwürden, Gabriel Burgess. „Umgekehrt, Sorbie!" rief er dem Boten zu; „ich gehe zu Deinem Herrn." — „Gott behüte!" rief Sorbie und riß die Augen weit auf; „Ihr seyd es, ehrwürdiger Herr? Seyd mir herzlich willkommen!" Damit zog er den Hut ab und wischte, indem er mit der Hand über Stirn und Haare rückwärts strich, die Schweißtropfen ab, welche ihm die Angst ausgepreßt hatte. „Umgekehrt, Richard Sorbie!" rief nochmals der Pfarrer, „und sprich, was hat Dich so in Angst gesezt?" — „Wahrhaftig, ehrwürdiger Herr," antwortete Sorbie, „vor Euch habe ich mich gefürchtet und vor Niemand anders; als ich da ein Pferd und einen Reiter, beide ganz schwarz, auf mich zukommen sah, dachte ich an den Feind des Menschengeschlechts. Aber mein Pferd, das gute Thier, ist gescheiter als ich und hat keine Angst gehabt. Ihr wißt wohl, die Thiere wittern die bösen Geister. Just eben hätte er mich fast abgeworfen, da wir im Hohlweg von Deadmanshill einem Frauenzimmer begegneten." — „Um diese Zeit bist Du einem Frauenzimmer im Hohlweg begegnet?" fragte Gabriel; „und wie sah sie aus?" — „Ein hübsches Mädchen, Ehrwürden, bei meiner Ehre! mit blonden Locken vollauf und schönen blauen Augen. Doch Ihr werdet sie gleich zu sehen bekommen, denn sie speist mit meinem Herrn zu Nacht, und wenn Ihr nicht vorwärts macht, so sind sie bei Tische, bis Ihr kommt."

Die beiden Reiter ritten rascher dahin. „Just hier bin ich der Dame begegnet," sagte Sorbie nach einiger Zeit; „und hier herum hatten sonst die Herrn von Logan ein dichtes Gebüsch, und hier hatte einer davon, des Herrn Großvater, eine Zusammenkunft mit einer schwachen Evastochter, mit der schönen Morrisson." — „Still!" sprach Gabriel, „still davon! der guten Thaten gedenke der Mensch, die bösen vergesse er." — „Seht Ihr wohl," fuhr Sorbie fort, „das Licht im Thurme dort schimmern? das ist ein Trost auf solch einsamem Wege. Aber, ehrwürdiger Herr, das vergesse ich ja ganz: woher wißt Ihr denn, daß der Herr nach Euch verlangt? denn gewiß kam kein Bote vor mir auf den Pfarrhof." — „Ihr, die mir den Feigerzeig gegeben hat, hätte ich gehorcht, so lange sie noch auf Erden pilgerte, und wäre ich am Ende der Welt gewesen; wie sollte ich ihr jezt nicht gehorchen, da sie ein Geist ist, der im Lichte wandelt!" — „Gut," dachte Sorbie, „jezt verkehrt er mit Geistern. Damit verkehrt er mir wohl allein, denn er könnte mich in Gesellschaft bringen, nach der mich nicht gelüstet. Und doch möchte ich wissen, was er mit seinem Geiste will, der im Lichte wandelt."

Während die beiden sich so unterhielten, hörte der Herr von Logan Pferdegetrappel im Schloßhofe und Bewegung unter der Dienerschaft, hörte dann, wie eine weibliche Stimme, süß wie eine Aeolsharfe, sich erkundigte, ob er zu Hause sey; ein seidenes Gewand rauschte vor der Thüre, sie ging auf und herein trat eine junge, reich gekleidete Dame.

Sie nahm ohne Umstände Platz auf dem Sitze, den man ihr anbot, warf ihren Schleier zurück und zeigte ein reizendes Gesicht, von einer Fülle blonder Locken umwallt. „Herr von Logan," sprach sie, „ich nehme Eure Gastfreundschaft auf eine Stunde in Anspruch. Doch da sehe ich eine gut besezte Tafel, und in der silbernen Räucherpfanne brennt Weihrauch. Erwartetet Ihr mich denn zum Essen?" Und sie wiegte, der Antwort gewärtig, zierlich das Haupt hin und her. „Wahrlich, Lady Anna," antwortete er, „daß dies für Euch gerüstet ist, kann ich nicht sagen; war ich doch auf die Ehre, die Ihr mir erweist, nicht im mindesten vorbereitet; aber so viel weiß ich, einer liebenswürdigeren Dame, als Ihr seyd, kann dies Mahl nimmer warten." — „Herr von Logan," antwortete die junge Dame in entschiedenem Tone, „ich bin jezt vollkommen unabhängig und Niemand hat sich mehr um meine Schritte zu kümmern; ich gehe wohin und wann ich mag; mein Besuch heute Abend ist indessen kein freiwilliger; seht den Himmel an: diese schwarzen Wolken drohen mit einem Regenguß, und lieber nahm ich Eure Gastfreundschaft in Anspruch, als daß ich mich dem Sturme preisgab, der mit meinen Falbeln und Spitzen garstig umgegangen wäre." — „Werthe Lady Anna," erwiederte Logan, „was auch der Grund Eures Besuches sey, Ihr seyd mir tausendmal willkommen, und ich danke es den Elementen, daß sie den Eigensinn, von dem ich schon so viel habe leiden müssen, ein wenig ihre Macht haben fühlen lassen. Doch erlaubt mir, daß ich Euch den unbequemen Schleier abnehme, der mir noch ein Paar Locken Eures schönen Haares verbirgt. Die Wolken werden immer drohender, und hoffentlich werdet ihr an den Aufbruch aus meinem Hause noch lange nicht denken können."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Merkwürdige Prozesse.

Der zweite Prozeß ist der des bekannten Wilhelm Cobbett. Dieser Mann, eines Bauern Sohn, der sich in früher Jugend anwerben ließ und es bis zum Unteroffizier brachte, dann wieder Pächter wurde, zweimal nach Amerika auswanderte und wieder zurückkam, und nebenher über tausenderlei Gegenstände geschrieben hat, über Feld- und Gartenbau.

Baum- und Viehzucht, Häuser- und Periodenbau, vor allem aber über Politik, und zwar der Reihe nach für und gegen jede Meinung, Parthei und öffentliche Person, dieser Mann schreibt einen Styl, wie man ihn sich nicht kräftiger denken kann, voll idiomatischer Ausdrücke, und besonders darauf berechnet, auf den gemeinen Mann Eindruck zu machen. Er ward beschuldigt, im vorigen Jahre durch mehrere Aufsäze in seinem wöchentlich erscheinenden politischen Register das Landvolk zur Feueranlegung aufgereizt zu haben. Vielleicht würde ihn jedoch die Regierung deshalb doch nicht gerichtlich verfolgt haben, weil sie voraussezen mußte, daß es schwer seyn werde, einen Mann wie ihn zu überführen, eine gerichtliche Verfolgung aber in einem freien Lande einem Libellisten, sey es, daß er überführt werde oder nicht, immer größere Wichtigkeit gibt; doch sie mußte es thun, um sich vor den Tories Ruhe zu verschaffen, welche sie sonst einer strafbaren Nachlässigkeit beschuldigt hätten. Der Erfolg zeigte auch, daß es am weisesten gewesen wäre, wenn sie den alten Sünder unangefochten gelassen hätte. Er citirte die Minister als Zeugen, ob er gleich voraus wußte, daß die Fragen, die er an sie zu stellen gedachte, nicht beantwortet werden, und ihm auch von keinem Nutzen seyn konnten. Aber er wollte die Freude haben, die Broughams und die Greys ins Angesicht zu schimpfen, und dieß that er denn auch nach Herzenslust, obgleich der Generalprokurator ihn schmeichelnd einen Meister des Styls nannte. An Lord Brougham that er viele Fragen über den Verein zur Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, dessen Stifter und Präsident jener bekanntlich ist. Brougham hatte in dieser Eigenschaft bei Cobbett um die Erlaubniß gebeten, einen Brief abdrucken lassen zu dürfen, welchen derselbe im Jahr 1816 an die sogenannten Luddisten geschrieben, um sie von den Streifzügen abzumahnen, welche sie gegen alles Eigenthum unternommen hatten. Er wollte damit beweisen, daß er ein Ehrenmann sey, welcher nur Ordnung und Ruhe suche, bewies aber eigentlich doch nur, daß er auf seiner schriftstellerischen Laufbahn von jeher inkonsequent gewesen, und daß man in seinen Werken in allen Rücksichten Gift und Gegengift findet. Die Geschwornen blieben indessen eine ganze Nacht durch eingesperrt, ohne sich vereinigen zu können (denn bekanntlich müssen nach dem englischen Recht die Geschwornen einstimmig seyn und eine Mehrheit ist zur Entscheidung nicht hinlänglich); am Morgen mußte sie der Richter entlassen, und die Sache fiel zu Boden. Cobbett lacht demnach die Regierung aus, während der bekannte Deist Carlile wegen einer ganz ähnlichen Schrift, die aber mit weit weniger Talent abgefaßt und weit weniger verbreitet ist, zu zweijährigem Kerker verurtheilt wurde. Merkwürdig ist es dabei und ein auffallender Beleg von dem Mangel an Einförmigkeit, welcher in allen Dingen bei uns herrscht, daß, während dieser Carlile sich in sehr milder Haft befindet, ungehindert schreibt und liest, was er will, Besuche von seinen Freunden annehmen und sich vertraulich mit ihnen unterhalten darf, der vorhin erwähnte Geistliche, Taylor, in seiner Lektüre beschränkt ist, seine Korrespondenz der strengsten Untersuchung unterworfen sieht und seine Freunde nur auf wenige Stunden, und zwar nur hinter einem doppelten Eisengitter in einer Entfernung von drei Fuß sehen darf. Dieser Unterschied in der Behandlung zweier, eines ähnlichen Verbrechens wegen eingekerkerten Personen rührt nicht von einer etwaigen Verschiedenheit im Urtheilsspruche, sondern von der Verschiedenheit der Hausordnung her, welche in den beiden Gefängnissen eingeführt ist, in denen sich der eine und der andere befindet. Das eine ist das Hauptgefängniß der Grafschaft Middlesex, das andere das Hauptgefängniß der Grafschaft Surrey; sie liegen aber keine halbe Stunde von einander entfernt. Die innere Einrichtung der Gefängnisse hängt nicht von der Regierung, sondern von den versammelten Friedensrichtern einer jeden Grafschaft ab, welche innerhalb gewisser allgemeinen parlamentarischen Verordnungen einen ungeheuren Spielraum für Milde und Strenge, für Thorheit und Weisheit haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Société de lecture.

Von einer ähnlichen Union für kranke Arbeiterinnen habe ich bereits viel Gutes gehört, es ist aber darüber noch nichts Zusammenhängendes bekannt geworden. Ein Verein unserer ausgezeichnetsten Frauen steht der Anstalt vor, die auch günstig auf die sittliche Heilung der jungen, größtentheils sehr hübschen Arbeitsmädchen wirkt, die durch den grenzenlosen Hang zum Luxus nur zu häufig einen weniger reinen Erwerb suchen, als den mit der Nadel.

In der lezten Generalversammlung unserer Société de lecture sagte der abtretende Präsident, Professor Gaulier, sehr richtig: „Während alle Staaten erschüttert werden, während Umwälzungen und Bewegungen viele Stellen Europas bedrohen, während Krieg und Kriegsgeschrei im Osten und Süden tönt, leben wir ruhig und friedlich, und kein Sturm hat unsere Gesellschaft bewegt. Ja, wenn auch die äußern Ereignisse schwer und beunruhigend sind, so haben sie bisher nicht nur unsere Hülfsquellen nicht verringert, sondern vielleicht noch vermehrt, weil man jezt allgemeiner den Vortheil einer solchen Anstalt einsieht und würdigen lernt. Dergleichen ist freilich immer werthvoll und bedeutend durch die Masse wissenschaftlichen und literarischen Lichts, das von ihr ausgeht, wodurch Männer jeden Alters und aller geistigen Beschäftigung sich nicht nur unter einander nahe kommen, sondern auch mit den vielen Fremden in angenehme Berührung treten, die bei uns Zutritt haben. Diese finden in unsern Sälen eine schäzbare Quelle von Unterhaltung und Unterricht, und wir Genfer haben dadurch eine leichte und wohlfeile Gelegenheit, den Fremden auf eine angenehme und liberale Weise unsere Gastlichkeit zu bethätigen. Doppeltes Interesse aber gewinnt unsere Gesellschaft durch ihren Reichthum an Zeitschriften, politischen Brochüren, Karten und andern Hülfsmitteln in dem Augenblick, wo die Nachbarländer, mit denen wir in genauester Verbindung stehen, auf mannigfache Weise aufgeregt und wo ihre Einwohner in mächtiger Bewegung für die Begründung ihrer Rechte begriffen sind. In solchen Augenblicken ist's nicht nur von großem Werth, zu erfahren, was Neues geschieht, man fühlt auch ein dringendes Bedürfniß, sich auszusprechen, sich Ideen und Ansichten mitzutheilen, die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenzuhalten und an die Zukunft anzuknüpfen. In solchen Zeiten hat die Männergesellschaft am meisten Reiz, Farbe und Bewegung. Für wissenschaftliche und gelehrte Arbeiten ist dagegen diese Zeit nicht günstig. Wer hätte noch dafür Sinn, wenn unser persönliches und nationelles Interesse, unsere Unabhängigkeit, unser Glück und unser Vermögen auf dem Spiel stehen? Der Geist hat keine Ruhe und keine Stätigkeit mehr; aber wenn er müde ist von dem Geschrei und den Wehen der Welt und ihr für Augenblicke zu entkommen sucht, dann sind die stillen Säle unserer Bibliothek ein Asyl, in dem das geängstigte und erschöpfte Gemüth für Augenblicke wenigstens Beruhigung finden kann. So dient unsere Gesellschaft Allen und jeder Stimmung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. August 1831.

Juckend sagt mein Daum mir an,
Etwas Böses naht heran.

Shakespeare.
Macbeth.

Der Herr von Logan.

(Fortsetzung.)

Die junge Dame nahm nun den Schleier ab und ließ die langen Locken auf die Schultern niederfallen; dann hob sie die weißen Arme über den Kopf und schlang lose ein Band um die Haare. Logan sah ihr in stummer Bewunderung zu und bereute innerlich, daß er nach Gabriel geschickt, dessen Gegenwart das Tete-a-Tete verderben mußte; denn seine Angst war ganz verschwunden und hatte lachenderen Gefühlen Platz gemacht.

Während dessen unterhielt sich die Dienerschaft im Schlosse von den Begebenheiten des Abends. „Ich möchte wissen," sagte einer, „was aus Alle dem werden soll. Der Herr läßt Sr. Ehrwürden holen, und da kommt Lady Anna Dalzell aufs Schloß, wie ein fahrendes Fräulein in den alten Balladen. Das eine ist wahrhaftig so verwunderlich als das andere." — „Ich glaube es noch nicht ganz," meinte ein anderer, „daß diese schöne Blonde mit dem kecken Auge Lady Anna ist. Meint Ihr, das edle Fräulein werde ihres Stands und ihres Rufs so weit vergessen, daß sie um diese Zeit allein zu unserm Herrn kommt? Nein, nein, die Taube besucht den Falken nicht in seinem Nest." — „Ich weiß, was ich weiß," sprach die alte Aufseherin des Hühnerhofs; „Gott läßt zuweilen gar seltsame Dinge hienieden zu, und ich wette, die schöne Dame, so jung und frisch sie aussieht, hat nicht viel Blut in den Adern und nicht viel Fleisch auf den Knochen."

Der Lärm, der die Ankunft unserer beiden Reiter verkündete, machte diesem Geschwätze ein Ende. Die Bedienten liefen ihnen entgegen und bemerkten, als sie Sr. Ehrwürden ins Gesicht leuchteten, daß er noch um ein Gutes feierlicher aussah als gewöhnlich. Als der Pfarrer eben die Zimmerthüre öffnen wollte, hörte er eine liebliche Stimme sprechen: „das war also Euer Abentheuer vom Kirchhofe? Jetzt weiß ich doch, warum Ihr, als ich kam, so düster und schwiegsam wart, da Ihr doch sonst so aufgeräumt seyd. Wie ist es aber möglich, daß so tolle Einbildungen einem Mann von Eurem Kopfe zu schaffen machen können? Glaubt Ihr wirklich, das Wort eines Menschen sey im Stande, Todte in ihrem Grabe aufzuwecken, einem Gerippe schöne Lebensformen, einer leeren Augenhöhle den Lebensblick, einem Munde, den der Tod versiegelt, die melodische Stimme und das geflügelte Wort wiederzugeben? Doch sieh da, ein Geist in der Gestalt eines Priesters!" rief sie lachend, als Gabriel Burgess in das Zimmer trat.

„Ehrwürdiger Herr," fuhr die junge Dame fort, nachdem die ersten Komplimente gewechselt waren, „eben ehe Ihr kamt, hat mir unser Freund etwas anvertraut; Ihr werdet aber besser im Stande seyn, als ich, ihm Aufschluß zu geben und ihn zu beruhigen. Es ist ihm etwas auf dem Kirchhof von Logan begegnet, das seinen innern Frieden stört." — „Sprecht, mein Sohn," sagte der Prediger; „die Kirche hat Arznei für alle Seelenleiden."

Der Herr von Logan erzählte nun mit erzwungener Munterkeit sein Abentheuer auf dem Gottesacker, und daß er Phenice Morrisson zum Nachtessen eingeladen. Gabriel Burgess hörte ihm aufmerksam zu, doch so, als wäre es ihm eben nichts Neues. „Mein Sohn," sprach er endlich, „ein hübsches Weib, das leibt und lebt, an Eurer Seite hat mehr Gefahr für Euch, als sämmtliche Gebeine der verführerischsten Schönheiten, die einst am Hofe der Stuarts glänzten. Ihr habt unüberlegte, sträfliche Worte gesprochen, aber das Ohr, an das Ihr sie richtetet, war taub. Die Todten hören nichts mehr als die Stimme des Erzengels, der sie ins lezte Gericht ruft, und Ihr müßtet von Gott oder vom Bösen absonderlich begnadigt seyn, wenn Ihr dergestalt unsichtbaren Geistern solltet gebieten können. In den Tagen, wo noch das blinde Pabstthum unter uns herrschte, suchten die bösen Geister jezuweilen die Kinder der Menschen heim, aber seit das reine Licht der geläuterten Lehre uns erleuchtet, sind sie zurückgekehrt in das Reich der Finsterniß. Ich selbst, ein schwaches, unwürdiges Werkzeug der Kirche, habe manchmal in jenen Unglückszeiten Lügengeister beschworen. Ihr dürft aber ganz ruhig seyn, Herr von Logan; sprecht Euer Gebet, und Ihr könnt ruhig schlafen." — „Wie glücklich bin ich, ehrwürdiger Herr," sagte die junge Dame, „daß ich Euch hier treffe und mich von Eurer Weisheit belehren lassen kann. Ihr sagt, Ihr habt früher Geister der Finsterniß ausgetrieben? Haltet mir meine Unwissenheit zu gute, aber ich möchte gerne wissen, wie Ihr mit diesem schwierigen Geschäft fertig wurdet." — „Von Herzen gerne, gnädige Frau," antwortete der Pfarrer, „mein Verfahren ist einfach und durchaus verständlich. Hier steht aber ein Essen und duftet, daß ein Einsiedler Gelüste bekommen könnte."

Die Schüsseln waren, während Gabriel so sprach, vollends aufgestellt worden; er faltete die Hände über dem Tisch und sprach: „Gott heilige dieses Mal mit seiner Gegenwart, und mögen wir zu seinem Ruhme essen und trinken. — Und nun, schöne Nachbarin," fuhr er fort, indem er sich sezte, „mit was kann ich Euch aufwarten? mit einem Fasanenflügel oder einem Stück Salm?" — „Sehr weiser Prediger," erwiederte sie lächelnd, „das Nachtessen ist für mich ein höchst überflüssiger Gaumenkitzel, womit man sich das Blut erhizt und die Haut verderbt, und da ich schön seyn möchte, damit man mich gerne sieht, so meide ich, was der Schönheit Eintrag thun kann. Daß aber Ihr, ein so eifriger Anhänger einer Lehre, die Selbstverläugnung predigt, was Tafelfreuden betrifft, so gar nicht streng seyd, das wundert mich." — „Gnädige Frau," antworteten Sr. Ehrwürden, „der sterbliche Mensch unterliegt Schwachheiten, gegen die man nachsichtig seyn muß. Enthaltsamkeit riecht nach dem Pabstthum. Hier ist ein Fasan, mit dem ächten Haideduft, würdig einem Propheten zum Mahle zu dienen." Der Pfarrer brach ab, um sich nun ganz dem Essen zuzuwenden; er ging auch mit wunderbarer Behendigkeit ans Werk, und blickte weder rechts, noch links.

(Der Beschluß folgt.)

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Beschluß.)

Hier endet nun der eigentliche Roman vom Fuchs, interessant in vielfacher Hinsicht, eines der merkwürdigsten Dokumente seiner Tage. Bei der Beschränkung des Raumes müssen wir jedoch unsere Bemerkungen, in sofern wir sie nicht schon hie und da, bei der Schilderung der einzelnen Branchen, einfließen ließen, für eine andere Gelegenheit aufsparen, da wir keineswegs eine gründliche und erschöpfende Abhandlung hier liefern dürfen, noch wollen. Es sey uns daher nur gestattet, einige Worte über die späteren Bearbeitungen sowohl, als über diejenigen altfranzösischen Gedichte, welche sich dem Roman du Rénart anschließen, hinzu zu fügen. Es sind vorzüglich folgende:

Le roman du rénart couronné, auch Le Couronnement du Rénart genannt. Sein Verfasser ist wahrscheinlich kein Mann, sondern nach Méons Vermuthung, der wir aus mehreren Gründen beistimmen, die ausgezeichnete Dichterin Marie de France *). Dieses Gedicht enthält 3398 Verse, ganz in derselben Form wie der Roman du Rénart und wie fast alle epischen und didaktischen Gedichte des Mittelalters bei den Franzosen. Die Zeit seiner Abfassung fällt in die lezten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts. Es ist vorzüglich gegen die Franziskaner und Jakobiner gerichtet, welche sich zu Anfang dieses Säkulums in Frankreich niedergelassen hatten und dort bald in großem Ansehen standen. Nach einigen kurz erzählten, nicht sehr listigen Streichen des Renart, wendet sich derselbe an die Geistlichen und verspricht ihnen, sie in der Kunst, die Menschen zu betrügen, zu unterrichten, wenn sie ihm dafür helfen wollten, den Thron des Löwen zu besteigen. Sie willigen ein und bereden den König der Thiere, sich in ein Kloster zurückzuziehen und den Fuchs zum Nachfolger zu erwählen. Renart läßt sich nun vom Pabste krönen, gewinnt die Großen durch seine Freigebigkeit, unterdrückt das Volk und verhilft nur denjenigen zu ihrem Recht, die ihm dafür Geld und Geschenke bringen. Dieß ist der ganze Inhalt des Gedichts, dem es nicht an einzelnen scharfen und glücklichen Zügen fehlt.

*) Marie de France lebte höchst wahrscheinlich gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und zeichnete sich gleich sehr durch ihre Talente, ihre Kenntnisse und ihre Freimüthigkeit aus. Sie hat eine Menge erzählender Dichtungen hinterlassen, welche von Roquefort im Jahr 1820 (Paris, zwei Bde. in 8) herausgegeben worden sind.

Méon hat es ebenfalls in seiner Ausgabe mit abdrucken lassen. Es existirt nur eine Handschrift davon. — Rénart le Nouvel. Dieser Roman hat den Jacquemard Giéslée zum Verfasser, der ihn um 1288, 1290, 1292 oder 1293 vollendete *). Es scheint, als habe er einen Auszug aus dem größeren Roman machen und dabei nach Gutdünken von jenem hinweglassen und von seiner eigenen Erfindung hinzuthun wollen. Der Renart behält in diesem Gedichte seinen alten Charakter, der sich besonders in seiner Schlauheit, seiner Unverschämtheit und der unersättlichen Lust, andern Böses zuzufügen, kund thut. Nachdem er sich die Ungnade des Löwen zugezogen, flüchtet er sich in sein Schloß Malpertuis und wird hier von seinem Oberherrn belagert und bezwungen. Es gelingt ihm jedoch, günstige Friedensbedingungen zu erhalten und von dem Löwen wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden. Er verfehlt jedoch nicht, die ihm wiedergeschenkte Gunst zu mißbrauchen und die Geliebte seines Fürsten, Dame Harouge, die Leopardin, so wie die Königin und Dame Hersent, die Wölfin, seine alte Erkohrene, auf sein Schloß zu entführen. Eine neue Belagerung zwingt ihn, Malpertuis zu verlassen und sich mit den Damen in eine neue Festung, Passe-orguel genannt, zu flüchten. Immer verfolgt, rettet er sich auf ein Schiff, dessen Beschreibung ganz allegorisch ist, und wird von Noble in einem ähnlichen Schiffe angefallen. Nach einem Seegefecht, einem Sturm u. s. w. flüchtet er sich wieder in sein festes Schloß und nach neuer Belagerung kommt es zu neuem Frieden. Hier sollte das Gedicht dem Anscheine nach enden; dieß ist aber keineswegs der Fall; ein neues Werk, mit dem vorigen nur oberflächlich verknüpft, schließt sich an und bietet eine starke Satire gegen die Geistlichkeit, vorzüglich aber gegen einzelne Orden, dar. Es erscheinen nämlich die Jakobiner und Franziskaner und plaidiren, in welchen von beiden Orden Renart treten solle. Dieser versöhnt sie, indem er jedem von beiden einen seiner Söhne zutheilt. Ein ähnlicher Streit erhebt sich nun zwischen den Templern und Hospitalitern; auch diese beschwichtigt er, indem er ein Kleid, das zur Halbscheid mit den Farben der beiden Orden geschmückt ist, anlegt. So angethan, empfängt er zum Treugelöbniß und zur Huldigung die Großmeister jener Orden. Fortuna, reichgekleidet und auf einem kostbaren Zelter reitend, erscheint jezt und bietet ihm eine Krone an, die er aber ausschlägt, indem er auf die Unbeständigkeit ihres Rades deutet; sie verspricht ihm aber, es für ihn zu hemmen und erklärt ihm ein großes Bild, das sich am Schlusse der Handschrift findet. Auf diesem erscheint Renart oben auf einem Rade, das Fortuna feststellt, sitzend, mit einer Mütze geschmückt; zu beiden Seiten stehen seine beiden Söhne, der eine als Franziskaner, der andere als Jakobiner gekleidet; hinter ihnen sind der Stolz und Dame Guile (der Betrug); die Falschheit erhebt sich an der einen Seite des Rades, die Treue fällt an der andern herunter; Rechtlichkeit, Mildthätigkeit und Demuth sind bereits ganz tief gestürzt. Hinsichtlich des ästhetischen Werthes steht der Rénart le nouvel bei weitem dem ältern Romane vom Fuchs nach. Das Streben und Ringen nach bestimmten Zwecken tritt überall zu deutlich und zu unbeholfen hervor.

*) Er nennt sich am Schlusse seines Werks, Vers 8016 und folgende. Die vier davon existirenden Handschriften geben jede eine verschiedene Jahrszahl an.

Diese drei, im Auszuge mitgetheilten Romane vom Fuchs sind es, welche der Bemühung des trefflichen Méon ein neues Daseyn durch den von ihm besorgten Abdruck verdanken. Außerdem existiren noch handschriftlich in den Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Paris zwei andere Gedichte, welche den schlauen Fuchs besingen. Sie heißen Rénart le Bestourné und Rénart le Contrefait. Das erstere ist eine ziemlich allgemeine von Rutebuef, einem Trouvere, der unter Ludwig dem Heiligen lebte, verfaßte Satire. Das zweite ist in einer doppelten Bearbeitung vorhanden; die Verfasser haben absichtlich vermieden, sich zu nennen, waren aber ihrem Stande nach ein Clerc und ein Kaufmann. Robert, der in seinem mit großem Fleiße ausgearbeiteten Werke über die Fabeln des Lafontaine einen, jedoch nicht genügenden Auszug liefert, rühmt es als eine reiche Quelle für die Kenntniß der Sitten, der Ansichten und des Wissens jener Tage.

Ist es uns nun gelungen, durch diese kurzen und, wir läugnen es nicht, magern Auszüge die Aufmerksamkeit der Freunde älterer Literatur auf jene reichen Fundgruben gesunden Witzes, glücklicher Laune und heiterer Satire, abgesehen von dem Nutzen, den sie in historischer Hinsicht gewähren, hinzulenken, so haben wir alles erreicht, was wir erreichen wollten, und beeilen uns, den für diese Blätter schon zu sehr gedehnten Aufsatz zu schließen. Vielleicht, daß wir, falls sich wirklich hier und da Gefallen an den mitunter sehr gut erzählten Schalksstreichen des Meister Fuchs offenbart, die eine oder andere Branche in deutscher Bearbeitung den Lesern mittheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Der Edinburger in Jerusalem.

Sterne hat eine ziemlich lange Liste von Reisenden gegeben, welche ihr Vaterland verlassen haben, um in fremden Landen ihre Thorheit zur Schau zu tragen; doch begreift diese* weitem noch nicht alle Beweggründe, welche Leute zum

treiben. Unter andern hat vor einiger Zeit ein Edinburger Jerusalem besucht, obgleich er sich weder um das Alterthum, noch um die Heiligkeit der Stadt bekümmerte. Er wollte kein Buch schreiben, nicht beten, keine antiquarischen Untersuchungen anstellen; nein! „Ich will nach Jerusalem gehen," hatte er gesagt, „denn wenn ich da gewesen bin und nach Edinburg zurückkomme, ladet man mich alle Tage zum Essen ein." Er machte sich also unverdrossen auf den Weg und erreichte glücklich Gaza, eine Grenzstadt zwischen zwei Paschaliken. Hier aber wurde er angehalten, und da er keinen Firman bei sich hatte, in Verwahrung gebracht, während man nach Acre um Verhaltungsbefehl schickte. Man gab ihm zu verstehen, daß man ihn für nichts geringeres halte als für einen russischen Spion, und da er weder türkisch noch arabisch sprach, so hatte er kein Mittel, sich verständlich zu machen, als durch einen Bedienten, dem man zuweilen erlaubte, ihn zu besuchen. Während dieser unangenehmen Gefangenschaft ward er dann und wann von Türken besucht, welche ihm sehr deutlich zu verstehen gaben, welches Schicksal seiner warte. Namentlich einer kam alle Tage, stellte sich grinsend vor den armen Edinburger hin und fuhr mit dem Zeigefinger so lange von Ohr zu Ohr, bis er überzeugt war, er habe sich dem Giaur vollkommen verständlich gemacht. Endlich kam eine Antwort vom Pascha von Acre, welche ihm zwar gestattete, ohne Hinderniß zurückzukehren, ihm aber auch aufs strengste weiter zu reisen verbot. Diesem Spruch wollte er sich durchaus nicht unterwerfen und hatte keine Ruhe, bis man ihn unter Bedeckung nach Acre brachte. Hier erhielt er endlich die Erlaubniß, Jerusalem zu besuchen, aber immer unter Bedeckung, die ihn so genau bewachte, daß er nichts von den Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen bekam, und ihn auch nicht nach Syrien reisen ließ. Zu Kairo erzählte er seine Abentheuer mehreren Bekannten, die ihm alle von der Reise abgerathen hatten; aber er war zufrieden: er war zu Jerusalem gewesen und seine Einladungen waren ihm gewiß. Nur eins ärgerte ihn: der verdammte Türke mit seinem täglichen Besuche und seinem fatalen Fingerzeig.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Société de lecture. Musik.

Hierauf sprach der Präsident im Einzelnen über das Büreaupersonal, über die Bibliothek, das Lokal, die Fremden, über Einnahme und Ausgabe. Der ordentlichen Mitglieder sind 418 geworden, also bedeutend mehr, denn in den vorigen Jahren. 856 Fremde erhielten Eintrittskarten; darunter machen die Franzosen, Engländer und Deutsche die größte Zahl aus. Unsere Bibliothek vermehrte sich auch fast um zweitausend Bände und Flugschriften, und sie beträgt nun 24.000 Bände. Unter den deutschen neuangeschafften Werken sind Jean Pauls und Tiecks sämmtliche Werke, desgleichen die Uebersetzungen von Hofmanns Erzählungen, von Niebuhrs römischer Geschichte und von Savignys Geschichte des römischen Rechts; Jacobi's Werke wurden hergeschenkt. Es wurden im vorigen Jahr 19.022 Bücher ausgeliehen, also fast zweitausend mehr als 1829; allerdings eine merkwürdige Cirkulation, die, da die Sonntage ausfallen, täglich einige und sechszig beträgt. Rechnet man die Bücher zusammen, welche die Gesellschaft seit ihrer Gründung im Juli 1818 ausgeliehen hat, so findet man bis zum lezten Dezember vorigen Jahres die Zahl 145.609. Diese Cirkulation in zwölf und einem halben Jahr in einer Stadt von 25.000 Einwohnern, wo außerdem eine öffentliche Bibliothek und eine Menge Privatbibliotheken, Leihbibliotheken und Lesecirkel in steter Bewegung sind, spricht günstig für Genfs Geschmack an gründlicher und wissenschaftlicher Lektüre, da unsere Bibliothek fast keine Romane und andere bloße Unterhaltungsschriften enthält. Bei Erwähnung der 143 Journale, die wir halten, sagte der Präsident sehr richtig: „Ich zweifle nicht, daß es Manchem verdrießlich ist, Journale halten zu sehen, die seiner politischen Ansicht und Meinung ganz zuwider sind. In der Zeit, wo wir leben, und in unserm kleinen Land ist es aber sehr nützlich, alle Partheien genau zu kennen. Die übertriebensten Journale sind Repräsentanten eines Theils der öffentlichen Meinung; wir sehen in ihnen die wohlfeilsten Spione, die ja Jeder anhören oder verwerfen, ihnen Glauben beimessen oder versagen kann, wie er mag. Immer haben sie politisches Interesse in einer Zeit, wo die periodische Presse eine große Macht auf der Erde geworden ist." Das Lokal der Gesellschaft, wiewohl aus fünf Sälen und sechs Zimmern bestehend, ist bereits wieder zu eng geworden, und durch die Vereinigung einiger weniger nöthigen Zimmer wird ein sechster Saal gewonnen. Die Einnahme betrug 45.422 Gulden, die Ausgabe 35.874 Guld., die Ersparniß beläuft sich also auf 9575 Guld., die größtentheils zu Ankäufen für die Bibliothek verwendet werden wird.

Die Musik schreitet auffallend bei uns fort und hat seit einigen Jahren unter des wackern Fränzls verständiger Direktion ungemein an Umfang, Fertigkeit und Präcision gewonnen. Bisher hatte es immer an guter Leitung gefehlt, zumal es nicht leicht ist, unsere republikanischen Musikliebhaber unter Einen Hut zu bringen und mit ihnen ein folgsames Orchester zu bilden. Dies ist in dem bescheidenen, immer submissen und gefügigen Deutschland ein Leichtes, nicht aber hier, wo nur das geschriebene Gesetz auf stummen Gehorsam rechnen kann. Fränzl entdeckte in Kurzem die Art, den spröden Stoff zu behandeln; er wurde Alleinherr in seinem Orchester, wo vorher achtzig Herren gewesen waren, ungerechnet die Herrinnen. Alles fügte sich in seinen kunstverständigen Willen, alle gewannen den wackern Mann lieb, und als er im vorigen April für immer von uns ging, war ein allgemeines Leid unter den Musikverständigen. Im lezten Konzert hat mich das Orchester durch seine Kunstfertigkeit, seine Zartheit und seine Kraft in Erstaunen gesezt; es war, als wolle es zum Abschiede sein Möglichstes thun, um dem Maestro seine Anhänglichkeit zu bethätigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 193:
Hanswurst.

Palindrom.

Vorwärts nenne ich dir das Gott entsprossene Höchste
Hier im Lande der Zeit, ja noch der Ewigkeit Ziel.
Ohne mich wärest du kaum, durch mich den Geistern verschwistert,
Mehr als vergänglicher Hauch, trägt dich die göttliche Kraft.
Rückwärts hüll' ich das Licht in matten, trüglichen Schleyer,
Wie im Reich der Vernunft, so in der Wirklichkeit ein.
Dunst ist meine Natur, ein leicht und flüchtig Gebilde
Laß ich, erstorben am Licht, Tropfen und Tröpfe zurück.

S....l.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. August 1831.

Ich auch weine dir still, Retter der Freiheit, nach,
Deß bezauberndem Mund lieblich ihr Lied entquoll,
Der ein rächender Donner
Ueber freche Tyrannen schritt.

A. Wagner.

Ulrich von Hutten.

Noch herrscht auf Romas hohem Sitze
Der Priester, um ihn rings die Nacht;
Noch bebt die Welt vor seinem Blitze,
Der dumpf aus Wolken niederkracht:
Da ruft: es werde Licht! der Meister,
Und wie sein mächtig Wort befahl,
So fühlen schauernd schon die Geister
Des neuen Tages ersten Strahl.

Wer aber ist in dunkeln Locken,
Auf den der frühe Schimmer fällt,
Sein Blick so stolz und unerschrocken,
Gehüllt in Erz, der junge Held?
Man sieht in Flammen roth und röther
Jhm Schild und Helm und Panzer glühn;
Wie Sankt Georg, der Drachentödter,
Ragt er gewaltig, hoch und kühn.

Er führt mit starkem Arm die Waffen,
Doch schrecklicher als Schwert und Speer,
Auf die Tyrannen und die Pfaffen
Zuckt er des Geistes freie Wehr.
Wie Schwerter, scharf ist seine Rede,
Wie Pfeil und Lanze sein Gedicht:
So kämpft die rastlos kühne Fehde
Ulrich von Hutten für das Licht.

Jhm zündete schon in der Wiege
Der heil'ge Strahl im Busen tief,
Der ihn zum jugendlichen Kriege
Empor aus finstern Banden rief.
In öden Mauern soll verderben
Des hohen Geistes feur'ger Drang?
In Gruft und Moder nicht zu sterben,
Keck wirft er ab den dumpfen Zwang.

Wie, seines Gitters Haft entronnen,
Der Aar den Jugendfittich hebt,
Hinaus, hinan zum Glanz der Sonnen
Mit königlichem Fluge strebt:
So in des Lebens heitern Morgen
Taucht sich entfesselt nun die Kraft;
Sie schwärmt im Frühling ohne Sorgen,
Sie schwillt und braust, sie ringt und schafft.

Bald jagt das ewig wache Feuer
Mit Ungestüm durch Land und Meer,
Durch Sturm und Noth und Abentheuer
Den Jüngling rastlos hin und her.
Der Menschen Städte sind und Sitten
Dem irren Wandrer viel bekannt,
Der viel gekämpft und viel gelitten
Am Rhein, am Belt, am Tiberstrand.

Doch mit des Donners jähem Schlage
 Reißt nach der Heimath mächtig fort
Ihn seines Hauses schwere Klage:
 Mord, ruft es laut, Verrath und Mord!
Und auf den fürstlichen Verbrecher
 Des Wortes bittre Geißel schwingt
Er, des verwandten Blutes Rächer,
 Daß sie durch Nerv' und Leben dringt.

Sieh da! welch' finsteres Getümmel
 Mit gräßlichem verworrnem Schrei'n
Verdunkelt an dem Morgenhimmel
 Des neuen Lichtes klaren Schein?
Wie hört man krächzen rings und heulen
 Von dem Geschoß, so wild und stark,
Die nachterzeugte Brut der Eulen,
 Getroffen bis ins tiefste Mark!

Dem kommenden, dem reinen Lichte
 Entgegen schaut er unverwandt;
Daß er die finstre Macht vernichte,
 Ist er von heil'gem Zorn entbrannt,
Schwillt ihm die Brust von hohem Muthe,
 Der nimmer zaudert, nimmer zagt,
Und, wenn er sinkt in seinem Blute,
 Noch jauchzend ruft: ich hab's gewagt!

Heiß schlägt dem theuren Vaterlande,
 Dem Volke schlägt sein großes Herz;
Doch zürnend um die alte Schande,
 Zerreißt ihn ganz ein wilder Schmerz,
Daß in jahrhundertlangen Nächten
 Dem Priester es den Nacken bog,
Der Fluch und Segen seinen Knechten
 Herab vom stolzen Throne wog.

Ha! wie empor die Schläfer schüttelt
 Der donnergleichen Stimme Schall!
Wie er an Petri Stuhle rüttelt!
 Es wankt der Grund, es bebt der Wall.
Den Trug und Frevel, der im Grauen
 Der Nächte tief verborgen war,
Soll alle Welt enthüllet schauen,
 Er macht ihn kund und offenbar.

Für Licht und Recht den kühnen Zeugen
 Lockt nicht des Hofes eitler Dunst,
Und nimmer blenden, nimmer beugen
 Ihn Fürstensold und Fürstengunst.
Ob Wolken sich wie Berge thürmen,
 Und Blitze sprühn aus dunklem Schooß,
Er hält den Flammen und den Stürmen
 Das Haupt entgegen, frei und groß.

Geschmiedet sind für ihn die Ketten,
 Geschliffen sind die Dolche schon:
Wer wird von Schmach und Tod ihn retten?
 Doch bebt er nicht, doch blickt er Hohn.
Wenn schwärzer sich die Wolken thürmen,
 Der Blitz schon zuckt, der ihn zerspällt,
Ihm lebt, gewaltig ihn zu schirmen,
 Ein Freund noch, Sickingen, der Held.

Ihn birgt vor Feindes Wuth und Tücke,
 Im sichern Port die treue Hand:
Doch, wehe! daß nach kurzem Glücke
 In Todesnacht die Sonne schwand!
Wie Thurm und Mauer fällt mit Schalle,
 So sinkt der graue Held ins Grab,
Und mit ihm stürzt vereint im Falle
 Der junge Streiter bald hinab.

Umlauert von der Feinde Rotte,
 Geächtet, flüchtig, heimathlos,
Vom falschen Freund mit feigem Spotte
 Gehöhnt, verlassen, arm und blos,
Den Leib von Schmerzen aufgerieben,
 Den Geist verzehrt in seiner Gluth,
Ist ihm Ein stiller Ort geblieben,
 Wo er im Frieden ewig ruht.

Im schönen freien Schweizerlande,
 Da steigt aus silberblauem See,
An Ufnaus lieblich grünem Strande
 Ein Rasenhügel in die Höh:
Da wird von den krystallnen Fluthen,
 Der müde Kämpfer sanft umspült,
Und ihm die nie gestillten Gluthen,
 Der Brand der Wunden abgekühlt.

Die stolze Brust hat ausgerungen,
 Die einst von Kühnheit überschwoll;
Das freie Wort hat ausgeklungen,
 Das vormals wie ein Donner scholl.
Es ging aus Nacht und Kampf und Schmerzen
 Zu Licht und Freiheit ein der Held;
Sein Sarg sind freier Männer Herzen,
 Und seines Ruhmes Mal die Welt.

Julius Krais.

Der Herr von Logan.

(Beschluß.)

„Heiliger Diener des Altars,“ fing die Dame wieder an, „während Ihr an einem so angenehmen Geschäfte seyd, erlaubt Ihr mir wohl, Eure Eßstunde mit Musik auszufüllen, und da ich aus dem Stegreif singen werde, so brauche ich wohl so lange dazu als Ihr, um Euren Appetit

zu befriedigen." Der ehrwürdige Herr nickte beifällig mit dem Kopfe und langte zu, während die Dame auf ihrer Laute präludirte. Sie sang nun mit einer Stimme, üß wie Nachtigallenschlag, eine wunderliche Ballade von inem jungen Fischer, den eine Najade in ihre Netze lockt. Der Herr von Logan vergaß, trunken von Entzücken, Alles im sich her; die Dienerschaft des Schlosses sammelte sich iach und nach an der halboffenen Thüre; nur der Pfarrer chien ganz unempfindlich für die Schönheiten der Ballade; r aß und trank, und warf nur von Zeit zu Zeit mit vollem Nunde der Sängerin ein Gut! Schön! als Beifallszeichen u. Logan wunderte sich im Stillen, daß ein so strenger, äßiger Mann, wie Gabriel sonst war, mit solcher Be- aglichkeit tafelte, und der alte Bediente, der bei Tische fwartete, ein eifriger Presbyterianer, murmelte im in- und Hergehen: „Ew. Ehrwürden, und solch ein ppetit! das geht nicht mit rechten Dingen zu."

Es war nun eilf Uhr; der Regen fiel in Strömen, r Donner wiederhallte im alten Thurme und die Blitze arfen ihre flüchtigen Lichter auf die alten, im Sturme wankenden Fichten. Aber noch nie hatten die alten hürme des Schlosses ein lustigeres Mahl gesehen als heute. hrwürdiger Herr," sprach die junge Dame, als sie mit rem Gesange zu Ende war, „ich sehe mit Vergnügen, ß Ihr weder streng, noch unduldsam seyd, wie ich glaubte. r erlaubt mir wohl noch einige Fragen, die Ihr mit Geistlicher auflösen könnt. Was meint Ihr wohl, daß Hexe von Endor für ein Weib war?" — „Von ihrem ußern gibt uns die Schrift keine Meldung," antwor- e der Pfarrer; „ich stelle mir aber vor, es war eine ge, hübsche Wittwe mit einem reichen Erbgute." — echt, ehrwürdiger Herr, das denke ich auch. Wir müssen er mit einander bekannt werden. Ihr sagt also, Ihr stehet Euch auf die Kunst, böse Geister auszutreiben?" „Allerdings, gnädige Frau; das war aber, bevor das ch unserer heiligen Kirche anhob; jezt haben wir nichts Art mehr zu befürchten." — „Allerdings, aber seht, er Freund vom Schlosse da erwartete, dieser Eurer herheit zum Trotz, heute Abend zum Nachtessen eine me aus dem Grabe, in ihr Leichentuch eingewickelt. tet Ihr wohl Muth genug, Euch dieser Schönen zu en? Was mich anlangt, so schaudert mich, wenn ich daran denke." — „Laßt sie kommen," antwortete riel und schenkte sich ein, „laßt sie kommen! Mit der ich bald fertig seyn. Gar gerne machte ich das kleine eriment vor Euren Augen, um Euch zu zeigen, wie s anfange. Wahrhaftig, die kostbare Geisterbanner- t könnte ganz zu Grunde gehen, weil man gar keine genheit mehr findet, sie zu üben; mit der Weinbe- ungskunst soll es hoffentlich nie so weit kommen." — hrwürdiger Herr," sprach die jungen Dame, „es wäre Schade, wenn Ihr aus Mangel an Uebung etwas verlerntet, was Ihr so trefflich versteht. Laßt sehen! Denkt Euch, der Lehnstuhl da, auf dessen Rückenbrett ein Heiliger ausgeschnizt ist, sey ein Geist, und Ihr sollt ihn austreiben." — „Ganz recht, gnädige Frau, aber das plumpe Stück Eichenholz kann ich nicht als Geist verschwinden lassen. Um sich zu begeistern, braucht es Wein, und um Geister auszutreiben, braucht es Geister." — „Wahrhaftig, Ihr seyd höchst liebenswürdig für einen Pfarrer," erwiederte sie lachend; „aber ich thue es einmal nicht anders, Ihr müßt mir den Gefallen thun. Da! der Lehnstuhl ist ein Geist; macht Eure Vorbereitungen zum Exorcismus." — „Meinetwegen denn," sagte Gabriel und stand ungeduldig auf; „werdet Ihr Euch aber nicht fürchten?" — „Wißt Ihr gewiß, daß Ihr Euch selbst nicht fürchtet? Es wäre nicht das erste Mal, daß dieß vorkäme." — „Schon wahr," antwortete er ruhig, nahm dann ein Schwerdt von der Wand und beschrieb um sich einen Kreis, in welchem auch der Herr von Logan stand. „Kein unreiner Geist kann in einen Kreis dringen, der mit einem Schwerdte beschrieben ist, worauf der heilige Name Gottes steht," so sprach er und nahm dann einen Becher mit Wasser. „Sinnbild der Reinheit, und somit der Gottheit! Kein unreiner Geist vermag deiner Berührung zu widerstehen, denn du bist geweiht! Geh, vollende dein Werk!" — Mit diesen Worten schüttete er plötzlich das Wasser im Becher der schönen Blonden ins Gesicht, fiel dann auf die Knie und senkte betend das Haupt. Die Unglückliche aber stieß einen gellenden Schrei aus, ihr Gesicht wurde todtenbleich und ihre Haarlocken krümmten sich wie eben so viele Schlangen. Das Fleisch fiel nach und nach von den Knochen, aus ihren Augen schossen Blitze. Noch hörte man sie dem Herrn von Logan zurufen: „Ohne den pfiffigen Priester hättest Du heute mit mir in der Hölle zu Nacht gegessen!" und dann verschwand sie in einer bläulichen Flamme.

„Junger Mann," sprach Gabriel, sich vom Boden erhebend, zu dem vom Schreck vernichteten Herrn von Logan, „danke Gott, nicht mir, der ich nur ein schwaches Werkzeug seines Willens war. Durch ihn bin ich dieser Höllenbrut Herr geworden. Danke auch Deinem Schutzengel, Deiner seligen Mutter; sie hat mich vor der Gefahr gewarnt. Ich mußte zur List meine Zuflucht nehmen, um über den Fürsten der Finsterniß Herr zu werden; wir wollen Gott um Vergebung bitten, daß wir diesen Abend wissentlich und absichtlich auf dem Pfade der Sünde gewandelt sind. Der böse Geist meinte, die Larve, die er vorgenommen, sey undurchdringlich; aber er ist mit seinen Kniffen zu Schanden geworden." Logan lag auf den Knieen und dankte Gott für seine wunderbare Rettung, und die gesammte Dienerschaft vereinigte sich mit ihm in feurigem Gebet.

„Nun, mein Sohn," sprach der Greis, nachdem er

seine Erzählung geendet, „was sagst Du zu dieser Geschichte? Man erzählt sich dieses Abentheuer auch anders, und so magst Du es vielleicht einmal hören. Da wird es heißen, die hübsche Blonde sey nichts weniger als ein böser Geist, sondern von Fleisch und Blut gewesen; der Geist, mit dem Se. Ehrwürden und der Schloßherr zu schaffen gehabt, habe sich in einer großen Schleifkanne befunden; er sey Sieger geblieben und habe den Feind für todt auf dem Schlachtfeld gelassen; ein gewandter Diener aber habe zur Ehrenrettung der drei Trinker die schauerliche Geschichte erdacht. Hüte Dich, solches zu glauben; nur wie ich es Dir erzählt habe, ist es wahr, und man darf darüber nicht den Mund verziehen wie Du.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Zustand der Musik. Bauten.

Jezt ist Plock aus Paris, ein geborner Genfer, an Fränzls Stelle getreten, und es kann ihm leicht werden, das nun ausgebildete Orchester auf gutem Wege fortzuführen. Vor allem zu wünschen ist, daß der Tonsinn im Volke ausgebildet, oder eigentlich erweckt werde, denn es ließe sich an seinem Daseyn zweifeln. Nichts Gellenderes und Roheres als der Gesang der niedern Klassen, die eigentlich von Singen gar keinen Begriff haben und es mit Schreien und Plärren verwechseln. Möchte es uns in dieser Beziehung so wohl werden wie den Einwohnern des benachbarten Städtchens Morges und der Umgegend. Dort griff es der sachverständige Kaupert, aus Koburg gebürtig und seit Jahren glücklich im Waadtland eingebürgert, gleich beim rechten Fleck an, dem Volke Sinn, Ohr und Geschick für guten Volksgesang anzubilden. Es gelang ihm, sämmtliche Schullehrer aus der Stadt und Umgegend für die Sache zu gewinnen und zu erziehen, und durch deren Lehre auf das Volk zu wirken. Ich wohnte neulich einer solchen Singstunde in der Kirche bei und war erstaunt über die Fortschritte der Schüler; sie sangen in Stimmen fertig vom Blatt weg, voll Reinheit und milden Wohlklangs. Auch hier in Genf ist Aehnliches, aber mit weit weniger Erfolg von einem Deutschen, Namens Münzberger, versucht worden. Die ganze Lehre beschränkte sich auch nur darauf, den Gesang unserer Psalmen und geistlichen Lieder zu verbessern. Es ist wirklich merkwürdig, wie die Musik an den Ufern des Genfersees seit einigen Jahren durch Deutsche schnell emporgebracht worden ist, hier durch Blumenthal und Fränzl, in Morges durch Späth und Kaupert, in Lausanne durch Beutler und endlich in Vevey seit Kurzem durch Pfister aus München.

Unsere städtischen Bauten und Verschönerungen schreiten ungeachtet der ungünstigen Zeiten und der großen Ausgaben ununterbrochen und rüstig fort. Die Façaden der Häuser auf dem neuen Rhonekay, die Pfeiler der neuen Brücke und das kolossale Hotel der Société des Bergues sind ihrer Vollendung nah. Es war zu fürchten, daß in dem Augenblick, wo Handel und Gewerbe fast ganz stockten, wo keine Fremden hier waren und die an sich schon sparsamen Genfer sich noch mehr einschränkten, selbst wenn sie es gar nicht nöthig hatten, es war zu fürchten, daß in einem solchen knappen Augenblick Unruhen unter den zahlreichen brodlosen Arbeitern ausbrechen würden, wie in Paris. Dem wußte aber die Regierung vorzubeugen. Eine Menge wurde bei obigen öffentlichen und Privatbauten angestellt, einige Hundert beschäftigte man bei der Ausbesserung der Festungswerke und in dem Artillerielaboratorium, wo sie Patronen, Granaden und andere Munition zu machen hatten; denn, wie früher gesagt, Genf war bereit, sich gegen jeden Angreifer besser zu vertheidigen als 1814.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Ein englischer Alterthumsforscher. Egyptische Industrie.

Ein englischer Reisender in Egypten, der durch seine Gier nach Alterthümern, von denen er noch dazu nichts verstand, bekannt war, hatte schon lange einen Italiener, Namens Piccini, welcher für den schwedischen Konsul nach Alterthümern suchte, um etwas aus seiner Sammlung gequält. Er gab ihm auch einige Kleinigkeiten, die Zudringlichkeit des Engländers wurde aber nur noch größer, so daß er endlich beschloß, ihm einen Streich zu spielen und zu gleicher Zeit seiner auf immer los zu werden. Kurze Zeit vor der Ankunft unsers Sammlers zu Theben hatte ein gewisser Doktor Bonavilla, der sich im Dienste des Paschas zu Kordofan befunden, seiner übeln Gesundheitsumstände wegen Urlaub erhalten, fühlte sich aber, als er Theben erreichte, so krank, daß er nicht mehr weiter konnte und bei seinem Landsmanne Piccini eine gastliche Aufnahme fand. Er blieb in dessen Hause, bis er, zum Gerippe abgemergelt, starb. An einem Orte, wo es so viele Gräber gibt, war es leicht, ihn zu bestatten, aber desto schwerer, in der holzlosen Gegend einen Sarg für die Leiche zu finden. In dieser Noth nahm der Italiener seine Zuflucht zu einer Mumienkiste, in der er, nachdem er den alten Bewohner herausgenommen, die Hülle seines Landsmannes verschloß und selbe alsdann in einer Gruft unweit seiner Wohnung beisezte. Da nun Piccini sah, daß seinen englischen Freund nichts Geringeres zu befriedigen vermochte, als eine Mumie, und er doch auch keine Lust hatte, Dinge zu verschenken, die ihn seine baaren Piaster gekostet, so beschloß er, den todten Doktor für eine Mumie auszugeben. Er sagte also dem Manne, er besitze eine ganz außerordentliche Mumie, die zwar nicht mehr mit den gewöhnlichen Bändern umwickelt sey, dagegen aber einen langen weißen Bart habe, und daher allem Anscheine nach die Leiche eines Hohenpriesters des Jupiter Ammon sey. Ein solcher Fund sey zwar viel Geld werth, sezte er hinzu, aber er hege solche Achtung vor seinem Freund und der englischen Nation überhaupt, daß er ihm ein Geschenk damit machen wolle. Was der listige Italiener erwartet hatte, geschah: der Geizhals ging richtig in die Falle, packte seine Mumie mit großer Freude zusammen, eilte damit den Nil hinunter und so schnell wie möglich aus Egypten weg nach dem lieben England.

Zu Sicut ist eine dem Pascha gehörige Baumwollenfabrik. Das Maschinenwerk scheint englisch zu seyn. Sie wurde vor ungefähr 6 Jahren angelegt und beschäftigt an 800 Männer, welche 10, 15, 20 bis 30 Paras, zuweilen auch 3 Piaster verdienen. Man sieht auch Knaben von 7 bis 8 Jahren mit jeder Art von Arbeit beschäftigt. Die arabischen Knaben scheinen besonders gelehrig und geschickt; sie verrichten ihre Arbeit mit einer Leichtigkeit, welche Verstand und gute Kenntniß des Gewerbes verräth, weit mehr, als man in England bei Knaben ihres Alters finden würde. Vor ein Paar Jahren suchte man Mädchen anzustellen, doch ohne Erfolg. Es gibt mehrere solcher Fabriken in Egypten, aber das Klima ist sehr hinderlich; der Staub, welcher sich im Räderwerk ansezt, hindert den Gang desselben, und die Hitze biegt das Holz und macht es springen, während die Trockenheit der Luft das Garn schwächt und es brüchig macht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. August 1831.

Es zieht mich hin, wo Felsenberge ragen,
Wo durch der Tannenforste Dämmerung
Der großen Vorzeit Schattenbilder jagen.

F. Richter.

Briefe über das Casentino.

Camaldoli, am 18ten Juni 1831.

Der erste Theil des Weges, nachdem man Florenz durch die Porta S. Croce verlassen hat, führt durch eine ebene Gegend, zum Theil dicht am Arno, der hier manchen angenehmen Punkt bietet und mit dem Neckar einige Aehnlichkeit hat, obgleich dieser breiter und schöner ist, und auf einer großen Strecke seine Hügel waldiger und steiler sich in seinen Wasserspiegel senken. Das matte Grün der Oelbäume, so angenehm es auch hie und da ist, verdirbt, wo es einförmig und durch keine andere Baumart unterbrochen wird, sehr die malerische Wirkung. Eine der hübschesten Aussichten auf den Strom hat man bei Pieve a Remoli, wo ein altes, kastellartiges, mit Zinnen versehenes Gebäude das Mittelalter zurückruft. Noch immer währen die Oliven- und Rebenpflanzungen, das Thal ist gut angebaut und fruchtbar. Nach zehn Miglien Weges erreicht man das Städtchen Ponte a Sieve, welches sich durch nichts als seine malerische Lage bemerklich macht. Die Aussicht von der Brücke, welche über die hier in den Arno strömende Sieve führt, ist besonders anmuthig. Bald hinter dem Städtchen verläßt man die über Arezzo und Perugia nach Rom führende Hauptstraße und fährt zur Linken die über einen Zweig der Apenninen führende, sehr gute, aber stark steigende Nebenstraße hinan. Nun wird die Aussicht immer weiter und großartiger. Man sieht tief unten einen großen Theil des obern Arnothals mit seinen zahllosen Hügeln, und bald erblickt man zu seiner Rechten die von grünenden Wiesen überragten herrlichen Tannenwaldungen, aus denen die weißen Gebäude des schönen einsamen Klosters Valombrosa leuchtend hervorschauen. Je mehr man sich der Höhe des Berges naht, über welchen der Weg führt, und der von einem nicht fern von dem Gipfel bei einem Köhlerdörfchen gelegenen Wirthhause La Consuma genannt wird, um so auffallender ist die Veränderung des ganzen Aussehens der Gegend. Der Berg selbst ist nackt und im Ganzen einförmig; zu seinen Seiten steigen Schluchten in die Thalgründe hinunter, die meist mit Wiesen bedeckt sind, und wo man Eichen und Kastanienpflanzungen sieht. Ein fast immerwährender Wind weht auf dieser beträchtlichen Höhe.

Hat man die Spitze der Consuma erreicht, da wo sich die Gegend nach Südosten öffnet und der Abhang des Berges viel rascher und steiler ist, als auf der entgegengesezten Seite, so sieht man auf einmal ein ganz verschiedenes Land vor sich liegen, dessen Anblick nach der wilden, starren Bergnatur einen angenehmen Eindruck macht. Zur Linken ziehen sich die Hügel ununterbrochen fort, zur Rechten sieht man ein mehr langes als breites Thal liegen, der Länge nach von einem beträchtlichen Flusse durchströmt, von Hügeln unterbrochen, welche alterthümliche Städtchen mit ihren Thürmen krönen, reich an frischen grünen Waldungen und Wiesen. Eine hohe Bergkette schließt im Hintergrunde den Gesichtskreis, wo

namentlich eine sonderbar gestaltete, waldbedeckte Bergspitze sich beinahe isolirt emporhebt und die Blicke auf sich zieht. Das Thal ist das Casentino, mit seinen freundlichen Ortschaften und seinen Ebenen, durchschnitten von

„den Bächlein, die, von grünen Hügeln strömend,
Im Casentino in den Arno fließen,“ [1])

der Strom

„das Flüßchen, das auf Falteron' entspringt,
Und sich an hundert Meilen Laufs nicht sättigt;“ [2])

— die Berge die Ketten der Serra und Giogana, unter ihnen jener Felsen von Alvernia, welcher auf seinen Klippenmassen eines der berühmtesten Klöster Italiens trägt.

Wir fuhren nun hinunter dem Thale zu, von wo uns mildere Luft entgegenwehte. Bald boten sich die Trümmer eines alten Kastells, malerisch auf einem Hügel gruppirt, unseren Blicken dar. Es war Romena, die einstige Burg des Grafen Aghinolfo, aus dem Stamme der Guidi, welcher den Meister Adam von Brescia zur Geldverfälschung verleitete, wofür dieser im Jahre 1280 zum Flammentode verurtheilt ward und in der Hölle Dantes wie Tantalus schmachtet, stets die frischen Quellen des Casentino vor den Augen und sich noch des hellen Wassers des Brandabrunnens erinnernd, der unter dem Hügel, worauf die Burg steht, hervorsprudelt [3]). Die alten Mauern Romenas hatten einst einen Umfang von einer halben Miglie und waren mit vierzehn Thürmen versehen. Jezt stehen nur noch Trümmer, die malerisch in das Thal von Pratovecchio hinunterschauen, einige Hütten und ein kleines Bethaus außerhalb der Mauern. Schon 1357 gelangte diese Besitzung durch Kauf an Florenz. — Um Mittag erreichten wir nach siebenstündiger Fahrt das Städtchen Stia, einen gewerbthätigen und freundlichen Bezirksort, am Arno liegend, von dessen Quelle er zehn Miglien (südlich) entfernt ist, und über den eine steinerne Brücke führt. Die fleißigen Einwohner nähren sich von Tuch- und Papierfabrikation und von Ackerbau. Oberhalb Stia, an den Berg gelehnt, sahen wir das Dorf Porciano, auf dessen Namen in der göttlichen Komödie angespielt wird, indem es (Purgat. c. XIV. 43.) heißt, der Arno bahne sich erst einen ärmlichen Pfad zwischen wüsten Schweinen hindurch („tra brutti porci“), mit dem hohen Thurme seines alten Kastells, wo, der Volkssage nach, der vierundzwanzigjährige Dante nach der Schlacht bei Campaldino (1289) eine Zeitlang als Gefangener des wilden Ghibellinen, Grafen Currado, aus dem weitverzweigten Hause der Guidi, gewohnt haben soll.

Ueber Stia hinaus, wo wir in dem Wirthshause, das besser war, als wir erwartet hatten, rasteten, bis die Mittagshitze vorüber war, konnte unser Florentiner Fuhrmann uns weiter von keinem Nutzen seyn; wir hatten nun die Bergpfade zu ersteigen, die nach Camaldoli führen. Eine kleine Miglie Weges blieben wir noch in der Ebene, bis wir das Städtchen Pratovecchio hinter uns gelassen hatten, einen ziemlich alterthümlich aussehenden Ort, dessen Häuser meist Arkaden haben, und über welchem sich die Trümmer Romenas besonders malerisch ausnehmen. Dann stiegen wir, von einem Führer begleitet, die Berge auf zum Theil ziemlich beschwerlichen und steinigen Pfaden hinan, bis die Hügel hinter Pratovecchio tief unter uns lagen und endlich unsern Blicken entschwanden. Etwas Merkwürdiges hat dieser Weg nicht. Die Höhe des Berges ist dem Winde blosgegeben und ganz nackt; an einzelnen geschützten Stellen trifft man Eichen und Wiesen mit Schaaf- und Ziegenheerden, deren Aussehen indeß eben nicht sehr für die Reichlichkeit des Futters zeugt. In einer tiefen Schlucht liegt das Dörfchen Moggione, von wo sich die Wege in die untern Thalgründe hinabziehen. Von hier aus ist der Weg, einen kahlen Schieferberg hinan, besonders steil und ermüdend. Nach dreistündiger Wanderung (von Stia) sahen wir endlich wieder Wiesen und Bäume, und kamen an einem eingeschlossenen, für die Heerden zur Nachtzeit bestimmten Gehege vorbei, bis uns eine Allee in ein enges längliches Thal hinunterführte, wo hohe Tannen uns auf allen Seiten umgaben, und wir plötzlich ein ausgedehntes, unregelmäßiges Gebäude vor uns liegen sahen. Hätte uns nicht das ganze Aeußere desselben gesagt, daß wir ein Kloster vor uns hatten, so würden die am Thore erscheinenden weißen Gestalten es gethan haben. Wir befanden uns am Ziele unserer heutigen Wanderschaft, in dem lange ersehnten Camaldoli.

---

[1]) Dante, Inferno, c. XXX., 64.

[2]) Dante, Purgatorio, c. XIV., 16. — Die Quellen des Arno (Capo d'Arno) liegen nach Inghiramis neuester Messung (vergl. seine Carta geometrica della Toscana. Fir. 1830.) 4168 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers, auf dem Berge Falterona, einem der höchsten Gipfel der mittleren Apenninen. Obgleich dieser Berg nicht mehr denn 25 Miglien von Florenz liegt, macht der Strom, durch die Lage der Gebirgsketten genöthigt, einen drei bis vier Mal längeren Lauf, um bis zu dieser Stadt zu gelangen.

[3]) Inferno, c. XXX. 60. — Meister Adam soll auf der Höhe der Consuma verbrannt worden seyn, da wo sich noch ein Steinhaufen befindet, den man „die steinerne Wand des todten Mannes“ nennt. (s. A. Benci, Lettre sul Casentino e sulla Valle tiberina. Fir. 1821. pag. 71.) — Fonte branda suchen die meisten Commentatoren des Dichters, der den vor Durst verschmachtenden Maestro Adamo sagen läßt: „nicht für den Brandabrunnen würde ich das Vergnügen geben, einen meiner Verführer hier zu sehen, wo ich leide“ (v. 76 folg.) unrichtig in Siena, wo sich ein gleichnamiger Brunnen befindet, da doch Dante ohne Zweifel den bei Romena gemeint hat, der dem Meister Adam sehr bekannt seyn mußte, weil er dort wohnte. (s. auch Arrivabene, Secolo di Dante. Vol. I. p. 464. Fir. 1830).

Ueber den Athmungsprozeß der Pflanzen.

Die meisten Botaniker haben die Blätter der Pflanzen gleichsam als Luftwurzeln betrachtet, deren Geschäft es ist, aus der Luft das Wasser und die andern zur Ernährung des Gewächses nöthigen Stoffe aufzusaugen. Die untere Fläche des Blattes ist bekanntlich durchgängig weniger stark gefärbt als die obere, und diese Fläche sah man schon seit Bonnets Versuchen für das eigentliche Werkzeug an, das die dem Boden entsteigenden wässerichten Dünste einsaugt. Andernseits fand man, daß der Saft der Pflanzen vorzüglich in den Blättern zum eigentlichen Nahrungsstoff der Pflanze verarbeitet wird. Viele Naturforscher verglichen daher die Blätter in ihren Verrichtungen mit den Lungen der Thiere. Auch der berühmte französische Gelehrte Brogniart hat diese Ansicht; er beweist in einer Reihe von Versuchen, daß sich in den Blättern eine Menge mit Luft gefüllter Höhlungen befindet, und zwar vorzüglich an der untern Fläche, welche Höhlungen durch feine Löcher mit der äußern Luft in Verbindung stehen. Daß aber diese Luft im Innern der Blätter wirklich eine ähnliche Rolle spielt, wie die Luft in den Lungen der Thiere, war bisher noch nicht dargethan. **Dutrochet** hat dies versucht und darüber in der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung vorgelesen. Wir theilen die allgemeinen Resultate, als wenigstens für eine große Klasse von Lesern interessant, mit.

Dutrochet bemerkte, daß die Blätter, namentlich die der Schotengewächse, die weißliche Färbung ihrer untern Fläche schnell verlieren, wenn man sie in Wasser taucht, und vermuthete, dies werde wohl daher rühren, daß das Wasser in die Lufthöhlen des Blattes dringe. Der folgende Versuch bestätigte dies: Er tauchte ein Bohnenblatt völlig in ein Gefäß mit Wasser und brachte es unter die Luftpumpe. Im Maaße, als die Luft ausgepumpt wurde, entwickelten sich Luftblasen aus dem Blatte, namentlich aus der untern Fläche desselben. Nach einer halben Stunde ließ er die Luft wieder zu, und im Augenblick, wo sie eindrang, verlor die untere Fläche des Blattes die weißliche Farbe, die sich bisher ganz gleich geblieben war. Diese Fläche war ganz so grün geworden als die obere, und es fand kein Unterschied mehr zwischen beiden Seiten statt. Es beweist dies, daß jene weißliche Farbe der untern Fläche von der in ihrem Gewebe in Zellen enthaltenen Luft herrührt. Die Blätter sämmtlicher Gewächse verhalten sich in dieser Hinsicht gleich.

Nach vielfachen Versuchen über den Athmungsprozeß der Pflanzen kam Dutrochet zum Resultat, daß die Lufthöhlen der Blätter keine isolirten Organe sind, sondern nur Theile eines Respirationsapparats, der sich ununterbrochen über das ganze Gewächs erstreckt. Dieß beweist unter andern folgender Versuch. Er nahm ein Blatt der gelben Wasserlilie und tauchte es in einem Gefäß mit Wasser unter, wobei er das abgeschnittene Ende des Blattstiels außerhalb des Wassers ließ. Er stellte das Gefäß unter die Luftpumpe und machte den Raum luftleer. Es entwickelte sich keine Luft aus dem Wasser; an den eingetauchten Theilen des Blattes zeigte sich keine Luftblase. Eine Viertelstunde darauf ließ er die Luft wieder zu und das Blatt blieb auf seiner untern Fläche weißlicht wie zuvor, zum Beweis, daß es die Luft, die im natürlichen Zustand die Zellen füllt, nicht verloren hatte. Er wiederholte nun den Versuch mit demselben Blatt, tauchte es aber dießmal ganz unter Wasser. Sobald er jezt die Luft auszupumpen anfing, sah er Luftblasen in Menge sich am abgeschnittenen Ende des Blattstiels entwickeln; auf der Fläche des Blattes dagegen zeigte sich keine. Nach einer Viertelstunde ließ er die Luft wieder an das Blatt, und im nämlichen Augenblick verschwand die weißlich-grüne Färbung der untern Blattseite, sie wurde alsbald so grün wie die obere, und dieß kam daher, daß die Luftzellen ihre Luft verloren hatten und das Wasser beim Wiederzuströmen der Luft mit Gewalt in dieselben eingedrungen war.

Das Hauptresultat dieser Forschungen ist, daß sich in allen Theilen der Gewächse Räume befinden, welche mit einer, gleich der atmosphärischen Luft, aus Sauerstoff und Stickstoff gemischten Luft gefüllt sind; während aber die Mischung der atmosphärischen Luft sich immer gleich bleibt, finden sich jene zwei Bestandtheile in der Luft der Pflanzen in wechselnden Verhältnissen; nur ist immer weniger Sauerstoff darin als in der Atmosphäre, zum Beweis, daß die innern Pflanzenorgane Sauerstoff eingesaugt haben. Diese Versuche beweisen ferner, daß diese innere Luft vor Allem andern zur Erhaltung der Lebensäußerungen der Gewächse und ihres Lebens selbst durchaus nothwendig ist. Die Pflanzen athmen also auf ganz ähnliche Weise wie die Insekten, d. h. so, daß die elastische respirable Luft alle ihre Theile durchströmt, während sie bei den höhern Thieren vorzugsweise nur in einem einzelnen Organe, den Lungen, zur Erhaltung des Lebensprozesses thätig ist. Ein Hauptunterschied zwischen dem Athmungsprozeß der Pflanzen einerseits und der Thiere andernseits ist aber noch der, daß die Quelle der Luft bei den Pflanzen doppelt, bei den Thieren dagegen einfach ist. Die Thiere, auch die Insekten, schöpfen alle Luft, die sie zur Lebensökonomie nöthig haben, aus der sie umgebenden Atmosphäre, mittelbar, wie die Fische, oder unmittelbar, wie die Luftthiere; die Gewächse dagegen schöpfen aus der Atmosphäre nur einen Theil ihrer Luft; einen weit beträchtlicheren bereiten sie selbst in ihrem Gewebe, mittelst des Einflusses des Lichts, und daher kommt es, daß man sie sowohl unter der Luftpumpe, als dadurch, daß man sie im Dunkel hält, durch Erstickung tödten kann.

Bevölkerung der Stadt Rom im Jahr 1829 — 1830.

Der Stand der Bevölkerung der Weltstadt, wie ihn das Diario di Roma gibt, scheint uns der Mittheilung nicht unwerth.

Von Ostern 1829 bis Ostern 1830 zählte Rom:

Pfarrkirchen	54.
Familien	34,805.
Bischöfe	30.
Priester	1,455.
Mönche	4,986.
Nonnen	1,385.
Seminaristen	560.
Ketzer, Türken und Ungläubige, ohne die Juden	266.
Auf die Kommunion vorbereitet	107,133.
Nicht darauf vorbereitet	39,852.
Ehen	1,068.
Taufen, männliche	2,339.
— weibliche	2,339.
Im Ganzen	4,678.
Sterbfälle	4,995.
Individuen männlichen Geschlechts	77,475.
weiblichen Geschlechts	69,810.
Ganze Bevölkerung	147,385.

Monatlich werden im Durchschnitt geboren 391, täglich 13. Es sterben monatlich 416, täglich 14.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Sammlung für die Polen. Kunst. Chateaubriand.

Es wurden täglich mehr denn sechstausend Patronen gemacht, Tausende von Faschinen gebunden und die Kanonen zum Feld- und Festungsdienst in Bereitschaft gesezt. Dadurch kam Brod und zugleich Achtung für die Regierung unter die armen Leute und die vielen jungen Brausköpfe, die hier aus Frankreich und andern Ländern in den Werkstätten zusammenströmen. Es war wirklich erfreulich, unsere Stadt in tiefer, besonnener Ruhe und Ordnung zu sehen, während es an allen unsern Grenzen brannte, in Frankreich, Waadt und Savoyen. Jeder fühlte, daß die Regierung nicht mehr für das Volk thun könne, als sie that, und daß alles momentane Leiden, alle Entbehrung durch den Stillstand der Gewerbe und des Handels nicht ihre Schuld sey. Diese Stimmung ging auch aus dem Umstand hervor, daß in den beunruhigendsten Monaten weniger Diebstähle und andere Verbrechen vorfielen, als sonst im tiefsten Frieden und im Ueberfluß.

Bei allem Mangel und allem Druck der Zeitumstände wurden bedeutende Sammlungen für die edeln Polen gemacht, die auch unsere kältesten Hoch-Tories mit Enthusiasmus erfüllten. Was wäre auch diesem ganz alterthümlichen Heldenvolk an die Seite zu setzen, das so groß und doch so bescheiden, mild und fromm dasteht? Man schämt sich jezt beinahe des grenzenlosen Enthusiasmus, den Genf vor einigen Jahren für die Griechen nicht ohne Prätension an den Tag legte; denn was sind diese gegen die Polen? Auch für die Italiener ist gesammelt worden, aber wenig, und man sammelte noch, da hatten sich die Bologneser Großsprecher schon unterworfen. Jene Freiheitshelden hatten mit den Hündchen viel Aehnlichkeit, die aus ihrer Stadt gezogen werden: sie kläffen und lärmen ganz entsezlich, als wollten sie Alles zerreißen, kriechen aber gleich unter den Tisch, wenn man mit Ruthe oder Stock zu ihnen spricht. Zu der Sammlung für die Polen steuerten auch unsere Knechte und Mägde bei, und sie sprechen von ihnen, als wäre es ihre eigene Sache, die dort ausgemacht wird. Ein Herr von C., der jährlich seiner Gesundheit wegen einige Frühlingswochen in Hières zubringt, war eben von da hierher zurückgekommen. In einer Gesellschaft sprach er gegen die Polen und ihr Recht; da sagte eine junge geistreiche Dame zu ihm: „Monsieur, on voit bien que vous êtes d'hier.“

Die schlechten Zeitumstände hinderten uns nicht, auch der bildenden Kunst einige Aufmerksamkeit zu schenken, wiewohl dieselbe hier noch immer sehr im Kleinen und Engen getrieben wird. Ich habe früher im Kunstblatt umständlicher davon gesprochen und dabei unserer ausgezeichnetsten lebenden Künstler erwähnt. Gerade für die hervorragenderen, für Historienmaler und Bildhauer, ist hier durchaus nichts zu thun; nur Porträt-, Genre- und Landschaftsmalerei findet Aufmunterung. Wir haben im Grunde Unrecht, wenn wir uns der Männer rühmen, die in Bildhauerkunst und Historienmalerei ausgezeichnet geworden sind; Genf hat dabei kein Verdienst, denn was sie wurden, dazu hat sie das Ausland gemacht. So war es mit Lugardon und mit Chaponnière, so ist es jezt wieder mit dem jungen Lander, dessen Bildhauerarbeiten in Rom großes Aufsehen erregen und selbst Thorwaldsens ausgezeichneten Beifall haben sollen. Unter vielen Konkurrenten gewann er den Preis. Der Pabst ließ sich den jungen Mann vorstellen, gab ihm eine Pension und räumte ihm eine Wohnung im Quirinal ein. Lander machte seine ersten Zeichen- und Malerstudien bei dem hiesigen Genremaler Gros-Claude.

Von der Bronzestatue Jean-Jacques in sizender Stellung, die der Genfer J. Pradier in Paris arbeitet, hört man nichts weiter, als daß das erste Modell nicht gelungen sey und jezt ein anderes gearbeitet werde. Dagegen ist die kolossale Bronzebüste des verstorbenen, um Genf so hoch verdienten Dumont im Musée Rath angekommen. Sie ist von Davids Sohn, einem der jetzigen guten französischen Bildhauer, gearbeitet, und verdient allerdings Lob, wiewohl Dumont hier viel zu jung erscheint.

Chateaubriand, der seit einigen Monaten hier wohnt und ein Landhaus an Paquis nahe am See gemiethet hat, scheint sich nicht sehr in der Genfer Stille und Glanzlosigkeit zu gefallen. Im Anfang entwickelte er viel ministerielles und diplomatisches Brimborium; so z. B. ging er nie aus, ohne zwei Bedienten in Livree hinter sich zu haben. Das hat er nun gelassen, weil er bald einsah, wie lächerlich es hier ist, wo man sich der größten Einfachheit befleißigt und wo selbst sehr reiche Leute alles Mögliche thun, um öffentlich Andern gleich zu erscheinen. Es war uns Allen unbegreiflich, wie der Verfasser der Martyrs und des Génie du Christianisme an solchen Armseligkeiten Geschmack finden kann.

Nach dem Tod des alten Generals Micheli de Chateauvieux, der unter Ludwig XV., Ludwig XVI., unter Napoleon, unter Ludwig XVIII. und Karl X. in französischem Dienst gewesen war, fand man in einem lang vergessenen Schrank der Bibliothek sechszig Bände. Sie enthalten die handschriftliche Korrespondenz Karl Bonnets mit einer Menge Gelehrten und fürstlichen Personen in Europa, nebst deren Originalbriefen. Die Erben des Generals haben diese merkwürdige Sammlung der hiesigen öffentlichen Bibliothek geschenkt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. August 1831.

Der Fleiß ist das vegetative Leben der Wissenschaft; ihr geistiges Prinzip ist der Genius.

Bichat.

Volta und die Elektricität.

Nach Arago.

Der Physiker Arago hat in der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine Biographie Voltas, eines der acht fremden Mitglieder der Gesellschaft, vorgelesen. Wir theilen einen Auszug aus diesem Aufsatze mit, wobei wir jedoch, noch mehr als Arago, vielmehr auf die Geschichte des Zweigs der Naturgeschichte, dem Volta vorzüglich seinen Ruhm verdankt, als auf die Lebensumstände des berühmten Mannes Rücksicht nehmen.

* * *

Alexander Volta wurde zu Como den 18ten Februar 1745 geboren. Seine Eltern waren Philipp Volta und Magdalene von Conti-Inzaghi. Seine ersten Studien machte er unter väterlicher Aufsicht in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt. Glückliche Anlagen, anhaltender Fleiß und große Ordnungsliebe erhoben ihn bald über seine Mitschüler; im achtzehnten Jahre stand er bereits in Briefwechsel mit Nollet über Gegenstände der Naturlehre; im folgenden Jahre verfaßte er ein lateinisches, bis jezt noch ungedrucktes Gedicht, in welchem er die von den ersten Beobachtern seiner Zeit gemachten Entdeckungen beschrieb. Man meint, sein Beruf sey da noch nicht entschieden gewesen; dieß ist indessen nicht sehr wahrscheinlich, und ein junger Mensch wird schwerlich die Chemie zum Gegenstande seiner poetischen Ergießungen machen, wenn er nicht bereit ist, jeden Augenblick die Poetik mit dem Schmelztiegel zu vertauschen; und abgesehen von ein Paar Reimen zur Verherrlichung von Saussures Besteigung des Montblancs, lieferte auch die Feder des großen Mannes von Stunde an nur noch Schriften, in denen er ohne alle fremde Zierrath die Resultate seiner geistreichen Forschungen beschreibt.

Volta war vierundzwanzig Jahre alt, als er seine erste Abhandlung schrieb. Er handelte darin verschiedene auf die Elektricität bezügliche Fragen ab, und dieser Zweig der Physik blieb von an nun zwar nicht der ausschließliche, doch immer der vornehmste Gegenstand seines Forschens.

Die dem Bernstein eigenthümliche Eigenschaft, wenn man ihn reibt, kleine Körper in ziemlicher Entfernung anzuziehen, war schon seit undenklicher Zeit beobachtet worden, ohne daß man indessen mehr Gewicht darauf legte, als auf ein gewöhnliches Form- oder Färbungsverhältniß. Theophrast und Plinius, die beide im Vorbeigehen dieser Erscheinung gedenken, waren weit entfernt zu ahnen, daß sie hier den ersten Ring einer unendlichen Kette von Entdeckungen in der Hand hatten, woraus eines Tags, anderer wichtigen Resultate nicht zu gedenken, ein Mittel hervorgehen sollte, die Donnerwolken zu entladen und den Blitz, den sie bergen, ohne Gefahr, ja ohne Explosion in den Schooß der Erde zu leiten. Wie rasch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Entdeckungen im Gebiete der Elektricität auf einander folgten, ist bekannt. Die Umstände, unter welchen sich Elektricität entwickelt,

erschienen indessen immer noch als das Resultat von verwickelten Prozessen, welche in den gewöhnlichen Naturerscheinungen nur selten zusammentreffen. Volta riß sich zuerst mittelst einiger trefflichen Werkzeuge, die ihm die Wissenschaft verdankt, aus diesen engen Schranken los. Er sah und fand Elektricität überall, bei der Verbrennung, bei der Verdampfung, überall, wo sich zwei ungleichartige Körper berühren. Somit theilte er dieser mächtigen Kraft eine unendlich umfassende Rolle in der Physik der Erde zu, eine Rolle, die nicht viel kleiner ist, als die der Schwere.

Der Leistungen Voltas sind so viele, daß wir sie nicht einmal oberflächlich alle durchgehen können; wir sprechen daher nicht von den elektrischen Maschinen, bei denen unser Physiker an die Stelle der elektrischen Conduktoren lange Reihen von übersilberten Stäben gesezt hatte, und deren wahrhaft blitzähnliche Funken die stärksten Thiere zu tödten im Stande waren; nicht von dem beständigen Elektrophor oder Elektricitätsträger, einem wirklich herrlichen Instrumente, das im kleinsten Raume dem Physiker eine unerschöpfliche Quelle von elektrischem Fluidum liefert; nicht von dem Condensator, der, gleichsam ein Mikroscop ganz eigener Art, die Elektricität erkennen läßt, wo alle andern Instrumente einen völlig im Stiche lassen; nicht von dem wichtigen Eudiometer, oder Luftgütemesser, der durch Humboldts und Gay-Lussacs Bemühungen für den Physiker so wichtig geworden ist, und mittelst dessen man entdecken kann, ob die Atmosphäre an Sauerstoffgehalt ärmer wird, ob sie gar eines Tags zum Athmen ganz untauglich werden wird, ob das Menschengeschlecht einst ganz aussterben muß, nicht in Folge einer Umwälzung, wie die, deren Spuren die Geologen nachweisen, und wobei unter besondern Umständen einzelne Individuen am Leben bleiben könnten, sondern aus einer allgemeinen, unvermeidlichen Ursache. Wir schweigen gleichfalls von den wichtigen Untersuchungen über die Ausdehnung der Luftarten, eine Frage, welche zwar erst Gay-Lussac und Dalton vollkommen gelöst, wobei aber Volta unbestritten das Verdienst bleibt, daß er die ersten festen Grundsätze aufgestellt hat. Die bisher flüchtig angezeigten Entdeckungen reichten hin, einem Physiker zum höchsten Ruhme zu verhelfen, und doch, dieß kann man sagen, ohne Voltas Ruhme zu nahe zu treten, verschwinden sie fast neben den glänzenden Entdeckungen, von denen wir im Folgenden sprechen.

Schon 1708 machte Walt die Bemerkung, das Leuchten und das Knistern der elektrischen Körper seyen gewissermaaßen ähnliche Erscheinungen wie Donner und Blitz. Im Jahr 1735 äußerte Stephan Grey etwas Aehnliches. Die meisten Physiker sahen indessen in diesen Aeußerungen nichts mehr und nichts weniger als eine Vergleichung und dachten nicht daran, daß jene Physiker aus der Aehnlichkeit der Wirkungen die Identität der Ursachen schließen wollten; diese Identität wurde aber von Nollet in seinem Traktat der Experimentalphysik, der 1746 herauskam, geradezu ausgesprochen. Der Theorie dieses sinnreichen Forschers fehlte nur etwas, was freilich heutzutage keiner Theorie fehlen darf, wenn sie Eingang in eine Wissenschaft finden will: sie gründete sich nicht auf unmittelbare Versuche.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

Camaldoli, am 19ten Juni.

Wir wurden hier freundlich und höflich aufgenommen. Der Padre foresteraro (so nennt man in den Klöstern denjenigen Geistlichen, welchem es obliegt, für die die Gastfreundschaft in Anspruch nehmenden Fremden zu sorgen), ein noch jugendlicher schöner Mann, und ein jüngerer Laienbruder (Converso) ließen es uns an nichts fehlen. Ein Nachtmahl und gute Betten waren sehr willkommen. Heute Morgen machten wir einen kleinen Spaziergang durch die Umgebung, um uns über die Lokalität des Ortes zu unterrichten.

Das Kloster liegt, wie ich schon bemerkte, in einem länglichen Thale, das sich nach der einen Seite, woher wir gekommen, öffnet, während es auf allen andern von hohen Bergen umgeben ist, welche im Schatten ungeheurer Tannen und Buchenwaldungen liegen. Die Gebäude selbst scheinen aus verschiedenen Zeiten herzurühren und bilden einzelne aneinandergehängte Massen, ohne auf irgend eine architektonische Regelmäßigkeit oder Schönheit Anspruch zu machen. Eine angenehme erquickende Kühle herrscht an diesem stillen einsamen Orte; von den nördlichen Höhen schlängelt sich ein kleiner Gebirgsstrom (der Fiumicello di Camaldoli) herunter, der in seinem tiefen Bette das Thal durchrauscht, in der Nähe des Klosters eine Wassersäge treibt und später in den Ebenen des Casentino sich mit dem Arno vereinigt. Die Schönheit dieses Ortes würde noch großartiger seyn, wären nicht einzelne der tiefer liegenden Hügel des Schmuckes ihrer erhabenen Waldungen durch die Art beraubt worden. Die Mönche sagten uns, es sey während der Zeit der Aufhebung der Klöster in der französischen Epoche geschehen.

Ein vortreffliches Frühstück rief uns wieder ins Kloster zurück, worauf wir dessen Kirche und Gebäude in Augenschein nahmen. Erstere hat nichts Merkwürdiges. Am Hauptaltare befindet sich eine Kreuzabnahme von Vasari, und zu den Seiten Christi Geburt und eine Madonna mit den heil. Johann Baptist und Hieronymus,

von demselben. Sie sind aus seiner früheren Zeit (aus den Jahren 1537—39, gemäß der Selbstbiographie und den Briefen) und von keinem bedeutenden Werth. Doch sind sie, nebst einem Christus am Oelberg (der sich in einer kleinen Kapelle des Klosters, capella dell' infermeria, befindet und lange für einen Raffaellino del Garbo gehalten wurde, bis er sich gleichfalls durch Dokumente als Vasaris Werk auswieß) noch die bessern Gemälde, worunter nur noch ein großes Bild von Pomarancio im Refektorium — Christus, den die Engel in der Wüste speisen — zu bemerken ist. Sonstige Kunstschätze finden sich nicht vor. Die Gebäude sind luftig, gesund und geräumig; aber die geringe Anzahl der jetzigen Bewohner (nur fünfzehn) steht in keinem Verhältnisse zu ihrer Ausdehnung. Die Mönche haben meist ein würdevolles Aeussere, wozu ihre reichlichen Bärte und langen weißen tuchenen Gewänder nicht wenig beitragen. Die Fremden, welche, durch die Majestät der Gebirgsnatur und die Berühmtheit des Ortes angelockt, bei ihnen Gastfreundschaft suchen, sind stets wohl aufgenommen. Ich kann nicht umhin, hier des geistvollen und unterrichteten Padre Camerlingo (V. F.....) zu erwähnen, dem wir, wie unser gutes Geschick es wollte, durch einen Brief eines seiner florentinischen Bekannten empfohlen waren, und der eine liebenswürdige Zuvorkommenheit mit dem gesundesten Urtheil und umfassenden Kenntnissen vereinigt. Wir waren erstaunt, in diesem einsamen, von Menschen abgeschiedenen Apenninenthale die genaueste Kenntniß der Tagesgeschichte und der alten und neuesten Literatur, namentlich der historisch-politischen, zu finden.

Der berühmtere Theil des Camaldulenserklosters, die Einsiedeleien (sacro Eremo), liegt anderthalb Miglien höher nördlich im Gebirge. Leider sind auf dem einst völlig beschatteten Wege dahin und um diesen Ort herum die Tannenwaldungen am meisten verunstaltet. Hier baute Sankt Romualdes seine erste Zelle und gründete den Orden der Camaldulenser. St. Romuald war zu Ravenna aus einer fürstlichen longobardischen Familie geboren. Nach einer mitten im Strudel der Welt verlebten Jugend, wendete sich sein Gemüth dem Höchsten zu, und er trat in den Benediktinerorden, zu dessen eifrigsten Mitgliedern er bald gezählt wurde. Nach einigen in der Ruhe seines ersten Klosters zugebrachten Jahren, reiste er in dem obern Italien und den angrenzenden Ländern umher, mehrere Klöster und Einsiedeleien gründend. Aber sein Feuereifer ließ ihn noch immer nicht rasten, und er suchte nach einem Orte, der durch seine Abgeschiedenheit und Einsamkeit, ganz so, wie sein Geist es ihm vorstellte, zur Betrachtung und zum Gebet geeignet wäre. Als er sich nun auf der Wanderung durch die gebirgigen Striche der Romagna befand, erstieg er einst einen hohen Berg, wo er nichts als das Rauschen des Windes durch die Waldung und den Gesang der Vögel vernahm. Auf dem Gipfel angekommen, sezte er sich ermüdet nieder und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Da hatte er einen wunderbaren Traum. Er sah den Ort vor sich, wo er sich wirklich befand, und von welchem sich eine Leiter zum Himmel emporhob, auf welcher Mönche seines Ordens, aber in weißer, statt schwarzer Kleidung, hinanstiegen. Als der Heilige erwachte, schien ihm dies eine göttliche Mahnung, an demselben Orte ein neues Kloster zu gründen. Deshalb beschloß er, sich zum Bischofe von Arezzo zu begeben, zu dessen Sprengel das Land gehörte, um ihn um Rath zu fragen. Als er in dieser Absicht den Berg hinunterging, begegnete ihm ein Graf aus genannter Stadt, Namens Maldulo, der sich in diesen Gebirgsstrichen, die sein Eigenthum waren, mit der Jagd vergnügte. Dieser hatte zu gleicher Zeit denselben Traum gehabt und bot nun dem ehrwürdigen Mönche dieses sein Besitzthum an, dort seine Einsiedelei zu gründen. Der Bischof Tebaldo von Arezzo ermunterte den Heiligen zu seinem Werke, und im Jahre des Herrn 1012 erhob sich auf diesem Felde Maldulos (Campo di Maldulo) eine Kapelle, die der genannte Bischof weihte, nebst fünf Einsiedlerwohnungen. Romuald wechselte, der Eingebung seines Traumes zufolge, die Farbe der Kleidung seiner Begleiter in Weiß, und diese wurden, nach dem Orte, wo ihre ersten Zellen standen, Camaldulenser genannt. So erzählt die Legende den Ursprung dieses über Italien weit verbreiteten Ordens und seines Namens. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Wappen der Camaldulenser ist ein Kelch, aus dem zwei Tauben trinken. Es macht jezt einen Bestandtheil des päbstlichen Wappens aus, indem Gregor XVI. zu diesem Orden gehört.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs August.

Die Cholera.

Mit bewegterem Gemüthe wurde wohl nie des Königs Geburtstag gefeiert, als in diesem Jahre. Im Kriege wird das Herz durch Hoffnungen geschwellt, bei einem unglücklichen gehoben durch die Resignation des Patriotismus, durch den Haß gegen den Sieger, durch den Schimmer der Hoffnung einer Wiedervergeltung. Ein so trauriger, von dauernder Anspannung ohne Resultate abgespannter Zustand ist indeß wohl noch nicht dagewesen. Ein Krieg, wenn auch die Schärfe des Schwerdtes sich gegen uns wendete, scheint Neunundneunzigen unter Hundert dem Zweifel, der Ungewißheit, in der wir leben, vorzuziehen, ja ein Krieg in Vergleich mit dem schleichenden und doch reißenden Uebel, das uns näher und näher kommt, eine Wohlthat. Welche Hoffnungen, welche Erhebung im Defensivkrieg gegen eine Pest! Welch einen Trost gewährt der Sieg: man ist glücklich durchgekommen! Das ist Alles. Der Grenzkordon längs der Oder

ist unsere und vermuthlich des ganzen übrigen Europas lezte Schanze. Zwar hat sich das Gerücht, die Cholera sey schon in Breslau, als ungegründet ausgewiesen, doch ist unsere Hoffnung, daß dieser Kordon genügen wird, nur sehr gering. Eben so unumwunden spricht sich die Ansicht immer allgemeiner aus, daß, wenn einmal dieser Sanitätskordon durchbrochen oder überflogen ist, die strengen polizeilichen Abschließungen eher ein Uebel, als eine Rettung sind. Der Oberpräsident v. Schön zu Königsberg hatte sich schon früher zu diesem großartig seltsamen Liberalismus bekannt und war der Meinung gewesen: alle Sperre sey unnöthig; man solle der Vorsehung, der Natur und der Privatvorsicht die Sorge anheimstellen. Seine Ansicht ging nicht durch und durfte auch wohl in einem wohlgeordneten Staate nicht durchgehen; doch redet die Erfahrung, daß bis jezt kein Kordon auf die Dauer geholfen, ihm das Wort. Neuerdings ist nun noch etwas ganz anderes dabei zur Sprache gekommen, was man früher bei uns kaum geahnt hatte: das Volk spricht in großen Städten mit und laut dagegen. Die Brodlosigkeit, der Hunger haben sich als die ärgsten Demagogen gezeigt, denn sie haben gerade in Städten blutigen Aufruhr unter der Volksmenge gepredigt, wo man diese in apathischer Stumpfheit eingelullt meinte. Die Vorfälle in Petersburg, Pesth und nun neuerdings in Königsberg sind ärger gewesen, als man zur Ehre von irgend jemand glauben sollte. Dabei spukt auf eine unbegreifliche Weise der Aberglaube; denn wie der Pöbel in Petersburg jeden geprügelt hat, der mit einem Riechfläschchen ausgegangen, und in Pesth sogar die Studenten einen Arzt zu einem Galileischen Widerruf gezwungen, so hat auch beim Königsberger Volke der feste Glaube vorgewaltet, daß die Aerzte angestellt seyen, Gott weiß von wem, die armen Leute schnell aus dem Wege zu schaffen. Daher der Aufstand, der blutiger und bedeutender war, als die offiziellen Berichte ihn angeben, übrigens aber durchaus unvernünftig und ohne alle politische Beimischung. Die Königsberger Studenten, welchen die Behörden aus einer leicht erklärlichen Vorsicht nur ein sehr bedingtes Lob ertheilt, haben fast allein die Autoritäten gerettet und zuerst mit ihren Hiebern eingehauen. Erst später war das anderweitig benuzte Militär herbeigeeilt, um die unsinnige Empörung, ein Skandal für unsere Zeit, zu dämpfen. Die Breslauer Bürger, sehr loyale Leute, sollen erklärt haben, wenn man diese, den Verkehr unterbrechende Sperre auch bei ihnen einführe, es ebenso wie die Königsberger zu machen. Aus allem diesem ist man denn doch bei uns zur Ueberzeugung gekommen, daß es räthlich sey, von den rigorosen Verordnungen abzugehen. Nach diesen sollte jedes noch so große Haus gesperrt werden, wo nur im entferntesten Theil ein Kranker sich zeigt; wenn mehrere Häuser in einer Straße dergestalt abgeschlossen worden, sollte die ganze Straße barrikadirt werden. Handel und Gewerbe hörten natürlich auf. Theater, Kirchen, Kaffeehäuser wären geschlossen und gewisse, allzu inficirte Häuser sollten sogar demolirt und abgetragen werden. Von dieser Kurmethode à la Rostopschin, am grünen Tisch hinterm Ofen entworfen, ist man nun, wie gesagt, seit den Königsberger und Pesthner Ereignissen abgekommen, und wir kommen um ein schönes, ächt preußisches Gesez, welches einige einspännige Beiwagen mit Deklarationen und Modifikationen erfordert hätte. Noch trägt man sich aber mit der süßen Hoffnung, daß nicht der Kordon, nicht die Aerzte, sondern unser sandiger, gesunder, trockener Boden die Cholera abhalten oder doch unschädlich machen werde. An die Influenza, die einmal ein Präservativ seyn sollte, denkt Niemand mehr. Dagegen trägt man sich mit hundert Arkanen umher, die helfen sollen. In Elbing, so wird erzählt, läßt ein Bedienter aus Unaufmerksamkeit für seinen kranken Herrn Rothwein mit Senf statt mit Zimmt kochen und gibt es ihm ein. Von dem Trank, der eine fürchterliche Hize hervorbringt, genest der Kranke augenblicklich und dies qui pro quo wird in Elbing eine Radikalkur. Die dankbare Stadt schenkt dem Bedienten, wie die Sage will, 200 Thaler für seine Unvorsichtigkeit.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, August.

(Beschluß.)

Falschmünzer.

Auch Entdeckungen anderer Art werden in unserer Gegend gemacht. Vor fünfzig Jahren waren die Höhlen am großen und kleinen Salève voll Falschmünzern; jezt haben sie gerade gegenüber im Jura ihren Siz aufgeschlagen. Es ließe sich ein artiger Roman über die neuliche Verscheuchung einer solchen Gesellschaft erzählen; ich will es aber damit nur kurz machen. Seit geraumer Zeit hatte man in den östlichen französischen Departements falsche Fünfzehn- und Dreißig-Sous-Stücke bemerkt, die sehr geschickt nachgemacht und schwer zu kennen waren. Die Spekulanten hatten diese Münze gewählt, weil sie, noch aus der Revolution stammend, ein vergriffenes Gepräge hat und aus sehr verseztem Silber besteht. Ich habe solche nachgemachte Stücke in den Händen gehabt und hätte geschworen, sie seyen ächt. Lange gingen die aufmerksamen französischen Behörden mit ihren Vermuthungen in der Irre, denn sie glaubten die Falschmünzer bald in Dole, bald in Dijon. Da kommt ein schmiegsames Mädchen in lezter Stadt zum Polizeikommissär und bezahlt ihr Patent größtentheils in den falschen Fünfzehn- und Dreißig-Sousstücken. Der Polizeikommissär erkennt sie sogleich und läßt das Mädchen festnehmen, um zu erfahren, von wem sie dies Geld empfangen. „Wie kann ich das noch wissen, mein Herr, unter so Vielen, die bei mir aus und eingehen? Unser eins nimmt's mit dem Geld nicht so genau, wenn's nur Geld ist.“ — „Nun, dann bleiben Sie im Gefängniß, bis Sie sich erinnern.“ Am folgenden Tag, nach einer einsamen Nacht, sagte das Mädchen aus, sie erinnere sich jezt, dies Geld vorige Woche von einem jungen Mann in einer Blouse empfangen zu haben, der ihrer Zimmerfrau beim Weggehen unbekanntes Geld gegeben. Auf näheres Nachfragen fand sich's, daß die Alte zwei Waadländer Bazen erhalten. Nun wurden die Behörden in Gex und in Rousses zu besonderer Aufmerksamkeit aufgefordert, denn man vermuthete die Werkstätte in Genf oder Lausanne. Man irrte wieder, bis zwei Wegemacher in den Faucilles von einem heftigen Schneesturm überrascht wurden und sich in eine Höhle des Berges flüchteten. Da fanden sie Werkzeuge, die wahrscheinlich Falschmünzern angehörten. Sie machten am folgenden Morgen in Gex davon Anzeige. Der königliche Prokureur sezte sich sogleich mit Begleitung in Marsch, konnte aber wegen eines neuen Schneesturms nicht durch die Faucilles dringen. Erst am folgenden Tag gelang es ihm, jedoch zu spät, denn die Falschmünzer hatten indessen wohl Wind von der ihnen bevorstehenden Gefahr bekommen, wahrscheinlich auch die Spuren der Wegemacher im Schnee gefunden. In der Höhle war es fast ganz leer, nur einige grobe Hölzer und einen alten Schuh fand man darin, die Münzer waren mit ihren Stempeln ausgeflogen. Französische Chansonsmacher gibt es auch in Gex; diese haben auf die mißglückte Expedition des Prokurators ein recht wiziges Liedchen gemacht, worin der Polizeikommissär und das flotte Mädchen in Dijon mit ihm ein Gespräch führen, dem es weder an Salz, noch an Pfeffer fehlt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. August 1831.

> Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht.
> Es ist die grosse Sache aller Staaten
> Und Thronen, daß gescheh', was Rechtens ist.
>
> Schillers Demetrius.

Worte,

gesprochen bei einem zum Besten der verwundeten Polen zu Stuttgart den 19ten August veranstalteten Konzert.

von Gustav Schwab.

Ertöne, Sang, geuß in die tiefe Wunde
Des Heldenvolks ein Tröpfchen Balsams mehr;
Ertöne, wenn auch die Entscheidungsstunde
Auf Herz und Lippe lastet dumpf und schwer;
Ertöne, wenn auch die verhüllte Kunde
Noch diesen Abend fleugt vom Norden her.
Dein Schall wird mächtig in die Seelen dringen,
Denn Angst und Hoffnung trägt dich auf den Schwingen.

Ein einsam Kind ist sonst Begeisterung,
Im Kreis der Klugen sonst nicht zugelassen,
Man achtet sie zu thöricht und zu jung,
Geschmäht, als Wahnsinn, schweift sie durch die Gassen.
Doch jezt gewöhnt man sich an ihren Schwung,
Sie wagt's, die Kältesten jezt anzufassen.
Seit Polen kämpft, wohnt sie in manchem Haus,
Ruft so, gehört, in's bunte Volk hinaus:

„Ihr Adelskämpfer, seht, hier habt ihr Adel,
Der sich in Geist und That und Blut bewährt!
Ihr Volkserwecker, seht aus Hof und Stadel
Leibeig'ne brechen, voller Freiheit werth!
Ihr Menschenfreunde, sehet ohne Tadel
Ein Volk, das jeden Sieg durch Großmuth ehrt!
Steht nicht so fern, ihr Frommen; tretet näher,
Erkennet doch den Gott der Makkabäer!

Sein Wort macht frei. Sein Gottesdienst wird nicht
Mit willenlos gebeugtem Hals begangen.
Er lehrt uns treu erfüllen jede Pflicht,
Doch jede Pflicht von andern auch verlangen.
Er leistet, was des Kaisers ist, ihm schlicht,
Doch was sein ist, nur das soll er empfangen.
Vom Gott der Christen stammt das heil'ge Recht:
Kein Volk sey eines andern Volkes Knecht."

Und darum heißt uns die Begeist'rung hoffen,
Und gießt ihr Oehl in den verglommnen Docht.
Noch mancher Weg ist zur Versöhnung offen,
So lang ein Herz noch auf den Thronen pocht.
Und Gott, der aus den wilden Gährungsstoffen
Die schöne Welt zu rufen hat vermocht,
Wird auch das Reich der Freiheit schön vollenden,
Auf Todesengel Friedensengel senden.

Doch weil der Tod jezt noch den Reigen führt
Und Schwert und Pest noch an dem Volke zehren,
So soll die Milde thun, was ihr gebührt,
Soll zu den Wunden sich, den Kranken kehren;
Dazu ist keinem seine Hand geschnürt
Und kein Verbot will solchen Beistand wehren;
Mit ihm, du Volk, mit Liedern und Gebeten
Darf dich Begeist'rung auch bei uns vertreten.

Es röthet sich an unsrer Hügel Traube
Die Beere doch nach nasser Blüthenzeit,
Der Sommer hat mit seinem heißen Staube
Getrocknet ihn des kranken Lenzes Leid;

Auch anderswo hofft reife Frucht der Glaube,
Die glutbehaucht nach langem Frost gedeiht.
O daß mit unsrem ersten rothen Moste
Der Mund auch aus des Sieges Becher koste.

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

Die Zahl derer, welche das fromme Leben des Heiligen theilen wollten, mehrte sich bald bedeutend, und in dem Thale, das am Fuße des Berges liegt, wurde ein Hospiz zur Aufnahme von Reisenden gebaut, wo sich ein Mönch und zwei Laienbrüder niederließen, und welches das Hospitium fontis boni genannt wurde [1]). Im Jahr 1072 erließ Pabst Alexander II. eine Approbatio congregationis monachorum Eremitarum Camaldulensium, alias campi amabilis, ordinis s. Benedicti. Noch dreimal verließ „Romualdes, der Büßer" seinen mit Vorliebe gepflegten Aufenthaltsort, einmal um in die Romagna hinunterzusteigen, das zweite Mal mit Kaiser Heinrich, dem Gemahl der deutschen Schutzheiligen Kunegunde, zusammenzutreffen, was in dem Kloster zu Monte Amiato, im Bisthum Chiusi, 1022 geschah [2]). Von der dritten Wanderung kehrte er nicht wieder nach Camaldoli zurück. Er starb in Valle di Castro, am 19ten Juni 1072, der gewöhnlichen Annahme nach in seinem 120ten Lebensjahre [3]).

Giorgio Vasari, welcher, nachdem er auf Veranlassung des Todes des Herzogs Alessandro de' Medici Florenz verlassen, im Jahr 1527 in Aufträgen der Mönche länge Zeit hier verweilte, hat in einem Brief an Messer Giovanni Pollastra eine Schilderung des Eremo hinterlassen, die ich gerne statt der meinigen hersetze, da sie auch heute noch, nach mehr denn 300 Jahren, vollkommen paßt, und überdieß in Bezug auf den Charakter des Verfassers selbst interessant ist. „Kennten die Aerzte alle Uebel," sagt der Geschichtsschreiber der schöne Künste, „wie Ihr den Grund des meinen, so glaube ich, daß der Tod dem Menschengeschlechte wenig Schaden thun würde. Trübsinnig in Arezzo, gequält von Trauer über den Tod des Herzogs, nicht aufgeheitert durch den Umgang mit Verwandten und Freunden und durch häusliche Geschäftigkeit, saß ich eingeschlossen auf meinem Zimmer, arbeitete ohne Unterlaß und verzehrte mein Gehirn und meine Kraft bei diesem Werke, da mein Geist durch Bilder des Entsetzens verdüstert und mein Verstand dadurch so krankhaft geworden war, daß ich fürchte, ich würde ein schlimmes Ende genommen haben, hätte ich in dieser Weise fortgefahren. Gott segne Euch tausendmal, mein geliebter Messer Giovanni; denn Ihr führtet mich zu den Einsiedeleien von Camaldoli, da ich an keinen passenderen Ort kommen konnte, um zur Selbstkenntniß zu gelangen. Außerdem, daß ich meine Zeit zu meinem Vortheil in Gesellschaft dieser heiligen Geistlichen zubringe, welche innerhalb zweier Tage meine Seele so gekräftigt haben, daß ich schon anfange, meine Thorheit und den Abgrund, worin sie mich blindlings stürzte, zu erkennen, sehe ich hier auf diesem erhabenen Alpengipfel, zwischen diesen schlanken Tannen, die Vollkommenheit, welche man durch die Ruhe gewinnen kann. Wie jene in jedem Jahre ein Gerüst von gekreuzten Aesten, gerade zum Himmel steigend, um sich erbauen, so erheben sich diese heiligen Einsiedler in Nachahmung der Bäume (und zugleich wer mit ihnen hier wohnt), um die eitle Welt sich nicht kümmernd, mit der Inbrunst des zu Gott gerichteten Geistes in ihrer Vervollkommnung immer mehr zu ihm; und so wie sie hier die feindlichen Anfechtungen und die irdische Eitelkeit verachten, lachen sie, wenn auch ohne Unterlaß gepeitscht von den tobenden Winden und Stürmen, dennoch unser, indem sie in der reinern Luft aufrechter, schöner, stärker und vollkommner werden, als sie je waren; so daß man recht erkennt, wie der Himmel diesen Seelen, die sich ganz seinem Dienste widmen, Standhaftigkeit und Glauben verleiht. Ich habe bis jezt fünf etwa achtzigjährige Greise gesehen und zu ihnen gesprochen, die durch die Vervollkommnung im Herrn erstarkt, mir Engel des Paradieses schienen; und mit Erstaunen sah ich sie in einem so hohen Alter Nachts wie Jünglinge mitten unter dem Eise vom Lager aufstehen, obgleich der Schnee sich um sie her erhebt, und aus ihren ummauerten, 150 Schritte von einander entlegenen Zellen um die Matutin und zu den andern Tageszeiten mit einer Freudigkeit und Raschheit in die Kirche sich begeben, als gingen sie zu ihrer Hochzeit. Hier weilt die Ruhe mit ihrer stummen Sprache, welche kaum zu seufzen wagt; selbst das Laub der Tannen getraut sich nicht, mit dem Winde zu reden, und die Quellen, durch hölzerne Rinnen durch die ganze Einsiedelei geleitet, führen leise das immer helle Wasser zu den Zellen. Mit Vergnügen sah ich in jeder derselben einen Raum zum Umherwandeln von etwa zwölf Fuß, ein Zimmer zum Schreiben und Studiren, ein Bett und einen Speisetisch, der einer Art von Fenster gleicht, das sich von außen öffnet, und wo die Laienbrüder den Mönchen ihre Speisen hineinsetzen, so daß der darin befindliche von innen öffnet und seine Mahlzeit hält, sodann, wenn er fertig ist, dem andern die Schüssel wieder hinschiebt, worauf dieser sie leer wegträgt, ohne daß dabei ein Wort zwischen ihnen gewechselt wird. Es ist daselbst eine Feuerstelle und bedeutender Vorrath von Holz für Winter und Sommer, und eine hübsche

[1]) Aus diesem Hospiz erwuchs das gegenwärtige Kloster.

[2]) Werner läßt in seinem eben so tief poetischen als religiösen dramatischen Gedichte, „Kunegunde die Heilige," S. Romuald zwar nicht auftreten, aber eine darum doch nicht minder bedeutende und in den Gang der Begebenheiten eingreifende Rolle spielen.

[3]) Acta Sanctorum. Febr. T. II. — Notizie storiche spettanti al s. Eremo di Camaldoli. Fir. 1795.

fromme kleine Kapelle, in der auch ein verzweifelndes Gemüth sich andächtigem Beten hingeben müßte. Ich schweige von den übrigen unendlichen Bequemlichkeiten der Vorhalle, des Ortes zum Waschen der Leinwand und den schönen Gärten, welche für den, der ihrer genießt, eine Wohlthat sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

Volta und die Elektricität.

(Beschluß.)

Die ersten Aeußerungen Franklins über die Aehnlichkeit der Elektricität mit dem Blitze waren, wie Nollets frühere Ideen, bloße Muthmaßungen; das Einzige hatte Franklin vor Nollet voraus, daß jener einen Plan zu Versuchen entwarf, welche, wie man hoffte, bestimmt für oder gegen die Hypothese sprechen sollten. Es sollte nämlich ausgemittelt werden, ob eine isolirte, in eine Spitze auslaufende Metallstange während eines Gewitters Funken gibt, wie der Conduktor einer gewöhnlichen Elektrisirmaschine. Müßte man nicht fürchten, für einen Verkleinerer von Franklins Ruhm zu gelten, so könnte man behaupten, der von ihm vorgeschlagene Versuch sey so gut als überflüßig gewesen; diesen Versuch haben ja schon vor Alters die Soldaten der fünften Legion im afrikanischen Kriege gemacht, indem, wie Cäsar berichtet, während eines Gewitters die Spitzen ihrer Speere leuchteten; dasselbe gilt von den Tausenden von Seefahrern, welche Castor und Pollux oder das St. Elmsfeuer an den Metallspitzen der Maste, an den Raaen, überhaupt an vorspringenden Punkten ihrer Fahrzeuge beobachtet haben. Auf dem Schlosse Duiren in Friaul war eine Schildwache dazu aufgestellt, von Zeit zu Zeit mit dem Eisen ihrer Hellebarde das Eisen einer auf dem Wall senkrecht in den Boden gepflanzten Picke zu berühren; gab diese Picke Funken, so läutete er eine Glocke, um den Landbewohnern kund zu thun, daß ein Gewitter im Anzug sey. Diese Schildwache that nicht mehr und nicht weniger, als was Franklin vorgeschlagen. Doch gleichviel, kannte man nun diese Beispiele nicht, oder hielt man sie nicht für beweisend, man achtete direkte Versuche für nothwendig, und der vom amerikanischen Philosophen vorgeschlagene Versuch wurde von einem französischen Physiker, Namens Dalibard, am 10ten Mai 1752 wirklich angestellt. Eine spitze Metallstange, die er in seinem Garten zu Marly-la-Ville aufgestellt hatte, gab während eines Gewitters kleine Funken, wenn man sie mit einem Eisendrathe berührte. Einen Monat später machte Franklin in den Vereinigten Staaten denselben Versuch mittelst eines fliegenden Drachen. Nicht lange, so war der Schluß, der von selbst daraus folgt, gezogen, das heißt, der Blitzableiter erfunden.

Diese Entdeckung erregte in der ganzen Welt eine Begeisterung, auf deren Ausbrüche man in den Schriften aus der damaligen Zeit überall stößt. Hier sieht man, wie Reisende im platten Lande dem Blitze trotzen zu können meinen, wenn sie, wie der wüthende Ajax gegen die Götter, mit dem Degen gegen die Wolken ausfallen; dort beklagen sich Geistliche bitterlich, daß es mit ihrem Kostüm unverträglich sey, den schützenden Talisman zu führen; hier schlägt einer allen Ernstes vor, sich gleich zu Anfang des Gewitters unter eine Dachtraufe zu stellen, weil nasse Stoffe treffliche Leiter der Elektrizität sind; ein anderer erfindet einen Hut mit einer Spitze, wovon lange Metallketten herabhängen, die man aber ja sorgfältig bei einem Gewitter in der Gosse nachschleifen muß u. s. w. Indessen waren doch manche Physiker weit entfernt, in den Chor mireinzustimmen; sie läugneten zwar seit Dalibards Versuch die Identität des Blitzes und des elektrischen Fluidums nicht mehr; die Funken, die man an der aufgestellten Stange nur von Zeit zu Zeit bemerkt, schienen ihnen indessen zu schwach, als daß dadurch die ungeheure Masse von Blitzmaterie, womit eine Gewitterwolke geladen seyn muß, abgeleitet werden sollte. Neraes Versuche im Großen mit dem Drachen bekehrten sie nicht; erst als Richman durch die Entladung an der isolirten Stange eines gewöhnlichen Blitzableiters erschlagen wurde, gaben sie sich gefangen. Seit diesem Unglücksfall ist der Streit hinsichtlich der Wirksamkeit des Blitzableiters von keinem Belang mehr; nur darüber zankte man sich noch heftig, ob sich die Stange des Blitzableiters in eine Spitze oder aber in eine Kugel endigen solle. Bekanntlich aber wurde diese Fehde fast nur von Georg III. geführt, der sich für die Kugeln ausgesprochen hatte, weil Franklin, sein glücklicher Antagonist in einer noch weit wichtigeren Angelegenheit, den Spitzen den Vorzug gab. Dieser Zank gehört daher vielmehr in die Geschichte der amerikanischen Revolution, als in die Geschichte der Wissenschaft.

Kaum waren die Ergebnisse von Dalibards Versuche bekannt, so wiederholte sie Lemonnier, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, aber mit einigen Abänderungen. Er isolirte die Stange besser, und von Stunde an erhielt er Funken, nicht nur während des Gewitters, sondern sogar bei völlig heiterem Himmel. Nicht lange, so bemerkte auch Lemonnier, daß diese Blitze bei schönem Wetter, deren Existenz er dargethan, in vierundzwanzig Stunden regelmäßig an Stärke zu- und wieder abnahmen, und daß in allen Jahrszeiten, in allen Höhen und bei jedem Winde die Elektricität eines heitern Himmels sogenannte positive oder Glaselektriejtät ist.

Wenn sich ein neuer Zweig einer Wissenschaft bildet, so wendet man fast ausschließlich alle Kraft auf Entdekkung neuer Thatsachen, und darüber vergißt man längere Zeit, auf Maaßinstrumente zu denken. So war es auch bei der Elektricität; bis zum Jahr 1749 besaß die Wissenschaft keinen Elektricitätsmesser. Das erste, von zwei Akademikern, Darcy und Leroy, erfundene Instrument der Art war so wenig empfindlich, daß es gar nicht in Ge-

brauch kam; nicht lange aber, so führte Cavallo eine Idee von Nollet aus und verfertigte einen Elektrometer aus zwei Metallfäden, an denen Kugeln von Fliedermark befestigt sind; bewegliche Körper, welche gleichartig elektrisirt werden, stoßen bekanntlich einander ab, und somit gab der Winkel, unter dem sich jene Metallfäden von einander entfernten, das Maaß der Elektrizität an, die auf das Instrument eingewirkt hat. Volta ließ das Fliedermark weg, nahm statt der Metallfäden zwei trockene Strohhalme und ertheilte durch diese scheinbar gleichgültige Abänderung dem Instrument die unschätzbare Eigenschaft, daß zwischen 0 und 30° die Winkel, unter denen sich die Halme von einander entfernten, in der genauesten Proportion mit den elektrischen Ladungen standen. Saussüre hatte durch eine einfache metallische Linie, die er an Cavallos Elektrometer anbrachte, die Empfindlichkeit dieses Instruments bedeutend gesteigert; Volta aber hatte durch seine Strohhalme dasselbe so unendlich verbessert, daß es den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben schien. Im Jahr 1787 gelang es ihm indessen, die Wirksamkeit des Apparats noch unendlich höher zu bringen, und zwar durch ein scheinbar sonderbares Mittel: er brachte nämlich an der Spitze des Metallstabs eine kleine brennende Kerze an. Der Luftstrom, den die Flamme erzeugt, vervielfacht die Berührungen zwischen der Metallspitze und den kleinsten Theilen der Atmosphäre, und damit die Wirksamkeit des Instruments.

Bald erkannten die Physiker, daß in den elektrischen Erscheinungen zwei Materien von verschiedener Natur wirksam sind, die sich unter gewissen Umständen getrennt auf der Oberfläche der Körper anhäufen. Dadurch mußte man nothwendig bald darauf kommen, sich die Frage zu stellen, woher die Elektricität der Luft rühre. Ein sehr einfacher Versuch führte zur Lösung dieser Frage: ein isolirtes Gefäß, in welchem Wasser verdunstete, zeigte, mittelst Voltas Condensator, negative Elektricität an; Volta schloß daraus, daß das Wasser, um aus dem flüssigen in den luft- oder dunstförmigen Zustand überzugehen, den Körpern, mit denen es in Berührung steht, nicht allein Wärme, was man schon wußte, sondern auch Elektricität entziehen muß; daß also die elektrische Materie einen integrirenden Theil der großen Dunstmassen bildet, die sich täglich und jeden Augenblick über Meeren, Seen und Flüssen bilden. Diese Dünste werden im Aufsteigen durch die in den höhern Regionen herrschende Kälte verdichtet, die elektrische Materie darin wird frei, häuft sich an, und da die Luft ein sehr schlechter Leiter der Elektricität ist, so kann die in den Wolken angehäufte elektrische Materie nur mittelst des Regens, des Schnees, des Hagels, oder durch die gewaltsamen Entladungen, die wir in den Gewittern beobachten, der Erde, von der sie stammt, wiedergegeben werden.

Voltas glänzendstes Verdienst aber ist die Erfindung der Säule, die seinen Namen führt, und die Theorie des Galvanismus, die er mit reißender Schnelligkeit ausbildete; jeder Einwurf der Schule von Bologna feuerte ihn zu immer scharfsinnigeren, überraschenderen Versuchen an. Die allgemeine Zusammensetzung der Säule, ihre Wirkungen auf die organischen Körper, die ungeheuren Dienste, die sie bis jezt den Wissenschaften geleistet hat, alles dieß ist manchen Lesern entweder schon bekannt, oder würde uns, wenn wir es entwickeln wollten, für andere Leser zu weit führen; man kann aber mit Fug behaupten, daß der menschliche Geist noch kein Werkzeug ersonnen hat, das, ein wahrer Proteus, so reich an den ersinnlichsten Wirkungen wäre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs August.

(Fortsetzung.)

Volk und Fürst.

Die Aerzte hier, besonders die Stadtphysici, sind schon vorläufig sehr geplagt, denn wo nur Jemand aus der ärmern Klasse sich übergibt oder Diarrhoe hat, fordert die Polizei sie auf, zu untersuchen, ob es nicht die Cholera sey. Sie spukt daher durch Stadt und Umgegend; die dumpfe, heiße Witterung begünstigt sie, und das in manchen Gesellschaften erlassene Interdikt, die Conversation auf sie zu leiten oder sie auch nur gelegentlich zu erwähnen, verscheucht am wenigsten das Gespenst.

Unser König, ganz im Sinne seines väterlich treuen Herzens, hat sich kein abgelegenes Lustschloß auf den Bergen und in reiner Luft ausgesucht, dort seine Person und Familie schlimmsten Falles zu sichern. Im Gegentheil hat er bei seiner Abreise nach Töpliz Befehl zurückgelassen, ihm per Estaffette den ersten Cholerafall zu melden, um dann sogleich in seine Residenz zurückzukehren und mit seinen Bürgern Leid und Gefahren zu theilen. Man weiß dies, und es ist ein neues Band zwischen Volk und Fürsten, ein Band, das von so verschiedenen Seiten lose zu machen, wo nicht zu zerreißen, versucht worden ist. Aber es wird halten, denn nicht der Verstand, das Herz hat es geknüpft. Mißverständnisse, Irrungen, getrennte Ansichten vermögen dagegen nichts. Diese Liebe sprach sich wieder deutlich am 3. August aus. Troz der peinlichen Stimmung trug man an dem Tage nichts von der Peinlichkeit in die Feier. Aeußerlich schien es ein Tag der heitersten Lust. Das schöne Wetter begünstigte ihn; es wimmelte vom Morgen (wo der neue Lustgarten zuerst den Bürgern eröffnet wurde) bis spät in die Nacht von Spaziergängern, als wollten sie noch einmal einen Festtag genießen, der vielleicht einer der lezten wäre. Die Theater waren troz der Hitze überfüllt, und selbst das Unbedeutendste, ja das Mißlungene gefiel, wenn es eine Anspielung auf den Monarchen enthielt. Wie falsch kennt man uns im Auslande, wenn man hier die Unzufriedenheit für vorherrschend hält. Gedrückt fühlen sich Alle, verstimmt sehr Viele über falsche Maßregeln, über Mangel an Vertrauen, über ein trauriges Rückwärtsgehen aus grundverkehrten Ansichten; allein die numerische Mehrzahl der Preußen, wenigstens diesseits der Elbe, theilt nicht die Wünsche der deutschen Nachbarländer, welche in einer Repräsentativverfassung ein endliches und alleiniges Heil suchen. Die Opposition gerade dagegen geht bei sehr Freisinnigen sogar zu weit. So wenig jezt bei uns, im Verhältniß zu sonst, positiv geschieht, ja wie sehr manche Regierungsrückschritte auch geeignet sind, die ächten Preußen stuzig zu machen, so unbedingt ist doch das Vertrauen da, wo die Persönlichkeit des Königs ins Spiel kommt. Selbst wo die Neigungen völlig getrennt sind, z. B. in Bezug auf die Polen, erkennt man mit freundlicher Billigkeit die väterlichen Motive des Monarchen an, die ihn anders von der Sache denken lassen, als seine Unterthanen. Dies patriarchalische, auf Liebe und Achtung begründete Verhältniß scheint uns um so ehrenwerther, als jene Elemente im Strom der europäischen Meinungen heute wie Ballast bei Seite geworfen werden; und es ist doch nicht dumpfer Instinkt eines Naturvolkes, vielmehr ein regerer, sich selbst bewußter Sinn einer sehr gebildeten Nation, welche vollkommen die Vorzüge eines freien Volkes kennt und abzuwägen weiß, welche Vortheile eine Konstitution bringen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. August 1831.

Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Niedwurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

Goethe.

Die königliche Tabaksfabrik in Paris.

Tabak ist ein vortrefflicher Steuerartikel geworden; den Regierungen ist er noch lieber als den Rauchenden und Schnupfenden; denn er bringt ihnen viel Geld ein, indeß er die andern gar viel kostet. In Frankreich ist seit Napoleons Regierung dieß Regal eine köstliche Geldpumpe; kein Staatseinkommen gibt so reinen Ertrag, als dieses. Vergebens hat seit seinem Sturze die liberale Parthei in der Deputirtenkammer auf Abschaffung des von der Regierung eigenmächtig an sich gezogenen Monopols gedrungen und ihre Zustimmung zur Erneurung verweigert; die ministerielle Parthei ist stärker gewesen als die ihrige. Man sagte zu ihr: Tabak ist kein unentbehrlicher Artikel, sein Gebrauch ist eine üble, aber außerordentlich einträgliche Gewohnheit. Ueberlaßt uns die Verfertigung und den Verkauf desselben. Dieß überhebt uns der Unannehmlichkeit, andere Artikel zu besteuern, die unentbehrlicher sind, oder anderswo Geld zu fordern, wo es drückender seyn würde. So ist denn bis jezt und noch auf ziemlich lange Zeit die Regierung im Besitz der Tabaksfabrikation, ob schon vielleicht der Staat eben so viel gewinnen würde, wenn er jeden Bürger gegen ein Steuerpatent Tabak anpflanzen und zubereiten ließe. Doch nein, eben so viel würde er wohl nicht gewinnen; denn der Gewinnst aus dem Tabaksmonopolium ist ungeheuer. Ich hörte sagen, daß den Staat das Pfund Tabaksblätter einige Sous kostet; zubereitet wird das Pfund zu vier Franken verkauft. Welcher Kaufmann würde sich nicht schämen, so ungeheuren Profit aus seiner Waare zu ziehen? Wäre heute Konkurrenz gestattet, so würde morgen das Pfund Tabak nur zwei Franken kosten.

Da nun, mit Zustimmung der beiden gesetzgebenden Kammern, die französische Regierung auf zehn Jahre ihres Regals sicher ist, so hat sie zur Verfertigung des Tabaks eine Anstalt errichtet, die an Größe gewiß wenige ihres Gleichen hat, und eine der Sehenswürdigkeiten von Paris ist. Ich will hier eine kurze Beschreibung davon geben.

Die Tabaksfabrik liegt in einem abgelegenen Revier der Stadt, auf dem Quay zwischen dem Invalidenhôtel und dem Marsfelde, und bildet ein ungeheures Viereck, das inwendig in mehrere besondere Gebäude abgetheilt ist und mehrere Höfe enthält. Von der Seine her empfängt sie durch Röhren das nöthige Wasser. Ein Thurm am Ende der Fabrik sammelt das Wasser und vertheilt es von da in die Behälter. Sobald man durch die große Pforte hineingetreten ist, erblickt man zur Linken die Magazine, wo Fässer und Ballen mit Tabaksblättern pyramidenartig aufgeschichtet liegen. Eine Pyramide besteht aus französischem Tabak, eine andere aus nordamerikanischem, eine dritte aus westindischem u. s. w. Diesen Vorrath kauft die Verwaltung von den Lieferanten, weßhalb von Zeit zu Zeit, wenn sie einen beträchtlichen Vorrath nöthig hat, öffentliche Zuschläge ausgeschrieben werden; die Lieferung wird dem Mindestfordernden zu Theile. In dem untern Geschosse befindet sich auch noch eine große Werkstätte, worin

von Knaben die Ballen und Fässer gelöst und die Blätter eins nach dem andern gesichtet und in Ordnung gelegt werden. Wahrscheinlich empfangen die Blätter hernach eine Beize, von der ich aber in der Anstalt nichts gesehen habe. Ob diese Zubereitung geheim gehalten wird, weiß ich nicht; doch zweifle ich daran. Genug, der Führer zeigte den Fremden diese Zubereitung nicht. In der nächsten Werkstätte, in die man die Fremden führt, sind die Blätter schon gebeizt. Weiber nehmen hier die Stengel von den Blättern ab, und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß man ihnen kaum mit dem Auge folgen kann. Diese Behendigkeit bewundert man übrigens in der ganzen Anstalt. Alle Arbeiter und Arbeiterinnen werden nicht tagweise, sondern nach Maßgabe ihrer Arbeit belohnt; deßhalb arbeiten alle so fleißig und so schnell. Aufseher, welche ein Komptoir neben jedweder Werkstätte haben, liefern den Arbeitern ein bestimmtes Gewicht an Blättern; dieß wird eingeschrieben; bringt nun der Arbeiter die Blätter zubereitet zurück, so wiegt man abermals das Gelieferte und schreibt es ein; alle zehn Tage wird Abrechnung gehalten und gezahlt.

In einer andern Werkstätte, die beinahe achtzig Schritte lang ist, sind 150 Mädchen und Weiber mit dem Verfertigen der Cigarren beschäftigt. Es geht hier sehr lebhaft, aber doch ordentlich zu; die niedlichen Finger sind keinen Augenblick müßig; um fünf-und-zwanzig Sous zu gewinnen, müssen sie tausend Cigarren verfertigen, und da kann man denken, daß die armen Mädchen keine Minute verlieren können, wenn sie dieß und noch etwas darüber verdienen wollen. Man sieht unter den Mädchen einige recht niedliche Gesichter; manche drehen die Cigarren mit vieler Leichtigkeit und Eleganz, und es ist ein Vergnügen, ihnen zuzusehen. Fast alle haben ihr Körbchen mit Eßwaaren bei sich, da sie sehr weit weg wohnen und vor Abend nicht wieder nach Hause kommen. Die Werkstätten der Mädchen und Frauen sind übrigens von denjenigen der Männer ganz getrennt; auch fangen die Weiber ihre Arbeit erst um sieben Uhr an, wogegen die Arbeit der Männer um sechs Uhr beginnt.

In andern Werkstätten werden große Rollen verfertigt und gesponnen, zum Rauchen und Kauen. Knaben drehen die Räder und Männer winden die Tabaksrollen. In einer etwas dunkeln Werkstätte stehen ein Dutzend Schneidemaschinen, und halbnackte Kerls schneiden den Tabak, den ihnen die Maschine nach und nach vorschiebt. Auch dieß geht mit einer Geschwindigkeit, die für die Schneidenden außerordentlich ermüdend seyn muß. Mich wundert, daß man noch keine selbstschneidenden Maschinen hat. Schwerlich verrichten in England Menschen diese ermüdende Arbeit. Die halbnackten Kerls, deren Haut vom Tabak gelblich gebeizt wird, sehen furchtbar aus, wenn sie an der Arbeit sind, und ihr Keuchen und Stöhnen hat etwas Schmerzliches. Hauptsächlich weil die Maschinen den Menschen einer ermüdenden und oft ungesunden Arbeit überheben, verdienen sie den Vorzug vor der Handarbeit.

Eine leichtere Arbeit wird in einer besondern Werkstätte verrichtet. Hier wird der Rauchtabak pfundweise gewogen und in viereckige Papiere gepreßt. Dieß geht mit einer solchen Schnelligkeit von statten, daß die Leute in einer beständigen Bewegung sind; man sollte sie für lebendige Maschinen halten; ich glaube, diese Arbeiter, die täglich einige tausend Pakete machen, müssen zulezt ihre Arbeit verrichten, ohne daran zu denken.

Der wichtigste Theil der Anstalt ist die Schnupftabaksfabrik. Für diese ist seit einigen Jahren eine sehr große Dampfmaschine von Engländern angelegt, wahrscheinlich eine der größten in Frankreich vorhandenen. Etwas tiefer als der Boden der Fabrik sind unter einem Schuppen vier Oefen in einer Linie angebracht, die nach einem über jedem befindlichen Thermometer geheizt werden. Ein Mann ist unaufhörlich damit beschäftigt, Steinkohlen in jedweden der vier Oefen zu werfen. Hat er mit dem vierten Ofen geendigt, so fängt er bei dem ersten wieder an. Ueber diesen Oefen sind die Kessel angebracht, deren Dampf das Ganze in Bewegung sezt. Man tritt vermittelst einer eisernen Treppe in ein eigends dazu errichtetes Gebäude; hier gehen zwei mächtige Hebel auf und nieder und setzen ein Räderwerk in Bewegung, das mit einer langen Gallerie in Verbindung steht. In dieser Gallerie befinden sich ungefähr fünfzig eiserne Mörser mit eisernen Kolben, in welche der bereits anderswo zerschnittene oder gebröckelte Tabak geworfen wird, damit alle die eisernen Kolben ihn zermalmen; dieß war sonst, als noch keine Maschine da war, die wichtigste Arbeit und erforderte eine Menge Menschenhände. Jezt bedarf es nur einiger Arbeiter, welche die Mörser füllen.

Durch den fein zerlöcherten Boden aller dieser Mörser fällt der zermalmte Tabak ins untere Geschoß; hier empfängt ihn eine Kettenreihe von kleinen Eimern und hebt den Staub wieder ins obere Geschoß empor, wo sich die Eimer über einer Art von Trichtern ausleeren; er fällt in Siebe, die alle durch die Dampfmaschine in Bewegung gesezt werden, wird dann nochmals zerrieben und fällt zulezt wieder ins untere Geschoß hinunter, wo er befeuchtet, gemengt und verarbeitet wird. Bei der lezten Zubereitung gehen aber dem Zuschauer die Augen über, und ich begreife nicht, wie die Arbeiter es hier aushalten können. Eben so wenig kann man es in der Dörre aushalten, wo die Tabaksblätter einer Hitze von 35 Grad nach dem Reaumerschen Thermometer ausgesezt werden. Die Arbeiter müssen hier wie Stöcke ausdörren.

Man muß staunen, wenn man sieht, wie eine so einfache Maschine so ungeheure Wirkungen hervorbringt und in einem großen Theile der Anstalt alles in Bewegung sezt. Nur schade, daß die königl. Regie keinen guten Tabak

liefert. Man klagt allgemein darüber; das kommt aber vom Monopol. Mit einer solchen Anstalt sollte man eigentlich den allerbesten Tabak liefern. Es arbeiten an derselben über 600 Menschen, auch sind in allen Theilen der Anstalt Bureaus mit Schreibern und Rechnungsführern. Mit den Steinkohlenlieferungen beschäftigt dieser Nasenstaub gewiß nahe an tausend Menschen. Dg.

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

Dieser hochgelegene Ort ist während des Winters allen Unbilden der Witterung ausgesezt. Der Schnee liegt oft so hoch, daß nur die Dächer der Zellen aus ihm hervorschauen und Arbeiter jeden Morgen Wege schaufeln müssen, damit man zur Kirche gelangen könne. Er bleibt im Durchschnitt sieben Monate lang liegen. Die Lebensart ist strenge, Fleischspeisen werden nie genossen. An mehreren Wochentagen ist alles Reden untersagt. Sieben Mal im Tage und in der Nacht versammelt man sich zum Gottesdienst in der Kirche. Hier bleiben die Mönche, bis vorgerückteres Alter oder Kränklichkeit sie aus dem anachoretischen zum Zusammenleben in das untere Kloster rufen, wo die Disziplin minder strenge ist.

Der ganze Eremo, der erst seit etwa fünf Jahren wieder bewohnt ist, nachdem er lange Zeit wüste gelegen, gleicht einem mit einer Mauer umschlossenen kleinen Dorfe mit geraden Kreuzstraßen, wo die einzelnen Zellen mit dem anstoßenden Gärtchen von einander getrennt und mit einer Mauer umgeben liegen. Jezt wohnen dort fünfzehn Mönche; Raum ist für die doppelte Anzahl. Jeder der Priester wohnt allein, die Laienbrüder in zwei Gebäuden zusammen. Die Kirche hat zwei hohe Glockenthürme zu beiden Seiten der Façade; im Innern ist sie bunt und geschmacklos. Ein etwa vierzigjähriger schöner Einsiedler führte uns zu seiner Zelle, deren Reinlichkeit wir nicht genug bewundern konnten. Wir vernahmen von ihm, er sey aus Pisa gebürtig und ehedem ein Maler und Schüler Benvenutis in Florenz gewesen. Später wurde ich mit seiner traurigen Geschichte bekannt. Er hatte in einem (in Italien so häufigen) vertrauten Verhältnisse mit einer jungen Frau seiner Vaterstadt gestanden. Eifersucht, Verdruß und Kränkung zehrten, wie man glaubte, das Leben ihres Gatten auf, das übrige Reue und dadurch herbeigerufene Schwindsucht. Sie starb in seinen Armen. Sein Entschluß, sich in diese Einöde zurückzuziehen, stand augenblicklich fest und wurde sogleich ausgeführt. Seit eilf Jahren ist er Camaldulensermönch. Mehrere Jahrelang rührte er Pinsel und Palette nicht mehr an, dann aber begann er wieder einen Theil der Muße, welche Andachtsübungen, das Studium theologischer Schriften und sonstige Beschäftigungen ihm ließen, seiner Kunst zuzuwenden. In dem Chore des Klosters findet sich ein Gemälde von ihm, und die Hauptfigur soll Porträt der Verstorbenen seyn.

Ein steiler Pfad führte uns 1½ Miglien höher auf den sogenannten Prato a soglio, einen jener Macchie oder Sommerweideplätze der Apenninen, mit deren frischem Grün die Bergspitzen häufig bedeckt sind. Dieser Prato ist einer der untern Gipfel der Gioganaalpe, zu deren von Ariosto besungener Höhe hinanzusteigen der nahende Abend uns nicht gestattete. Aber auch schon von unserm jetzigen Standpunkte aus genossen wir eines herrlichen Anblicks. Zu unsern Füßen lagen, als wir an dem nordöstlichen Abhange standen, in ununterbrochener Reihe die wilden, zackigen Felsenmassen, Thalgründe und Schluchten der in die Romagna sich hinabziehenden Apenninen, auf welche die Abendsonne ein mildes und angenehmes Licht warf, mit dem die Schattenparthien um so schöner kontrastirten. Hinter denselben erblickten wir einen Theil der großen romagnischen Ebene gegen Forli und Rimini, und darüber in weiter Ausdehnung das adriatische Meer. Der vollkommen heitere Abendhimmel zeigte uns Land und See in der anmuthigsten Beleuchtung. Eine tiefe Stille herrschte rings umher, nur dann und wann von dem aus dem Buchenwalde hervortönenden Gesange der Nachtigallen und den Fußtritten einiger Holzhauer unterbrochen, die aus den Waldungen des Klosters zu ihren wilden Gebirgsdörfern in der Romagna zurückkehrten und mit freundlichem Gruße an uns vorübergingen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, Juli.

Ein Ministerwechsel in Nordamerika.

. . . Wenn zwischen den Ministern im klassischen Lande der Freiheit und den meisten in der alten Welt bedeutende Unterschiede stattfinden, so sind die amerikanischen Ministersweiber noch verschiedener von den Gemahlinnen der europäischen Herrn mit Portefeuilles. Ich glaube nicht, daß je eine so bürgerliche Ursache, wie die sogleich anzuführende, ein europäisches Ministerium gesprengt hat. — Die Ministerwechsel waren bis jezt in den Vereinigten Staaten sehr selten, und wenn je das Kabinet verändert wurde, so geschah es doch nie während der Amtsführung eines Präsidenten. Aber auf einmal sah die Nation zu ihrer großen Verwunderung mehrere Minister rasch einander ablösen. Man wußte Anfangs nicht, woher dies kam; jezt weiß man es, und die ganze Geschichte dieses innern Kriegs im Kabinet ist für die Sitten dieses Landes höchst bezeichnend.

Im Telegraph, einem zu Washington herauskommenden Blatt, stand in der Nummer vom 17. Juni folgende Note unter einem Artikel, in dem die Ursachen der Auflösung des Kabinets besprochen werden: „Es ist ganz bestimmt, daß die Familien des Sekretärs der Marine, des Sekretärs der Finanzen und des Generalanwalts sich geweigert haben, Madame Eaton ihren Besuch zu machen.“ Madame Eaton ist die Frau des Kriegsministers. Dieser, aufs Aeußerste erbittert über diesen Wink, der, wie er glaubte, von Niemand herrührte, als vom Finanzminister Ingham, schrieb dieser

sogleich und bat ihn, sich zu erklären, ob er zu einem Artikel, der nur mit seinem Vorwissen habe gedruckt werden können, sich bekenne, oder ob er meine, die Sache läugnen zu können. Unter diesen Umständen gab es für den Finanzminister außer einer Lüge oder einer Grobheit kein Drittes. Er entschloß sich zu lezterer. „Wenn Sie meinen,“ schreibt er an seinen Kollegen, „durch Ihr auffahrendes Wesen mich zu vermögen, daß ich etwas widerrufe, was die ganze Stadt weiß und die Hälfte der Einwohner der Vereinigten Staaten glaubt, so kann ich nichts thun, als Ihren Irrthum bedauern.“ Tags darauf schickt Major Eaton Herrn Ingham eine Herausforderung. Er hofft, lezterer werde, wenn er auch die Niederträchtigkeit gehabt, sich zu einer Verläumdung herzugeben, doch Muth genug haben, sein Unrecht mit den Waffen in der Hand wieder gutzumachen. Man mußte glauben, nach den Schritten, die Ingham bisher gethan, verstehe es sich von selbst, daß er die Ausforderung annehme, die er selbst provocirt hatte. Aber weit gefehlt. Der Major erhielt eine noch beleidigendere Antwort als das erstemal. „Ich kann mir,“ schreibt Ingham an Eaton, „ganz gut denken, warum Sie in einem Possenspiel, das vor den Augen des amerikanischen Volkes vorgeht, eine solche Rolle spielen. Ihre Drohungen jagen mir so wenig Furcht ein, als Ihre Beleidigungen meinen Zorn erregen, und Sie werden mich zu keinem Schritt bringen, der mit der Bedauerniß, mit dem Mitleid, das mir Ihre Lage und Ihr Betragen einflößt, unverträglich ist.“ Der ärgerliche Briefwechsel wurde im selben Tone fortgeführt. Mit allen Schmähungen, womit Major Eaton in der Wuth Ingham überschüttete, gelang es ihm nicht, den Finanzminister aus seinem beleidigenden Gleichmuthe herauszuärgern. Nicht lange, so erfuhr der Präsident diesen häßlichen Zank von Ingham selbst, der sich sogleich nach dieser Eröffnung auf seine Besizungen in Pensylvanien zurückzog. Nach einer solchen Verhandlung zwischen zwei hohen Personen wird man gerne wissen wollen, was es mit Madame Eaton für eine Bewandniß habe.

Madame Eatons erster Mann war **Purser**, das heißt Rechnungsführer eines Staatsschiffs. In ihres Gemahls Abwesenheit betrug sich nun die junge Frau, wie die Matronen von Washington meinten, nicht ganz so zurückhaltend, als sie nach ihren Verhältnissen hätte sollen: sie ließ sich von Herrn Eaton den Hof machen, und nach des Pursers Tode wurde dieser der Gemahl der Frau, an der ihn die böse Welt längst eine Eroberung hatte machen lassen. Im Kapitel der ehelichen Treue sind aber die amerikanischen Sitten unerbittlich streng. Major Eaton, General Jacksons vertrauter Freund, kam, als lezterer Präsident wurde, ins Kriegsministerium. Aber die vornehmsten Damen von Washington verziehen der Gemahlin des Ministers nicht, was sie, wie sie meinten, der Frau des Pursers mit Recht vorzuwerfen gehabt hatten. Ihre Versuche, in den Cirkeln Fuß zu fassen, tragen ihr nichts als Demüthigungen ein; ihre Besuchkarten werden ihr mit Verachtung zurückgeschickt; die Frauen des Generalanwalts, des Marineministers, des Finanzministers brechen auf, wenn sie in den Salons auf dem Kapitol unter ihres Mannes Schuze erscheint, der mit der Aegide der Macht die früheren Fehler seiner Gemahlin verdecken zu können glaubt. Van Buren, der Premierminister, versucht das lezte Mittel: er faßt sich ein Herz und stellt der Gesellschaft die Frau vor, welche die Gesellschaft einmal nicht will; Alles bricht auf, wie früher. Der Präsident selbst sezt seinen Kopf darauf, diese kränkenden Vorurtheile zu brechen, diese hartnäckige Achtserklärung aufzuheben: er droht, jeden abzusezen, der sich seinem unumwundenen ausgesprochenen Willen widersezt. Die Ministersweiber bleiben fest, und die Minister sind abgesezt.

Berlin, Anfangs August.

(Fortsezung.)

Ludwig Robert. Templer und Jüdin. Dem. Gley.

Ungefähr diese Gesinnungen hatte Ludwig **Robert** in einem Prologe ausgesprochen, welcher im hiesigen Opernhause und in Charlottenburg zugleich vorgetragen wurde. Er interpredirt darin den Aufruf: „Mit Gott für König und Vaterland,“ daß er nicht allein für den Krieg, sondern auch für den Frieden gelten müsse, und nie mehr als jezt. Sonderbarer Weise hat sich nun das Gerücht verbreitet, derselbe Robert, der plözlich Berlin verlassen, um sein Domicil am Rheine aufzuschlagen, sey aus keinem andern Grunde wie in Nacht und Nebel verschwunden, als um einem Verhaftbefehl zu entgehen. Dasselbe Gerücht macht ihn nämlich zum Verfasser der lezten Briefe im Messager des chambres über Preußen. Es ist weder an dem einen, noch an dem andern eine Sylbe wahr; Robert ist fortgegangen, weil es ihm nicht mehr hier behaglich war, das Histörchen gehört aber zu den namen- und zahllosen, welche unwiderlegbar beweisen, daß die Berliner große Dichter sind.

Zur Feier des Tages gab man im Opernhause (nächst dem Prolog und Spontinis Festmarsch) zum erstenmale Marschners „Templer und Jüdin,“ die schon viel besprochene, aus Scotts Ivanhoe zusammengeschnittene Oper. Wir hinken immer nach. Auch an solchen Staatssonntagen wird hier erst das vorgebracht, was anderwärts schon Alltagsgut geworden. Die Oper hat angesprochen, man prophezeit ihr eine längere Dauer auf dem Repertoire, als der Riesschen Räuberbraut; dennoch mögen die neudeutschen Opern nach Weber hier nicht recht einklingen. Die große Masse ist auch hier schon Rossini-Aubersch geworden, sie verlangt angenehm Ohrkizelndes, das Neudeutsche ist ihr zu gelehrt; den strengen Freunden des Klassischen, einer ehrenwerthen und auch zahlreichen Parthei, dünkt dagegen das von den Unsern Gelieferte noch nicht würdig genug, um mit der Andacht wie Gluck und Mozart gehört zu werden. So schwankt die Theilnahme in einer dünnen Mitte. — Auf dem Königsstädtischen Theater feierte man an demselben Tage die Gründung von Berlin durch einen Bären, den nicht der Markgraf Albrecht der Bär niedermacht, sondern der beinahe den berühmten Fürsten niedergemacht hätte, wenn nicht ein Stralower Fischer zu guter Zeit das Ungethüm mit einem Pfeile niederstreckte. Die Gelegenheitspoesie muß sich zuweilen nach kuriosen Stoffen umsehen.

Auf beiden Theatern ist sonst nichts von Bedeutung vorgefallen. Auch die Gastspiele der Dlle. **Gley** aus Wien konnten das dem Theater entfremdete Publikum Anfangs nicht so anziehen, als der Ruf und die Beliebtheit der jungen Schauspielerin erwarten ließ. Die Kraft unsers Theaters war so erlahmt, daß man nichts als alte, unbedeutende Stücke zusammenbringen konnte. Erst als das Publikum sah, daß es nichts Besseres gab, füllten sich die Häuser bei den Christinen, Kathinken, Leopoldinen, Paulinen, während man die Eleonoren, Gretchen, Chriemhilden, Ophelien vergeblich erwartete. Doch hat uns Dlle. Gley als Julie, Franziska, Olga und Estrella (im Stern von Sevilla) schon genugsam gezeigt, zu welcher Höhe in der tragischen Kunst wie im Lustspiel sie bereits gelangt ist, und welche sie noch bei einem so fortgesezten Studium erreichen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 205.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 27. August 1831.

— Der Mann
Gleicht einem fabelhaften Götzenbild,
Deß Züge seltsam in einander fließen.

Johnson.

Peter der Große in Paris im Jahr 1717.

(Aus Lemonteys Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.)

Peter I. wurde am französischen Hof kalt und prächtig empfangen. Vom Augenblick an, wo er den Fuß auf französischen Boden sezte, wurde er nach Sitte der Orientalen durchaus frei gehalten. Dulybois, ein Gentilhomme de la Chambre, empfing ihn zu Dünkirchen, der Marquis von Nesle an der Grenze der Picardie, der Marschall von Tessé in Beaumont und die Gardes du Corps in St. Denis. Eine doppelte Wohnung war für ihn eingerichtet, im Louvre und im Hôtel Lesdiguières an der Seine beim Arsenal. Er gab lezterem, das, weil er gerne auf dem Fluß fuhr, für ihn bequemer lag, den Vorzug. Zwischen dem König und ihm wurde, verabredtermaaßen, die strengste Gleichheit beobachtet; sonst ließ er Jedermann den Herrn fühlen, und obgleich die Ehrenbezeugungen, die man ihm erwieß, ihm zur Last zu fallen schienen, so war doch nicht zu verkennen, daß er noch unzufriedener gewesen wäre, wenn man sich eine Nachläßigkeit hätte darin zu Schulden kommen lassen.

Der Czar war sehr groß, mager, gut gewachsen, doch etwas gebückt; seine Gesichtsfarbe war braun, aber lebendig, sein Kopf war rund, und er neigte ihn gewöhnlich gegen eine Schulter; die Augen waren groß, schwarz, durchdringend, die Nase nicht lang, die Lippen ziemlich dick; die Muskeln des Gesichts verzogen sich häufig, was ihm einen Ausdruck von Wildheit gab; der Körper war in beständiger Bewegung, ausgenommen bei Tische, wo er viel sprach und erstaunlich viel aß und trank. Er kleidete sich sehr einfach; gewöhnlich trug er ein glattes Tuchkleid, ein breites ledernes Wehrgehenk, an dem ein Säbel hing, eine kurze schwarze Perrücke, Stiefeln, keine Manchetten, keine Handschuhe, den Hut in der Hand; alles nachläßig und nicht sehr reinlich.

Die Hauptzüge seines Charakters waren Melancholie und Unruhe: jener zu entgehen, stürzte er sich in Ausschweifungen; leztere trieb ihn mehr als einmal unnöthigerweise zum Reisen. Barsch, gebieterisch, launisch, wie er war, konnte er keinen Zwang ertragen und sezte sich über alle Hindernisse weg. Er war hart gegen sich selbst, gut gegen seine Leute, familiär mit dem Volk, kitzlich im Punkte der Etikette, in den Wissenschaften ziemlich bewandert, in verschiedenen Handwerken sehr geübt; seine Freigebigkeit war nicht sehr glänzend und er kannte den Preis von allen Dingen, um nicht betrogen zu werden; er faßte bei sehr gutem Verstand sehr schnell; in seinem Wesen lag eine gewisse Größe, die er aber nie in die Länge geltend zu machen wußte: kurz in seinem Charakter flossen, in seltsamen Gemische, eine Tartarenseele, der Genius eines großen Manns und die etwas wilden Manieren eines Despoten, der sich selbst abgeschliffen hat, zusammen.

Der Czar wurde in Frankreich nicht beurtheilt, wie er es verdiente. Die Gelehrten und Schöngeister, von deren Ausspruch am Ende immer der Ruf eines Mannes

abhängt, hatten zum seinigen noch keinen Grund gelegt. Dem Publikum hatte der Jammer unter der vorigen Regierung die Bewunderung entleidet, durch die Regentschaft wurde die Richtung auf das Weichliche, Nichtsbedeutende vorherrschend, und so war der Zeitgeist nicht im Stande, solch rohen, kolossalen Genius zu würdigen. Man sah in ihm den seltenen, interessanten Reisenden, und übersah dabei den großen Mann. Seine Reise von Calais her war ein Gegenstand des Staunens für den Pöbel, der ihm in den Weg lief. In den königlichen Kutschen ward Peter zu bange, auf den zweirädrigen Wagen konnte er seiner Gesundheit wegen das Stoßen nicht aushalten; er kam daher auf den Gedanken, sich selbst ein Fuhrwerk herzurichten. Den wurmstichigen Kasten von einer Art von Phaeton, den er unter einem Wagenschuppen fand, ließ er mit Stricken an zwei lange Stangen binden und das Ganze von zwei Pferden wie eine Sänfte tragen; so saß er sehr hoch und völlig frei. Umsonst stellten ihm die Franzosen in seinem Gefolge vor, daß ein solches Fuhrwerk sich nicht nur für ihn nicht schicke, sondern auch höchst gefährlich sey; denn da die Pferde an das Tragen solcher Lasten nicht gewohnt waren und nicht Schritt hielten wie Sänftenpferde, so drohte ihm jeden Augenblick ein sehr gefährlicher Sturz. Aber der Czar, gewohnt, sich Alles seinem Willen fügen zu sehen, wies heftig alle Vorstellungen zurück, und vor seinem Zorne graute einem noch mehr als vor der Gefahr, die er lief. Männer hielten Pferde und Stangen, und auf solch seltsame, gefährliche Maschine nachläßig hingepflanzt, durchzog der Selbstherrscher aller Reussen zwei französische Provinzen.

Es gibt verschiedene Beschreibungen von den nähern Umständen seines Aufenthalts zu Paris. Man liest da, wie ihn der Anblick des Mausoleums des Kardinals Richelieu begeistert, wie er sich in der Münze gewundert, wo man in seiner Anwesenheit sein eigenes Bild mit der sinnreichen Legende: vires acquirit eundo, prägte; man liest von seinem Besuch bei Frau von Maintenon, wo er verlegen, aber durchaus nicht unhöflich war; wie er allen großen, nützlichen Anstalten seine Bewunderung gezollt, Alles aber, was nur angenehm oder prächtig war, mit Geringschätzung angesehen habe; endlich, wie oft er Gelegenheit gefunden, seine Lernbegierde, seinen hohen Verstand, besonders aber die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse zu zeigen. Wir führen einen Beweis der leztern an, der den Anekdotensammlern entgangen ist. Als er durch die Krankenzimmer der Invaliden ging, fiel ihm an einem Krankenbette ein besonderes Zeichen auf. Man sagte ihm, es liege ein Sterbender darin, der von der menschlichen Kunst aufgegeben sey. Rasch tritt der Czar zum alten Soldaten, betrachtet ihn aufmerksam, fühlt ihm den Puls, wirft den Blick, der ihn oft so furchtbar machte, auf sein Gefolge und thut den Ausspruch, der Kranke werde nicht sterben. Der sorgfältige Dangeau versichert, die Prophezeihung sey wirklich eingetroffen.

Während Peter die sclavonischen Handschriften auf der Bibliothek der Sorbonne durchblätterte, machten ihm Doktoren in einer Anrede den Vorschlag, das große Schisma zwischen der griechischen und lateinischen Kirche aufzuheben. „Ich bin blos Soldat,“ antwortete der Czar, „indessen will ich, wenn Sie mir eine Schrift darüber zustellen wollen, dieselbe gerne näher prüfen lassen.“ Die Sorbonne eilte, diese Schrift abfassen zu lassen, und sie fiel so gemäßigt, so vernünftig aus, als Abhandlungen über dergleichen Materien nur immer seyn können. Der Pabst und die russische Geistlichkeit kamen auch dadurch in gleichem Maaße in Harnisch; denn Ersterer fand darin mit Abscheu die gallikanischen Freiheiten, leztere die römischen Mißbräuche. Der Czar, der wahrhaftig den Despotismus seiner eigenen Kirche nicht gebrochen hatte, um sich das Joch eines fremden Priesters aufzuladen, stellte sich auf Seiten der Nationalvorurtheile. Er ordnete eine burleske Festlichkeit an, wobei der Pabst, dessen Rolle ein Narr spielte, und die Kardinäle, welche betrunkene Possenreißer vorstellten, die Helden eines Bachanals waren. Diese Parodie, die weder sehr christlich, noch sehr philosophisch ist, war die einzige Frucht des voreiligen Eifers der Sorbonne, und ihre Erfindung bezeichnet ganz den Monarchen, dessen Glaubensbekenntniß uns der Herzog von Antin in folgenden Worten gibt: „Peter hat wenig oder keine Religion; er betrachtet sie als ein Regierungswerkzeug, das man in der Hand haben muß; darum hat er sich zum Patriarchen gemacht, und zwar, wie er sagt, auf König Wilhelms Rath.“

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

Alvernia, am 20ten Juni.

Wir verließen Camaldolis gastfreundliche Mauern um vier Uhr Morgens, und hatten Anfangs einen angenehmen und kühlen Weg über die von Thälern durchschnittenen, von Waldströmen durchrauschten, belaubten Berge, von wo wir die Ebenen des Casentino zu unsern Füßen, und weiterhin in der Morgenbeleuchtung Arezzo, Montepulciano, des herrlichen Sängers Angelo Poliziano Geburtsort, und einen großen Theil des einst wie die pontinischen Sümpfe und die Maremmen verpesteten, jezt durch sinnreiche Austrocknung und Erhöhung des Bodens zu üppiger Fruchtbarkeit zurückgekehrten Chianathals erblickten. Nachdem wir das in einem tiefen Bergkessel zerstreut liegende Oertchen Badia a Pretaglia hinter uns zurückgelassen, wurde die Gegend wilder und nahm in ihrer sonderbaren Zerrissenheit ein vulkanisches

Aussehen an; wir kamen durch viele eisenhaltige Gründe, wo das helle Grün auf rothem Grunde eine ganz eigene Wirkung hervorbrachte. Nach langem Auf- und Niedersteigen gelangten wir an den reißenden Bergstrom Corsalone, der, von den Alpen der Serra kommend, in der Nähe von Bibbiana in den Arno fällt, und an dessen Ufern Schaaf- und Ziegenheerden lagerten. Nun sahen wir den hohen Berg von Alvernia in unserer Nähe; aber erst eine mehr denn zweistündige, meist sehr anstrengende Wanderung brachte uns an das an der Südseite gelegene Kloster, das wir nach beinahe achtstündigem Gehen um Mittag erreichten. Man kann sich kaum eine sonderbarere und dabei imposantere Lage denken. Auf einer völlig nackten und steinigen hohen Bergebene erhebt sich ein einsamer, auffallend geformter, von ungeheuern Felsenmassen gestützter Berg, bis zu seiner Spitze von einem dunkeln und dichten Tannenwalde bedeckt. Steht man an dessen Fuße, so sieht man mit Verwunderung auf diesen Felsen hoch über sich Gebäude liegen, die wie durch Zaubermacht dahin gebannt scheinen. Ein gepflasterter Weg führt zu dem innern Thore, dessen Inschrift sagt, daß man sich auf heiligem Boden befinde (In toto mundo non est sanctior mons), und wo man einen geräumigen Klosterhof, von Kirche, Kapellen und andern Gebäuden umgeben, mit Franziskanermönchen in ihren braunen Kutten vor sich sieht. Keine einnehmenden Physiognomien, wie in Camaldoli, kamen uns hier entgegen: die sechs-und-achtzig Mönche des Klosters sind bis auf wenige Ausnahmen alle Toskaner aus den niedern Ständen, meist Landleute, und die Gelehrsamkeit scheint unter ihnen nicht eben ihren Sitz aufgeschlagen zu haben. Ich muß davon indeß einen der Patres ausnehmen, der uns später die Merkwürdigkeiten des Ortes zeigte, erzählte, er sey gerade während der Revolution der Romagnolen und der sogenannten Schlacht bei Rimini dort Fastenprediger gewesen, und von dem Treiben der Briganti (mit diesem Namen wurden die armen Liberalen beehrt) ein ganz entsetzliches Gemälde entwarf. Diesen seinem Stande wohl verzeihlichen Eifer sahen wir ihm indessen gerne nach, da er sonst ein unterrichteter Mann und nicht ohne Geist schien. Es ist nicht zu verwundern, daß auch in diesen, von der Welt gleichsam getrennten Orten Politik und Tagesgeschichte — wie man sich denken kann, oft verunstaltet — ein so gewaltiges Interesse erregen: hängt doch die ganze Existenz dieser dem betrachtenden Leben hingegebenen Menschen von der Erhaltung des jetzigen Zustands ab, indem eine Umwälzung der politischen Lage der Halbinsel unbedingt zum zweiten Mal die Unterdrückung der Orden herbeiführen würde. Die lezte Revolution hat, troz ihrer kurzen Dauer, einen hinlänglichen Vorgeschmack davon gegeben und allem, was zum Priesterstande gehört, eine unvertilgbare Furcht eingejagt. Doch, um von dieser Abschweifung zurückzukommen, hatten wir alle Ursache, mit den Franziskanern in Alvernia zufrieden zu seyn.

Diesen wilden und öden Ort schenkte im Jahr 1213 der Graf Orlando von Chiusi dem h. Franziskus, der die evangelische Armuth zu seiner Braut erwählt hatte, zur Gründung einer Einsiedelei für sich und seine wenigen Gefährten. Giovanni, der Sohn Pietro Bernardones von Assisi (Dante, Parad. c. XI. 88.), wurde im J. 1182 geboren. Er war zum Handelsstande bestimmt und wurde wegen seiner Fertigkeit in der französischen Sprache Francesco genannt. Aber sein frommer Sinn entfremdete ihn dem Gewerbe, welches sein Vater ihm aufdringen wollte. Dem wörtlichen Sinne des Evangeliums gemäß, „du sollst nicht Gold, noch Silber, noch einen Sack tragen auf der Reise, weder Schuhe, noch Stock,“ gründete er, „seraphgleich in seinem Eifer,“ (Parad. c. XI. 37.) den Orden der Bettelmönche, die nach ihm auch Franziskaner genannt wurden. Er befand sich bei der Belagerung von Damiette und predigte Christus Lehre in Gegenwart des Sultans. In seiner Zelle zu Alvernia empfing er 1224 die Wundmale:

Auf rauhem Fels, der Arno trennt und Tiber,
Empfing von Christo er das lezte Siegel,
Das seine Glieder noch zwei Jahre trugen. (Parad. c. XI. 106.)

Denn als er einst in brünstigem Gebete hingegossen lag, erschien ihm ein Seraph, der zwei Flügel am Kopfe und zwei an den Schultern trug, während zwei andere seinen Leib bedeckten; und als er voll von Entzücken zu dieser himmlischen Erscheinung aufschaute, fühlte er an Händen und Füßen und in der Seite die Wundmale des Herrn entstehen. Zwei Jahre später ging er zu Assisi 1226 zum ewigen Leben über.*) — Franziskus war ein großer und frommer Mann, und so waren seine ersten Jünger, Bernardo da Quintavatte, Egidio und Silvestro; aber Verderbniß schlich sich bald in seinen Orden, so wie in alle übrigen, beinahe ohne Ausnahme, ein. Schon Dante klagt einerseits über die unvernünftige Uebertreibung der Strenge, andererseits über die Verweichlichung im Lebenswandel der Mönche. (Parad. c. XII. 112.) Von da an nahmen Frömmigkeit und gottseliges Leben immer mehr ab. Zur Zeit des Konciliums von Konstanz, wo die Verdorbenheit des italienischen Klerus den höchstmöglichen Grad erreicht hatte (und auch andere Länder hatten in dieser Hinsicht eben keine Sittenschulen aufzuweisen), war der moralische Zustand des Ordens ein sehr trauriger. Ein Sekretär des Pabstes, der durch seine Bemühungen um die Wiedererweckung der klassischen Literatur und seine eigenen ausgezeichneten literarischen und historischen Schriften berühmt gewordene Poggio Brac-

*) Acta Sanctorum. Oct. T. I. 647.

ciolini, nachmaliger Kanzler der Florentinischen Republik, schrieb um das Jahr 1429 Folgendes in einem Briefe: „Ich will nicht das geheime Betragen dieser Mönche erforschen, noch über ihre Gesinnungen grübeln: das Urtheil darüber gehört Gott allein an. Ich will keine Nachsuchung anstellen, ob sie mäßig oder unenthaltsam sind, keusch oder wollüstig, ob sie ihre Zeit mit Studiren oder mit Nichtsthun zubringen, ob der Neid an ihnen frißt oder nicht, und sie stets auf Vermehrung ihrer Macht bedacht sind. Aber es reicht nicht hin, daß sie in dicke Kleider gehüllt in ihren Klöstern stecken oder kein öffentliches Unheil anrichten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs August.

(Fortsetzung.)

Demoiselle Gley.

Es hat sich ein Streit darüber erhoben, ob Dlle. Gley mehr für das Lustspiel oder mehr für die Tragödie geboren sey. Talent zu beidem streitet man ihr nicht ab, aber man will im chemischen Tiegel herauskriegen, welches das vorherrschende sey. Die Mehrzahl im Publikum, ganz entgegengesetzt dem Wiener Urtheil, hält sie vorzugsweise für das Lustspiel berufen, und wirklich ist ihre Franziska etwas Vollkommenes, Abgeschlossenes. Man begreift nicht, wie sie, oder nach ihr Jemand noch etwas mehr, etwas Besseres hinzu thun könnte. Dagegen kann sie gewiß noch in der Tragödie fortschreiten. Unter den Kritikern, welche sich hier über den Gast hören lassen, Fr. Schulz in der Spenerschen, Dr. Schiff in der Vossischen Zeitung und Professor Gans im Freimüthigen, scheint uns Herr Schiff das richtige Medium herausgefunden zu haben, indem er sie eine romantische Schauspielerin nennt. Ihre Tragik ist völlig abweichender Art von dem, was wir bisher auf der Bühne als solche kannten. Es ist nicht der majestätische Bombenkothurn einer Schröder, der immer auf den Höhen des Gefühls in ebenmäßiger Bewegung vorüberzieht, durch tiefe Metalltöne das Gemüth mit heiligem Schauer ergreifend. Es ist nicht die tiefe Schwermuth einer Sophie Müller, die, aus glockenreiner Seele aufsteigend, Willige und Nichtwillige in das Reich ihrer geadelten Trauer mitzog. Es ist nicht der dämonische Ausbruch, diese Kraft tiefgährender Leidenschaftlichkeit, durch welche die Crelinger uns fortzureißen weiß, während sie dennoch die Majestät des Weibes beibehält. Dlle. Gleys Tragik besticht, fesselt durch das rein Menschliche darin. Sie ist immer zuerst ein heiteres, frohes Mädchen, wohl voll Empfänglichkeit für höhere Eindrücke, als sie das Alltagsleben bietet, aber ihnen nicht nachhängend; ihrem gesunden Seyn fehlt das Schwärmerische, was die Müller so unwiderstehlich machte. Sie lächelt wie ein unschuldiges Kind, das noch keine Ahnung aller der Schrecken hat, welche in den Gewitterwolken der Tragödie über ihrem Haupte ziehen. Erst wenn diese sich entladen, sieht man auch, wie sie innerlich der Blitz durchzuckt, wie aus dem Mädchen die Liebende, die Heldin, die Dulderin wird. In dieser Kunst rascher Uebergänge ist sie groß, obschon sie, zuweilen noch zu grell dastehend, das gehörige Amalgama nicht gefunden haben, auch noch hie und da die Berechnung nachgewiesen werden kann. Aber nirgends bleibt sie zurück, nie gibt sie im Anfange zu viel aus, daß es ihr zuletzt fehlt. Jede tragische Darstellung von ihr, wie uns auch die Naturwahrheit darin erfreut, das Menschliche, allgemein Verständliche in der Sprache des Gefühls anspricht, ist immer ein künstlicher pyramidalischer Bau. Uns entzückt das Unwillkührliche und den Verstand erfreut dabei die richtige Berechnung des Ganzen. Noch reichen ihre Mittel hie und da nicht zu, noch ist wohl ein Bruch, ein Riß zu bemerken zwischen dem aufzuführenden Kunstwerk und der momentanen Eingebung; alles das läßt sich aber noch erreichen. Das lebensfrohe Prinzip, der Frohsinn, der wohl zuweilen bis zum poetischen Muthwillen gesteigert erscheint, tritt aber auch noch mitten unter den Gewitterstürmen vor. Die Tragikerin ruht sich aus von dem Aufwand an Leidenschaft und Pathos und will wieder Mensch seyn, Kind vielleicht, wo es die Rolle erlaubt. Ist das aber nicht ebenfalls nur das Conterfei des Lebens, eines gesunden Naturlebens freilich, nicht unsers durch Reflexionen verkümmerten? Das scheint der erwähnte Recensent mit seinem Ausdruck romantisch bezeichnen zu wollen, ein Ausdruck, der freilich vieldeutig ist. Aus dem Grunde dünkt Ihrem Korrespondenten die Julie der Dlle. Gley ihre vorzüglichste Rolle. Sie erndtete darin rauschenden Beifall; es wäre indeß eben so möglich gewesen, daß sie gar nicht angesprochen hätte, denn ihre Art der Auffassung war abweichend von allem bis dahin Gesehenen. Der Liebesduft der Balkonscene war weder schwärmerisch naiv, noch heroisch, er war, wenn gewöhnliche Worte es bezeichnen können, kindlich reizend. Es war kein ideales Wesen dort oben im Mondenschein, sondern eines voll Blut und Jugendkraft, das aber noch mit der Puppe gespielt haben konnte, den Romeo auch noch halb wie eine Puppe betrachtete, bis der allmächtige Eros, der die Welt erzeugt hat, sie zusehends verklärt, d. h. sie erst berauscht, um sie dann zu klarem Bewußtseyn dessen, was seyn muß, kommen zu lassen. Hier nun folgte das Ohr kaum der Nüancirung ihrer Stimme.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 199:

Leben. Nebel.

Homonyme.

Stets bin ich geboren auf festem Land,
Obwohl ich im Wasser auch lebe;
Ein winziges Ding in künstlicher Hand
Manch köstlich Gebild' ich gebe.

Ein Wagen bedien' ich der Räder mich
Auf ungepflasterter Straße,
Und hängend durchfliege den Luftraum ich,
Schaulustigem Volk zum Spaße.

Du kannst mich sogar in der Kirche sehn,
Stets ruhig, am nämlichen Orte;
Im Freien erbeb' ich von Windeswehn
Und strebe nach sicherem Porte.

Mich gängelt der Mensch, so klein als groß,
Und hält mich, die Sklavin, am Seile;
Oft gibt mir die Mutter den Todesstoß,
Wenn ungefragt ich zu ihr eile.

S....l.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 206.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 29. August 1831.

O Andacht, mußt du doch so manche Sünde decken.

Lessing.

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

„Ich frage," fährt Poggio Bracciolini in seinem Briefe fort, „von welchem Nutzen die Mönche der Religion, von welchem Vortheil sie dem Menschengeschlechte sind? Ich weiß nicht, was sie anders thun, als wie Grashüpfer singen, und mich dünkt, daß sie für diese Lungenübung nur zu gut bezahlt werden. Sie erheben aber ihre Anstrengungen wie Thaten des Herkules, weil sie in der Nacht aufstehen, des Herrn Lob zu singen. Das ist gewiß ein ganz außerordentliches Verdienst, aufzustehen, um zu psalmiren. Was würden sie aber erst sagen, wenn sie vom Lager aufstünden, um das Feld zu pflügen, wie die Landleute, Wind und Regen ausgesezt, baarfuß und schlecht gekleidet? Gewiß würde dann die Gottheit keine ihren Anstrengungen und Mühseligkeiten entsprechende Belohnung mehr besitzen. Doch muß man bekennen, daß es viele würdige und heilige Männer unter ihnen gibt, das gestehe ich gerne. Aber es wäre auch wirklich eine traurige Sache, wenn unter einer so großen Menge sich nicht hie und da ein Guter fände. Der größte Theil hingegen ist müßig, scheinheilig und jeder Tugend baar. Wie viele, glaubt Ihr, treten in den geistlichen Stand, aus Verlangen, besser zu werden? Ihr werdet wenige finden, die nicht weltlicher Zwecke wegen sich in die Kutte gesteckt haben. Nicht der Geist, sondern blos der Körper liegt den gottesdienstlichen Uebungen ob. Viele treten in den Orden, weil ihre Geistesschwäche ihnen nicht erlaubt, sich durch Arbeiten ein ehrliches Auskommen zu erwerben. Andere, nachdem sie ihr Besitzthum auf tolle Weise verschwendet haben, gehen in ein Kloster, um dort Ueberfluß an allen Dingen zu finden. Wieder andere verbergen dort die Schande, mit welcher sie sich im Leben durch Unwissenheit oder liederliche und sündhafte Aufführung gebrandmarkt haben." *)

Das Kloster, dessen Höhe über der Meeresfläche Inghirami auf 3492 Fuß angibt, hat nach dem großen Hofe zu Arkaden, von denen man in den innern gewölbten Gang tritt. Ungeachtet der heißen Jahreszeit, verspürte man hier im Augenblick eine so empfindliche Kälte,

*) Vita di Poggio Bracciolini, scritta da G. Shepherd, tradotta con note da T. Tonelli. (Fir. 1826. T. I. p. 168.) Wer etwa über den oben nur angedeuteten Gegenstand Belehrung wünschen möchte, wird sie in L'Enfant und andern Geschichtschreibern des Constanzer Konciliums finden, wo die Anhänger dreier Päbste, deren jeder Petri rechtmäßiger Nachfolger zu seyn behauptete, Skandal auf Skandal häuften, und jene Tugendhelden zwei Männer zum Flammentode verdammten, weil sie in Bezug auf einige Punkte der christlichen Lehre verschiedener Meinung waren. Glücklicherweise war das Verderbniß seinem Zenith nahe. Ein entsetzliches Gegenstück zu der Sittengeschichte jener Zeit liefert leider das durch den tugendhaften Bischof von Pistoja, Scipio de' Ricci aufgedeckte Unwesen der Dominikaner in Toskana in den lezten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Schändlichkeit keine Worte auszudrücken vermögen, und dessen Kundmachung dem bekannten Werke de Potters so viele Verfolgungen und von Seiten mehrerer Staaten das Verbot der Einführung und des Verkaufs zugezogen hat.

als wenn man sich in einem unterirdischen Gewölbe befunden hätte. Die Gänge sind niedrig und unfreundlich, die Fremdenwohnungen (foresteria) indessen ziemlich gut. Die Kirche hat keine Gemälde, die der Rede werth wären, wohl aber drei prachtvolle Terre-cotte, von Andrea della Robbia. Die eine derselben stellt eine Verkündigung vor und gehört in Hinsicht der Form und des Ausdrucks zu dem schönsten, was ich in dieser Art gesehen habe, die zweite Mariä Himmelfahrt, und die dritte (ein großes Altarblatt) die Himmelfahrt Christi. Leztere würde noch mehr gefallen, wenn die Gruppirung der Apostel nicht allzu förmlich und steif wäre. Zu der berühmten Kapelle der Wundmale führt ein Gang auf einem äußern schmalen Vorsprunge der Felsenwand, wo man eine schöne Aussicht über das Casentinothal hat und namentlich das freundliche Bibbiena auf einem sanftsteigenden Hügel vor sich liegen sieht. Hier zeigt man eine Vertiefung in der Felsenwand, von der die Legende erzählt: als der heil. Franziskus einmal im eifrigen Gebete an dieser Stelle gestanden, sey plözlich der Böse erschienen und habe ihn von der Höhe in die Schlucht hinunterstoßen wollen. Der Heilige beugte sich voll Entsetzen zurück, und hinter ihm wich die Felsenwand, so daß er durch ihre Vertiefung völlig geschüzt war. Den augenscheinlichen Beweis vor Augen, durfte ich es mir zwar nicht einfallen lassen, an der Wahrheit dieses Wunders zu zweifeln; doch schien es mir, als ich die Vertiefung im Felsen betrachtete, daß der Rücken des Heiligen, der sie hineingedrückt haben soll, von ganz ungewöhnlichem Umfange gewesen seyn müsse. Von dort gelangt man zu der schon genannten Capella delle stimate, wo nämlich die Zelle des heil. Franziskus stand, in welcher er die Wundmale empfing. Die Stelle, wo dieß stattfand und seine Gefährten ihn blutend aufhoben, ist mit einem Erzgitter überdeckt. Hier sieht man ein zum Bewundern schönes Altarblatt in gebrannter Erde, die Kreuzigung, von Lucca della Robbia. Durch seinen Umfang sowohl als die Vortrefflichkeit der Anordnung und der einzelnen Figuren, mag dieses Werk wohl das erste in seiner Art seyn. Einige der das Kreuz umstehenden Heiligen sind wahre Meisterwerke. Die Aussicht aus den Fenstern der Kapelle ist eben so umfassend als reizend.

Noch gibt es in dem Klosterbezirke zwei sehr merkwürdige Stellen. Die eine ist eine Grotte, zu der man auf vielen Stufen hinabsteigt, und wo, da nie ein Sonnenstrahl hineindringt, eine feuchte Kälte herrscht. Sie wird von einer ungeheuren, horizontal überliegenden Felsenmasse gebildet, die nur auf einer Seite eine Stützwand hat, welche an mehreren Stellen geborsten ist. Man schaudert bei dem Gedanken an die entsezliche Umwälzung, welche die Grundvesten dieses Berges so sehr erschüttern und zerreißen konnte. Die zweite ist eine geräumige, halbdunkle Höhle, worin sich ein Stein befindet, der seiner Gestalt nach mit einem niedern Lager Aehnlichkeit hat, und welchen man das Bett des heil. Franziskus (Letto di s. Francesko) nennt, weil er hier oft in der Einsamkeit Buße gethan haben soll. Man hat den Stein mit einem Gitter verdeckt, damit der fromme Eifer der Gläubigen nicht am Ende ein Fragment des Felsenbettes nach dem andern wegtragen und nichts als den leeren Platz zurücklassen möchte.

Die höchste Spitze des Berges von Alvernia wird La Penna genannt und durch eine kleine, dunkle, von alten Bäumen beschattete Kapelle bezeichnet, welche dicht auf dem nördlichen Abhange steht, da wo unermeßliche, übereinander gehäufte Felsenmassen sich ins Thal hinuntersenken. Ich saß auf den Rand der Felsen nieder und überblickte von hier die ganze weite Gegend, welche von Camaldoli her unser Fuß durchwandert. Beträchtliche Berge nahmen sich von diesem Standpunkte wie Hügel aus. Die Aussicht ist mehr ausgedehnt als anziehend, wozu vielleicht die nicht sehr vortheilhafte Beleuchtung beitrug. Die Waldung, aus Tannen und Buchen bestehend, ist dagegen um so großartiger und schöner. Durch das Thal auf der andern Seite des Berges fließt die Tiber auf Anghiari und Borgo S. Sepolcro zu. Dort liegt auch in Ruinen auf einem Hügel Chiusi; zum Unterschied von Porsenas Residenz, dem etruskischen Chiusi im Chianathal, Clusium novum genannt. Von diesem Oertchen soll der Name des Casentino (Clusentinum) herstammen. In diesem Chiusi soll nach der Meinung Einiger Michel Angelo geboren seyn, als sein Vater Lodovico Buonaroti im Jahre 1474 dort Podestà war.

Peter der Große in Paris im Jahr 1717.

(Beschluß.)

Der Czar hatte in Holland mit dem Marquis von Chateauneuf eine Unterhandlung angeknüpft, die in seinen Augen von weit größerem Belang war, als solch ein theologischer Streit. Es ist bekannt, daß der Kardinal Richelieu während des siebenjährigen Kriegs durch das französische Bündniß mit Gustav Adolph dem Hause Oestreich ein Gegengewicht im Norden von Europa gab. Von da an war Schwedens Bündniß Frankreich mittelst jährlicher Subsidien, welche jenes arme, kriegerische Land in Flor brachten, zugesichert; aber jezt, durch Karls XII. Tollheit fast zu Grunde gerichtet, war Schweden nur noch ein eigensinniger, lästiger Bundesgenosse. Ihm zur Seite erhob sich die preußische Macht und ließ weise die Keime ihrer künftigen Größe sich entwickeln. Frankreich, das gerne einen alten Bundesgenossen erhalten und einen neuen erworben hätte, hatte eben den König

von Preußen durch einen am 14ten September 1716 heimlich unterzeichneten Vertrag, wodurch ihm seine Eroberung Stettin garantirt ward, entwaffnet. Dieser Schritt einer aufgeklärten Politik war der Beginn eines Föderativsystems, das vierzig Jahre lang bestand. Unter diesen Umständen sprach der Czar zu Paris unumwunden: „Ich bin wichtiger für Euch als Schweden, das ich besiegt habe. Gebt mir das Gold, das ihr an lezteres unnütz verschwendet; ich trete in seine Verpflichtungen ein und verschaffe Euch noch dazu das Bündniß mit Preußen und Polen.“ An solch unbefangen feile, aber verständige und kräftige Politik war Frankreich nicht gewöhnt. Indessen unterhandelte man mit den russischen Ministern. Karl XII. wurde nach und nach dem unversöhnlichen Grolle seines Nebenbuhlers aufgeopfert; man marktete über die russischen Subsidien, wie ein geiziger Herr einen neuen Diener dingt. Noch wurde ein Projekt zu einem Handelsvertrag, worüber kein Mensch in Frankreich als Sachkundiger sprechen konnte, in die Verhandlung gezogen. Kniphausen, der Minister des preußischen Hofs, den der Czar an Frankreich zu verhandeln meinte, den aber Frankreich zuvor schon erkauft hatte, trat von Zeit zu Zeit in diesen Verhandlungen auf und spielte dabei seine künstliche Rolle mit der Gewandtheit eines vollkommenen Diplomaten. Noch war bei dieser Unterhandlung das Besondere, daß, weil man sich dabei der französischen Sprache bediente, welche den meisten Unterhändlern nicht sehr geläufig war, das Einverständniß nie vollkommener schien, als wenn man sich am allerwenigsten verstand. Endlich geschah, was man vorhergesehen hatte. Der Czar reiste ab, ehe etwas zum Abschluß gekommen war. Man sezte in der Eile ein Paar nichtssagende Artikel auf, die nach Holland geschickt und am 15ten August von Frankreich, Rußland und Preußen unterzeichnet wurden, und zwar unter dem Titel eines Korrespondenz- und Freundschaftsvertrags, was in der diplomatischen Sprache ungefähr so viel heißen wollte, als Höflichkeitsformeln unter Weltleuten. Frankreich sicherte indessen darin seine Vermittlung beim Krieg im Norden zu, war aber später so schwach, diesen Vortheil mit England zu theilen.

Peter war, wie es scheint, mit keinen günstigen Vorurtheilen nach Frankreich gekommen. Er ließ seine Frau, die ihn bisher überall hin begleitet hatte, in Holland zurück; ohne Zweifel wollte er die famöse liefländische Magd, deren Seele so außerordentlich war, als ihr Geschick, den Spöttereien des neuen Athens nicht preisgeben. Man erinnert sich auch, daß, als ihm der etwas wunderliche Gedanke kam, moskovitischen Fräulein die eleganten Manieren der besten europäischen Gesellschaft ertheilen zu lassen, er sie in Deutschland und nicht in Frankreich weibliche Grazie studiren ließ. Wie dieser Versuch ausschlug, ist bekannt: man mußte eilends die zarten Schülerinnen heimberufen, denn sie machten so starke Fortschritte, daß dem Gesetzgeber bange wurde. Aber die Menge von Künstlern und ausgezeichneten Gelehrten, welche der Czar zu Paris kennen lernte, die Zuvorkommenheit und Höflichkeit der Bürger aller Stände, die Beweise von großartiger Freigebigkeit, womit ihn die Regierung da und dort überraschte, die sinnreichen Aufmerksamkeiten des Herzogs von Antin, des feinsten Hofmanns seines Jahrhunderts, alles dies machte einen günstigen Eindruck auf Peter. Konnte er uns auch nicht bewundern, so bedauerte er doch beim Scheiden das Loos einer liebenswürdigen Nation, die ein unsinniger Luxus zum Verderben hinriß. Namentlich fiel es auf, wie seine sonst so starke Seele unwillkührliche Rührung beschlich, so oft er mit dem jungen König (Ludwig XV.) zusammenkam und ihn in die Arme schloß, sah er nun voraus, welch Unheil eines Kindes wartete, das eine Krone tragen sollte, die dem Falle nahe war, oder fiel ihm ein, daß ihm selbst im gleichen Alter Mörderhände nach dem Leben gestellt hatten, ein Schicksal, womit gerade schlimme Gerüchte den lezten Sprößling Ludwigs XIV. bedrohten.

Es währte nicht lange, so zeigte sich Frankreich des vom Czar prophezeiten Verfalls selbst geständig. Während er in die prächtige Hauptstadt einzog, die sein Genius auf dem mit seinem Schwerte eroberten Moor gegründet, mußte Paris mit ansehen, wie dem schönsten seiner öffentlichen Denkmale ein unauslöschlicher Schimpf widerfuhr. Nach einem schimpflichen Gesetz wurde der weite Platz, den zwei Könige zu Erbauung des Louvres bestimmt, zu Privatspekulationen angewiesen. Oeffentliche Prachtbauten schienen hinfür unsere Kräfte zu übersteigen, und der Sinn für edle Bestrebungen erstarb. Ludwig XIV. hatte Wunder der Kunst unvollendet gelassen; aber es wäre selbst das größte Wunder gewesen, wenn ein Arm erschienen wäre, mächtig genug, sie zu vollenden. Frankreich erwartete solch Wunder weder von der Gegenwart, noch von der Zukunft, und gab die Hoffnung auf einen Ruhm auf, den aber das Schicksal nur aufgeschoben, nicht aufgehoben hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Jahresfeier der Julirevolution.

Zum erstenmale wurden Ende vorigen Monats die unvergeßlichen Tage in Paris gefeiert, an welchen im vorigen Jahre die Freiheit erkämpft wurde, und zwar in offener Fehde gegen den Meineid und die Bigotterie. Ich weiß nicht, wie im Jahr 1790 der Jahrstag des 14. Juli, an welchem die Bastille erstürmt und niedergerissen worden war, gefeiert wurde. Es soll ein herrlicher Tag für Paris gewesen seyn, da man schon zu dieser Zeit die Revolution, welche 1789 mit

der Erstürmung der Bastille begonnen hatte, großentheils bewirkt hatte und Freiheiten besaß, die man ein Jahr zuvor nur noch gehofft hatte. Aber schwerlich ist der Jahrstag der Erstürmung und Zerstörung der Bastille mit reinerer Freude und mit mehr Einmüthigkeit gefeiert worden, als in den lezten Tagen die Entthronung des von seinem Adel und seinen Priestern geleiteten Karls X. Nicht oft haben die Völker ähnliche Feste zu feiern. Häufiger sind die Jahrstage der Begebenheiten, welche ihnen ihre Freiheit entrissen, als die der Wiedereroberung derselben. England, Frankreich und die Schweiz sind bis jezt die einzigen großen Länder, welche in Europa dergleichen Siegesfeste besizen. Mögen sie dieselben noch Jahrhunderte lang feiern! Wie das Pariser Revolutionsfest angelegt worden war, ist aus allen Zeitungen hinlänglich bekannt. Der erste Tag, das heißt der 27. Juli, an welchem im vorigen Jahre der Kampf gegen die Söldlinge des Despotismus begonnen hatte, war der Trauer um die Gefallenen geweiht, der zweite Tag sollte in Volkslustbarkeiten verstreichen und der dritte Tag einer allgemeinen Heerschau der Truppen und der Nationalgarde gewidmet werden. Alles dieses wurde pünktlich befolgt, und zwar mit einer Ordnung, einer Einigkeit, die man kaum erwartet hatte, besonders da am 14. Juli einige Unruhen entstanden waren, weil junge Leute mit Gewalt den Jahrstag der Erstürmung der Bastille hatten feiern wollen, obschon man ihnen angekündigt hatte, daß, um nicht allzuviel Zeit zu verlieren, die Feier des 14. Juli auf die lezten Julitage verschoben und mit der Revolutionsfeier vereinigt werden würde. Wohl hat Paris Ursache, das Siegesfest mit der Trauer um die Gefallenen zu beginnen; denn es ist nun durch die Nachforschungen der Belohnungskommission erwiesen, daß Paris beinahe 800 seiner Einwohner in jenem schrecklichen Kampfe verloren hat, und unter diesen sind Weiber und Kinder, die sich blos zufällig auf dem Kampfplaze befanden. In mehreren Gegenden der Stadt befinden sich ihre Gräber, wovon einige freilich auch die Gebeine der gefallenen Söldlinge Karls X. enthalten; doch um diese haben ebenfalls manche Familien zu trauern; ja sie müssen doppelt betrauert werden, weil ihnen nicht einmal der Ruhm zu Theil geworden ist, für's Vaterland zu sterben; sie haben ihr Leben einem Fürsten und einer Parthei aufgeopfert, die sie wahrscheinlich nicht einmal bedauert hat. Alle diese Gräber waren am 27. auf's Festlichste geschmückt mit dreifarbigen Fahnen, schwarzem Flor, Blumenkränzen u. s. w. Bei allen standen Wachen; alle wurden von der Volksmenge besucht und mit Trauermusik begrüßt. Der König legte feierlich den ersten Stein zu einem Trauermonumente, das den Gefallenen zu Ehren auf dem Bastilleplaze errichtet werden soll; die Nachwelt wird sich einst vielleicht wundern, wie die Erstürmung der Bastille im Jahr 1789 weder Regierung, noch Volk belehrt habe, obschon man dieses Ereigniß als entscheidend für Frankreichs Schicksal lange Zeit betrachtet hatte. Was half es aber? Die republikanische Regierung ward despotisch und ging zu Grunde; Napoleon wurde es ebenfalls und ging auch zu Grunde. Die Bourbons versprachen, besser zu regieren, ließen sich ebenfalls zum Despotismus verleiten und erlebten dasselbe Schicksal; zulezt mußte das Volk wieder Leben und Gut daran wagen, um die Freiheit wieder zu erlangen, und eroberte also erst im Jahre 1830, was es schon im Jahr 1789 erobert zu haben wähnte. Mit dem Denkmal auf dem Bastilleplaze will sich die Regierung noch nicht begnügen, sondern hat auch die Namen der Gefallenen auf erzene Tafeln eingraben lassen, und diese Tafeln wurden an demselben Tage, ebenfalls im Beiseyn des Königs und einer Menge von Zuschauern, im Pantheon feierlich eingesezt. Diese Tafeln sind aber nicht vollständig und enthalten die Namen mancher schwer Verwundeten nicht, die erst späterhin an ihren Wunden gestorben sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Anfangs August.

(Beschluß.)

Dem. Gley. Ernennungen.

Nächst der Julie steht uns Dem. Gleys Olga am höchsten. Der Gast brachte eine südliche, innige Poesie in diese russische Begriffsgestalt, an welche Raupach, als er sie schuf, schwerlich gedacht hat. Doch, während es uns schwer wird, nach ihrer Julie eine andere Julie zu denken, läßt sich die Olga auch neben ihrer Auffassung ganz anders vorstellen, und gewiß auch vortrefflich. Theaterkenner, d. h. der technischen Künste, meinen, ihre Bertha sey ein chef d'oeuvre; das verstehe ich nicht, denn aus der Rolle läßt sich meines Dafürhaltens kein Charakter, geschweige denn ein poetisch tiefer entwickeln. Es bleibt Grimasse im bessern Sinn, und das Physiognomiespiel muß es am Ende thun, worin Dlle. Gley freilich sehr viel leistet. Auch können wir nicht, wie Viele, ihre Estrella, mit der sie schloß, für ihre vorzüglichste Darstellung erklären. Ihre Tragik, wie gesagt, bewegt sich in den allgemein menschlichen Regionen, tragisch groß wird sie nur durch die Innigkeit des Gefühls, wenn es ihm erlaubt, wenn es gezwungen ist, sich Luft zu machen. Das conventionelle Pathos, der tragische Kothurn ist nicht für sie. Ich möchte sagen, wo Estrella Andalusierin ist, d. h. wo die ganze Gluth der Gefühle, von keiner Sittenregel gehemmt, sich geben darf, wie sie empfunden wird, da war Dlle. Gley ausgezeichnet, z. B. beim ersten Abschied und beim zweiten im Kerker von dem Geliebten. Dagegen wo die Liebende hinter dem gekränkten Weibe sich verschanzt, wo die Spanierin Kastilianerin wird, da streift ihre Kunst in ein fremdes Gebiet, wo ihr Talent sie wohl hinbegleitet, ihre Natur aber zurückbleibt. Immer ist es die Sprache des Herzens, durch welche diese ausgezeichnete Künstlerin am meisten wirkt. Es möchte ihr nicht schwer werden, auch auf diesem spanischen Kothurn sich einzugehen; ihr sind aber reichere, schönere Felder von selbst eröffnet.

Der Templer hat gefallen, Dlle. Gley hat gefallen, wie nur hier Fremdes gefällt; doch spricht man nicht vom Templer, auch nicht mehr von Dlle. Gley; Berlin hat sich in seinen Grundfesten umgedreht; man spricht nicht einmal von Krieg und Frieden, nicht von den neuen Ministern, nicht von dem neuen Polizeipräsidenten, man spricht nur von der Cholera. Selbst der Bewunderung für die Polen, wenn dies möglich wäre, thäte sie Eintrag.

Endlich scheint die Ernennung des neuen Justizministers entschieden; daß Herr v. Kampy in den Rheinlanden umherreist, die dortige Gerichtsverfassung in der Nähe kennen zu lernen, vielleicht sich mit ihr zu befreunden, wird als der lezte Beweis seiner Designation angesehen. Ancillon ist Minister des Auswärtigen unter einem bescheidenern Titel und anfänglich beschränkterem Wirkungskreise geworden. Auch das hatte man in diesem Augenblicke nicht für möglich gehalten. Doch ist gerade jezt, wo wir durch unsere Negativität in eine solche Klemme gerathen, jedes festere Auftreten, wenn auch nach dem entgegengesezten Ziel von dem unsers Staates, immer ein Gewinn.

Eine nur erfreuliche Ernennung scheint dagegen die des Landraths v. Arnim zum Polizeipräsidenten von Berlin. Nach seinem Benehmen bei einigen Vorfällen darf man hoffen, daß er diesem wichtigsten Amte auf die würdigste Weise vorstehen wird. In meinem nächsten Schreiben mehr davon.

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. August 1831.

— Ihr Himmelsmächte,
Das, das ist eure Wahrheit? Wehe dem,
Der euch vertraut mit redlichem Gemüth!

Schiller.

Die Waldkapelle.

1.

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund:
Geschritten kommt allmählig schon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
Schwermüthig ihrem Tode nachzusinnen.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längstverlass'ne, stille Waldkapelle.

Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schoos,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all' ihr trübes Erdenloos?
Wo sind sie? — ihrem Liede nachgezogen!

2.

Horch, plötzlich stört ein Ruf die Einsamkeit:
Klang's nicht aus der Kapelle öden Mauern?
Wer ist es, der so wunderlich dort schreit,
Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schauern!

„Herr Gott, wir loben dich! — ha, ha, ha, ha!“
Nun schweigt er still, der grause Gottverächter;
Und donnernd ruft er nun: „Alleluiah!“
Und überdonnernd folgt sein Hohngelächter.

Da stürzt er sich vorbei voll scheuer Hast,
Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
Die Augen, wildbewegt und ohne Rast,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein; von seinem Tritte rauscht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie sinnend, bleibt er plötzlich stehn und lauscht,
Und leise hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur! —
Den Trost: „Vergänglichkeit,“ ihr welken Blätter!
O locket seine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmuth lichtet sich das Thal,
Dort zieht der stille Mond herauf im Westen:
Es will sein Silberschimmer noch einmal
Sich wiegen auf des Sommers kargen Resten.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub,
Und läßt die kahlen Zweige traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bitt're Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf;
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden! —

Was hat, o Schicksal! dieser Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Ihm aus der Seele seinen Gott gerissen? —

3.

Er hat geliebt! — vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit,
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin; — da glomm
Durch's Fenster hell herein die Abendröthe;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich,
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm, und treu, und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"

Und höher glomm der helle Abendstrahl,
So wie sein Herz, sich ewig ihr zu weihen,
Und draußen klang im stillen Waldesthal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien. —

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt,
Daß ihr ein andrer schon des falschen Eides
Das lezte Wort von falscher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze schmückt des Brautgeschmeides!

Und all' ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht, unverfolgt von ihrem falschen Schwur,
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte.

Das war's, o Schicksal! was der Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Ihm aus der Seele seinen Gott gerissen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält vom tiefen Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott; —
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle!

N. Lenau.

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

Pratovecchio, am 21ten Juni.

Der erste Theil unseres Weges führte uns den Abhang der öden Hochebene hinunter, auf welcher der Berg von Alvernia liegt. Die Landleute, denen die wenigen ärmlichen Hütten gehören, welche man hier sieht, scheinen nur durch das Kloster herbeigezogen worden zu seyn. Um uns her lagen kleinere und größere Felsenmassen in wilder Verwirrung, wie durch eine unwiderstehliche Wasserfluth von der Höhe heruntergeschwemmt. Die kühne Lage des Klosters macht von hier aus einen besonders guten Eindruck. Das Land wird angenehmer, wenn man an das Ufer des Corsalone kommt, über den man hier zum zweiten Mal setzen muß. Die Hügel senken sich von allen Seiten ins Thal hinein und sind mit Kastanien, Taxus, Eschen, Steineichen, Kornelkirschen und andern Baumarten, so wie mit einer Unzahl von Feldblumen bedeckt. Nicht weit von Bibbiena gelangt man an das kleine Dominikanerkloster, Madonna del Sasso, wo sich einige Bilder von Fra Paolo di Pistoja und Gio. Ant. Lappoli befinden, deren Vasari erwähnt; von Lezterem namentlich eine Madonna mit den heil. Bartolomäus und Matthias, in des Florentiners Rosso Manier. Auf einem in der Kirche befindlichen Steine liest man die Inschrift: O felix petra quæ meruit substinere reginam angelorum et dominam, und über einem Madonnenbilde: Mel de petra oleumque de saxo durissimo. Von hier aus erreicht man bald den Hügel von Bibbiena, wo wir nach neun Miglien Weges um sieben Uhr Morgens eintrafen. Das Städtchen ist offen und freundlich, hat eine angenehme Lage und schöne Aussichten in das Thal, namentlich nach dem benachbarten Poppi hin. Sonst enthält es nichts Merkwürdiges. Es gehörte ehemals den Bischöffen von Arezzo und war befestigt, wurde aber 1509 von den Florentinern geschleift, weil es die verbannten Medici aufgenommen. Von dieser seiner Vaterstadt erhielt seinen Beinamen Fernardo Dovizio de Bibbiena, Geheimschreiber und Vertrauter Leos X. und dann Kardinal, einer der geistreichsten Lustspieldichter des sechszehnten Jahrhunderts. Bibbiena (Spitze des Kirchthurms) liegt 1367 Fuß über dem Mittelmeer.

Vier Miglien Weges führen den Wanderer von hier nach Poppi, der alten Hauptstadt des Casentino, in dessen Ebene man sich nun ganz befindet, und das sich in einer Länge von drei-und-zwanzig Miglien (auf ein-und-zwanzig Miglien Breite) erstreckt. Unterhalb des Hügels von Poppi führt eine Brücke über den Arno, der, von Stia herfließend, sich nach Arezzo wendet. Das auf dem Rücken des Hügels gebaute Städtchen (in einer Höhe von

1445 Fuß über der Meeresfläche) erinnert durch seine alten Thürme und Mauern, und namentlich durch die Burg der Grafen Guidi, an das Mittelalter, dessen Physiognomie es bewahrt hat. Das Schloß hat einige Aehnlichkeit mit dem Palazzo vecchio zu Florenz, und soll, nach der Angabe Vasaris, von Lapo, dem Vater (oder Meister) des Arnolfo, für den Grafen Guido IV. erbaut worden seyn und seinem Sohne bei dem Baue des genannten Pallastes zu Florenz zum Vorbild gedient haben.

Diese Burg war die Wohnung und Poppi der Hauptsitz der Grafen Guidi, einer der berühmtesten Familien Toskanas, deren Urgeschichte sich in das Dunkel der Sage verliert. Dieser zufolge soll der erste Graf Guidi, aus einer sächsischen Familie, mit Otto I. nach Italien gekommen seyn und über einen Theil der Romagna geherrscht haben. Später wurden die Guidi Pfalzgrafen in Toskana und erhielten, nach Gio. Villanis Zeugniß, das Casentino als kaiserliches Leben. Hierin ist die Geschichte der schönen Gualdrada verflochten, welche von dem genannten Chronisten folgendermaßen erzählt wird: Graf Guido der Alte nahm zur Gattin die Tochter des Messer Bellincione Berti de' Ravignani, welche den Namen Gualdrada führte. Er ehelichte sie wegen ihrer Anmuth und ihres schönen Redens, nachdem er sie in S. Reparata (nachmals der Dom von Florenz) mit andern Frauen und Jungfrauen gesehen. Als Kaiser Otto IV. nach Florenz kam und die schönen Frauen der Stadt sah, die seinetwegen in S. Reparata versammelt waren, gefiel dieses Mädchen dem Kaiser am besten, und da ihr Vater zu ihm sagte: er habe die Macht, ihn sie küssen zu lassen, so erhob sich die Jungfrau, roth vor Schaam, und sprach: „Kein lebender Mann soll mich küssen, es sey denn mein Gatte," wegen welcher Rede der Kaiser sie sehr belobte. Und da der Graf Guido sich in ihre Armuth verliebt hatte, so nahm er sie mit des Kaisers Beistimmung zur Gattin. Der genannte Kaiser Otto aber beschenkte den Grafen mit der Herrschaft über das Casentino. Von der schönen Gualdrada stammten in den verschiedenen Nebenzweigen die Grafen von Poppi und Battifolle, die von Modigliana, Porciano, Palagio und Urbech, die von Dovadola und Trebozio, und endlich die von Romena. Die einzelnen Zweige dieser großen Familie gehörten theils zur ghibellinischen, theils zur guelfischen Parthei, und man findet ihre Namen fast auf jedem Blatte der alten toskanischen Chroniken. Im fünfzehnten Jahrhundert kam Poppi, nach der Verbannung des Grafen Franzesko und der Seinigen, unter florentinische Herrschaft, und theilte von da an die späteren Schicksale Toskanas.

Den Hofraum des Pallastes schmücken die Wappenschilder der Vikarien, wie man es auch im Pallast del Podestà zu Florenz, Pistoja u. s. w. sieht. Auch zeigt man in demselben das Zimmer, welches das Schlafgemach der schönen Gualdrada gewesen seyn soll. Uebrigens ist in dem Städtchen wenig Merkwürdiges. Das beste Gemälde, welches dort vorhanden war, eine Himmelfahrt Mariä, von Andrea del Sarto für die Vallombrosaner Abtei S. Fedele gemalt, ist nach Florenz in den Pallast Pitti gewandert.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Wegräumen von Felsenmassen mittelst Feuer.

Hannibals Zug über die Alpenkette ist so vielfältig bezweifelt und erklärt, bewundert und belächelt worden, daß die Schriften und Aufsätze darüber eine eigene Literatur bilden. Einen neuen Beitrag dazu liefert das Londoner Athenäum in einem Briefe von Thomas Pringle, einem würdigen Mann, dessen Angaben vollen Glauben verdienen. Die in diesem Briefe enthaltenen Thatsachen scheinen uns der Mittheilung nicht unwürdig.

„Während meines Aufenthalts in der Kapkolonie, als Vorsteher einer neuen Pflanzung, hatte ich einmal eine Straße von mehreren englischen Meilen durch eine sehr wilde Bergschlucht zu machen, welche durch den Bavioons- (Pavians-) Fluß gebildet wird. Die Schlucht lag voll ungeheurer Felsblöcke, welche vom nahen Gebirg heruntergerollt waren, und die durchaus weggeräumt werden mußten, wenn wir nicht unser Unternehmen aufgeben wollten. Zum Sprengen fehlte es uns sowohl an Pulver, als an den nöthigen Werkzeugen; da schlugen einige verständige Hottentoten, welche uns bei der Arbeit halfen, vor, wir sollen die Felsen verbrennen, wobei sie uns versicherten, daß sie oft geholfen hätten, dergleichen Hindernisse durch dieses Mittel zu beseitigen. Obgleich Anfangs etwas ungläubig, ließ ich mir's doch gefallen, einen Versuch damit zu machen, und Folgendes ist das Verfahren, das dabei beobachtet wurde: Wir sammelten eine große Menge Holz aus dem nahen Gebüsch, häuften es um ein großes Felsstück herum, zündeten dasselbe an und fuhren fort, Holz dazu zu werfen, bis meine Lehrmeister das Gestein für heiß genug hielten. Nachdem man so schnell als möglich die Brände weggeräumt, gossen fünf bis sechs Männer, welche dazu bereit standen, auf einmal jeder einen Eimer Wasser auf den Felsen. Die plötzliche Veränderung der Temperatur zersplitterte die Masse, welche vorher zwanzig Männer nicht hätten bewegen können, in viele Stücke, so daß wir sie jezt mit leichter Mühe aus dem Wege schafften. Auf diese Art arbeiteten wir nun mehrere Wochen, und brannten all das Gestein, welches uns im Wege lag, hinweg. Später sah ich im Dorfe Graafe Reinet,

in derselben Kolonie, ein weit größeres Werk, welches unter der Leitung meines Freundes, des Oberbeamten Kapitän Stockenstrom, ausgeführt worden war. Es galt nämlich, einen Kanal, wodurch das Wasser des Sonntagsflusses zur Wässerung der Gärten und Felder hergeleitet wurde, neben einem Berge hinzuführen, wo alles voller Felsenstücke lag, und alle diese Hindernisse wurden, wie man mich versichert, durch's Feuer besiegt. Nach einem Briefe, den ich neulich von einem in Westindien reisenden Freunde erhalten habe, ist dasselbe Mittel auch auf Haiti entdeckt worden und wird von den dortigen Ingenieurs mit erstaunlichem Erfolge benuzt. Folgendes ist die Stelle in meines Freundes Tagebuch: „Der Escalier ist seit Kurzem von dem Obristen Thomas, einem Neger von der englischen Insel St. Christoph, einem bescheidenen, vernünftigen, aber einfachen und ungebildeten Mann, gebaut worden. Der Bau zeugt von großer Geschicklichkeit und wunderbarer Ausdauer. Die Wegschaffung der ungeheuren Felsmassen, welche den Boden der Schlucht anfüllten, wurde durch eine zufällige Entdeckung, die man nachher bei dem Bau der Straße mit dem größten Vortheil anwandte, erleichtert. Die Bäume, welche auf dem Platze standen, konnten nach dem Fällen nicht anders beseitigt werden, als daß man sie auf der Stelle verbrannte. Nun traf es sich, daß die dadurch erhizten Kalksteinfelsen durch einen heftigen Regenguß völlig zersprengt wurden und, wo sie vorher als starre, unbewegliche Massen gestanden, als Haufen kleiner Steine lagen. Dieser Zufall sezte den Aufseher nicht nur in den Stand, jedes Hinderniß zu beseitigen, sondern auch mit den Felstrümmern, die ihm zur Hand lagen, Spalten auszufüllen, Mauern zu errichten, und so bequem eine Straße zu bauen, wo man geglaubt hatte, eine aushauen zu müssen.“ Mein Korrespondent spricht hier freilich nur von Kalkstein; aber auf dem Kap fanden wir das Feuer eben so wirksam gegen anderes Gestein, wie Trapp u. dgl.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Jahresfeier der Julirevolution.

Es heißt, man wolle die Gebeine der in Paris gefallenen Kämpfer wieder ausgraben und sie im Pantheon beisezen. Dies kann ich nicht billigen. Sie liegen jezt auf dem Plaze, oder doch in der Nähe der Pläze, wo sie gekämpft haben und gefallen sind. Sie ruhen mitten unter ihren Mitbürgern und in der Stadt, deren Freiheit sie erkämpft haben. Der Anblick ihrer Gräber, worüber man leicht ein einfaches Denkmal errichten könnte, würde stets die Bürger an die, jenen Kämpfern schuldige Dankbarkeit und das große, ihnen dargebrachte patriotische Opfer erinnern, und für sie eine beständige Warnung seyn, die so theuer erkaufte Freiheit nicht wieder zu verlieren. Sind sie einmal im Pantheon beigesezt, so wird nur derjenige, welcher diesen weit entlegenen Tempel besucht, an den patriotischen Tod so mancher edeln Bürger lebhaft erinnert werden. Die Feier im Pantheon hätte auch weit edler erfunden werden können. Unbegreiflich ist es, wie in Paris, wo es so viele Redner gibt und wo bei allen öffentlichen Zusammenkünften feierliche Anreden gehalten werden, ein solcher Trauertag hat vergehen können, ohne eine Trauerrede auf den Heldentod der im vorigen Jahre Getödteten. Wie erhaben wäre es gewesen, wenn ein neuer Pericles unter der hohen Kuppel des schönen Pantheongebäudes mit Begeisterung die Tugend so vieler jezt betrauerten Bürger im Beiseyn der neuen Regierung und der beiden gesezgebenden Kammern gelobt hätte! welch schöne Aufgabe für einen Staatsredner! welche Wirkung hätte eine von patriotischem Feuer durchdrungene Rede eines angesehenen und allgemein geachteten Staatsmanns hervorbringen können! Statt dessen hatte man sich einzig auf die Tonkunst verlassen. Ein zahlreiches und wohlbeseztes Orchester führte auserlesene Trauerstücke auf. Dies hatte aber ziemlich das Ansehen eines Konzertes, zumal da eines der Stücke, weil es den Zuhörern sehr wohl gefiel, wiederholt werden mußte. So feierten die Athenienser das Fest ihrer Helden nicht. Oder man hätte sich feierlich zu den verschiedenen Gräbern begeben und dort im Beiseyn der studirenden Jugend die Thaten erzählen sollen, welche Frankreich im vorigen Jahre von schmählicher Knechtschaft befreit haben. Man hätte die Namen der Begrabenen erwähnt und die an jedem Orte vorgefallenen Gefechte wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Gewiß wäre die Volksmenge mit Theilnahme dieser Feier gefolgt. Aus dem beschlossenen Denkmal auf dem Bastilleplaze wird schwerlich etwas Großes werden, und wenn dieses auch wäre, so hätte es doch bei weitem nicht das Lokalinteresse, welches z. B. ein Denkmal auf den Gräbern vor dem Louvre oder auf dem großen Markte haben würde, da auf dem Bastilleplaze nur wenig vorgefallen ist; nicht hier, sondern vom Hôtel de ville bis zu den Tuilerien wurde der Freiheitskampf gefochten und der Sieg über den bigotten Despotismus errungen. Die Hauptsache aber ist, daß die Wittwen und Waisen der Gefallenen versorgt und die Verwundeten oder die unverlezt aus dem Kampfe Gekommenen von der Nation belohnt worden sind. Zwar hat es einige Streitigkeiten über die Belohnungen gegeben; es kann seyn, daß einige verdienstvolle Kämpfer vergessen worden sind, obschon man alle mögliche Mühe angewandt hat, um keinen zu übergehen; es kann auch seyn, daß einige andere keinen hinlänglichen Anspruch auf Belohnung machen konnten, und blos durch Zudringlichkeit auf die patriotische Liste gesezt worden sind. Dies sind aber nur Ausnahmen; im Allgemeinen ist man mit der Anfertigung dieser Liste zufrieden, und die Nation hat diejenigen, welche ihr die Freiheit wieder verschafft haben, auf eine edelmüthige Art belohnt. An diesem ersten Tage waren die Hauptschauspiele eingestellt. Die kleinern waren geöffnet, ließen aber in den Zwischenräumen Trauerkantaten aufführen, oder gaben kleine Stücke, welche sich auf die drei Revolutionstage bezogen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 31. August 1831.

Zieht, Schützen, zieht die Pfeile bis zum Kopf!
Spornt eure stolzen Ross' und reit't im Blut!
Erschreckt das Firmament mit Lanzensplittern!

Shakespeare.

Briefe über das Casentino.

(Beschluß.)

Nicht lange hat man den Hügel Poppis hinter sich gelassen, so gelangt man an eine, der Inschrift gemäß im Jahr 1262 von dem Grafen von Guido Novello und Simone erbaute Kirche, welche den Ort bezeichnet, wo am 11. Juni 1289 zwischen Ghibellinen und Guelfen die blutige Schlacht gekämpft wurde, die in der italienischen Geschichte unter dem Namen der Schlacht bei Campaldino oder Certomondo bekannt ist *). Hier trafen an dem genannten Tage die von ihrem Bischof Guglielmino degli Ubertini, vom Grafen Guido Novello, von Buonconte di Montefeltro und Guglielmino dé Pazzi geführten Aretiner und übrigen Ghibellinen Toskana's mit dem unter dem Oberbefehl Amerigo's von Narbonne, Feldhauptmanns König Karls von Anjou, stehenden Florentinern, Bolognesern, Lucchesen, Pistojesen und andern der guelfischen Parthei Zugethanen zusammen. Die florentinischen Hauptleute stellten das Fußvolk ins vordere Treffen, und dieses pflanzte seine großen Schilde mit weißem Feld und der Lilie vor sich hin. Als der Bischof, der kurzsichtig war, dies von weitem sah, fragte er, was für Mauern dieß seyen? und erhielt zur Antwort: die Schilde der Florentiner. Die Ghibellinen waren an Zahl bei weitem die geringeren, aber die Wuth ihres Angriffs brachte die Feinde so ins Gedränge, daß die Schlacht für sie verloren gewesen wäre, hätte Messer Corso Donati, nur zu wohl bekannt in der Geschichte der Partheiungen seiner Vaterstadt, sie nicht mit einem auderlesenen Haufen von Pistojesen wieder hergestellt. Graf Guido Novello zog sich mit seinen Reiterhaufen zurück, ohne ins Gefecht gekommen zu seyn, und entschied so die Schlacht zum Nachtheil der Seinigen. An diesem Tage, sagt der Chronist, bewiesen sich viele als Feiglinge, die im Rufe der Tapferkeit gestanden, und viele, die man für unkriegerisch hielt, erwarben sich Ruhm und Ehre. Arezzo's kriegerischer Bischof fiel, von Wunden bedeckt, im dichtesten Gedränge, mit ihm Pazzi und Buonconte. Leztern, dessen Leiche man nicht auf dem Schlachtfelde fand und dessen Schicksal man nicht erfuhr, läßt Dante (Purgat. V. 88.) seinen Tod in einer schönen Erzählung berichten. Noch bis zur Zeit Cosimo's III. waren Schild und Helm des Bischofs im Battisterio zu Florenz als Siegeszeichen zu sehen. — Dante Allighieri kämpfte an diesem Tage unter den florentinischen Reitern im vordersten Haufen am Fuße der Brücke von Poppi, wo er in große Lebensgefahr kam. Er berichtet dieß selbst in einem jezt verlorenen, aber von Scipione Ammiralo im dritten Buche seiner florentinischen Geschichte angeführten Briefe. Die ghibellinische Parthei wurde in dieser Schlacht beinahe ganz vernichtet. Ihre meisten Führer und 1700

*) Da diese Schlacht am Tage des heiligen Barnabas vorfiel, so erbaute man in Florenz eine Kirche zu seiner Ehre.

Todte blieben auf der Wahlstatt, an 1000 Gefangene fielen in die Hände des Feindes. Poppi, Bibbiena und andere Orte wurden verwüstet; Arezzo wäre im ersten Schrecken verloren gewesen, aber die Guelfen warteten zu lange mit der Belagerung, und mußten dann unverrichteter Dinge abziehen.

Von diesem einst blutigen Felde der Partheiungen führten uns 5 Miglien Weges durch eine schöne, lachende Thalgegend, zum Theil dicht an den Ufern des Arno, nach Pratovecchio, wo wir uns unserm Wiederaustritt aus dem Casentino nahe befanden. — Die Bewohner dieser Gegenden, namentlich die der bergigen Striche, deren kleine Dörfer und dunkle, niedere Hütten zerstreut in den Schluchten liegen, sind arm, wie die Mehrzahl der Gebirgsleute, und wie sie einfach und arbeitsam. In den Thälern wird viel Ackerbau getrieben, daneben starke Viehzucht. Schaf- und Ziegenheerden trifft man überall, wo der Boden auch nur spärliche Nahrung beut. Auf die Schweinezucht verlegt man sich viel, und die hiesigen Schinken sind in Italien so berühmt, wie in Deutschland die westphälischen. — Die Sprache der Casentinesen ist etwas rauh, doch ihr Dialekt nicht unangenehm. Ich freute mich, hier die unerklärliche Abnormität der florentinischen Anredeweise nicht zu finden. Der Florentiner braucht nämlich da, wo er recht höflich seyn will, die weibliche Form der Einzahl der dritten Person und dazu im Dativ (Lei). Das kommt dem Ausländer Anfangs sehr komisch vor, und doch muß er sich zu diesem Sprachgebrauch bequemen, wenn er nicht affektirt scheinen will.

Auf der Höhe der Consuma, wo sich zu meiner Rechten die Thäler des Mugello, zur Linken das Vald'arno zu erschließen begannen, sagte ich dem Berge Alvernias und dem Casentino Lebewohl.

Alfred Reumont.

Ueber das Treibeis in der Südsee.

Bisher fanden die Seefahrer im Striche des Kaps der guten Hoffnung und der Südküste von Afrika niemals Treibeis; in den Tagebüchern der Schiffe der ostindischen Compagnie vom ganzen vorigen Jahrhundert findet sich keine Spur, daß ein Fahrzeug daselbst Eis gesehen hätte, und doch sind sehr viele dieser Schiffe zwischen 40 und 42° südlicher Breite gesegelt. Aber am 7. April 1828 sah das französische Fahrzeug Harmonie auf dem Wege von Kalkutta nach Frankreich unter 35° 50′ südlicher Breite und 18° östlicher Länge von Greenwich verschiedene Massen von Treibeis, die zum Theil hundert Fuß hoch schienen. Es fuhr sogar zwischen zwei dieser Eisberge durch, an denen die See heftig brandete. In diesem Strich begegnete die Harmonie dem spanischen Fahrzeug Constancia, und der Pilot des letztern beschreibt das schwimmende Eis folgendermaßen:

„Am 7. April 1828 10 Uhr Morgens signalisirte man eine kleine Insel, die einer weißen Wolke ähnlich sah; aber nicht lange, so erkannte man deutlich den Schatten, das untrügliche Zeichen des Landes. Näher kommend, sahen wir eine große, beträchtlich hohe, in zwei Höhenspitzen auslaufende Insel. Bald darauf bemerkten wir drei andere kleine Inseln nahe bei einander. Um halb zwölf Uhr erschienen sie ganz weiß, und das Sonnenlicht wurde an ihnen, wie von einem Spiegel, zurückgeworfen. Niemand wußte sich die Erscheinung zu erklären bis Nachmittags; wir befanden uns nun unter 35° 56′ südlicher Breite und 16° 59′ östlicher Länge von Greenwich. Mit 135 Klaftern fand man keinen Grund, und da die See ihre stark grüne Färbung fortwährend behielt, so schlossen wir, es seyen schwimmende Eisfelder, die sich bis zum 35° verirrt haben. Wir steuerten Ost-Süd-Ost bis zwei Uhr Nachmittags und riefen das französische Fahrzeug Harmonie, von Kalkutta kommend, an. Um halb vier Uhr zeigten sich zwei andere Eisfelder am Horizont, und wir segelten um halb fünf Uhr daran vorbei. Die südliche Masse war 25 bis 30 Klafter hoch, aber ohne Spitze, wie die früher gesehene. Drei Meilen weiter gegen Nord sahen wir einen andern sehr großen Eisberg aufsteigen."

„Am 28. April 1828 begegnete die Brick Elisa von Antwerpen auf dem Wege nach Batavia unter 35° 31′ südlicher Breite und 18° 17′ östlicher Länge von Greenwich fünf schwimmenden Eisfeldern. Diese Eisblöcke glichen 250 bis 300 Fuß hohen Glockenthürmen. Das Meer brach sich mit solcher Heftigkeit an diesen ungeheuren Massen, daß man hätte glauben können, sie sitzen auf einem verborgenen Riff fest auf, aber man fand nirgends Grund mit dem Senkblei."

Diese von der Elisa, drei Wochen, nachdem die Harmonie und die Constancia das erste Treibeis entdeckt, gesehenen Eisberge befanden sich 32 Meilen weiter gegen Süden, als jene. Ohne Zweifel gehörten sie zu demselben Transport von ungeheuren Schollen, die weit von Süden her durch die Strömungen und die Wogen gegen die Südküsten von Afrika getrieben wurden. — Ein Schiff der indischen Compagnie begegnete ein Jahr später, den 20. April 1829, unter 39° 13′ Breite einem großen Eisberg. Die Masse hatte etwa zwei Meilen im Umfang und erhob sich 150 Fuß über den Spiegel des Meers. Nach der spezifischen Schwere des Eises und der aus dem Wasser ragenden Masse, mußte der ganze Block tausend Fuß und darüber hoch seyn.

Vor diesen Fällen im April 1828 und 1829 ist, wie es scheint, kein einziges Mal Treibeis nördlich vom 42 oder 43° der Breite im Australmeer bemerkt worden. In der englischen Encyclopädie von Rees wird zwar

angeführt, es sey hie und da Treibeis in beiden Hemisphären 40 Grade von den Polen, ja sogar unter 41 und 42° Breite gefunden worden. Jetzt weiß man aber gewiß, daß das Eis noch viel weiter von den Polen weggetrieben wird, ehe es schmilzt.

Der Monat, in dem man auf der südlichen Hemisphäre in den dem Aequator zunächst liegenden Meeren Treibeis am allerörtesten antrifft, ist also der April. Da nun der Oktober auf der nördlichen Halbkugel dem April auf der südlichen entspricht, so sollte man glauben, auf jener Halbkugel werde man im Monat Oktober Eis am weitesten vom Nordpol entfernt antreffen. Es scheint indessen, daß auch hier im selben Monat April oder im Mai das Treibeis am weitesten von der Breite entfernt, in der es sich gebildet hat, gefunden wird; daß sich also merkwürdiger Weise beide Halbkugeln darin gleich verhalten. Hier einige Beispiele zur Unterstützung dieser Behauptung.

Am 14. April stieß die Minerva zwischen Neuyork und Liverpool unter 42° nördlicher Breite und 47° westlicher Länge auf vier große Eisberge. — Am 3. April 1823 ging der Mountstone von Plymouth nach Neufoundland unter Segel; am 7. Mai, bei dichtem Nebel, stieß er an eine Eismasse und war sogleich voll Wasser. Die Breite war nicht beobachtet worden. — Am 14. Mai 1814 begegnete die nach Quebek bestimmte Flotte unter 41° nördlicher Breite, 50° westlicher Länge mehr als zwanzig großen schwimmenden Eisbergen, von denen einige über 80 Fuß hoch waren. Nachmittags desselben Tags segelten die Schiffe an einer Eisinsel vorbei, die zwanzig Meilen Flächeninhalt hatte und 30 Fuß, an manchen Stellen noch weit höher über den Wasserspiegel hervorragte.

Aus dem Bisherigen läßt sich Folgendes schließen:

1) Im Monat April oder in den ersten Tagen des Mai hat man auf der südlichen, wie auf der nördlichen Halbkugel große Massen von Treibeis unter geringeren Breiten gefunden, als sonst im ganzen Jahre. Dies ist eine bis jetzt unerklärliche Anomalie; denn es sollten doch eigentlich nach unsern bisherigen Vorstellungen gerade sechs Monate zwischen dem Zeitpunkt verfließen, wo das Treibeis der südlichen Hemisphäre dem Aequator am nächsten kommt, und dem Zeitpunkt, wo das nördliche Polareis am nächsten bei demselben gefunden wird.

2) Eine bedeutende Masse Landes um den südlichen Polarzirkel scheint zu Bildung und Anhäufung der Massen von Südpolareis nothwendig zu seyn. Dieser Kontinent müßte zwischen dem Meridian von London und dem 20sten Grad östlicher Länge liegen; von hier würden die Eisschollen durch die vereinte Kraft der Strömung, des Windes und der Wogen, und zwar in der Richtung von Südsüdost und Südost nach Nord und Nordnordost fortgetrieben. Aber die Sandwichsinseln, die unter 65° südlicher Breite und 27° westlicher Länge liegen, befinden sich wohl zu weit westlich vom Striche, den einmal die Strömungen, die Winde und Wogen halten, als daß sich an ihnen die Massen von Treibeis gebildet haben könnten, die auf der Höhe des Vorgebirgs der guten Hoffnung gesehen worden sind. Die Inseln Bouvet und Thompson unter 54° südlicher Breite und 5° östlicher Länge sind viel zu unbedeutend, als daß sie der Ansatzpunkt für solche Eisberge gewesen seyn könnten, und Kergueleneiland unter 49° südlicher Breite und 70° östlicher Länge ist zu weit gegen Ost, als daß sie davon herrühren könnten.

3) Die neue Erscheinung von Eisbergen in der Nähe der Südküste von Afrika im April 1828 und östlicher im April 1829 muß von einer unbekannten Ursache herrühren, wie von einem Erdbeben, oder von einem heftigen vulkanischen Ausbruch, deren Folge das gewaltsame Losstoßen dieser Eismassen gewesen wäre, ein Phänomen, das bisher in jenen Polarländern äußerst selten gewesen seyn muß; wenigstens scheint im verflossenen Jahrhundert nichts der Art sich ereignet zu haben, da man im ganzen Laufe desselben niemals so nahe an den afrikanischen Küsten Treibeis gesehen hat.

Der blühende Cactus.

Bricht brennend roth des Cactus Blüthe
Aus halbverdorrtem Blatt hervor:
Dann taucht im innersten Gemüthe
Ein Heer von Bildern mir empor;

Dann denk' ich, wenn in Liebesschmerzen
Sich Leib und Seele stumm verzehrt:
Wie oft aus qualzerrissnem Herzen
Der Purpurstrom des Liedes fährt;

Wie oft der Geist, von Gott beseelet,
In Einfalt sich, wie Brutus, hüllt,
Und schweigend Stund' um Stunde zählet,
Bis der Verlarvung Zeit erfüllt;

Wie sich aus farblos dürren Worten
Ein Zauberschloß der Meister baut,
Wo Schönheit dir aus Rosenpforten
Wie eine Braut entgegenschaut;

Wie sich am Dämmerlicht der Krippe
Entzündete der Gottheit Tag,
Wie auf des Kindes weicher Lippe
Gericht und Gnade schlummernd lag;

No. 61.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 2. August 1831.

K. K. Akademie der bildenden Künste in Mailand.

Programm für den großen Concurs des Jahrs 1832.

Die K. K. Akademie fordert die italiänischen und auswärtigen Künstler auf, mit ihren Werken die Preisbewerbung zu schmücken, die im kommenden Jahre 1832 in folgenden Gegenständen gehalten werden soll:

Architektur.

Gegenstand. Ein großes Hospital für eine volkreiche Stadt, das bequem fünfzehnhundert Kranke beiderlei Geschlechts aufnehmen kann. Ausser den nöthigen Bequemlichkeiten muß es eine Kirche enthalten, ein anatomisches Theater, einen Badeort und einen Kräutergarten. Die Zeichnungen müssen in groß Folio seyn und den Grundriß mit dem äussern und dem innern Aufriß enthalten.

Preis. Eine goldene Medaille sechzig Zechinen an Werth.

Malerei.

Gegenstand. St. Peter, der den Ananias in Gegenwart der Apostel ausschilt. Man sehe die Apostelgeschichte. Das Gemälde muß auf Leinwand, fünf Pariser Fuß hoch und sieben breit seyn.

Preis. Eine goldene Medaille hundert und zwanzig Zechinen an Werth.

Sculptur.

Gegenstand. Die Dichterin Sappho singt in dem Hause des Eutyches vor dem Hausherrn und seinen Gastfreunden. Man sehe Alessandro Verri, le Avventure di Saffo, lib. III. cap. IV. und die vorhergehenden. Das Basrelief kann aus gebrannter Erde oder aus Gyps bestehen und muß eine Höhe von zwei und eine Breite von vier Pariser Fuß haben.

Preis. Eine goldene Medaille vierzig Zechinen an Werth.

Kupferstich.

Gegenstand. Ein Kupferstich nach einem Werk eines guten Meisters, das niemals vorher in einem guten Kupferstich bekannt gemacht worden ist. Das Blatt muß wenigstens sechzig Pariser Zoll im Quadrat haben oder auch beliebig mehr. Der Künstler ist gehalten sechs Probeblätter davon, durchaus vor der Schrift, einzusenden zugleich mit einem gültigen Zeugniß, welches darthut, daß dieser Stich, weder vordem noch gleichzeitig, bei einem Concurs öffentlich ausgestellt worden sey. Wird er mit dem Preis gekrönt, so hat er das Recht, die Erwähnung dieser ehrenvollen Auszeichnung unter seine Arbeit zu setzen.

Preis. Eine goldene Medaille dreißig Zechinen an Werth.

Figurenzeichnung.

Gegenstand. Agrippina zeigt bei ihrer Zurückkunft in Rom die Asche ihres verstorbenen Gemahls Germanicus dem Volke um sich an dem Piso zu rächen, der ihn meuchelmörderischer Weise durch Gift umgebracht. Man sehe das zweite und dritte Buch der Annalen des Tacitus. Die Größe der Zeichnung muß zwei und einen halben Pariser Fuß auf ein Fuß acht Zoll betragen.

Preis. Eine goldene Medaille dreißig Zechinen an Werth.

Ornamentzeichnung.

Gegenstand. Auf eine passende Weise und mit aller Eleganz den Tisch, das Ciborium und die Stufen eines Altares zu schmücken. Die Größe der Zeichnung ist auf zwei und einen halben Pariser Fuß festgesetzt.

Preis. Eine goldene Medaille zwanzig Zechinen an Werth.

Allgemeine Regeln.

Die Gegenstände für den Concurs müssen bis zu Ende des Monats Juni eingeliefert seyn. Die welche nicht genau innerhalb des angegebenen Termins durch einen Committenten des Künstlers an den Sekretär oder den Hausmeister der Akademie abgegeben worden sind, können nicht zum Concurs zugelassen werden; Entschuldigungen über Verspätung werden nicht angenommen. Das Sekretariat der Akademie befaßt sich nicht damit, die Werke, wenn sie auch an dasselbe addressirt sind, von der Post oder der Mauth in Empfang zu nehmen.

Jedes Werk muß mit einer Ueberschrift und einem versiegelten Brief versehen seyn, in welchem Tauf- und Familienname, Vaterland und Wohnort des Künstlers verzeichnet sind, und dieselbe Ueberschrift muß aussen wiederholt werden. Ausser diesem Brief muß das Werk mit einer Beschreibung begleitet seyn, welche die Idee des Meisters darlegt, damit die Commission, indem sie diese mit der Ausführung zusammenhält, die Uebereinstimmung beurtheilen kann.

Die Beschreibungen werden den Richtern mitgetheilt, die versiegelten Briefe werden von dem Sekretär der Akademie sorgfältig bewahrt und nur dann geöffnet, wenn die Werke, zu denen sie gehören, die Ehre des Preises erhalten; im andern Fall werden sie unberührt, zugleich mit den Kunstwerken, an die Committenten zurückgegeben, und zwar sogleich nach der öffentlichen Ausstellung, die nach der Beurtheilung erfolgt.

Bei Einlieferung und Zurücksendung der Kunstwerke und der dazugehörigen Papiere werden signirte Empfangscheine gegeben und zurückgefordert. Nach Ablauf eines Jahres können die nicht mit dem Preis gekrönten Kunstwerke nicht zurückverlangt werden; die Akademie ist für ihre Erhaltung nicht verantwortlich.

Alle Kunstwerke welche zum Concurs kommen, werden in Gegenwart des Committenten der dieselben überbringt, von einer besondern dazu niedergesezten Commission untersucht, um den guten oder übeln Zustand zu bezeugen, und dieß sogar gerichtlich, wenn es ihre gänzliche Verderbniß und die dadurch herbeigeführte Ausschliessung vom Concurs nöthig macht.

Das Urtheil, welches darüber bekannt gemacht wird, ist einer ausserordentlichen Commission anvertraut und wird mit der größten Strenge, vermittelst motivirter und mit Unterschrift versehener Urtheile, gefällt.

Vor und nach der Beurtheilung hat eine öffentliche Ausstellung aller Werke statt, welche zum Concurs eingeliefert worden sind. Dazu werden Kunstwerke jeder Art angenommen, um den einheimischen wie den auswärtigen Künstlern neue Gelegenheit zu bieten ihr Talent zu zeigen. Die mit dem Preis gekrönten Werke, welche Eigenthum der Akademie bleiben, werden vor den andern durch einen Lorbeerkranz und durch eine Inschrift, welche den Namen und die Heimath des Künstlers nennt, ausgezeichnet.

Mailand, 24. Juni 1831.

Castiglioni, Präsident.

Durch den Professor, Sekretär der Akademie,

J. Fumagalli.

Kunstnachrichten aus London.

Wir haben einiges über neuere englische Bildwerke zu erwähnen, wobei wir uns natürlich auf das Ausgezeichnetere beschränken müssen. Dahin rechnen wir vor allem den Schild des Aeneas von Pitts. Pitts ist ein junger Künstler, welcher auf der Bahn fortschreiten zu wollen scheint, die Flaxman mit so vielem Glücke betreten. Seine Umrisse zu Virgil erregten seltene Erwartungen; sein Schild des Aeneas, im Style von Benvenuto Cellini in Gold ausgeführt, ist ganz würdig, den zwei größern Werken ähnlicher Art, dem Schilde des Achilles, nach Zeichnungen und einem Modell von Flaxman, und dem Wellington-Schild nach Zeichnungen von Stothard, an die Seite gestellt zu werden. Unser Künstler hat nach dem achten Buche der Aeneide gearbeitet. Der Schild hat drei Fuß sechs Zoll im Durchmesser. Im Centrum sieht man Catilina, umgeben von den Furien, Cerberus und den Harpyien; ferner Cato mit einer Gesetztafel, umgeben von allegorischen Figuren (Gnade, Friede, Wahrheit und Gerechtigkeit). Der das Centrum einschließende Kreis zeigt die Schlacht von Actium, vollständig in der Art ausgeführt, wie der Dichter angegeben. In dem ersten Feld der äußern Kreise sehen wir Faustulus, der Romulus und Remus findet, rechts den Raub der Sabinerinnen und im Hintergrunde Romulus, der das Zeichen gibt, die Frauen wegzuführen, so wie den Altar und das Opfer zu Ehren Neptuns; zur Linken die Vermittlung der Sabinerinnen, Hersilie vorzüglich, welche sich zwischen Romulus und Tatius stürzt. Im Hintergrunde den Frieden, welcher die Sabiner und Römer vereinigt, und ein sabinisches Weib, welche über der Leiche ihres im Kampf gefallenen Gatten klagt. Das zweite Feld zeigt die Bekräftigung des Friedens zwischen den Römern und Sabinern

„— wie sie nach geschlichteter Fehde,
„Noch bewaffnet, vor Jovis Altar, die Schaalen in Händen,
„Standen und bei dem geschlachteten Schwein zum Bund sich
„vereinten.“

Im Hintergrunde erblickt man Römer und Sabinerinnen, welche freudig der Ceremonie zuschauen. Links wird Mettius „vom Viergespann hitziger Rosse“ zerrissen; rechts ist Tarquinius auf dem Wege nach Rom, sein Weib Tanaquil zur Seite. Das dritte Feld enthält den Kampf der Horatier und Curiatier; links den Kampf des Brutus und Arund, im Hintergrunde die Lictoren, welche die Leichen der Söhne des Brutus wegbringen, rechts Mutius, der vor Porsenna die Hand in das Feuer hält. Im vierten Felde sieht man Cocles, der die Brücke vertheidigt, in der Mitte; links ermuthigt Clölia ihre Mitgefangenen, durch die Tiber zu schwimmen, rechts sind die Salischen Priester mit den heiligen Schildern. Auf dem

fünften Felde Manlius, das Kapitol vertheidigend, im Hintergrunde die Gänse, welche den Staat gerettet, links den Zug der Matronen in den Tempel Jupiters und rechts die Lupercalischen Spiele.

Rossi's Faustkämpfer, Marmorstatue über Lebensgröße, ist ein ächt englisches Kunsterzeugniß und findet fast den ungetheiltesten Beifall bei dem borlustigen Publikum. Wenn der Ausdruck seltener männlicher Kraft und regelmäßiger Gliederbau ein Kunstwerk bedingten, so wäre diese Arbeit eines der ausgezeichnetsten Kunstwerke der neuern Zeit. Rossi hat bei weitem mehr die Anforderungen der Gymnastik als der Bildhauerkunst im Auge gehabt, obgleich selbst Borer nicht unterließen, manche Ausstellungen zu machen. Das Ideale und Nichtideale des Kopfes und der Formen überhaupt wollen wir nicht in Erwägung ziehen, indem uns der Künstler in dieser Hinsicht auf den borghesischen Fechter verweisen könnte: allein hier ist alles Leben und Bewegung, in dem Rossi'schen Kämpfer ist eine Kälte und Schwere, die dem Geiste eben keine andere Idee mittheilt als die von der Gewichtigkeit des Schlages solcher Fäuste. In dieser Beziehung ist die Bemerkung, Rossi's Faustkämpfer sey one of the most striking figures neuerer Zeit, selbst treffend und witzig.

In jeder Rücksicht kontrastirt mit dem ebengenannten Bildwerk eine Marmorgruppe von Westmacott, Zephyr und eine Nymphe, welche sich durch hohe Anmuth und Schönheit, so wie durch leichte, lebendige Haltung vor allen neuern Arbeiten dieses Künstlers auszeichnet. Es ist interessant, diese liebliche Gruppe mit einem andern neuen Werke Westmacotts, der Marmorstatue von Warren Hastings, die ganz ernst und grandios gehalten ist, zu vergleichen. Man ist ungewiß, ob man mehr die Vielseitigkeit des Künstlers oder die Beweglichkeit der öffentlichen Meinung bewundern soll, die der Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit eines Mannes ein Denkmal in dem Lande selbst (die Statue gehört zu einem Denkmale, das Warren Hastings zu Calcutta errichtet wird) setzen läßt, wegen dessen Unterdrückung und schlechter Leitung er einst so schwer angeklagt war.

Ein schlafender Knabe von Carlile. Etwas dieser Art läßt sich nicht erfinden; der Künstler lauscht in einem glücklichen Augenblick der Natur oft mehr ab, als Jahre mühsamen Fleißes hervorbringen können. Der Knabe ist Porträt; man kann sich aber nichts Reizenderes, Lieblicheres denken, als dieser kindlich-süße Ausdruck des Gesichts und diese leichte, anmuthige Lage der weichen, zarten und doch kräftigen Formen.

Amor und Psyche von Smith. Vortreffliche Arbeit, voller Anmuth und zärtlichem Ausdruck in den Zügen und in der Haltung der Gestalten. Uebrigens beweist diese Gruppe, so wie eine Psyche von W. Butler, daß es gefährlich ist, so oft und so glücklich behandelte Gegenstände zu wählen.

A.

Bemerkungen über das Auge.

(Beschluß.)

Ein Studium des Ausdrucks wird immer hauptsächlich eines der Augen und der sie zunächst umgebenden Züge seyn. Jemehr der Maler die Gemüthszustände, Affekte, das Wesen der Seele überhaupt aus diesen sprechen lassen kann, desto geistreicher wird er malen; jemehr er den Ausdruck bloß in die entferntern Züge und in die Geberden legen muß, desto materieller, zerrbildlicher wird seine Darstellung. Wer das geistig Physiologische des Auges und seiner Züge recht studirt, der gebietet über das geistig Pathologische desselben ohne gewaltsame Anstrengung.

Leider kommen uns viele Historien- und Genre-Maler vor, an deren Gestalten das Schönste am Menschen gerade das Schlechteste ist, und die die Augen derselben verstecken sollten, wie Rembrand Hände und Füße, welche er verpfuschte, während er gerade die sprechensten Züge des Angesichts unübertrefflich hinzauberte.

Ich halte aber das Studium des Auges für das Schwerste in der ganzen Malerei, weil es am schwierigsten Theile der an sich schon schweren Menschengestalt, das feinstnüancirte, geheimnißvollste Gebilde ist. Ja man darf dieses Studium wohl unendlich, unerschöpflich nennen, wie sein Gegenstand unergründlich ist, weil bei ihm die Verschlingung der Linien und Flächen, der Töne, des Halbdunkels in ein Labyrinth von Combinationen führt.

Es versteht sich, daß hiebei nicht der Augapfel allein gemeint seyn kann, sondern in gleich wichtiger Geltung die Züge um ihn, wie sie concentrisch, gleich Ringen im Wasser, hinauslaufen und sich in die breitern Flächen, Erhöhungen und Vertiefungen der ganzen Ellipse des Gesichts verlieren.

Bei einer nicht ausgebreiteten Erfahrung glaube ich doch guten ältern Porträtmalern Etwas abgelauscht zu haben, was ich bei neuern nicht angewendet finde.

Es ist begreiflich, daß ein Licht stärker leuchtet, wenn ich es in den Schatten, als wenn ich es in die Taghelle stelle. Die Erhöhungen und Vertiefungen um den Augapfel würden widerwärtig, wenn sie in dem allgemeinen Licht einzeln beleuchtet und beschattet würden, und der Augapfel hätte, bei der Armuth der Pallette an Lichtstoff, vor diesen Zügen nichts voraus.

Daher haben jene Meister eine leichte Beschattung der ganzen Augenhöhle angewendet, wie mir scheint hypothetisch angenommen, wobei sie dann die Züge aufs zarteste contrastiren, die Töne warm verschmelzen und

dem Licht der Augen durch relative Helle alle mögliche Energie geben konnten. Bei verschiedenen Bildern verschiedener Zeiten und Meister fand ich einen fünfeckigen Halbschatten mit nach unten verlängerter Spitze, aus welchem das Auge aufs lebendigste, sinnigste, mild herausglänzte. Die idealisirte Vertiefung der Augenhöhlen bei den Antiken könnte vielleicht hiebei zur Leitanschauung dienen. — —

Möchte doch diese gutgemeine Andeutung von den Künstlern geneigt aufgenommen werden; der Sieg in der Kunst wird ja von den begabtesten künftig nur dadurch zu erringen seyn, daß sie Haupt-Erscheinungen und spezifike Gebilde der Natur mit unablässiger, größter Sorgfalt studiren und sich bei frühern Meistern darüber orientiren.

Varianten

zu Plinius Kunstgeschichte aus der florentinischen Handschrift,

mitgetheilt von F. Osann.

(Fortsetzung.)

Liber XXXV.

Pag. 678. 1. ed. Harduin. ac nascentium quae eis
3. offi canarumque
4. attingendi p. ac tingendi
5. lapidum quae vel numerosiores acre *)
6. praecipuae
his p. iis
7. eo modo
9. denobili p. nobili **)
alios p. illos
10. marmoribus postulatum quidem
11. aurum
paberies p. parietes
11. 12. vermicolasti quae ad eff.
13. dilatata p. delitentia ***)

*) Wenn die Lesart quæ augenscheinlich falsch ist, so ist überhaupt zu merken, daß der Schreiber dieser Handschrift nur zu oft quæ statt quo gelesen hat. Dagegen ist die Lesart numerosiores acre statt numerosiore serie vortrefflich, und ohne Zaudern in den Text aufzunehmen.

**) Das Wort denobilis ist vielleicht nicht geradezu einem Fehler des Copisten zuzuschreiben.

***) Das Verbum delitco ist meines Wissens nur aus dieser Stelle bekannt, und daß es hier nicht an seinem Orte ist, sieht jedermann leicht ein. Das Leztere gilt von der andern Lesart delitescentia gleichfalls. Hier hilft vortrefflich unsere Handschrift, und es dürfte demnach das Wort delitero, falls nicht neue Zeugnisse beigebracht werden sollten, aus den Wörterbüchern hinauszuweisen seyn.

Claudi
14. quæ non esse in crustis inserendo unitate
15. esse p. esset
16. optassent
ac p. haec
age p. nec
18. Imaginem
qua
19. quod deest
argentea a facies
Pag. 679. 1. mulgatis p. vulgatis
2. conspici malunt
3. honore
4. farisque *)
vivem et ho p. vivente
5. Idem
et posterius deest
6. epiculi vultus p. vultus Epicuri
7. uncant p. vocant
si p. se
8. noci p. nosci
9. sint
legentur p. negliguntur
11. amaris p. armariis
12. de p. defuncto
13. Item mata p. Stemmata
tabulina **)
15. animorum p. domitarum
spoliisque nec emptori
16. licent
et medom' p. ipsae domus
stimaratio p. stimulatio

(Die Fortsetzung folgt.)

*) So auch der Cod. Med.

**) Wahrscheinlich die richtige Schreibart des Worts: sonst tablina.

Nekrolog.

Am 31. Mai d. J. starb der Landschaftmaler Hr. Joseph Cogels, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in München, auf dem Landgute Leitheim an der Donau an den Folgen eines Zehrfiebers, im 46sten Jahre seines Alters. Er war ausgezeichnet in Ansichten niederländischer Gegenden, die er mit vieler Treue und mit meisterhafter Leichtigkeit des Pinsels darzustellen wußte.

№. 62.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 4. August 1831.

Archäologische Notizen.

Herr Raoul-Rochette hat seit Kurzem in mehreren Abhandlungen einige höchst interessante Entdekkungen bekannt gemacht, und mit der ihm eigenen Fülle von Gelehrsamkeit und Scharfsinn erläutert. Die eine befindet sich in Ferusac's Bulletin universel*) und betrifft die berühmte Statue des sogenannten sterbenden Fechters auf dem Capitol. Eine der lezten über dieses Werk erhobenen Streitfragen war die: ob nach Winckelmann in diesem herrlichen Marmor ein verwundeter griechischer Herold oder die Statue eines barbarischen, gallischen oder celtischen Kriegers zu erkennen sey? Prof. A. Nibby (Osservazioni artistico-antiquarie sopra la statua volgarmente appellata il Gladiator Moribondo. Estratto dell' effemeridi letterarie di Roma Aprile 1821. Roma 1821. 8.) hat aus der Beschreibung der Gallier bei Diodor verglichen mit den diese Statue charakterisirenden Eigenthümlichkeiten nachzuweisen gesucht, daß sie einen Gallier, und zwar aus dem Heere des Brennus darstelle. Wir bedauern, daß Hr. Raoul-Rochette dieses Schriftchen nicht gekannt zu haben scheint; er würde gewiß billige Rücksicht auf seinen sachkundigen und gelehrten Vorgänger genommen haben. Nibbys Meinung scheint ihm nur aus den Angaben bei Otfr. Müller Hdb. d. Archäol. und aus den schriftlichen Mittheilungen Amati's, deren er rühmliche Erwähnung thut, bekannt gewesen zu seyn. So lange sich nicht andere Mittel zur Erklärung dieses Monuments darboten, konnte man nur die Wahrscheinlichkeit mit andern Wahrscheinlichkeiten überbieten. Herr R. R. aber hat das Verdienst durch den Vergleich eines in den Weingärten des Hrn. Amendola bei Rom aufgefundenen Sarkophags, dessen Darstellungen überraschende Aehnlichkeiten mit unserem Marmor zeigen, diese Annahme bestätigt zu haben. Dieser Sarkophag von schönem griechischem Marmor, von einer Größe, die nur um ein weniges der berühmten Urne des Alexander Severus auf dem Museum Capitolinum nachsteht (Länge 9¼ Palmen röm. Maßes; Breite 5¼; Höhe, den Deckel mit eingerechnet, 4¼), von einer bewundernswürdigen Arbeit und ausserordentlich schön erhalten, ist an seinen drei Seiten und auf dem Deckel mit Skulpturen in sehr starkem Relief geschmückt, welche einen Kampf darstellen, in dem ein barbarisches Volk unterliegt. Dieses ist durch sein borstiges Haar, die Schnurrbärte, das wilde Aussehen und die Halskette, so wie durch die Beinkleider (Braccae) sattsam als ein celtischer Stamm charakterisirt. Auch der Umstand, daß ein großer Theil der Kämpfenden von aller Bedeckung entblößt neben andern, mit eigenthümlicher Tracht versehenen, sich dargestellt findet, stimmt auffallend mit einer Stelle des Polybius beim Vf., in der als ein den gallischen Völkerschaften eigenthümlicher Zug erwähnt wird, daß ein Theil mit Beinkleidern und Mänteln versehen seyen, andere hingegen aus Ruhmgier und Muth diese Bedeckung von sich werfen und nackt unter den Waffen stehen. Auf der andern Seite aber warnt die dem siegenden Theil auf dieser Vorstellung angehörigen Kriegertracht, als die kurze Tunika, die Chlamys, die Beinschienen und eine Form des Helms, welche an die phrygische Mütze erinnert, sowie ein Pantherfell, welches dem Anführer zum Sattel dient, in den Siegern die Römer wiederzuerkennen. Durch diesen Umstand veranlaßt, macht Hr. R. R. sehr treffend auf die Kämpfe des Eumenes und Attalus von Pergamus gegen die Gallier in Kleinasien aufmerksam. Hiezu kommt die Angabe des Plinius: Plures artifices fecére Attali et Eumenis adversus Gallos proelia: Isigonus, Pyromachus, Stratonicus, Antigonus ect. Dieser Sarkophag wäre denn nach der Meinung des Vfs. ein Werk aus der Blüthezeit der römischen Kunst und die Copie solch' einer griechischen Darstellung, vielleicht sogar jenes Re-

*) Nouvelles observations sur la statue du prétendu Gladiateur mourant, du Capitole, et sur le Groupe dit d'Arria et Paetus, de la ville de Ludovisi; par M. Raoul-Rochette. (Extrait du Bulletin universel des sciences, publié sous la direction de M. le baron de Férussac, cahier d'août 1830, section VII.) 8.

ließ, welches die Niederlage der Gallier in Mysien darstellte und das Attalus auf der Akropolis in Athen weihte.

Der Gladiator des Capitols und die hier dargestellten barbarischen Kämpfer haben [illegible]n eine solche Aehnlichkeit mit einander, daß über [illegible]t und die Abstammung jenes sogenannten Fech[illegible] Zweifel mehr obwalten kann. Aber auch die nämliche Stellung erkennt man in der Figur des gallischen Anführers wieder, mit der kleinen Abweichung, daß dieser eben den Todesstreich empfängt, während jener schon tödtlich verwundet den Kopf zur Erde neigt. Dieß veranlaßt den Vf. zu der Behauptung, daß der sogenannte sterbende Fechter vom Capitol ein gallischer Heerführer sey, der auf irgend einem Schlachtfeld tödtlich verwundet seine Seele aushaucht.

Durch diese Untersuchung war dem Vf. eine passende Gelegenheit geboten, auf die sogenannte Gruppe Arria und Pätus in der Villa Ludovisi von neuem aufmerksam zu machen. Auch in dieser Gruppe hatte man schon lange einen barbarischen Krieger vermuthet, der seine Frau tödtet, um sie vor der Schmach, in die Hände des Feindes zu fallen, zu bewahren. Die Aehnlichkeit in dem Charakter des sterbenden Fechters und in dieser Gestalt war ebenfalls nicht unbeachtet geblieben. Nur die hohe Schönheit dieses vortrefflichen Ueberrestes aus dem griechischen Alterthum war nach dem Vf. von keinem, selbst von Winckelmann nicht sattsam anerkannt und gepriesen worden. Dazu kommt der Umstand, daß wenige Gypsabgüsse davon existiren und fast alle Kupfer das Original zu mangelhaft abschatten. Er gibt daher eine begeisternde Schilderung der Gruppe und macht auf die vorwaltende Schönheit der männlichen Figur, (an der die nach vorn gewandten Theile des linken Schenkels und Fußes, der Bauch und die Brust antik und von der reinsten und wahrsten Behandlung und Ausführung sind, während der rechte Arm mit dem Schwert der Ellbogen, und einige Theile des linken Arms sowie der rechte Fuß, wo er sich zurückstreckt, von einer jüngern, aber nicht verdienstlosen Restauration sind*) aufmerksam im Gegensatz zu der weiblichen Figur, die nicht von so detaillirter Ausführung ist. Im Ganzen aber zeigt sich auch an ihr Natur, Fülle und Anmuth in reichem Maße. Ihr Antlitz, ihre langen ungelockten Haare und sogar das Kleid, mit Fransen besetzt, kennzeichnen die Frau eines Barbaren. Die Restaurationen, welche in dem linken Arm und der rechten Hand und in einigen unbedeutenderen Theilen an den Extremitäten und der Draperie bestehen, stehen ebenfalls der an der männlichen Figur bei weitem nach. Bei alle dem verliert die ganze Gruppe wenig dadurch und der Vf. rechnet sie zu den köstlichsten Ueberbleibseln antiker Skulptur.

*) Nur scheint der rechte Arm in falscher Richtung angesetzt. A. d. H.

Indem sich nun an beiden Figuren alles vereinigt, was deutlich auf ihre barbarische Abkunft hinweist und da sich auf dem Deckel des besprochenen Sarkophags Darstellungen von Weibern und Kindern und gefangenen Greisen finden, so glaubt der Vf. hier alles bei einander zu haben, was die schon von Andern vor ihm und namentlich von Heyne gemachte Conjektur unterstützen kann, und er drückt sich daher so darüber aus: „Alles dieß zusammen genommen, was ist natürlicher als in der Gruppe der Villa Ludovisi einen Barbarenführer zu sehen, der, nachdem er seine Gattin getödtet und so sie der Schmach entrissen, lebendig in Feindes Hand zu fallen, sich selbst dem Tode weiht und mit trotziger Miene und mit dem lezten Blick seinem Feinde droht?"

Die zweite Abhandlung*) beschreibt einen Fund, der in jeder Beziehung zu den merkwürdigsten Entdeckungen unserer Zeit gehört. In der Normandie und zwar an einem Orte, wo sich sonst keine einzige Spur von Alterthümern zeigt, hat man nämlich eine Sammlung der kostbarsten antiken Kunstwerke entdeckt, die allem Anscheine nach dem Schatz eines Merkurtempels angehörten. In diesem waren sie wohl nach altem Herkommen geweiht worden und aus der Beschaffenheit der einzelnen Stücke geht hervor, daß sie vielleicht zu verschiedenen Zeiten dargebracht wurden, indem sie, nach der Meinung des Vf., eine Periode der Kunstentwicklung bezeichnen, welche zwischen dem Zeitalter der Nachfolger Alexanders und dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mitten inne liegt. Einige derselben sind von dem reinsten griechischen Styl und der ausgesuchtesten griechischen Arbeit; alle beziehen sich auf griechische Mythen der Heroenwelt oder des Cultus; alle sind im griechischen Costüme behandelt bis in das kleinste Detail; endlich tragen sie beinahe sämmtlich Inschriften, die Bezug auf den Merkur haben und alle diese Inschriften in Charakteren von verschiedener Form und Zeit mit römischen und gallischen Namen. Vergraben wurden sie aber wohl zu einer Zeit, wo der alte Glaube dem gewaltig hereinbrechenden Christenthum und der eifrigen Verfolgung seiner Anhänger weichen mußte und nur im finstern Schooß der Erde noch einen ohnmächtigen Schutz fand. — Bekanntlich sagt Cäsar, daß Merkur der Gott sey, welcher in Gallien vorzüglich Verehrung

*) Notice sur quelques vases antiques d'argent, faisant partie d'une collection d'objets de ce métal, recemment trouvée près de Bernay, en Normandie, et acquise par le cabinet des antiques de la bibliothéque du Roi. (Extrait du Journal des Savans, Juillet et Août 1830). Paris, Mai 1831. 4.

genieße und daß von diesem unzählige Idole existirten. Diese Angabe findet jezt eine auffallende und neue Bestätigung, nachdem man vergangenes Jahr einige Meilen von Limoges eine Menge von silbernen Gegenständen, Vasen, Pateren und Geräthschaften, nebst einigen Erzfiguren ꝛc. gefunden hat, welche alle dem Merkur geweiht waren nach der darauf befindlichen Inschrift: Deo Mercurio. Alle Inschriften der gegenwärtigen Sammlung sind in punktirten Schriftzeichen. In Hinsicht auf den Stoff und auf die Fabrikation bietet sie ein Beispiel, das das einzige in der Welt ist. Die Gegenstände sind mehr wie hundert an der Zahl und ihr Gewicht beträgt ungefähr 101 Mark feines Silber, etwas mehr als fünfzig Pfund. Nur die 1793 in Rom aufgefundene Toilette einer römischen Dame, jezt im Besitz des Herzogs von Blacas, übertrifft sie an Gewicht und an Zahl der Gegenstände; in Beziehung auf Kunstwerth soll sie alles, was man von antiken Silbergeräthen besizt, selbst die berühmte Vase des Pallastes Corsini, welche Winckelmann bekannt gemacht hat, und die im Museum zu Neapel mit der Apotheose des Homer, übertreffen. Ueber die Technik der Alten hat der Vf. an diesen Gegenständen mehr wie eine sehr interessante Beobachtung machen können, wie daß die Silberarbeiten nicht gegossen, sondern mit dem Hammer getrieben sind, daß man zum Löthen nicht Zinn sondern Blei angewandt und daß das Silber zu solchen Arbeiten mit Kupfer versezt worden ist ꝛc. Die Vasen sind inwendig mit Silber ausgekleidet und nicht mit Zinn, wie es gewöhnlich geschah; dieß beweist ihre Kostbarkeit und den Werth den man ihnen schon im Alterthum beilegte. Durch die Nachricht des Plinius, welcher angibt, daß zur Zeit des Pompejus viele von ihm namentlich aufgeführte griechische Künstler sich in der Cälatur des Silbers ausgezeichnet hätten, und daß in der folgenden Epoche diese Kunst plötzlich verloren gegangen sey, läßt sich zugleich etwas über das muthmaßliche Alter dieser Gefässe festsetzen. Aber auch über die Verfertiger solcher silberner Vasen in Gallien erhalten wir durch ihn Nachricht, indem er erzählt, daß die Werke des berühmten Calamis durch den gallischen Künstler Zenodorus so gut nachgemacht worden seyen, daß die Copien von den Originalen schwer hätten unterschieden werden können. So macht auch eine römische Inschrift von Narbonne einen C. Cornelius Philonikus als einen Faber Argentarius namhaft.

Auf solche Bemerkungen läßt der Vf. sodann eine ausführliche Beschreibung der wichtigsten Gegenstände folgen. In dieser befaßt er die ihrer Vorstellung nach zusammengehörigen Gegenstände so, daß zugleich die Anführung des einen Monuments des andern von derselben Gattung zu erläutern geeignet ist. Eine Reihe von Darstellungen des Merkur eröffnet sich demnach mit

Nr. 1 einer Statue dieses Gottes, welche eine Höhe von 21 Zoll und ein Gewicht von 5 Pfund, 7 Unzen, 6 Quentchen hat. Die Figur ist ganz nackt und ohne die geringste Spur von Flügeln an den Knöcheln, die jedoch wahrscheinlich von Silber und vergoldet an dem Petasus angebracht waren, wie sich an

Nr. 2 der Sammlung, einem sehr geschmackvollen kleinen Merkurkopf, einem Exvoto zeigt. Der Caduceus von gegossenem Silber und vergoldet und von einer ganz neuen und merkwürdigen Bildung, wurde besonders gefunden, gehört aber unverkennbar der Hand dieser Figur an. In der Gesichtsbildung glaubt der Vf. nach einer aufmerksamen Untersuchung die Familienzüge der Tibere oder des Tiberius selbst wieder erkennen zu können, oder noch lieber des Germanicus. Grund für diese Vermuthung ist noch, daß die Figur ganz nackt gebildet ist, was nach dem Verfasser ein charakteristisches Kennzeichen der Zeit zu seyn scheint. Die Arbeit ist mit dem Hammer getrieben und sehr dünne Siblerplättchen bilden die verschiedenen Theile des Körpers, des Kopfes ꝛc. Deutlicher noch wird dieses Verfahren an

Nr. 3, den Fragmenten einer zweiten Statue des Merkur, die in dem rechten Arm, der einen Beutel hält und in Ueberresten der Füße und Schenkel bestehen. Hier sind die Silberplättchen, aus denen diese Glieder zusammengesezt sind, recht deutlich durch Näthe und mit Schwalbenschwänzen vereinigt. Die Fragmente bezeichnen übrigens eines der kostbarsten Denkmäler antiker Cälatur. An diese verschiedenen Vorstellungen des Merkur reiht sich eine kleine Büste desselben, von massivem Silber und von sehr gutem Styl. Fernere dahin einschlagende Vorstellungen zeigen eine Reihe von Disken und Medaillons, von denen auf

Nr. 4 Merkur auf einem Felsen sitzend abgebildet ist mit unbedecktem und geflügeltem Haupt, die rechte Hand auf seinen Caduceus gestüzt, der, mit Flügeln versehen, auf der Erde aufsteht; die linke Hand mit dem Beutel ruht auf dem Knie, und vor seinen Füßen befindet sich ein Widder und auf der andern Seite eine Schildkröte; weiterhin zeigt sich auf einem brennenden Altar ein Hahn. Diese Beiwerke, nämlich der Felsen, der Caduceus, die Börse, der Altar und die Thiere, sind vergoldet gewesen und in einer punktirten Inschrift liest man: L. LVPVLA M. C. DO d. i.: L. LVPVLA Mercurio Caneto DOnat.

Ein zweites Medaillon, Nr. 5, zeigt ebenfalls einen Merkur stehend, mit unbedecktem Haupt und ohne Flügel, über die ganze Bekleidung geht eine Chlamys, welche sehr zierlich um die linke Schulter geworfen ist. In der linken Hand hält er einen langen Caduceus, dessen

ungewöhnliche Form und Verhältniß sehr an Nr. 1 erinnern und in der rechten hat er einen Beutel von beträchtlicher Größe. Zur Rechten des Gottes ist ein Grabhügel, errichtet in dem Schatten eines Baumes, auf diesem ein Hahn; dahinter ein zweiter Grabhügel mit einer Schildkröte, längst dem ein Widder zu klettern scheint. An diesen Attributen des Merkur zeigen sich ebenfalls Spuren der Vergoldung, und das Ganze umgab ein gegossener Silberring, auf dem man folgende Inschrift liest: DEO MERC. IVL. SIBYLLA. D.S. D.D (De Suo Dat Dedicat). Den Schriftzeichen dieser Inschrift nach, die namentlich das Y, mit der Form des griechischen Ypsilon, charakterisirt, gehört diese Dedication in das Zeitalter des Claudius. —

Ein drittes Medaillon, Nr. 6, seiner Größe und der Arbeit nach unbedeutend, bietet noch einen stehenden Merkur dar. Die Figur ist unbekleidet bis auf Chlamys, welche um den rechten Arm, der auf der Hüfte ruht, geworfen ist. Der Kopf ist ohne Bedeckung aber mit Flügeln versehen, der linke Arm stützt sich auf einen geflügelten Caduceus, der auf der Erde steht und der Beutel befindet sich zur Rechten des Gottes. Auch an diesem Medaillon zeigen sich Spuren der Vergoldung und das Ganze war von einem erhabenem Ring eingefaßt.

(Der Beschluß folgt.)

Varianten

zu Plinius Kunstgeschichte aus der florentinischen Handschrift,

mitgetheilt von F. Osann.

(Fortsetzung.)

Pag. 680. 1. probrantibus
2. quae p. qua
inserientisve belvinorum alienam
4. 5. Saluitionis
5. dedecori inrepento
6. nominis et pace
7. exteret p. expeleret
8. solum deest
9. illis
10. qui p. quin
traditos
11. sicuti
malus p. maius
13. 14. rei publicæ *)
14. coeperunt

*) Die Handschrift hatte ursprünglich rem publicam, was aber corrigirt worden.

reges deest
16. iis
16. 17. benignissime
17. volumminibus
17. 18. fecunditatium. Septigentorum hilustrium aliquomodo imaginibus non passus *)
19. munquis p. muneris
Pag. 681. 2. et deest
cludi
3. vero deest
4. dicare privatim
6. liberum turba p. liberorum
7. subolis
ostendant
9. Lutati
11. pugnatum est
habere
12. 13. plenam
13. Poeni et ex**)
14. venere p. tulere
eis deest
hasdrubalis
15. spanca p. hispania
ultioresque clipeis supra
16. nostram
17. ere***) p. ea re
Manilio
Q. deest
Cons
18. aeris p. aereis
19. aliquod
21. transsierent

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eine wohl bei der Merkwürdigkeit der ganzen Stelle zu berücksichtigende Lesart. Zugleich werde eine an dieser Stelle vor uns gewagte Conjektur (Hall. Littz. 1827, Nr. 116. S. 84.) weiterer Prüfung anempfohlen. Vielleicht ist nämlich clypeorum statt aliquo zu lesen.

**) So auch der Cod. Med.

***) Nämlich aero, gewiß die richtige Lesart.

Berichtigungen.

In dem Bericht über die Kunstausstellung zu Rom ist S. 191 Sp. 2 statt Pacatti — Pacetti, statt Brüde — Brücke und S. 192 Sp. 2 statt Lammfell — Löwenfell zu lesen.

N°. 63.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 9. August 1831.

Die Vermählung des Peleus und der Thetis, gezeichnet von Cornelius, gemalt von Schlotthauer im trojanischen Saal der Glyptothek Sr. Maj. des Königs von Bayern.

(Zur Erklärung des beiliegenden Umrisses.)

Dieß Gemälde macht das Mittelbild an dem Gewölbe des Saales aus, welcher die Darstellungen aus dem trojanischen Kriege enthält, indem es den Anfangspunkt der Begebenheiten bezeichnet, deren Hauptheld Achilleus war. Man sieht die Neuvermählten im Brautgemache sitzen, zwei Liebesgötter sind um sie beschäftigt, Peleus trägt noch den Myrthenkranz im Haar. Hinter ihnen wirft Eris, die allein nicht zum Feste geladen war, den goldenen Apfel ins Brautgemach, welcher den Wettstreit der drei Göttinnen, die erste Ursache des trojanischen Krieges veranlaßte.

Da der Raum nicht gestattete, die Hochzeitfeyer selbst, welcher die zwölf Götter beiwohnten, im Gemälde darzustellen, so hat sie der Künstler in der das Bild umschließenden Stuccaturverzierung, in zwölf von Schwanthaler gearbeiteten Reliefs anbringen lassen. Es sind Jupiter, Minerva, Merkur, Juno, Diana, Vulcan, Pluto, Ceres, Mars, Neptun, Venus und Apollo.

Archäologische Notizen.

(Beschluß.)

Der vierte Diskus, Nr. 7., zeigt zwei miteinander verbundene Büsten, deren Kopf sich ganz von der Fläche ablöst und zu einer Halbfigur eines Reliefs von sehr geringer Höhe gehört. Die eine dieser Büsten, die drapirt und mit einem Diadem geschmückt ist, läßt deutlich auf eine Venus schließen; die andere mit nackter Brust und mit einem Gewandstreifen auf der linken Schulter, ist unverkennbar ein Merkur, indem an dem oberen Theil des Hauptes mit unbedeckten Haaren zwei Flügel hervortreten. Hinter beiden Büsten ist ein Caduceus angebracht, so daß kein Zweifel über die Bedeutung der Figur übrig bleibt. Eine neue Bestätigung der anderswoher sattsam bekannten Verbindung der Venus und des Merkur findet der Vf. in der Inschrift auf dem Stiel einer kleinen Patere, Nr. 21, auf der man in vergoldeten Buchstaben M. VENER. liest d. i. Mercurio VENERI.

Ein schönes Simpulum beschließt die Reihe von Darstellungen, die auf den Merkur Bezug haben. Auf dem Stiel dieses Gefässes, Nr. 20, von gegossenem Silber, das vortrefflich erhalten ist, befindet sich in Basrelief ein Merkur, der von vorne dargestellt, ohne Bekleidung und Kopfbedeckung, sich nach der linken Seite hinwendet, und in der Linken einen Caduceus, in der andern einen Beutel hält. Dahinter gleichsam in einer besondern Abtheilung ist ein Widder, und weiter hinauf in einem dritten Feld ein Baum, der ein Feigenbaum zu seyn scheint. Rings um die Vertiefung dieses Gefässes steht die Inschrift mit punktirten Charakteren: MERCVRIO. AVGVSTO. Q. DOMITIVS. TVTVS, mit schönen Schriftzügen, die sicher in die ersten Zeiten des Kaiserthums gehören. Der Name Domitius, welcher unter der Regierung des Nero, der selbst aus der Familie Domitia war, allgemeiner als je früher geworden war, scheint ebenfalls auf die Zeit des Nero und Claudius hinzuweisen, als den Punkt, wo die vorzüglichsten Gegenstände dieser Sammlung, von denen noch einige diesen Namen tragen, consecrirt worden sind.

An diese Medaillons schließen sich noch zwei andere dergleichen, aber mit andern Vorstellungen versehen, an. Auf dem einen derselben, Nr. 8, ist in sehr starkem Relief ein Genius nur flüchtig abgebildet, der nackt und geflügelt sich mit der einen Hand auf eine Leyer von sehr großen Verhältnissen stützt und in der rechten Hand eine Schauspielermaske mit langen Haaren hält. Der Vf. sieht darin einen Genius der dramatischen Poesie, und nicht einen Amor, wie andere gewollt.

Das andere Medaillon, Nr. 9, von beträchtlicherer Größe als irgend ein anderer Diskus dieser Art, von ausgezeichneter Arbeit und von einer Erhaltung, die

nichts zu wünschen übrig läßt, enthält die genaue Wiederholung einer Darstellung, die sich auf einer sehr schönen antiken Lampe von Thon bei Bartoli, Antich. Lucern. figurat. part. I, nr. 8, erhalten hat. Man sieht hier eine Frauengestalt, mit unbedecktem und nicht mit einem Kranz aus Epheublättern geschmücktem Haupt; der obere Theil des Körpers ist ebenfalls ganz unbedeckt, bis auf einen Gürtel, der die Mitte des Leibes umschließt. Sie liegt auf einem Peplus, der den untern Theil des Körpers verhüllt und wiederum nur den Theil unbedeckt läßt, welcher einem der bekanntesten Venusbilder den Namen Kallipygos verschafft hat. Sie schläft, den Kopf auf ihren linken Arm gestützt, auf einem ausgebreiteten Löwenfell, über dem als Kopfkissen eine Keule, ein Bogen und ein Köcher sichtbar sind, nebst einem Becher, einem andern Attribut des Herkules, der deutlich mit Epheu bekränzt und im Grunde des Basreliefs angebracht ist. Drei kleine, nackte und geflügelte Amoretten sind in verschiedenen Stellungen, der eine hinter der weiblichen Figur, der andere auf ihren Knien, der dritte zu ihren Füßen, eingeschlafen. Der Vf. war anfangs geneigt, in der schlafenden Figur einen Hermaphrodit wiederzufinden, wofür auch die bestimmte Beziehung, welche zwischen dem Hermes und dem Hermaphrodit statt findet zu sprechen schien; genauere Untersuchung aber lehrte, daß es eine Venus sey, welche auf dem Schmuckgeräthe des Herkules schlafend ausruht, und es stellt demnach dieses Relief die bekannte Allegorie des Triumphes der Schönheit über die Stärke auf eine sehr sinnreiche Weise dar.

In jeder Hinsicht aber den kostbarsten Theil dieser Sammlung bilden die Vasen. Die Vase Nr. 10, auf der man wieder die schon oben behandelte Inschrift des Q. Domitius Tutus liest, ist nach dem Vf. ein Potorium. Sie ist mit Henkeln versehen und mit einem Fuß, so daß ihre Höhe 4 Zoll 10 Linien und ihr Durchmesser an der obern Oeffnung 3 Zoll 10 Linien beträgt. Sie ist das erste Beispiel von Silbervasen dieser Art. Sie besteht aus einer sehr dünnen in sehr hohem Relief ausgetriebenen Platte, die mit einem Kessel von massivem Silber gefüttert ist. Auf diesem Relief sieht man deutlich einen Jupiter auf seinem Throne, an dem obern Theil des Körpers unbedeckt und nach unten in einen weiten Peplos gehüllt, in der Hand ein langes Skeptron haltend. Daneben steht eine Göttin mit einem Diadem um die Stirne, und ganz in einen reichen Peplos gehüllt und ebenfalls ein langes Skeptron haltend — die Juno. Vor beiden steht ein geflügeltes Pferd, der Pegasus, der aus der Quelle Pirene trinkt, deren Nymphe halb zusammengekauert, halb nackt in der linken Hand ein Schilfrohr hält und mit der andern sich auf den ausgebreiteten Flügel des Pegasus stützt. Im Hintergrund erblickt man Acrocorinth mit einem Tempel, der tetrastylos ist, und an dessen Giebel man das Kennzeichen des berühmten Tempels der bewaffneten Venus wahrnimmt. Die lezte Figur ist ein Athlet, der Sieger in den isthmischen Spielen gewesen ist, denn er trägt an der Stirn einen Fichtenkranz und in der Hand einen Palmzweig. Im Hintergrund sieht man noch eine Hermensäule des Herkules und eine Tafel für die Siegespreise. Der Vf. kann nicht genug die überraschende Schönheit des Reliefs rühmen und er findet darin eine „Kraft des Styls, die fast Kolosse auf einem einfachen Trinkgeschirr zu bilden im Stande sey."

Zwei Vasen, Nr. 11 und 12, von der Gestalt der Praefericula, deren Höhe 9½ Zoll, der Durchmesser 5½ Zoll und das Gewicht 4 Pfund 4 Unzen beträgt, gehören durch ihre ganz gleiche Größe und durch die in allen Theilen einander entsprechenden Darstellungen als zwei Gegenstücke zusammen. Auf jeder derselben liest man die Inschrift: Mercurio Augusto Q. Domitius Tutus Ex Voto. Leider befanden sie sich in einem traurigen Zustand der Zerstörung, und die vollständige Zusammensetzung aller Theile konnte nur bei der einen gelingen. Auf jeder derselben befinden sich zwei Darstellungen, die in der Mitte durch eine Bacchusmaske von einander getrennt werden. Auf Nr. 11 ist der Tod des Patroklus auf der einen, und die Auslösung des Hektor auf der andern Seite dargestellt, welchen Darstellungen Hektor an dem Wagen des Achilles geschleift und der Tod des Achilles unter dem Pfeile des Paris auf Nr. 12 entspricht. Auf dem Hals jener Vase ist Diomedes, als Räuber des Palladiums, und zum Altar geflüchtet abgebildet, während der Hals der andern denselben Helden mit der Beute des Dolon beschäftigt und den Ulysses zeigt, der hier wie auf der obigen Darstellung mit dem Diomedes sich zu berathen scheint. Alle diese Darstellungen zeugen von einer originellen, jedenfalls griechischen Auffassung, und nur eine gewisse Schwerfälligkeit der Zeichnung verräth eine römische Hand. Bei der ausführlichen Untersuchung aller hier vorkommenden Personen zeigte sich eine merkwürdige Uebereinstimmung der Scene, worin der Tod des Achill dargestellt ist, mit einer Vase der Fürstin von Canino und manches Bemerkenswerthe für die Geschichte der nachhomerischen Tradition. Nicht minder merkwürdig als der Inhalt, ist die künstlerische Ausführung dieser Bildwerke. Sie geben die erste vollständige Probe der schon von Homer beschriebenen polychromen Sculptur. Die nackten Theile der Figuren treten mit der natürlichen Farbe des Silbers heraus, während die Waffen und die Klei-

Vermählung der Flora mit …

Fussbodengemälde im Wohnzimmer des Gynäceum …

ß von ihm
es sehr er=
en werden,
eranstalten.
n und das
n Ankündi=

rei Abthei=

t o n o g r a=
nologischer
lle auf je=
sunterneh=
sowie der
topographi=
Aegypten

ntliche und
ie verschie=
aften und
e Gewerbe

Gegenstand
es in ab=
, nach ih=
, Weihen
rstellungen
ommenden
in irgend=

elcher zur
ulophenim=
hrift bei=
g der In=
inden, in
v a r i u m
ollen, bei
en Hülfs=
letztere be=
nfalls ge=
Anleitung,
nane Re=
rn. Der
mit neuen
ungefähr
gsblättern

o sie nur
ch auf 1½
kommen.
der damit
Dreifache.

Digitized by Google

nichts zu
derholung
neu antik
Lucern.
sieht hier
und nicht
geschmückt
ebenfalls
Mitte de
lus, der
derum nu
bekanntest
schafft ha
gestützt,
dem als
cher, sicht
tribut de
im Grun
nackte u
Stellung
andere a
geschlafen
fenden F
auch die
mes und
genauere
sey, we
kules
dieses
der Sch
Weise d
In
Samml
der mar
Q. Do
Potoriu
Fuß, so
messer
Sie ist
Sie best
ausgetr
sivem S
deutlich
obern A
einen n
Skeptro
Diadem
los geh
— die
Pferd,
deren
der

bungsstücke vergoldet erscheinen. Die Toilette einer Dame aus den Zeiten des Verfalls der Kunst, gab nur unbedeutende Proben dieser Verfahrungsweise.

Wegen der Vortrefflichkeit der Arbeit und der geschmackvollen Decoration verdienten die Vasen Nr. 13 und 14 unter den ersten genannt zu werden. Hr. R. R. bezeichnet sie als ἀποῤῥαντήρια, welche häufig von Silber gefertigt wurden. An dem Rande der innern Schaale liest man noch einmal die Inschrift: Mercurio Augusto Q. Domitius Tutus Ex Voto. Jede derselben zeigt eine überaus reiche Composition, lauter Darstellungen aus den Dionysosmythen enthaltend. Das Ganze erinnert sehr an die Ptolomeische oder Mithridatische Vase des Pariser Antikenkabinetts (bei Felibien, Hist. de St. Denys, p. 344. pl. IV. und Montfaucon, Ant. expl. tom. I., part II., pl. 167). Die Hauptpersonen sind ein männlicher und weiblicher Centaur, von verschiedenem Alter und Angesicht, umgeben von einer Menge von bacchischen Genien, beiderlei Geschlechts und meist geflügelt, und von kleinen Satyrn in den verschiedensten Stellungen, mit einer Masse von Symbolen und Attributen des Dionysos geschmückt. Unter diesen zeichnen sich zwei Trapezophoren aus, mit einer Auswahl prächtiger Gefässe, auf denen man unter andern Darstellungen den Ulysses wie er den Polyphem trunken macht, die Entführung der Leucippiden durch die Dioscuren und einen griechischen Helden zu Pferd mit einer Amazone zu Fuß im Kampf wiedererkennt. Diese Figuren treten auf einem goldenen Grund in der Farbe des reinen Silbers heraus und der Vf. rühmt das Geschmackvolle und die Einfachheit, welche in der ganzen Verzierung herrscht. Die hohe Vollendung, welche die Arbeit dieser Gefässe in jeder Beziehung zeigt, lassen ihn in denselben ausgezeichnete Copien nach Vasen jenes Acragas vermuthen, von dem Plinius meldet, daß er sich vorzüglich durch Bachus- und Centaurendarstellungen so hohen Ruhm erworben habe.

P i s a.

Herr Professor Rosellini befand sich in den Jahren 1828 und 1829, gleichzeitig mit Hrn. Champollion d. J. auf einer literärischen Expedition, deren großmüthiger Beschützer der Großherzog von Toskana war, in Aegypten und Nubien. Er benuzte vier geschickte Zeichner, welche er zu diesem Zweck mit sich führte, um genaue und vollständige Zeichnungen und Abbildungen von den Sculpturen und Inschriften an den ägyptischen und nubischen Denkmälern nehmen zu lassen. Er hat dasselbe mit zurückgebracht, was Champollion, und da dieser leider an der Herausgabe des von ihm beabsichtigten Werks gehindert ist, so kommt es sehr erwünscht, daß Hrn. Rosellini die Mittel geboten werden, eine Herausgabe der gewonnen Ausbeute zu veranstalten. Der Großherzog von Toskana trägt die Kosten und das Werk erscheint, einer eben bekannt gemachten Ankündigung zu Folge, in folgender Gestalt:

Hr. Rosellini theilt das ganze Werk in drei Abtheilungen, die folgende Gegenstände behandeln:

1) Der erste Theil beginnt mit einer Iconographie der ägyptischen Könige in historisch-chronologischer Folge. In dieser Abtheilung finden zugleich alle auf jeden König bezüglichen Vorstellungen von Kriegsunternehmungen, Triumphen, besiegten Völkern etc., sowie der Götter ihren Platz. Den Beschluß macht eine topographische Beschreibung aller noch heut zu Tage in Aegypten und Nubien vorhandenen Monumente.

2) Der zweite Theil befaßt das ganze öffentliche und Privatleben der alten Aegyptier, als da sind die verschiedenen Uebungen und Costüme der einzelnen Kasten und namentlich der Kriegerkaste, Ackerbau und die Gewerbe zum Bedarf und Luxus.

3) Der dritte Theil gibt alles an, was Gegenstand der ägyptischen Götterlehre ist und befaßt alles in absteigender Ordnung von der Gottheit selbst an, nach ihren Graden der Emanation bis zu den Gebeten, Weihen und Sühngebräuchen. Daran schließen sich Darstellungen des Leichenrituals der Aegypter in allen vorkommenden Modifikationen und was andeutungsweise damit in irgend einem Bezug steht.

Den Kupfern zur Seite geht der Text, welcher zur Erläuterung jener bestimmt ist. Den Hieroglypheninschriften wird eine Übertragung in Buchstabenschrift beigegeben. Eine philologisch genaue Uebersetzung der Inschriften soll am Ende des Werks ihren Platz finden, in der Art, daß die lezten Bände ein Dictionarium Hieroglypho-Copticum enthalten sollen, bei dessen Ausarbeitung alle bis dahin erscheinenden Hülfsmittel und Entdeckungen benuzt werden. Um leztere berücksichtigen zu können, findet der Vf. es ebenfalls gerathen den Prodromus oder die allgemeine Einleitung, welche von allen Bemühungen und Erfolgen genaue Rechenschaft gibt, am Ende des Werks zu liefern. Der Text wird in Oktav, auf starkem Velinpapier mit neuen Schriften gedruckt, 7 — 10 Bände, jeder von ungefähr 500 Seiten, mit lithographirten Erläuterungsblättern versehen, ausgegeben.

Die Kupfertafeln, in Aetzstich, werden, wo sie nur Umrisse liefern, eine in die andere das Stück auf 1½ Franken = Lire florent. 1. 15. 8. zu stehen kommen. Colorirt steigt der Preis nach Beschaffenheit der damit verbundenen Arbeit um das Doppelte oder Dreifache.

Jeder Textband von 300 Seiten kostet 6 Franken oder Lire florent. 7., 3. wobei die lithographischen Erläuterungstafeln und die Inschriften in ausländischen Alphabeten mit einbegriffen sind.

Das ganze Werk wird den Preis von 600 Franken oder Lire florent. 773. 16. 6. nicht überschreiten.

Die Zeit der Vollendung ist auf fünf Jahre festgesezt und das Werk ist schon begonnen.

Was nun die Kunstgeschichte und die Alterthumswissenschaft im Allgemeinen betrifft, so erlauben wir uns, über den mitgetheilten Plan Folgendes zu bemerken. Vorerst wäre zu wünschen gewesen, daß dieses Werk die Abbildungen aller an jedem einzelnen Baudenkmale vorkommenden Vorstellungen in möglichst natürlicher Ordnung, ganz in der schlichten Weise einer Periegese gegeben hätte. Das Erste worauf eine eindringliche Untersuchung jezt Acht haben muß, ist zu sehen, in welcher Beziehung alle an einem Monument vorkommenden Darstellungen auf das Monument selbst stehen, ohne alle weitere Nebenrücksichten. Diesem zur gründlichen antiquarischen Forschung durchaus nothwendigen Erforderniß, haben die bisherigen Werke, namentlich die Description de l'Egypte, noch nicht von weitem entsprochen. Erst wenn dieses geschehen, wird man es wagen dürfen, zu Untersuchungen, welche höhere Resultate zum Zweck haben, mit einer gewissen Sicherheit fortzuschreiten. Auch mit dem größten Vertrauen auf die Richtigkeit der Champollionschen Ansichten werden es die Forscher auf dem Gebiete der Mythologie dem Herausgeber keinen Dank wissen, wenn alle mythologischen Darstellungen nach den Ansichten des Vfs. und nach den sehr zweideutigen Graden der Emanation in einer höchst einseitigen Anordnung aufeinander folgen. Dieß ist nach dem System und der herrschend gewordenen Ansicht wohl die Weise, in der man jezt allgemein die ägyptischen Götterordnungen annimmt, aber daraus, daß diese Anordnung bisher die einzige gewesen ist, folgt nicht, daß nicht vielleicht die nächsten Jahre zu ganz andern Annahmen zwingen werden. Ein so vielumfassendes und so prachtvoll ausgestattetes Werk, wie das gegenwärtige, macht darauf Anspruch, länger als die Ansichten, unter denen es entstanden ist, brauchbar zu bleiben.

Ueberhaupt aber würde die ganze Eintheilung des Werks, wenn wir sie nach der Ankündigung betrachten, so viel Unbequemes und Mangelhaftes haben, daß der Wunsch für eine Aenderung derselben, vor der Ausführung des so kostspieligen Unternehmens nicht laut genug ausgesprochen werden kann. Denkt man sich, daß um die Vorstellungen an einem Denkmal zu untersuchen, diese aus drei verschiedenen Abtheilungen zusammengelesen werden müssen, oder umgekehrt, daß bei Untersuchung irgend eines Punktes der Archäologie die ganz äußerlich zusammengehörenden Vorstellungen in buntem Gemisch, wie in irgend einem übergelehrten encyclopädischen Werk des vorigen Jahrhunderts, dem Forschenden entgegentreten, so begreift man leicht, wie auf solche Weise das Werk nur neue Schwierigkeiten, nicht aber Bequemlichkeiten und Förderniße darbieten muß.

Nichts ließe sich gegen die von dem Vf. beliebte systematische Anordnung in den Textbänden oder in dem beschreibenden Theil des Werks einwenden. Dieß ist das ausschließliche Eigenthum des Vfs. und mit diesem ziemt es ihm zu schalten und zu walten, wie er es für gut und zweckmäßig befindet. Den Kupfern dürfte dann nur eine ganz succincte Inhaltsanzeige beigegeben werden, während die Beschreibung an seinem Orte stets auf die in dem Atlas befindliche Vorstellung Bezug nähme.

Varianten

zu Plinius Kunstgeschichte aus der florentinischen Handschrift,

mitgetheilt von F. Osann.

(Fortsetzung.)

Pag. 682. 1. linteis
circumdicta atque primam talem
secundam singulis
2. dicta
3. dicunt deest
pilocle Aegypti
3. 4. oriontio p. Corinthio
4. et deest
etiamnunc
6. calares p. colorare
testo
feruntur
trita deest
etelephantus
7. aut deest
nominum
quam p. quem
8. damaratum*)
regis romani
8. 9. tyranni iniuriae Cypseli
10. enim deest
11. equibus p. aedibus
nulla sequi minor tam longo

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wo sich diese Rechtschreibung des Namens, Damaratus, in Handschriften findet, wie hier, verdient sie gewiß den Vorzug vor der gewöhnlichern Demaratus, da dieser Corinthier sicher Δαμάρατος hieß.

Beilage: ein Steindruck.

№. 64.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 11. August 1831.

Concurs für die Bildsäule Napoleons zu Paris im Juni 1831.

(Vergl. Kunstblatt Nr. 44. d. J.)

Dieser Concurs schritt langsam vorwärts, woran nicht sowohl ein Fehler der Concurrenten, als vielmehr des Programmes Schuld war. In dem Augenblicke, in welchem die mit dem 1. Juni eingelaufenen Skizzen aufgestellt wurden, erhoben sich Streitigkeiten, weil ein Versehen vorgegangen war, welches die Administration hätte verhüten können und sollen. Man hatte nämlich den Concurrenten nicht gleich anfangs die Dimensionen des Sockels der Bildsäule, d. h. der Bekrönung der Vendomesäule angezeigt, was für sie ein nothwendiges Datum war, damit sie ihre Skizze in ein richtiges Verhältniß zu dem Monument hätten setzen können. Es war für die Künstler unerläßlich, mindestens zu wissen, in welchem Verhältnisse die Figur zu der Halbkugel und der kleinen auf dieser befindlichen Platteform stehen sollte. Da nun das Programm die erforderlichen Notizen den Künstlern mitzutheilen unterlassen hatte, so entstand ein großer Streit unter denen, welche das erwähnte artistische Datum demungeachtet nicht vernachläßigt hatten, und zwischen denen, welche, weil sie entweder daran gar nicht dachten, oder weil sie glaubten, sich keinen Zusatz erlauben zu dürfen, ihre Figur auf eine Platte gesezt hatten, ohne sie auf das der Säule zur Spitze dienende Piedestal zu erheben.

Die Veranlassung zu einer andern Diskussion gab der Umstand, daß einer oder mehrere Bildhauer geglaubt hatten, zwei Entwürfe vorlegen zu können. Nach dem Beschluß der Administration mußte der eine von beiden sogleich zurückgewiesen werden, oder der Verfasser sich wenigstens für einen bestimmt entscheiden. Das Unpassende einer solchen Maßregel leuchtet von selbst ein; denn wenn dem Staate lediglich daran liegen muß, die beste Composition über einen gegebenen volksthümlichen Gegenstand zu erhalten, warum sollte er den Künstler hindern, mehrere Proben vorzulegen? Hat doch auch Hr. Jacquot bei dem Concurse für den Giebel der Magdalenenkirche zwei Entwürfe gemacht; und was wollte die Administration dagegen zu sagen finden, wenn ein Künstler mehrere Skizzen unter fingirten Namen einreichte? Am fünften Juni hatte die Ausstellung der eingegangen Skizzen statt und man konnte hier die Bemerkung machen, daß die Concurrenten nicht von der Idee zurückgekommen waren, Napoleon in seiner gewöhnlichen Uniform, und selbst mit dem Oberrocke und dem kleinen Hute vorzustellen, welche beide sich von diesem Costum nun nicht mehr trennen lassen, so wenig auch dergleichen an einem Monumente dem Auge gefallen kann. Einige haben nach vollkommener Einfachheit gestrebt und in ihren Entwürfen nur den Umriß des Helden zu geben gesucht, im Frack und den Hut auf dem Kopfe, ohne sich durch die auffallend nackten Linien des Körpers und besonders der Beine irre machen zu lassen. Andere haben geglaubt, ihren Gegenstand erweitern und ihm zugleich mehr Styl geben zu müssen, indem sie zum Frack noch den Mantel oder wenigstens den Oberrock fügten und die Beine gegen einiges Beiwerk stüzten. Andere endlich wußten bei der gesezten Bedingung der größten Einfachheit gar keine Partie zu nehmen, und das sind diejenigen, welche, nachdem sie sich zum Concurse hatten einschreiben lassen, darauf verzichteten, in die Schranken zu treten.

Herr Molchneit hat den Helden dargestellt mit dem Soldatenfrack, den Hut auf dem Kopf und in der einen Hand Papiere, in der andern einen Bleistift oder Griffel haltend. Ein Mantel fällt von der linken Schulter bis auf die Füße herab, indem er den Körper von vorne unbedeckt läßt. Ein Adler, hinter dem rechten Schenkel, füllt die Gruppe. Hr. Molchneit hat das Magere des Umrisses gefürchtet. Seine Skizze gewährt einen schönen Anblick und hat viel Charakter.

Herr Valois hat sich ebenfalls des Oberrocks bedient, den er, vielleicht zu viel, vergrößert hat, um eine Masse zu gewinnen, die sich mit dem Adler verbindet, welcher sich auf der Rückseite gegen die Schenkel lehnt und sich mit Stolz über einen Haufen von Kreuzen ausbreitet. Die rechte Hand stüzt sich auf den Degen. Die Stellung hat etwas Geschlossenes, nur scheint sie uns

wenig charakteristisch. Napoleon hatte kein so martialisches Ansehen, so großer Feldherr er auch war.

Herr Guersant, der ebenfalls den Frack beibehielt, hat Napoleon mit einer Lorbeerkrone bekränzt und hat wollen Styl hineinbringen, indem er einen ungeheuren Mantel anbrachte, der selbst die Schenkel von vorne einhüllt. Ein Lorbeerbaum trägt auf einem seiner untern Zweige den Hut, welchen der Künstler nicht auf den Kopf zu setzen gewagt hat. Endlich füllt ebenfalls hier ein Adler die Gruppe auf der Rückseite. In der ganzen Darstellung zeigt sich Talent. Der Kopf aber scheint weder den passenden Charakter, noch die schickliche Bewegung zu haben.

Die HH. Dumont und Duret haben mit vereinten Kräften eine einzige Skizze componirt. Ihr Napoleon ist in einer frühern Zeit dargestellt, bei dem Frieden von Presburg. Er ist gut getroffen; bekleidet mit einem einfachen Frack, mit unbedecktem Haupt, eine Hand an dem Gefäß des Degens, und mit der andern eine Rolle haltend. Die Künstler, welchen ebenfalls vor der Magerkeit des Umrisses bange gewesen, haben auf den Schultern einen Mantel angebracht, welcher hinten bis auf die Mitte des Schenkels fällt. Diese Skizze gewährt im Allgemeinen einen befriedigenden Anblick.

Die des Hrn. Seurre gehört zu einer andern Klasse. Der Frack, der Hut, der Oberrock, alles ist da; und man kann nicht sagen, daß es schlecht sey. Napoleon hat eine Hand in seiner Weste; mit der andern hält er eine Rolle. Die Darstellung ist gut und sehr sprechend.

Herr Merlieux hat seine Skizze von hinten in die Faltenpartien eines ungeheuren Mantels eingehüllt, wodurch sie sehr auseinandergeht; die Gestalt hat nicht den eigenthümlichen Charakter, um kenntlich zu seyn.

Herr Desprez hat keinen Anstand genommen seinen Napoleon darzustellen, wie man ihn fast immer hat sehen können, wenn er Revue hielt oder die Armee kommandirte. Frack und Hut ohne Oberrock und Mantel; eine Hand in dem Westenschlitz, die andere hält eine Rolle. Die Stellung ist einfach, nachdenkend, und sehr charakteristisch. Die Büste scheint ein wenig kurz.

Herr Bongron hat den Helden auf den blanken Degen gestützt, und in einer stolzen Stellung gebildet, die anzunehmen er sich nie die Mühe gegeben hat. Die Figur ist gut gezeichnet; der Mantel, welcher von dem Körper ab auf der linken Schulter hängt, fällt wohl nicht nach den Gesetzen der Schwere.

Herr Barre der Jüngere hat eine wahrheitsvolle Skizze gemacht, in der nämlichen Weise wie Hr. Desprez. Aber er hat den Kopf unbedeckt gelassen; eine Hand in der Weste, mit der andern den Degen haltend. Die Stellung ist wahr und sehr charakteristisch.

Herr Bra hat weit gefehlt, wenn er einen Napoleon machen wollte.

Herr Thérasse ist glücklich gewesen, wenn er Hrn. Mayeur darstellen wollte.

Herr Jouffroy ist ebenfalls glücklich gewesen, wenn er eine gute Skizze für den Concurs machen wollte. Sein Napoleon, mit unbedecktem Haupt, mit einem einfachen Frack angethan, die rechte Hand in der Weste, die linke auf dem Degengefäß ruhend, trägt auf der Schulter, von dieser Seite, einen sehr einfach angelegten Mantel, der hinten bis auf die Erde herabfällt, ohne den Körper überhaupt zu maskiren. Die Stellung hat viel Ruhe und Nachdenken. Die individuelle Aehnlichkeit ist in allen Theilen gut gefaßt. Man erkennt einen Meister in dieser Arbeit.

Die Skizze von Hrn. Rude ist in derselben Weise. Die Gestalt ist gut charakterisirt; die Ansichten des Ganzen befriedigend; man tadelt die etwas excentrische Bewegung der rechten Hand.

Man lobt auch die Skizze von Hrn. Thomas, obgleich der Mantel den Körper zu sehr verhüllt und einen Theil der Individualität wegnimmt, welcher die Person kenntlich machen muß. Man tadelt ausserdem den Cavalleristensäbel, auf den er sich stützt.

In der von Hrn. Gois bedeckt ein Mantel ebenfalls den Frack. Die rechte Hand hält eine kleine Siegesgöttin; die linke hat keine sattsam bestimmte Bewegung. Die Ansicht des Ganzen ist gut, obgleich ein wenig schwerfällig.

Herr Droz hat den Oberrock über dem Kleid angebracht. Sein Held hat den Degen in der Hand und zeigt mit der linken auf andere Gegenden, welche erobert werden sollen. Diese Bewegung ist etwas zu weichlich angedeutet, aber im Ganzen zeigt sich Individualität.

Herr Duseigneur hat den kleinen Oberrock verlängert, um eine etwas reiche Masse zu erhalten. Die Stellung ist gut und wahr, eine Hand in der Weste, die andere auf dem Rücken. Der Kopf scheint nicht charakteristisch genug.

Herr Gayrard hat seinen Helden dargestellt mit dem Degen in der Hand, den Hut auf dem Kopf, ohne alle Draperie. Er schreitet stolz vorwärts und pflanzt mit der linken Hand seinen Siegesadler auf die Weltkugel. Der Umriß ist von allen Seiten rein, mit Ausnahme von Seiten der Fahne.

Herr Marlet hat sich ebenfalls auf einen einfachen Frack beschränkt. Eine Hand hat er auf dem Rücken, mit der andern hält er eine Rolle. Die Stellung ist geschlossen und charakteristisch.

Herr Foyatier scheint seinen Spartacus haben wiederholen zu wollen mit den Modifikationen, die ein Mann

von Talent anzubringen weiß. Aber im Ganzen scheint uns dieser Versuch nicht glücklich.

Herr Elshoet hat keinen Anstand genommen den Frack, den Hut und den Mantel anzubringen. Die Stellung ist recht charakteristisch. Die linke Hand ruht auf dem Degengefäß, und die andere scheint auf die Säule zu zeigen, auf der so viele Großthaten eingegraben sind.

Unter den andern Skizzen, in denen sich Talent zeigte, befinden sich noch die von den Herrn Fessard, Allier, Grasse.

Herr Duvieux hat ohne Zweifel Napoleon in seinem fünfzehnten Jahr darstellen wollen.

Herr Moine wollte ihn romantisch behandeln, ohne Zweifel um ihn dafür zu strafen, daß er ein geschworner Feind von allen Romantikern und Idealisten gewesen. Die Maler sagen zu Hrn. Moine, er solle Skulpturen arbeiten; die Bilderhauer sagen ihm, er solle bei den Gemälden bleiben.

Zum Schluß unserer Bemerkungen, erlauben wir uns noch eine im Allgemeinen über die verschiedene Weise, welche mehrere Concurrenten in Hinsicht auf die Totalmasse ihrer Statue beobachtet haben, nämlich, die Schenkel nicht einzuhüllen, damit das Individuelle der Gestalt und der Stellung nicht verloren gehe, und sie auf einen Mantel, den sie von hinten übergeworfen, zu stützen, um Masse zu bilden. Im Marmor, glauben wir, würde dieß sehr passend seyn, weil hier bei den vorspringenden und zurücktretenden Partien, das Schwarze und Weiße gegen einander hervortreten und dem Auge selbst aus weiter Ferne erkennbar seyn würde, aber in Bronze sollten wir meinen, müßte die ganze Masse braun werden, und man würde dann nichts sehen, als den Umriß des Mantels.

Das Preisgericht, welches vom Minister des Innern zur Beurtheilung dieses Concurses ernannt war, bestand aus dem Grafen Bondy und dem Baron Fain, den Bildhauern Cortot, David, Pradier, Ramey d. A. und Nanteuil; den Architekten, Fontaine, Huyot, Lepère; den Malern Gérard, Gros, Guérin, und endlich den HH. Hippolyte Royer-Collard und Edouard Bertin. Es war zu erwarten, daß die Regierung nicht von der Idee abgehen würde, den Helden im einfachen Soldatenfrack und kleinen Hut aufzustellen, ohne auf den Kaisermantel und andere Regierungsattribute Rücksicht zu nehmen, denn dieß Costum stimmt erstlich zu der in ganz Europa angenommenen Tradition, und zweitens konnte die Regierung, unsers Bedünkens ganz weise, nur beabsichtigen den General Napoleon und nicht den Kaiser Napoleon darzustellen. Das Preisgericht entschied, mit einer Mehrheit von 7 Stimmen gegen 5, da die Anzahl der Stimmenden nicht mehr als 12 betrug, für die Skizze des Hrn. Emile Seurre, welche Napoleon in ganz gewöhnlicher Art mit Frack, Ueberrock und Hut, darstellt. Nach Hrn. Seurre haben die HH. Dumont und Duret die meisten Stimmen erhalten.

Der ehemalige Oelberg in Ulm.

Der Oelberg stand im obern Münsterkirchhof und war zu den Andachten in der Charwoche bestimmt, bestand in sechs eckenweis gestellten, künstlich bearbeiteten Säulen, deren jede mit einem steinernen Bilde geziert war, je eine von der andern 7 Werkschuhe stehend, mit einem künstlichen Bogen an einander geschlossen; die Höhe bis an die Dachung war 70 Schuh; aussenherum war er mit einer eisernen, den Ecken des Oelbergs gleichlaufenden Vergitterung versehen, welche 108 Schuhe im Umfang hatte. Das Dach bestand in künstlich durchbrochener Arbeit von gehauenen Steinen, ohne Platten, das Gewölbe war mit Blei bedeckt. Die fünf aus Stein gehauenen Bilder im Oelberg sind von dem Bildhauer-Meister Mühlen*), dessen Namen an dem Jesusbilde steht, im Jahr 1516 verfertigt: Jesus, knieend, das Angesicht und die Hände betend emporhebend, in übergroßer Gestalt; die drei Jünger: Johannes, Petrus und Jacobus, der erste sitzend, die andern liegend, aber alle schlafend, ebenfalls in übergroßer Gestalt und ein Engel mit dem Kelche, in kleinerer Figur. Die Bilder um den Oelberg stellten Juden vor, die Jesum gefangen nahmen; diese Bilder verfertigte nach dem Rathsprotocoll Mittwoch nach Allerheiligen 1517, Bildhauer Meister Michael Erhart.

In alten Handschriften steht auch: „Zu wissen sey nach mir, M. Andreas Sommermann und meinen Kindern und Enkeln, daß wir haben einen Oelberg gen Ulm von unsern lieben Voraltern gestifftet auf das ganze Sommermannische Geschlecht u. s. w.“

„Den Oelberg hat Matthäus Böblinger von Eßlingen gen Ulm verordnet und hat viel Staine gehauen zu denselben Zeiten, 1474. Darnach über drei Jahre war ich bestellt von meinem Herrn von Ulm zu ihrem Kirchenbau.“

„Agnesa Mayerin, genannt Tausendschöne stiftete wegen des wirdigen Baues einen Jahrstag mit zwo Messen 1475.“ Die Bessererische Familie in Ulm stiftete ein ewiges Licht, das 1528 abgethan wurde.

Dieses Werk wurde 1474 zu bauen angefangen, aber bald eingestellt, am Thurme des Münsters gearbeitet und erst 1516 wieder angefangen. Da aber der Münsterthurm 1492 zu sinken drohte, so wurde die Sommer-

*) Auch die Visirung des Oelbergs ist von diesem Künstler.

mannische Stifftung vereitelt der Magistrat aber brachte den Oelberg zu Stande, Montag nach Lätare 1518, heißt es: „Gott dem Allmächtigen zu Lob, Ehre, Ermahnung, „Danksagung und ewigen Gedächtniß seines Sohnes bit„tern Leidens und Sterbens.“ Derselbe verordnete auch: „Wer hinfüro, er sey jung oder alt, niemand ausgenommen, gedachten Oelberg, den ein Ersamer Rath fast köstlich zu machen verordnet, es sey an Juden oder andern Bildern, mit Werffen oder in andre Wege, unsäubert oder Schaden thät, oder über das Dill hinübersteigt, der soll 1 Pfund Heller zur Straff unablöslich geben und bezahlen, und wo junge Knaben, die straffbar würden, die Straffe nicht zu geben hätten, sollen dieselbe ihre Aeltern ohne alle Widerrede bezahlen und geben.“

Als im J. 1492, an einem Sonntage während des Gottesdienstes, zwei oder drei große Steine aus dem hohen Thurmgewölbe des Münsters fielen, und man den Einsturz des Thurmes, der bereits zu einer Höhe von 237 Fuß gediehen war, befürchtete, mußte Matthäus Sommmermann aus Ulm fliehen, um nicht der Rache des Volks ausgesezt zu seyn. Der Rath in Ulm verbannte ihn auf ewig aus Stadt und Land, gab ihm aber seine Verpflichtung der Stadt Werkmeister zu seyn, nicht zurück, welches ihn hinderte, anderswo Dienste zu nehmen. Deswegen bittet Graf Eberhard d. ä. von Wirtemberg, ihm diese Verpflichtung herauszugeben. d. d. Wildbad, Montag Erhardi 1494, noch einmal Böblingen, Donnerstag vor Bartholomäi desselben Jahrs. Auf dieses entließ man ihn mit einer gütigen Strafe seiner Pflicht, Montag nach Bartholomäi 1494. Doch mußte er für sein ganzes Leben aus der Stadt und Herrschaft schwören, und dabei geloben, diejenigen, an welche er des Pfarrkirchenbaues wegen einen Anspruch zu haben vermeine, vor Stadtammann und Gericht in Ulm bleiben zu lassen und nicht vor ein auswärtiges Gericht zu ziehen.

Die Bilder um den Oelberg wurden am 16. Junius 1531, zerstört, die im Oelberg Montag nach Ostern 1534, zur Zeit des Zwinglianismus in Ulm, weggethan, und der Oelberg selbst, ein Werk der Kunst und des Alterthums, das 289 Jahr gestanden, und noch in ganz gutem Zustande gewesen, im Jahr 1690 durch den Steinmetz und Stadtwerkmeister Heinrich Hacker, und nachher öfter renovirt, von der baierischen Regierung am 6. Mai 1807, Nachmittag 2 Uhr, zur vermeintlichen Verschönerung des obern Kirchhofes, niedergerissen, und das eiserne Gitter zur Einfassung des Kirchhofes an der Westseite verwendet. Aber auch diese Einfassung wurde 1829 weggethan, um dadurch den obern Kirchhof mit dem sogenannten Platz zu vereinigen, welches einen schönen Anblick gibt, und besonders für die Jahrsmessen, die daselbst gehalten werden, vortheilhaft ist. An die Stelle des Oelbergs wurde 1809 eine Linde gesezt. In der Furtenbachischen Kunstkammer war: Eine etwa 3 Schuh hohe und 1½ Schuh breite, auf Pergament mit höchstem Fleiße, nach der Architectura gothica, mit der Feder gerissene Tafel, den Oelberg beim Münster in Ulm vorstellend, wie er 1517 noch ganz gewesen, sammt den Figuren Christo und seiner Jünger. Eine andere Abbildung befindet sich bei einem Kupferstich des Münsters von Jacob Geiger d. J. und Johann Frank 1659 verfertigt.

Matthäus Böblinger oder Matthäus Sommermann, welches eine Person ist, starb zu Eßlingen im J. 1505, wo in der Frauenkirche sein Grabstein steht; er ist der Baumeister der Spitalkirche zu Eßlingen, 1482.

Wirtingen. Weyermann.

Varianten

zu Plinius Kunstgeschichte aus der florentinischen Handschrift,

mitgetheilt von F. Osann.

(Fortsetzung.)

Pag. 682. 12. urbitate
Atalante
13. comimis p. cominus
14. templi p. templi
tollere eas
16. ipse
nullum
16. 17. consummatum
17. annmiliacis p. cum Iliacis
19. Fabia clarissima gentes
21. aede a Claudii
boario deest
22. pacubi p Pacuvii
clariorem qui
23. scena
24. Turpillum
mest p. nostrae
24. 25. vellet referret pulcris eius operibus hodieque
25. 26. moratur
26. senecta sit edius labeo *)
Pag. 683. 1. etiam p. et
2. Fugit p. Fuit
ad principum virorum p. et princ. vir.
3. Cum Q. Pedius nepus q Pedii

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Aehnliche Verschiedenheit der Lesart fand auch Sillig Cat. artif. S. 235 in den von ihm verglichenen Handschriften zu Paris, so daß die Critik über diese Stelle doch vielleicht noch nicht für abgeschlossen angesehen werden dürfte.

N°. 65.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 16. August 1831.

Kunstliteratur.

Geschichte der Malerei in Italien, vom Wiederaufblühen der Kunst bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Lanzi. Aus dem Italienischen übersezt und mit Anmerkungen von J. G. v. Quandt herausgegeben von Adolph Wagner. — Zweiter Band. Leipzig, Joh. Ambr. Barth 1831. 8.

Der erste Band dieses Werks ist in Nr. 88 des Kunstblatts 1830 von andrer Hand angezeigt und dabei der Standpunkt angegeben worden, von welchem aus die einsichtsvollen Herausgeber die Kunstgeschichte des Lanzi betrachtet und auch ihre Arbeit beurtheilt wissen wollen. Der vorliegende zweite Band ist in derselben Weise übersezt und commentirt, wie jener, und Ref. kann dem dort schon im allgemeinen ausgesprochenen Lobe nur einzelne Bemerkungen hinzufügen. Dieser Band enthält die Schulen von Venedig und der Lombardei, nämlich die von Mantua, Modena, Parma, Cremona und Mailand. Was die Uebersetzung betrifft, so ist sie durchaus treu und dem Style des Originals angemessen; nur hie und da hat das Streben nach Kürze zu einiger Undeutlichkeit oder zur Wahl ungewöhnlicher Worte geführt. So S. 46, wo von Mantegna die Rede ist, „und auf einem seiner Bilder bemerkt man Landschaften und Grüne in ihrem Charakter ꝛc.“, welches doch undeutlicher wird als das auch im Italienischen harte: si notan paesi e verzure sul lor carattere. Oder S. 180 „besonders lobt man seinen Besuch“ in welchem Ausdruck nicht Jeder das Bild der Heimsuchung (Visitazione) bezeichnet finden wird. S. 209 würden wir das limitato mit besonnen übersezt haben.

Was die Zusätze betrifft, so konnte das reiche Material, das Lanzi hier angehäuft hat, noch manchen Anlaß zu Erörterungen, Untersuchungen, Nachträgen und Berichtigungen bieten; die Herausgeber haben sich jedoch, wie billig, auf das Nothwendigste beschränkt, und Hr. v. Quandt that sich hauptsächlich bemüht, zu den im Texte enthaltenen Charakteristiken der Künstler, dasjenige hinzuzufügen, was entweder zur Berichtigung von Lanzi's Ansicht oder zur schärfern und bestimmtern Zeichnung nothwendig schien. Und hierin finden wir einen vorzüglichen Werth seiner Zusätze, daß sie überall mit Wenigem den rechten Gesichtspunkt angeben und den Leser in den Stand setzen, den Autor kritisch zu lesen. Dieß war nun freilich nur in den Hauptpunkten möglich, ist aber auch überall, wo es hauptsächlich Noth thut, geschehen; denn alles Einzelne und Kleine zu berichtigen, bei jedem Worte des Lobes oder Tadels das zu Viel oder zu Wenig abzuwägen, wäre eine endlose Arbeit, und zulezt doch auch nur Sache der individuellen Meinung geworden. Bei dem gänzlichen Mangel einer durchgreifenden höhern Ansicht, und bei seinem eifrigen Streben nach historischer Vollständigkeit, mußte Lanzi nothwendig in den Fehler verfallen, das Geringfügige mit eben so viel Gewicht zu behandeln, wie das Ausgezeichnete; daher schildert er, wo er von mittelmäßigen Künstlern und Manieristen spricht, wie ein Liebhaber, während bei großen Meistern seine Darstellung oft scheu oder nüchtern weit unter der Höhe des Gegenstandes bleibt.

Als vorzüglich gelungene Charakteristik heben wir zur Beherzigung der jüngern Maler folgende Stelle aus, worin Hr. v. Quandt das Colorit des Paolo Veronese schildert: „Paul Veronese malte mit erstaunlicher Leichtigkeit und Sicherheit. Seine Farbe ist auch darum so rein und kräftig, weil er sie nicht quälte, sondern aufs erstemal den rechten Ton traf. Auch lasirte er weniger als andere Venetianer, und daher werden seine Bilder nicht so leicht durch Reinigung verderbt. Wie Tizian in seiner besten Zeit, liebt Paolo ein volles Licht und meidet die finstern Schatten, und dennoch runden sich alle Gestalten durch die genaue Beobachtung der Wirkung der Farben und des Lichts auf das Auge. Alle Theile eines menschlichen gesunden Körpers, auf welche das Sonnenlicht gerade auffällt, haben eine röthlich-gelbliche Farbe, und zugleich ist es die, welche das Auge am meisten reizt, ihm gleichsam freundlich entgegenleuchtet und von diesem Sinnorgane am lebhaftesten aufgenommen wird.

Daher treten so beleuchtete und gefärbte Stellen scheinbar hervor. Andere Theile, welche nicht den Strahlen zugewendet, sondern seitwärts liegen, empfangen ihre Beleuchtung durch Widerscheine von näheren und ferneren beleuchteten Gegenständen, ja von der mit Licht erfüllten Atmosphäre, und diese Widerscheine hauchen gleichsam den Theilen auf welche sie fallen, die Farbe der Gegenstände an, von welchen sie abprallen. Da nun diese Widerscheine blaulich sind, wenn sie aus der freien Luft kommen, so theilen sie diese blauliche Farbe dem weniger beleuchteten Gegenstande mit, und wenn dieser eine zarte Haut ist, so entsteht aus der Mischung mit der bloß gelbröthlichen Farbe ein Lichtgraulichgrün. Diese Färbung fällt aber dem Auge, weil sie matter ist, weniger auf, und so weichen diese Theile scheinbar zurück und erscheinen als Halbschatten, selbst wenn sie fast so hell sind, wie die beleuchteten Stellen. Durch Farbe scheinbar hervortretende und zurückweichende Stellen bilden eine scheinbare Rundung; und da Tizian und Paolo dieß treu beobachteten, so runden sich ihre Gestalten ohne Aufwand von starken Schatten und scharfen Gegensätzen von Hell und Dunkel; ja die entzückenden Glieder, die sie malen, schwimmen in Licht und Helligkeit, und doch glaubt man sie umfassen zu können. Auch beobachteten sie die Zusammenstellung solcher Farben, die sich gegenseitig heben, wie gelb und blau, roth und grün, und vermieden dieß, wo sie eine sanfte, suchten es, wo sie eine lebhafte Wirkung hervorbringen wollten. Auch erscheint das Lichte auf ganz hellem Grunde doch schattig. Von andern Principien des Colorits, welche den Paoli'schen ganz entgegengesezt sind, werden wir bei der Bologneser Schule sprechen."

Ueber einzelne Zusätze erlauben wir uns nur folgende Bemerkungen: S. 15 Anm. 12 vermuthet Hr. v. Q., daß ein deutscher Künstler mit Bartolommeo Vivarini von Murano in Verbindung gestanden, von welchem lezterer den eckigen Faltenwurf der deutschen Schule möge angenommen haben. Bleibt es aber nicht räthselhaft, daß eben der mit der Jahrzahl 1473 bezeichnete h. Augustinus dieses Meisters in S. Giovanni und Paolo zu Venedig zwar in der Zeichnung weit schöner, aber im Machwerk ganz und gar so ausgeführt ist, wie A. Dürer in seiner besten Zeit seine Gemälde zu behandeln pflegte, nämlich dünn lasirt, zum Theil vergoldet und die Umrisse häufig mit kecken schwarzen Strichen angezeigt? Sollte man daher nicht vielmehr auf eigenthümliche Entwicklung des Vivarini und späteres Einwirken seiner Manier auf die des A. Dürer schließen dürfen? — In derselben Kirche befindet sich auch ein großes Glasgemälde von Bartolommeo, das den Raum eines Fensters einnimmt und acht lebensgroße Figuren und siebzehn Brustbilder enthält; es ist 1814 wieder hergestellt worden.

S. 26 ff. hätten bei den Nachrichten über Antonello von Messina auch die Schrift des Ritters T. Puccini zu Florenz und die des Hrn. de Bast in Gent angeführt werden können, welche leztere die neuesten und vollständigsten Untersuchungen über diesen Künstler enthält. S. die Uebersetzung der lezteren mit Zusätzen von S. Boisserée im Kunstblatt 1826 Nr. 78 ff.

S. 58 Anm. 50, wo von den Malern im Friaul die Rede ist, hätte die Storia delle Belle Arti Friulane des Grafen Fabio di Maniago einer Erwähnung verdient, die 1823 eine zweite Auflage erlebte (Udine, Gebr. Mattiuzzi.)

Ob das S. 74 Anm. 9 erwähnte Bildniß der Violante von Paris Bordone in der Münchner Gallerie ächt sey, scheint uns einigem Zweifel unterworfen.

S. 242 ff. hat Hr. v. Q. eine Vertheidigung Canova's gegen die Angriffe mehrerer Kritiker, namentlich Fernow's unternommen, dessen Beurtheilung er leidenschaftlich nennt. Ref. ist ebenfalls ein Freund der Billigkeit und mäßigen Urtheils, indessen leugnet er nicht, daß Hrn. v. Q's. Urtheil ihm aus persönlicher Freundschaft mehr als aus wahrhaft künstlerischer Würdigung entsprungen scheint. Das Verdienst, die Bildnerei nach langer und schwerer Verirrung zur Erkenntniß des Schönen zurückgeführt zu haben, wird niemand Canova bestreiten; eben so wenig die vollendete Bearbeitung des Marmors; die Natürlichkeit aber, die Hr. v. Q. ihm unbedingt neben der Anmuth vindicirt, können wir ihm nur in wenigen Werken gelten lassen. Wo er Kraft und Großartigkeit zu erreichen sucht, zeigt er Uebertreibung der Motive und aufgedunsene Behandlung der Formen, wo er nach Schönheit strebt, eine Weichlichkeit und Affektation, welche sowohl den Gedanken als der Ausführung eine falsche Richtung gegeben hat. Nicht der reinmenschliche Geist, sondern ein Anhauch des modischen Zeitgeistes ist es, der uns aus seinen Werken entgegenweht. Auch den Vorwurf wird Hr. v. Q. nicht völlig von C. ablehnen können, daß seine Compositionen oft mehr malerisch als plastisch geordnet sind. Man sehe nur seine Tänzerinnen und ganz besonders seine Reliefs, zumal die lezten, die er für seine Kirche in Possagno entworfen, und worin er, zu einer Zeit, wo Thorwaldsen bereits die ächte Behandlung des Reliefs in großen Beispielen gezeigt hatte, neben einer unsichern, verfliessenden Anordnung der Flächen, noch Wolken und Lichtstrahlen, nach Art der verderbtesten Manier, anbrachte. — Gern unterschreibt Ref. was Canova's Charakter als Mensch betrifft, und troz dem lebhaften Gefühl jener Schwächen, verkennt er doch in ihm den wahrhaft genialen Künstler nicht, dem sich in Lebendigkeit der Composition und Heiterkeit der Ausführung wenige Neuere an die Seite stellen können.

S. 251 Anm. 5 hätten bei Aufzählung der Werke Mantegna's die vortrefflichen Cartons, Cäsar's Triumphzug vorstellend, in Hamptoncourt erwähnt werden sollen, über welche Nöhden in Goethe's Kunst und Alterthum Bd. 4 Nachricht ertheilt hat. Die gute Erhaltung dieser neun, mit Wasserfarben ausgeführten, Bilder, die in einem Saale rings um die Wand aufgemacht sind, und die von Nöhden gegebene Nachweisung, daß sie durch förmlichen Ankauf in Besitz des Königs Carl I. gekommen, dient zur Berichtigung der Aeusserung Lanzi's „der Sieg Cäsars in mehreren Bildern, sey bei der Plünderung Mantua's von den Deutschen geraubt worden und habe in England seine Endschaft erreicht." Mantegna's Frescogemälde in der alten herzogl. Burg zu Mantua, welche jezt als Archiv dient, sind nicht so sehr erloschen, wie man nach Anm. 4. glauben möchte, und wurden schon in Goethe's Propyläen 3, 2. S. 51. aufgezählt. Die S. 249 von Hrn. v. Q. beigebrachte Inschrift befindet sich daselbst auf einem vergoldeten Schild, der von Genien mit Schmetterlingsflügeln getragen wird. Ein Kopf in dem Bilde der Familie Gonzaga gilt für das Bildniß Mantegna's. Endlich hätte auch noch die vortreffliche große Tafel dieses Meisters über dem Hauptaltare von S. Zeno zu Verona genannt werden können, die aus dem Pariser Museum an ihre ursprüngliche Stelle zurückgekehrt, und nur leider wegen der Höhe und Dunkelheit des Ortes, den sie einnimmt, wenig genießbar ist. In der mittlern Abtheilung sieht man die Jungfrau mit dem Kind und mehreren Engeln; in der einen Seitenabtheilung die Apostel Petrus, Paulus und Johannes, und in der andern Johannes d. T., den h. Georg, den h. Benedikt und einen Bischof.

S. 277 Anm. 2 scheint uns das über Niccolo dell' Abate ausgesprochene Urtheil zu unbedingt und herb. Die Geburt Christi unter der Arkade der Leoni zu Bologna, welche Lanzi rühmt, ist nach unserem Gefühl ein in der That des Rafael würdiges Bild; solche Hoheit der Charaktere, natürliche Anmuth des Ausdrucks, und Lieblichkeit der Gruppirung hat kein anderer Bologneser erreicht. Primaticcio ist zwar manierirt im Vergleich mit Niccolo, doch würde man jenem nicht minder Unrecht thun, wenn man ihn nach den Kupferstichen der Schule von Fontainebleau, als diesem, wenn man seine Geburt Christi nach dem Blatt von Gaet. Gandolfi beurtheilen wollte.

Das S. 318 von Lanzi erwähnte Gemälde Correggio's das „Gebet Christi im Garten, im Escurial", befindet sich jezt im Besitz des Herzogs von Wellington in London, und die von Pungileoni 3, 130. angeführte etwas schwächere Wiederholung desselben, welche jedoch ebenfalls für Original gehalten wird, in der brittischen National-Gallerie. Zu den neuerlich aufgefundenen Werken Correggio's gehört ein Bild der Kreuztragung, in der Gallerie zu Parma, wahrscheinlich aus seiner ersten Zeit, von welchem im Kunstbl. 1823 S. 108 Nachricht gegeben ist.

Zu S. 379 Anm. 6 wo auf die Beschreibung der Basilika des h. Ambrosius zu Mailand in Millins Reisen verwiesen wird, wäre noch das prachtvolle Werk des Doktor Giulio Ferrario: Monumenti sacri e profani dell' Imperiale e Reale Basilica di Sant Ambrogio in Milano; Mailand, 1824. Fol. zu erwähnen gewesen. Es ist höchst ehrenwerth, daß in Italien, wo der Buchhandel so sehr daniederliegt, noch immer eine bedeutende Anzahl so prachtvoll ausgeführter Specialwerke zu Tage gefördert werden, während wir in Deutschland verhältnißmäßig nur sehr wenige besitzen.

Die Anekdote, welche Lanzi S. 388 Anm. 14 dem Lomazzo nacherzählt, daß Leonardo da Vinci bei dem Kopf seines Christus in dem Cenacolo verzweifelt sey, ob er ihm eine noch höhere Schönheit als den beiden Jakoben würde geben können, darf wohl nur als ein Beweis, wie wenig Leonardo sich selbst genügte, verstanden werden, aber nicht, daß der Kopf deshalb unvollendet geblieben. Ref. ist es immer auffallend gewesen, daß noch von niemand angemerkt worden ist, wie bei der großen Verderbniß des Gemäldes, gerade dieser Kopf die Spuren hoher Schönheit trägt; noch deutlicher überzeugte er sich, daß Leonardo ihn eben so vollendet habe wie die übrigen, an den mit Pastellstiften gezeichneten Studien zu den Köpfen des Cenacolo, die sich fast vollständig im Besitz des verstorbenen Präsidenten der Londoner Akademie, Th. Lawrence, befanden und nun leider durch Versteigerung vereinzelt und zerstreut worden sind. Die Zeichnung des Christuskopfes ist ganz den ächten Spuren des Gemäldes ähnlich, nur ohne Bart. Bossi gibt der Erzählung des Lomazzo die richtige Deutung, indem er erwähnt, daß Leonardo kein einziges seiner Werke, selbst das Bildniß der Mona Lisa nicht, für vollendet angesehen.

S.

Der innere Heerdbrucker- (Donau) Thor-Thurm in Ulm.

Dieser Thurm verdient der Geschichte aufbewahrt zu werden, besonders da er auch für die Kunst manches Denkwürdige hatte.

Er war ein von Quadern und Backsteinen massives viereckigtes Gebäude mit einem gewöhnlichen Giebel-

dache von rothen Platten, im J. 1490 sehr hoch gebaut, und weil er, nach damaliger Art zur Befestigung der Stadt diente, die im J. 1480 zu bauen angefangen wurde, mit Falconetten versehen, auch waren auf den obern Böden viele große Pflastersteine, wie auf den andern Thürmen, um dem Feinde, wenn er bis dahin kommen sollte, durch Herunterwerfen demselben noch zu schaden, welche aber im September 1786 weggebracht wurden. Auf dem Thurme hatte man eine treffliche Aussicht in das Donau-, Günz- und Mindelthal; auch war ein Hochwächter auf demselben; im J. 1529 und wieder 1649 wurde er niederer gemacht und 1827 ganz abgebrochen.*) Inwendig hatte er nichts Merkwürdiges; beim Abbrucke fand man am 24. December zwei jüdische Grabsteine **) vom Jahr 1274 und 1306, welche bisher unbekannt waren.

Hingegen aussen an der südlichen Seite hatte er treffliche Freskomalereien: Auf Befehl des Magistrats in Ulm wurden im J. 1529 die Bildnisse des Kaisers Friedrich III., seines Sohnes Maximilian I. und der sieben Churfürsten, mit der Reichs- und Städte-Fahne bei einem Römer- oder andern Zuge gebräuchlich, dahin gemalt; die Gemälde hatten hohen Farbenglanz, die Bekleidung der Fürsten war in altdeutschem Costume mit Gold und Silber verziert. An demselben Thurm wurde am 2. Mai 1531 Abraham wie er seinen Sohn Isaak opfern wollte, an die Stelle eines aus gebrannten Steinen verfertigten Crucifixes, gemalt. Die Zeichnung, Anordnung und Perspektive des ersten Gemäldes übertraf aber die des zweiten weit; ich halte den Künstler für den damals berühmten Frescomaler Conrad Miller, der 1526 lebte; der Maler des zweiten Stücks ist mir unbekannt.

Wirtingen. **Weyermann.**

*) Der äussere Heerdbruckerthurm wurde 1802 abgebrochen.

**) Jezt kennt man neun Grabsteine von Juden, die ehemals in Ulm lebten. (Etwas von dem ehemaligen Aufenthalte der Juden in Ulm. Vom Professor Veesenmeyer. 4. Ulm, 1797.)

Varianten

zu Plinius Kunstgeschichte aus der florentinischen Handschrift,

mitgetheilt von F. Osann.

(Fortsetzung.)

Pag. 683. 4. cum deest
multis p. mutus
in eo p. eum
5. fuerit p. erat
6. vitam p. autem
7. a M. deest
Maximo
qui deest
pictam p. picturae
Cartaginenses
8. heronem in siciliam vicerat *)
9. CCCCLX
etiam p. et L.
10. tulisset fratris
aut p. haud
11. in deest
12. Mancius
si tunc eius p. situm eius
13. abstinens
14. proxime
16. imaginem advolarant
18. cum deest
19. Attalus XIII. emisset tabulam Aristides
pretio
21. primum **)
23. lepus egentis
contextis p. cum testis
24. mensca es p. me reris
intapabulam pictum p. in tabula pictum
25. exercentem p. exserentem
pastores senes
Techonorum
26. respondit legatus
quantino cum
28. tabulis publice fecit
29. genetrix
proprior
31. fierit satis fuisset
32. edem p. eadem
Pag. 684. 2. paulante cum refrigerentur ***)
3. tabulis
4. faciem pictam
ad p. ac
5. Id est p. idem
curiam

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vicerat steht auch im Cod. Med., welcher überhaupt einige Verwandtschaft mit dem unsrigen zu verrathen scheint.

**) So wiederum Cod. Med.

***) Aus einem vetusto exemplari wird unter großer Belobung die Lesart refringerentur angeführt, deren Sinn wir jedoch nicht recht verstehen können. Dagegen bestätigt diese Lesart gewissermaßen die der florentiner Handschrift, und es scheint hier allerdings von einem Abkühlen die Rede zu seyn, dessen Erklärung wir aber den Technitern überlassen müssen.

No. 66.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 18. August 1831.

John Flaxman.

Obgleich schon verschiedene Nachrichten über die Lebensumstände dieses ausgezeichneten Künstlers ins Publikum gekommen sind, so dürften doch die folgenden, dem Annual Biography and Obituary Vol. XII. entnommenen Notizen unsern Lesern nicht unwillkommen seyn.

John Flaxman stammt aus einer alten und angesehenen Familie in Buckinghamshire und wurde am 6. Juli 1755 zu York geboren. Sein Vater, John Flaxman, war Bildhauer und arbeitete viele Jahre in den Werkstätten von Roubillac und Sheemaker; später beschäftigte er sich mit dem Verkauf von Gypsarbeiten nach Antiken und hatte seinen Laden zuerst in New Street, Coventgarden, dann auf dem Strand zu London.

Die Sammlung von Abgüssen nach klassischen Arbeiten in dem Laden des Vaters blieb nicht ohne mächtigen Einfluß auf den lebendigen Geist des jungen Flaxman. Er bossirte mit vielem Eifer und Geschick und fand bei den Besuchern des Ladens vielfache Aufmunterung. In seinem fünfzehnten Jahre trat er als Zögling in die königl. Akademie und sezte hier seine Studien mit unermüdlichem Fleiße fort. In der Werkstätte eines Meisters hat er nie gearbeitet, indessen hat der Bildhauer Banks frühzeitig einen bedeutenden Einfluß auf seine technische Bildung gehabt, so wie die trefflichen Künstler Georg Cumberland, Sharp, Blake und besonders Stothard, in deren Gesellschaft er häufig die Abende mit Zeichnen hinbrachte, vortheilhaft auf ihn wirkten. — Bei allem seinem Fleiße konnte er es jedoch nicht erreichen, daß ihm in dem Jahre, in dem er der königl. Akademie angehörte, die goldene Medaille zu Theil geworden wäre. Er vergoß die bittersten Thränen, als Joshua Reynolds ankündigte, der Ausschuß habe dieselbe Engleheart zuerkannt. Indessen erregte dieses Fehlschlagen seinen ganzen Ehrgeiz, statt seinen Muth niederzuschlagen.

Flaxman miethete sich nun eine Wohnung in Wardour Street, Soho, wo er sich mit Modelliren in Thon und Wachs beschäftigte. Unter seinen frühesten Arbeiten nennt man mit Auszeichnung die Wachsprofile einer Ariadne und des kapitolinischen Antinous-Kopfes. 1782 heirathete er Miß Anna Denman, die Tochter eines achtbaren Mannes in London, ein eben so liebenswürdiges als gebildetes Weib; sie war in der neuen, besonders der französischen und italienischen Literatur sehr bewandert und begleitete ihren Gatten nach Italien, wo sie Theil an seinen Studien nahm. Diese Reise trat Flaxman 1787 an und verweilte sieben Jahre dort. Zu Rom wohnte er in der Via felice und seine Arbeiten wurden bald ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Der Earl von Bristol vermochte ihn, seine Gruppe, die Wuth des Athamas aus Ovids Metamorphosen darstellend und aus vier Figuren über Lebensgröße bestehend, in Marmor auszuführen. Diese Gruppe ist jezt zu Ickworth, dem Sitze des Marquis von Bristol, in Suffolk. Für diese Gruppe erhielt Flaxman 600 Pf. St. Bald darauf fertigte er, im Auftrage von Hare Naylor, seine bekannten Zeichnungen aus Homer. Naylor zahlte nur eine Guinea für das Blatt; indessen brachten ihm diese Zeichnungen andere mannichfache Vortheile. Thomas Hope, für den er eine Marmor-Gruppe, Amor und Psyche, gefertigt hatte, bestellte in gleicher Art ausgeführte Umrisse aus Dante, und die Gräfin Spencer eine Reihe Zeichnungen aus Aeschylus. Diese sämmtlichen Blätter stach Thomas Piroli und verbreitete sie.*) Man weiß, welchen Beifall sie in ganz Europa fanden. Anfangs soll Flaxman, nach den Aussagen eines glaubwürdigen Mannes, der ihn zu Rom oft sah, seine Zeichnungen ganz nach griechischen Vasengemälden gearbeitet und lange angestanden haben, bis er sich von diesen Vorbildern los-

*) Die Zeichnungen zu Homer und Aeschylus erschienen zu Rom 1793. Die Platten zu Dante kaufte Thomas Hope und bewahrte sie mehrere Jahre, worauf er sie an die Buchhandlung Longman und Comp. abließ. Diese Handlung ließ, da die Platten zur Odyssee zu Rom verloren worden, die ganze Reihe mit einigen neuen Blättern wieder stechen und gab 1805 den ganzen Homer, 1816 Dante heraus. 1817 ließ sie eine Reihe von Zeichnungen aus Hesiod, von Flaxman gezeichnet und von Blake gestochen, erscheinen.

sagte und seinem Talente vertrauend frei und selbstständig arbeitete.

Während seines Aufenthalts in Italien nahmen ihn die Akademien von Florenz und Carrara zum Mitgliede auf. Im J. 1794 kehrte Flaxman nach England zurück und ließ sich zu London nieder. Das erste Werk nach seiner Rückkehr war das Denkmal für Lord Mansfield in der Westminster-Abtei. Der sitzende Greis, die Gerechtigkeit und das Erbarmen zu seinen Seiten, der Tod im Hintergrund, bilden eine wahrhaft erhabene Gruppe; die Figur des Todes ist ganz griechisch gedacht, wenn auch die Ausführung vieles zu wünschen übrig läßt. Flaxman weihte sich von dieser Zeit an fast ununterbrochen seiner Kunst und das Verzeichniß seiner Arbeiten am Schlusse dieser Biographie wird hinreichend darthun, wie eifrig er in seinem Berufe wirkte. Einfachheit und Schönheit ist das Charakteristische seiner Hervorbringungen, unter denen man das Monument der Familie Baring zu Micheldever, in Hamshire, und die Gruppe, Michael und der Satan, im Besitz des Earl von Egremont, vorzugsweise anführen muß.

Im J. 1799 machte Flaxman den Vorschlag, auf Greenwich Hill eine kolossale Statue der Brittannia aufzustellen. Den Brief, welchen er über diesen Gegenstand drucken ließ, die Charakteristik des Malers Romney, mit welchem er sehr befreundet war, in „Hayley's Life of Romney" und mehrere Artikel über Kunstgegenstände in Rees's Cyclopaedia beweisen seine vielseitige Bildung, die Begeisterung für seine Kunst und sein eindringendes Studium der alten Kunst.

In den Mußestunden war Flaxman eine Reihe von Jahren mit Zeichnungen und einem Modell zu dem Schilde des Achilles, nach der Beschreibung Homers im achtzehnten Buch der Iliade, beschäftigt. Diese Arbeit wurde 1818 vollendet. Die Goldschmiede und Juweliere Rundell und Bridge übertrugen diese Arbeit unserem Künstler und zahlten ihm für Zeichnungen und Modell 620 Pf. Sie ließen vier Abgüsse in vergoldetem Silber machen, von denen jeder auf 2000 Pf. geschätzt wurde und welche der König, der Herzog von York, der Graf von Londsdale und der Herzog von Nothumberland erhielten. Dieser Schild hat neun Fuß im Umfang; die Wölbung beträgt sechs Zoll. Von der Geschicklichkeit und dem Fleiße, welche eine solche Composition erfordert, auf welcher über hundert menschliche Figuren, eine große Anzahl Thiere u. s. w. dargestellt sind, macht sich wohl nur ein Künstler, welcher ähnliche Arbeiten versucht hat, eine hinreichende Vorstellung. Flaxman hat in dem verhältnißmäßig kleinen Raum alles das Wissen zusammengedrängt, welches er sich durch das Studium der Natur, der Kunstwerke und Literatur der Griechen während eines langen und ...en Lebens erworben. Unter den auffallendsten Schönheiten dieses glänzenden Kunstwerkes nennen wir die Personifikation der Sonne durch das geistreiche Hochrelief, Apollo auf seinem Wagen darstellend, auf der Mitte des Schildes, so wie die Art, in welcher der Angriff der Löwen auf eine Heerde Ochsen und das Hochzeitfest behandelt wurden. In der Darstellung kriegerischer Scenen hat Flaxman den ganzen Reichthum seines Talents und die Genauigkeit seiner anatomischen Studien an den Tag gelegt. In dem Kampf der Löwen sind das Wilde und die Kraft dieser Thiere, die verzweifelte Anstrengung des edeln Stiers, der sich ihnen entreißen will, die vergeblichen Versuche der Hirten, ihre eingeschüchterten Hunde zu fernerem Widerstande zu reizen, bewundernswürdig dargestellt. Gegen diese Scenen des Kampfes und Todes bildet die Schönheit, Eleganz und Heiterkeit des Brautzugs mit allem seinem klassischen Zubehör einen erfreulichen Contrast.

Flaxman wurde am 10. Febr. 1800 Mitglied der k. Akademie und am 10. Febr 1810 Professor der Bildhauerkunst an demselben Institute. Seine Vorlesungen waren stets zahlreich besucht und fanden ungetheilten Beifall. Und sie verdienten diesen um der Klarheit der Darstellung und ihres Gedankenreichthums willen; obgleich er die Zöglinge der Akademie dabei nie aus dem Auge verlor, so wußte er, durch Studien und Anschauung der größten Kunstwerke des Alterthums befestigt, auch den Forderungen eines gemischten Publikums zu entsprechen und seine Vorträge eben so lehrreich als interessant zu machen. Er arbeitete dieselben mit vieler Sorgfalt aus und bereicherte sie stets mit neuem Fleiße. In der letztern Zeit seines Lebens brachte er häufig den Abend damit hin, daß er sie feilte und mit Zusätzen bereicherte.

Im J. 1820 verlor er seine Gattin und lebte fortan ziemlich abgezogen von der Welt. Größere Gesellschaften hatten ihm nie sehr zugesagt; er pflegte die Zeit, welche er, durch Verhältnisse gezwungen, darin hinbringen mußte, für vergeudet anzusehen, und obgleich er die Sitten der vornehmen Welt sich vollkommen angeeignet hatte und ganz den Ton der guten Gesellschaft besaß, so war er doch etwas zurückhaltend und schweigsam. In kleinern Kreisen dagegen war er heiter, voll Humor, und spendete von den Schätzen seines ausgedehnten Wissens oft mit großer Beredtsamkeit; aber er zeigte sich auch, so mild und nachgebend er sonst seyn konnte, zuweilen vollkommen der Größe und Ueberlegenheit seiner Anlagen und seiner Kenntnisse bewußt und vertheidigte seine Grundsätze und Ansichten mit Ernst und Festigkeit. Er war ein Mann von dem wohlwollendsten Gemüthe, liebevoll gegen alle, mit denen er zu verkehren hatte, besonders gegen seine Gehülfen und Schüler, und väterlich-zärtlich gegen seine und seiner Gattin Familie. Obgleich er keinen Anstand nahm, seinen Freunden zu gestehen, daß er im Allge-

meinen die von Swedenborg verbreiteten Lehren annehme, so hielt er sich doch von der Gemeinde fern, welche sich zu den Lehren dieses Mystikers bekannte und erklärte sich für ein Glied der Landeskirche. Jede Affektation war Flaxman fremd. Nach seiner Rückkehr aus Italien, und als sein Ruf den höchsten Glanz erreicht hatte, kam in seinem Kirchspiel die Reihe als Sammler der Beisteuer für den Wachedienst auch an ihn, und er erfüllte die Pflichten dieses Amtes mit der größten Pünktlichkeit; seine Freunde konnten nicht ohne Lächeln den berühmten Künstler, das Dintenfaß an einen Knopf gebunden, eifrig und vergnügt von Haus zu Haus gehen und die Gebühren sammeln sehen. Seine Redlichkeit und Biederkeit waren nicht geringer als seine Einfachheit. In allen Geldsachen war er so streng gewissenhaft und pünktlich, daß er bei weitem weniger Nutzen aus seiner Kunst zog als die meisten Künstler gleichen Ranges. Bei der Ausführung vieler seiner Aufträge kam er wirklich in Verlust; wenn er, während der Arbeit, fand, daß der Vertrag, den er abgeschlossen, für ihn zu günstig sey, fügte er stets etwas hinzu, um die Sache auszugleichen.

Am 3. Dec. 1826 zog sich unser Künstler eine starke Erkältung zu, war am folgenden Tag jedoch wohl genug, um einige Freunde beim Mittagessen zu empfangen. Am Abend wurde der Arzt um Rath gefragt. Seine Gesundheit war allmählig geschwächt und die Unruhe seiner zahlreichen Freunde seit einem längern Zeitraume gesteigert worden. Am Morgen des 9. Dec. schied er fast ohne Kampf vom Leben.

Am 11. Dec. 1826, dem Stiftungstage der k. Akademie, versammelten sich die Mitglieder derselben in Somerset-Hause und der berühmte Thomas Lawrence nahm in seiner Rede an die Studenten Gelegenheit, dem Andenken Flaxman's folgende Worte zu weihen: „Ich weiß, daß das Herkommen heute mein Schweigen rechtfertigen, ja es mir zur Pflicht machen könnte. Wenn aber die Leiche des verehrten Mannes, den wir beweinen, noch nicht zur Erde bestattet ist, warum sollten wir nicht zu Ihnen, meine Herrn, die Sie als ein Theil der Familie dieses Hauses anzusehen sind, von dem Verluste reden, der uns alle getroffen hat? Warum sollten wir anstehen, Ihnen unsern Schmerz zu zeigen und sie aufzufordern unsere Gefühle zu theilen? Es ist billig, daß Sie ihn bewundern und verehren; ist es nicht eben so billig, daß Sie um den trauern, der es sich so sehr angelegen seyn ließ, Ihnen nützlich zu werden? — Wie schwächlich sein Bau! wie augenscheinlich, obgleich allmählig, dessen Verfall! Und dennoch sahen Sie ihn vor kurzer Zeit noch unter Ihnen, geschäftig und thätig, wie das jüngste Mitglied — Ihre Studien mit der Liebe eines Vaters leitend — mit der Freundlichkeit eines Mitschülers zu Ihnen redend — sein Wissen, seinen Geist auf Sie übertragend, als ob ihm selbst nur ein Dienst dadurch erwiesen würde. Die Reinheit seines Geschmacks leitete ihn in früher Zeit zu dem Studium der edelsten Denkmäler des Alterthums; er las die besten Uebersezzungen der griechischen Philosophen und Dichter, bis sein Geist von jenen einfachen und erhabenen Gefühlen durchdrungen war, welche die Hervorbringungen dieses begünstigten Volkes auszeichneten. In diesen Studien war er begriffen, als eine Dame von hohem Range, die Gräfin Spencer, deren Geschmack und edle Herzensgüte gleich denkwürdig sind, jene unvergleichbaren Compositionen aus Homer und den griechischen Tragikern veranlaßte, welche so lange die Bewunderung von Europa ausmachten. Vielleicht war die glückliche Auffassung und Darstellung der Charaktere, der Costume, der Gegenstände der Grund, daß minder Scharfsichtige dem Künstler eine zu ängstliche Nachahmung der griechischen Kunst vorwarfen. Ohne Zweifel waren die Elemente seines Styles auf die Kunst der Griechen gebaut; allein nur auf deren edelste Grundsätze — auf deren tiefere intellektuelle Kraft und nicht auf das blos Oberflächliche technischen Geschicks u. s. w."

Am 15. Dec. wurde Flaxman begraben. Der Präsident und Rath der k. Akademie und die zahlreichen Freunde des Künstlers folgten seiner sterblichen Hülle, welche auf dem Kirchhofe von St. Pancras eingesenkt wurde. Man hatte allgemein gewünscht, ihn in der Paulskirche feierlich zu beerdigen; allein des Verstorbenen ausdrücklicher Wille war dagegen.

Flaxman fertigte fast sämmtliche Zeichnungen zu den Sculpturen, welche das Aeussere des neuen Pallasts des Königs zieren sollten; wenige Wochen vor seinem Tode wurden sie dem König vorgelegt; sie fanden Beifall und die Ausführung wurde theils ihm, theils andern ausgezeichneten englischen Bildhauern unter seiner unmittelbaren Aufsicht, übertragen. Unter den größern Arbeiten, welche unvollendet blieben und die sein Schüler Denman ausführte, nennen wir vorzüglich die Statue von Burns für Edinburgh und die des Marquis von Hastings für Bombay.

Ein vollständiges Verzeichniß der Arbeiten von Flaxman, welche im Somerset-House ausgestellt waren, findet sich in dem Annual Biography and Obituary, welchem wir obige Notiz entlehnten; wir zeichnen die bedeutendern hier aus:

1770. Figur des Neptun, Modell in Wachs.
1772. Die Geschichte. — Figur eines Kindes in Wachs.
1773. Die griechische Comödie, Figur in Lebensgröße. — Die Vestalin, Basrelief.
1779. Pompejus nach der Schlacht von Pharsalia, Modell in Thon. Agrippina nach dem Tod des Germanikus, Gegenstück zu dem erstern.

1781. Zwei Basreliefs: Acis und Galathea, und Julius Cäsars Tod.

1787. Venus und Cupido.

1800. Apollo und Marpessa, in der k. Akademie aufgestellt, der es Flarman am Tag seiner Aufnahme schenkte.

1801. William Jones, die indischen Gesetzbücher sammelnd, Basrelief in Marmor. Skizze zu einer kolossalen Statue der Brittannia. — „Dein Wille geschehe", Basrelief in Marmor.

1805. Merkur und Pandora. — Statue der „Gnade."

1807. Modell zur Statue des Sir Joshua Reynolds für die St. Paulskirche.

1809. Resignation, Marmorstatue.

1811. Eine Viktoria, Marmorstatue, zu Leeds.

1813. Modell zu einer Colossalstatue des Generals John Moore für Glasgow.

1814. Apollo als Hirte, die Samaritanerin, ein Indianer aus Canada und ein britischer Freiwilliger; die zwei leztern Statuen gehören zu dem Denkmal des Generals Simcoe.

1815. Statue einer Dame in Stein, für Italien bestimmt.

1816. Senator-Statue in Marmor.

1817. Mütterliche Liebe.

1819. Statue in Marmor für ein Grabdenkmal.

1822. Satan überwältigt von St. Michael, Gruppe. — Ein schlafendes Kind in Marmor.

1823. Büste des John Forbes.

1824. Psyche, Statue in Marmor. Apollo als Hirte, Marmorstatue.

1826. Modell von Michel Angelo und Raphael.

1827. Marmorstatue des John Kemble, in der Westminster-Abtei aufgestellt.

Vorzügliche Werke unsers Künstlers sind nach einem Bericht in dem Gentleman's Magazine an folgenden Orten aufgestellt: zu Chichester; zu London in der St. Paulskirche und in der Westminster-Abtei; zu Brentford, zu Brington, in Northamptonshire; zu Camberwell; zu Christchurch in Hampshire; zu Cartham in Sussex; zu Clamsted in Herfordshire; in der Kathedrale von Glouster; in Ireland; zu Leeds; zu Lewisham in Kent; zu Michelbever in Hampshire; zu Oxford in der Kapelle des University College; zu Ickworth in Suffolk; zu Poplar; zu Ronway; in der Kathedrale zu Winchester; zu Glasgow; im ostindischen Hause zu London.

Die Gruppe des St. Michael und Satans, so wie die Statue des Apollo sind im Besitze des Graf von Egremont; die Statue der Comödie vor Coventgarden Theater ist von Flarman, so wie er auch die Zeichnungen zu den Basreliefs auf der Vorderseite dieses Theaters zeichnete und eines derselben ausführte.

Adrian.

Varianten

zu Plinius Kunstgeschichte aus der florentinischen Handschrift,

mitgetheilt von F. Osann.

(Fortsetzung.)

Pag. 684. 6. Nemean
7. adstantem
sine p. sene
8. dalienum p. tali enim
9. senis
aetatis salva
supervolanti
10. dracone
Immensam
11. quis d e e s t
tabulam aliquis aestimet
potentiam
12. aliqui
populi rom.
15. dignato
16. de his pigm.
qui mox neogrammates
17. vocaverunt
deinde et quae invenerint et quibus temporibus dicemus
18. prior causa operis instituti
20. alterne vie esse excitante. Post eadem de*) adiectus
21. quod p. quem quia
haec
essent
23. mixture venit
24. fingenti p. ping
cinnabari
26. sinopus rubricatare tontum melinum feretria
27. cereseusta p. cecussa usta**)

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Nach der gewöhnlichen Lesart heißt es excitante Deinde adiectus. Augenscheinlich liegt in unserer Handschrift verborgen Postea deinde, was nun nicht schlechter, ja wegen der Seltenheit des Sprachgebrauchs (siehe die Lat. Lexika) der Vulgate vorzuziehen ist.

**) Das Folgende wurde leider mit der Handschrift nicht weiter verglichen, und erst mit pag. 699 ed Hard. fortgefahren.

№. 67.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 23. August 1831.

Griechische Architektur.

Architecture antique de la Sicile, ou Recueil des plus intéressans monumens d'architecture des villes et des lieux les plus remarquables de la Sicile ancienne, mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth. Paris, 1827 etc. Livraison I — VII. Fol.

Herr Hittorf, dem die Leser dieser Blätter mehrere höchst interessante und ganz neue Mittheilungen von den Orten der Entdeckung selbst aus verdanken, befand sich in den Jahren 1823 und 1824 auf einer Reise in Sicilien, welche genauere Studien der antiken Architektur zum Zweck hatte. In seiner Begleitung befand sich sein Freund und Schüler Hr. Zanth, der ihm auch bei der Herausgabe des vorliegenden Werks zur Seite war, und ein junger deutscher Architekt, Hr. Stier, den der Vf. auf eigene Kosten mit sich nahm.

Specielle Erlaubniß berechtigte die Gesellschaft überall Nachgrabungen anstellen zu dürfen, und diese trugen, wie leicht zu ermessen, nicht wenig dazu bei, den Vf. in den Stand zu setzen, auch über die schwierigsten Punkte und über das scheinbar Geringfügigste Aufklärung und Belehrung zu geben. Das vorliegende Werk, zugleich ein Denkmal des eindringlichen Fleißes und der gewissenhaften Sorgfalt der Herausgeber, ist das Resultat jener Reisen und der auf derselben angestellten Untersuchungen. Es wird kaum nöthig seyn, darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig die Herausgabe desselben schon deswegen ist, weil keiner von denjenigen, welche über die gesammten antiken Ueberreste Siciliens geschrieben haben, Anspruch auf Gründlichkeit, Genauigkeit oder gar Vollständigkeit machen kann. Wir dürfen nur an die Warnung des Hrn. v. Klenze erinnern, die er in diesen Blättern (1824 Nr. 36) vor dem Prachtwerk des Engländer Wilkins niedergelegt hat, und Hr. Hittorff versichert in dem Prospektus, welcher sich bei jeder bis jezt erschienenen Lieferung befindet, daß selbst Hr. Angell, dem man die interessante Entdeckung der Metopen und anderer Fragmente colorirter Sculpturen in Selinunt mit seinem Begleiter Harry verdankt, in seinem zu London erschienenen Werk, welches vorzugsweise die Bildwerke der Metopen in Selinus behandelt, nicht das beizubringen vermocht hat, was die Vf. zur Restauration dieser Denkmäler besitzen.

Es wird nicht unzweckmäßig seyn, vorläufig von den Materialien der Vf. und der Weise, in der sie von ihnen benuzt worden sind, etwas zu sagen. Ausser dem, was auch in den frühern Werken beschrieben und abgebildet sich vorfindet, wird in diesem Werke einen Platz finden: ein vierter Tempel der Akropolis von Selinunt von Hrn. Hittorff selbst entdeckt, die Theater, Odeen und Amphitheater von Catana, Syrakus, Tyndaris und Taormina, die Grabmäler und andere Denkmäler dieser Stadt, die schönen Reste des alten Acrä, ein cyclopischer Bau von Cephalödis, die Kapelle des Phalaris, der Tempel des olympischen Jupiter zu Agrigent und endlich die architektonischen Fragmente, welche bei den von dem Vf. veranstalteten Ausgrabungen gesammelt wurden. Diese Denkmäler sind allerdings bis jezt entweder gar nicht oder doch nicht vollständig und genügend durch Abbildungen und Beschreibungen bekannt. — Daran schließen sich eine Karte von Sicilien, topographische Pläne von mehreren antiken Städten, und eine Auswahl der schönsten Münzen. Unter den Bildwerken befinden sich ausser den Metopen zu Selinunt die kolossalen Figuren im Innern des Tempels des Jupiter Olympius zu Agrigent, so wie die Reste der Sculpturen der Giebel dieses Tempels und mehrere andere Fragmente die zu Agrigent, Taormina, Syrakus, Catana und Acrä aufgefunden worden sind.

Als ein wesentliches Verdienst dieses Werks wird auch noch anzuführen seyn, daß alle die Winke und Andeutungen, welche das gelehrte Publikum seit einer Reihe von Jahren über die farbige Verzierung der Sculpturen und architektonischen Glieder erhalten hat, hier gesammelt und mit eigenen Entdeckungen in der Weise vereinigt worden sind, daß der Vf. es hat versuchen können, Proben eines solchen Schmucksystems in seinen Restaurationen mitzu-

theilen, wodurch die Kenntniß der Sache selbst mehr als durch alle Beschreibungen gefördert wird. Nach den Untersuchungen des Vfs. nämlich ist es nun ausser allen Zweifel gesetzt, daß auch an den sicilischen Tempeln nicht blos im Innern, sondern auch zur Ausschmückung der Cella, der Säulen, des Architravs, der Metopen, des Frontons, ja selbst der Dachziegel und, wie wir später sehen werden, sogar des Fußbodens, Farbenverzierungen angewendet worden sind.

Nach diesen vorläufigen Angaben, die wir aus dem mit jeder Lieferung ausgegebenen Prospectus ausgehoben, und die hier wohl billig, als zur Charakteristik des Werkes gehörig, einen Platz gefunden haben, wenden wir uns zur Anzeige der bis jezt erschienenen Lieferungen. Hiebei müssen wir uns natürlich nur auf die allgemeineren Angaben beschränken, indem wir durch eine alles befassende Beschreibung der Details der später mit dem Werk in Verbindung tretenden Beschreibung des Vfs. selbst vorgreifen würden, wozu wir uns weder berufen noch befähigt sehen. Diese wird auch erst über die vom Vf. bereits im Prospectus angedeutete charakteristische Verschiedenheit der Tempel und ihr Verhältniß zu den Angaben des Vitruv, eine vollkommene Nachweisung liefern.

Die Ruinen von Segeste sind es, mit denen das Werk in der ersten Lieferung beginnt. Tafel 2 — 5 zeigen die Ruine, den Plan, den Aufriß und Durchschnitt und die Details der Construktion von dem Tempel daselbst, so daß der Vf. von dem Allgemeineren zum Besondern und Einzelnen fortgeht, welche Weise wir in allen Lieferungen beobachtet sehen. An diesem Tempel sind alle Säulen des Peripteros noch vorhanden, nebst einigen Spuren der Mauern des Pronaos und Opisthodomos. Die Spuren der noch sichtbaren Substructionen finden sich auf dem Plan angezeigt, und der Hauptaufgang zum Vorderhaus ist nach ähnlichen Beispielen in Selinunt restaurirt. — Dieser Tempel, dorischer Ordnung, hat sechs Säulen in der Fronte und vierzehn auf jeder Nebenseite, die Ecksäulen mitgerechnet. Die Säulenhöhe beträgt 4½ Durchmesser. Er wurde nach des Vfs. Vermuthung nie vollendet, sondern vor dem Ausbau verlassen. Dieß zeigt sich sehr deutlich an dem Durchschnitt der Fronte des Tempels in seinem gegenwärtigen Zustand. Alle Fugen sind hier sichtbar geblieben, welches bei den sicilianischen Tempeln, die einen Anwurf bekamen, nicht der Fall war. Die Säulen sind sämmtlich unkannelirt, und nur am untern und obern Ende der Schaft mit einem Einschnitt versehen. Hr. H. hat in seiner Restauration Kannelirungen angenommen, in der Voraussetzung, daß solche erst an den aufgerichteten Säulen wären eingearbeitet worden. Auch die viereckigen Erhöhungen an den Quadern des Unterbaues, die in seiner Zeichnung freilich ein minder regelmäßiges Ansehen haben als bei Wilkins, sind in seiner Restauration hinweggelassen, also wohl von ihm als ein Hülfsmittel für leichteren Transport der Steine angenommen worden. Der Fries ist in der gewöhnlichen Weise mit Ecktriglyphen versehen, und zwar so, daß nur die zwei mittleren Säulen der Fronte mit den über ihnen stehenden Triglyphen in dieselbe Linie der Axe treten. Die zwei daneben befindlichen treffen genau auf das erste Drittel des Triglyphendurchschnitts und die Axe der beiden äussersten steht unter der innern Wand der Ecktriglyphe. Die Details der Säulen in Verbindung mit dem dreigliedrigen Sockel und dem Architrav, den Triglyphen ꝛc. und jedes dieser Stücke einzeln, mit Angabe ihres gegenwärtigen Bestands im Gegensatz zu den Restaurationen des Vfs. finden auf den folgenden Tafeln ihren Platz, wo auch die Palmette am Winkel der Cornische gezeichnet ist. So vortrefflich sich die Säulenstellung des Tempels erhalten hat, so wenig sieht man von der Cella und ihren Theilen; sie ist bis auf wenige Spuren gänzlich vertilgt, weshalb auch die Restauration des Vfs. größtentheils willkührlich ist.

Das Theater von Segeste behandeln T. 7 — 9, so daß wir den Plan des Theaters, die Darstellung desselben in seinem gegenwärtigen Zustand und die Restauration beider Darstellungen erhalten. Der Plan des Theaters zeigt Spuren von dem Postscenium und den Sitzstufen des Amphitheaters, welche gegenüber in den lebendigen Felsen gehauen waren. Wo dieser für die Construction der Sitze nicht zureichte, sind Substructionen gebildet, von denen wir Abbildungen erhalten. Von den Aufgängen zu den Sitzen zeigt der Plan ebenfalls Spuren. Der Vf. nimmt deren 10 an, indem er den Halbkreis in 10 gleiche Theile theilt. Dieser Eintheilung entspricht auch eine der oberen Thüren, welche von der Höhe des Felsens, mit der sie in einer Ebene liegt, zu den Sitzen führt, über welche sich aber das Amphitheater noch um ein beträchtliches mit seinen gemauerten Sitzen erhebt. Die andere Thüre jedoch fällt zwischen zwei solche Abtheilungen in die Mitte. Die Sitze sind, wie bei mehreren antiken Theatern der Fall ist, unten eingezogen, und hinter denselben ist eine durchlaufende Vertiefung für die Füße der höher Sitzenden eingehauen. Die äussere Gestalt des Amphitheaters ist ein in einen Halbkreis construirtes Polygon, das sich an den beiden Enden, wo die Mauern antreten, etwas einzieht. Rechts von dem Posticum aus, bei den untersten Sitzen ist ein Thor, das zu Substructionen führt, welche nach des Vfs. Meinung einen Aquadukt bildeten. Ausser allen diesen Details erhalten wir noch die Zeichnungen von zwei Halbsäulen, die an Mauerstücke antreten und die in der Scena aufgefunden worden sind.

Mit den folgenden Tafeln beginnt die Darstellung sämmtlicher Alterthümer von Selinunt. Eröffnet wird

dieselbe durch eine topographische Karte, welche es möglich macht, die zerstreut liegenden Ruinen ganz bestimmt von einander zu sondern. Diese sind auf drei Hügeln zerstreut, von denen der östliche von dem westlichen und nördlichen durch ein Thal, wahrscheinlich den alten Hafen, getrennt ist. Auf dem westlichen, welcher als die Akropolis von antiken Mauern umzogen ist, liegen vier antike Tempel und ein antiker Brunnen. Das übrige sind moderne Bauten. Auf dem nördlichen Hügel ligt ein antiker Brunnen und ein moderner Wachtthurm auf antiken Substructionen errichtet, und hier, so wie in der Abdachung von der Akropolis nach dem Hafen hin, ist weiter keine Spur antiker Constructionen. Auf dem östlichen Hügel liegen drei Tempel, der größte nach Westen hin, gegenüber der Wohnung des Ritters Paola. Westlich von allen drei Anhöhen ergießt sich der alte Selinus, der Bach Madiuni, ins Meer. Eine zweite Abbildung zeigt die malerische Ansicht sämmtlicher Ruinen, von der Höhe der Akropolis aus genommen.

(Der Beschluß folgt.)

Erneuerung der Kirche St. Michaels in Fürth.

Der Gemeingeist der Bewohner Fürths, welcher sich bei andern Gelegenheiten oft bewährte, hat sich neuerlich wieder bei der Renovirung ihrer Stadtkirche kund gegeben. Die Stiftung einer neuen Orgel durch einen einzigen Bürger, Namens Büttner, hatte die Stiftung eines neuen Altares durch mehrere Bürger und endlich die völlige Erneuerung der Kirche im Innern durch die städtische Verwaltung zur Folge. Für das eine, wie für das andere war das Bedürfniß gleich dringend; die Orgel, geschmacklos in ihrem Aeussern, war durch ihr Alter unbrauchbar; aus gleichem Grunde wurde vor etwa zwölf Jahren der Altar weggeschafft; die Kirche selbst, ursprünglich sehr alt, wahrscheinlich aus dem 14ten Jahrhundert, aber zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Baustyle erweitert, entbehrte besonders durch die vielen hereingezwängten Stühle und Emporen, welche durch wachsende Zahl der Gemeinde nöthig geworden waren, Harmonie, Schönheit und Licht. Alles hat nun unter der Leitung des Direktors der Nürnberger Kunstschule, Reindel, der gleich vorzüglich als Lehrer und Künstler, das Studium des Gothischen und Altdeutschen seit langer Zeit mit Vorliebe betreibt, ein heiteres und gefälliges Aussehen gewonnen. Die Stühle und Emporen sind harmonisch geordnet und im gothischen Styl verziert; die Orgel, von dem berühmten Nürnberger Orgelmacher Bittner ganz neu hergestellt, hält dreißig Register; Kanzel und Altar prangen in allem Reichthum des gothischen Schmuckes.

An der Stelle der alten Kanzel, welche, acht Fuß vom Pfeiler entfernt, so daß ein ganz gerader Gang zu ihr führte, einfach blos mit Tüchern bekleidet auf zwei hart neben einander stehenden kurzen römischen Säulen ruhte, erhebt sich die neue auf Einer Säule, von deren Kapitell sich Bögen entfalten, welche sie tragen, in Form eines Achtecks; der Gang, der dahin führt, liegt in gefälliger Wendung um den Pfeiler und ist mit durchbrochenem gothischen Bildwerk versehen; ähnliches füllt die acht Seiten der Kanzel aus, während unter dem Gesimse eine reiche Blätterverzierung rings herumläuft. Der Schalldeckel, in drei Abtheilungen, die sich immer mehr zuspitzen, ganz durchbrochen, endigt in einen kronenartigen Aufsatz; von unten angesehen zeigt er eine reich verzierte gothische Rose, in deren Mitte sich das Symbol des heil. Geistes befindet. Die schöne Anordnung, die zierliche Ausführung und die reiche Vergoldung verdienen alles Lob.

Der Altar erhebt sich, in der Form, die in unsern gothischen Kirchen öfter vorkommt und der alten Monstranzenform entnommen ist, über dem Altartische bei einer Breite von 16 Fuß zu einer Höhe von 32 Fuß. Ueber einem zierlich geschmückten und ausgeschweiften Postamente ruht der Hauptaufsatz, welcher in drei Theile zerfällt; den mittlern bildet eine große, inwendig blau bemalte Nische, welche sich oben überwölbt, so daß die Architektur hervortritt. In der Nische steht die lebensgroße Statue des Heilandes von Wilhelm Braun aus Stuttgart in Gyps geformt. Die Felder zur Rechten und Linken zerfallen jedes in zwei Abtheilungen; deren jede in einen mit Laubwerk und Lilien geschmückten Giebel endigt und mit passendem, immer abwechselndem gothischem Bildwerk ausgefüllt ist; zwischen den Giebeln laufen auf den Hauptsäulen Thürmchen in die Höhe bis unter das Hauptgesimse, unter welchem eine tiefgeschnittene Blätterverzierung sich hinzieht. Wenn an dem Hauptaufsatze die gefällige Anordnung und die sorgfältige Bearbeitung der Architektur mit Recht bewundert wird; so verdient der obere Aufsatz oder das Frontispitz des Altars gleiche, ja noch größere Bewunderung. Hier ist alles durchbrochen; stufenartig steigen in mannichfaltiger Abwechslung Säulchen und Thürmchen empor und schließen sich an dem reichsten, an dem mittlern Theile an, welcher über der obengenannten Nische achteckig mit vielen Giebeln und Thürmchen, welche durch Streckbögen mit der Hauptsäule verbunden sind, sich erhebt, und in eine Spitze endigt, die reich mit Blumenknospen besezt ist und ein Kreuz trägt. Rottermund aus Nürnberg, welcher die sämmtlichen Verzierungen geschnitten hat, verdient

es, daß sein Name hier genannt werde. Auch hier ist die Vergoldung überaus reich.

Es bleibt übrig, die vorzüglichste Zierde des Altars, ich meine die Christusstatue, zu beschreiben. Allein, da dieselbe bereits im Kunstblatte des vorigen Jahrs Nr. 96 und 105, dann in der Neckarzeitung 1830 ausführlich beschrieben und gewürdigt worden ist, so kann ich hier um so kürzer seyn. Der Herr ist als Lehrer dargestellt, in dem Momente, wo er die bedeutungsvollen Worte spricht: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines himmlischen Vaters." Die Beurtheiler in den beiden obengenannten Blättern stimmen in dem Lobe der schönen und edeln Verhältnisse und der reichen und gut geordneten Drapirung zusammen, welchen wir vollkommen beipflichten, indem wir an der Draperie durchaus nichts zu tadeln wissen, als daß die Falten des Gewandes, wo es über die linke Brust sich hinzieht, etwas zu dick und gehäuft erscheinen. In der Beurtheilung des Kopfes weichen beide Obengenannte von einander ab; während der Verfasser des Aufsatzes im Kunstblatt in dem Kopfe, besonders in den Augen, etwas Schwächliches und in den Haaren und im Barte nicht genug Fülle fand; so sagt der Kritiker in der Neckarzeitung: Vor allem sprach mich der Charakter des Kopfes an; diese schönen und edlen Formen, diese Mischung von Ernst, Milde, Sanftmuth und Demuth ist dem Künstler vortrefflich gelungen. Was den Ausdruck um Stirne, Augen, Wangen und die ganze obere Hälfte des Angesichtes betrifft; so fanden wir uns dadurch eben so angezogen als erhoben, und möchten dem zweiten Urtheile beipflichten; es vereinigt sich hier Hoheit und Milde, und über den Augen und auf der Stirne zieht sich ein leiser Hauch von schmerzlichem Ernste hin; dagegen mögen allerdings die untern Theile des Gesichts, Kinn und Bart, etwas zu jugendlich und weich gehalten seyn, und hierin wollen wir dem Urtheile im Kunstblatt nicht widersprechen.

Ehe wir indeß von unserer Beschreibung scheiden, müssen wir noch eines Kunstwerks in der Michaelskirche zu Fürth Erwähnung thun, des einzigen aus alter Zeit erhaltenen; es ist das Sakrament-Häuschen, aus der Zeit von Adam Kraft, vielleicht von ihm selber, sehr zierlich gearbeitet und mit bewundernswerther Delikatesse ausgeführt. Auf einem geschmackvollen, säulenartigen Fuße erhebt es sich in drei Absätzen zu einer Höhe von 24 Fuß. Der erste bildet das Behältniß für die Hostien und ist mit sehr kleinen Figuren, Paulus, Martin, Michael und Petrus, geschmückt; an die Stelle der zwei fehlenden wurde Simon und Thaddäus, Abdrücke vom Sebaldus-Grab, gesezt. Ueber dem Behältniß für das Sakrament entwickeln sich die gothischen Verzierungen sehr reich, schlanke Pfeiler mit schönen Thürmchen, zwischen ihnen dünne, lange, durch Bögen verbundene Säulchen streben empor, und in Mitten dieser erblickt man Christus mit Maria und Johannes. Die dritte Abtheilung, in gleichem Geiste ausgeführt, lauft spitz zu und endigt in einem mit Lilien verzierten Thürmchen. Hier erblickt man zwischen den Verzierungen die Statue eines Engels, wahrscheinlich Michael als Sieger zum Himmel deutend. Die Statuen haben sämmtlich wenig Werth und sind ziemlich roh behandelt, aber von dem Ganzen gilt das eben gegebene Urtheil.

E. L.

Varianten

zu Plinius Kunstgeschichte aus der florentinischen Handschrift,

mitgetheilt von F. Osann.

(Fortsetzung.)

Pag. 689. 5. altabis p. albis
6. sattico p. Attico
ethion p. echion
7. vocantius p. Melanthius
8. conferte
9. et deest
et deest
elephantorum quae*) sanie
10. eorum p. quoniam ut
12. insania
ex deest
nimitam p. non omittam
nemo p. Nero.
13. Colosseum deest
in deest
14. 15. ortorum pure confragia libertus
15. aeti p. Antii
ecuravit**) p. investirit
18. agi p. a C.
19. merore p. nemore
20. percurrant
22. etiam p. et
23. constant
25. Phidiaan ipsud initio
25. 26. eliptumque p. Olymp.
26. octoginta
26. 27. fratrem eius Panaenum quid clyp.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Nämlich elephantorumque

**) Falsch gelesen oder abgeschrieben statt decoravit, nicht übel.

No. 68.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 25. August 1831.

Griechische Architektur.

Architecture antique de la Sicile, ou Recueil des plus intéressans monumens d'architecture des villes et des lieux les plus remarquables de la Sicile ancienne, mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth. Paris, 1827 etc. Livraison I — VII. Fol.

(Beschluß.)

Von dem ersten Tempel auf der Akroplis stehen noch fünf Säulen des nördlichen Pteroma, und die zwei Säulen des Pronaos, so wie noch ein großer Theil der nördlichen Wand der Cella und des Opisthodomos, und ein kleinerer Theil der Wände zwischen dem Posticum und dem Opisthodom, zwischen dem Opisthodom, dem Naos und dem Pronaos; an leztere lehnt sich eine moderne Treppe an. Die Orte, wo der Vf. Nachgrabungen angestellt, sind mit Punkten auf dem Plan umzogen, so wie bei jedem der folgenden. Der Hauptaufgang ist nach Analogien restaurirt. Die Ordnung ist wieder die dorische, aber von weniger schlanken Verhältnissen als an dem von Segeste, indem die Höhe nur 4 Durchmesser beträgt. Der Tempel hatte, wie jener, sechs Säulen in jeder Fronte und 14 an jeder Nebenseite. Der Boden des Pronaos und des Posticum liegen in einer Ebene, zu der höher gelegenen Cella führen drei Stufen und ebenso zu dem noch höheren Opisthodom, wie dieß ein Längendurchschnitt des Tempels in seinem gegenwärtigen Bestande noch deutlicher zeigt. An den Details des Seitengebälks sind die obern Theile, als die geschmückten Stirnziegel, die Löwenköpfe *rc.*, nach den Propyläen von Eleusis restaurirt. Unter den übrigen zeichnet sich das Gesims aus härterem Stein aus.

Der zweite Tempel der Akropolis gehört zu den kleinern der Gattung, welche nur an der einen Fronte mit einer viersäuligen Vorhalle versehen sind. Von der Cellenmauer stehen nur noch die nördliche und westliche Seite. An der Restauration jedoch zeigt sich die jonische Säule in Verbindung mit dem dorischen Gebälk, eine Verbindung wozu den Vf. die an Ort und Stelle gefundenen Fragmente eines scharf cannelirten Schafts, eines jonischen Capitells und der vollständigen Theile des dorischen Gebälks berechtigten, und die, nach seiner Bemerkung, sich an sicilianischen Tempeln häufiger fand. Die farbige Restauration des Gebälks Taf. 17 F. XI. stüzt sich ebenfalls auf mehrere an Ort und Stelle gefundene bemalte Fragmente, und zu ihrer Ergänzung wurden verschiedene andere von Metapont und Acrä zu Hülfe genommen. Auf dem Altar in der Mitte der Cella vor dem in der Restauration angedeuteten Standbild liest man die Worte: Εμπεδοκλει Θεοι Σελινουτιοι. Ob sich diese Dedication auf eine hier gefundene Inschrift gründe oder bloße Conjektur sey, gibt der Vf. nicht an. Als Beispiel der farbigen Verzierung griechischer Tempel, oder der sogenannten polychromen Architektur der Alten, beabsichtigt der Vf., wie wir hören, diesen Tempel noch in einem besondern Werke herauszugeben.

Von dem dritten ganz dorischen Tempel stehen noch die fünf Säulen der Südseite, drei der westlichen, neun von der nördlichen und zwei von der innern Reihe des Prostylos; ferner ein kleiner Theil der südlichen und östlichen Mauer des Pronaos, die ganze Nordseite, und die sich daran anlehnenden Wände des Pronaos, der Cella und des Opisthodomos. Vor dem Pronaos steht eine gedoppelte Reihe von sechs Säulen, während an der Rückseite die Säulenstellung nur einfach ist. Die dadurch verlängerten Nebenseiten haben jede 17 Säulen, auch ist das Pteroma beträchtlich weiter gehalten als gewöhnlich, so daß sich die Gestalt des Tempels der eines Pseudodipteros nähert. Der Aufgang zum Haus nimmt die ganze Fronte ein, und zum Pronaos und zur Cella führen je drei Stufen. An den Tropfenfeldern über den Metopen zeigt sich das Merkwürdige, was schon im Kunstblatt a. a. O. von dem Vf. besprochen worden ist, daß sie kleiner sind als die über den Triglyphen: dort sind drei, hier sechs in einer Reihe. Die Säulen der Seiten haben einen geringeren Durchmesser als die an der Vorder- und Hinterfaçade und dem vor dem Pronaos gele-

genen Zwischen-Portikus. Die Tropfen sind häufig, wie auch anderwärts, mit Blei eingegossen. Auf T. 24 und 25 befinden sich die Abbildungen der Metopen, von welchen Hr. v. Klenze (Kunstblatt 1824 Nr. 8) gesprochen hat, und die seitdem Gegenstand gelehrter Untersuchungen in Thiersch's Epochen der griechischen Kunst, wo sie sich ebenfalls abgebildet befinden, geworden sind. Auf der Restauration sind diese Metopen in der Mitte der Vorderansicht eingefügt. Neben denselben sind auch zwei Medusenköpfe aus dem Museum zu Syrakus abgebildet.

Es ist nun noch der vierte Tempel von denen auf der Akropolis übrig. Von diesem gibt der Plan noch als vorhanden an: acht Säulen der südlichen Fronte, zwei Säulen und die schon gezählten Ecksäulen der westlichen, vier der nördlichen, drei der östlichen und die zwei Säulen des Pronaos, nebst dem größten Theil der Mauern der Cella, des Pronaos und des Opisthodom. Dieser ebenfalls dorische Tempel nähert sich noch mehr dem Pseudodipteros, er hat wieder 6 Säulen in der Fronte und 13 auf den Nebenseiten, überdieß noch vor dem Pronaos vier Säulen, indem statt der Ecksäulen hier ganze Säulen an die Mauern der Cella antreten. Der Opisthodom ist, wie bei den übrigen, auf der Rückseite geschlossen. Die Säulen haben nur vier Durchmesser in der Höhe und ihre starke Verjüngung, im Verein mit dem sehr stark ausgeladenen Echinus des Capitells, gibt ihnen daher ein schwerfälliges Ansehen. Der Fußboden steigt bis zum Opisthodom hin bei jeder Abtheilung um mehrere Stufen. An der Restauration der Façade zeigen sich die Axen der Triglyphen mit denen der Säulen durchweg in einer Linie gelegen; die Tropfenfelder über den Metopen sind hier ebenfalls kleiner als die über den Triglyphen. Im Durchschnitt des Tempels vor dem Pronaos dagegen liegen nur die Ecktriglyphen mit ihren Axen und denen der Säulen daselbst in einer Linie.

Die bis jetzt erschienenen Lieferungen behandeln nur noch zwei Tempel des östlichen Hügels. Von dem ersten derselben, dem am südlichsten gelegenen, gibt Taf. 30 eine Ansicht. Er ist größer als jeder der vorhergehenden, und hat in allen seinen Theilen ein mächtigeres Ansehen. Sechs Säulen der Südseite, eine von der West- und drei der Nordseite, die westliche Hälfte der Mauern der Südseite des Tempelhauses, und die daran gelegenen Mauern des Opisthodoms und des Posticums, ein kleiner Theil der gegenüberstehenden Mauer des Opisthodoms am Eingang aus der Cella und der andere Eckpfeiler mit den Säulen des Posticums sind noch vorhanden. Der Tempel hat 6 Säulen in den Fronten und 15 an den Nebenseiten und das Seitenpteroma beträgt nur anderthalb Durchmesser, während das vordere über 3, das hintere 2 beträgt. Die Säulenhöhe ist wieder 4, die Säulenweite beträgt nur 1 Durchmesser. Der Boden der Säulen des Pteroma's liegt etwas höher als der Raum zwischen den Säulen und den Tempelmauern, und in diesem Raume finden sich da, wo die Theile nicht zerstört sind, Spuren eines Gypsüberguffes von gelblicher Farbe. Ein solcher farbiger Anwurf findet sich auch an der Haupttreppe der Vorderfronte. An der Restauration zeigen sich sämmtliche Triglyphen, die über den Ecksäulen ausgenommen, mit ihrer und der Axe der Säulen in einer Linie gelegen. Das Kranzgesims ist nach Bruchstücken, aus einem Tempel zu Metapont, die der Herzog von Luynes mit mehreren andern, ebenfalls von dem Vf. in dieser Sammlung benutzten, aufgefunden hat, restaurirt.

Der Durchschnitt des Tempels in seinem gegenwärtigen Zustand zeigt die Stelle an, wo sich farbiger Stucco auf dem Fußboden gefunden. Der Pronaos liegt noch etwas höher als das Niveau des Pteroma und von ihm aus führen Stufen zur Cella, und in gleicher Weise zum Opisthodomos; das Posticum und der Pronaos haben einerlei Niveau. Von dem Deckenwerk des Tempels gibt Pl. 36 genaue Details. Einige Tropfen fanden sich ebenfalls mit Stucco überzogen, und Hr. H. führt diesen Umstand als Beweis an, wie sehr sich durch die Dicke des Anwurfs die Profile veränderten. Neben den farbigen Restaurationen, welche sich auf die im Tempel gefundenen Ueberreste gründen, werden hier auch Fragmente von dem Apollotempel zu Bassä und dem Tempel des Zeus Hellanios auf Aegina mitgetheilt.

Von dem mittleren Tempel des östlichen Hügels, erhalten wir in der siebenten und lezten der bis jezt erschienenen Lieferungen nur den Plan und eine Restauration des Tempels im Aufriß. Er war fast ein völliger dorischer Pseudodipteros mit 6 Säulen der Fronten, 14 der Nebenseiten, und gedoppelten Säulenstellung am Eingang, wovon die innere jedoch sehr nah an der Cella steht. Diese zeichnen sich ebenfalls durch ihre Eintheilung aus, indem sie einen sehr langen und schmalen Naos und äusserst kleinen Opisthodomos hatte. Die Säulenhöhe beträgt hier über 4½ Durchmesser, und die Schäfte erscheinen dadurch bei starker Verjüngung und stark ausgeladenen Capitellen sehr schlank. Sichtbar sind von diesem Gebäude noch acht Säulen der südlichen, die vier mittleren der westlichen, eilf der nördlichen, eine der östlichen und die zwei äußern Säulen der Vorhalle. Vor dem Eingang in den Pronaos zeigen sich zwei zirkelförmige Einschnitte, in welchen die ehernen Streifen lagen, auf denen die Flügel der Thüren liefen.

Bei dieser Anzeige des Hauptinhalts haben wir nicht überall ausdrücklich auf die genauen Angaben des Details aufmerksam gemacht, welche die Vf. bei jedem Monumente beibringen. Wir fügen daher noch im Allgemeinen die Bemerkung hinzu, daß, wie ihre Forschungen an Ort und Stelle sich als genau und gründlich beweisen, auch

die Ausführung ihres Werkes überall von dem wissenschaftlichen Fond und der Genauigkeit zeugt, welche zur Ausmittelung der Punkte, auf die es bei Untersuchungen über diese Gegenstände jezt eigentlich ankommt, nothwendig ist. Auch können wir nicht umhin, noch der kupferstecherischen Behandlung der Tafeln unsern Beifall zu zollen, die entfernt von allem Luxus, überall nur das Nothwendige, größtentheils in Umrissen gibt, aber dies mit solcher Sorgfalt und Eleganz ausgeführt, daß es dem Auge zugleich einen angenehmen Eindruck gewährt. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Inhalt jeder Tafel durch eine Unterschrift angedeutet worden wäre, da es den Gebrauch des Werkes erschwert, beim Aufschlagen erst die Inhaltsanzeige der Hefte zu Rathe ziehen zu müssen. Br.

Lithographie.

H. Holbein's Todtentanz, zehn Hefte in lithographirter Nachbildung, herausgegeben von Joseph Schlotthauer in München.

Diese auf Subscription erschienene Nachbildung des berühmten Meisterwerkes altdeutscher Kunstpoesie und Zeichnung und altdeutschen Holzschnittes ist nunmehr vollendet, nachdem unvorhergesehene und sehr schmerzliche Hindernisse sich der pünktlichen Einhaltung der versprochenen Termine in den Weg gestellt hatten. Die Verzögerung war nämlich zuerst durch die Kränklichkeit des bei dem Unternehmen angestellten Lithographen Karl Högerl verursacht worden, und dazu kam nach dem schnellen Tode dieses verdienten jungen Künstlers die Schwierigkeit, einen geeigneten Nachfolger für den Rest der Arbeit aufzufinden. Högerl hatte 33 Blätter ausgeführt. Die übrigen sind durch zwei Ungenannte gefertigt.

Die sämmtlichen in den Ausgaben vom Jahre 1547 an befindlichen Blätter des Holbein'schen Todtentanzes sind hier in dem Format des ursprünglichen Holzschnittes durch Steinzeichnung wiedergegeben. Es ist ein glücklicher Gedanke, dieses geniale Werk, das einst in vielen tausend Abdrücken aus den Pressen aller civilisirten Völker hervorgegangen war und von dem nun dennoch gute Exemplare als eine Seltenheit auf Bibliotheken und in Kunstsammlungen gezeigt werden, unter das größere Publikum der Kunstliebhaber zu bringen. Man findet zwar außer älteren Nachstichen des Holbein'schen Todtentanzes die von Mechel besorgte Reihe von Kupferstichen nach den in Petersburg befindlichen Zeichnungen des Todtentanzes vielfältig verbreitet. Aber es ist auch längst erkannt, wie verschieden diese Zeichnungen, wenigstens auf den Mechelschen Blättern, von dem in Holz geschnittenen Todtentanze seyen, welchen die allgemeine Sage dem großen Baseler Meister zuschreibt; ferner, wie ungleich der Werth dieser Nachbildungen, wie sehr namentlich viele derselben einer modernen Manier unterworfen sind. Aus diesem lebhaft gefühlten Mangel und dem Bedürfnisse, eine richtigere Nachbildung zu besitzen, sind nun zu gleicher Zeit zwei Ausgaben des Holbeinschen Todtentanzes entstanden. Die eine ist die in Kupferstichen von Frenzel mit einer poetischen Texterklärung von Ludwig Bechstein, die andere das vorliegende lithographirte Werk. Ich habe die Frenzelschen Nachstiche noch nicht zu Gesicht bekommen und kann daher über die Güte derselben kein Urtheil geben. Der Schlotthauerschen Nachbildung ist höchste Treue eigen. Die Gefahr, den Ton zu weich, die Ausführung glänzend werden zu lassen, ist glücklich vermieden worden, und die lithographische Copie mit dem Pinsel hat sich hier die bestimmte Klarheit und entschiedene Kraft des alten Holzschnittes anzueignen gewußt. Die Umrisse sind genau und sicher gezogen, die Schraffirung durchgängig kräftig, rein und deutlich, was dieser Ausgabe einen um so größern Werth giebt, als unter den alten Exemplaren der Originalholzschnitte viele unreine und zum Theil undeutliche Abdrücke vorkommen. Den Charakter der Holzschnitte mit solcher Bestimmtheit wiederzugeben, ist den fleißigen Künstlern aber auch nur durch die angelegentlichste Treue gegen ihr Original gelungen, und man mag insofern diese Nachbildungen die Frucht einer kindlichen Pietät gegen das Alterthum nennen. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß die von Högerl auf den Stein übertragenen Blättern an Freiheit der Zeichnung und an glanzloser Ausführung des Details den Vorzug verdienen. Indessen ist es erfreulich, dem leider für die Kunst der Lithographie und namentlich für dieses schon begonnene und über die Hälfte von ihm bereits vollendete Werk zu frühe verstorbenen Künstler zwei würdige Genossen seines Talentes sich anschließen zu sehen.

Die Subscriptionsanzeige hatte bemerkt, daß bald auch ein Text erscheinen sollte, welcher zunächst die Bilder des Holbein'schen Todtentanzes erläutern, sodann aber auch eine vollständige innere und äußere Geschichte des Todtentanzes geben würde. Als Verfasser dieser literarischen Arbeit wird Herr Professor Dr. Maßmann in München genannt. Die Erscheinung seiner Schrift hat sich bis jetzt noch verzögert, und wer die Schwierigkeiten auch nur von ferne kennt, welche mit diesem Gegenstande der Kunstgeschichte verbunden sind, wird die Verzögerung um so lieber gewähren lassen, als er sich einer gründlichen und vielseitigen Bearbeitung dieser für die Characteristik der religiösen Ideen wie der Kunstanschauungen und des ascetischen Strebens im Mittelalter höchst bedeutsamen historischen Frage gerne versichern mag. Lithographie und Text gehören indeß nicht unzertrennlich zusammen, und

sind vollständige Exemplare der erstern, wie ein Beiblatt an die Subscribenten besagt, fortwährend um den Subscriptionspreis: auf weißem Papier mit Tonplatte um 6 fl., auf chinesischem Papier um 7 fl., zu haben. Dem Herausgeber ist um so mehr Abnahme zu wünschen, als er sich vielleicht dadurch ermuntern ließe, andere in Holz geschnittene Blätter z. B. den Todtentanz auf der Dolchklinge, von H. Holbein, oder Zeichnungen von demselben, von Niklaus Manuel und Andern, deren sich eine schöne Anzahl von großem Werthe namentlich auf der Bibliothek zu Basel befindet, auf gleiche Weise durch Lithographie zu verbreiten. E. Gr.

Beiträge zur Geschichte der Künstler.

Es ist im Kunstblatt 1830, Nr. 64, S. 253 die Bemerkung gemacht worden, daß die Umwechslung der Namen bei den Malern und andern Künstlern in ältern Zeiten gewöhnlich gewesen und zu Irrthümern führte, daher oft Künstler unter mehreren Namen aufgeführt werden, und nur eine Person sind, wie dieses von Iselin bis auf Fiorillo nachgewiesen werden kann.

Asch und Fischer ist eine Person: der Bildhauer Maister Peter von Asch*), sein wahrer Name ist Peter Vischer, Fischer, arbeitete in Metz, 1434 in Ulm; sein Sohn, der Bildhauer Conrad Fischer, Vischer**) kommt in den öffentlichen Büchern in Ulm vor 1495, 1505, 1511, 1518, lebte auch in Nürnberg, sein Monogramm waren zween Fische. Des leztern Sohn ist der berühmte Erzgießer Peter Fischer, in Nürnberg 1470 geboren, von dem das Kunstblatt 1829 Nr. 32 und Fiorillo 1. B. S. 262 gute Nachricht geben. Ein Maler Peter kommt 1407, ein Spielkartenmaler Peter 1460 und 1495 wieder ein Maler Peter vor, alle aus einer Familie. Bartholomäus Vischer, Fischer war der Pallier des Kirchmeisters Matthäus Böblinger, der von 1480 am Münster in Ulm bauete. (s. Nr. 64 Oelberg.)

Wirtingen. Weyermann.

*) Asch, ein Dorf in Oberbaiern, nahe bei dem Städtchen Schongau; vielleicht hat er seinen Namen von demselben angenommen, wie Schön von Schönau. (Kunstbl. 1830 Nr. 64 S. 254.) Wahrscheinlich ist der Name Amberger eben so von der Stadt Amberg in der obern Pfalz genommen, denn die dasige Pfarrkirche zu St. Martin, so wie das Franziskanerkloster haben die schönsten Malereien von diesem Künstler. Bei des Malers Christoph Ambergers Vater heißt es bei dem Jahr 1491. Steinmetz Leonhart von Amberg. Des leztern Vater gleiches Namens, kommt im J. 1442 als Schnitzer, Formschneider vor.

**) In alten geschriebenen und gedruckten Ordnungen der Fischerzunft in Ulm wird immer Vische, Vischer gefunden.

Altona im Juni 1831.

Im Frühjahr 1832 wird eine siebente öffentliche Kunstausstellung vom hiesigen Kunstverein veranstaltet, und die unterzeichneten Direktoren haben die Ehre, die Künstler des In- und Auslandes zur Unterstützung dieses Unternehmens durch Beiträge ihrer Werke, ergebenst einzuladen. Ihre gefälligen Mittheilungen deshalb erbitten wir bis Ende December d. J., die Einlieferung der Werke selbst aber vor Ende Februar 1832, unter Adresse des Herrn Carl Hirschfeld hieselbst oder der Commeterschen Kunsthandlung in Hamburg. Die Kosten der Her- und Rückfracht bei Einsendungen von Originalgemälden mit Schiffs- oder Fuhrgelegenheit übernimmt der Verein, ersucht aber, über Sculpturen und Gemälde von großem Umfang, so wie über Gegenstände, die sich ausserhalb Deutschland befinden, um vorherige Anfrage. Postsendungen werden nur franklrt angenommen.

Den Verkauf besorgen wir, ohne irgend eine Provision in Abzug zu bringen, ersuchen daher um Aufgabe der lezten Preise der zum Verkauf bestimmten Werke.

Fr. Rosenberg. J. M. Hansen.
Carl Hirschfeld.

Mailand.

Hier ist kürzlich erschienen:

Notizie biografiche di Giuseppe Longhi, raccolte da Francesco Longhena. R. I. Stamperia 1831. 8.

Man beschäftigt sich mit Sammlung von Beiträgen zu einem Denkmal Longhi's, das in der Brea errichtet werden soll. Das Banquierhaus Fenzi nimmt Beiträge, zu 4 östr. Gulden oder 12 ital. Liren an, so wie jedes nahmhafte Wechselhaus im Ausland. Das Verzeichniß der Theilnehmer soll gedruckt, und jedem eine Medaille oder der Kupferstich des Denkmals nebst Biographie und Bildniß Longhi's eingehändigt werden. Bei dem obengenannten Werk befindet sich ein von Anderloni gestochenes, sehr wohlgelungenes Bildniß.

Berichtigungen.

Kunstblatt 1830, Nr. 64. S. 253 Sp. 2 Lin. 23. Schaggans. S. 254. Sp. 2 Lin. 7 von unten: muß es heißen: Ludwig Frieß d. ä. kommt auch unter dem Namen Ludwig Kuch vor, und als Kartenmaler und Briefmaler im J. 1449. — Nr. 66. S. 261. Sp. 1, Lin. 3 von unten: Orgelmeister, statt Augelmeister. S. 262 Sp. 1 Lin. 5 statt 1830, 1829. — Nr. 67 S. 267 Sp. 2 Lin. 6 von unten: Heerdbruckerthor. S. 268. Sp. 1 Lin. 12 muß es heißen: Mürdel. — Nr. 89. S. 356 Sp. 1 Mitglieder der Künstler-Confraternität. Nr. 1. muß heißen: Säßlin. Nr. 6. Schorndorf. 7. statt eine Familie: cum familia. 8. Schlumpp. Schlumpp. 9. Schorpp. Scherpp. 16. Hochspringer. S. 356. Sp. 2 Lin. Wollmatingen, daselbst Lin. 4 von unten statt hieraus: füraus, daselbst Lin. 3 von unten: jedoch ein und andere Gemälde 2c. — S. 268 Nr. 67. Sp. 1 Lin. 1 muß die Jahrszahl heissen: 1531. — Nr. 64 S. 255 Sp. 1 Lin. 15 statt ein, im.

Nº. 69.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 30. August 1831.

Doctor Jacob Roux und die Wachsmalerei.

Eine Reihe von Jahren hindurch ein Augenzeuge von den Kunstbemühungen des verdienstvollen Professors Roux in Heidelberg, glaube ich mich zu einigen Worten über eine Erfindung desselben berechtigt, welche für die Kunst von den ersprießlichsten Folgen seyn kann; bescheide mich jedoch im voraus, das lezte entscheidende Wort dem geübteren Kenner, vor allen dem vorurtheilsfreien praktischen Künstler zu überlassen.

Die Ankündigung einer Wachsmalerei mag bei Vielen nicht das günstigste Vorurtheil erwecken. Und freilich haben alle bisherigen Versuche der Art die Erwartungen der Kunstfreunde theils nicht befriedigt, theils völlig getäuscht. Unrecht aber ist es, um deßwillen die Sache selbst, die Möglichkeit oder den Vortheil ihres Gelingens in Zweifel zu ziehen. Es müssen überall eine Menge Nieten gezogen werden, bis das Glücksloos dem Günstlinge oder dem Würdigsten in die Hand fällt. Ueberdieß war man bisher in der Regel mehr antiquarisch als artistisch zu Werke gegangen. Es war, wie es scheint, weniger darum zu thun, durch die Technik der Griechen die moderne zu vervollkommnen, als diese auf jene zurückzuführen. Man wollte griechisch malen lernen; Vitruv und Plinius sollten unsere Lehrer und Meister werden, wo denn gleich von vornherein jede freie Forschung und Praktik durch die fixen Ideen von Enkaustik, Einbrennen, Kästrum und dergl. gehemmt ward.

Auch das konnte jenen Versuchen nicht förderlich seyn, daß sich gewöhnlich nur Dilettanten, oder Künstler untergeordneten Ranges, und diese wieder meistens im Dienste oder unter der Obhut antiquarischer Gelehrten mit Wachsmalerei beschäftigten. Andern gebrach es an den nöthigen Kenntnissen, besonders der Chemie, so daß es meistens hinreicht, nur das Mittel zu hören, mit welchem sie das Wachs lösten, um im voraus versichert zu seyn, daß auf diesem Wege vielleicht ein unterhaltendes Kunststück, aber nimmermehr ein Kunstwerk zu fertigen ist. Nicht selten läuft alles auf ein bloßes Spiel mit dem Worte: Wachsmalerei hinaus. Dieß gilt in der Hauptsache namentlich noch von dem neuesten Versuche, der sogenannten Wachsmalerei des Hrn. Montabert, wiewohl diese, ihrer pomphaften Ankündigung nach zu urtheilen, zweifelsohne eine größere Beachtung finden wird, als bis jezt dem bescheidenen deutschen Künstler zu Theil ward. Denn wenn, beiläufig erinnert, Montabert sich zum Bindemittel des sogenannten Wachs-Oels bedient, so malt er nicht mit Wachs, sondern mit einem durch Destillation gewonnenen ätherischen Oele, welches alle Eigenschaften des Wachses verloren hat.

Roux war selbst Künstler, und zwar ein in jeder Hinsicht höchst achtbarer, in praktischer Kunstthätigkeit ergrauter Künstler.

Schon in frühester Jugend hatte sich seine Neigung für die Kunst entschieden. Geraume Zeit aber fast nur auf sein Talent, und einen unermüdeten Fleiß angewiesen, schloß er sich um so enger an die Natur, diese treue Führerin zur Kunst, und übte sich in Nachbildung der malerischen Schönheiten, welche die Umgegend Jena's, seiner Vaterstadt, zwar in einem beschränkten Kreise, doch nicht kärglich darbot. Später ward seinen redlichen Bemühungen durch einen längern Aufenthalt in Dresden, im Anblick der höchsten Musterbilder, und im Umgange mit ausgezeichneten Künstlern — unter ihnen der unvergeßliche Klengel — ein um so reicherer Ersatz für frühere Entbehrungen. Mehrere Copien, in Aquarell, Oel und Pastell, nach Gemälden der Dresdner Gallerie, darunter zwei vortreffliche Landschaften nach Ruisdael und Claude Lorrain, bezeugen, wie wohl er jene kostbare Zeit zu nützen verstand. In seinen zahlreichen Porträten verräth sich eine schöne Gabe, den Charakter eines Individuums frei von karrikirender Treue des Einzelnen, in seinem Wesen zu ergreifen. Die Zeichnung ist correct, die Carnation warm und gediegen, alles andere in würdiger Einfachheit nur dem Hauptzwecke dienend. Als Landschaftmaler bekannte sich Roux noch zu dem guten alten Grundsatze, welcher die Baumvegetation als die Hauptsache dieser Gattung betrachtete. Wenn daher seine Landschaften nicht durch blendenden Effekt, oder die Viel-

heit bunter Einzelnheiten auch den Nichtkenner überraschen, so sind sie dagegen um so erfreulicher durch charakteristische Mannichfaltigkeit eines leichten Baumschlages, durch Wahrheit der Darstellung, mit Wahl und Geschmack verbunden, und ganz besonders durch harmonischen alles lebendig durchdringenden Farbenton. Die Natur auch von ihrer erhabenen Seite aufzufassen, war ihm darum nicht versagt. Seine Mappen verwahren noch einen Schatz von Schweizergegenden in Aquarell; und unter den Oelgemälden, welche noch nicht in fremde Hände übergegangen sind, findet sich nächst einer vortrefflichen Ansicht des Vierwaldstädter See's, ein Bild des Rheinfalls, das einzige mir bekannte, in welchem dieses Naturschauspiel bloß durch eine originelle Wahl des Standpunkts und die kühne Behandlung eines umwölkten Himmels sich in seiner ganzen schauerlicherhabenen Größe darstellt. Auch für Wissenschaft hat Roux bedeutendes geleistet. Schon früher hatte er die Tafeln zu Loders anatomischem Werke geliefert, und seine Zeichnungen zu Tiedemanns klassischem Werke über die Arterien gehören zum ausgezeichnetsten, was die neuere Zeit auf diesem Felde wissenschaftlicher Kunstleistungen gesehen hat.*) Ueberhaupt war bei Roux, mit dem Kunsttalente eine entschieden wissenschaftliche Richtung des Geistes eng verschwistert. Zu einer feinen Beobachtungsgabe hatte sich ein unüberwindlicher Hang gesellt, eine Sache in ihren tieferen Gründen zu erforschen, und bis zu ihren lezten Resultaten zu verfolgen. So hatte er durch seine Untersuchungen über die Farben als Pigmente immer weiter geführt, endlich die Farbe selbst, von ihrer physikalischen Seite zu ergründen gesucht.**)

Wenn ein solcher Mann mit Ernst darauf bedacht ist, die Technik einer Kunst, welcher er seyn ganzes Leben geweiht hat, zu vervollkommnen, so ist gewiß nichts Gewöhnliches zu erwarten. Schon die Gemälde, welche seiner neuen Erfindung vorausgegangen waren, sind auch von technischer Seite beachtungswerth. Die Wahl des Grundes, der Oele und Pigmente, war aufs sorgfältigste bedacht und geprüft, kein Mittel wurde angewendet, von dessen Wirkung der Künstler sich nicht im voraus vollkommene Rechenschaft gegeben hatte. Seine Oelgemälde werden gewiß eine geraume Zeit überdauern, und seine frühesten Pastellbilder haben sich bis zur Stunde trefflich erhalten. Von jeher aber hatte er sich mit dem Gedanken getragen, durch Hülfe des Wachses, der Technik ein für allemal eine zuverlässige Gediegenheit und längere Dauer zuzusichern. Nach langem vergeblichen Bemühen, die Versuche seiner Vorgänger mit einigem Erfolge wieder aufzugreifen, nicht selten auch zwischen antiker und moderner Technik schwankend, war er endlich so glücklich, das Geheimniß aufzufinden, wodurch das Wachs ein brauchbares Bindemittel wird, und richtete nun sein ganzes Streben dahin, unbekümmert um Griechen und Moderne, seine Endeckung durch eine vielseitige Praxis zu bewähren, und ihrer Vollendung näher zu bringen.

So entstand nach und nach eine Reihe von Gemälden, in welchen vorzugsweise das Wachs als Bindemittel angewendet ist. Es sey erlaubt, sie in der Kürze aufzuzählen.

1) Kopf einer Venus nach Tizian. Br. 5½ Z., h. 5½ Z., auf Holz gemalt, nach Art eines Miniaturgemäldes, mit sehr dünn aufgetragenen Farben. Das Bildchen ist einer der ersten gelungenen Versuchen Roux's, in Wachs zu malen. Der liebliche klare Farbenton desselben verbürgte den erfreulichsten Fortgang des begonnenen Werkes.

2) Porträt des Kirchenraths Paulus, br. 1 Sch. 10 Z. h. 2 Sch. 4 Z. auf Holzgrund. Ein in jeder Hinsicht treffliches Bild, in sprechender Wahrheit, geistvoll gedacht und von der gediegensten Fülle des Colorits. Den kundigen Beschauer wird dieß Gemälde lehren, daß der Technik in Wachs keine geringere Mannichfaltigkeit von mehr oder minder kräftigen Tönen, durch die leisesten Uebergänge vermittelt, zu Gebote steht, wie der Oelmalerey. Auf eine eigenthümliche Art ist der Hintergrund ausgeführt: abwechselnd mit blässerem und lebhafterem Grün völlig deckend untermalt, mit Dunkelgrün lasirt, in breiten kurz abgesetzten Strichen, matt schillernd, wie solches auf diese einfache Art, durch eine bloß mechanische Führung des Pinsels wohl nur in Wachs zu bewerkstelligen war.

3) Ein junges Mädchen mit rothem Schawl drapirt, ein weisses Tuch turbanartig um den Kopf geschlagen. In der Hand hält sie eine Zeichnung. H. 1 Sch. 10 Z., br. 1½ Sch. Wenn die Wachstechnik in dem vorgenannten Bilde die markige Kraft einer männlichen Carnation bewährt, so zeigt sie sich hier geschmeidig genug, um jede Zartheit der weiblichen auszudrücken. Der leicht verhauchte Schmelz der Farben, ihre sanftleuchtende Klarheit muß auch den Nichtkenner erfreuen. Durch ein Vergrößerungsglas mit weitem Focus betrachtet, gewinnt das Bild noch mehr an Klarheit.

4) Andreas Doria nach einem bis jezt noch wenig gekannten Gemälde des Tizian. Br. 1½ Sch., h. 1 Sch.

*) Tiedemann, Großherzogl. Bad. Hofrath und Professor, Abbildungen über den Verlauf der Pulsadern des menschlichen Körpers, sammt erklärendem Texte in lateinischer und deutscher Sprache. Nach der Natur in Lebensgröße gezeichnet von Professor Roux und auf Stein übergetragen von Fr. Müller. Gr. Imp. F. 78 Tafeln. Karlsruhe bei Chr. Fr. Müller, 1821.

**) Die Farben von Dr. Jacob Roux. Drittes Heft. Entdeckungen aus dem Gebiete physikalischer Farbenlehre, durch Versuche dargethan. Heidelberg bei Winter 1829.

11 Z. Auf Leinwand gemalt. — Ich hatte Gelegenheit, das Original mit dieser Copie sorgfältig zu vergleichen, und die Versicherung, daß die Wirkung des tizianischen Gemäldes vollkommen erreicht ist, dürfte der neuerfundenen Technik nicht zur geringsten Empfehlung dienen. Das Durchscheinende des weissen flaumigen Barthaars im Contraste mit der Kraft dunkler Farben an der Kopfbedeckung, und dem Pelzwerke des Gewandes, die Bestimmtheit und Klarheit, womit das würdevolle Angesicht in seinen kolossalen Verhältnissen, des geringen Schattens ohngeachtet, vollgerundet hervortritt, ist von der trefflichsten Wirkung.

5) Die heilige Magdalena in einem einsamen Walde betend, ähnlich motivirt wie das bekannte Bild des Correggio. Auf Holz gemalt, br. 1½ Sch., h. 1 Sch. 1 Z. Nicht minder erfreulich durch Reinheit der Carnation und harmonische Haltung der Farbentöne. Beiwerk und Hintergrund dient zugleich zum Beweise, daß die Wachstechnik auch für Landschaftmalerei anwendbar ist. Ein in seiner Anlage schon vielversprechender Versuch, dieß im Großen zu bewähren, ein Prospektgemälde der Heidelberger Gegend in der Abendbeleuchtung, blieb leider unvollendet.

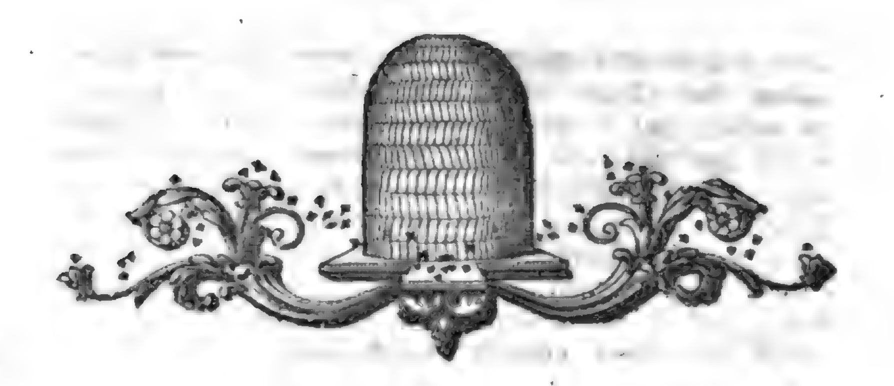
6) Ein weiblicher Kopf, br. 7½ Z., h. 8½ Z. auf eine vorher nicht grundirte Thontafel gemalt. Die Farben, welche in diesem höchst merkwürdigen Bilde mit Wachs gebunden wurden, bestehen aus farbigen Fritten (verglasten Farben). Eine Bemerkung Davy's hatte diesen Versuch veranlaßt. Da, wie Roux wohl einsehen mußte, die gewöhnlichen Porzellain- und Email-Farben hier nicht anwendbar waren, so übernahm es der gelehrte Chemiker Professor Geiger zu Heidelberg, welcher überhaupt mit rühmlichstem Eifer die Unternehmungen Rours unterstützte, die zweckdienlichen Fritten zu bereiten. Die Carnation des genannten Bildes hat noch etwas düsteres, indem es noch nicht gelingen wollte, ein ganz reines Roth zu bereiten; indessen bleibt dieses Gemälde immer ein sehr bedeutender Anfang einer noch höher gestellten Wachstechnik. Endlich

7) ein weiblicher Kopf, br. 4½ Z., h. 5½ Z., besonders dadurch der Beachtung werth, daß er alla prima gemalt ist.

Andre Wachsbilder, darunter ein ausgezeichnetes Porträt des Componisten Händel, sind schon in den Besitz von Privaten übergegangen.

Manchem dürften in einer Zeit, wo kaum mehr anders als durch Massen gewirkt werden kann, die Zahl dieser Gemälde, und selbst die Art der dargestellten Gegenstände nur unbedeutend erscheinen. Die unübersehbaren Schwierigkeiten jedoch erwogen, welche gerade dann erst sich einzustellen pflegen, wenn es gilt, eine glückliche Entdeckung zur praktisch anwendbaren Erfindung fortzuführen, die zahlreichen Berufsgeschäfte, welchen Roux mit der größten Gewissenhaftigkeit obzuliegen gewohnt war, die häufigen Bestellungen im Fache der Porträtmalerei, die Thätigkeit eines ausgebreiteten zahlreichbesuchten Zeichenunterrichtes, alles dieß zusammengenommen, muß es vielmehr Bewunderung erregen, daß binnen eines Zeitraums von wenigen Jahren nur soviel geleistet wurde. Was die Wahl der dargestellten Gegenstände betrifft, so wäre es einem Künstler, der Licht und Schatten gar wohl in seiner Gewalt hatte, und überdieß so glücklich gewesen war, ein Mittel zu finden, welches von Natur schon eine gewisse Klarheit besizt, ein leichtes gewesen, mit einem erstaunlichen Schau- und Prachtstück vor das Publikum zu treten. Aber eben dadurch, daß Roux den anspruchlosesten aber schwierigsten Stoff gewählt, daß er seine Erfindung an Gegenständen versuchte, und mit Erfolg versuchte, wo die Farbe, zugleich als die einfachste und complicirteste, Eins ist mit dem zartesten psychisch organischen Leben: an der Carnation, gerade dadurch ist die sicherste Bürgschaft für die Gediegenheit seiner neuen Technik geleistet. Der am meisten gegründete Zweifel, der von jeher gegen Malerei in Wachs erhoben wurde, ist nun durch die That widerlegt. Das gelungenste von Rours Oelporträten, mit einem in Wachs verglichen, wird kalt und hart erscheinen, und wenn jene in der Dämmerung längst in tiefere Schatten zurückgetreten sind, so behauptet das Wachsbild, wie durch sich selbst erleuchtet, noch seine Klarheit. —

Gewiß wäre es für die Wachsmalerei schon empfehlend genug, wenn sie in dem wichtigen Punkte einer klaren und gediegenen Carnation hinter der Oelmalerei nur nicht zurück bleibt. Von andern Seiten aber hat sie selbst unleugbare Vorzüge. Für manchen vielbeschäftigten Künstler dürfte die Praktik derselben schon um deßwillen wünschenswerth seyn, weil eine Wachsmalerei schneller trocknet, als die in Oel, und, indem sie den Vortheil gewährt, gleichsam in Einem Zuge das Begonnene fördern zu können, den Künstler zugleich vor der Versuchung bewahrt, sich schädlicher schnelltrocknender Mittel zu bedienen. Ausserdem ist die Anwendbarkeit dieser neuen Technik nicht auf eine einzige Art der Malerei beschränkt. Sie dient eben so gut zu Miniatur als zu Staffelei-Gemälden, und würde auf Gyps- oder Kalkgrund, in Wandmalereien sich erst in ihrem vollen Glanze zeigen. Die Schuld lag nicht an Roux, daß in leztgenannter Art nichts im Großen unternommen werden konnte. Im Kleinen angestellte Versuche waren vollkommen gelungen. Diesem Fache, der Wandmalerei, würde denn auch der entschiedenste Vorzug der Wachstechnik, die größere Dauerhaftigkeit, zu ganz besonderem Vortheile gereichen. Denn Wachs wird durch die Luft nicht verändert, und im Lichte gewinnt es nur an hellerer Weiße; es trozt dem zer-



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 78. — 1. August 1831.

Die neueste Literatur der Physik.

(Beschluß.)

Seit einiger Zeit ist in Deutschland so viel die Rede von Artesischen Brunnen, daß unseren Lesern einige Notizen darüber, die wir aus dem 4ten Hefte des VII. Bandes unserer Zeitschrift entnehmen, nicht unwillkommen seyn können. Man versteht unter „Artesischen Brunnen" eine Einrichtung, wo bloße Bohrlöcher bis auf eine Wasseransammlung in der Tiefe der Erde getrieben werden, da sich das Wasser denn, wenn das Terrain anders dazu günstig gelegen ist, von selbst fontainenartig erhebt. Der Name kommt von der ehemaligen Provinz Artois in Frankreich (Artésien heißt Artoisisch oder Artesisch) her, wo die Konfiguration des Terrains der Anlage solcher Brunnen vorzüglich günstig ist *).

Man hat bis jezt geglaubt, daß die Idee zu dieser Art von Brunnengräberei Dominicus Cassini angehöre, der, 1671, die ersten Vorschläge dazu that; allein aus einem Berichte eines Herrn Imbert, „missionnaire apostatique," datirt aus der Stadt Ou-Tong-Kiao in der chinesischen Provinz Fu-Tchuen, vom September 1826 (mitgetheilt in den Annales de l'association de la propagation de Foi. Janvier 1829) geht hervor, daß diese Methode in China sehr verbreitet ist, und daß man sie dort schon sehr lange angewendet hat. Die Chinesen bedienen sich derselben auch bei Salzbrunnen, und die Mittel, die sie beim Bohren anwenden, sind sehr einfach. Auch im Oesterreichischen, namentlich in der Umgegend von Wien, finden sich schon seit längerer Zeit dergleichen artesische Brunnen, und das Verfahren, welches dort bei Anlegung derselben angewendet wird, besteht in Folgendem. Man gräbt zuerst, auf die gewöhnliche Weise,

*) In der Encyclopédie méthodique (Paris 1816) Partie: Agriculture. VI. 75 findet sich folgende Notiz: „Quelquefois les nappes d'eau s'établissent sur un lit de roche, même entre deux lits de roche; et dans ce dernier cas il peut arriver que, descendant d'un lieu plus élevé, l'eau se trouvant remplir complètement l'intervalle des roches, il ne faille que percer une de celles ci, pour faire sortir l'eau en jaillissant. C'est parceque la plaine d'Arras (Hauptstadt des ehemaligen Artois) a une telle disposition de roches, qu'on peut y creuser ces puits si célebres, appellés puits Artésiens." — Die neuesten Erfahrungen haben gelehrt, daß die Ausführbarkeit nicht auf Artois eingeschränkt ist.

M.

einen Brunnen durch die obersten Erdschichten, bis man auf eine feste Lage von grauem Thon (Tegel) kommt. In diese schlägt man alsdann, mittelst einer Ramme, genau senkrecht in der Mitte des Brunnens, eine auf 4 Zoll gebohrte, unten zugespizte hölzerne Brunnenröhre so tief als möglich ein. Durch diese Röhre wird dann mit einem Erdbohrer so lange weiter fortgebohrt, bis man auf eine Sandstein- oder Thonschieferplatte stößt, die ebenfalls durchbohrt wird, wonächst sich in vielen Fällen sogleich eine Quelle findet, deren Wasser nunmehr von selbst und oft mit großer Schnelligkeit durch das Bohrloch und die Brunnenröhre emporsteigt. — Hierin besteht das ganze Geheimniß der „artesischen Brunnen," von welchen sich viele unserer Leser wahrscheinlich einen ganz anderen Begriff gemacht haben.

Eine andere, in unserer Zeitschrift ebenfalls erörterte physikalische Frage von hoher Wichtigkeit für das bürgerliche Leben, bezieht sich auf die Kettenbrücken und die Anwendbarkeit des Stahles bei ihrer Konstruktion, in welchem Bezuge interessante Notizen über das Verhalten der ersten Stahlkettenbrücke über die Donau bei Wien (Karlsbrücke), während des Winters 18$\frac{37}{38}$, beigebracht werden. Es ergibt sich daraus als Resultat, daß diese Stahlkettenbrücke während des gedachten harten Winters und troz der Ertragung einer Kälte von oft 20° Reaumür, auch nicht die mindeste Beschädigung erlitten hat, und daß kein Nagel daran gesprungen ist. Die aus der Erfahrung, daß bei großer Kälte oft Wagenaxen, Federn und andere dergleichen aus Stahl verfertigte Gegenstände springen, gegen den Gebrauch des Stahles bei Anfertigung der Kettenbrücken hergeleitete Einwendung verliert also von ihrer Bedeutung, und zwar um so mehr, als der Stahl, den man zu dergleichen Brücken verwendet, weder gehärtet ist, noch auch plötzliche Stöße oder Schläge zu erdulden hat, von welchen beiden Umständen das Springen besonders herzurühren scheint.

Das kürzlich fast durch ganz Deutschland beobachtete große Nordlicht hat die allgemeine Aufmerksamkeit neuerdings auf diese wundervolle und prächtige Lufterscheinung gerichtet, und es ist daher doppelt zeitgemäß und interessant, in unserm Journale Bemerkungen über den Einfluß der Nordlichte auf die Magnetnadel zu finden. Zwar ist dieser Einfluß, der sich am auffallendsten durch unruhige Schwankungen der Abweichungsnadel während der Dauer des Phänomens äußert, schon längst bekannt, so daß die französische Marine sogar einen eigenen Ausdruck dafür besizt, indem sie diese Oscillationen mit dem Namen „affollemens" bezeichnet; allein Arago zu Paris sucht nun sogar zu beweisen, daß sich derselbe selbst auf Magnetnadeln erstreckt, die an Orten befindlich sind, über deren Horizont das Nordlicht nicht gesehen wird, dergestalt, daß man das Stattfinden eines nicht zu Gesicht gekommenen Nordlichtes aus jenen „affollemens" ankündigen könne. So waren z. B. am 29. März 1826 zu Paris dergleichen Schwankungen der Magnetnadel beobachtet worden, aus welchen Arago geschlossen hatte, daß ein Nordlicht Statt gefunden haben müsse, wenn dasselbe gleich zu Paris nicht gesehen worden sey; und es wies sich nachher auch wirklich aus, daß an diesem Tage in Schottland und dem nördlichen England ein großes Nordlicht vorgekommen war. Es erschien in Gestalt eines Lichtbogens und konnte in einer nahe am magnetischen Meridian *) liegenden Linie von großer Ausdehnung beobachtet werden. Vielfache andere ähnliche Beobachtungen, gleichwie die gegen Arago's Behauptung erhobenen Einwendungen übergehe ich hier vorläufig, bis die Resultate in Betreff des eben erwähnten neulichen großen Nordlichtes sämmtlich bekannt seyn werden. — Das neueste Heft unserer Zeitschrift endlich (das 4te des VIII. Bandes), über welches wir zum Schlusse unserer dießmaligen Anzeige zu berichten haben, enthält namentlich höchst interessante Versuche über die Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren, welche während des harten Winters 18$\frac{37}{38}$ an eisernen, mit Wasser gefüllten Kanonenkugeln angestellt würden, und den Beweis lieferten, daß Nichts dieser Ausdehnungsgewalt des gefrierenden Wassers zu widerstehen vermöge. Die Oeffnungen der also mit Wasser gefüllten, starken eisernen Bomben wurden mit eisernen Schrauben sorgfältig verschlossen, und diese Bomben hiernächst der Kälte ausgesezt. Die eine derselben borst nach 7 Stunden in zwei ungleiche Theile, von welchen der kleinere 10 Fuß, der größere 7 Fuß weit weg geschleudert wurde. Und dennoch war das in die Kugel eingeschlossene Wasser noch bei weitem nicht alles gefroren; es hatte sich nur eine ganz dünne Eiskruste gebildet, und der Rest war flüssig geblieben. — Aehnliches ereignete sich mit allen übrigen, diesem Versuche unterworfenen Kugeln; und man kann in der That über die Kraft der Natur nicht genug erstaunen, welche sich im Stande befindet, mit so geringen Mitteln, als ein wenig gefrierendes Wasser ist, so ganz außerordentliche Wirkungen hervorzubringen. Diese schließliche Bemerkung mag übrigens dazu dienen, der Auf-

*) Die Richtung der Magnetnadel geht fast nirgend genau nach dem wahren Nord- und Südpunkte, sondern weicht vom Meridian, in unsern Gegenden, gegenwärtig beiläufig um zwanzig und einige Grade westlich ab. Ein durch diese Richtung und den Scheitelpunkt gedachter größter Kreis heißt der „magnetische Meridian" im Gegensaze des Meridians schlechtweg.

M.

merksamkeit auf das, was in der Natur erforscht, und das, was darüber geschrieben wird, noch einen Sporn mehr zu geben!

Dr. Nürnberger.

Sprachliteratur.

Dissertation critique et apologetique sur la langue Basque, par un ecclesiastique du diocèse de Bayonne. Bayonne 1830.

Referent sprach vor einigen Monaten im Morgenblatt über Leben und Sitten in den Pyrenäen und mußte dabei das Baskenland erwähnen. Als Ergänzung des dort gesagten mögen folgende Bemerkungen dienen, zu denen obige im Ausland wenig gekannte Abhandlung Veranlassung gibt.

Die Sprache der Basken am Fuß und im westlichen Winkel der Pyrenäen ist ein historisches Monument, von dessen Wichtigkeit man in Frankreich keinen Begriff hat, und das bisher auf unverzeihliche Weise vernachläßigt worden ist. Dies Idiom stammt unstreitig aus den Jahrhunderten vor der Ankunft der Völker, die aus Hochasien nach Europa kamen und dann fast alle Länder einnahmen. Bei der Untersuchung der europäischen Sprachen ergibt sich, daß mit Ausnahme des baskischen, des türkischen und der finnischen Idiome, alle einer einzigen großen Familie angehören, die unser Klaproth zuerst Indo-Germanen nannte, weil sie sich von den Ufern des Ganges bis in die westlichsten Punkte Europas erstreckten. Wir haben gute Kunde über Ankunft und Geschlecht der Türken und der finnischen Stämme, nicht aber über die Basken, die mit ihrer Sprache noch immer ein Räthsel für die Geschichte sind.

Es ist keineswegs genau bekannt, ob die ganze hispanische Halbinsel vor Alters von Einer, und derselben Nation bewohnt war. Nach Strabo glichen sich alle Völker des weiten Landes in Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise und Bewaffnung. Sie waren nur verschieden durch Sprache und Civilisation. Ihm nach saßen die Iberier im südlichen Spanien, die Cantabrer im nördlichen. Jezt sind diese alten Bewohner Spaniens größtentheils verschwunden. Nur von den Cantabern finden sich Abkömmlinge unter dem Namen Basken, die in Spanien auf dem Lande in Biscaya und Navarra, nördlich von den Pyrenäen aber in dem französischen Nieder-Navarra, im Pays de Labour und de Soule im Westen und am Abhang des Gebirgs wohnen.

Die baskische Sprache wird von den Einwohnern escura genannt und hat, während die Römer in Spanien zu Hause waren, ziemlich viel lateinische Worte aufgenommen, fast alle wurden jedoch nach der Eigenthümlichkeit der Sprache modificirt. Ebenso ergieng es den französischen und spanischen Worten, die man darin antrifft. Ueberdies stößt man auf einige Worte, die ohne Zweifel germanischen Ursprungs sind. Wahrscheinlich stammen sie von der Einwanderung der Westgothen her. All' diese fremden Elemente hat die Sprache nur von Außen angenommen. Ihr Grund, Stamm und Wesen aber ist von allen bekannten Idiomen ganz verschieden und abweichend.

Man hat die baskischen Wurzeln mit den vorderasiatischen Sprachen, die gewöhnlich die semitischen heißen, zusammen gehalten. Dies ist aber ohne Erfolg geblieben, denn man fand nur einige wenige Worte, die an das Hebräische, Arabische und Syrische erinnern. So finden sich auch baskische Wurzelwörter in den finnischen, nord- und mittelasiatischen Sprachen und im türkischen. Deren sind aber nur wenige und ihre Aehnlichkeit stammt mehr aus der Urverwandtschaft, die aus den Wurzeln aller Sprachen auf der Welt hervorgeht, denn aus besonderer und näherer Gesippung. Alle bisher gefundenen Aehnlichkeiten beweisen also gar nichts über die behauptete asiatische Abstammung der Basken.

Das nordwestliche Afrika wird großentheils von den zahlreichen Horden bewohnt, die das Berbervolk bilden und die von den beiden Abhängen des Atlas stammen. Jezt sind die Berbern mit Negervölkern gemischt, und wiewohl sie von der brennenden Sonne der Wüste gebraunt sind, so haben sie doch wie die Basken, europäische Züge. Die Berbersprache steht auch wie das Baskische ganz allein und abgesondert. Beide haben so wenig Verwandtschaft mit den semitischen Idiomen Asiens als mit den Dialekten der Neger, die mit den Berbern die lybische Wüste durchziehen. Dies hätte auf die Meinung führen können, als seyen die Berbern mit den Basken verwandt. Dann hätte sich aber einige Analogie zwischen ihren Sprachen finden müssen, diese läßt sich jedoch nicht entdecken, weder in einzelnen Wörtern noch in den grammatikalischen Formen.

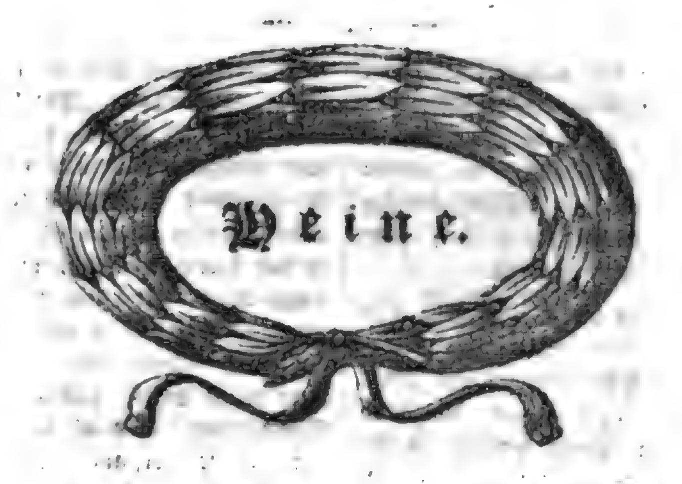
Alle Versuche, die Basken an irgend eine große bekannte Völkerfamilie zu knüpfen, waren bisher fruchtlos. Eben so wenig ließ sich die Hoffnung einiger französischen Gelehrten begründen. Sie wollten die Basken von den alten Karthagern ableiten. Dazu ist aber auch gar kein

Grund vorhanden, wiewohl die Tradition im Lande selbst herrscht. Wir besitzen von der karthagischen Sprache nur einige Verse im Poenulus des Plantus. Diese Sprache ist offenbar semitischen Ursprungs. Dies steht auch ganz mit den Nachrichten über den Ursprung der Karthager im Einklang. Sie waren eine phönicische Kolonie und mußten deshalb eine Sprache reden, die mit dem Hebräischen und Syrischen Aehnlichkeit hatte.

Aber nicht blos in den Wurzelwörtern ist das Baskische ganz verschieden von allen Sprachen des alten Kontinents, sondern auch in seinen grammatikalischen Formen. Dagegen haben diese in den Konjugationen eine auffallende Aehnlichkeit mit den alten amerikanischen Landessprachen. Das Baskische ist reich und wohlklingend, es hat keine Häufung von Konsonanten. Durch Hinzufügung gewisser Partikeln kann es ein Hauptwort in ein Zeitwort, Beiwort und in jeden andern Redetheil verwandeln. Durch Endsylben, die den Hauptworten beigefügt werden, erhalten diese die Modifikation in gutem oder bösen Sinn. Die Konjugationen sind schwer, und in ihnen entdeckt man denselben milden Reichthum, wie bei den nord-amerikanischen Indiern. Diese Konjugationen drücken nicht blos die aktive oder passive Bedeutung der Zeitwörter aus, sie geben auch Nüancen, die in andern Sprachen nicht anders ausgedrückt werden können, als durch eine Vereinigung mehrerer Zeitwörter oder durch ganze Phrasen.

Der Reichthum des Baskischen an mannichfaltigen Formen ist fast kindisch und lächerlich. Davon nur Ein Beispiel. Handi heißt groß. Durch verschiedene Endsylben wird daraus: ziemlich groß, größer, ein wenig größer, ein ganz klein wenig größer, zu groß, ein wenig zu groß, ein ganz klein wenig zu groß: groß (Adverbium), größer, ein wenig größer, ein ganz wenig größer, zu groß, ein wenig zu groß, ein ganz wenig zu groß; was die Anlage zum Großwerden hat, Größe, Größe (im übeln Sinn), ein wenig Größe, was die Großen lieben, Größen, groß werden, groß werden lassen u. s. w. So viel ist gewiß: ein Volk, das solche kleinliche und läppische Gradationen in der Größe hat, ist nie groß gewesen und wird nie groß seyn. Von Giçon, Mensch wird auf ähnliche Weise abgeleitet: Mensch werden, Mensch geworden, von der Menschenart, unbedeutender Mensch, gutmüthiger Mensch, ein wenig mehr Mensch, wer am mehrsten Mensch ist. Ins Lächerliche geht ein Formenreichthum, nach dem die Buchstabenzeichen nicht nur deklinirt, sondern auch konjugirt werden können, ein Gleiches findet bei den Pronomen und bei den Präpositionen Statt. Die Participe können in Substantive verändert und dann wie gewöhnliche Hauptwörter deklinirt werden. Die Deklinationen haben sechszehn Kasus mit verschiedenen Endungen. Im Baskischen läßt sich deklinieren, was in allen neuern Sprachen indeklinabel ist: Präpositionen, Adverbia und Interjektionen. Manche können sogar konjugirt nennen, was die Leute verbiser nennen. Jedes Wurzelzeitwort kann sechs und zwanzigmal immer mit andern Endungen konjugirt werden, ohne seine untheilbare Einheit zu verlieren. Alle Infinitive und Participien können in Hauptwörter verwandelt und dann deklinirt werden. Einem berühmten baskischen Grammatiker zu Folge gibt es in seiner Sprache keine mangelhaften Zeitwörter. In der untheilbaren Einheit jeder Konjugation bestehen vier verschiedene Sprachweisen, nämlich: eine Diminutiv-Sprachweise für Kinder; eine Sprachweise der Gleichheit für Erwachsene; eine Sprachweise der Mehrheit oder der Hochachtung und eine Sprachweise für das weibliche Geschlecht. Jedes Substantivum hat sechs Grade von Nominativen und zwölf Beugfälle, die Adjektiven aber haben gar zwanzig Beugfälle. Dies wird kaum ein Nicht-Baske verstehen. Darum will ich ein Beispiel von den sechsgradigen Nominativ geben: 1. ait, Vater, 2. aitaren, der des Vaters, 3. aitarenarena, der des des Vaters, 4. aitarenarenganicacoarena, der des des des Vaters, 5. aitarenarenganicacoarenarena, der des des des des Vaters, und endlich 6. aitarenarenarenganicacoarenarenarenarequin. Dies Wort hat nicht mehr den zwei und vierzig Buchstaben und zwanzig einsylbige Glieder, die sich so ähnlich sehen, wie die Schuppen an einem Fisch und die man nur mit großer Schwierigkeit aussprechen kann. Der Verfasser obiger Dissertation über die baskische Sprache ist weniger von der hohen Vollkommenheit seiner Sprache eingenommen, als die, welche früher darüber geschrieben haben. Die Schrift gibt einen klaren und einfachen Abriß von der Grammatik des Cantabrischen, das im Norden der Pyrenäen gesprochen wird. Dadurch und durch seine ruhige Darlegung verdient sie die ganze Aufmerksamkeit der philosophischen Sprachforscher und Geschichtschreiber. Diese gründliche Darstellung macht es doppelt wünschenswerth, daß die französische Regierung endlich einmal die Kosten zur Abfassung und zur Herausgabe eines vollständigen baskischen Wörterbuchs herschieße, denn so ein Werk fehlt noch ganz. Carramandi's Lexikon ist ohne alle Kritik gemacht, und außerdem ganz vergriffen. Diese Arbeit müßte geschickten Händen anvertraut und davon die baskischen Enthusiasten und die Celtomanen entfernt gehalten werden, denn dergleichen sind der Wissenschaft schädlich. An Statt die Kenntniß der französischen Alterthümer zu befördern, haben sie dies Studium in den Schlamm falscher Gelehrsamkeit und unverständiger Etymologie vergraben.

Mr.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 79. — 3. August 1831.

Dichtkunst.

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831.

Heines Geist ist dem Börneschen nahe verwandt. In beiden dieselbe politische Tendenz, derselbe edle Unwille über die Ekelhaftigkeiten im lieben Vaterlande, derselbe Drang zu Sarkasmen und dieselbe himmlische Gabe des Witzes, die den Zorn verschönt und den Schmerz liebenswürdig macht. Aber Börne ist ernster, und verläugnet niemals die Würde, die der Spötter nöthiger als jeder andre hat. Heine wirft sich oft weg. Börne braucht die Waffen seines Geistes nur im edlen Kampfe; Heine mißbraucht sie zuweilen zur Befriedigung von Privatmalicen (z. B. gegen Platen), und zu frivoler Blasphemie (z. B. in seinen Bordellredensarten, so oft er von der katholischen Madonna spricht). Dagegen ist Heines durchgängig frohe Laune auch wieder mehr, als Börnes Bitterkeit, geeignet, das Publikum zu gewinnen, um so mehr, da Heine auch nicht selten durch eine kleine Sentimentalität den großen Blutmuskel, deutsches Herz genannt, zu galvanisiren weiß. Mit einem Wort, Heine ist im guten wie im schlimmen Sinne mehr Dichter als Börne, dieser ist mehr Mann. Daß ich einen Unterschied zwischen Dichtern und Männern mache, wird bei dem gegenwärtigen Zustande unsrer Poesie auch der männlichste Dichter billig finden, denn unsre Dichter sind jezt meistens Weiber, Greise, Buben, Zwitter, Neutra, kurz eher alles als Männer.

Wenn mir nicht die Würde des Mannes, als der einzige feste Grund und Angelpunkt in der Welt, schlechterdings über jede andre Rücksicht gienge, so würde sich mein kritisches Gewissen empören, einem Geist, wie Heine, aus dem allzu willkührlichen, nicht immer von dem Gefühl männlicher Würde eingeschränkten Gebrauch seiner Zauberkräfte einen Vorwurf zu machen. In der That ist das Moralisiren eine elende Kunst gegenüber einem freigebornen Sonnenkinde, einem durch sich selbst leuchtenden, aus sich selbst schöpfenden, nur in sich selbst Regel und Gesetz erkennenden Originalgeist. Und dennoch muß uns die unmännliche Eitelkeit und Kleinlichkeit in unsrer Literatur, die in unnützen Privatlegitimitäten, Privathierarchien, Privatrevolutionen, Privatkreuzzügen das Interesse für den großen Kampf der Menschheit abstumpft, so verhaßt seyn, daß wir uns wahrlich nicht darüber freuen können, sehn wir einen höher begabten Geist zu jenem literarischen Sumpf sich herablassen, und wenn auch nur wie eine Möve drüberhinschweifend, seine Oberfläche berühren. In diesem Sinne

war Heines Polemik gegen Platen eine unwürdige. Wenn Platen roh genug war, dem süßredenden Dichter des Buchs der Lieder knoblauchduftige Küsse vorzuwerfen, so hätte Heine nur mit neuen Honigversen, mit einem Schwarm süß im Blüthenduft seiner zarten Empfindungen schwelgender hymettischer Bienen antworten müssen, nicht mit einem Ausbruch der antikritischen Cholera.

Die vorliegenden Nachträge zu den Reisebildern sind von dem Schmutz des dritten Theiles rein. Der Spott, einem lächelnden, schönen und doch boshaften Amor gleich, fliegt darin, wie ihn die Flügel tragen mögen, von Land zu Land, überall seine goldnen Pfeile sendend in die Herzen solcher, die ihm spröde thun, und wegfliegend, bevor die Zürnenden mit täppischem Steinwurf ihm nachgestolpert. Dann pflückt er spielend junge Rosen ab, und wirft den noch unvollendeten Kranz der ersten besten Schönheit ins Gesicht, und man weiß nicht, ob er mehr Amor oder Satyr ist.

In den spielend hingeworfnen Bildern, in einem nur oberflächlich scheinenden Scherz ist oft ein tiefes Urtheil enthalten. Der Dichter braucht nicht erst die Anatomie zu Hülfe zu rufen, er erkennt das Wesen schon an der Physiognomie. Seite 9: „Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister, durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen, zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldätchen sieht, das aus jenen Zahlen formirt ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darstellungen Schellings gleichen mehr jenen indischen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen, durch abentheuerliche Verschlingungen, zusammengesezt sind. Diese Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulsirend wärmer, alles darin lebt, statt daß die abstrakt Hegelschen Chiffern uns so grau, so kalt und todt anstarren.

Gut, gut, erwiederte der alte Eydechserich, ich merke schon was Sie meinen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?

Ich schilderte ihm nun, wie in der gelehrten Caravanserai zu Berlin die Kameele sich sammeln um den Brunnen Hegelscher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen lassen, und damit weiter ziehen durch die Märksche Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des Schellingschen Geistestranks sich drängen, als wär es das best Bier, Breihahn des Lebens, Gesöffe der Unsterblichkeit.“ — Wir fügen noch folgende geistvolle Stelle hinzu, Seite 118: „Die kühlen und klugen Philosophen! Wie mitleidig lächeln sie herab auf die Selbstquälereien und Wahnsinnigkeiten eines armen Don Quixote, und in all ihrer Schulweisheit merken sie nicht, daß jene Donquixoterie dennoch das Preisenswertheste des Lebens, ja das Leben selbst ist, und daß diese Donquixoterie die ganze Welt, mit allem was darauf philosophirt, musizirt, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmasse, mitsammt den Philosophen, ist, ohne es zu wissen, nichts anders als ein kolossaler Sancho Pansa, der, troz all seiner nüchternen Prügelscheu und hausbackner Verständigkeit, dem wahnsinnigen Ritter in allen seinen gefährlichen Abentheuern folgt, gelockt von der versprochenen Belohnung, an die er glaubt, weil er sie wünscht, mehr aber noch getrieben von der mystischen Gewalt, die der Enthusiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politischen und religiösen Revolutionen, und vielleicht täglich im kleinsten Ereignisse sehen können.“

Nach der Weise aller Humoristen spricht Heine gern von sich selbst, und wer in der Welt, selbst der Sünder Rousseau nicht ausgenommen, spräche nicht schön von sich selbst? Gern hören wir Heine zu, wenn er sagt, Seite 17: „Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landstraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daß sie sich auf engen Holz- und Felsenpfaden verirren. Das geschah auch hier, und ich habe, zu meiner Reise nach Lukka, gewiß doppelt so viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landstraßmenschen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitscherte und zwitscherte, und konnte mir doch keinen rechten Bescheid geben. Vielleicht auch wußte er ihn selbst nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen saßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; sie waren schon davon geflattert, ehe sie noch meine Fragen vernommen, und die Blumen schüttelten ihre tonlosen Glockenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die, mit feinen Stimmchen, aus der Ferne kicherten. Hastig erklomm ich dann die höchsten Felsenspitzen, und rief: Ihr Wolken des Himmels! Segler der Lüfte! sagt mir, wo geht der Weg nach Franscheska? Ist sie in Lukka? Sagt mir was thut sie? was tanzt sie? Sagt mir alles, und wenn ihr mir alles gesagt habt, so sagt es mir nochmals!“ Kann Liebenswürdigkeit sich anders ausdrücken? Nein, hier oder nirgends küßt Amor die Grazien. Aber warum zeigt uns der Dichter schon im nächsten Augenblick darauf das fatale Gesicht eines in seiner Eitelkeit verlezten Autors? Wie passen die nachfolgenden Worte übel verhehlter Empfindlichkeit zu dem göttlich frohen Liebesgeschwätz, was ihnen vorhergeht?

„Bei solcher Ueberfülle von Thorheit konnte es wohl geschehen, daß ein ernster Adler, den mein Ruf aus seinen einsamen Träumen aufgestört, mich mit geringschätzendem Unmuthe ansah. Aber ich verzieh's ihm gerne; denn er hatte niemals Franscheska gesehen, und daher konnte er noch immer so erhabenmüthig auf seinem festen Felsen sitzen, und so seelenfrei zum Himmel emporstarren, oder so impertinent ruhig auf mich herabglotzen. So ein Adler hat einen unerträglich stolzen Blick, und sieht einen an, als wollte er sagen: Was bist du für ein Vogel? Weißt du wohl, daß ich noch immer ein König bin, eben so gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiters Blitze trug und Napoleons Fahnen schmückte? Bist du etwa ein gelehrter Papagey, der die alten Lieder auswendig gelernt hat und pedantisch nachplappert? Oder eine verwüstete Turteltaube, die schön fühlt und miserabel girrt? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgestandener Gänserich, dessen Vorfahren das Capitol gerettet? Oder gar ein serviler Haushahn, dem man, aus Ironie, das Emblem des kühnen Fliegens, nämlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der sich deßhalb so mächtig spreizt, als wäre er nun selbst ein Adler?“

Wozu das alles? Wie mag ein glücklicher Dichter im Augenblick süßen Entzückens an die Prosa des literarischen Verkehrs, an die Kritiker, an das Publikum, an die Anerkennung denken? Fragt der wahrhaft Glückliche je, ob er auch dafür gehalten wird?

Unter den Gegenständen, an welchen Heine vorzüglich gern seinen Witz übt, stehn die Priester, die Kirche, die Dogmen oben an. Sein Witz ist immer siegreich, wenn er Mißbräuche trifft; doch hat man Heine auch mit Recht vorgeworfen, daß er das Heilige selbst, das über allen Spott erhaben ist, auf frivole Weise angreife. Folgende Urtheile dürften sich bewähren Seite 22 ff.: „Die Pfaffen in Italien haben sich schon längst mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort ist längst daran gewöhnt, die geistliche Würde von der unwürdigen Person zu unterscheiden, jene zu ehren, wenn auch diese verächtlich ist. Eben der Kontrast, den die idealen Pflichten und Ansprüche des geistlichen Standes und die unabweislichen Bedürfnisse der sinnlichen Natur bilden müssen, jener uralte, ewige Konflikt zwischen dem Geiste und der Materie, macht die italienischen Pfaffen zu stehenden Charakteren des Volkshumors, in Satyren, Liedern und Novellen. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich uns überall, wo ein ähnlicher Priesterstand vorhanden ist, z. B. in Hindostan. In den Komödien dieses urfrommen Landes, wie wir schon in der Sakontala bemerkt und in der neulich übersezten Vasantasena bestätigt finden, spielt immer ein Bramine die komische Rolle, so zu sagen den Priestergrazioso, ohne daß dadurch die Ehrfurcht, die man seinen Opferverrichtungen und seiner privilegirten Heiligkeit schuldig ist, im mindesten beeinträchtigt wird, — eben so wenig wie ein Italiener mit minderer Andacht bei einem Priester Messe hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkothe gefunden hat. In Deutschland ist das anders, der katholische Priester will da nicht blos seine Würde durch sein Amt, sondern auch sein Amt durch seine Person repräsentiren; und weil er es vielleicht Anfangs mit seinem Berufe wirklich ganz ernsthaft gemeint hat, und er nachher, wenn seine Keuschheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidiren, sie dennoch nicht öffentlich verletzen will, besonders auch weil er unserem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, so sucht er wenigstens den Schein eines heiligen Wandels zu bewahren. Daher Scheinheiligkeit, Heuchelei und gleißelndes Frömmeln bei deutschen Pfaffen; bei den italienischen hingegen viel mehr Durchsichtigkeit der Maske, und eine gewisse feiste Ironie und behagliche Weltverdauung.

Doch was helfen solche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nutzen, lieber Leser, wenn du etwa Lust hättest gegen das katholische Pfaffenthum zu schreiben. Zu diesem Zwecke muß man, wie gesagt, mit eignen Augen die Gesichter sehen, die dazu gehören. Wahrlich, es ist nicht einmal hinreichend, wenn man sie im königlichen Opernhause zu Berlin gesehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans so täuschend treu als möglich darzustellen, seinen Landsleuten die Idee einer Prozeßion zu veranschaulichen und ihnen Pfaffen von allen Couleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueste Kostüme kann nicht die Originalgesichter ersetzen, und vertrödelte man sogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Bischofsmützen, festonnirte Chorhemden, buntgestickte Meßgewänder, und ähnlichen Kram — so würden doch die protestantisch vernünftigen Nasen, die unter jenen Bischofsmützen hervorprotestiren, die dünnen vernunftgläubigen Beine, die aus den weißen Spitzen dieser Chorhemden herausgucken, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Meßgewänder viel zu weit, Alles würde unser Einen daran erinnern, daß keine katholische Geistliche, sondern Berliner Weltliche über die Bühne wandeln.“ — „Der katholische Pfaffe treibt es mehr wie ein Kommis, der in einer großen Handlung angestellt ist; die Kirche, das große Haus, dessen Chef der Pabst ist, gibt ihm bestimmte Beschäftigung und dafür ein bestimmtes Salair; er arbeitet lässig, wie jeder, der nicht für eigne Rechnung arbeitet und viele Kollegen hat, und im großen Geschäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Kredit des

Hauses liegt ihm am Herzen, und noch mehr dessen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte seinen Lebensunterhalt verlöre. Der protestantische Pfaffe hingegen ist überall selbst Principal, und er treibt die Religionsgeschäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie sein katholischer Gewerbsgenosse, sondern nur einen Kleinhandel; und da er demselben allein vorstehen muß, darf er nicht lässig seyn, er muß seine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel seiner Konkurrenten herabsetzen, und als ächter Kleinhändler steht er in seiner Ausschnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuser, absonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tausend Buchhalter und Packknechte besoldet und seine Faktoreyen hat in allen vier Welttheilen." — „Ein katholischer Pfaffe wandelt einher als wenn ihm der Himmel gehöre; ein protestantischer Pfaffe hingegen geht herum als wenn er den Himmel gepachtet habe."

Das alles kann ein guter Christ noch billigen. Wie aber, wenn Heine das Christenthum selbst angreift? Seite 42:

„Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung,
Rechtshin, lieblichen Nektar dem Mischkrug emsig entschöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn, wie Hefästos im Saal so gewandt umherging.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie; und nicht mangelt ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Gesangs der Musen mit holdantwortender Stimme.

(Vulgata.)

Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verstummten und erblichen, und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gabs eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen, und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Deliquentenreligion.

War sie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menschheit? Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die selbst keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht wie armen gequälten Menschen zu Muthe ist, und ein armer gequälter Mensch konnte auch, in seiner Noth, kein rechtes Herz zu ihnen fassen. Es waren Festtagsgötter, um die man lustig herum tanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deßhalb auch nie so ganz von ganzem Herzen geliebt. Um so ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muß man leidend seyn. Das Mitleid ist die lezte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst. Von allen Göttern, die jemals gelebt haben, ist daher Christus derjenige Gott, der am meisten geliebt worden. Besonders von den Frauen — —"

Und wenn Heine von der Madonna spricht. Seite 151 „Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft süß die schöne Schmerzenmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus dolorosa; doch kupplerisch geheimnißvolle Lichter fallen zuweilen, wie verstohlen, auf die schönen Formen der verschleierten Beterin. Diese liegt zwar regungslos auf den steinernen Altarstufen, doch in der wechselnden Beleuchtung bewegt sich ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht sich wieder hastig zurück, wie ein stummer Mohr, der ängstliche Liebesbote in einem Harem — und ich verstehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart seiner Herrin, der Sultanin meines Herzens."

Was soll man dazu sagen? Einige sind der Meynung, daß Heine, wenn er wirklich ein Jude ist, ein angebornes Recht habe, alles Christliche zu hassen, und daß man alsdann nur die dem unflätigen Toledod Jeschu abgeborgte cynische Ausdrucksweise seines Hasses tadeln dürfe. Ich schliesse mich gern dieser mildesten Auslegung an, und will, abgesehn von jeder religiösen Beziehung, an Heine nur die ästhetische Frage stellen, ob der faunische Blick eines Wüstlings, herumfaselnd auf der körperlichen Hülle der höchsten Seelenschönheit eine bessere Rolle spielt, als die Maus im Klavier? Ich sage nicht, es ist gottlos, einen erhabnen Gegenstand der Religion zu entweihen; ich sage nur, es ist geschmacklos, die Kirche mit dem Bordell zu verwechseln.

Einige spätere Stellen dieser Nachträge beweisen, daß Heine mit dem tiefen nicht nur poetischen, sondern auch religiösen Sinn des talmudistischen Mythenkreises vertraut ist. Möchte er nun ein noch so verstockter Jude seyn, so ist er doch zu sehr Dichter, daß er nicht auch den tiefen Sinn unsrer christlichen Mythe erkannt haben sollte. Wir wollen also zu seiner eignen Ehre hoffen, daß er endlich einsehn wird, wie sehr ihn seine Satyrangriffe auf die Madonna lächerlich machen.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 80. — 5. August 1831.

Vermischte Schriften.

Matthias Claudius Werke. Vier Bände. Vierte Auflage, Hamburg, Perthes.

Der berühmte Wandsbecker Bote macht, wenn man ihn heute lieset, einen seltsamen, mehr rührenden als gefälligen Eindruck. Nicht als ob seine Schönheiten nicht noch immer schön, sein derber Hausverstand nicht noch immer verständig wäre, aber die Form, die Sprache gehören einer Zeit an, die längst gewesen ist. Es kommt uns vor, als sähen wir einen Urgroßvater in der hochgethürmten Schlafmütze vom Lehnstuhl aufspringen und einen Bräutigamstanz hüpfen. Der Spaß ist herzlich gemeint, aber etwas schwerfällig. Wenn angeborne Gutmüthigkeit und durch drückende Lebensverhältnisse eingeschulte Zahmheit und Furchtsamkeit der Satire des Dichters nicht zu viele Fesseln angelegt hätten, so wäre dieselbe gewiß bei seinen trefflichen Anlagen zu etwas Ausgezeichnetem gediehen. Aber Claudius gehörte nicht zu den glücklicheren Dichtern, die wie Lessing, Wieland, Herder, Thümmel, Rabner, Lichtenberg, theils durch eine bessere Stellung im bürgerlichen Leben, theils durch eigne Genialität oder wenigstens gute Laune sich über die gemeine Noth einer kleinen und abhängigen Existenz erhoben; er gehört vielmehr zu denen, die wie Voß, Bürger, Moritz, Stilling, Schubart, Seume, ihr Lebenlang das Gefühl der Enge und des Drucks nicht loswerden konnten, an denen bei aller Sehnsucht noch Freiheit und bei allem Troß gegen das Schicksal doch das Kainszeichen der Banausität und spießbürgerlichen Unbehülflichkeit auf der Stirn haften blieb. Es ist nothwendig, daß man den Wandsbecker Boten, Salzmanns menschliches Elend, den Anton Reiser von Moritz, Stillings Leben, Bürgers, Schubarts, Pfeffels und Seumes Gedichte, den Sabaldus Nothanker, Sophiens Reisen und die Romane von Müller von Itzehoe lieset, um es begreiflich und entschuldbar zu finden, daß Goethe damals sein Heil in der freiern und bequemern Sphäre des adeligen Standes suchte, dessen Vorurtheile er im Wilhelm Meister wohl nur darum so glänzend beschönigte, weil er zu gut Gelegenheit gehabt hatte, seine Vortheile im Gegensatz gegen die gedrückte Existenz des damaligen Bürgers zu erkennen.

Dichtkunst.

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1831.

(Beschluß.)

Zur Rechtfertigung seines bessern Geschmacks mögen hier zwei seiner Mythen stehn. Er schildert eine gerichtliche Verhandlung, Seite 206: „In diesem Augenblick erschienen die Männer der Jury, und erklärten: Daß der Angeklagte der Fälschung schuldig sey. Als man hierauf den schwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomson.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einst ein Engel, und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er diese zum Abfall verleiten wollte, und deßhalb von der Gottheit hinuntergestoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabsank, schaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte; je tiefer er sank, desto entsetzlicher und immer entsetzlicher wurde sein Blick — Und es muß ein schlimmer Blick gewesen seyn; denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röthe in seine Wangen, und er heißt seitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomson."

Ferner Seite 208: „In Bedlam habe ich vorigen Sommer einen Philosophen kennen gelernt, der mir, mit heimlichen Augen und flüsternder Stimme, viele wichtige Aufschlüsse über den Ursprung des Uebels gegeben hat. Wie mancher andere seiner Kollegen meinte auch er, daß man hierbei etwas Historisches annehmen müsse. Was mich betrifft, ich neigte mich ebenfalls zu einer solchen Annahme, und erklärte das Grundübel der Welt aus dem Umstand: daß der liebe Gott zu wenig Geld erschaffen habe.

„Du hast gut reden," antwortete der Philosoph, „der liebe Gott war sehr knapp bei Cassa, als er die Welt erschuf. Er mußte das Geld dazu vom Teufel borgen, und ihm die ganze Schöpfung als Hypothek verschreiben. Da ihm nun der liebe Gott von Gott und Rechtswegen die Welt noch schuldig ist, so darf er ihm auch aus Delikatesse nicht verwehren, sich darin herum zu treiben und Verwirrung und Unheil zu stiften. Der Teufel aber ist seinerseits wieder sehr stark dabei interessirt, daß die Welt nicht ganz zu Grunde und folglich seine Hypothek verloren gehe; er hütet sich daher es allzu toll zu machen, und der liebe Gott, der auch nicht dumm ist, und wohl weiß, daß er im Eigennutz des Teufels seine geheime Garantie hat, geht oft so weit, daß er ihm die ganze Herrschaft der Welt anvertraut, d. h. dem Teufel den Auftrag gibt, ein Ministerium zu bilden. Dann geschieht, was sich von selbst versteht, Samiel erhält das Kommando der höllischen Heerschaaren, Beelzebub wird Kanzler, Vizlipuzli wird Staatssekretär, die alte Großmutter bekommt die Kolonien u. s. w. Diese Verbündeten wirthschaften dann in ihrer Weise, und indem sie, trotz des bösen Willens ihrer Herzen, aus Eigennutz gezwungen sind, das Heil der Welt zu befördern, entschädigen sie sich für diesen Zwang dadurch, daß sie zu den guten Zwecken immer die niederträchtigsten Mittel anwenden."

Den glänzendsten und zugleich richtigsten und treffendsten Witz entfaltet Heine, wenn er von der Tagesgeschichte redet, z. B. Seite 172: „Es ist auffallend, wie die Franzosen täglich nachdenklicher, tiefer und ernster werden, in eben dem Maaße, wie die Engländer dahin streben, sich ein legeres, oberflächliches und heiteres Wesen anzueignen; wie im Leben selbst, so auch in der Literatur. Die Londoner Pressen sind vollauf beschäftigt mit fashionablen Schriften, mit Romanen, die sich in der glänzenden Sphäre des High Life bewegen, oder dasselbige abspiegeln, wie z. B. Almacks, Vivian Grey, Tremaine, the Guards, Flirtation, welcher leztere Roman die beste Bezeichnung wäre für die ganze Gattung, für jene Kokketterie mit ausländischen Manieren und Redensarten, jene plumpe Feinheit, schwerfällige Leichtigkeit, saure Süßelei, gezierte Rohheit, kurz für das ganze unerquickliche Treiben jener hölzernen Schmetterlinge, die in den Sälen West-Londons herumflattern. — Dagegen welche Literatur bietet uns jezt die französische Presse, jene ächte Repräsentantin des Geistes und Willens der Franzosen!"

Seite 276: „Je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muß man ihn behandeln; das blutige Gemetzel der Schlachten, das schaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten. Das wissen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres Schauspiel des unbefangensten Witzes und der witzigsten Unbefangenheit, bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch keiner von ihnen auf den Einfall ein deutsch steifes Landständegesicht zu schneiden, oder französisch pathetisch zu deklamiren, und wie ihr Leib, so gebährdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstpersiflage, Sarkasmen, Gemüth

und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so daß die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geistreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr kontrastiren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft schon einen lebendigen Leser verscheuchen kann, so daß wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sey geheime Absicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuschrecken, und sie dadurch trotz ihrer Oeffentlichkeit, dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.“ Uebrigens weiß Jeder, daß unsre Kammern, seitdem Heine jene Worte niedergeschrieben, bei weitem nicht mehr so langweilig sind.

Ein Meisterstück geschichtlicher und zugleich poetischer Charakteristik ist der Aufsatz: Wellington. Wir heben nur wenige Stellen aus, Seite 286: „Der Mann hat das Unglück überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphirt, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Nie ward ein Mann ironischer von Fortuna begünstigt, und es ist als ob sie seine öde Winzigkeit zur Schau geben wollte, indem sie ihn auf das Schild des Sieges emporhebt. Fortuna ist ein Weib, und nach Weiberart grollt sie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling stürzte, obgleich dessen Sturz ihr eigner Wille war. Jetzt, bei der Emancipation der Katholiken, läßt sie ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin Georg Canning zu Grunde ging. Man würde ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Londonderry sein Vorgänger im Ministerium gewesen wäre; jetzt aber war er der Nachfolger des edlen Canning — und er siegt wo Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passiren.“ — „Es ist ein wunderbares Phänomen, daß der menschliche Geist, sich beide zu gleicher Zeit denken kann. Es gibt keine größere Kontraste als diese beiden, schon in ihrer äußeren Erscheinung. Wellington, das dumme Gespenst, mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott!“ Diese Charakteristik eines Mannes ist zugleich die des ganzen Zeitalters, dessen Abgott er gewesen. Alles war falsch, unächt, die Begeisterung, der Sieg, der Frieden. Nichts wahres in der ganzen Zeit seit Napoleons Sturz als die Lüge!

Eine Zeit, so voll giftigen aber üppig unter dem Stich der Friedenssonne aufgeschoßnen Unkrauts, ist überreif für die polnische Sense der Satire, und mit Recht wird hier Heine dem wackern Börne an die Seite gestellt, da gleiche Gesinnung und gleich treffender Witz ihn auszeichnen. Doch ganz kann auch hier die Heinische Eigenthümlichkeit sich nicht verläugnen, denn wenn er uns durch ein wirklich kräftiges Wort erfreut hat, so kommt er fast immer noch hintendrein und rühmt sich deshalb und indem er sich selbst nicht genug verwundern zu können scheint, daß er wirklich so keck gewesen und der Censur und Polizei gegenüber so erstaunlich viel gewagt, nimmt er so sehr die Miene des eiteln Poltrons an, daß er dadurch die Wirkung seiner frühern Rede wieder aufhebt, wie wenn ein wirklich guter Schauspieler nach einer vorzüglich glänzenden Stelle plötzlich aus der Rolle fallend dem Publikum zurufen wollte: „Nun nicht wahr, ich bin ein ganzer Kerl, einen zweiten gibts gar nicht!“ Und beim Licht besehn, wenn wirklich Deutschland, wie Heine sagt, von feigen Schriftstellern wimmelt, so ist es nur eine Erbärmlichkeit mehr, daß der einzige Tapfre, wofür Heine sich gehalten wissen will, ein solcher Renommist ist.

Indem wir nun dem mächtigen Talent Heines vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihn auf dem Ehrenplatz unter den gegenwärtigen Koryphäen unsrer Literatur anerkennen und gegen die vielfach gegen ihn erhobenen Verunglimpfungen zu schirmen bereit sind, stellen wir nur im Namen des guten Geschmacks an ihn die Forderung, die Gränzen des humoristischen Muthwillens in Acht zu nehmen, und durch Ueberschreitung derselben nicht Blößen des Charakters zu zeigen, die kein Talent je zudeckt.

Militärische Schriften.

(Beschluß.)

4) Analytischer Abriß der vorzüglichsten Kombinationen des Krieges und ihre Beziehungen auf die Politik der Staaten. Von Baron von Jomini. Aus dem Französischen nach der zweiten Auflage. Mit Anmerkungen und Zusätzen von A. Wagner, Königl. Preuß. Obristlieutenant. Mit 2 Tafeln in Steindruck. Berlin, Schlesinger, 1831.

Eine bekanntlich schon 1805 erschienene und in der Geschichte der Kriegswissenschaft unsterblich gewordene Schrift, die jedoch auch in dieser zweiten Auflage noch nicht den Vorwurf von sich ablehnen kann, in die schöne

und einfache Bülowsche Lehre von der Basis und Operationslinie durch einen ganz andern Gebrauch des Wortes Operationslinie Verwirrung gebracht zu haben. Näher auf dieses lehrreiche, aber nicht genug systematische, daher überall bewunderte und zugleich angefeindete Buch einzugehn, ist hier nicht der Ort. —

5) Ueber die Veränderungen in der Kriegskunst seit 1700 bis 1815; Folgerungen hinaus auf das Festungssystem. Nach dem Marquis von Chambray. Aus dem Französischen. Berlin, Schlesinger, 1830.

6) Geschichte der großen Befestigungskunst. Eine Skizze von Louis Blesson. Mit einer Kupfertafel. Berlin, Schlesinger, 1830.

Beides in historischer Hinsicht sehr interessante Schriften. Wenn indeß Herr von Chambray die großen Fortschritte der neuern Kriegskunst und das kühne Ueberfliegen ehemals unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten, mit so viel Recht bewundert, so kommt es uns doch etwas seltsam vor, daß er in Bezug auf die Befestigung großer Städte noch immer an den alten Vorurtheilen hängt. Er ist noch immer der Meinung, eine große Stadt, z. B. Paris dürfe nicht befestigt werden. Dieser Grundsatz mußte allerdings so lange gelten, als es nur stehende Heere und noch keine Volksbewaffnung, nur Ministerialkriege und noch keine Volkskriege, nur Brandtweinbegeisterung und noch keine Volksbegeisterung gab. Seitdem aber Volk und Heer wieder eins geworden, ist jede Stadt auch wieder eine natürliche Festung, und die Hauptstadt wird, je größer sie ist, um so sicherer ein Saragossa seyn können. Wie, wenn Paris 1814 befestigt und die Bevölkerung entschlossen gewesen wäre, sich zu wehren? Wie, wenn Warschau gegenwärtig nicht befestigt wäre? Mich dünkt, Warschau beweist unwidersprechlich, daß eine befestigte Hauptstadt das Kriterium eines glücklichen Defensionskriegs ist.

In der Schrift von Blesson ist ein sehr beherzigenswerther Grundsatz aufgestellt, ganz in Uebereinstimmung mit dem Geist der neuern, auf Volksbewaffnung basirten Kriegsführung. Er sagt nämlich: nicht in der Schutzsondern in der Trutzwaffe liegt der beste Schutz, nicht in passiven Mauern und Wällen, Bergen und Flüssen, sondern in rastloser Activität der Vertheidigungsarmee. Uebrigens ist es schon ein alter Satz: wenn der Feldherr strategisch im Nachtheil, d. h. auf die Vertheidigung und Deckung beschränkt ist, so muß er taktisch die Oberhand gewinnen, d. h. in jedem einzelnen Gefecht und coup de main der angreifende und überlegene Theil seyn.

7) Volksthümlicher Soldaten-Katechismus für Preußen. Verfasser: Theodor Brand. Breslau, Brehmer und Minuth, 1830.

Dergleichen ist wahrlich nicht mehr an der Zeit, so gut es auch der Verfasser gemeint hat. Das Werk besteht aus lauter Knittelversen, von denen wir einige zum Besten geben:

Wie in Preußen, nein, so können
Fremde Soldaten sich frei nicht nennen.

* * *

Sieh, der König stellt in Person,
Eigentlich vor Land, Volk und Thron.

* * *

Wo am Ruder ein Einziger sitzt,
Wird das Land am besten beschützt.

* * *

Gehorche gern den Offizieren
Der König will, sie sollen dich führen.

* * *

Wenn vor der Front der Hauptmann steht,
So merk dirs, der König hat ihn erhöht.

* * *

Auf Befehl nur des Königs fechte,
Brauch nicht die Waffen für eigne Rechte.

* * *

Laß dich die Hitze nicht verführen
In Reih und Glied zu raisonniren.

* * *

Leipzigs Völkerschlacht gewann
Freiheit jedem deutschen Mann.

Das Wort Freiheit ist wohl nie in so komischer Verbindung vorgekommen. So ein Buch bleibt immer ein merkwürdiges Dokument von dem politischen Galimathias in Köpfen, welche die königl. preußische privilegirte Freiheitsmütze von 1813 getragen.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 81. — 8. August 1831.

Aesthetik.

Wer sollte glauben, daß in unsrer tiefbewegten Zeit noch so viele Werke der friedlichsten Muse edirt werden? Eine Menge Lehr- und Hülfsbücher der Aesthetik liegen vor uns, alle aus der jüngsten Zeit, gleich als lebten wir im goldnen Alter der Friedenskünste, im ungestörten Genuß des Schönen. Aber schon der Umstand, daß so viel über das Schöne und so wenig Schönes selbst geschrieben wird, zeigt deutlich an, daß wir uns jenseits jenes goldnen Alters befinden. Man schafft, man empfindet nicht mehr, man denkt nur noch nach über das, was ehemals geschaffen und empfunden worden ist. Reflexion und Kritik sind an der Stelle der produktiven Phantasie und des begeisterten Kunstgenusses getreten. Viele Nachahmungen und viele theoretische Lehrbücher zeugen von dem Verfall der Kunst.

Wir könnten hoffen, daß unter diesen Umständen wenigstens für die Wissenschaft gewonnen würde, was der Kunst abgeht; allein es verhält sich mit der Aufgabe der Aesthetik nicht viel besser als mit der Quadratur des Zirkels. Zwischen Theorie und Praxis, Regel und Beispiel, Gesetz und Freiheit bleibt immer ein unendlicher Bruch übrig, und vielleicht ist eben dieser Bruch mehr werth als das Ganze. Vielleicht wäre das Schöne nicht mehr schön, wenn irgend ein Denker das Geheimniß enträthselte. Die Aesthetiker sind Klassiker, die alles Schöne fest bestimmen und begreifen möchten, aber alles Schöne, selbst das klassische, ist ein romantisches Wunder, ein Geheimniß, das uns ewig lockt und sich doch niemals greifen läßt.

Fünf Wege führen in das Zauberland, und die Aesthetiker wandeln bald auf einem allein, bald auf mehreren zugleich. Wo sie ausgehn, wissen sie, aber das Ziel hat noch keiner gefunden. Der eine geht philosophisch von der absoluten Idee des Schönen aus, und sucht deren Verwirklichung in der schönen Natur und Kunst, aber die Idee ist immer zu eng, Natur und Kunst sind immer zu weit. Der andre geht psychologisch von den menschlichen Seelenvermögen aus, sofern dieselben das Schöne theils in der Phantasie erzeugen, theils im Gefühl empfangen, aber die Hand erklärt nicht ihr Werk, und das Auge nicht das Bild, das Ohr nicht die Musik, und das Verwundern nicht das Wunder. Der dritte geht historisch zu Werke und belehrt uns über den nothwendigen Zusammenhang aller Kunst mit den verschiednen Kulturstufen, Religionen, Nationalitäten, Klimaten rc.; aber die ewige Jugend der schönen Natur spottet der

Antiquitäten. Der vierte fängt die Sache technisch an, und lehrt den Meißel führen und Pinsel, die Akkorde greifen und Reime verschlingen; aber der Stein ist nicht der Gott, die Farbe nicht die Madonna, der Kontrapunkt nicht Mozarts Meisterstück. Der fünfte endlich verfährt kritisch und hält sich dabei an gegebne Kunstwerke, an diesen sezt er die Schönheiten auseinander und tadelt das Verfehlte; aber die Kunst ist lang und die Kritik ist kurz, und wir mögen ausrufen: Gott sey Dank, es läßt sich nicht alles kritisiren!

Troz dieser Unzulänglichkeit aller ästhetischen Bemühungen aber sind die Bemühungen selbst doch nicht zu verachten. Sie machen den Acker fruchtbarer, wenn sie auch den Schatz nicht graben. Der Geist, der mit dem Schönen sich beschäftigt, ist immer wohl beschäftigt, und wie wenig er positiv das Wesen des Schönen ergründen mag, immer wird er negativ gegen unästhetische Gleichgültigkeit und Rohheit, gegen antiästhetischen falschen Geschmack und gegen hyperästhetische Kunstvorurtheile kämpfen und den Tempel zu Sais wenigstens reinigen können, mag auch das Bild der Göttin ewig verschleiert bleiben. Mehr kann der Mensch überhaupt nicht, als den Göttern eine reinliche heilige Stätte bereiten, die Götter aber kann er nicht machen, sie müssen selbst kommen.

1) System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit. In drei Büchern von Christian Hermann Weiße, Professor an der Universität zu Leipzig. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann, 1830.

Von dem sogenannten philosophischen Standpunkt aus muß sich über dieses Buch sehr viel Rühmendes sagen lassen, allein grade dieser Standpunkt ist es, gegen den ich mich in Opposition befinde. Das Buch hat Methode, ist wohl durchdacht, mit ungemeinem Fleiß und mit Liebe behandelt, und abgesehn von der Form auch dem Inhalt nach reich an feinen und neuen Unterscheidungen, allein sein Standpunkt ist nicht der richtige. Zwar ist es derselbe Standpunkt, von dem bisher die meisten Aesthetiker ausgegangen sind, allein er ist dennoch unrichtig. Sind wir denn wirklich durch zu vieles Philosophiren endlich so geistig vernagelt worden, daß wir die allereinfachste Wahrheit nicht mehr einsehn? Nämlich die Wahrheit, daß die Philosophie eine Närrin ist, wenn sie die absolute Idee einer Blume eher zu haben meint, als die wirkliche Blume, oder die absolute Idee des Komischen eher, als den Aristophanes und Cervantes? Wenn es unwidersprechlich wahr ist, daß alle ästhetischen Systeme blos von der Erfahrung abstrahirt sind, und daß es z. B. nie einem Philosophen einfallen würde, von absoluten Ideen der Baukunst rc. zu reden, wenn nie gebaut worden wäre, wie mag dann noch ein Philosoph den Leuten einbilden wollen, er habe durch freies Denken, aus der absoluten Idee heraus konstruirend, und unabhängig von aller Erfahrung das Wesen des Schönen, seine Theile, Arten und Gesetze erkannt? Was hat die ganze neuere Philosophie anders gethan, als längst bekannten alten, aus der Erfahrung geschöpften Unterscheidungen des Erhabenen, Reizenden rc. rc. den neuen und vornehmer klingenden Titel von absoluten Ideen zu geben? Ist die Sache dadurch anders geworden? Nicht im mindesten. Das Erhabne bleibt, was es ist, mag man es, wie der feinsinnige Burke, blos als eine Eigenschaft gegebener Dinge, oder, wie die neuen Philosophen thun, als eine Emanation der absoluten Schönheitsidee betrachten. Ist es aber erlaubt, Thatsachen der Erfahrung sogleich zu absoluten Ideen zu erheben? Ist es nicht höchst mißlich, in dem ästhetischen Gebiet, wo alles Besonderheit, Endlichkeit, Begrenztheit und Relativität ist, die Allgemeinheit, Ewigkeit, Unendlichkeit und den Absolutismus der philosophischen Ideen einzuführen? Ist es möglich? Entzieht sich nicht die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen schönen Gegenstandes (und gerade in seiner Eigenthümlichkeit besteht seine Schönheit) jeder allgemeinen Formel?

Es macht dem Verfasser Ehre, daß er an Einwürfe dieser Art wenigstens gedacht hat. Er sagt in der Vorrede: „Nicht eine Geschiedenheit der Wissenschaft von dem lebendigen Daseyn, welche den, der sich der erstern ergibt, dem leztern entfremde, kann gemeint seyn, wenn die Unabhängigkeit der philosophischen Wissenschaft über die Schönheit und Kunst behauptet wird. Nur das Recht nimmt sie in Anspruch, auf freie, nicht auf knechtische Weise zu verfahren. Ihre Arbeit besteht, gleich der eines freien Menschen, wesentlich darin, sich selbst auszubilden und zu vollenden; — so wenig sie nun dies ohne stete Unterstützung von außen (durch Anschauung und Erfahrung) auszuführen vermag, so wird sie doch durch sich selbst, durch das, was sie ist, der Kunst und dem Leben ihren Dank abstatten.“ Ein richtiges Gefühl leitete den Verfasser, die Ansprüche der Erfahrung anzuerkennen, allein von seinem philosophischen Zunftinteresse verführt, ordnet er diese Ansprüche den vermeintlichen Ansprüchen der Philosophie durch ein Sophisma unter. Es ist nicht wahr, daß die philosophische Aesthetik das, was sie ist, durch sich selbst ist, und nur nebenbei durch Anschauung und Erfahrung sich unterstützen läßt. Es ist nicht wahr, daß sie aus eignen Mitteln der Kunst und Erfahrung ein Gegengeschenk verleiht. Vielmehr ist sie alles, was sie ist, nur durch Abstraktion

von der Erfahrung und sie hat der Kunst und Erfahrung lediglich nichts zurückzugeben, was sie nicht von derselben empfangen hätte. Welche feine Unterscheidungen auch der Philosoph machen mag, in welcher systematischen Ordnung er sie auch konstruiren mag, er kann keine einzige aus sich selbst schöpfen, alle sind nur geschöpft aus der Erfahrung, und er kann lediglich nichts davon und nichts dazu thun, außer etwa die Thatsachen der Erfahrung verwirren und verdunkeln, indem er sie aus einem falschen Gesichtspunkt zusammenordnet und das Einfachste durch eine kauderwelsche Kunstsprache unverständlich macht. Was ist nicht schon von den Schellingianern und Hegelianern, ungerechnet die andern, über das absolute Wesen des Antiken zusammengefaselt worden, ohne daß irgend Einer etwas Prägnanteres darüber gesagt hätte, als Winkelmann, der glücklich genug war, von dem Subjektivitäts- und Objektivitäts-, Real-, Ideal- und Identitätskram noch nichts zu wissen.

Ich kenne alle philosophischen Systeme der Aesthetik, und weiß, wie viele treffliche, praktisch für den Künstler wie für den Liebhaber brauchbare Bemerkungen in vielen derselben namentlich aus Schellings Schule enthalten sind; allein ich habe trotz meiner ausgebreiteten Lektüre nie gefunden, daß solche Bemerkungen Wurzel gefaßt hätten. Herrliches schlummert in Büchern, die schon in der nächsten Messe vergessen waren. Dies ist aber nicht anders möglich, weil die philosophische Schulform, in der diese ästhetischen Lehrbücher abgefaßt sind, sie für jeden Andern ungenießbar macht, außer für die Scholastiker selbst. Es wäre der Mühe werth, aus solchen Werken das praktisch Brauchbare auszuziehn und von allem philosophischen Formelwust zu entkleiden. Manche gelegentliche Bemerkung würde dann wichtiger erscheinen und mehr Glück machen, als das ganze System.

Herr Professor Weiße geht von dem Satz aus: „Die Idee der Schönheit ist die unter der Gestalt der Ewigkeit und Nothwendigkeit erkannte Form alles wahrhaft Seyenden.“ Dieser Satz ließe sich bestreiten, denn gewisse kleine Schönheiten lassen sich nur dann mit dem Prädikat der Ewigkeit und Nothwendigkeit bezeichnen, wenn man am Ende alles als ewig und nothwendig annimmt, und auf der andern Seite gibt es ganz zuverlässig wahrhaft seyende Dinge, deren Form ewig und nothwendig unschön seyn muß, wenn anders das Böse in der Welt ein wahrhaftes Seyn hat, welches zu läugnen absurd wäre. Doch diese Streitfrage hängt eben so sehr von weit höhern metaphysischen Fragen ab, daß es eine unnütze Mühe ist, sie auf dem ästhetischen Gebiet entscheiden zu wollen. Wenn der Aesthetiker rein praktisch die Natur und Kunst auf das nicht oder nicht genug erkannte Schöne aufmerksam machte und andrerseits den falschen Geschmack und die falsche Kunst durch richtige Kritik bekämpfte, so würde er weit mehr leisten, als er mit all jenen scholastischen Spitzfindigkeiten vermag, die ganz sicher dem Schicksal der alten theologischen Scholastik entgegenreifen, nämlich dem traurigen Loose der Vergessenheit.

Weit entfernt, daß durch die Konsequenz eines philosophischen Systems die Kritik gewönne, wird sie dadurch vielmehr nothwendig einseitig, denn bei der Erklärung einer systematischen Regel wird von dem Beispiel immer gerade nur so viel herbeigezogen, als zur Bestätigung der Regel dient, und dadurch wird das Beispiel zerrissen. So hebt Weiße unter der Rubrik des Komischen die komische Seite des Don Quixote hervor (Theil I. Seite 232), übersieht aber dabei dessen tragische Seite, und wenn dies allerdings in Bezug auf die vorliegende Aesthetik systematisch genannt werden darf, so ist es doch unkritisch und gibt dem Leser oder Schüler, der etwa Don Quixote noch nicht kennt, nur ein halbes und falsches Bild von ihm. Es ist wahr, daß Don Quixote deshalb komisch erscheint, weil es mit seinen Thaten allemal ein so erbärmliches Ende nimmt, aber wenn die Demüthigung des eingebildeten Heldenstolzes lächerlich ist, so ist doch das zarte Ehrgefühl des Ritters, das er sich unter allen Gemeinheiten bewahrt, wahrhaft tragisch, und um so tragischer beim Wahnsinnigen. Ich will damit nur sagen, daß die Kritik gewinnt, wenn sie ein gegebnes Kunstwerk in seiner Ganzheit auffaßt und aus sich selbst beurtheilt, daß sie dagegen verliert, wenn sie für eine absolut hingestellte Regel aus dem Gebiet der Erfahrung einzelne Fragmente von Beispielen sucht.

Unbedingt muß dem Verfasser eine warme Liebe zum Schönen, ein feiner Sinn für dasselbe und daher auch eine richtige Beurtheilung der meisten angeführten Beispiele zugestanden werden, allein er würde diese schönen Gaben des Genius und des Fleißes fruchtbarer angewandt haben, wenn er sie nicht dem Zwange der Methode, der philosophischen Konsequenz unterworfen hätte. Welche Anerkennung würden nicht z. B. seine vielen zeitgemäßen Bemerkungen über Musik finden, wenn er sie nicht in einer Sprache mitgetheilt hätte, vor der wohl jedem musikalischen Ohr graut, denn wer wird gern fortlesen, wenn er angefangen hat: „Wie die unmittelbare Erscheinung des zeitlichen oder des Fürsichseyns aller konkreten Dinge überhaupt der Klang ist, so ist insbesondre die unmittelbare Erscheinung des absoluten Geistes, der in dem Begriffe des modernen Ideales zum einfachen Fürsichseyn, d. h. zum Selbstbewußtseyn

der Schönheit geworden ist, das Reich der Töne ꝛc." Unsinniges Geschwätz, werden alle Praktischen rufen. Sancta simplicitas, wird der Philosoph antworten, lerne mich erst verstehn, ehe du urtheilst. Das ist der alte Zank. Das Publikum will und wird sich nie zu der philosophischen Schulsprache gewöhnen, und die Scholastiker wollen vor der Hand auch noch nicht nachgeben. Was soll am Ende daraus werden? Ich habe es schon oft in diesen Blättern gesagt, und werde es immer wieder sagen, die Philosophen werden so lange isolirt stehn, bis sie sich endlich bequemen, populär zu schreiben; die Schulsprache ist keine Nothwendigkeit, ist nur ein Nothbehelf der Faulheit und Ungeschicklichkeit, denn jedes Ding, was überhaupt gedacht werden kann, läßt sich auch gemeinverständlich ausdrücken, wenn man sich die Mühe geben will; die Philosophen werden daher einmal ihr Unrecht einsehn, oder wenn sie es nicht einsehn, wird der gewaltige Geist der Zeit mit seiner klaren Sprache alle ihre Wolkennebel verjagen, und sie werden nicht mehr gehört werden, die sich dem Ohr des Volks nicht mit ihrer Rede fügen wollen.

2) Aesthetik als Wissenschaft. Von J. Ch. A. Grohmann, Professor der Philosophie in Hamburg. Leipzig, Dyck, 1830.

In diesem Werke tritt ein alter Kantianer den neuen ästhetischen Schellingianern und Hegelianern entgegen, indem er anstatt von der absoluten Schönheitsidee von den Seelenvermögen ausgeht, durch welche wir das Schöne erkennen, gestalten und genießen. Es ist bekannt, daß die neue Schule seit Schelling immer vom Absoluten oder von Gott niedersteigt in das Besondre und in die Welt, während die Kantianer immer zuerst die Mittel prüfen, durch welche wir zur Wahrnehmung alles Aeußern gelangen. In Bezug auf die Aesthetik ist aber das Kantische Verfahren nicht minder umständlich und führt nicht minder vom Ziel ab, wie das Verfahren jener Absolutisten. Denn was hilft uns die lange Prüfung der Seelenkräfte, Empfindung, Gefühl, Phantasie ꝛc., da der eigentliche schöne Gegenstand, das Kunstwerk, doch immer etwas anders bleibt, als die Wirkung, die er in uns hervorbringt. Kritik des Gegenstandes, seiner Eigenschaften, Proportionen, Motive ꝛc. ist offenbar dem Zweck der Aesthetik angemessner, als die bloße Kritik seiner Einwirkungen auf unsre Seele. Was für die Psychologie vom höchsten Interesse ist, ist es darum nicht für die Aesthetik.

Der Verfasser leitet den Gegenstand von seiner Wirkung, das Schöne vom Gefühl ab. Er sagt: „Das Schöne ist das zum unendlichen Bewußtseyn gesteigerte Gefühl; die in das Gefühl eingegangene übersinnliche Welt; das Ideelle des Vernunftbewußtseyns in dem Gefühl, oder, was dasselbe ist, die unendliche, übersinnliche Vernunftfreiheit geläuterter, vergeistigter Gefühlszustände. Die Vernunftfreiheit als Gefühl." Wir können nun zwar unbedenklich die innigste Uebereinstimmung des schönen Gegenstandes mit dem Gefühl zugeben, theils aktiv, sofern das Gefühl durch die Phantasie das Schöne erzeugt, theils passiv, indem das äußre Schöne von uns gefühlt wird, und wir dürfen nicht läugnen, daß das Geheimniß der Schönheit an das Geheimniß des Gefühls in Liebe, Sehnsucht und Schöpfungsdrang geknüpft ist; immer aber schwebt dieses Geheimniß zwischen dem ewigen unvereinbaren Gegensatz des Aeußern und Innern, des Sinnlichen und Geistigen, und nie läßt sich, trotz ihrer steten Beziehung auf einander, Eins aus dem Andern erklären; die sinnliche Erscheinung, die bestimmte Form nie aus dem Gefühl, so wenig als aus dem Begriff.

Da der Verfasser einmal das Gefühl zur Richtschnur nahm, so darf es uns nicht wundern, daß er auch sämmtliche schöne Gegenstände nur in der Weise eintheilt, wie sie auf unser Gefühl wirken. Den höchsten Rang nimmt bei ihm das Erhabene ein, weil sich in ihm die volle Vernunftfreiheit im Gefühl darstellt, weil hier das Gefühl seine höchste Befriedigung findet. Dann folgt das Schöne im engern Sinn, worin der Verfasser die Erhebung sinnlicher Gegenstände aus ihrer Beschränkung zum Ausdruck der höhern Freiheit sieht. Dem schließt sich ferner das Romantische an, welches den Kontrast des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen darstellen soll, und endlich die Erhebung zum Uebersinnlichen durch den Gegensatz des Sinnlichen, das Lächerliche. Man sieht sogleich, daß Herr Grohmann auf diese Weise der Natur und Kunst ihre Naivetät, ihre Unbefangenheit raubt. Es gibt allerdings religiöse und sittliche Schönheiten, deren Genuß immer jene Erhebung begleitet, allein wenn dies die eine ernste Seite der ästhetischen Welt ist, so bietet dieselbe doch noch viele andre Seiten dar, wo Auge, Ohr und Seele in unbefangner, beziehungsloser Heiterkeit sich dem Genuß des Schönen hingeben kann, ohne daß dabei an jene Erhebung gedacht werden darf. Sofern indeß viele Aesthetiker eine unbedingte Unabhängigkeit der Kunst von den sittlichen Forderungen der menschlichen Natur geläugnet haben, ist es heilsam, einmal den strengen Gegensatz zu behaupten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, — N°. 82. — 10. August 1831.

Aesthetik.

(Fortsetzung.)

3) Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und die Kunst von J. G. von Quandt. Erste und zweite Abtheilung. Gera, Heinsius, 1830.

Obgleich Herr von Quandt mit eben so liebenswürdiger Bescheidenheit als richtigem Gefühl den Satz voranschickt, daß das Wesen des Schönen ewig ein Geheimniß bleiben muß, so wird er sich doch nachher selber untreu und die dem Menschen nur allzunatürliche Erklärungssucht reißt auch ihn, gleichsam wider Willen, fort, eine Definition des Schönen zu versuchen. Er erklärt nämlich das Schöne als die sinnliche Offenbarung der Vernunft, in derselben Weise, wie Herr Grohmann. Wenn man aber der Vernunft nicht Gewalt anthun, wenn man sie nicht zu etwas ganz Anderm machen will, als was sie ist, darf man sie nun und nimmermehr mit dem Schönen identificiren. So oft man das Schöne mit dem Guten und Wahren, mit Religion, Sittlichkeit und Vernunft zu vereinbaren getrachtet hat, immer ist der Versuch gescheitert. Vieles ist vernünftig, was man gewiß ohne Zwang und Affektation nicht schön nennen kann, und vieles ist schön, worin nur eine sophistische Spitzfindigkeit auch Vernunft finden kann. Sehr oft, ja ich möchte sagen immer, wird das, was die Vernunft verwirft, doch in der ästhetischen Welt geduldet und mit dem Bürgerrecht beehrt. Wenn das Unvernünftige überhaupt existiren darf, so findet es seine natürliche und passende Existenz eben nur in der phantastischen Welt der Kunst und Poesie, wo gerade das, was sein Makel ist, sein eigenthümlicher Reiz wird. Mit Unrecht versucht Herr von Quandt auch in diese poetische Unvernunft Vernunft zu bringen, indem er sie durch den Begriff der Ironie und des Kontrastes immer an die Richtschnur der Vernunft bannen möchte. Dies heißt wieder der Poesie ihre Unbefangenheit rauben und die Illusion zerstören. Der Scherz wäre nicht Scherz mehr, wenn man seine barocke chemische Mischung auf der Stelle durch den Ernst der Vernunft auflösen müßte. Das Götterfest der guten Laune, die Schwelgerei in lustiger toller Unvernunft wäre Qual und Marter, wenn die Vernunft immer dabei zu Gerichte säße. Und selbst dann, wenn die Poesie durchaus vernünftig ist, muß sie es sich doch nicht merken lassen, daß sie es ist, wir müssen in ihr nur die Poesie, nicht die Vernunft sehn, weil sie sonst eben nur Vernunft, aber nicht auch Poesie wäre.

Was die Kontraste betrifft, so gibt es Schönheiten, die eben nur in der eigenthümlichen Mischung von Ver-

nunft und Unvernunft, Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Hoheit und Verbrechen ꝛc. bestehn, aber das Schöne liegt alsdann nicht in der Vernunft oder Sittlichkeit, zu der wir durch den Umweg der Unvernunft und Unsittlichkeit geführt werden, und die wir etwa wie das Gold von der Schlacke abzuschlagen hätten, sondern es liegt in dem Ganzen, und das böse Element dabei hat eben so viel Antheil an der Schönheit, als das gute. Es wäre demnach falsch, bei einem Trauerspiel das Wesen der Schönheit nur in der sittlichen Erhebung zur Tugendidee zu suchen, da hier das Schöne vielmehr im ganzen Umfang des Trauerspiels, der Charaktere, der Handlung, des Schicksals und selbst des todten Schauplatzes liegen muß.

Herr von Quandt sagt: „Die sittliche Idee kann direkt und indirekt sich in dem Kunstwerk zeigen. Direkt verkündet sie sich in dem standhaften Prinzen, indirekt zeigt sie sich im Lear; der Gegensatz treibt uns gewaltig auf die sittliche Idee hin und ist die hohe Ironie der Kunst. Die Ironie erhöht durch den Gegensatz die poetische Wirkung. Selbst die Musik ist dieser Ironie fähig; denn es gibt eine verzweiflungsvolle Lustigkeit und herzzerreißende Allegros. Die bildende Kunst ist die einzige, welcher die Ironie versagt ist, und ich kann mich weder eines Bildes erinnern, noch mir eins denken, welches durch seine Darstellung auf den Gegensatz hinwiese.“ (Theil I. Seite 118.) Diese Worte haben mich überrascht, da sie ein Mann ausspricht, der in den Denkmälern der bildenden Kunst bewandert ist. Wenn ich des Hermaphroditen erwähnen wollte, dieses Kontrastes aller Kontraste, so würde mir Herr von Quandt vielleicht mit dem Einwurf begegnen, daß er nur von Gegensätzen sittlicher Natur gesprochen habe. Alsdann aber muß ich ihn an die berühmte Medusa in der Münchner Glyptothek erinnern. In diesem bezaubernden Gesicht, das die Kontraste der höchsten Schönheit, des kindlichsten Liebreizes, des tiefsten Schmerzes, des versteinernden Todes, des gräßlichsten Hohnes und der lächelnden, lauernden Mordgier eines Vampyrs zugleich in sich vereinigt, in diesem wunderbarsten aller weiblichen Köpfe, welche die Einbildungskraft eines Künstlers je geschaffen, in ihm mag Herr von Quandt die Widerlegung seiner Behauptung lesen.

4) Die ästhetisch gebildete Dame. Oder das für Frauen Wissenswertheste aus dem Gebiete der Aesthetik. Von J. K. Braun Ritter von Braunthal. Wien, Gerold, 1830.

So wenig dieses kleine Buch Anspruch darauf macht, den kolossalen Rahmen eines Systems der Aesthetik auszufüllen, so enthält es doch die beste Definition des Schönen, die je gegeben worden ist, gegeben werden kann, und der Verfasser hat sich dadurch ein Verdienst erworben, was, obgleich er nur für Damen geschrieben, auch die gelehrtesten Männer ehrend anerkennen werden. Er sagt: „Schönheit ist die in endlicher Form angeschaute Befriedigung unsrer unendlichen Sehnsucht nach Seligkeit.“ Ja, dies und nichts anders ist Schönheit, und diese Befriedigung faßt in ihren weiten Mantel alles, was die oben erwähnten Aesthetiker, die das Schöne nur immer in dem Vernünftigen suchen, ausschließen, und alles, was in jeder andern Hinsicht als das Böse und Verdammliche erscheint, das Unglück und das Verbrechen, die Unvernunft und Schande, das Häßliche, der Tod, der Teufel und die Hölle selbst müssen der Seligkeit des Menschen dienen und den Triumphwagen der Schönheit ziehn. Alles, was es auch sonst seyn möchte, kann unter dem ästhetischen Prisma zum Regenbogenthor der Seligkeit sich färben. Nur die Seligkeit ist das Kriterium der Aesthetik. Was mich selig macht, ist schön, und keine Weisheit der Welt könnte mich überzeugen, daß etwas schön wäre, was mich nicht selig machte. „Wollte man gegen meine Definition des Schönen einwenden, daß auch der Mulatte beim Anblicke seiner häßlichen Geliebten jene endliche Befriedigung seiner unendlichen Sehnsucht nach Seligkeit fühle, so — wäre es eine Einwendung, und meine Antwort diese. Ja, der Mulatte wird befriedigt durch den Anblick seiner häßlichen Geliebten; er muß es auch werden, sollte es nicht den Schöpfer seiner Schöpfung reuen, aber er wird es nicht durch, sondern bei dem Anblicke derselben. Nicht die angeschaute Form, sondern die angeschaute Idee der Form, ihre geheime Ahnung, die durch jene plötzlich erregte Gedankenverbindung, die ihn unbewußter Weise an das Schöne hinführt, von dem er sich nicht Rechenschaft ablegen kann, mithin nur das angeschaute unsichtbare Schöne selbst, das in der menschlichen Seele als Ideal lebt, und zuweilen durchblickt durch alle Finsterniß seiner Ideenassociation als Leuchtthurm, — das Alles gibt auch ihm die endlich beseligende Ruhe, die das Schöne in uns hervorbringt; und darum nennt er die Häßliche schön. Wir nennen seine Dame häßlich, weil wir schönere kennen; führet ihm ein schönes Weib vor, und er wird diesem, wenn auch nicht gleich, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich sage, nicht gleich; geht es uns denn anders mit dem Schönen? Wie lange noch werden wir Dieses oder Jenes schön finden? Tritt denn auch uns die Wahrheit so schnellwirkend entgegen? Was braucht es nicht auch bei uns, den Sinn für das wahrhaft Schöne von allen Schlacken der Kindheit- und Jugendeindrücke frei zu machen?“ —

Ich füge hinzu: Eben das ist am Schönen das Schönste, daß es so relatif ist, daß auch das seligste Ge-

muth das Meer der Seligkeit nicht ausschöpft, daß das, was mich nicht selig macht, einen Andern beseligt, daß ich selbst im funfzehnten Jahr genoß, was ich jezt nicht mehr genießen kann, und jezt, was mich damals gleichgültig ließ.

Wie aber gelangen wir nun zu einer Unterscheidung? Auch die Seligkeit hat ihre Kritik, und diese wird mit jener geboren. „Das, gewissermaßen unbewußte, Wählen des Vortrefflichsten (nach Schlegel), wodurch sich das Genie kund gibt, ist der sprechendste, sicherste Bürge einer uns inwohnenden Kraft, das Schöne durch sich selbst zu erkennen und zu erzeugen, es in Werken sowohl als in der Beurtheilung zu verwirklichen. Geniale Menschen schaffen Kunstprodukte ohne Unterweisung; die Erkenntniß des Schönen bildet sich in ihnen auf eine geheimnißvolle Weise, ihnen selbst halb unbewußt, und sie selbst ziehen aus sich Gesetze für ihr späteres Wirken. Diese Gesetze treten bei dem Einen deutlicher bei dem Andern dunkler hervor, und die Sammlung dieser Schönheitsgesetze macht die Wissenschaft des Schönen, die Geschmackslehre aus." — Aber nicht nur das einzelne Genie gibt die Gesetze, auch „jedes Zeitalter erzeugte ein neues Kunstprincip; es gieng unmittelbar aus der jedesmaligen Gesammtbildung eines Volkes hervor, und seine Geschichte verschmilzt in der Entwicklungsgeschichte des Menschen selbst. Vielerlei Einwirkungen fanden auf dasselbe statt, und es änderte sich dort, wo sich Klima, Sitten und Religion änderten. — Der Grieche stellte als höchstes Gesetz für die Kunst, als Kunstprincip, auf: Himmlische Ruhe in irdischer Form. — Seine einfach edle Zeit verschwand und des Römers praktischer Sinn diktirte: Wahrheit des Lebens. — Rom schwieg und nach ihm verstummten Jahrhunderte in finsterer Schulweisheit. Da gebar die Zeit den Gnomen Mittelalter, und in gnomenhafter Unform kam die Kunst aus ihrer Nacht der Vergessenheit. Wo man der Antike habhaft werden konnte, bildete man sich an ihr empor; wo man sich selbst überlassen blieb, griff der Geist in neuen, seltsamen Richtungen aus. Der Sinn für das Schöne wuchs; er lichtete die Wälder Deutschlands; Italiens, Spaniens und Frankreichs Südfrüchte dufteten und das romantische Arabien lehrte seine Weisen. Da galt kein Princip; gesetz- und schrankenlos schuf man, einzig nach dem Bedürfnisse des Gefühls, des Gemüths, der Phantasie. — Die neuere Zeit brach herein als eine Morgenröthe eines schöneren Tages. Nun gewann alles mehr und mehr Haltung; man bestrebte sich, zu wissen was man wollte, und sah sich wieder nach einem Principe um, dem die Kunst huldigen dürfe. — In Spanien und Italien ward Religion Norm und Zweck für die Kunst, und nur die üppige, überreiche Natur verhinderte ein Verkümmern in dieser Richtung, Frankreich hielt sich noch immer an die Antike, die es nicht verstand und noch nicht versteht; übrigens reifte dort der Geist im Denken, und Schmuck und Adel in der Sprache zeichnete seine Dichter und Denker, glänzende Darstellung überhaupt seine Kunstwerke aus. Deutschland war im Gähren; unendliche Kräfte äußerten sich, aber roh noch und unschön im Ganzen. Da — erschien Shakespeare. — Die Natur, wie sie ist, war sein Kunstprincip. — Die neueste Zeit neuerte abermals; Schiller stellte auf: Veredelte Natur; Goethe steht zwischen dem Britten und Schiller und spricht: Leben der Erde. — Wo nun — ist Wahrheit? Wie stelle man dar, wie sehe man die Natur und den Menschen an? — Ich weiß es nicht, aber ich glaube, der wäre der höchste Künstler, der mit der Riesenkraft und Sehergabe Shakespeares Schillers Seelenadel und Sprache und Goethes Lebensweisheit verbände, und halte dafür, daß in der Kunst überhaupt nur dann das Höchste möglich sey, wenn sich mit der Wahrheit der physischen Natur der Adel der geistigen zur reinsten Harmonie verbindet."

Ich halte eine solche Verbindung für unmöglich, denn jedes der beiden Kunstprincipe ist so sehr für sich ein Ganzes, daß sie einander nur im Wege stehn und wechselseitig sich vernichten würden, wenn sie amalgamirt werden könnten. Uebrigens hätte Herr von Braunthal diese schönen geschichtlichen Andeutungen weiter ausführen und namentlich in Beziehung auf die mittelalterliche Kunst die Principe der Ehre, des Ritterthums, und der Galanterie in Betrachtung ziehn sollen. — Die übrigen Erklärungen des Wissenswürdigsten aus dem Gebiet je der einzelnen Künste zeichnen sich sämmtlich durch eine dem Zweck des Buchs vollkommen angemessene Klarheit und Kürze aus, so wie das ganze Buch durch eine lebendige und schöne, immer die Gegenwart liebenswürdiger Damen voraussetzende Sprache.

5) Aesthetik der Lehre vom Schönen und der Kunst in ihrem ganzen Umfange. Von Franz Ficker, Professor der klassischen Literatur und Aesthetik an der Wiener Universität. Wien, Heubner, 1830.

Der Verfasser geht ganz eklektisch und historisch zu Werke, d. h. er macht seinen Schülern bekannt, was bisher alles unter dem weiten Namen der Aesthetik begriffen worden ist, die Kunsttheorien, die Kunstgeschichte. Auf diese Weise orientirt er seine Schüler und bietet ihnen einen reichen Schatz von Erfahrung, und dies ist offenbar unendlich pädagogischer, als wenn sich ein Professor der Aesthetik hinsezt und den jungen Leuten in schnarrender philosophischer Litanei eine neue Theorie des Schönen vorträgt, ehe diese jungen Leute noch irgend

eine Erfahrung oder geschichtliche Kenntniß von der Kunst haben. Ueberhaupt, man fülle nur die Jugend mit Vorstellungen und Erfahrungsbegriffen an, man bereichere ihr Gedächtniß und ihre Phantasie, dann wird das Denken und respektive Systematisiren sehr leicht werden; aber umgekehrt die Erfahrung aus der Idee herauskonstruiren wollen, ist Unsinn und macht die jungen Leute unsinnig.

Das vorliegende Werk ist mit großem Fleiß ausgearbeitet und wirklich sehr reich an Beispielen aus der Kunstwelt, welche die Regeln klar machen, und an geschichtlichen und literarischen Nachweisungen, die den Schüler weiter orientiren sollen. Daß auf einem so ausgedehnten Felde dem Verfasser manches entgangen ist, darf wohl verziehen werden; nur im Gebiete der deutschen Poesie, wo man eine genauere Bekanntschaft voraussetzen muß, hätte der Verfasser vermeiden sollen, das Gedächtniß der Schüler mit gewissen unbedeutenden Dichternamen zu behelligen und dagegen andre zu vergessen, die einer Erwähnung wohl werth gewesen wären. Wenn er die bedeutungslosen Nachahmer Alringer, Willamow, Michaelis, Rost, Löwen, Schübler, Elias Schlegel, Gerstenberg, Niemeyer, Patzke, Küttner, Buschmann &c. anführt, warum nennt er nicht die ächten Originalgenies Ulrich Hegner und Schummel? Warum ist Clemens Brentano nicht erwähnt? Warum nicht der alte Hermes, Verfasser von Sophiens Reisen? Wenn ferner W. Alexis und W. Hauff erwähnt sind, warum nicht auch Leopold Schefer, Tromlitz, Blumenhagen, Clauren und die Weiber? Warum nicht, wenn Car. Pichler, auch Therese Huber, die Schopenhauerin, die von Chezy, Louise Brachmann, Lohmann, Tarnow, Hanke, Amalie von Helwig &c. &c.? Wenn unter den Dramatikern Gehe, Kurländer, warum nicht auch Grabbe, Eichendorff, Michael Beer, Schall, Töpfer, Lebrun, Blum? Ich wollte dem Verf., wenn es darauf ankäme, noch mit einer Menge Namen aufwarten, die ein eben so gutes Recht der Erwähnung haben. Daß er sich beschränkt, ist löblich, aber dann hätte er auch nicht so viele untergeordnete Dichter namhaft machen sollen, die nunmehr seinen Schülern übergeordnet erscheinen müssen, eben weil er sie genannt hat.

Dagegen sind die Abhandlungen über die Baukunst, Plastik, Malerei und über Musik verhältnißmäßig reichhaltiger, als die über Poesie. Der Verfasser hat diese in den ästhetischen Lehrbüchern bisher mehr vernachläßigten Partien mit mehr Vorliebe behandelt, und wenn seine Schüler alles das sich einprägen, was er ihnen darüber mitgetheilt hat, so haben sie einen guten Grund gelegt. Ueberall in diesen Abhandlungen spricht der Lehrer zur Phantasie seiner Schüler durch Beispiele und praktische Hinweisungen. Von den Gränzen und eigenthümlichen Gesetzen jeder Kunst, von ihren vorzüglichsten Gegenständen, von ihrer Technik, von ihrer Geschichte, ihren Schulen und Manieren erhält der Schüler einen so klaren und vollständigen Begriff, als ihn immer ein so gedrängtes Lehrbuch geben mag, und somit empfehlen wir dieses praktisch sehr brauchbare Buch allen unsern Lesern, denen Gegenstände dieser Art noch nicht vollkommen geläufig seyn sollten.

6) Allgemeine Geschmackslehre für Liebhaber der schönen Künste, so wie für Lehrer in höhern Schulen. In kurzem Abriß dargestellt von C. Fr. Hausmann. Zerbst, Kummer, 1830.

Nachdem der Verfasser in einer langen Einleitung seinen Beruf zum Geschmackslehrer durch Citation aller seiner berühmten Lehrer und Gönner dokumentirt hat, bringt er doch nur eine sehr dürftige Lehre zum Vorschein. Er behauptet, neu zu seyn, und doch sagt er nur: „Schön ist, was durch Form und Darstellung den Sinnen, dem innern Gefühl, und dem Verstande zugleich gefällt.“ Ist das etwas anders, als der alte abgeschmackte Satz: Schön ist, was gefällt? Dann erklärt er das Schöne noch näher durch acht Eigenschaften: „Zweckmäßigkeit und Ordnung — Wahrheit; Uebereinstimmung — Freiheit und Sicherheit — Leben; Bewegung; Ausdruck — Fülle und Reichthum — Ebenmaaß; Gleichgewicht; Haltung — Reinheit und Würde — Anmuth (Grazie).“ Aber wenn man einmal so anfängt, muß man auch fortfahren: Mannichfaltigkeit und Einheit — Einfachheit — Deutlichkeit — richtige Motivirung — Erhebung durch Kontraste — Steigerung — Größe und Erhabenheit — Reiz und Niedlichkeit — das Tragische — das Komische — das Humoristische &c. &c. &c. Das alles gehört eben so gut zum Schönen als die Wahrheit und Reinheit, die Würde und Anmuth.

Hintendrein macht der Verfasser die wichtige Bemerkung, daß man durch Uebung von Jugend auf Sinne, Gedächtniß und Phantasie schärfen müsse, und dann die noch wichtigere, daß die Bekanntschaft mit Kunstwerken und sogar mit Künstlern sehr vieles beitrage, den Geschmack zu bilden. Wie wunderbar, daß wir das noch nicht gewußt haben! Um uns vollends die Sache klar zu machen, citirt der gemüthliche Verfasser eine Stelle von Moritz, worin derselbe sagt, daß der persönliche Umgang mit dem großen Goethe so äußerst interessant für ihn gewesen sey. Es ist gut, daß dieses Buch nur zum Besten des Verfassers geschrieben ist, denn wenn es zum Besten der Griechen oder Polen, der Abgebrannten oder Ueberschwemmten geschrieben wäre, würden uns die armen Leute gedauert haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 83. — 12. August 1831.

Aesthetik.

(Beschluß.)

7) Handbuch der Archäologie der Kunst. Von K. O. Müller, Professor in Göttingen. Breslau, Max, 1830.

Wir sprachen erst im vorigen Jahr in diesen Blättern über das ausgezeichnete archäologische Werk von Petersen. In dem vorliegenden Werk von K. O. Müller ist nun für systematische Vollständigkeit noch mehr geleistet. Der Verfasser hat ein noch reicheres und genaueres Inventarium der alten Kunst aufgenommen. Was irgend noch vorhanden ist von Kunstwerken des Alterthums, in Ruinen an Ort und Stelle oder zerstreut in den europäischen Museen, und was bei den Alten von jezt untergegangenen Kunstwerken erwähnt ist; das alles hat der berühmte Verfasser mit seiner bekannten Sachkenntniß und mit dem eisernen Fleiß eines Deutschen zusammengetragen und in eine so klare und übersichtliche Ordnung gebracht, daß in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig bleibt. Werke dieser Art sind, um uns eines Ausdrucks von Napoleon zu bedienen, die Granitmassen, die im Sandmeer der Literatur niedergelegt werden müssen, wenn man ein festes Gebäude gründen will. Die Aesthetik bedarf eines Linné so gewiß, wie die Naturwissenschaft. Ohne Kenntniß und Uebersicht der Thatsachen der Kunst bleibt auch ihre Theorie stets unvollkommen. Und wie will man eine Aesthetik schreiben, da man kaum über die bildende Kunst der Alten ein so gründliches Werk besizt, da die spätere romantische Kunst und Poesie und insbesondre die Musik nur erst durch Schlaglichter aus der Finsterniß gezogen sind!

Nach einer zweckmäßigen, und eben deshalb nur kurzen theoretischen und literarischen Einleitung geht der Verfasser sogleich zur Geschichte der Kunst selbst über; der Gegenstand aber bringt es mit sich, daß er sein Werk in zwei Abschnitte theilt, in einen rein historischen, worin die Unterschiede der alten Völker und die verschiedenen Perioden eines Volkes festgehalten werden, und zweitens in einen systematischen, worin die Kunstwerke nach ihrem Zweck und Gegenstande, nach ihrer Form und Bedeutung zusammengeordnet sind. Dies ist z. B. bei mythologischen Gegenständen der Kunst durchaus nothwendig, weil hier der von einem Volk zum andern übergetragene Kultus Verwandtschaften erzeugt hat, welche durch alle Unterschiede der Völker und Zeiten hindurchgehen.

Der historische Theil beginnt mit den Griechen, als dem Hauptvolk in Bezug auf Kunst. Es werden fünf Perioden der griechischen Kunst angenommen. Die erste umfaßt die Anfänge der Kunst in der Heldenzeit. Bau-

kunst, Geräthe, Waffen treten hier hervor, aber die Plastik schlummert noch im Stein. „Abgesehn von den äußern, in dem Mangel der Technik liegenden Umständen, welche der Entwicklung der bildenden Kunst große Hindernisse in den Weg legten, war es der ganze Charakter der Phantasie, besonders der dem Leben der Götter und Heroen zugekehrten, welcher in jener Zeit bei den Griechen die Ausbildung der Plastik noch zurückhielt. Die Phantasie der Griechen, wie sie in der epischen Poesie hervortritt, ist noch zu sehr mit der Ausmalung des Wunderbaren und Uebergewaltigen beschäftigt, die Vorstellungen von den Göttern haben noch zu wenig sinnliche Bestimmtheit erlangt, als daß die Poesie nicht unendlich besser zu ihrer Darstellung sich geeignet haben sollte als die Plastik."

Erst in der zweiten Periode wird der Sinn für das Plastische ausgebildet, und zwar durch die Bildung der Athleten, durch die Gymnastik. „Durch die Bildung der Athleten wird nun die Kunst zuerst auf ein genaueres Studium der Natur hingelenkt, von dem sie indeß auch sehr bald in den Darstellungen von Göttern und Heroen Vortheil zieht. Lebensvolle Gestalten treten als Weihgeschenke in den Tempeln der Götter an die Stelle der Kessel, Dreifüße u. dgl., welche früher die hauptsächlichsten Anatheme gewesen waren. Doch trägt die Nachbildung der Naturformen, wie in jeder Kunst, die mit Fleiß und Liebe beginnt, einen strengen Charakter, und der Zusammenhang mit den Holzbildern der frühern Zeit hemmt in vielen Stücken das Streben nach Natur und Wahrheit. Dessenungeachtet ist es diese Periode, in welcher die Kunst, wenn man mehr auf das innere Walten des Kunstgeistes als auf die einzelnen Erscheinungen, welche sichtlich hervortreten, sieht, am mächtigsten erscheint und das Größte leistet. Die scharfe Ausprägung idealer Charaktere, dieser Hauptvorzug der griechischen Kunst vor jeder andern, wird hauptsächlich dieser Periode verdankt, und wurde von ihr mit desto größerer Sicherheit erreicht, je mehr der Ausdruck vorübergehender Bewegungen ihr noch entfernt lag. Die Götter und Heroen werden nun eben so bestimmte plastische Gestalten, wie sie vorher poetische Individuen gewesen waren, und die nächste Periode konnte, auch wo sie den Forderungen ihres Geistes gemäß umbildete, doch überall schon entwickelte Formen zu Grunde legen." Das ideale Schöne entfaltet sich nun in der dritten Periode, in welcher die griechische Kunst ihre höchste Vollendung erreicht. Dann nach Alexanders Zuge folgt die vierte Periode, in welcher die genauere Bekanntschaft mit dem Orient wieder die Liebe zum Kolossalen, Prächtigen und Wunderbaren erzeugt, wie auf niederer Stufe schon in der ältesten Periode. In der fünften Periode geht die Kunst zu den Römern über und nimmt hier die praktische und ethisch-politische Richtung des römischen Charakters an, bis sie im Luxus der spätern Kaiserzeit und in der Barbarei der Völkerwanderung untergeht. Der Verfasser gibt uns ein klares Bild von allen diesen Umwandlungen der griechischen Kunst und schließt sodann die Geschichte der ägyptischen, babylonischen, phönizischen, arischen und indischen Kunst an.

Der systematische Theil beginnt mit einer Geographie der alten Kunstdenkmäler, die wir zugleich bildlich gewünscht hätten. Eine archäologische Charte, oder vielmehr ein ganzer archäologischer Atlas wäre ein sehr dankenswerthes Unternehmen. Dann behandelt der Verfasser unter der Rubrik Tektonik zuerst die alte Baukunst, dann die antiken Geräthe, und zwar zuerst nach ihrem Material, sodann nach ihren charakteristischen Grundformen und endlich nach ihren Arten. Auf dieselbe Weise wird im folgenden Abschnitt die bildende Kunst behandelt. Zuerst wird rein technisch von dem Material, von den Stein-, Metall-, Glasarbeiten ꝛc. und von den verschiedenen Arten der Malerei, Mosaik ꝛc. gesprochen, dann von den Formen, von dem charakteristischen Typus der Antike im Allgemeinen und von der Behandlung der Körpertheile, der Gewänder ꝛc.; endlich von den Gegenständen religiöser, heroischer, häuslicher Art. Die religiösen Gegenstände sind, wie bekannt, die häufigsten und wichtigsten, und der Verfasser hat jeden Gott und seinen eigenthümlichen Mythenkreis in der Kunstwelt verfolgt und alle noch vorhandne Bilder und Denkmäler desselben, so wie das, was die Alten davon schriftlich überliefert, zur Uebersicht, Vergleichung und Ergänzung zusammengestellt.

Dieses treffliche Buch würde seinen Zweck noch besser erreichen, wenn es einerseits von archäologischen Charten, wovon wir schon vorhin sprachen, und andrerseits durch einen ansehnlichen Band von Kupfern oder Steindrucken bildlich erläutert wäre. Wir besitzen zahlreiche archäologische Kupferwerke, aber ihnen fehlt gerade die systematische Ordnung und Vollständigkeit, die Müllers Werk so sehr auszeichnet. Nach den Paragraphen dieses Werkes ließe sich, mit besonnener Auswahl, ein für Universitäten und Kunstschulen höchst brauchbares Bilderwerk unternehmen, worin jede Gattung antiker Kunstwerke je nach Nationen, Perioden, Stylen und Manieren, Grundtypen und vollendeten Ausführungen zur Anschauung gebracht würde.

8) Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg und Meißen nach Dresden und Prag. Von A. Hirt. Berlin, Duncker und Humblot, 1830.

Da bekanntlich die in jeder andern Hinsicht so herrlich ausgestattete Dresdner Bildergallerie den Vorzug

einer geschichtlichen Anordnung entbehrt, ja man möchte sogar sagen, auch einer ästhetischen, sofern dort Bilder aus jeder Zeit und von jedem Werth durcheinander hängen, so hat sich der Verfasser den Dank des kunstliebenden Publikums erworben, indem er diese Bilder genau nach Zeiten, Schulen und Gattungen klassificirt und charakterisirend zugleich und kritisirend beschreibt. Daran schließt sich ferner die Beschreibung der zum Theil eben so trefflichen Kunstschätze in Prag, Wittenberg und Meißen. Wie billig überlassen wir die Beurtheilung des rein Artistischen unserm nachbarlichen Kunstblatt, und erwähnen hier nur, daß der Leser in dem angenehm geschriebenen Buche sehr viele allgemeinere Bemerkungen über die Geschichte des Geschmacks, der Künste und Kunstpartheien finden wird.

9) Kunstandeutungen aus ästhetischem Standpunkte, zunächst für angehende Künstler und Kunstfreunde von C. Ph. Bonafont. Berlin, Natorff, 1829.

Lauter Aphorismen. Indeß hat der Verfasser das Gesetz der Aphorismen überschritten. Wer in so kurzen abgerissenen Sätzen redet, darf auch nur sehr neue, originelle, tiefe oder mindestens witzige Dinge darin sagen; denn diese Unform wird nur erträglich, wenn der reiche Inhalt der Gedanken sie vergessen macht. Unser Verfasser hat aber hier Sätze aphoristisch hingestellt, die wir schon in hundert andern Büchern im Zusammenhange gefunden haben, triviale Sätze, die unter Aphorismen ungefähr so unpassend stehn, wie ein Mauerziegel in einem Naturalienkabinet. Sätze wie folgende: „Das Gefühl des Schönen ist das Bewußtseyn der Harmonie der Mannichfaltigkeit und Einheit,“ sind so oft ausgesprochen, daß man sich fast schämen muß, sie zu wiederholen, wenn man nicht ausdrücklich hinzusezt, daß sie eben uralt sind. So alt aber so ein Satz ist, ist er dennoch falsch, denn ich müßte wahrlich verrückt seyn, wenn ich, fühlend die Schönheit meiner Geliebten, in ihrem Anschauen mir keines andern Dinges bewußt wäre, als der Harmonie zwischen Mannichfaltigkeit und Einheit, jener erbärmlichen Harmonie, die mir ein aufgeschnittener Apfel eben so gut gewährt, als das holde Angesicht meiner Geliebten. — Und was soll man vollends mit Sätzen anfangen, die also lauten, wie Seite 83: „Das Hauptprincip der Malerei dürfte demnach seyn, Ideen durch sichtbare Bilder anschaulich darzustellen, durch Bilder, welche durch Farbe, Reiz und Bedeutung erhalten, und malerisch schön ist, was durch Farbenreiz und Farbendarstellung in der Anschauung gefällt.“ Als ob nicht jedes Kind wüßte, daß der Maler Bilder malt, und daß die Bilder Farben haben, Kupferstiche, Lithographien ꝛc. ausgenommen, die auch ohne Farben, wenn man nicht Schwarz und Weiß Farben nennen will, dennoch malerisch schön seyn können. Aber soll die Malerei wirklich nur Ideen darstellen? Diese dummen Ideen, die sich wie die Fliegen überall hinsetzen, wohin sie nicht gehören! Wenn Tenier einen besoffenen Bauer malt und Potter eine unanständige Kuh, was ums Himmelswillen ist denn da für eine Idee drin?

Seite 99 sagt der Verfasser: „Nicht weniger wesentlich ist im theatralischen Vortrag das erforderliche Steigen und Fallen der Töne; welcher Unterschied muß z. B. nicht in der bekannten dreimaligen Wiederholung des in Lessings Emilia Galotti von Marinelli zu sprechenden „eben die!“ herrschen. Nur wenige Schauspieler wissen dieses „Eben die“ mit dem richtig betonten Crescendo zu sprechen.“ Heil unsern Schauspielern, wenn es nur wenige sind! Das Crescendo des Tons, was Herr Bonafont hier verlangt, wäre der größte Mißverstand. Marinelli muß diese Worte decrescendo wiederholen, denn er wiederholt sie nur mechanisch, indem seine Seele sich theils mit dem Aerger über des Prinzen rauhe Worte, theils schon mit dem Geheimniß beschäftigt, was er hinter der auffahrenden Heftigkeit des Prinzen bei der Erwähnung Emiliens vermuthen muß. Der Prinz schreckt ihn an und nichts ist natürlicher, als daß er unwillkührlich und mechanisch das „Eben die“ wiederholt, worin sich eben sein Erstaunen und seine Neugier und zugleich seine Devotion ausspricht. Wenn er den Ton erhöhe, so wäre dies eine wahre Ungezogenheit gegen den Prinzen, es müßte denn seyn, daß er längst um das Geheimniß gewußt hätte und den Prinzen auf die Folter spannen wollte; aber das ist keineswegs der Fall. Marinelli ist überrascht durch das, was er erfährt, und wenn er im ersten Augenblick sich durch den Prinzen beleidigt fühlt, so wird diese Empfindung doch sogleich erstickt in der Neugier und in dem Wunsch, hinter die neue Intrigue zu kommen. Denken wir uns, Marinelli hält die erste üble Laune fest, so mag er das „Eben die“ monoton, kalt aussprechen, aber nur nicht verstärkt, denn der Höfling kann sich wohl durch seinen Fürsten beleidigt fühlen, aber er darf ihn nicht selbst beleidigen. Denken wir uns aber, was wir hier nothwendig denken müssen, daß er, an dergleichen Beleidigungen ohnehin gewohnt, weniger an diese, als an das neue Abentheuer des Prinzen denkt, in dem er nothwendig eine Rolle spielen muß, wenn er die Gunst des Prinzen festhalten will, denken wir uns ihn sogar erschrocken darüber, daß der Prinz ein Geheimniß hat, von dem er, sein eifersüchtiger Günstling nichts gewußt hat, so kann er auch jene berühmten Worte nicht mehr in einer mürrischen Mono-

tonie, er muß sie decrescendo, mechanisch gesprochen haben. Schon daß er dieselben Worte wiederholt, und sich im Augenblicke nicht auf eine Abwechslung der Rede besinnt, zeigt, daß er nur mechanisch auf die alte Frage antwortet, während er selbst innerlich voll Neugier ist, zu erfahren, was den Prinzen so bewegt. Und wie sollte er das „Eben die" crescendo aussprechen? Etwa höhnend? Oder den zudringlichen Frager abweisend? In dem crescendo müßte in jedem Fall eine Absicht liegen, und Marinelli hat keine, kann keine haben, denn er ist in diesem Falle der Ueberraschte so gut wie der Prinz, dessen Ueberraschung nur durch ihren leidenschaftlichern Ausbruch die des Höflings verdunkelt.

Auch die Sprache des Verfassers ist oft unklar. Seite 8 heißt es: „Blumen z. B. sind freie Schönheiten; schöne Menschengestalten sind anhängende Schönheiten. Erstere stellen nichts vor, leztere aber sind Gegenstände unter bestimmten Begriffen." Man merkt wohl, was der Verfasser sagen will, aber es ist höchst ungeschickt ausgedrückt. Warum sollen denn Blumen Nichts vorstellen? Sie stellen wenigstens sich selber vor. Und was stellt denn eine schöne Menschengestalt, etwa die Venus, vor? Doch wohl nichts mehr, als eben auch sich selbst? Nun ist zwar der Mensch geeigneter, als die Blume, etwas Höheres, Geistiges, eine Idee, oder wie man das Ding nennen will, ausdrücken, aber die Symbolik ist ein so weites Feld, daß darin auch alle mögliche Blumen als Ausdrücke von Ideen Platz haben, wie die Blumensprache der Orientalen beweist.

Unterscheidungen wie die Seite 31: „Die Plastik ist die Kunst der Sinnenwahrheit, die Malerei die des Sinnenscheins" wollen auch nicht Stich halten, denn die Statue ist nicht weniger Schein des Lebens wie das Bild, und die Leinwand und Farbe des Bildes nicht weniger sinnliche Wahrheit, als der Stein der Statue.

Doch wir wollen diese Einwürfe nicht zu lange fortsetzen. Der Verfasser hat oft geirrt, was jedoch nicht hindert, daß man nicht auch viele richtige, obwohl meist schon bekannte Sätze in seinem Buche finden sollte.

10) Vorlesungen zur Aesthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller. Von Dr. W. E. Weber, Professor, Direktor der Gelehrtenschule in Bremen. Hannover, Hahn, 1831.

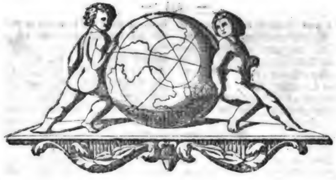
In einer kurzen Einleitung rechtfertigt der Verfasser seine Goethomanie gegen die Gegner Goethes. Er macht sich aber die Sache herrlich bequem, indem er nur von der Opposition der schwachköpfigen Pietisten und von der der überspannten Mittelalterthümler spricht, und dagegen meine Opposition, die nicht geistlich, sondern weltlich, nicht mittelalterthümlich, sondern sehr modern, nämlich die Opposition des Zeitgeists, die Opposition des neunzehnten Jahrhunderts gegen das achtzehnte ist, gänzlich ignorirt. Soll meine Rede, weil die bisherigen Gegenreden nichts verschlagen, etwa durch Stillschweigen glücklicher bekämpft werden? Oder existirt etwa meine Opposition, mein Princip, und meine Parthei nicht, weil ein Professor in Bremen sie am hellen Tage nicht sehn will?

Im Ernst, wenn es dem Verfasser darum zu thun war, seinen Glauben zu vertheidigen, warum hat er sich längst verschollene, alte, schwache Gegner gesucht und nicht die gegenwärtigen und kräftigen, die zu bekämpfen der Mühe werth ist, weil sie seinem Glauben zuverläßig am gefährlichsten sind? Nach welcher Taktik feuert ein General in die unschuldigen Windmühlen und läßt sich unterdeß von den feindlichen Batterien demontiren? Hier steht der Feind, nicht dort!

Doch es kommt auf die kleine Einleitung nicht viel an. Die Hauptsache im Buche sind zwei ausführliche Abhandlungen über Goethes Tasso und über dessen natürliche Tochter, und zwar in beiden über den Konflikt des Ideals und des Lebens, worüber denn recht hübsche, obwohl nicht gerade neue Ansichten mitgetheilt werden. Die angehängten geschichtlichen Nachweisungen über die natürliche Tochter und über die Braut von Korinth sind noch werthvoller. Den Schluß macht ein kurzes Urtheil über Schillers Tell und eine lange freundschaftliche Herzensergießung über Leopold Schefers Novellen.

11) Versuch eines ästhetischen Kommentars zum Konversationslexikon. Von B. J. E. Kulenkamp. Zweite Abtheilung. Kunst. Erfurt und Gotha, Hennings, 1831.

Der Verfasser hat die nicht unnütze Arbeit übernommen, die im Konversationslexikon zerstreuten Artikel über Kunst, die dort nur nach dem Alphabet auf einander folgen, nach ihrem Sachinhalt zu ordnen, und durch allgemeine Uebersichten mit einander zu verknüpfen. Es wäre indeß vielleicht noch mehr der Mühe werth, eine solche Arbeit mit den wissenschaftlichen Artikeln des Konversationslexikons vorzunehmen, die der Systematisirung theils mehr bedürfen, theils fähiger sind, als die ästhetischen.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 84. — 15. August 1831.

Tagespolitik.

Die Ereignisse drängen sich, kaum können ihnen die Flugschriften folgen, und die Kritik muß wieder diesen nacheilen, um nicht ganz post festum zu kommen. Zum Glück haben wir Alle dabei zu thun. Wie viel hübscher ist diese Hast und Eile der Thätigkeit, als die langweilige Ruhe früherer Jahre, wo ich bei jeder Musterung des Meßkatalogs den Refrain wiederholen mußte: „was die politische Literatur betrifft, so ist dafür abermals so viel als gar nichts geleistet worden."

Im Vergleich mit dem frühern Zeitungsmißwachs, wie üppig schießen jezt die Blätter auf, daß schon ein vollständiger Freiheitsbaum aus dem Boden hervorzuwachsen scheint, dem nur noch — der Stamm selber fehlt. Das alte Münchner Inland, dieses wahre Abbild unsrer inländischen Meinungsänderungen, hat in der deutschen Tribüne, wie man oft an den stachlichten Kaktusblättern sieht, ein noch kräftigeres, grüneres und stachlichteres Blatt getrieben; Siebenpfeiffers Rheinbayern, Spaziers Nürnberger Blätter, Lohbauers Hochwächter, das Straßburger konstitutionelle Deutschland und noch zahllose andre süddeutsche Blätter von mehr lokalem Interesse haben sich als neue Segel an das Schiff der Opposition gesezt, das sonst mit den politischen Annalen, dem Hesperus, der Neckarzeitung und wenigen andern Blättern segelte, und wenn diese leztern sonst gegen den Wind laviren oder nur mit ¼ Wind segeln konnten, so hat jezt das Schiff schon halben Wind und die Landstände zanken mit dem alten Aeolus, daß er den Wind noch mehr herumdrehen soll, und unwillig trägt dieser Wind den Lerm der parlamentarischen Schlachten in alle Welt.

Auch die Flugschriften nehmen neben den Zeitungen überhand, ein wunderliches Gemisch fliegender Blätter, von allen Farben, wie sie der Wind von der bunten Wiese deutscher Meinungen wegkehrt, schlaftrunkene Mohnblätter, doch hochroth vor Scham über den langen Schlaf; wilde Cichorienblätter, blau wie die Treue, und doch nur Zeichen eines falschen Specificums; Rittersporn-blätter, noch blauer vor Aerger, daß die Sporen nicht mitfliegen wollen; rosenfarbne Distelblüthen, wie Pfeile spitz und dünn; Sternblumenblätter, weiß und leer, die nur der Zahl nach gelten, wenn die Regierung, wie Gretchen in Faust, gern wissen möchte, ob ihr Liebhaber, das Volk, sie noch liebt; Butterblumenblätter, gelb und schwer wie Gold, die langsam nachfliegen und zu flehen scheinen; treibt, was ihr wollt, nur laßt das Geld nicht aus dem Lande fliegen ꝛc. ꝛc. Mehrere dieser Blätter haben wir vor Kurzem schon in unser kritisches Kräuterbuch eingetragen. Hier folgen noch mehrere, wie sie uns gerade ins Gesicht geflogen sind.

Digitized by Google

1) **Philosophie und Politik des Liberalismus.** Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Begründung der höchsten Interessen der Menschheit und freimüthigen Würdigung der neuesten Zeitereignisse, von Dr. Joseph Gambihler. Nürnberg, Campe, 1831. — Man ist liberal lediglich um der Nützlichkeit willen, so wie man ein guter Koch ist, um gut zu essen. Eine Philosophie der Kochkunst ist nun wohl überflüssig, und eine Philosophie des Liberalismus nicht weniger. Wenn ich einen Hammelsbraten vor mir habe, so ist es mir ganz gleichgültig, ob mir ein Philosoph erst noch beweist: Es ist etwas, es gibt ein Seyn, es gibt ein besonderes Seyn als Thier, ein besonderes Seyn des Thiers als Hammel, ein besonderes Seyn des Hammels als Hammelbraten. Das ist mir, wie gesagt, gleichgültig, ich weiß schon warum ich gern Hammelsbraten esse. Eben so mit dem Liberalismus. Was hilft es mir, daß der Philosoph mir beweist: Es ist etwas, es gibt ein Seyn, es gibt ein besonderes Seyn als organisches, selbstthätiges Seyn, ein besonderes Seyn des Organismus als vernünftiges, humanes, perfektibles Wesen ꝛc. Wozu alle diese langen Vordersätze? Wenn wir liberal sind, sind wir es für bestimmte praktische Zwecke, die vor uns liegen, und wir haben nicht Zeit, rückwärts zu blicken; wir dürfen uns damit begnügen, dem Philosophen zu sagen: Freund, es versteht sich von selbst, daß wir freie Menschen, daß wir Menschen, und daß wir überhaupt sind. — Es ist indeß einmal eine alte Sitte der Deutschen, über alles zu philosophiren, und selbst die besten Köpfe können es nicht lassen. Hat nicht auch Fichte einen unendlich gründlichen philosophischen Beweis von der Rechtmäßigkeit der französischen Revolution geführt, den kein einziger Franzose gelesen hat, obgleich die Franzosen diese Revolution gemacht haben, und zwar vorher, ehe Fichte den Beweis führte? Dennoch ist Fichtes (anonym erschienene) Schrift eine der trefflichsten, die er je geschrieben hat, und auch Gambihlers Schrift zeichnet ein edler Geist, eine warme, fromme Liebe zur Freiheit aus. Obgleich wir seine philosophische Einleitung für überflüssig erachten, billigen und empfehlen wir doch alles, was er, ins Gebiet der Erfahrung übergehend, über jede Art von Oeffentlichkeit, öffentliche Freiheit und namentlich über die Preßfreiheit sagt.

2) **Deutschlands Vergangenheit und Zukunft**, die Gefahren, welche ihm drohen, und die Mittel, denselben zu begegnen. Ein Wort der Zeit, des Friedens und der Einigung an die Regierungen und an die Nation. Von Dr. Ernst Münch. Zweite verbesserte und mit einem zweiten Sendschreiben vermehrte Auflage. Haag, in Kommission der Gebrüder Hartmann, 1831. — Der Verfasser spricht von einer französisch-liberalen Parthei in Deutschland, die, am eignen Vaterland verzweifelnd, sich lieber den Franzosen in die Arme werfen möchte, und von der natürlicherweise das Heil nicht ausgehn könne. Ferner spricht er von einer national-germanisch-liberalen Parthei, und von dieser erwartet er das Heil. Aber wo ist diese Parthei? Der Verfasser sagt Seite 49: „ihr Mittelpunkt und Stützpunkt ist Preußen.“ Ist das auch wahr? Herrscht wirklich in Preußen Deutschthum und Liberalismus, und nicht vielmehr Preußenthum und Absolutismus? Doch um den Verfasser nicht da lügen zu strafen, wo eine günstigere Auslegung zuläßig ist, nehmen wir an, er setze nur voraus, eine solche national-germanisch-liberale Parthei werde sich dann erst bilden, wenn die deutschen Regierungen und vor allem Preußen den liberalen Forderungen des Zeitgeists durch Reformen im Innern des gesammten deutschen Vaterlandes dauernde Garantien gäben. Auf solche Reformen dringt der Verfasser, und wir loben ihn sehr darum; aber wenn, wie er meint, eine so mächtige national-germanisch-liberale Parthei schon existirt, warum bleiben denn da die Reformen aus? Wir bedauern, daß den Verfasser alle seine Hoffnungen täuschen. „Rasch und vollständig“ werden keine Reformen gemacht werden, in keinem Fall „auf friedlichem Wege.“ Daher wird auch auf diesem Wege die vom Verfasser postulirte Einheit der Deutschen nicht erzielt werden. Obgleich er Seite 56 sagt: „Das deutsche Volk wird fest zusammenhalten,“ so wird es doch nicht geschehn, wenigstens nicht eher geschehn, als bis alle jezt noch feindlich getheilten Interessen in blutiger Katastrophe einander verschlungen haben. Es gilt jezt nicht, den **Frieden hoffen**, sondern **den Krieg nicht fürchten!**

3) **Osterlied für Europa.** Von Ernst Ortlepp. Leipzig, Zirges, 1831. — 4) **Pfingstgedicht für Europa.** Von demselben. Daselbst. — Hier ist in Versen, recht schönen Versen, ungefähr das nämliche gesagt, was Münch sagt.

Auferstehen! Auferstehen!
  Du auch, **Deutschland**, sollst in Erz
Ritterlich gewappnet gehen
  Als **Europas** edles Herz!
Von dem großen Osterfeste
Nimm das Gute, nimm das Beste!
  Herz ist Muth und Herz Gefühl —
  Werde nie der Franken Spiel!

Auferstehen! Auferstehen!
  Nach der alten Väter Brauch,
Majestätisch anzusehen,
  Soll ein **deutscher Kaiser** auch!
Der die Krone trägt im Glanze
Und zusammenhält das Ganze! —

Der wie Preußens König, Du,
Herz und Blick sich wandte zu!

Wir erinnern uns, daß auch in Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen ähnliche Hoffnungen auf Preußen gestellt sind. Wie kann man doch Preußen so sehr verkennen und die von Bajonetten und Kanonenläufen starrende Brustwehr Rußlands für die blumenumkränzten hesperischen Gärten der Freiheit halten?

5) **Wo ist man liberal, in Frankreich oder in Preußen?** Von C. W. K.... Berlin, Laue, 1831. — Nach dieser Schrift hätte Herr Münch doch Recht, der Hauptsitz und Stützpunkt der liberalen Parthei wäre in Preußen zu suchen. Ach es geht einem ordentlich das Herz auf, wenn man das dumme Zeug liest. Das Volk, meint der Verfasser, schämt sich noch ein bischen, liberal zu seyn, aber es muß, da kann alles nichts helfen, es ist allerhöchster Befehl. Bittet da die Stadt Perleberg, sie möchte keinen Deputirten mehr auf den Landtag schicken, es koste zu viel und nütze doch nichts. O Perleberg, du bist schön angekommen, willst keine Verfassung haben, Perleberg, und Preußen sollte liberal seyn ohne dich? Nein, Perleberg, und wenn alle Sandhügel in Brandenburg sich in Berge von Perlen verwandelten, wir geben den Ruhm nicht auf, daß wir liberaler sind, als die Franzosen. — Doch im Ernst, Autor, Sie haben sich eine unnütze Mühe gegeben. Man verlangt das nicht von Ihnen, glauben Sie mir. Die Jesuiten haben nie bewiesen, daß sie eigentlich Lutheraner seyen, zu welchem Endzweck sollten denn die Preußen beweisen wollen, daß sie eigentlich Liberale seyen? Und vollends noch liberalere Liberale, als die Franzosen? Oder glauben Sie, wenn es je zu einem Kriege käme, Preußen würde Frankreich bekämpfen, weil es ihm nicht liberal genug wäre? Am Ende käme noch Rußland hintendrein und fienge mit Preußen Krieg an, weil dieses wieder ihm nicht liberal genug wäre. Wohin würde das führen, Liebster, Sie sind nicht recht bei Trost. Beantworten Sie mir lieber die Frage, ob Preußen eine Verfassung hat, oder nicht? Sie sagen selbst, Seite 22, eine bedeutende Person habe unlängst geäußert, Preußen **habe** eine Verfassung. Das sey nun eine **Ansicht**, die von der andern Seite wieder viele Zweifel zuließe. Beinahe jeder Preuße ist ein Gelehrter, und wie denn die Gelehrten niemals einig werden können, so ist bis auf den heutigen Tag die Frage noch nicht entschieden, ob Preußen eine Verfassung hat, oder nicht. Die einen vermuthen, die andern schütteln den Kopf, diese glauben beinahe schon gefunden zu haben, jene beweisen a priori die Unmöglichkeit. So streitet man denn hin und her — ist sie? ist sie nicht? ist sie nicht? ist sie? Nun glaubt sie einer zu sehn. Da ist sie, dort ist sie, dort, da, hier, nein dort, und wie der Geist im Hamlet ist sie verschwunden, nachdem sie zweimal in stiller Mitternacht am Grabe der Gefallnen von 1813 vorübergegangen.

6) **An Könige und Völker.** Von **Eduard Duller.** Stuttgart, Hallberger, 1831. In ausgezeichnet schönen Versen beschwört der Dichter den Geist des Vaterlandes, nur daß er nicht auf Preußen, sondern vielmehr auf Bayern, selbst auf Oesterreich zu hoffen wagt, denn zwei der bedeutendsten Gedichte sind an die Könige von Bayern und Ungarn gerichtet. Unbekümmert um die jezt der deutschen, wie der ganzen europäischen Welt vorliegenden Fragen der Freiheit und des Despotismus, hat er nur Deutschland als solches im Auge, und will das bleibende Nationalinteresse nicht verrathen wissen an ein vorübergehendes Tendenzinteresse. Daher geht er sogar so weit, unsere überrheinischen Brüder, trotz ihrer gallischen Freiheit **Sklaven** zu nennen, sofern sie als Deutsche dem Fremden unterworfen sind. Er läßt den alten Rhein auftreten:

Vom Himmel schoß der Mittag glüh'nde Pfeile,
Schwer lastend lag die Schwüle auf den Saaten;
Es war, als ob ein Samum tödtend weile,
Und alle Furchen lechzten — wie nach Thaten;
Da war's, daß aus den Fluthen
Der alte Rhein empor sah, zorngeröthet,
Besorgend, daß die Gluthen,
Das Mark verdorrend und der Kraft des Guten,
Sein deutsches Land durch flammend Gift getödtet.

Ernst hat sich sein umschilftes Haupt gewendet,
Gen Westen hin, wo untergehn die Sterne,
Zu jenem Westen, der sein Volk geschändet.
Noch sieht er, was vergangen liegt und ferne;
Noch jezt in tiefen Betten
Hört er bei Nacht, wann selbst die Kön'ge schlafen,
Den Klang der alten Ketten,
Ihm ist, als säh er noch für alte Strafen
Sein jugendlich Geschlecht entmannt zu Sklaven.

Und wild im Grimm schaut er zum Nachbarlande,
Denn düstre Ahnung hält sein Herz umfangen;
Tief in den Wogen spiegelt sich die Schande,
Als dunkler Abglanz von leichtfert'gem Prangen,
„Weh euch! ihr meine Söhne!“
So ruft er aus in väterlichen Sorgen, —
„Daß euch kein Irrwahn höhne,
„Wenn ihr, von Schmach der Ohnmacht tief verborgen,
„Dorthin vertrauend fleht um schön're Morgen!“

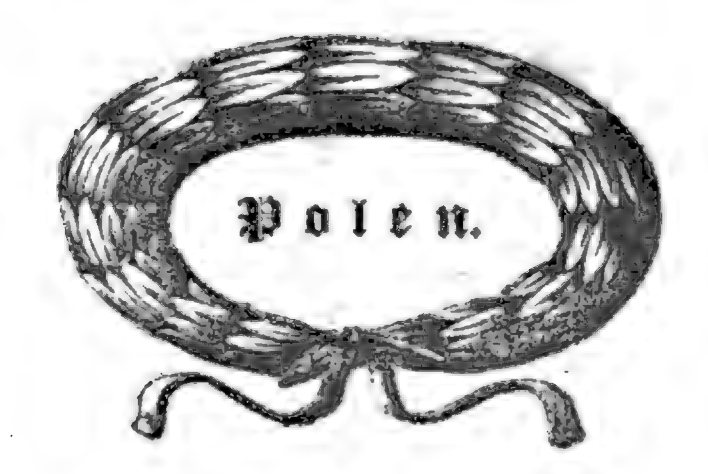
Schöne, aber für den Augenblick vergebliche Worte. Es gehört vielleicht keine zu große Prophetengabe dazu, vorauszuverkündigen, daß einst die Zeit kommen wird, in welcher kein deutschredendes Dorf mehr einem Fremden

unterthan ist, in welcher der wiedererwachte deutsche Nationalstolz alle in ihm schlummernde Schrecken gebären wird. Man kann es überhaupt als einen unumstößlichen Grundsatz feststellen, daß das Interesse der Freiheit und das der Nation nothwendig eins sind. Allein sie sind es immer erst dann, wenn ihnen Genüge geleistet ist. Ist eins dieser Interessen gefährdet, so wird es sich natürlicherweise auch einseitig geltend machen. Dies ist der Charakter aller Bürgerkriege. Wenn ein Theil der Nation nach Freiheit ringt und der andre ihn in Fesseln niederzuhalten sucht, wie sollte da das Nationalinteresse nicht dem Bruderhaß und dem fremden Helfer geopfert werden? So war es von jeher, und namentlich in Deutschland hat aus diesem Grunde der offene oder geheime Bürgerkrieg nie aufgehört, der jezt vielleicht seiner heftigsten und lezten Katastrophe entgegengeht. Darum ist jezt die Berufung ans Vaterland umsonst. Das Wuthgeschrei der Partheien und bald vielleicht der Donner der Kanonen wird die Stimme des greisen Flußgotts übertäuben, und die schönen Worte, die ihm der Dichter in den Mund legt, werden wie Thränen in seinen Fluthen verschwimmen. — Es thut uns leid, dies auch von all den schönen Worten des Vertrauens sagen zu müssen, die Duller in den übrigen Gedichten an die Fürsten und Völker richtet. Glauben, Treue, Vertrauen, Milde, Frieden, Einigkeit sind Worte, deren Erwähnung uns nur noch ein schmerzliches Lächeln abgewinnen kann. Man sollte diese süßen Worte auf die zehntausend europäischen Kanonen schreiben, aus denen Unglauben, Untreue, Mißtrauen, Grausamkeit und die Furie des Hasses bald einen millionenfachen Mord ausspeien, und in dessen Mitte die Todesgöttin Cholera den giftig schmutzigen Thron aufschlagen wird.

7) Der Völkerfrühling und seine Verkünder von Jordanus Brunow. Nürnberg, Hoffmann und Campe, 1831. Der große Jordanus Brunus, der die vindiciae contra tyrannos schrieb, wird sich noch im Grabe umkehren, wenn er hört, daß sein kleiner Namensvetter ein so dummes Buch geschrieben hat. Dieses Vetterchen sagt uns in fast biblischem Style, daß die Dreieinigkeit Börne, Heine und Weitzel in ihrer Offenbarung uns die Freiheit gebracht habe. Also wenn diese drei Wesen nie existirt hätten, so läge das arme Europa noch in Banden? Schade nur, daß vor einigen Jahren eine ähnliche Bibel erschien, worin der Dreieinigkeit, Paulus, Krug und Tzschirner gerade die nämliche Wunderthätigkeit zugeschrieben wurde. Dann gibt es noch alte Christen, die der Meinung sind, daß Schiller, Schubart, Moser, Seume, Jahn, Arndt, Görres, Oken, Fries, Rotteck, Welker, Troxler, und noch gar manche Andre genannt werden müssen, wenn von Freunden der Freiheit in Deutschland die Rede ist, zu geschweigen der vielen hundert alten und neuen Verkündiger des Völkerfrühlings in Frankreich, England, Nordamerika, Italien und Polen. Börne und Heine sind gewiß in sehr guter Gesellschaft, aber sie sind nicht allein da, und die goldnen Pfeile ihres Witzes sind wahrlich zu etwas Nützlicherem bestimmt, als in einen Kreis gelegt ihre sarkastischen Stirnen mit einem Heiligenschein zu umgeben.

8) Franz von Spaun's politisches Testament. Ein Beitrag zur Geschichte der Preßfreiheit im Allgemeinen und in besondrer Hinsicht auf Bayern. Mit des Verstorbenen Kustod, Docen, Vorbericht und Bemerkungen herausgegeben von Dr. Eisenmann. Erlangen, Palm und Encke, 1831. Herr von Spaun gehörte, wie (ceteris imparibus) Seume, Jahn, Görres ꝛc. zu den ehrenwerthen Männern, die nie aufgehört haben, sich über das Unrecht zu verwundern, obgleich das Unrecht eine so gemeine Sache ist. Man hat solche Ehrenmänner gegenüber Polizeispionen, Untersuchungskommissären und Censoren gesehn, die sich eines Lächelns über ihre ehrliche Einfalt nicht erwehren konnten. Armer Thor, schienen sie zu denken, du willst mit einem Tropfen Redlichkeit das unendliche Salzmeer der Lüge, Perfidie und Niedertracht versüßen, und dieser Tropfen selbst ist nur eine bitter bitter gesalzne Thräne. Wahrlich, es gibt Augenblicke, wo man geneigt ist, an den abscheulichen Satz der modernen Philosophie zu glauben, daß die Menschen nur dazu gemacht sind, um irgend eine Idee zu repräsentiren, wie man lange Zeit Landstände gemacht hat, um das sogenannte Volk zu repräsentiren, d. h. lächerlich zu machen. Oder was sind solche Martyrer des Rechts in rechtslosen Zeiten anders, als Repräsentanten dieses Rechts, das sie lächerlich macht, um wieder von ihnen lächerlich gemacht zu werden? Pfui, pfui, pfui! Das Recht ist ein schönes Ding, wie der Mensch, aber ehe es geboren wird, oder nachdem es gestorben ist, ist es ein unreinliches garstiges Ding, ein Phötus oder Cadaver! — Dennoch, wie die süße Hoffnung vor der Geburt eines Rechtszustandes, und selbst im Grabe des Rechts noch die Berufung auf das ewige Recht droben unter den Sternen alle Scheußlichkeiten des Unrechts überwiegt, so mag auch bei der Durchlesung dieser vom Sturm geknickten, von Insekten gestochnen, vom Schmerz gewelkten Blätter des armen Spaun sein unermüdeter Eifer für das Recht, sein unerschütterlicher Glaube an das Recht den Leser erfreuen. Ein freies Volk zerstört die Bastille, wirft einen Blick des Ekels und Entsetzens in seine Gräber, und verschüttelt dieselben schnell; aber das Andenken der Martyrer, die in diesen Gräbern lebendig begraben wurden, erfüllt dennoch das menschliche Gemüth mit Stolz. Eine Sache, die keine Martyrer findet, ist des Gelingens nicht werth, aber jede, die Martyrer gefunden, wird immer und muß zulezt gelingen.

(Der Beschluß folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 85. — 19. August 1831.

Tagespolitik.

(Beschluß.)

Ueber die polnische Sache liegen uns wieder mehrere, zum Theil sehr interessante Schriften vor:

9) Geschichte Polens unter Stanislaus August. Eine Darstellung der dreißigjährigen Anstrengungen der polnischen Nation, ihrem Vaterlande aufzuhelfen. Von Joachim Lelewel, ehem. Prof. der Geschichte in Wilna, gegenw. Mitglied der polnischen Nationalregierung. Nach der noch ungedruckten Originalschrift übersezt von A. v. Drake. Braunschweig, Vieweg, 1831. Dieses klassische Werk zeichnet sich nicht nur durch Genauigkeit und Uebersichtlichkeit der Thatsachen, sondern auch vorzüglich durch die antike Ruhe aus, in der es geschrieben ist. Man muß sich den von Patriotismus glühenden Polen, den Helden der äußersten Linken denken, um die Energie des Geistes zu bewundern, mit welcher Lelewel jede Aufwallung des Gemüths beim Niederschreiben dieses Geschichtswerks niederkämpfte, um die Pflicht des unbefangenen, des klassischen Geschichtschreibers zu erfüllen. Wenn aber die Geschichte die Seelen ergreifen soll, so hat Lelewel dies nur um so besser durch seine ruhige Darstellung erreicht, denn die Thatsachen sprechen für sich selbst, und der Geschichtschreiber braucht dem Leser nicht vorzuempfinden, um Schmerz und Zorn in ihm zu erwecken.

10) Resultate des Wiener Kongresses in Bezug auf Polen. Neu-Ruppin und Gransee, Oehmigke, 1831. Eine kleine Schrift von wenigen Bogen, welche unter mehrere später verlezten Artikeln der Wiener Traktaten von 1815 uns hauptsächlich einen ins Gedächtniß ruft, an den man bisher troz seiner Wichtigkeit am wenigsten gedacht hat, nämlich den 28sten Artikel des Wiener Traktats zwischen Preußen und Rußland (übereinstimmend mit dem 29sten des österreichisch-russischen Traktats), wornach ganz Polen, wie es vor der ersten Theilung bestand, nur von einer einzigen Zollinie umschlossen, und wenn auch nicht ein politisches, doch ein merkantilisches Ganze seyn sollte.

11) Memoiren über Polen unter russischer Herrschaft. Nach zweijährigem Aufenthalt in Warschau von Harro Harring, verabschiedetem Junker vom kais. russischen Leib-Garde-Lancier-Regiment Großfürst Konstantin. Deutschland, Selbstverlag des Verfassers, 1831. — Ich kann, um meine Redaktionsehre zu wahren, meinen geehrten Lesern die Bemerkung nicht verhehlen, daß mir bereits öfters, wenn ich Werke

über Rußland anzeigen wollte, ganze Glieder von Buchstaben unter der Presse desertirt sind. Wenn die Russen im gegenwärtigen Kriege so davongelaufen wären, wie meine Auszüge aus dem Pabelschen und einigen verwandten Werken, so wäre Polen gewiß nicht verloren, was es, wie ich hoffe, auch ohnehin nicht ist. Ich kann nun nicht davor stehn, daß mir nicht wieder einige russische Regimenter desertiren, ich will sie also lieber in ihren Kasernen eingesperrt lassen, wo sie der Leser sicher finden wird, wenn er statt dieser Blätter das angezeigte Buch selber liest. Der Großfürst Konstantin ist auch dabei. Mögen diese Bemerkungen hinreichen, das Buch als ein äußerst interessantes zu bezeichnen.

12) Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Erste Abtheilung. Von dem Augenblick, wo Polen sich für unabhängig erklärte, bis zu dem Kampfe am 31. März. Altenburg, Hofbuchdruckerei. Leipzig, in Kommission bei Engelmann, 1831. — Dies ist die Fortsetzung des trefflich geschriebnen und reichhaltigen, in demselben Verlag erschienenen Werks: Polens Schicksale seit 1763, von dem erst vor Kurzem in diesen Blättern eine empfehlende, obgleich ebenfalls etwas defekte, Anzeige stand. Die Fortsetzung ist in demselben Geist und mit demselben genauen Fleiß geschrieben. Man erhält darin eine sehr gute Uebersicht der jüngsten Begebenheiten in Polen.

13) Geschichte des polnischen Volks und seines Feldzugs im Jahre 1831. Nach öffentlichen und Privatmittheilungen von Dr. R. O. Spazier. Erstes Heft. Ansbach, Dollfuß, 1831. — Von dieser Schrift muß das Gleiche gerühmt werden, und sie hat noch den Vorzug, näher auf die Motive der Begebenheiten einzugehn. Insbesondre verdient Beachtung, was darin über die Stellung Litthauens zu Polen gesagt ist. Die Nichttheilnahme der litthauischen Armee an der Revolution in Polen, die so manchem bisher ein Räthsel gewesen ist, wird erklärt, und auf alle jezt vorhandnen Partheien in Polen ein helles Licht geworfen, indem ihre frühern Verhältnisse und Benehmungen unter Konstantin in der langen Friedenszeit näher erörtert werden.

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß uns noch keine einzige Schrift vorgekommen ist, die den Polen nicht akklamirt hätte, gewisse Artikel in gewissen Zeitungen ausgenommen. Wie viele Schriften sind nicht gegen die Julirevolution und Julidynastie, gegen die Belgier erschienen, allein obgleich Polen ohne alle Gefahr geschmäht werden dürfte und seinen Freunden nicht einmal einen Dank abtragen kann, so findet man doch seine Sache in dem Grade heilig, daß die Lästerer verstummen und die Steine reden. Eine solche magische Gewalt ist in unsrer von gänzlich demoralisirten Schriftstellern wimmelnden Zeit selten und wunderbar. Man glaubt etwas Religiöses, die Nähe eines Gottes im Weltgericht zu ahnen, und wohl mag ein frommes Gemüth mit der heiligen Schrift sagen: „Wenn eine Theurung im Lande wird oder Pestilenz oder Dürre, Brand, oder wenn sein Feind im Lande seine Thore belagert; wer dann bittet und flehet unter allerlei Menschen, so wollest Du hören vom Himmel. Du bist erschrecklich, Gott, wer kann vor Dir stehen, wenn Du zürnest? Wenn Du das Urtheil lässest hören vom Himmel, so erschrickt das Erdreich und wird still. Wenn Gott sich aufmachet, daß er helfe allen Elenden auf Erden, Sela. Wenn Menschen wider Dich wüthen, so legest Du Ehre ein, und wenn sie noch mehr wüthen, bist Du auch noch gerüstet. Gelobet und haltet dem Herrn, euerm Gott, alle die ihr um ihn her seyd und bringet Geschenke dem Schrecklichen, der den Fürsten den Muth nimmt und schrecklich ist unter den Königen auf Erden. Denn Gott ist Richter, der diesen niedriget und jenen erhöhet. Denn der Herr hat einen Becher in der Hand und mit starkem Wein voll eingeschenkt, und schenket aus demselben, aber die Gottlosen müssen alle trinken und die Hefen aussaufen."

14) Die Bourbons und Stuarts; Belgien; die drei Theilungen Polens. Drei Vorlesungen nebst einem Anhang über das Haus der Welfen und drei genealogischen Tabellen. Von Eduard Köhler. Augsburg, Hasper. Leipzig, in Kommission bei Leich. — Der Verfasser hebt diejenigen Parthieen der ältern Geschichte Frankreichs, Englands, Belgiens und Polens heraus, die mit den Begebenheiten der jüngsten Tage in Beziehung stehn, und dieselben näher erklären.

15) Nouveautés de la litterature française. Livraison 14—17. Stuttgart, Hoffmann, 1831. — Hier wird mit dem Abdruck der bedeutendsten neuern französischen Werke fortgefahren. Wir erhalten Chateaubriands schon aus allen Zeitungen bekannte Schrift de la restauration et de la monarchie élective und Victor Hugos Notre dame de Paris.

16) Der Aufstand der Belgier im September 1830. Frankfurt a. M., Brönner, 1831. — Der Verfasser hält die Thatsache fest, daß Belgiens Wohlstand durch die Revolution in hohem Grade zerrüttet worden ist, und klagt von diesem Gesichtspunkt aus die Revolution oder vielmehr ihre Urheber an. Solche Klagen werden unter ähnlichen Umständen immer hörbar werden und verdienen Achtung, obgleich es eben so abgenuzt als unpassend ist, eine Revolution, an der die ganze Nation Theil genommen, zum Werk „weniger Uebelgesinnter" machen zu wollen.

17) Don Pedro I. und Brasilien. Ein Rückblick auf das Verhältniß, in welchem beide zehn Jahre lang zu einander gestanden haben. Leipzig, Engelmann, 1831. — Ein konstitutionelles Kaiserthum, auf Heuchelei und Phrasen gebaut, durch Kriegsunglück und Finanznoth tödtlich geschwächt, von Republiken umgeben, von Halbwilden bevölkert, und einen Mann an der Spitze, der nie Mann des Volks werden konnte, weil er als Fremder keine Popularität und als geborner Erbprinz keine usurpatorische Energie besaß, — ein solches Kaiserthum konnte durch ein Paar Tausend aus Europa zusammengestohlner Vagabonden (der berüchtigte Seelenkäufer, Major Schäfer, ist unsern Lesern vielleicht von früher her noch erinnerlich) die der Stock in Prätorianer umschuf, nicht konservirt werden. Nichts ist unnatürlicher gewesen, als dieses Kaiserthum, außer etwa das Kaiserthum des Iturbide, der die Raserei begieng, es nachäffen zu wollen. Mit Recht dankt Don Pedro dem Himmel, daß er aus seiner unnatürlichen Stellung erlöst ist, und mit Recht stimmen die Brasilianer in diesen Dank ein. Nur das ist wunderlich, daß beide thun, als ob sie durch die Trennung Feinde geworden wären. Sie sollten im Gegentheil, wie kluge Eheleute, die sich scheiden, es mit aller möglichen Zuvorkommenheit thun und nach der Scheidung die besten Freunde bleiben.

18) Darstellung der jüngsten Begebenheiten im Kanton Basel. Erste Abtheilung. Basel, Schneider, 1831. — Diese sehr ausführliche Geschichte ist zugleich reichlich mit Aktenstücken belegt. Der Verfasser ist übrigens ein Basler und nimmt als solcher Parthei für seine Stadt. Wir, wenn wir ganz unpartheiisch seyn sollen, müssen sagen, daß einerseits der aristokratische Geist oft bis zur absoluten Unerträglichkeit gehn, daß aber andrerseits eine kleine Landschaft neben einer großen Stadt wohl nie von derselben unabhängig bleiben oder gar sie beherrschen kann.

19) Ueber die Folgen der neuesten Staatsreformen in der Schweiz. Eine Rede, gesprochen in der helvetischen Gesellschaft von Dr. Kasimir Pfyffer von Luzern. Zürich, Orell, Füßli und Komp., 1831. — 20) Das Volk und der Souverain, mit besonderer Rücksicht auf die schweizerischen Verhältnisse. Für Gebildete. Von J. C. Bluntschli, Doktor der Rechte. Daselbst, 1831. — Beide Schriften kommen darin überein, vor der demokratischen Zersplitterung zu warnen, und den Schweizern anzurathen, ihre Nationalkraft besser als bisher zu koncentriren, namentlich der Tagsatzung größere Gewalt über die einzelnen Kantone zu verleihen. Als Referent in der Restaurationsperiode in der Schweiz lebte, fand er oft Gelegenheit, die eine Parthei über den Sturz der sogenannten „Helvetler" d. h. der Anhänger der helvetischen Centralrepublik von 1798 triumphiren, die andre aber es ernstlich bedauern zu hören, daß man von diesem Extrem der Gleichmacherei nur zu dem Andern des buntscheckigen Wirrwarrs übergegangen sey. Hatte doch die Tagsatzung nicht Gewalt genug, den skandalösen Zollstreit zwischen Bern und Waadt zu schlichten! Nun trägt allerdings die mißverstandne Idee der Volkssouverainität sehr viel zum Siege der Föderalisten über die Unitarier in der Schweiz bei. Nicht nur jeder Kanton, in manchem Kanton glaubt auch jedes kleine Städtchen oder Dorf sein besonderes Souverainitätsrecht geltend machen zu dürfen, daher die Zersplitterung der Gewalt, die ohne Zweifel, indem sie scheinbar das Interesse des Einzelnen fördert, dem Interesse der Gesammtheit schadet. Die Wahrheiten, welche Bluntschli seinen Landsleuten sagt, sind bei der gegenwärtigen ultrademokratischen Aufregung ihm vielleicht gefährlich, um so mehr aber müssen wir seine Festigkeit loben. Er geht mit seinen Argumenten ins Detail. Er sagt z. B.: „Für das Staatswohl ist ein zweckmäßiges Forstgesetz nothwendig. Die Landsgemeinde sollte dieses aussprechen; aber die Menge will es nicht, denn keiner will sich in seiner kleinen Willkühr beschränken lassen, jeder nach Bequemlichkeit und Gefallen wirthschaften. Ob das Ganze darunter leide, oder nicht, das kümmert ihn viel weniger als sein eignes persönliches (und augenblickliches) Wohlbehagen. Die Landsgemeinde wird das Gesetz verwerfen und der Wald zu Grunde gehn."

21) Die Militair-Verfassung des deutschen Bundes zunächst in ihrer Anwendung auf das Königreich Hannover. Hannover, Hahn, 1831. Eine nicht uninteressante Partheischrift, in welcher übrigens von weit mehr Sachen die Rede ist, als blos von Militairsachen. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, wie sehr unser deutsches Verfassungswesen noch schwankt zwischen Volksrepräsentation und Ständerepräsentation. Auf die Gefahr hin, für einen Aristokraten gehalten zu werden, erklärt er sich für die Vertretung nach Ständen oder Korporationen. Allein die Gründe, die er dafür geltend macht, passen nur auf frühere Zeiten, nicht mehr auf die gegenwärtigen. Da, wo in unsern Zeiten noch ein mächtiges gesondertes Standesinteresse vorherrscht, findet es seine Vertretung auf lokale Weise durch die Deputirten großer Handelsstädte, bedeutender Fabrikgegenden, Universitäten ꝛc., ohne daß dabei die Korporation repräsentirt würde. Dasselbe geschieht jetzt in England, da die Reform, obgleich sie der gewerbtreibenden Klasse in Manchester, Birmingham ꝛc. hauptsächlich zu Gute kommt, doch keine Repräsentation dieser Klasse, sondern nur eine Repräsentation der Stadt, Land-

schaft oder Volksmenge bezweckt, wo zufällig gerade diese Klasse vorherrscht. Eben so sind wir der Meinung, daß die individuelle Freiheit weit besser auf lokale Weise, durch eine tüchtige Municipalverfassung beschirmt wird, als kastenweise durch Privilegien besonderer Korporationen. Wir stimmen vollkommen mit dem Verfasser überein, wenn er über die Aristokratie der Staatsdiener klagt, welche jetzt das Volk mehr drücke und übermüthiger behandle, als früher die Erdaristokratie des Landadels. Allein er täuscht sich sehr, wenn er in der Restauration dieses alten Adels das Mittel sucht, den Eingriffen des neuen zu begegnen. Das hieße das Rad der Zeiten vergeblich rückwärts drehen. Nein, das Mittel liegt vor uns, in der Ausdehnung der Municipalgewalt. Sie allein ist es, die als die Grundlage des modernen Repräsentativsystems demselben Festigkeit und Dauer geben kann, indem durch sie die Unabhängigkeit der Wahlen, die zweckmäßige Organisation der Nationalgarden oder Landwehren, die Sicherung und Vermehrung des Gemeindeeigenthums und lokalen Wohlstandes, kurz alles bedingt ist, was die breite Basis bildet, auf welcher die Staatspyramide bis zur Koncentration der drei konstituirten Gewalten sich aufbauen muß. Wenn in allen Republiken Amerikas, wie in der Schweiz, über den demokratischen Separatismus der Provinzen, Kantone und Gemeinden, über den Mangel an Centralgewalten, über die Schwäche der Regierung mit Recht geklagt wird, so ist dagegen umgekehrt in unsern, selbst konstitutionellen Monarchien, die Gemeinde gegenüber der Regierung viel zu abhängig, und das richtige Maaß ist noch nirgends gefunden. Wir wollen übrigens nicht läugnen, daß das Interesse einzelner, für die Gesammtheit wichtiger Stände, deren Mitglieder an Zahl und Ansehn zu schwach sind, um eine kräftige Vertretung zu finden, wenn die Wahlen blos von der Zahl der Individuen abhienge, beträchtlich vernachläßigt werden kann, und um dies zu verhüten, sollte den Korporationen und Ständen auch das Recht der Vertretung keineswegs ganz entzogen werden, nur sollte eben so wenig blos eine Vertretung nach Ständen Statt finden. Wenn die französische Nationalversammlung den der Revolution vollkommen angemessenen Grundsatz aufstellte, daß eine dreifache, zu gleichen Theilen abgemessene Vertretung 1) nach der Einwohnerzahl, 2) nach der räumlichen Größe des Landes und 3) nach dem Vermögen Statt finden solle, so dürfte dazu nur noch 4) eine Vertretung nach Ständen hinzukommen, um allen Interessen zugleich zu genügen; allein es könnten darunter auch nur solche Stände verstanden seyn, die wie der geistliche, gelehrte, Handels-, Gewerb-, und Landbauernstand eine reale, nicht blos wie der Nominaladel eine ideale Bedeutung haben.

22) Betrachtungen über die Unruhen der Zeit und ihre Ursachen. Von G. F. Krause. Gotha und Erfurt, Hennings, 1831. — Es ist merkwürdig genug, daß in dieser Schrift ein Mittel zur Beruhigung der Völker angerathen wird, was von Andern grade umgekehrt als eine Quelle der Beunruhigung bezeichnet worden ist, nämlich die freie Parzellirung der Landgüter. Im Grunde haben beide Recht. Es ist wahr, daß bei zunehmender Uebervölkerung die immer mehr sich verkleinernden Parzellen ihre Bebauer nicht mehr ernähren können, und daß daraus Armuth, Auswanderung, Unruhen entstehn. Es ist aber eben so wahr, daß da, wo die lex agraria noch nicht eingeführt ist, wo noch das Feudalsystem herrscht, wo der größte Theil des Ackerbodens nur Einem gehört, die Bevölkerung noch weit übler daran ist. Wenn die aus zu kleinen Parzellen entstehende Gefahr eine von den nothwendigen Begleiterinnen ist, welche die Freiheit und das Glück der Völker unter allen Umständen nicht ganz verlassen, so kann diese Gefahr doch durch ein wohlgeordnetes Auswanderungssystem abgewendet werden. Der Feudalismus dagegen, welcher der Mehrzahl der Bevölkerung ein freies Eigenthum entzieht und sie zu Sklaven der großen Landbesitzer erniedrigt, ist gradezu ein Hinderniß der Freiheit und des Glücks der Völker, ein Uebel, das nichts als Uebel ist und in keinen Vergleich kommt mit einem Uebel, welches aus dem Guten entspringend, demselben nur wie ein leichter Schatten folgt. Daher verdient die Lobrede, welche der Verfasser dem Parzellirungs- oder Dismembrirungssystem in Preußen hält, volle Beherzigung. Unter allen möglichen Verhältnissen kann derselbe Boden mehr freie Menschen ernähren, welche diesen Boden zu ihrem eignen Vortheil bebauen, als Sklaven, die ihn für den Herrn bebauen, und eben so ist Frieden und Ordnung das Trachten der kleinen Besitzer, während das Trachten des Sklaven, sobald er einmal aus seiner Dumpfheit erwacht, nur Rache und Anarchie ist. — Die weitere Ausdehnung des Kartoffelbaus, welche der Verfasser empfiehlt, mag für besondre Hungerzeiten wohl geeignet seyn; im Allgemeinen aber dürfte wohl, wie schon Justus Möser sagt, ein Volk von Brod- und Fleischessern einem Volk von Kartoffelessern vorzuziehn seyn.

Schließlich sollten wir noch über mehrere uns vorliegende Flugschriften, betreffend die Dresdner, Leipziger, Hamburger Unruhen, die hannöversche Verfassungsangelegenheit rc. berichten; da indeß unsre Leser einstweilen über alle diese Gegenstände schon genug in den Zeitungen zu lesen haben und die Akten noch nicht geschlossen sind, so behalten wir uns vor, in spätern Uebersichten von diesen Dingen in besserm Zusammenhange zu reden.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 86. — 22. August 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

Von Fichte.

Der Unterzeichnete beabsichtigt in diesen weit verbreiteten Blättern eine Reihe von Beurtheilungen über die bedeutendsten Erscheinungen der gegenwärtigen Philosophie niederzulegen, in welchen er zugleich eine Uebersicht ihres gegenwärtigen Zustandes zu geben gedenkt. Er hat dabei einen doppelten Zweck. — Zuerst nämlich kann man sich nicht verhehlen, daß wir jezt eigentlich gar keine Philosophie mehr besitzen, sondern nur ein Gewirr widerstreitender Systeme, die sogar in sich selbst immer weiter sich zu spalten und in vereinzelte Richtungen aus einander zu fallen in Gefahr sind. Ein fester, unangefochtener Besitzstand, der einer Wissenschaft eigentlich ihre Existenz, wie den Maaßstab ihres Fortschreitens gibt, ist in ihr gar nicht mehr vorhanden. Jeder Satz findet sicherlich irgendwo seinen Gegensatz, und statt in gemessener Untersuchung von den Gegensätzen zur Vermittlung überzugehen, verliert sich Alles in einem verworrenen Treiben ohne Wechselverständniß und Zusammenhang; und selbst der heftigere Kampf scheint nur deshalb verstummt, weil man den Andern nicht einmal so viel achtet, um seine Ansicht einer gründlichen Kunde werth zu halten.

Damit hängt noch ein anderes Uebel zusammen, das nicht minder die Folge jener Zersplitterung unserer Literatur ist, die eine jede originale Erscheinung in unendlichen Wiederholungen und Nachahmungen bis zum Absurden verzerrt. Kaum hat sich nämlich eine Schule mit einigem Nachdruck hervorgethan, so stellen die Anhänger sich ein, um durch Wiederholen, Bearbeiten, Anpreisen jedes Wort ihres Meisters wie ein tausendfaches Echo zu verbreiten. Dabei wird förmlich eine Verwaltung organisirt, um sich auch nach Außen hin die Gewalt zu sichern, man eröffnet einen Feldzug gegen die Andersdenkenden, errichtet Zeitschriften, unter sich als eine Art von wechselseitiger Lobversicherung, für die Andern zum Hohn und zum Schrecken; und jeder Arroganz und Seichtigkeit wird Vorschub geleistet, wenn sie nur in den bekannten Farben der Parthei erscheint. — Aber auch dies geht bald vorüber, denn nun kommen gar die Aenderer und Umarbeiter, für die es hinreicht, innerhalb der neu eröffneten Grundansicht irgend einen besondern Standpunkt sich auszubilden, welchen sie nun, wie wenn es wirklich etwas durchaus Neues wäre, auf das Breiteste ausführen. Solche Modifikationen der Kantischen, Jacobischen, Schellingschen Lehren haben wir fast in unzählbaren Uebergängen und Schattirungen und auch in der Hegelschen Schule beginnen sie schon deutlich hervorzubrechen. Kommt nun noch dazu, daß bei den mei-

Digitized by Google

sten dieser philosophischen Produkte troz ihrer vornehmen Gespreiztheit die innere Leere und Unsicherheit nur allzu deutlich hindurchblickt, so gibt dies Alles unserer philosophischen Literatur den Eindruck eines so beschränkten Treibens und einer so unerfreulichen Verwirrung, daß in der That die Schuld des übeln Rufes, in dem die Philosophen stehen, großen Theils mit Recht auf sie zurückfällt.

Doch verschweigen wir auch nicht die erfreulichere Seite der Sache. Es wäre ungerecht, zu verkennen, wie es gerade jezt an tüchtigen Leistungen in einzelnen Theilen der Philosophie nicht fehlt. Besonders erfreuen sich Logik, Psychologie und Aesthetik mehr als je der gründlichsten Untersuchungen und alle Zweige der Geschichte der Philosophie werden mit einem Fleiße und einer Selbstentäußerung bearbeitet, wie wohl nur der Deutsche ihrer fähig ist. Auch sonst läßt sich nicht verkennen, wie ein gemeinsamer Horizont wissenschaftlicher Grundsätze wirklich erreicht ist, wie gewisse lebendigere Ideen eine Art von Gemeingut geworden sind. Auch wird gerade jezt das Bedürfniß einer strengen Methode, der Klarheit von Anfang und bis auf den Grund mehr als je empfunden. Und wirklich hat man sich lange genug in willkührlichen Gedankenkombinationen und Begriffsexperimenten gefallen, um nicht endlich wie zur Rettung in das Gleis besonnener Wissenschaftlichkeit zurückzukehren. — Aber alle diese einzelnen Bestrebungen, wie die Männer selbst, finden weder Anerkennung noch Wirksamkeit, sobald sie sich außerhalb der herrschenden Schule bewegen.

Alle diese vereinzelten Richtungen zur gegenseitigen Orientirung und scharfen Uebersicht zu bringen, zunächst aber alles Verworrene und Unlautere daran hinwegzuthun, überhaupt ihre weitläuftigen Verhandlungen ins Enge zu ziehen, und die Gegensätze auf den einfachsten Ausdruck zurückzubringen — dies scheint uns gerade jezt so wichtig und nöthig, daß selbst der Anfang dazu — mehr dürfen wir hier nicht versprechen — kaum ohne Theilnahme bleiben kann. Das Erste in jeder Wissenschaft ist Klarheit über ihren jeweiligen Standpunkt, Uebersicht des Geleisteten. In der Wissenschaft, die am besonnesten vorwärts schreiten sollte, ist davon am wenigsten die Rede, und selbst die gewöhnlichen Kritiken vermehren nur diese Verwirrung, indem sie entweder blos berichtend Meinung an Meinung häufen, oder billigend wie tadelnd nur Behauptung gegen Behauptung stellen. Sogar für äußere Vollständigkeit, für Plan und Uebersicht des Gleichartigen geschieht nichts in diesem Theile der Literatur.

Deshalb laßt uns einmal den entgegengesezten Weg einschlagen, und im Vertrauen auf die Macht der Wissenschaft, die in ihrem Fortgange den Kampf der Gegensätze noch immer gelöst hat, auch jezt unverdrossen das Ziel der Einheit im Auge behalten. Vielleicht daß der scheinbar endlose Streit in wenige Hauptfragen sich entwirrt, wenn wir nirgends beim Widerspruch als solchen stehen bleiben, sondern ihn nur betrachten, als einen weit zu vermittelnden Gegensatz, der irgendwo in ein größeres Ganze aufgenommen und damit gelöst wird.

Aber wir selbst beabsichtigen zugleich an unserm Theile einen neuen Fortschritt in der Philosophie herbeizuführen, — und es muß erlaubt seyn, wenigstens dann von seinen Vorsätzen zu reden, wenn die Ankündigung derselben ihre Ausführung bedingt. Und hierzu ist die bezeichnete Weise der Kritik sogar ein nothwendiges Erforderniß. Irgendwo muß nämlich das Gesammtresultat des bisherigen Philosophirens ausgesprochen werden, das sich sonst in den einzelnen Richtungen verliert, und eigentlich nirgends zum Bewußtseyn kommt, denn hier. Und wenn man gesagt hat, daß die Geschichte der Philosophie eigentlich die wahre Philosophie sey, so hat dies nur in sofern Sinn, als in jener das bisherige Ergebniß und die jeweilige Höhe derselben ausgesprochen werden kann. Und so ist eine solche Kritik oder Geschichte der Philosophie selbst kein äußerliches und zufälliges Thun, sondern eine nothwendige Leistung der Spekulation selbst, die sich aus ihren isolirten Richtungen darin wieder zusammen faßt und das Vereinzelte zu einem neuen Ganzen und zu höhern Combinationen erhebt. Es ist die lezte Rechnung, welche die Philosophie mit sich abschließt, eine Epoche vollendend und damit fortschreitend zu einer neuen. — Aber auch das neue System, falls von einem solchen die Rede ist, kann nur also den Beweis seiner Nothwendigkeit führen. Aus der Einsicht in die bisherigen Mängel erwächst ihm die eigene Aufgabe; und es rechtfertigt dadurch seine Existenz, daß es gerade für seine Zeit und im Zusammenhange seiner Bildung als ein nothwendiges sich geltend zu machen weiß. Denn um gleich hier die gewöhnlichen Ansichten darüber zu berichtigen: — Obgleich ein eigentlicher Fortschritt in der Philosophie nur durch umfassendes Umarbeiten derselben von vorn an — durch ein neues System mit Einem Worte möglich ist: so braucht sich dies doch nicht, nach dem gewöhnlichen Mißverstande der Philosophen wie Layen, etwa darum zugleich als das noch nie gefundene Ursystem der Philosophie anzukündigen, bei welchem es für immer sein Bewenden haben sollte, oder wie sonst noch die üblichen Großsprechereien lauten mögen; — vielmehr bewährt und erhält es gerade dadurch sein Recht, daß es als die höchste Form der Philosophie erscheint, die für jezt möglich ist, daß es alle bisher einzeln entwickelten Seiten der Wissenschaft in sich zusammenfaßt. — Deshalb aber ist, um sogleich auch den entgegengesezten Irrthum zu bezeichnen, jene Urphilosophie nicht etwa nur ein leeres „Ideal,“

nach welchem, wie nach dem Unerreichbaren, man ewig nur strebt in den einzelnen Denksystemen, sondern sie ist recht eigentlich das Allgegenwärtige in ihnen. Sie stellt sich dar in der Form von Gegensätzen; aber sie selbst ist es, welche diese aus ihrer äußerlichen Vereinzelung immer wieder zur Einheit zurückzuführen versteht. Und wie uns schon in den Gebilden der Natur diese Mannichfaltigkeit der Einheit mit Bewunderung erfüllt, so wird hier in der Sphäre des Geistes, im Gebiete der Spekulation, in der Freiheit und Nothwendigkeit sich am Tiefsten durchdringen, jene Mannichfaltigkeit zu den kühnsten und abweichendsten Gestalten sich steigern, ohne daß sie aufhörten, das Bild der Einen Urwahrheit von immer neuen Seiten in sich auszuprägen. Und wie die geistreichsten Zoologen der neuern Zeit durch Erfahrung und Analogie selbst geleitet in den einzelnen Thiergestalten sich der Idee eines Urthiers, eines Thierideals gleichsam, nicht entschlagen konnten, das in den einzelnen Gattungen nur auf verschiedenen Stufen seiner Vollendung hervortritt; eben so sind die einzelnen Systeme die Urphilosophie selbst, aber nach verschiedenen Richtungen ihrer Entwicklung, und wie in der Welt äußerer Organisation das Vorwalten eines einzelnen Organs immer durch einen Mangel in andern Theilen gebüßt wird, so läßt sich ein Analoges auch von den Denksystemen behaupten. Eine gewisse Einseitigkeit ist sogar unvermeidlich in jeder tüchtigen Leistung; sie liegt schon im Eigenthümlichen der eingeschlagenen Bahn. Deshalb geht aber die Wahrheit über jede ihrer Erscheinungen im Individuum hinaus, ja dies muß, vollbewußt seines Rechtes, doch dem höchsten, absoluten Rechte sich beugen, das jene an ihm ausübt. —

Unseres Erachtens macht sich nun in dem gegenwärtigen Philosophiren wesentlich eine dreifache Richtung geltend. Die erste wollen wir kurz die konstruirende nennen, welche als Aufgabe der Philosophie bezeichnet, das Ansich Gottes und der Dinge zu erkennen, durch Denken, durch dialektischen Proceß das innerste Wesen Gottes und der Welt zu erkennen meint, und darin ein absolutes Wissen erreicht zu haben behauptet. Die zweite möge die reflektirende heißen, welche das Wesen der Philosophie im Allgemeinsten in die Selbsterkenntniß sezt, damit aber ihre Probleme nur aus dieser Quelle, nur vom menschlichen, nicht vom absoluten Standpunkte lösbar findet. — Als die dritte Richtung bezeichnen wir die mystische, die, wiewohl im Einzelnen, nicht ohne Berührungspunkte mit jenen beiden, sich darin doch wesentlich abscheidet, daß nach ihr die Urwahrheit nur aus Gott, durch ursprüngliche Offenbarung dem Menschen zugekommen ist, und auch jezt weder durch Dialektik noch Reflexion, sondern allein durch Zurückgehen auf jene Uroffenbarung ihm wieder zugänglich werden kann.

Diese drei divergirenden Grundansichten, die wie Hauptströme alle untergeordneten Gewässer in sich aufnehmen und in entgegengesezter Richtung mit sich fortziehen, sollen hier in ihrer hervorstechendsten Erscheinung, in ihren klassischen Autoren, an sich selbst, wie in ihrem Verhältnisse zu einander charakterisirt werden, nicht sowohl um dadurch eine blos historische Kenntniß derselben zu fördern, als vielmehr, um aus ihrer Combination eine neue Gesammtentwicklung der Philosophie hervorgehen zu lassen.

I.

Die konstruirenden Philosophen.

Hegel.

Nachdem in der Epoche der Naturphilosophen Phantasie und Tiefsinn, Spekulation und Willkühr mannichfach und oft seltsam in einander gewirkt, mußte zunächst im Gegensatze damit die Methode, die strenge Form Bedürfniß werden. Und dies erwirbt Hegeln seine Bedeutung. In ihm hat sich die abstrakte Dialektik nicht nur zur höchsten Virtuosität gesteigert, er hat sie sogar zum eigentlichen Inhalt, zum bewegenden Pulse der Welt gemacht. Sein Gott ist die absolute Weltdialektik, deren Proceß seine Philosophie eben zu vollständigem Bewußtseyn erhebt. — Aber auch für diese methodische Seite bedurfte es eines Vorgängers, für welchen wir Fichte halten *). So wie nämlich dieser in der ersten Gestalt seines Systems das gesammte Bewußtseyn in all seinen Stufen und Entwicklungen, ohne einen Inhalt dabei nöthig zu haben oder zuzulassen, lediglich aus dem Setzen, Gegensetzen und Gleichsetzen das Ich herleitete, dadurch aber den Kern eines Realen, im Bewußtseyn sich Offenbarenden völlig in die Form verflüchtigte; eben also und nach ganz gleichem Schematismus hat Hegel diese Entleerung und Inhaltverflüchtigung für die gesammte Objektivität versucht. Das Universum in seiner unendlichen Fülle ist ihm nichts mehr als der ewig zwischen der Einheit, dem Gegensatze mit sich und dem Zurücknehmen desselben sich hin und herbewegende Gott, und dieser abstrakte Urproceß, wie er mehr oder minder entfaltet alles Einzelne aus sich hervorbildet, ist zugleich der Anfang und das Ende aller Dinge, und hierin ihr höchstes Geheimniß ausgesprochen. So erscheint sein System freilich nur als die Ergänzung der frühern identistischen Gestalt in Fichte; beide aber theilen den Erbfehler aller konstruirenden Philosophie, daß sie mit der Form das Wesen, die Sache selbst erkannt zu haben mei-

---

*) Des Verfassers Vater.

Anm. der Redaktion.

nen. Und dieser Grundirrthum, das abstrakte Denken dennoch für das Erkennen (Gottes und der Welt) zu halten, dieser Aberglaube an das Formale, als den eigentlichen Kern und das Wesen ist das Unterscheidungszeichen dieser ganzen Klasse der Philosophen, welches uns auch noch in anderer Gestalt begegnen wird.

Den innern Schematismus und die Eintheilung des Hegelschen Systems hier näher auszuführen, scheint in jedem Betracht überflüssig; dies ist von Anhängern wie von Gegnern bis zum Ueberdrusse geschehen. Wesentlicher ist es, sein Resultat, wie man es nennt, die Weltansicht, zu der es bildet, aus der scholastischen Umhüllung hervorzuheben. Aber auch hier ist Methode und Inhalt so tief in einander verschlungen, daß dieser nicht ohne jene, und umgekehrt, verstanden werden kann. — Gott vollzieht nämlich vorbildlich in der Welt denselben Proceß, den nachbildlich die Philosophie durch Dialektik zum Bewußtseyn bringt. Gleichwie daher das System seinen Weg durch die logischen Formen und die Natur bis zum Begriffe des absoluten Geistes, als den höchsten und schließenden, verfolgt; so ist es auch der Urproceß Gottes in der Welt, sich zum absoluten Geist zu machen, — oder sich zu Selbstbewußtseyn zu bringen. Natur und Geist ist selbst nur der Gott, wie er nach Bewußtseyn ringt, — in der Natur zunächst in sich verdunkelt und von sich abgefallen, auf den verschiedenen Stufen des Geistes (im Menschen) aber allmählich zu sich selbst sich erhebend. — So ist denn das Denken und Bewußtseyn, daß wir Alle kennen und sind — keineswegs blos das unsere, menschliche, einem göttlichen gegenüber; sondern beide fallen zusammen: in unserm Bewußtseyn bringt Gott das seinige unendlich hervor. Der Gipfel dieses Processes ist aber, wo das Allgemeine (Gott) völlig eingeht in das Einzelne (das endliche Ich); wo das Einzelne sonach sich als Eins weiß mit dem Allgemeinen, d. h. wo Gott zuerst Sich erfaßt in individuell menschlichem Bewußtseyn. Dies ist in Christo geschehen: in ihm hat Gott zuerst Ich zu sich gesagt. Und was in Christo zuerst zum Bewußtseyn hindurchgebrochen, wiederholt sich durch ihn und breitet sich aus in seiner Gemeine, welche das Selbstbewußtseyn Gottes im Menschen (die Gott-Menschheit), der gegenwärtige, selbstbewußt wirkliche Gott ist; — hier zunächst freilich noch in der Form der Unmittelbarkeit, indem erst in der Philosophie dies Verhältniß sich völlig befreit und begreifend durchdringt. Denn die Philosophie ist der Begriff und das Selbstverständniß der Religion.

Daraus ergibt sich denn zugleich, warum das kirchliche Dogma der Dreieinigkeit hier so große Bedeutung gefunden; es enthält nämlich, in den Sinn des Systemes umgesezt, den eigentlichen Mittelpunkt und höchsten Aufschluß der ganzen Lehre. Es soll bezeichnen den ewigen Proceß Gottes, sich aus der Allgemeinheit in einzelnes Bewußtseyn überzusetzen (Vater und Sohn), daraus aber (im Momente des Geistes) sich wieder zurückzunehmen in die Identität mit sich selbst; — das freie Spiel des Weltgeistes, in unendlich individuellen Geistgestalten sich zu erkennen, damit aber sie wieder abzustreifen; unendliche Individuationen schaffend wie zerstörend, immer neu und doch derselbe in ihnen zu bleiben.

So drängt sich denn die Grundidee des Systems in unermeßlicher Klarheit folgender Gestalt hervor: Das Universum in seinen unendlichen Gegensätzen und Gebilden stellt die Geburtsarbeit Gottes dar, durch die Natur hindurch sich zum Geiste zu machen, und darin endlich sein Selbstbewußtseyn zu finden. Alle Naturstufen sind nur die unreife, dämmernde Vorbereitung dazu, so wie die einfachen Geister der Weltgeschichte, von den einzelnen Völkern bis zu den Individualitäten der Stämme, Familien und Personen herab, nur die vorüberschwindenden Phasen sind, durch welche die Arbeit des Weltgeistes, zu sich selbst zu kommen, verläuft. So ist denn die unmittelbare Wirklichkeit dieses Geistes in der Geschichte recht eigentlich die Gegenwart Gottes; es ist die jeweilige höchste Stufe seiner Bearbeitung, daher denn auch ganz folgerecht, was vernünftig (göttlich) ist, als wirklich, und was wirklich, als vernünftig bezeichnet worden. — Die höchste Stufe und das lezte Ziel des absoluten Geistes, dem sich Alles wie seinem Gipfel zu beweget, ist aber die Philosophie; erst in dieser ist Gott vollkommen bei sich selbst, weil er in ihr sich als Eins weiß und zusammenfaßt aus all seinen einzelnen Gegensätzen und Vorgestaltungen.

Und so bringt es die Hegelsche Lehre, wenn sie Anfangs mit der tiefsten Mystik sich durchdringen zu wollen schien, und sonst auch in ihren Ausdrücken und Wendungen sich zu ergehen liebt, doch am Ende nur zur absoluten Entleerung und Verseichtigung derselben. Die Sehnsucht, die uns treibt, aus dem Eiteln der Welt in der erlösenden Einheit mit Gott eigene Einheit und Ruhe zu finden, — was in allen Gestalten als das Höchste wie Geheimnißvollste, als Wurzel aller Religion im Menschen sich kundbar macht, — ist hier in das kahle dialektische Theorem verkehrt, daß Gott als abstrakt Allgemeines sich in den Moment einzelnen Bewußtseyns hinübersetze, daß er in unserm Bewußtseyn von ihm erst das seinige finde; und als leztes Ziel alles Daseyns bleibt auch hier wieder der wohlbekannte Proceß unendlichen Setzens und Aufhebens übrig, welchen man hiernach füglich den der unendlichen Langenweile nennen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, — N°. 87. — 26. August 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

Von Fichte.

(Fortsetzung.)

Nicht um des *Menschen willen* geschieht nämlich jene Einkehr Gottes in uns, sondern um *sein selbst willen* thut es Gott, um den Proceß seines Selbstbewußtseyns in Gang zu erhalten, — oder vielmehr, da im Absoluten der Begriff eines Zwecks oder Zieles ganz erlischt, er gebt eben schlechthin auf in diesem selbsterkennenden Setzen und Aufheben individueller Geister. Hiermit ist das höchste Geheimniß alles Daseyns, die Tiefe der Gottheit enthüllt, und es wäre ein gänzlicher Mangel an philosophischem Bewußtseyn, nach solchen Aufschlüssen noch ferner irgend ein Verborgenes oder Geheimnißvolles in den Dingen ahnen zu wollen.

Dadurch gibt sich aber eben die Leere und Einseitigkeit des abstrakten Philosophirens recht deutlich zu Tage. Daß es seiner Seits nichts mehr vermag, als in solchen dürftigen Begriffen zu enden, sehen wir vollkommen ein. Es will völlig aufs Reine kommen mit Gott und der Welt, und sollte es alle Höhen des Lebens platt treten: kein Räthsel, kein Geheimniß darf übrig bleiben, sonst wäre die Philosophie in seinem Sinne nicht vollendet, ja sie existirte nicht einmal. So lieb ihr also ihre Existenz ist, muß sie wenigstens das thun, was sie kann: aber nur also kann sie das Unergründliche ihrer Aufgabe bewältigen, daß sie die Form zum Ersten und Lezten, und eigentlich Siegreichen macht, und so darf auch der tiefste und reichste Gedanke aller Spekulation, daß das göttliche Selbstbewußtseyn die Wurzel und der Grund aller Dinge sey, um ihr faßlich zu werden, nur die kahle Bedeutung übrig behalten, die wir so eben nachgewiesen. Warum soll doch aber, da mit Abstraktionen überall nichts Höheres zu erreichen steht, wie wir zugeben, es bei ihnen, als zugleich der höchsten *Wahrheit* sein Bewenden haben? Warum soll Euer abstrakter Begriff Gottes, in sich freilich vollendet, das höchste und innerste *Erkennen* seines Wesens seyn? Freilich sagt *Hegel* irgendwo: das unmittelbare Bewußtseyn, Vorstellung und Gefühl, gleiche der Menschensprache zur Bezeichnung der Dinge; der Begriff dagegen sey die Sprache der Götter, der allein sie in ihrer Wahrheit darstelle, wie sie an sich und in Gott seyen. Doch müssen wir vielmehr diesen Gegensatz für einen ganz willkührlichen und erdichteten erklären, und sehen darin nur einen spekulativen *Begriffsaberglauben*, dessen Götze um Nichts wahrer ist, als die andern aberglaubigen Gebilde auch. Es gibt einen Anthropomorphismus des abstrakten Denkens, wie einen der Phantasie oder des Gefühls, nur mit dem Unterschiede, daß jener

Digitized by Google

unerfreulicher, ja innerlich unwahrer ist, als dieser! Freilich bedarf es für den Beweis der durchgängigen Einseitigkeit des Begriffes einer gegenseitigen Gränzberichtigung aller Momente des Erkennens, wie sie gründlich nur in einer neuen Durchbildung der Philosophie gewonnen werden kann. Doch wird sich zeigen, wie gerade darin zunächst die Hegelsche Lehre ihre Krisis und Widerlegung findet.

Um aber hier nur noch ihrer Resultate zu gedenken, so endet sie auch in anderer Beziehung höchst charakteristisch in einer Art von politischen Quietismus, der freilich Manchem ganz brauchbar und zweckmäßig erschienen ist. Die wirkliche Welt ist ohne Rückhalt der gegenwärtige Gott, und so bleibt es denn hiernach eben die höchste Weisheit und Tugend, absolut zufrieden zu seyn mit ihr, wie schlecht es auch im Einzelnen um sie stehe. Muß doch Gott selbst mit ihr zufrieden seyn, da es ihm noch nicht gelungen, eine höhere Gestalt derselben aus sich hervorzuarbeiten: — fürwahr das kräftigste Argument, um jeden Mißmuth und weltverbessernden Enthusiasmus niederzuschlagen! Da übrigens der Staat die höchste reale Gestaltung der absoluten Vernunft, so wie die Philosophie die höchste ideale ist; so sind auch die Staats- und Bürgerpflichten der höchste Ausdruck menschlicher Sittlichkeit, und äußerlich unbescholten und in tadelloser Gesetzlichkeit dahinzuleben, die vernunftgemäße Vollendung unseres Daseyns. Man sieht, wie troß dem Versenken in die Tiefe der göttlichen Dreieinigkeit das Ganze dennoch in den kahlen Ebenen gewöhnlicher Spießbürgerlichkeit und Philisterei sich verflacht.

Manche Lehren sind schon dadurch widerlegt, daß man ihr eigentliches Ergebniß aus ihnen hervorarbeitet; und wenn die Hegelsche einen Theil ihrer imponirenden Wirkung der scholastischen Unverständlichkeit verdankt, in welcher sie bisher sich erhalten, so wird sie gerade dadurch ihre Bedeutung verlieren, daß man sie durchaus versteht in ihrer Stärke und Schwäche, daß man ihren dialektischen Kalkül vollkommen ihr nachzurechnen vermag. Es geht mit solchen Geisteserzeugnissen, deren Bedeutung nicht in einer tiefen, unendlichen Wahrheit lieget, sondern im geduldigen Durchführen einer Methode, eines stätigen Einerlei im Vielfachen, fast wie mit Charaden oder Werken von verborgen künstlichem Mechanismus. Sie beschäftigen nur so lange, als man das Wort des Räthsels nicht gefunden, kann man sie nachmachen, so ist das Interesse daran vorüber. — Und so sagen wir voraus, ohne Furcht, als falsche Propheten erfunden zu werden, daß die Wirkung jenes Systemes auf die allgemeine philosophische Bildung schneller und spurloser verschwinden wird, als irgend eine der vorhergehenden. Denn es ist nicht ein neues und tiefes, zu vielfacher Entwicklung anregendes Princip darin niedergelegt, wie in der Kantischen und in der Naturphilosophie, sondern eine einzelne Richtung, die dialektische, ist in ihr zu einer Einseitigkeit und Verknöcherung gediehen, die von dieser Seite her kaum eine weitere Entwicklung zuläßt. Deshalb hat es auch Anhänger und Nachahmer in großer Zahl, doch wenig fortwirkende Jünger gefunden, um statt den Blick zu befreien, hat es die Geister verknechtet. Das Uebermaß einer abstrusen Terminologie macht es eben geläufig und bequem, ohne eigenen Geist fortzurechnen mit jenen Formeln, und das Trivialste in allerlei Ausspinnungen aufgerissener philosophischer Schlagwörter zu verkleiden. Bis zu welchem trocknen Aberwitze es darin Manche gebracht haben, liegt am Tage, was wir dem Urheber an sich nicht zur Schuld anrechnen, wohl aber als ein Zeichen betrachten dürfen, daß in seiner Philosophie ein ausgebildetes höchstes Extrem, keineswegs ein lebendiger Keim universaler Entfaltung niedergelegt ist.

Wollen wir daher etwa noch von seiner Schule reden, so bedarf es deshalb höchstens nur einer literarischen, kaum einer wissenschaftlichen Charakteristik. Am entschiedensten tritt nämlich an ihr die polemisch-reformirende Tendenz hervor, das Abzeichen jeder Schule, wenn sie sich zur Parthei, zur Sekte konstituirt hat. Auch sie ist beflissen, ausschliessend und in lezter Instanz überall zu entscheiden, was wahr ist und gut und schön, und ihre aufdringlichen Belehrungen erinnern unwillkührlich an die frühere Zeit des Berliner Nicolaismus, der durch die deutsche Bibliothek sein Licht nicht minder emsig zu verbreiten wußte, in gleicher Verblendung wie diese, wähnend, Jedermann achte auf sein Wort und richte sich nach ihm. Dabei hat diese Berlinerei damals wie jezt noch das Charakteristische, daß sie selbst sich auf dem Gipfel des Zeitalters dünkt, die andern Zustände um sich her aber nur als in mühsamer Entwicklung zu sich hin begriffen ansieht.

Uebrigens läßt sich wissenschaftlich betrachtet die Kritik dieses gesammten Standpunktes auf einen sehr einfachen Ausdruck zurückbringen. Für Hegel ist Denken und Seyn das absolut Identische. Jenes, aus seinen einfachsten Gedankenbestimmungen immer reicher sich gliedernd, ist darin zugleich auch das Erkennen des Ewigen, des göttlichen Urprocesses der Welt, und die innere subjektive Thätigkeit enthüllt eben damit, weil sie denkend ist, das Wesen der Dinge, ja, sie ist das Bewußtseyn Gottes von sich selbst, und ihre Denkbestimmungen sind die ewigen Urformen, in deren Angeln die Welt sich bewegt. — Aber diese Einheit von Denken und Seyn, mit welcher das System steht oder fällt, bleibt selbst in ihm nur ein Behauptetes, keineswegs Erwiesenes. Wenn wir sie von vorn herein abläugnen, so kann uns die Lehre aus sich selbst Nichts entgegensetzen; sie existirt nur im Umkreis jener Voraussetzung, sie müßte

dazu ihn verlassen, d. h. vorläufig sich aufgeben, um außerhalb desselben einen neuen Anfangspunkt sich zu suchen. — Woher doch aber das Recht jener seltsamen Brodverwandlung Deines Denkens in das Seyn des Ewigen, woher die ganz willkührliche Voraussetzung in Deinen logischen und sonstigen Abstraktionen, das innerste Wesen Gottes, Gott an sich selbst erkannt zu haben? Du ordnest mit Tiefsinn die ursprünglichsten Gedanken unseres Geistes zu wissenschaftlicher Harmonie, und dies ist Dein großes und unbestreitbares Verdienst; aber ein Anderes thust, ein Anderes meinst Du zu thun! Willst Du dagegen, wie billig, von dem Beweise jener Einheit anfangen, so mußt Du die Beschränkung sofort durchbrechen, in welche Du ebenso willkührlich als unglücklich Dich gebannt, und da ein solcher Anfang ein verschobenes Resultat zur unabweislichen Folge hat, so kannst Du sicher seyn, mit dem neuen Anfang auch einer völligen Umgestaltung desselben entgegen zu gehen. — Was also im Einzelnen auch gegen Hegel eingewendet werden muß; zunächst wird sein ganzer Standpunkt von Grund aus zerstört: jener vermeintlich absolute Anfang des Systems, jener ganze dialektische Apparat, der sich am Ende, man weiß nicht wie, in spekulative Theologie verwandelt, — alles Dies liegt selbst noch inmitten einer Menge von Fragen und Voruntersuchungen, die erst beseitigt werden müssen, ehe nur das Recht erwächst, in jenen zunächst blos als subjektiv anzusprechenden Denkformen Grundbestimmungen der Objektivität zu sehen.

Und indirekt legt Hegel selbst Zeugniß ab für diese Beschaffenheit der Sache. Mit jeder neuen Ausgabe seiner Encyklopädie werden der vorläufigen Assertionen, der einleitenden Betrachtungen immer mehr, die er sonst frei und kühn als durchaus unwissenschaftlich verschmähte. Er selbst beginnt zu ahnen, daß mit seinem absoluten Anfang vom Seyn = Nichts im Sinne, den er ihm unterlegt, eben Nichts anzufangen ist. Und wer von seinen Schülern sich nur einige Selbstständigkeit errungen hat, sucht nicht minder von hier aus die Lehre zu stützen. Am deutlichsten hat dies G. A. Gabler zum Bewußtseyn gebracht, den wir überhaupt für den vorzüglichsten jener Schule halten, indem er es nöthig fand, durch eine Kritik des Bewußtseyns vorerst hinzuleiten auf jenen Standpunkt absoluter Wissenschaft: (Lehrbuch der philosophischen Propädeutik, als Einleitung zur Wissenschaft. Thl. I. Erlangen 1827.) Ja noch kürzlich hat sogar der treue, vielgelobte Mußmann, ein Jünger, der am Busen des Meisters gelegen, darauf hin dem Hegelschen System alle Evidenz abgesprochen, und seiner Seits die Verheißung einer höhern, übertreffenden Umgestaltung desselben erregt: (Grundriß der allgemeinen Geschichte der christlichen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die christliche Theologie, Halle bei Ruf, 1830. S. 234 ff. 238 und 39.) Bleibt nun erstgenannter Versuch ungenügend, eben weil er die Richtigkeit der Lehre an sich überall voraussetzend blos durch äußerliche Vorbereitungen eine populare Brücke zu derselben schlagen will; muß das zweite Versprechen, wie billig, abgewartet werden: — (wozu übrigens die Schrift selbst, in der es sich ankündigt, keine bedeutende Hoffnung erregt, welche in ihrem historischen, wie spekulativen Elemente gleich oberflächlich, einstweilen noch wenig selbstständigen Geistes und energischer Ideenfülle im Urheber blicken läßt), — so bewähren doch jene innern wie äußern Merkmale deutlich genug, daß hier ein Extrem, ein einseitig Leztes erreicht ist, von dem wieder umgewendet werden muß, um sich freier und tiefer von Neuem zu orientiren. Kurz nach allen versuchten Inklinationen und Deklinationen spekulativer Systeme muß man jezt vorerst wieder auf den ehrlichen Weg Kants zurückkommen, der von der Frage nach der Möglichkeit spekulativen Erkennens ausgehend, im Bewußtseyn den leitenden Einschritt desselben entdeckte, mag auch seine darauf gebaute Theorie als völlig falsch sich erweisen.

J. J. Wagner, Chr. H. Weiße u. s. w.

Die charakterisirte philosophische Bildungsepoche naht augenscheinlich ihrem Ende, es ist daher Zeit, alle ihre Formen um sich zu versammeln. Wir gedenken daher sogleich hier einer andern Gestalt jener absolut konstruirenden Philosophie, die sich weniger energisch kund gegeben. Wir meinen

J. J. Wagners Organon der menschlichen Erkenntniß. (Erlangen, Palm, 1830.)

das sich als den lezten reichsten Ertrag aller Untersuchungen des Verfassers ankündigt. — Das absolute Weltgesetz ist nach Wagner bekanntlich das tetradische, das ewige Wesen (das Einfache) tritt durch Gegensatz und Vermittlung in die Form (das unendlich Mannichfache) hinaus. Umgekehrt aber läuft die Form (die endlichen Dinge) durch Lösung der Vermittlung und Erlöschen aller Gegensätze in das einfache Wesen wieder zurück, — in welchen beiden Sätzen nach Wagner die Geschichte alles Lebens und das Urgesetz für alles analytische wie synthetische Bilden des Geistes gegeben ist. Die ganze Welt vom Einfachsten bis zum Komplicirtesten ist nichts Anderes, als jenes unendliche Fluktuiren zwischen der ewigen Vierzahl, das Heraustreiben des Wesens in die Form, schwebend zwischen Gegensatz und Vermittlung, wo jeder derselben allmählich verlöscht, um immer einen neuen

aus sich zu erzeugen, wie im wogenden Meere ununterscheidbar Welle in Welle sich drängt. Hiernach werden denn auch alle Begriffe, Anschauungen, Dinge vierfach geordnet, oft sinnreich, oft willkührlich, und dies ist hier ihre philosophische Konstruktion. — Da ist denn das Grundgebrechen dieses ganzen Philosophirens wieder aufs Deutlichste zu Tage gefördert. Seine Kunst besteht auch hier in jenem formalen Entleerungsprocesse, im Verflüchtigen und Abstumpfen des unendlich Unterschiedlichen, um sein Allgemeines sich zu retten; und weil das abstrakte Denken, wie zuzugeben, nichts Anderes vermag, so soll auch in den Dingen die hohle Form ihr Wesen, das unergründlich Individuelle dagegen das Nichtige und Scheinende seyn. So wird denn auch in diesem Werke überall geltend gemacht, daß lediglich in der Form der Grund liege von der Vielheit der Dinge, wodurch der Gedanke einer ewigen und substantiellen Individuation völlig ausgetilgt ist. Das Individuelle ist allen diesen Systemen ein durchaus Endliches, Ungöttliches, Abgefallenes; denn es ist irreducibel für die philosophische Konstruktion, und deshalb ihnen tief verhaßt. — So ist auch Gott als Ewiges, keine ewige Persönlichkeit, sondern der starre Abgrund entstehender und verschwindender Gegensätze, so daß Hegel, in diesem Punkte ganz konsequent, die Individualität Gottes sogar in das endliche Bewußtseyn, in die Gottmenschheit, hat flüchten müssen.

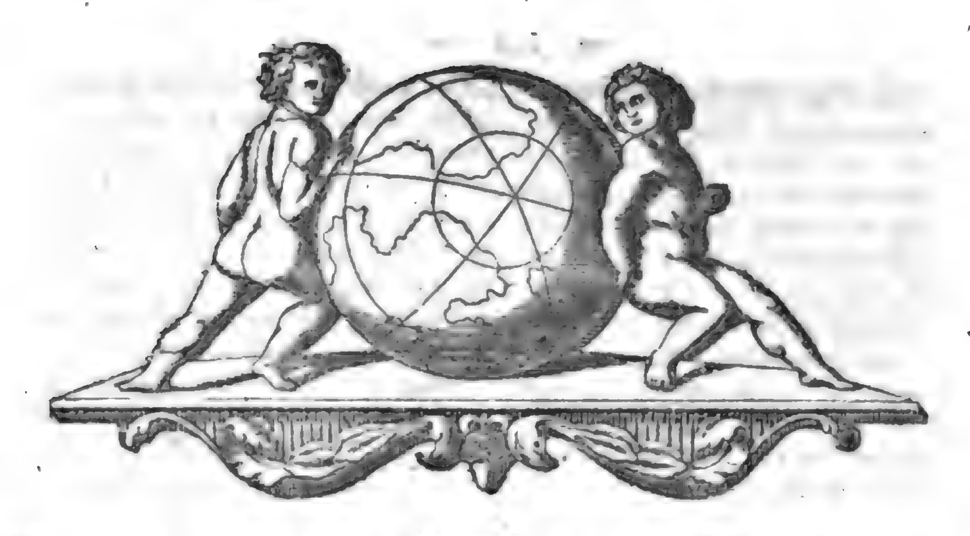
Jene abstrakte Grundformel zu finden, in die alle Weltwesen sich hineingebären, ist übrigens weder schwer noch unversucht geblieben, so wie denn auch Hegel uns einen wissenschaftlich genügenden Ausdruck dafür gefunden zu haben scheint, als der halbsymbolische von Wagner ist. Aber von der indischen Trimurti an oder dem unendlichen Fließen des Herakleitos finden sich mehr oder minder entwickelt bei Mystikern wie Philosophen dafür die sinnreichsten Bezeichnungen. Dies ist aber noch nicht die Erkenntniß der Dinge, vielmehr erzeugt diese Verwechslung eben den gerügten Irrthum. Wie nämlich etwa die Mathematik, indem sie die abstrakten Raum- und Zahlenverhältnisse wissenschaftlich erkannt, nicht zugleich schon Physik ist, wohl aber sie begründet, so können jene Abstraktionen und Schematismen auch nur gefaßt werden, als die formelle Grundlage für die Betrachtung der Dinge, oder der deutende Weiser, um sich in ihrem Reichthum sicher zu ergehen. Sie sind, gleich den mathematischen Formeln, zusammenfassende Gesichtspunkte, um eine Mannichfaltigkeit verwickelter Erscheinungen unter einen gemeinsamen Ausdruck zu bringen, selbst aber ohne alle Bedeutung, abgesehn von dem Besondern, welchem sie gelten. Und so ist es auch das größte Vorurtheil, die Philosophie von der Erfahrung zu trennen, oder beide einander entgegensetzen zu wollen. Wie die Philosophie in der Wurzel nichts Anderes seyn kann noch soll, als die tiefe und vollendete Selbstorientirung des Bewußtseyns in sich und seiner Welt, also recht eigentlich in Selbstbetrachtung anhebt und endet; so ist auch übrigens zur rechten Erfahrung zu bilden, die Aufgabe und wahre Weisheit der Philosophie. In jedem treu aufgefaßten Phänomene hast Du das Gesetz, die abstrakte Formel immer neu und in eindringender Wahrheit wirklich gegenwärtig, und gehst Du, Dich entschlagend jenen recht eigentlich metaphysischen (unwirklichen) Grillen, an der Hand innerer wie äußerer Erfahrung getreulich dahin, so bleibst Du und schreitest sicher fort im allgegenwärtig Wahren, ja Du schaust, wirklich spekulirend, Gott selbst in seinen ewigen Gedanken, wie er sie in die Welt ausgesprochen. Und nur also wird auch die innere Unendlichkeit der Philosophie errungen, die man jezt höchstens nur an dem beständigen Wechsel ihrer Formen äußerlich hat anerkennen wollen. —

Höchst bedeutend ist es, wenn eine Bildungsstufe von Innen her ihr Ungenügendes erkennt und zur Sprache bringt, solche Zeichen sind als die eigentlichen Wendepunkte, als die Reife der Sache sorgfältig aufzufassen. Einen solchen Abschluß über die bezeichnete Epoche enthält unseres Erachtens eine interessante, lange nicht nach Verdienst gewürdigte Schrift:

Chr. H. Weiße (Professor der Philosophie in Leipzig) über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft. (Leipzig, Barth, 1830.)

Zwar ist sie zunächst nur gegen Hegel gerichtet, und zeigt, in das Einzelne des Systems eingehend, mit großer Schärfe und Eindringlichkeit das Ungenügende seines Resultats in allen höhern Fragen und Lebensbeziehungen. Doch tiefer blickend, findet der Verfasser die Schuld mit Recht darin, daß es in der abstrakten Idee, die es allein kennt, und in der es einzig verkehrt, nicht die formale Grundlage, sondern den höchsten Inhalt alles Daseyns zu finden meint, kurz in demjenigen, was recht eigentlich als die Entscheidung über Leben und Tod in der Philosophie gelten kann, und nach dessen Vernichtung nicht mehr die beschränkte Form einzelner Systeme, sondern eine völlig neue Fortbildung sich geltend machen wird. Und so enthält die Schrift nicht nur die Widerlegung Hegels, sondern der Grundirrthum, den sein Philosophiren mit so vielen andern theilt, wird in ihr so energisch hervorgearbeitet, daß sie ein weit umfassenderes Ergebniß hat, als ihre nächste polemische Beziehung selbst es beabsichtigte.

(Die Fortsetzung folgt.)



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, — N°. 88. — 29. August 1831.

Uebersicht der neuesten philosophischen Literatur.

Von Fichte.

(Fortsetzung.)

Wir verbinden sogleich damit die Anzeige einer verwandten Schrift:

G. Mehring zur Orientirung über den Standpunkt des philosophischen Forschens in unserer Zeit. (Stuttgart, Steinkopf, 1830.)

Diese enthält unseres Bedünkens für eine solche Aufgabe mancherlei zuviel und doch nicht genug. Jene Orientirung kann auf doppeltem Wege erreicht werden: — äußerlich, wenn man das Eigenthümliche der einzelnen Systeme historisch neben einander stellt, mehr auf scharfe Sonderung als auf Vermittlung bedacht, oder innerlich, wenn man ihre Verwandtschaft wie ihren Gegensatz, ihre wechselseitige Ergänzung wie ihr Unversöhnbares, kurz ihr Gesammtresultat sie von Neuem durchphilosophirend ausspricht. Keins von beiden hat eigentlich der Verfasser gethan, sondern mehr im Tone des Räsonnements zum Theil recht treffende Bemerkungen über die einzelnen Systeme vorgetragen, deren Inhalt er schon als bekannt voraussezt. Da sie aber meist nur in der Weise eines subjektiven Urtheils ausgesprochen sind, so bleibt freilich zweifelhaft, ob die Philosophen selbst sie sich zu Nutze machen werden. Bei seiner billigen und unbefangenen Denkweise wird er aber auch keine heftigen Gegner finden. Von der eigenen philosophischen Farbe des Verfassers hat uns Nichts Entscheidendes durchblicken wollen, wiewohl er an einigen Stellen der psychologisch-anthropologischen Richtung sich zuzuneigen scheint.

II.

Die mystischen Philosophen *).

Wir reihen diese sogleich hier an, wegen der polemischen Wichtigkeit, die ihre tiefe und lebendige Gotteslehre direkt wie indirekt gegen die flache Gefühlstheologie nicht minder, als gegen den noch schlimmeren spekulativen Formalismus geübt hat. Und in dieser Beziehung ist besonders Franz Bader auszuzeichnen, den man mit Unrecht den Anhängern der Naturphilosophie beizuzählen pflegt. Er ist seit Kant neben den wechselnden Systemen eigentlich unverändert seines Weges gegangen, doch

*) Hier noch mehr als früher wird dem Kenner nicht entgehen, daß wir bei der Fülle des Stoffes uns blos Andeutungen erlauben konnten, von denen wir nur wünschen, daß ihnen einige Aufmerksamkeit möchte zu Theil werden.

nicht ohne aus jedem sich Eigenthümliches anzueignen. Aber in jeder Form hat er gleicher Weise den oben gerügten Irrthum bekämpft, das Absolute als den Proceß unendlicher Selbstverendlichung, als zeugend-zerstörendes Princip zu fassen, worin er vielmehr das eigentlich Ungöttliche, ja Widergöttliche nachgewiesen; und auch gegen die neueste Gestalt dieses Irrthums hat er sich mit Nachdruck erklärt. (Wir verweisen besonders auf seine Fermenta cognitionis, 1—6tes Heft. 1822—24, und auf die Bemerkungen über einige antireligiöse Systeme unserer Zeit, Leipzig 1824.) Ueberhaupt aber hat auch sonst die Mystik der Selbstgenügsamkeit jenes absoluten Gottwissens manche tiefe und anregende Lehre geliehen, zu welcher sie durch sich selbst kaum gelangt wäre, ohne darum doch den tiefer liegenden Gegensatz ausgleichen zu können. Vielmehr steht das eigentlich Paradoxe und Kühne der mystischen Ansicht noch immer unangetastet über jener Philosophie. Es ist ein Faktum, eine Grundthatsache, in welcher sie das Geheimniß der Schöpfung gelöst findet. Sie ist daher recht eigentlich Bericht, Hinweisung auf ein Urfaktum, dabei eindringlich an das Gemüth sich wendend, mit dessen tiefsten und geheimnißvollsten Regungen sie verkehrt; während jene in ihrer dialektischen Gedankenbewegung aus sich selbst über ihre abgezogenen Begriffe nirgends hinaus kommt. So ist die Mystik zwar ein anregendes Ferment für die Philosophie geworden; indem jedoch an sich die Wissenschaft blos Ueberkommenes, von wannen es auch sey, nicht in sich aufnehmen kann; bleibt jene Lehre selbst vielmehr Problem, Gegenstand spekulativer Untersuchung, oder wenn man will, das Ziel, dem die Forschung unbefangenen Ganges sich zu nähern, das sie selbstständig zu bewahrheiten hätte. Ein anderes Verhältniß darf die unbedingte, auf sich selbst ruhende Wissenschaft sich nicht verstatten zu irgend einem Voraus gegebenen. Und wenn wir dort vernehmen, daß der Glaube der einzige Weg zur rechten Erkenntniß sey, so kann dies im Sinne der Wissenschaft nur die erste formale Voraussetzung alles Erkennens bedeuten, daß es überhaupt Wahrheit gebe, und daß sie uns zugänglich sey, nicht aber irgend einen vorausgegebenen oder angenommenen Inhalt derselben. —

Die mystische Grundansicht selbst bewegt sich nun durch folgende charakteristische Hauptsätze.

Die Welt ist Schöpfung des göttlichen Geistes und Willens. — Und diese Anschauung einer ewigen, gegen die Welt freien Urpersönlichkeit Gottes ist es, was diese Lehre auf das tiefste abscheidet von jeder pantheistischen Ansicht, in der Gott, so oder anders ausgedrückt, dennoch immer als Urproceß der Welt, als der in ihr sich selbst Vollziehende erscheint, wodurch also die Schöpfung und Weltbewegung, nur ist die innerste Selbstschöpfung und Bewegung des göttlichen Seyns an sich selber. Diese Trennung von jedem Pantheismus und das scharfe Festhalten des göttlichen Urich den endlichen Ichen gegenüber, nicht als eines durch sie sich hindurchprocessirenden, ist ohne Zweifel die tiefste und wichtigste Seite derselben, die eben um ihrer Paradoxie und Schwierigkeit willen vorerst rein festgehalten werden muß. Im Paradoxen derselben liegt gerade der höchste Ausschluß. — Natur wie Menschengeschlecht aber, ursprünglich lauter und unvergänglich von Gott geschaffen, ist nach dieser Lehre dennoch herabgesunken von dieser Höhe, durch Verflechtung in einen geheimnißvollen Geisterfall; und erst dadurch ist die Gestalt irdischer Vergänglichkeit, Zeit und Tod, in die Welt gekommen. Deshalb wäre der Verlauf der natürlichen und menschlichen Dinge an sich nur die Geschichte immer größerer Gottentfremdung, wenn nicht die rettende Gnade dazwischen getreten wäre. Durch sich ist nämlich der (gefallene) Mensch der Wahrheit wie des Guten untheilhaftig, blind und träge; und es bedarf besonderer Offenbarung zur Wahrheit, wie erlösender Gnadenwirkung zum Guten, um das gefallene Geschlecht aus seiner Gottesferne wieder in die Einheit mit ihm zurückzuleiten. Jene Offenbarung enthalten die Schriften des alten und neuen Bundes, die erlösende Anstalt ist die Kirche, und das Gebiet jenes Gotteskampfes mit dem Bösen, durch die menschliche Freiheit hindurch, ist die Geschichte, welche in der alten Welt ein ausgewähltes Volk zeigt, als das einzig unbefleckte Gefäß der zuerst in Vorbildern und prophetischen Weisungen sich entfaltenden Uroffenbarung, endlich als die Reife der Zeiten gekommen, in Christo ihre Vollendung fand, und jezt das stets sich erneuernde Wunder der Erlösung in sich aufzunehmen und immer siegreicher bis zur gänzlichen Abscheidung des Bösen zu verbreiten hat. Die physische Ordnung ist daher durchaus dieser höhern Oekonomie der Geisterwelt unterthan, und wie die göttliche Gnadenwirkung, blitzähnlich die Schranken der Natur durchbrechend, recht eigentlich Wunderwerke zu üben vermag, so wird auch am Ende der irdischen Zeit, wenn die Geschichte ihr Ziel erfüllt, bei der Scheidung des Guten und Bösen im Weltgerichte die sichtbare Natur vergehen, nachdem sie ihre Bestimmung erfüllt hat, Hülle und Bewahrerin des göttlichen Funkens zu seyn, — die Zeit wird in der Ewigkeit schwinden, und Gott wieder sein Alles in Allen. —

Ich glaube sonst schon gezeigt zu haben, daß mir die Bedeutung dieser Weltansicht nicht fremd geblieben, indem ich in frühern Darstellungen versucht, manches Mythische an ihr abstreifend, ihr eine allgemein wissenschaftliche Basis zu geben. Wenn ich jedoch mich auch jezt noch zu dem eigentlich Spekulativen jener Schrift bekennen muß, so hat doch eine weiter entwickelte Selbstbildung diese Ansicht selbst in ihrem ganzen Umfang mir nicht als haltbar bewähren können. Sie sezt eigentlich nur ein Unbegreifliches an die Stelle eines noch Unbegriffenen, gibt

ein Sinnbild statt einer spekulativen Lösung. Jener Abfall von Gott — die Wurzel und der Wendepunkt aller ihrer naturphilosophischen wie ethischen Lehren — was ist er eigentlich anders als ein symbolischer Ausdruck, um das Räthsel nur zu umkleiden, eine in der lezten Zeit freilich beliebt gewordene und mannichfach gewendete Redensart, die dennoch jeder schärfern Prüfung in den Nebel der Begriffslosigkeit entflieht. Wir haben darin nur eine Scheinerkenntniß erworben, und wenn die Philosophie nicht Scheu tragen soll, bei manchen Problemen zu bekennen, aber auch es zu erweisen, daß und warum sie jenseits ihres Horizonts liegen; so ist es doch ihrer unwürdig, statt dessen ein Scheinwissen zu bieten. Jene Lehre ist ursprünglich gar nicht Philosophie, sondern religiöse Ueberlieferung, Tradition; sie verwandelt, was Gegenstand der Untersuchung ist, in eine Berichterstattung von Gott und dem geheimnißvollen Verlaufe der Schöpfung. Ganz konsequent beruft sie sich daher auch auf überkommenes Zeugniß, auf heilige Historie! doch ohne unbefangen und auf jede Gefahr hin die vorhandenen Denkmale zu erforschen, sondern gewisse Resultate anticipirend und mancherlei Vorbehalt sich verstattend. Deshalb hat sie auch zu allen Zeiten der Form geheimer Ueberlieferung sich zugeneigt, und neuerdings sogar der sinkenden Maurerei durch sich eine höhere Bedeutung zu verleihen gesucht. — Dennoch wird ihr Einfluß auf Philosophie und religiöse Gesinnung nie verschwinden; denn sie ist nicht nur die älteste Lehre der Menschheit, in tausendfacher Gestalt sich hindurchziehend durch alle Formen der Religion und des Glaubens, sondern auch die kühnste Antwort auf das Räthsel, das Gemüth und Welt uns ahnen läßt. Aber wir wiederholen es, wie sie sich dargibt, ist sie zunächst nur anregendes Problem, Gegenstand der Untersuchung; und selbst von mystischen Philosophen kann nur in dem Sinn die Rede seyn, als sie in ihrem Geiste, oder ihr sich annähernd, jedenfalls aber selbstständig zu spekuliren versuchen. Der rechte Sitz der Mystik ist von jeher Deutschland gewesen — ein charakteristisches Zeichen unseres tiefen, in der Fülle und Innigkeit des Gemüthes webenden Geistes, aber auch von der Größe unserer noch nicht erreichten Aufgabe, Religion und Philosophie zu völliger Versöhnung zu bringen; denn die Mystik steht verbindend und wie prophetisch hinweisend auf diese einstige Versöhnung zwischen ihnen. Ueberhaupt hat sich dieser ahnungsvolle Geistesorient der Menschheit fast nur noch unter uns erhalten; Mystik und Sehnsucht gelten nicht nur in der Poesie; auch in der Wissenschaft haben sie sich geltend gemacht in gutem wie in üblem Sinne. — In England ist sie nach Pordage gänzlich erloschen, während sie in Frankreich seit dem Verschwinden der spiritualistischen Schule von Martinez Pasqualles und St. Martin, in de Maistre und Bonald mehr eine nationell-politische Richtung auf Kirche und Staat bekommen, und so bleibt hier nur noch übrig, ihre wissenschaftlichen Repräsentanten in Deutschland zu charakterisiren.

1) Friedrich von Schlegel: Die drei ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens. Wien 1827. — Philosophie des Lebens, in funfzehn Vorlesungen, Wien 1828. — Philosophie der Geschichte, in achtzehn Vorlesungen, gehalten in Wien im Jahr 1828. Erster und zweiter Band. Ebendaselbst 1829. — Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes; geschrieben und vorgetragen zu Dresden im Dec. 1828 und Jan. 1829. Wien 1830.

In vorliegenden Werken hat Schlegel nach eigenthümlichem und geistreich entworfenem Plane die religiöse Philosophie umfaßt, und damit zugleich die einzig vollständige Darstellung derselben versucht, die wir in neuerer Zeit besitzen, — in jeder Art ein würdiges Denkmal des vielbegabten Geistes, der noch im Tode Gegenstand bitterer Schmähung wie überschwänglicher Vergötterung, jezt endlich, nachdem die tobenden Stimmen verhallt sind, es wohl verdient, in freier Anerkennung gewürdigt zu werden. Wie verschieden man auch über Einzelnes denken möge, im Principe ist seine Philosophie die einzig wahre, er gründet sie auf die Erkenntniß des persönlichen Gottes und seiner Offenbarung, wie er in Natur, Bewußtseyn und Menschengeschichte sich bethätigt. Und dies fürwahr ist der Antrieb, wie der verborgene Reiz aller Forschung, zugleich aber auch der gemeinsame Mittelpunkt, den wir Alle suchen, in der harten Schale dialektischer Begriffsspaltung, wie in den Irrgängen und Windungen psychologischer Reflexion. Dies Eine ist es aber zugleich, das uns im Tiefsten dennoch geeinigt hält, wie verschieden auch die Form und das Wort sich gestalte in den wechselnden Standpunkten der philosophischen Bildung wie Individualität, und so werden wir auch diesen Ausdruck desselben nicht zurückweisen dürfen. — Jener Eine Grundgedanke, der sich durch die angeführten Werke hindurchzieht, verläuft nun folgender Gestalt. Im allgemeinen Menschenfalle, den er als Mystiker an die Spitze stellt, ist das Erkennen nicht weniger gesunken und verfinstert, als der Wille; er bedarf einer Erweckung und Erinnerung an die ursprüngliche, in ihm nur zurückgedrängte Wahrheit; und diese medicina mentis, diese Erregung des höhern Bewußtseyns ist versucht in den ersten Werken über die Philosophie des Lebens. So hat sie dieselbe Aufgabe, welche die Kritik der Vernunft, die Wissenschaft der Logik u. s. w. nur in anderer Weise sich auch gestellt haben, — das Organ der Wahrheit im Bewußtseyn herzustellen, ja hier sogar umfassender noch den gesammten Menschengeist zu restauriren. Und so wie dort das reflektirende Erkennen, oder das abstrakte, sich in sich

selbst bewegende Denken als dies Organ angesprochen wird, so soll es hier sein das von *Gott* erleuchtete Bewußtseyn. Doch kann solche Bezeichnung an sich selbst noch nicht das Fundament zu einer Theorie des Erkennens werden, und wirklich zeigt die weitere Ausführung nur zu sehr, wie die ganze psychologische Theorie eines organischen Mittelpunktes ermangelt, sie ist zu weitläufig gehalten, um als Skizze, zu vereinzelt und ungleichartig, um als wissenschaftliche Ausführung gelten zu können. Ueberhaupt zeigt sich dabei so wenig wissenschaftliche Strenge, daß selbst das Geistreiche und Eigenthümliche einzelner Ansichten dem Scheine der Willkühr nicht entgeht. Dennoch billigen wir höchlich den durchlaufenden Hauptgedanken von dem Einseitigen und Mangelhaften des abstrakten Denkens, und daß, wie im höchsten Sinne Glauben und Erkennen Eines, so auch das Denken nur die lebendigste, gesteigertste Selbsterfahrung sey. — Aber wie schon angedeutet, muß die religiöse Philosophie zunächst der Betrachtung der Geschichte sich zuwenden, um in ihr die niedergelegte Uroffenbarung zu finden, die zugleich als erlösende, herstellende sich bewährt. Diese Wiederherstellung des Menschengeschlechtes zu dem verlornen göttlichen Ebenbilde in den verschiedenen Weltaltern, zuerst von der anfangenden Offenbarung, sodann bis zur Reife derselben in Christo, und von hier aus bis zur lezten Abscheidung und Vollendung durchzuführen, ist Inhalt der *Philosophie der Geschichte*, ohne Zweifel des Hauptwerks in diesem Cyklus von Darstellungen, und neben den frühern Vorlesungen desselben über *Literatur*, unstreitig das gediegenste, was F. *Schlegel* hinterlassen. Aber auch hier bietet sich im Einzelnen manche Einwendung, besonders wird die historische Kritik Manches berichtigen und zurücknehmen müssen. — Das dritte Werk endlich, das der Tod des Verfassers unterbrach, sollte die Philosophie der Sprache, als des Organs im Menschen für Offenbarung und eigenes Erkennen, die Philosophie der Offenbarung selbst und die christliche Naturphilosophie enthalten; woraus sonach die einzelnen Disciplinen nach ihren Hauptumrissen beschlossen worden wären.

Der Vortrag ist überall klar, einfach gehalten und doch scharf bezeichnend, einzelner tiefer und umfassender Blicke voll, und nur selten zu polemischer Uebertreibung sich steigernd. Aber auch hier ist es nicht die saure Aergerlichkeit der sogenannt großen Männer, wenn sie Widerspruch befahren oder die Zeit ihnen zu entwachsen droht. Vielmehr erkennt man, wie er klar und einig in sich, zwar mit scharfem, doch gelassenem Urtheil über den einzelnen Erscheinungen der Gegenwart steht. Dennoch kann man sich bei der Lektüre von F. *Schlegels* lezten Schriften des Eindrucks einer gewissen Geistesmüdigkeit nicht erwehren, so wie auch bei der Produktion derselben eine Art von Geburtsschmerz nicht hat verwischt werden können. Es ist das Bild eines edlen, aber müdegerungenen Geistes, der vielversucht in mancherlei Form und Wissenschaft, fast die reichen Blüthen sich abgestreift hat auf der langen Wanderung nach Wahrheit und Schönheit.

2) C. J. H. *Windischmann*: Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neuern Zeit und den Eintritt einer neuen Epoche in derselben. Frankfurt 1828. — Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte; erster Theil: Die Grundlagen der Philosophie im Morgenlande. Erste Abtheilung. Bonn 1827. Zweite Abtheilung. Ebendas. 1829.

Auch in leztem Werke ist leitende Grundidee die innige Verbindung zwischen Philosophie und Geschichte. Jene entwickelt sich mit dieser, und die Epochen der Weltgeschichte werden bezeichnet durch das philosophische Princip, das in ihnen sich ausspricht. Dieser Begriff wird nämlich hier im weitesten Sinne genommen, als das höhere Intelligible in der Menschheit, das nicht nur in abstraktem Spekuliren, sondern auch in Religion, moralischer Sittigung und Gesetzgebung waltet. Hier soll nun an der ältesten Religion und Gesetzgebung des sogenannten Heidenthums nachgewiesen werden, wie sich auch diesen Völkern die göttliche Offenbarung nicht unbezeigt gelassen, wie vielmehr auch durch ihr Leben eine schätzende und erhaltende Grunderkenntniß sich hindurchzieht; ein tiefer und urwahrer Gedanke, zugleich ein belehrendes Korrektiv für die orthodoxen Zeloten, die gewöhnlich nur in Moses und den Propheten diese Voroffenbarung des Christenthums erkennen wollen. Die beiden ersten Abtheilungen stellen vorerst nur *Sina* und *Indien* dar, überall Mythologie, Spekulation und Gesetzgebung umfassend, in der Einigung, wie sie besonders im Oriente statt fand. Seine „*Betrachtungen über die neuere Philosophie*“ führen dies philosophisch geschichtliche Princip an den spekulativ ausgebildetere Gestalten der neuern Systeme durch; besonders darin einen Gegensatz der religiösen und irreligiösen Philosophie festhaltend, was uns indeß ein mißliches Eintheilungsprincip erscheint, indem dieselben spekulativen Grundideen, je nach dem Grad ihrer Entwickelung, bald als fromm, bald als unfromm erscheinen können. So hat man *Spinosa* des Pantheismus, ja Atheismus beschuldigt, während sein Princip weiter ausgebildet das Fundament jeder wahrhaft religiösen Philosophie werden muß. *Malebranche* dagegen, den der Verf. seines religiösen Geistes willen mit Recht sehr hoch stellt, kann mit seinem Princip, daß wir alle Dinge in Gott schauen, konsequent durchgeführt, zu den irreligiösesten Folgerungen Veranlassung geben. Die bedeutendste Seite dieser Kritik ist es aber, daß der Verf. am Schluß des Werkes die einzige Hülfe für die Spekulation, auch zu ihrer Versöhnung mit dem religiösen Bewußtseyn, in der strengen Zucht und Ausbildung des wissenschaftlichen Denkens erkennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

No. 17.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[180] Wir sehen uns veranlaßt:

Seeger, K. A. F., Ausführliche Erläuterung des Pfand- und Prioritäts-Gesetzes für das Königreich Würtemberg. gr. 8. 2 Thle.

auf die Hälfte des bisherigen Ladenpreises, nämlich auf 2 fl. 30 kr. herabzusetzen.

Dieser Commentar empfiehlt sich besonders dadurch, daß die Bestimmungen der beiden Gesetze sowohl, als die einschlagenden Regeln des übrigen Rechtszustands sehr klar und faßlich dargestellt sind, und daß mit der Erläuterung der wichtigsten Sätze eine Entwicklung ihrer Geschichte verbunden wurde, welche für das Verständniß und die Auslegung höchst werthvoll ist. Das Werk, welches die Anerkenntniß eines unserer ersten Rechtsgelehrten gefunden hat *), wird daher jedem Juristen nützlich, besonders aber für andere Geschäftsmänner von großer Brauchbarkeit seyn.

Stuttgart im Juni 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

*) Vergl. die Vorrede zu v. Volleys Commentar I. Bd.

[250] Biblische Concordanz.

In der Unterzeichneten ist erschienen und um den herabgesetzten Preis von 4 fl. — durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Biblische Real- und Verbal-Concordanz oder alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommende Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtiget, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert, und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet von J. G. Hauff, Dr. der Ph., und Pfarrer zu Warth im Königreich Würtemberg. I. Band. 1ste Abtheilung A—E. 2te Abtheilung F—H. Beide Abtheilungen 1369 S. Lexicon-8.

Der Verfasser hat für sein allgemein mit Beifall aufgenommenes Werk, die Einrichtung der noch immer geschätzten Büchner'schen Concordanz zu Grunde gelegt, den Plan derselben aber bedeutend erweitert. Sehr lobenswerth ist es besonders, daß er jedem Artikel, wo es sich um einen Begriff handelte, eine oder mehrere Definitionen vorausschickte, wodurch die Brauchbarkeit des Werkes sehr erhöht wird. Noch mehr geschieht dieß übrigens durch die Vollständigkeit und gute Anordnung in den einzelnen Artikeln, und durch wörtliche Anführung einer großen Menge von Bibelstellen, wodurch sie sich vor andern Concordanzen sehr vortheilhaft, namentlich vor der Weichaun'schen auszeichnet.

Mit Recht darf daher dieses mühsame und verdienstvolle Werk nicht nur Predigern, sondern auch Religionslehrern überhaupt empfohlen werden, und um von unserer Seite möglichst zu seiner Verbreitung beizutragen, setzen wir hiemit den Preis auf 4 fl. — für den 1sten und 2ten Band auf unbestimmte Zeit herab.

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[262] Bei der jetzigen schönen Jahreszeit erlaubt sich die Unterzeichnete den Reisenden nachstehendes Werk in Erinnerung zu bringen:

Schwab, G., der Bodensee nebst dem Rheinthal vom St. Luziensteig bis Rheinegg. Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie. Mit 2 Charten. gr. 8. Preis 3 fl. 36 kr.

Dieses Handbuch ist in 4 Hauptabschnitte getheilt. I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buchs noch erhöht.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[237] So eben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Stimme aus Preußen. 8. Geh. 6 Gr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

[255] Bei mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kübler, J. G., Unterricht im Schönschreiben für Schulen und für diejenigen, welche sich der Handlung widmen wollen. 1stes Heft, deutsche Currentvorschriften, 2tes Heft, englische Vorschriften, jedes in 48 Blättern. Preis für beide Hefte 2 Thlr.

Herr Kübler, Lehrer bei 2 hiesigen öffentlichen Schulen, gab bereits 2 Hefte Vorschriften für Stadt- und Landschulen heraus, welche großen Beifall fanden und namentlich in Sachsen in sehr vielen Schulen eingeführt wurden. Die jetzo erschienenen sind vorzüglich für junge Leute bestimmt, die sich der Handlung widmen wollen, und ein Jeder wird bei Anwendung der von Herrn Kübler angegebenen Lehrmethode finden, daß man in kurzer

Zeit eine schöne Handschrift erlernt. Der beigefügte Steindruck liefert eine genaue Abbildung von der richtigen Haltung des Körpers und der Feder.

Leipzig, im Juni 1831.

Carl Cnobloch.

---

[218] Gemeinnützige Schrift.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Unentbehrlicher Rathgeber in der deutschen Sprache, für Ungelehrte, so wie für das bürgerliche und Geschäftsleben überhaupt; oder Anweisung, sich schriftlich und mündlich, ohne Kenntniß und Anwendung der grammatikalischen Regeln, sowohl im Allgemeinen, als in allen vorkommenden Fällen, im Deutschen richtig auszudrücken und jedes Wort ohne Fehler zu schreiben. Mit besonderer Berücksichtigung des richtigen Gebrauches der Wörter: mir, mich, Ihnen, Sie, dem, den u. s. w. Ein nützliches Hülfsbuch für Jedermann. In alphabetischer Ordnung. Von Johann Heinrich Roth. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8. geh. Preis: 16 Gr. Quedlinburg bei G. Basse.

Dieses Noth = und Hülfswörterbuch der Rechtschreibung und Wortfügung in allen zweifelhaften Fällen, ist nicht nur für alle diejenigen bestimmt, welche unsere deutsche Sprache richtig sprechen wollen, sondern auch für Alle, welche Briefe und Aufsätze jeder Art fehlerfrei zu schreiben wünschen. Man darf in allen solchen zweifelhaften Fällen nur das betreffende Wort nachschlagen und wird stets die gewünschte Belehrung finden.

---

[245] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In = und Auslandes zu erhalten:

Der Kampf im westlichen Frankreich 1793 — 1796. Mit zwei Uebersichtskarten. Gr. 12. 15 Bogen auf Druckpapier. Geh. 1 Thlr.

In diesem Augenblick, wo jene Gegenden wieder die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, verdient diese Schrift besondere Beachtung.

Leipzig, im Junl 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[265] Bei E. S. Mittler in Berlin sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dieterici, W., die Waldenser und ihre Verhältnisse zu dem Brandenburgisch-Preußischen Staate. Mit einem Plan und einer Karte. gr. 8. broschirt à 2 Rthlr. 18 Gr.

Toxikologie, oder die Lehre von den Giften und Gegengiften, für Aerzte, Apotheker, Polizei- und Criminal = Beamte. Nach der dritten Auflage des Traité des Poisons von Orfila durchaus frei bearbeitet von J. A. Seemann und A. O. S. F. Karls. 2ter Band. gr. 8. à 2 Rthlr.

---

[269] In der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Bibliothek der Unterhaltung. Eine Sammlung der interressantesten Novellen, Erzählungen, Criminalgeschichten, biographischen Skizzen, Charakterzügen, Anekdoten 2c. der berühmtesten Dichter des In = und Auslandes. Herausgegeben von G. v. Krämer 3 Bde. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Wir glauben zur Empfehlung eines Werkes, das bereits bei seinem ersten Erscheinen sich eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen hat, nicht mehr thun zu dürfen, als den Inhalt bekannt zu machen, um die Reichhaltigkeit und Vortreflichkeit desselben darzuthun. Der I Band enthält: 1) die Expedition nach Algier; 2) die Höhle des Tigers; 3) der Rehsprung, eine Sage der Rachez = Indianer; 4) aus Sansons Memoiren; 5) meine erste Reise; 6) das Gefängniß in Leiria; 7) der Pascha von Egypten und die schöne Circassierin; 8) die Erscheinung im Schloß zu Stockholm; 9) die letzten Lebenstage der Königin Karoline von Preußen; 10) die verstorbene Königin Karoline von England; 11) Gefangennehmung des Königs Mürat; 12) der Hirschgarten II Band 1) die Flucht Ludwigs XVIII. nach Brüssel und Koblenz; 2) die unheimlichen Schiffe; 3) Peter Starofsky; 4) Kaiser Alexanders Pseudo-Neffe; 5) Seereise eines civilisirten Waldteufels; 6) der Tower in London. III Band 1) der letzte Tag eines Verurtheilten; 2) das erste und das letzte Opfer; 3) der Landstreicher; 4) aus dem Tagebuch eines Lords auf dem Wiener Congresse; eine Scene am Hofe Karls des IX. 6) Bilder aus dem Jahre 1572; 7) Eine Seeräuberscene.

---

[267] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher
der Litteratur
Vier und funfzigster Band.
1831.
April. Mai. Juni.

Art. I. Uebersicht von drei und sechzig Werken arabischer, persischer und türkischer Literatur.

II. Historisch = genealogisch = geographischer Atlas von Le Sage, Grafen Las Cases. Aus dem Französischen der neuesten Ausgabe ins Deutsche übersetzt von Alexander von Dusch. Karlsruhe, 1826.

III. Monumens inédits d'antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile, dans les années 1826 et 1827. Par M. Raoul-Rochette. Deux Volumes. Paris.

IV. System der Logik, von W. Esser. Zweite, umgearbeitete Auflage. Münster 1830.

V. 1) Der Paria, Trauerspiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, 1829. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

2) Struensee, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, 1829. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

VI. Das gerettete Malta. Episches Gedicht in zwei und zwanzig Gesängen, von A. C. Lindenhan. Altona, 1829.

VII. Ueber die Behandlung der griechischen Dichter bei den Engländern, nebst Bemerkungen über Homer und die Fragmente der Sappho.

VIII. Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, von Dr. Karl Rosenkranz. Halle, 1830.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LIV.

De epigrammate, carminibus Catulli in codicibus et editione principe praemisso.
Selbstkritik von Flügel.
Bemerkungen über die erste griechische Ausgabe von Aristotelis et Theophrasti, Opera, Venetiis. Aldus 1495 — 98, fünf Bände in Folio.

---

[270] Im Verlage der Math. Rieger'schen Buchhandlung (J. P. Himmer) in Augsburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Joh. Jak. Baldes Oden und Epoden in fünf Büchern. Aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzt von Jos. Aigner, k. Studienrektor am kath. Gymnasium in Augsburg. 8. (23 Bogen) Velinpapier. Mit Baldes Portrait. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr. (Zugleich als vierter Theil der christl. lat. Muse).

Der Name Baldes ist bekannt und seine im Geiste und in der Sprache des ersten römischen Lyrikers singende Muse bedarf keiner Anpreisung. Aber auch den Namen des Uebersetzers kennt ein großer Theil des gelehrten Publikums, und dieses wird nach den frühern Arbeiten desselben in der Erwartung sich nicht getäuscht finden, daß die Uebersetzung nicht minder ausgezeichnet und wahrhaft klassisch sey, als die Urschrift des vaterländischen Horatius ist. Einige Oden und Epoden blieben unübersetzt; das Latein ist dem Deutschen nicht beigefügt.

---

[271] Unterhaltungs-Literatur zu äußerst billigen Preisen.

In der J. Lindauerschen Buchhandlung in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Harro Harrings Erzählungen aus den Papieren eines Reisenden. Wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Die drei Novellen, die dieses Buch enthält: Der Mönch, das gebrochene Herz und der Flüchtling gehören wohl mit zu dem Interessantesten, was die Romanenliteratur unserer Tage aufweist, und beurkundet die reiche Phantasie und Darstellungskunst des Verfassers, der sich bereits unter den Dichtern und Erzählern einen geachteten Namen erworben hat.

Harro Harrings Theokla, ein Trauerspiel in vier Aufzügen, und der Armenier, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen in einem Bande. wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Beide Tragödien, die sich durch den Ausdruck eines tief fühlenden Gemüthes und durch eine blühende und kräftige Sprache auszeichnen, wurden früher im Manuscripte von der k. Hoftheaterintendanz dahier zur Darstellung angenommen, was in gegenwärtiger Zeit gewiß ein besseres Zeugniß für den Werth derselben, als jede Lobpreisung seyn dürfte.

Harring, Harro, Serenaden und Phantasien eines Friesischen Sängers, nebst Klängen während des Stimmens; als Vorläufer des Rhongar Jarr. gr. 12. geheftet. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. jetzt 12 gGr. oder 54 kr.

Harring, Harro, Rhonghar Jarr, Fahrten eines Friesen in Dänemark, Deutschland, Ungarn, Holland, Frankreich, Griechenland, Italien und der Schweiz. In vier Bänden nebst einem Vorläufer. Mit einem Wort an Johannes Witt, genannt v. Dörring. Alle 4 Bände, die nicht getrennt werden. 8. im Umschlag geh. 5 Rthlr. 12 gGr. oder 9 fl. 54 kr. jetzt 2 Rthlr. 12 gGr. oder 4 fl. 30 kr.

Die Preise der beiden letzteren bestehen jedoch nur auf unbestimmte Zeit.

---

[254] Neue Jugendschrift.

Eltern, die ihren Kindern ein schönes und unterhaltendes Bilderbuch kaufen wollen, mache ich auf nachstehendes, bei mir so eben fertig gewordenes und an alle Buchhandlungen versandtes aufmerksam:

Bilder der Jugend, Unschuld und Tugend zum Vergnügen und zur Belehrung für das Kindheitsalter der Knaben und der Mädchen, abwechselnd und nach alphabetischer Ordnung dargestellt von H. Müller (Verfasser von Bitte! Bitte!) mit 49 fein colorirten Bildern. Gebunden in ausgemaltem Umschlag. Preis 1 Thlr. 21 Gr.

Ich glaube nicht, daß es zu anmaßend von mir ist, wenn ich behaupte, daß dieses Bilderbuch eines der hübschesten und zugleich angenehmsten ist, das seit mehreren Jahren erschienen, und ich zweifle nicht, daß dasselbe allgemein gefallen wird.

Leipzig, im Juni 1831.

Carl Cnobloch.

---

[244] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Fechner, (Gustav Theodor), Maßbestimmungen über die galvanische Kette. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 34 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

[194] Für Freunde der französischen Literatur ist so eben erschienen bei Carl Hoffmann in Stuttgart.

La France. Journal périodique, rédigé par Charles Courtin. Première Année, p. 1831. 12 Cah. in 8. Pap. Vel. 1er Semestre. Livr. 1 à 6. Prix 3 fl. — 2 Thlr.

Ausführliche Prospekte dieser, besonders für die jetzige Zeit, höchst interessanten Zeitschrift, so wie die ersten 4 Monatshefte derselben, sind in allen Buchhandlungen zu haben, und mögen alle Freunde der französischen Literatur überzeugen, daß es dem Herausgeber um würdige Ausführung seines Planes Ernst ist. Das Aeußere ist geschmackvoll zu nennen.

---

[257] Privat- und Leihbibliotheken mache ich auf nachstehenden sehr interessanten Roman aufmerksam:

Die zwölfjährige Heldin, Fürstin Nadeshda Pugatowsky. Ein historischer Roman des siebzehnten Jahrhunderts, nach verschiedenen Klosterlegenden frei erzählt von L. F. W. Borck. 2 Bände. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1831.

Carl Knobloch.

---

[272] Bei A. Rücker sind erschienen:

Journale:

Annalen, Möglinsche, der Landwirthschaft. Herausgegeben von den Lehrern der Akademie des Landbaues zu Möglin XXVII. Band. 1stes Stück. 8. Der Jahrgang 6 Rthlr.

Journal für die neuesten Land- und Seereisen. Redigirt von Dr. Friedenberg. gr. 8. Januar bis Juni. Der Jahrgang mit 12 Kupfern 7 Rthlr. 15 Sgr.

Zeitblatt für Gewerbtreibende und Freunde der Gewerbe. Unter Mitwirkung mehrerer Techniker und Fabrikanten herausgegeben von dem Fabriken-Commissions-Rathe Weber. gr. 8. Band V. No. 1 — 16. Der Band von 36 Nummern mit Kupfern 3 Rthlr. 10 Sgr.

Graaf, B. C., Handbuch des Staats-, Kassen- und Rechnungswesens im Königl. Preuß. Staate. gr. 8. 35 Bogen. 2 Rthlr. 15 Sgr.

Ideler, Ludwig, Lehrbuch der Chronologie. gr. 8. 33 Bogen. 2 Rthlr. 10 Sgr.

Panse, Karl, Geschichte des Preußischen Staates seit der Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit. 8. 5r Bd. 18¼ Bogen. 25 Sgr.

Thierry, A., Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen. Aus dem Franz. übers. von A. Volzenthal. Band 2. gr. 8. 25 Bogen. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Unter der Presse befinden sich:

Naumann, Dr. M. E. A., Handbuch der medicinischen Klinik. 3r Band. 1ste Abtheilung. gr. 8. circa 50 Bogen.

Poinsot, Lehrbuch der Statik. Aus dem Franz. übersetzt von Dr. Hartmann. Mit 3 Kupfern. 8. circa 16 Bogen.

Richter, Dr. G. A., ausführliche Arzneimittellehre. Supplement-Band. gr. 8. circa 40 Bogen.

---

[289] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Mechanemata oder der Tausendkünstler.

Eine reichhaltige Sammlung leicht ausführbarer physikalischer Experimente und mathematischer, physikalischer, technischer und anderer Belustigungen. Zur Selbstbelehrung, so wie auch zur Unterhaltung im geselligen Kreise, für die Jugend und Erwachsene.

Von Dr. Heinrich Rockstroh.

Octav. Mit 5 Kupfertafeln. Sauber gebunden 1 Thlr. (Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Theils sich selbst in geschäfts- und arbeitsfreien Stunden eine angenehme Zeitverkürzung zu verschaffen, theils auch im geselligen Vereine zu allgemeiner Belustigung und Unterhaltung, wird unstreitig eine Sammlung leicht auszuführender Experimente aus dem Reiche der Physik, der Mathematik und Technik sich ganz vorzüglich eignen, und dieselbe um so zweckmäßiger seyn, da auch Belehrung so leicht sich damit verbinden läßt. Das hier angezeigte, sehr zu empfehlende Buch bietet dazu reichen Stoff; die darin enthaltenen Experimente, worunter viele neue, sind nicht minder unterhaltend als leicht verständlich, und ein großer Theil derselben durch dazu gehörige Kupfer veranschaulicht, so daß gewiß Jeder es um so weniger unbefriedigt aus der Hand legen wird, als auch der Preis desselben überaus billig ist.

---

[276] Im Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar erschien:

Theater der Hindu's.

Aus der Englischen Uebertragung des Sanscrit-Originals von H. H. Wilson; metrisch übersetzt von O. L. B. Wolff.

2 Bände von 44 Bogen gr. 8. 1828 und 1831. Preis 5⅓ Thlr. oder 6⅓ Fl.

---

[275] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Henrici, Dr. G., Sammlung einiger Predigten und religiösen Gelegenheits-Reden. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 4 gGr.

Vorstehende Predigten sind zur häuslichen Erbauung für gebildete Leser bestimmt. Bei Abfassung derselben hat der Verfasser sich wohl mit Recht den Unterschied, welcher zwischen den Verhältnissen eines Hörers und Lesers zu dem Redner Statt findet, zur Richtschnur dienen lassen. Das lebendige Wort ergreift mächtiger, rauscht aber schneller vorüber; das geschriebene wirkt zwar machtloser, aber dauernder. Der denkende Leser macht daher auch größere Ansprüche auf den innern Werth einer Predigt. Daß der Verfasser diesen Ansprüchen zu genügen gesucht hat, davon wird sich der Leser gewiß überzeugen und seine Erwartungen nicht getäuscht finden.

No. 18.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[273] In der Vossischen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Orfila, M., Rettungsverfahren für vergiftete und asphyctische Personen. Begleitet mit den Mitteln die Gifte zu entdecken, verfälschte Weine zu erkennen und den wahren Tod von dem Scheintode zu unterscheiden. Nach der 4ten Auflage aus dem Franz. übersetzt von Dr. und Pr. J. F. John. 8. 1831. 20 Gr.

Nachdem die 1ste Auflage dieses nützlichen Werks vergriffen war, haben wir nach der neuesten französischen 4ten Original-Ausgabe von 1830 uns veranlaßt gefunden, durch den rühmlichst bekannten Dr. und Prof. J. F. John eine neue Auflage zu veranstalten, welche sich durch getreue Wiedergabe des Originals besonders ausgezeichnet, und glauben wir daher, das Publikum auf ein so höchst wichtiges Werk aufmerksam machen zu müssen.

Heinemann, M., Uebersetzung des Koheleth, nebst grammatisch exegetischem Comentar. 8. 1831. 18 Gr.

Vorbenanntes Werk können wir allen Freunden der heiligen Schrift aufs Beste empfehlen, da der Hr. Herausgeber zur Uebersetzung und Erklärung dieses äußerst schwierigen Theils aufgefordert, und als höchst brauchbar gefunden wurde.

---

[279] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Christliche Morgenandachten
auf alle Tage des Jahres.
Von C. W. Spieker,
Doctor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O.
gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Sauber geheftet 1 Thlr. 8 gGr.
(Berlin, 1831. Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

Was ist wohl erhebender, als dem Allgütigen, nach dem ruhigen Schlafe der Nacht, für den Schutz und die Obhut während derselben und für die neugestärkte Kraft die Opfer des Danks darzubringen, ihn um Beistand zu dem Werke des Tages anzuflehen und ihm ein tugendsames Leben im Lichte der Wahrheit zu geloben. Wenn nun hierzu dem frommen Christen ein religiöses Erbauungsbuch dargeboten wird, so muß es ihm um so werther seyn, wenn es, wie die hier angezeigten Morgenandachten, aus der Feder eines Mannes geflossen ist, der sich um religiöse Erbauung bereits so hochverdient gemacht hat. Wie durch seinen Inhalt, so zeichnet sich dieses Andachtsbuch auch in Hinsicht eines entsprechenden Aeußern aus, und wird dasselbe sich gewiß einer eben so allgemein günstigen Aufnahme zu erfreuen haben, wie die früheren Werke des geehrten Herrn Verfassers.

Im nämlichen Verlage ist zu haben:

Spieker, Dr. C. W., Andachtsbuch für gebildete Christen. Zwei Theile. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Jeder Theil mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Geheftet complet 2 Thlr.

— — Des Herrn Abendmahl. Ein Beicht- und Communionbuch für gebildete Christen. Dritte verbesserte Auflage. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet 1 Thlr.

---

[216] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. Aug. Schulze's Anweisung zur
Lackirkunst
und zum Oelfarben-Anstrich.
Oder gründliche und ausführliche Anweisungen, alle Arten Oel-, Weingeist-, Lack-, Copal-, Bernstein- und andere Firnisse auf das Beste, nach den vorzüglichsten, neuesten Recepten zu bereiten, solche auf die verschiedenen Gegenstände, als Holz, Metalle, Leder, Horn, Papier, Pappe, Zeuge, Gemälde, Kupferstiche, Glas &c. gehörig aufzutragen, zu trocknen, zu schleifen, zu poliren und ihnen schönen Glanz zu verleihen, mancherlei Holzarten zu beizen u. a. m. Für Maler, Lackirer, Lederarbeiter, Instrumentenmacher, Tischler, Drechsler, Horn- und Knochenarbeiter, Buchbinder, Papparbeiter, Eisen- und Stahlarbeiter, Zinngießer, Klempner, Maurer, Steinhauer, Sattler, Wagenmacher u. a. 2te Aufl.
Quedlinburg, bei G. Basse. 8. 16 Gr.

---

[277] **Berliner Merkur,**
Zeitschrift für heitere und ernste Unterhaltung.
Herausgegeben
von
Berger und Schumann.

Zeitschriften tauchen aller Orten auf, und verschwinden eben so schnell wieder. Ankündigungen sind oft Irrlichter, welche den Abonnenten in einen Sumpf locken, in dem zwar nicht er selbst, wohl aber sein Pränumerationsgeld stecken bleibt. Kein Wunder, daß man allen den schön klingenden Versprechungen keinen Glauben schenkt.

Darum sollen auch keine gethan, und nur gesagt werden: daß die Redaktion dieser Zeitschrift eifrig dahin streben wird, durch furchtlose Freimüthigkeit, strenge Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe, einen Vorzug vor vielen andern servilen Blättern zu erringen und für immer zu behaupten.

Vom Berliner Merkur erscheinen, vom 1. Juli 1831 an, wöchentlich zwei Nummern in Quart, Mittwochs und Sonnabends, auf gutes Papier sauber gedruckt. Der halbjährige Pränumerationspreis ist 1 Rthlr. 8 gGr. sächsisch oder 2 fl. 24 kr. rhein. — Die Namen der resp. Beförderer des Unternehmens sollen von Zeit zu Zeit dem Blatte vorgedruckt werden. Bei allen wohllöblichen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen ist der Merkur für diesen Preis posttäglich zu haben. Alle 8 Tage wird das Blatt durch den Buchhandel versandt, und man macht deßhalb die Bestellungen in der literarisch-artistischen Anstalt in München, sowie in jeder andern soliden Buchhandlung des In- und Auslandes.

Die Expedition des Berliner Merkur
in Berlin.

(Ausführliche Anzeigen und Probeblätter sind durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.)

---

[274] Bei Wilh. Kaiser in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wesernymphe. Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Theodor von Kobbe. Mit Beiträgen von A. Andreson, Bärmann, Ed. Claster, A. M. Gebauer, Ernst Greif, G. von Halem, H. Heine, Ernst v. Heimburg, Hedwig Hülle, Karl Meyer, A. v. Rennenkampf, Prätzel u. a. 8. broschirt 1 Rthlr. 8 gGr.

Der unsterbliche Schiller hat sich in seinen Epigrammen an die Weser versündigt. Das Bett dieses Stromes fließt durch Gegenden, mit Recht beneidet von einem großen Theil des übrigen Deutschlands. An seinen Ufern wandeln Menschen, die in geistiger Hinsicht mit ihren übrigen Landsleuten die Parallele mindestens aushalten. Männer von abstrakter ausgezeichneter Gelehrsamkeit, schönwissenschaftlich Gebildete, Dichter rc. rc. wohnen in den Gegenden, durch die er ins Weltmeer, das Verbindungsmittel des Verkehrs aller Völker, sich ergießt. Die Wesernymphe, eine angenehm unterhaltende mit reichem Humor ausgestattete Schrift, ist das Werk von Schriftstellern aus den Gauen der Weser längst zu Deutschlands ausgezeichneteren mit Recht gezählt. Daher wird die freundliche Visurgina im lieblichen Gewande sich überall da Freunde erwerben, wo des gemeinsamen Vaterlandes Ströme vorüberrauschen.

Die Nymphen der Donau, der Elbe, der Oder und des Rheins werden die bescheiden einherschreitende Weser ihren näheren und ferneren Nachbarn gern und freundlich zuführen, da ihr ausgezeichneter Werth der zu Empfehlenden überall nur zur Ehre und Freude gereichen wird.

Humoristische Skizzen und Bilder von Theodor von Kobbe. 8. brosch. 21 gGr.

Dieses neueste Produkt des bekannten geistreichen Herrn Verfassers bedarf nur die Anzeige seiner Erscheinung.

[283] Bei C. W. Leske in Darmstadt ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Dr. E. Zimmermann (Großherzoglicher Hofprediger und Herausgeber der Allgemeinen Kirchen- und Schulzeitung)

Stimmen aus dem Reiche Gottes
an und für die bewegte Zeit.

gr. 8. Preis geheftet 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

In zwölf verschiedenen Abhandlungen und christlichen Vorträgen spricht der würdige Verfasser seine eben so freysinnigen als ächt christlichen Ansichten über unsere ernste Zeit hier aus. Zur näheren Bezeichnung derselben mögen nachfolgende Worte aus dem Vorwort dienen: „Ich kann die mit jedem Tage von Neuem sich begründende Ueberzeugung nicht aufgeben, daß es durchaus kein Heil mehr für unsere Zeit gibt, als Rückkehr zu christlichem Glauben und Leben. Gebe oder ertrotze man Verfassungen, Gesetze und Ordonnanzen, wie man nur immer kann und will: ohne ein sittlich-religiöses Leben der Völker, wie es das Christenthum bildet, ist ein Zustand dauernder Wohlfahrt nicht zu erzielen; die immer haltloser und ungezügelter werdende Beweglichkeit der Gemüther wird unbedenklich morgen wieder niederreißen, was heute unter jubelnder Acclamation gebaut ist, und wenn die Welt nicht bald zur Besinnung kommt, so bedarf es keiner Prophetengabe, um in der Kürze die tollgewordenen Völker in den Wirren eines politischen Veitstanzes sich zu Tode revolutioniren zu sehen."

---

[298] In den ersten Tagen erscheint bei Unterzeichnetem und ist in Commission der J. W. Heyerschen Hofbuchhandlung dahier, sowie durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Die Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen in Beziehung auf Befreiung des Grundeigenthums und der Person von alten drückenden Beschränkungen und Lasten, zusammengestellt von Wilhelm Goldmann, Großherzogl. Hessischem Oberfinanzrathe und Mitgliede der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen. (groß 8. 17 Bogen sauber geheftet mit Umschlag. Preis 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.)

Der gegenwärtige Zeitpunkt, in welchem die Ablösung der gutsherrlichen Gefälle fast gleichzeitig in dem größten Theile Deutschlands entweder den Stände-Versammlungen zur Berathung vorliegt oder zu derselben vorbereitet wird, forderte den Verfasser, welcher, nach der Vorrede seiner Abhandlung, in seinem Wirkungskreise als Staatsbeamter Gelegenheit hatte, sich schon längere Zeit mit diesem höchst wichtigen Gegenstande zu beschäftigen, auf, die in dem Großherzogthum Hessen darüber bestehende Gesetzgebung systematisch zusammenzustellen und die wichtigsten, im Wege des Buchhandels nicht mehr zu erhaltenden Gesetze vollständig anzuhängen.

Da die Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen in der fraglichen Beziehung bekanntlich schon lange weiter vorgeschritten ist, als die aller anderen Staaten Deutschlands, da es mithin für die gesetzgebenden Behörden der letzteren von großer Wichtigkeit seyn muß, diese Gesetz-

gebung mit ihren Resultaten und den weiteren Erfahrungen der Großherzogl. Hessischen Behörden kennen zu lernen; so konnte wohl keine Erscheinung zeitgemäßer seyn, als die vorliegende, und sie muß jedem Mitgliede der oberen Staatsbehörden, sowie der Ständeversammlungen in allen deutschen Landen, worin der fragliche Gegenstand von Wichtigkeit ist, höchst erwünscht seyn.

Aber auch für das Großherzogthum Hessen selbst ist das vorliegende Schriftchen von mehrfachem Interesse, weil es zugleich freimüthig die Lücken und Mängel andeutet, welche etwa noch in diesem Zweige der Gesetzgebung in Hessen auszufüllen und zu verbessern sind und jeden Beamten, sowie jedes Mitglied der Ständeversammlung, in die Lage setzt, sehr leicht die ganze Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen über diesen Gegenstand zu übersehen und besser kennen zu lernen, als es bisher möglich war, so lange die Materialien theils in den Verordnungs-Sammlungen von vier und zwanzig Jahrgängen und den weitläufigen Verhandlungen von vier Ständeversammlungen zerstreut, theils nicht einmal alle öffentlich bekannt waren.

Darmstadt, den 1. August 1831.

Carl Stahl,

Großherzogl. Hess. Hof- und Cabinetsbuchdrucker.

---

[290] Bei J. F. Hartknoch in Leipzig ist so eben neu erschienen:

Deutsche Dichter
erläutert
von
M. W. Götzinger.

Für Freunde der Dichtkunst überhaupt, und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. 1ster Theil. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr. rhein.

Dieser erste Band enthält Balladen von Bürger, Schiller, Goethe, Uhland, Stollberg, Schlegel, Kind, Langbein, Collin u. a. m. Alle sind erläutert, auf ihre Quellen zurückgeführt, sobald eine äußere Ableitung stattfindet, und mit andern Dichtungen verglichen, denen derselbe Stoff zu Grunde liegt.

---

[289] Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung ist so eben erschienen:

Sämmtliche Schriften von Aug. Wilh. Rehberg, Königl. Hannov. Geh. Cab. Rathe ꝛc. Zweiter Band. gr. 8. 1831. 1 Rthlr. 4 gGr.

Wie wichtig und allgemein interessant auch dieser 2te Band für jeden Gebildeten und für jeden deutschen Vaterlandsfreund besonders in der jetzigen Zeitperiode wieder ist, ergiebt der folgende Inhalt: I und II. Die französische Revolution. — Deutschland vor der Revolution im Jahre 1789 u. s. w. — III. Die Landstände der Fürstenthümer Calenberg und Grubenhagen, 1793 und 1794. — IV. Deutschland nach der Französischen Revolution. — V. Ueber den deutschen Adel. Cap. 1. Ursprung des deutschen Adels und Veränderung seiner Verhältnisse, durch die Errichtung stehender Heere, und unter der Landeshoheit der Fürsten. 2. Der Adel als Guts- und Gerichtsherr. 3. Der Adel als Landstand. 4. Steuerfreiheit des Adels. 5. Der Adel im Staatsdienste. 6. Verhältniß des deutschen Adels zu der Nation. — VI. Ueber den deutschen Adel, nach der Auflösung des deutschen Reichs.

Der 1ste und 4te Band kosten 4 Rthlr. 4 gGr.; der 3te Band wird nächstens zum Druck gelangen.

---

[282] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Karl Hofmann.

Inhalt der ersten Lieferung: I. Grundzüge der Geschichte des deutschen Volkslebens. II. Die deutsche Volkspartei. III. Die Sache des Volkes. IV. Ein Wort über das Duelliren der Studenten. V. Die persönliche Freiheit des Staatsbürgers im Großherzogthum Hessen in der Theorie und in der Praxis. VI. Russenschen. VII. Antwort auf die Luxemburgische Frage. VIII. Betrachtungen, veranlaßt durch die neueste französische Revolution. IX. Ueber Honoratioren. X. Das constitutionelle Deutschland; erster Aufsatz; zweiter Aufsatz. XI. Mancherlei.

Jeder Band wird 21 bis 24 Bogen enthalten, und die weiteren Lieferungen sollen schnell folgen. Der Preis dieser 1sten Lieferung ist 12 Gr. oder 54 kr.

Es wird hinreichen, darauf aufmerksam zu machen, daß der Verfasser der wegen demagogischer Umtriebe so lange in Untersuchung gewesene und endlich gänzlich freigesprochene Advocat Hofmann sey, der hier in Gemeinschaft mit seinen Freunden seine Ansichten freimüthig ausspricht, um die Theilnahme des Publikums auf diese neue Erscheinung zu lenken. —

Darmstadt, den 5. Juli 1831.

C. W. Leske.

---

[294] So eben ist erschienen und versandt:

Geschichte Rußlands
und
Peters des Großen;
vom
General, Grafen von Segür,
Verfasser: „der Geschichte Napoleons und der großen Armeen während des Jahres 1812"
Aus dem Französischen
von
C. D. H. Grimm
Erstes Bändchen
12. in eleganten Umschl. geh. Preis 8 Gr. oder 10 Sgr.

Das Ganze wird aus drei, schnell hintereinander erscheinenden Bändchen bestehn.

Leipzig im August 1831.

Brüggemann'sche Verlags-Expedition.

---

[288] **Allgemeine Modenzeitung.**

Eine Zeitschrift für die gebildete Welt, herausgegeben von Dr. J. A. Bergk. 1831. 33. Jahrgang.

Das 2te Vierteljahr dieser sehr beliebten Zeitschrift enthält 26 Kupfer; 13 davon stellen in 60 Figuren die

neuesten Londoner, Pariser und Wiener Damen-, Herrn- und Kinder-Moden dar (spätestens vierzehn Tage nach deren Erscheinung in benannten Hauptstädten); die 13 andern enthalten folgende Portraits: das des Prinzen Johann, Herzog zu Sachsen, Ober-General der Communal-Garden in Sachsen, des Generals Gerard, der berühmten Clavierspielerin Anna Carolina de Belleville, des Dichters Victor Hugo, des K. Pr. Minister von Kamptz, des K. Sächs. Cabinets-Minister Bernh. von Lindenau, des französ. Generals Sebastiani, Abbildung von Polens Kriegern, ferner Wiener, Pariser und Londoner Hüte, Hauben, Kopfputze, verschiedene Meubles und Vorhänge. In allen Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämtern nimmt man fortwährend Pränumeration auf diese Zeitschrift 1831 an. Der ausgezeichnet billige Preis des ganzen Jahrganges von circa 70 Bogen Text mit 52 illuminirten Kupfern, nur die neuesten Moden betreffend, ist 6 Thlr. (oder 10 fl. 48 kr.) und des halben Jahrganges 3 Thlr. (oder 5 fl. 24 kr.) und mit 104 Kupfern, die Moden und Abbildungen interessanter Neuigkeiten enthaltend, 8 Thaler (oder 14 fl. 24 kr.) und des halben Jahrganges 4 Thaler (oder 7 fl. 12 kr.)

Leipzig, im Juni 1831.

Industrie-Comptoir, Petersstraße No. 112.

---

[287] In der Hartmannschen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen:

Die

Weihe der Jungfrau

bei dem Eintritt in die größere Welt.

Von

Th. Huber

8. gebunden, Preis 1 Rthlr. 3 Gr.

Dieses Büchlein gehört nach dem mehrfach ausgesprochenen Urtheile von Männern, die langjährig sich mit der Erziehung junger Mädchen beschäftigten, unbedingt zu den besten der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Der geschätzten Verfasserin war es hauptsächlich darum zu thun, Jungfrauen, die eine für weitere Ausbildung sorgende Mutter, Schwester u. s. w. entbehren, zu der Anmuth und feinen Geselligkeit anzuleiten, welche die Natur dem schönen Geschlechte als eine vorzügliche Mitgabe gewährte. Von diesen äußern Weihgeschenken der Natur, führt die Verfasserin immer auf die sittlichen Gründe zurück, und zeigt so, daß wahre Anmuth und Schönheit nur auf sittlicher Würde beruhen, und im Innern Anklang finden müssen.

---

[284] Neues Werk für Verwaltungs- und Wasserbaubeamte, Land- und Staatswirthe, Hydrographen und Geologen.

Bei Friedrich König in Hanau ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Gewässer und der Wasserbau der Binnenlande, in naturwissenschaftlicher, technischer und staatswirthschaftlicher Beziehung, oder systematische Darstellung der Grundsätze, nach welchen alle nicht am Meere gelegenen Wasserbauten zu entwerfen und auszuführen sind; von Karl Arnd, kurhessischem Wasserbaumeister und Strassenbauingenieur gr. 8. 17 Bogen mit 3 Kupfertafeln. Preis 2 fl.

Der dem Publikum durch seinen Straßen- und Wegebau bereits vortheilhaft bekannte, mit der Theorie und Praxis gleich vertraute Verfasser sucht durch diese Schrift ein gewiß sehr allgemein gefühltes Bedürfniß zu befriedigen, da er dem praktischen Wasserbaumeister ein theoretisch begründetes und wissenschaftlich geordnetes System seiner unentbehrlichsten Kenntniße und dem Staatswirthe eine naturgemäße Anleitung darbietet: wie die Gewässer für die allgemeine Wohlfarth am wirksamsten benutzt werden können; ferner möchte die Gedrängtheit der Darstellung sie zu einem Leitfaden bei akademischen Vorträgen und die Reichhaltigkeit und lichtvolle Behandlung ihres Stoffes zu einem Handbuche für Polizei- und Verwaltungsbeamte, Landwirthe und Mühlenbesitzer vorzüglich empfehlen.

---

[280] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Niederlande rc. rc. versandt:

Geschichte

des Hauses

Nassau-Oranien.

Von

Dr. Ernst Münch,

Professor und Bibliothekar Sr. Maj. des Königs der Niederlande im Haag.

Erster Band.

gr. 8. Subscriptionspreis: auf weißem Druckpapier 1 Thlr. 16 gGr.; auf Velinpapier 2 Thlr. 12 gGr.

Zu einem schönen und erhabenen Denkmale, welches der geschätzte Verfasser seinem literarischen Ruhme sich in dieser großen und höchst bedeutungsvollen Arbeit zu setzen denkt, erscheint hier der Grundstein in dem ersten, so eben fertig gewordenen Bande. Die Geschichte der Nassauer ist bis jetzt nur unvollkommen und mangelhaft bearbeitet worden. Dem Verfasser haben sich alle Quellen geöffnet, ihn mit ihrem lang verschlossenen Reichthum zu unterstützen. Seine besten Kräfte hat er an ein Werk gesetzt, gleich wichtig für den Forscher, wie anziehend für den Freund der Geschichte. Unparteilichkeit, Freimüthigkeit, echt deutscher Sinn, gründlicher Fleiß leiten, dichterische Phantasie und Sprache beleben diese an großen Thaten und Charakteren so reiche Geschichte, deren würdigen Beschreibung man schon so lange mit Verlangen entgegengesehen hat.

---

[296] Bei den Brüdern Schumann in Zwickau ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Voigt, F. A., Lehrbuch der Arithmetik als Leitfaden beim Unterrichte auf Gelehrtenschulen. 8. 20 Gr. Im Parthiepreise weit billiger.

Weiske, C. A., Quaestiones juris civilis. gr. 8. Velinpapier geh. 12 Gr.

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON TH
STAMPED BELOV

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT
RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIF

Book Slip-55m-10,'68(J4

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library

or to the

NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

OCT 11 2002

DD20 15M 4-02

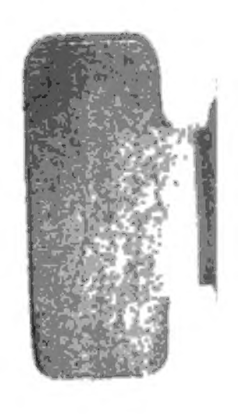
Digitized by Google

№ 636781

AP30
M6
1831:2

Morgenblatt für gebildete
Stände.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS



Digitized by Google

Digitized by Google